Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk

Herausgegeben
unter der
Redaktion von Bruno Geiser

Neunter Band

Stuttgart 1884
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz

Inhalts-Verzeichnis.

Romane, Novellen, Erzählungen, Humoresken und belletristische Skizzen.

Antropologie, Zoologie, Botanik, Medizin, Gesundheitspflege und allgemein Naturwissenschaftliches.

Philosophie, Sprachwissenschaft und Religion.

Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart, Kulturwissenschaft, Literaturgeschichte.

Länder- und Völkerkunde.

Bau- und Maschinenwesen, Technik, Industrie, Handel und Landwirtschaft.

Biographien und Karakteristiken.

Gedichte.

Für unsere Hausfrauen.

Für die Jugend.

Literarische Umschau.

Sprechsaal für jedermann.

Illustrationen.

Rätsel und Charaden.

Rebus.

Rösselsprung.

Die Neue Welt.

Gerechtigkeit

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 1. 1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky.

1. Kapitel.

Zwei junge Männer kamen im glühenden Nachmittags-Sonnenschein die Bergstraße einhergeschritten. Von dem Alpenkurorte Solenbad ausgehend, befanden sie sich jetzt nach dreistündiger Wandrung inmitten der Riesen des Hochgebirgs, und sie eilten dem bergumschlossenen See entgegen, an dessen Ufern sich in einsamer Oede der Flecken Amsee erhebt. Der Schritt der beiden war elastisch und weitausgreifend, ihre Haltung frei und kräftig. Sie hatten die Lodenjoppen ausgezogen und über die Schultern geworfen und die rauhen Hüte weit aus dem Gesichte und gegen den Nacken zurückgeschoben.

Beide schlank und von Mittelgröße, waren sie in Kleidung und Wuchs kaum zu unterscheiden. Auch im Alter mochten sie gleich sein, aber näher betrachtet, trat bei dem einen, Arnold Lefebre, eine geistige Distinktion unverkennbar hervor, die durch seine Schönheit ein noch auffallenderes Relief erhielt.

Er sprach lebhaft und schien seinem Gefährten, dem Arbeiter Valentin Hofer, etwas zu erklären, zu erläutern. Seine braunen Augen, die tief, gleichsam ihr Feuer zurückdrängend, unter krumm geschwungenen Brauen lagen, zeigten jenen durchgeistigten Ausdruck und jene stets bereite Teilnahme eines leicht erregbaren Naturells. Und wenn die obere Partie des schönen Kopfes zu ernst und bedeutend für seine Jahre erschien, so zeigte das Lächeln um den weichen, fast sinnlich geschwellten Mund doch all den Frohsinn der Jugend.

Dem Valentin fehlte dieser sicher nicht. Alles an ihm zeigte eine köstliche, frische Naivetät. Er horchte auf die Mitteilungen des andern, aber etwas Keckliches zuckte ihm dabei um die Mundwinkel und sprühte aus den lichten blauen Augen, die in aufdämmernder Intelligenz neugierig und lernbegierig sich in der Welt umsahen, als würden sie es vorziehen, alle Eindrücke von außen zu erhalten.

Sein Gang zeigte die Geschmeidigkeit des Gebirgsbewohners; im ganzen hatte er aber den schon mehr städtischen als bäuerlichen Anstrich, den die Arbeiter in größeren industriellen Etablissements so schnell sich anzueignen wissen. Jetzt unterbrach er die Ausführungen Arnolds und vertraulich, in jäher Lustigkeit, warf er den Arm um seinen Hals.

„Paß' auf," rief er, „jetzt sind wir gleich um den Felsvorsprung herum und dann schimmert dir das Wasser entgegen. Wir sind am See. Juhu!"

Er stieß den Gebirgsjauchzer aus.

„Wir haben noch eine halbe Stunde den See entlang zu gehen, ehe wir unser Ziel erreichen," entgegnete in halber Frage der andere.

„Das schon, aber wir sind dann im Schatten des Salzbergs und dies Schwizen hat ein Ende."

Sie umfaßten sich und im Schnellschritt ging's die Anhöhe hinab. Da unten winkte der Schatten einiger Linden und Erlen und zwischen den Bäumen erblickte man die weißen Mauern einer Mühle, deren Räderwerk von dem Bergbache getrieben wurde, welcher an dieser Stelle in den See mündete.

Der Müller, eine behäbige Gestalt, stand, die Hände auf dem Rücken, vor dem Thor.

„Grüß Gott, Valentin," rief er nickend herüber, nachdem ihn dieser schon von ferne durch ein lebhaftes Hutschwenken begrüßt hatte; „na, stellst dich bei mir ein? das Bier ist frisch."

„'s geht nicht, wir haben's furchtbar eilig," lautete die Antwort Valentins, der mit seinem Gefährten rasch herankam.

„Kannst es nicht erwarten, deine Alte zu sehen?" lachte der Müller, „oder kommst vielleicht wegen einer Jungen? Da thät't mir leid," fügte er neckend hinzu, „denn alles, was von saubern Dirnd'ln im Ort ist, ist jetzt auf der Alm."

„Wer weiß," entgegnete Valentin pfiffig, und sich hierauf mit einem noch schlauern Lächeln dem Genossen zuwendend, „aber meinst nicht, Arnold, da wir doch einmal da sind und das Bier so frisch ist —" er schnalzte mit der Zunge.

„Ich bin's zufrieden," erwiderte der Gefragte mit zustimmender Munterkeit.

„Also geschwind, zwei Krügel!"

„Drei Krügel frisches," rief der Müller mit Stentorstimme ins Haus hinein, und sich hierauf mit einem neugierigen Frageblick an Arnold wendend: „Der Herr ist wohl hier fremd, hat unser Bier noch nicht gekostet?"

Der Angeredete nickte bejahend:

„Doch, Herr Müller, wir haben in Solenbad dasselbe und ich bin nicht zum erstenmal in der Gegend.“

„Solenbad ist sein Geburtsort,“ bemerkte Valentin, „wir sind alte Kameraden von früher her, sind bei einem Meister in der Lehre gestanden. Da habens uns den Arnold eines schönen Tags aus der Werkstatt g'holt, weil sich sein Herr Vater plözlich erinnern tät, daß er einen Sohn hat. Wir haben uns dann lang' nicht g'sehn, er hat studirt, ist Doktor worden, aber im Grunde ist er doch der Alte geblieben.“ Er gab ihm einen kräftigen Schlag auf die Schulter, damit seine Behauptung gleichsam unterstüzend. Arnold lachte über den lustigen Schwäzer, der Müller aber, der nicht wußte, in wie weit er dem Schalk Glauben schenken durfte, hatte nur ein pfiffiges Lächeln. Nun wurde das Bier gebracht, und jeder von ihnen, und auch der Müller, griff mit sichtlichem Behagen nach dem Glase, in dem das erfrischende Getränk moussirte und überschäumte. Die Neugierde des Müllers war indes nicht wenig erregt worden, er hätte über den schmucken Doktor gerne noch mehr erfahren, aber die jungen Männer hielten ihm nicht Stand, sie zahlten und entfernten sich rasch.

Bald waren sie um den vorspringenden Felsen herumgekommen und der See lag nun in seiner ganzen beträchtlichen Ausdehnung vor ihnen.

Es war ein Bild großartiger Bergnatur, das in seiner ernsten, düstern Schönheit einen unbeschreiblich tiefen Eindruck hervorbrachte. Der dunkle, tiefgrüne Bergsee war ringsum eingeschlossen von hohen, senkrecht aufsteigenden Felswänden. In grotesken Formen, gezackt und zerklüftet, strebten sie himmelan, und ihre Spizen und Kämme, in bläulichen Duft gehüllt, hoben sich zart und doch in bestimmter Kontur von dem noch blaueren, leuchtenden Firmament.

Die Sonne neigte sich hinter den Salzberg. Die Hälfte des See's lag bereits in seinem Schatten, um so heller erschienen die Berge des gegenüberliegenden Ufers, die, von Vegetation entblößt, graues, vielfach abgetöntes Gestein zeigten, und um so schimmernder, smaragdfarbig licht erschien die sonnenbeschienene Wasserfläche.

Magische Lichteffekte rieselten mit den Wellen darüber hin, sprühten auf und versanken, um glizernd aufs neue aufzutauchen.

Arnold blieb stehen. Er war überrascht und gefesselt von der Romantik dieses Ortes und seiner seltsam düstern Oede.

Hier schien alles zu fehlen, was menschliches Behagen schafft; hier war kein Boden, um ihn zu bebauen, kein ebener Fleck Erde, um seine Hütte darauf zu stellen, und doch war auch diese Oede bevölkert und war es schon vor zweitausend Jahren gewesen, wo die aus Gallien zurückflutenden Kelten hier eine Niederlassung gegründet, und, die ersten, den Bergbau begonnen hatten.

Die Straße, die längs der Felswände hinführte, lag wohl 40 Fuß hoch über dem Spiegel des Sees. Durch Dynamit war sie den steilabfallenden Wänden des Salzberges abgerungen worden. Sie führte bis zu den ersten Häusern des Marktes Amsee, und bis dahin war es möglich, einen Wagen zu benuzen. Der Ort selbst baute sich vom See terrassenartig aufwärts. Gleich Vogelnestern klebten die dunkeln hölzernen Hütten an den Abhängen und der Zugang zu ihnen war nur durch zahlreiche, ganz regellose, und in die Felsen gehauene Treppen ermöglicht. Dergestalt war eine Kommunikation mit Amsee nur zu Wasser durchführbar, und nur vom See aus konnte man den Ort in seiner eigentümlichen Anlage übersehen.

Man bemerkte über ihm kräftig sprießenden Wald, der am Salzberg bis zu jener ansehnlichen Höhe sich fortpflanzte, wo die Stollen in das Innere des Salzbergwerks führen und die Arbeitshäuser stehen, die die Woche über den Bergarbeitern zur Unterkunft dienen.

Am Südende des Sees zwischen dem Salzberg und dem 7000 Fuß hohen Plattenberge öffnete sich ein Talspalt, den ein wildschäumendes Gebirgswasser, der Waldbach genannt, durchströmt, um sich in den See zu ergießen.

Eine zweite Ortschaft, die Lahn, lehnt sich an die steilen Felswände des Plattenberges.

Hier befinden sich Thon-Schieferlager, und den Sommer über ist hier ein Tagbau eingerichtet.

Das Recht zu schürfen war vor einigen hundert Jahren einigen Kolonisten mit manchen andern Rechten verliehen worden; damals fühlte man sich veranlaßt, den Arbeitern, die man dauernd in diese Bergwildnis bannen wollte, allerlei Konzessionen zu machen und ihnen sichere Garantien für ihre Existenz zu bieten. In unserer Zeit ist man anderer Meinung. Vor kurzem hatte das Forst-Aerar diese Servitute um ein billiges abgelöst und hatte auf eigene Rechnung den Bau begonnen, immer mit einer äußerst beschränkten Zahl von Arbeitern, da man dem ebenfalls ärarischen Salzbergwerk keine Konkurrenz machen und die Nachfrage nach Arbeitern an Ort und Stelle nicht erhöhen wollte.

Im Vorwärtsschreiten hatte Arnold seinen Gefährten über die topographischen und ökonomischen Verhältnisse von Amsee ausgefragt und aus seinen oft unterbrochenen, häufig abschweifenden Darstellungen sich den Sachverhalt ungefähr richtig zusammengestellt.

„Alle Kultur, Industrie und Verkehr beschränken sich also auf dieses eine Ufer des Sees, wo der Salz- und Plattenberg sich erheben?“ fragte er weiter, „und das gegenüber liegende ist unbewohnt und wüste geblieben?“

„Freilich,“ erwiderte Valentin, „da drüben ist nichts zu holen; Boden ist auch keiner zum Anbau, und die Felswände sind noch schroffer, und die Tannen, die drauf wachsen, wagt keiner zu fällen.“

„Aber diese kleine Landzunge ist üppig bewachsen; es ist wohl angeschwemmtes Terrain, und auf den Felsen drüber erhebt sich kräftiger Baumwuchs, einige herrliche Gruppen. Einer, dem es so recht um Ruhe und Einsamkeit zu tun wäre, der könnte immerhin auf die Idee kommen, auf dem jenseitigen Ufer sich niederzulassen.“

„Nun, einer hat auch diese Idee gehabt,“ bemerkte Valentin schmunzelnd, „und dieser Eine ist just dein Bekannter, Herr Barr, und er hat zugleich den Mut gehabt, sie auszuführen.“

Arnold blieb überrascht stehen, und mit der Hand über den See weisend, fragte er: „Drüben wohnt Herr Barr?“

„Ja, und da du ihn besuchen willst, so kannst du dich von der Lahn aus überfahren lassen. Aber vorher kommst du noch zu uns, du willst ja meinen Bruder, den Georg kennen lernen; heut ist Freitag, da kommen die Salzarbeiter frühzeitig vom Berg herunter; vielleicht ist er schon zu Haus, der rudert dich dann hinüber, der weiß drüben Bescheid.“

„Aber ich kann Barrs Wohnsiz nicht erblicken.“

„Weil er hinter den Bäumen versteckt ist, aber wir sind gleich bei der Kirche, und trittst du da auf die Felsenterrasse heraus, so hast du die englische Villa gerade vor dir liegen.“

„Die englische Villa?“

„Wir nennen sie hier so, weil Herr Barr mit seiner Tochter von England gekommen ist.“

Arnold nickte. „Er hat eine Tochter, ich erinnere mich, ein kleines blondes Mädchen.“

„Das nun schon ganz erwachsen aussieht.“

Der junge Arbeiter warf den Kopf zurück und schnalzte mit der Zunge. „Ein wunderbares Mädel! Weiß Gott, sie kommt mir oft vor wie eine Blume, die man aus einer andern Welt zu uns verpflanzt hat. Sie ist seltsam in allem, in ihrer Schönheit und in ihrer Sprach', in allem, was sie tut, ja ich möcht' sagen, 's ist schon was besonders in der Art, wie sie Einen ansieht.“

Arnold antwortete nicht. Er schien in Gedanken versunken, die nach einer andern Richtung gingen.

Jezt hatten sie die Kirche erreicht. Sie betraten den Ortsfriedhof, und zwischen den Gräbern hindurch schreitend, kamen sie zu der Felsenterrasse, deren gemauerte Steinballustrade weit in den See hinausragte. Die beiden jungen Männer lehnten sich gegen dieselbe, und mit der Hand in derselben Richtung deutend, riefen sie gleichzeitig wie aus einem Munde:

„Dort ist die Villa!"

Die kleine dichtbewachsene Landzunge, auf der dieselbe stand, bot von hier aus einen reizenden Anblick.

Eine grüne Oase wars inmitten starrer, nackter Felsen, eine liebliche Idylle inmitten eines gewaltigen Epos. Einige hochgewachsene Bäume und dichtes Gebüsch säumten das Ufer und saftige mit Alpenkräutern bewachsene Matten zogen sich in sanfter Steigung bis zu den mächtigen Felsblöcken hinan, die dann senkrecht in gigantischen Formen aufwärts strebten. Unter Sträuchern und Blumen, rückwärts an einen Felsen gelehnt, erhob sich das villenartige Gebäude, hübsch und freundlich, über alles traulich.

Der See war hier zu breit, als daß man die Gegenstände am andern Ufer genau hätte unterscheiden können, aber man sah die weißen, nun im Sonnenlichte schimmernden Mauern, von Grün umrankt, und die dunkle Holzgalerie, die in der Höhe des ersten Stockes die Villa nach allen Seiten umgab.

Ihr Dach war flach und nach italienischer Art weit vorspringend, die Fenster waren geöffnet und die grünen Jalousien zum Schuz gegen die sinkende Sonne herausgespannt.

So ruhig und friedlich, so schimmernd im Sonnenschein, so reich an Duft und Farbe lag das kleine Haus in Grün gebettet und darüber erhoben sich die grauen kahlen Wände zu immer kühneren Formen. Ein anordnender Geist, ein poetischer Sinn hatte hier in dieser großartigen Bergnatur ein schönes, trauliches Plätzchen geschaffen, das in seiner Unnahbarkeit, in seiner Abgeschlossenheit von der ganzen Welt, in seiner unendlichen Stille so recht eine Zuflucht sein konnte für einen denkenden, schaffenden Geist, oder ein Asyl für einen bereits erschöpften.

Arnold, den Kopf in die Hand gelegt, sah hinüber, lange und sinnend, dann sagte er, wie zu sich selbst sprechend:

„Die Ruhe mag ihm erquicklich sein nach all den Stürmen, denen er schon die Stirne geboten hat."

„Ja, der mag ein bewegtes Leben hinter sich haben," versezte Valentin.

„Ein Leben der Arbeit, der Anstrengung und des Kampfes."

„Er muß ein tüchtiger Herr sein, man sieht es ihm an."

„Er ist einer der edelsten und erleuchtetsten Geister unsrer Zeit."

Der junge Arbeiter kraute sich in den Haaren, während er den Hut ein wenig lüpfte.

„Es scheint, daß die überall am schlechtesten angeschrieben sind."

Der andere zuckte die Achseln.

„Vor zehn Jahren etwa," sagte er, „hat er ein Werk veröffentlicht, das für die Wissenschaft von höchster Bedeutung war. Das Werk hat einen Sturm hervorgerufen; es hat die heftigsten Angriffe der einen, die größte Bewunderung der andern erfahren. Es hat sein Ziel erreicht: es ist eine Fundgrube des Wissens für uns Jüngere geworden und hat auf uns klärend und bestimmend gewirkt."

Valentin hatte aufmerksam zugehört. „Er muß ein ganzer Mann sein," rief er, „der Georg sagt es auch. Nun, der Professor Barr scheint ihm auch so manches aus seinem frühern Leben mitgetheilt zu haben; aber der Georg ist ein stummer Patron. Dafür hat die gute Frau Gerta, die Dienerin des Professors, so manches aus seinen privaten Verhältnissen meiner Mutter anvertraut. Na, Weiber plaudern so was immer aus. Er soll eine Hochgeborne zur Frau gehabt haben, eine Komtesse Falkenau. Sie hat eine Reise nach England gemacht, hat ihn dort kennen gelernt und hat sich sofort sterblich in ihn verliebt. Sie haben sich darauf heimlich mit einander verheiratet, gegen den Willen der gräflichen Familie natürlich, die von einer Verbindung mit einem Bürgerlichen nichts wissen wollt'. Frau Barr soll auch theilweise enterbt worden sein; es hat sie aber nicht gehindert, recht glücklich zu sein und ihren Mann anzubeten, wie die Frau Gerta versichert."

„Ich glaube es wohl," rief Arnold und seine braunen Augen schimmerten in Begeisterung. „Sie hatte alle Ursache dazu. Als ich ihn zum erstenmal sah, war er mir wie ein Zeus erschienen; er war nicht mehr jung, aber von einer edlen, wahrhaft antiken Schönheit und in seinem ganzen Wesen lag ein Zauber, der hinreißend wirkte."

„Wann bist du denn mit ihm bekannt geworden?"

„Vor etwa vier Jahren. Seine Frau war gestorben und es war ihm hierauf auf seinem stillen Landsiz in Wales zu einsam geworden. Er kam nach Deutschland zurück und ein Zufall brachte uns einander nahe. Niemals noch hatte eine Persönlichkeit einen so mächtigen Eindruck auf mich gemacht, hatte mich so beeinflußt, wie dieser Mann. Er wurde mein Lehrer, mein Führer. Ich verkehrte eine Zeit hindurch täglich mit ihm und besuchte ihn auch in seinem Hause."

„Da kennst du wohl seine Tochter Elsa?"

„Ich traf sie einmal in seinem Zimmer. Sie sah mich mit großen klugen Kinderaugen an und hüpfte hinaus. Einige Wochen nachher hatte er auf den Rat seines Arztes Deutschland wieder verlassen und war nach dem Süden gegangen. Seine Gesundheit war damals nicht die beste."

„O, sie ist es auch heute noch nicht."

„Er ist doch nicht krank," fragte Arnold besorgt. „Ich weiß gar nichts über sein Befinden, er spricht in seinen Briefen nie von sich selbst."

„So bestimmte Auskunft kann ich dir darüber nicht geben. Ich komm' nur selten nach Amsee herüber und ich hab' den Herrn schon lange nicht gesehen. Aber der Georg wird dir das alles sagen, der fährt ohne dies jeden Freitag, wenn er vom Berg herunter kommt, nach der englischen Villa hinüber. Es ist sonderbar, der Bursch' ist sonst schüchtern und unbeholfen genug und mit dem gelehrten Herrn kann er sich ganz gut verständigen; ich weiß nicht, wie er das zusammenbringt."

Sie hatten die Terrasse verlassen und waren über eine in den Felsen gehauene Treppe herabgestiegen, jezt schritten sie einen schmalen holprigen Weg entlang, der an einigen unregelmäßig hingebauten Hütten vorbeiführte.

„Nun, ich bin wahrhaft ungeduldig, deinen Bruder Georg kennen zu lernen," sagte Arnold, und er schritt noch rascher aus, als dränge es ihn, sein Ziel zu erreichen.

2. Kapitel.

Das dunkle weinumrankte Häuschen der Wittwe Hofer, der Mutter Valentins, war das lezte das zur Gemeinde Amsee gehörte. Ein winziges Vorgärtchen, in dem Petersilie und Salat wuchsen, lag unmittelbar am Wasser, kaum durch einen niedern Steindamm gegen den Anprall der Wogen geschützt. Das Häuschen hatte einen Unterbau von Stein, in dem auch der Stall für die Ziege sich befand, die Wände und das Giebeldach von Holz hatten durch die Zeit und den Einfluß der Witterung jene sammtartige braunrote Färbung erhalten, die in ihrer Tiefe von so malerischer Wirkung ist.

In den drei Fenstern, die gegen den See heraus lagen, sah man blühende Blumen in Gartentöpfen und dahinter flatterte ein weißer Vorhang.

So überaus hübsch lag das kleine „Häusel" da, in der Reihe der nachbarlichen Bauten am See weitaus das netteste.

Frau Hofer, eine stattliche Fünfzigerin von gutmütigem Aussehen und jener Schwerfälligkeit, oder sagen wir, klassischen Ruhe, die dem Gebirgsbewohner eigen ist, der sich in nichts leicht übereilt, kam aus dem Hause mit einem Messer in der Hand. Sie wollte einige Salathäupter ausstechen.

Sie bückte sich nach dem Beet herunter, wobei die großen Zipfel des schwarzen Wollentuchs, das sie fest um den Kopf gelegt trug, ihr tief in das derbe gebräunte Gesicht fielen.

Der Schlag eines Ruders ließ sie aufsehen. In einer Plätte, dem dort üblichen Flachboot, das nur aus rohen Brettern gefügt und durch Rippen zusammengehalten ist, stand ein junges Mädchen, zart und schmächtig, fast noch ein Kind, aber sie führte kräftig das lange Stehruder.

Sie tauchte es tief ins Wasser, beugte, dem Stoße Nachdruck gebend, den Oberkörper weit vor, verharrte einen Augenblick in dieser Stellung und holte dann zu erneuetem Stoße aus. Die ganze Geschmeidigkeit und Zierlichkeit dieses jugendlichen Körpers kam hierbei zum Ausdruck, und man konnte kaum etwas Lieblicheres sehen.

Sie trug einen dunkelblauen Kattunrock mit einem Leibchen aus gleichem Stoffe, das, hoch hinaufreichend, den zarten Hals umschloß; die Armlöcher waren tief ausgeschnitten und ein grobes Hemd, dessen Aermel bis an die Ellbogen reichten, bauschte sich daraus hervor. Die magern aber gut geformten Beine, die unter dem kurzen Rock hervorsahen, staken in groben weißen Wollstrümpfen und darüber trug sie schwere häßliche Holzschuhe.

Sie sah recht ärmlich aus und ebenso die beiden Kinder, die mit ihr in dem Boote sich befanden.

Es waren ihre Stiefgeschwister, einer zweiten Ehe entsprossen; aber auch die zweite Frau war dem Vater gestorben und die damals erst vierzehnjährige Eva hatte alle Obliegenheiten und Sorgen einer Hausmutter übernehmen müssen. Der kleinste Knabe war ein schwächliches Geschöpf, wie sie das Elend erzeugt, er war einer jener Unglücklichen, deren fehlerhafte Gehirnbildung von vornherein jede Entwicklung des Geistes zur Unmöglichkeit macht.

Ihm fehlte jener Funke, den man den göttlichen nennt, ein Beweis, daß das Wesen der Seele nichts für sich Bestehendes, Unzerstörbares ist, daß der Geist mit dem Körper krankt und leidet und zugrunde geht. Der kleine dreijährige Idiot saß am Boden und schlug mit den verkrümmten Händchen in das Wasser, das in die Plätte eingedrungen war, ohne irgend eine Empfindung darüber zu äußern.

Ein Knabe von sechs Jahren, von gesundem Aussehen, mit einem ganz ungewöhnlich energischen Gesichte, befand sich dem Brüderchen gegenüber, er trug eine Lederhose, grüne Strümpfe und Schnürstiefel, die freilich arg vertreten und zerrissen waren. Indem er sich weit über die Schiffswand hinausbeugte, vergnügte er sich damit, ein Stück Holz, das seiner kindlichen Phantasie ein Boot vorstellte, an einem Bindfaden hinterdrein zu ziehen.

Das Mädchen fuhr dicht an dem Gärtchen vorbei, ihr liebes unschuldiges Gesicht wendete sich der Hofer entgegen und sie rief ihr ein freundliches „Grüß Gott" zu.

Diese hielt das Häuptel Salat bereits in den Händen.

„Woher kommst denn, Evi?" fragte sie, langsam gegen den Damm heranschreitend.

„Ich bin beim Bäcker gewesen, ich bring uns Brod für die Suppe."

„Aber der Schoten fehlt uns, und ohne den ist die Wassersuppe nicht so gut," bemerkte der Junge in einem vorlauten Ton.

„Pst, Sepp," verwies Evi, „du mußt Gott danken, daß du das hast."

Die Hofer nickte unmutig mit dem Kopfe.

„Bei euch gehts doch immer am knappsten her, unsereiner hat auch nichts übriges, aber da sollt' man noch immer nachhelfen."

Dann in sich hineinbrummend: „Da war auch der Teufel mit im Spiel, daß der Frieder noch ein zweites Weib sich nehmen mußt', seitdem ist kein Segen mehr in dem Haus." Ihr Blick streifte in abergläubischer Scheu das blöde Kind.

„Sag, Evi —" rief sie dieser zu, die gegen den Landungsplaz, dicht neben ihrem Hause heranfuhr, „dein Vater arbeit' jezt im Schieferbruch am Plattenberg?"

„Ja," antwortete Eva, „das Forst-Aerar hat ihn aufgenommen."

„Und bei der Saline ist er also ganz und gar in Ungnad' g'fallen? und um die Pension hat er sich 'bracht und das alles wegen seiner Halsstarrigkeit."

Eva hatte wehmütig den Kopf gesenkt, ohne zu antworten.

Im nächsten Augenblick fuhr das Flachboot gegen das sandige Ufer an und so hoch hinauf, daß man bequem aussteigen konnte.

Eva schloß die Ruder fest; sie nahm den kleinen Jungen auf den Arm, hob den Brotleib auf und bedeutete Sepp, mit ihr zu kommen. Dieser aber wollte von dem See und von seinem Spielzeug sich nicht trennen.

Sie redete ihm gütlich zu und nahm ihn endlich an der Hand, ihn mit sich fortziehend.

„B'hüt Gott, Mutter Resel," sagte sie sanft und freundlich, und sie ging nach links, um ihrer Behausung zuzuschreiten.

Frau Hofer überlegte noch einen Augenblick, dann rief sie laut: „Na, Everl, komm herein, ich will dir meinetwegen ein Stück Schoten leihen. 's ist wahr, wenn das bissel geronnene Milch nicht drinn ist, hat die Suppe gar keinen G'schmack."

Eva wendete sich sogleich um, und schritt dem Häuschen der Mutter Hofer entgegen, in dessen Tür diese soeben getreten war.

In unserem Sepp war aber die Lust am Wasser zu spielen aufs neue erwacht, und da ihn Eva nicht von sich lassen wollte, begann er zu schreien und zu strampeln und zeigte sich ganz ungeberdig. Und nun wurde auch der Kleine auf dem Arme unruhig und zugleich fühlte sie, wie das Brot ihr zu entgleiten drohte — im nächsten Augenblick mußte sie den Buben doch loslassen. Da erschien Frau Hofer an der Schwelle und sie trug das von Sepp so heiß begehrte Stück Quark in der Hand, das man hier Schoten nennt. Ein Löffel davon wird in einen Topf kochenden Wassers verrührt und damit eine Suppe hergestellt, die auf geschnitteltes Brod geschüttet, die hauptsächlichste Nahrung dieser armen Gebirgsbewohner ausmacht.

„Hast schon wieder mit dem Teufelsbuben dein Kreuz," rief die Hofer erzürnt, als sie Sepps Anstrengungen gewahrte, sich loszureißen. „Du boshafter Kerl," rief sie diesen barsch zu, „wirst du gleich mit der Schwester gehen, wenn sie es haben will."

„Er soll mir auf den Kleinen ein bissel acht geben, während ich die Suppe koch," erklärte Eva, „aber immer wenn ich ihn brauch', so will er nicht."

„Weil er grad so ein Revoltirer, grad so ein hartköpfiger Lutheraner ist, wie sein Vater," schalt Mutter Hofer. „Aber Evi, jezt darfst nicht nachgeben, er muß pariren."

Der böse Sepp aber hatte seinen Vorteil ersehen, mit einem jähen Ruck entriß er sich der Hand seiner Schwester und wie ein Windspiel schoß er den Weg gegen den See hinab.

Eva aber, nicht minder flink, hatte die Holzschuhe von den Füßen gestreift, das Brot auf die Bank gelegt, den Kleinen auf den Boden gesezt, und jagte nun hinter dem Bruder drein. Hart bei der Plätte erwischte sie den Deserteur und brachte ihn wieder zurück.

„Jezt mußt ihn durchwichsen, aber tüchtig, der verdient's," rief die sonst so gutmütige Frau ganz erbost; der Eingefangene schrie aber ärger als vorher und begann mit Händen und Füßen um sich zu schlagen, und jezt begann auch der Idiot ein Gebrüll und die arme Everl stand ratlos zwischen beiden, blickte auf den einen und den andern und fing nun selbst zu schluchzen an.

„Ich weiß mir oft nicht zu helfen," jammerte sie, „und wie er mir nur den Guki erschreckt hat." Sie ließ nun doch den Sepp los und bückte sich mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit gegen den kleinen August herab, das blödsinnige Kind an sich drückend, um es zu beruhigen.

Sepp hatte indes von der wiedererlangten Freiheit einen unerwarteten Gebrauch gemacht.

Er lief nicht gegen den See hinunter, sondern sprang mit einem Freudenschrei, die kleinen Arme ausbreitend, die Straße hinauf.

Unwillkürlich sandte Eva einen Blick ihm nach und ihre zarten Wangen flammten plözlich in Purpurglut.

Sie griff zuerst nach den Holzschuhen, und schon steckten die kleinen Füßchen darin, nun riß sie das Kind in die Höhe, und jezt bückte sie sich abermals nach dem Brode; aber ihre Verwirrung nahm zu, ihre Augen schienen nichts zu sehen und ihre Hände zitterten so merklich, daß sie das Brod nicht gleich zu fassen vermochte.

Der Schlaf des Gerechten. (Seite 26.)

„Aus is! der Valentin!“ rief jezt die Hofer, die nach der gleichen Richtung geblickt, überrascht aus. „Was kommt denn der an einem Freitag und wen bringt er denn da mit? Und der Sepp, der Teufelsfraz, lauft ihnen grad zwischen die Füß'.“

Endlich hatte Eva alles an sich gebracht, und sie rannte von der Haustür, wo sie gestanden, hinweg und der Lahn zu, ohne sich umzusehen.

Aber Sepp rief ihr nach:

„Everl, schau doch, schau, ich hab ein Pferd, das reitet wohin ich will.“

Stolz, mit vor Entzücken glänzenden Augen konnte man jezt Sepp auf den Schultern Valentins erblicken. Rittlings saß er ihm auf dem Nacken und seine kurzen Beine strampelten unbarmherzig, als gälte es die Sporen einzusezen, auf der Brust des jungen Burschen herum.

Aber die Everl wollte die Zurufe nicht beachten, und sie zeigte gar keine Neugierde und fing nur noch schneller zu laufen an.

„Hü, hü,“ schrie der kleine Reiter hinter ihr drein, „du Pferd, du reitest mit mir bis zu unserem Häusel, recht schnell, und du spielst dann mit mir wie neulich, gelt ja? ich hab dich gar so lieb, weißt, weil du immer mein Pferd bist,“ und er neigte sein lockiges Haupt und Valentins Hals mit beiden Händen umfassend, küßte er ihn auf die Stirne. Und das Pferd zeigte sich seinem Reiter willig und gehorsam; es sezte Eva nach und hatte sie bald eingeholt und überholt, und der junge Uebermütige schnaubte und pirouettirte jezt nach echter Pferdemanier vor ihr her, die Verlegene, Hocherrötende dem See entgegendrängend und ihr den Heimweg versperrend.

Und der kleine Reiter verstand das Manöver und lachte darüber so ausgelassen, daß schier zu fürchten war, er werde von seinem Pferd herunterfallen.

„Ei Everl, guten Abend,“ sagte Valentin, „du glaubst wohl, du kannst schneller laufen wie wir, ja g'fehlt, wir sind dir schon vorgekommen und nun mußt dich halt ergeben. Bist ja eh' schon rot wie ein Pfingstroserl vor lauter Eilfertigkeit — oder vielleicht von sonst was?“ Er sah ihr voll neckendem Mutwillen in das Gesicht. „Stehen bleiben sollst,“ rief er dann mit einem Anflug von Unwillen; „du kommst nicht eher an mir vorüber, ehe du mich nicht ang'seh'n und ein gutes Wort geben hast; gelt Sepp, sie muß auch ein bissel freundlich sein mit deinem Pferd.“

„Streichle mein Pferd, Evi!“ rief dieser befehlend von seinem hohen Siz herunter.

Diese wendete sich aber immer seewärts, so daß sie hart an den Damm herantrat; ihre Holzschuhe ließen sie straucheln und Valentin faßte sie rasch um die Taille, als hätte er ihr Hineinfallen gefürchtet.

Sie aber riß sich, bis zu Tränen aufgeregt, wieder von ihm los.

„Laß mich, wenn du mich nur siehst, so fangst schon mit deinen Dummheiten an, aber ich hab' keine Zeit dafür, ich muß dem Vater die Suppe kochen.“

„Also mit der Arbeit hast es so pressant, schau!“ spöttelte Valentin, und in einen mutwilligeren Ton übergehend, „und ich hab' glaubt, du laufst vor mir davon.“

Das junge Mädchen warf die Lippen auf.

„Oho, vor dir?! Das könnt' mir einfallen!“ Sie wollte dem trozigen Ton noch einen trozigen Blick hinzufügen, aber dieser Versuch mißlang; es schien fast, als traue sie sich nicht, ihm in die Augen zu schauen.

„So —“ sagte er gedehnt, während ein recht übermütiges Lächeln um seinen Mund zuckte. „Keck bist du auch noch mit mir, dafür werd ich dich halt wieder strafen müssen, wie neulich — weißt dus noch?“ fügte er leiser hinzu, indem er sein Gesicht zu ihr hinabneigte, daß es das ihrige fast berührte.

„Valentin!“ rief sie entsezt, und sie ließ das Brot fallen, weil sie es so gar eilig hatte, sich mit der einen Hand den Mund zuzuhalten.

Die Hoferin war indes mit Arnold, der ihr von seiner alten Kameradschaft mit Valentin erzählt hatte, herangekommen.

„Aus is!“ rief sie, im Aerger die Händen zusammenschlagend, „jezt läßt sie das Brot gar am Boden herumkugeln! Du hasts notwendig, so einen sündigen Uebermut zu treiben, du! Oes seids bei unserm Herrgott eh schlecht gnug ang'schrieben; aber ich mein, wenn man dir was gibt, so kannsts auch nehmen.“ Sie hielt ihr den Schoten hin, den sie in ein Stück Papier gewickelt hatte.

„Ich hab drauf vergessen —“ stotterte Eva.

„Es wär grad kein Unglück,“ bemerkte Valentin lustig, „ich hätt dir ihn schon hinübergebracht, wenn du auch gleich vor mir erschrocken wärst.“

Die Mutter warf einen erstaunten, aber höchst unzufriedenen Blick auf den Sohn, und einen zweiten, nicht eben freundlicheren auf das junge Mädchen, das noch immer hoch erglühend mit niedergeschlagenen Augen dastand und den kleinen August gegen ihre Brust drückte.

„Und was wär mir denn das mit dem Valentin? Du kennst ihn lang genug, mein ich, daß d'nicht so ein Schrecken vor ihm zu kriegen brauchst, wird der Bub aber keck mit dir, so sags nur gleich, ich werd ihm die Keckheit schon vertreiben.“

Aber Everl trat nicht als Klägerin auf, sie stammelte schüchterne Dankesworte, und daß sie es sehr eilig habe.

„So laß den Seppl herunter, damit sie einmal alle miteinander nach Haus kommen,“ befahl die Mutter.

Valentin gehorchte und er legte hierauf das Brot, das er vom Boden aufgehoben hatte, dem Buben über die Arme.

„Das wirst du tragen, Sepp,“ sagte er, „bist ja auch schon ein starker Kerl, und mußt doch zeigen, daß du zu was tauglich bist. Und so hat die Everl wenigstens eine Hand frei, wenn sie sich vielleicht heut noch einmal den Mund zuhalten muß.“

Everl stürzte bei diesen Worten an ihm vorbei, um nur nichts weiter zu hören, und Sepp folgte ihr, in seinen kurzen Lederhöschen gravitätisch einherschreitend und das Brot auf beiden Armen tragend, nach.

Er war ganz sanft und fügsam geworden und er sah sich öfter um, und wechselte dann mit seinem großen Freund einen Blick des Einverständnisses.

Hatte ihm dieser doch versprochen, heute noch zu ihm zu kommen, um mit ihm zu spielen?

(Fortsezung folgt.)

Omar Chajjam, ein poetischer Freigeist des Orients.

Von J. Stern.

Die deutsche Sprache, sagt D. F. Strauß, der Verfasser des Lebens Jesu, ist ein Pantheon, worin neben den einheimischen Bildwerken in Marmor oder Bronze zugleich die vorzüglichsten der auswärtigen in vollendeten Gypsabgüssen aufgestellt sind. Inbezug auf poetische Erzeugnisse fremder Völker befindet sich der Deutsche, den Genossen anderer neuen Völker gegenüber, in entschiedenem Vorteil. Wie sein Land, so nimmt auch seine Sprache gewissermaßen ein zentrale Stellung ein. Nicht sowohl etymologisch wie die lateinische, daß sie die Wurzel und damit der Schlüssel eines weiten Kreises von abgeleiteten Sprachen wäre, als vielmehr sozusagen typisch, indem die poetischen Formen aller andern Sprachen sich in keiner so rein abdrucken lassen wie in ihr. Sie ist die einzige unter den lebenden Sprachen, welche die Fähigkeit hat, die Dichtungen der verschiedensten Völker alter und neuer Zeit in ihren ursprünglichen Maßen wiederzugeben. Seit Voß für Homer, Schlegel für Shakespeare die Bahn gebrochen, können wir Deutsche alles, was vom Ganges bis zum Tajo während nahezu dreitausend

Jahren dichterisch hervorgebracht worden, in Uebersezungen lesen, die uns außer dem Geist und Gehalt auch die sprachliche und metrische Form bis in die feinsten Wendungen hinein empfindbar machen. Aus dieser Eigenschaft unserer Sprache in den Leistungen der deutschen Uebersezungskunst erwächst den Bildungslustigen unseres Volkes eine Gelegenheit, ihren Gesichtskreis und ihre Empfindungsweise über die nationalen Schranken hinaus zu erweitern, die nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Die französische Sprache ist Weltsprache geworden, indem sie sich als Verkehrsmittel allen Völkern aufzudrängen oder bei ihnen einzuschmeicheln wußte: die deutsche ist es, sofern sie die edelsten Erzeugnisse aller andern Sprachen sich und ihrem Volke zu assimiliren weiß.

Einen neuen kostbaren Zuwachs an poetischen Schäzen fremder Völker hat die deutsche Literatur vor wenigen Jahren erhalten durch die vom Meister Friedrich Bodenstedt in unsere Muttersprache übertragenen „Lieder und Sprüche des Omar Chajjam."

Unter jedem Himmelsstriche werden Dichter geboren, sagt Lessing. Zu den Ländern aber, in welcher die Poesie ihre herrlichsten Blüten trieb, zählt unstreitig Persien.

Das altiranische Reich erlag der makedonischen Invasion unter Alexander dem Großen (331 vor Christi) und das neupersische Reich der Sassaniden, unter welchem der von Zoroaster oder Zarathustra (das heißt: Goldstern*) begründete Ormuzdglaube zu neuem Glanze gediehen war, wurde (634 nach Christi) durch den Ansturm der Moslemin weggefegt. Mit dem Mächtigwerden des Mohamedanismus in Persien begann jedoch ein neues geistiges Aufstreben. Es ist, als hätte der persische Genius eines gewaltsamen Anstoßes von außen bedurft, um seine Kräfte zu entfalten, als hätte erst die jungfräuliche Frische, Beweglichkeit und stählerne Schnellkraft des Arabertums mit ihm in Berührung kommen müssen, bevor er tönend und gestaltend ins Leben treten konnte. Indessen hatte er schon einige Zeit vor der Herrschaft des Islam seine Schwingen erprobt, nämlich unter der Dynastie der Sassaniden. Auf einen derselben, den berühmten, nachmals im ganzen Orient als Ideal eines Ritters, Jägers und Liebhabers gefeierten Behramgur, weisen die Perser zurück, wenn sie von den Anfängen ihrer poetischen Literatur sprechen, und sie bezeichnen ihn ausdrücklich als Erfinder der Verskunst und besonders des Reims, der aus Persien stammen soll. (Die Poesie der Griechen, Römer und Hebräer kannte bekanntlich den Reim nicht, und in den ältesten Produkten der deutschen Poesie finden wir nur die Alliteration — den sogn. Stabreim — nicht den eigentlichen Reim.) Anlaß hiezu soll seine geliebte Sklavin Dilaram gewesen sein, welche die schwungvolle Anrede ihres Herrn und Geliebten, von inniger Sympatie geleitet, mit gleichgemessenen und am Ausgang gleichtönenden Worten erwidert habe; was unser Rückert in folgenden hübschen Versen besingt:

Auf dem Sassanidentron
  Saß der große Schah Behram.
Seines Trones Edelstein
  War die Sklavin Dilaram.

Wann mit Lust er sprach zu ihr,
  Hörte sie ihn ohne Gram.
Nachzutönen drängt' es sie
  Jedes Wort, das sie vernahm.

Wie sein Wort gemessen war,
  Maß sie ihres ebensam;
Und wie er die Rede schloß,
  Schloß sie ihre wundersam.

Dilaram! so schloß er stets,
  Und stets schloß sie: Schah Behram.
Und so war der Reim entblüht,
  Wie der Held zur Huldin kam.

Darum, Perser, achten wir
  Nicht den Reim für leeren Kram.
Lied, das ohne Reime fliegt,
  Ist an beiden Schwingen lahm.*)

Die Glanzperiode der persischen Poesie fällt in den Zeitraum von 900 bis 1500 und zwar wurden bis vor kurzer Zeit von den zahlreichen Dichtern dieser Epoche sieben, als die hervorragendsten, als glänzendes Siebengestirn gefeiert. Es sind: Firdusi, Enweri, Nisami, Dschelal-eddin Rumi, Saadi, Hafis, Dschami.

In den Noten zu seinem westöstlichen Divan bemerkt Goethe: „Man hat aus der sehr schicklich geregelten Folge der sieben ersten römischen Könige schließen wollen, daß diese Geschichte klüglich und absichtlich erfunden sei, welches wir dahingestellt sein lassen, dagegen aber bemerken wir, daß die sieben Dichter, welche für die ersten gehalten werden, und nach und nach erschienen, wirklich ein etisch-poetisches Verhältnis gegen einander haben, welches uns erdichtet scheinen könnte, wenn nicht ihre hinterlassenen Werke von ihrem wirklichen Dasein das Zeugnis gäben." Seiner pragmatischen Deutung dieser Siebenzahl fügt nun Goethe bedächtig hinzu, daß er derselben keinen absoluten Wert beilege, es sei nur, meint er, „um mit Quintilian unserem alten Meister zu reden, von Freunden aufgenommen, in der Art, wie man runde Zahlen erlaubt, nicht um genauer Bestimmung willen, sondern um etwas allgemeines bequemlichkeitshalber annähernd auszusprechen." Diese Einschränkung bewahrt die Goethe'sche Deutung der runden Zahl der sieben großen Dichter Persiens vor der Lächerlichkeit, welchem seiner Zeit die Ausführungen des Philosophen Hegel über die Planetoiden verfiel. Zu einer Zeit, da man erst vier (zwischen Mars und Jupiter kreisende) Planetoiden: Ceres, Pallas, Juno, Vesta, kannte, hatte die Hegel'sche Philosophie, die in ihrem spekulativen Dünkel auch in der Naturwissenschaft das große Wort zu führen sich vermaß, auf spekulativem Wege nachgewiesen, daß und weshalb es vier Planetoiden, nicht mehr und nicht weniger, geben könne und war natürlich gründlich blamirt, als die Astronomen immer mehr Planetoiden entdeckten, so daß gegenwärtig gegen 150 gezählt werden.

Omar Chajjam steht den genannten sieben Großdichtern Persiens ebenbürtig zur Seite, sein nächster Geistesverwandter aber ist Hafis, der von Weltfreude und Genußseligkeit trunkene, freiheitbegeisterte Pantheist und geschworene Feind aller Pfaffen, Mönche, Mystiker und Schulpedanten, mit dem wir den Leser in Heft 3 des 8. Jahrgangs der „Neuen Welt" bekannt gemacht haben. Denn wie dieser sprudelt er seine Genußfreudigkeit in dithyrambischen Sprüchen auf Wein, Liebe, Gesang und Natur aus, verdammt, geißelt und verspottet er mit Geist, Anmut und Grazie die fromme Nüchternheit, wie die ortodoxe Dogmatik und predigt das Evangelium der Freude und der Vernunft, durchdringt er mit hellem Blick die Nebel des Glaubens und lebt, ein liebenswürdiger Freigeist, als Bürger kommender Jahrhunderte.

Von Hafis, dem Omar um einige Jahrhunderte voranging, so daß jener ohne Zweifel von diesem inspirirt war, unter-

*) Die Wurzel str bedeutet in den indogermanischen Sprachen strahlen, daher Stern, griechisch aster (franz. l'aster). Auch der Name Esther, wie Hadassah, die Gemahlin des Ahasverus, in Persien genannt wurde, bedeutet Stern. Die gleiche Wurzel findet sich in Saturn und in Ostra, der altgermanischen Frühlingsgöttin, wovon Ostern.

*) Diese Dilaram ist wohl auch dieselbe, an deren Namen sich das älteste Schachproblem knüpft, das Dilaram — Matt genannt wird. Der Schah von Persien und ein auswärtiger Fürst sollen nämlich einmal auf dem Schachbrett sich heftig bekämpft haben und der erstere verlor nach einander seine sämmtlichen Besiztümer. Zulezt sezte er auch noch seine geliebte Dilaram. Schon kündigte der Gegner ein unabwendbares Matt an, als Dilaram selbst, welche hinter einem Vorhang versteckt alle Züge verfolgt hatte, triumphirend hervorstürzte und den Gegner (Schwarz) in fünf Zügen matt sezte. Wir wollen das hübsche Problem den Freunden des Schachspiels mitteilen.

Stellung: A 2. sch. T; 3. w. B; 4. w. K. 6. sch. B. B 8. sch. T. C 2. sch. S; 4. sch. L; 7. sch. B. D 3. sch. B; 6. sch. B. F 5. w. B; 6. w. B. G 6. w. B: 8. sch. K. H 1. w. T; 2. w. S; 4. w. T.

Lösung:

1. T. h 4 — h 8 +	1. K. n. T.
2. S. h 2 — g 4 +	2. K. — g 8.
3. T. h 1 — h 8 +	3. K. n. T.
4. B. g 6 — g 7 +	4. K. — g 8.
5. S. g 4 — h 6	

scheidet er sich außer durch die Versform (Omar bediente sich in der Regel des vierzeiligen sogen. Rubay) auch noch dadurch, daß seine Leier nebenbei auch von ernsten, tiefsinnigen, ja selbst tragischen Akkorden ertönt. — So viel steht fest, sagt Bodenstedt, daß viele der Verse des Omar Chajjam, welche nicht in lokalen Beziehungen wurzeln, ebenbürtig verdeutscht und unbefangenen Hörern ohne Nennung des Dichters vorgetragen, eher würden für neuentdeckte Goethe'sche Verse genommen werden, als für diejenigen eines alten Persers, der achthundert Jahre vor uns lebte und doch schon damals auf einer Höhe der Weltanschauung stand und so tiefe Blicke in die Natur tat, als ob er alle Resultate und Hypotesen unserer philosophischen Spekulation und modernen Naturwissenschaft mit prophetischem Geiste vorausgekannt hätte.

Wir geben zunächst einige Proben der merkwürdigen Dichtungen. Die Vergeltungslehre des Islam führt der Dichter in seiner Weise ad absurdum, indem er darauf hinweist, daß der Mensch nicht anders sein und handeln kann, als ihn Gott geschaffen; sündigt er, so hat Gott selbst den Trieb zur Sünde ihm ins Herz gesenkt, wie mag er ihn dafür strafen wollen?

Als mich Gott geknetet aus Ton, auf Erden zu wandeln,
Kannt' er genau vorher mein Streben und Handeln.
Da ich so sündhaft nur, wie Gott es wollte, geraten,
Warum am jüngsten Tag noch in der Hölle mich braten!

In einer andern Wendung drückt denselben Gedanken ein anderer Vers aus:

Du, Herr, bist Lenker von Leben und Tod,
Es kreist Himmel und Erde nach deinem Gebot.
Wenn ich schlecht als dein Sklav bin, was kann ich dazu?
Der Schöpfer und Lenker von allem bist du.

Zu einer direkten Kritik Gottes über den Widerspruch der menschlichen Natur mit den religiösen Geboten versteigt sich der Dichter im folgenden Verse:

Du gabst uns Triebe, die uns gewaltsam treiben,
Und befiehlst uns, wir sollen enthaltsam bleiben.
Durch diesen zwiespältigen Zustand
Kommen wir Armen zu keinem Ruhstand.
Es ist uns in unserer Not,
Als heischte dein Gebot,
Einen vollen Weinkrug umzukehren
Und doch ihm auszufließen zu wehren.

und in einem andern:

Von allen Seiten hast du uns mit Schlingen bedroht
Und sprichst: wer hineinfällt, den trifft der Tod.
Du suchst selbst uns verlockende Fallen zu stellen
Und strafst dann, wen sie verlockt, als Rebellen.

Eine beißende Kritik des von den Gläubigen ob seiner unergründlichen Weisheit maßlos bewunderten Allah enthält auch der Vers:

Der die Veste der Erde gegründet
Und das Licht der Sterne angezündet,
Wie viel Schmerzen, Wunden und Plagen
Gab er den Herzen der Menschen zu tragen.
Wie viel süße Rubinenmunde
Begrub er im schmuzigen Erdenschunde,
Wie viele Locken voll holder Düfte
Wurden durch ihn ein Raub der Grüfte.

Als Nichtgläubiger erweist sich Omar Chajjam inbezug auf das Jenseits mit seinen verheißenen Freuden und angedrohten Leiden.

Um Höllenfurcht und Himmelshoffnung drehn
Sich Kirchen, Synagogen und Moscheen;
Doch wer gedrungen bis zum Quell des Lichts,
Macht sich aus Himmel und aus Hölle nichts.

Ein anderer Vers lautet:

Man sagt, es gibt ein Paradies, wo Huris uns umschlingen,
Wo klarer Wein und Honig fließt und Lebensquellen springen.
Bring Wein! Mir scheint um fernes Glück zu dürsten nicht vernünftig:
Ein Tag der Freude ist mir jezt mehr wert als tausend künftig.

Das klingt ungefähr wie das Wort Faust's:

Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag, was will und kann, geschehn.
Davon will ich nichts weiter hören,
Ob man auch künftig haßt und liebt
Und ob es auch in jenen Sphären
Ein Oben oder Unten gibt.

Und wenn Heine singt: „Den Himmel überlassen wir den Englein und den Spazen“, so singt Omar:

Wir haben alles dahingegeben,
Was die Gläubigen als ihr Höchstes erstreben;
Wir verzichten im klugen Genuß der Zeit
Auf Lohn und Strafen der Ewigkeit.

Wie Omar über das Gebet denkt, erfahren wir aus folgendem Vers:

Wir denken wieder an unsere Weingeräte
Und lassen den andern ihre fünf Tagesgebete.
Wo wir Flaschen mit langen Hälsen entdecken,
Wollen wir, lang wie sie, unsere Hälse strecken.

Der Mensch hat überhaupt vom Himmel eher Schlimmes als Gutes zu erwarten:

Dieser hochragende Himmelskreis,
Der nur zu plagen und zu placken weiß,
Ist noch nie einem menschlichen Wesen
Ein Schwierigkeitserlöser gewesen,
Hat kein Unglück verhindert,
Keine Leiden gemindert,
Doch wo er blutende Herzen gefunden,
Ihnen geschlagen noch neue Wunden.

Daß er, wenn er je einmal die Moschee betritt, nicht Betens halber hineingeht, läßt sich denken:

Obgleich ich die Moschee voll Andacht betreten,
Bin ich doch nicht gekommen darin zu beten.
Ich wollte nur selber sehen und hören,
Wie die frömmelnden Heuchler das Volk betören.

Was er von den Priestern des Islam hält, sagt er uns im nachstehenden Ghasel:

Die den Teppich zum Gebete mit devotem Bücken tragen,
Sind wie Esel, die des Heuchelns Werkzeug auf dem Rücken tragen.
Schlimmer als die Heiden glauben diese Islamheuchler selbst nicht
An das Wort, das sie zum Volk in heiligem Verzücken tragen.

Köstlich ist der satirische Pfeil auf die Dummheit im allgemeinen:

Am Himmel ist ein Sternbild der Stier genannt,
Ein anderer Stier ist unter der Erde bekannt*);
Du öffne die Augen, um klar zu sehen,
Wie viel Esel zwischen diesen beiden Ochsen stehn.

Des Dichters Religion ist die Liebe, welche über alle Bekenntnisse hoch erhaben ist:

Ein jegliches Herz, das die Liebe verklärt,
Gleichviel welcher Glaube die Andacht nährt,
Hat die Leuchte zum Ziel alles Höchsten gefunden,
Hat Himmel und Hölle in sich überwunden.

Es ist derselbe herrliche Gedanke, den Lessing im Testament Johannis entwickelt.

Des Menschen Bestimmung ist neben der Liebe der heitere Lebensgenuß:

Man soll ins Herz nicht die Saat der Traurigkeit senken,
Vielmehr den Blick auf die Freuden des Lebens lenken,
Wein trinken, der Neigung des Herzens leben;
Nur kurze Frist ist allem, was atmet, gegeben.

Dieses Recht der Weltfreude läßt sich der Dichter von Gott selbst nicht verkümmern:

Möge mir immer ein voller Becher zur Hand sein!
Immer mein Herz von schönen Augen in Brand sein!
Sagt man: Gott fordert Entsagung — so sag ich: das kann er,
Aber ich kann sie nicht üben, ich müßte sonst ohne Verstand sein.

Wein, Weib, Gesang und Naturschönheit sind des Dichters Wonne, sie sind ihm ein Born unerschöpflichen Entzückens und sie begeistern ihn zu schwungvollen, bald feierlichen, bald übermütigen Rytmen.

---

*) Nach der altpersischen Sage ruht die Erde auf dem Horn eines gewaltigen Stieres. Zuweilen wirft der Stier zur Abwechslung die Erde von einem Horn auf das andere, woher die Erdbeben und dergleichen entstehen. (Bodenstedt.)

Das Bürgertal bei Göttingen. (Seite 26.)

Der Lenz hat mir durch seine Rosen geboten,
Etwas zu verüben, was im Koran verboten:
Ich soll Menschenrosen mit duftigen Locken
Durch Wein zu den Rosen im Garten locken.

Wenn das Veilchen frisch aus dem Boden sprießt
Und der Westwind die ersten Rosen erschließt,
Trinkt, wer klug ist, unter grünem Gezweige
Mit einer Schönen das Glas bis zur Neige.

Dreierlei macht meines Lebens Wonne:
Wein, schöne Mädchen und Morgensonne.

Wein und Lautenklang hier in Garten und Wiese,
Gilt mir mehr als Huris im Paradiese.

Trink rosigen Wein, wenn die Knospen springen
Und laß Flöten und Harfen beim Becher erklingen.

Trink Wein mit schlanken, herzraubenden Wesen,
Um vom Biß der Schlange des Grams zu genesen.

Unerschöpflich ist des Dichters Harfe besonders im Lob des Weins, der ihm über alles geht:

Ein Glas Wein wiegt hundert Herzen auf,
Mit hundert Religionen im Kauf,
Nicht um das Kaiserreich China gebe
Ich preis die herbe Tochter der Rebe.
Was kann von den Schäzen auf Erden
Mit ihr verglichen werden?
Was uns das trübe Leben gewährt,
Hat Wert nur, wenn durch sie verklärt.

Selbst im Tod noch will er den Wein nicht missen:

Wenn ich tot bin, so wascht mit Wein meine Glieder,
Und am Grab, statt Gebete, singt lustige Lieder;
Und forscht ihr nach mir am jüngsten Tage,
Ihr findet im Staub vor der Schenke mich wieder.

Aehnlich Hafis:

Kehr ich einmal aus der Erde
Modrigem Schlunde wieder,
Eilig, eilig in die Schenke
Wander' ich zur Stunde wieder.

Ueber das Weinverbot des Korans macht er sich mehr als einmal lustig.

Gott hat uns Wein verheißen im Paradiese;
Taugt Wein für jene Welt, warum nicht für diese?
Ein trunkner Araber schlug Hamsa's*) Kameel ein Bein ab,
Zur Sühne dafür hält der Prophet uns vom Wein ab.

In der Tat ist lezteres ebenso absurd, als daß die Juden noch heutzutage den Genuß des Hinterviertels von Vierfüßlern sich versagen, weil der Erzvater Jakob beim Ringkampf mit Gott, bez. einem himmlischen Wesen, sich die Hüfte verstaucht hat. — Sehr hübsch ist folgendes Frage- und Antwortspiel:

Verehrungsvoll grüßt von mir den Propheten:
Zu offenbaren mir sei er gebeten,
Warum uns saure Milch mit Salz und Eis erlaubt
Und reiner Wein verboten überhaupt?

Bringt meinen Gruß Chajjam und redet so:
Unwissender, wann sagt ich dir und wo,
Der Wein sei nicht erlaubt? Nur dummen Tröpfen
Gilt mein Verbot, nicht aber klugen Köpfen.

Ein anderer hat einmal behauptet, Muhamed habe seinen Gläubigen den Wein verboten, damit er ihnen desto besser schmecken möge, gemäß dem Wort: Nitimur in vetitum (das Verbotene reizt).

Wer aber den Dichter niedriger Genußsucht zeihen möchte, würde irren.

Ich trinke nicht Wein, um zu trinken blos,
Nicht zu schwelgen sitten- und glaubenlos;
Ich trinke um höher mich zu beleben,
Mich aus mir und über mich zu erheben.

Aehnlich äußert er sich über die Liebe:

Die gemeine Liebe ist verwerflich ganz,
Ein Glimmern in der Asche ohne Wärme und Glanz,
Doch wo die wahre Liebe glüht,
Ergreift sie das ganze Herz und Gemüt,
Läßt keine Ruh bei Tag und Nacht,
Weiß nicht ob Monde, ob Jahre verbracht,
Denkt an Essen und Trinken nicht,
Ihr ganzes Wesen ist Glut und Licht.

*) Ein Verwanter Muhameds.

Vom Glück der Großen und Vornehmen hält der Dichter nicht viel.

Wie viele unserer großen Herrn
Sind gleißende Schalen mit faulem Kern!
Sie haben vom Glücke nur den Schein,
Ihr Herz verzehrt sich in Qual und Pein.
Doch sind sie so verdreht im Geist,
Daß Mensch bei ihnen der nur heißt,
Wer ihre niedern Lüste teilt
Und am wahren Glück vorübereilt.

Die Schiller'sche Sentenz über das Glück: „Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor, es ist in dir, du bringst es ewig hervor“ findet sich auch bei unserem Dichter:

Dein Glück kannst du nur von innen,
Von außen nicht gewinnen.

Wie Horaz mit seinem carpe diem! (Pflücke die Frucht des Augenblicks!) empfiehlt auch unser Dichter, das Gute, was die Stunde beut, frischweg zu genießen:

Eine Nachtigall, die trunken zum Garten flog,
Wo ein Rosenkelch über den andern sich bog,
Raunte ins Ohr mir: Erfasse das Glück
Des Lebens im Fluge, es kommt nicht zurück.

Töricht aber ist es, durch Bekümmernis um die Vergangenheit oder durch Sorge um die Zukunft sich die Gegenwart zu trüben:

Vergiß die Tage, die verloren sind,
Fürchte die nicht, die noch nicht geboren sind.

Schnell, wie der Wüstenwind entflieht mein Leben,
Allein so lang mir Odem noch gegeben,
Mach ich mir um zwei Tage keinen Gram:
Den Tag, der schon verging und den, der noch nicht kam.

Aber bei all seinem Frohmut und seiner leichtblütigen Auffassung des Lebens wird der Dichter zuweilen von trüben Reflexionen beschlichen, z. B.:

Gesezt, du hättest glücklich gelebt hienieden: was dann?
Und es wäre dir ein seliges Ende beschieden: was dann?
Gesezt, du hättest hundert Jahre glücklich gelebt
Und könntest noch hundert Jahr leben zufrieden: was dann?

Ja es entfährt ihm sogar einmal jenes pessimistische Urteil (dem wir auch in der Literatur der alten Hebräer und selbst bei Sophokles begegnen), daß das Nichtsein der glücklichste Zustand, sei, das aber in der Regel einer momentanen trübseligen Stimmung entspringt:

Der Himmel scheint nichts zu tun als uns zu quälen und grämen,
Er beut seine schönsten Gaben blos, um sie wieder zu nehmen.
Die noch nicht Geborenen kennen des Lebens Qual und Gefahr nicht,
Wenn sie das Dasein kennten, sie kämen ins Dasein gar nicht.

Mit diesen Proben glauben wir eine deutliche Vorstellung von der Muse Omar Chajjams gegeben zu haben. Denselben soll sich nun ein kurzer Lebensabriß desselben nach Bodenstedt anschließen.

Omar Chajjam wurde als Sohn eines Zeltmachers in einem Dorfe bei Nischapur in der Provinz Chorassan, wahrscheinlich um die Mitte des elften Jahrhunderts, geboren. Seine Lieblingsstudien, Astronomie und Philosophie, führten ihn schon früh auf die Hochschule nach Nischapur, welche damals in hoher Blüte stand. Omar gehörte zu den drei Lieblingsschülern des berühmten und hochangesehenen Lehrers Mowafik, dessen Unterricht genossen zu haben als die beste Empfehlung zu ehrenvollen Stellungen und Aemtern galt. Der andere dieser drei Bevorzugten war Hassan Ssabah, der sich nachmals an die Spize der dem persischen Trone feindlich gesinnten Ismailiten stellte, einer fanatischen Glaubenssekte, die unter seiner Führung bald zu furchtbarer Bedeutung heranwuchs, durch ihre Bluttaten ganz Persien in Schrecken sezte, auch später in der Geschichte der Kreuzzüge eine verhängnisvolle Rolle spielte und in Europa unter dem Namen der Assassinen bekannt wurde. Der dritte war Abdul Kassim, der später die Gunst des mächtigen Alp-Arslan in so hohem Grade zu gewinnen wußte, daß er ihn zum ersten Wesier seines Reichs machte, unter dem Titel Nisam-el-mulk, gleichbedeutend mit Reichskanzler. Die drei Jugendfreunde hatten sich gegenseitig feierlich gelobt, daß der-

jenige von ihnen, der vom Glück zuerst begünstigt werde, verpflichtet sei, die andern an seinem Glück teilnehmen zu lassen. Als nun Omar — der in seine Heimat zurückgekehrt war, wo er, um seine astronomischen Studien fortsezen zu können, nebenbei das Gewerbe seines Vaters treiben mußte — von der glänzenden Laufbahn seines Jugendfreundes Abdul Kassim hörte, machte er sich auf den Weg nach Bagdad, um diesen an das Gelübde zu erinnern. Der Nisam-el-mulk nahm ihn herzlich auf und fragte nach seinen Wünschen. Diese beschränkten sich darauf, durch ein mäßiges Jahresgeld der gemeinen Sorge enthoben zu werden, um ruhig seinen Studien leben zu können. Dies wurde ihm gewährt; ein ihm angebotenes Hofamt schlug er aus und zog zufrieden von dannen.

In der Geschichte der Wissenschaften steht Omar Chajjam verzeichnet als der erste Astronom seiner Zeit, in welcher Araber und Perser sich bekanntlich besonders hervortaten. Noch in der Gegenwart hat man es in Frankreich der Mühe wert gefunden, seine arabische Abhandlung über Algebra zu übersezen und nebst seinen astronomischen Tabellen herauszugeben. Der kriegsgewaltige König Malek-Schah, der zugleich ein Freund der Kunst und Wissenschaft war, wollte seinen Namen auch durch Herstellung eines neuen Kalenders verewigen und dazu mußte Omar nebst sieben andern Gelehrten behilflich sein. Er soll beim König in hoher Gunst gestanden sein, aber immer die Unabhängigkeit seines Karakters bewahrt haben. Die Glanzperiode persischen Geisteslebens begann unter dem Patronat freisinniger, wohlwollender Fürsten. Dieses Patronat aber verwehrte jede selbständige Entwicklung des Nationalgeistes und machte die Bildung zur höfischen, die Poesie zur Hofpoesie, deren Bedingungen und Beschränkungen nur einzelne kühne Geister zu überspringen wagten. Es ist daher gesagt worden: „Der Schah ist das eigentliche Sternbild der persischen Dichter, von dem sie Licht und Wärme für ihre Hervorbringungen empfingen; der Schah regte die Gesänge der Dichter an, empfahl und belohnte sie oder ward durch die Ungnade, die er ihnen bewies, ihre oft den Tod bewirkende Kritik."

Was nun Omar betrifft, so hatte er mit der Schaar von Poeten, welche den Herrscher umgaben, um dessen Taten zu verherrlichen und ihm Weihrauch in Versen zu streuen, nichts zu tun. Omar war ein Dichter von Gottes Gnaden, aber keiner von Profession. Er suchte nicht nach Stoffen, um sie zu bearbeiten; er schrieb nur, wenn er von innen dazu angeregt wurde, dann aber entsproßten ihm seine Verse so natürlich, wie einem in gutem Boden wurzelnden Baume Blüten und Früchte. Die Muse war ihm Herzensfreundin, was er schrieb, schrieb er für sich allein, in einer schönen, wohlklingenden Sprache, die damals ihre beste Zeit hatte und die er so meisterlich beherrschte, daß seine Verse noch heute mustergiltig sind. Oft kam es vor, daß er in lebhafter Unterhaltung über Dinge, die ihm tief gingen, Verse improvisirte, die dann von Freunden wie Feinden festgehalten und niedergeschrieben wurden, häufig, um ihm zu schaden und die Priester gegen ihn aufzubringen, über deren Heuchelei er sich lustig machte. Die glaubenswütigen Prediger des Koran verfehlten auch nicht, den in beschaulicher Einsamkeit Herz und Himmel erforschenden Dichter und Astronomen zu verkezern und zu verlästern und ihm sogar nach dem Leben zu trachten. Zu wiederholtenmalen wurde er beim König der Gotteslästerung angeklagt, und Malek-Schah hatte seine liebe Not, ihn vor den Verfolgungen der Priester und Richter zu schüzen; doch der Nisam-el-Mulk ließ ihm seinen mächtigen Schuz zuteil werden, mit freundschaftlicher Warnung zur Vorsicht, die jedoch bei dem furchtlosen Mann wenig fruchtete. Es spricht nicht wenig zum Ruhm des mächtigen Malek-Schah, daß er, obgleich keineswegs taub für die Stimme der Schmeichelei und überschwänglicher Huldigung, doch bis zu seinem Tode treu zu einem Manne hielt, dem alle Schmeichelei und Ueberschwenglichkeit ein Gräuel war, der dies in blanken, schneidigen Versen aussprach und darin zugleich alle Großmannssucht, alles eitle Gleißen als Torheit verspottete.

Als Dichter mußte Omar, seit er Aufsehen zu machen begann, nach der Sitte des Landes einen andern Namen annehmen, und er nannte sich nach dem Gewerbe, das sein Vater und er selbst betrieben, Chajjam, d. h. im Arabischen Zeltmacher, und die Perser rühmen die große Bescheidenheit, welche Omar wie in seinem ganzen Leben, so auch in der Wahl seines Dichternamens gezeigt, während seine Vorläufer und Nachfolger stolzere Namen trugen, wie Firdusi (der Paradiesische), Saadi (der Glückselige), Enweri (der Strahlende), Hafis (der Gedächtnisstarke) u. s. f.

Nach dem Tode des Dichters taten die Priester alles Mögliche, die zündenden Reimblize Omars durch Unterdrückung seiner Schriften unwirksam zu machen und dies Vernichtungsgeschäft wurde von ihren Nachfolgern bis auf den heutigen Tag redlich fortgesezt.

Moderne Schicksale.

Novelle von **Carl Görlitz.**

1. Im Bureau des Rechtsanwalts.

Im ersten Stockwerke eines Hauses an einem der schönsten Pläze der Residenz lag die Wohnung des Justizrats Harder, eines der berühmtesten Rechtsanwälte der Stadt.

Die Wohnung zerfiel in zwei Hälften. Auf der einen Seite lag die Privatwohnung des Justizrats, der mit einer ehrenhaften, aber in vieler Hinsicht unbedeutenden Frau in langjähriger kinderloser Ehe lebte.

Justizrat Harder galt als eine Autorität, wenn es sich um Ratschläge in verwickelten Prozessen oder kritischen Rechtsfragen handelte.

In den späten Nachmittagsstunden eines regnerischen Märztages saßen Harders Bureauvorsteher und mehrere Schreiber in emsiger Arbeit an ihren Pulten.

Die Herren waren mit dem Konzipiren verschiedener Schriftstücke und mit dem Sortiren großer Aktenstücke beschäftigt, als ihre Aufmerksamkeit durch das Oeffnen der Tür, die in das Vorderzimmer des Chefs führte, von ihren Beschäftigungen abgelenkt wurde.

Auf der Schwelle erschien der Justizrat.

Er mochte ein Mann von drei- bis vierundfünfzig Jahren sein. Ein behäbiges Embonpoint und große graue Augen, deren durchdringender Blick durch die joviale Miene, die stets um den freundlich und verbindlich lächelnden Mund lag, paralysirt wurde, gaben seiner ganzen Erscheinung einen angenehmen, wohltuenden Karakter. Sein volles, aber schon stark grau melirtes Haar verlieh ihm beinahe etwas Ehrwürdiges, wenn nicht die muntere Laune, die ihn stets durchsprudelte, ihm noch einen Schimmer von Jugend gegeben hätte.

„Meine Sprechstunde ist zwar noch nicht ganz vorbei," — sagte der Justizrat, indem er nach seiner Uhr sah, die ein Viertel nach Sechs zeigte, — „weisen Sie aber heute jeden ab, der vielleicht noch kommen sollte; ich habe für heute Abend mit meiner Frau eine Einladung zum Ball in das Theelen'sche Haus angenommen, und will mich, sowie ich noch einige notwendige Briefe geschrieben habe, dazu rüsten".

Der Bureauvorsteher Henschel, an den sich Harder gewandt hatte, verneigte sich.

Der Justizrat trat in sein Zimmer zurück, dessen Tür er hinter sich schloß.

Wenige Minuten waren vergangen, als an der äußeren Tür, die vom Treppenflur hereinführte, geklopft wurde.

Die Schlacht von Se

ing. (Seite 26.)

Gleich darauf trat eine Dame ein, die den Schleier hochschlug und die Herren mit sehr sympatischer Stimme begrüßte.

Der Bureauvorsteher drehte, indem er hastig aufstand, unwillkürlich die Gaslampe über seinem Pulte etwas höher, gleichsam als wollte er das reizende jugendliche Gesicht der Eingetretenen in noch hellerem Lichte schauen.

„Ist der Herr Justizrat Harder zu sprechen?" fragte sie.

„Bedaure unendlich, meine Gnädigste!" erwiderte Henschel, der ihr entgegentrat, „der Herr Rat haben seine Tür soeben geschlossen."

„Es würde mir recht leid tun, wenn ich den Weg vergebens gemacht hätte", fuhr die Dame fort, „sollte Herr Harder nicht kurze Zeit für mich übrig haben?"

Der liebliche, sanfte Ton ihrer Stimme erhöhte den angenehmen Eindruck ihrer äußeren Schönheit auf den Bureauvorsteher, der sich verneigte und so galant es ihm möglich war, mit gespitztem Munde flüsterte:

„Ich will es versuchen!"

Er ging an die Tür des vorderen Zimmers, horchte einen Augenblick, und klopfte dann an.

Nach wenigen Sekunden öffnete sich die Tür und Harder trat mit fragendem Blick in die Kanzlei.

Henschel wies mit einer Handbewegung auf die junge Fremde, die dem Justizrate eine artige Verbeugung machte.

„Verzeihen Sie, Herr Justizrat", begann die Dame, „wenn ich Sie so spät noch störe. Ich bin erst heute hier in der Residenz angekommen und es handelt sich mir nur um die vorläufige Anfrage, ob ich auf Ihren Rat und Beistand in einer sehr diffizilen Prozeßsache rechnen dürfte?"

Harder unterlag demselben Zauber, den die echtweibliche Schönheit der jungen Frau schon auf seinen Bureauvorsteher ausgeübt hatte. Er starrte das reizende Weib einen Augenblick bewundernd an und führte dasselbe in zuvorkommendster Weise in sein Privatzimmer.

Die Dame ließ sich auf einen Sessel nieder, den ihr Harder verbindlich zurecht rückte, und stellte sich ihm dann vor:

„Mein Name ist Amalie Jonston, ich bin Wittwe, und komme aus London, wo ich mein Domizil habe!"

Der Justizrat, der sie mit noch erhöhtem Interesse betrachtete, als er hörte, daß dieses reizende junge Geschöpf schon den düsteren Wittwenschleier trüge, fiel ihr in das Wort:

„Dann bewundere ich, gnädige Frau, außer vielem anderen", er verneigte sich huldigend, „doch ganz besonders, daß Sie unsere Sprache so vortrefflich und rein zu reden wissen!"

Mistreß Jonston schlug die Augen nieder; ein flüchtiges Rot deckte ihr Gesicht. Es blieb zweifelhaft, ob es Verlegenheit, Unmut oder gar ein schmerzliches Gefühl war, das ihre Züge färbte.

Auch lag ein merkbares Zittern in ihrer Stimme, als sie entgegnete:

„Ich bin eine geborene Deutsche. Während der acht Jahre, die ich in London weilte, habe ich meine deutsche Heimat nie vergessen; es waren ganz eigene, ungewöhnliche Verhältnisse, die meinen Vater einst bestimmten nach England zu gehen, und gerade dieserwegen komme ich zu Ihnen."

Dabei übereichte sie ihm einen Empfehlungsbrief von einem Londoner Kollegen des Justizrats.

Harder, der ein immer größeres Interesse für die schöne Fremde empfand, verbeugte sich, durchflog den Brief, den sie ihm gegeben, und reichte ihr dann die Hand.

„Ganz zu Ihren Diensten, meine Gnädige", bekräftigte er, „es hätte dieses Empfehlungsbriefes gar nicht bedurft, um mein Interesse für Ihre Sache zu erwecken. Wollen Sie mich gefälligst nur näher orientiren."

Amalie Jonston schlug herzlich in die ihr gebotene Hand ein; sie fühlte instinktartig, daß sie einen Ehrenmann vor sich hatte.

„Ich werde", sagte sie aufstehend, „Ihnen morgen Vormittag verschiedene Dokumente und eine Vollmacht meines Vaters, nach welcher ich seine Ansprüche hier verfolgen soll, überbringen. Für heute nehmen Sie meinen Dank, daß Sie mir helfend zur Seite stehen wollen. Beruhigt kehre ich nun in mein Hotel zurück."

„Sie wohnen im Hotel?" fragte er wie bedauernd.

„Mir blieb nichts anderes übrig, denn ich bin ganz fremd in hiesiger Residenz."

„Dann kann ich Sie unmöglich fortlassen ohne Sie meiner Frau vorgestellt zu haben, damit Sie doch nicht ganz ohne gesellschaftlichen Anhalt bleiben."

„Sehr gütig!"

„Gewiß werden Sie uns die Ehre erzeigen, den Tee bei uns zu nehmen", er stockte plözlich in der Rede und knipste ärgerlich mit den Fingern, „wie schade! Ich habe ganz vergessen, daß ich mit meiner Frau diesen Abend einen Ball besuchen soll."

„Umsomehr Grund, mich schnell zu entfernen!" rief Mistreß Jonston und tat einen Schritt der Türe zu.

„Wir könnten absagen lassen!"

„Das werde ich nie zugeben!"

„Halt, noch einen Ausweg", sagte der Justizrat lebhaft, „das Theelen'sche Haus, in das wir geladen sind, ist eines der glänzendsten und zugleich gastfreiesten der Residenz; wenn Sie uns begleiten wollten, wäre es für meine Frau und mich leicht, Sie dort einzuführen."

Amalie zauderte unschlüssig.

„Wie liebenswürdig Sie sind — nur fürchte ich, daß — —

„Kein Bedenken, gnädige Frau! Jedenfalls erlauben Sie mir, Sie meiner Gattin vorstellen zu dürfen!"

Dabei bot er ihr galant den Arm.

„Ihrer Gemahlin will ich mich gern präsentiren", sagte sie, indem sie ihren Arm in den seinigen legte, „ich sehe es sogar als Schuldigkeit an, der Frau meine Ehrfurcht zu beweisen, deren Mann mich so freundlich aufgenommen hat".

Harder öffnete eine Seitentür und führte die Engländerin in den Teil der Wohnung, wo die Privatzimmer lagen, in deren einem die Justizrätin soeben an ihre Toilette für den Theelen'schen Ball gehen wollte.

2. Ein großes Kaufmannshaus.

Es lag wie ein trüber Nebelschleier über der Stadt. Die Gasflammen der zahlreichen Straßenlaternen verloren durch den nassen Dunst die Hälfte von ihrer Leuchtkraft.

Aber selbst diese ungünstigen Witterungsverhältnisse konnten nicht die Intensität des glänzenden Lichtmeeres abschwächen, das dem prächtigen Eckhause entströmte, dessen Front nach zwei Hauptstraßen der Residenz lag.

Es war das allbekannte Theelen'sche Haus, das von einem glänzenden, fast ehrfurchtsvollen Nimbus in der öffentlichen Meinung umgeben war.

Durch mehrere Generationen war es die Heimat einer der ältesten und geachtetsten Kaufmannsfamilien der Stadt. Mochte die Art der Geschäftsführung heute auch eine ganz andere geworden sein, als die Traditionen früherer Jahre sie in denselben Mauern schilderte, so lag das naturgemäß in den Verhältnissen der Gegenwart.

Hatte sich das geschäftliche Leben in dem Theelen'schen Hause im Lauf der Zeit geändert, so war dagegen das Familienleben in demselben stets dasselbe geblieben: patriarchalisch, ehrbar, ungestört, glücklich.

Nur einmal, vor einigen Jahren, hatten die bösen Zungen des Stadtviertels und der Bekanntenkreise von einem Konflikt in demselben wissen wollen.

Es war zu jener Zeit gewesen, als ein neuer Buchhalter, Ernst Senger, in das Theelen'sche Haus gekommen war. Man munkelte damals von argen Zerwürfnissen zwischen dem alten Kommerzienrat Theelen und seinem jungen Buchhalter, sah aber bald, daß man sich, wie oft, durch leere Redereien hatte täuschen lassen, denn grade dieser zuerst angefeindete Ernst Senger wurde durch unvermutete Verlobung und bald folgende Heirat mit der einzigen Tochter Leopoldine der Schwiegersohn

des alten Theelen, und als lezterer bald darauf starb, der Chef der alten Firma, die er aus „Gotthilf Theelen“ in „Theelen Nachfolger“ umänderte.

Immer heller strahlte das Gestirn des alten Hauses mit der neuen Firma auf, und der jezige Besizer beschränkte sich nicht, wie sein verstorbener Schwiegervater, auf Waarengeschäfte, sondern betrieb, den Anforderungen der Gegenwart Rechnung tragend, moderne Spekulationen in Aktien, Straßendurchbrüchen und ähnlichen Unternehmungen. Dabei operirte er mit vielem Glück, denn Wechsel mit seinem Accept oder Giro galten bei den Banken für hochfein und waren überall wie baares Geld zu begeben.

Das war das Aeußere des Theelen'schen Hauses, wie alle Welt es kannte.

Treten wir jezt in das Innere.

Hier schwamm augenblicklich alles in einem Meer von Licht.

Tropische Pflanzen schmückten das Treppenhaus und der Duft prachtvoller Hyazinten und Maiglöckchen durchzog aromatisch alle Räume des Hauses.

In einem kleinen Zimmer des ersten Stockwerkes, das auf der Hofseite lag, befand sich der Herr des Hauses.

Ernst Senger war eine imposante Erscheinung, ein wahrhaft schöner Mann.

Groß und stattlich gewachsen, hatte seine Figur bei kräftigster Männlichkeit doch etwas Elastisches in den Formen. Sein Gesicht war regelmäßig und angenehm. Namentlich übten die großen blauen Augen, die ungemein lieb und freundlich blicken konnten, einen wahrhaft magnetischen Zauber aus. Das hellblonde Haar und der rötlich blonde, wohlgepflegte Vollbart paßten sehr gut zu den Augen und dem rosigen Teint des Gesichts.

Senger stand vor einem hohen Wandspiegel und beendete soeben seine Toilette.

In diesem Augenblick schlug die Pendule auf dem Kaminsims neun.

„Benachrichtigen Sie das Kammermädchen meiner Frau“, sagte Senger zu seinem Diener, der ihm Hut und Handschuhe reichte, „daß es Zeit ist, im Salon zu erscheinen!“

Der Kammerdiener verneigte sich und ging hinaus.

Senger zog die Handschuhe an und wandte sich dann ebenfalls zur Tür. Beim Umdrehen fielen seine Blicke noch einmal in den großen Wandspiegel, aus dem ihm sein stattliches Bild entgegen strahlte.

Keine Eitelkeit war es, die ihn Freude empfinden ließ; jedes weibische Gefühl war ihm fremd.

„Du bist mir Bürgschaft“, rief er seinem Spiegelbilde zu, „daß alle meine Pläne gelingen!“

Stolz und selbstbewußt begab er sich in den an den Ballsaal stoßenden Salon.

Dort kam ihm Leopoldine entgegen.

Wenn die oftmals aufgestellte Hypotese, daß man eine Frau nach ihrer Art, sich zu kleiden, am sichersten beurteilen kann, wirklich richtig ist, dann wäre das Urteil über die junge Madame Senger nicht besonders günstig ausgefallen.

Leopoldine Senger, geborene Theelen, war schon an und für sich nicht sehr reizvoll. Klein und mager von Figur, mit einem gutmütigen, aber ausdruckslosen Gesichte von Natur begabt, wäre sie überall unbemerkt geblieben, wenn sie nicht durch übertriebenen Kleiderluxus aufgefallen wäre.

Heute trug sie ein kirschrotes Schleppkleid von schwerem Seidenstoff, weißseidene Schärpe und hellblaue Vergißmeinnichtkoiffüre. Hals, Arme und Taille ihrer Robe waren mit schimmernden Brillanten förmlich übersät.

Senger starrte seine Frau einen Augenblick überrascht an, wie sie ihm höchst lustig und vergnügt entgegenkam; sie hatte keine Ahnung davon, daß sein Schönheitssinn durch die Zusammenstellung ihrer Toilette arg verlezt wurde.

„Was siehst du mich denn so prüfend an, Männchen?“ fragte heiter die Arglose.

Senger hatte sich bereits wieder gefaßt. Als feiner Menschenkenner wußte er zu gut, wie wenig eines Menschen Eigentümlichkeiten durch Worte geändert werden können. Er belehrte nie und widersprach ebensowenig, sondern er nahm die Menschen stets wie sie waren. Dieser Maxime auch jezt folgend, erwiderte er mit dem Tone vollster Ueberzeugung:

„Ich bin überrascht, liebe Leopoldine! Mir ist, als hätte ich dich nie so schön gesehen als heute!“

„Wirklich? Findest du?“ lispelte sie geschmeichelt, „das freut mich, ich will ja auch niemandem gefallen wie nur dir!“

„Du musterhafte Frau!“ flüsterte er ihr zu, und küßte ihr galant die Hand, „aber heute sollst du allen gefallen, mehr noch, du sollst allgemein imponiren, was dir nicht schwer fallen wird, denn wer ist so Meisterin der Honneurs wie du?“

„Schmeichler!“ lächelte sie, „wünschest du, daß ich heute jemand ganz besonders auszeichne?“

„Ja, den jungen Baron Bernhard von Warren,“ belehrte sie ihr Gatte, „entfalte gegen ihn deine ganze Liebenswürdigkeit; fordere ihn scherzend zuerst zum Tanze auf und deute im Gespräch, wie von ungefähr auf deinen neuen Diamantschmuck; erzähle ihm, daß ich ihn dir kürzlich schenkte!“

„Das hätte ich ohnedies getan,“ versicherte Leopoldine, „denn ich bin ganz stolz auf dieses schöne Halsband, das ich heute zum erstenmale trage, wenn auch ganz heimlich sich das Bedauern darein mischt, welche großen Summen du für diese blinkenden Steine gezahlt haben mußt!“

„Liebes Kind,“ sagte er nachlässig und doch mit einer gewissen Renommage, „mache dir wegen des allerdings sehr hohen Preises der Diamanten keine Sorgen. Denke, daß du die Frau eines Millionärs bist, und daß der immense Wert dieser Steine meiner Liebe für dich gleichkommt.“

„Das macht mir die Diamanten auch doppelt wert,“ flüsterte sie glückselig, „und hätte ich noch einen Wunsch in all' dem Uebermaß von Glück, das der Himmel über mich ausgeschüttet hat, so wäre es der, daß mein seliger Vater noch den glänzenden Aufschwung unseres Hauses miterlebt hätte.“

Senger trat unmutig einen Schritt zurück.

„Welche traurigen Gedanken beim Beginne eines Balles!“

„Nicht traurig,“ rief sie, „nein, erhebend für mich, denn ich denke dabei, welches Unrecht mein Vater einst gegen dich beging, als er in unsere Heirat nicht willigen wollte! Oft haben mich Gewissensbisse gequält, weil ich die Einwilligung zu unserer Heirat erzwang, aber nun bin ich über meine früheren Skrupel längst beruhigt! Täglich bewundere ich dein Emporstreben von neuem und mein Vater ist im Unrecht gewesen, als er deinen Wert nicht vollständig anerkennen wollte!“

Sengers Gesichtsausdruck war bei jedem Worte seiner Frau milder geworden.

„Dein guter Vater war alt,“ sagte er sanft und beschwichtigend, „er verstand den Geist der Neuzeit nicht. Friede seiner Asche!“

Ein Diener trat ein und meldete, daß der erste Wagen vorgefahren sei.

Senger befahl, daß der Tee servirt werden solle.

Der Diener verschwand wieder.

„Komm', liebste Frau, wir wollen unseren Gästen vereint entgegengehen!“

Damit wollte er ihr den Arm bieten.

„Noch eins,“ sagte Leopoldine, ohne den Arm ihres Gatten zu nehmen, „ich hätte beinahe vergessen, es dir mitzuteilen!“

„Nun?“ —

„Bei der Toilette,“ erzählte Leopoldine ihm rasch, „erhielt ich ein Billet der Justizrätin Harder, in welchem sie mich schriftlich bat, ihr Fortbleiben vom heutigen Balle zu entschuldigen, da sie unerwartet Besuch von einer Dame aus England erhalten hätte. Ich schickte natürlich sogleich zu ihr zurück und ließ sie ersuchen, doch zu kommen und die Fremde mitzubringen! Du bist also unterrichtet, wenn du ein fremdes Gesicht unter unseren Gästen sehen solltest!“

„Hinlänglich!“ sagte er gleichgültig.

„Demzufolge werden Harders kommen," fuhr Madame Senger fort, „auch hat die Fremde ihre Pflicht der Höflichkeit erfüllt, denn sie sandte mir soeben ihre kouvertirte Karte! — Ich muß sie noch bei mir haben," unterbrach sie sich und faßte in ihre Kleidertasche, aus der sie eine Visitenkarte hervorzog und dieselbe ihrem Manne hinreichte.

Senger warf einen Blick auf die Karte.

„Mistreß Amely Jonston, London, empfohlen durch Frau Justizrätin Harder," las er flüchtig und gab die Karte dann seiner Frau zurück.

Seiden- und Atlasroben ankommender Damen rauschten im Nebensaal.

Senger und seine Gemahlin gingen, ihre Gäste zu begrüßen.

3. Die Rachegöttin.

Eine Stunde später war der Ball im vollen Gange.

Im Tanzsaal setzten die lieblich verlockenden Töne einer Strauß'schen Quadrille zahlreiche Füßchen in Bewegung.

Leopoldine tanzte den Kontretanz mit dem von ihrem Gatten vorher erwähnten Baron Warren.

Herr van Warren war ein hübscher, tief brünetter junger Mann von acht- bis neunundzwanzig Jahren; er blickte mit dunklen Rehaugen lustig und etwas begehrlich in die Welt hinaus. Sein Vater hatte ihm ein wertvolles Rittergut in entfernter Provinz hinterlassen, aber der junge Baron, dem das einsame Landleben keineswegs behagte, ließ sein Gut durch einen Verwalter bewirtschaften und brachte den größten Teil des Jahres in der Residenz zu. —

Das letzte Eckzimmer in der Reihe der glänzend erleuchteten Gemächer war leer, da sich alles in die Nähe des Tanzsaals drängte, um, wenn nicht an der Freude des Tanzes selbst teilzunehmen, doch wenigstens kritisirend zuzuschauen.

Eine Tür, die vom Korridor hereinführte, öffnete sich und ein Herr trat durch dieselbe ein. Er schaute sich prüfend in dem leeren Gemache um.

Es war ein älterer Mann, zwar im schwarzen Frack und mit weißer Halsbinde, der aber im übrigen nicht festtagsmäßig aussah. Er hatte Notizbuch und mehrere Papiere in der Hand; mit welchen er sich im Eintreten noch beschäftigte, die er jetzt aber in seiner Tasche verbarg.

„Ich bin etwas zu spät gekommen," murmelte er vor sich hin, „er ist nicht mehr in seinem Zimmer, wohin er mich noch vor dem Balle bestellt hatte! Nun, so wird er mich hier zu finden wissen!

Er setzte sich auf einen Divan. Durch die Höhe der im Salon herrschenden Temperatur liefen die Gläser seiner Brille mit trübem Hauche an. Der Herr zog sein seidenes Taschentuch hervor und nahm die Brille ab, um die Gläser derselben wieder zu klären.

Jetzt erst war sein Gesichtsausdruck völlig zu erkennen. Sein Blick hatte ebensoviel vom Wolf wie vom Fuchs und war in seiner Wirklichkeit wenig Vertrauen erweckend. Aber niemals bekam ein anderer diese Augen zu sehen. Die Brille diente ihm als Maske, und sobald der Herr dieselbe wieder vorgelegt hatte, war seine Physiognomie undurchdringlich verschleiert wie stets.

Dieser Mann war der Agent Lorberg, der am meisten beschäftigte Kommissionär des Herrn Ernst Senger.

Lorberg war früher selbständiger Kaufmann gewesen, hatte einen schlechten, betrügerischen Bankrott gemacht und demzufolge eine Gefängnishaft abgebüßt. Das war ihm für sein Fortkommen längere Zeit hindurch sehr hinderlich gewesen. Er hatte bittere Not zu leiden gehabt, bis er plötzlich von Herrn Ernst Senger zu sich gezogen und von diesem mit der Vermittlung zahlreicher Geschäfte betraut worden war.

Die Welt lobte Senger für seine barmherzige Nächstenliebe, mit welcher er sich des gefallenen Mitmenschen annahm, und der Nimbus des reichen Theelen'schen Hauses war so groß, daß in seinen Strahlen Lorbergs prekäre Vergangenheit fast ganz untergegangen war.

Er hatte nicht lange in dem einsamen Salon gesessen, als er durch die geöffneten Türen vom Tanzsaale her den Herrn des Hauses auf sich zukommen sah.

„Sind Sie allein?" fragte Senger im Eintreten.

„Der alte Kohlengrubenbesitzer," erwiderte Lorberg, indem er sich langsam erhob, „wollte mich trotz allen Zuredens nicht auf Ihren Ball begleiten; er scheint überhaupt sich anders besonnen zu haben, denn er will das von mir eingeleitete Kohlengeschäft nun schließlich doch nicht mit Ihnen machen."

Ueber Sengers schönes Gesicht flog eine Wolke des Unmuts.

„Ich muß die Kohlen haben," sagte er halblaut und preßte die Lippen fest aufeinander, als koste es ihm Mühe, einen Ausruf des Aergers zurückzuhalten.

„Der alte Provinziale," fuhr Lorberg fort, „scheint diffizil zu sein wie einer unserer gewiegtesten Trottoirläufer, denn er will seine Kohlen nur gegen Baarzahlung fortgeben und refüsirt jedes Akzept von Ihnen!"

„Sprechen Sie hier in den Gesellschaftsräumen nicht so laut von Geschäftssachen! Folgen Sie mir in mein Kabinet, um weitere Dispositionen zu treffen!"

Ruhig und stolz wie immer, verließ Senger den Salon durch die Tür, die auf den Korridor hinausführte. Sein Kommissionär folgte ihm befohlenermaßen nach.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bau des menschlichen Körpers.

Eine anatomisch-physiologische Skizze von **Bruno Geiser.**

„Hilf dir selber. Bist du Gottes Sohn, so steig herab vom Kreuze," — so riefen die Juden nach der Erzählung des Evangelisten ihrem Stammesgenossen Jesus von Nazaret höhnend zu, nachdem der römische Statthalter ihn auf ihr Betreiben ans Kreuz geschlagen hatte.

Solcher Hohn gegenüber einem Wehrlosen ist sicherlich eine Schmach für den, welcher so seinem Hasse Ausdruck zu geben vermag, — des Hohns aber entkleidet enthalten jene Worte die beherzigenswerteste Mahnung, die man allen nicht wehrlosen Menschen überhaupt ans Herz legen kann: Hilf dir selber, so du hilfsbedürftig bist, denn tust du es nicht selbst, so wird dir schwerlich geholfen werden.

Das gilt für die Einzelnen, wie für die Völker und die Menschheit in materieller wie in ideeller, in sittlicher wie in intellektueller Beziehung.

Wo ein Mensch sein Heil in der Unterstützung guter Freunde und getreuer Nachbarn sucht, da hat er das Gebäude seines Lebensglücks auf Sand gebaut. Wo ein Volk — in den Monarchien wie in den Republiken — auf die, welche es beherrschten, als auf seine irdische Vorsehung vertraute, hat es sich selbst verraten und verkauft. Solange die Menschheit noch von den Vertretern des Glaubens an ein besseres Jenseits sich bevormunden und führen ließ, betrog sie sich selber schnöde um das Diesseits.

Selbst also sei der Mensch! Durch das Verlassen und Vertrauen, das sich auf andere Stützen und auf sie Bauen hat sich die ungeheure Mehrzahl aller Menschen an das Kreuz jahrtausendelanger Leiden festgenagelt; — nachdem das einmal erkannt ist, gilt das Wort: Bist du Gottes Sohn, — so steig herab vom Kreuze.

Wir sind Gottes Kinder, — unser Gott ist unsere Welt, deren vorzüglichste Schöpfung wir selbst sind, als Inbegriff der

Tafel I.

Fig. 1. Verlauf der bedeutendsten Arterien.

Fig. 2. Brustkorb.

Fig. 3. Gehirn und Rückenmark von unten.

Fig. 4. Schädel.

Fig. 5. Durchschnitt des Herzens mit den Gefäßstämmen.

Fig. 6. Vertikalschnitt des Auges.

Fig. 7. Magen.

höchsten Geistigkeit, von der wir wissen, und wir fühlen uns kräftig genug, vom Kreuze der Leiden herabzusteigen, so stark auch die Banden sind, welche uns daran fesseln.

Verglichen mit der einen Fessel, welche die Menschheit umfangen hält, der Unwissenheit, sind alle übrigen — Zwirnsfäden, — die zu zerstören, sobald jene überwunden ist, nicht mehr erfordert, als einen leichten Ruck, zu dem es keiner Anstrengung mehr bedarf.

Die Unwissenheit zu überwinden, Wissenschaft zu lehren allem Volke, — dazu sind ja die Schulen da, wird man sagen, und unser Schulwesen, — was hat es schon für riesige Fortschritte gemacht und wie herrlich wird es sich noch entwickeln in unserer großen Gegenwart und noch größeren Zukunft!

Gewiß — wir, d. h. das ganze deutsche Volk mit ein paar tausend unbedeutenden Ausnahmen — können schon unsern Namen schreiben und den Steuerzettel lesen, wir sind Meister des Einmaleins und vertraute Freunde der vier Spezies; und haben wir „höhere“ Schulen besucht und auf ihnen rund ein Jahrzehnt „geochst“, — ich bitte um Entschuldigung, ich habe bekanntlich diese unter den Jüngern unserer offiziellen Bildung allgemein übliche Bezeichnung nicht erfunden, halte sie aber für ganz außerordentlich zutreffend, — haben wir also ein Dezennium auf Gymnasium oder Realschule geochst, so sind wir im klassischen Altertum zuhause, wie der Landjunker im Pferdestall; wir schreiben lateinisch so gut, oder unzweideutiger und präziser ausgedrückt, fast so schlecht, als wir deutsch schreiben; wir erinnern uns ferner zeitlebens mit inniger Selbstzufriedenheit daran, dereinst auch altgriechisch verstanden zu haben; ja wir sind so mordsmäßig gebildet, daß wir Wurzeln ausziehen können so geschickt wie der Barbier Zähne, daß wir mit Pyramiden wie mit Kegeln, mit Prismen wie mit Kugeln matematisch zu spielen vermögen, wie wir es einstens praktisch vermochten, da wir noch in den Gaben des Weihnachtsmannes unsere höchste Freude fanden. Auch in der Weltgeschichte sind wir vorzüglich beschlagen, — wir können alle Schlachten Hannibals und der Scipionen an den Fingern herzählen, — wissen, wieviel Geld Julius Cäsar verlüdert hat, um der Cäsar zu werden, als den ihn die Welt bewundert, auch die Regierungszeit der deutschen Kaiser kennen wir und die Schlachten von einem Schock mittelalterlicher und neuzeitlicher Kriege, — so gleichen wir denn, nehmt alles nur in allem, großen Kästen, die bis an den Rand mit allerlei Wissen vollgepfropft sind, — und, frei nach Goethe:

> Wir preisen es selber aller Orten, — —
> Sind aber doch nicht gescheiter geworden.

Schreiben und Lesen kann der Mann wie das Weib aus dem Volke, aber ein wissenschaftliches Buch zu lesen, würde ihm in den weitaus meisten Fällen nicht das mindeste nüzen, denn — sie können es nicht verstehen!

Die lateinischen Klassiker kennt der „Gebildete“ in- und auswendig, aber wenn er Rechenschaft über den Geist und Inhalt unserer modernen Literatur und die Erweiterung und Bereicherung der Gedankenwelt der Alten durch die Neuen geben soll — dann verstummt er sicherlich oder schwazt, wenn er redet, sicherlich dummes, unverstandenes, widersinniges Zeug.

Unwissenheit, Urteilslosigkeit, erschreckende, haarsträubende Unwissenheit hier wie da, — bei den Gebildeten wie bei den Ungebildeten, nur etwas verschieden im Aeußern, im Innern gleich groß und gleichwertig.

Völlig übereinstimmend ist die Unwissenheit der „Gebildeten“ und Ungebildeten inbezug auf natürliche Dinge, Naturerscheinungen und Naturvorgänge, selbst inbezug auf unsern eignen Körper, seine Beschaffenheit und seine Bedürfnisse.

Es ist noch nicht allzulange her, daß ich aus dem Diktat des Hauptlehrers einer preußischen Volksschule ersah, wie sich und seinen Schülern der brave Mann die Entstehung des Donners erklärte: als das hörbare Aufeinanderklappen der Gewitterwolken. Daß es viele Menschen gibt, welche ihren Magen für eine Art Mühlstein halten, der die Nahrung zerreibt, ist wohl männiglich bekannt, — die meisten Menschen wissen aber, daß das der baare Unsinn ist.

Verständnislos angestaunt oder für einen Spaßmacher gehalten wird man aber sicher von der großen Mehrzahl der Gebildeten, wenn man ihnen z. B. erzählt, daß es keineswegs nötig ist, heiß zu kochen, — daß man vielmehr unter Umständen, die man herbeizuführen vermag, kalt kochen kann.

Und als Narr oder Aufwiegler wird man von fast allen Gebildeten belächelt oder verhöhnt, wenn man z. B. die Kriege für eine Schmach und das schlimmste Zeugnis des Kulturfortschritts, und wenn man die Ueberführung wenigstens eines großen Teiles der heute dem Privatkapital unterworfenen Produktionszweige in Gemeinbetrieb nicht nur für möglich, sondern für sehr nüzlich und auf die Dauer unvermeidlich erkärt.

Ueber die Frage, wie der Donner entsteht und welche Vorbedingungen das Kochen hat, geben auch die kleinsten Lehrbücher der Physik Auskunft; über den Kulturwert der Kriege findet man Urteile wie das angeführte in allen vorurteilsfrei geschriebenen Werken der Kulturgeschichte; über die Sozialisirung der Produktion kann man die gelehrtesten Professoren der Staatswissenschaften so reden hören, wie wir hier getan*) — aber weder aus den kleinen Lehrbüchern noch von den großen Professoren lernen unsere „Gebildeten“ genug, um die einfachsten und alltäglichsten natürlichen Vorgänge oder die großen Erscheinungen und Verhältnisse im politischen und sozialen Leben begreifen und auch nur annähernd richtig beurteilen zu können.

Unsere Ungebildeten lernen eben manches und unsere Gebildeten viel, sehr viel von dem, was sie im Leben **nicht** brauchen, und von dem, was ihnen im Leben täglich und stündlich vor Augen tritt, lernen Ungebildete und Gebildete wenig, sehr wenig, fast gar nichts.

Da müssen also unsere Schulen besser werden — wird man mir nun antworten.

Gewiß — da stimme ich mit Freuden ein, aber ich schlage vor, — wir warten nicht darauf!

Den Jugendunterricht regelt der Staat, und daß dieser, d. h. die im Staat herrschenden Gewalten, Lust bezeigen sollte, bald eine durchgreifende, radikale Reform des Unterrichts zu vollziehen, ist keineswegs sonderlich wahrscheinlich.

---

*) Hier ein paar Beweise, die mir grade zur Hand sind. Schäffle, der frühere österreichische Minister, schreibt in seinem „Bau und Leben des sozialen Körpers“ Band III., S. 546: „Ebendeshalb sollte man auch gegenüber dem modernen ökonomischen Trieb eines althistorischen Dranges nach Sozialisirung mehr Unbefangenheit und Ruhe sich aneignen und nicht schon die Stellung des Problems zur Diskussion verunglimpfen! Man sollte angesichts der bisherigen Geschichte einige Ruhe darüber gewinnen, daß die mögliche teilweise Sozialisirung der Produktion und des Güterumlaufes nicht über Nacht hereinbrechen kann, wenn man sie auf den Weg der Reform zu bringen versteht. ... Ist es da ein „verbrecherisches“, ein „phantastisches“ Unterfangen, wenn die langsam fortschreitende Sozialisirung anderer Zweige des Sozialstoffwechsels auch aus sozialökonomischem Interesse, mit Rücksicht auf Wohl und Wehe der arbeitenden Klassen, zur Bekämpfung arger Mißbräuche und weit verbreiteter Demoralisirung, zur Verhütung ewiger Krisen und zur Eindämmung weitgreifender Massenarmut, in Frage gebracht wird!“ — — — Und über den Krieg Bd. IV., S. 351: „Die Sophisten des Militarismus und des Nationaldünkels haben zu jeder Zeit den Krieg als einen sittlichen Zuchtmeister gepriesen. Für innerlich schon verlotterte Völker, denen ihr Tyrann äußere Motion machen muß, mag diese Behauptung, wie schon Aristoteles andeutet, eine traurige Wahrheit sein. Da heißt es Gift gegen Gift! Revolution im Völkerleben gegen innere Revolution! Dennoch kann niemand verkennen, daß der Krieg der höheren Kultur tausendfach schadet. Er ist dem humanen idealen Streben feindlich und bringt einen bengelhaft brutalen Nationalegoismus, der sich als „Mordpatriotismus“ breit macht, zur Herrschaft. Er schwächt den Freiheitssinn der Völker, erzieht sie für innere Knechtschaft. Er hätschelt einen blutdürstigen Nationalstolz voll von furchtbaren Gefahren, erschüttert die Achtung des Rechtes und des Eigentums, erweckt die Raubtiertriebe im zivilisirten Menschen wieder, zerrüttet den Nationalwohlstand; durch das Schuldenwesen in seinem Gefolge leistet er der Geldoligarchie Vorschub und wird Zuchtschule von zahllosen anderen Aeußerungen privater und öffentlicher Unsittlichkeit. Er beugt nicht einmal den Chauvinismus des besiegten Volkes, sondern macht den Rachedurst zum einzigen Hebel, um der Zerrüttung, der es nur dem Sieger zum Nuzen verfällt, Einhalt zu tun. Bis zur Erschöpfung aller Völker erzeugt ein Krieg den anderen, und in jedem wird die Gesammtexistenz mehr oder weniger dem Spiel des Zufalls preisgegeben.“

Hier gilt eben so sehr wie nur irgendwo das Mahnwort: „Hilf dir selber. Bist du Gottes Sohn, so steig herab vom Kreuze.“ Als der Berg nicht zu Muhammed kam, ging Muhammed zum Berge. So wird die Wissenschaft nicht ins Volk dringen, wenn das Volk sich die Wissenschaft nicht erobert.

Das Volk hat freilich in erster, zweiter und dritter Linie anderes zu tun, als zu studiren; aber das hilft alles nichts. Wer die Not des Volkes und die Aufgabe, welche die Kulturentwicklung jedem Angehörigen des Volkes stellt, begriffen hat, der wird auch nach zehn- und zwölfstündiger Arbeitszeit und bei schwerer, körperlicher Ermüdung immer noch hie und da eine Stunde sich abmüßigen, um seine Einsicht zu vermehren, seine geistige Kraft zu steigern.

Betrachtet man die kolossale Unwissenheit, welche noch vor wenigen Jahrzehnten die Massen des Volkes gefangen hielt, so wird man meiner Behauptung nicht widersprechen, daß die Intelligenz im Volke — von der Schulweisheit ganz abgesehen — mächtig im Fortschreiten begriffen ist.

Daß wir Leute aus dem Stande der Handwerker haben hervorgehen sehen, die es nicht mit manchem, sondern mit den meisten der gelehrten Herren aufnahmen, welche in Parlamenten sich mit staatswirtschaftlichen Fragen befassen, wird heute kein Kundiger mehr leugnen.

Aber noch mehr ist bereits Tatsache geworden: Das Niveau der Urteilsfähigkeit im allgemeinen hat sich in breiten Schichten der handarbeitenden Bevölkerung um ein bedeutendes gehoben in neuester Zeit, — viel mehr als in den sogenannt gebildeten Kreisen der Nation geschehen ist.

Wer mir vorwerfen wollte, daß ich zu denen gehöre, die dem Volke schmeicheln, der würde sich arg irren. Denn ich stehe nicht an, hinzuzufügen: Bildungserfolge, welche wir bei einzelnen Angehörigen des Arbeitervolkes mit Genugtuung konstatiren können, und die allgemeine Zunahme der Intelligenz bei diesem lezteren selbst, haben nur dann einen bleibenden Wert, wenn sie nicht etwa als befriedigendes Resultat der bisherigen Bemühungen des Volkes um wahre Bildung, sondern lediglich als Sporn zu höchster Anspannung aller Kräfte, um rasch auf dem Wege der Eroberung der Wissenschaft für das Volk fortzuschreiten, betrachtet werden. Was erreicht wurde, ist gerade genug, um den Mut zu weiterem schweren Kampfe um das Wissen neu zu beleben, mehr aber ist es nicht.

Wie viele Arbeiter heute schon das begriffen haben und an ihrem Teil alles daran zu sezen gewillt sind, in dieses Ringen nach dem Wissen mit all ihren Kräften einzutreten, davon gehen dem Schreiber dieser Zeilen täglich mehr Beweise zu.

Von den mehreren hundert Zuschriften, die er allmonatlich aus Arbeiterkreisen empfängt, läuft fast der dritte Teil stets auf die Fragen hinaus: Was tue ich, um mir Wissen zu erwerben? Welche Bücher soll ich mir kaufen? Wie soll ich sie studiren? u. s. w.

Solche Fragen sind leicht gestellt, doch schwer beantwortet.

Alle Zweige der Wissenschaften haben zwar ihre Lehrbücher, dicke und dünne, schlechte, mittelmäßige und gute, aber für den Arbeiter sind die allermeisten garnicht geschrieben, und diejenigen, deren Verfasser überhaupt daran gedacht haben, daß es einmal einem ehemaligen Zögling der Volksschule oder gar der Dorfschule einfallen könnte, ihre Werke studirend in die Hand zu nehmen, hängen auch noch viel zu sehr an der alten Metode, welche das Heil der Lernenden in der Menge des Gelernten suchte.

Aber nur in der Art, wie das Gelernte die Urteilsfähigkeit des Lernenden über Welt und Leben, über private und öffentliche Verhältnisse vermehrt, und seine Fähigkeit, zu seiner eigenen und seiner Mitmenschen materieller und ideeller Förderung sein Wissen zu nüzen, — sollte bestimmend sein für die Wahl der Unterrichtsgegenstände sowohl, als für die Metode ihrer Behandlung.

Diese Ueberzeugung sammt dem immer wiederkehrenden Antrieb seitens der Lernbegierigen brachte den Verfasser auf den Gedanken, es einmal selbst mit einer Zusammenstellung des Wissensnötigsten aus dem Bereiche einer ihm am Herzen liegenden Wissenschaft zu versuchen und dabei metodisch richtig mit derjenigen zu beginnen, welche jeden Menschen am nächsten angeht, weil sie seinen eigenen Leib zum Gegenstande hat, — die Wissenschaft vom Körper des Menschen und dessen natürlichen Verrichtungen.

Wer uns auf dieses Gebiet folgen will, der möge es tun, vertrauend auf unsern ernsten Willen, ihm zu nüzen.

Diesem ersten Artikel wird sich selbstverständlich eine Reihe weiterer über denselben Zweig der Wissenschaft anschließen, und da dieses Unternehmen seinem Zwecke einigermaßen genügen soll, so werden wir aus dem engen Kreise der Wissenschaft vom menschlichen Körper hinaustreten und die wichtigsten übrigen Gebiete der Naturwissenschaft uns zu erschließen versuchen.

Der Verfasser rechnet dabei auf die Unterstüzung der vielen wissenschaftlich gebildeten Mitarbeiter und Freunde der „Neuen Welt“. Hoffentlich nicht vergebens!

Und nun an die Arbeit!

Das Gerüst, welches den Bau des Menschenkörpers trägt und aufrecht erhält, ist das aus einem vielfach zusammengesezten Gefüge von Knochen bestehende Gerippe oder Skelet, dem sich die Knorpeln anschließen und das von den Knochenbändern zusammengehalten und von den Muskeln, für gewöhnlich das Fleisch genannt, bedeckt und in seinen einzelnen Teilen bewegt wird.

Das Skelet ist etwa einen Zoll kürzer als der ganze Körper; sein Gewicht beträgt bei Erwachsenen mittlerer Größe bei völliger Austrocknung zehn Pfund (fünf Kilo). Zusammengesezt ist das Skelet aus 207 oder, wenn man die Zähne in ihrer gewöhnlichen Zahl von zweiunddreißig und die sechs Gehörknöchelchen hinzurechnet, aus 245 Knochen*).

Die Knochen bestehen aus einer harten äußeren Rinde von verschiedener Stärke, die zu ungefähr zwei Drittel aus phosphorsaurem Kalk mit Beimengung von kohlensaurem Kalk, phosphorsaurer Magnesia und einer Kleinigkeit löslicher Salze besteht und zu nahezu einem Drittel aus organischer Substanz, welche sich beim Kochen mit Wasser in Leim verwandelt. Innerhalb dieser Rinde aus harter Knochensubstanz befindet sich die schwammartige Knochensubstanz, die ähnlich zusammengesezt ist, wie die harte, aber etwas weniger phosphorsauren Kalk, beträchtlich mehr kohlensauren und etwas mehr organische Substanz enthält. Die Hohlräume der schwammigen Knochensubstanz sind angefüllt mit einem öligen Fett, dem Knochenmark.

Den Hauptbestandteil des Skelets bildet der sich in der Achse des Körpers (d. i. dessen Mittellinie, um welche seine Teile symmetrisch-ebenmäßig gelegen sind) hinziehende biegsame und hohle Knochenstab, welcher die Wirbelsäule oder das Rückgrat (Tafel I, Fig. 3, ag) genannt wird. Diese Wirbelsäule steht beim Menschen — von einer leichten doppelt S-förmigen Krümmung abgesehen — senkrecht und wird gebildet durch eine Reihe von vierundzwanzig Einzelstücken, der Wirbeln, und zwar sieben Halswirbeln, zwölf Brust- oder Rückenwirbeln und fünf Lendenwirbeln. Bisweilen spricht man von dreiunddreißig Wirbeln, indem man die eigentlich nicht zur Wirbelsäule gehörigen fünf, im Jünglingsalter festmiteinander verwachsenden Kreuzwirbel und die nur rudimentär (d. h. unausgebildet, verkümmert) vorhandenen vier Steißbeinwirbel, als sogenannte „falsche“ Wirbel, jenen vierundzwanzig „echten“ hinzufügt. Jeder dieser echten Wirbel besteht aus dem eben so hohen als breiten Wirbelkörper, auf dem ein wagerechter Knochenbogen so aufgesezt ist, daß dazwischen ein freier Raum für das Rückenmark offen bleibt. Nach hinten läuft jeder dieser Knochenbogen in den sogenannten Dornfortsaz aus, während sich seitwärts an ihm zwei Querfortsäze befinden, die bei den zwölf Brustwirbeln als Ansazpunkte für die Rippen dienen, indes sie bei den Hals- und Lendenwirbeln etwas länger sind und gewissermaßen verkümmerte Rippen vorstellen.

*) Diese Zahl wird übrigens verschieden angegeben, je nachdem man Knochenpartien, welche aus mehreren Knochen zusammengesezt sind, als einen oder mehrere Knochen zählt.

Der erste Halswirbel trägt den Schädel oder die Hirnschale, welcher mit den Gesichtsknochen das Kopfskelet bildet. Diese seine Aufgabe, den edelsten Teil des menschlichen Gerippes zu tragen, hat ihm den stolzen Namen Atlas eingetragen.

Der Schädel wird gebildet durch acht Schädelknochen, welche durch Nähte, d. h. so verbunden sind, daß sie durch zackige und rauhe Knochenbänder unmittelbar, bei Zwischenlagerung eines dünnen Knorpels und eines häutigen Streifens zusammenhängen.

Die Vorderwand des Schädels und das Dach der Augenhöhlen bildet das Stirnbein (Fig. 4 g), das Schädeldach bilden die beiden Scheitelbeine (f), die hintere Wand des Schädels das Hinterhauptbein (d), die Seitenwände die beiden Schläfenbeine (e), die untere Schädelfläche das Keilbein und die vordere Schädelgrundlage, unter dem Siebbein und vor dem Keilbein liegend und die Nasenhöhlen begrenzend, stellt dar das Siebbein.

Das Gesichtsskelet besteht aus dreizehn Knochen, nämlich den beiden den Nasenrücken bildenden Nasenbeinen (Fig. 4 a), den beiden fest mit dem Schädel verbundenen Oberkieferbeinen (b), dem Gaumenbeine, dem Jochbeine, dem Tränenbeine, den unteren Nasenmuscheln, das, senkrecht in der Nasenhöhle stehende, deren hintere Scheidewand bildende Pflugschaarbein und das beweglich mit dem Schädelbeine verbundene Unterkieferbein.

Von den zwölf Brustwirbeln des Rückgrats aus gehen zu beiden Seiten nach vornhin platte knöcherne Bogen, die bereits erwähnten Rippen. Sie bilden den Brustkorb (Fig. 2). Die sieben oberen von den zwölf Rippenpaaren, die wahren oder echten Rippen genannt (c d e), vereinigen sich vorn am Brustbein, während von den fünf falschen Rippen (f) die drei oberen in die siebente auslaufen und die zwei untersten das Brustbein gar nicht erreichen.

Durch das Schlüsselbein (c) wird das Brustbein mit dem im ganzen dreieckigen flachen Schulterblatt (i) verbunden, welches seinerseits mit dem Oberarmknochen in Verbindung steht, an den sich die beiden Vorderarmknochen, nämlich an der Seite des kleinen Fingers das Ellenbogenbein und an der Seite des Daumens die Speiche, anschließen. Mit diesen Vorderarmknochen stehen die acht kleinen Handwurzelknochen, mit diesen die fünf Mittelhandknochen und mit diesen die Finger in Verbindung, welche letzteren von je drei Knochen gebildet werden, mit Ausnahme des Daumens, der nur zwei Knochen aufzuweisen hat.

Unten sitzt die Wirbelsäule auf einem großen schüsselförmigen Ring auf, dem Becken, welches aus vier durch Faserknorpel und Bänder vereinigten Knochen, den beiden Hüftbeinen, dem Kreuzbein und dem Steißbein besteht. Jedes der Hüftbeine ist zusammengesetzt aus drei Knochen, dem Darmbein, dem Sitzbein und dem Schambein, welche in der Zeit des Wachstums von einander getrennt sind und erst in der Mannbarkeitsepoche verwachsen.

In einer Art von Pfanne, wie jedes Hüftbein eine aufzuweisen hat, bewegt sich der größte und längste Knochen des ganzen Körpers, welch letzterer nur etwa viermal so lang ist als dieser Knochen. Dieser, der Oberschenkelknochen genannt, ist nach unten zu mit dem plattrundlichen, herzförmigen Knochen der Kniescheibe, dann dem aus zwei Knochen, dem Schienbein und dem Wadenbein, bestehenden Unterschenkelknochen verbunden.

An das untere Ende des Unterschenkelknochens schließen die Fußknochen an, bestehend aus sieben Fußwurzelknochen, fünf Mittelfußknochen und vierzehn Zehenknochen, von denen je drei, wie bei den Fingern, eine Zehe bilden, ausgenommen gleich dem Daumen die aus zwei Knochen bestehende große Zehe. Der oberste der Fußwurzelknochen heißt das Sprungbein, unter diesem liegt das Fersenbein, welches vorn an das Würfelbein stößt. Die übrigen vier Fußwurzelknochen legen sich vorn an das Sprungbein an; der oberste von ihnen heißt das Kahnbein, die drei anderen die Keilbeine.

Den Knochen reihen sich im Aufbau des menschlichen Körpers zu allernächst die Knorpeln an, die gewissermaßen als unreife Knochen betrachtet werden können, da jeder Knochen einmal Knorpel gewesen ist und jeder Knorpel verknöchern kann. Die Knorpel werden gebildet durch eine elastische, zusammendrückbare, aber nicht dehnbare Masse, die aus nicht ganz zweifünftel Wasser, eindrittel organischer Substanz, etwa drei Prozent mineralischer Substanzen und eineinhalb Prozent Fett besteht. Die organische Substanz ist der der Knochen ähnlich aber nicht völlig gleich; die mineralischen Substanzen bestehen aus phosphorsaurem Kalk, phosphorsaurer Bittererde (Magnesia), schwefelsaurem Kalk und Natronsalzen.

Die Knorpel stützen halbfeste Gebilde, wie das Ohr, die Luftröhre, oder bilden Ueberzüge der Knochen an den Gelenken, wo sich die Knochen aneinander hin- und herbewegen.

Verbunden werden die Knochen miteinander durch die Knochenbänder, die aus sehr festem Bindegewebe (oder Zellgewebe) bestehen und sich als eine elastische und feste Haut darstellen, welche ringförmig die Ränder der zusammenstoßenden und überknorpelten Gelenkflächen umgibt und die Gelenkkapsel bildet. Innerhalb der Gelenkkapsel bildet sich eine dickflüssige eiweißähnliche Flüssigkeit, die Gelenkschmiere, welche die Gelenkflächen schlüpfrig erhält und die Reibung der Gelenkknochen unschädlich macht.

(Forts. folgt.)

Der Dämon in der Poesie.

Ein Stück Tragikomödie des Lebens von **W. Blos.**

Im Jahre 1808 hatte der Doktor Esquirol, der als einer der größten Irrenärzte gilt — er starb im Dezember 1840 — es unternommen, alle Irrenhäuser Frankreichs zu besichtigen. Als er nach dem großen Irrenhause zu Charenton kam, fand er dort einen wahnsinnigen alten Mann, der unaufhörlich seinen Leidensgefährten ein Lustspiel vorlas.

Esquirol forschte nach den Umständen, unter denen der Unglückliche den Verstand verloren, und erfuhr Folgendes:

Man schrieb 1772 — das Jahr, in dem Esquirol geboren war — und am 30. November sollte im Théatre français zu Paris „der Arzt wider Willen" von Molière gegeben werden. Es konnte noch etwa zehn Minuten dauern, bis man den Vorhang aufzog, und auf den dicht besetzten Plätzen plauderte und lachte man eifrig durcheinander. Plötzlich erschien ein junger Mann auf dem etwas erhöhten Orchester und rief mit einer wahren Donnerstimme in das Publikum hinein: „Ich bitte um einen Augenblick Ruhe!" Man war überrascht, es wurde still und alles sah nach dem Sprecher, der auch sofort begann:

„Meine Herren, ich heiße François Billard und bin aus Nancy. Ich war früher Sekretär beim König von Polen, Stanislaus Lesczinski, der bekanntlich zuletzt in Nancy wohnte und der Schwiegervater unseres Königs Ludwig XV. war. Sie wissen doch, daß er sich am Kaminfeuer verbrannte und starb."

„Was geht das uns an?" schrie man im Parterre.

„Weiter!"

„Nein!"

„Ruhe!" So scholl es wirr durcheinander, allein die kräftige Stimme des Redners drang wieder durch und er fuhr fort:

„Dann wurde ich Steuereinnehmer!"

„Zur Sache!" riefs aus dem Publikum, das die Steuereinnehmer aus begreiflichen Gründen niemals sonderlich liebt.

„Ich bin bei der Sache," rief Billard, „denn in meinen freien Stunden beschäftigte ich mich mit Poesie und habe ein Lustspiel geschrieben, ein Lustspiel in Versen und in fünf Akten, betitelt: „Der Verführer."

„Ah!" rief es im Publikum.

Das Chinesenviertel in San Franzisko. (Seite 27.)

„Und eines Tages fuhr ich nach Paris, um mein Stück, die Frucht schlafloser Nächte, den Schauspielern des Königs vorzulesen. Sie haben keinen Begriff, welche Mühe es mir machte, dahin zu gelangen. Aber ich ließ mich nicht irre machen. Neunundneunzigmal abgewiesen, kam ich zum hundertstenmal wieder; ich hätte mich aus Wut und Verzweiflung längst in die Seine gestürzt, wenn mir nicht für die Unsterblichkeit meiner Dichtung bange gewesen wäre. Ja, meiner Dichtung."

Bei diesen Worten zog er ein mächtiges, zusammengerolltes Manuskript aus der Tasche, das er mit Würde hin und her schwang. — „Bravo!" scholl es im Parterre.

„Heute morgen," fuhr der Redner fort, „ist es mir — nach achtzehnmonatlichen vergeblichen Anstrengungen — gelungen, die Mitglieder des Lesekomités zusammenzubringen. Aber wie wurde ich behandelt: der eine schlief, der andere las, während ich mein Stück vortrug; die Damen lachten und flüsterten mit einander; sie erzählten sich offenbar ihre galanten Abenteuer der vergangenen Woche. Niemand hörte mir zu, als Herr Brizard, Herr Brizard, der hier so oft die Rollen der Könige spielt. Und was tat er? Er sagte sehr häufig: „Sehr gut für einen Steuereinnehmer!" Als ich zornig fragte, was er damit meine, antwortete er: „Nun, daß Sie der Poesie ihren Zoll abtragen!" Die Damen lachten über diesen Wiz; mein Stück ward einstimmig verworfen, und man erklärte es für untauglich zur Aufführung, obschon niemand als Herr Brizard die Vorlesung angehört hatte."

„Schändlich! Abscheulich!" scholl es aus dem Parterre.

„Ja wohl, schändlich," fuhr Billard fort. „Ueber ein Werk, an dem ein Dichter mit Aufgebot aller seiner Kräfte jahrelang gearbeitet, urteilen diese leichtfertigen Künstler, die ohne den Dichter nichts, gar nichts wären, in solcher Weise ab. Aber es gibt einen höheren Richter, und an ihn appellire ich. Das sind Sie, wertes Publikum, und an Ihrer Gerechtigkeit werden die kleinlichen Intriguen dieser Künstler scheitern. Richten Sie über mein Stück!"

Der junge Mann hatte mit jenem Feuer gesprochen, das die Menge so leicht mit sich fortreißt; ein Sturm des Beifalls ging durch den Saal. Man dachte nicht mehr an Molière. Gerade das Außerordentliche an dieser Situation gefiel.

Billard sah sich als Herrn der Situation.

„Verehrtes Publikum," fuhr er fort, „Molières Stück läuft Ihnen nicht fort. Ich will Ihnen meinen „Verführer" vorlesen; Sie sollen urteilen!"

„Lesen! Lesen!" rief es im Publikum.

Der entzückte Dichter rollte langsam sein Manuskript auseinander und nahm eine feierliche Haltung an. Allein nun folgte auf seine kühne Improvisation der Gegenstoß von Seiten des für seinen Ruf besorgten Theaterdirektors. Es erschienen Soldaten auf dem Orchester; ein Offizier ging auf Billard zu und ersuchte ihn, zu folgen. Billard weigerte sich; ein Sturm entstand im Parterre, das sofort für ihn Partei nahm, allein die Wachen führten den jungen Mann fort, ehe das Parterre ihm zu Hilfe kommen konnte.

Billard schlug um sich wie ein Rasender; der Offizier drohte ihm, daß er ihn einigemal werde in der Seine untertauchen lassen, wenn er nicht ruhig sei. Zähneknirschend fügte sich Billard in sein Schicksal, denn er wußte wohl, daß unter Ludwig XV. mit der Polizei- und Militärgewalt nicht zu spaßen war.

Auf der Wachtstube angekommen, ruhte Billard ein wenig aus. Dann wandte er sich an den Offizier, der ihn verhaftet hatte, und fragte ihn, ob er denn sein Lustspiel kenne?"

„Nein!" sagte der Offizier.

„Nun," sagte Billard, „dann werde ich es Ihnen vorlesen. Sie werden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Aber," sagte zögernd der Offizier, „an diesem Orte —"

„Ganz gleichgültig," fiel Billard ein, „man hat hier auch guten Geschmack. Hören Sie!"

Und er wollte vor dem verlegen dreinblickenden Offizier und den neugierig herandrängenden Soldaten die Vorlesung beginnen. Da griff der Zufall wieder ein.

Ein Polizei-Inspektor erschien im Wachtlokal und richtete an Billard die Frage:

„Sind Sie der Herr, welcher das Publikum so aufgereizt hat, daß es heute alle Schauspieler auspfeift?"

„Ah," sagte Billard, „dies herrliche Publikum; es rächt den Dichter des „Verführers."

„Ja," sagte der Inspektor, „so heißt das Stück, welches man vorgelesen haben will."

„Ich bin bereit, es zu tun," sagte Billard.

„Kommen Sie," antwortete der Inspektor.

Billard war entzückt; man gab nach. Wohin anders konnte ihn der Inspektor führen, als ins Theater?

Man stieg in einen Wagen und fuhr weg. Der Inspektor sprach nichts. Billard schwelgte im Vorgefühl seines Triumphes. Der Wagen hielt; aber wie erstaunte Billard, als man sich in einer ihm gänzlich fremden Gegend befand.

„Hier kommen wir nicht ins Theater!" rief er.

„Nein!" sagte der Inspektor ruhig, „wir kommen hier vorläufig in meine Wohnung."

„Aber was denken Sie, ich muß ins Theater. Das Publikum ruft nach mir. Sie berauben die französische Literatur, Sie berauben die französische Nation! Ich werde Ihnen nicht folgen! Ich gehe ins Teater!"

Aber Billard fuhr zurück. Der Inspektor zog eine Pistole und richtete sie auf den Gefangenen. Was sollte dieser tun? Billard besann sich noch zur rechten Zeit, daß mit ihm auch sein Stück verschwinden würde, und er fügte sich. Er ward in eine kleine Stube geführt.

„Wenn Sie sich ruhig verhalten," sagte der Inspektor, „so werde ich Sie nicht fesseln. Ich gehe, um weitere Befehle bezüglich Ihrer einzuholen. Meine Haushälterin wird Ihnen Gesellschaft leisten, bis ich wieder zurück bin. Jeanette," sagte er zu der eben Eintretenden, „ich schließe das Haus ab. Du wirst den Herrn bewachen."

„Ist er gefährlich?" fragte Jeanette leise.

„Gott bewahre," sagte der Inspektor, „er hat vor meiner ungeladenen Pistole Angst gehabt."

Jeanette lachte laut auf, und der Inspektor ging.

Nun, sollte man denken, war dem Gefangenen die schönste Gelegenheit zur Flucht gegeben. Mit einer Haushälterin war ja fertig zu werden.

Aber da täuscht man sich. Ein Polizei-Inspektor ist gewöhnlich ein vorsichtiger Mann. Darum hatte er sich auch nicht etwa eine schlanke und zarte Pariserin, sondern eine höchst derbe Normännin zur Haushälterin bestimmt.

Man sah Jeannette es an, daß sie dem Geschlechte jener streitbaren Normannen entstammte, die einst England und Italien besiegten. Sie war eine mächtige Figur von kolossalem Gliederbau. Wie ein schwergepanzerter Kürassier schritt sie einher. Ihre muskulösen roten Arme und ihre breiten Hände flößten dem etwas schmächtigen Billard gewaltigen Respekt ein. Er versank in tiefes und schmerzliches Nachdenken.

Sein Schmerz rührte die etwa vierzigjährige Normännin; sie frug teilnehmend, was er verbrochen. Ein Mann von Ueberlegung hätte die dicke Jeanette mit einem Schäferstündchen überrumpelt und so die goldene Freiheit wiedergewonnen. Aber Billard war ganz von seinem Lustspiel in Anspruch genommen. Als ihn daher Jeanette fragte, was er denn verbrochen habe, da antwortete er: „Verbrochen? Verbrochen habe ich gar nichts; allein ich habe ein Lustspiel gedichtet, ein Meisterwerk, und man will es mich nicht vorlesen lassen."

„Was ist denn das, ein Lustspiel?" sagte Jeanette ganz unbefangen.

„Glückliche Unschuld!" rief Billard leidenschaftlich, „o Sie sollen hören, was ein Lustspiel ist."

Damit begann er sein Lustspiel vorzulesen. Jeanette hörte eine Weile neugierig mit offenem Munde zu, dann aber wurde ihr die Sache langweilig und sie schlief ein. Billard bemerkte es nicht; er las eifrig fort. So fand der Inspektor die beiden als er wieder erschien.

„Stören Sie uns nicht,“ rief Billard dem lautauflachenden Inspektor zu.

„Aber sie schläft!“

„Sie schläft!“ sagte Billard entrüstet, „und ich habe soeben erst den dritten Akt begonnen.“

„Kommen Sie!“ drängte der Inspektor.

„Wohin?“

„Das werden Sie sehen.“

„Meinetwegen in die Bastille oder in die Hölle,“ rief der Dichter, und man fuhr ab, nachdem er der Normännin, die inzwischen erwacht war, noch ein Freibillet zur ersten Aufführung seines Stückes versprochen hatte.

Man stieg ein; nach einer zweistündigen Fahrt hielt der Wagen vor einem großen Gebäude. Dort wurde Billard von zwei handfesten Leuten in Empfang genommen und nach einer einsamen Zelle gebracht. Er ergab sich seufzend in sein Schicksal, aber er war nicht ganz unglücklich; man hatte ihm sein Manuskript gelassen, das Zaubermittel, das ihn noch zu glänzenden Höhen emportragen mußte.

Den Tag nach diesen Auftritten kam der schon erwähnte Schauspieler Brizard vor der großen Irrenanstalt Charenton angefahren. Er war gerade mit dem Studium der Rolle des Königs Lear beschäftigt, welches Stück damals zuerst in Frankreich aufgeführt werden sollte. Er wollte an den Wahnsinnigen Studien für seine Rolle machen.

Der berühmte Schauspieler ward vom Irrenhaus-Direktor mit aller Zuvorkommenheit empfangen. Man fragte ihn, ob er zuerst die stillen oder die tobsüchtigen Kranken sehen wolle. Brizard entschied sich dafür, zuerst die stillen zu besichtigen.

Der Schauspieler wurde in einen Saal geführt und sah dort drei Männer um einen vierten herumsizen. Dieser vierte las den drei anderen eifrig aus einem großen Manuskript vor. Als der Schauspieler näher trat, blickte der Vorleser auf. Beide stießen einen Schrei aus.

„Herr Brizard!“

„Herr Billard! Was machen Sie hier?“

„Man hat mich gestern hierher gebracht,“ sagte Billard.

„Weil man mit der bewaffneten Macht hat das Teater räumen müssen.“

„Ja, es gibt noch Gerechtigkeit,“ sagte Billard, „dort wie hier.“

„Hier?“

„Freilich,“ sagte Billard, „diese Herren finden mein Lustspiel vortrefflich.“

„Es scheint,“ sagte Brizard ernst, „daß Sie nicht wissen, wo Sie sich befinden.“

„Ich bin bei ganz vernünftigen Leuten.“

„Nein,“ sagte Brizard, „Sie sind im Irrenhause von Charenton.“

Der Schreck warf Billard beinahe nieder, während die drei Zuhörer auf Brizard förmlich eindrangen und ihn ausschalten, weil er sich unterstehe, sie für verrückt zu halten.

Brizard ließ den Direktor kommen und trug ihm vor, daß Billard keineswegs verrückt, sondern nur von einer Lustspiel-Marotte befallen sei. Der Künstler verwendete sich lebhaft für Billard, und dieser wurde noch denselben Abend aus dem Irrenhause entlassen.

Als Billard wieder nach Paris kam, fand er sich als die Berühmtheit des Tages. In jener Zeit hochausgebildetster Klatsch- und Skandalsucht genügte solch ein Abenteuer, um alles öffentliche Interesse darauf zu konzentriren. Man war in den lezten Jahren der schmachvollen Regierung Ludwigs XV.; eigentlich regierte eine königliche Courtisane, die Gräfin Dubarry. Diese versehlte nicht, ihrem „Frankreich“, wie sie den König nannte, den interessanten Skandal zu erzählen. Der in den tollsten Ausschweifungen stumpfgewordene König lachte, wie er schon lange nicht gelacht hatte. Als man erfuhr, wer das Wunder königlichen Lachens zustande gebracht hatte, wurde Billard von dem Hofschranzentum gefeiert wie ein siegreicher General, der den Feind in blutigen Schlachten geschlagen und das Vaterland vor einem feindlichen Einfall gerettet hat. Fürstinnen, Herzoginnen, Gräfinnen, Marquisen fuhren bei ihm vor und machten ihm ihre Aufwartung. Die Dichter feierten ihn in Versen, die Journale in Artikeln; man stritt sich um seine Autographen, man veranstaltete Feste für ihn. Man sah ihn, wie ein Bericht aus jener Zeit sagt, für einen Märtyrer des Talents an und die schönsten Frauenhände in Paris flochten an der Lorbeerkrone dieses verkannten Genies.

Der König hatte ja gelacht!

François Billard schwamm in einem Meere von Entzücken. Er atmete mit vollen Zügen die verführerische Luft des Ruhmes ein, in der er sich bewegte. Wo er erschien, hatte er auch sein Manuskript bei sich, und wo er Gelegenheit fand, las er das Stück vor. Man getraute sich nicht, dasselbe anders denn als eine geniale Dichtung zu bezeichnen. Künstler und Gelehrte schmeichelten dem bisher verkannten Genie, und niemand unterstand sich noch, von dem ehemaligen Steuereinnehmer zu sprechen.

Der General-Direktor des Théâtre français war, bezeichnend genug, ein Soldat, der Herzog von Duras, der Marschall von Frankreich, Adjutant des Königs, und weil er diesem gefiel, auch Leiter des Teaters war. Dieser Herzog, welcher wahrscheinlich von Bühne und Poesie so viel verstand, wie Meister Langohr vom Lautenschlagen, ließ den gefeierten Dichter des „Verführers“ vor sich kommen und sagte ihm, die Künstler des Teaters hätten sich in dem Werte des Stückes geirrt und man würde in den nächsten Tagen den Dichter bitten, dasselbe noch einmal vorzulesen.

Soviel Glück berauschte den ehemaligen Steueraufseher, und indem er vor dem Herzog eine der in jener Zeit gebräuchlichen, allem männlichen und menschlichen Stolze zuwiderlaufenden Verbeugungen mit vieler Kunst ausführte, sagte er, nach einem unverbürgten Bericht, indem er vor Entzücken stotterte:

„Monseigneur! Irren ist menschlich!“

Der Herzog, der auch ein großes Wort sprechen wollte, erwiderte: „Und das unterdrückte Talent erheben ist königlich!“

Also war auch hier das unterdrückte Talent anerkannt.

Um alles dies begreifen zu können, muß man die damaligen Zustände in Frankreich ins Auge fassen. Der König wurde völlig beherrscht von der schamlosen Gräfin Dubarry, die man geradezu im Schmuz aufgelesen hatte. Mit dieser Maitressenherrschaft Hand in Hand ging eine weitverzweigte und das Land ruinirende Günstlingswirtschaft. Die höchsten Stellen und die einträglichsten Aemter wurden an die Günstlinge der Dubarry vergeben. Man belohnte nicht nach Kenntnissen und Verdienst, sondern an Schmeichler und die zu Knechtsdiensten Bereitwilligsten wurden die Einkünfte des Staates mit vollen Händen verschwendet. Wenn sonach die Dubarry und der König selbst sich an den Abenteuern Billards amüsirt hatten, so war es die Pflicht und Schuldigkeit Aller, die zu dem Hofe in Beziehung standen, dem neu aufgehenden Gestirn zu huldigen und sein Talent, sein Genie überall und vor aller Welt zu preisen. Das geschah denn auch in einem Uebermaß, das einem tiefer angelegten Menschen bald hätte zum Ekel werden müssen. Allein Billard war eine oberflächliche Natur und kannte die Menschen nicht. Ohnehin kamen ja, der Jämmerlichkeit jener Zeit entsprechend, berühmte Gelehrte und Künstler und mischten sich unter den Schwarm seiner Lobhudler. Wie hätte ein so unerfahrener junger Mensch die elende Kriecherei des Schranzentums nicht für Achtung vor dem Genie, seine doppelzüngige Heuchelei nicht für aufrichtige Verehrung nehmen sollen? Er nahm's dafür. Und das war sein Unglück.

Die Einladung kam und mit ihr kam ein Brief von Brizard. „Von Brizard?“ sagte Billard mit hochtrabendem Wohlwollen. „Womit ich ihm wohl dienen kann? Ich soll mich wahrscheinlich irgendwo für ihn verwenden. Und das muß ich tun. Denn was wäre aus mir geworden, hätte er mich nicht aus dem Irrenhause gerettet!“

Aber Brizard wollte keine Verwendung. Er schrieb, daß eine zweite Vorlesung des Lustspiels befohlen sei und daß man Billard dazu einladen werde. Aber er, Brizard, erteile den

dringenden Rat, Billard möge die Vorlesung gar nicht besuchen. Man werde das Lustspiel aufführen, daran sei kein Zweifel, aber eben diese Aufführung werde den Verfasser um all seinen Ruhm bringen. „Diese leztere Enttäuschung," schrieb Brizard, „wird bitterer sein als die erste. Verbrennen Sie Ihr Manuskript, sagen Sie, es sei von Ihnen im Zorne verbrannt worden und Sie hätten keine Abschrift. Wie ich Paris und die Welt kenne, wird aus der Asche Ihres verbrannten „Verführers" der Phönix eines Dichterruhmes für Sie erstehen, der Ihren Namen auf die Nachwelt bringt, während Sie Sich durch die Aufführung Ihres mißlungenen Lustspiels der Gefahr aussezen, sich bei der Mitwelt lächerlich zu machen. Man wird von dem verbrannten „Verführer" sagen, es sei ein Meisterstück verloren gegangen; man wird Ihren Heroismus bewundern und Sie um so mehr verherrlichen. Den dargestellten „Verführer" wird man auszischen und der Fluch der Lächerlichkeit wird das Haupt seines Verfassers treffen. Das sagt Ihnen ein aufrichtiger Freund."

Solche Warnungen kommen gewöhnlich unzeitig und ein eitler junger Mensch ist am allerwenigsten dazu zu bringen, sie zu befolgen, geschweige denn ein solcher in der Situation des jungen Billard. Dieser hatte nicht übel Lust, anzunehmen, sein Freund und Retter Brizard hätte im Irrenhause von Charenton während seiner kurzen Anwesenheit einen Stich bekommen und sei verrückt geworden. In Rücksicht auf den von Brizard ihm geleisteten Dienst zwang er sich, dem Künstler höflich zu antworten und bemerkte, eine Verbrennung des Manuskripts ändere an der ganzen Sache nichts, denn von dem vielen Vorlesen wisse er sein Stück auswendig.

Die Vorlesung vor dem Komité der Künstler des Théâtre français fand statt, und während man früher das Stück nicht angehört hätte, war diesmal die Aufmerksamkeit eine untadelhafte. Die Künstler schliefen nicht und die Damen kicherten nicht. Als die Vorlesung beendet war, waren alle von dem Stück entzückt und beschlossen einstimmig, es aufführen zu lassen. Billard war begeistert. Aber Brizard murmelte beim Weggehen in sich hinein: „Diesmal wird er zur sicheren Beute des Narrenhauses und ich kann ihn nicht retten."

Kurz darauf, am 3. März 1773, las man auf den Zetteln des Théâtre français die Ankündigung: „Der Verführer. Lustspiel in fünf Akten und in Versen, von Franz Billard."

Der Andrang war ein kolossaler, das Haus war überfüllt und das ganze öffentliche Interesse von Paris konzentrirte sich auf diese Vorstellung. Aber Brizard behielt Recht. Die hochgespannten Erwartungen, die man auf das Stück gesezt hatte, schrumpften gar rasch zusammen. Der „Verführer" gefiel eben gar nicht und das Publikum, welches das Stück so sehr in Schuz genommen, als es dasselbe noch nicht kannte, stieß es jezt auf das heftigste zurück, nachdem es dasselbe kennen gelernt. Ohnehin hatte die Gunst des Hofes und der Aristokratie dem jungen Billard eine Menge von Neidern geschaffen und die Volksmasse war gegenüber dem Stück schon sehr mißtrauisch geworden, als sie dasselbe von oben herab protegirt sah. Das erste Urteil der Schauspieler über das Stück wurde vom Publikum glänzend bestätigt und der Stern des jungen Billard ging unter in dem Sturm von Zischen, Trampeln und Pfeifen, mit dem sein Stück auf immer von der Bühne vertrieben wurde.

Der Lächerlichkeit verfallen, konnte Billard den jähen Sturz von seiner Höhe nicht ertragen. Er verfiel dem Wahnsinn und kam wieder nach Charenton, aber um es nicht mehr zu verlassen. Brizard hatte Recht gehabt: er konnte den unglücklichen Dichter des „Verführten" nicht mehr befreien.

Nach fünfunddreißig Jahren fand Esquirol den Unglücklichen noch in seiner Zelle. Die Stürme der französischen Revolution waren über seinem Haupte hinweggerollt; jene Gesellschaft des alten Regimes, die ihn einst gehoben und dann gestürzt, hatte der Republik und dem Kaiserreich plaz gemacht; der arme Wahnsinnige las immer noch seinen „Verführer" vor.

Der blonde Knabe.

Von **A. Titus.**

Da tritt er in die Wirtshausstube,
Wo rings sich drängt der Gäste Schwarm,
Der kleine blondgelockte Bube
Mit seinem Körbchen auf dem Arm;
Er geht, die kleinen Zuckerdüten
Und Blumen aus dem Walde frisch
Den lust'gen Zechern anzubieten,
Mit leisem Schritt von Tisch zu Tisch.

Du armes Kind, daß von den Wangen
Die Rosen du so früh verlierst,
Du kommst an meinen Tisch gegangen
Und weißt nicht, wie mein Herz du rührst.
Tief liegt in deinen bleichen Zügen,
In deinem trüben Blick der Gram;
Du mußt dem Drang der Not genügen,
Die früh auf dir zu lasten kam.

Du kommst mit Tränen nicht und Klagen
Und hast den Schrei der Not erstickt;
Du kommst, den Kopf so stolz getragen,
Wenn auch das Auge traurig blickt;
Du gehst nicht betteln bei den Leuten,
Für die dein Waarenschaz bereit;
Du bringst ja ihnen Süßigkeiten,
Deß Leben schon voll Bitterkeit.

Du wandelst schon auf dunklem Wege,
Wo sich noch keine Blume fand,
Doch hat in liebevoller Pflege
Gerüstet dich der Mutter Hand;
Sie hat dich rein und nett gekleidet
Und zierlich dir dein Haar gekämmt;
Sollst du nicht zeigen, wie sie leidet
Und wie die Not ihr Herz beklemmt?

Ich mag dich um dein Los nicht fragen
Und wer dich hat hierher gesandt,
Ob dir in deinen jungen Tagen
Schon fehlt des Vaters treue Hand;
Ob du zu süßer Ruhe legen
Dein müdes Haupt magst in der Nacht,
Ob man dich nicht empfängt mit Schlägen,
Wenn du zu wenig heimgebracht!

Denn was du mir auch könntest künden
Und wo auch deine Wiege stand — —
Das Eine wird sich immer finden:
Die Not hat dich hinaus gesandt.
Statt dich zu freu'n am süßen Spiele
Im duft'gen Wald, im grünen Feld,
Kämpfst du schon tapfer im Gewühle,
Du kleiner Mann, du kleiner Held!

Vielleicht bist du das einz'ge Hoffen
Verlass'ner Lieben, nur noch du,
Die grausam das Geschick getroffen;
Da greifst du ohne Zögern zu.
Du trägst, was Großen oft zu schwierig,
Auf deinen Schultern weich und zart,
Du sorgst und hastest schon begierig,
Du bist ein Held von seltner Art.

Wo solche schwere Last des Lebens
Auf zarte Kindernacken fällt,
Da ist — du protestirst vergebens,
Philister! — die verkehrte Welt!
Des Mannes Kraft dem Weltgetriebe
Im Kampf ums Dasein rauh und wild,
Dem Kind daheim die Mutterliebe,
Die sonnig warm vom Herzen quillt.

Ich reiche meine kleine Gabe
Dir gern als meinen schuld'gen Zoll;
Nun geh, mein blondgelockter Knabe,
Geh nur, mein Herz ist übervoll!
Ich wünsche sonnenhelle Tage
— Daß leider ich nur wünschen kann! —
Dir auf die frühe Qual und Plage!
Fahr wohl, mein tapfrer kleiner Mann!

Illustrirte plattdeutsche Sprichwörter.

Originalzeichnung von Max Flashar.

Mit di will'k wol ferfig werden — sä de Buur un keek fum Himml up — lettst du regnen, föhr ik Meß (Mist).

Ik schäme mi — sä dat Mäken un höl 'n Twernsfaden vör de Ogen.

Swiegen un denken deiht niemand kränken.

Bitter in'n Mund is vör't Hart (Herz) gesund.

Unsere Illustrationen.

Der Schlaf des Gerechten. (Illustr. S. 5.) Die Idee ist nicht ganz neu, aber der Künstler hat sie vortrefflich ausgeführt. Es ist die Geschichte von den Mäusen, die tanzen, wenn die Kaze fort ist. Die dicke Trine nämlich, die bei dem Herrn Rentier Müller als Köchin beschäftigt ist, hat ihre kleinen Leidenschaften, und wenn sie auch schon in „etwas reiferen Jahren" sich befindet, so ist sie doch der Männerwelt von Herzen zugetan, namentlich der, welche zweierlei Tuch trägt. Herr Müller ist zwar täglich entzückt von der Kochkunst seiner Trine, allein da das Couponabschneiden seine einzige Beschäftigung bildet, so bekommt er früh Anfälle von Gicht und muß ins Bad reisen. Er nimmt Frau und Schwägerin mit; Trine muß ganz allein das Haus hüten. Ganz allein? Nun, doch nicht so ganz. Trine ist eine feurige Natur und

„Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
Als heimliche Liebe, von der niemand was weiß."

Alsbald schafft sie sich einen Liebhaber mit zweierlei Tuch an — zu welchem Regiment er gehört, wissen wir nicht genau — und sie hat Glück, denn in der Kaserne gibt es oft schmale Bissen und wenig Abwechslung; ein tapferer Grenadier hat aber soviel strategische Einsicht, um zu wissen, daß man bei älteren Köchinnen immer besser bewirtet wird, als bei jüngeren, denn die jüngeren Köchinnen wissen ganz gut, daß sie leicht einen anderen bekommen können, wenn ihnen der eine nicht gefällt, was bei den älteren nicht der Fall. August — so heißt der stramme Grenadier mit einem etwas bärbeißigen Gesicht — findet sich denn auch zeitig ein und wird von der dicken Trine schmunzelnd empfangen. Das Diner beginnt sogleich und ist kein schlechtes; Trine hat dazu aus dem wohlgefüllten Keller des Herrn Müller die besten Tropfen herbeigeschafft. Man schmaust und zecht mit vielem Behagen und dem braven August steigt der Wein zu Kopfe. Um ihn wieder munter zu machen, will Trine einen guten Kaffee kochen. Inzwischen soll August aber von seinem Feldzuge ausruhen. Sie rückt ihm bequem den Lehnsessel des Herrn Müller zurecht und bringt ihm den Rauchtisch herbei. Dann muß er sich seiner schweren Kommißstiefel entledigen und in die weichen Babuschen des Herrn Müller schlüpfen. Er steckt sich eine von den Havannas des Herrn Müller an und Trine geht in die Küche, um den Kaffee fertig zu machen. Bald zeigt aber ein mächtiges Schnarchen an, daß August in den Schlaf des Gerechten versunken ist. Die Zigarre ist seiner Hand entfallen. So ist die Idylle fertig, und Trine freut sich königlich, mit dem wackern Grenadier einige Stunden in traulichem tête-à-tête, zur Belohnung für ihre treffliche Bewirtung zuzubringen. Sie will eben den duftenden Mokka auftragen — „da kommt das Schicksal; roh und kalt faßt es des Freundes zärtliche Gestalt" — die Tür geht auf und Herr Müller tritt mit seinen beiden Damen unerwartet ein. Eine plötzliche Baisse an der Börse hat seine schleunige Rückkehr notwendig gemacht. Herr Müller kommt langsam hinter den Damen her; diese, welche das mächtige Schnarchen vernehmen und die fremdartige Erscheinung auf dem Sessel liegen sehen, sind ganz starr vor Schrecken, und der kleine Windhund beschnuppert vorsichtig den einen Schuh des Eindringlings. Vorläufig weiß sich die Herrschaft noch nicht zu fassen und die fröhliche Trine hat noch keine Ahnung von der drohenden Katastrophe, die ihr den ganzen Spaß so grausam und so unerwartet verderben und ihr die Pforten des Müllerschen Hauses wahrscheinlich auf immer verschließen, sie damit aber auch des famosen Liebhabers berauben wird. Noch eine halbe Minute dauerts, bis die Damen sich von ihrem ersten Schreck erholt haben und der Zusammenstoß erfolgt. Aber dann — — —!

Wer weiß übrigens! August hat schon manche heiße Schlacht mutig bestanden; möglich, daß er auch hier den Mut nicht verliert und sich fechtend zurückzieht. Hoffentlich deckt er auch den Rückzug der so schmählich hineingefallenen Trine — es wäre wenigstens seine Ritterpflicht!

W. B.

— Das Bürgertal bei Göttingen. (Illustr. S. 9.) Die Musenstadt Göttingen, „berühmt durch ihre Würste und Universität", wie Heine scherzend sagt, hat eine reizende Umgebung, die wie geschaffen ist für den Poeten, um dort durch die belebende Einwirkung der Natur seine Gedanken zu erfrischen und seine Phantasie anzuregen. Wie viele sind schon hinausgepilgert und haben unsterbliche Lieder gesungen, wie denn auch der junge Heine, als er 1824 seine Harzreise antrat, Göttingen verließ mit den Worten:

„Lebet wohl, ihr glatten Säle,
Glatte Herren! Glatte Frauen!
Auf die Berge will ich steigen,
Lachend auf euch niederschauen!"

In Göttingen fanden sich um 1770 eine Anzahl poetisch begabter junger Männer zusammen, die mit einander in den Eichenhainen in Göttingens Umgebung umherschwärmten. In einer schönen Sommernacht, als die Mondstrahlen geheimnisvoll glänzend durch die Lücken fielen, welche die dichte Belaubung der Eichen übrig ließ, traten diese Jünglinge zusammen und gründeten unter allerlei Schwüren und mystischen Zeremonien den Hainbund. Es waren Namen darunter, die in der Geschichte der deutschen Literatur glänzen sollten, so J. H. Voß, später der berühmte Dichter der Luise und Uebersezer Homers; Hölty, der Verfasser klassischer Elegien; die beiden Stolberge, damals Poeten voll Sturm und Drang; der Dichter Boje, voll feinsinnigen Kunstverständnisses und mit ihnen G. A. Bürger, der geniale Verfasser herrlicher Balladen, Romanzen und Liebeslieder, der weithin bekannte Dichter der Lenore. Das Treiben des Hainbundes schloß viel kindliche Spielerei, aber auch manch guten und tiefen Gedanken in sich. Diese Jünglinge verehrten schwärmerisch Klopstock als den Regenerator deutschen Geistes in der Literatur, während sie Wieland — mit vielem Unrecht — fanatisch verdammten. Sie zogen das Kraftgeniale Klopstocks der Wielandschen Grazie vor. Bei ihren Festmahlen mußte jeder von ihnen Wielands Werke mit Füßen treten und schließlich verwendete man die Blätter der Bücher zu Fidibussen. Diese schwärmerische Vereinigung zerfiel, als die Mitglieder Göttingen verlassen mußten; man trennte sich sehr schwer. Einer kam wieder zurück im Jahre 1785, nachdem er sehr bittere Erfahrungen in allerlei Lebenslagen gemacht, nämlich Bürger; er hatte sich als Beamter nicht in die kleinlichen Verhältnisse seiner Zeit schicken können. Aber er kam mit seiner Molly, die er nach dem Tode seiner ersten Frau geheiratet hatte, und an ihrer Seite schien er die ärmlichen Verhältnisse, die ihn empfingen, nicht zu verspüren. Von der Glut der Leidenschaft dieses Paares legen die vielen herrlichen Liebeslieder Bürgers, die sich auf Molly beziehen, Zeugnis ab. So jenes Lied, das mit der Strophe beginnt:

„Ich lauschte mit Molly tief zwischen dem Korn,
Umduftet von blühendem Hagebuttdorn;
Wir hattens so heimlich, so still und bequem,
Und koseten traulich von diesem und dem."

Allein die geliebte Molly starb und Bürger kam durch widrige Verhältnisse immer mehr zurück. Seine dritte Ehe mit dem „Schwabenmädchen" Elise Hahn war unglücklich. Bürger starb 1794 an der Schwindsucht; in Leipzig leben noch Enkel von ihm. Sein Wohnhaus in Göttingen steht noch; heute ist die Herberge zur Heimat darin. Das Bürgertal, ein schönes Buchenwäldchen zu Reinhausen bei Göttingen, wo ein mächtiger Felsblock sich erhebt, an dessen Fuß einige Stufen eingehauen sind, war ein Lieblingsplaz Bürgers. Hierher ging er wohl mit seiner Molly während der kurzen Zeit, da er sich ihrer Liebe erfreute; hierher zog er sich nach ihrem Tode oft zurück und strömte sein Leid in jenen ergreifenden Versen aus, welche er dem Schatten der Geliebten nachgesandt hat. Es rauscht leise in den Wipfeln dieser alten Bäume, und es kommt eine feierliche Stimmung über uns, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie hier eines der edelsten deutschen Herzen langsam verblutete im Kampf mit kleinlichen Verhältnissen, in Unglück und Elend.

W. B.

Die Schlacht von Sendling. (Illustration S. 12/13.) Die Geschichte des Baierlandes zeigt viele dunkle Blätter; eines der dunkelsten bildet die Regierungszeit des Kurfürsten Max Emanuel, von 1679—1726. Der maßlose Ehrgeiz dieses Fürsten stürzte sein Land, das mit unerschütterlicher Treue an ihm hing, in Elend und Unglück. Max Emanuel, vom König Karl II. zum Statthalter der Niederlande ernannt, verließ Baiern und begab sich nach den Niederlanden, voll hochfliegender Pläne, denn seine erste Gemahlin, eine Tochter des Kaisers Leopold I., und ihr Sohn, der Kurprinz Joseph Ferdinand, wurde von Karl II. zum Erben der gesammten spanischen Monarchie eingesezt. Das verdrehte dem ehrgeizigen Max Emanuel den Kopf. Allein der Kurprinz starb bald, und es wurde Philipp von Anjou zum Tronerben eingesezt; auch war in dem Testament des Königs von Spanien von den Ansprüchen Max Emanuels nicht weiter die Rede. Der Mann, der sich mit dem Kurhut von Baiern nicht begnügen konnte, verband sich nun in dem bald darauf ausbrechenden spanischen Erbfolgekrieg mit den Franzosen, die ihm die Niederlande versprachen. Da er nicht die nötigen Geldmittel hatte, um so, wie er wollte, in den Krieg einzugreifen, so borgte er große Summen bei den Kaufleuten in Amsterdam, denen er dafür seine Kronjuwelen zum Pfand gab. So diente dieser ehrgeizige Fürst der ebenso ehrgeizigen Politik Ludwigs XIV. Allein er sollte kein Glück haben. Das Heer Ludwig XIV. unter dem Marschall Tallard, das Deutschland überziehen sollte, ward von den Prinzen Eugen und Marlborough bei Höchstädt bis zur Vernichtung geschlagen, und die siegreichen Oesterreicher besezten nun ganz Baiern. Das geschah 1704.

Die Baiern blieben ihrem Fürsten troz alledem treu, eine Erscheinung, über die man sich bei den damaligen Zeitumständen nicht wundern darf. Am meisten trug dazu der Umstand bei, daß die Oesterreicher in dem eroberten Lande mit Raub, Erpressungen, Plünderungen, Einkerkerungen und allen möglichen Gewalttaten derart hausten, daß bald eine unbezähmbare Erbitterung gegen die Peiniger des Volkes aufflammte, welches doch für den Ehrgeiz seines Kurfürsten nicht haftbar war. Eine Verschwörung in München ward entdeckt und grausam bestraft; 1705 aber erhob sich das Landvolk, und es begann ein allgemeiner Aufstand, an dem sich auch Bürger, Studenten u. s. w. beteiligten. Namentlich ein Student Namens Plinganser tat sich als Organisator bei dieser seltsamen Revolution der Loyalität hervor. Die Oesterreicher sandten den General Kriechbaum, der mit seinen Kroaten und Panduren das unglückliche Baierland nach Herzenslust verheerte und ausplünderte. Die verzweifelten Baiern rückten nun vom Wald, vom Inn, von der Isar und aus der Oberpfalz in der Stärke von 30 000 Mann gegen München an; Braunau und Schärding wurden genommen. Die kurfürstlichen Prinzen in München zu befreien, war das höchste Ziel dieser kurfürstlichen Revolutionäre; allein sie kamen nicht so weit. Bei

Sendling stießen sie auf die Oesterreicher, die ein großes Blutbad unter ihnen anrichteten und damit den Aufstand niederschlugen. Der Studiosus Plinganser „brach sein Schwert entzwei“ und floh, die antiken Helden schlecht kopirend. Die unglücklichen Baiern wurden, wo sie sich rührten, von den Oesterreichern blutig niedergeworfen und das Land wurde mit noch größerer Härte behandelt als zuvor. Ueber den Kurfürsten ward die Reichsacht verhängt. Im Frieden von Rastatt (1714) wurde der Kurfürst wieder in Baiern eingesezt, allein die Niederlande erhielt er nicht. Er regierte leidlich liberal, aber finanziell nicht glücklich und hinterließ eine Schuld von dreißig Millionen. Ludwig I. hat ihm ein Denkmal sezen lassen, während ein Denkmal zu Sendling an die Bauern erinnert, die sich für ihn opferten.

Unser Bild, eine Episode aus der Schlacht von Sendling darstellend, ist eines der meisterhaften und interessanten Bilder des berühmten Künstlers **Defregger**, jenes genialen Tyrolers, der die kernigen und kraftvollen Söhne der Gebirge so lebenswahr darzustellen weiß.

Das Land hatte sich erhoben, die Bauern hatten Verbindungen mit den münchener Bürgern angeknüpft und rückten auf die Hauptstadt los. Sie waren schlecht bewaffnet und der Verrat legte ihnen überall Fallen. Die Oesterreicher waren benachrichtigt worden, so daß es nicht gelang, München zu überfallen, wo sich auf Verabredung zugleich die Bürger erheben sollten. Die Bauern nahmen den Isarbrückenturm und eroberten sechs Geschüze; allein die festen Tore der Hauptstadt blieben verschlossen; die Glocken läuteten nicht und keine Raketen stiegen auf. Die Oesterreicher hatten die im Einverständnis mit den Bauern befindlichen Bürger entwaffnet und die Bauern stürmten vergebens gegen die festen Mauern und Tore an. Ein Kugelhagel empfängt sie; sie müssen weichen und werden nach Sendling zurückgedrängt, wo auf dem Kirchhof das große Blutbad unter ihnen angerichtet ward.

Das Defreggersche Bild stellt die Erstürmung des Isarbrückenturms dar. Die Baiern stehen ratlos vor dem festen Turm, aus dessen Schießscharten der Tod ihnen entgegenblizt. Aber da kommt der riesige Schmied von Kochel*), der „Schmied Baltes“ genannt, eine volkstümliche Heldengestalt, die in Liedern gefeiert heute noch im baierischen Volke lebt. Mit seinen nervigen Armen ergreift er eine schwere Wagendeichsel und sprengt in wuchtigem Stoß das Tor. Ueber dessen Trümmer hinweg wird der feste Turm genommen. Allein auch des „Schmied Baltes“ herkulische Kraft konnte den Bauern nicht zum Siege verhelfen; er fiel mit seinen Söhnen auf dem Kirchhof von Sendling unter den Kugeln der Oesterreicher. Sage und Dichtung haben den urkräftigen Alten verklärt, und der Künstler der Gebirge hat sein Genie geliehen zur Verherrlichung des Volksmanns, in dem sich der Volkskarakter jener Zeit wie aus einem Guß darstellt. W. B.

Das Chinesenviertel in San Franzisko. (Illustration S. 21.) Nach harten Kämpfen hat etwa vor einem Jahre der Senat der Vereinigten Staaten von Nordamerika das Gesez gegen die „Einfuhr“ der sogenannten Kulis, d. h. chinesischer Arbeiter, besser gesagt Sklaven angenommen, welches dahin geht, daß dieser „Import“ auf zehn Jahre unterbleiben soll. Diese Kulis sind bekanntlich von spekulativen chinesischen Kaufleuten in Masse ausgeführt worden, und sie fanden sich um so eher bereit, als tatsächlich in China bei seiner zahlreichen Bevölkerung von fünfhundert millionen Köpfen und bei seinen elenden sozialpolitischen Zuständen die Hungersnot in Permanenz besteht. Die Lebenshaltung der Chinesen steht unglaublich tief; ein chinesischer Arbeiter lebt von Reis und Wasser und kann deshalb mit einem Lohn auskommen, mit dem ein weißer, an bessere Kost gewöhnter Arbeiter unmöglich zufrieden sein kann. Die chinesische Konkurrenz mußte daher für die amerikanischen Arbeiter in Kalifornien eine geradezu vernichtende sein, da ja die Chinesen in Masse dorthin „verschickt“ wurden und die Unternehmer in Kalifornien sich natürlich in gewohnter Weise nur um ihren Vorteil kümmerten und den vorzogen, der am billigsten arbeitete. Bald waren die Chinesen in solcher Masse da, daß sie einen ganzen Stadtteil bevölkern konnten. In diesem Viertel richteten sie sich ganz nach chinesischem Brauch ein und vor allen Dingen behielten sie den lieben Schmuz bei, der in China zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört. Sie sonderten sich von der übrigen Bevölkerung ab und bildeten eine Gemeinschaft für sich, innerhalb deren sie nur sehr schwer dazu zu bringen waren, die kalifornischen Landesgeseze anzuerkennen; sie sollen sogar ihre eigene Justiz gehabt und insgeheim Todesurteile vollstreckt haben. Das Chinesenviertel ist von einer großartigen Prostitution bevölkert, und man kann nicht sagen, daß diese Chinesen mit ihrer Bedürfnislosigkeit, ihrem Schmuz und ihren ansteckenden Krankheiten etwas Nüzliches nach Amerika gebracht hätten. Ihre steigende Anzahl begann bei den weißen Arbeitern alle möglichen Befürchtungen hervorzurufen, die sich nur zu bald bestätigten. Die Chinesen drangen rasch in die meisten Industriezweige ein und bald waren aus mehreren derselben die einheimischen Arbeiter fast ganz verdrängt; so aus der Tabaksindustrie, der Schuhwaaren- und Kleiderfabrikation. Die Aufregung unter den einheimischen Arbeitern war eine allgemeine, und man wendete sich an die Gesezgebung. Man sagte sich mit Recht, daß man die armen Kulis selbst, als die Opfer barbarischer Zustände, nicht mit Haß verfolgen könne, daß es sich aber hier um einen Interessenkampf handle, bei dem der Staat nicht dulden könne, daß die einheimischen Arbeiter auf die Straße geworfen würden, nur damit einige Unternehmer mehr Profit einstecken könnten. Die Rolle, welche die kalifornischen Unternehmer gespielt haben, indem sie die einheimischen Arbeiter zugunsten der Chinesen brodlos machten, ist eine nicht minder schmähliche als die der chinesischen Menschenhändler, die ihre Stammesgenossen wie eine tote Waare „exportiren“. Der Staat hat sich endlich dem Andrängen der Volkswünsche gefügt und die weitere Einfuhr verboten, einstweilen aber hat Kalifornien eine ganz bedeutende Anzahl von Chinesen aufgenommen, die ja an sich ganz fleißige Leute sind, aber bewirken, daß eine Menge einheimischer Arbeiter in Kalifornien nicht mehr existiren kann. Es war keine weise Politik von seiten der Leiter des noch so jungen kalifornischen Staatswesens, die „Chinesenfrage“ so weit gedeihen zu lassen. Denn die Chinesen geben eine schlechte Basis für einen jung emporblühenden Staat ab. Indessen haben die Versuche gewissenloser Menschenhändler und geldgieriger Unternehmer, auch Europa mit der „Chinesenplage“ zu beglücken, noch nicht aufgehört. Zunächst sind nach England Schiffe mit chinesischen Arbeitern abgegangen; man hat aber weiter nichts vernommen. Wenn die zentralasiatische Bahn einmal ausgeführt werden sollte, dann wird man wohl auch den Versuch machen, Europa mit chinesischer „Menschenwaare“ zu überschwemmen. Die Gesezgebung wird dann dagegen Front machen müssen, da man unmöglich wird ruhig zusehen können, wie unsere Arbeiter von den Chinesen brodlos gemacht werden. Im übrigen wird dies Gebahren der Unternehmer den Staat immer mehr zwingen, auf eine praktische und umfassende Ausbildung seiner wirtschaftspolitischen Gesezgebung bedacht zu sein. W. B.

*) Kochel, ein kleines Dorf am Kochelsee bei Tölz.

Für unsere Hausfrauen.

Plaudereien für die Küche.

Von O. Culinarius.

I. Roh oder gekocht?

Der Nuzen des Kochens ist wahrlich kein leerer Wahn! ist man berechtigt auszurufen gegenüber den auch in der neuesten Zeit noch häufig anzuhörenden Empfehlungen des Genusses rohen Fleisches und der Anpreisung der dreiviertelsrohen Erzeugnisse der desgleichen dreiviertelsbarbarisch gebliebenen englischen Küche.

„Ihr Kind ist skrofulös und von schlechter Gesichtsfarbe, weil es schlecht genährt ist, werte Frau; nähren Sie es mit geschabtem rohen Ochsenfleisch“, — so kann man heute noch manchen Arzt reden hören.

Merkwürdig! Einunddreißig Jahre sind es her, seit der zittauer Arzt Küchenmeister nachwies, daß die sogenannte Schweinefinne nichts weiter ist, als ein Bandwurmjüngling, der durch den Genuß rohen Fleisches (gleichviel ob gehackt oder ungehackt), rohen Schinkens und ungekochter Würste, in den menschlichen Körper übergeführt, sich beeilt, ein Bandwurmmann zu werden oder, richtiger, sich zu einer mächtigen Heersäule von Würmern zu entwickeln, — da ja der Bandwurm nicht ein Tier ist, sondern eine Kette von Schmarozern darstellt.

Nebenbei gesagt — in einer Plauderei für die Küche ist solch' eine Abschweifung sicherlich gestattet! — ist es eigentlich undankbar von den Menschen, daß sie den Bandwurm so arg hassen und verfolgen, denn er hat schon manchen Feinschmeckern einen für sie köstlichsten Genuß bereitet, — Gaumengenuß, — erschrecken Sie nicht, verehrteste Damen, — der Bandwurm ist wirklich eßbar und eine der feinsten Delikatessen, die es gibt.

Haben Sie schon einmal etwas von Schnepfendreck gehört? Doch gewiß! Besagter Schnepfendreck — Schreiber dieser Zeilen hat die häßliche Bezeichnung nicht erfunden, er würde die fragliche Leckerei richtiger und minder abschreckend Schnepfenfüllsel genannt haben — besagten Schnepfendreck also werden Sie bislang höchst ungerechterweise im Verdacht gehabt haben, daß er aus den Darmentleerungen des hochgeschätzten Sumpfvogels, den man Schnepfe nennt, bestehe. Gott behüte! Der Schnepfendreck besteht vielmehr aus nestartigen Anhäufungen eines kleinen netten Bandwurms in den Eingeweiden der Schnepfe; — nicht wahr, nun können Sie Sich erklären, warum ihn unsere Gourmands so leidenschaftlich gern essen?

Doch zurück zu dem unentwickelten Bandwurmkinde, der Finne. Nicht nur vom Schweine kann man sie beziehen. Auch die Rinder, Rehe, Bären, Hunde, Affen und Ratten und noch andere Tiere erfreuen sich zuweilen ihres Besizes, aber bei weitem nicht so häufig als das Schwein.

Kaum war sie in ihrer Gefährlichkeit völlig entlarvt, so kam man einer andern Verbrecherin, welche sich gern durch rohes Schweinefleisch in unsern Körper einschmuggeln läßt, auf die Spur; 1860 nämlich wurde die Trichine als für den Menschen äußerst gesundheitsgefährlich, unter Umständen tötlich wirkend erkannt.

Seitdem ist festgestellt worden, daß das Fleisch der warmblütigen Tiere stets gesundheitsschädlich wirken kann, wenn es der Mensch ungekocht, auch in der Form von Schinken oder Würsten, genießt. Trozdem sind die rohen Schinken, die Würste und das rohe Fleisch von unsern Speisekarten und Speisetischen noch lange nicht verdrängt, obschon es ein öffentliches Geheimnis ist, daß die in neuester Zeit amtlich eingeführte Fleischschau auch noch keine vollkommene Gewähr bietet, daß man stets nur finnen- und trichinenfreies Fleisch zu kaufen bekommt.

Kaltblütige Tiere — Austern und Muscheln, Häringe, Sardellen und Lachse u. s. w. — kann man dagegen ganz ungenirt roh verzehren; wenigstens hat sich noch keine Spur von Beeinträchtigung der menschlichen Gesundheit durch solchen Genuß nachweisen lassen.

Also schon die Sorge um unsere Gesundheit veranlaßt uns, das Fleisch, welches wir genießen wollen, zu kochen, zu braten oder zu dämpfen; und zwar gut zu kochen, da die besonders zählebigen Trichinen in starken Stücken Schweinefleisch, die nicht längere Zeit bedeutenden Hizegraden ausgesezt werden, recht gut leben bleiben können.

Aber nicht allein als Schuz gegen die sehr leicht mögliche Aufnahme von Parasiten in unsern Körper sollen wir in einer oder der andern Art die Hize auf das Fleisch einwirken lassen, sondern auch deswegen, weil dabei Stoffe entwickelt werden, die angenehm riechen oder schmecken, und weil ferner bei den Operationen in der Küche gewisse physikalische und chemische Eigenschaften des Fleisches in einer für uns sehr günstigen Weise geändert werden.

Wie lieblich duftet ein wohlgelungener Hammel- oder Kalbsbraten, eine gebratene Taube oder ein gebratener Hase? Wie läuft uns bei solchem Anblick und beim Einsaugen solchen Duftes „das Wasser im Munde zusammen?“

Dieses Wasser im Munde, der durch erhöhten Nervenreiz reichlicher abgesonderte Speichel, macht das Fleisch beim Kauen verdaulicher und beginnt bereits selbst das große Werk der Verdauung, das im Munde anhebt und im Mastdarm endigt, — nicht, wie man vor noch nicht langer Zeit geglaubt hat, vom Magen allein erledigt wird.

Das rohe Fleisch duftet nicht halb so gut, so appetitreizend und verdauunganregend; das rohe Fleisch läßt sich auch nicht gut kauen, es erweist sich selbst, wenn es von jungen Tieren herrührt, zäh und faserig. Dagegen sezt das gutgekochte Fleisch, wenn es nicht von ganz alten Tieren kommt, der Zermalmungsarbeit der Zähne nur wenig Widerstand entgegen, es enthält ein sehr gelockertes oder selbst aufgehobenes Bindegewebe und „zerfließt“ alsdann zwischen den Zähnen und läßt sich von der Zunge zerdrücken.

Item ist: „Kochen, Braten, Dämpfen“ unsere Parole für die Küche, und „Fort mit dem rohen Fleisch“ unser Feldgeschrei.

Wie man nun am besten kocht, brät, dämpft, darüber in der nächsten Nummer.

Zur Nahrungsmittelkunde.

Milch. Eine gute Milch soll eine weiße, undurchsichtige, schwach ins gelbliche oder bläuliche spielende Flüssigkeit sein, die etwas fettig anzufühlen ist, einen milden, schwachsüßlichen Geschmack hat, beim Kochen den bekannten eigentümlichen Geruch entwickelt, in frisch gemolkenem Zustand, wenn man sie in reines Wasser tröpfelt, darin untersinkt oder, wenn man einen Tropfen auf den Fingernagel gibt, nicht auseinanderfließt, sondern eine gewölbte Gestalt behält. Andere Mittel zur Milchprüfung sind für den einfacheren Haushalt umständlich (Mikroskop, Milchwage 2c.). Fälschungen der Milch anderer Art als mit Wasser, z. B. mit Stärke, Mehl, Zucker, Eiweiß, Eigelb, Kalk 2c., sind nur durch das Mikroskop auf chemischem Wege zu erkennen. Zuweilen ist die Milch schleimig und fadenziehend, eine durch schlechte und ungesunde Nahrung der Kühe oder durch Unreinlichkeit, Witterungs-Einflüsse hervorgerufene Krankheit. Solche Milch ist zu verwerfen.

Butter muß eine gelblich-weiße Farbe haben, geschmeidig, fett und dicht sein, von Geruch und Geschmack angenehm, nußartig süßlich. Sie darf beim Schmelzen keinen schleimigen, unlöslichen oder pulverigen Rückstand hinterlassen, darf weder fade, noch ranzig schmecken, weder streifig, seifenartig, sahnig, noch trocken und bröcklig sein, darf kein grobkörniges Salz enthalten und beim Druck nicht zu viel Wasser herausdrücken lassen. Der Butter wird öfters zu viel Kochsalz zugesezt, weil sie hierdurch schwerer wird; man hört es beim Zerschneiden und schmeckt es beim Essen, sieht es wohl auch an dem streifigen Aussehen der Schnittfläche. Aber man fälscht sie auch mit Potasche, Soda, mit Alaun, Kartoffelstärke. Solche Butter wiegt schwer, ist bröcklig, fleckig, und wenn man sie schmilzt, lagern sich am Boden des Gefäßes mehlige Klumpen ab. Reine rohe Butter ist sehr leicht verdaulich und für die Kranken sowie für Kinder, zerlassene Butter für kräftige Magen und magere Personen, empfehlenswert. Braune Butter ist nur in kleinen Mengen zu genießen, da sie eben so nachteilig ist, wie ranzige Butter. Die Verfälschung der Butter mit anderen Fetten ist schwer nachzuweisen. Gute Kunstbutter ist ein vollständig gesundes und preiswertes Nahrungsmittel, aber keine Butter im gewöhnlichen Sinne.

Käse. Alter Käse mit deutlichen Fäulnisspuren ist nicht zu genießen. Gehen fette Käse in Fäulnis über, so entwickelt sich das sogenannte Käsegift, das Magenschmerzen mit Erbrechen, Diarrhoen und wohl auch schlimmeres herbeiführt. Käse, welcher eine gelblichrote oder hellgrüne Farbe, stechenden Geruch und ranzigen Geschmack zeigt, ist stets verdächtig. Guter Handkäse muß weiß sein, sich beim Aelterwerden mit einer speckigen Hülle umziehen und in Fleischbrühe vollständig auflösen. Fremde Beimischungen (Kartoffelmehl 2c.) sammeln sich dann kleisterartig am Boden des Gefäßes. Frischer Käse ist ein äußerst gesundes, eiweißreiches Nahrungsmittel. Nach der Mahlzeit kann besonders alter Käse, mäßig genossen, die Verdauung anregen. In größerer Menge und ohne Zutat genossen, ist er schwer verdaulich, umsomehr, je älter er ist. Mit Butterbrod verdaut sich Käse am besten, namentlich wenn er frisch und gesalzen ist. (Fortsezung folgt.)

Leichte Waare,

umsonst hergegeben, um damit aufzuräumen, von einem Gedankenkrämer.

I. Blinde und Lämmer.

Ihr habt, daß es Nacht sei auf Erden, gefunden,
Und habt euch doch selbst stets die Augen verbunden.
Ihr klagt, daß die Hirten die Wolle euch rauben,
Daß Wölfe euch fressen, schuldlose Tauben!
— — Euch mögt ihr die Schuld aufs Konto schreiben!
Wer zwang euch denn, Schafe und Tauben zu bleiben!
Den Bären mocht noch kein Schäfer scheeren,
Und den Löwen kein Wolf lebendig verzehren!

II. Berechtigter Stolz.

Ich traf einmal ein Spazenheer,
Das jubilirte hin und her
Und schrie: Wie stark, wie groß ist er!
Ich schaute hin und merkte bald,
Daß das Gelärm 'nem Spazen galt,
Der schien wie jeder Spaz zu sein,
Genau so schwach, genau so klein.
— Ich sprach: Ihr Spazen, seht ihn an,
Den Adler dort, der himmelan
Im stolzen Fluge sucht die Bahn —
Wie ist er kraftgestaltiger,
Und tausendmal gewaltiger!
Da schrie der ganze Spazenchor:
Holla, wie kommt denn der uns vor!
Das wär' 'ne schöne Blöße!
Wir anerkennen nach wie vor,
Voll Standesstolz, esprit de corps,*)
Ausschließlich Spazengröße.

*) Sprich: Esprih de Kohr, Corpsgeist.

Rätsel.

Es ist von zartem Bau, auch wie die Luft so leicht,
Von Holz und Eisen und von Fleisch und Bein.
Nicht stärker ists als du, doch seine Kraft, sie reicht
Wohl um die schwerste Last, und wär's ein Haus von Stein,
Zu heben wie im Spiel. Vielleicht sahst du's noch nie,
Doch spielt es oft mit dir und ärgert dich sogar,
Wenns unsichtbar, wie's ist, um dich sich drehend wand,
Auch schautest du's geschmückt mit bunter Blütenschaar,
Ganz sicher oft, — warst du auch nie in seinem Land.

Hans Eckardt.

Rebus.

Auflösung des Rebus in Nr. 26:
Wer zufrieden ist, hat immer genug.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 2. 1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky. (1. Fortsetzung.)

Mutter Hofer hatte Arnold in ihre Stube geführt.

Diese sah dürftig aus, war aber sauber gehalten. Den großen grünen Kachelofen umgab eine Holzbank, beim Fenster war eine zweite aufgestellt, davor ein Tisch.

Ein großes Bett zeigte reichliche Federkissen, von denen die obersten, mit den frisch roten Ueberzügen, des Nachts stets bei Seite gelegt wurden, um nicht durch den Gebrauch beschmuzt zu werden. Nahe der Tür befand sich ein Weihwasserkessel, in den die Hofer beim Eintritt ihre Finger tauchte und, sich und die beiden jungen Männer mit dem Wasser besprizend, das Zeichen des Kreuzes machte. Eine mit steifen Rosen bemalte Truhe und eine eben solche Kommode standen an den Wänden; auf die leztere war ein drei Fuß hoher zweitüriger Schrank gestellt; er war neu und von sauberer geschmackvoller Arbeit. Eine Schwarzwalduhr und zwei Bilder, Jesus und Maria darstellend, vervollständigten das einfache Gerät des Zimmers.

Zwei Fensterchen der Stube gingen nach dem See hinaus, ein drittes, noch kleineres, war in einer Art Vorbau nach der Straße und dem nahen Salzberg. Frau Hofer lud Herrn Arnold zum Sizen ein. Sie sprach von ihrem Georg und meinte, der Herr werde da einen tüchtigen ordentlichen Burschen kennen lernen und einen guten Sohn, der auch noch fromm und christlich sei und nicht — ihr Ton wurde schärfer — so ein lockeres Zeiserl, wie der Herr Valentin da, der sich über alles lustig macht und der schier meint, er könnt dem Teufel selber noch eine Nase drehen; nein, der Georg, das sei ein ganz anderer Mensch, und er müsse auch gleich herunter kommen, und nun, der Herr soll nur nicht bös sein, müßte sie in die Küche und Feuer anmachen.

Am Freitag, fügte sie noch erläuternd hinzu, würde oben am Berg nicht mehr gekocht, und da warteten die Arbeiter mit dem Mittagessen, um es im Kreise ihrer Familie einzunehmen. Bei den meisten würde freilich erst eingekauft, wenn der Vater den Wochenlohn bringe, sie aber habe Georgs Leibgericht schon bereitet. „Einen Griesknödel mit Salat," sagte sie mit einer leuchtenden Miene der Befriedigung, indem sie gravitätisch hinausschritt. Als sie wieder hereinkam, sah sie, daß Valentin den zweitürigen Schrank geöffnet hatte und dem fremden Herrn die Arbeit daran zeigte.

Sie stellte sich, die braunen entblößten Arme unter ihrer Schürze bergend, neben sie hin. „'S ist ein sauberes Kasterl, nicht wahr?" fragte sie voll mütterlichen Stolzes; „er hat's selbst gemacht, und er hat seine Schulbücher 'nein gestellt und sein Arbeitszeug. Sehen's, das sind die Messer und Stemmeisen, und das ist der Zirkel und das Dreieck und sein übriges Zeichengerät."

„Georg ist also auch Tischler und Holzschnizer, wie der Valentin?" fragte Arnold.

„Freilich, unsere Buben haben das halt schon von ihrem Vater gelernt, und der wieder von dem seinigen. Die Schnizerei ist so ein Nebenverdienst, denn vor dem zwanzigsten Jahre nehmens keinen ins Bergwerk, und wie mein Mann im Berg verunglückt ist — Gott hab' ihn selig — da war der Georg erst sechzehn Jahr alt. Ich hab' freilich eine Pension 'kriegt, aber mit vier Gulden vierteljährig kann man mit dem besten Willen nicht auskommen. Der Valentin hätt' mich gern unterstüzt, ich weiß wohl, aber sein Verdienst war damals noch gar g'ring, und der Bub hat überhaupt alleweil ein' schlottrigen Geldbeutel g'habt. Und da hat halt der Georg mit der Holzarbeit ang'fangen. Er hat kleine Viecherle g'schnizt und Löffeln und Messer, und ich hab mich damit am Weg hing'sezt, und die Fremden, die dann und wann in den einsamen Gebirgswinkel kommen sind, haben mir gern was abkauft. Aber der Winter ist ein harter strenger Gesell' für uns alle, und er rührt sich nicht vom Fleck sieben Monat lang, und für die, die nichts Sicheres haben, bringt er ein schreckliches Elend. Ich und er, wir haben oft beide geweint, weil wir uns nicht zu helfen g'wußt haben. Aber der Georg hat treu bei mir ausg'halten, und unser Herrgott hat uns so gnädig die schlimmste Zeit überdauern lassen. Und mit zwanzig Jahren hat der Georg das große Glück g'habt, ins Salzwerk zu kommen. Im ersten Jahr haben's ihm wohl nur achtzehn Kreuzer täglich geben, aber jezt kommt er sich wie die meisten auf sechzig Kreuzer, nur daß er halt noch im Geding arbeit' und noch nicht sicher angestellt is, aber er ist ja erst zweiundzwanzig Jahr alt, und das wird schon kommen, mein Gott, und dann wär er hält versorgt, bis in seine alten Tage hinein."

„Mit sechzig oder siebzig Kreuzern täglich," spöttelte Valentin, „vorausgesezt, daß er niemals sich muxt, sonst wird er abg'sezt wie der Frieder, und dann noch weiter vorausg'sezt, daß er nicht vorzeitig ums Leben kommt, wie unser armer Vater."

„Der Frieder ist ein Krakehler," entgegnete die Mutter herb, sie befand sich ihrem älteren Sohne gegenüber immer in der Opposition, „der hat nur kriegt, was er verdient hat, und unserm armen Vater wars halt auch schon bestimmt g'wesen."

Sie faltete fromm die Hände.

„Ach was, bestimmt," sagte der Valentin unwirsch, „der Vater war ins Sinkwerk geschickt worden, um die Sohle zu messen, ob sie schon den richtigen Gehalt hat. Um zu sparen, war für das neue Werk kein neuer Schacht gegraben worden, und so mußt er ein altes Werk passiren, das just ober dem neuen steht, von diesem war aber die Decke schon vom Wasser durchgefressen, und wie er drüber geht, bricht sie ein und er stürzt hinunter."

„Da kommen die Salzarbeiter vom Berg," rief die Hofer, die der Erzählung und der, ihrer Meinung nach, gotteslästerlichen Deutung ausweichend nach rückwärts gegangen war.

Die beiden jungen Männer traten zu ihr an das Fenster. Man übersah von hier einen Teil des Salzberges und konnte den in Serpentinen angelegten Weg verfolgen, auf dem die Arbeiter, in Gruppen gesellt, herunterkamen.

Die heimkehrenden Salzarbeiter waren hagere mittelgroße Gestalten von zumeist hübscher regelmäßiger Gesichtsbildung und durchaus blasser Farbe, die bei Leuten, welche im Tage zwölf Stunden unter der Erde zubringen, wohl natürlich war.

Sie trugen nicht die schmucke Bergmannstracht; der schwarze tuchene Rock, den sie sich selbst zu beschaffen gehabt hätten, war für sie ein unerschwingliches Kleidungsstück geworden, und so hatten sie denn alle die gewohnte Gebirgstracht: die kurze Hose aus Bocksleder, grünwollene Gamaschen und mit schweren Nägeln beschlagene Gebirgsschuhe. Die Weste war offen, das rote Halstuch lose um den Hals gelegt. Den lichtgrauen Janker trugen sie über eine Schulter geworfen und am Rücken hing ihnen der lederne Rucksack, in dem sie die Lebensmittel für die ganze Woche hinaufgeschleppt.

Auf denselben hatten sie ihren Wettermantel geschnallt, eine Art Poncho, ein alt-keltisches Kleidungsstück, von einfachster aber malerischer Form.

Sie gingen in einem festen gleichmäßigen Schritt, knieweich, das ist: im Kniegelenk sich wiegend, wodurch die Erschütterung des Körpers während des Abstiegs verringert wird.

Gleichsam als einen Gruß aus den Bergen, den sie den Ihren mitbrachten, hatten sie auf den grünen Hut einen Strauß von Alpenrosen oder Edelweiß gesteckt, aber sonst war nichts fröhliches an ihnen zu bemerken.

Nicht laut und lärmend kamen sie daher, sie lachten, sie plauderten nicht miteinander, etwas Ernstes, Gedrücktes sprach sich in ihren Mienen aus, etwas Ermüdetes, selbst Apatisches.

Unter eine überstrenge Disziplin hatten sie die Woche über sich zu beugen gehabt, nun ersehnten sie wohl den Augenblick, der sie einer verhältnismäßigen Freiheit und ihrer Familie wiedergeben sollte, aber der Anblick der Ihrigen brachte ihnen auch das Elend vor Augen, in dem sie lebten, und um die hungernden Mägen zu füttern, reichte der karge Wochenlohn nicht aus, und sie mußten nun streben und ringen, um für diese zwei Tage einen Nebenverdienst zu erhalten, der sich leider nicht allen bot.

In der Talsohle angekommen, trennten sie sich ohne Handschlag und Gruß.

Der eine ging hierhin, der andere dorthin. Dem ersten Trupp folgte bald ein zweiter, unter diesem befand sich Georg.

Er ging leicht und elastisch wie man eben mit zweiundzwanzig Jahren geht; der Stecken, den er gleich den andern trug, diente ihm kaum als Stüze.

Er überstieg die Holzbarriere, die den Weg säumte, und über das Gestein sezend, gelangte er auf dem kürzesten Weg herunter.

Die Mutter ging ihm entgegen.

Als sie über die Schwelle des Hauses trat, hatte er soeben den Rucksack mit dem Mantel auf die Bank vor dem Hause geworfen und sich darauf gesezt.

Er nahm den Hut ab und wischte mit dem Aermel über die feuchte Stirne.

Als er sie erblickte, reichte er ihr stumm die Hand. Sie sah ihn an und wußte in dem Augenblick, daß ihm etwas Unangenehmes passirt sein müsse. In mütterlicher Sorge vergaß sie alles andere und sezte sich neben ihn.

Auch Arnold war herausgekommen, er verweilte in der Flur. Er wollte einen Augenblick unbemerkt den jungen Salzarbeiter beobachten, der von vorneherein sein neugieriges Interesse erregt hatte.

Er saß stark vorgeneigt auf der niedern Bank, den Ellbogen hatte er aufs Knie und den Kopf auf die Hand gelegt, er sprach zur Mutter in kurzen Säzen, in abgerissenen Worten wie es schien. Arnold fand ihn hübsch und wohlgebildet, er war größer als Valentin und robuster. Der Kopf zeigte den keltischen Typus, der sich von den Urvätern her in diesen Bergen erhalten hat, wo man noch nicht französische Physiognomien findet. Das dichte dunkelbraune Haar, welches sich sanft gelockt in einzelne Partien teilte, hing ihm etwas wirr über die blasse, überaus weiße Stirne. Die untere Partie des Gesichtes erschien kaum etwas gebräunt und zeigte jenen dunklen Anflug, der einen kräftigeren Bart versprach, als er hierzulande gewöhnlich ist. Aber bei aller Jugendlichkeit lag in diesem Gesichte ein ernster finsterer Zug, und wenn er die schmalen Lippen fest zusammenpreßte, wie es eben jezt geschah, wo er zu sprechen aufgehört, wurde der Ausdruck zur Herbheit.

„Aus is!" rief jezt die Mutter, und sie schlug wie im Jammer die Hände zusammen, „abgezogen haben sie dir und drei Schicht, aber so sag doch, was hast denn getan, was hast denn ang'stellt, um so eine harte Straf' zu verdienen?"

Er zuckte die Achseln und schwieg.

Als sie aber hierauf in lautere Klagen und Vorwürfe ausbrach, streckte er, wie zur Abwehr, ihr die Hand entgegen.

„Laß es gut sein, was du mir sagst, hab' ich mir alles schon selber vorgeworfen, und da dir damit ein Unrecht geschieht, will ich's auch nimmer tun, ich versprech dirs, Mutter."

Man mochte es ihm glauben, er sagte es so entschieden. In dem Augenblick trat Arnold aus der Tür.

„Jesus, auf den Herrn hab' ich ganz vergessen," rief sie, und ihren Sohn in die Seite stoßend: „da schau nur und rühr dich ein wenig, der Herr ist mit dem Valentin kommen, er will dich kennen lernen, und ich hab dich auch g'lobt übern grünen Klee, hab natürlich nichts g'scheiteres g'wußt, und jezt stehst mir da mit der Schand."

Georg hatte sich erhoben. Auf seine Stirne trat ein dunkles Rot, mit einem verlegenen Blick sah er auf den Fremden und unbeholfen und linkisch griff er nach der Hand, die dieser ihm entgegenstreckte.

Er wußte kein Wort zu sagen, aber Arnold verstand es, sich herzlich und vertraulich zu geben, als der Genosse des Aelteren, der bei dem Jüngeren die gleiche kameradschaftliche Gesinnung voraussezt.

Georg sah einigermaßen überrascht zu ihm auf. Arnold konnte bemerken, daß dieser Salzarbeiter merkwürdige Augen hatte. Groß und licht, waren sie von dichten schwarzen Brauen und Wimpern umsäumt, und troz des scheuen knabenhaften Ausdrucks, sprach aus ihnen eine hohe Intelligenz, jener Funke, der geistiges Leben verrät. — Dieser Knabe dachte bereits.

Valentin begrüßte den Bruder in seiner lustigen Weise mit einem Wizwort, und rief auch den Arbeitern, die vorüber kamen, ein fröhliches Wort entgegen.

Es waren die Nachzügler, die nicht mehr so flink vorwärts konnten, oder es sonst nicht eben eilig hatten.

Dem alten Michel, einem silberhaarigen Männchen, reichte er die Hand und lud ihn ein, auf der Bank neben der Mutter ein wenig auszuruhen. Der nahm den Vorschlag gerne an.

Die Milz steche ihn so, meinte der Alte mit einem sanften ergebenen Lächeln, und es sei just, als wüchs der Berg mit dem Alter.

Siebenunddreißig Jahr gehe er jezt da hinauf und nun hätt' er mit einemmal sein G'frett. Er schüttelte den Kopf wie einer, der eine Tatsache sich nicht erklären kann.

Ein Arbeiter klein und schwächlich, mit einem struppigen roten Schnurrbart und ein paar Augen, die aus buschigen Brauen hervorstachen und keineswegs den gutmütigen Ausdruck seiner Genossen hatten, kam dicht vorüber, und nachdem er die vor dem Hause Sizenden schon passirt, wendete er sich mit einem Ruck nach ihnen um, als sei ihm plözlich etwas eingefallen.

„He Alte, hast es schon g'hört, was ihm wieder passirt ist, dem deinigen? Hätt'st ihn halt sollen länger noch in d' Schul gehen lassen, Reserl, weil er die Bücher schier nicht g'raten kann."

„Du mein Herrgott, ich weiß ja noch immer nicht, wegen was sie ihm die drei Schicht abgezogen haben, er redt ja nichts," klagte die Mutter.

„No wegen den Büchern," grinste er, „jezt weißt es."

„Wegen was für Büchern, Feistinger?"

„Die sich der Bub auf den Salzberg mitnimmt, obwohl er weiß, daß das Lesen ein für allemal verboten ist."

„Sie sind halt so streng auf alles Druckte," wendete sich der alte Michel begütigend zur Mutter Theres, und ihr den Sachverhalt gleichsam auseinandersezend: „Weißt, unser G'strenger ist schon vor einiger Zeit ganz wild hinaufkommen und hat den Obersteiger ang'schnauzt: Es wird schon wieder g'lesen in den Arbeitshäusern, troz dem Verbot, hat er g'sagt, ich will aber keine Politiker und Freigeister."

„Ja, und auch Licht ist wieder hie und da angezündet worden, obwohl das von jeher untersagt war," bemerkte Feistinger anklagend.

„Nun ja, ja, manchmal hat sich einer ein Kerzenstummel mitbracht und hat sich's angezünd't, wenn er sich niedergelegt hat, es hat niemanden genirt, aber Angeber gibts halt genug unter uns.

„Und den Lumpenkerln soll's nicht am schlechtesten gehen," warf Valentin keck dazwischen, dabei Feistinger fixirend.

Michel wandte ängstlich den Kopf und bedeutete ihm zu schweigen, dann wieder zur Hofer: „Weißt Reserl, und da haben's schon neulich so ein Zeitungsblatt g'funden, es war eigentlich ganz was Unschuldiges," er zwinkerte schelmisch mit den freundlichen Augen, „es war nur ein klerikales Blattel, der „Pilger" nennt sichs, aber es ist halt doch konfiszirt worden, schon aus Prinzip, weil halt einmal durchaus nichts, aber gar nichts gelesen werden soll."

„Und was unsereinem nicht erlaubt ist und nie erlaubt war, das glaubt der da, so ein unreifer Ding da, tun zu dürfen?" rief der Feistinger erbost, „aber es ist ihm schon bedeutet worden, noch einmal so etwas und er ist entlassen."

Die alte Hofer brach in Tränen aus.

„Aber was denkst denn, du Unglücksbua, willst dich zugrunde richten und mich? Und so ein Glück hat er g'habt, und so gut hätten's die Herren mit ihm g'meint, und jezt verdirbt er sich alles wegen seiner dalketen Leserei." Sie zog die Schürze vor ihre weinenden Augen: „Aus is!"

Georg saß stumm, finster blickte er vor sich hin. Er wagte keine Entgegnung, kein Wort der Entschuldigung, er beugte den Kopf gegen die Brust, wie ein Schuldiger unter der Wucht der Anklage.

Mehrere Arbeiter waren herzugetreten; darunter auch der Holzhauer Franzel, ein stämmiger Bursche mit einem großen blonden Schnurrbart, kurzen Hüften und unverhältnismäßig langen Beinen. Er war einer der waghalsigsten Burschen, der an Abhängen, wo kein anderer mehr sich hinuntertraute, das Holz fällte; er trug, von der Arbeit kommend, die Axt auf der Schulter, was sein rabiates Aussehen nicht verminderte.

„Na, das wär auch das lezte, wegen was ich zu einer Straf' käm'," rief er mit einem rauhen Lachen, „Gott sei Dank, beim Bücherlesen hat mich noch keiner ertappt; wenn ich mir einmal was aus der Zeitung zusamm buchstabirt hab', so i's nachher richtig nicht wahr g'west und ich hab' mir die Müh' ganz umsonst g'macht. Na, sei g'scheit Schorschel, überlaß die Leserei den Faullenzern, die sonst nix vernünftiges zu tun haben und nicht arbeiten wollen; wir brauchen was anderes, wir brauchen was z' essen, nicht was z' lesen."

„Das ist richtig," riefen die Umstehenden, diesen Ausspruch bestätigend.

„Ich sag's auch, dadurch wird uns nichts aufbessert. Im Gegenteil, es schad's uns nur, denn es bringt die Herren gegen uns auf," versicherte Feistinger.

„Ich les' auch nichts," meinte ein anderer, „ich denke mir, was soll ich mich denn alleweil sekiren lassen."

„Freilich, und ob wir jezt um so ein Büchel mehr oder minder wissen, das ist schon alles eins."

Ein kurzes grelles Auflachen voll unsäglicher Bitterkeit ertönte und ließ alle sich nach demjenigen umwenden, der es ausgestoßen hatte.

„Der Frieder," murmelten die Leute.

Ein hagerer hochgewachsener Mann mit bleichen Zügen hatte sich unter sie gedrängt, wie eingekeilt stand er unter der sich verdichtenden Gruppe, die sich nun zu lösen begann und, sich nun von ihm zurückziehend, ihn frei ließ.

Die Brust dieses Mannes war eingefallen, die Wangen hohl, aber er mußte einmal schön und kräftig gewesen sein, und aus den tiefen Augen blizte noch ein Funke, nicht des Widerstandes, damit war's vorbei, aber eines nach innen fressenden Ingrimms.

„Recht habt Ihr!" rief er mit seiner klanglosen Stimme, die in ihrer Tonlosigkeit leicht überschnappte, „Ihr braucht nichts zu wissen, gar nichts, viel wissen macht Kopfweh und andere wissen für Euch, und sie wenden ihre Wissenschaft zu Eurem Besten an, sie lassen sich angelegen sein für Euch zu sorgen — väterlich zu sorgen, hahaha!" wieder lachte er jenes kurze heisere Lachen.

Die Hofer hatte die Schürze von den Augen gerissen, bei dem Ton und Anblick dieses Mannes war ihr die Galle gestiegen und ihre Tränen versiegten, derb faßte sie Georg an der Schulter.

„Da siehst einen," rief sie erbost, „der sich sein Lebtag auf die Hinterbeine g'stellt hat, der sich einbild't hat, wenn er nur recht viel Druckes in seinen Hirnschädel hineinstopft, dann wird er damit was einrennen, ja, ang'rennt ist er damit. Schau dir ihn nur an, den Frieder, schau dir ihn an, so schaut deine eigene Zukunft aus, wenn du dich nicht besserst bei Zeiten."

„Oder wenn ich nicht bei Zeiten davon geh," stieß Georg dumpf wie aus gequälter Brust hervor. Die Augen der Mutter vergrößerten sich und wie im Entsezen schlug sie die Hände zusammen.

„Was sagst?! fortgehen willst, unsern Ort verlassen, mich verlassen?! —" Die Empörung erstickte sie fast. „Geh nur, mach's wie der Valentin, Ihr braucht freilich die Alte nicht mehr, obwohl du noch gar nicht weißt, du dummer Bub, wie das ist, wenn sie nimmer für dich stricken und flicken wird, möchst doch immer gern nett und sauber sein, gelt? Na, kannst halt dann schauen, wer dir was machen wird, und wie; mich, das kann ich dir sagen, bringst nicht von hier hinaus, ich geh' nicht aus den Bergen, ich bin kein Lokomotiv, das durch die Welt saust. — Wo mich mein Herrgott hat geboren werden lassen, da will ich auch sterben, und meine Gebein' sollen nicht in einer fremden Erde ruhen."

Der alte Michel klopfte der hocherregten Frau beruhigend auf die Schulter und nickte mit einem milden Lächeln ihr zu.

„Ich mein dasselbe, Theres, ich könnt auch nicht fort, und 's ist ja auch nur so eine Red von Georg, wer weiß, ob er's selber aushalten tät. Wir kriegen alle das Heimweh, und das ist just wie eine Krankheit."

„Wir können nicht fort," bestätigten mit Nachdruck die andern; „nur die wenigsten von uns können eine andere Luft ertragen, wir erfahren's an unseren Soldaten."

„Wir können nicht fort,“ murmelte der Frieder in seinem vergrämten Ton, „es ist zwar nur ein Aberglaube, aber er hängt uns allen an.“

„Und draußen in den Städten, da kommt unsereiner schon gar nicht auf, schon wegen der Kongrenz,“ meinte ein kleiner einfältig blickender Arbeiter, „ich hab's erfahren; und ich sag halt das, wenn einer sich brav aufführt und sich nix zu schulden kommen läßt, so hat er doch quasi sein Sicheres.“

„Quasi sein sicheres Elend,“ ergänzte Valentin lachend.

Eine laute und allgemeine Zustimmung folgte dieser Auslassung.

Jezt handelte sich's nicht mehr um Meinungen, jezt stand man auf dem Boden der Realität und jeder wußte von diesem Elend, jeder trug es mit sich wie ein an seinem Dasein haftendes angeborenes Uebel.

Und es käme immer schlimmer, sagten die einen, und es wäre nie so fühlbar gewesen, die anderen.

Der alte Michel nickte mit dem schönen weißbeharrten Kopf und lächelte nachdenklich. Früher wären halt doch viele Vergünstigungen gewesen, und jeder hätte für sich und die Seinigen das Korn bekommen, meinte er.

„Und wie lang ist's denn her, so haben wir noch unsern Bezug an Schmalz gehabt,“ versezte ein anderer.

„Und Holz.“

„Und den Lohn obendrein.“

„Freilich, nur einen geringen, ein paar Kreuzer täglich.“

„Richtig, ja ja,“ stammelte Michel gutmütig, „aber damals war auch alles so viel billiger, jezt sind die Preis' nicht zu erschwingen, was in der Umgebung wachst und gedeiht, wird alles nach Solenbad gebracht, und wir müssens von dort beziehen, und mit der Naturalleistung ist's ganz aus.“

„Aus is!“ riefen alle im vielstimmigen Chor, und selbst Feistinger, den heimliche Belohnungen zum Aufseher über die Kameraden gemacht, meinte grollend: „Jezt fassen wir nichts mehr als das Salz, aber wir haben nichts mehr zu salzen.“

„Das Mußsalz haben sie 's einst genannt, das den Arbeitern zugekommen ist, jezt nennen sie 's das Gnadensalz,“ versezte der Frieder schneidend.

„Das Gnadensalz — das Gnadensalz — es ist wahr!“

Das Wort ging von Mund zu Mund, in der Wiederholung zu immer energischerem Ausdruck gelangend. Es war als käme ihnen damit der Kontrast von einst und jezt zum deutlichen Bewußtsein. Georg, die Arme über der Brust gekreuzt, hatte wie abwesend vor sich hingestarrt. Jezt hob er plözlich den Kopf und in heiß aufsprudelnder Unmittelbarkeit, seiner inneren Bewegung gehorchend, rief er:

„Sie haben kein Recht es so zu nennen, und wir sollten es nicht dulden!“

Alle sahen betroffen zu ihm hinüber.

„Was willst denn damit sagen,“ bemerkte seine Mutter noch mehr erbost, „was misch'st du dich wieder in Sachen, die du nicht verstehst.“

Georg schien die Mahnung zu überhören und fuhr fort:

„Das Salz, das hier gewonnen wird, das unsere Arbeit dem Berge abringt, bringt einen jährlichen Reingewinn von achtzehn Millionen, und das uns spärlich zugemessene Salz, das wir erhalten um unser Brod zu würzen, sollte ein Gnadensalz sein?“

Alle umdrängten ihn.

„Achtzehn Millionen an Reingewinn, es ist nicht möglich, achtzehn Millionen, wer hat das gesagt?“

„Niemand, ich hab's gelesen.“

„Aha, da haben wir's,“ rief Feistinger triumphirend, „ihr habt es alle gehört, er hat's gelesen!“

„Er hat's gelesen!“ riefen alle, in Verwunderung, daß solche Dinge, die sie selbst betreffen, wo zu lesen seien.

„In der Zeitung hat er's gelesen,“ bemerkte Feistinger hämisch, „und was da drinnen steht, braucht man nicht zu glauben, denn es ist alles nur erstunken und erlogen.“

„Und wenn's auch zehnmal wahr wär, was geht's uns an,“ rief die Wittwe Hofer in ihrem entschiedensten Ton, „und ob's Mußsalz oder Gnadensalz heißt, wir kriegen einmal zwölf Pfund per Kopf im Jahr, und d'ran wird nichts geändert.“

„Wir können da wenigstens nichts machen und nichts ändern,“ sprachen die andern.

„Und wenn wo ein Unrecht ist, sizt unser Herrgott zu Gericht, nicht wir,“ belehrte sie, „und er wird schon wissen, warum er alles grad so eingerichtet hat und nicht anders.“

Michel blickte sie mit einem heiter resignirten Lächeln an, dann streckte er ihr die Hände entgegen und schüttelte sie fest.

„Ja Alte, du hast's g'sagt, das ist unser bester Trost und unser einziger. Wenn wir dem Himmel vertrauen, wird sich sicher alles zum Besten wenden.“

Er hatte sich erhoben und auf seinen Stecken gestüzt, schritt er langsam den etwas aufsteigenden Weg in den Ort hinan.

Auch die übrigen Männer schritten in Gruppen gesondert den nachbarlichen Hütten entgegen. Der Holzhauer Franzel hatte mit offenem Munde zugehört, er sah nachdenklich aus, was ihm nur selten passirte.

„Meiner Seel,“ sagte er dann, wie zu sich selbst redend, 's ist unser einziger und lezter Trost.“

Er wendete sich und bemerkte Arnold neben sich, der ein stummer aber aufmerksamer Beobachter dieser Szene gewesen.

„Wissen's junger Herr,“ sagte der Holzhauer mit einer rauhen jäh hervorbrechenden Lustigkeit sich an diesen wendend, „wir armen Leut, wir glauben noch an den Himmel. Bei dem Hundeleben, das wir führen, können wir den Himmel nicht entbehren, wissens, und die Höll erst recht nicht. Mein Gott, wir müssen doch die Aussicht haben, daß uns da drüben wenigstens die Belohnung aufg'spart bleibt, und 's bleibt uns ein Labsal zu denken, daß die Reichen und Müssiggänger, die in einer Nacht mehr verprassen, als wir Armen in einem Jahr zusammenarbeiten können, dafür alle miteinander in der Hölle braten müssen. Hahaha! wissen's junger Herr, es steht schon in der heiligen Schrift, daß ein Kameel eher durch ein Nadelöhr geht, als ein Reicher in den Himmel, und es könnt unsereinen nur stuzig machen, daß diese Leut' so gar unbesorgt um ihr Himmelreich sind.“ Der humorvolle Zug verschwand aus seinem Gesicht und machte einem jäh hervorbrechenden Zorn plaz. „Himmel-Herrgott, wenn wir d'rauf kommen täten, daß das nicht wahr ist, daß unser Herrgott unschuldig an unserm Elend ist, und sich überhaupt nicht darein mischt, meiner Seel, wenn wir drauf kommen täten, daß wir andere dafür verantwortlich machen müssen — dann —“ er schwang die Axt wie beim Holzfällen und warf sie dann wieder über die Schulter — „dann möcht ich bei der Abrechnung schon dabei sein.“

Im nordischen Eis: **Erbauung von Eishütten.** (Seite 31.)

Ohne Gruß schritt er fürbaß.

Frieder sah ihm mit düstern Augen nach.

„Nicht die Bücherleser, wie sie sagen, sind eine Gefahr, solche wie der da sind es allein, und niemand will das erkennen, und niemand sucht sie da, wo sie wirklich ist.“

Der blasse Mann mit dem vergrämten Antliz senkte den Kopf, auch er wendete sich zum Gehen.

Valentin eilte ihm nach und suchte seinen Gang genau nach dem des alten Frieder zu regeln. Er sprach mit ihm und dachte wohl daran, ihn nach Hause zu begleiten.

Kam er mit dem Vater, konnte die kleine Evi nichts, aber auch gar nichts dagegen einzuwenden haben und durfte sich nur im Stillen ärgern.

Ob sie sich denn wirklich ärgerte, wenn er kam?

Er schien sich diese Frage wiederholt vorzulegen, aber sein vergnüglich schelmisches Lächeln bewies, daß er sie in einem ihm günstigen Sinne beantworten zu dürfen glaubte.

Mutter Hofer war schon vorhin in's Haus getreten. Arnold und Georg waren allein.

Als der junge Salzarbeiter jezt aufsah, begegnete er dem sympatischen Blick des Fremden. Sein Mund öffnete sich zu einer jäh ausbrechenden Kundgebung, aber sich noch rechtzeitig besinnend, schloß er ihn wieder und nur ein schwerer Atemzug löste sich von seiner Brust.

Arnold sezte sich neben ihn auf die Holzbank. Der Knabe litt offenbar unter seinem erwachenden Bewußtsein. Zweifel

Im nordischen Eis: **Fertige Eishütten.** (Seite 34.)

waren ihm entstanden und sie brachten ihm Schmerzen, ein heimliches Weh.

Der Aeltere ergriff seine Hand: „Haben Sie Vertrauen zu mir, Georg.“

Dieser sah ihn an mit einem ernsten forschenden Blick, als wollte er in den Tiefen seiner Seele lesen.

„Ich möchte es wohl,“ sagte er, und um seine schmalen Lippen zuckte es, „aber in mir selbst ist kein Vertrauen und keine Zuversicht. Wer ist unser Freund? wer ist unser Feind? — Wo ist das Rechte und das Wahre, in dem was uns umgibt? — Was wir von kleinauf der Mutter nachgestammelt haben, war es nicht unwahr? Und die Lehren, in denen man uns großgezogen, die man uns für unser Lebtag zu erhalten sucht, beruhen sie nicht auf Täuschung? — Unsere Sinne möchten ja sagen, aber man hat unsere eigenen Sinne uns verdächtigt; — an was sollen wir uns halten? — An unser Wünschen und Bedürfen? — Es heißt, wir hätten kein Recht darauf — aber wenn wir uns selber nicht vertrauen dürfen, wie können wir andern vertrauen?“

In diesen kurzen Säzen, die er, als würde ihm unter dem andrängenden Sturm seiner Empfindungen die Brust zu enge, fast keuchend vorbrachte, sprach sich all die Hilflosigkeit und all die gewaltig glühende Kraft eines Werdenden aus, das nach Gestaltung ringt.

Arnold sah mit teilnehmendem Ernst in sein erregtes Antliz.

„Vielleicht dürft ihr doch diejenigen für die Ehrlichsten halten, die euch euer Naturrecht nicht streitig zu machen suchen, die sagen, macht die Augen auf und haltet sie offen; lernt prüfen und untersuchen, und lehnt euch an das, was die Wissenschaft bisher an Wahrheiten festgestellt hat.“

„Georg, das Essen ist fertig!“ erscholl die kräftige Stimme der Mutter Hofer von der Küche her.

Die jungen Männer erhoben sich. Ihre Hände hatten sich gefunden und sie umschlossen sich mit festem Druck.

(Forts. folgt.)

Im nordischen Eis.

Von Wilhelm Blos.

(Siehe Illustrationen S. 32, 33, 36, 37.)

Derselbe Wissensdurst und Forschungstrieb, der kühne und unternehmende Männer nach Afrika gehen hieß, um unter großen Gefahren das Innere dieses geheimnisvollen Landes zu bereisen, hat andere veranlaßt, sich nach dem hohen Norden zu wenden und dort die Regionen des Eises zu durchwandern. Im hohen Norden kämpft man nicht gegen den bösen Willen widerstrebender Eingeborenen; aber es gibt dort einen viel schlimmeren und mächtigeren Feind, den grimmigen Frost, der allem organischen Leben eine Grenze zu ziehen bestrebt ist und dem kühnen Forscher mit dem Grauen des Todes den Eintritt in die Polargebiete wehrt. Man muß staunen, wie weit troz alledem und troz großer Opfer und erschütternder Unglücksfälle die Forschung dennoch vorgedrungen ist. Bewunderungswürdig sind die Anstrengungen, welche gemacht wurden, um die nordwestliche Durchfahrt aufzufinden, d. h. die Verbindung des Atlantischen Ozeans mit dem Stillen Ozean im Norden Amerikas nachzuweisen. Bei diesen Forschungen ging die bekannte Franklinsche Expedition (1845) zugrunde und es kostete große Opfer, auch nur Spuren von derselben aufzufinden. Troz der ungeheuren Eismassen drang man immer weiter vor; 1850 fand man die nordwestliche Durchfahrt zuerst, sah sie aber durch Eismassen versperrt. Den Bemühungen, zum Nordpol selbst zu gelangen, haben sich unüberwindliche Eismassen in den Weg gestellt; doch hat man bei den Anstrengungen, sie zu durchbrechen, unschäzbare neue Entdeckungen und Erfahrungen gemacht.

Der hohe Norden Amerikas ist bekanntlich längst vor Kolumbus von Europäern besucht und besiedelt worden. Während Kolumbus erst 1492 seine epochemachende Entdeckungsreise unternahm, wagten sich kühne Nordlandsrecken von Island aus schon weit nach Westen. Um 877 erblickte man zum erstenmal die grönländische Küste; aber man entschloß sich erst lange nachher, sie zu betreten. Um 983 fuhr Erich der Rote, ein isländischer Häuptling, hinüber, und es gefiel ihm so gut, daß er nach drei Jahren wiederkam und eine europäische Kolonie anlegte. Sein Sohn Leif drang weit nach Süden vor und soll bis in die Gegend des heutigen New-York gekommen sein. Von den vielen wilden Reben, die er vorfand, nannte er das Land Winland, Er ließ sich in Norwegen taufen und führte in Grönland das Christentum ein; es wurden in Gardar auf Grönland ein Bischof und später ein königlicher Statthalter eingesezt. Der Verkehr und Handel mit Europa war ein äußerst lebhafter; die grönländischen Geistlichen machten auch viele Entdeckungsreisen nach Gegenden wie der Barrowstraße und Lancastersund, wohin man erst in neuester Zeit wieder gelangt ist.

In Europa scheint man, außer in Norwegen, von jenen Kolonien nichts gewußt zu haben, denn nur so läßt es sich erklären, daß man sie so sehr vernachlässigte, daß sie zugrunde gehen mußten. Um 1261 kamen die grönländischen Kolonien, die bis dahin ganz unabhängig gewesen waren, an Norwegen, im 14. Jahrhundert fielen sie an Dänemark. Damals war das Klima auf Grönland offenbar noch milder, die Eskimos aber scheinen damals weder so träge noch so unterwürfig wie heute gewesen zu sein. Sie griffen die Kolonien etwa um 1400 an und vernichteten sie zum größten Teil; was diesem Schicksal entging, verfiel von selbst, und die nach Süden versprengten Reste der Kolonisten erlagen den Angriffen der in Nordamerika hausenden wilden Indianerstämme. Erst im Anfang des 18. Jahrhunderts konnte man auf Grönland wieder Kolonien anlegen, die an der Westküste Grönlands liegen und zu Dänemark gehören.

An den Eingeborenen Grönlands ist jener interessante und vielversprechende Kolonisirungsversuch ziemlich spurlos vorübergegangen. Der große Stamm der Eskimos, welcher den ganzen hohen Norden Amerikas, soweit Menschen und organische Wesen dort existiren können, bedeckt, hat sich in seinen Anschauungen, Sitten und Gewohnheiten nicht verändert, soweit er nicht unter dem direkten Einfluß der Kolonie steht. Dieser Einfluß kann nicht groß sein, denn die Zahl der Einwohner der dänischen Kolonien in Grönland betrug 1875 ungefähr 9800 Seelen, unter denen sich etwa 250 Dänen befanden; die anderen waren Eskimos und Mischlinge. Die Eskimos, die man in östliche und westliche einteilt, finden sich auf Grönland auf den Baffin- und Parry-Inseln, an den Küsten von Labrador, an der Hudsonsbai, auf der Insel Melville und an der ganzen Nordküste des amerikanischen Kontinents bis zum Eiskap und der Halbinsel Alaska. Die Gesammtzahl der Eskimos ist nicht wohl festzustellen, da ja viele der von Eskimos bewohnten Landstriche und Inseln noch wenig von Europäern betreten worden sind.

Während die Eskimos den Europäern gegenüber harmlos und sanft auftreten, liegen sie in fortwährendem Steit mit den Indianerstämmen, deren Gebiet an das ihrige grenzt. Diese Feindseligkeiten haben eine sehr natürliche Ursache; man streitet sich um die dürftigen Gaben der nordischen Natur, denn wenngleich die Ansprüche des Eskimo äußerst gering, seine Einrichtungen äußerst primitiv sind, so bildet doch sein Leben einen harten Kampf mit den Naturgewalten, denen er die Mittel zu seinem einförmigen und armseligen Dasein abtrozen muß. Dem Eskimo bleibt wenig Zeit zum Vergnügen; die Beschaffung seines Unterhaltes nimmt ihn so sehr in Anspruch, daß fast seine ganze Tätigkeit darin aufgeht. Und da er von Natur träge ist, so ist sein Lebensziel mit der Beschaffung von Wohnung, Nahrung und Kleidung so ziemlich erreicht.

In dieser rauhen Natur, wo es nur einen ganz kurzen Sommer gibt, die Vegetation eine spärliche ist, und die Dauer der Nacht weitaus die des Tages übersteigt, ist der Mensch genötigt, seine Bedürfnisse auf das Aeußerste einzuschränken. Wir in unserem milderen Klima sizen in festgefügten Gebäuden, in denen wir der Kälte, dem Eis und dem Schnee trozen können. Für den Eskimo ist das Beschaffen der Wohnung eine ganz andere Sache. Er kann sich keinen festen Wohnsiz bauen, da ihn die Härte des Winters jeden Augenblick zwingen kann sie zu verlassen. Er muß sich nach den Gegenden wenden, die es ihm ermöglichen, für sich und seine Familie die notwendigen Nahrungsmittel aufzutreiben. Da er nur von den Erträgnissen seiner Jagd und Fischerei leben kann, so muß er sich immer dahin wenden, wo Jagd und Fischerei ergiebig zu sein versprechen. Und diese Pläze wechseln sehr oft.

Steinerne Wohnungen kann sich der Eskimo nicht errichten. Wenn er auch Steine genug hat, so hat er weder das Geschick noch die Zeit, die Steine zu behauen. Holz hat er keins, denn die Grenze des nördlichen Baumwuchses geht noch über den amerikanischen Kontinent und die lezten Indianerstämme wohnen noch außerhalb der nördlichen Baumgrenze. Was der Eskimo an Holz hat, rührt von den Wracks der im Eise stecken gebliebenen Schiffe her. Im Sommer wohnt der Eskimo, so lange das Klima es zuläßt, in Zelten von Renntierfellen. Sobald der kurze Sommer vorüber, kann diese Art von Behausung nirgends mehr genügen. Nun baut er sich seine Wohnungen aus dem Stoffe, der ihm am nächsten liegt — aus Schnee und Eis.

Um sich häuslich niederzulassen, sucht der Eskimo eine Stelle an einem Teich oder Fluß auf, wo der gefrorene Schnee dicht beisammen liegt. Aus dem Schnee werden mit großer Geschicklichkeit viereckige Tafeln geschnitten (siehe Illustration S. 32), aus denen man rasch die Hüttenwände herstellt, da die Tafeln sofort aneinander festgefrieren. Diese Tafeln sind gewöhnlich drei Fuß lang und sechs Zoll dick. Die Wände verengen sich

im Aufsteigen und oben wird dann mit vieler Kunst die horizontale Schlußtafel aufgesetzt. Die Frauen bewerfen die Hütten von außen mit Schnee, um sie noch dichter und fester zu machen. Eine Oeffnung, zwei Fuß breit und eben so hoch in die Wand geschnitten, dient als Eingang, der zuweilen noch mit einer Vorhalle versehen wird, wo sich die Hunde aufhalten.

Ein solcher Bau hält den Frost leidlich ab. Ist er vollendet und alles festgefroren — zu lezterem Prozesse ist nur eine ganz kurze Zeit erforderlich — dann kriecht eins nach dem andern durch die Eingangsöffnung hinein. Das Innere wird von Eskimoweibern nach bestem Wissen und Können eingerichtet. Das Hauptbesiztum einer jeden verheirateten Frau und ihr Stolz sind ein Kochkessel und eine Tranlampe. Die leztere dürfen nur verheiratete Frauen brennen. Die Frauen wissen mit großer Geschicklichkeit mit diesen Lampen umzugehen, so daß sie wärmen und nicht rauchen. Auch wird auf diesen Lampen, die von primitivster Einrichtung sind, alles gekocht.

Die Schlafstätten sind mit Renntierfellen belegt, auf denen die Schlafsäcke liegen. Man kann nämlich in jenem Klima nicht in den Kleidern schlafen, weil sie sonst steif gefrieren würden. Man schläft ganz nackt in einem aus Fellen bestehenden Sack, Schlafsack genannt, und deckt sich dann mit den Kleidern zu. Nur so kann man mit Behaglichkeit schlafen.

Eine solche Hütte ist fast immer von zwei oder drei Familien bewohnt. Die Zahl der in den Ecken stehenden Kessel und Lampen deutet die Zahl der Familien an.

Zuweilen wird auch auf dem Plaze vor der Hütte gekocht. Dort geht auch die Hundefütterung vor sich. Diese Hunde bekommen die Abfälle vom Renntier, vom Seehund und von den Fischen. Sie sind unglaublich gefräßig, werden aber nur alle zwei Tage gefüttert und stürzen sich darum mit toller Gier auf das vorgeworfene Futter. Sie balgen sich darum und brüllen, heulen und bellen nach Noten, dabei. Auf längeren Reisen, wenn das Futter kärglich wird, müssen die Proviantvorräte gegen sie wie gegen Raubtiere geschüzt werden. Dieser Hund ist das einzige Haustier des Eskimo, der das Renntier nicht, wie der Lappländer, zähmen kann, da er nicht die nötigen Weidepläze hat und nicht imstande ist, die spärlichen Kräuter und Flechten, von denen das Renntier lebt, unter der Schneedecke aufzusuchen. Die Hunde der Eskimo sind ausdauernd und ziehen auf den Schlitten große Lasten große Strecken weit. Der Eskimo hält sie in großer Zahl.

In den oben beschriebenen Hütten gehen sie nun aus und ein, die Eskimos, diese seltsame, trandustende, in Felle und Pelze eingewickelte Menschenblüte. Sie sind von kleiner Figur und werden wenig über fünfzig Jahre alt; nur die Weiber werden gewöhnlich etwas älter. Obwohl die Geschlechtsreife bei ihnen sehr früh eintritt und sie sich infolge dessen auch sehr früh verheiraten, sind ihre Ehen durchgängig nicht reich an Kindern. Das Aeußere des Eskimos ist meist häßlich; die tättowirten Gesichter, die tiefliegenden Augen, die von Tran triefenden Haare und die ganze Atmosphäre von Trangeruch, in der solch ein Eskimo umherwandelt, machen alles in allem einen abstoßenden Eindruck. Das Betragen des Eskimo söhnt mit diesem Aeußeren in etwas wieder aus; sie sind freundlich, ehrlich und gastfrei, auch heiter, aber sehr träge und — eitel.

Die Tättowirung erstreckt sich über den ganzen Körper, namentlich Arme und Schenkel werden tättowirt. Die Kleidung besteht aus Renntierfellen und ist so eingerichtet, daß die Haare auf dem bloßen Leib getragen werden. Das Hauptkleidungsstück ist die Attiga, ein hemdartiges, mit einer Kapuze versehenes Kleidungsstück, das bis zu den Knien reicht. Dazu kommt eine Pelzhose und zwei paar Strümpfe, von denen das eine die Haare nach innen, das andere nach außen hat. Die Schuhe sind entweder aus Renntier- oder Seehundsfellen gemacht. Die Kleidungsstücke sind mit Renntiersehnen befestigt und haben Franzen, die aus Renntierfell geschnitten sind. Wenn man ins Freie geht, werden noch mehrere Felle über diese Kleidung geworfen. Die Kleidung der Frauen und Männer ist so ziemlich die gleiche, nur daß die Frauen noch einen Pelzsack auf dem Rücken haben, in welchem sie ihre kleinen Kinder mit sich tragen. In diesem Behälter machen die kleinen Kinder oft die beschwerlichsten Reisen mit.

Die Kleidung ist geeignet, gegen die Rauhheit des Klimas Schuz zu verleihen; wer bei den Eskimos überwintern will, muß daher wohl oder übel auch die Eskimotoilette tragen.

Die Eskimos sind beinahe so gefräßig wie ihre Hunde, allein ihr Leben ist und bleibt kärglich, weil die Natur ihnen wenig gibt. Sie leben hauptsächlich von Renntierfleisch, das sie getrocknet essen; von Seehundsfleisch, dann auch von Eiern der Seevögel. Beeren und Wurzeln, die sie auch genießen, sind ziemlich selten. Sie jagen mit Bogen und Pfeilen den Moschusochsen und das Renntier, mit der Harpune das Walroß. Ihre Kähne sind aus Holz und Fischbein, die sie mit Seehundsfellen überspannen; die Kähne der Männer haben nur einen Siz, die der Frauen zehn bis zwölf. Die Fischerei betreiben sie, soweit es das Eis erlaubt. Das Renntier ist für sie das wichtigste Tier und liefert ihnen Nahrung und Kleidung; auch die Knochen und Sehnen werden verarbeitet. Man beschleicht die Renntiere, wenn sie in Heerden weiden und überfällt sie von allen Seiten; die getöteten Tiere werden von den Hunden nach den Lagerpläzen geschleift. Der Moschusochse wird von den Eskimos viel gejagt, doch ißt man sein Fleisch wegen des starken Moschusgeruches nur im Notfall; dagegen liebt der Eskimo sehr den Talg des Moschusochsen. In der Ebene bilden die Moschusochsen, wenn sie sich verfolgt sehen, ein Karré gegen ihre Verfolger mit den Köpfen nach außen; sie sind daher leicht zu erlegen. Die räuberischen Wölfe tötet der Eskimo durch allerlei sinnreiche Fallen. Fische werden in Flüssen und Bächen häufig geschickt mit langen Spießen herausgestochen.

Gefährlich ist die Jagd auf die großen Eis- und Polarbären, die, wenn sie hungrig sind, bis an die Eskimowohnungen vordringen; sie werden mit Hilfe der Hunde erlegt und manchmal haben die Eskimos sehr gefährliche Kämpfe mit diesen weißen Ungetümen zu bestehen. Zuweilen ist auch die Jagd auf das Walroß mit großen Gefahren verbunden. Man überfällt diese Tiere, wenn sie sich auf den Eisschollen schlafend sonnen. Wird eines von ihnen verwundet, so lassen es die andern nicht im Stich und fallen den Angreifer wütend an, indem sie mit ihren großen und scharfen Zähnen um sich hauen. Das Walroß gibt Fleisch und Tran; das erstere ist von den Eskimos sehr geschäzt; nur die Leber wird häufig nicht genossen.

Der Eskimo kennt kein größeres Vergnügen, als beliebig große Quantitäten Fleisch zu verschlingen. In günstigen Zeiten, wenn genug Fleisch vorhanden, werden aus dem des Wallrosses lange dicke Streifen geschnitten. Der Eskimo legt sich dann auf den Rücken und würgt unglaubliche Massen davon hinab.

Die Frauen sind bei den Eskimos sehr geachtet und werden nicht unterdrückt. Die Polygamie ist gestattet, doch kommt sie selten vor, weil es einem Eskimo sehr schwer fällt, eine große Familie zu unterhalten. Die beiden Geschlechter essen immer getrennt. Bei Verhandlungen mit unbekannten Fremdlingen pflegen die Herren Eskimos ihre Damen als Parlamentäre zu schicken. Unsere Illustration S. 36 zeigt eine Eskimofrau, die mit einem Messer bewaffnet ist, in einem solchen Amt. Ob sie nun glauben, durch die Schönheit ihrer von Fett und Tran triefenden tättowirten Damen Eindruck auf die Fremden zu machen oder ob sie es ihren Frauen überlassen, sich allenfallsigen Gefahren auszusezen, ist uns nicht bekannt.

Wenn eine Frau annehmen kann, daß bis zu ihrer Niederkunft noch etwa vier Wochen sind, dann begibt sie sich in eine streng abgesonderte Hütte, zu der außer den Frauen niemand Zutritt hat. Ist das Kind geboren, so bleibt die Mutter noch einen Monat mit ihm allein; erst dann bekommt es der Vater zu sehen. Schon im zartesten Alter werden die Kinder miteinander verlobt. Die Mädchen heiraten gewöhnlich mit dreizehn oder fünfzehn Jahren. Wenn ein Mann stirbt und ein Bruder von ihm am Leben ist, so ist der leztere verpflichtet, die Wittwe des Verstorbenen zu heiraten, auch wenn er schon eine

Frau hat. Die Heirat erfordert bei den Eskimos keine besonderen Zeremonien oder Vorbedingungen; nur bei einem Stamme, den Kinipetus, ist eine seltsame Einrichtung vorhanden, von der unsere feudalen Junker sagen können:

„Das mahnt an das Mittelalter so schön,
An Edelknechte und Knappen“ rc.

nämlich der Ankus oder Hohepriester des Stammes hat dort bei jeder Hochzeit das jus primae noctis*) und die Verehrer unseres mittelalterlichen, heute teilweise noch fortlebenden „Rittertums“ mögen sich freuen, daß die Eskimos in jenem Punkte noch auf derselben Kulturstufe stehen, wie einstens hochadelige Schloß- und Grundherren.

Die Kinder der Eskimos bleiben, auch wenn sie verheiratet sind, der Aufsicht ihrer Eltern unterstellt und müssen diesen einen Teil ihrer Jagdbeute abgeben. Im Uebrigen ist bei den Eskimos alles gemeinschaftliches Eigentum was immer in einer Ansiedlung vorhanden, sowohl an Proviant als an Gerätschaften.

Das gemeinsame Leben der Eskimos beruht auf gewissen patriarchalischen Gebräuchen. Die ältesten Männer entscheiden, ohne irgend ein Amt zu bekleiden, bei den öffentlichen Angelegenheiten. Die einzige mit einem Amt versehene Persönlichkeit ist der schon genannte Ankus oder Hohepriester, der die Feste anordnet, die Trauerzeit überwacht, als Wahrsager fungirt und den Arzt macht. Die Kuren dieses sonderbaren Heiligen bestehen in allerlei geheimnisvollen Gebräuchen, welche die Eskimos sehr geheim halten. Gewöhnlich singen am Krankenbett die Frauen ihr eintöniges aja aja, das eine Art Nationalhymne der Eskimos ist; wird die Krankheit bedenklich, so überläßt man den Kranken seinem Schicksal.

Bei Streitigkeiten vertragen sich die Eskimos leicht; man läßt die streitenden Teile Spottlieder gegeneinander singen. Doch besteht auch noch die Blutrache, und dem Anschein nach haben die einzelnen Stämme früher in häufigen und heftigen Fehden gelegen.

Was die Religion der Eskimos anbelangt, so ist die grönländische Mytologie am deutlichsten ausgebildet; darnach verehren die Eskimos ein einziges allmächtiges Wesen, dem alle Geister und Menschen untertan sind. Ihre religiösen Begriffe sind sehr kindlich. Sie haben indessen nur ein religiöses Fest, mit dem sie die Wiederkehr der Sonne am 22. Dezember feiern; doch haben sie auch dabei keine religiösen Zeremonien, sondern nur Vergnügungen. Dagegen besteht kein Zweifel, daß ihre Priester den tollsten Aberglauben kultiviren.

Die Eskimos haben nur ein Musikinstrument, welches man das Kalaudi nennt und nach welchem auch die Vergnügungsabende benannt werden. Zu einem solchen kommen sie geschmückt und tragen Fransen aus Bären- oder Seehundsfell um den Hals. — Zunächst kommt das Festmahl aus Renntierfleisch und Seehundstran; dann wird das Kalaudi angestimmt. Dasselbe ist ein gegerbtes Renntierfell, das getrocknet und auf einem Reifen gespannt ist. Die Frauen schlagen abwechselnd mit einem Schlägel auf diese Art Trommelfell und zu dieser herrlichen Musik wird irgend eine einförmige Melodie, etwa das beliebte aja aja stundenlang gesungen, ein Konzert, das einen zivilisirten Europäer, wenn er einen ganzen Abend zuhören soll, nahezu wahnsinnig machen kann. Die Eskimos aber schwelgen, wie man ihren fettglänzenden Gesichtern ansieht, bei diesem Ohrenschmaus.

Auch gymnastische Uebungen werden ausgeführt; die jungen Eskimos bringen es darin zu einer bedeutenden Gewandtheit.

Die Sprache ist fast ganz gleich unter den einzelnen Stämmen; sie ist nicht wortreich, hat aber viele Selbstlaute. Für alle Farben haben sie nur eine Bezeichnung und eine Zeitrechnung kennen sie auch nicht. Sie leben ganz unbekümmert um die Zeit von Tag zu Tag weiter und nur der Wechsel der Jahreszeiten wird von ihnen als Zeitpunkt festgehalten.

Solchergestalt sind die Einrichtungen und die Lebensweise dieser nicht gerade beneidenswerten Menschen. Selbstverständlich sind die Eskimos in den dänischen Kolonien und deren Umgebung etwas vorgeschritten, aber sie sträuben sich auch noch dort dagegen, von der Kultur beleckt zu werden.

Der Verkehr mit ihnen ist so schwierig, weil man, um dem Klima zu widerstehen, sich vollständig den Eskimogewohnheiten anbequemen, ja gewissermaßen selbst zum Eskimo werden muß,

Im nordischen Eis: **Eskimofrau als Parlamentär.**

*) Das Recht der ersten Nacht.

um dort leben zu können. Unsere Illustration (s. u.) zeigt, wie die Kälte der arktischen Gegenden einen förmlichen Eiskragen um den Hals des Wanderers bildet durch den Niederschlag des warmen Atems. Es ist bekannt, mit welchen Schwierigkeiten die Nordpolexpeditionen zu kämpfen haben und das Vordringen in den Eisgegenden wäre manchmal unmöglich ohne die Unterstützung der Eskimos. Daß Franklin und Genossen umkamen, lag nicht etwa an einem Mangel an Hilfsbereitwilligkeit seitens der Eskimos, sondern daran, daß die ermatteten Nordpolfahrer keine Eskimoansiedlung mehr erreichen konnten.

Eine Geschichte haben die Eskimos begreiflicherweise nicht feststellen können; auch mündliche Traditionen sind bisher nicht aus ihnen herauszubringen gewesen. Man weiß nicht, ob sie solche besitzen, denn sie pflegen manche ihrer Eigentümlichkeiten vor den Europäern sehr geheim zu halten. Man sieht in Grabhügeln und künstlich geschichteten Steinhaufen die Beweise für eine lange Vergangenheit dieses Volkes. — Könnte man seine Traditionen, falls solche vorhanden, flüssig machen, so würden vielleicht manch neue Gesichtspunkte für die Durchforschung der arktischen Gebiete gewonnen. Aber wie soll aus diesen beschränkten, aller Bildung entbehrenden, abergläubischen Menschen derartiges herausgelockt werden?

Ob es gelingen wird, diese ganzen Stämme völlig zu kultiviren? Wir möchten das für absehbare Zeiten bezweifeln. Denn wie sollte das geschehen? Doch nur dadurch, daß sich zivilisirte Menschen unter den Eskimos ansiedelten, oder die Eskimos ihre Heimat verließen und weiter südlich sich niederließen. Das Eine ist so unwahrscheinlich wie das Andere. Die Handelsbeziehungen sind gering, sonst würde zwischen den Schiffsmannschaften der Wallfischfahrer und den Eskimos längst ein lebhafter Verkehr entstanden sein. Und begreiflicher Weise haben die Europäer und Amerikaner, wenn nicht ganz besondere Gründe vorliegen, wenig oder gar keine Lust, sich in den Eskimoregionen niederzulassen oder auch nur längere Zeit sich dort aufzuhalten. Denn auch das armseligste, aber nach modernem Ausdruck „zivilisirte" Leben in irgend einem geordneten Staate mit milderem Klima ist doch immer noch dem trübseligen Dasein der Eskimos bei weitem vorzuziehen. Wer möchte sein Leben in einer Schneehütte bei einer Tranlampe verbringen, Seehundsfleisch essen und Tran dazu trinken! Auch ist nicht anzunehmen, daß diese Eskimos geneigt sind, sich mit den Amerikanern und Europäern zu verschmelzen, eine Aussicht, die für einen zivilisirten Menschen auch nicht sehr verlockend ist. Welche zivilisirte Frau möchte einen Eskimo heiraten, um für ihn am Tranherd zu kochen! Welcher zivilisirte Mann möchte sein Leben mit einem Eskimoweib verbringen! Die Eskimos denken darüber freilich anders. Sie sind sehr eitel und würden glauben, sich durch eine Verbindung mit zivilisirten Leuten sehr herabgelassen zu haben.

Wenn es wahr ist, daß die Kälte und mit ihr das ewige Eis infolge einer langsamen Abkühlung des Sonnenballs vom Nordpol gegen Süden vorrückt, dann wird in einer jetzt noch nicht abzusehenden Zeitperiode für die Eskimos die Notwendigkeit eintreten, ihre Heimat zu verlassen oder unterzugehen. Denn mit dem Vorrücken der Kälte hört das organische Leben da auf, wo jetzt die Eskimos hausen; es wird kein Moos mehr geben und keine Flechten, und wo das nicht ist, können keine Renntiere mehr existiren. Ohne Renntiere aber keine Eskimos.

In eine Betrachtung dieser Eventualität sich zu vertiefen wäre müssig; indessen ist nicht anzunehmen, daß das Volk der Eskimos berufen sei, irgend eine bemerkenswerte Kulturstufe zu erklimmen. Der Eskimo liebt eben seine Heimat und deshalb muß er bleiben wie alle Organismen derselben: rauh, arm und verkümmert.

Im nordischen Eis: Marsch bei strenger Kälte.

Sprachbewußtsein und Lautminderung.

Von **August Mühlhausen.**

Der tiefdenkende Geschichtsforscher Niebuhr hat den Ausspruch getan, man müsse die römische Geschichte näher ans Leben rücken, um sie recht zu verstehen. So könnte man wünschen, die Unterweisung in der Grammatik möchte sich auch näher ans Leben halten, d. h. die lebendige Sprache, von der allein wir recht Bescheid wissen können, möchte in ihren Gesezen erkannt, der heutige, lebendige Sprachsinn in seinem Verfahren beobachtet werden, in seinen Wirkungen und seinem Wirken, in seinen Schöpfungen und seinem Schaffen; denn von der alten Sprache sind uns doch zunächst nur die Schöpfungen bekannt, nicht aber ihr Schaffen; dies werden wir erst recht erkennen können, wenn unsere Aufmerksamkeit geübt ist an dem Erforschen oder Erkennen der heutigen Sprache und ihres Lebens. Und wo lebt denn die Sprache, das Wort? Und was ist denn das Leben eines Wortes? Nun, doch, daß es Vorstellungen erwecke in der Seele des Hörers. Und welche Vorstellungen ein Wort erweckt, bis ins Feinste hinein, und vor allem, wie dabei der Vorgang ist, das wissen wir doch einzig zunächst von uns selbst, ja eigentlich doch anfangs auch nur an uns selbst. Dieses Leben des Worts, wie es eben als Wort zu der Seele spricht, wie der Sprachsinn in ihm lebt, wird noch oft zu wenig berücksichtigt, wird dem Lernenden nicht deutlich gemacht, zumal bei der Unterweisung in den historischen Formen eines Wortes. Es wird eben als bekannt vorausgesezt, daß die älteren Wortformen vollständiger, länger sind als die neueren, die eben an Lauten oder Buchstaben verloren haben. Man spricht auch im Bilde, gleichsam aber auch wie zur Erklärung des Vorgangs, von einem Verwittern. Oder man sagt auch wohl, wie Münzen im Verkehr verlieren, so auch die Wörter; und zieht auch schnelles Sprechen oder Bequemlichkeit, je nachdem, zur Verdeutlichung heran. Zum Erweise, daß der Vorgang wirklich so gewesen, spricht der Lehrende das Wort so hastig oder so „bequem“ wie möglich vor, und da er das Ziel ja schon kennt, die geminderte Wortform, so ist es ja wohl nicht sehr überraschend, daß ers erreicht. Wills aber nicht so recht gelingen mit dem Sprechen der Mittelformen, da die Sprachorgane zu eigenwillig, so nimmt man die schwarze Tafel zuhilfe, streicht vor den Augen des Lehrlings in der historisch gegebenen Folge soviel Buchstaben aus als eben nötig, und der Beweis ist damit erbracht. Da fällt dann wohl einem noch Uneingeweihten die Frage auf: Ja, spricht man, d. i. der wirkliche Mensch, im wirklichen Verkehr, denn wirklich so rasch oder so bequem? Und fragt man denn gar nicht nach, wenn einer so schnell oder so bequem spricht, daß man ihn nicht versteht? Und versteht man ihn denn, wenn man das Wort in anderer als der gewohnten Form vernimmt? Und wer weiß nicht, wie scharf die Mutter darauf hält, daß das Kind genau so spricht, wie man es in der Gegend hört? Wie wird nicht ein Knabe von Mitschülern und Spielgenossen geneckt, der z. B., weils ihm wirklich schwer fällt sie herauszubringen, statt der K-, T-lauter spricht; er wird, sobald sie zu ihm oder in seiner Hörweite von ihm reden, solange Tnabe geheißen und wie ein „Gör“ oder „Baby“ behandelt, bis er den Fehler verbessert. Einfluß auf der andern Aussprache gewinnt er nicht. Gibt es aber gar keine Wörter heutzutage, die man wenigstens in der Volkssprache bald so, bald anders sprechen darf, ungestraft, d. h. ohne daß man sich einer Rüge aussezt, bei Leuten des Volkes natürlich nur; wo man also zufrieden ist, daß man das Wort nur so ungefähr erkenne? Ja, gewiß; solche Wörter gibt es. So ist es gegenwärtig dem Manne aus und im Volke in Niederdeutschland ganz einerlei, ob er Omnibus, oder Onnibus, oder Ohnibus hört, ob diese oder jene Einrichtung assistirt oder existirt; ob einer perplex oder verplex ist; ob man sich ein Dementi oder Depenti gibt, und ob man kegelt pour passer le temps oder für (för) Pasterletand. Das ist so; das hören wir täglich. Fragen wir nun aber, wie kommt das? Ueberlegen wir uns, was sind dem deutschen Sprachsinne diese fremden Wörter? Doch nicht mehr als dem Leihbibliotekar Kin-ku-ki-kuan, das er, da er die einzelnen Silben nicht versteht, so ungefähr herausbringt, ohne sich zu schämen, da ja chinesisch heute noch nicht von ihm verlangt wird, so wenig wie japanesisch, so daß er die sonderbarsten Worte herausbringt für Midzohu-Gusa.

Die fremde Lautverbindung ist dem deutschen Sprachsinne nur eine Gehörmarke für ein Ding, die eben weiter nichts Bezeichnendes für ihn hat. Aus dem fremden Wort, wenn es mehrsilbig ist, tritt nun eine Silbe für das deutsche Ohr mit besonderer Deutlichkeit hervor: die meist betonte; das ist ja aber in fremden Wörtern, nicht wie in deutschen, die etymologisch wichtigste, die bezeichnendste, sondern oft geradezu die unbedeutsamste. Diese deutlichst verstandene Silbe nun ist die bleibende, die auch der Deutsche stets wiederholt, die anderen gibt er der Willkür preis, wie in exi-, assi-stirt, per-, verplex. Daß er die unbetonten auch wohl gar nicht mehr auferstehen läßt, zeigen uns niederdeutsche Bauern, die von Tüffeln sprechen, wo sie Kantüffeln (Kartoffeln) meinen, so gut wie Pantüffeln (Pantoffeln.) Halten wir dies fest, so können wir wohl schon im voraus angeben, welche Gestalt ein griechisch-römisches episkopus annehmen muß, wenn es im Volke gesprochen wird. Selbstverständlich unbekannt mit der Etymologie des Wortes, wirkt es bei ihm nicht durch seine Silben bezeichnend und begriffsbildend, sondern das ganze Wort ist ihm die fremde Bezeichnung einer fremden Sache. Ja, nur Eine Silbe hört er ganz deutlich heraus, die betonte pis und die ist ihm daher die wichtigste; sie gibt er deutlich wieder, die anderen so ungefähr. Während der gelehrte Ulphilas seinen Gothen das Wort getreulich als aipiskaupus nachbildete, mußte es sich bei Angelsachsen, Nordmännern und Schweden mit den zwei Silben biskop begnügen, ja die Dänen sagen kurzweg bisp, und wir nur bis in Bistum und Bismarck. So wohl ist es dem römischen cérasa ergangen, das zu chërse, kerse, kirse, kirs und Kirsch geworden. Erinnern wir uns des „Tüffels“ und hören wir deutlich das lateinische cucúrbita, so wundern wir uns nicht, daß es, durch Mittelformen hindurch, zu unserem Kürbis (Kürbs) geworden, wie (Pfirsich) Pfirsch, aus pérsica. Daß das kirchlich-griechische pentekoste im Munde eines Deutschen, selbst eines Griechisch-Lehrers, nicht blos einen Ton hat, auf e, sondern auch auf der ersten Silbe, kann man ja leicht hören; so ist es begreiflich, daß allmälich es niederdeutsch zu pingst, hochdeutsch Pfingst wurde. Auch kyriake hat so, bei uns, auch auf der ersten Silbe Ton und ist so in jedem Dialekt durch eigene Mittelformen hindurch zu kirch, kirk, kerk, Kirch, engl. church gemindert. Da hier natürlich kein Verzeichnis beabsichtigt wird, sondern nur die Erklärung der Art des Vorganges inbezug auf den Sprachsinn, so sind nur einige recht bemerkenswerte Wörter gegeben, die von ihrer Mehrsilbigkeit bis zur Einsilbigkeit gemindert sind; die, obwohl gemindert, doch noch vorläufig mehrsilbig geblieben, kann man vielleicht wie die Mittelformen des episkopus ansehen.

Nun gibt es aber, wie bekannt, auch deutsche Wörter, die, heute einsilbig, ehemals mehrsilbig, ja die zusammengesezt, sogenannte composita waren. Nach Analogie der eben erwähnten Fremdwörter möchte man nun schließen, daß dann vielleicht in diesen deutschen Wörtern auch ein Teil sollte unverständlich geworden sein. Wenn nun die Sache nicht mehr lebt, die das Wort bezeichnete, so findet man es natürlich, daß auch der Name unterging; wie dies bei Ausdrücken für verschiedene Beziehungen des Ritter- und Lehenswesens stattgehabt. Was aber soll man sagen, wenn man erfährt, daß das einsilbige Kirms aus Kirchmesse entstanden? Wo doch beide Wörter,

meine Großmutter: Pissaltand

Kirche und Messe noch volles Leben haben und also voll verstanden werden. Sollte man da nicht doch am Ende an die Wirksamkeit des schnellen oder bequemen Sprechens glauben? Ja, ja; es bleibt nichts anderes übrig, wenn man bei den Buchstaben auf dem Papier bleibt; ja auch wohl nichts anderes, wenn man, wenigstens etwas näher ans Leben, bis zu den gesprochenen Lauten vorgeht. Wie aber, wenn man das Leben ganz nachahmte und sich beim Wort zugleich möglichst rund und voll die ganze Sache vorstellte? Was ist Kirms, was Kirchmeß? Kirchmeß sagen dieselben Leute, die das Wort Kirms brauchen, noch heute zu der gottesdienstlichen Handlung der Messe in der Kirche. Wo die Sache ganz die geblieben, die sie war, für die das Wort Kirch-meß bezeichnend ist, hat sich das Wort gehalten. Kirms ist aber doch der Markt mit seinem Kauf und Trödel, und Trinken, Tanz und Spiel, zu dem ursprünglich die Kirchmeß den Anlaß gab durch das Zusammenströmen so vieler Menschen. Als so eine Sache und ein Begriff sich neu gebildet, auf die das Merkmal Kirch und Meß nicht mehr bezeichnend anzuwenden war, konnte man das ganze Wort doch nicht mehr erhalten, ja ganz gab es eben keinen Sinn. Daß das neue Wort, das man eigentlich nötig hatte, so allmälich mit dem Wandel der Sache aus dem ursprünglichen hervorging, liegt ja wohl nahe. Daß es nun wirklich die lebendige Seele ist, und nicht das äußerliche Moment des schnellen Sprechens, das die Wortform modelt, kann man sich recht klar machen an einem täglichen Erlebnis. Gesegnete und Mahlzeit, werden zu gesegen Mahlzeit, g'sing' Mahlzeit, 'sing Mahlzeit, 'Mahlzeit. Wann, wie? Man trete z. B. in eine Restauration ein; statt der schon gewohnten Gesichter sehe man neue und wenig sympatische; was wird man sagen? Sich ganz ohne Gruß an den Tisch sezen geht nicht wohl an. Und gesegnet ganz voll und deutlich aussprechen geht gar zu sehr gegen die Stimmung, erschiene wohl als Lüge. So kommt heraus? ‚Mahlzeit.' Ein lieber Verwandter war lange krank. Mit dem so zarten Rot der Genesenen sizt er wieder hellen Blickes vor dem Teller. Voll freudigen Vertrauens auf die wiederkehrende Gesundheit hat er die Schüssel ziemlich voll genommen; mit innigem Anteil, herzlichem Wunsch und etwas Erstaunen sagen wir: Na, gesegnete Mahlzeit! Ebenso: Guten Abend, gu'n Abend, ge'n Abend, n'Abend. Wie aber das Sprachbewußtsein sich geradezu sträubt, eine alte, aber als Wort voll verständliche Form zu behalten, wenn man sie ehrlicher Weise nicht länger für die Sache bezeichnend anwenden kann, läßt uns folgendes Beispiel erkennen. In Hamburg gibt es einen Marktplaz, der auf behördliche Anordnung ein Namenschild trägt mit der deutlichen Aufschrift: Großer Neumarkt, wie er von altersher im Stadterbebuch genannt wird. Trozdem sagt selbst die „Bildungs-Hochdeutsch" redende gute Gesellschaft „auf dem Groß-Nemarkt," wo sie sonst doch „neu" sagt. Warum? Erstens ist dieser Marktplaz jezt schon recht alt; das allein würde nicht genügen, das „neu" zu verstümmeln, gäbe es im Gegensaz noch einen Altmarkt; der heißt aber seit langer, langer Zeit Fischmarkt; und selbst das „groß" ist soweit unlebendig, daß es nicht mehr mit flektirt wird, weil der Widerspruch „kleiner Neumarkt" auch nicht mehr existirt, sondern, auch seit längerer Zeit, Rödingsmarkt heißt. Wem dies Beispiel lebendig genug, oder wer, noch besser, von seinem Heimatsort ähnliche, ich möchte sagen Erlebnisse, hat, wird den Namen Oe-streich, und auch gewiß Oester-reich, wohl ebenso ansehen. Dem heutigen Schulmenschen, der in der Geschichtsstunde aufmerksam war, ist, wenn er eigens darüber befragt wird, dies Wort wieder deutlich, nicht aber dem Volk. Als man mit dem Namen meinte östliches (Franken-) Reich, sagte man Ostar-richi, und hätte man es noch heute voll so im Sinn, man würde vom Ost-reich sprechen; zwar sprechen auch wir heute noch vom Ost-reich, wo wir es auch so meinen, nur daß das heute — Rußland ist. Sagte man nun heute verständlicher Weise Ost-reich, so könnte man das verständiger Weise doch nur von einem gewissen Standpunkte aus, der aber doch nie Wien sein könnte. Da nun die österreichisch-ungarische Regierung ein Interesse daran hat, daß ihre Untertanen den richtigen Standpunkt auch in Gedanken nicht einnehmen, so wird sie gewiß nicht, obwohl sie mindestens einen Buchstaben sparte, für Verdeutlichung sein, die hier wahrlich Verdeutschung wäre. Die gegenwärtigen Einwohner der Provinz Holstein werden sich nicht mehr holt-seten (Holzsassen) nennen dürfen; sie sizen eben nicht mehr, wie einst die Väter, im Holz; wohin man sieht: Felder und Triften, und nur an besonders begnadeten Orten zum Schmuck, oder jagenden „Herren" zum Vergnügen, hat man Schonung geübt. Ja, das alte Holzland ist heute die holzärmste aller deutschen Provinzen; während Hessen-Nassau und Rheinpfalz über 35 Prozent ihrer Gesammtfläche mit Wald bestanden haben, hat Schleswig-Holstein unter 10 Prozent.

Wie Wort und Begriff zusammenhängen, kann man vielleicht recht deutlich an den Zahlwörtern elf und zwölf sehen. Betrachtet man nur das rechnerische Ergebnis, so ist ja wohl so ziemlich gewiß kein Unterschied zwischen altem einlif und heutigem elf; zwischen ehemaligem zuelif und gegenwärtigem zwölf. Aber auch für das jeweilige Sprachbewußtsein nicht? Man kann häufig Kinder beim Abzählen sich das sinnige Sprachvergnügen machen hören: sechs, sieben, acht, neun, zehn, einzehn, zweizehn, dreizehn, vierzehn ꝛc. zu zählen. Und ist da für ihren Sprachsinn nicht ein deutlicher Unterschied zwischen einzehn und elf, zweizehn und zwölf. Nicht am Ende so groß wie zwischen schweizerischem septante, octante und gemeinfranzösischem soixante-dix und quatre-vingt? Ob man nun das -lif für ein altes Wort, für zehn, hält, das mit litth. lika, zu lat. decem, zu stellen ist, so daß einlif 1+10, zuelif 2+10 wäre; oder ob man dafür hält, daß lif ein aus dem Plur. des Prät. des goth. -leiban (bleiben) entsprossenes, ursprünglich sächliches Substantiv sein könne und so die Deutung eins darüber wäre, immer würde doch das ein die ihm eigene Vorstellung erwecken müssen, und so das einlif eine Operation angeben, wie ja vierzehn das tut, und nicht wie sechs, sieben, gleich das Resultat und nur als Resultat. Wenn man sich recht überlegt, was es eigentlich heißt: wir haben ein dekadisches Zahlensystem, so wird man zugeben müssen, daß wie man ein und dreizig, ein und vierzig ꝛc. sagt, man auch folgerecht ein und zehn oder einzehn sagen müßte, wie dreizehn, vierzehn ꝛc.; daß also die Kinder vom Standpunkte des lebendigen Sprachbewußtseins im Rechte sind, und daß elf, zwölf ein Heraustreten aus dem dekadischen Zählsystem bedeuten. Bedenke man nur, daß so ein Zahlensystem nicht blos auf der Rechentafel des Matematikers zu finden ist, sondern auch im Leben, in der Art, wie man einzelne zu einer Gesammtheit zusammenfaßt, um sie hinterher auch wie Teile eines ganzen betrachten zu können. Erinnere man sich, wie zu der römischen Zahlentabelle der Grammatik es paßt, daß die Römer, als sie von Numa Pompilius zu ihren zehn Monaten noch zwei hinzu bekamen, dies keine undecember und duodecember, sondern januarius und februarius werden ließen; daß, als zur Zeit des ersten punischen Krieges sich ihre Wirtschaft erweiterte, sie mit Einführung der Silbermünzen das alte kupferne dodekadische System mit dem dekadischen vertauschten, indem sie nun Denare, (von deni, je zehn), zum Werte von zehn Kupferassen prägten. Daß man zehn Einheiten zu einer Gesammtheit gern vereinigte, zeigen ferner die decem primi des Senats in Munizipien, die vier so ganz verschiedenen Behörden der decemviri, die Dekurionen und Dekurien und der nach seiner Meßstange von zehn Fuß (decempeda) decempedator genannte Feldmesser. Wie aber unser einlif und zuelif sich allmälich gewöhnen mußten, statt 1 und 2 über eine Zehnergesammtheit zu sein, sich wie die zwei lezten in einer größeren Gesammtheit zu fühlen, kann man vielleicht erschließen, wenn man sich erinnert, daß Karl der Große für seine weite Herrschaft silberne Denare oder Pfennige prägte, von denen 12 Stück einen Solidus galten. Nach 1250 fing man an, da die deniers sich arg verschlechtert hatten, eine dickere, stärkere Münze auszuprägen, Groschen (von grossus, dick) genannt, der aber wieder in 12 deniers oder

Pfennige geteilt war, welche Einteilung ja in Preußen bis zur Prägung der dekadischen Reichsmünzen (1871) Bestand gehabt hat; wie bei den Hanseaten ihr Schilling auch noch bis zu der Zeit zwölf Pfennige zählte. Und mit den Groschen treffen wir auch schon neben der deutlichen Form zwelif, die einsilbige zwelf, neben einlif die geminderten eilif und eilf, wie man auch zu Anfang dieses Jahrhunderts noch wenigstens schrieb. Zwölf als Gesammtheit war man ferner in sehr vielen Dingen des Kleinkrams gewöhnt worden, und vom Jahre 1444 haben wir schon Belege, daß das französische douzaine als duczend bei uns eingeführt war.

Außer dem Schnellsprechen und der Bequemlichkeit zieht man nun noch ein drittes zur Erklärung verdunkelter Komposita heran, die sogenannte Angleichung. Man sagt z. B. daß statt des n „gerne" m vor Lippenlauten steht, und weist man das an einem Beispiel nach, wie an Eimer, so tut man so, als habe man es mit einem Naturgesez zu tun, als ginge es gar nicht anders als daß ein-bar (ein-tragiges Gefäß, bar noch in Bahre) aus Gründen der Lautphysiologie zu eimbar, eimber, eimer hat werden müssen. Und ist dieser physiologische Grund so zwingend, wie kommt es, daß er sich nicht auch bei Einbeere durchgesezt hat? Gewiß ist Eimbeere etwas bequemer zu sprechen. Was hält uns also ab? Doch wohl das, daß mit dem allerdings bequemeren Eimbeere wir eben das nicht mehr sagen, was wir doch sagen wollen: Ein-beere, die jedesmal nur eine Beere tragende Pflanze (paris quadrifolia). Würde man also einem Kinde die Pflanze zeigen und sie ihm Eimbeere nennen, was würde der Name wohl Bezeichnendes für das Kind haben? Aber Einbeere sagt ihm gleich, was das eigentliche Merkmal der Pflanze ist. Und da der Eimer eben nicht mehr sagt, woher sein Name, sollte da sein Name sich nicht etwa erst gemindert haben, als er unverständlich wurde? Und bei Lautverbindungen, die doch der Seele nichts mehr sagen, bei diesen waltet dann naturgemäß die Bequemlichkeit. Auch bei dem Worte Amboß macht man die Angleichung geltend. Heutzutage hört man von Gebildeten, besonders Norddeutschlands, das o kurz; die so sprechen, verstehen keine Silbe dieses Kompositums; keine Silbe sagt ihnen, woher sie sei. Und warum lesen sie o kurz? Doch lediglich nach Analogie von Haß, naß, Baß, Roß, Troß, Schloß. Und die Sache selbst kennen sie doch auch nicht recht, d. h. aus eigener Anschauung. Die Lehrer in einer großen Stadt kommen in Verlegenheit, wenn sie vom jungen Siegfried erzählen und ihre Schüler in eine Schmiede schicken wollen. Den Ambos kennen so viele Leute nur aus der Zeichnung des Lehrers, sie erfahren seine Gestalt, was er aber als Werkzeug leistet, wissen sie nicht aus der Anschauung. Da nun außerdem nur wenige Plattdeutsche noch das einst aus dem Hochdeutschen eingedrungene boßen für stoßen, schlagen brauchen, so ist ja kaum die Möglichkeit gegeben, das Wort in der Form an-boss = Anschlag, zu erhalten; und das Wort An-hau, mittelhochdeutsch ane-hou, ist ja nicht ins Gemeindeutsch gedrungen.

Wäre die Angleichung ein nur physiologischer Vorgang, wie kommt es, daß entfangen zu empfangen, entfinden zu empfinden, entfehlen zu empfehlen geworden, nicht aber entfallen zu empfallen, entfahren zu empfahren, entführen zu empführen, obwohl wir neben den etymologisch deutlichen auch auf solche Formen im Mittelhochdeutsch stoßen, die sich aber eben doch nicht durchsezen konnten. Wer denkt heute bei empfangen noch deutlich an fangen und bei empfinden an finden? Ja und bei empfehlen würde ja fehlen nicht mehr recht möglich sein, da dieses fehlen jezt als Simplex überhaupt nicht mehr lebt, sondern außerdem nur noch im Kompositum befehlen. Da ist es denn nun wohl so, als ob das Sprachbewußtsein, mit Hebbels Holofernes, zu den Lautgesezen der Physiologen spräche: „Mein Wille ist die Eins, und euer Tun die Zwei, nicht umgekehrt!"

Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart.

I. Auf glatten Wogen.

Auf sanften Wogen gleitet
Des Schiffers Nachen hin;
Im Schooß des Sees erklingen
So süße Melodien!

Dort strahlt des Mondes Bildnis
Mit bleichem Glanze auf;
Am dunklen Aetherbogen
Taucht Stern um Stern herauf.

Im Kampf der Elemente
Erstirbt der Seele Schmerz;
Doch in so heil'ger Ruhe
Klagt lauter nur das Herz.

Und aufwärts blickt der Schiffer
Zum hohen Himmelsdom;
Er schaut hinab zum Grunde,
Dort winkt es: „Komm, o komm!"

Und bleicher, immer bleicher
Schaut er hinab zum See,
Es krampft die heiße Seele
Ein ungestümes Weh!

Und aus der Wellen Schooße
Tönt himmlisch süß ein Lied;
Des bleichen Schiffers Nachen
Es rasch zur Tiefe zieht.

Louise Reindl.

II. Wodans Heer.

Es wütet der Sturmwind in finsterer Nacht,
Es ziehen die Wolken geschwind.
Hört doch, wie die Eiche des Donar kracht,
Gepeitscht von dem heulenden Wind!
Es wettert und hallt durch die zitternde Luft
Das Schnauben der wütenden Meute, die ruft
In markdurchdringendem Lärm: — Hussa!
Hallo — Hussa!

Der Wölfe Geheul und des Uhu Geschrei,
Sie mischen gar schaurigen Klang
In den Ruf der nahenden Schaar, die herbei
Durch des Waldes Finsternis drang.
Schnell wie der Bliz, der Meute voran,
Sprengt Wodan auf milchweißem Rosse heran
Mit hochgeschwungenem Speer — Hussa!
Hallo — Hussa!

Ein flatterndes Tuch um die Schultern gehängt,
Den Hut in die Stirne gedrückt,
Von krächzenden Raben im Kreise umdrängt,
So reitet der Kriegsgott entzückt.

Zu den Seiten jagen auf schnaubendem Roß
Die höllischen Jäger in wildem Troß,
Und rufen in wütendem Grimm: — Hussa!
Hallo — Hussa!

Und hinter dem fliegenden Wodansheer,
Das rastlos die Lüfte durcheilt,
Rast wütend die Hundeschaar kläffend daher,
Die schaurig zum Jagdgeschrei heult.
Die Zunge lang ausgestreckt — wutentbrannt —
Auf den Rücken ein flackerndes Licht gebannt,
So springen die Hunde dahin — Hussa!
Hallo — Hussa!

Der Wanderer drückt das Gesicht alsbald
Zur Erde in heiliger Scheu.
Der Mond wirft sein sterbendes Licht in den Wald
Und das stürmende Heer ist vorbei!
Verschwunden dem fliehenden Eber nach,
Und in ihrer grausigen Jägersprach'
Heult ferne die Meute: Hallo — Hussa!
Hallo — Hussa!

Wilhelm Geißer.

Im Vorzimmer des Arztes. (Seite 51.)

Moderne Schicksale.

Novelle von **Carl Görlitz.** (1. Fortsezung.)

Indessen war der Justizrat Harder mit seinen beiden Damen in den Gesellschaftszimmern erschienen. Als die Herrschaften von der Hausfrau empfangen wurden, befand sich in deren Gesellschaft der junge Baron Warren.

Denselben sah die schöne Frau nicht zum erstenmale. Heute Mittag hatte sie ihm an der table d'hôte gegenüber gesessen. Sie schien in dem Hotel, wo er gewöhnlich zu speisen pflegte, zu wohnen.

Schon an der Wirtshaustafel war ihre Schönheit ihm aufgefallen, aber jezt in der gewählten Balltoilette erschien dieselbe erst vollständig im rechten Licht.

Mistreß Jonston trug ein Kleid von weißem Seidenrips, das mit Schrägstreifen von blauem Sammt garnirt war. Tuffs von weißen Rosen, aus deren Ranken glizernde Silberlahns herabfielen, zierten die graziöse Toilette, welche mäßig dekolletirt, den blendenden, schön gewölbten Hals und die wundervolle Rundung der Arme zeigte. Ueber all diesen Reizen tronte der herrliche Kopf mit dem seelenvollen Antliz, und hellblonde Locken, durch welche sich weiße Perlschnüre zogen, fielen auf den üppigen Nacken nieder.

Dem Baron klopfte das Herz gewaltig, als Leopoldine mit den beiden Damen und dem Justizrate auf ihn zukam. Er trat, sich tief verneigend, zur Seite, als jene in das Nebengemach schritten, um außerhalb des Tanzsaals in größerer Ruhe ihre Unterhaltung fortsezen zu können. Ein berauschendes Zittern durchflog ihn, als die knisternden Falten von Amaliens Seidenkleide ihn im Vorübergehen streiften.

Unwillkürlich folgte er den Herrschaften in einiger Entfernung nach.

„Nehmen Sie wiederholt meinen Dank," sagte Amalie zu der im Nebenzimmer stehenbleibenden Frau des Hauses, „daß Sie mich so freundlich empfangen haben!"

„Eine Empfehlung meiner lieben Justizrätin Harder," entgegnete Leopoldine, „genügt vollkommen, um Sie in die Reihe meiner Freunde zu stellen."

„Zu gütig!" sagte Mistreß Jonston und verneigte sich vor Madame Senger und dann vor der Justizrätin.

Leztere klappte ihren Fächer so hastig zu, daß einige Stäbchen desselben zerbrachen.

Leopoldine bemerkte den an der Tür des Salons stehenden Baron und rief:

„Ah, ich vergaß, entschuldigen Sie!" Vorstellend auf den Baron zeigend, nannte sie dessen Namen.

Der Baron trat näher und verneigte sich tief vor Amalien.

Leopoldine wollte in der Vorstellung fortfahren, stockte aber und wandte sich nach der Rätin um.

„Mir ist der ausländische Name entfallen," sagte sie zu dieser, „liebe Justizrätin, machen Sie Ihre verehrte Gästin gefälligst dem Herrn Baron selbst bekannt!"

Die Justizrätin mußte dieser so direkt an sie gerichteten Bitte allerdings nachkommen, tat dies aber nur kurz und ziemlich unfreundlich.

„Mißreß Jonston, eine Klientin meines Mannes.

„Halt, liebe Frau" fiel Harder ein, „bringst du mich in deine Vorstellungen hinein, so muß ich auch fortfahren, meine Rechte zu wahren!"

„Da hören Sie gleich den Rechtsgelehrten," rief die Justizrätin, „ja, ja, ich überlasse dir gern das Nähere!" Sich dann zu Leopoldine wendend, flüsterte sie dieser zu: „Ich habe überhaupt noch manches auf dem Herzen, Sie werden sich über meine Enthüllungen wundern!"

„Ah?!" lispelte Leopoldine ziemlich verduzt; ihr Geist vertrug keine so raschen Sprünge, und sie konnte sich nach der so eben gepflogenen verbindlichen Unterhaltung gar nicht in den plözlich so pikirt klingenden Ton der Rätin hineinfinden. Sie nahm mit der Justizrätin auf einem Sopha plaz, während Mistreß Jonston, der Baron und der Justizrat in der Mitte des Salons stehen blieben.

„Diese Dame," sagte Harder zum Baron, indem er Amalien ehrfurchtsvoll die Hand küßte, „ist an mich empfohlen worden, und ich hoffe, daß Sie mit uns dazu beitragen werden, Mistreß Jonston vergessen zu machen, daß sie eine Fremde unter uns ist!"

„Die gnädige Frau ist für mich keine Fremde mehr," entgegnete Baron Warren, „ich hatte die Ehre, ihr heute an der table d'hôte gegenüber zu sizen. Bin ich unbescheiden, meine Gnädige, wenn ich frage, ob Sie mich bemerkt haben?"

„Durchaus nicht," erwiderte Mißreß Jonston mit anmutiger Verneigung, „ich bin stets freimütig und offen, und gestehe Ihnen, daß ich Sie gleich wiedererkannte!"

„Herrlich!" rief der Justizrat, „kaum einen Tag in der Stadt und Abends finden Sie schon Bekannte wieder!"

„Sie haben recht," sagte sie mit anmutigem Lächeln, „ich empfange freundliche Eindrücke in Ihrer Residenz, und ich könnte darüber fast den schwierigen Zweck meines Hierseins vergessen; aber meinem Vater zuliebe mußte ich diese Reise unterehmen."

Die beiden jungen Frauen befanden sich infolge ganz entgegengesezten Handelns an diesem Orte in nahe Beziehung gebracht.

Indem Leopoldine gegen den Willen ihres Vaters ihre Stellung im Leben ertrozt hatte, präsidirte sie als Sengers Gemahlin bei diesem so glänzenden Ballfest als Repräsentantin eines der ersten Häuser der Residenz.

Amalie Jonston dagegen war dem Willen ihres Vaters gefolgt und stand als Witwe einsam hier in einem unbekannten Lande unter Fremden, deren Schuz und Beistand sie als Hülfesuchende erbitten mußte.

„Und Ihr Herr Vater, hat Sie nicht hierher begleitet?" forschte der Baron nach den lezten Worten der jungen Frau.

„Mein Vater ist zu leidend, um diese weite Reise machen zu können," erwiderte Amalie, „da es sich aber um die Verfolgung sehr wichtiger Interessen für ihn hier handelt, übernahm ich dies Amt, da ich leider Wittwe und ganz unabhängig bin!"

Der Baron konnte das von ihr ausgesprochene Bedauern nicht teilen, und das „ganz unabhängig" versezte ihn vollends in Entzücken. Er wollte eine weitere Frage bezüglich ihres hiesigen Aufenthaltes an sie richten, als ein ganz unvorhergesehenes Ereignis eintrat, und zwar mit so erschütternder Plözlichkeit, daß die Verhältnisse nicht nur auf dem Ball, sondern im Theelenschen Hause mit einem Schlage total verändert wurden.

Es ertönte nämlich plözlich ein durchdringender Schmerzensschrei, der weit durch die glänzenden Festräume schallte.

Alles geriet in Aufruhr.

Die Justizrätin Harder und Leopoldine sprangen entsezt auf, da sie ein großes Unglück vermuteten.

Baron Warren und der Justizrat waren so überrascht von dem Anblick, der sich ihnen darbot, daß sie im ersten Moment, starr vor Schrecken, sich nicht von der Stelle zu rühren vermochten.

Mistreß Jonston hatte den Schrei, der alles in Aufregung gebracht, ausgestoßen, als sie den Herrn des Hauses in den Salon treten sah.

Sie wich zurück, als ob ihr Fuß plözlich auf eine Giftschlange getreten sei, wankte und sank dann auf einen Sessel nieder, indem sie Senger so verstört anstarrte, als ob mit ihm ein Gespenst aus dem Fußboden vor ihr aufgetaucht wäre.

Senger allein stand ruhig und unbeweglich wie eine Statue da.

Mehrere Gäste waren, durch den Lärm aufmerksam gemacht, aus dem Tanzsaal hereingeeilt und blickten in ängstlicher Aufregung in das Gemach, wo dieser unerwartete Schreckensauftritt seltsam mit der bisherigen Festfreude kontrastirte.

Der Baron, die Justizrätin und Leopoldine waren zu Mistreß Jonston getreten und voller Teilnahme um dieselbe beschäftigt.

Die Engländerin hatte sich wieder etwas aufgerichtet und legte die Hand an die Stirn, als ob sie zwischen Traum und Wachen kämpfte.

Senger zuckte die Achseln, als ob er nichts von der allgemeinen Erregung begriffe, wandte sich dann an den Justizrat und fragte zwar befremdet, aber doch mit voller Ruhe:

„Ist die Dame leidend?“

Harder war so konsternirt, daß er keine Antwort hatte.

Da nahm Mistreß Jonston ihre ganze Kraft zusammen, ergriff die Hand der Justizrätin und fragte mit bebender Stimme:

„Kennen Sie den Mann, der so eben eintrat?“

„Sehr gut,“ erwiderte die Rätin, über das auffallende Benehmen der Engländerin augenscheinlich pikirt, „er ist der Herr vom Hause, wir sind seine Gäste!“

Mistreß Jonston stieß einen zweiten Schrei aus.

„Ha! — Was sagen Sie? Wo bin ich den hingeraten? Nannten Sie dies nicht das Theelensche Haus? Nennt sich dieser Mann jetzt Theelen?“

„Nein,“ entgegnete Frau Harder, „ich bin gewohnt dies Haus noch stets das Theelensche zu nennen, weil es schon seit Generationen im Besitz der Familie Theelen war. Der jetzige Besitzer hat Fräulein Theelen geheiratet, er selbst heißt Senger!“

Amalie sprang auf, als ob sie durch diesen Namen hochgeschnellt würde.

„Senger!“ rief sie. „Ich habe ihn gleich erkannt.“ Sie versuchte die Justizrätin mit sich fortzuziehen. „Kommen Sie, um diesen Ort schnell zu verlassen. Ich kann keinen Augenblick länger unter seinem Dache verweilen!“

Die peinliche Bestürzung sämmtlicher Anwesenden wuchs. Keiner von ihnen konnte sich das aufgeregte Benehmen der Engländerin erklären.

„Was verlangen Sie?“ eiferte die Rätin und entzog Mistreß Jonston ihre Hand, „fassen Sie Sich und meiden Sie weiteres Aufsehen, alles blickt schon auf Sie!“

Damit wandte sie sich von ihr ab.

„O mein Gott,“ murmelte Amalie, „gib mir Kraft, die gesellschaftliche Form zu wahren, damit meine Erbitterung mich nicht zum Aeußersten treibe!“ — —

Senger, der bis jetzt kalt und fast unbeweglich geblieben war, näherte sich jetzt langsam der jungen Engländerin, das Auge fest und durchdringend auf sie gerichtet. Sein ganzes Wesen war von sicherster, weltmännischer Kourtoisie überhaucht, als er mit ruhigster Stimme begann:

„Ich hoffe, die Erregung dieser Dame ist eine freudige, — doch horch!“ unterbrach er sich, als aus dem anstoßenden Saal die Introduktion zu einem Walzer erklang, „man präludirt einen neuen Tanz; da ist es meine Pflicht, der geehrten Fremden die Honneurs zu machen!“

Er trat dicht vor Mistreß Jonston, verbeugte sich artig und bot ihr seinen Arm.

„Meine Gnädige, gestatten Sie mir den Vorzug, Sie zum Tanz zu führen.“

Die Dame schien alles andere eher erwartet zu haben als diese galante Aufforderung. Sie wich fassungslos zurück, aber nur einen Augenblick währte ihr verwirrtes Schweigen. Sie ermannte sich, eine vollständige Veränderung ging mit ihr vor; die Röte edlen Zorns gab ihren Wangen die Farbe wieder und mit stolz erhobenem Haupt trat sie wie eine drohende Rachegöttin, flammenden Blickes, Senger entgegen.

„Zurück!“ rief sie kraftvoll; jede Spur von Schwäche war bei ihr verschwunden, „Sie haben mich so gut erkannt wie ich Sie! Ich kam nach Deutschland, um Ihre Spur zu suchen; die Stunde der Rache und Vergeltung hat geschlagen; Sie werden mich verstehen!“

„Ich verstehe nur,“ erwiderte Senger mit vollkommener Artigkeit und Feinheit, „daß Sie mir die Ehre eines Tanzes verweigern! Das befremdet mich, gnädige Frau, denn ich glaubte Sie durch meine Wahl zu ehren!“

„Zu ehren? Sie — mich?“ rief Amalie mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Verachtung!

„Sie sind in meinem Hause, meine Gnädige!“ sagte er mit kalter Höflichkeit.

„Welch' unseliges Geschick hat mich hineingeführt?“ tönte es halblaut von ihren Lippen. Als ob die Vorstellung, sie in diesem glänzenden Hause als Gast zu sehen, sie wieder schwach mache, sah sie sich wie nach einer Stütze suchend um.

Baron Warrens Blick begegnete dem ihren; mit dem Instinkt erwachender Neigung ahnte er ihren Wunsch und reichte ihr den Arm. Sie stützte sich darauf und ließ sich von ihm zum nächsten Sessel führen.

Senger nickte seiner Frau freundlich zu und fuhr mit stets sich gleichbleibender Ruhe heiter und beinahe scherzend fort:

„Ich habe ja den besten Ersatz, mich für den gehabten Refüs zu entschädigen, an meiner Seite. Komm', liebe Frau, tanzen wir zusammen den Walzer,“ Leopoldinens Gesicht strahlte, „und erkundigen wir uns später nach dem Befinden der geehrten Fremden!“

Er hatte seiner Frau den Arm gereicht und wollte sie nach dem Tanzsaal führen, blieb aber, da er den Baron neben Mistreß Jonston bemerkte, noch einmal stehen und wandte sich halb um.

„Herr Baron,“ sagte er artig, aber doch mit gewissem Nachdruck, „Sie werden hoffentlich nicht so grausam sein, sich unserer jungen Damenwelt als Tänzer zu entziehen! Wenn junge Kavaliere wie Sie feiern wollen, wer soll dann tanzen?“

Baron Warren konnte nach dieser Aufforderung des Hausherrn nicht zurückbleiben. So schmerzlich es ihm auch war, er mußte Mistreß Jonston verlassen und Herrn und Frau Senger in den Ballsaal folgen.

Harders blieben mit der Engländerin allein zurück.

Der Justizrat stand neben Mistreß Jonston und winkte seine Frau herbei:

„Komm' doch näher, du siehst ja wie die Aermste leidet.“

Die Justizrätin, welche sich von Anfang an über die Aufmerksamkeit geärgert hatte, die Harder der Engländerin bezeigt hatte, folgte dieser Aufforderung ihres Gatten nicht, erwiderte im Gegenteil sehr schlecht gelaunt, wie es in ihrem mißtrauischen und neidischen Karakter lag:

„Ich leide auch, daß ich solchen Auftritt miterleben mußte, denn ich ärgere mich, daß ich die Hand dazu geboten habe, diese Dame, welche ein solches Aufsehen erregen konnte, hier einzuführen! Bei deiner nächsten Prozeßführung werde ich dir vielleicht etwas ins Handwerk pfuschen!“

Nach diesen gehässigen Worten rauschte sie hinaus und folgte den Vorangegangenen in den Tanzsaal.

Mistreß Jonston war zu erregt, um die Beleidigung zu bemerken, die für sie in den Worten der Justizrätin gelegen hatte.

Als sie sich mit Harder allein sah, erhob sie sich und bat ihn, daß er sie so schnell wie möglich in ihr Hotel zurückbringen möchte.

Der Justizrat beschwor sie, ihm doch endlich mitzuteilen, was sie in solche Aufregung versezt hätte.

„So erfahren Sie denn,“ rief sie zornbebend, „daß derjenige, den ich verfolge, der meinem Vater einst sein ganzes Vermögen und die Ehre seines Namens raubte, der Mann ist, in dessen Hause wir uns befinden!“

„Wie?“ fragte der Justizrat ungläubig, „Herr Senger —“

„Ist der Betrüger, den ich mit Ihrer Hülfe vor dem Gesez entlarven wollte!“ — —

Harder trat unwillkürlich einen Schritt von Mistreß Jonston zurück. Er war zu sehr Jurist, um, wenn auch nicht gerade mißtrauisch gegen die Engländerin, doch wenigstens vorsichtig zu werden.

Die reizende Frau hatte ihn allerdings durch ihre sympatische Erscheinung vom ersten Augenblick an gefesselt; jezt zerstörte sie selbst den Zauber, den sie um sich zu verbreiten gewußt hatte, durch eine Behauptung, die dem Justizrate ungeheuerlich und vom juristischen Standpunkte aus ganz unmotivirt erschien.

„Unmöglich!“ rief er im Tone der vollsten Ueberzeugung, „Herr Senger, der Schwiegersohn des Kommerzienrats Theelen ist ein Ehrenmann; seit Jahren kenne ich ihn als solchen! Sie werden durch eine Aehnlichkeit getäuscht!“

„Nimmermehr!“ versicherte sie. „Morgen sollen Sie alle Beweise von dem, was ich Ihnen heute nur oberflächlich andeutete, zu Händen von mir empfangen! Aber jezt nur fort! Zeigen Sie mir einen Weg aus diesem Hause, damit ich jenen Leuten nicht wieder zu begegnen brauche!“

„Wenn Sie es durchaus wünschen,“ sagte er kopfschüttelnd und kleinlaut, „so will ich Sie bis zum Wagen hinabführen!“

Harder geleitete die Dame durch eine Seitentür hinaus.

Sie eilte in ungestümer Hast die Treppe hinab.

In der Garderobe, die im Erdgeschoß eingerichtet war, hüllte sie sich mit fieberhafter Hast in ihren Mantel.

Wenige Minuten nachher fuhr sie in einer herbeigeholten Nachtdroschke in ihr Hotel zurück.

Der Justizrat stieg nachdenklich die Treppe wieder hinauf und begab sich in den Tanzsaal. Er war so verstimmt, daß es ihn die größte Anstrengung kostete, seine Aufregung nur einigermaßen zu verbergen.

Als er nach Beendigung des Walzers sich Senger gegenüber befand, wurde er von diesem in teilnehmendster Weise nach seiner leidenden Pflegebefohlenen befragt.

Viele der Umstehenden spizten die Ohren, denn die auffällige Störung, welche durch die von Harders eingeführte Dame verursacht worden war, hatte bereits Anlaß zu den wunderlichsten Vermutungen gegeben.

„Ich muß sie entschuldigen,“ entgegnete der Justizrat, ohne daß er ganz seiner Verlegenheit Herr werden konnte, „aber sie wurde von einer so heftigen Migräne befallen, daß sie bereits nach Hause gefahren ist!“

„Also ernstlich unwohl?“ sezte Senger bedauernd hinzu.

„Es hat den Anschein!“ sagte Harder, „mich tröstet nur, daß sie wenigstens gut einlogirt ist?“

„Wo wohnt die Dame denn?“

„In Mohrmanns Hotel!“ antwortete der Justizrat.

Sengers Lippen entfuhr troz aller Selbstbeherrschung ein kurzer Freudenlaut:

„Das trifft sich gut!“ Als hätte er seine Gedanken hiermit zu sehr verraten, fügte er schnell hinzu: „So hat die verehrte Dame wenigstens keinen zu weiten Weg!“ Dann scherzte und lachte er so liebenswürdig mit den umstehenden Gästen, daß er den störenden Zwischenfall mit Mistreß Jonston vollständig vergessen zu haben schien. Und doch dachte er bei der lebhaftesten Unterhaltung imstillen bei sich: „Sie wohnt bei Mohrmann! Das ist in allem Unglück doch ein Glück!“

4. Die Fälschung.

Am andern Morgen lachte heiterer Sonnenschein in den Straßen der Residenz.

Die Dächer und das Holzwerk der Brücken glizerten in dem Silberweiß des Morgenreifs, den die noch sehr schräg fallenden Strahlen der Sonne bis jezt nicht hatten zerstören können.

Lustiges Leben regte sich überall und machte sich besonders in den prachtvollen Räumen des Hotels geltend, in welchem Mistreß Jonston abgestiegen war.

Der mit allem Komfort und großstädtischem Luxus verschwenderisch ausgestattete Speisesaal des Hotels lag im Parterregeschoß. Der Haupteingang zu diesem Speisesaal wurde durch eine hohe und breite Glastür, die auf den Korridor führte, gebildet. Man sah durch die klaren Spiegelscheiben der Tür schräg hinüber nach der Loge des Portiers, der in diesem Augenblick die angekommenen Briefe und Zeitungen sortirte.

Der Glastür gegenüber führte eine andere Tür über eine Gallerie zur Küche.

In der Nähe derselben stand das Pult des Oberkellners Kaps, der mit Ausschreiben von Rechnungen beschäftigt war. Neben ihm lag das aufgeschlagene Kontobuch der Gäste.

Der Zimmerkellner Georg, der die in der ersten Etage wohnenden Gäste zu bedienen hatte, kam von der Küche herein. Er trug ein Präsentirbrett, das mit blendend weißer Damastserviette bedeckt war; auf demselben stand ein silberblizendes Kaffeeservice von Alfenide.

„Einmal Kaffee mit Gebäck für Nr. 3!“ rief Georg im Vorbeigehen.

Der Oberkellner notirte es.

„Endlich,“ brummte er, „beeilen Sie Sich, die Dame hat bereits zum zweitenmale geschellt!“

„Päh!“ machte Georg mit der den Kellnern eigenen Unverschämtheit, wenn sie sich nicht den Gästen gegenüber befinden.

„Bringen Sie gleich den Paß von ihr mit heraus,“ rief ihm Kaps nach, „sie kommt aus dem Auslande, da müssen wir ihren Paß der polizeilichen Meldung beilegen!“

„Gut, ich werde ihn mir geben lassen!“ sagte Georg, indem er durch die Glastür verschwand.

Der Oberkellner schrieb und rechnete weiter.

Nach kurzer Zeit hörte er die Glastür wieder öffnen, sah sich aber nicht um, da er glaubte, daß es der zurückkehrende Georg sei. Ueberrascht fuhr er aber auf, als eine fremde Stimme ertönte:

„Guten Morgen, Herr Oberkellner!“

Kaps machte ein sehr überraschtes Gesicht, als er den Eintretenden erkannte.

Es war Senger.

„Wie, Herr Senger?!“ rief der Oberkellner, „Sie zu so früher Stunde schon bei uns?“ Von seinem Pulte forttretend, fügte er artig hinzu:

„Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ein Geschäftsgang führte mich in aller Frühe vorbei,“ entgegnete Senger und hing seinen Hut an einen Kleiderständer, „da es draußen frisch ist, trat ich bei Ihnen ein, um mich ein wenig zu restauriren! Lassen Sie mir Kaffee kommen und geben Sie mir, ich bitte, eine Zigarre!“

„Georg soll Ihnen gleich Kaffee serviren,“ sagte der Oberkellner, schloß eine Schublade des Pultes auf, nahm eine Kiste mit duftigen Havannahs heraus, öffnete den Deckel und präsentirte dieselbe dann dienstfertig Herrn Senger, „und hier sind Zigarren. Befehlen Sie davon!“

Senger nahm eine Zigarre und zündete dieselbe an dem Wachslicht an, das Kaps ihm hinstellte. Das brennende Licht blieb auf einem der kleinen zum Speisen servirten Tische stehen.

„Wo ist Herr Mohrmann?“ fragte Senger, indem er sich sezte und die duftigen Rauchwölkchen seiner Havannah in feinen Ringeln aufsteigen ließ.

„In seinem Zimmer,“ beantwortete der Oberkellner die Frage nach seinem Prinzipal, „wünschen Sie, daß ich denselben von Ihrem Hiersein benachrichtige?“

„Es hat durchaus keine Eile, ich bleibe wohl ein halbes Stündchen hier!“

Wenige Minuten darauf kam Georg durch die Glastür herein. Auch er war überrascht, Herrn Senger zu so früher Stunde im Hotel zu erblicken, wünschte demselben guten Morgen und trat dann zu dem Oberkellner.

„Hier ist der Paß der Dame,“ sagte er, und legte ein Papier auf das Pult, „sie will sogleich zum Justizrat Harder fahren; ich habe den Portier davon unterrichtet, damit er einen Wagen für sie in Bereitschaft hält!“

Senger horchte scharf auf.

„Harder!“ dachte er, „von ihr ist die Rede!“

„Herr Senger hat Kaffee befohlen,“ bedeutete Kaps den Kellner.

„Werde sogleich bringen!“

Damit eilte Georg nach der Küche hinaus.

Galerie schöner Frauenköpfe: **Cordelia.**

Nach einem im Besitz des Hrn. G. Gottfried in Leipzig befindlichen Gemälde von Alfred Seifert.

Kaps entfaltete das ihm von Georg übergebene Papier.

„Eigentlich nur unnütze Weitläufigkeiten mit diesen Legitimationen, man hat doppelte Arbeit mit denselben!“

„Was haben Sie?“ fragte Senger mit gutgespielter Gleichgültigkeit.

„Den Paß der Engländerin, die gestern früh bei uns eintraf!“

„Eine reizende Frau!“

„Richtig,“ besann sich Kaps, „Sie kennen sie; ja ich hörte, daß sie gestern Abend zu Ihnen fuhr!“

„Der Justizrat Harder führte sie bei uns ein,“ fuhr Senger fort, indem er sich erhob und an das Pult des Oberkellners trat, „gestatten Sie mir doch mal Einsicht in ihren Paß! Ist die Polizeibehörde in London bei Beschreibung ihrer Persönlichkeit galant gewesen oder nicht?“

„Bei solcher schönen Frau kann Wahrheit für Galanterie gelten!“ schmunzelte Kaps und gab den Paß an Senger.

Dieser zitterte vor Erregung, als er den Paß der Engländerin in Händen hatte.

Er beherrschte, durch Erfahrung gewizigt, begabt mit einem seltenen Talent für die Intrigue, unterstüzt von brillanter Persönlichkeit, die Gegenwart vollständig, nun aber war die Vergangenheit wie ein drohendes Schreckbild vor ihm aufgetaucht.

Mistreß Amalie Jonston, diese reizende Frau, war die Verkörperung dieser dunklen Vergangenheit; daher mußte diese gefährliche Dame wieder verschwinden und zwar für immer verschwinden. Jezt hatte er ihren Paß in Besiz und er übersah schnell, daß er einen unberechenbaren Vorteil daraus ziehen konnte, wenngleich er über das „Wie“ noch nicht mit sich einig war.

Zunächst mußte er allein sein, um ungestört seine weiteren Dispositionen treffen zu können. Das konnte hier im Hotel, wo er die Dienerschaft beherrschte, nicht allzuschwer sein.

Ein Unstern hatte die arme Mißreß Jonston gerade in dies Hotel geführt. Der Besizer desselben war mit Senger, den sie jezt ihren Todfeind nennen konnte, sehr liirt, — wir werden bald das geheimnisvolle Band zwischen Hotelier und Kaufherr kennen lernen.

„Bester Oberkellner,“ begann Senger wieder, und schüttelte sich wie von innerem Frost, „die kalte Morgenluft nach der durchschwärmten Ballnacht hat mich ganz flau gemacht,“ vertraulich klopfte er Kaps auf die Schulter, „Sie sind wohl so gut, mir ein Glas Portwein zu geben! Mir ist wirklich ganz schlecht!“

„Portwein? gern!“ antwortete Kaps und sah sich nach dem Büffet um, „wir haben zwar keinen angeschenkten oben, aber ich werde Ihnen gleich eine Flasche aus dem Keller holen lassen!“

„Bitte, tun Sie es selbst! Sie erzeigen mir einen großen Dienst damit! Brrrrrr! — —“

Wie von innerem Frost zusammenschauernd, knöpfte Senger sich den Ueberrock zu.

„In wenig Minuten steht Ihnen der Portwein zu Diensten!“ rief der Oberkellner und eilte hinaus.

Als sich Senger allein sah, blizte ein Zug dämonischer Genugtuung über sein Gesicht.

Er ging an den Tisch, auf welchem noch das Licht brannte, kämpfte einen Augenblick mit sich selbst und näherte dann die Hand mit dem Paß dem brennenden Lichte.

„Ein Luftzug,“ dachte er, „und das Papier ist Asche; ihre Identität könnte dann angezweifelt werden und alle ihre Machinationen gegen mich wären fürs erste unausführbar. Und Zeit gewonnen, alles gewonnen!“

Aber doch zog er die Hand wieder zurück und löschte das Licht aus. Das Experiment wäre zu gefährlich gewesen. Er bedachte, daß er dadurch einen Argwohn gegen sich selbst hervorrufen konnte. Die Tätigkeit seines Gehirns verdoppelte sich. Ein kurzes Nachdenken, und Senger war mit einem neuen Plane fertig.

Er trat an das Pult des Oberkellners, ergriff eine Feder und schrieb schnell und sicher an verschiedenen Stellen einige Worte in den Paß.

„So ist sie am sichersten verloren,“ sprach er beim Schreiben leise vor sich hin, faltete den Paß zusammen und legte ihn auf den Tisch neben den Leuchter.

Als die beiden Kellner in kurzen Zwischenräumen bald darauf in den Speisesaal zurückkehrten, fanden sie Senger ruhig am Tische sizend und seine Zigarre rauchend.

Er genoß mit sichtlichem Behagen von beiden Getränken, die ihm, wie er es gewünscht, servirt wurden.

„Ah, das wärmt!“ sagte er und stellte das halb ausgetrunkene Portweinglas wieder auf den Tisch, „ein vortreffliches Gewächs, man merkt doch gleich, daß man sich in Mohrmanns Hotel befindet!“

Kaps kramte auf seinem Pulte mehrere Papiere zusammen und reichte sie Georg.

„Geben Sie diese Meldezettel dem Kommissionär; er soll sie sogleich nach dem Polizeibüreau tragen,“ plözlich hielt er, sich besinnend, inne und wandte sich an Senger, der zurückgelehnt, den aufsteigenden Dampfringen seiner Zigarre behaglich nachsah, „ich vergaß, darf ich bitten?“

„Was?“ fragte Senger und sah Kaps groß an, als ob er ihn gar nicht verstände.

„Um den Paß der Engländerin!“

„Ach so!“ machte jener, sah sich suchend um und schob dann den Paß gleichgültig dem Oberkellner hin, „da liegt er!“

Dann schlürfte er mit scheinbar großer Behaglichkeit die Tasse Kaffee aus.

Kaps hatte den Paß genommen und gab ihn nun an Georg.

„Da, dies gehört auch noch zu den Meldungspapieren!“

„Gut,“ antwortete Georg, und hinausgehend sezte er hinzu: „Nr. 15 fordert die Rechnung, um zu saldiren!“

„Sie ist schon geschrieben, ich werde zur Abrechnung gleich hinaufgehen!“

Damit nahm Kaps eine Nota vom Pult und folgte seinem Kollegen hinaus.

Als Senger wieder allein war, konnte er einen leisen Seufzer nicht unterdrücken.

Er befand sich in einer sehr mißlichen Lage.

Die Freuden des raffinirtesten Lebensgenusses, wie sie eine weltstädtische Residenz verschwenderisch bietet, vereint mit der fürstlichen Einrichtung seiner Häuslichkeit hatten Sengers reelle Mittel, die er als Leopoldinens Gatte vom alten Theelen geerbt, längst erschöpft, und nur durch moderne Spekulationen der gewagtesten Art, die stets die Paragraphen des Strafgesezbuches stark streiften, hatte er dies Kartenhaus des Glanzes und der Lüge bis heute aufrecht gehalten.

Seit gestern schlug ihm aber alles fehl, jede seiner Berechnungen hatte ihn getäuscht.

Das durch Lorberg angebahnte Kohlengeschäft war nicht zu Stande gekommen.

Eine Assoziation mit Baron Warren, dem Senger wiederholt den Verkauf seines Gutes nahe gelegt hatte, bot ihm zunächst die lockendste Spekulation.

Dazu gehörte aber vor allem Ruhe und ein freies Operationsfeld.

Beides war verschwunden; das Erscheinen der Mistreß Jonston stellte alles in Frage.

Zunächst erwartete Senger die Wirkung des gefälschten Passes, und dann galt es, sich den Rücken zu decken und jedes Aufsehen für sich selbst zu vermeiden.

In den Schlupfwinkeln der weitverzweigten Residenzstraßen fand ein Mann wie Senger stets Helfershelfer, die seine Gedanken ausführten und vor keiner Tat zurückschreckten.

(Fortsezung folgt.)

Der Bau des menschlichen Körpers.

Eine anatomisch-physiologische Skizze von **Bruno Geiser.** (Fortsetzung.)

Die Bekleidung des menschlichen Skeletts wird gebildet durch die gewöhnlich das Fleisch genannten Muskeln, denen Bindegewebe, Fett, Sehnen, Gefäße und Nerven beigemengt sind. Die Muskeln stellen Bündel von heller oder dunkler roten Fäserchen dar und sind mit flüssigem Eiweiß gefüllt. Sie enthalten alle zur Körperernährung nötigen Stoffe: Wasser, Albuminate, Fette, Collagen, Extraktivstoffe, Zucker und Salze. Von chemischen Grundstoffen finden sich in ihnen vor die nicht metallischen: Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Schwefel, Chlor, Fluor, Phosphor, Kohlenstoff und Kiesel; und die metallischen: Kalium, Natrium, Calcium, Magnesium und Eisen.

Die mit bloßem Auge deutlich unterscheidbaren Bündel, welche die Muskeln bilden, liegen gewöhnlich parallel nebeneinander und zeigen sich bei mikroskopischer Betrachtung zusammengesezt aus den feineren Bündeln der eigentlichen Muskelfasern. Diese erweisen sich entweder glatt oder quergestreift.

Die glatten Muskelfasern, welche aus Reihen von spindelförmigen Zellen, den sogenannten kontraktilen Faserzellen, mit länglichen, dunkel begrenzten Kernen bestehen, sind blaßrot und überall da zu finden, wo unwillkürliche Zusammenziehung stattfindet, nur im Herzen und im oberen Teile der Fleischhaut in der Speiseröhre finden sie sich nicht.

Hier wie in allen dem Willen unterworfenen Muskelpartien des menschlichen Körpers zeigen sich die quergestreiften Muskelfasern oder Muskelprimitivbündel. Dieselben besizen eine strukturlose, sehr dünne elastische Hülle, das Sarkolem, an deren innerer Fläche in regelmäßigen Abständen sich zahlreiche Kerne von länglicher Form befinden, die Sarkolemkerne.

Das Sarkolem umschließt die eigentlich kontraktile (zusammenziehbare) Substanz der Muskelfaser, welche ihrerseits aus einer sehr beträchtlichen Anzahl ungemein feiner Fäserchen besteht, die parallel in der Längsrichtung der Faser gelagert sind und Primitivfasern oder Muskelfibrillen heißen.

Die regelmäßige Querstreifung der Muskelfasern (des Primitivmuskels) entsteht dadurch, daß die Fibrillen der Länge nach regelmäßig abgeteilt sind und aus einer Menge von hintereinander liegenden Stücken gefügt zu sein scheinen.

Unter einander werden die Muskelfasern durch lockeres Bindegewebe zu den erwähnten Bündeln vereinigt. Den ganzen Muskel umschließt die Muskelscheide, welcher ebenfalls aus fibrillärem Bindegewebe besteht.

Dieses um und in jedem Muskel vorhandene Bindegewebe enthält keine elastische Fasern, ist mehr oder weniger reich an Fettzellen und ist der Träger der Nerven und Gefäße des Muskels.

Mit ihrem fleischigen Ende sind die Muskeln breit an den einen Knochen angewachsen, während sie mit einem andern Knochen durch einen häutigen Strang, eine Sehne, verbunden sind.

Durch den Antrieb des menschlichen Willens zieht sich der Muskel zusammen, er verkürzt sich und beugt oder streckt so das zugehörige Gelenk, je nachdem er auf der einen oder der andern Seite eines Gliedes angeheftet ist.

Die dem Willen unterworfenen Muskeln werden sammt und sonders dirigirt durch Nervenfäden, welche im Gehirn entspringen, während die unwillkürlichen Muskeln von Nerven abhängen, die im Rückenmark oder den einzelnen Nervenknoten ihren Ursprung haben.

Die langen, dünnen Nervenfäden sind von weißer Farbe und werden durch parallel neben einander laufende Bündel von Nervenröhrchen gebildet, die mit einander durch Zellgewebe vereinigt und von einer sehnigen Nervenscheide umschlossen sind.

Sie sind gewissermaßen die Telegraphendrähte des tierischen Körpers, indem sie mit großer Schnelligkeit die Eindrücke, für welche sie empfänglich sind, entweder von der Peripherie, der äußeren Umgebung des Körpers nach den Centralorganen, dem Gehirn oder dem Rückenmark, oder von diesen nach der Peripherie fortpflanzen.

Diejenigen Nerven, welche die ersterwähnte Aufgabe der sogenannten centripetalen (die Centralorgane aufsuchenden) Leitung haben, werden sensitive Nerven oder Empfindungsnerven genannt, indes die andern, welche centrifugal leiten, d. h. von dem Centralorgane hinweg, motorische oder Bewegungsnerven heißen.

Nur die sensitiven Nerven vermitteln oder erzeugen das Schmerzgefühl im Falle der Erregung durch äußere oder innere Eindrücke, die motorischen Nerven veranlassen dagegen nur, wenn sie erregt werden, Zusammenziehen des mit ihnen verbundenen Muskels.

* * *

Zur Ernährung aller Teile des menschlichen Körpers dient das Blut.

Dasselbe wird mittels eines in der Brusthöhle gelegenen Pumpwerks, das Herz genannt, durch die tausendfältige Verästelung der auch Adern genannten Blutgefäße überallhin im Körper getrieben.

Solange das Blut in den Adern des lebenden Körpers in Bewegung ist oder aus der geöffneten Ader herausspritzt, zeigt es sich als eine etwas zähe und klebrige Flüssigkeit von roter Farbe und einer Temperatur von etwa $37\frac{1}{2}^{0}$ Celsius. Es ist selbst in dünnen Schichten undurchsichtig, riecht fade und schmeckt schwach salzig.

Da das Blut die Ernährungsflüssigkeit des Körpers ist, so leuchtet ohne weiteres ein, daß es aus denselben Bestandteilen besteht, wie dieser, nämlich hauptsächlich aus Wasser, dann aus Eiweißstoffen, Fetten und Fettsäuren, Traubenzucker, Eisen, Farbstoffen und Salzen, insbesondere Kochsalz (Chlornatrium), kohlensaurem Natron und Kalksalzen; ferner enthält es an Gasen Sauerstoff, Stickstoff und Kohlensäure.

Von Formbestandteilen unterscheidet man im Blute zwei von einander völlig verschiedene: die Blutkörperchen oder Blutzellen und die auch Plasma genannte Blutflüssigkeit.

Die Blutkörperchen sind entweder farbig, und zwar rot, oder farblos, weiß. Die roten Blutkörperchen sind die bei weitem zahlreicheren; an Gestalt sind sie runde, elastische Scheibchen von etwa 0,007 Millimeter im Durchmesser. Sie sind also so klein, daß sich in einem kleinen Bluttröpfchen ihrer mehrere Millionen vorfinden. Bei den verschiedenen Tieren sind die roten Blutkörperchen in einer mittels des Mikroskops wahrnehmbaren Weise verschieden groß und gestaltet. Während sie beim Menschen, wie auch bei den meisten übrigen Säugetieren, etwa 500mal vergrößert, als schwach gelbliche, in der Mitte etwas vertiefte kreisrunde Scheiben mit ein wenig dickerem Rande erscheinen, erweisen sie sich bei den Vögeln als länglich oval und in der Mitte verdickt.

Läßt man das Blut aus der Ader oder stockt der Kreislauf im Körper, so legen sich die Blutkörperchen mit ihrer flachen Seite so zusammen, daß sie kleine, ungefähr wie Geldrollen aussehende Säulen bilden.

Die physiologische Tätigkeit der roten Blutkörperchen besteht darin, daß sie den durch die Lunge der atmosphärischen Luft entnommenen Sauerstoff all' den verschiedenen Organen des tierischen Körpers zuführen, indem ihr Farbstoff, das Hämoglobin, den Sauerstoff in der Lunge chemisch aufnimmt und während des Kreislaufs an die Gewebe des Körpers zur Oxydation (Verbrennung) derselben abgibt.

Zwischen den unzähligen roten Blutkörperchen treiben sich in sehr viel geringerer Menge, etwa im Verhältnis von 1 : 150 bis 500, größere farblose Kügelchen umher, die aus einer sehr

zarten durchsichtigen Hülle und einer Körnermasse bestehen und im kreisenden Blute lebhafte Bewegung zeigen und mannichfache Gestaltveränderungen erleiden; diese werden Lymphkörperchen genannt.

Die Blutkörperchen sammt den Lymphkörperchen schwimmen in dem Plasma, das sich als eine klare, durchsichtige farblose und klebrige Flüssigkeit darstellt. Im Plasma befinden sich je nach dem, was die Blutmasse aufnimmt, sehr verschiedene Stoffe gelöst vor; reichlich vorhanden ist stets Eiweiß, welches der Blutflüssigkeit die klebrige Beschaffenheit gibt. Desgleichen ist stets Faserstoff vorhanden, der im lebenden Blute in zwei neben einander bestehenden Eiweißstoffen, der gerinnungsfähigen, fibrinoplastischen, und der gerinnungerregenden, fibrinogenen Substanz, aufgelöst vorhanden ist, aber rasch gerinnt, wenn das Blut aus der Ader gelassen wird oder innerhalb derselben in einige Zeit anhaltende Stockung gerät.

Die Gerinnung geschieht so, daß sich das Blut allmälich in zwei durchaus verschiedene Bestandteile scheidet; nämlich in eine gelbliche Flüssigkeit, das Blutwasser oder Serum, welches in viel Wasser den Eiweißstoff und die Blutsalze aufgelöst enthält, und in ein rotes halbfestes Gerinnsel, den Blutkuchen, Plazenta oder Cruor, welches mit dem vorher gelösten Faserstoffe auch die von jenem eingeschlossenen und festgehaltenen Blutkörperchen enthält.

Ueber die Mengenverhältnisse der verschiedenen Bestandteile des menschlichen Blutes sagt Carl Vogt in seinen physiologischen Briefen folgendes:

„In 1000 Teilen Venenblut," — das ist das Blut der von der Körperperipherie nach dem Herzen führenden, Venen genannten Adern — „eines gesunden Mannes von 25 Jahren finden sich dem Gewichte nach 513 Teile, also mehr als die Hälfte Blutkörperchen, welche ihrerseits wieder eine bedeutende Menge Wasser, nämlich 350 Teile enthalten; so daß demnach die in der angegebenen Blutmenge aufgeschwemmten Körperchen nur aus 163 Teilen fester Substanz gebildet sind. Diese feste Substanz besteht ihrer größten Masse nach aus einem im Wasser löslichen eiweißartigen Körper, der mit dem Eiweißstoffe der Krystallinsen des Auges identisch scheint und Globulin oder Krystallin genannt wurde. Dieser Stoff, der 1,1 Prozent Schwefel, aber keinen Phosphor enthält, findet sich nur in den Blutkörperchen, und seine absolute Menge beträgt auf 1000 Teile Blut etwa 152. Mit ihm ist in innigster Verbindung der rote Farbstoff des Blutes, das Blutrot oder Hämatin, dessen Menge man auf 7,7 auf 1000 Teile Blut anschlagen kann und der namentlich dadurch merkwürdig ist, daß er die einzige Substanz des Körpers ist, welche Eisen in ziemlich bedeutender Menge enthält. Dieses Eisen ist ein notwendiger Bestandteil der Blutkörperchen. Die Bleichsucht beruht wesentlich auf dem Mangel dieses Metalles und wird durch seine Einführung in das Blut geheilt. Außer dem Eisen enthalten die Blutkörperchen noch von unorganischen Substanzen besonders Chlorkalium und phosphorsaure Salze, worunter besonders phosphorsaures Kali und Natron, sowie kohlensaures Natron, die sich in der Asche wiederfinden. —

„Die absolute Menge des Faserstoffs in 1000 Teilen Blut beträgt nicht mehr als 3,93 oder in runder Summe 4 Teile, während der Eiweißgehalt im Durchschnitt 40 Teile beträgt. Außerdem sind in dem Serum noch etwa 4 Teile verschiedener Salze aufgelöst, die zu mehr als der Hälfte aus Kochsalz, dann aber wesentlich aus kohlensaurem Natron und phosphorsauren und salzsauren Salzen bestehen."

Das System der Blutgefäße bei allen Wirbeltieren ist ein in sich zusammenhängendes Röhrenwerk, in dem die Zirkulation des Blutes von einem Muskel unterhalten wird, der die Arbeit einer Pumpe verrichtet.

Dieser Muskel, das schon oben erwähnte Herz, ist das Zentralorgan des Gefäßsystems, dem die Aufgabe zufällt, das aus dem Körper, insbesondere den Atmungsorganen kommende Blut aufzunehmen und es in den Körper und durch diesen hindurch in die Respirationswerkzeuge zurückzuführen.

Von dem Herzen gehen aus und in dasselbe münden elastische Röhren, welche, soweit sie das Blut von ihm fortleiten, Arterien (Pulsadern, Schlagadern) genannt werden, sofern sie zur Zurückführung des Blutes ins Herz dienen, Venen (Blutadern) heißen.

Die Arterien sowohl als die Venen verzweigen und kompliziren sich an gewissen Stellen des Körpers zu Gefäßgeflechten und Gefäßknäueln (auch Gefäßplexus, Wundernetze, Glomeruli genannt), und sie — die Arterien und die Venen — gehen, nach vielfacher Verästelung und Verzweigung durch alle Teile des Körpers hindurch, in einander über vermittelst sogenannter Capillaren, Haargefäße, d. s. Netze und Schlingen feinster Röhrchen.

Die Gestalt des Herzens ist unregelmäßig kugelförmig. Als ein nach unten zugespitzter Beutel liegt es in der Mitte der Brusthöhle zwischen den Lungenflügeln und auf dem Zwerchfell, jedoch mit einem größeren Teile seiner Länge in der linken Hälfte der Brusthöhle, und zwar so, daß sich etwa $^2/_5$ seines Volumens in der rechten, $^3/_5$ in der linken Hälfte befinden. Seine Größe gleicht ungefähr der der Faust des Individuums, im jugendlichen Alter ist es ein wenig größer; sein Gewicht beträgt durchschnittlich beim Manne 11 Unzen oder 22 alte Lot, beim Weibe 9 Unzen oder 18 Lot.

Umschlossen und festgehalten wird das Herz von einem häutigen Sack, dem Herzbeutel (pericardium), der etwas weiter als das Herz selbst und mit einer schlüpfrigen Haut ausgekleidet ist.

Die Höhlung des Herzens ist durch eine senkrechte Scheidewand (septum cordis) in eine rechte vordere und eine linke hintere Abteilung getrennt, von denen die erstere als das rechte oder Lungenherz, die andere als das linke oder Aortenherz bezeichnet wird.

Zwischen Lungen- und Aortenherz besteht keinerlei Verbindung, dagegen sind die wagerechten Querscheidewände, welche jede der Herzenhälften in eine Herzkammer (ventriculus cordis) und einen Vorhof oder eine Vorkammer (atrium cordis) trennt, mit einander durch weite Oeffnungen, die sogenannten Atrioventrikularöffnungen, verbunden.

Jeder der Vorhöfe besteht aus einem weiteren Schlauch (sinus) und einer engeren, zipfelartigen Verlängerung, welche das Herzohr (auricula) genannt wird.

Die Wände der Atrien sind beträchtlich dünner, als die der Ventrikeln; erstere bedürfen so starker Wände nicht und kommen mit viel geringerer Entwickelung von Muskelkraft aus, weil sie das in sie durch die Venen einströmende Blut durch ihre Zusammenziehung nur in die benachbarten Kammern zu treiben haben, während diese ohne eine erhebliche Kraftleistung nicht auskommen würden, da sie das gesammte Blut durch das enge Röhrenwerk der Arterien in alle, auch die entlegensten Teile des Körpers zu treiben bestimmt sind.

Was die Aufnahmefähigkeit der Herzhöhlung im ausgedehnten Zustande anbetrifft, so beträgt dieselbe 27 bis 41 Kubikzoll und im Durchschnitt 32 Kubikzoll. Die vier Abteilungen des Herzens sind gleich geräumig, jede kann im Mittel 8 Kubikzoll oder 11 Altlot Blut fassen.

Im lebenden Körper wechselt unaufhörlich Ausdehnung und Zusammenziehung des Herzens miteinander ab. Im Zustande der Ausdehnung (Diastole) der Vorhöfe und Herzkammern strömt das Blut durch die Lungenvenen (Fig. 5 d) und die oberen und unteren Hohlvenen (c und h) in die Vorhöfe und aus diesen in die Kammern, deren Oeffnungen in die Schlagadern (ostia arteriosa) während der Diastole durch Klappen, die sogenannten Semilunar- oder Halbmondklappen (valvulae semilunares) geschlossen sind. Darauf ziehen sich die Vorhöfe zusammen und treiben dadurch noch mehr Blut in die Ventrikel, die sich nun auch zu kontrahiren beginnen. Dabei werden durch das Blut selbst die in die Kammern während der Diastole hineinhängenden Klappen an den Atrioventrikularöffnungen, d. s. die Oeffnungen, welche die Vorhöfe (Atria) mit den Kammern (Ventriculi) verbinden, geschlossen. Diese Klappen heißen Valvula tricuspidalis (die dreizipflige) und Valvula mitralis (Bischofsklappe oder die zweizipflige).

Sie schließen die Oeffnungen der Kammern in die Vorhöfe so fest, daß kein Tropfen Blutes in die lezteren während der Systole zurückkann. Dagegen öffnen sich nun die Semilunarklappen und das Blut wird in die Arterien, die große Körperschlagader oder Aorta (a) und die Lungenschlagader (b) hineingepreßt.

Die Systole dauert nur etwa den vierten bis den dritten Teil der Zeit, welche die Diastole in Anspruch nimmt, und beide in Verbindung mit einer kurzen Ruhepause zwischeninne bilden je einen Herzschlag, deren man bei gesunden männlichen Erwachsenen in der Minute 60 bis 80 zählt, während bei

Ein Streit bei ‚Teufels Gebetbuch'. Nach dem Gemälde von Hugo Kauffmann. (Seite 51.)

Frauen und Kindern etwas mehr, bei Greisen und schwachen Personen etwas weniger Herzschläge zu beobachten sind. Der Herzschlag macht sich nach außen hin dadurch vernehmbar, daß sich das Herz während der Systole hebt und mit seiner Spize die innere Wand des Brustkastens in der Gegend der fünften und sechsten linken Rippe erschüttert. Dabei werden rasch aufeinander folgende Schläge hörbar, von denen der erste Herzton von der Zusammenziehung der Herzkammern und der Bewegung der Atrioventrikularklappen herrührt, indes der andere das Rückstoßen des Blutes in den Arterien gegen die Semilunarklappen bezeichnet.

(Fortsezung folgt.)

Der Bart.

Humoreske von J. S.

Ich kannte einen reichen Privatier, der sich jahrelang mit der Lösung der Frage abquälte: Warum haben die Weiber keine Bärte? Wenn ihn der Raptus recht beim Schopf hatte, wurden Leute, die er für „Studirte" hielt, mit dieser Frage förmlich von ihm angefallen und wohl oder übel mußte man ihm Rede stehen. Die ihn nicht kannten, kamen leicht auf die Vermutung, dem Fragesteller sei eine Schraube im oberen Stockwerk losgegangen, und sie hielten ihn zum besten und foppten ihn. Oberflächlich, wie die Menschen einmal sind, pflegt nur der Schmerz ihr Mitleid zu erwecken, wogegen die Schwäche, physische, intellektuelle oder moralische, entweder ihre Lachmuskeln kizelt oder ihren Zorn reizt. Sie lachen, wenn ein Kurzsichtiger über einen Schemel stolpert, und sind gewaltig entrüstet, wenn jemand eine Schurkerei begeht, während doch imgrunde beide zu bedauern sind, der lezte ebensogut wie der erste. Treffend schreibt einmal Ludwig Börne: „Du sagst: Ich verabscheue jenen Menschen, er ist schlecht. Nein, er ist krank. Gewährst du nicht dem Kranken deine größte Sorgfalt und sind nicht die Krankheiten des Herzens die gefährlichsten?" Dieser schöne Gedanke will aber dem Philister ebensowenig einleuchten, wie das ächt humane und freisinnige Diktum des Weisen von Nazaret: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie." Ja, wir sind alle Sünder und ermangeln des Ruhms; moralische und intellektuelle Sünder. Wer hätte nicht schon über ähnliche Probleme gegrübelt wie unser Bartphilosoph? Haben nicht die Teologen ganze Folianten angefüllt mit der Untersuchung von Fragen, die kein bischen mehr oder weniger Berechtigung haben, als die Frage: Warum haben die Weiber keine Bärte?

Und das soll eine Humoreske sein? Geduld, lieber Leser, und noch liebere Leserin, mein Artikel soll dem Schlaraffenland gleichen, zu dessen Herrlichkeiten man erst gelangt, wenn man sich durch eine Mauer von Reisbrei hindurchgegessen hat, oder auch einem Strauß'schen Walzer, der gewöhnlich mit einer feierlichen, choralartigen Einleitung beginnt, und dann auf einmal zum lustigen Tanz sich verwandelt, sodaß ein solcher mich immer an die gespenstischen Nonnen im „Robert der Teufel" erinnert, welche plözlich ihre Kutten abwerfen und als leichtfertige Balletmädchen sich entpuppen. Aber, o weh, da habe ich mich schön vergaloppirt; ich verspreche goldene Berge, Herrlichkeiten à la Schlaraffenland, und weiß noch gar nicht, ob die — wie heißt nur gleich die Muse, in deren Ressort der Humor gehört? Nun, sagen wir schlechtweg Muse; seit den Tagen Homers will ja nicht nur jeder gute und schlechte Poet, sondern jeder, auch der geistesärmlichste Federfuchser, mit dieser edlen Dame in vertraulichem Umgang stehen und ihr die Mutterschaft seiner Kinder, selbst der gräulichsten Wechselbälge, aufbürden. Ich wollte also sagen, ich weiß noch gar nicht, ob mich die Muse mit soviel Humor inspiriren wird, daß ich den hochgespannten Erwartungen der Leser nur halbwegs gerecht werde. Lauriger Horatius, quam dixisti verum! Kluger Horaz, wie recht hattest du, deine Kollegen zu warnen, sie sollen im Eingang den Mund nicht zu voll nehmen:

> Auch nicht fange du an, wie einstens der kyklische Dichter:
> „Priamos' Loos und den Krieg, den gefeierten, will ich besingen":
> Was kann bringen der Mann entsprechend so stolzer Verheißung?
> Berge kreisen: Zur Welt kommt nur ein possierliches Mäuslein*),
> Wieviel richtiger der, der niemals wider den Takt fehlt**):
> „Nenne mir, Muse, den Mann, der nach Troja's endlichem Falle
> Städte und Sitten und Art von vielerlei Menschen gesehn hat."
> Nicht aus Feuer den Rauch, nein, Licht aus Rauch zu entwickeln
> Sinnt er und führt alsdann uns glänzende Wunder vor Augen.

Als unser Bartphilosoph auch mir einmal die Pistole seiner Frage auf die Brust sezte, fiel mir folgende talmudische Sage ein: Der berühmte Pharisäer Hillel hatte sich eine so große Sanftmut anstoisirt, daß Hillels Geduld noch heute bei den Juden sprichwörtlich ist. Jemand, der davon hörte, wettete 400 Goldstücke, er werde Hillel dahin bringen, daß ihm endlich — mit Heine zu reden — die Knöpfe reißen an der Hose der Geduld. Am Freitag Abend, als der Geduldkünstler eben im Bade war, um sich für den mit Einbruch der Nacht beginnenden Sabbat würdig zu rüsten, klopfts am Badekabinet. Hillel! Wo ist Hillel? ruft eine rauhe Stimme barsch. Hillel steigt rasch aus dem Bade, hüllt sich in seinen Mantel, öffnet die Türe und spricht mit einer Gelassenheit, die einen Wüterich entwaffnet hätte: „Hier bin ich. Was willst du, mein Sohn?" „Ich habe eine wichtige Frage zu stellen." „Frage nur, mein Sohn." „Warum haben die Babylonier platte Köpfe?" „Allerdings eine sehr wichtige Frage," versezt Hillel ernst. „Ich denke, weil sie ungeschickte Hebammen haben." Jener entfernt sich, ohne zu danken, und Hillel steigt wieder ins Bad. Kaum ist er drin, da klopfts und rufts wieder, und derselbe Dialog entspinnt sich wiederum wie vorher, nur daß diesmal die Frage lautet: „Warum haben die Palmyraner trübe Augen?" Hillel, der auch diese Frage für eine wichtige erklärt, antwortet: „Weil sie in der Sandwüste wohnen." Der Fragesteller entfernt sich abermals und kommt nach kurzer Zeit wieder. „Warum," fragt er den zum drittenmal im Bade gestörten Hillel, „haben die Afrikaner breite Füße?" „Wieder eine sehr wichtige Frage," lautet die mit unerschüttertem Gleichmut gegebene Antwort: „Weil sie in sumpfigen Gegenden wohnen." „Ich hätte noch eine Menge Fragen, aber ich fürchte, du könntest böse werden," fährt jener fort. Hillel sezt sich nieder und sagt: „Mein Sohn, frage nur, so viel dir beliebt." „Also du bist der Mann, den man das Oberhaupt der Schule nennt?" „Der bin ich." Dann wünsche ich, daß es nicht viel deinesgleichen geben möchte." „Warum, mein Sohn?" „Weil ich wegen deiner verdammten Geduld 400 Goldgulden verliere." „Das tut mir leid, mein Sohn; aber alles Geld in der Welt wird das Gleichgewicht meiner Seele nicht stören können."

Eingedenk dieser Sage antwortete auch ich, obgleich sonst kein Hillel: Eine sehr wichtige Frage, mein Herr, die wir am besten beim Glase lösen, denn in vino veritas (Im Wein ist die Wahrheit). Ihre Frage, hub ich an, nachdem wir angestoßen, ist eigentlich nicht ganz neu. Schon der Volkswiz beantwortet sie dahin, weil die Weiber zum Rasiren den Mund nicht halten können. Ich kann mich jedoch mit dieser Erklärung nicht befreunden, denn sie ist mir zu ungalant. Zwar etwas Wahres muß daran sein, wenn man den Weibern eine so unbezwingliche Redseligkeit zuschreibt, da ähnliches sogar einmal von einem Pfarrer behauptet warde. Derselbe hatte eine Kapuzinade gegen das weibliche Geschlecht losgelassen und sich schließlich in seinem homiletischen Eifer zu der Aeußerung hinreißen lassen: Die Weiber können nicht in den Himmel kommen. Das wollten sich seine Zuhörerinnen nicht gefallen lassen, und sie verklagten ihn beim Konsistorium. Ich will es aus der Bibel beweisen, verantwortete sich der angeschwärzte Schwarzrock. Es steht geschrieben in der Apokalypse: Und ich, Johannes, sah, und es war eine Stille im Himmel eine halbe Stunde lang. Nun, wenn Weiber im Himmel wären, so wäre eine halbe Stunde Stille die reinste Unmöglichkeit. Das Konsistorium fand diesen Beweis unwiderleglich und sprach den Angeklagten frei. Ich könnte noch manche andere Gewährsmänner nennen, z. B. Jean Paul, der einmal äußerte: „Wenn die Frauen Offiziere werden könnten und den Soldaten „Halt!" kommandiren sollten, so würden sie es etwa folgendermaßen tun: „Ihr Soldaten alle, jezt paßt auf, ich befehle euch, daß ihr, sobald ich gesprochen habe, still steht, jeder auf dem Fleck, wo er eben steht. Versteht ihr mich? „Halt!" sage ich euch allen." Dafür wurde der Spötter mit folgender Zuschrift einer Amerikanerin belohnt: „Mr. Jean, ich kann Ihnen nur sagen, es war ein unglücklicher Tag, als Sie diesen Saz niederschrieben. Mögen Sie dafür einsam, ohne ein liebendes Weib an der Hand zu halten, durchs Leben stolpern. Mögen Ihre Knöpfe stets locker, Ihre Bänder verknüpft und Ihre Strümpfe zerrissen sein! Mögen ihre Stiefel voll Hühneraugen, Ihr Rasirwasser immer kalt und Ihr Messer stumpf sein! Möge Ihr Haar allezeit wirr emporstehen und Ihr Halskragen sich lappig niederlegen! Möge Ihr Kinnbart gleich den Stacheln eines Schweines, Ihr Backenbart dünn gesät und Ihr Schnurrbart auf die verkehrte Seite gedreht sein! Möge Ihr Kaffee salzig, Ihre Suppe angebrannt und Ihr Tee wässerig sein! Mögen Sie vom Paradiese träumen, und in der Hölle erwachen! Und mögen Sie mit einer nimmer ruhenden Sehnsucht nach Liebe im Herzen als ein elender, zerlumpter, ruheloser, lächerlicher, trüb- und armseliger alter Junggeselle durch das Dasein kriechen! Amen!" Indessen gibt es auch Weibmänner, bei welchen nicht die Goldwährung des Schweigens, sondern die Silberwährung des Redens beständig herrscht, und dennoch sind solche mitunter mit mächtigen Bärten ausgestattet. Wir müssen uns also nach anderen Gründen umschauen, wozu es nötig sein wird, den philosophischen Gaul aufzuzäumen (oder sagen wir besser Esel?).

Es gibt zweierlei Weltanschauungen, die kausale und die teleologische, welche leztere nicht selten mit der teologischen verwechselt wird, was gar nicht ohne ist, da imgrunde beides auf eins hinausläuft*), denn in der Regel sind die Teleologen teologisch gesinnt und die Teologen teleologisch. Die Philologen haben den Grundsaz, daß von zwei verschiedenen Lesarten in einem alten Werk die unwahrscheinlichere die wahrscheinlichere, d. h. die richtige sei, und die Menschen im allgemeinen tun es ihnen nach, indem sie von verschiedenen Ansichten gewöhnlich die dümmste annehmen. Man kann darauf wetten, sagt Chamfort, daß jede weit verbreitete Ansicht, jede allgemein angenommene Vorstellung eine Dummheit ist, eben weil sie von den meisten zugegeben wird. Welche von den beiden gedachten Weltanschauungen ist nun die klügste? Man sollte meinen, die teleologische. Denn ist nicht die Welt in der Tat überall ein wahres Muster von zweckmäßiger Einrichtung? Die Fliegen sind da, um von den Spinnen aufgefressen zu werden, und die Spinnen, um die Fliegen zu fressen. Der Sperber nährt sich vom Spazen, der Habicht vom Sperber, der Adler vom Habicht, der Mensch aber erlegt den Adler. Die Menschen selbst schießen einander tot, um das Bevölkerungsgleichgewicht wieder herzustellen, wenn es gestört ist (und wenn es das nicht ist, geschieht es als Vorübung), und das stattliche Heer von Krankheiten und Seuchen, sowie Erdbeben, Schiffsuntergänge u. dergl. kommen ihnen dabei zuhilfe. Der Hagel ist da, damit die Hagelversicherungsgesellschaften Geschäfte machen, und die Feuersbrünste, damit die Feuerversicherungsagenten nicht verhungern. Die Natur erzeugt täglich tausende von Leben und mordet sie wieder oder läßt sie gegenseitig sich aufreiben, damit — nun wir Menschen können nicht

*) Oder wie ein neuester Uebersezer das parturiunt montes, nascitur ridiculus mus hübsch widergibt: Berge kreisen, und schau, es kommt die spaßhafte Maus 'raus.
**) Homer.

*) Telos = Zweck, Theos = Gott. Nach der teleologischen Weltbetrachtung ist alles in der Welt zweckmäßig eingerichtet. Nach der kausalen ist alles lediglich als Wirkung von Ursachen zu erklären.

überall die weise Absicht der Vorsehung durchschauen, deswegen ist eben doch alles sehr weise und sehr zweckmäßig eingerichtet, denn die Gottesgelahrten schreien es von tausend Kanzeln, und da muß es wahr sein, und jener Handwerksbursche, der, halb verschmachtend vor Hunger, Durst und Hize, auf der Landstraße dem Gottesmann, der ihm vorsalbaderte, wie bewundernswürdig der Schöpfer sei, der nur sechs Tage zur Erschaffung der Welt gebraucht habe, die Antwort gab: „Ja, sie ist auch darnach,“ hätte eigentlich den Galgen verdient. Ja, die Welt ist merkwürdig zweckmäßig eingerichtet, und ich kann so wenig begreifen, wie manche sog. Denker das bestreiten mögen, sowenig Oberamtmann Emele von Haigerloch*) begreifen kann, wie es eine soziale Frage geben mag, da doch die sozialen Verhältnisse überall so wunderbar harmoniren und klappen, wenigstens durch die oberamtmännische Brille. – Aber der Bart, warum haben die Weiber keine Bärte? Der beste Weg zur Lösung wird sein, wenn wir die Frage umkehren: Warum haben die Männer Bärte? Ich antworte: Zur Zierde und Schönheit. Der Bart ist der Rahmen für das Gesicht und verleiht ihm erst ein rechtes Relief. Doch der Einwand liegt auf der Hand: Hätten alsdann die Weiber, als das schöne Geschlecht, nicht noch viel mehr Anspruch auf den Bart? Oder sollte jener Philosoph, ich glaube es war kein geringerer als Aristoteles, Recht haben, der behauptete, die Männer seien eigentlich das schöne Geschlecht? Die Natur, so führt er aus, wollte bei der Schöpfung das Vollkommenste schaffen: den männlichen Menschen. Sie nahm immer einen größeren Anlauf, näherte sich diesem ihrem Ideal immer mehr, indem sie die Stufenreihe der verschiedenen Geschöpfe hervorbrachte. Die lezte Vorstufe ist der weibliche Mensch, und erst als sie diesen zustande gebracht hatte, gelang ihr der männliche. Somit wäre das Weib der „vergeratene“ Mann, wie man in Schwaben statt „mißraten“ sagt. Ob dieser Philosoph verheiratet war, weiß ich nicht; wahrscheinlich war ers. Ebenso wahrscheinlich ist aber, daß seine Frau sein Manuskript nicht lesen konnte. Man kann aber auch umgekehrt behaupten, der Bart sei noch ein Ueberrest des tierischen Pelzes; der Mann steckt mit dem Bart noch stückweise im Tierreich, aus dem sich das bartlose Weib bereits ganz herausentwickelt hat. Sonach wäre die Frau der Mann in verbesserter Auflage, und wir hätten zu den Frauen, als zu höheren Wesen im eigentlichen Sinn emporzublicken. Da nun von diesen beiden Ansichten die eine ebenso berechtigt ist als die andere, so heben sie sich einander auf, wie zwei ungleichnamige Elektrizitäten. — Warum haben die Männer Bärte und die Weiber nicht? Haben doch die Geisen Bärte, sogut wie ihre Männer, die Böcke. Sollte vielleicht mit dem Bart der Stempel der Würde aufgeprägt werden, wollte die Natur den Mann mit der Barthieroglyphe als Eheherrn kennzeichnen, dann hätte sie vielleicht klüger getan, wenn sie ihm statt des Bartes Hörner verliehen hätte; hat sie doch ohnehin eine Menge Ehemänner mit solchen bedacht. Wie mancher Ehemann wäre dadurch imstande gewesen, die von seiner schwächeren und doch stärkeren Hälfte ihm entwundene Autorität zu behaupten. Und was die ästhetische Seite betrifft, so denke man nur an den gehörnten Bacchus der Antike, oder an den Moses von Michelangelo, und man wird bekennen müssen, daß solche dem Mann vortrefflich zu Gesicht stehen. Welch eine prächtige Figur macht auch der gehörnte Falstaff am Schluß der „lustigen Weiber von Windsor,“ troz seines ungeheuren Wanstes. Wie effektvoll wäre doch eine Situation, wo ein aufgebrachter Ehemann seiner keifenden Lebensgefährtin mit seinen Hörnern zu Leib rückt? Wieviele Duelle könnten, statt mit krummen Säbeln, Pistolen u. s. f., mit den Hörnern ausgefochten werden? Auch bei hizigen Debatten in Parlamenten z. B. würden Hörner wesentliche Dienste leisten. Wir müssen also wieder einen anderen Grund suchen, warum die Weiber bartlos geblieben, beziehungsweise warum die Männer Bärte haben. Heureka! (Ich habe gefunden!) rufe ich mit Pytagoras. Der Bart ist da, damit die Barbiere zu leben haben; aber nur das starke Geschlecht wurde mit dieser Bürde behaftet; das schwache hat die Natur davon emanzipirt, weil es ohnehin mit physiologischen Prozessen behaftet ist, um die es kein Mann beneidet. Hat doch sogar ein scharfsinniger Mytholog in der Prometheussage eine Allegorie der zur Qual des Rasirtwerdens verdammten Männerwelt erblickt. Der Fels, an welchen der Titane geschmiedet ist, ist der Rasirschemel; die alle Tage aufs neue wachsende Leber aber bedeutet den Bart, welchen der Geier, der Barbier, allmorgendlich wieder abmäht. Wie man doch so lange mit der Stange im Nebel herumtappen und einen Gedanken, so einfach wie das Ei des Kolumbus, so schwer finden mag! Pytagoras opferte den Göttern eine Hekatombe von hundert Ochsen, als er seinen berühmten Lehrsaz, den Schrecken aller Tertianer, gefunden hatte, seit welcher Zeit, nach Börne, alle Ochsen zittern, so oft eine neue Wahrheit entdeckt wird. So splendid kann ich gegen die Götter nicht sein, dafür gelobe ich ihnen zu Ehren eine Libation von hundert Flaschen des nächsten guten Jahrgangs. Der Bart ist da, damit die Barbiere zu leben haben; damit beschreiten wir das Kapitel des Barb- oder Rasirens, und die Frage: Soll man den Bart stehen lassen oder nicht, wäre verneinend entschieden. Jeder stehende Bart ist sonach ein Raub am Barbiergewerbe. Hiemit stimmt auch der Aesthetiker Lemke überein, welcher bemerkt, daß der das untere Gesicht verhüllende Bart den physiognomischen Ausdruck beeinträchtigt, dem Sprechenden der Züge schadet. Die feinen Regungen auf den Wangen und um den Mund gehen durch ihn verloren, das für den Ausdruck so wichtige Kinn wird ganz versteckt. Ein geschworener Feind der Bärte ist auch der ultramontane Polyskribisax Alban Stolz, und man kann ihm in der Tat nicht Unrecht geben, wenn man bedenkt, daß oft der unbedeutendste Wicht durch den Bart einen Gesichtsausdruck erhält, der mit seiner Persönlichkeit in schreiendstem Widerspruch steht. Die Barbiere haben darum vollkommen recht, wenn sie sich fühlen, und es war nur ein schuldiger Tribut der Poesie und Musik, daß sie die edle Zunft der Barbiere in der gelungenen Figur des „Figaro“ durch Beaumarchais' beide Lustspiele: „Der Barbier von Sevilla“ und „Die Hochzeit des Figaro,“ wie durch Mozarts und Rossini's gleichnamige Opern verherrlichten. Beinahe wäre sogar Napoleon I. unter dem Beinamen „Barbier von Sevilla“ auf die Nachwelt gekommen. Bei der Einnahme Sevilla's äußerte er zu seinem Marschall: „Ich werde die Stadt rasiren lassen.“ „Das werden Sie nicht tun, Sir,“ erwiderte der Angeredete, „man würde sonst sagen, Sie seien der Barbier von Sevilla,“ worauf das Vorhaben unterblieb. Indessen kann auch die gegenteilige Ansicht, welche den Bart ungeschoren lassen will, manches für sich anführen. Sie kann namentlich sagen, es sei ungalant gegen die Dame Natur, ihr Geschenk zu verachten und ihr vor die Füße zu werfen. Zwar müsse man sich alsdann auch konsequenterweise die Nägel wachsen lassen, wie weiland Nebukadnezar, der Selbstherrscher aller Babylonier, der sieben Jahre nichts als Gras gegessen hat. Offenbar war Seine Majestät der Erfinder des Vegetarianismus und ein Schwärmer für die unkultivirte Natur à la Jean Jacques (warum soll nicht auch ein orientalischer König einen genialen Einfall haben können, da er doch in der Regel mehr Zeit dazu hat als andere Leute); die schon damals verjudete Presse aber, namentlich der Verfasser des feuilletonistischen Buches Daniel, verdrehte die Sache und stellte sie dar, als ob die babylonische Majestät zur Strafe für ihre antisemitischen Sünden sieben Jahre lang zur Bestie geworden wäre. Aehnlich fabelt ja auch der Talmud von einer Mücke, die in das Gehirn des amor ac deliciae generis humani*), des Zerstörers Jerusalems, gekrochen wäre, und so lang daran gepickt hätte, bis der arme Cäsar nicht einmal soviel Hirn mehr hatte, als ein altrömischer Kaiser vonnöten hatte, um leben zu können.

(Schluß folgt.)

*) Siehe dessen neueste Schrift.

*) „Liebe und Wonne des Menschengeschlechts“ wurde Titus von Schmeichlern genannt. Er soll an jedem Abend eines Tages, an dem er keine gute Tat ausgeübt, gesagt haben: Den Tag hab' ich verloren (diem perdidi).

Unsere Illustrationen.

Im Vorzimmer des Arztes. (Illustration S. 41.) Was dem armen Jungen mit dem verbundenen Gesicht fehlt, wissen wir nicht. Er kann Zahnschmerzen haben; es kann aber auch eine rheumatische Anschwellung seiner Backe sein. Jedenfalls sind seine Schmerzen nicht gering und die Mutter hat umsonst alle Hausmittelchen angewendet, um ihm zu helfen; die Schmerzen sind nur noch heftiger geworden. Da hat man sich denn entschlossen, nach der nahen Stadt — denn unser junger Patient ist der Sohn eines wohlhabenden Dorfbewohners — zu gehen und einen als geschickt bekannten „Herrn Doktor“ um Hilfe zu ersuchen. Da sich der junge Georg noch nicht recht zu benehmen weiß, so wird seine Schwester Grete mitgeschickt, die eben konfirmirt worden ist und die man den „großen Leuten“ beizuzählen beginnt. Da sind sie nun im Vorzimmer des Arztes angelangt und warten, bis sie zu dem Herrn Doktor in sein Empfangzimmer gerufen werden. Der kranke Georg sieht sich verwundert um, denn alles kommt ihm neu und ungemein prachtvoll vor. Namentlich der große Kakadu zieht die ganze Aufmerksamkeit des Knaben auf sich; auf dem Dorfe bekommt er solch einen Vogel freilich nicht zu sehen. Ueber der Bewunderung des prachtvollen Gefieders des Vogels vergißt er auf einen Moment seine Schmerzen; hoffentlich kommt bald der Herr Doktor und verschafft ihm Linderung. Wir wünschen sie ihm von Herzen. W. B.

Streit bei ‚Teufels Gebetbuch‘. (Illustration S. 49.) Das leidige Kartenspiel, das man „Teufels Gebetbuch“ nennt, — wie viel Unheil hat es nicht schon angerichtet. So auch in unserm Falle; ein heftiger Streit ist entstanden zwischen zwei baumlangen und baumstarken Holzhauern im oberbaierischen Gebirge. Beide sehen recht verwegen aus, und man wird nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß sie beide nicht nur Holz schlagen, sondern auch Nachts zuweilen mit dem Stuzen ausziehen, um sich etwas zu schießen von dem, „was da kreucht und fleucht“. Nun sind sie mit einander in Streit geraten; natürlich beschuldigen sie einander, betrogen zu haben. Das kann schon sein, und der eine hat wütend die Karten weggeworfen und den Stuhl erfaßt. Das ist nämlich die Haltung der Kampfbereitschaft; in solch einem Falle wird der Stuhl zu Boden geschmettert, daß ein Bein abspringt, und mit dieser improvisirten Waffe wird auf den Gegner losgedroschen. Die Schädel sind in jenen Gegenden vielfach sehr hart; vielleicht hat die Natur in ihrer bekannten „Zweckmäßigkeit“ dies so eingerichtet, damit der Schaden bei Schlägereien nicht gar so groß wird. Das Wirtstöchterlein läßt ihr Spinnrad still stehen und blickt neugierig drein; sie ist wohl auch an solche Szenen gewöhnt. Der dicke gutmütige Wirt sucht umsonst, zu versöhnen, indem er den Streitenden den vollen Maßkrug hinhält; der Bauer, der vorn am Tische sizt, scheint zu wissen, daß eine Katastrophe nunmehr unvermeidlich ist, denn er sieht resignirt vor sich hin. In der Tat wird hier nicht gut Frieden

zu stiften sein, denn der eine der Streitenden scheint furchtbar erregt zu sein, der andere in der Ecke aber ist ein gar unheimlicher Gesell, der nicht leicht nachgibt, voll Tücke und Brutalität, einer von denen, die am Kirchweihabend zu sagen pflegen: „Mir is nit wohl; i hob no nit g'raaft!“ (Ich habe noch nicht gerauft.) Es wird also demnächst Hiebe sezen, und wer den härtesten Schädel hat, kommt am besten davon, denn kunstgerecht wird mit den Stuhlbeinen nicht gefochten. Und das alles um ein Kartenspiel! Nun, wir sind keine solchen Philister, daß wir, wie andere, das halbe Unheil der Menschheit aus dem Kartenspiel herleiten wollten; zweifellos ist aber, daß allzuvieles Kartenspielen eine versimpelnde Wirkung ausüben muß. Wie soll es in dem Gehirn eines Menschen aussehen, der einen halben Tag „Schafskopf“ oder „Sechsundsechzig“ gespielt hat? Was die durch Kartenspiel erregten Streitigkeiten betrifft, so kann man sagen, daß bei jedem Spiel leicht Streitigkeiten entstehen; es kommt eben auf das Temperament der Spielenden an. Die oberbaierische ländliche und Gebirgsbevölkerung aber ist zu solchen Streitigkeiten ganz besonders veranlagt; sie sind außerordentlich häufig und der geringste Anlaß genügt, sie hervorzurufen. Die Messeraffären jener Gegend sind bekannt und berüchtigt, und kommen namentlich auf dem Tanzboden vor. Man mag diese besondern Eigenschaften jener Bevölkerung als Naturwüchsigkeiten auffassen und sagen, jede Kraft wolle sich austoben. Wir sehen nur nicht ein, daß das Austoben gerade in dieser rohen Weise geschehen muß; es gibt körperliche Uebungen genug, bei denen der einzelne seine Kraft betätigen kann, ohne andere an der Gesundheit oder gar am Leben zu schädigen.

W. B.

Eine elektrische Tischlampe ist schon lange der Wunsch vieler, die mit den Leistungen der gebräuchlichsten Beleuchtungsapparate nicht mehr zufrieden sind oder doch gern möglichst rasch mit den wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften unserer damit so gesegneten Zeit fortschreiten wollen. Indessen war das Problem der Konstruktion einer solchen Lampe zwar in der Teorie leicht gelöst; man wußte sogar, wieviel ungefähr die elektrische Beleuchtung im Familienhaushalt pro Stunde und Kerzenstärke kosten würde, aber fand dennoch ein sehr widerstandskräftiges Hindernis immer noch an der Schwierigkeit, eine einfache und billige, ausschließlich für den Hausbedarf anwendbare Quelle der elektrischen Kraft herzustellen, also einen kleinen, leicht transportablen Apparat, der die von der Lampe zu konsumirende Elektrizität selbsttätig erzeugt. Sowie heutzutage die Gasbeleuchtung eingerichtet ist, hätte man schon längst die elektrische Beleuchtung in die Haushaltungen einführen können, aber dazu gehörten riesige, ungemein kostspielige Anlagen, die am besten aus Gemeinde- oder Staatsmitteln, höchstens von sehr bemittelten Privaten hätten geschaffen werden können. In Amerika ist man auch sogleich an die Ausführung solcher Etablissements zur Versorgung ganzer Städte mit Elektrizität gegangen und hat riesige, weitverzweigte Leitungsneze hergestellt, welche überallhin, wo sie gebraucht wird, die wunderbare Kraft vermitteln. In Europa ist man langsamer mit der Ausführung solch gewaltiger Einrichtungen. Und wir würden wahrscheinlich noch sehr lange auf das siegreiche Eindringen der elektrischen Beleuchtung in unsere Arbeits- oder Familienzimmer warten können, wenn nicht der nie rastende Erfindungsgeist die elektrische Lampe der Abhängigkeit von einer großen Zentralquelle der Elektrizität zu überheben vermöchte. Versuche nach dieser Richtung hin sind viele schon gemacht worden, — mehr oder minder gelungene; zu den gelungensten scheint uns die durch beistehende Illustration dargestellte Lampe zu gehören, welche von J. Munro zu Croydon in England konstruirt worden ist. Als Lichtquelle dient eine Glühlampe, nach dem System Edisons, welche für diesen Zweck am besten geeignet ist, indem sie wenig Wärme ausstrahlt und ein sehr stetiges Licht gibt. Um das Auge vor dem blendenden Licht zu schüzen, ist die Lampe mit einem grünen Schirm versehen, oder es wird ein Ring aus mattem Glas angewendet, welcher die Glühlichtlampe wie ein Kragen bis zur Höhe des glühenden Kohlenfadens umgibt. Wie beide Figuren darstellen, besteht die Lampe aus einem kastenartigen Fuß A aus Mahagoni- oder anderm Holz, welche mit zwei Handhaben versehen ist. Dieser ca. 8 Centimeter hohe Kasten enthält sieben galvanische Elemente, welche den zur Speisung der Lampe nötigen elektrischen Strom liefern. Auf dem Kasten erhebt sich der verzierte Bronzeständer B, welcher die Lampe trägt. Die galvanischen Elemente bestehen aus einem sechseckigen aus Kohlenplatten hergestellten Gefäß C, worin ein poröser Tonzylinder P steht, welcher die Zinkstange Z enthält. Die erregende Flüssigkeit besteht aus einer besondern nicht dampfenden Flüssigkeit, über deren Natur der Erfinder sich nicht ausspricht. Die aus sieben solchen Elementen gebildete Batterie hält sechs Stunden lang aus, ohne einer frischen Füllung zu bedürfen. Das damit erzeugte Licht soll eine Leuchtkraft von sieben Kerzen besizen und ca. achtzehn Pfennige kosten. Ueber den Preis der genannten Lampe haben wir leider keine Angabe vorgefunden.

xz.

Sinnsprüche.

Genuß liegt im Kampf nur, im Tatendrang,
Bei dem sich die Kräfte steigern;
Mir mundet der süßeste Kuß nur so lang,
Als ihn trozige Lippen verweigern.

* * *

Bist mit dem Glauben du gesegnet
An Menschen, gib ihn nicht verloren,
Wenn unter einer Heerde Toren
Dir auch einmal ein Schuft begegnet.

* * *

Willst du kommen in die Mode,
Mach' dich geltend, sei nicht faul!
Denn öffnest du nicht selbst das Maul,
Die andern schweigen dich zu Tode.

H. Leuthold.

Rätsel.*)

Er ist so stark, daß ihn kein Herr regieren,
Kein Fürst ihn scheuchen kann von seinem Tron,
Und doch kann leicht ein Wörtchen ihn geniren,
Vor dem Gedanken oft entweicht er schon.

Fest ist er oft, daß er selbst Ungewittern
Und wilden Stürmen leistet Widerstand,
Daß ihn Kanonenschüsse selbst nicht mehr erschüttern,
Als Eisenpanzer, bombardirt mit Sand.

Ein Zaubrer ist er auch, — sein seltsam Walten
Wirft Königreiche Bettlern in den Schoß;
Mit allem, was da ist, vermag er kühn zu schalten,
Als wären Welt und Menschen eitel Spielwerk blos.

Der Zaubrer ist dein Freund, — vielleicht sollt' ich's verschweigen,
O schöne Leserin, — oft hat er dich geküßt;
Man sah ihn oft sich nächtlich zu dir neigen,
Unglücklich wärest du, wenn du ihn missen müßt.

Hans Eckardt.

Rebus.

*) Wir werden von nun an die Namen der glücklichen Löser der Rätsel und Rebusse veröffentlichen.

Die Neue Welt.

Gerechtigkeit

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 3. 1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky. (2. Fortsetzung.)

3. Kapitel.

An dem einsamen Ufer, an dem die Villa des Gelehrten sich erhob, war es träumerisch stille. Ein sanfter Wind kam über den See herüber und führte den Duft der Alpenkräuter mit sich, die in üppiger Fülle und Mannigfaltigkeit die Felsen überwucherten. Die Sonne stand jezt am Rande des Salzberges, und ehe sie dahintersank, vergoldete sie mit ihrem glühendsten Licht die schroffen Wände, an denen einige Ziegen herumkletterten. Sie meckerten voll Behagen und suchten sich die saftigsten Sprossen aus, in ihrem Uebermut oft nur die jüngsten Triebe benagend.

Eine lichte schlanke Mädchengestalt in einem kurzen faltigen Gewande, das wie ein griechisches Kleid sie umfloß, und nur von einem Gürtel gehalten war, tauchte zwischen den Felsblöcken auf und schritt behende, fast im Laufe, die Anhöhe hinan. Hals und Arme trug sie frei, sie waren von der Luft gebräunt, in der Hand hielt sie einen Strauß von langgestielten Blumen und sie schien nach andern gleichartigen sich umzusehen. Ihr kleiner Kopf mit den reichen goldblonden Haaren war von einem Hut beschattet, den sie nun mit der Hand zurückschob. Jede ihrer Bewegungen war von jener natürlichen Anmut, die eine vernünftige naturgemäße Entwicklung des Körpers fast immer begleitet, und von jener ausdrucksvollen Lebhaftigkeit, die Geist und ein kräftiges Wollen bekunden. Kluge dunkle Augen guckten aus dem feinen Gesichtchen, die schon zu beobachten, zu vergleichen gewohnt waren. Wie froh und frei und glücklich blickten diese Augen!

In Elsa war jener gesunde Egoismus nicht unterdrückt worden, der nach Glückseligkeit verlangt, ja diese als sein Recht begehrt. Sie fand diesen Trieb in allen Organismen wieder, fand alles davon durchdrungen, was Leben hat, und so erkannte sie überall dieselben wirkenden waltenden Kräfte und alles sprach daher zu ihrem Gefühl, zu ihrem Herzen.

Von überweltlichen Wesen und Dingen wußte sie nichts.

Sie wußte nichts von einer Unsterblichkeit der Seele, sie glaubte nicht an den Himmel der Seligen, aber auch die Hölle, wo die Verdammten die ewige Marter erwartet, brauchte sie nicht zu beunruhigen.

Die reine Naturanschauung, für die ihr Vater ihr die Augen geöffnet, ließ ihr die Welt in den heitersten Farben erscheinen.

Durch ihre empirische Denkweise, dadurch, daß sie alles als die Wirkungen von vorhergehenden Ursachen zu sehen gewohnt war, hatte sie viel beobachtet und überdacht, was andere Kinder als etwas von Ewigkeit Geschaffenes niemals zum Nachdenken angeregt hatte, und so waren ihre Verstandeskräfte ungemein wach und ausgebildet, während sie wieder in Beziehungen des sozialen Lebens, im Hinblick auf Zeremonien und Gebräuche, unwissender war als ein Kind.

Ihre Lebensverhältnisse waren eben ganz eigentümliche gewesen.

In England geboren, hatte sie mit ihren Eltern bis nach ihrem vollendeten elften Jahre den stillen Landsiz in Wales bewohnt. Nach dem Tode der Mutter war sie mit ihrem Vater und der alten Gerta nach dem Kontinent gekommen. Sie verweilten nur kurze Zeit in Deutschland und hatten dann in Süditalien und Algier dauernden Aufenthalt genommen. Mit ihrem Deutsch und Englisch konnte sie sich da nur wenigen verständlich machen, und so war sie stets in ihrem Umgang auf diejenigen angewiesen geblieben, die ihr Vater selbst dafür bestimmt hatte. Aber alle betrachteten das schöne fromme Kind mit den Augen des Wohlwollens, und dieses empfing die stummen sympatischen Kundgebungen voll Freude und Vertrauen und erwiderte sie auf das lebhafteste. Mit vierzehn Jahren war sie hierher in die Villa am See gekommen, und es war nun schon der zweite Sommer, den sie mit ihrem Vater hier zubrachte.

Aber auch hier war ihr Verkehr mit den Leuten im Orte ein beschränkter geblieben; nur mühsam konnte sie sich in den Gebirgsdialekt finden und ihn verstehen.

Hier lernte sie auch zum erstenmal die Armut kennen.

Sie vermochte es erst nicht zu begreifen, daß diese Leute, die so fleißig arbeiteten und so herzensgut waren, weniger glücklich sein sollten als andere, als sie selbst zum Beispiel. Sie wollte allen geben, allen helfen.

Als ihr Vater ihr gesagt, daß ein einzelner nicht vermöge, diesen Zuständen abzuhelfen, daß das und noch manches andere Uebel in der Beschaffenheit der heutigen Gesellschaft liege, und

daß diese vor der Hand nicht geändert werden könne, daß man damit warten müsse, bis die Menschen klüger und besser würden, bis die fortschreitende Zivilisation diese Aenderung herbeiführen würde, da zeigte sie sich ernstlich betrübt. Es war der erste Kummer, der diese junge Seele beschlich. Seitdem war eine heftige Neugier erwacht, die Menschen näher kennen zu lernen, und dieser Trieb des nun sechzehnjährigen Mädchens steigerte sich oft bis zu einer kaum zu bezwingenden Sehnsucht. — —

Sie war hoch heraufgeklettert und zu einem Punkt gekommen, der die weiteste Aussicht über den See gewährt.

Sie bückte sich jezt um eine Blume zu brechen, und ein Augenblick weilte ihr sinnender Blick auf den schönen vollen Kelchen, die den langen schlanken Stiel beschwerten, der troz dieser Last so aufrecht bleibt, so gerade und stramm dem Licht entgegenwächst, und dadurch einen Beweis von Energie und Kraft gibt, den Elsa, in ihrem Verständnis für solche Erscheinungen stets bewundert hatte.

Heute vermochte sie das Problem nicht zu fesseln. Ihr Blick wendete sich von den Blumen hinweg dem jenseitigen Ufer zu. Dort standen die Hütten, und darin wohnten Menschen, denkende, fühlende Geschöpfe wie sie selbst, und darunter junge Herzen, die eben so unruhig pochten wie das ihre.

Sie legte die eine Hand vor die Augen, um sich vor der Sonne zu schirmen, und den Körper leicht vorwärts beugend horchte sie hinaus. Eine webende Stille umfing sie; lautlos tanzten die Mücken im Sonnenschein. Von drüben mußte jeder Ton über den See zu ihr herüber dringen. Die Schallwellen, durch nichts gehemmt, pflanzten sich in ungeminderter Stärke fort, sie sollten ihr Kunde bringen von dem Leben und Treiben der Menschen.

Es blieb alles ruhig. Nur in weiter Ferne plätscherte ein Ruder im See.

Ein leichter Seufzer schwellte die Brust der Einsamen.

Es war ein Seufzer der Unschuld und doch eines heißen sehnsüchtigen Verlangens.

Da — horch — ein Ruf! Eine Melodie schließt sich daran. So schlicht, in einigen Tönen nur bewegt sie sich, aber die Stimme klingt voll und rein.

Ein heller Schimmer der Freude erglänzt in ihren Augen; sie springt abwärts, wie eine Gemse, von Stein zu Stein, und das Geröll rollt unter ihrem flüchtigen Fuß hinweg. Jezt ist sie mit dem Dach der Villa in gleicher Höhe und sie blickt nach dem Ladungsplaz hinab.

Dort liegt ein Boot, aber der damit gekommen, ist ausgestiegen. Sie hat ihn nach der Stimme erkannt, es ist Georg.

Hat er nicht auch ihre kleine Freundin, die Evi mitgebracht? Sie duzen sich seit kurzem, und Elsa ist ganz glücklich, wenn sie sie bei Hand halten und mit ihr plaudern kann, während Georgs unbeholfene Schüchternheit ihr nicht Stand hält.

Auch heute hat er gewiß sofort den Vater aufgesucht — sie sieht ihn nirgends.

Sie legt ihre Blumen auf die Brüstung der Holzgallerie, die das Haus von allen Seiten umgibt und sich hier, in dem äußersten Winkel, an einen vorspringenden Felsblock anlehnt. Die Rückseite des Hauses steht frei; da die Felswand hier etwas zurückweicht, war eine Art Hofraum entstanden, in den die Küchentür mündet, und von welchem eine von außen angebrachte hölzerne Treppe nach dem ersten Stock hinaufführt.

An diesen immer kühlen Ort pflegte Frau Gerta, die Haushälterin, an heißen Sommertagen zu sizen und zu stricken, und dazwischen einen alten Kater zu streicheln.

Auf Aussicht legte sie keinen Wert, sie behauptete die Gegend schon zu kennen; nur hie und da sah sie nach dem kleinen Streifen des blauen Firmaments, der sich ihr zeigte, aber auch hier leitete sie mehr ein meteorologisches als andächtiges Interesse; der Philosoph Barr hatte auch seiner Dienerin den Himmel der frommen Seelen entfremdet.

Als sie nun wieder ihren Blick nach oben wandte, begegnete sie den lachenden Augen Elsas, die auf sie herabsahen.

„Ist Besuch gekommen, Gerta?“

„Ja, und er ist ohne zu fragen, ob wir ihn auch empfangen wollen, gleich zum Vater hinaufgestiegen.“

„Gerta, da sieh, ich streue dir Blumen aufs Haupt; du bist so lieb und tust sie ins Wasser, ich habe keine Zeit dazu.“

Sie warf all' die langstieligen Glocken hinunter und dann den denkbar kürzesten Weg erwählend, ergriff sie mit beiden Händen die Brüstung und schwang sich mit knabenhafter Behendigkeit und Kraft über dieselbe hinweg.

Sie schien diese Voltige schon öfters ausgeführt zu haben, denn Frau Gerta, die ihr zugesehen, alterirte sich keineswegs darüber.

Elsa lief die Gallerie entlang und trat durch die offene Tür inmitten der Façade in das große Wohnzimmer ein, das mit einem gewissen Luxus ausgestattet war.

Rechts davon befanden sich ihre eignen beiden Appartements, links führte eine, nur durch eine Portiere geschlossene Tür in das Arbeitszimmer ihres Vaters.

Der Eintritt in dasselbe ist ihr nie gewehrt.

Sie löst den Hut von ihrem Haupte und wirft ihn bei Seite, dann wendet sie sich der Türe zu. Schon im Begriff, die Schwelle zu überschreiten, hält sie betroffen inne.

Das ist nicht Georgs Stimme, es ist nicht seine schüchterne Art sich auszudrücken. Sie vernimmt eine kraftvolle gewandte Sprache, wie ihr Vater sie führt; dabei klingt der Ton so weich, die Laute rein und deutlich. Niemand hier zu Lande spricht so, ja es däuchte ihr, als hätte sie ein so jugendlich schönes Organ noch nie gehört.

In hastiger Mädchenneugier steckt sie den Kopf vor und entsendet einen spähenden Blick hinter dem Vorhange hervor.

Sie sieht den Vater in seinem Lehnsessel am Schreibtisch sizen.

Er wendet ihr den Rücken zu und seine noch immer breiten Schultern, der mächtige Kopf mit der silberweißen Mähne, die ihn umflattert, verbergen ihr denjenigen, der seitwärts vom Schreibtisch plaz genommen.

Rasch beugt sie sich noch weiter vor, und jezt sieht sie in das Antliz eines jungen Mannes und bleibt daran hangen.

Im Schauen verloren, von einem eigenartigen Gefühl durchzittert, hört sie seine Worte ohne ihren Sinn zu fassen. Aber in dem Maße, als er lebhafter wird und sein ausdrucksvolles Auge die Gefühle seines Innern wiederspiegelt, wird ihr alles deutlicher, sie bleibt wie gebannt an ihrem Lauscherplaz und horcht gespannt, ja atemlos.

„Sie billigen also meinen Plan, Herr Barr, Wien zu verlassen und meine weiteren Studien im Auslande zu machen?“

„Durchaus, Arnold, Sie werden die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse anderer Staaten studiren und die Kulturzustände und Bedürfnisse anderer Nationen kennen lernen. Ihr Urteil über die Zustände im eigenen Lande wird dadurch geschärft und Sie werden dadurch jenen weiten Blick, jene Voraussicht erlangen, die allein befähigt, in die geistige Arbeit der Menschheit, in die Zeitbewegung werktätig einzugreifen.“

„Sie haben uns für diese Bewegung neue Gesichtspunkte erschlossen und neue Hilfsmittel gegeben.“

Barr neigte sinnend das Haupt.

„Mein junger Freund, wir stehen hier am Anfange. Wir sind weit vorgeschritten in abstrakten Teorien, weit in Philosophie und in all den Wissenschaften, die die Erforschung des Vergangenen sich zur Aufgabe gesezt, aber auf politischem und nationalökonomischem Gebiet ist unser Wissen noch ein geringes.“

„Und doch liegt auf diesem Gebiet alles Neue, alles Werdende, alles was auf die gesellschaftlichen Verhältnisse und das Geschick der Völker von Einfluß ist.“

„Es wird der Gegenstand ernster Studien sein, und Sie Herr Arnold werden zu denen gehören, die diese neuen Wahrheiten vertiefen und erläutern.“

„Ich möchte es, aber ich verzweifle oft an meinen geringen Fähigkeiten.“

„Sie sind begabt und Sie treibt kein selbstisches Interesse;“ Barr legte mit einem Gemisch von Güte und Milde seine weiße

schlanke Hand über die gebräunte des Jüngern; „ich kenne Sie genau Arnold, es lebt in Ihnen, gleichsam als eine Grundleidenschaft ihres Wesens, etwas von dem Gemeinsinn, den unsere heidnischen Altvorderen dereinst besessen haben und der nun zugleich mit einer neuen Weltanschauung wieder auftaucht.“

„Weil diese neue Weltanschauung in diesem Gemeinsinn wurzelt,“ rief Arnold lebhaft; „sie ist die Erkenntnis, daß der Mensch selbstbestimmend in sein Leben eingreift, aber daß nur durch ein Zusammenwirken aller Kräfte jene notwendigen Verbesserungen und Bedingungen gesellschaftlichen Lebens bewirkt werden können, und daß nur die also verbündete Menschheit den Kampf aufnehmen kann, gegen ihren einzigen aber gewaltigen Feind, gegen die Natur.“

„Und diese neue Weltanschauung wird, wie alle neuen Ideen ihre Märtyrer haben,“ sagte Barr mit einem ernsten Lächeln; „doch keiner von uns wird von dieser Bühne abtreten, ohne ein Stück Arbeit geleistet zu haben; es ist nur zu bedauern, daß bei dieser Arbeit so wenige durchaus unabhängig und frei sind.“

„Ich werde es sein,“ versezte Arnold mit Bestimmtheit.

Barr legte den Kopf in die aufgestüzte Hand und ernst und ruhig sah er in das erregte Gesicht des Jüngern.

„Täuschen Sie Sich hier nicht, Arnold. Geist und Karakter machen unter unsern gegenwärtigen Verhältnissen einen Menschen nicht frei, es ist nur das Geld, es ist nur die bevorzugte Stellung.“

„Es wird nicht an dem einen und nicht an dem andern fehlen; mein Vater wird dafür sorgen.“

„Der Mann, den Sie Vater nennen, besizt allerdings ein bedeutendes Vermögen und er nimmt in der Gesellschaft einen ersten Rang ein, aber Sie sind nicht sein legitimer Sohn.“

„Er hat keinen andern und er wird kaum jemals ein legitimes Kind haben, denn seine Gattin kränkelt und die Aerzte geben ihr keine Hoffnung auf Nachkommenschaft.“

„Wenn auch; nach unserem bürgerlichen Gesezbuch besizt ein Vater nicht das Recht, sein außereheliches Kind zu adoptiren und ihm sein Vermögen zu hinterlassen.“

„So ist es, aber diese unnatürlichen Bestimmungen des altrömischen Rechts, die es einem Manne verbieten, seinem Erzeugten seinen Namen zu geben, erkennen ihm gleichwohl das Recht zu, mit seinem fünfzigsten Jahre jedes fremde Kind zu adoptiren. Mein Vater hat dies Alter noch nicht erreicht, ja ich glaube, es fehlen ihm noch mehrere Jahre dazu, aber sobald er es erreicht hat, wird er, indem er mich verleugnet, meine Adoption durchsezen. Ich bin außer seinem Hause erzogen, ich trage den Namen meiner Mutter, und man wird seine Vaterschaft nicht beweisen können.“

Barr lächelt. „Und unzähligemal wird man dem Gesez in dieser Weise eine Nase gedreht haben, aber bei Leuten von Rang und Titel dürfte dies doch nicht so leicht sein, und die Uebertragung der freiherrlichen Krone auf einen bürgerlichen Doktor wird der Genehmigung des Landesherrn bedürfen und von seiner besondern Gnade abhängen.“

„Baron Reinthal hofft auch diese zu erhalten. Ich selbst strebe nicht darnach, ich wünsche es nicht einmal, ich wäre dann vielleicht durch Rücksichten gebunden; was ich allein wünsche ist, daß mein Vater mir die Mittel an die Hand gäbe, mich unabhängig zu machen. Er wird dies tun, denn“ — seine Stimme sank zu einem Flüstern herab und ein schmerzliches Lächeln umzuckte seinen Mund — „er hat viel gut zu machen mir gegenüber.“

Barr ergriff in liebevoller Teilnahme abermals Arnolds Hand. „Die alte Geschichte, nicht wahr, Arnold? ein Kavalier, der ein junges, unerfahrenes Mädchen verführt hat.“

Dieser schüttelte den Kopf. „Nicht so ganz. Es war hier von zwei ganz jungen Leuten ein echter Herzensbund geschlossen worden. Die Briefe, die sie miteinander gewechselt, sind in meinem Besiz, und sie bezeugen es. Seine Sprache darin ist von einem wahrhaft bestrickenden Zauber. Voll Glut, ermangelt seine Zärtlichkeit doch nicht der Ehrfurcht, und der damals erst Zwanzigjährige schwört dem Mädchen seiner Wahl Liebe und Treue fürs ganze Leben. Aus Marie Lefebres Briefen leuchtet anfänglich ein so stillverschämtes Glück, ein so unschuldiges Vertrauen, das aber alsbald zu einer heißen Leidenschaftlichkeit sich steigert. Sie liebt ihn mit Fanatismus. Er wollte ihr alles sein, und er ist ihr alles geworden; er durfte fordern, und so ist's denn gekommen, daß ihr zu geben nichts mehr übrig blieb.“

Arnolds Stimme klang eigentümlich bewegt, als er nach einer Pause fortfuhr: „Wer wünschte nicht so geliebt zu werden, und nur so erscheint mir die Liebe des Weibes in ihrer ganzen Hingebung und Größe. Aber der Mann, dem ein solches Glück zuteil geworden, hat eine große Schuld übernommen, die er nur dann abtragen kann, wenn er das Wesen, das eins mit ihm geworden, mehr liebt als sich selbst. Mein Vater mußte diese Verpflichtung gefühlt haben, und als sie ihm anvertraute, daß sie sich Mutter fühle, erneuert er seine Versprechungen, sie auch vor der Welt zu seiner Gattin zu machen, sobald er majorenn geworden und imstande sein werde, eigenwillige Verfügungen zu treffen. Leider machte ein Befehl seines Vaters zu der Zeit seine Entfernung nötig, und so mußte er sich von seinem Weibe trennen.“

„Marie Lefebre wohnte damals mit ihrer Mutter zusammen, die Sprachlektionen erteilte, und Baron Reintal war der Schüler der lezteren gewesen?“ fragte Barr.

„Ja, aber meine Großmutter hatte dies Verhältnis niemals begünstigt. Aus den Briefen geht hervor, wie zwischen den Liebenden alles heimlich verabredet wurde, und das Verhältnis ist ohne ihr Wissen eingeleitet und, wie es scheint, gegen ihren Willen fortgesezt worden. Auch in den Briefen, die meine arme Mutter jezt an den fernen Geliebten richtet, und um ihn weint, klagt sie wiederholt über die Härte der Ihrigen. Das arme junge Herz muß damals unsäglich gelitten haben, und sie beschloß in Schmerzen und Tränen ihr kurzes Leben — sie ist bei meiner Geburt gestorben.“

Arnold schwieg. Ein Seufzer stieg über seine Lippen.

Elsa stand noch immer an der Tür, unbeweglich, wie unter einem Banne. Ihr Herz klopfte, ihre Wangen brannten. Jedes seiner Worte war ihr bis in die Seele gedrungen, sie brachten ihr die Offenbarung einer Liebe, die sie noch nicht gekannt. Und er hatte von dem hohen Glück gesprochen, das sie den Menschen bringt, und sie hing an seinen Lippen, an seinen Augen, wie er das sagte, und sie glaubte an dies Glück.

Auch Barr hatte eine Weile geschwiegen, jezt fragte er voll ernsten Interesses: „Und wie benahm sich hierauf Ihr Vater?“

„Ueber den Vorgängen aus jener Zeit schwebt ein geheimnisvolles Dunkel, das ich bisher nicht zu lichten vermochte. Das Datum der Briefe Baron Reinthals reicht nicht bis zu jener Zeit, wo die Niederkunft erwartet wurde, und ich weiß auch nicht, wie er die Nachricht, daß ihm ein Sohn geboren und die Mutter in Lebensgefahr schwebe, entgegengenommen hatte. Ich wußte in den Tagen meiner Kindheit nichts von ihm. Ich blieb bei der Großmutter und die sprach mir nie von meinem Vater, sie nannte mir nicht einmal seinen Namen. Als ich älter wurde und diesbezügliche Fragen an sie stellte, sezte sie ihnen einen finstern Blick und ein hartnäckiges Schweigen entgegen. Auch über die lezten Tage meiner Mutter erfuhr ich nichts, und als ich später meinen Vater kennen lernte und Aufklärungen von ihm begehrte, bat auch er mich, ihn nicht an eine Zeit zu erinnern, die den bittersten Schmerz seines Lebens in sich schließe. Es mochte ihn wohl manches bedrücken, und seis auch nur der Kummer, daß er ihr sein Versprechen nicht halten, ihr nicht die Liebe zurückzahlen konnte, die sie ihm geweiht bis zu ihrem lezten Atemzuge.

Er ist tief in ihrer Schuld geblieben.

Ich vermag das Verhalten meines Vaters nicht genau zu beurteilen, aber ich kann und will nicht glauben, daß er sein Kind im Stich gelassen, daß er sich jeder Sorge dafür entäußern wollte; ich vermute vielmehr, daß meine Großmutter mich ihm nicht ausliefern wollte, da sie den Mann haßte, den sie als die, wenn auch nur indirekte Ursache des Todes ihrer Tochter angesehen hat; kam es mir doch oft vor, als haßte sie auch mich.

Es war viel Leidenschaft und Stolz in dieser alten Frau, und das Elend, die immer zunehmende Dürftigkeit, in der wir lebten, hat diesen nicht niederbeugen können.

So hat sie denn auch jede Hilfe, jede Unterstützung des Vaters zurückgewiesen.

Endlich begann sie zu kränkeln. Es war bisher ihre Absicht gewesen, mich studiren zu lassen; ich sollte Jurist werden, ich sollte die Geseze kennen lernen, um mich jeder Ungerechtigkeit erwehren zu können; die gute alte Frau, sie wußte wohl nicht, daß diese selbst so viele Ungerechtigkeit enthalten. Nun aber, wo sie so mühselig verdiente, und uns kaum das Leben zu fristen vermochte, mußte sie diese Lieblingsidee aufgeben. Ich trat aus der Schule und kam zu einem Tischler in die Lehre.

Noch ein Jahr trug sie all die Mühsal des Lebens, dann waren ihre Kräfte aufgebraucht.

Jezt erst, ich war fünfzehn Jahr alt geworden, hatte sie mir jene Briefe eingehändigt, die mir einigen Aufschluß über meine Eltern brachten und mir die hochherzige Gesinnung, die Reinheit meiner Mutter verbürgten.

Sie wurden mir dadurch zu einem köstlichen Vermächtnis. Eine heiße sehnsüchtige Zärtlichkeit brannte damals in meinem Herzen auf. Zum erstenmal beweinte ich den Tod meiner Mutter, und zum erstenmal fühlte ich das Bedürfnis, geliebt zu werden und wieder zu lieben. Aber eine Sterbende streckte mir ihre eisige Hand entgegen, und so sollte ich denn bald ganz verlassen sein.

So mochte es wohl gekommen sein, daß den armen Burschen, der in der weiten Welt niemanden hatte, den er lieben durfte, jene große Liebe für die Allgemeinheit erfaßte, und daß derjenige, der selbst bitter von der Armut litt, die Armen und Unterdrückten so fest an sein Herz schloß."

„Und Ihre Großmutter starb, ohne den Baron wiedergesehen zu haben?"

„Es war einige Stunden vor ihrem Tode, da ließ sie mich plözlich aus der Werkstatt holen.

Als ich an ihr Bett trat, zog sie mich an sich und küßte mich. Ich bemerkte Spuren von Tränen an den fahlen eingefallenen Wangen und ihr Körper bebte wie vor innerer Erregung.

Arno, sagte sie, ich habe soeben das Schwerste für dich getan, was ich mir auferlegen konnte, vor einigen Tagen noch hätte ich es nicht für möglich gehalten, aber man wird schwach, wenn man stirbt, schwach, schwach! wiederholte sie einigemale. Dann nahm sie von ihrem Nachtisch einen bereits geschlossenen Brief und hielt ihn mir hin: Schreibe die Adresse darauf, meine Hände können es nicht mehr. Ich gehorchte und ergriff die Feder. An die Baronin Ilona Reinthal, diktirte sie. Es war die Gattin meines Vaters, der, wie sie mir vor einiger Zeit gesagt, seit Jahren verheiratet war. Als ich geschrieben, langte sie aufs neue nach dem Brief und besah ihn lange.

Er wird verhindern, daß du im Elend verkommst — er wird dir deinen Vater wiedergeben, murmelte sie. Es bedurfte also nur eines Briefes, eines Wortes von ihr, um Vater und Kind zusammen zu führen, und sie hatte so lange damit gezögert. Und jezt noch — ich sah sie ringen mit ihrem Stolz — bereute sie nicht schon wieder? — Krampfhaft umschloß sie den Brief und ihre zitternden Finger begannen ihn zu zerknittern. Großmutter, bat ich, gib mir den Brief, ich möchte meinen Vater so gerne kennen lernen. — Du sollst ihn kennen lernen, ächzte sie. — Aber warum hast du nicht an ihn selbst geschrieben? fragte ich noch. Es ist besser so, lispelte sie, und ließ sich kraftlos in die Kissen zurücksinken.

Ich eilte auf die Post; als ich zurückkam, traf ich die alte Frau im Zustande der Agonie. So war denn die Versöhnung der Augenblick des Sterbens gewesen. Sie atmete noch einige Stunden, aber das Bewußtsein war ihr nicht wiedergekehrt."

„Und dieser Brief hat in der Tat einem bisher verlassenen Kinde den Vater gewonnen?"

„So ist es; Großmutter war seit acht Tagen begraben, da berief mich eine Karte in das erste Hotel von Solenbad. Ich fand dort eine äußerst elegante Dame und einen schönen Mann, der mich neugierig betrachtete und mich über meine Verhältnisse auszufragen begann. Die Jugendlichkeit dieses Mannes ließ den Gedanken, er könne mein Vater sein, nicht aufkommen; ich selbst hatte bereits ein jünglinghaftes Aussehen. Er nannte sich einen Freund meines Vaters, der ihn beauftragt habe, mich nach Wien zu bringen. Ich sollte dort einen Beruf erwählen, der mir besser zusagen würde, ich sollte studiren. Der Vorschlag entzückte mich. Ich sah die Möglichkeit vor mir, aus niedern, drückenden Verhältnissen mich zu befreien, um an der Befreiung anderer arbeiten zu können. Dieser Gedanke besiegte jeden Einwand, den ich hätte erheben können. Ich ging mit ihnen.

Erst später enthüllte sich mir mein Gönner zugleich als mein Erzeuger, ohne daß unsere Beziehungen dadurch einen andern Karakter angenommen hätten. Nur nach und nach rückten wir uns näher. Ich fand ihn schön und liebenswürdig, voll Geist und Noblesse, ich bewunderte ihn. Er mochte es fühlen, und es schien ihm wohl zu tun.

So entwickelte sich zwischen uns etwas wie Freundschaft. Ich kam nun öfter in sein Haus. Ich sah seine Gemahlin wieder, die mir reservirt, fast mit einer gewissen ängstlichen Scheu gegenüberstand, die ich mir nicht zu erklären wußte. Baron Reinthal versicherte mich, daß sie, die unser wahres Verhältnis kannte, einer Adoption keineswegs entgegen sei, ja diese sogar wünsche.

Um diese durchzusezen, bedarf es aber, wie Sie, verehrter Freund wohl wissen, einiger Vorsicht.

Seit ich den Doktorgrad erworben, zeigt mein Vater ganz öffentlich das Interesse, das er für mich gefaßt, aber er verschweigt unsere natürlichen Beziehungen."

„Ich begreife das. Ihr Vater hat nicht anders als korrekt gehandelt. Und wenn man seine Jugend, seine Abhängigkeit, die Vorurteile seines Standes, gegen die er anzukämpfen hatte, inbetracht zieht, so kann man ihm auch aus seinem früheren Verhalten kaum einen Vorwurf machen. Er ist durchaus Kavalier. Aber glauben Sie, Arnold, daß ein solcher Ihre Bestrebungen verstehen, daß er sie billigen und unterstüzen werde?" Es lag etwas Sarkastisches in dem Ton, in welchem Barr diese Frage stellte.

„Mein Vater ist kein Reaktionär," versicherte Arnold lebhaft. „Er gehört der Opposition an, er ist freiheitlich und fortschrittlich gesinnt. Uebrigens habe ich ihm aus meinen Ueberzeugungen, aus den Prinzipien, die mich zum Handeln bewegen, niemals ein Hehl gemacht. Er kennt dieselben, und wenn er sie auch nicht völlig teilt, so sucht er sie doch nicht zu bekämpfen. Ich sagte ihm einmal, daß ich es vorzöge, ein simpler Arbeiter und unabhängig in meiner Gesinnung zu sein, als in einer hohen Stellung, die mich zum vollstreckenden Werkzeug einer mir fremden Meinung machte. Er lachte und nannte mich einen Idealisten. Aber zugleich sprach er den Wunsch aus, daß ich reisen möchte. Ich sollte mich in der Welt umsehen, mich ein wenig in den Strudel des Lebens stürzen, damit ich nicht zu ernst und melancholisch würde, ich sollte die Gesellschaft kennen lernen. Sie wissen bereits, wie sehr dies mit meinen eigenen Intentionen übereinstimmt."

„Gewiß Arnold, aber die Welt und die Gesellschaft, die er meint, ist jedenfalls die vornehme Welt und die gute Gesellschaft."

Arnold hatte ein fröhliches Lachen, in dem wieder ganz sein jugendlich unbekümmerter Sinn hervortrat.

„Erraten, Herr Barr, und ich will auch diese kennen lernen. Ich habe zu diesem Zwecke hinlängliche Empfehlungen. Es ist der alte Adel, die Erbgesessenheit, zu der ich da Zutritt erhalte, aber die Neuen, zu denen wir gehören, interessiren mich auch in der Fremde weit mehr; Sie, teurer, väterlicher Freund, stehen mit manchem unter ihnen, und es sind die bedeutendsten Geister, in Verbindung. Ich bitte Sie nun, mich an diese zu weisen, sie sollen mir Führer sein und Berater."

Das großherzogliche Residenzschloß in Schwerin (Seite 55.)

„Gerne," rief Barr, und er erhob sich.

Auch Arnold war aufgestanden.

Elsa schrak in die Höhe. Ihr schien es, als ob die Herren sich der Tür näherten, und ohne sich über ihr Tun Rechenschaft geben zu können, floh sie in bebender Hast vor ihnen hinweg.

Sie huschte über den weichen Teppich und zur Tür hinaus.

Jetzt war sie im Garten, und als sie inne hielt, um Atem zu schöpfen, bemerkte sie den Salzarbeiter Georg, der sie gleichfalls gesehen, und von der Bank, auf der er zuwartend gesessen, rasch aufgesprungen war.

Sie blickte ihn groß, verwundert an, wie jemand, der aus einem Traum erwacht und sich der Wirklichkeit wieder gegenübersieht.

Er hat den Hut vom Kopf genommen, aber er bewegt sich ihr nicht entgegen. Ein dunkle Wolke steigt in sein blasses Jünglingsgesicht und färbt es lebhaft.

So vergeht eine Minute des Zauderns von ihrer, schüchterner Zaghaftigkeit von seiner Seite. Dann ruft sie plötzlich „Georg!" und rasch, als dränge sich, was ihr das Herz erfüllt, unaufhaltsam auf ihre Lippen:

„Ich bin so glücklich heute!"

Sanft errötend, jungfräulich schön und glückbewußt steht sie vor ihm. So glaubt er sie noch nie gesehen zu haben.

Er blickt in das liebliche, bewegte Antliz und ihre Wonne wird zu der seinigen.

Eine Blutwelle drängt sich ihm zum Kopf und Herzen, dem auflodernden Feuer gleich. Er atmet kaum unter dem Aufruhr dieser Sinne, der ihm blizartige Empfindungen und Vorstellungen erzeugt, die er nicht auszudenken vermag.

Was ist mit ihr vorgegangen — und was mit ihm selbst?

„Er ist mit Ihnen hierhergekommen — Sie kennen ihn Georg?"

„Ihn," seine Lippen sprechen es mechanisch nach.

„Den fremden Herrn — Arnold —" mit unendlicher Weichheit spricht sie den Namen aus, so klangrein und ein wenig verschämt.

Er fühlt einen stechenden Schmerz, er trifft ihn kalt und scharf ins Herz, aber er gibt ihm die Besinnung wieder. Seine Wangen erhalten ihre gewöhnliche Blässe.

„Sie haben ihn gesehen, Fräulein?"

„Ja."

„Und gesprochen?"

„Ich blieb nur an der Tür, ich lauschte dort; er erzählte dem Papa die Geschichte seines Lebens," sie trat dem Jüngling einen Schritt näher und sagte im Tone einer reizenden Vertraulichkeit: „Georg, ich habe Sie oft bekümmert gesehen, jezt dürfen Sie es nicht mehr sein; er ist Ihr Freund, und er wird alles Gute zur Wahrheit machen."

„Das kann er nicht, denn das kann nicht Einer." Jäh, in rauher Zurückweisung, fast bebend kam es von den Lippen des Arbeiters.

Elsa sah ihn mit den dunklen Augen an, die noch in Begeisterung erglänzten.

Er wandte sich ab, er wollte ihr nicht mehr ins Gesicht sehen.

Er wußte jezt, wie es ihr ums Herz war, und zugleich hatte er entdeckt, wie es um das seinige stand.

Aber diese plözliche Erkenntnis brachte ihm ein heftiges Weh. Scham und Reue, Zorn und Sehnsucht durchtobten ihn.

Seit er vor einem Jahre das blonde Mädchen gesehen, hatte er einen Eindruck empfangen, der sein ganzes Leben durchdrang; mit Elsa war dem armen Jungen etwas wie die Poesie des Daseins aufgegangen. Er hatte sie auf sich wirken lassen, ohne darüber nachzudenken. Nun wußte er, daß er dem Mädchen nichts war, daß es ihm nichts sein konnte, und so war sein Gefühl eine Unnatürlichkeit, eine Lächerlichkeit, und er empfand diesen Zustand als eine Schmach.

(Forts. folgt.)

Winterleben der Tiere.

(„Hären", „Mausern", Farbenveränderungen, Winterschlaf, Wanderungen.)

Von Realschullehrer Otto Lehmann.

Es sind in dem Leben der Pflanzen und Tiere verschiedene von den Zeitverhältnissen abhängige Abwechselungen zu bemerken, wodurch dieses Leben gleichsam in einen frühern Zustand seiner Bildung zurückkehrt, ohne daß es aufhörte, in seiner Bahn fortzuschreiten. Diese Wechsel gehen zwar von einem einzelnen Organ aus, verbreiten sich aber über das gesammte Leben und erscheinen entweder in einem bestimmten Zeitraume, der mit Abwechselungen in dem Stande unseres Erdkörpers zusammentrifft, oder in unbestimmten Zwischenräumen, und werden vorzüglich in einer Veränderung der Beziehungen zur äußern Welt sichtbar. Die Abwechselungen in den Richtungen des Lebens zeigen sich bald als freiere Aeußerung der Kräfte, als regerer Verkehr mit der Außenwelt, bald aber ist das Leben von der Außenwelt gleichsam geschieden, um in das Innere zurückzukehren. Es ist ein Wechsel von Tätigkeit und Ruhe. Auch der flüchtigen Beobachtung zeigen sich diese Abwechselungen in ihrer genauen Uebereinstimmung mit den regelmäßigen Veränderungen der Erde. Auffallend ist sie in dem Leben der Pflanzen und im Tierreiche überall, wo der Verkehr mit dem Luftkreise besonders tätig ist, bei den Insekten, bei den Vögeln, deren Schlafen, Singen, Fressen, Begatten, Mausern und Wandern an bestimmte Zeiten gebunden erscheint. Die Veränderungen des Erdkörpers, die ihren Einfluß auf das Leben der Pflanzen und Tiere äußern, sind der tägliche Umlauf der Erde, der sich in dem Gegensaze von Tag und Nacht und im Gegensaze der Tageszeiten zeigt, und die jährliche Bewegung um die Sonne, deren Ergebnis der Wechsel der Jahreszeiten ist. Den Erscheinungen, in welchen der tägliche Umlauf der Erde sich offenbart, entsprechen bei den Pflanzen und Tieren das Hervortreten des Lebens nach außen oder die Rückkehr des Lebens in das Innere, Wachen und Schlafen; aber nicht immer fallen diese Wechsel mit den ähnlichen Abwechselungen in den Verhältnissen des Erdkörpers in der Zeit zusammen, da z. B. manche Pflanzen um Mittag, andere am Abend, andere in der Nacht erwachen, und manche Tiere am Tage sich zurückziehen und nur in der Nacht die regste Lebenstätigkeit offenbaren. Ebenso tritt der Einfluß der von den Tageszeiten abhängigen Erscheinungen des Lichts und der Wärme und der regelmäßigen Veränderungen im Wasser- und Luftmeere, bei den Pflanzen in abwechselnden Zuständen der Blüten und Blätter, bei dem Menschen in Veränderungen des Blutlaufs, der Wärmeerzeugung, der regelmäßigen wie der krankhaften Absonderungen, der Atmungsbewegung und der gesammten Sinnentätigkeit hervor. Mannichfaltiger und durch eigentümliche Wirkungen ausgezeichnet ist der Einfluß des jährlichen Umlaufs der Erde und des Wechsels der Jahreszeiten auf das gesammte Leben der Pflanzen und Tiere und auf einzelne Lebensverrichtungen. Betrachten wir das Pflanzenleben, so zeigt es sich überhaupt als ein jähriges Leben, da es bei einigen Gewächsen auf ein Jahr beschränkt ist, bei andern jährlich neue lebendige Teile entstehen. Hier ist im Sommer der über die Erde hervorragende Teil in voller Lebenstätigkeit im Gegensaz zu der in der Erde lebenden Wurzel, wogegen im Winter, wenn der Stamm ganz oder zum Teil abstirbt, in der Wurzel allein das Leben sich regt und in ihr neue Bildungen vorbereitet werden. Es ist eine Rückkehr zu der ursprünglichen, in der Wurzel beginnenden Lebensent-

wicklung, die vollständig bei denjenigen Pflanzen hervortritt, welche ihren Stamm im Herbste verlieren und im Frühling einen neuen aus der Wurzel hervortreiben; teilweise hingegen ist der Wechsel, wenn der Stamm zwar fortdauert, aber seine Lebenstätigkeit abnimmt, seine Blätter absterben und früher oder später abfallen. Nur bei den immergrünen Gewächsen dauert das Leben der Blätter mehrere Jahre lang, und wenn die älteren endlich absterben, werden sie nicht vermißt, weil sie durch das frische Leben der jüngeren ersetzt werden; eine Erscheinung, die in dem festern Gewebe dieser Blätter, ihren zähern Säften, ihren harzigen Bestandteilen oder auch in dem geringen Umfange ihrer Oberfläche begründet sein mag. Bei der Rückkehr der warmen Jahreszeit wird dann die von der Wurzel aufgenommene Nahrung zersetzt, um den Stamm neu zu beleben.

Aehnliche, wenn schon nicht so auffallende Erscheinungen treten uns auch im tierischen Leben entgegen. Die Veränderungen, die mit der Abwechselung der warmen und kalten Jahreszeit in Verbindung stehen, sind mehr oder minder allgemein unter verschiedenen Tierklassen und beziehen sich auf die Veränderung der Hautbedeckung und deren Farbe, auf die aus Vorgefühl hervorgehende Sorge für ihre Nahrung, auf eine Veränderung des Wohnorts und endlich auf eine mehr oder weniger vollständige Unterbrechung der Lebenstätigkeit während des Winters.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit zunächst der jährlich wiederkehrenden Erscheinung zu, die in Uebereinstimmung mit dem Wechsel der Jahreszeiten in Veränderungen der Hautbekleidung hervortritt.

Hat die Natur den Menschen auch dadurch von der Tierwelt abgesondert, daß sie ihm keine eigentümliche Hautdecke gab und es ihm überließ, nach dem Klima, nach den Jahreszeiten und nach seinen Beschäftigungen sich eine Bekleidung zu wählen, so verlieh sie dagegen den Tieren eine Bedeckung, die für ihre Zustände und Gewohnheiten paßt. Diejenigen Tiere, welche in warmen Gegenden leben, haben daher eine sehr dünne Haardecke, während die der nördlichen Polarländer in dichte Pelze gehüllt sind. In Spanien und Syrien haben Hunde und Schafe ein feines, büschelartiges und seidenartiges Haar, der sibirische Hund und der isländische Widder ein langes und starres. In noch wärmeren Gegenden wird die Hautbekleidung noch dünner und die Tiere sind fast nackt, wie die Hunde in Guinea, die Schafe in Indien. Die Hautbedeckung der Tiere, die in kalten Gegenden wohnen, unterscheidet sich aber auch in anderer Beziehung wesentlich von der Hautdecke der Bewohner warmer Länder. Die Schweine in warmen Gegenden haben blos Borsten, die der ganzen Familie eigen sind, aber in kalten Ländern ist die Haut zunächst mit einer feinen gekräuselten Wolle bedeckt, über welche die langen Borsten hervorstehen. Das Vließ der Schafe in Spanien, England, Deutschland und andern Ländern unter gleichem Himmelsstriche besteht blos aus Wolle; in Island und andern nördlichen Gegenden ist die Wolle mit langen Haaren vermischt, die dem Vließ auf den ersten Blick ein grobes Ansehen geben. Die jezt lebende Art des Nashorns und der Elefant der südlichen Länder haben fast gar keine Haardecke, wogegen diejenigen Tiere dieser Gattungen, welche früher im mittlern und nördlichen Europa lebten, und deren Ueberreste jezt in verschiedenen Schichten der Erdrinde gefunden werden, langes Haar und eine dicke, kurze, gekräuselte Wolle hatten. Das Klima übt einen mächtigen Einfluß auf die Absonderung in den Gefäßen des Körpers jener Tiere, worin eben die Ursache der Zunahme oder der Verminderung ihrer Hautbedeckung zu suchen sein mag. Diesen Einfluß des Klimas auf die Hautbedeckung der Tiere bemerkt man auch bei dem Wechsel der Jahreszeiten in allen gemäßigten und kalten Erdgegenden. Im Winter wird die Bekleidung dichter und verändert oft auch ihre Farbe.

Beobachten wir unsere Haustiere vor dem Eintritte des Winters, so können wir die Veränderung in ihrer Bedeckung leicht bemerken. Die Hautbekleidung wird nicht nur erneut, sondern auch dichter und länger. Dies zeigt sich auffallend bei denjenigen vierfüßigen Tieren, die während des Winters außer dem Hause leben und allen Abwechselungen der Witterung ausgesezt sind; aber selbst bei denjenigen, die im Winter im Hause wohnen, wird der Pelz länger und dichter, je nachdem die Wohnung mehr oder weniger warm ist. Das Rindvieh an den Seeküsten hat ein kürzeres und dünneres Haar, als dasjenige, welches in höheren Gegenden lebt. Je länger der Winter in einem Lande dauert, desto länger dauert auch das Winterhaar; so erscheint es bei dem Bisamochsen an der Hudsonsbai in Nordamerika unmittelbar nach dem Ausfallen des vorjährigen, und bei dem Berghasen dauert es in der Schweiz sechs bis sieben Monate, in Lappland und in Norwegen zehn Monate, in Grönland das ganze Jahr. Nach der Verschiedenheit des Klimas ist auch die Bekleidung der Tiere verschieden; in warmen Ländern ist das neue Haar von gleicher Beschaffenheit mit dem alten, und in den kältesten Ländern der Unterschied bedeutender als in gemäßigten, wie denn z. B. das Winterhaar der Pferde in Deutschland von dem Sommerhaare nur etwas verschieden, in Norwegen aber sehr lang und zottig ist. Wenn aber die winterliche Bedeckung der Tiere in gemäßigten Erdgegenden im Sommer sich nicht veränderte, so würde sie in der wärmeren Jahreszeit unbequem werden; daher wird bei der Annäherung des Sommers der dichte Pelz nach und nach abgeworfen. Dieses „Hären" der Tiere findet zu verschiedenen Jahreszeiten statt, nach der körperlichen Beschaffenheit derselben und nach dem Grade der Wärme. Bei dem Maulwurf ist es gegen Ende des Monats Mai vorüber. Die Wolle der Schafe, wenn man sie abfallen läßt, wird selten vor Ende des Juni abgeworfen. Wenn der Anfang des Winters sehr milde ist, so bemerkt man, daß der Pelz langsamer zunimmt, weil das Tier keine dichtere Bekleidung braucht; sobald aber die Kälte steigt, werden die Haare stärker und länger. Dies geschieht zuweilen außerordentlich schnell bei Hasen und Kaninchen, deren Pelz selten eher dicht wird, als vor dem ersten Schnee- oder Frostwetter. Unter den Vögeln sorgt die Natur auf ähnliche Weise für das Schneehuhn, das vor dem Eintritt des Winters eine warme, bis zu den Zehen reichende Bedeckung der Füße erhält. Ungeachtet der Uebereinstimmung dieser Veränderungen mit Abwechselungen in dem Zustande der Erde, sind jedoch jene nicht die Wirkungen von diesen, sondern die bildende Kraft des innern Lebens, durch ein Vorgefühl der Ereignisse bestimmt, wirkt auch hier, um dem Tiere Schuz zu geben.

Das „Mausern" der Vögel ist gleichfalls eine Vorbereitung für den Winter, dem Hären der vierfüßigen Tiere ähnlich. Während des Sommers ist das Gefieder der Vögel vielen Zufällen ausgesezt, ja bei verschiedenen Vögeln werden die Federn sogar ausgerupft, um ihre Nester auszufüttern. Vor Eintritt des Winters fallen aber die alten, zumteil verstümmelten Federn aus und werden durch neue ersezt. Die Vögel scheinen während des Mauserns sehr schwach zu sein, und waren sie früher nicht gesund, so sterben sie leicht während dieser Veränderung. Sie bedürfen einer wärmern Temperatur und gegen das Ende der Mauserzeit einer reichlichern Nahrung. Einige, die schnell mausern, z. B. die wilden Gänse, bringen diese Zeit in Schlupfwinkeln zu, da sie mehr von dieser Veränderung angegriffen werden und eine Zeitlang nicht fliegen können, während diejenigen, die langsam und jährlich zweimal mausern, weniger Beschwerden fühlen. Diese gänzliche Erneuerung des Gefieders gibt den Vögeln eine vollkommene Winterbekleidung und sezt sie in den Stand, der rauhen Jahreszeit zu widerstehen.

Die Verschiedenheit der Farbe der Hautbedeckung im Sommer und im Winter zeigt sich auffallend sowohl bei Säugetieren als bei Vögeln. Der Alpenhase oder Berghase (Lepus variabilis), den man z. B. in den nordischen Hochgebirgen findet, hat im Sommer eine bräunlich-graue Farbe, die sich aber vom September an allmälich in Schneeweiß umwandelt. So bleibt sie während des Winters und wird im April oder Mai wieder dunkler. Eine ähnliche Veränderung findet man bei dem Hermelin. Im Sommer hat sein Pelz eine rötlichbraune Farbe, im Herbst wird er gelblich und im Norden im November schneeweiß. Diese Winterbekleidung liefert das kostbare Her-

melinpelzwerk. In den ersten Frühlingsmonaten wird die weiße Hautbedeckung mit Braun gefleckt, bis sie im Mai wieder die Sommerfarbe annimmt. Bei einigen Tieren werden die hellern Farben im Winter noch bleicher, wie bei den Renntieren und Rehen; die schwarzbraune wird hellbraun, mit Grau gemischt bei dem Elen, die rötlichbraune wird graubraun bei dem Hirsche. Unter den Vögeln sind solche Veränderungen der Farbe des Gefieders sehr häufig und haben die Naturforscher nicht selten verleitet, Vögel einer Gattung für verschiedene Arten zu halten. Das Schneehuhn (Tetrao lagopus) hat in den nordischen Hochgebirgen im Sommer ein aschgraues Gefieder mit kleinen dunkeln Flecken und Streifen. Im Winter verschwindet die dunkle Farbe, und das Gefieder wird ganz weiß. Ist der Winter sehr gelinde, so ist diese Veränderung zuweilen nur unvollkommen, und es bleiben nur einige dunkle Flecken zurück. Im Frühling wird das Wintergewand wieder gefleckt und der Vogel verliert viel von seiner Schönheit. Auch das erste Gefieder der Jungen ist wie bei den Alten und wird bei Annäherung des Winters weiß. Bei den Wasservögeln hat man ähnliche Veränderungen der Farbe des Gefieders bemerkt. So hat das schwarze Taucherhuhn im Sommer eine rußigschwarze Farbe mit einem weißen Fleck auf den Flügeln, im Winter aber verschwindet die schwarze Farbe und das Gefieder erhält aschgraue Flecken auf weißem Grunde. In nördlichen Gegenden, z. B. in Grönland, wird dieser Vogel im Winter ganz weiß. Bei manchen Vögeln bemerkt man eine solche Veränderung nur in einem kleinen Teil des Gefieders. So hat der Alk (Alca) während des Sommers schwarze Flecke am Kopfe und Halse, im Winter aber werden diese Teile grauweiß. Auch gibt es mehrere Vögel, bei welchen eine Verschiedenheit in der Farbe des Gefieders im Sommer und Winter stattfindet, wiewohl sie nicht so auffallend ist, als in den angeführten Beispielen. Die Sommerfarbe ist glänzend und lebhaft, die Winterfarbe dunkel.

Diese Umstände müssen zu der Frage führen, woher diese Veränderungen der Farbe in der Hautbedeckung entstehen. Einige Naturforscher haben geglaubt, daß diejenigen vierfüßigen Tiere, welche wie der Berghase und das Hermelin im Winter weiß werden, ihr Haar zweimal im Jahre abwerfen; im Herbst, um den Sommerpelz, und im Frühling, um den Winterpelz abzulegen.

Diese Meinung scheint jedoch keineswegs durch wirkliche Beobachtungen unterstützt zu werden, und ebensowenig kann man einen Grund dafür in ähnlichen Erscheinungen im tierischen Leben finden. Beobachten wir, wie das menschliche Haupthaar bei Annäherung des Alters grau wird, so bemerken wir leicht, daß diese Veränderung nicht durch Wachsen eines neuen Haares von weißer Farbe, sondern durch eine Veränderung der Farbe des alten Haares entsteht. Aus diesem Umstande können wir die Folgerung ziehen, daß die Umwandlung der Farbe bei den Haaren der Tiere im Winter aus einer Veränderung der Farbe jener Absonderungen in den Haarzwiebeln, welche das Haar nähren, oder vielleicht dadurch entsteht, daß die Absonderung eines färbenden Stoffes vermindert wird oder ganz aufhört. Entstände die Veränderung der Farbe durch das Wachsen neuer Haare, so müßte bei denjenigen Tieren, welche in ihren Haaren verschiedene Uebergänge von Farben zeigen, — wie z. B. das Hermelin, im Frühling von Weiß durch Gelb in Braun, — das Haar mehrmals im Jahre abgeworfen werden. Aber wie entsteht die Veränderung bei den Vögeln? Wir haben gehört, daß das junge Schneehuhn anfänglich ein geflecktes Gefieder hat, wie das alte. Es wird weiß im Winter und wieder gefleckt im Frühling; es müßte daher, wenn die Veränderung der Farbe durch Mausern entstände, dreimal binnen zehn Monaten neue Federn erhalten. Dies wäre ein Aufwand von Lebenskraft, den schwerlich ein Vogel aushalten könnte. Ausgewachsene Vögel müßten unter jener Voraussetzung zweimal mausern. Man darf daher annehmen, daß die Veränderung der Farbe in den alten Federn vor sich geht, da sie von dem gewöhnlich jährlichen Mausern der Vögel unabhängig ist. Ueberdies bemerken wir auch, daß die Farbe anderer Teile der Vögel, z. B. der Füße und des Schnabels, sich nach den Jahreszeiten verändert. Sowie bei diesen Teilen eine Veränderung in den färbenden Absonderungen stattfindet, kann es auch bei den Federn sein. Diese Meinung wird auch durch Beobachtungen unterstützt. Ein britischer Naturforscher untersuchte einen zu Ende des Februar geschossenen Alk, der am unteren Teile des Kopfes noch das weiße Wintergefieder hatte, während die Federn am Halse schon dunkler geworden waren, unten und in der Mitte eine schwärzlichgraue Farbe, an den Spitzen aber immer noch die weiße hatten und der Uebergang von der schwarzen zur weißen durch die graue Farbe ging.

(Schluß folgt.)

Kulturkampf sonst und jezt.

Von **Wilhelm Blos.**

Die Stärke der großen kirchlichen Gemeinschaften besteht darin, daß sie es verstanden haben, ihre Interessen mit denen der jeweiligen Regierungen in Einklang zu bringen. Die eigentümliche Beschaffenheit der meisten Staaten hat dies leichtgemacht. Denn fast überall ruht die Regierungs- und Staatsgewalt in den Händen einiger wenigen Personen, die nur dadurch in ihren politischen Handlungen beschränkt sind, daß sie bei gewissen Angelegenheiten die Zustimmung der Parlamente einzuholen haben; in sehr wenigen Staaten nur nimmt die Masse der Staatsbürger selbst an der Regierung, Verwaltung und Gesezgebung Teil. Wo dies leztere der Fall ist, da ist die Macht der Kirche gewöhnlich nur eine geringe, denn die Masse der Staatsbürger ist nicht geneigt, die Staatsgewalt den Interessen der Kirche dienstbar zu machen. Umgekehrt fühlt sich eine Regierung, die aus wenigen bevorzugten Personen besteht und die gesammte Staatsgewalt in sich konzentrirt, immer versucht, für ihre Stellung gegenüber der Masse überall Stüzen zu suchen und die Kirche ist stets gern bereit, eine solche Stüze, für die entsprechenden Gegendienste, abzugeben.

Dieses Verhältnis mußte ein sehr wechselvolles sein, je nach den Gesinnungen und Interessen der Regierungen und der kirchlichen Gemeinschaften. Die Kirchen der zivilisirten Völker traten in ihren Anfängen auf als einfache Parteiungen, als religiöse Sekten, deren Programm ihre religiösen Dogmen und Traditionen waren. Je nach den Zeitumständen und nach der ihnen innewohnenden historischen Berechtigung gingen diese Parteiungen im Strudel der Zeitkämpfe wieder unter, oder sie erstarkten und gewannen an Boden. Gewöhnlich trat ihnen die bestehende Staatsgewalt erst entgegen, da sie eben mit dem alten Religionssystem verbündet war, das durch die neue Parteiung gestürzt werden sollte. War diese mächtig genug, den Verfolgungen seitens der ursprünglich herrschenden Gewalten zu widerstehen, und gewann sie Anhang in den Massen, so waren die Regierungen stets klug genug, dem neuen Religionssystem dieselben Rechte einzuräumen, wie dem alten, oder gar das alte zu Gunsten des neuen aufzugeben. Indem der Staat die Offenbarungen anerkannte und unter staatlichen Schuz stellte, erhob er die kirchlichen Gemeinschaften über die anderen politischen Parteien, indem er ihnen ein Machtfülle verlieh, die jene nicht besaßen. Der Staat lieh seinen mächtigen Arm, um die religiösen Dogmen gegen die Angriffe der Freigeister und der kezerischen Kritik, wenn nötig, mit materiellen Mitteln

zu verteidigen. Der Staat leistete den kirchlichen Gemeinschaften allen möglichen Vorschub zur Verbreitung ihrer Lehren; er verpflichtete jeden seiner Bürger, einer der staatlich anerkannten Religionsgenossenschaften beizutreten, und erst die neueste Zeit hat die Konfessionslosigkeit gestattet; das wichtige Amt, die Geburten und Todesfälle aufzuzeichnen und darüber Buch zu führen, kam in die Hände der Kirchenvertreter, die damit die entsprechenden kirchlichen Zeremonien verbanden. Die Heirat, ihrem ganzen Wesen nach ein bürgerlicher Vertrag, ward schon frühzeitig zu einem kirchlichen Akt gemacht, und bis in die neueste Zeit hatte die Kirche die Bedingungen für die Vollziehung dieser Verbindung vorzuschreiben. Sie taufte die Neugeborenen und begrub die Toten. Sie drang in die Bildungsanstalten ein und der Staat stellte Lehrer an, welche die kirchlichen Glaubenssäze in den Schulen verbreiten mußten. Sie verband ihre Dogmen mit der staatlichen Erziehung. Der Staat stellte ihr große Gebäude her, wo ihre Lehren den versammelten Gläubigen vorgetragen wurden. Die Teologie ward auf den staatlichen Hochschulen gelehrt, und es wurden die Lehrer und Prediger der Kirche in Staatsbeamte verwandelt, die auf Staatskosten erhalten wurden.

In den meisten Ländern ist die Reihe dieser von der Kirche im Laufe der Zeit erworbenen Rechte vielfach durchbrochen worden; in anderen bestehen sie noch so ziemlich unangetastet.

Aus kleinen Anfängen entwickelten sich solchergestalt die kirchlichen Gemeinschaften zu Organisationen von staunenswerter Machtfülle. Der „Prophet" Mohammed dachte in seinen kühnsten Träumen wohl schwerlich daran, daß seine Lehre noch mehr als ein Jahrtausend nach seinem Tode einst so bedeutende Länderstrecken in Asien, Afrika und Europa bedecken würde. Und die Verfasser der Evangelien ahnten ebensowenig, daß das, was sie mit unsicherer Hand niederschrieben, die Grundlage bilden würde für die mächtigste kirchliche Organisation der Erde.

Die christliche resp. katolische Kirche wurde bald so mächtig, daß sie in vielen Staaten selbst die Regierung teils ganz in die Hand bekam, teils so beeinflußte, daß auch nur der Priester Wille geschah. In Rom saß das Oberhaupt, der Pabst, der die Fäden dieser gewaltigen Organisation in der Hand hielt. Der Einfluß des Pabstes wurde so mächtig, daß es Zeiten gab, da Deutsche, Franzosen, Engländer, Spanier u. s. w. dem Pabst in Rom in allen politischen wie kirchlichen Dingen weit mehr gehorchten als ihren eigenen Regierungen. Man muß, um dies zu begreifen, inbetracht ziehen, daß zur Zeit der höchsten Macht des Pabsttums die Masse der Völker unter unsäglich elenden Zuständen lebte. Die Möglichkeit einer irdischen Befreiung aus ihrem Jammer schien ihnen ausgeschlossen, und sie hofften deshalb auf das Jenseits. Da die Kirche auf Erden die Anweisungen auf die ewige Seligkeit auszustellen hatte, so war ihr Einfluß und ihre Machtfülle bei den Massen sichergestellt.

Sobald die Kirche dem Staate gegenüber eine selbständige und furchtbare Macht geworden war — wir haben hier die historische Entwicklung der christlichen Kirche im Auge — begannen auch die Kämpfe zwischen Staat, d. h. Regierung, und Kirche. Obwohl aufeinander angewiesen, um zu bestehen, konnten die beiden Faktoren sich doch häufig nicht vertragen, da die Kirche soviel Eigentum als möglich an sich nahm und dadurch die Rechte und Befugnisse des Staats in ähnlicher Weise paralysirte, wie es heute die moderne Geldmacht tut.

Die Kämpfe zwischen den beiden Gewalten wurden mit abwechselndem Erfolge geführt. Man sah Päbste auf der Flucht und Kaiser im Kirchenbann. Die deutschen Kaiser unternahmen ihre Römerzüge, und die Päbste stellten in Deutschland Gegenkaiser auf. Die Kämpfe zwischen der Staatsgewalt und der Kirchenmacht erfüllten Occident und Orient mit Feuer, Blut und Schrecken.

Aber die Kirche behauptete sich, weil niemand es wagte, ihre Vorrechte anzutasten. Sie verfiel indessen jenem historischen Gesez, nach welchem jede allzu groß gewordene Macht mißbraucht wird und dadurch das allgemeine Mißvergnügen so sehr hervorruft, daß sie schließlich zu Fall kommt.

Die katolisch-christliche Hierarchie des Mittelalters lastete mit einem furchtbaren Druck auf den Ländern. Wir erinnern an die Inquisition, an den Ablaß, an die zahllosen Abgaben und Steuern, die von der Geistlichkeit dem Volke auferlegt waren, an die Herrschaft einzelner mächtiger Priester, an das Elend überhaupt, das unter der Herrschaft von „Junker und Pfaff" über Deutschland und die meisten europäischen Länder kam und das selbst wohlmeinende Kaiser nicht ändern konnten.

Da erstand der Kirche ein anderer Feind, der weit mächtiger war als Kriegsheere; es erhob sich eine Reihe von kühnen und begabten Männern, welche als „Reformatoren" die in der Kirche herrschenden Mißbräuche einer schonungslosen Kritik unterzogen. Wiclif, Huß, Savonarola begannen den gegewaltigen Bau der Weltherrschaft des Pabsttums zu unterhöhlen; ihnen folgten die Humanisten Erasmus von Rotterdam, Reuchlin und Ulrich von Hutten, die vor der großen Reformation dasselbe taten, was später die Encyklopädisten in Frankreich vor der großen Revolution, und endlich erschien der Mann, dessen Donnerwort den Fels Petri erbeben machte, Martin Luther.

Luther war ein politisch kluger Reformator. Er verstand deutsche Fürsten für seine Lehre zu interessiren, denn die mit der Einführung des Protestantismus verbundenen Eigentumsveränderungen waren ein vortreffliches Reizmittel. Die Reformation befestigte sich. Sie schuf eine neue Kirche mit demselben Glaubenseifer wie die alte. Das große Schisma brachte statt zwei streitender Gewalten deren drei, und der nächste Erfolg waren blutige Kriege, von denen einer dreißig Jahre lang Deutschland verheerte und während dessen Deutschland der Tummelplaz für die Heere aller Länder Europas war.

Die Anhänger beider Kirchen wüteten gegen einander. Dabei wurden fleißig Hexen verbrannt und Teufel ausgetrieben.*)

Der Protestantismus, der schneller als jede andere kirchliche Parteiung zur Macht gelangt und staatlich anerkannt war, brachte die kirchlichen Vorrechte nur in einer anderen Form zum Ausdruck.

Im 18. Jahrhundert begannen dagegen jene Bestrebungen, die Kirche unter die Macht des Staates zu beugen, die man so gerne zu dem heutigen „Kulturkampf" in Vergleich bringt. Die Entwicklung der Naturwissenschaften, welchen der geniale Copernikus eine so breite und sichere Bahn eröffnet hatte, lieferte die Basis für jene kühne und geistreiche Philosophie des 18. Jahrhunderts, die alles kirchliche Wesen schonungslos angriff. Voltaire, Helvetius, Holbach, Diderot, d'Alembert schlugen dem Dogmenwesen tiefe und unheilbare Wunden. Diese Philosophie war schon weit über die Reformation hinausgeschritten, und ihre Pfeile richteten sich nicht etwa nur gegen eine Kirche, sondern gegen den Glauben und das kirchliche Wesen überhaupt. Die höheren Klassen der Gesellschaft, ebenso blasirt als leichtfertig, namentlich in Frankreich, fanden den wizelnden Skeptizismus der Voltaireschen Schule interessant und spielten mit dem Feuer, das sie verschlingen sollte. So kam die materialistische und antikirchliche Anschauungsweise in die Mode. Die Massen, dürftig unterrichtet, begriffen wenig davon; sie erschienen erst später handelnd auf der welthistorischen Bühne. Aber der antikirchliche Zug war so stark, daß er selbst Fürsten erfaßte, wie Friedrich II. von Preußen und Kaiser Joseph II. Es ist nicht uninteressant, den Kulturkampf jener Zeit mit dem heutigen zu vergleichen.

Friedrich II. war bei seiner Vorliebe für das Französische auch von Bewunderung für die französische Philosophie erfüllt. Er war ein Vertreter jenes Regierungssystems, das man den „aufgeklärten" oder „erleuchteten" Despotismus nannte; er wollte die absolute Fürstengewalt beibehalten, aber in freisinniger und für das Volk nüzlicher Weise von ihr Gebrauch machen.

---

*) Es ist interessant zu lesen, wie in Deutschland die lezte „Hexe" zu Landshut 1756 in Gestalt eines 14jährigen Mädchens verbrannt wurde; in der Schweiz verbrannte man die lezte Hexe 1782, und noch 1823 wurde in Holland zu Delden mit einer „Hexe" die „Wasserprobe" vorgenommen.

Dies widerspruchsvolle politische System bedarf keiner weiteren Kritik; man sieht auf den ersten Blick, daß von den persönlichen Eigenschaften des Herrschers alles abhängt, ein System, das einem Lande vielleicht zeitweilig, aber nie auf die Dauer heilsam sein kann. Im übrigen nahm Friedrich II. die aus anderen Ländern vertriebenen Angehörigen „kezerischer" Religionsgemeinschaften in seinen Ländern auf und erfüllte damit bis zu einem gewissen Grade sein Wort: „In meinen Staaten kann jeder nach seiner Façon selig werden"; er war im ganzen der Geistlichkeit nicht hold, da sie sich aber in die Verhältnisse zu schicken wußte, ließ er sie innerhalb ihrer Machtsphäre ungestört. Bald nach seinem Tode gewann der Pietismus in Preußen wieder dominirenden Einfluß.

Ungleich weiter ging sein Bewunderer und Nachfolger Joseph II., dessen Kulturkampf ein um so schwierigeres Unternehmen war, als Joseph fast über lauter katolische Länder herrschte. Joseph war schon seit 1763 Mitregent seiner Mutter Maria Theresia und mußte bis zum Tode derselben das pfäffische Regiment ertragen, welches für die Regierungszeit Maria Theresias karakteristisch ist. Joseph hatte neben unbestreitbaren Tugenden auch große Fehler an sich; er war von leidenschaftlichem Verlangen nach kriegerischem Ruhm erfüllt und hätte in seiner Sucht, Baiern an Oesterreich zu bringen — „der Abrundung halber" lautete das schöne Motiv — Deutschland mehrmals nahezu in verheerende Kriege gestürzt. In diesem Punkt war seine fromme Mutter klüger als er. Als er 1780 alleiniger Herrscher seiner Staaten wurde, ging er sofort mit einer Reihe von grundstürzenden Neuerungen vor. Er hob die Leibeigenschaft auf und erließ 1781 das berühmte Toleranzedikt, welches die Protestanten den Katoliken der Habsburgischen Monarchie völlig gleich stellte. Die Klöster, von denen Oesterreich wie von einem großen Spinnennez bedeckt war, wurden um die Hälfte verringert, die der Bettelorden sämmtlich aufgehoben. Die Wallfahrten wurden beschränkt; ferner richtete man ein Generalseminar für die Ausbildung katolischer Teologen ein, die Joseph von dem römischen Stuhl ganz unabhängig zu machen bestrebt war. Auch die Zensur ward abgeschafft.

Man sieht, Joseph ging ziemlich energisch vor. Aber sein „Kulturkampf" war nur ein halbes Werk. Denn wenn er die Klöster als überflüssige Institution ansah, warum ließ er die Hälfte derselben bestehen? Er traf mit seinen Maßregeln wohl einige der äußeren Wirkungen, welche die Machtstellung der Kirche mit sich brachte, aber die Quellen der kirchlichen Macht ließ er unberührt. Er erhob sich nicht zu dem Gedanken, daß wahre Religions- und Gewissensfreiheit nur da bestehen kann, wo allen religiösen und sonstigen Ueberzeugungen volle Freiheit der Aeußerung gegeben ist, aber ohne daß eine oder die andere vom Staate bevorzugt wird und dies dann benüzt, um die anderen zu unterdrücken und zu verfolgen. Der Kampf Josephs gegen Rom blieb daher ohne sonderliche Bedeutung. Denn da der Katolizismus nach wie vor die herrschende Staatsreligion war, so wollte es doch wenig bedeuten, wenn in einzelnen amtlichen Aktenstücken die Parole „Los von Rom!" ausgegeben wurde.

Diese Reformen, die, im Lichte ihrer Zeit betrachtet, auch wenn sie von oben kamen, eine Reihe von kühnen Neuerungen enthielten, wurden in vielen Kreisen schon von vorneherein dadurch unsympatisch, daß sie auf Grund der absoluten Fürstengewalt eingeführt wurden. Denn Joseph war ein Vertreter des „aufgeklärten Despotismus"; er war ein entschiedener Gegner alles konstitutionellen Wesens und auf die möglichste Befestigung der absoluten Regierungsgewalt des Monarchen bedacht. Dadurch empfand man bei der Einführung der Joseph'schen Reformen so recht, wie viele Pflichten und wie wenig Rechte das Volk in Oesterreich hatte.

Joseph war in seinen Staaten gar nicht so sehr beliebt, wie höfische Geschichtschreiber glauben machen wollen. Denn zunächst erbitterte er dadurch, daß er seine nach Sprache, Sitten, Abstammung, Nationalität so verschiedenen Länder alle nach dem gleichem Schema regieren und aus der österreichischen Monarchie einen zentralistischen Einheitsstaat machen wollte. In den niederländischen resp. belgischen Provinzen, die damals noch österreichisch waren, achtete er die alten Rechte der Stände gar nicht, obschon er die „Joyeuse entrée" (fröhlicher Einzug) beschworen hatte, welche seine belgischen Provinzen vom Gehorsam gegen ihn entband, sobald er die Zustimmung der Stände bei seinen Neuerungen nicht einholte. Sodann wollte Joseph über die Güter der aufgehobenen Klöster ganz allein bestimmen und erbitterte dadurch die Belgier noch mehr. Gewalttaten, wie die skandalöse Behandlung des Kaufmanns Hondt in Brüssel, konnten unter Josephs Regierung ganz ungestraft vor sich gehen. Auch das Toleranzedikt blieb zum größten Teil nur ein interessantes Aktenstück. Die Regierung Josephs war nicht frei von religiösen Verfolgungen. Wenn man Leute fand, welche weder dem Katolizismus noch dem Protestantismus angehörten, so wurden sie strenge und grausam verfolgt. In Böhmen und Mähren gab es einige harmlose Sekten, die als Deisten bezeichnet wurden; es waren also keine „Ungläubigen". Wenn diese sich nicht bekehren ließen, so bekamen sie Stockprügel; man steckte die Männer in die Armee oder man „verpflanzte" die Familien nach Siebenbürgen und Galizien. Kinder wurden von ihren Eltern getrennt, das Glück von Tausenden mutwillig zerstört.

Es sei hier nur ein Belegstück angeführt. In einem mährischen Dorfe hatte man drei Familien entdeckt, welche weder Katoliken noch Protestanten waren, aber an einen „allmächtigen Geist" glaubten, der Gnade spenden und nach dem Tode eine Vergeltung der Handlungen im Leben eintreten lasse. Diese armen Menschen wurden in langwierige Untersuchungen verwickelt; zunächst wollte man sie des Landes verweisen; kämen sie zurück, so sollten ihnen — nach dem Beschlusse des Kreisamtsverwesers zu Brünn — Nasen und Ohren abgeschnitten werden. Dann beschloß man sie zu bekehren, und wenn das nicht ginge, sie als Deisten zu behandeln und ihnen ihre Kinder abzunehmen. Da die Behörden sich nicht einigen konnten, riefen sie die Entscheidung des Kaisers an. Diese erfolgte am 19. August 1786 und lautete wörtlich:

„Diese sind lediglich wie die Deisten zu behandeln; denn ob man einen Gott ohne Religion oder eine Religion ohne Gott behauptet, so ist eines so absurd wie das andere. Indes sind die Männer mit vierundzwanzig Stockstreichen, und die Weiber mit vierundzwanzig Rutenstreichen zu belegen, weil sie sich unterstanden haben, sich so zu nennen und sie sind dann nach Hause zu schicken. Sollten sie dennoch in ihrem Irrtum hartnäckig beharren, und sich zu keiner Frequentirung eines oder des anderen Gottesdienstes der geduldeten Religionen herbeilassen wollen, so sind sie ohne weiteres nach dem Beispiel der Deisten an das Militär nach Ungarn zur Verteilung abzugeben, ihre Häuser und Grundstücke aber müssen während der Minderjährigkeit ihrer sämmtlichen zurückbleibenden Kinder durch eigens bestimmte Vormünder besorgt werden, sowie auch die Herrschaft auf den Unterricht und die Verpflegung dieser Kinder zu sehen haben würde. Der Kreisverweser Stephan aber, der von Nasen- und Ohrenabschneiden redet, und aus dessen Untersuchung nichts als Unsinn und Dummheit hervorleuchtet, ist von seinem Verweseramt zu entlassen, auch ist dem Gubernio gemässenst zu verweisen, daß es diesen Menschen zum Kreisamtsverweser ausgewählt, ihn zu einer solchen Untersuchung ausgeschickt und anstatt die ausgefallene Relazion zu Rechte zu weisen und die Berichtigung derselben aufzutragen, es vielmehr seine Meinung darauf gefaßt habe."

Nun, man weiß nicht, ob die Trennung der Familien nicht eben so schlimm ist, wie Nasen- und Ohrenabschneiden. Der Erlaß Joseph II. ist so karakteristisch, daß eine Kritik überflüssig ist. Und das unter der Herrschaft des Toleranzedikts, welches „Duldung in allen Religionssachen" aussprach!

Diese Dinge und noch manches Aehnliche machten die Volksmassen dem „Reformkaiser" abgeneigt, und einzelne Anekdoten, wie vom Bauer, dem Joseph den Pflug abnahm, um selbst zu pflügen, konnten ihn nicht beliebter machen. Man sah die seltsame Erscheinung, daß sich von den Bischöfen und sonstigen

kirchlichen Würdenträgern mehrere völlig auf die Seite der Reformen stellten, während das Volk ihnen feindlich gegenübertrat. Das leztere kam zum großen Teil auch daher, daß die Reformen zu plözlich und ohne jede Vorbereitung eingeführt wurden und daß im Verhältnis zu dem Stand der Volksbildung zu viel auf einmal geboten wurde.

Alle diese Dinge wirkten zusammen, um das Reformwerk Josephs scheitern zu machen. Die Belgier empörten sich und schüttelten das österreichische Joch ab; die Ungarn hätten dasselbe getan, wenn Joseph nicht nachgegeben hätte. Er starb 1790 und sah seine Schöpfungen noch untergehen.

Es ging in jener Zeit ein eigentümlicher Zug antikirchlicher Gesinnung durch Europa, der die Regierungen ein Stück weit mit sich fortriß. Der Pabst Clemens Ganganelli hob 1773 den Jesuitenorden auf, nachdem die Jesuiten aus Frankreich durch die Pompadour, aus Portugal durch Pombal vertrieben worden waren. Die Fürsten benuzten diese Gelegenheit, um die Macht der Geistlichkeit zu schwächen. So Maximilian Joseph III. von Baiern, welcher beiläufig sein Land auch dadurch heben wollte, daß er befahl, man müsse in jedem Hause sich mit — Spinnerei beschäftigen, Kinder nicht ausgenommen.

In der französischen Revolution traten begreiflicherweise bald antikirchliche Tendenzen zutage. Nach Annahme der Verfassung von 1791 verpflichtete man die Geistlichen, die Verfassung zu beschwören. Sehr viele weigerten sich und wurden deshalb heftig verfolgt. Man führte in Frankreich die Civilehe und die Civilstandsregister ein; auch wurde die Ehescheidung sehr erleichtert. Der Fehler, den man in der französischen Revolution beging, war der, daß man die eidweigernden Priester heftig und grausam verfolgte. Man erweckte dadurch in den Volksmassen eine Sympatie für sie, die sie vorher kaum besaßen, und wer den Verlauf jener Umwälzung genau studirt, wird finden, daß in der Masse damals mehr religiöse Gesinnung vorhanden war, als man bei oberflächlicher Betrachtung glauben sollte. Die französische Demokratie machte die alte Erfahrung von neuem, daß dem wegen einer Ueberzeugung Verfolgten überall Sympatien erwachsen. Die Verfolgung der Priester wirkte mit, den furchtbaren Vendeekrieg zu entzünden, welcher die Republik an den Rand des Verderbens brachte.

Man schaffte den alten Kultus ab, sezte aber an dessen Stelle einen neuen, den Kultus der Vernunft, mit Ceremonien und öffentlichen Aufzügen. Robespierre sezte an Stelle dessen den Kultus des höchsten Wesens wieder ein. So war die französische Revolution auch auf dem alten Prinzip stehen geblieben und hatte die staatliche Anerkennung und Bevorzugung einer Religion, eines Kultus beibehalten. Nur der Kultus selbst erfuhr mannigfache Veränderungen, bis Napoleon I. den Katolizismus als Staatsreligion wieder einführte und das bekannte, heute noch unter der dritten Republik bestehende Konkordat mit dem römischen Stuhl schloß, ein Vertrag, der noch unter dem Konsulat eingegangen wurde und der französischen Staatsgewalt ein wesentliches Uebergewicht gegenüber der kirchlichen Macht verleiht.

Vergleicht man mit diesen Tatsachen den „Kulturkampf" von heute, so muß derselbe auch in den Augen seiner exaltirtesten Anhänger — und solcher gibt es viele — sehr an Bedeutung verlieren.

Zunächst vergesse man nicht, daß der neue deutsche „Kulturkampf" in einem Lande unternommen worden ist, das vierundsechzig Prozent Protestanten und dreiunddreißig Prozent Katoliken unter seiner Bevölkerung zählt. Insofern hatte es Preußen leichter als Oesterreich und Frankreich. Die Ausnahmegesezgebung im Kulturkampf richtete sich wesentlich gegen die katolische Geistlichkeit und ihre Abhängigkeit vom römischen Stuhl. Was man sonst schuf, war alles nicht neu; Civilehe und Civilstandsregister, Beschränkung des Einflusses der Geistlichkeit in den Schulen u. s. w. Man sieht, in dem preußischen Kulturkampf wurde unter sehr günstigen Verhältnissen nur das gewagt, was andere unter ungünstigeren Verhältnissen fast ein Jahrhundert früher auch gewagt hatten.

Man verfolgte den sogenannten „Ultramontanismus" durch Ausnahmegeseze und hat ihn dadurch binnen zehn Jahren zur stärksten Partei in Deutschland gemacht, die jezt in den gesezgebenden Körperschaften dominirt. Die Minderheit der Katoliken diktirt der Mehrheit der Protestanten Geseze. Das ist der Erfolg dieses Kulturkampfes. Daß man ihn jezt eingestellt hat, beweist nur, daß man selbst einsah, wie verfehlt er war.

Man sieht, wie alle Regierungen, welche einen „Kulturkampf" — um bei dieser einmal eingebürgerten Virchowschen Phrase zu bleiben — in denselben Fehler verfielen. Man greift wohl die Herrschaft an, die sich die Kirche innerhalb des Staats errungen hatte, aber man veränderte nur die Formen dieser Herrschaft. Man schränkte die Macht eines Kultus immer nur zu Gunsten eines andern ein, was auch die französische Revolution tat.

So lange es ein Staatskirchentum gibt, wird der Einfluß desselben auf die öffentlichen Angelegenheiten immer annähernd derselbe sein; er wird nur zeitweilig durch die Energie der Regierung vermindert, durch ihre Schwäche vermehrt werden.

Glaubens- und Gewissensfreiheit haben mit diesen Dingen gar nichts zu tun. Wenn wir uns vom kirchlichen Druck — sei es nun der der katolischen, der protestantischen oder einer anderen Kirche, — befreien wollen, so kann es sich nicht darum handeln, welcher Kultus vom Staat und der Gesezgebung am meisten bevorzugt werden soll; das wäre weiter nichts als ein Religionskrieg in anderer milderer Form.

Freiheit und Gleichberechtigung in kirchlichen und religiösen Dingen ist dann vorhanden, wenn alle religiösen Gemeinschaften ohne Ausnahme unter die gleichen Geseze gestellt werden, wie alle anderen Vereinigungen. Warum sollen religiöse Vereinigungen mehr Vorrechte haben als Turnvereine, Schüzenvereine, Rechtsschuzvereine, literarische Vereine u. s. w.? Selbstverständlich haben dann diese Vereinigungen auch die Kosten ihres Kultus selbst zu tragen; die ganzen Ausgaben für die Kirchengemeinschaften, die ganzen Kultusbudgets würden also wegfallen.

Das wäre Glaubens- und Gewissensfreiheit für alle, und die „kirchenpolitische Frage" wird auch nicht eher gelöst sein, bis man sich dazu entschließt. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika befinden sich annähernd in solchem Zustande, und man wird nicht behaupten wollen, daß die festen Grundlagen jenes riesigen Gemeinwesens dadurch jemals erschüttert werden könnten. Wer einem religiösen Kultus huldigen will, kann es drüben ungehinderter tun als bei uns. Die Befriedigung religiöser Bedürfnisse wird dadurch also sicherlich nicht verkümmert.

Wie immer bisher, ist auch im preußischen Kulturkampf die Kirche nicht besiegt worden. Der Staat kann nicht auf der einen Seite ihr Herr werden, wenn er sich auf der anderen zu ihrem Diener macht.

„So lag ich, und so führt' ich meine Klinge." (Seite 75.)

Aus Eduard Grützners Falstaff-Cyklus.

(Nach einer Photographie der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Falstaff und Frau Fluth. (Seite 75.)

Aus Eduard Grützners Falstaff-Cyklus.

(Nach einer Photographie der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Moderne Schicksale.

Novelle von Carl Görlitz. (2. Fortsetzung.)

5. Die rote Mappe.

Mistreß Jonston hatte ihre Toilette beendet. Sie ging an einen Koffer, nahm eine rote Mappe heraus und verschloß denselben wieder.

Sie legte die rote Mappe auf den Tisch, zog die Handschuhe an und betrachtete, ehe sie hinausging, eine kleine Photographie, die in einem goldenen Medaillon, das sie an einer Kette um den Hals trug, verwahrt war.

Sie stellte das Bild eines alten, greisenhaften Mannes vor.

„Mein Vater," sprach sie leise vor sich hin, „das Andenken an dich hält mich aufrecht! Dein Segen begleitet mich und wird mich beschüzen, wenn das Laster und die Bosheit mir Schlingen legen. Der Blick auf deine gramdurchfurchten Züge stählt stets von neuem meine Kraft."

Sie küßte das kleine Bild, schloß das Medaillon wieder und steckte es in den Gürtel ihres Kleides. Dann nahm sie die Mappe, verließ ihr Zimmer und stieg die Treppe hinab.

„Ist ein Wagen für mich da?" fragte sie den Portier, der ihr artig aus seiner Loge entgegentrat.

„Unser Hotelwagen wird für Sie angespannt, gnädige Frau," antwortete jener, „er muß sogleich vorfahren; belieben Sie einstweilen in den Speisesaal einzutreten!"

Dabei öffnete er die Glastür und ließ Mistreß Jonston eintreten, hinter welcher sich die Tür sogleich wieder schloß, da der Portier auf seinen Posten zurückkehrte.

Mit den durch den Justizrat zu ergreifenden Maßregeln in Gedanken beschäftigt, ging sie mit gesenktem Kopfe arglos bis in die Mitte des Saals und wollte sich auf einen Sessel niederlassen, um die Meldung des Portiers, daß der Wagen bereit sei, zu erwarten.

Senger hatte die Eintretende sogleich bemerkt, ohne daß sie von dem Dasizenden Notiz nahm.

„Sie selbst," murmelte er, „jezt gilts!" Er stand auf, trat ihr einige Schritte näher und machte ihr eine höfliche Verbeugung.

Mistreß Jonston, die durch das Geräusch seiner Schritte erst aufmerksam gemacht wurde, daß sie sich nicht allein befand, erschrak sichtlich, als sie Senger vor sich sah, und wandte sich wieder der Tür zu.

Er kam ihr zuvor, indem er durch eine rasche Wendung den Plaz zwischen ihr und der Glastür gewann; er verneigte sich noch einmal und redete sie zwar artig, aber doch mit festem Tone an: „Wollen Sie mir heute entfliehen, da Sie doch gestern —"

In Mistreß Jonstons Innern kämpften Furcht und Abscheu, sich mit dem verhaßten Manne hier plözlich unerwartet und allein gegenüber zu stehen.

„Wo sind die Leute des Hotels?" rief sie absichtlich laut, teils um dieselben wirklich herbeizurufen, teils um durch den starken Ton ihrer Stimme ihre Angst zu verbergen.

„Brauchen wir denn Zeugen?" sagte er halblaut und trat noch einen Schritt näher.

Sie wich ebenso zurück.

„Geben Sie mir Raum," fuhr sie fort, „oder Sie zwingen mich, ein ähnliches Aufsehen zu veranlassen, wie gestern."

„Sollte es denn keine Verständigung zwischen uns geben?" fragte er sanft.

Sie verlor immer mehr die Fassung; auf einen Ausbruch des Hasses wäre sie vorbereitet gewesen, der milde Wohllaut seiner Stimme verwirrte sie in um so höherem Grade, als er ihr unerwartet kam.

„Also doch ein Zugeständnis, daß Sie mich kennen," sagte sie mit vor Erregung zitternder Stimme, „gestern schienen Sie Lust zu haben, mich verleugnen zu wollen."

„Mußte ich es denn nicht? Wozu öffentlich bekennen, was uns beide kompromittirt hätte?"

„Uns beide kompromittirt?" rief sie entrüstet, sich mit ihm in eine Kategorie gestellt zu sehen, „ich wüßte nicht, was ich zu scheuen hätte?"

„Als Tochter Ihres Vaters dächte ich doch viel!"

Die Erwähnung ihres Vaters gab ihr die volle Fassung wieder. Kräftig richtete sie sich auf, warf stolz das schöne Haupt zurück und hielt ruhig seinen Blick aus.

„Mein Vater!" rief sie mit steigendem Affekt, „der Gedanke an ihn beseelt mich stets zu Mut und Kraft! Ja, mein Herr, ich bin hier, um Genugtuung zu fordern für das Unrecht, das Sie an meinem Vater einst begingen, und Ersaz für den ihm zugefügten Raub, wodurch Sie uns ins Elend stießen!"

Sengers Blick streifte ihr elegantes Aeußere.

Das Kleid von silbergrauem Seidenstoff und der schwarze Sammetpaletot, den Mistreß Jonston trug, kontrastirte allerdings scharf mit der traurigen Lage, die ihre Worte andeuteten.

„Das Elend in Sammt und Seide," konnte er sich nicht enthalten zu sagen, „scheint nicht allzugroß zu sein!"

„Wundert Sie das?" fuhr sie fort, „ich glaube es, denn nach Ihrer Berechnung mußten wir auf einen Standpunkt der Existenz gebracht worden sein, der es uns unmöglich machen sollte, jemals im Leben wieder aufzutauchen. Aber es ist anders gekommen! Als vor acht Jahren mein armer Vater in unserer Heimat am Rhein durch Ihre Schuld in jenen schmählichen Bankrott getrieben wurde, der nicht nur unser ganzes Vermögen verschlang, sondern auch unseren bis dahin geachteten Namen der öffentlichen Schande preisgab, hatten Sie Sich auf unsere Kosten geschickt zu bereichern gewußt; jener schändliche Sozietätsvertrag, den mein Vater mit Ihnen, geblendet durch Ihre gleißnerische Verstellungskunst, geschlossen hatte, gab Ihnen als Kompagnon Gelegenheit, unumschränkt zu handeln; Sie verschwanden mit den größten Summen, und mein Vater war ein bankrotter Kaufmann. Alles hielt sich an ihn, da troz Ihres Eintritts die Firma nur unseren Namen trug; man bezichtigte meinen Vater sogar der sträflichen Mitwissenschaft Ihres Verschwindens und ihm drohte die Schmach eines öffentlichen Prozesses, dem er nur durch die Flucht entging. Längst hätte das Elend wohl jede Spur von uns zerstört, wenn Gott uns nicht in einem edlen Manne, dessen Namen ich jezt trage, im Auslande Rettung gesandt hätte; aber meinen Vater hat der Gram um die verlorene Ehre körperlich zerstört; er ist seit jener Zeit gelähmt, aber sein Geist ist frisch geblieben und kennt nur einen Gedanken: Sühne! vollste Tilgung aller Verpflichtungen, unter denen er durch Ihren Verrat seit acht Jahren seufzt! — Als nun kürzlich erst verworrene, dann immer deutlicher auftretende Gerüchte zu uns drangen, daß Sie in hiesiger Residenz in glänzenden Verhältnissen lebten, schien uns der Zeitpunkt der Vergeltung gekommen! Ist mein alter Vater auch durch sein Leiden gefesselt, bin ich dagegen durch meine Wittwenschaft frei, und ich habe es übernommen, mit meiner väterlichen Vollmacht versehen, Sie zur Rechenschaft zu ziehen!" Mit verschränkten Armen hatte Senger ihr zugehört; keine Muskel seines Gesichts zuckte, während alle Seelenzustände, welche sie mit Worten malte, in ihrem wechselvollen Mienenspiele sich deutlich ausprägten. Er war im Vorteil, wie stets, da er ruhig blieb.

„So lassen Sie hören, was Sie verlangen!" sagte er kalt.

„Wie?" stuzte sie, „Sie wollten Sich gutwillig unseren Forderungen fügen?"

„Unter Umständen — ja!"

„Ich durchschaue Sie," rief Mistreß Jonston, „aber ich bin nicht mehr das junge Mädchen, wie vor acht Jahren, sondern die durch das Leben geprüfte und erfahrene Frau; Sie wollen mich durch scheinbares Nachgeben hinhalten, aber im Geheimen sinnen Sie auf neuen Verrat, doch bin ich auf alles gefaßt!"

„Und doch täuschen Sie Sich," sagte er trübe und schlug mit schmerzlichem Ausdruck das Auge zu Boden, „Sie sagen,

daß Sie nicht mehr dieselbe sind, wohlan, ich glaube Ihnen! Warum soll ich denn noch derselbe sein? Sehen Sie Sich um, wer ich jezt bin! Geachtet von meinen Mitbürgern, geehrt von meiner Umgebung, geliebt von einer teuren, edlen Gattin, ist mir nichts von der Vergangenheit geblieben als der Name!"

Mistreß Jonston war auf das höchste überrascht. Sie glaubte einen Bösewicht zu finden, und ein Reuiger stand vor ihr.

„Welche Sprache?" dachte sie bei sich.

„Soll ich an Ihr Herz appelliren?" fuhr er fort, „mehr noch, an Ihr Gewissen?"

Die Veränderung, die er zur Schau trug, verwirrte sie immer mehr. Sie blickte ihn scheu von der Seite an; in ihrem Blick lag ein aus Neugier und Ueberraschung gemischtes Interesse.

„Sie haben volles juristisches Recht, Ihren Verlust von mir zurückzufordern," bekräftigte er mit dem Tone voller Ueberzeugung, „aber Sie haben nie das moralische Recht, meine jezige ehrenhafte Existenz durch einen öffentlichen Prozeß zu zerstören!"

Sie konnte in Gedanken ihm nicht widersprechen; es war ihr wie im Traume, sie glaubte ihn als Anklägerin zu vernichten, jezt klagte er sie fast an.

„Wehe Ihnen," rief er beinahe drohend, „wenn die Tränen einer schuldlosen Gattin auf Ihrer Seele brennen würden!"

Leopoldinens Bild stand plözlich im Geiste vor ihr; sie erinnerte sich, wie freundlich sie als ganz Unbekannte von der jungen Frau am Abend vorher aufgenommen worden war, das brachte sie zum Entschluß. Der Frau wegen konnte sie dem Manne, wenn auch nicht verzeihen, so doch einige Rücksicht angedeihen lassen.

„Nein, das soll sie nicht," entgegnete sie halb gerührt, „ich will nicht ein schuldloses Weib weinen machen!"

„Ich wußte es ja," dachte er im stillen bei sich, und sezte laut mit demütigster Miene hinzu: „Was verlangen Sie also, gnädige Frau?"

„Sie wissen," sagte sie, „daß kraft des Wortlauts jenes Geschäftsvertrages zwischen Ihnen und meinem Vater jeder Gewinn geteilt werden soll! Diesen von Ihnen unterschriebenen Vertrag habe ich bei mir; er befindet sich in dieser roten Mappe." —

Senger blickte scharf mit dem Ausdruck eines Raubvogels auf die Mappe, die sie unvorsichtig genug ihm entgegenhielt, und welche nach dem, was er soeben erfahren, für ihn jezt fast noch größeren Wert bekam, als die Person der Mistreß Jonston selbst. Er übersah sogleich, daß eine Sache leichter und mit weniger Aufsehen zu vernichten sei, als eine Person. Sein ganzes Interesse konzentrirte sich nun darauf, sich durch eine geschickte Machination in den Besiz der Mappe zu sezen.

„Ebenso ein Verzeichnis aller Gläubiger meines Vaters," fuhr sie fort, „die damals durch seine Flucht geschädigt wurden. Ich habe wiederholentlich diese väterlichen Schulden durch mein, freilich nicht großes Vermögen, über das ich laut Testament meines Mannes volle Verfügung habe, tilgen wollen, aber mein Vater nahm es nicht an, sondern verlangt die Tilgung durch Sie, da Sie jezt reich geworden sind und in Ihrem Besize der meines Vaters von damals mit eingeschlossen ist! Willigen Sie hierin ein, so bin ich bereit, dies mit Ihnen zu arrangiren, — verweigern Sie es aber, so klage ich, auf den Inhalt dieser Mappe gestüzt, gegen Sie und werde Sie zur Tilgung zwingen!"

„Und wie hoch beläuft sich die Summe, die nach Ihrer Anschauung zur Deckung des damaligen Defizits nötig wäre?"

„Sie übersteigt um etwas neunzigtausend Mark!" entgegnete Mistreß Jonston.

„Ich wäre ein Tor," sagte er mit leichtem Achselzucken, „wenn ich um solcher Kleinigkeit willen mein gutes Renommée auf's Spiel sezen wollte! In drei Tagen steht diese Summe zu Ihrer Verfügung!"

Mistreß Jonston konnte einen Ausruf angenehmen Erstaunens nicht unterdrücken; es kam alles anders, als sie erwartet hatte; so leicht zum Ziele zu gelangen, hatte sie nicht gehofft.

Doch bemächtigte sich ihrer noch einmal das Mißtrauen.

Sie sprach es zwar nicht aus, doch mußte es sich wohl in ihren Zügen abspiegeln, denn er bekräftigte sein Versprechen:

„Ich wiederhole Ihnen, daß Sie in drei Tagen das verlangte Geld haben werden; eher kann ich es ohne Aufsehen nicht schaffen, denn wer hat heute so viel baares Geld gleich disponibel liegen?" — Bittend fügte er hinzu: „Sie gewähren mir die drei Tage Frist, nicht wahr?"

Sie überlegte, daß sie bei diesem kurzen Aufschub nichts wagen, noch viel weniger an ihren Rechten und Ansprüchen etwas verlieren konnte.

„Ich werde warten," sagte sie, „aber nur drei Tage!"

Der Portier trat ein und meldete der Dame, daß der Wagen für sie vorgefahren sei. Sie war jezt unschlüssig, was sie tun sollte und besann sich zögernd.

„Versprechen Sie mir, gnädige Frau," bat Senger halblaut, damit der Portier nichts hören sollte, „in dieser kurzen Zeit, nach deren Ablauf ich die geschäftlichen Ansprüche Ihres Herrn Vaters vollständig saldiren werde, nichts öffentlich gegen mich zu unternehmen!"

Mistreß Jonston nickte zustimmend, und da sie einsah, daß sie nach dem gegebenen Versprechen vorläufig dem Justizrat Harder keine weiteren Eröffnungen machen konnte, beschloß sie, den Besuch bei dem Rechtsgelehrten aufzugeben und bemerkte nun zu dem Portier, daß er den Wagen wieder fortschicken möchte, da sie sich anders besonnen und die Fahrt auf später verschoben hätte. Der Portier verneigte sich und ging hinaus, um dem Befehle der Dame nachzukommen.

Senger triumphirte im stillen, wenn er auch äußerlich eine demütig gebückte Haltung beibehielt. Er hatte drei Tage gewonnen, das war ihm genug; er war überzeugt, daß er bis dahin Mittel gefunden haben würde, die rote Mappe zu erlangen oder Mistreß Jonston verschwinden zu lassen.

Als der Portier hinausgegangen war, wandte sich Mistreß Jonston seitwärts und wollte nach leichter Verbeugung gegen Senger ebenfalls den Saal verlassen.

„Ich danke Ihnen für Ihre Nachsicht," flüsterte er, indem er sich tief vor der Dame verbeugte.

„Für heute sind wir zu Ende," sagte sie im Hinausgehen, „Sie wissen, wo Sie mich zu finden haben." Darauf stieg sie die Treppe hinauf und begab sich in ihre Zimmer.

Senger blieb im Speisesaal zurück, zündete sich eine neue Zigarre an und schritt langsam auf und nieder, seinen Gedanken Audienz gebend. Ihn mußten angenehme Bilder beschäftigen, denn es lag ein zufriedenes Lächeln auf seinem Gesicht. Er zweifelte nicht, daß er die Gefahr, welche ihm von Mistreß Jonston drohte, beseitigen würde; was war aber damit erreicht? Nicht viel mehr als freies Feld gewonnen, um weiter operiren zu können. Die Hauptsache war für ihn Geld, viel Geld!

Wie das schnell zu erlangen war, darüber dachte er hauptsächlich nach.

Ein grandioses Geschäft mußte gemacht werden, wenn er sich halten wollte. Nicht jahrelanger Fleiß, mühevolle Arbeit, wie in früheren Zeiten, hätten ihn zum Ziel geführt, nein, er war ein Mann der Gegenwart und an rasche Erfolge gewöhnt.

6. Zur Polizei.

Mohrmann, der Besizer des Hotels, in welchem Mistreß Jonston abgestiegen war, erfreute sich großer Beliebtheit beim Publikum.

Nicht nur, daß das Renommée seines Hotels hinsichtlich Einrichtung, Table d'hôte und Bedienung ein vorzügliches war, auch persönlich gehörte er zu den Leuten, vor welchen jedermann den Hut zog.

Seine Wohltätigkeit war in den weitesten Kreisen bekannt, sein Name stand auf den Sammellisten für mildtätige Zwecke oft mit großen Beträgen oben an, er speiste und beschenkte die armen Kinder des Bezirks zu jeder Weihnachtszeit, kurz, er war ein in jeder Hinsicht ausgezeichnet beleumundeter Mann.

Die jeunesse dorée der Aristokratie, der Börse und die Sterne der Kunstwelt speisten an seiner Wirtshaustafel, und der auf alles bedachte kluge Wirt sorgte stets dafür, daß zwei oder drei hübsche junge Damen von Oper und Ballet einen

Freiplaz an seiner Tafel einnahmen, um durch ihre pikanten Erscheinungen den Reiz der gastronomischen Genüsse zu erhöhen.

Alle diese von den Moden des Tags getragenen Erfolge rechnete man dem Hotelier um so höher an, als man wußte, daß er vor einer Reihe von Jahren sein Geschäft ganz ohne Vermögen begonnen und sich nur durch Ausdauer und geschickte Benuzung aller Umstände so in die Höhe geschwungen hatte.

Dazu kam, daß Mohrmann, wenn auch nicht mehr jung, doch ein äußerlich feiner und eleganter Mann war. Sehr schönes schwarzes lockiges Haar, ein gleichfarbiger moderner Backenbart und exquisite Kleidung machten seine Erscheinung eindrucksvoll.

Aber — das üppige Haupthaar war — Perrücke; der schöne Bart — gefärbt, der Rock nach dem neuesten Schnitt auf einer Seite stark wattirt, um die hohe, etwas schiefe Schulter zu verdecken. Alles an ihm war falsch.

Er war seit einigen Jahren mit dem Chef der Firma „Theelen Nachfolger" sehr vertraut, und zwar seit einem Vorfalle, der manchen andern für immer von ihm verscheucht hätte.

Bei einer privaten Spielpartie: „Links verliert, rechts gewinnt," hatte Senger den würdigen Hotelier bei einem geschickten Kartenmanöver ertappt, lezterer seine Ungeschicklichkeit dem reichen Kaufmann gegenüber eingestehen müssen und — seit jenem Tage war Senger Stammgast im Hotel des Herrn Mohrmann geworden.

Das war der Mann, der jezt in den Speisesaal trat, um Senger zu begrüßen.

„Ha!" dachte dieser, „,Mohrmann!' eine kleine Hülfe in der Noth; diesmal vielleicht mehr als je! Nur darf ich ihn nicht allzusehr in meine Karten blicken lassen!"

„Guten Morgen, Herr Senger!" rief der Gastwirt mit liebenswürdigster Geschmeidigkeit, „was steht zu Ihren Diensten? Befehlen Sie einige Pläze an der Table d'hôte, oder wollen Sie eines Ihrer kleinen famosen Soupers bei mir arrangiren?"

„Nichts von beidem," entgegnete Senger, „ich bin gekommen, Ihnen ein brillantes Teilgeschäft vorzuschlagen; haben Sie Lust dazu?"

„Mit Ihnen zusammen, stets!" antwortete Mohrmann, „also lassen Sie hören! Aber wollen Sie nicht plaznehmen?"

„Danke, es wird kurz abgemacht sein," sagte Senger und wies den ihm gebotenen Stuhl zurück.

Er durfte jenen nicht merken lassen, daß es seine Absicht war, wegen Mistreß Jonston im Hotel zu bleiben.

„Und welchen Gewinn verspricht es?" fragte Mohrmann blinzelnd.

„Wenn alles gut abläuft, für jeden von uns vielleicht dreimalhunderttausend Mark!"

Der Hotelier knipste mit den Fingern.

„Teufel, Sie gehen sehr ins Zeug!"

„Ich bemühe mich nicht um Lappalien!" sagte Senger wegwerfend.

„Ich weiß, ich weiß, und traue Ihnen große Divinationsgabe und richtigen Treffer zu; also lassen Sie hören!"

Senger sah sich vorsichtig um, ob sie auch allein waren. Niemand war im Saal, niemand war durch die Glastür auf dem Korridor zu erblicken. Dann faßte er Mohrmanns Hand und flüsterte demselben zu: „Es ist Aussicht, daß Baron Warren sein Gut verkaufen könnte."

Mohrmann schüttelte den Kopf. „Da glaube ich, irren Sie!"

Senger zuckte mit dem Ausdrucke großer Ueberlegenheit die Achseln.

„Lassen Sie mich doch ausreden," fuhr er mit ziemlicher Rücksichtslosigkeit fort: „Ich habe den jungen Baron auf geschickte Weise an mich attachirt und ihm den Gedanken an einen Gutsverkauf bereits nahe gelegt; es bedarf vielleicht nur noch eines Anstoßes, der muß von Ihnen kommen, und das Gut könnte in Ihre Hände übergehen!"

„Sie wollen doch nicht sagen," rief Mohrmann, einen Schritt zurücktretend, „daß ich das Gut kaufen soll?"

„Ja, das werden Sie!" sagte Senger ganz bestimmt.

„Ha, ha, ha!" lachte der andere, „und womit? Mir fehlt auch das kleinste Kapital zum Angelde. Ich halte kaum die Verhältnisse meines Hotels hier im äußeren Zusammenhange; was sollte ich dem Baron also zahlen?"

„Nichts!" lächelte Senger sarkastisch, „,Nichts' ist das richtige Angeld für moderne Geschäfte! Wie das gemacht wird, das sei meine Sorge," fügte er wieder ernsthaft werdend hinzu, „Sie wissen, daß ich nie um die Mittel verlegen bin, wenn es meine Dispositionen ins Leben zu sezen gilt! Sie sind es in gewisser Weise ja auch nicht, denken Sie doch an jenes Kartenspiel, wo Sie Ihnen mißliebige Karten in den Aermel gleiten ließen, damit die mit einem Nadelstich gezeichneten links fallen sollten!"

Mohrmann erbleichte, das heißt: sein alterndes Gesicht wurde gelb.

„St!" stöhnte er, sich scheu umsehend, „schweigen Sie von jener Geschichte, sie ist ja längst vergessen!"

„Doch nicht von uns beiden?" spottete Senger, „denn sie verbindet uns ja, und ich würde Ihnen sonst nicht so unumwunden diesen neuen Vorschlag machen!"

Mohrmann fühlte seine Abhängigkeit von diesem Manne, der so kalt und ruhig jenes falsche Spiel erwähnen konnte, wovor er selbst noch stets in der Erinnerung zitterte.

„Sie meinen wirklich?" sagte er die Augen verschüchtert niederschlagend.

„Daß es das brillanteste Geschäft von der Welt wird," fuhr Senger mit Ueberzeugung fort, „denn wir werden es bald zu baarem Gelde machen! Sie haben doch Lust, mit mir halb Part zu spielen, oder," der Sarkasmus machte sich wieder in seiner Stimme geltend, „oder macht Ihnen Ihr Hotelgewissen Skrupel?"

„Sie sind in allem mein Meister!" stammelte jener kleinlaut, „ich werde Ihnen willfahren!"

„Topp! Sie werden es nicht bereuen," rief Senger mit stolzer Zuversicht, „meiner Fahne winkt der Erfolg!"

Ein Geräusch und Gemurmel mehrerer Stimmen lenkte ihre Aufmerksamkeit nach dem Korridor, wo sie durch die Scheiben der Glastür mehrere Personen vor der Loge des Portiers in lebhafter Unterhaltung sahen.

Portier, Oberkellner, Kommissionär und mehrere Stubenmädchen riefen wild durcheinander:

„Unglaublich!"

„Unerhört!"

„Was kann das für Weitläufigkeiten geben?"

Die Mädchen eilten fort, um ihren Kolleginnen die Neuigkeit so rasch wie möglich zu bringen.

Das Gebahren der Leute erschien den beiden Herren denn doch so auffällig, daß sich beide der Tür zuwandten, um den Grund der allgemeinen Aufregung zu erfahren.

Der Oberkellner kam ihnen schon entgegen.

„Was gibts?" fragte Mohrmann.

„Der Kommissionär," antwortete Kaps, „kommt soeben vom Polizeibureau, wohin ich ihn mit den Meldungen gesandt hatte, zurück mit der Nachricht, daß der Paß der Mistreß Jonston gefälscht sei und daß diese Dame sogleich selbst auf dem Polizeibureau zu erscheinen habe!"

„Nicht möglich!" rief Mohrmann und schlug die Hände zusammen.

Senger hatte Mühe, seine freudige Aufregung zu verbergen, denn er überlegte sogleich, daß die drei Tage Frist, welche er von der Engländerin erbeten hatte, nun wahrscheinlich nicht mehr nötig seien.

„Benachrichtigen Sie die Dame von dem Vorgefallenen," sagte der Hotelier zu seinem Oberkellner, „und ersuchen Sie dieselbe, sich zum Polizeibureau zu bemühen.

„Etwas extravagant kam sie mir gleich vor!" rief Kaps und eilte hinaus, um zur Engländerin hinauf zu steigen.

Die beiden Herren blieben in sehr verschiedener Gemütsstimmung im Speisesaal zurück. —

(Fortsezung folgt.)

Negerserenade. (Seite 75.)

Der Bau des menschlichen Körpers.

Eine anatomisch-physiologische Skizze von **Bruno Geiser**. (Fortsezung.)

Der Kreislauf des Blutes durch den Körper findet in folgender Weise statt:

Durch die Oeffnung der linken Herzkammer in die große Körperschlagader, die Aorta, treibt die Systole des Herzens die während der Diastole in den linken Ventrikel eingetretene Menge hellroten, sauerstoffreichen Blutes in die Aorta hinein. Diese wird dadurch ausgedehnt und würde durch die folgende Zusammenziehung ihrer Wände das Blut wieder in das Herz zurücktreiben, wenn nicht die halbmondförmigen Aortenklappen eben nur das Fortbewegen des Blutes in zentrifugaler Richtung gestatteten.

Die Aorta leitet das Blut in den gesammten Körper, indem sie, bei ihrem Austritt aus dem Herzen ein daumendickes, festes und elastisches Rohr darstellend, sich zunächst als aorta ascendens, aufsteigende Aorta, in einem Bogen, dem Aortenbogen, nach aufwärts wendet (Tafel I, Fig. 1 i); an dieser Stelle entspringt der Hauptstrom für die Arterien des Kopfes und der oberen Extremitäten, unter denen sich die auf unserer Figur bezeichneten a. die Schläfenschlagader, b. die Kieferschlagader, c. die Halsschlagader oder Carotis, d. die Schlüsselbeinschlagader, g. die Armschlagader und h. die Speichenschlagader befinden.

In dem Aortenbogen wendet sich die Aorta nach hinten und abwärts und läuft als absteigende Brustaorta (aorta descedens thoracica) an der linken Seite der Wirbelsäule bis zum zwölften Brustwirbel abwärts, dabei eine Menge von Schlagadern in alle Teile der Brust aussendend.

Sie dringt alsdann durch das Zwerchfell in die Bauchhöhle, wo sie als Bauchaorta sich in der Gegend des lezten Lendenwirbels in ihre beide Endäste teilt, durch welche das Becken, die Geschlechtsteile und die Beine mit Blut versorgt werden.

Besonders bezeichnet sind auf unserer Figur die Schenkelarterien, arteria cruralis f, die Kniekehlenarterie k, die Schienbeinarterie l und die Fußarterie m.

Wo sich nun auch das Blut in der tausendfachen Verzweigung der Arterien hinwendet, überall gelangt es endlich in Capillargefäße, in welchen es infolge der Erweiterung seiner Bahn langsamer fließt und einesteils dieser Verlangsamung seines Laufes wegen, andererseits wegen der sehr viel geringeren Dichte der Haargefäßwände Gelegenheit erhält, seine ernährenden Bestandteile an den Körper abzugeben und die abgenuzten und für die Ernährung des Körpers überflüssigen oder störenden Stoffe aufzunehmen.

Genau so allmälich, wie sich die Arterien in Capillargefäße auflösen, sezen sich aus diesen wieder die Venen zusammen. Eine Grenze des Gebiets der Arterien und der Venen innerhalb der Haargefäße ist natürlich nicht zu bestimmen. Ganz allmälich wird das Arterienblut ärmer an Sauerstoff, den es zur Körperernährung abgibt, und reicher an Kohlensäure, dem Hauptverbrennungsprodukt des Körpers. Endlich strömt es als an seiner erheblich dunkleren Färbung leicht zu erkennendes Venenblut durch die Zweige und Aeste der Hohlvenen wieder dem Herzen entgegen, in dessen rechte Vorkammer es sich ergießt, um sich sogleich in den rechten Ventrikel fortzubewegen und von dort durch die Lungenschlagader (Pulmonalarterie) mittels der Systole der rechten Kammer den Lungen zugeführt zu werden. In den Haargefäßen der Lunge kommt das unreine, kohlensäuregeschwängerte Blut mit der eingeatmeten atmosphärischen Luft in Berührung, nimmt daraus frischen Sauerstoff auf und reinigt sich von der Kohlensäure. Darauf wird es von den Lungenvenen aufgenommen und hellrot geworden in den linken Vorhof geleitet, durch den es in der Diastole wieder in die linke Kammer tritt und so seinen Kreislauf durch den Körper beendet, um ihn sogleich wieder von neuem zu beginnen.

Den ersten Teil des Gesammtkreislaufs von der linken Ventrikel bis zum rechten Vorhofe hat man früher als den großen Kreislauf geschieden von dem kleinen, als welchen man die Blutbahn vom rechten Vorhofe durch die rechte Kammer nach den Lungen und von diesem nach dem linken Herzensatrium betrachtet hat. Indessen ist diese Scheidung gänzlich überflüssig, streng genommen sogar inkorrekt, denn da die beiden Herzhälften, rechte und linke, von einander völlig getrennt sind, so erhellt, daß der Kreislauf des Blutes auch nur gerade da enden kann, wo er angefangen hat, in der linken Kammer. Das Blut geht also in seinem Kreislauf vom linken Herzen aus, passirt nach dem Laufe durch den weitaus größten Teil des Körpers das rechte Herz und kehrt durch die Lungen in das linke Herz zurück. —

Die höchst wichtige Verschiedenheit des Arterien- und Venenblutes wollen sich unsere Leser durch folgende Tabelle*) noch deutlich machen lassen.

Physikalische Karaktere u. chem. Bestandteile.	Arterienblut.	Venenblut.
Temperatur	etwa um 1° C. höher	niedriger
Farbe	heller, nicht dichroitisch**)	dunkler, dichroitisch
Gasgehalt	relativ mehr Sauerstoff	relativ mehr Kohlensäure
Wasser	mehr	weniger
Fibrin	mehr	weniger
Blutkörperchen	weniger	mehr
Albumin Fette	} keine konstante Differenz	
Extraktivstoffe	mehr	weniger
Harnstoff	weniger	mehr
Salze	mehr	weniger
Zucker	mehr	weniger

Auch nach Geschlecht und Alter ist die Beschaffenheit des Blutes eine verschiedene. Nachstehende Tabelle gibt das Resultat sorgfältiger Beobachtungen hierüber.

Bestandteile.	Männer.	Frauen.	Kinder.	Greise.	Schwangerschaft.
Wasser	weniger	mehr	weniger	mehr	mehr
Fibrin	—	—	weniger	mehr	relativ mehr
Blutkörperchen	mehr	weniger	mehr	weniger	weniger
Albumin	weniger	mehr	mehr	weniger	weniger
Fette	weniger	mehr	—	—	—
Extraktivstoffe	weniger	mehr	mehr	weniger	—
Salze	weniger	mehr	weniger	mehr	—

Die Ursache der Bewegung des Blutes in seinem Kreislaufe durch den menschlichen Körper glaubten noch vor nicht langer Zeit die Physiologen ausschließlich in den Stößen seitens des Herzens gefunden zu haben***). Indessen hat sich in neuester Zeit die Sache doch als minder einfach herausgestellt. Dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nach verhält es sich damit folgendermaßen†). Die Herztätigkeit bleibt allerdings als wichtigster Faktor bestehen. Sie wirkt jedoch so: dadurch, daß sie mit jeder Diastole aus den Mündungen der Venen etwa den siebenundzwanzigsten Teil der gesammten Blutmenge aus den Venenmündungen auspumpt und durch die Systole in die Arterienwurzeln einfüllt, sinkt der hydrostatische††) Druck

*) Dr. Otto Dammer, Chem. Handwörterbuch, Artikel Blut.

**) Dichroismus ist die Eigenschaft eines Stoffes, im durchgehenden Licht nach verschiedenen Richtungen zweierlei verschiedene Farben zu zeigen.

***) So noch Vogt, „Physiologische Briefe“, Gießen 1861, S. 27.

†) Encyklopädie der Naturwissenschaften. Handwörterbuch der Zoologie, Antropologie 2c. Artikel Blutbewegung.

††) Hydrostatik ist die Lehre vom Gleichgewicht und Druck der Flüssigkeiten auf ihre eigenen Teile, auf die Wände der Gefäße, von denen sie eingeschlossen sind, und auf die in ihnen befindlichen Körper.

in den Venen und steigt in den Arterien. Da nun nach einem physikalischen Gesetze in kommunizirenden Gefäßen (Bassins, Röhren u. s. w.) eine Flüssigkeit stets von den Punkten mit höherem hydrostatischen Druck nach dem mit niedrigerem Drucke fließen muß, „so findet, so lange das Herz arbeitet, ein Fließen des Blutes von den Arterien durch die Capillaren in die Venen statt.“ Dazu kommt nun zweitens „die Elastizität der Blutgefäße, insbesondere der Schlagadern. Diese bewirkt, daß das Fließen ein ununterbrochenes ist, trozdem daß das Herz während seiner Ausdehnung keine Flüssigkeit in die Arterien sendet, denn die Ausdehnung des Herzens dauert viel zu kurz, als daß in dieser Zeit eine Ausgleichung des Druckunterschiedes zwischen Arterien und Venen stattfinden könnte. Die Elastizität der Gefäße hat also dieselbe Wirkung, wie die Elastizität der Luft in dem Windkessel einer Feuerspritze. Drittens: da das Herz und die großen Gefäße in der Brusthöhle liegen, wo das Zusammenziehungsbestreben der Lunge einen negativen Druck unterhält*), so wird hierdurch nicht nur bei der Erschlaffung des Herzens das Herzfleisch ausgedehnt, sondern auch von den großen Gefäßen insbesondere die Venen, was einer Ansaugung des Blutes gleichkommt. Auf die Arterienwurzeln äußert sich dieser Saugdruck der Lunge natürlich nur als Herabminderung des in ihnen herrschenden Druckes, da ein Rückläufigwerden des Blutes durch die Aortenklappe verhindert wird. Da der Saugdruck der Lunge mit der Einatmung steigt und mit der Ausatmung sinkt, so erleidet die Blutbewegung eine mit dem Atmungsrhythmus harmonirende Schwankung in folgender Weise: Im Beginn der Einatmung nimmt erstens der Blutdruck in den Arterien ab, zweitens füllt sich das Herz stark mit Blut, sobald nun diese stärkere Füllung in die Arterien entleert wird, steigt in ihnen der Blutdruck wieder. Bei der Ausatmung steigt infolge der Verminderung des Saugdruckes der Blutdruck in den Arterien, aber da das Herz sich jezt weniger füllt, so wird dies wieder rückgängig, da die Arterien jezt weniger Blut enthalten. Das Resultat der Atmung ist also eine rhythmische Schwankung des Blutdrucks, die sich an den Arterien durch wechselnde Völle des Pulses verrät. Viertens: Von den Bewegungsorganen des Körpers werden positive und negative Seitendrücke auf die Gefäße ausgeübt, die insbesondere auf die schlaffwandigen Venen wirken und teils vorübergehende Stauungen, teils, unterstützt durch die Klappen, vorübergehende Beschleunigungen der Blutbewegung veranlassen. An mancher Körperstelle, z. B. der Schenkelbeuge des Menschen, funktioniren einzelne Venen bei der rhythmischen Gliedmaßenbewegung geradezu als Pumpen.“

Ueber die verschiedenartige Schnelligkeit der Blutbewegung und deren physiologische Wirkungen schließt sich am angegebenen Orte noch folgende ebenso kurze als interessante Auseinandersezung an:

„In den Arterien bewegt sich das Blut rhytmisch schneller (bei der Systole) und rhytmisch langsamer (bei der Diastole des Herzens), weil die Pulswelle über die elastische Rohrwand ungebrochen hinläuft, die Differenz in der Geschwindigkeit beträgt 20 bis 30 Prozent. Mit dem Eintritt des Blutes in das Capillarnez hört die pulsartige Bewegung auf, da die Pulswellen hier notwendig sich begegnen und so sich neutralisiren müssen: der Blutstrom ist jezt kontinuirlich. In den Venen ist dies anfangs ebenso, gegen das Herz hin kommt es aber wieder infolge der Druckschwankungen durch die Herztätigkeit zu pulsartigem Rhytmus (Venenpuls) und hierzu gesellt sich mannichfaltige Unregelmäßigkeit infolge des wechselnden Seitendrucks. Die Geschwindigkeit der Blutbewegung ist in den Arterienwurzeln am größten und nimmt von da an wegen fortwährender Erweiterung des Strombettes succesive ab, bis sie in den Capillaren ihr Minimum erreicht. Beim Pferd fließt das Blut in der Halsschlagader 300 Millimeter in der Sekunde, und in den Capillaren höchstens 1 Millimeter. In den Venen nimmt die Geschwindigkeit successive wieder zu. Innerhalb eines und desselben Röhrenabschnittes fließen nicht alle Teile der Blutsäule gleich schnell, die größte Geschwindigkeit hat der Axenstrom, von da nimmt die Geschwindigkeit gegen die Rohrwand, wo sie Null wird, successive ab. Die Bewegung ist also mit einer Verschiebung der Flüssigkeitsteilchen aneinander verbunden, ähnlich wie sich die Hülsen des Perspektivs beim Ausziehen ineinander verschieben. Das hat zweierlei zur Folge: a. die Verschiebung erfordert Kraft und um so größere, je cohärenter die Flüssigkeitsteilchen sind. Das ist ein Reibungsmoment, welches die allmäliche Verzehrung der bewegenden Kräfte und ihre Umsezung in Wärme zur Folge hat. b. Bei der Verteilung der Flüssigkeitsschichten gegen einander befinden sich die Blutkörperchen in derselben Lage wie ein zwischen zwei Perspektivrohre eingelagertes Korn, das beim Ausziehen gerollt wird, die Blutkörperchen wirbeln fortwährend um ihre Axe, und da sie scheibenförmig sind, so bewirken sie wie kleine Rührlöffelchen eine fortwährende innigste Durchwaschung des Blutes. Die weißen Blutkörperchen schwimmen nicht gleichmäßig mit dem Blute dahin, sondern kleben öfter länger an der Wand oder gleiten ruckweise an ihr hin.“

Ueber die Menge des Blutes im Menschenkörper hat man bis vor kurzem auch noch ganz allgemein falschen Ansichten gehuldigt. Auf Grund irriger Berechnungen schätzte man sie bis auf ein Fünftel des Körpergewichts. Durch Anwendung äußerst sorgfältiger und geistreicher Untersuchungsmetoden ist man nunmehr jedoch zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Blutmenge im lebenden Menschen schwerlich mehr als $1/20$ bis $1/12$ des Körpergewichts beträgt.

Die Quantität des Blutes in den einzelnen Teilen des Körpers ist ungemein verschieden. Im Herzen, in der Lunge und in den großen Gefäßen beträgt sie 63 Prozent des Organgewichts, danach kommt die Leber mit 28, Milz und Niere mit ungefähr 12, Muskeln, Gehirn und Rückenmark mit 5 bis $5\,1/2$, Gedärme mit $3\,1/2$, Knochen mit $2\,1/2$, die Haut mit 1 Prozent des Gewichts, welches das betreffende Organ selbst aufzuweisen hat.

Die Tätigkeit jedes Teiles des menschlichen Körpers übt wesentlichen Einfluß auf die Menge des Blutes, welches ihm zuströmt. Je mehr ein Teil tätig ist, desto mehr Blut zieht er zu sich heran und in die ihn durchdringenden und erfüllenden Capillaren hinein, während die andern ruhenden Körperpartien an Blutzufluß entsprechend einbüßen. Bis zu 47 Prozent soll die Steigerung des Blutzuflusses durch Tätigkeit eines Organs ausmachen können. —

Daß das Blut im Körper kreist, um ihm Nahrung zuzuführen, wissen wir; desgleichen, daß es dabei beständige und sehr wesentliche Umbildung erfährt. Unaufhörlich zersezt es sich und unaufhörlich wird es erneuert.

Der Erneuerung des Blutes dient ein besonderes Gefäßsystem, das der Lymphgefäße oder Saugadern, welches aus engen, dünnwandigen Röhren besteht, die sich, gewöhnlich den bedeutendsten Blutgefäßen folgend, in zwei Hauptstämmen, dem Milchbrustgang (ductus thoracicus) und dem rechten Saugaderstamm (truncus lymphaticus dexter), sammeln.

Lymphgefäße sind fast in allen Organen des Körpers zu finden, mit Ausnahme des Gehirns und des Rückenmarks, des Auges, der Knochen und Knorpel, des Mutterkuchens, der Eihäute und des Nabelstranges.

In mehrfacher Beziehung unterscheiden sich die Lymphgefäße von den Blutgefäßen. Zunächst enthalten sie eine große Anzahl von Klappen, welche die Rückbewegung der Lymphe nach den Lymphgefäßwurzeln verhindern. Ferner weisen sie inbezug auf ihre Weite lange nicht so große Unterschiede auf als die Blutgefäße, da die kleinsten Saugadern erheblich weiter sind, als die kleinsten Blutgefäße, während die bedeutendsten Lymphgefäße sich sehr viel enger zeigen als die größten Arterien und Venen.

Auch in der Art, wie in ihnen die Lymphe fortbewegt wird, unterscheiden sich die Saugadern von den Blutgefäßen.

*) d. h. wo das Zusammenziehungsbestreben der Lunge ausdehnend auf die von der Lunge eingeschlossenen Körperteile wirken muß.

Bei der Einatmung wird der Inhalt des federkielstarken Milchbrustganges in die Unterschlüsselbeinvene (vena subclavia) gesaugt, in welche er, durch zwei Klappen gegen das Eindringen des Blutes geschützt, einmündet. Dadurch wird der Inhalt der Lymphgefäße nach der Richtung des Milchbrustganges hin in Bewegung gesezt. Unterstützt wird diese Bewegung noch durch die wurmförmige Bewegung des Darmkanals und die sich rhytmisch bewegenden Muskelfasern der Darmzotten (villi intestinales), d. s. die in ungeheurer Anzahl — man schäzt sie auf vier millionen — vorhandenen zarten zapfenförmigen Erhebungen der Darmschleimhaut, in denen ein bedeutsamer Teil der Lymphgefäße seinen Anfang nimmt. Ganz wesentlich gefördert wird endlich die Fortbewegung der Lymphe noch durch das eigene Vermögen der Lymphgefäße, sich zusammenzuziehen, vermittelst der kontraktilen Saugfasern in den Gefäßwänden und durch das einen Druck ausübende Eindringen von Flüssigkeit durch die Wände der Lymphgefäße (Endosmose).

Die Lymphgefäße verschlingen sich häufig nezartig und bilden namentlich am Halse, in der Achselgrube, in der Schenkelbeuge und in dem Gekröse des Darmes haselnußgroße, rundliche, halbfeste Knoten, welche die Lymphdrüsen genannt werden. Dieselben dienen der Aufgabe, neue Lymphkörperchen zu bilden, welche der die Drüse passirende Lymphstrom alsdann dem Körper zuführt. Häufig gerät in der Drüse der Lymphstrom auch ins Stocken, zumal wenn durch gesteigerte Anstrengung der mit den Drüsen in Verbindung stehenden Körperteile eine Ueberproduktion von Ernährungsmaterial stattgefunden hat, oder wenn im Bereiche der Gefäßwurzeln der Drüsen Verwundungen, Entzündungen oder Geschwüre vorhanden sind. Die Drüsen schwellen alsdann an, werden leicht schmerzhaft und vereitern zuweilen.

Die Flüssigkeit, welche durch die Lymphgefäße in die Venen geleitet wird, ist entweder die eigentliche Lymphe, ein heller, durchsichtiger, klarer Saft, welcher, von der Färbung abgesehen, dem Blute sehr ähnlich ist, wie dieses leicht gerinnt und Körperchen enthält, welche den im Blute vorhandenen farblosen Blutkörperchen völlig gleichen.

Neben den die eigentliche Lymphe führenden, aus allen Teilen des Körpers stammenden Saugadern gibt es noch sogenannte Chylus- (Nahrungssaft) oder Milchgefäße, die von dem Darmkanal ausgehen. Die Flüssigkeit in diesen, der Chylus, erscheint meist trüb und milchig und ist reicher an Fett als die Lymphe. Die Menge dieses, in kleinen Kügelchen in dem Chylus befindlichen Fettes hängt durchaus von der Nahrung ab, die der Körper zu sich genommen hat. Im hungernden Körper ist der Chylus blaß, zuweilen sogar vollkommen durchsichtig; nimmt der Körper stärkemehlhaltige Nahrung ein, so wird der Chylus ein wenig getrübt, nach Fleisch und Milch nimmt diese Trübung zu, und der Genuß von Butter verstärkt sie bis zu völliger Weiße und Undurchsichtigkeit.

Wie ungemein wichtig die Bildung des Chylus für die Erneuerung des Blutes und die Ernährung des ganzen Körpers ist, davon werden wir uns bei der Betrachtung des Vorganges der Verdauung des näheren überzeugen.

Dasjenige Organ im menschlichen Körper, sowie in dem aller übrigen Säugetiere, welches inbezug auf Anfüllung mit Blut in gleicher Linie steht mit dem Herzen und den großen Blutgefäßen, ist auch zugleich der Ort, wo das Blut die wesentlichste Umwandlung erfährt.

Es ist das die Lunge (pulmo). Dieselbe besteht beim Menschen aus zwei ziemlich weit auseinander gerückten, weichen, schwammigen, rotgrauen Teilen, die als die rechte und die linke Lunge bezeichnet werden, weshalb man das ganze Organ auch die Lungen (pulmones) nennt.

Die Form der Lungen ist die der Hälfte eines in der Richtung der Axe (senkrecht) durchschnittenen unregelmäßigen Kegels, dessen konkave (hohlrunde, nach innen gewölbte) Basis auf dem konvexen (erhaben gerundeten) Zwerchfell sizt, indessen die konvexen äußeren Flächen den Rippen des Brustkorbes anliegen, die konkaven inneren Flächen das Herz umschließen und die stumpfen Spizen noch etwas über die erste Rippe hinausreichen.

Die rechte Lunge ist etwa um $1/10$ größer, dabei etwas niedriger und breiter als die linke; sie wird durch zwei Zoll tiefe Einschnitte in drei Abteilungen, Lappen (lobi pulmonis) genannt, geteilt; die linke dagegen nur in zwei Lappen.

An der dem Herzen zugewendeten Fläche der Lungen befindet sich eine ovale seichte Furche (hilus pulmonalis), durch welche die Luftröhre und Blutgefäße, — ein Bündel, die Lungenwurzel (radix pulmonum) bildend, — eintreten.

Jede der Lungen hängt in einer Einstülpung, einer Art Sack des Brustfells (pleura, Brustfellsack (saccus pleurae). Dasselbe sezt sich mit seiner äußeren Fläche als Rippenfell (pleura costalis) an die Brusthöhlenwand an und ist hier rauh und von lockerem (subserösen) Zellgewebe. Sein innerer am Hilus der Lunge eingestülpter Teil, das Lungenfell (pleura pulmonalis) bildet einen glatten, schlüpfrigen, gefäß- und nervenreichen (serösen) Ueberzug der Lungen.

Der Teil des Brustfells endlich an jedem Brustfellsacke, der sich frei in der Mitte der Brust befindet und dem andern Sacke zugekehrt ist, wird das Mittelfell (mediastinum) und der mit Falten und einzelnen Organen der Brusthöhle ausgefüllte Zwischenraum zwischen beiden Brustfellsäcken die Mittelfellshöhle genannt.

Das Gewebe der Lungen, nach dem Alter und dem Blutreichtum des Individuums verschieden, ist schwammig und weich und besteht in der Hauptsache aus einem System luftführender und einem System blutführender Röhren; von lezterem verbreiten sich außerordentlich feine Aeste in die Wand des ersteren, so Blut und Luft miteinander in innigste Berührung bringend.

Die luftführenden Röhren (bronchi) sind baumförmig verzweigt, spizen sich an ihren Enden bis zu einem Durchmesser von $1/50$ Millimeter zu und sezen sich in kolbenähnlich geformte zwanzig- bis sechszigfach ausgebuchtete kurze Blindsäcke (Trichter, infundibula) fort. Die mit weiten Oeffnungen versehenen Ausbuchtungen sind die Lungenbläschen (alveolae oder vesiculae pulmonales), welche aus einer strukturlosen, von elastischen und Bindegewebsfasern umgebenen Membran bestehen und durch ein von der Lungenarterie herrührendes Kapillarnez umsponnen sind.

Die kleinen Bronchien vereinigen sich zu stärkeren Zweigen und schließlich in zwei große Aeste, welche in der Höhe des dritten und vierten Brustwirbels in die Luftröhre übergehen (Bifurkation der Luftröhre).

Die Luftröhre (trachea) ist ein elastischer, fast zylinderförmiger Kanal von $3/4$ bis 1 Zoll Durchmesser, der bis zum 5. Halswirbel am unteren Rande des Kehlkopfs hinaufführt. Er wird aus 18 bis 20 Cförmigen Knorpelbogen gebildet, deren Enden durch quere, glatte Muskelfasern mit einander verbunden sind und die in der Längenrichtung durch ein derbes, faseriges Gewebe zusammengehalten werden. Die innere Fläche der Luftröhre ist mit einer Schleimhaut überzogen, welche die Kehlkopfschleimhaut ohne Unterbrechung fortsezt.

(Fortsezung folgt.)

Poetische Aehrenlese.

Erkenntnis.

Aus Friedrich Vischers Lyrischen Gängen.

Wir haben keinen
Lieben Vater im Himmel.
Sei mit dir im Reinen!
Man muß aushalten im Weltgetümmel
Auch ohne das.
Was ich alles las
Bei gläubigen Philosophen,
Lockt keinen Hund vom Ofen.
Wär' einer droben in Wolkenhöh'n,
Und würde das Schauspiel mitanseh'n,
Wie mitleidslos, wie teuflisch wild
Tier gegen Tier und Menschenbild,
Mensch gegen Tier und Menschenbild,
Wütet mit Zahn, mit Gift und Stahl,
Mit ausgesonnener Folterqual,
Sein Vaterherz würd' es nicht ertragen,
Mit Donnerkeilen würd' er drein schlagen,
Mit tausend heiligen Donnerwettern
Würd' er die Henkerknechte zerschmettern.

Meint ihr, er werde in anderen Welten
Hintennach Bös und Gut vergelten,
Ein grausam hingemordetes Leben
Zur Vergütung in seinen Himmel heben?
O, wenn sie erwachten in anderen Fluren,
Die zu Tod gemarterten Kreaturen:
„Ich danke!“ würden sie sagen,
„Möcht' es nicht noch einmal wagen,
Es ist überstanden. Es ist geschehen.
Schließ' mir die Augen, mag nichts mehr sehen,
Leben ist Leben. Wo irgend Leben,
Wird es auch eine Natur wieder geben,
Und in der Natur ist kein Erbarmen,
Da werden auch wieder Menschen sein,
Die könnten, wie dazumal, mich umarmen —
O leg' ins Grab mich wieder hinein!“

Wer aber lebt, muß es klar sich sagen:
Durch dies Leben sich durchzuschlagen —
Das will ein Stück Roheit.
Wohl dir, wenn du das hast erfahren,
Und kannst dir dennoch retten und wahren
Der Seele Hoheit.
In Seelen, die das Leben aushalten
Und Mitleid üben und menschlich walten,
Mit vereinten Waffen
Wirken und schaffen,
Troz Hohn und Spott —
Da ist Gott.

Der Bart.

Humoreske von J. S.

(Schluß.)

Die alten Völker nahmen verschiedene Stellungen zur Bartfrage ein. Die Griechen ließen ihn wachsen, die Römer dagegen, sonst die Affen der Griechen, pflegten ihn zu scheeren, und das Wort barbarus (Barbar) kommt vielleicht von barba (Bart) her, indem die unkultivirten Nichtrömer sich durch wilde Bärte hervortaten, wie denn auch Longobardi nichts anderes heißt als Langbärte. Als der Bart des Jünglings zum erstenmal schnittreif war, wurde er den Göttern zu Ehren geopfert, welcher Tag ein Familienfest war. Sueton wirft dem Kaligula vor, er opfere keinem Gotte seinen Bart, ungefähr in dem Tone, wie heutzutage von jemand gesagt wird: er geht nie zum Abendmahl. Am sonderbarsten ist auch hier das Ritual der Juden. Das mosaische Gesez verbietet, den Bart zu vertilgen, offenbar mit Rücksicht auf eine im Orient heimische Sitte, darin bestehend, daß der Bartwuchs bei zur Unzucht bestimmten Jünglingen unterdrückt wurde, um ihnen ein juveniles Ansehen zu wahren. Der Talmud aber, der das mosaische Gesez ungefähr so interpretirte, wie gewisse Wagnerianer die Werke ihres Meisters, bestimmt, daß die Juden sich nicht mit dem Rasirmesser, wohl aber mit der Zwickscheere den Bart puzen dürfen, so daß das Angesicht des ortodoxen Juden aussieht wie ein frisch abgemähtes Stoppelfeld. In welch hohem Ansehen aber der Bart im Orient steht, zeigt der arabische Schwur: Beim Bart des Propheten!

Den längsten, schönsten Bart auf dem ganzen Erdenrund hat Chicago aufzuweisen. Er wächst auf dem Kinn Adam Kirpers. Dieses haarige Individuum, das jezt sechzig Jahre zählt, fand es bereits in seinem elften Lebensjahre für nötig, sich zu rasiren. Als er sechzehn Jahre alt war, wurde ihm das Rasiermesser zuwider und er beschloß, sein Haar wachsen zu lassen. Bald nachher diente er in dem deutschen Heere, als sein Schnurrbart drei Fuß lang war. Er fand jedoch, daß dieser Schmuck ihm häufig bei den Uebungen hinderlich war, da er sich mit seinem Gewehr und Bajonet und oft auch mit dem Gürtel seines Nebenmannes verwickelte. Er opferte ihn deshalb. Als er dann das Heer verließ, fing er an, seinen Bart wachsen zu lassen. Er ging nach Amerika und wohnt daselbst seit vielen Jahren. Im Lauf der Zeit maß sein Bart fünf Fuß. Darauf schnitt er ihn ab und verkaufte ihn für 75 Dollar an das Museum in Chicago. Seit der Zeit hat er ihn unberührt gelassen, verdient aber dadurch noch Geld damit, daß er sich sehen läßt und Bilder von sich verkauft. Von 1877 bis 1881 war der Bart zwei Fuß gewachsen und jezt, sagen amerikanische Zeitungen, messe er genau $12^1/_2$ Fuß. Wenn er ausgeht, wickelt er ihn um einen ledernen Gürtel, der um seine Taille geschnürt ist, aber zu Hause läßt er ihn seiner ganzen Länge nach herabhängen und wickelt seine Füße darin ein, wenn das Wetter kalt ist. Er findet, daß wenn er die Spize an einen kurzen Stock festbindet, er einen vorzüglichen Malerpinsel erhält, und ist stolz darauf, Proben seiner Kunst aufweisen zu können, die er mit dem Bart an Türen, Zäunen u. s. w. ausgeführt hat. Der Sohn des alten Herrn sieht diesen außerordentlichen Haarwuchs als eine gute Erbschaft an, da der gute Vater die Bestimmung getroffen, daß der Bart nach seinem Tode abgeschnitten und als Merkwürdigkeit im Lande gezeigt werden soll.

Vollbart und Bartlosigkeit bezeichnen indessen nur die beiden Extreme, zwischen diesen beiden Polen liegt die bunteste Mannigfaltigkeit verschiedener Bartfaçons. In seinem Aerger über die Geschmacklosigkeiten der Moden satirisirt einmal der Aesthetiker Vischer: „Ach, man möchte oft seufzen: Wenn der Schöpfer doch nur dem Menschengeschlecht einen Pelz gegeben, oder — da es solchen vielleicht einst besaß — ihn gelassen hätte! Törichter Wunsch, kurzsichtiger Gedanke, der beim ersten näheren Blick in nichts zerfließt! Meint man denn, der

Mensch würde dem Tiere gleich sein Naturkleid tragen, wie es ist? Welche Schneidfeinheiten würden erfunden? Halb geschoren wie Pudel, oder ganz geschoren und nur einen Titus auf dem Kopf, eine Quaste, Zottel am Rückgratfortsaz — das wäre noch wenig! Die neue Rokoko-Gärtnerkunst, die Teppichgärtnerei würde beschämt werden durch Figuren, Rabatten, Boskette jeder Form, jedes pikantesten Musters. Und man vergesse die Färbung nicht! Welche Zusammenstellungen, welche Schattirungen, welche Uebergangstöne. Dort die stolze Donna in Purpur und Anilinblau schreiend, hier die sanfte Brittin oder Deutsche in träumerischem Helldunkel sanft bräunlich-aschgrauer Halbtinten, dort der ernste Priester ganz schwarz, nur durch Tonsur die Natur verbessernd; da der Stuzer, gelb gegittert oder gewürfelt, mit grünen Schmachtlocken am Schlappohr, dann erst noch die Uniformen! Garde-Regimenter: ernst, schwarz-weiß, langhaarig, wie Neufundländer, Bernhardiner, Leonberger; Jäger-Regimenter: teils glatte, teils langhaarige Hühnerhunde, teils auch Rattenfänger, braun, grau, juppenfarb, alles mit grünem Passepoil; vielleicht würde auch das Papageigrün und der grellrote Aufschlag der preußischen beliebt. Die Phantasie erliegt vor der Fülle von Gesichten, die ihr entgegenquellen." Nun, inbezug auf Bärte haben die Menschen diese Phantasie in der Tat bewahrheitet, und welche Aenderung des physiognomischen Ausdrucks die Verschiedenheit der Bartfaçon bewirkt, hat uns einmal der treffliche Mimiker Ernst Schulz mit seiner Naturgeschichte der Bärte bewiesen. Mittels eines ingeniösen Schattenspiels zauberte er mit der Schnelle des Gedankens über ein Duzend Arten von Bärten unter entsprechender, staunenswerter Veränderung seiner Physiognomie auf sein glatt rasirtes Antliz, den borstigen Gensd'armen- oder Exekutorenbart, den spizigen Mephistobart, den kranzartigen Bräutigams-, den geckenhaften Mosaik-, den dünn gesäten Schmerzensbart, die Nr. 11 oder die Kaffeebohne des pensionirten Steuerbeamten, den Hambacher u. s. w. Die populärste Varietät, das Ideal aller Jünglinge ist der Schnurrbart; er verwandelt das Kind zum Jüngling, macht ihn reif zur Liebe und ist also Amors Paßkarte; denn ein Kuß ohne Schnurrbart, hat einmal ein Fräulein erklärt, schmeckt wie Schweinefleisch ohne Sauerkraut. Auch im Militär ist er besonders beliebt. „Der Zopf, der ehemals hinten hing, der hängt jezt unter der Nase," wie Heine singt. Früher trug sogar die Geistlichkeit ungehindert Schnurrbärte, bis auf die Zeit der Reformation herab, und zu Mazarins und auch Richelieus Zeiten trug jeder Priester, der nach Popularität oder nach der Gunst des Königs strebte, Sorge, einen Schnurrbart zu kultiviren, zu pomadisiren und zu pudern. Kaum in einem anderen Lande waren die Verordnungen über den militärischen Schnurrbart widersprechender und launenhafter als in Frankreich. Das „Journal des Débats" behauptet, daß die erste derselben im Jahre 1792 herauskam und bezweckte, die pomadisirten Enden und die Gewohnheit, den Bart in spizer Form, gleich Dolchen zu tragen, zu verbieten. Eine zweite Verordnung datirt aus dem Juni desselben Jahres und ist noch strenger. Sie beschränkt das Recht, Schnurrbärte zu tragen, allein auf die Grenadiere. Dies war hierin das nachdrücklichste französische Gesez, doch wurde es im Jahre XIII. der Republik durch eine Ordre gemildert, welche das Tragen des Schnurrbarts auf die ganze Kavallerie, mit Ausnahme der Dragoner, ausdehnte. Im Jahre 1822 dehnte ein Zirkular des Kriegsministers die Erlaubnis auf einen Teil der Infanterie aus, d. h. auf die Karabiniere und „Voltigeurs," ebenso auf die Grenadiere, während dasselbe Vorrecht in huldvoller Weise Offizieren von Rang und Stand erteilt wurde. Schließlich nach zwei Jahren erlaubte Marschall Soult nicht nur Schnurrbärte zu tragen, sondern legte es jedem Soldaten als Zwang auf.

Wie nach der Form, so unterscheidet sich auch der Bart nach der Farbe. Kaiser Rothbart (Barbarossa) hat seinen Namen von der Bartfarbe; auch Judas der Verräter soll einen roten Bart gehabt haben, und ein Kapuziner mit langem roten Barte, der deshalb von einem Jesuiten geneckt wurde, replizirte schlagfertig: Daß Judas einen roten Bart gehabt, ist nicht so ganz sicher, das aber weiß man gewiß, daß er von der Gesellschaft Jesu war. Ritter Blaubart ist eine der bekanntesten Märchenfiguren. Ein Wunder ist es nur, daß man noch nicht darauf verfallen ist, den Bart grün, blau, scheckig zu färben. Nun, was nicht ist, kann noch werden, und wenn dieser Artikel die Anregung hiezu geben sollte, so wird sein Verfasser stolz darauf sein und sagen können: non omnis moriar*).

Neuerdings hat der Bart des deutschen Reichskanzlers zahlreiche Telegraphendrähte und Federn in Bewegung gesezt, welche das epochemachende Ereignis nach allen Gegenden meldeten, und die scharfsinnigsten Kombinationen daran knüpften. Noch heute ist der wahre Grund nicht mit Sicherheit ermittelt; mit Interesse wird man daher das folgende Gedichtchen lesen, womit wir unserem Bartartikel einen patriotischen Abschluß geben:

Das war von je der Deutschen Art,
Sie stritten um des Kaisers Bart.
Erneuert dreht der alte Streit
Sich um des Kanzlers Bart zur Zeit:
Will er sich zeigen mit der Tat
Als Freiheitsmann und Demokrat?
Ließ er ihn sprossen in die Höh'
Von wegen des Tic douloureux?**)
Spricht aus der weiße Moses-Bart:
Bleibt mir vor Schweinefleisch bewahrt?
Sagt uns des Kanzlers Bart allein,
Er wolle ungeschoren sein?
Doch nein! Er tritt vors Volk und fragt:
Wer ihn im Bart zu krazen wagt!
Selah!

*) Ich werde nicht ganz und gar sterben.

**) Zahnweh.

Unsere Illustrationen.

Das großherzogliche Residenzschloß in Schwerin. (Seite 57.) Unter den herrlichen norddeutschen Landseen, die sich in fast ununterbrochener Reihe von Plön an der Ostküste Holsteins bis hart an die pommersche Grenze hinziehen und in dem großen Warener oder Müritzer See, nächst dem Bodensee das größte Binnengewässer Deutschlands, ihren Abschluß finden, nimmt der große schweriner See durch seine landschaftlichen Reize eine hervorragende Stelle ein. An seinem Ufer, auf der sog. Schloßinsel inmitten eines prachtvollen Gartens, erhebt sich das großherzogliche Residenzschloß mit seinen vielen Kuppeln und Türmen in märchenhafter Pracht. Nach dem Urteil der besten Kenner deutscher Architektur ist das Schloß zu den bedeutendsten Bauten Deutschlands zu zählen, da es troz der riesigen Dimensionen den strengsten Anforderungen der Kunst in jeder Hinsicht entspricht.

Aus der Geschichte des Schlosses heben wir folgendes hervor. Im Jahre 1166 wurde die Burg Schwerin der Hauptort der Grafschaft Schwerin und Graf Guncelin I. erbaute an Stelle der alten heidnischen Burg eine deutsche. Erst gegen Ende des Mittelalters wurde die Burg durch An- und Aufbau vergrößert. Der erste Bau des herzoglichen Schlosses, welcher bis zum Jahre 1842 stand, wurde von Herzog Karl Magnus (starb 1503) ausgeführt. Während und nach dem dreißigjährigen Krieg geschah wenig für das Schloß, so daß es schließlich fast unbewohnbar war.

Der kunstliebende Herzog Friedrich Franz II., welcher 1842 zur Regierung gelangte, faßte den Entschluß, das alte Schloß in glanzvoller Gestalt zu erneuern. Der Hofbaurat Demmler wurde mit der Ausarbeitung des Entwurfs betraut, der denn auch auf die Schonung der historisch-interessanten und künstlerisch wertvollen Teile des Schlosses tunlichst Bedacht nahm.

Im Oktober 1845 waren die Vorarbeiten soweit gediehen, daß mit dem Bau begonnen werden konnte, der bis zum Jahre 1851 von dem Baumeister Demmler geleitet wurde. Demmler geriet jedoch, wahrscheinlich infolge seines politischen Auftretens, mit seiner Dienstbehörde in Konflikt; die Folge davon war, daß er am 14. Januar 1851 mittels großherzoglichen Reskripts „aus der Stellung des leitenden Architekten des Schloßbaues" entfernt wurde. Der Bau wurde nunmehr von anderen Architekten nach dem ursprünglichen Entwurfe zu Ende geführt und im Jahre 1857 vollendet. Es scheint jedoch, als wenn die Nachfolger Demmlers nicht so ganz in dem Sinne des lezteren arbeiteten, denn Demmler beklagte sich in einem Vortrage bei dem Großherzog, „daß schon ein flüchtiger Anblick lehre, wie mit dem Wechsel des Architekten sofort bei den gegen die Stadt gerichteten Bauteilen, welche noch eine Veränderung erfahren konnten, fremdartige Stilarten und Bauelemente hineingetragen werden, die weder mit dem ersten Bauplan, noch mit dem architektonischen Karakter des ganzen Schlosses in Einklang stehen." Es ist leicht begreiflich, daß es dem genialen Meister Schmerz bereitete, sein herrliches Werk nicht ganz nach Wunsch zu Ende geführt zu sehen, aber immerhin wird das schweriner Residenzschloß seinem Schöpfer einen dauernden Ehrenplaz in der deutschen Kunstgeschichte sichern.

Sehr interessant ist die Art, wie Demmler seine wirtschaftlichen Grundsäze bei den vielen von ihm ausgeführten Bauten zu verwirklichen suchte. Er verwarf z. B. das verderbliche Submissionsverfahren und übertrug die Arbeiten unter gleichmäßiger Betheiligung an alle in Schwerin ansässigen Meister der verschiedenen Branchen auf Rechnung. Wo das Interesse des Baues jedoch eine Akkordarbeit wünschenswert machte, wurde dieselbe direkt an die Arbeiter vergeben. Beim Bau des großherzoglichen Residenzschlosses, so erzählt Demmler selbst, wurden diese Grundsäze auch auf die sämmtlichen Tischler-, Steinmez- und Schleifmühlen-Arbeiten, sowie auf die Bildhauerei, Kunstziegelei ausgedehnt. Sie wurden sämmtlich, wie auch die Maurer- und Zimmerarbeiten ohne jegliche Unternehmer in Ausführung gebracht; große Werkstätten wurden errichtet, die Rohmaterialien, zweckentsprechende Maschinen wurden für Rechnung angeschafft, Trockenstuben angelegt u. s. w. So war die Möglichkeit gegeben, daß jeder einzelne Arbeiter nach seinem Fleiß, seiner Gewandtheit und Geschicklichkeit von dem leitenden Bauoffizianten besonders remunerirt und nicht von einem Unternehmer in seinem privativen Geldinteresse ausgebeutet werden konnte. Es herrschte daher auch stete Zufriedenheit unter den vielen Arbeitern der verschiedensten Berufsarten, und dem leitenden und beaufsichtigenden Baupersonal wurden seine Geschäfte dadurch sehr erleichtert. Was aber ganz besonders wichtig war: bei dieser Bauleitung hatte weder die Baukasse Nachteil, noch wurden die Arbeiten selbst, was Gediegenheit, Tüchtigkeit und künstlerische Ausführung betrifft, in irgend welcher

Weise beeinträchtigt, vielmehr erhielten sie eben dadurch die größtmögliche Vollkommenheit, wovon noch die Tischler-, Steinmetz-, Bildhauer- ꝛc. Arbeiten Zeugnis geben.

Diese Eigenart Demmlers mag wohl nicht wenig zu dem vorhin erwähnten Konflikt und seiner Entlassung beigetragen haben. — Zum Schluß wollen wir noch eines spaßhaften Vorfalls gedenken, der sich gleich nach der Entfernung Demmlers von der Bauleitung zutrug. Es betrifft die „Schloßturmknopfdurchsuchungsgeschichte". Nach der Vollendung des Hauptturms wurden wie üblich in den Knopf desselben verschiedene Münzen, Zeitungen, Reskripte ꝛc. gelegt. Dies sollte auch nach Vollendung der anderen Türme sich wiederholen, und demgemäß legte Demmler nach Fertigstellung des Eckturmes der Seeseite zunächst persönlich drei gläserne Flaschen in dem Knopf nieder, der gleich darauf verlötet wurde. Von seinen „Freunden" scheint später das Gerücht verbreitet worden zu sein, Demmler habe sich „mit seinen philosophischen Ideen in den Turmknopf geflüchtet" und daselbst sein sozialpolitisches Programm niedergelegt. Nach langem Hin- und Herberaten der Schloßbaukommission kam man zu dem Entschluß, den ominösen Knopf mit einer Haussuchung zu beehren. Gesagt, getan. Ein Gerüst wurde um den Turm geschlagen, der Knopf erstiegen, geöffnet und des gefährlichen Inhalts beraubt. Es scheint aber nichts Schlimmes darin enthalten gewesen zu sein, denn der Großherzog hat später befohlen, diese Papiere ꝛc. an einer anderen geeigneten Stelle des Schlosses in Abschrift niederzulegen.

Demmler, der jetzt hochbetagt (er ist 1804 geboren) in Schwerin in seinem geschmackvollen, selbsterbauten Hause am Ufer einer der schönen schweriner Seen die Ruhe des Alters genießt, kann mit Stolz auf die Kunstwerke blicken, die er während eines langen und vielbewegten Lebens mit rühmlichem Fleiße und tiefem Kunstverständnis geschaffen und die ihm ein dauerndes Andenken sichern. d.

Sir John Falstaff. (S. 64 u. 65.) Von all den berühmten Figuren, die der große britische Dramatiker William Shakespeare geschaffen, hat keine eine solche Popularität erlangt, wie John Falstaff, der feiste und feige Held des Wirtshauses. Der unvergleichliche Humor Shakespeares hat es verstanden, das prahlerische, feige, liederliche Abenteurertum in einer Karrikatur zu gestalten, die nicht minder unsterblich ist, als die berühmte Karrikatur des Rittertums, die Don Quixote von Cervantes von Saavendra vorstellt. Dieser Falstaff ist ernst genommen, ein ganz abscheulicher Mensch; im Nimbus poetischer Verklärung und in komischen Situationen aber wirkt er so sehr auf unsere Lachmuskeln, daß wir seine abscheulichen Eigenschaften vergessen und uns über seine tollen Streiche freuen. Auf der Bühne wirkt Falstaff wie kaum eine andere komische dramatische Figur.

Falstaff ist ein alter Faun, feist und träge, dessen einziges Bestreben darin besteht, möglichst behaglich zu schmausen und möglichst viel edlen Weines in seinen Schlund zu schütten. Dabei stellt er den Frauen nach, bei denen er troz seiner Ungeschlachtheit zuweilen Glück hat durch seine fabelhafte Unverschämtheit. Er prahlt beständig mit seinen Heldentaten, ist im Grunde aber ein Feigling. Er ist grob, wizig, heuchlerisch, zuweilen gutmütig. Shakespeare läßt den in seiner Jugend liederlichen Prinzen Heinrich an Falstaff Geschmack finden, und in dessen Gesellschaft besteht Sir John seine Abenteuer.

Der berühmte Maler Grützner hat es unternommen, in einer Reihe von Bildern diese lustige Person zu verewigen, und es ist ihm sichtlich gelungen. Sein Falstaffcyklus ist weithin bekannt geworden. Wir entnehmen demselben zwei Darstellungen. Das erste Bild zeigt uns Falstaff, wie er prahlerisch seine Heldentaten erzählt. Er schildert eben sein berühmtes Gefecht mit den „Steifleinenen" und spricht sein: „So lag ich und so führt' ich meine Klinge!" zu seinen ungläubigen Zuhörern, die den feigen Prahlhans schon kennen und die Berichte von seinen Heldentaten mit heiterer Ungläubigkeit aufnehmen. Das zweite Bild zeigt uns den alten liederlichen Gauch als Amaroso, wie er Frau Fluth den Hof macht, die sichs nur deshalb gefallen läßt, um den anderen Hausbewohnern das Vergnügen zu machen, Falstaff als liebegirrenden Werber schmachten zu sehen. Im übrigen scheint sich der Alte bei Frau Fluth in einer lockeren Gesellschaft zu befinden, und das große Hirschgeweih an der Wand hat am Ende gar eine symbolische Bedeutung.

So hat sich der Maler vortrefflich in die Idee des Dichters hineingedacht und sich zu ihm gesellt, um der Nachwelt diese kostbare Figur auch im Bilde aufzubewahren. W. B.

Negerserenade. (S. 69.) Freund Bob, ein junger krausköpfiger Neger, gilt bei den Damen seiner Hautfarbe für eine männlich schöne Erscheinung, eine Anschauung, der wir nicht beistimmen können. Allein die Neger, die sich den Teufel weiß und die Engel schwarz vorstellen, haben eben ihre eigenen Begriffe von Schönheit. Je wulstiger die Lippe, je flacher die Stirn, desto schöner, meinen sie. Inbezug auf weibliche Schönheit sind die Ansichten der Neger noch einfacher; die fettesten Dame gilt auch für die schönste. Darum hat sich Bob in die wohlbeleibte Tochter eines alten hartköpfigen Negers verliebt. Als gebildeter Mann fühlt er sich verpflichtet, der Geliebten ein Ständchen zu bringen, und er ist in der Zivilisation schon so weit vorgeschritten, daß er nicht etwa auf einer Muschel bläst, wie seine Ahnen vielleicht dereinst in Afrika, sondern er kommt mit einer ganz zivilisirten Guitarre. [Banjo] Das Ständchen beginnt und die holde Angesungene ist so entzückt, daß sie im Negligé am Fenster erscheint. Der Gesang muß in der Tat reizend sein, denn wir sehen, wie ein Kater sich erschrocken auf einen Baum flüchtet. Indessen haben die Nigger auch in der Musik ihren eigenen Geschmack, und was versteht ein Kater von Musik. Aber ein Herz ist unbezwinglich für die Macht der Töne, das ist das Herz des Vaters der Geliebten, der sich über die Störung seiner Nachtruhe ärgert und mit einem soliden Knüppel bewaffnet, jetzt sogleich dem nächtlichen Sänger zu Leibe gehen wird. Was dann geschieht, läßt sich leicht denken; Bob wird durch eine nicht allzu angenehme Berührung mit der „ungebrannten Asche" aus seinen Liebeshimmeln plözlich und unsanft hinabgestürzt werden. Wir fürchten sehr, daß der grobe Alte auch seiner Tochter eine kleine Dosis ungebrannter Asche verabreicht; doch was Nachts in jenem Schlafkämmerchen vorgeht, „darüber schweigt des Sängers Höflichkeit". Pfui Teufel! W. B.

Für unsere Hausfrauen.

Plaudereien für die Küche.

Von O. Culinarius.

II. Kochen, Braten, Dämpfen.

Wünschen Sie das Rindfleisch, welches Sie kochen, recht saftig wohlschmeckend, zum Genusse einladend auf den Tisch zu bringen liebe Leserin? Wahrscheinlich! Nun, mit dem Rezept, wie mans macht wollen wir nicht hinter dem Berge halten.

Kaufen Sie Sich ein kompaktes Stück mageren Ochsenfleisches und bringen Sie es in kochendes, d. h. in stark wallender Bewegung befindliches, etwa 100 Grad Celsius heißes Wasser. Nachdem dieses auf das Fleisch einige Minuten eingewirkt hat, reguliren Sie das Feuer oder gießen Sie dem heißen Wasser kaltes zu, derart, daß die Temperatur des Kochwassers auf 70 bis 74 Grad Celsius hinabsinkt. Auf dieser Höhe seien Sie einige Stunden lang vorsichtig bemüht die Wärme des Wassers zu erhalten. Ist Ihnen das nur einigermaßen gelungen, so dürfen Sie sicher sein, ein vorzügliches Stück genießbaren, der Ernährung möglichst gut dienenden Fleisches Ihrer Familie vorsezen zu können.

Da wir nun einmal bei den Rezepten sind und sie die positiven Resultate der wissenschaftlichen Untersuchungen vorstellen, welche die betreffenden Herren Fachgelehrten über das Wesen der Fleischzubereitung angestellt haben, so wollen wir die Rezepte zur Herstellung möglichst mustergültiger Fleischbrühe, guter Braten und zu kunstgerechtem Dämpfen unmittelbar hintendrein folgen lassen, und uns dann erst die Philosophie der Sache, die wissenschaftliche Grundlage, ein wenig näher betrachten.

Also bereiten wir uns zunächst eine kräftige, duftige, wohlschmeckende Fleischbrühe.

Wir legen ein kompaktes Stück guten Ochsenfleisches in kaltes Wasser und erhizen das Wasser langsam und allmälich bis zur Siedehize, in der wir es dann drei bis fünf Stunden lang erhalten. Das sich auf der Oberfläche der Flüssigkeit bildende Eiweiß schöpfen wir mit dem Schaumlöffel ab. Das Verfahren ist damit schon beendet. Die Brühe wird gut sein, das Fleisch fast vollständig ausgelaugt und gut — zum Fortwerfen. Genuß- oder Nahrungsmittel ist es sicher nicht mehr.

Drei bis fünf Stunden ist verzweifelt lange, werden zwar nicht unsere liebenswürdigen geduldigen Leserinnen, wohl aber mancher Ehemann meinen, dem die Gattin schwer etwas recht machen kann und der mit unserer Hilfe hinter die Geheimnisse der Kochkunst kommen möchte.

Nun, wertgeschäzter Ungeduldiger, sind Ihnen zehn Minuten Kochzeit auch noch zu lange? Nein! Gut. Greifen Sie nur der liebenden Gattin tatkräftig unter die Arme, zerhacken Sie das Fleisch höchst eigenhändig tunlichst fein, etwa wie Wurstfüllsel, und versenken Sie es alsdann in kaltes Wasser. Jezt lassen Sie den Topf ans Feuer stellen und es so einrichten, daß das Kochen erst nach acht bis zehn Minuten beginnt und vier bis sechs Minuten fortgesezt wird. Darauf gießen Sie die Brühe durch ein Haarsieb oder eine Serviette, tun den hartgewordenen Fleischrückstand beiseite, und eine aromatische, famose Bouillon ist fertig. Wollen Sie den Geschmack noch steigern und die Farbe heben, so brauchen Sie nur noch etwas mehr Kochsalz, gebrannten Zucker oder braungebratene Zwiebeln hinzusezen, und mit Spargel, weißen Rüben, Möhren, Sellerie und Porree kann die kundige Hausfrau an dem Geschmack der Brühe noch nach Bedürfnis herumkünsteln.

Das Wegwerfen des Fleisches ärgert Sie vielleicht und Sie möchten aus demselben Stück eine mindestens leidliche Suppe sammt einem guten gekochten Fleisch gewinnen? Viel verlangt freilich, aber es läßt sich schließlich alles so halberlei einrichten.

Wir erhizen das Wasser, ehe wir das Fleisch in einem nicht zu kleinen Stücke hineinlegen, auf fünfzig Grad Celsius, senken dann das Fleisch darein und sezen das Erhizen fort bis zum Kochen. Darauf mäßigt man das Feuer und gießt so viel kaltes Wasser zu, bis die Hize des Kochwassers auf siebzig Grad Celsius zurückgegangen ist. So erhält man es etwa zwei Stunden lang. Hat man mäßig Wasser zugesezt, so werden Bouillon und Fleisch nicht allzu hoch gespannte Anforderungen sicherlich befriedigen.

Daß ein geringer Zusaz von Kochsalz, etwa zehn Gramm auf einen Liter, zu dem Wasser, in dem man Fleisch kochen will, auf Geschmack und Geruch erhöhend wirkt, wissen unsere Leserinnen. Vielleicht ist aber weniger bekannt, daß auch ein kleiner Zusaz von Milchsäure (etwa sehr wenig frisches Sauerkraut) oder von Chlorkalium den Geschmack der Fleischbrühe nicht unerheblich besser macht.

Nachdem wir uns an duftiger Brühe und saftigem Rindfleisch erlabt, wäre es nun wohl gut, auch an einen vortrefflichen Braten zu gehen.

Wie wärs mit einer Kalbskeule, meine Damen? Drauf und dran. Wir langen uns die **Bratpfanne** vom Küchenschrank herunter, geben ein tüchtiges Stück Butter und Speck hinein, stellen die Pfanne so in den mit Steinkohlen oder Holz geheizten Ofen und warten bis die Fette geschmolzen sind. Nun bringt man die Keule, gespickt oder ungespickt, in die Pfanne, belegt ihre ganze Oberfläche mit dünnen Speckseiten und schließt die Tür des nun fünfzehn bis zwanzig Minuten in recht starker Hize zu haltenden Ofens sorgfältig. Nun bildet sich an der Keule unter dem Einflusse der heißen Ofenluft eine dichte albuminöse Hülle, welche den Fleischsaft im Innern zurückhält. Zeitweise muß der Braten gewendet und mit der in der Pfanne enthaltenen Flüssigkeit begossen werden. Nachdem die fünfzehn bis zwanzig Minuten verstrichen sind, mäßigen wir die Glut des Ofens und halten sie möglichst gleichmäßig. Haben wir das anderthalb bis zwei Stunden mit aller Sorgfalt getan, so werden wir uns eines guten Bratens erfreuen können.

Gut ist es, wenn wir uns dabei der Tatsache erinnert haben, daß Kalbfleisch, welches weniger reich ist an würzigen Bestandteilen, mehr Hize bedarf, als Ochsenfleisch, Hammelfleisch und Wildpret, und daß bei geringerer Hize der Braten nur blutig gar wird, was stets geschieht, wenn die Hize im Innern des Fleischstücks nicht wenigstens 76 bis 80 Grad Celsius erreicht.

Uebrigens können wir auf die Bratpfanne verzichten, wenn wir in der angenehmen Lage sind, uns unser Fleisch frei vor dem Feuer am **Spieß** braten zu können. Man hängt alsdann das Fleisch entweder an einen Haken über das Feuer, große Braten zwölf und bei großer Hize fünfzehn Zoll entfernt, kleine etwa nur sechs Zoll hoch; umgibt es mit einem Mantel von Eisenblech, und läßt den Haken durch eine mechanische Vorrichtung drehen; oder man steckt es an den wagerecht angebrachten, auf eisernem Gestelle ruhenden Bratspieß, bei dem man gleichfalls für eine drehende Bewegung zu sorgen hat. Auf jeden Fall muß man aber auf das Auffangen der ablaufenden Flüssigkeit und das Begießen des Bratens mittels derselben bedacht sein.

Auch auf dem **Roste** kann man trefflichen Braten erzielen. Besonders für kleinere Fleischstücke, die nur kurze Zeit zum Garwerden bedürfen, kann der Rost empfohlen werden. Ehe man hier mit dem Braten beginnt, müssen sich die Kohlen in heller Glut befinden, jedoch nicht in Flammen stehen und nicht rauchen. Wenden muß man das auf den Rost gelegte Fleisch alle halbe Minuten; zugleich tut man gut, es hin- und herzuschieben, damit es an allen seinen Teilen gar werden kann.

Für heute zum Schluß wollen wir uns jedoch nicht etwas braten, sondern schnell noch etwas **dämpfen** lassen.

Dazu ist ein Topf von nöten, der sich eines gut schließenden Deckels erfreut, damit die heißen Wasserdämpfe am Entweichen möglichst verhindert und gezwungen werden, ihre Temperatur dem Fleische mitzuteilen.

Man nimmt ein Stück Ochsenfleisch — wer Kalbfleisch, Hammelfleisch, Wild, Geflügel oder Fische lieber ißt, kann auch diese dämpfen! — klopft das Fleisch stark, bestreut es mit Salz und legt es in den Topf, wo man ihm eine Unterlage von einigen Speckscheiben, zwei Zwiebeln, einer Möhre, Lorbeerblättern, Dragon und etwas Gewürz bereitet hat. Dann gießt man Wasser — und wer, was gar manchem vorzüglich schmeckt! — in **Bier gedämpftes** Fleisch genießen will, — schüttet halb Wasser und halb Bier auf das Fleisch, — das Bier darf jedoch nicht bitter sein. In dem einen wie in dem andern Falle sezt man so viel Flüssigkeit hinzu, daß die reichliche Hälfte des Fleisches damit bedeckt ist, alsdann wird noch eine Tasse Essig, ein Löffel Birnmuß oder Syrup dazugetan und das Ganze mit festzugedecktem Topfe drei Stunden geschmort. Beim Anrichten nimmt man das Fett ab, sezt der Sauce etwas Mehl zu und rührt diese durch ein Sieb.

Damit ist das gedämpfte Fleisch fertig und wir können essen. Wohl bekomm's, wohlgeneigte Leserin!

Zur Nahrungsmittelkunde.

Mehle. Wenn man, wie es nur zu oft geschieht, die Güte der Mehle nach ihrer Farbe beurteilt, so übersieht man dabei vollständig, daß der Kleber — der eigentliche stickstoffhaltige Bestandteil des Mehles — das Mehl grau macht, daß daher das weißeste Mehl durchaus nicht das nahrstoffhaltigste und wertvollste bezüglich der Ernährung ist.

Gutes **Weizenmehl** darf keine rötlichen oder schwärzlichen Punkte haben. Bei der Berührung muß es weich, trocken, schwer sein. Mit Wasser geknetet, soll es eine gleichmäßige, langziehbare, elastische, nicht stark klebende und in dünne Stränge ziehbare Masse bilden. Je kürzer, d. h. je weniger ziehbar der Teig ist, desto geringer ist die Mehlsorte. Die Verfälschungen, denen das Mehl unterworfen ist, sind:

1) bessere Sorten Mehl mit geringeren;
2) Getreidemehl mit Kartoffel- oder Erbsenmehl;
3) Vermischung mit Kalk, Kreide, Gyps, Schwerspat u. s. w.

Die ersteren Verfälschungen sind nur schwer und fast nur durch das Mikroskop zu erkennen, auch nicht nachteilig für die Gesundheit, namentlich nicht, wenn Hülsenfruchtmehl darunter gemengt ist. Die dritte Art Verfälschungen läßt sich meist dadurch erkennen, daß sich die mineralischen Teile, wenn man etwas Mehl in Wasser löst, viel schneller zu Boden sezen, als die Mehlteile. Sandiges Mehl knirscht zwischen den Zähnen.

Gutes **Brot** muß gehörig aufgegangen und ausgebacken sein, eine glänzend braune Kruste, eine elastische, nach dem Eindruck des Fingers sich wieder hebende Krume, einen kräftigen, angenehmen Geruch haben, dann ist es leicht verdaulich. Es darf keinen sauern Geschmack haben. In der Krume müssen sich zahlreiche aber kleine Löcher befinden. **Bläuliches** Brot deutet auf Mischung des Mehles mit Raden (Brandkorn), **schwarzblaues** auf Mischung mit Taumellolch, **violette** Pünktchen im Brot auf Mutterkorn, sämmtlich höchst gesundheitsschädliche Kennzeichen. Gerstenmehl, Hafermehl, Wickenmehl, geben dem Brot eine grobe, bald zu trockene, bald feuchte Krume von schwärzlicher oder grauer Farbe und fadem Geschmack. Brot mit zu großem Wassergehalt (mehr als 43 Prozent) ballt sich im Magen zusammen, verdirbt auch schneller und es entwickeln sich in ihm leichter schädliche Pilze.

Dreisilbige Charade.

Die **erste** suche im Haus, im Garten und auf Promenaden,
In Flüssen findest du's oft, im Meer und im Bäckerladen.
Man macht es aus Holz, aus Eisen und Stein,
Legt Silber und Gold, selbst Juwelen darein.
Die **zweite und dritte** sind lustige Tröpfe,
Zwar düster zu schauen, doch oft hohle Köpfe;
Vertreter der Kunst und Zeugen von herrlichem Schaffen,
Auch Ausdruck von Gunst und von Haß, und spize schneidige Waffen,
Doch Boten des Friedens zugleich, einladend zum Jubel und Singen,
Nicht minder Quellen dem Streit und blutigem Völkerringen.
Das **Ganze** ist auch eine Art von unserem zweiten und dritten;
Wo es im Hause zuhauf, da kann es und sollte beglücken,
Doch kann es berücken zugleich und birgt verderbliche Tücken —
Im Kampfe ums Dasein, o Freund, hast du es oft dir erstritten.

Semper Notnagel.

Rebus.

Auflösung des Rätsels in Nr. 1:

Winde, und zwar als Mehrheit von Wind, dann als sog. Wagenwinde und als Bezeichnung eines Gliedes des windischen Volksstammes in Steiermark, Kärnthen und Krain.

Auflösung des Rebus in Nr. 1:

Nach dem Sturme tritt immer gutes Wetter ein.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 4. 1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von **M. Kautsky**. (3. Fortsezung.)

„Wohin wollen Sie, Georg?" fragte Elsa, als sie sah, wie dieser von ihr hinweg dem Ufer zuschritt.

„Am liebsten fort, aus den Bergen hinaus," entgegnete er rauh.

„Sie sagten uns einmal, Sie könnten das nicht, so lange die Mutter lebte, weil Sie versprochen hätten, bei ihr zu bleiben."

„Ja," sagte er schwer, „ich habe es versprochen." Dann alles, was an Widerstandskraft in ihm war, zusammenfassend: „Ich werde es auch halten."

„Ich denke mirs wohl, Georg," entgegnete sie sanft, indem sie an seiner Seite weiter schritt, „es muß Ihnen schwer fallen, daß Sie nicht hinaus können in die Welt, um in ihr zu lernen. Herr Arnold hat Ihnen wohl auch dazu geraten, und er hat Ihnen wohl von den großen und kleinen Vorgängen dieser Welt erzählt, mit Worten, die eine überzeugende Kraft haben und einem das Herz bewegen."

„Ja, Worte haben eine sonderbare Kraft," bestätigte er mit einem herben Lächeln, „aber sie können einem auch das Herz vergiften."

„Elsa!" rief es in dem Augenblicke vom Hause her.

Sie wandte sich rasch um und sah den Vater, von dem Fremden gefolgt, auf dem Fußwege daher kommen.

Ein Zagen überfiel sie, am liebsten wäre sie davon gelaufen, aber schon hatte sie der Vater bemerkt und schritt mit einem fröhlichen Lächeln ihr entgegen.

„Da bist du ja, ich fürchtete schon, ich würde Doktor Lefebre mein wildes Mädchen gar nicht zeigen können. Es ist mein junger alter Freund Arnold, ich habe dir schon von ihm gesprochen, Elsa, und er kennt dich seit lange, wie er mir sagt, noch ehe wir nach dem Süden gingen. Sie ist indes gewachsen, wie, Arnold?"

„Sie hat noch die goldblonden Haare wie damals," bemerkte er lächelnd und als spräche er zu einem Kinde, dann sich direkt an sie wendend: „Ihr Vater, mein Fräulein, hat auf mein Denken und Empfinden einen so großen Einfluß genommen, er ist mir so väterlich nahe getreten, daß wir beide uns fast als Geschwister ansehen dürfen."

Sie, die bisher tief beklommen gestanden, wendete nun den Blick zu ihm empor.

„Mir ist, wenn ich Sie höre — als fände ich etwas, das in mir gelegen, nun außer mir — in Ihnen wieder."

Sie sagte es leise in unzusammenhängenden Säzen wie eine Eingebung, die einem selbst in ihrer ganzen Bedeutung noch nicht aufgegangen ist. Arnold fühlte sich von diesen Worten eigentümlich berührt, und vielleicht mehr noch von dem Blick ihrer Augen, die so dunkel, so phantasievoll, so ähnlich den schönen Augen ihres Vaters waren.

Er reichte ihr in rascher Geberde die Hand entgegen und hielt die ihrige einen Augenblick fest in der seinigen. Dann wandte er sich wieder Barr zu, es gab noch einiges zu rekapituliren, ehe man sich trennte.

Langsam schritt man den Booten zu.

„Sie werden mir die Ergebnisse Ihrer ferneren Studien mitteilen und mich Einsicht in Ihre Arbeiten nehmen lassen," sagte Barr, und als Arnold diese Teilnahme als eine Gunst begehrte, fuhr er fort: „Ich werde Sie auch mit einigen Arbeiten für mich betrauen. Sie werden, ohne dadurch aufgehalten zu sein, mir einiges, besonders statistisches Material liefern können, das ich zu verwerten gedenke."

Er legte seinen Arm in den Arnolds und sagte leiser mit einem milden Lächeln:

„Ich hoffe, Sie wieder zu sehen, sollte mir dies aber nicht mehr vergönnt sein, so werden Sie meine lezten Arbeiten übernehmen als mein Vermächtnis."

Arnold sah bewegt auf und in das blasse schöne Gesicht Barrs, in das Krankheit schon einen Zug des Leidens gedrückt, der hier, im vollen Licht des Tages, ihm erst recht deutlich wurde.

Er wollte etwas erwidern, aber Barr wies auf sein Kind und bedeutete ihm zu schweigen. Sie waren am Ufer; Georg war bereits in das Boot gesprungen und steckte das Ruder in die Bastriemen.

Arnold hatte den väterlichen Freund umarmt und dieser küßte ihn wiederholt und herzlich.

Nun wandte sich Arnold Abschied nehmend an Elsa.

„Auch wir werden uns wiedersehen, mein Fräulein," sagte er mit Wärme, ohne jedoch ihre Hand zu ergreifen, „möge es dann zu guter Zeit geschehen und fröhliche Hoffnung uns erfüllen."

Sie nickte stumm. Er mochte vielleicht eine Antwort erwartet haben und so neigte er sich forschend zu ihr hinab, um ihr ins Antliz zu sehen.

Ihr Mund zuckte unter niedergehaltenen Tränen und die dunklen gesenkten Wimpern schimmerten feucht.

Er mußte über den kindischen Kummer des jungen Herzens lächeln, zugleich überkam ihn eine, wie er meinte, ganz brüderliche Regung, und zärtlich beruhigend strich er mit der Hand über das goldige Haar.

Indem er noch einmal den beiden zuwinkte, sprang er in das Boot.

Georg ruderte mit Macht. Bald war das Boot weit draußen im See — und noch ein Winken und Grüßen.

Vater und Tochter blieben am Uferrande; sie sahen dem Boote nach und sahen noch in dieser Richtung, nachdem es, den Weg nach der Mühle nehmend, ihren Blicken schon entschwunden war.

Die Sonne war längst hinter dem Salzberge untergegangen, kühl wehte es vom Wasser herauf.

Barr, der lange unbeweglich geblieben, durchschauerte es plözlich. Er wandte sich und bemerkte sein Kind neben sich.

„Du bist noch da, Elsa, und so still?"

Sie warf sich in einem Ausbruch ungestümer Leidenschaftlichkeit ihm an den Hals. Die lang zurückgehaltenen Tränen stürzten ihr aus den Augen und schluchzend rief sie: „Wird er denn auch wirklich wiederkommen, Papa?"

Barr drückte das Kind fest an seine Brust.

„Er kommt, beruhige dich," sagte er, und wie zu sich selbst sprechend: „Es war unvorsichtig, Natur und Einsamkeit machen ein junges Mädchenherz allzu empfindlich." Dann den Arm der Tochter in den seinen ziehend, „du sollst von nun an mehr Zerstreuung haben, wir werden den kommenden Winter an der Riviera verleben."

Viertes Kapitel.

Vier Jahre waren seitdem vergangen. Barr hatte, wenn er auch die Absicht gehabt, seine Tochter vertrauter mit der Welt zu machen, doch den weitaus größten Teil dieser Zeit in stiller Zurückgezogenheit verbracht. Für einige Monate war er immer nach seiner Villa am See gekommen, und er hatte auch einen Teil seiner Bibliotek hierher gebracht. Sein Gesundheitszustand hatte sich indes stetig verschlechtert. Er wußte seit lange, daß eine Genesung unmöglich sei, und er erwartete sein Ende mit jener heitern Ruhe, die denen eigen ist, die auf ihr vergangenes Leben mit einiger Befriedigung zurückdenken und ein zukünftiges nicht inbetracht ziehen.

Der Gedanke an Elsa, die er so allein zurückließ, beunruhigte ihn zuweilen. Er hatte indes alles getan, um ihr jene persönliche und ökonomische Unabhängigkeit zu sichern, die sie frei machen und vor gesellschaftlichen Konflikten bewahren sollte. Sie hatte fast ihr zwanzigstes Jahr erreicht und er hatte sie majorenn erklären lassen. Ein tüchtiger Rechtsfreund, dem Barr sein Vertrauen schenkte, sollte ihr Vermögen verwalten und ihr beratend zur Seite stehen.

Sein Zustand gestattete ihm in den lezten zwei Jahren nicht mehr eine fortgesezte geistige Tätigkeit. Was er an wissenschaftlichen Arbeiten noch zur Herausgabe bestimmt, hatte er einem langjährigen Freunde übergeben, mit dem Wunsche, daß die Publikation erst zwei Jahre nach seinem Tode erfolgen solle. Ein nicht unbedeutendes Material lag noch ungesichtet in einzelnen Notizen und Aufzeichnungen zerstreut in seiner Villa am See, die er wieder aufgesucht hatte. Dahin hatte ihm auch Arnold seine soeben vollendete Arbeit im Manuskript gesendet und Barr hatte an deren Durchsicht und Prüfung die lezten Monate ausschließlich verwendet. Er bezeichnete dies selbstständige Werk des jungen Gelehrten als wahrhaft bedeutend und riet mit dessen Veröffentlichung nicht zu zögern. Er bat Arnold, zu ihm zu kommen, um einiges, über das er anderer Meinung sei, ausführlich zu besprechen und die Art der Herausgabe festzustellen. Er sollte dann das Manuskript sogleich mit sich nehmen.

Er bat Arnold, sich zu beeilen, da er fühle, daß ihm nur eine kurze Frist mehr gegönnt sei.

Der Brief wurde nach London adressirt, wo Arnold seit einem Jahre sich aufhielt. Dieser war soeben nach Irland gereist, um die agrarischen Verhältnisse dieses unglücklichen Landes zu studiren; der Brief wurde nach Dublin ihm nachgesendet, aber er hatte die Stadt verlassen, um aufs Land zu gehen und unter den Pächtern selbst Umschau zu halten. So dauerte es einige Zeit, ehe der Brief ihn erreichte.

Nach Empfang desselben war er unverzüglich abgereist, und er fuhr ohne Unterbrechung, denn es lag ihm alles daran, aus dem Munde des hochverehrten Mannes selbst die ihm so wichtigen Urteile und Ratschläge zu vernehmen.

Da er London nicht berührte, so gelangte das soeben für ihn dort eingelaufene Telegramm nicht in seine Hände. Es meldete ihm Barrs Tod.

In Paris erfuhr er ihn durch die Zeitungen, die dem im Leben vernachlässigten Gelehrten, dessen Bedeutung man absichtlich zu schmälern versuchte, nun fast durchaus warme Nachrufe widmeten. „Ein Mensch voll Karakter und ein Denker ersten Ranges, der sein ganzes Leben in unermüdlicher Hingabe der Wissenschaft geweiht, ist dahingegangen," hieß es in den Nekrologen.

Arnold war tief bekümmert. Der Mann war ihm mehr als ein Vater gewesen, er war sein geistiger Bildner, sein Freund. Seine Reise wollte er nichts destoweniger fortsezen, wenn auch nicht mit der vorigen Eile.

Er wollte die Tochter wiedersehen und das arme Kind in seinem Schmerz zu trösten suchen.

Auch sein Manuskript gedachte er an sich zu nehmen.

Da der Tod, troz der traurigen Voraussicht, doch unerwartet plözlich eingetreten war, so hatte Barr möglicherweise darüber keine Verfügungen getroffen, und so konnte es kommen, daß dasselbe unter den Nachlaß geriet, was er nicht wünschte.

Er war in Solenbad angelangt.

Noch an demselben Nachmittag machte er sich auf den Weg nach Ammsee.

Und wieder, wie vor vier Jahren, trat er vor die Kirche auf die Felsenterrasse hinaus, um über den See nach der einsamen Villa hinüber zu sehen. Wie verändert war alles!

Es war ein bewölkter Herbstnachmittag; grau war die Luft und grau die Berge, an denen langgestreckte Nebel sich hinzogen. Unendlich düster erschien das Kolorit des Sees, in dem die hohen Berge in ihrer dunklen Massigkeit sich spiegelten, trübselig und monoton die ganze Stimmung.

Das weiße nette Haus selbst erschien kalt und bleich und seine Türen und Fenster waren mit Holzladen verschlossen.

Ein feuchter kalter Windhauch blies über den See, er bewegte die Ahornbäume, die um die Villa herumstanden, lautlos sanken die Blätter herab. Kein Zeichen von Leben war auf dem stillen einsamen Ufer zu erkennen, ganz verlassen erschien es, ganz verödet.

Arnold sah lange hinüber, von tief schmerzlichen Empfindungen ergriffen.

Wie heiter und lieblich hatte ihm der Ort entgegen gelächelt und wie herzlich war er daselbst empfangen worden, und nun lag Barr in kühler Erde und sein Haus war leer.

Was war aus seiner Tochter, aus dem blonden Kinde mit den schwarzen Augen geworden, die ihn zulezt unter Tränen angelächelt hatte?

Ein schlürfender Tritt ließ sich hinter ihm vernehmen, er sah sich um.

Ein häßlich aussehender verlumpter Bursche kam über den Friedhof daher und ging auf ihn zu.

Er affektirte eine martialische Haltung und hatte den einen Arm in die Seite gestemmt. Sein Gesicht war aufgedunsen und er roch nach Branntwein.

Es war ein ehemaliger Salzarbeiter, den sie zum Militär genommen und der, als er wieder zurückkam, den Bramarbas spielte und zur Arbeit nicht mehr recht taugte.

Im Bergwerk wollten sie ihn nicht haben, und im Orte fürchtete man sich vor ihm; so kam er immer mehr herunter. Zuletzt hatte die Gemeinde, die selbst ohne Mittel und in äußerster Dürftigkeit war, dem gänzlich Subsistenzlosen die Todtenkammer als Quartier angewiesen, und als ein rauher Winter eintrat, hatte man so viel Mitleid gehabt und ihm einen Ofen hineinsezen lassen. Er hieß Vogerl, der Lokalwiz hatte ihm aber noch den Spiznamen „Unmensch“ beigelegt, den er nicht ohne Behagen annahm.

Vogerl Unmensch stand in dem üblen Ruf, alles Getier, das er erwischen konnte, umzubringen und für seinen Schmaus herzurichten. Es hieß, seine Nahrung koste ihm keinen Kreuzer, denn er esse Kazen und Hunde, aber auch Mäuse und Ratten, von denen es in seinem sonderbaren Wohnorte wimmelte. Er lüpfte, Arnold begrüßend, den ganz zerrissenen und zerknüllten Hut.

„Der Herr ist ein Fremder?“ sagte er, sich verbeugend; und sich hierauf selbst vorstellend, „und ich bin halt der Vogerl Unmensch, ein ausgedienter Soldat, nun, das weiß ein jeder Mensch; und ich wohne ganz in der Nähe, und wenn der Herr vielleicht die Kirche anschauen will, oder das Bei — Beinhaus“ — er kam in seiner lallenden Sprache nicht gut über die B hinüber — „so stehe ich immer zu Diensten.“

Arnold fixirte den Vagabunden einen Augenblick, dann fragte er: „Ist Fräulein Barr von hier fortgegangen?“

Vogerl hatte ein vertrauliches Nicken.

„Natürlich, die gräfliche Verwandtschaft hat die Elsa gleich nach dem Be — Begräbnis abgeholt; es war ja für die Herrschaft eine höllische Bla — Blamage, daß er nicht einmal christlich be- — begraben worden ist; aber auf unserm Gottesacker werden Heiden nicht zugelassen.“ Er richtete sich gravitätischer in die Höhe und atmete seinen abscheulichen Qualm Arnold ins Gesicht.

Dieser trat angewidert zurück.

„Wohin ist der Leichnam gebracht worden?“

„Der Barr hat sich selber die Gruft ausgesucht,“ lachte der Unhold, „da oben am Sebenstein; hoch oben, als wollt er dem Himmel näher sein, hat man ihn eingesenkt; ob der aber die ewige Ruhe findet, die wir andere Christenmenschen zu erwarten haben — hm — hm, ich möchte es be — bezweifeln. Die Villa ist jezt verschlossen, wenn Sie sie aber von außen zu besichtigen wünschen, mein Herr, ich bin bereit Sie zu führen, wir nehmen eine Plä — Plätte.“

„Ich danke Ihnen, ich weiß hier selbst Bescheid.“

„So“ — sagte Vogerl gedehnt. „Sind vielleicht von der Gerichtskommission, die für morgen erwartet wird, sind vielleicht der Herr Rechtsanwalt selber?“

Er machte wieder ein Kompliment, so daß ihm das ungekämmte Haar ins Gesicht fiel.

„Die Gerichtskommission wird erwartet, da soll wohl in der Villa das Inventar aufgenommen werden?“ fragte Arnold.

Vogerl Unmensch hatte ein behagliches Schnauben.

Er fand sich keiner Gerichtsperson gegenüber und der da wußte von nichts, so konnte er als der Auskunftgebende sich etwas zugute tun.

„Ja wohl, mein Herr, über alles dort Befindliche wird die Inventur aufgenommen; na also — wollen Sie oder wollen Sie nicht? einem ausgedienten Soldaten, wie ich bin, kommts nicht darauf an, ich fahre Sie meinetwegen — umsonst hinüber.“ Er stemmte beide Arme wie Henkeln an seine Seiten und sein aufgedunsenes Gesicht blähte sich noch mehr auf.

Arnold gab ihm eine kleine Silbermünze und sagte kurz: „Da und adieu.“

Vogerl verzog sein Gesicht zu einem freundlichen Grinsen, besann sich aber sogleich und das Geld in der Hand hin und her wiegend und es mit einem Auge kritisch beschielend, sagte er frech: „Der Herr wird schon noch etwas dazulegen müssen, solche Auskunft gibt ihm nicht ein jeder, und überhaupt laß ich mich nicht gern, so mir nichts dir nichts, von der Arbeit aufhalten.“

„Zu deiner Arbeit kommst du noch früh genug, und es liegt nicht in meiner Absicht, dir allzureiches Material dafür zuzuführen.“

Arnold wandte ihm den Rücken.

Vogerl behielt beide Arme in die Seiten gestemmt und sah dem Dahinschreitenden mit einem widerlichen Lächeln nach. „Vor solchen Kerlen graust mir immer,“ grunzte er, sich schüttelnd. „Sie schimpfen einen nicht, wie ein gewöhnlicher aufrichtiger Mensch tut, sie lassen sich aber auch nicht imponiren, man weiß nicht, wie man mit ihnen dran ist.“

Arnold stieg gegen die Lahn hinab. Er hätte gerne mit Georg gesprochen, aber dieser war am Salzberg oben, und so wollte er denn hinüberfahren und das einsame Ufer betreten, das so wehmütig teure Erinnerungen in ihm weckte.

Am Landungsplaze lagen mehrere Boote, er sprang in das erste beste und machte es los.

Nach zwanzig Minuten befand er sich am jenseitigen Ufer.

Er fuhr in die Schiffshütte ein und sprang aus Land.

Wie er über die feuchten faulenden Matten dahinschritt, scheuchte er eine Schaar Krähen auf, die krächzend weiter flogen. Er wandte sich der Villa zu.

Ein Gedanke drängte sich ihm auf und begann ihn zu beunruhigen. Morgen sollte hier in der Stille die Inventur aufgenommen werden, würde es ihm gelingen, sein Recht auf das Manuskript geltend zu machen und würde ihm sein geistiges Eigentum sofort zurückgestellt werden? Er bezweifelte es. Eine Amtshandlung würde darüber eingeleitet werden, das Manuskript selbst würde beschnüffelt und vielleicht bei der Behörde deponirt werden. Im besten Falle würde eine Verzögerung daraus erwachsen, die die Drucklegung auf Monate hinausschieben würde. Er war um die Villa herumgegangen, ungeduldig und erregt. Er kam an die hölzerne Treppe, über welche man von der Rückseite des Hauses nach dem Balkon hinaufstieg, er betrat denselben und kam an den mit Laden geschlossenen Fenstern und an der Tür vorüber. Die Holzgallerie ging um das Haus herum, er machte die Runde mehrmals und stieg dann wieder hinab. Als er an der äußeren Küchentür stand, die nach dem Felsen zu ging, fiel es ihm auf, daß diese nur aus weichen Brettern bestand, er trat näher und sah, daß das Schloß alt und verrostet und in zerbröckeltes Mauerwerk eingefügt war. Diese Tür mußte dem Drucke einer kräftigen Manneshand nachgeben, und doch verschloß dieselbe Gegenstände von Wert, zunächst sein kostbarstes Eigentum. In nervöser Energie drückte er daran, und was er von der Kraft eines andern befürchtet, die seinige hatte es schon zuwege gebracht: die Tür war offen.

Das Geschehnis machte ihn doch betroffen, das war Einbruch. Dann mußte er wieder lächeln, sein Arm hatte vollzogen, indes sein Verstand noch unschlüssig mit sich zu Rate ging.

Aber nun wollte er auch allen Vorteil aus dieser raschen Tat ziehen.

Der heftige Wunsch, sich sofort in den Besiz seines Manuskriptes zu sezen, überwog alle weiteren Bedenken.

Der Schlüssel steckte von innen in der kleinen Tür. Er keilte ein Stück Holz in die Mauer und befestigte das Schloß, dann versuchte er die Tür hinter sich zu schließen; es gelang ihm.

Er betrat das einsame verwaiste Haus.

Er durchschritt die Küche, die wohl eingerichtet war und Vorräte aller Art zu bergen schien; er gelangte in das Stiegenhaus und in den ersten Stock. Die Gemächer waren dunkel, die Türen und Fenster fest verschlossen, aber er hatte einen Leuchter aus der Küche mitgenommen und zündete nun die Kerze an. In dem Empfangszimmer fand er noch all die trauliche Anordnung, als wäre es vor einem Augenblick erst verlassen worden. Er schlug eine Portiere zurück und betrat das Arbeitszimmer Barrs.

Auch hier wies alles auf eine kaum beendete Tätigkeit.

Auf dem großen Schreibtische lagen Papiere aller Art umher, Bücher waren aufgeschlagen und mit Zeichen versehen, und in dem großen Broncegefäß war die Dinte noch nicht vertrocknet.

Eine Vase mit welkenden Blumen stand in einer Ecke und daneben eine Zigarrenkassette, deren Deckel geöffnet war. In einer reizenden silbernen Schale lag noch die abgestreifte Zigarrenasche.

Barr hatte bis zum letzten Augenblick gearbeitet und, seiner Gewohnheit gemäß, dabei geraucht. Alles vergegenwärtigte ihm den Teuren, der hier gewaltet, und es war Arnold, als trüge das weiche Fell, das unter den Tisch gebreitet lag, noch den Abdruck seines Fußes.

Er ließ sich in den weichen Lehnstuhl gleiten, und nachdenklich stützte er den Kopf in die Hand. Das Licht brannte düster; eine tiefe Stille umgab ihn, und doch zugleich ein Odem des Lebens und des geistigen Schaffens. Und kann ein so reiches Geistesleben denn wirklich zugrunde gehen? Nein, was ein Geist gedacht und geschaffen, wirkt fort und fort, und es verkörpert sich die Lehre und wird zur Wirklichkeit.

Arnold legte eine Anzahl Bücher bei Seite und zog ein Schubfach heraus. Es enthielt eine große Anzahl von Schriftbogen, Arnold riß sie an sich, es war sein Manuskript.

In lebhafter Freude drückte er es an seine Brust, gleich einem wiedergefundenen Schaz.

Ein offener Brief lag darin. Arnold durchflog ihn rasch. Er war an ihn gerichtet und enthielt Andeutungen, das Werk betreffend, und zum Schluß die Bitte, Arnold möge gelegentlich seine Aufzeichnungen und Notizen ordnen und zusammenstellen.

Das mußte nun freilich auf geeignetere Zeit verschoben werden.

Er schloß die Schubfächer, steckte hierauf das Manuskript zu sich und kam wieder in das mittlere Zimmer zurück.

Als er an einer Reihe Fauteuils vorüberschritt, fiel ihm ein Damentuch in die Augen, das über einer Lehne hing. Das blonde Mädchen stand mit einemmale vor ihm in all seiner Lieblichkeit und in all seinem Schmerz.

Wie weichherzig war dies zarte Geschöpf und welch tiefes Leid mußte ihm diese Trennung von demjenigen gebracht haben, der bisher seine ganze Welt gewesen! Und sie war also fort, und die adelige Verwandtschaft ihrer Mutter war es, die sie hinweg geholt? Unwillkürlich wandten sich seine Augen der Türe zu, die in ihr Zimmer führte, als könnte ihm von dort nähere Aufklärung über ihr Schicksal kommen. Einen Augenblick später hatte er dessen Schwelle überschritten.

Helle Tapeten, kleine zierliche Möbel, ein großer Spiegel und einige Blumenstillleben an den Wänden ließen es ungemein freundlich erscheinen und Arnold fühlte sich unwillkürlich davon beeinflußt. Er lächelte. Es war das erstemal, daß er das Gemach einer jungen Dame betrat. In seinem Leben hatten die Frauen noch keine Rolle gespielt.

Nicht ohne Neugier begann er sich genauer umzusehen, und um sich in diesem Beginnen zu unterstüzen, zündete er einen Kandelaber an, der auf dem kleinen Kamin stand.

Auf einer Staffelei in der Nähe des Fensters bemerkte er das Porträt Barrs, ein Brustbild in natürlicher Größe. Es zeigte ihn in der Fülle der Kraft und seiner männlichen Schönheit. Arnold betrachtete es lange. Ein Kranz, aus den verschiedensten Blüten gewunden, hing nun welk über dem Rahmen; ein Fauteuil war davor geschoben. Da hatte sie gesessen, wie er, in diese schönen lebendigen Züge gesehen, und sich den Vater in all seiner Vollkommenheit zurückgerufen. Ein kleines feines Sacktuch lag in einer Ecke, er griff darnach; war es nicht feucht von Tränen? Er führte es selbst an seine Augen. Und hier eine volle Rose, sie schien noch jezt von Duft erfüllt.

Arme Kleine! Die Blume hat ihr Erquickung gebracht, und etwas von der Freude des Daseins.

Er tat einige Schritte im Zimmer auf und nieder, er war in eine ihm unerklärliche Stimmung geraten. Es war, als wäre die Atmosphäre, die ihn umgab, erfüllt von dem Hauche ihres Lebens, und als müsse er darin nachfühlen, was sie hier gedacht, geträumt und gelitten. Er stand vor dem Kamin, ein kleines aufgeschlagenes Büchelchen lag auf dem Gesimse.

Es waren gesammelte Aussprüche der Klassiker des Altertums. Zwei Hexameter waren unterstrichen, er las:

„Sieh, nicht wütet der Sturm durch sämmtliche Tage des Jahrs,
Dir auch, glaube mir, wird lachen noch freundlicher Lenz.“

Armes mutiges Kind, es hatte in seinem Schmerz nach Trost gesucht, es wollte in ihm nicht untergehen. Elsa standen keine Träume zu Gebote von einem Wiedersehen im Jenseits, sie hatte nicht diese Narkose der Schwachen. Sie hatte nur die Ueberzeugung, daß eine Naturnotwendigkeit, vor der wir uns alle beugen müssen, ihr dieses große Leid gebracht, und sie besaß ihre durch nichts verkümmerte Lebensfreudigkeit, die ihr eingab, dem großen Schmerz auch eine große Kraft entgegen zu sezen. Alles zeugte davon. Sie reagirte gegen diesen Kummer so viel als möglich.

In demselben Büchelchen lag eine Visitenkarte.

Gräfin Helene von Falkenstein stand darauf. Es war dies wohl die Verwandte, die hierher gekommen war sie abzuholen. Auf der weißen Seite waren einige Zeilen mit Bleistift flüchtig hingeworfen: „Teure Elsa, deine Tante wünscht dich zu umarmen und deinen Kummer zu teilen.“ Und Elsa war dieser Tante nun wirklich gefolgt? War dies nicht auch natürlich? Das junge Mädchen konnte hier nicht allein bleiben, in dieser Einsamkeit, unter dem Schuze einer alten Dienerin.

Aber die Welt, in die man sie geführt, war aus ihr neuen Elementen zusammengesezt, sie besaß all die Vorurteile einer buchstabengläubigen Weltanschauung, und Elsa würde vielleicht darunter zu leiden haben. In einiger Erregung schritt er auf und nieder.

Elsa war majorenn, sie konnte dieser Welt entfliehen, wenn sie ihr nicht behagte, und niemand würde ein Recht haben, sie darin festzuhalten. Der Vater hatte diesen Fall vorausgesehen und sein Kind nach Möglichkeit davor zu sichern gewußt. Jede Intervention von seiner Seite schien ihm unberechtigt und wohl auch überflüssig, niemand hatte ihn dazu autorisirt, nicht Barr, nicht Elsa selbst, und doch wäre er ihr als ein Freund so gerne zur Seite gestanden.

Er bemerkte einen dunkelfarbigen Mantel, der über den Tisch geworfen war, ein einfacher Strohut lag daneben. Offenbar hatte sie diese Kleider anlegen wollen und die Tante hatte ihr dies nicht gestattet, da sie nicht die einer vorschriftsmäßigen Trauer waren. Aber Elsa wußte ja nichts von dieser jüdisch-christlichen Askese, von dieser Religion des Leidens, die die Schmerzen dieser Welt noch zu vergrößern sucht, um so des ewigen Lebens würdig zu erscheinen. Ihr Schmerz um den Vater hatte nach äußerlichen Zeichen der Trauer nicht begehrt, und sie hatte nicht in berechneter Koketterie nach dem interessanten Schwarz gegriffen, um ihre Bläße hervortreten und sie noch unglücklicher erscheinen zu lassen; aber die vorsorgliche Gräfin hatte wohl, um der Sitte genug zu tun und den Gläubigen kein Aergernis zu geben, die Trauertoilette gleich mitgebracht.

Arnold schob den Mantel etwas bei Seite und ein sarkastisches Lächeln trat auf seine Lippen, als er die Gegenstände, die darunter lagen und die seine Vermutung bestätigten, näher betrachtete. Hier war ein großer schwarzer Fächer und daneben ein geöffnetes Etui, in dem ein vollständiger Trauerschmuck sich befand.

„Die Frivolität in der Askese,“ murmelte er. „Aber so will es die heuchlerische Mode unserer Zeit, in der alles für den Schein berechnet ist, und in der sogar dem natürlichsten und wahrsten Schmerz noch ein Mäntelchen umgehangen wird, um die Blicke aller auf sich zu ziehen, ihn dem heuchlerischen Mitleid preiszugeben und ihm so jede Würde zu rauben.

Aber Elsa hatte diese Dinge zurückgewiesen.

Sie hatte das Anlegen schwarzer Ohrringe und schwarzer Armbänder nicht als einen Akt der Pietät aufgefaßt. Dazu war sie zu natürlich, zu unverdorben, aber sie hatte durch dieses Zurückweisen ihre Selbständigkeit bewiesen, und daß sie hinlängliche Energie besaß, um sie zu wahren.

Der gefesselte Prometheus. (Seite 98.)

Freske von Franz Simm im Treppenhause des kaukasischen Museums in Tiflis.

Das blonde Mädchen war kein Kind mehr.

Dieser Gedanke schien ihm alle Beruhigung zu geben.

Er verließ das Zimmer und die Villa.

Sorgfältig verschloß er die Tür von außen; er hatte ihr die vorige Festigkeit wieder gegeben, und schob den Schlüssel in seine Tasche. Es war dunkle Nacht geworden, Nebel lagen über dem See und kaum vermochte er die Landungsstelle wiederzufinden.

Erst spät des Nachts erreichte er Solenbad.

Mit dem nächsten Zuge fuhr er nach der Residenz.

Er begab sich in das Hotel, das er in vorhinein für seinen Aufenthalt bezeichnet, und schrieb hier einen Brief an Fräulein Barr, worin er ihr das Geschehene mitteilte und sie bat, ihm sein eigenmächtiges Eingreifen zu verzeihen. Er sagte ihr, daß er sofort nach London zurückkehren und daß die Fertigstellung und Herausgabe seines Werkes seine ganze Tätigkeit in Anspruch nehmen werde. Sobald dies geschehen, werde er hierher zurückkehren. Dann hoffte er sie wiederzusehen, und er bat sie, ihn jederzeit als ihren treuesten und ergebensten Freund zu betrachten. Er begab sich mit diesem Schreiben zu dem Rechtsanwalte, um es ihm zur Besorgung zu übergeben. In der Kanzlei erfuhr er, daß derselbe vor einer Stunde nach Ammsee abgereist sei. Er erfuhr zugleich die Adresse Elsas und daß Gräfin Falkenau die Schwester von deren Mutter und eine noch junge Dame von vollendeter Liebenswürdigkeit sei, so daß der Aufenthalt in ihrem Hause als der passendste und zugleich angenehmste für Fräulein Barr angesehen werden müsse.

Als Arnold in sein Hotel zurückkehrte, wurde ihm ein Schreiben übergeben, das den hiesigen Poststempel trug. Es war nach London adressirt und dem Adressaten nachgeschickt worden.

Der Brief kam von Baron Rheintal; er war schwarz umrändert und trug ein schwarzes Siegel.

Dieses äußerliche Zeichen der Trauer hatte ihn jedoch keineswegs zu beunruhigen vermocht, es war länger als ein Jahr, daß die Gattin seines Vaters gestorben war, und der Inhalt des Briefes trug keineswegs den Stempel trostloser Witwerschaft, er war übermütig heiter, ja burschikos. Der Baron wünschte, daß Arnolds Reisen ihren vorläufigen Abschluß fänden und daß er hierher zurückkehre.

„Ich habe Pläne mit dir, mein Lieber," schrieb er ihm, „du sollst in meinem Hause wohnen, nichts steht dem im Wege. Ich lasse einige Appartements für dich einrichten und wir werden dann à deux ein flottes Garçonleben führen. — Mache rasch deine Abschiedsvisite und komm. Zu Anfang der Saison möchte ich dich hier haben, sie verspricht glänzend zu werden. Ein Carroussel im Kostüm, lebende Bilder und einige Proverbes sind schon jezt projektirt. Alle meine Talente werden dafür in Anspruch genommen. Dann kommt noch die Politik und manches andere hinzu. Du sollst mir ein wenig beistehen, mein Freund. Apropos, Lord B. hat mir viel Liebenswürdiges über dich geschrieben, er bedauert nur, daß du in den Zirkeln so selten zu sehen bist. Was treibst du denn, du Schlingel? — Einstweilen mache ich für dich hier Reklame."

Arnold überlegte einen Augenblick, dann legte er den Brief in sein Portefeuille und befahl den Wagen.

Er konnte dem Wunsche des Barons in diesem Augenblick nicht Folge leisten. Er hatte Ernstes übernommen und wollte es ausführen.

Er fuhr nach dem Bahnhof und löste eine Karte nach Paris.

(Fortsezung folgt.)

Winterleben der Tiere.

(Hären, Mausern, Farbenveränderungen, Winterschlaf, Wanderungen.)

Von Realschullehrer **Otto Lehmann.**

(Schluß.)

Der Umstand, daß die bezeichneten Farbenveränderungen Tieren eigen ist, welche kalte Erdgegenden bewohnen, muß uns zu dem Schlusse führen, daß der Wärmegrad einen Einfluß darauf ausübt. Der langsame Fortschritt dieser Veränderungen in einem milden Herbst und die unvollkommene Umwandlung in einem gelinden Winter bestätigen jene Voraussezung. Ueberdies wird die Veränderung bei manchen Tieren, wie bei dem Taucherhuhn, in gemäßigten Zonen nie, sondern nur im äußersten Norden vollständig. Die Verteilung der Farbe in dem Tierreiche scheint im allgemeinen einem und demselben Geseze zu folgen. Tiefe und glänzende Farben sind vorherrschend, während sie unter kälteren Himmelsstrichen blaß und matt werden. Die Kälte scheint die Tätigkeit der Gefäße zu vermindern, welche den färbenden Stoff absondern, und wenn sie heftig wird, diese Tätigkeit gänzlich zu hemmen. — Ueber den natürlichen Zweck jener Farbenveränderungen nach dem Wechsel der Jahreszeiten hat man manche Vermutungen aufgestellt. Die oft ausgesprochene Meinung, daß die Farbenveränderung die Tiere im Winter gegen ihre Feinde schüzen solle, könnten zwar der Berghase und das Schneehuhn für sich anführen, die sich auf dem schneebedeckten Boden vor den Raubvögeln verbergen würden, aber dem kühnen und behenden Hermelin müßten sie dann desto leichter zur Beute werden, und den im Winter gefleckten Vögeln kann die Farbenveränderung keinen Schuz geben. Der eigentliche Zweck dieser Natureinrichtung scheint darin zu liegen, daß die weiße Bekleidung jener Tiere besser geeignet ist, die in dem Körper entwickelte Wärme zusammenzuhalten als eine dunkel gefärbte, die mehr Wärme ausstrahlt und daher die Lebenswärme vermindert. Die Veränderung in der Dichtigkeit und Farbe der Hautbedeckung der Tiere ist geeignet, ihre innere Wärme in den verschiedenen Jahreszeiten gleichmäßig machen.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in dem tierischen Leben ist der Winterschlaf, der eine der geheimnisvollsten erhaltenden Vorkehrungen der Natur ist. Es gibt nämlich mehrere Tiere, welche außer der täglichen Ruhezeit einer jährlich einige Monate dauernden Untätigkeit bedürfen, um in der übrigen Zeit des Jahres die Beschwerden des Lebens ertragen zu können. Betrachten wir zuerst die Erscheinungen, welche in diesem Zustande hervortreten und nach den Tierklassen verschieden sind. Bei den Pflanzen ist der Winterschlaf Regel, bei den Tieren aber erscheint er nicht so allgemein und besteht darin, daß sie die Winterzeit in der Verborgenheit und mit Unterbrechung der Sinnentätigkeit, der willkürlichen Bewegung und der Ernährung zubringen. Im schärfsten Gegensaze zeigen sich in dieser Beziehung die Vögel und Amphibien, da bei jenen der Winterschlaf in der Regel gar nicht erscheint, bei diesen aber allgemein ist. In den übrigen Tierklassen ist nur einzelnen Gattungen dieser Zustand eigen. Unter den Weichtieren (Mollusken) schlafen z. B. die Schnecken, während andere auch unter dem Eise wachen; unter den Insekten erstarren die meisten Käfer, andere aber durchleben den Winter im Freien oder in ihren Nestern, wie die Bienen in ihren Körben. Mehrere Süßwasser- und Seefische erstarren im Winter. Unter den Säugetieren sind dem Winterschlafe mehrere nächtliche Tiere bei den Handflüglern unterworfen, z. B. die Fledermäuse, einige Insektenfresser; besonders aber mehrere Nagetiere, z. B. der Hamster, das Eichhörnchen, die Haselmaus. Der Winterschlaf besteht teils in einem tiefen, den ganzen Winter fortdauernden Schlafe, wie bei den in der Erde lebenden Insekten und dem Murmeltiere, teils in einem von Zeit zu Zeit unterbrochenen Schlafe, wie bei mehreren in der Luft lebenden Insekten, die bei mildem Wetter erwachen und herumfliegen, oder bei den Igeln, den Hasel- und

Fledermäusen, die bei jedem Tauwetter erwachen und wieder zur Ruhe gehen, teils aber ist es nur ein Vorherrschen des Schlafes, indem das Tier in seinem Lager den größten Teil des Winters schlafend zubringt, und gar keine oder nur wenig Nahrung genießt, z. B. der Dachs, der Biber. — Die Nahrung der Winterschläfer ist sehr verschieden nach den Klassen, zu welchen diese Tiere gehören; so lebt die Fledermaus von Insekten, der Igel von Würmern, Schnecken, der Hamster und das Murmeltier von Pflanzenteilen. Der Winterschlaf beginnt bei mehreren Insekten mit dem ersten Froste, bei andern früher; gewöhnlich suchen die Winterschläfer ihren Ruheplaz, wenn das Termometer um den Eispunkt steht, im allgemeinen zu der Zeit, wo es ihnen schwierig wird, sich Nahrung zu verschaffen. Bei den Insekten und bei dem Hamster währt der Winterschlaf vier bis fünf Monate, bei mehreren Schnecken und Landschildkröten, bei dem Murmeltier und der Haselmaus länger. Die Zeit des Erwachens fällt meist in den März oder April, wo die Nahrung wieder häufiger wird. — Das Winterlager ist nach den Gewohnheiten der Tiere verschieden. Luftinsekten leben unter Laub, Wurzeln oder Steinen, in hohlen Bäumen oder Mauerspalten, Wasserkäfer im Schlamm, Wasserschnecken in der Tiefe des Wassers oder im Schlamm, Laubschnecken unter Moos und Laub, andere in Erdlöchern, mit der Oeffnung ihres Gehäuses nach oben; die Fische im Schlamm, Seefische in der Nähe der Küste, Landschildkröten in Erdgruben. Das Murmeltier gräbt an der südlichen oder westlichen Seite des Gebirges etwa zwei Meter tiefe, wie ein Backofen gewölbte Erdhöhlen, zu deren engen, mit Erde, Sand, Laub und Steinen verstopftem Eingange ein langer Gang führt. Das Ziesel hat eine länglich runde, mit Heu ausgefüllte Höhle, deren Eingang es verschüttet, während es einen andern Gang bis dicht an die Oberfläche anlegt, wo es sich nach dem Erwachen vollends durchgräbt. Alle Winterschläfer suchen einen Ruheplaz, wo sie, entfernt von ihren Feinden und gegen Abwechslung von Kälte und Wärme geschüzt, ungestört schlafen können. Die meisten Insekten liegen einsam in ihrem Winterschlafe, andere ruhen gesellig und aneinander geschmiegt, und zwar nicht blos solche, die im Sommer gesellig leben. Die meisten Amphibien leben einsam im Winterlager, wiewohl viele Schlangen sich haufenweise beisammen legen, und ebenso hat bei manchen Säugetieren, z. B. den Zieseln, jedes seine eigene Höhle, während gewöhnlich fünf bis sechs Murmeltiere in einer Höhle liegen. Wenn die Winterschläfer sich in ihren Ruheort zurückziehen, nehmen sie gewöhnlich eine besondere Lage ein und versehen sich auch wohl vorher mit einem kleinen Vorrate von Lebensmitteln. Mehrere Insekten liegen wie im Puppenzustande, und ziehen Füße und Fühlhörner an den Leib; einige Käfer rollen sich wie Schlangen zusammen; Schalschnecken verschließen die Oeffnung des Gehäuses mit einer Schleimschicht, die zu einem dünnen hornartigen Deckel verhärtet; die Fledermaus wickelt sich in ihre Flughaut und hängt sich mit ihren Krallen an die Decke ihrer Höhle oder an die Mauern alter Gebäude, eine Lage, die sie auch bei ihrem Schlaf einnimmt; viele Säugetiere rollen sich wie eine Kugel zusammen und ziehen die Gliedmaßen unter den hohlen Leib, wie das Murmeltier und der Dachs, die ihre Schnauze gegen den After drücken und die Augen verschließen.

Wenn die Winterschläfer in diesen Schlaf verfallen, vermindert sich allmälich die Tätigkeit des tierischen Lebens. So wird z. B. der Igel schon im November träge und schläft vierundzwanzig Stunden nacheinander, dann wochenlang, bis er gegen Weihnachten in ununterbrochenen Schlaf fällt. Bei vollkommenem Winterschlaf verliert sich die Sinnentätigkeit; so bei dem Murmeltiere, dessen Auge für das Licht unempfindlich ist; so bei den Fledermäusen, die oft selbst durch einen Flintenschuß nicht geweckt werden konnten. Das Gemeingefühl ist stumpf geworden, daher merkt man bei Insekten bei bedeutenden Verlezungen nur ein leises Zucken, bei höherer Kälte gänzliche Gefühllosigkeit, und das Murmeltier kann wie eine Kugel auf der Erde gerollt und geworfen werden, ohne zu erwachen, ja es ist selbst gegen tiefe Wunden wenig empfindlich, und bei elektrischen Schlägen streckt es sich, öffnet die Augen, erwacht aber nicht; nur durch fortgesetztes Galvanisiren wird es völlig geweckt. Die Glieder der Insekten werden so starr, daß sie eher brechen als sich biegen lassen. Bei den Säugetieren sind die Muskeln stark zusammengezogen, und ein mit Gewalt auseinandergerolltes Murmeltier kugelt sich von selbst wieder zusammen. Der italienische Naturforscher Mangili fand, daß bei den wachenden Murmeltieren, wenn er ihnen den Kopf abschnitt, der Herzschlag fünfzig Minuten, bei schlafenden drei Stunden dauerte. Während des Winterschlafs hört das Nahrungsbedürfnis auf, die Verdauung steht still, und erst bei dem Erwachen erfolgt eine Darmentleerung. Man fand bei schlafenden Murmeltieren Magen und Därme verengt, den Mastdarm mit einem dem sogenannten Kindspech ähnlichen Kote angefüllt und in der Gallenblase eine graugrüne, wenig bittere Masse. Diejenigen Tiere, welche sich Vorräte einsammeln, zehren davon vor und nach dem Winterschlafe, andere aber, z. B. die Haselmaus und der Igel, werden, wie es scheint, von Zeit zu Zeit durch Hunger geweckt, und zehren dann von ihren Vorräten. Bei dem Erwachen sind die Tiere halb betäubt. Insekten, die an warmen Wintertagen aufleben, zeigen sich stumpfsinnig. Der erwachende Hamster streckt sich, öffnet den Mund, stößt knurrende Töne aus, öffnet endlich blinzelnd die Augen und versucht es, sich auf die Beine zu stellen, aber seine Bewegungen sind unsicher und er taumelt, bis er nach wiederholten Anstrengungen den Gebrauch seiner Glieder wieder erlangt. Diese Veränderungen mögen unmerklich vorgehen, wenn das Tier in seiner Höhle bleibt, wo es die Unannehmlichkeiten nicht fühlt, die mit einer gewaltsamen Erweckung unter den Händen beobachtender Naturforscher verbunden sind.

In den Lebenstätigkeiten der Winterschläfer zeigen sich merkwürdige Veränderungen, die besonders die Erzeugung der innern Wärme, das Atmen und den Blutumlauf treffen. Der Herzschlag vermindert sich, und sinkt z. B. bei der Fledermaus auf ein Viertel, bei dem Murmeltiere auf ein Neuntel gegen den wachenden Zustand. Bei dem Hamster ist der Blutumlauf so langsam, daß das Herz in einer Minute nur fünfzehnmal schlägt, während man bei dem wachenden Tiere hundertfünfzig Schläge zählt. Noch langsamer wird der Blutumlauf bei der Haselmaus, bei welcher man im wachen Zustande die Pulsschläge kaum zählen kann, wogegen sie im Winterschlafe endlich auf sechzehn in einer Minute herabgehen. Im tiefsten Winterschlafe ist kaum Atmen zu bemerken, und erst unter dem Einflusse von fünfzehn Grad Wärme trat es bei einem Murmeltier ein. Zuweilen erfolgt die Atmungsbewegung unmerklich, wenn man das Tier an die freie Luft bringt. Bei dem Igel erfolgen dreißig bis fünfunddreißig Atemzüge nach vierstündigen Pausen. Aber auch das Bedürfnis des Atmens ist während des Winterschlafes geringer. Beobachtungen haben gezeigt, daß schlafende Insekten nicht leicht ersticken, und die Fledermäuse selbst dann nicht, wenn sie einige Minuten lang unter Wasser gehalten werden. Die Lungen schlafender Murmeltiere sind zusammengefallen und enthalten wenig Luft, während in den Gefäßen derselben viel Blut ist. Bei den Insekten ist der Nahrungssaft, der die Organe umgibt, während des Winterschlafs dicker und nimmt später ab. Bei den schlafenden Säugetieren enthält das Blut viel wässerige Teile und wenig feste Stoffe. Die Wärmeerzeugung vermindert sich, doch ist diese Verminderung nicht bei allen Säugetieren gleich. Gewöhnlich sinkt die Lebenswärme sehr tief. Aus Vergleichungen des Zustandes dieser Tiere im Wachen und im Winterschlafe ergab sich, daß die Wärme in der Brusthöhle und in der Bauchhöhle bei dem Murmeltiere von 30 auf 4, bei der Haselmaus von $29\frac{1}{2}$ auf $3\frac{1}{2}$ Grad sank. Nach anderen Beobachtungen war die innere Lebenswärme im Winterschlafe niedriger als die Luft innerhalb der Höhlen, wo die Tiere ruhten, doch war diese um einige Grade höher als die äußere Luft. Die Winterschläfer nehmen an Gewicht ab. Ein Murmeltier verlor nach Mangilis Beobachtungen binnen zwei Monaten zwei Unzen an Gewicht, eine Fledermaus nach einem andern Beobachter in drei Wochen $\frac{1}{32}$ ihres Gewichts.

Aus diesen Erscheinungen ergibt sich, daß bei dem Winterschlafe hauptsächlich der Zustand der Sinnentätigkeit Veränderungen erleidet. Der Schlaf beginnt mit Empfindungen, die das Tier veranlassen, sich in die Verborgenheit zurückzuziehen. Das tierische Leben tritt von der Oberfläche zurück. Zuerst nimmt das Atmen ab und dadurch vermindert sich der Blutumlauf und die Wärmeerzeugung. Beim Erwachen treten Atmen, Blutumlauf und Wärmeerzeugung nur allmälich in den regelmäßigen Zustand zurück, und zwar um so später, je tiefer der Schlaf war.

Die bedingenden Ursachen dieser Erscheinung liegen zunächst in dem Umstande, daß die äußere Welt in einer bestimmten Zeit die zur Erhaltung des tierischen Lebens nötigen Mittel versagt. Das Tier wird dann in einen Zustand versezt, in welchem es, ungeachtet jenes Mangels, sein Leben zu erhalten vermag. Der Winterschlaf soll aber auch gegen die ungünstige Luftbeschaffenheit der Jahreszeit schüzen. Die Winterschläfer sind sehr empfindlich gegen Kälte; der Igel z. B. erstarrt und stirbt, wenn man ihn einer Kälte von acht Grad aussezt. — Wie wirken nun diese Umstände, die die Erscheinungen des Winterschlafs herbeiführen? Die Triebe des Tieres sind erloschen, und es zieht sich zurück, weil die Außenwelt ihm nichts mehr darbietet; es sehnt sich nach Ruhe, weil es nach halbjähriger Fütterung gesättigt ist. Das Fett, als Ueberschuß an bildender Tätigkeit, kündigt die Befriedigung des Nahrungstriebes an. Bei vielen Winterschläfern hat es sich so reichlich abgelagert, daß es die Eingeweide der Bauchhöhle ganz einhüllt, und die Brusthöhle ausfüllt. Es veranlaßt die Schläfrigkeit des gesättigten und befriedigten Tieres und trägt mit andern Umständen, z. B. der gekrümmten Lage, dazu bei, den Raum für die Lungen zu beschränken, wodurch das Atmen vermindert wird. Das Blut bleibt größtenteils in den Aderstämmen, und es findet nicht mehr ein vollständiger Kreislauf statt. Während indes in diesem Zustande die bildenden Lebenstätigkeiten fortdauern, entwickelt sich in der Ruhe allmälich eine neue Empfänglichkeit für Eindrücke. Die Trägheit weicht, Muskeln und Nerven wirken lebhafter aufeinander, nach der Zersezung des Fettes wird die Lungentätigkeit freier und durch das vermehrte Atmen mehr rotes Blut gebildet, welches das Gehirn zu erregen vermag. Zugleich treten Umstände ein, die das Gemeingefühl beleben. Das Bedürfnis der Nahrung erwacht, und so erhebt sich das Tier zu neuer Tätigkeit gerade in der Zeit, wo die Außenwelt die Befriedigung seiner Triebe begünstigt.

Die Veränderungen in dem winterlichen tierischen Leben, welche wir bis jezt besprochen haben, sind weit häufiger als das Vorkommen solcher Tiere, die bei der Annäherung des Winters den Ueberfluß des Herbstes einsammeln, um sich für den Winter hinlängliche Nahrung zu sichern. Alle Tiere, die diese Gewohnheit haben, leben von Pflanzen und gehören fast ohne Ausnahme zu den Nagetieren, obgleich nicht alle Tiere dieser Familie Vorräte sammeln. Außer dem Biber und Hamster, die alle Tiere dieser Art an Betriebsamkeit und Sorgfalt im Einsammeln und Aufbewahren übertreffen, gehört vorzüglich das Eichhörnchen hierher, das sein Winterlager unter den größten Aesten alter Bäume, oder in hohlen Baumstämmen wählt, sich eine Vorratskammer anlegt und sie mit Eicheln, Nüssen und andern Früchten anfüllt. Diese Vorräte werden nicht eher berührt, bis die rauhere Jahreszeit das Tier abhält, seine Nahrung zu suchen. Alle zur Familie der Mäuse gehörenden Tiere scheinen Vorräte einzusammeln, selbst die Hausmaus und die Ratte, vorzüglich aber die Feldmaus. Unter den Vögeln, Amphibien und Fischen, sowie unter den niedern Tierklassen findet man keine Beispiele dieser Fürsorge für den Winter, unter den Insekten aber ist vorzüglich die Biene zu nennen.

Ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit sind die Wanderungen mehrerer Tierarten gewesen; namentlich verdienen in dieser Hinsicht die Vögel Beachtung. Wir kennen nur wenige Umstände in Beziehung auf die Wanderungen vierfüßiger Tiere. Einige Arten haben diese Gewohnheit. In Italien zieht die dort häufig vorkommende gemeine Fledermaus bei dem Eintritt des Winters südwärts und findet sich nirgend in Höhlen im Zustande der Erstarrung. Die Nachtfledermaus hingegen kommt jährlich im Winter dort an und bringt den Sommer in nördlichen Gegenden zu. Mehrere wiederkäuende Tiere verändern ihren Aufenthalt nach den Jahreszeiten, wie der Hirsch und das Reh bei der Annäherung des Winters die Alpen verlassen und Schuz in ebenen Gegenden suchen. So gehen auch die Gemsen vor dem Winter in die Täler hinab, um im Sommer wieder nach dem Hochgebirge zu ziehen, und der Steinbock wendet sich nach der Südseite der Gebirge, während er sich im Sommer an der Nordseite aufhält. Ausgedehntere Wanderungen machen besonders die Robben. Sie verändern ihren Aufenthalt, um sichere Pläze für ihre Brut zu suchen; der gemeine Seehund aber macht regelmäßige Wanderungen, um Nahrung zu finden. Die grönländischen Robben scheinen im Winter gemäßigtere Gegenden aufzusuchen, und kommen jährlich im Dezember in die Gegend von Island, wo sie bis zum Mai etwa verbleiben.

Die Wanderungen der Vögel sind seit den ältesten Zeiten ein Gegenstand allgemeiner Beobachtungen gewesen, aber obgleich wir viele wichtige Tatsachen kennen, so ist doch das Feld der Beobachtung noch keineswegs erschöpft.

Die Zugvögel zerfallen in solche, welche im Frühlinge in den gemäßigten Gegenden ankommen und im Herbste sie wieder verlassen, die Sommerzugvögel, und in solche, die im Herbste eintreffen und im Frühling wegziehen, die Winterzugvögel. Die Zeit der Ankunft und des Wegziehens ist jedoch keineswegs in derselben Gruppe gleich; ja nicht einmal bei derselben Art tritt sie immer zur gleichen Zeit ein. Zuweilen beträgt der Unterschied in einem Jahr gegen das andere 8 bis 30 Tage, und es ist klar, daß dies von Umständen abhängt, die sich selbst der gewöhnlichen Beobachtung darlegen. Kälte verzögert die Ankunft der Frühlingsboten und die frühe Ankunft der winterlichen Zugvögel deutet auf einen frühzeitigen Winter. Auch die Wanderung der Vögel geht mehr aus einem Vorgefühle der künftigen, als aus einem Gefühl der gegenwärtigen Temperatur hervor. Sie suchen mildere Gegenden auf, in welchen sie ihre Nahrung in reichlichem Maße finden und gegen die Kälte der nördlichen Gegenden geschüzt sind.

Ehe die Zugvögel wegziehen, pflegen sie sich zu versammeln. Man bemerkt das namentlich bei den Schwalben, die sich zu großen Zügen vereinigen. Der Entschluß, die Heimat zu verlassen, scheint ihnen einen Kampf zu kosten; sie sind in großer Unruhe, einige sizen lange wie unschlüssig, und einzelne, die den Flug versucht haben, kehren zurück, wenn die andern ihnen nicht nachfolgen. Die Störche fliegen mehrmals eine kurze Strecke und kehren wieder zurück, bis sie endlich ganz wegbleiben. Interessant ist es, die Ordnung zu beobachten, mit welcher sich einige Vögel beim Wegziehen sammeln. Die wilden Gänse z. B. bilden zwei Reihen, die sich vorn in einen spizen Winkel vereinigen, wo der Führer des Zuges die Luft durchschneidet und wenn er müde ist, dem nächsten in der Reihe seinen Plaz überläßt. Können sie mit günstigem Winde ziehen, so ist dies ein Vorteil, wo nicht, so laviren sie, so gut sie können, den Widerstand zu überwinden. Es gibt einige Zugvögel, welche, so weit unsere Beobachtungen reichen, nie in Gesellschaft wegziehen. Es ist merkwürdig, daß bei vielen Zugvögeln die Männchen einige Tage vor den Weibchen erscheinen. Die meisten Vögel ziehen am Tage; die Lerchen nur in den Morgenstunden und zuweilen auch noch am Abend eine Strecke. Viele aber ziehen vorzüglich in der Nacht, z. B. die Wachteln, Fischreiher, Kraniche, wilde Enten, mehrere von Insekten lebende Vögel, besonders in hellen Nächten.

Man hat oft gefragt, wie die Zugvögel auf ihren Reisen so lange fliegen können, ohne öfters hinlängliche Nahrung zu finden. Die Schwierigkeit aber hebt sich, wenn man an die außerordentliche Schnelligkeit des Fluges der Vögel denkt. Viele Vögel legen in einer Stunde über zwanzig Meilen zurück. So ist es bekannt, daß ein Falke Heinrich IV. aus Fontainebleau wegflog und vierundzwanzig Stunden später in Malta ankam, eine Entfernung von mehr als dreihundert Meilen. Oefters

jedoch werden die Zugvögel auf ihren Wanderungen von Sturmwinden ergriffen und von dem Winde fortgeführt, den sie sonst mit bewunderungswürdigem Instinkt verfolgen. Sie werden dann zuweilen weit verschlagen, oder ganz erschöpft auf dem Meere gefunden, wo sie sich an das Takelwerk der Schiffe hängen. Leider erliegen auch viele den Strapazen, noch mehr werden aber von den Bewohnern der südlichen Landstriche und namentlich der Inseln, wo sich die Vögel zum Ausruhen niederlassen, gefangen.

Die Ursachen dieser Wanderungen können nur in einem mächtigen Triebe liegen, der die Vögel zwingt, die Felsen, wo sie ausgebrütet wurden, die Wälder, wo sie aufwuchsen, zu verlassen und eine gefährliche Reise in entferntere Gegenden zu unternehmen. Das Verlangen, sich hinlänglich Nahrung und gleichmäßige Wärme zu verschaffen, ist ohne Zweifel die nächste Ursache dieser Erscheinung. Mehrere Sommervögel im nördlichen Europa können nur während der Monate, wo sie dort bleiben, Nahrung finden. Meist von Insekten und Pflanzenteilen lebend, müssen sie ihren Wohnplaz verändern und am Ende des Sommers wärmere Gegenden aufsuchen, um ihr Leben zu fristen. Ebenso mächtig wirkt aber auch das Bedürfnis, den zu ihren Lebensbedingungen gehörigen Grad von Luftwärme zu finden.

Steigen wir zu den niedern Tierklassen hinab, so finden wir den Wandertrieb immer seltener, da diese Tiere zu wenig Bewegungskraft haben, ihre Wohnpläze zu wechseln; und wenn das Bedürfnis eintritt, sich gegen Winterkälte zu schüzen, so versezt sie die Natur in den Zustand der Erstarrung.

Zur Geschichte der Schreckenszeit.

Von **Wilhelm Blos.**

Schon früher haben wir in diesen Blättern*) zu zeigen versucht, daß die Schreckensherrschaft der Jakobiner es gewesen ist, welche während der großen französischen Revolution zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts den Boden für den Staatsstreich und für die Militärdiktatur des ersten Napoleon geebnet hat. Wir zeigten, daß eine Regierung, die ihre politischen Gegner durch Massenhinrichtungen auszurotten trachtet, damit nur die Anzahl ihrer Feinde verzehnfacht, indem sie die Anhänger, Freunde und Familien der Hingerichteten in Schmerz, Trauer und Wut versezt und so ihre eigene Stellung untergräbt. Es hat Regierungen gegeben, die durch *eine* große Mezelei ihre Gegner zu vertilgen suchten, wie die Regierung Karls IX. die Hugenotten durch die Bartholomäusnacht auf immer aus der Welt schaffen wollte. Sie erreichte so wenig ihren Zweck, als die Vertreter des Schreckenssystems, die durch langandauernde blutige Verfolgung jeder anderen politischen Gesinnung als der herrschenden zu einem vollständigen Triumph zu gelangen suchten.

Bei näherer Betrachtung schwinden in der Tat die angeblichen großen Verdienste des Schreckenssystems immer mehr. Man findet, daß von den eigentlichen Reformarbeiten, soweit solche während jener Zeit vollbracht wurden, nur die wenigsten von den eigentlichen Repräsentanten des Schreckenssystems ausgehen. Auch die Behauptung, Frankreich sei nur durch den Schrecken vor den Angriffen der verbündeten europäischen Mächte gerettet worden, ist unhaltbar. Republikanische Begeisterung und militärisches Genie bewirkten diese Rettung. Wird man behaupten wollen, daß *Fouquier-Tinville*, als Ankläger am Revolutionstribunal, mehr dazu beigetragen hat, den Angriff der verbündeten Mächte abzuschlagen, als etwa Carnot, welcher die Heere der verbündeten Mächte durch die von ihm organisirten Massen erdrückte? Ohnehin siegte Frankreich in späteren Kriegen über die verbündeten Mächte auch ohne Schreckenssystem.

Was bezweckte das Schreckenssystem? Den der Schreckensregierung feindlichen Parteien *Furcht* und *Schrecken* einzujagen. Die Anhänger der feindlichen Parteien befanden sich in der Majorität; man mußte also der gesammten Volksmasse Schrecken und Furcht einzuflößen versuchen und erzog dadurch das Volk zur — *Knechtschaft*, nicht aber zur Freiheit, die dabei eine Phrase blieb.

Die antiken Demokratien wußten in ihrer Glanzzeit von diesem Mittel, das Vaterland zu verteidigen, nichts. Man hat nicht gehört, daß die Griechen gegen ihre Staatsbürger ein Schreckenssystem anwendeten, als sie von den Persern angegriffen wurden, so wenig als die Römer es beim Einfall Hannibals taten. Erst als jene Gemeinwesen angefault waren und eine Beute von Demagogen und Tyrannen wurden, verfiel man auf das Mittel der Schreckensherrschaft. Und es gab damals auch Verräter und Feinde der Regierungen sowohl wie der bestehenden Staatsformen.

Das System, welches durch die französische Revolution gestürzt wurde, der Feudalismus, hat zweifellos noch viel mehr Verbrechen aufzuweisen, als die Schreckensherrschaft; der gewissenhafte Geschichtsforscher aber kann hierin keinen Grund finden, die Ausschreitungen jenes demokratisch angestrichenen *Liberalismus*, welcher Frankreich in der Schreckenszeit regierte, zu entschuldigen oder zu beschönigen. Es wird sich auch nachweisen lassen, daß die *eigentliche Volksmasse* keineswegs mit dem Schreckenssystem sympatisirte, und daß sie vernünftig genug war, in demselben keinen Ersaz für die weit dringenderen sozialen Reformen zu finden.

Untersuchen wir diesmal das Verhalten des Hauptorgans der Schreckensherrschaft, des *pariser Revolutionstribunals*.

Dieser Gerichtshof, der sich einen so furchtbaren Namen gemacht hat, wurde am 10. März 1793 auf Beschluß des Nationalkonvents eingesezt. Man wählte diese Form zur Verfolgung der Feinde der Republik, weil sich die Girondisten unaufhörlich über die Septembermezeleien beschwerten. Indessen war diese Form sicherlich nicht die geeignete. Denn wenn man die Gegner der Regierung *richten* wollte, so durfte man sie nach demokratischen und humanen Grundsäzen nicht töten; wenn nicht, wenn man nur brutale Gewalt anwenden wollte, wozu dann die Heuchelei juristischer Formen, welche nötigten, Verbrechen zu erfinden, wo keine vorhanden waren?

Schon nach dem Aufstande vom 10. August war ein solches Tribunal eingesezt worden, aber nicht lange in Tätigkeit geblieben. Nun erschien *Chaumette* als Vertreter des pariser Gemeinderats vor dem Konvent und verlangte die Einsezung eines außerordentlichen Gerichtshofes ohne Appellation, „um die schlechten Bürger zu richten". Dies Verlangen fand im Konvent eine günstige Aufnahme und *Danton* bewirkte den endgiltigen Beschluß. Der neue Gerichtshof hieß ursprünglich tribunal criminel extraordinaire; auf Antrag von *Billaud-Varennes* nannte man denselben später Revolutionsgerichtshof oder Revolutionstribunal (tribunal révolutionnaire). Dieser Gerichtshof, der ohne Appellation über jede kontrerevolutionäre Unternehmung erkennen sollte, wie es im Beschlusse hieß, bestand aus fünf Richtern, zwölf Geschworenen, einem öffentlichen Ankläger und dessen zwei Adjunkten. Das Revolutionstribunal konnte nur auf *Todesstrafe* erkennen oder freisprechen; die Freigesprochenen sollten *entschädigt* werden. Ob und wie diese Entschädigung gegeben wurde, darüber ist uns nichts bekannt. Sicherlich ist sie nur von wenigen beansprucht worden, denn wer freigesprochen war, hatte nur in den seltensten Fällen Lust, mit dem Tribunal in irgend eine Berührung zu kommen.

---

*) Siehe den Aufsaz: „Napoleon und sein Stern", Neue Welt, Jahrg 1883, Nr. 19.

Später vermehrte man das Personal; es wurden sechszehn Richter und sechszig Geschworene eingesezt. Von den Präsidenten des Gerichts sind am meisten bekannt geworden Herman, Coffinhal und Dumas, sämmtlich Anhänger Robespierres. Ankläger war der bekannte Fouquier-Tinville. Als Vollzugsinstrument der Urteile war die Guillotine bestimmt.

Am 28. März 1793 wurde das Personal gewählt, am 2. April wurde das Tribunal feierlich eröffnet und da ihm noch niemand zur Aburteilung überwiesen war, so übertrug der Konvent die Funktionen der Anklagekommission dem öffentlichen Ankläger. Das Verfahren war in den verschiedenen Perioden ein anderes; im Anfang war es so: der Präsident verhörte den Angeklagten, dann kam das Plaidoyer des Staatsanwalts, dann das des Verteidigers. Die Geschworenen beantworteten hierauf die Fragen, die der Präsident formulirte; jeder sprach laut und einzeln sein Verdikt aus. Nach dem Wahrspruch stellte der Staatsanwalt seinen Strafantrag; der Angeklagte erhielt nochmals das Wort, dann kam das Urteil. Im Fall der Freisprechung wurde der Angeklagte sofort in Freiheit gesezt. Das wurde später alles anders.

Am 31. Mai 1795 wurde das Revolutionstribunal wieder aufgehoben. Es waren — nach Campardon — in dieser Zeit 5215 Angeklagte vor dem Gerichtshof erschienen. 2781 davon wurden verurteilt und hingerichtet, 2200 wurden freigesprochen; 234 wurden an die ordentlichen Gerichte verwiesen oder aus besondern Umständen zu andern Strafen verurteilt. Vor dem Sturze Robespierres am 9. Termidor (27. Juli) 1794 wurden von dieser Zahl aber 4164 Personen abgeurteilt; davon wurden verurteilt und hingerichtet 2728, also 66 Prozent.

Ueber die Tätigkeit des Revolutionstribunals sind viele Lügen und Uebertreibungen in Umlauf gesezt worden. Die Wahrheit ist, wie obige Ziffern beweisen, noch schrecklich genug.

Vor uns liegt eine Liste der vom Revolutionstribunal Verurteilten. Dieselbe reicht leider nur vom 11. April 1793 bis 22. Juni 1794, schließt also etwa einen Monat vor Robespierres Sturze ab. Indessen läßt sich aus dieser Liste der Karakter des Verfahrens des Tribunals genugsam beurteilen.

Vielfach wird die Tätigkeit dieses Gerichtshofs so aufgefaßt, als habe er nur Aristokraten, Verräter und Verschwörer verurteilt, Angehörige jener Gesellschaftskreise und Klassen, die man als Feinde des Volkes bezeichnete, Leute des alten Systems, die vor der Revolution die Unterdrücker des Volkes gewesen, Adelige und Geistliche, Hofleute mit ihrem Anhang, verräterische Offiziere und schließlich Agenten und Diener dieser Leute. Das ist ein Irrtum. Die Listen der Hingerichteten beweisen, daß das Revolutionstribunal die große Mehrzahl seiner Opfer aus dem eigentlichen Volke nahm.

Leider haben wir die genaue Liste der Hingerichteten in der Zeit vom 22. Juni 1793 bis 27. Juli 1794 nicht zur Hand. Gerade in dieser Periode war die Schlächterei am tollsten geworden. In diesem verhängnisvollen Monat wurden in Paris über 1600 Menschen hingerichtet, an einem Tage oft 60 bis 70 Personen. Bei der sogenannten Verschwörung des Luxemburg wollte Fouquier-Tinville sogar 154 Personen auf einmal aburteilen und hinrichten und zu diesem Zweck eine große Estrade im Sizungssaale des Tribunals bauen lassen. Der Wohlfahrtsausschuß verbot ihm dies und die angeblichen Verschwörer wurden in drei Klassen abgeurteilt. Thiers behauptet fälschlich, die Estrade sei wirklich errichtet worden.

Bis zum Tode Marats zählen wir beim Revolutionstribunal etwa 36 Hinrichtungen. Charlotte Corday hatte sich sonach sehr getäuscht, als sie mit der Ermordung Marats das Schreckenssystem beseitigt zu haben glaubte. Es begann erst recht nach ihrem Tode am 17. Juli. Marat verfolgte mehr die Häupter der Parteien, als deren Masse; die Menge des Volkes dominirte damals unter Marats Einfluß über den Konvent. Nach Marats Tode erst begann das Schreckenssystem sich gegen die große Masse zu richten, und Sieyes hatte ganz recht, wenn er die Zeit der Robespierre'schen Diktatur als eine Unterdrückung des Volkes durch den Konvent bezeichnete.

Das erste Verfahren des Revolutionstribunals war gegen einen emigrirten Adeligen, Guyot-Desmoulains, gerichtet. Auf Emigration (Auswanderung) stand die Todesstrafe; der Angeklagte wurde am 6. April 1793 verurteilt und Abends bei Fackelschein hingerichtet. Damit war die furchtbare Laufbahn des Tribunals eröffnet, das so viele Todesurteile aussprechen und schließlich selbst in seinen hervorragendsten Personen das Schaffot besteigen sollte.

Anfangs waren die Prozesse vor dem Revolutionstribunal im allgemeinen gegen politische Persönlichkeiten gerichtet; das Tribunal verurteilte hervorragende Anhänger des Königtums, Offiziere von Dumouriez, Ausgewanderte 2c. Allein gleich im Anfang kamen Affären vor, welche diese sonderbare „Justiz" karakterisirten. Am 19. April 1793 wurde die fünfunddreißigjährige Köchin Katharina Leclerc zum Tode verurteilt. Ihr Geliebter hatte sich zum Militär stellen müssen und sie hatte gesagt: „Hätten wir nur wieder einen König, dann gäbe es keinen Krieg und mein Geliebter könnte dableiben." — Man klagte die arme Köchin, die bei einem Kaufmann in Dienst stand, an, „Mangel an Bürgersinn" bekundet zu haben und ward sie, die ein Recht hatte, sich für völlig unschuldig zu halten, zum Tode verurteilt. Ihr Verhalten hatte indessen den Präsidenten des Revolutionstribunals Montané zu der Ueberzeugung gebracht, daß Katharina Leclerc unmöglich die Bedeutung der Worte verstanden haben könne, die gesprochen zu haben sie angeklagt war. Montané*) verwendete sich bei dem Abgeordneten Mazuyer für die Verurteilte. Dieser stellte auch im Konvent den Antrag auf Begnadigung. „Die Versammlung war gut gestimmt," heißt es in den Memoiren eines Zeitgenossen; „sie hatte bereits eine ähnliche Gunst einem Bürger bewilligt, der zum Tode verurteilt worden war, weil er einen unbeeidigten Priester in einem Streite getötet hatte. Ein Abgeordneter unterstüzte warm Mazuyers Bitte. Unglücklicherweise bot diese Sache seiner Beredtsamkeit ein zu schönes Tema; während der Redner seine Periode rundete und Griechen und Römer zitirte, fiel einige Straßenlängen von der Tribüne der Kopf, den er sich zu retten vorgenommen hatte, und man konnte zur Tagesordnung übergehen."

Wir geben das Verfahren gegen die arme Köchin so ausführlich, weil es für viele andere Prozesse typisch ist.

Am 28. März wurde ein Droschkenkutscher hingerichtet, weil er gesagt hatte, eine Partei, deren Haupt er, der Droschkenkutscher, sei, werde bald alles wieder in Ordnung bringen. Die Betrunkenheit konnte den Armen nicht schüzen.

„Es waren," sagt der schon oben zitirte Memoirenschreiber, „nicht die großen Schuldigen, gegen welche man das Tribunal eingesezt glaubte."

Man findet unter den Opfern der ersten Zeit verhältnismäßig viele Frauen. Begreiflich, wenn die Liebesschmerzen einer armen Köchin schon staatsgefährlich werden konnten! Am 17. Juni verschlang das Schaffot eine Anzahl bretagnischer Edelleute, darunter befanden sich eine fünfzigjährige Frau de la Motte, die dreißigjährige Tochter des Parlamentsrats Fougères und die vierundzwanzigjährige Angelica Desilles, die Schwester eines übertrieben verherrlichten royalistischen Offiziers, der in Nancy ums Leben kam, als er bei einer Soldatenmeuterei versöhnlich auftrat.

Charlotte von Corday, die Mörderin Marats, ward am 17. Juli guillotinirt. Am 5. September schlachtete man acht Bürger aus Rouen und eine Frau, weil sie einen Freiheitsbaum umgesägt hatten. Am 24. September fällt der Kopf der sechsundfünfzigjährigen Witwe Lefebure, „weil sie Pétions Schwiegermutter war". Natürlich fand man für ihre Verurteilung einen plausiblen Grund. Wegen eines Attentats auf den Abgeordneten Léonard Bourdon wurden neun Bürger von Orleans hingerichtet. Sie trugen das rote Hemde der

*) Montané war den Schreckensmännern zu mild. Fouquier-Tinville denunzirte ihn, einige Verurteilte, darunter Charlotte Corday, begünstigt zu haben. Der Konvent ließ Montané verhaften und lezterer blieb in Haft bis zum September 1794. Dann wurde er freigesprochen.

Vatermörder. Bourdon hatte bei einer Schlägerei mit den Angeklagten, die er obendrein provozirt hatte, eine Beule am Kopf und einen leichten Bajonnetstich am Arm erhalten. Am 8. Oktober guillotinirte man Charlotte Routan, „ein lediges Frauenzimmer von zweiundzwanzig Jahren"; mit ihr die Zwillingsbrüder und Ochsenhändler Bellanger, weil sie die Tat der Charlotte von Corday gepriesen. Beim großen Prozeß der Girondisten änderte man das Verfahren des Tribunals. Fouquier-Tinville geriet durch die geschickte Verteidigung der Girondisten in Verlegenheit, und nun beschloß der Konvent, die Geschworenen hätten jederzeit das Recht, sich für genügend informirt zu erklären und dadurch alle weiteren Verhandlungen abzuschneiden. Dieses Gesez wendete man sogleich auf die Girondisten an, ließ sie nicht weiter zu Wort kommen und hörte auch ihre Verteidiger nicht an. In vierzig Minuten fällte am 31. Oktober der Henker die einundzwanzig Köpfe der Girondisten.

Viele Frauen suchten sich zu retten, indem sie nach der Verurteilung angaben, daß sie schwanger seien. Gewöhnlich erlangten sie dadurch einen Aufschub; dann wurden sie der ärztlichen Untersuchung unterworfen. Konnte die Schwangerschaft nicht sicher konstatirt werden, so war die Verurteilte dem Beil verfallen. Die Schriftstellerin Olympia de Gouges, eine Anhängerin der Girondisten, war wegen Preßvergehens zum Tode verurteilt. Sie erklärte sich für schwanger; allein der Gefängnisarzt sagte, die Gefängnisordnung schlösse jeden Umgang mit Männern aus und die achtunddreißigjährige Girondistin mußte sterben. Die Beschaffenheit der Gefängnisse schloß übrigens den Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern keineswegs aus.

Am 6. Oktober 1793 wurde eine arme Seidenarbeiterin, Marie Coutelot hingerichtet, weil man bei ihr einen Brief fand, in dem sie sich unehrerbietig über die Stadt Paris und deren Gemeinderat ausgedrückt. Mit ihr starb Dr. Adam Lux aus Kostheim bei Mainz, Abgeordneter des demokratischen Mainz, der sich in die Corday verliebt, ihr Andenken gepriesen und durch den Ausspruch: „Sie ist größer als Brutus!" sich eine Anweisung auf das Schaffot erworben hatte. Der Kopf einer Frau Dübot, die schon länger verurteilt war, aber sich für schwanger ausgegeben hatte, fiel gleichfalls in diesen Tagen.

Am 6. Oktober fiel der Kopf des Prinzen Louis Philipp von Orleans, genannt Egalité. Man wird diesem zweideutigen Menschen kaum eine sympatische Seite abgewinnen können, aber er hat doch die Justiz des Revolutionstribunals richtig karakterisirt mit den Worten: „Da Ihr entschlossen wart, mich zu verderben, so hättet Ihr wenigstens bessere Gründe für meine Verurteilung suchen sollen." — Mit Egalité starben ein General (Coustard), ein Parlamentsmitglied, ein Wechselagent und ein armer Schlossergeselle.

Von berühmten Häuptern fielen nun rasch nacheinander das der Frau Roland, die mit antikem Mute starb, des alten Bailly, den man viehisch mißhandelte, als man ihn zum Tode führte, des Abgeordneten Manuel, der Generale Brunet und Houchard; dann die Köpfe von Barnave, der zum Scharfrichter sagte: „Binde diese Hand, welche die erste Erklärung der Menschenrechte niedergeschrieben hat," und Duport-Dutertre. Dann kamen die zwei Girondisten Kersaint und Rabaut Saint Etienne; ihnen folgte die Dubarry, die berüchtigte Maitresse Ludwigs XV. Sie schrie entsezlich, als man sie unter das Messer legte, suchte sich zu wehren und starb feig.

Nun werden die berühmten oder berüchtigten Opfer immer seltener. Man schlachtet meistens namenlose Opfer. Ein junger Mann Namens Grondel stirbt, weil er auf eine Assignate geschrieben: „Es lebe der König!" — Mit ihm stirbt eine sechsundvierzigjährige Lehrerin einer Armenschule. Zwei Schuhmacher aus Landau, Suder und Flamand, werden am 2. Dezember hingerichtet, „wegen schlechter Schuhe," die wahrscheinlich für die Armee geliefert worden waren.

Vandenyver, ein reicher Banquier aus Amsterdam, ward mit seinen zwei Söhnen hingerichtet; ihnen folgte ein girondistischer Abgeordneter Namens Noël. Am 9. Dezember 1793 wurden vier Schneidergesellen hingerichtet. Am 12. Januar schlug man einer vierunddreißigjährigen Prostituirten den Kopf ab.

Dazwischen fällt eine große Anzahl von Hinrichtungen von Adeligen, Geistlichen, Militärs, Beamten und reichen Leuten. Wir können nicht auf jeden einzelnen Fall eingehen, sondern wir wollen zeigen, wie sich das Schreckenssystem seine meisten Opfer mitten aus der Masse des Volkes herausholte.

Mit den Herrschaften richtete man gewöhnlich auch die Dienerschaft hin. So am 21. Dezember eine sechzigjährige Frau mit ihrer dreißigjährigen Dienstmagd; mit ihnen einen Schuster Namens Hortier, dreiunddreißig Jahre alt. Der Kammerdiener der Dubarry mußte natürlich auch daran glauben. Unter den Hingerichteten sind viele Deutsche. Am 24. Dezember fällt der Kopf einer einundvierzigjährigen Berlinerin Namens Karoline Adam, die in Paris ansässig und Witwe war; am 25. März schlachtet man drei Arbeiter aus Merzig bei Trier, einen Leineweber Namens Kurt, einen Tagelöhner Namens Kurt und einen Strohdachdecker Namens Kurz.

Alles fällt bunt durcheinander; auf den General Biron folgen drei Frauen, Frau Jolivet und Frau Narret; als dritte eine lustige Wienerin, Rosalie Albert, die als Freudenmädchen im Palais Royal ihr Wesen trieb. Auf den Marschall Luckner folgt ein armer Seifensieder. Am 7. und 8. Januar 1794 fallen wieder zwei Frauen, eine Frau Bettinger aus Brüssel und Frau Faucher aus Paris, leztere, weil sie Abonnements für ein royalistisches Blatt angenommen. Am 16. Januar starben zwei junge Frauen und ein Friseur; ein Schreiber mit ihnen, weil er den Konvent beschimpft hat. Im Laufe des Januar wurden noch vier junge Frauen guillotinirt. Im Februar starben neun Frauen auf dem Schaffot; darunter zwei Nonnen, eine Bäuerin und eine Marquise; außer Adeligen und Beamten finden sich unter den Opfern des Februar mehrere Pastetenbäcker, Trödler, Kutscher, Soldaten, Friseure, Tagelöhner und Bauern. Am 2. März starben aus einem Dorfe der Pfarrer, der Bürgermeister, zwei Bauern, ein Hufschmied, ein Holzschuhmacher und ein Müller. Am 6. wird mit den Generalen Chancel und Devaine ein sechszigjähriger Bauer hingerichtet.

So geht es fort. Wir können nur noch hervorragende Beispiele aufzählen. Am 17. März fällt der Kopf eines armen Dienstmädchens mit den Köpfen zweier Bauern und zweier Ludwigsritter.

Ende März und Anfang April kommen wieder berühmte Opfer, die Hébertisten und Dantonisten. Nach Dantons Tod erreicht das Wüten des Tribunals seinen höchsten Grad. Am 31. März wird Frau Champ-Laurier, weil sie die Hinrichtung ihres Gatten als ein Werk der Tyrannei bezeichnet hat, sofort zum Tode verurteilt und enthauptet. Eulogius Schneider, aus Wipfeld bei Würzburg, der im Elsaß eine Schreckensherrschaft eingeführt hatte, fällt am 1. April mit einem Gewürzkrämergehilfen. Am 13. April fällt das reizende Haupt der dreiundzwanzigjährigen Gattin von Camille Desmoulins; mit ihr stirbt die Gattin Héberts, eine ehemalige Nonne. Am 24. April fielen die Köpfe der dreiunddreißig Einwohner von Verdun, welche den Preußen bei Uebergabe der Stadt mit Freudenbezeugungen entgegengekommen waren. Es befanden sich außer den Spizen der Stadt darunter zwölf Frauen, eine siebzigjährige Schustersfrau und eine fünfundfünfzigjährige alte Jungfer, dann einige junge Mädchen, deren Alter schon die Henker hätte rühren müssen. Es differirt zwischen achtzehn und zweiundzwanzig Jahren. Mit ihnen stirbt ein armer Winzer. Am 5. Mai sterben drei junge Puzmacherinnen; mit ihnen ein Konditorbursche und drei Perückenmachergesellen. Am 8. Mai sterben achtundzwanzig Generalpächter, darunter der berühmte Chemiker Lavoisier.*) Am 10. Mai starben zwei sechszigjährige Nonnen und eine siebenundsiebzigjährige Näterin. Am 28. Mai starben ein Winzer, ein Schneider und seine Frau, ein Tagelöhner,

*) Lavoisier bat um einen Aufschub von vier Wochen, um eine Entdeckung, an der er arbeitete, zu vollenden. Aber Coffinhal, der Präsident des Tribunals, schlug es ab mit den Worten: „Wir brauchen keine Gelehrten!"

Ein Sonntagsvergnügen auf dem La

Gemälde von W. Zimmer. (Seite 98.)

noch ein Winzer, ein Schneider, ein Müller, ein Fuhrknecht, ein Faßbinder, ein Bedienter, ein Nähmädchen, ein Tagelöhner, ein Tabaksraspeler, ein Glaser. Am 13. Juni starben ein Schneider, ein Glaser, ein Holzhändler, noch ein Glaser, ein Kutscher, ein Maler, ein Mezger, ein Gärtner, zwei Buchdrucker und eine Wäscherin aus Hamburg, die vierundzwanzigjährige Harmassin! Inwiefern diese arme Wäscherin wohl die Kontrerevolution gefördert hat! Am Ende hat sie gar für Royalisten gewaschen!

Nun werden die Tageslisten lang; der 16. Juni zählt schon vierundfünfzig Opfer; unter diesen sind neunundreißig Arbeiter und etwa zehn Bediente und niedrige Angestellte. Wir wollen damit die traurige Aufzählung schließen, denn sie ist von nun ab bis zum Sturze Robespierre das gewöhnliche Verhältnis; bei fünfzig Opfern sind mehr als vierzig aus den armen und arbeitenden Volksklassen genommen.

Wir erwähnen hier nur noch den berüchtigten Prozeß Ladmirel. Dieser, ein ehemaliger Bedienter, hatte auf das Mitglied der Regierung, Collot d'Herbois, geschossen, aber gefehlt. Nun mußte Robespierre auch sein Attentat haben; als daher ein zwanzigjähriges Mädchen ihn besuchen wollte und man bei dieser zwei kleine Taschenmesser fand, als vollends das Mädchen sagte: „Ich habe sehen wollen, wie ein Tyrann aussieht", da war das Attentat fertig. Man betrachtete nun Ladmirel und das junge Mädchen als Häupter einer großen Verschwörung, in die man einundsechzig Personen verwickelte; alles, was man an berühmten und angesehenen Gefangenen hatte, wurde zu Mitschuldigen Ladmirels gemacht. Mit dem bezeichneten jungen Mädchen, Cäcilie Renault, wurden ihr Vater, ihre Brüder und ihre Tante angeklagt. Zugleich verwickelte man in diese Anklage Frau von Saint Amaranthe, ihre Tochter, ihren Schwiegersohn und die frühere Geliebte dieses Schwiegersohnes, alles mit seinem Dienstpersonal. Dann tat man alle bis jezt aufgesparten bekannteren Adeligen dazu. Es waren einundsechzig Personen, darunter zehn Frauen. Vergebens protestirten sie, und erklärte Ladmirel, daß er sie nicht kenne; sie wurden alle zusammen als Glieder einer und derselben Verschwörung zum Tode verurteilt und in roten Hemden als „Vatermörder" auf das Schaffot geführt. Dieser Prozeß, einer der ungeheuerlichsten der ganzen Weltgeschichte, war hauptsächlich das Werk des alten Vadier, der damit Robespierre treffen wollte. Die Saint Amaranthe hatte nämlich eine Spielhölle gehalten, wohin viele revolutionäre Größen, auch Robespierres Bruder, gekommen waren.

Unser Liste bricht mit dem 22. Juni ab. Je zahlreicher die Hinrichtungen, desto mehr Opfer aus den eigentlichen Volksklassen. Fouquier-Tinville konnte mit den Arbeiten nicht mehr fertig werden; daher reorganisirte man das Revolutionstribunal. Auf Antrag Couthons wurden die lezten schüzenden Formen, die noch für die Angeklagten bestanden, hinweggeräumt. Man gestattete den Angeklagten keine Verteidiger mehr. „Das Gesez," hieß es in diesem furchtbaren Dekret, „gibt den verleumdeten Patrioten die patriotischen Geschworenen zu Verteidigern; den Verschwörern verweigert es die Verteidiger." — Man teilte das Revolutionstribunal in vier Sektionen ein und vermehrte entsprechend das Personal. Es arbeitete jezt derart, daß Fouquier-Tinville sogar einmal ein Schauder überfiel und daß er, als er Nachts die Seine passirte, zu seinen Begleitern sagte, der Fluß käme ihm wie ein Blutstrom vor.

Damals erfand man die Verschwörungen in den Gefängnissen; es waren dazu besondere Angeber angestellt. Unter ihnen zeichnete sich ein Elsässer Namens Wiltcherich aus, sowie ein gewisser Beausire, der Mann jenes Freudenmädchens Oliva, die in dem berüchtigten Halsbandprozesse eine Rolle gespielt hatte. Bei einer solchen Affaire wurde angegeben, die Gefangenen hätten sich verschworen, um die Konventsmitglieder zu töten, ihnen das Herz auszureißen, es zu rösten und zu verspeisen. Solch blödsinniges Zeug wurde ernst genommen und die Angeklagten verurteilt.

Dagegen ist nachgewiesen worden, daß verschiedene gegen das Revolutionstribunal erhobene Beschuldigungen unwahr sind, so z. B. daß man einen gewissen Loizerolles an Stelle seines Sohnes hingerichtet habe. Dies findet sich in vielen Geschichtswerken, ist aber nachweislich unwahr.

Nach dem Sturze Robespierres und nach der Hinrichtung seiner Anhänger wurde das Tribunal reorganisirt und eine mildere Praxis eingeführt. Man verwendete das Tribunal fast nur noch gegen die Häupter von Aufständen und in den als Racheakte erscheinenden Prozessen gegen die Jakobiner. Bald kamen auch die alten Richter und Geschworenen selbst auf die Anklagebank. Der Präsident Dumas war mit Robespierre hingerichtet worden; Coffinhal gleich darauf; am 1. Mai 1795 aber wurden Fouquier-Tinville, der Präsident Herman, der Präsident Scellier und dreizehn andere zum Tode verurteilt und hingerichtet. Die anderen sprach man frei; unter den freigesprochenen Geschworenen befand sich auch ein Deutscher, der Schneider Benedikt Trey aus Bußmannshausen bei Ulm. Am 31. Mai 1795 wurde das Revolutionstribunal ganz aufgehoben.

Das Volk hatte sich dem Tribunal nie sympatisch gezeigt; es war nur ein kleiner Teil, der die Hinrichtungen beklatschte. Die Bewohner der Straßen, wo die Henkerkarren passirten, schlossen die Läden. Als man deshalb die Züge zum Schaffot die Vorstadt Saint Antoine passiren ließ, von deren revolutionär gesinnter Arbeiterbevölkerung man eine andere Haltung erwartete, geschah dasselbe; die Arbeiter hielten sogar die neugierigen Frauen ab, die Verurteilten zu betrachten. Das Volk empfand Abscheu vor diesen Schlächtereien, die ohnehin seine eigenen Angehörigen betrafen und seine Lage nicht bessern konnten. Es kam vor, daß die Henkerkarren mit Geschrei und Pfeifen empfangen wurden, das keineswegs den Verurteilten galt.

Wir haben nur die Tätigkeit des pariser Revolutionstribunals geschildert; es bestanden aber noch mehrere Tribunale, die zum Teil verhältnismäßig noch schlimmer hausten, wie das pariser, so zu Nantes und zu Orange.

Das Revolutionstribunal hat der Sache der Demokratie mehr geschadet als alle ihre Feinde. Kein Mensch wird glauben, daß, um die französische Republik zu begründen und die verbündeten Mächte Europas zurückzutreiben, es notwendig war, das Blut von Näherinnen, Wäscherinnen, Witwen, Jungfrauen, Bauern, Tagelöhnern und Arbeitern zu vergießen. Man traf eine im Verhältnis zur Masse der Hingerichteten geringe Anzahl wirklicher Aristokraten und Anhänger des alten Regiments, allein auch dadurch vermehrte die Regierung nur die Zahl ihrer Feinde. Eines bleibt immer bestehen: Es ist weder menschlich, noch dem Staate nüzlich, wenn eine Regierung ihre politischen Gegner tötet oder sonstwie zu vernichten trachtet. Dieser Saz gilt für alle Staaten und alle Regierungen.

Das Schreckenssystem verschlang eine Menge guter Republikaner und untergrub die Republik, indem es sie gegen ihre Feinde zu verteidigen wähnte. Es machte Frankreich reif für die Säbeldiktatur Napoleons.

Wir wiederholen, was wir schon früher in diesen Blättern gesagt: Kein schlechterer Dienst, der der Demokratie geleistet werden kann, als wenn man Fehler und Ausartungen beschönigt. Wenn es Leute gibt, die sich verpflichtet fühlen, Unmenschlichkeiten und Torheiten zu verteidigen — so sind diese Verteidiger selbst Toren oder Unmenschen.

Moderne Schicksale.

Novelle von Carl Görlitz.

(3. Fortsetzung.)

Mistreß Jonston saß in ihrem Zimmer am Fenster und sah auf das lebhafte Straßentreiben hinab.

Als der Oberkellner bei ihr eintrat und den Grund seines Kommens mitteilte, starrte sie ihn an, als ob sie den Sinn seiner Worte nicht verstände.

Erst wie er seine Rede wiederholte und durch weitere Kommentare ergänzte, stand sie von ihrem Siz auf und trat in die Mitte des Zimmers.

„Eine solche Beschuldigung ist ja unglaublich," sagte sie ruhig, „und es ist wirklich kühn, mich deshalb zu inkommodiren."

„Ich bedauere aufrichtig, gnädige Frau," fuhr Kaps fort, „aber den Forderungen der Behörde müssen wir nachkommen."

„Wie Sie sehen, bin ich auch gleich bereit dazu," versezte sie und ergriff Hut und Sammetpaletot, „irgend ein Mißverständnis, das sich schnell genug aufklären lassen wird, liegt hier wahrscheinlich zugrunde."

Kaps verneigte sich artig, blieb ihr aber die Antwort schuldig.

Sie schritt die Treppe hinab und wurde von dem Portier wie den übrigen ihr Begegnenden mit unverschämter Neugier betrachtet, da die sie betreffende Nachricht sich wie ein Lauffeuer bereits verbreitet hatte.

Mistreß Jonston, die in der Sicherheit ihres guten Gewissens die zudringliche Aufmerksamkeit der Dienerschaft garnicht bemerkte, fragte unbefangen, ob das Polizeibüreau entfernt vom Hotel läge.

„Nein," erwiderte der Portier, „es ist das dritte Haus von hier; wenn Sie erlauben, so weise ich Sie zurecht."

„Bitte darum!" sagte sie und trat mit dem Portier in die weit geöffnete Haustür des Hotels.

Sie ließ sich das betreffende Haus genau bezeichnen, richtete noch einige Fragen über die Oertlichkeit desselben an den Portier und wollte dann mit dankendem Neigen des Hauptes die wenigen Stufen hinabsteigen, welche auf das Trottoir der Straße führten.

In diesem Augenblicke kam ihr Baron Warren eilig entgegen.

Er begrüßte Mistreß Jonston mit größter Ehrerbietung.

Beide blieben in der Tür auf der obersten Treppenstufe stehen, so daß ihre Figuren sowohl von der Straße, wie von dem Innern des Hotels aus gesehen werden konnten.

Der Portier war in seine Loge zurückgetreten, Kaps und die übrige Dienerschaft in dem Hintergrunde des Korridors verschwunden.

Senger und Mohrmann, die hinter der Glastür standen und dort das Herabkommen der Engländerin erwartet hatten, beobachteten sie auch jezt noch unaufhörlich, ohne von ihr bemerkt zu werden.

„Was ist das für eine unangenehme Affaire," raunte Mohrmann seinem Nachbar zu. „Daß diese Donna auch gerade bei mir einkehren mußte und die Augen der Polizei auf mein Hotel gelenkt werden! Fatal, höchst fatal!"

„Mein Gott," antwortete Senger, „was geht das Sie an? Sie haben offene Türen für jedermann; es ist doch nicht Ihre Schuld, wenn auch einmal Abenteurer bei Ihnen absteigen, die sind in der ganzen Welt verbreitet und die Behörden pflegen mit dergleichen Glücksrittern, männlichen und weiblichen Geschlechts, schnell genug fertig zu werden! Sollte es Ihnen aber gar zu unangenehm sein, so pariren Sie schnell, geben Sie ein Festessen für Waisenkinder oder sonst einen wohltätigen Zweck, und kokettiren ein wenig mit der öffentlichen Meinung!"

„Das ist schon zu oft von mir angewendet worden," seufzte der Hotelbesizer, „das zieht nicht mehr!"

Währenddem stand der Baron, glücklich lächelnd, den Hut in der Hand, vor Mistreß Jonston.

Er pflegte sonst stets erst zur Table d'hôte-Zeit im Hotel zu erscheinen, heute hatte er seine in der Nähe liegende Privatwohnung viel früher als gewöhnlich verlassen. Der junge Mann hatte nach der Aufregung, welche die Vorfälle auf dem Balle im Theelenschen Hause bei ihm hervorgerufen, wenig geschlafen, sich sehr zeitig wieder erhoben, und war dann, so wie die Stunde es nur erlaubte, in das Hotel geeilt, in der Hoffnung, die Dame, die seit gestern ihm Herz und Sinn vollständig gefesselt hatte, dort wieder zu sehen.

Sein guter Stern führte ihm dieselbe gleich bei seiner Ankunft entgegen.

„Sie wollen so früh schon ausgehen, meine Gnädige?" hub Baron Warren an, und leises Bedauern klang in seinem Tone durch, daß dies Wiederfinden zugleich ein Abschied werden sollte.

„In wenigen Minuten bin ich wieder zurück," sagte sie und erwiderte mit anmutigem Lächeln seinen Gruß.

„So gestatten Sie mir vielleicht, Sie hier zu erwarten," — gerne hätte er gesagt „zu begleiten", — doch schien ihm diese Bitte zu kühn; das Eis des Zeremoniells war noch nicht genug gebrochen, „denn ich kam nur, um mich Ihnen vorzustellen und Sie um Ihre Befehle zu bitten!"

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen, auch hatte ich Sie," ein Erröten flog über ihr liebliches Gesicht, „nach dem Auftritt auf dem gestrigen Ball erwartet, um Ihnen denselben zu erklären!"

Der Baron war entzückt. Sie hatte ihn erwartet, das war ein Geständnis, welches die kurze Bekanntschaft zwischen beiden um einen hohen Grad fester schürzte, und rosige Illusionen für die Zukunft erfüllten sein für die schöne Frau schlagendes Herz.

„Also habe ich die Ehre, Sie bald wiederzusehen?"

„In kürzester Zeit!" entgegnete sie, zog den Schleier vor das Gesicht und begab sich auf das Trottoir der Straße hinab.

Senger, der mit Mohrmann an der Glastür des Speisesaals stehend das Paar keinen Moment aus den Augen verloren hatte, flüsterte dem Nebenstehenden hämisch zu: „Sie spielt die Dame comme il faut!"

„Sie hat ein wirklich nobles Air," gab Mohrmann zurück, „ich kann an ihre Schuld nicht glauben!"

„Der Schein machts doch heut zu Tage nicht!" höhnte Senger.

„Freilich!" mußte der Hotelier zugestehen, denn das konnte gerade er am besten beurteilen.

Beide traten von der Tür zurück, da sie Baron Warren, der Mistreß Jonston erst nachgeschaut hatte, sich nähern sahen.

Senger ging in die Mitte des Saales, nahm seinen ursprünglichen Plaz wieder ein und hielt das Glas, in dem sich noch ein Rest Portwein befand, prüfend in die Höhe.

Er wollte um jeden Preis vermeiden, daß der Baron argwöhnen möchte, von ihm bemerkt worden zu sein.

Der Hotelier dagegen trat dem jungen Aristokraten artig entgegen und öffnete ihm von innen bereits die Glastür, ehe jener noch die Hand nach dem Schlosse derselben ausgestreckt hatte.

„Der Herr Baron," sagte Mohrmann, und blinzelte mit den Augen, „scheinen großen Anteil an der schönen Engländerin zu nehmen!"

„Gewiß," entgegnete Herr von Warren ruhig, indem er in den Saal trat, „ich wurde ihr gestern auf dem Balle bei meinem Freunde Senger vorgestellt."

Bei Nennung seines Namens wandte sich Senger, überrascht tuend, um, und stand, als sich seine Blicke mit denen des Barons begegneten, mit gut gespielter Verwunderung auf.

„Ah, da sind Sie ja selbst, Herr Senger!" rief der Baron.

Beide Herren schüttelten sich mit scheinbar großer Herzlichkeit die Hand.

„Guten Morgen, lieber Baron, wie haben Sie nach unserem kleinen Fest geschlafen?“

„Nicht besonders! Das können Sie Sich doch denken; mich beschäftigte fortwährend der rätselhafte Auftritt bei Ihnen, durch welchen mein Interesse für die Dame sich noch gesteigert hat. Ich konnte kaum die Zeit erwarten, um hierher zu eilen; ich fürchtete zu früh zu kommen und doch ist es schon zu spät geworden, denn sie ging soeben fort, versprach aber bald wieder zu kommen.“

„Versprach Sie? — so?“ — sagte Senger etwas malitiös.

„Wenn das nur in ihrer Macht bleiben wird!“ setzte Mohrmann ebenso spöttisch hinzu.

Der Baron sah von einem auf den andern.

„In ihrer Macht?“ fragte er. „Wie soll ich das verstehen? Wer sollte sie darin beschränken?“

„Vielleicht,“ fuhr Senger gedehnt fort, „die Polizei!“

Der Baron, der sich die Handschuhe ausgezogen hatte, war eben im Begriff, sich niederzusezen, aber wie vom Bliz getroffen, schnellte er wieder in die Höhe.

„Die Polizei?!“ rief er verwirrt und tödtlich erschreckt. „Was sagen Sie? Was sollte diese Dame mit der Polizei zu schaffen haben?“

„Sie ist zur Polizei zitirt worden,“ erklärte Mohrmann, „weil ihre Legitimationspapiere nicht in Ordnung befunden worden sind!“

„Zur Polizei zitirt,“ klagte der Baron, „und Sie ließen sie ohne Beistand gehen? Wie war das möglich? Schnell ihr nach!“ —

Er ergriff seinen Hut und wollte hinausstürzen, aber in demselben Augenblick war Senger an seiner Seite und hielt ihn fest.

„Halt, keine Unbesonnenheit!“

„Lassen Sie mich!“ rief der Baron und wollte sich losreißen, aber Senger gab nicht nach; nur um so fester legten sich seine Finger um des Barons Arm.

„Sie sind noch jung und kennen die Raffinements solcher koketten Abenteurerinnen nicht!“

„Welch einen Ausdruck brauchen Sie da?!“

Senger ließ sich durch das Aufbrausen des Barons nicht irre machen.

„Ho, ho! Nicht so heftig, junger Hizkopf!“ sagte Senger sehr bestimmt, „Mohrmann sprach die Wahrheit und Sie könnten in unangenehme Konflikte kommen, wenn Sie Sich ihrer annähmen, ehe ihre zweifelhafte Stellung aufgeklärt ist! Danken Sie es dem älteren, besonnenen Freunde, daß er Sie zurückhielt!“

Bei dem Baron trat durch die wohlberechnete Opposition von Senger die naturgemäße Umstimmung ein.

Unter dem ersten Eindrucke dieser abnorm klingenden Nachricht bäumte sich sein Geist auf, alle Fibern hatten sich zu doppelter Tätigkeit angespannt, er wollte ihr nach, und wäre jeder Gewalttat zu ihren Gunsten fähig gewesen, aber er wurde zurückgehalten, sein aufschäumender Zorn gewaltsam eingedämmt, — und der erste Eindruck schlug in das Gegenteil um.

Die furchtbare Entdeckung überwältigte ihn, ein leises Zittern überflog seinen Körper, und schwach geworden, sezte er sich auf den zunächst stehenden Stuhl nieder.

„Zur Polizei! sie, sie!“ hauchte er fast unhörbar und tief senkte sich sein Kopf auf die schwer atmende Brust.

Senger sah befriedigt auf den Baron nieder; er hatte dessen Arm losgelassen und sich wenige Schritte von ihm entfernt dann ebenfalls gesezt.

Die Apatie, in welche der Baron augenblicklich versunken war, mußte benuzt, ihm mußte von dem Gifte der Verleumdung noch eine größere Dosis beigebracht werden.

„In einer großen Stadt, wie die unsrige,“ fuhr Senger gleichgültig und leichthin fort, „ist die Berührung mit den unsauberen Elementen der Gesellschaft unvermeidlich. Es gehört freilich oft ein scharfer Blick dazu, dieselben sicher zu erkennen, hier aber wurde es mir nicht schwer gemacht, denn die Antezedentien dieser interessanten Dame sprechen zu sehr gegen sie, ebenso wie ihr kühnes Eindringen in mein Haus.“

Der Baron richtete sich auf.

„Sie kennen sie also schon von früher?“ fragte er matt.

„Gewiß,“ antwortete Senger, „nur Rücksicht gegen meine Frau und die anwesenden Damen legte mir gestern Stillschweigen auf. Geschickt genug hatte sie sich des Justizrats Schuz zu verschaffen gewußt!“

„Aber was wollte sie von Ihnen?“ stieß der Baron mühsam hervor, „was bezweckte sie in Ihrem Hause?“

„Mein Gott, was wollen solche Glücksritter?“ lächelte Senger achselzuckend, und ein faunischer Blick traf den gemarterten armen Baron, „stets dasselbe, Geld, Geld, und noch einmal Geld!“

Der Baron stieß einen lauten Seufzer aus.

„Ich würde es nicht glauben, wenn Sie es mir nicht sagten!“ tönte es von seinen vor Aufregung zitternden Lippen. Dann lehnte er sich auf den Stuhl zurück und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Aber, verehrter Herr Baron,“ fuhr Senger treuherzig fort, „Sie scheinen der Sache wirklich mehr Wert beizulegen, als es nötig ist! Was wollen Sie? Diese Art von Leuten müssen auch leben, ja ich wette, da sie bei mir mit ihren Intriguen abgeblizt ist, wendet sie sich jezt vielleicht bald an Sie, wenn die Polizei ihr noch fernere Freiheit gestatten sollte! Die schöne Dame wird wohl längst darüber orientirt sein, was für ein kleiner Goldfasan Sie sind!“

Der Baron schüttelte verzweifelt den Kopf; er konnte das Gehörte noch immer nicht fassen; wie würde ihm erst zumute gewesen sein, wenn er hätte ahnen können, was noch geschehen sollte.

Senger berechnete schlau und richtig. Die Bekanntschaft zwischen dem Baron Warren und Mistreß Jonston war nicht mehr rückgängig zu machen, deshalb mußte zwischen beiden Mißtrauen gesäet werden.

Der Baron hatte seine ganze Fassung verloren. Diese Entdeckung traf ihn zu unvorbereitet. Die Frau, für welche er vom ersten Augenblick an ein Gefühl empfunden hatte, so stark wie bisher nie in seinem Leben, wurde von Senger, der sie von früher kannte, in einer Weise bezeichnet, daß es sein ganzes Inneres zerriß. An Sengers Worten zu zweifeln, kam ihm nicht in den Sinn; die Autorität dieses Mannes war zu imponirend für ihn. Andererseits konnte er aber sein leidenschaftliches Interesse für die Fremde nicht aus seinem Herzen reißen; er blieb mit sich selbst im qualvollsten Widerspruch und unterlag fast diesen widerstreitenden Gefühlen.

Regungslos saß er da.

Mohrmann hatte sich an dem Pulte des Oberkellners zu schaffen gemacht, kramte scheinbar emsig in den Papieren und blätterte in dem Kontobuche des Hotels, hatte aber dabei kein Wort von der Unterhaltung der beiden anderen verloren.

Nach einer kleinen Pause bog sich Senger zu ihm hinüber und sagte in völlig gewechseltem Tone:

„Wir sind ganz von unserer Unterhaltung abgekommen, bester Mohrmann! Sie sagten vorhin, daß Sie bis hundert Mille gehen würden?“

„Wie?“ machte jener verduzt.

„Oder noch höher?“ fuhr Senger beharrlich fort und blinkte ihm mit den Augen zu.

Der Baron verharrte noch immer teilnahmlos und bemerkte die Zeichensprache zwischen den beiden andern nicht.

Mohrmann dagegen begriff sogleich, was Senger bezweckte und ging auf dessen Ton ein. Er kehrte sich um, lehnte sich mit dem Rücken gegen das Pult und spielte nachlässig mit den goldenen Berloques an seiner Uhrkette.

„Eigentlich unbeschränkt!“ antwortete er.

„Desto besser,“ sagte Senger nickend, „je größer die Anlage, je größer die Aussicht auf Verdienst! Nur möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, wenn Sie kaufen sollten, kaufen Sie nur in bester Gegend!“

Die Drachenburg und die Drachenfelsbahn. Originalzeichnung von Robert Geißler. (Seite 98.)

„Also billigen Sie doch meine Ansichten?“ fragte Mohrmann, der sich vollständig in dem von jenem begonnenen Manöver zurecht gefunden hatte.

„Vollkommen, umsomehr da Sie mir gesagt, daß Ihre Gesundheit nicht mehr den Anforderungen des Hotellebens gewachsen sei.“

„Nur fürchte ich, daß es mir schwer werden wird, etwas Passendes und zugleich Preiswürdiges zu finden!“

„Ja, seine Schwierigkeiten dürfte es wohl haben,“ bekräftigte Senger, und als ob ihm plözlich ein neuer Gedanke käme, wandte er sich an den Baron: „Doch wie? Was fällt mir ein! Herr von Warren, sprachen Sie nicht davon, daß Sie gesonnen wären, Ihr Gut zu verkaufen?“

„Ich?“ fuhr der Baron aus seinem Sinnen auf, „mein Gut verkaufen? Ja, ich glaube wohl, ich hatte die Absicht, doch ich bin in diesem Augenblicke kaum eines klaren Gedankens fähig!“ Und zu dem Ideengange, unter dessen Einwirkung er so schmerzlich litt, zurückkehrend, murmelte er: „Zur Polizei, sie!“ — —

„Aber so lassen Sie doch eine solche brillante Gelegenheit zur Realisirung Ihrer Wünsche nicht vorübergehen,“ fuhr Senger fort, „wer weiß, ob sich jemals Ihnen wieder eine so sichere und reelle Chance dafür bieten würde!“

„Wozu denn? fragte der Baron völlig zerstreut.

„Da, er hört uns nicht!“ lachte Senger.

„O doch, mir ist kein Wort entgangen!“

„Nun also!“ sezte Senger weiter auseinander, „Freund Mohrmann will sein Geschäft quittiren und seine Ersparnisse in Grund und Boden auf dem Lande anlegen; Sie wollen verkaufen, also ließe sich dies vielleicht gegenseitig bestens arrangiren.“

Der Baron machte eine abwehrende Handbewegung.

„Ach,“ sagte er, „ich mag jezt nicht daran denken, solche Veränderungen, diese Last von Geschäften in diesem Augenblicke!“

Senger tat, als ob er diesen Einwurf gar nicht beachtete, sondern fragte Mohrmann, wie viel Kapital er wohl zur Anzahlung disponibel hätte.

„Sechzig bis siebzigtausend Mark!“ lautete die Antwort des Hoteliers.

„Baron,“ wandte sich Senger wieder an diesen, „eine ganz schöne Summe; Sie wären der lästigen Bewirtschaftung überhoben und zögen außerdem Ihre sichere Rente aus den Restkaufgeldern, welche stehen bleiben könnten!“

„Wenn auch!“ sagte der Baron, und stüzte den Kopf, der ihm schmerzte, in die Hand, „wo sollte ich überdies so viel baares Geld gleich plaziren?“

„Hm, das findet sich schon,“ fiel Senger rasch ein, „Sie kennen ja meine Freundschaft für Sie! Ich würde mich im schlimmsten Falle der kleinen Mühe unterziehen und das Geld einstweilen in mein Geschäft aufnehmen. Mohrmann könnte an mich zahlen, und ich würde Ihnen Solawechsel zu sechs Prozent Zinsen geben!“

„Das wäre allerdings ein Ausweg!“ gestand der Baron zerstreut zu.

Mohrmann rieb sich mit verstohlener Freude die Hände.

Senger blieb äußerlich ruhig, wie stets; nur im stillen triumphirte er. Hatte er dem Baron erst gesagt, daß Mohrmann die Anzahlung an ihn geleistet hätte, so würde der junge Mann im Vertrauen auf Sengers Wort den Vertrag über den Gutsverkauf unbedingt unterzeichnet haben. Dann würde das wertvolle Areal der herrschaftlichen Besizung um jeden Preis mit größtmöglicher baarer Anzahlung verschleudert worden sein und Senger hatte neue Kapitalien in Händen.

Einen Teil seines Raubes hätte er dann wie ein großmütiger Löwe an Mohrmann überlassen, der hierbei die Rolle des Schakals spielte.

Der Baron war dadurch ruinirt und wäre wie eine ausgepreßte Zitrone bei Seite geworfen worden. Er hatte seine Solawechsel und konnte, selbst wenn diese nicht eingehen sollten, schwer gegen Senger auftreten, von dem er überhaupt durch Prolongationen und glatte Versprechungen der vagesten Art hingehalten sein würde. Im schlimmsten Falle hätte Senger jedenfalls im Laufe der Zeit ein neues Opfer gefunden, und wenn nicht, nun — die Existenz aller im große Maßstabe agirenden Schwindler ist zulezt immer nur eine Zeitfrage.

Heute stand Senger freilich noch auf der Höhe seiner mit allen Mitteln erkämpften Erfolge.

Nachdem der junge Baron in seiner Zerstreutheit den von Senger gemachten Vorschlägen zugestimmt hatte, klopfte ihm der leztere freundschaftlich auf die Schulter.

„Es ist zwar eine neue Last für mich,“ sprach er dabei, „doch hoffe ich, daß Sie meine Gefälligkeit für Sie auch anerkennen werden!“

„Daran brauchen Sie doch nicht zu zweifeln!“ erwiderte der Baron und drückte Senger treuherzig die Hand.

Senger schwieg einen Augenblick und überlegte, wie er am besten und rascheſten die Punktationen über den Gutsverkauf zustande bringen könnte.

Das Unheil zog sich in immer engeren Kreisen um Baron Warren zusammen.

(Fortsezung folgt.)

Der Bau des menschlichen Körpers.

Eine anatomisch-physiologische Skizze von **Bruno Geiser.** (Fortsezung.)

Die Luftröhre mündet nach oben in den Kehlkopf (Larynx). Derselbe besteht ausschließlich aus Knorpeln, die mit Schleimhaut überzogen und mit Bändern und Muskeln besezt sind. Seine Gestalt ist ungefähr die einer dreiseitigen Pyramide, deren oberer vorragender Teil durch eine dreieckige knorpelige Klappe, den Kehldeckel (epiglottis), bedeckt ist, welche mit ihrer breiten Seite an die Zungenwurzel angeheftet ist, indes ihre Spize in ruhigem Zustande schräg nach rückwärts und aufwärts gerichtet ist.

Der Hauptbestandteil des Kehlkopfs ist der Schildknorpel (cartilago thyreoloidea), der aus zwei viereckigen Platten zusammengesezt ist, welche sich nach vorn unter einem Winkel in dem sogenannten Adamsapfel vereinigen, nach hinten aber offen sind. Unter und im Schildknorpel liegt der Ringknorpel (cartilago cricoidea), mit einer hohen hinteren Platte fingerringartig gestaltet und die vom Schildknorpel offen gelassene hintere Wand des Kehlkopfs bildend. Nach unten steht der Ringknorpel durch ein starkes Band mit der Luftröhre in Verbindung; oben sizen ihm die wie der Siebaufsaz einer Gießkanne mit deren Rohr aussehenden Gießkannenknorpel (cartilagines arytaenoideae) auf, so die hintere Wand des Kehlkopfes vervollständigend. Die von den Gießkannenknorpeln nach vorn zum Schildknorpel gehenden beiden Bänder sind die Stimmbänder, und die Spalte zwischen ihnen, welche die Luft durchtreten läßt, ist die Stimmrize.

Der Kehlkopf des Mannes ist von erheblich bedeutenderem Umfange als der Kehlkopf des Weibes; im Kindesalter bleibt er sehr unausgebildet, um sich erst in der Zeit des Mannbarwerdens rasch zu entwickeln.

Die durch den Kehlkopf hergestellte Verbindung der Luftröhre mit der Mund- und Nasenhöhle ermöglicht das Eindringen der atmosphärischen Luft in die Lungen, wenn diese gezwungen werden, sich auszudehnen, und das Austreten der Luft aus den sich verengernden Lungen, — beides gemeinsam nennt man die Atmung (Respiration).

Wir haben im vorhergehenden Artikel erfahren, daß die Lungen im Brustkasten vermittelst des Brustfells luftdicht eingehängt sind, was zur notwendigen Folge hat, daß sie sich

ausdehnen müssen, wenn der Brustraum sich vergrößert. Dies geschieht nun durch die Tätigkeit von Muskeln, welche einerseits das den Boden des Brustraums bildende, nach oben gewölbte Zwerchfell abflachen, andererseits die Rippen sammt den Weichteilen, die sie verbinden, heben und stärker wölben.

Die während der Ausdehnung durch die Luftröhre in die Lungen eindringende Luft richtet den Kehldeckel auf, erweitert die Stimmrize und füllt alle Partien der erweiterten Lungen aus, — mit lezterem hat die Einatmung (Inspiration) ihr Ziel erreicht, und nun läßt die Spannung der Atmungsmuskeln wieder nach, die Elastizität des Lungengewebes zieht die Lunge zusammen, das Zwerchfell steigt von neuem in die Brusthöhle höher hinein, die Rippen senken sich und die Lungen pressen einen Teil der in ihnen befindlichen Luft wieder hinaus — der Mensch atmet aus (exspirirt).

Die Beweglichkeit der die Atmung unterstüzenden Rippen ist verschieden, insbesondere nach Alter und Geschlecht, in lezterer Beziehung jedoch erst vom zehnten Lebensjahre ab. Beim Weibe sind die oberen Rippen, beim Manne die unteren beweglicher. Das Atmen der Weiber wird daher vorzugsweise als Brustatmen bezeichnet, während das Atmen der Kinder, welches fast nur durch die Bewegung des Zwerchfells veranlaßt wird, Bauchatmen genannt wird.

Auch bei der tiefsten Exspiration bleiben die Lungen in ihren einzelnen Teilen immer noch ausgedehnt, so daß sie niemals völlig luftleer werden. Dieser auch bei energischester Ausatmung zurückbleibende Luftrest wird die rückständige oder Residualluft genannt; was bei mäßiger Ausdehnung an Luft über das Maß der Residualluft hinaus in den Lungen bleibt, heißt die Reserveluft; die Luftmenge, welche bei gewöhnlicher Inspiration und Exspiration ein- und ausgeatmet wird, ist die Respirationsluft; was bei tiefster Einatmung über die Respirationsluft hinaus aufgenommen werden kann, nennt man die Komplementärluft; Reserveluft, Respirationsluft und Komplementärluft zusammen, also dasjenige Luftquantum, welches bei tiefster Einatmung aufgenommen, bei tiefster Ausatmung ausgestoßen werden kann, heißt die vitale Kapazität der Lungen; endlich gibt diese sammt der Residualluft die absolute Kapazität derselben.

Nach Hutchinson beträgt ungefähr die Menge der Residualluft 1435 Kubikmillimeter, wenn die der Reserveluft 1526, die der Respirationsluft 507, die der Komplementärluft 1739 und demnach die Vitalkapazität 3722 Kubikzentimeter beträgt*).

Nach Prof. Jägers Messungen schwankt die Vitalkapazität der Lunge beim Menschen zwischen 20 bis 80 Kubikzentimeter für jedes Kilo des Körpergewichts**). Aeltern Forschern nach soll mit dem Körpergewicht die Vitalkapazität nicht steigen, bei fetten Personen sogar sinken. Hutchinson und Simon ließen sie nur von der Körperlänge, Fabius von der Höhe des Rumpfes, dem Brustumfange und dem Alter, Arnold von der Körperlänge im Verein mit dem Brustumfang, der Beschäftigung, dem Alter und dem Geschlechte des Individuums abhängen***).

Wir sehen daraus, daß die Akten über diese wichtige Frage noch bei weitem nicht als geschlossen zu betrachten sind. Das Richtige dürfte dabei nicht auf der Seite des Einfachen zu suchen sein, und Arnold sicherlich weit eher recht haben als Hutchinson und vielleicht auch als Jäger.

Die Atmung an sich ist vom Willen unabhängig, der Rytmus jedoch, in dem sie vor sich geht, kann vom Willen beeinflußt werden. Taucher können 1 1/2 Minute lang aushalten ohne zu atmen. Der berühmte leipziger Physiologe Eduard Friedrich Weber vermochte das Atmen solange zu unterlassen, bis er in Ohnmacht sank. Nach Quetelet tut ein Erwachsener durchschnittlich in der Minute 18 Atemzüge, nach Hutchinson 20, nach Davy sogar 26, dagegen nach Funke 13 1/2, nach Vierordt sogar kaum 12.

*) Dr. E. Larisch, Kurzes Lehrbuch der Physiologie des Menschen, Marburg 1870. S. 45.

**) Encyklopädie der Naturwissenschaften, a. a. O. Artikel Atmung.

***) Prof. Dr. Otto Funke, Lehrbuch der Physiologie, Bd. I, S. 433, 434.

Die Zahl der Atemzüge wird nicht nur beeinflußt von dem Lebensalter der Individuen, sondern auch von der Körpermasse derselben, von der augenblicklichen Körperstellung, durch Gemütserregung und Krankheiten. Durchschnittlich tut ein Neugeborenes 45 bis 50 Atemzüge in der Minute, ein Kind von 5 Jahren 26; im kräftigsten Mannesalter zwischen 30 und 40 Jahren ist die Zahl der Atemzüge am geringsten, etwa 16 bis 18, im höheren Alter nimmt sie wieder ein weniges zu. Am langsamsten atmet man im Liegen, etwas rascher im Sizen, am schnellsten bei rascher Bewegung oder leidenschaftlicher Aufregung.

Beim Einströmen der Luft in die Atmungsorgane wird ein Geräusch wahrnehmbar, das an der Luftröhre und den großen Bronchien ein hauchartiges ist, während es sich in den feineren Bronchien zischend anhört. Bei Kindern hört man dieses Atmungsgeräusch nicht nur beim Einatmen, sondern auch beim Ausatmen.

Um die Aufgabe zu erkennen, welche die Atmung zu lösen hat, müssen wir zunächst die Beschaffenheit der atmosphärischen Luft, die wir einatmen, mit der Luft unserer Ausatmung vergleichen. Die atmosphärische Luft enthält in hundert Raumteilen 20,96 Teile Sauerstoff, 79 Teile Stickstoff und 0,04 (4/100) Teile Kohlensäure*), oder, da der Sauerstoff schwerer ist als der Stickstoff, 23,19 Gewichtsteile Sauerstoff, 76,77 Stickstoff. Die ausgeatmete Luft dagegen enthält 16,033 Raumteile Sauerstoff bei ungefähr gleichem (ganz unbedeutend vermehrtem) Stickstoffgehalt wie vorher, und 4,380 Teilen Kohlenstoff. Der Sauerstoffgehalt ist also um etwas mehr als den fünften Teil geringer geworden, indes der Kohlensäuregehalt sich ums hundertfache vermehrt hat.

Demnach besteht die Aufgabe der Atmung in der Hauptsache darin, dem Körper Sauerstoff zuzuführen und Kohlensäure abzunehmen.

Von dem hohen Gehalte der Atemluft an Kohlensäure kann sich sehr leicht jedermann überzeugen. Man braucht nur in ein kleines Gefäß klares Kalkwasser zu bringen und dann den Atem durch ein Röhrchen hineinzublasen, so wird sich das Wasser allmälich trüben und ein Niederschlag bilden, der in kohlensaurem Kalk besteht, wozu sich die Kohlensäure mit dem gelösten Kalk verbunden hat.

Von der größten Wichtigkeit für die Physiologie und grundlegend für die Teorie der Ernährung war die Beantwortung der Frage, wieviel Kohlensäure der Mensch in den verschiedenen Lebensaltern und je nach Geschlecht, Beschäftigung, Gesundheitsstand u. s. w. ausatme, da man die Zusammensezung dieses Gases kannte und dadurch in den Stand gesezt wurde zu berechnen, wieviel an Kohlenstoff der Körper durch die Atmung innerhalb einer gewissen Zeit verliere.

Mit Hilfe schwieriger Untersuchungen gelangte man zu den sich auf die Verschiedenheit der Lebensalter beziehenden Resultaten, die nachstehende Tabelle (aus: Carl Vogt, Physiologische Briefe, 4. Aufl., Gießen 1874, S. 128) angibt.

Alter der Männer in Jahren.	Kohlensäure Mittel.	Verbrannter Kohlenstoff Mittel.	Menge des verbrannten Kohlenstoffs in 24 Stunden.
8	18,333	5,0	120,0
10	24,934	6,8	163,2
11—15	29,480	8,04	192,96
16 1/2—20	39,527	10,78	258,72
24—28	44,550	12,15	291,60
31—40	40,333	11,00	264,00
41—50	34,676	9,457	226,968
51—60	31,442	8,575	205,800
63—68	37,521	10,233	245,592
76	22,000	6,00	144,00

Auch von der Art, wie die Respiration vor sich geht, hängt die Menge der ausgeatmeten (exhalirten) Kohlensäure ab. Atmet

*) In der bei der Korrektur dieser Spalten in meine Hände kommenden neuesten Lieferung der Encyklopädie der Naturwissenschaften

man öfter und tiefer als gewöhnlich, so wird man wohl überhaupt (absolut), als auch im Prozentsaze zum Sauerstoff- und Stickstoffgehalt jedes Atemzuges (relativ) mehr Kohlensäure ausatmen. Atmet man rasch, aber nicht tiefer als gewöhnlich, so wird der Prozentgehalt jedes Atemzuges an Kohlensäure geringer werden, der absolute Gehalt aber infolge der Vermehrung der Atemzüge steigen. Umgekehrt wird es der Fall sein, d. h. der relative Kohlensäuregehalt wird steigen, der absolute aber abnehmen, wenn man langsam und tief atmet.

Die Verschiedenheit des Geschlechts übt gleichfalls einen Einfluß auf den Kohlensäuregehalt des Atems. Bis zur Zeit des Mannbarwerdens (Pubertät) steigt die exhalirte Kohlensäuremenge bei männlichen und weiblichen Personen ziemlich gleichmäßig. Während der Pubertät jedoch vermehrt sie sich beim männlichen Geschlecht sehr bedeutend, während sie beim weiblichen sich gleich bleibt, um erst nach etwa dem 45. Jahre, d. i. nach dem Aufhören der Menstruation, erheblich zu wachsen; ein Umstand, welcher der starken Entwicklung der Muskeln im Jünglingsalter und im spätern Frauenalter zuzuschreiben ist.

Ferner hängt der Kohlensäuregehalt des Atems auch von der Nahrung, ihrer Menge und ihrer Zusammensezung ab. Nach der Mahlzeit und während der Verdauung ist er höher, nach Alkoholgenuß jedoch geringer als sonst.

Wie groß die Schwankungen im Verhältnis zur Nahrung sind, zeigen folgende von einem 72 Kilogramm schweren 24jährigen Manne gewonnenen Resultate*):

Nahrung.	In 24 Stunden ausgeschieden	
	Kohlensäure. Gramm.	Kohlenstoff. Gramm.
Hunger	662,9 – 663,5	180,8—180,9
Stickstofflose Nahrung .	735,2	200,5
Gemischte Kost . . .	759,5—791,1	207,0—215,7
Vier Pfund Fleisch . .	847,5	231,1
Möglichst viel Fleisch .	925,6	252,4

Dann von den Tageszeiten; in der Nacht ist der Kohlensäuregehalt geringer als am Tage.

Auch von der Temperatur ist er abhängig. Mit zunehmender Wärme sinkt er.

Des weitern wird die Kohlensäuremenge des Atems beeinflußt von gewissen Zuständen, so von der Schwangerschaft, die sie erhöht, und dem Schlaf, der sie herabsezt.

Desgleichen vom Wassergehalt der Atmosphäre. Nach Lehmann „steigert feuchte Luft die Kohlensäureexhalation. Tiefe und Frequenz (Zahl) der Atemzüge nehmen zu.“**)

Und vom Luftdruck. „Ein einzelner Atemzug enthält nach Vivenot bei $1^3/_5$ Atmosphäre“ (d. h. bei einem um $^3/_5$ höhern Luftdruck als der normale von etwas mehr als 1 Kilogramm auf jeden Quadratzentimeter oder 16 Pfund auf den Quadratzoll) „vor dem Versuch 0,2239 Gramm, im Versuche 0,2691 Gramm Kohlensäure. Komprimirte Luft verlangsamt den Puls und die Respiration, erhöht die Lungenkapazität und steigert die Kohlensäuremenge.“

Fernerhin vom Licht. „Nach Moleschott exhaliren Frösche im Dunkeln weniger Kohlensäure als im Hellen.“

welche die 6. Lieferung des Handwörterbuchs der Chemie bildet, finde ich im Artikel Atmung unter Berufung auf Valentin und Brunner, Archiv f. physiol. Heilk. II, pag. 273, die durchschnittliche Menge des Sauerstoffs in der atmosphärischen Luft auf 20,8 Volumprozente angegeben und die der Kohlensäure auf 0,03 Prozent.

*) Vogt, a. a. O. S. 130.

**) Die hier und im Zunächststehenden mit Anführungszeichen versehenen Stellen sind dem bereits erwähnten „Kurzen Lehrbuch der Physiologie“ von Dr. E. Larisch entnommen.

Schließlich von geistigen und körperlichen Anstrengungen. „Sezt man den Atmungswert im liegenden Zustande als Einheit, so wird schon bei einfachen Eisenbahnreisen in der zweiten Klasse die Menge der ein- und ausgeatmeten Luft und also auch die Menge der Kohlensäure um die Hälfte vermehrt; bei sehr langsamem Spazierengehen, wo man nur einen Kilometer in der Stunde macht*) oder beim Reiten im Schritt verdoppelt; bei Fußreisen, wo man drei Kilometer in der Stunde macht, verdreifacht, beim Reiten im Trabe und beim Fußreisen, wo man Stunde für Stunde macht**), vervierfacht, beim Laufen und Radtreten zu noch bedeutenderen Mengen hinaufgeschraubt***).

Im Durchschnitt beträgt die Menge der ausgeatmeten Kohlensäure bei Erwachsenen in 24 Stunden rund ein Kilogramm, während die des aufgenommenen Sauerstoffs 900 Gramm ausmacht. Die Menge der Kohlensäure schwankt zwischen 686 und 1285 Gramm, die des Sauerstoffs zwischen 594 und 1072 Gramm.

Der Austausch von etwas mehr als vier Raumteilen des Sauerstoffs, den die atmosphärische Luft in die Lungen führt, gegen wenig mehr an Kohlensäure, geschieht in den, wie die Beeren einer Traube an den Enden der Bronchien sizenden Lungenbläschen, die nach Huschke eine atmende Fläche von 2000 Quadratfuß oder etwa 196 Quadratmeter aufweisen und, wie wir bereits wissen, überall von einem dichten Neze zartester Blutgefäße umsponnen sind. Bei dieser innigen Berührung der Luft mit dem Blute bindet das Hämoglobin der Blutkörperchen chemisch den Sauerstoff, und die Blutkörperchen transportiren ihn bei dem Blutkreislauf in alle Teile des Körpers, um deren Wasserstoff in Wasser und deren Kohlenstoff in Kohlensäure zu oxydiren (verbrennen), die Verbrennungsprodukte Wasser und Kohlensäure in das Blut aufzunehmen und wieder den Lungen zuzuführen, damit diese sie im Atem aus dem Körper hinausbefördern.

Daraus geht hervor, daß der Atem auch reicher an Wasserdampf sein muß, als die atmosphärische Luft, eine Tatsache, die schon durch das Anlaufen eines Spiegels oder Fensterglases, wenn man es anhaucht, bewiesen wird und die sich besonders deutlich in dem Absezen feiner Wasserbläschen zeigt, wenn die atmosphärische Luft bedeutend kälter ist als der Atem.

Da nun ein Gasgemenge, wie es die Luft darstellt, desto mehr Wasser in Dampfform, bis zur völligen Sättigung mit Wasser, aufzunehmen vermag, je höher seine Temperatur ist, so zeigt sich die Atemluft, welche bei gewöhnlicher Atmosphärentemperatur fast genau die Temperatur des Blutes, also 36 bis 38 Grad Celsius aufweist, bei langsamem Atmen mit Wasserdampf gesättigt. Aus diesem Umstande erhellt, daß wir nur dann durch die Atmung keine Verluste an Wasser erleiden würden, wenn wir Luft von derselben Temperatur und demselben Wassergehalt einatmen; da dies jedoch nur äußerst selten der Fall ist, so erleidet das Blut einen um so größeren Wasserverlust, je tiefer und häufiger unsere Atemzüge und je trockner die Luft ist, die wir inspiriren. Hierdurch erklärt sich der Durst, der uns bei heftiger Muskelarbeit, insbesondere bei starken Marschleistungen an trocknen heißen Sommertagen befällt und uns mahnt, durch Wassertrinken dem Körper Ersaz für die erheblichen Verluste an Flüssigkeit zu gewähren.

(Forts. folgt.)

*) Das ist ein ganz außerordentlich langsames Tempo. Für tüchtige Läufer sind 6 bis 7 Kilometer in der Stunde nicht zu viel, — bei starkem Schrittgehen.

**) Die Wegstunde (lieue itinéraire) hält 16000 Fuß oder $4^4/_5$ Kilometer, während die gewöhnliche deutsche Meile $7^1/_2$ Kilometer lang ist.

***) Vogt, a. a. O. S. 127.

Unsere Illustrationen.

Die beiden Philosophen. Es ist ein seltsam geartetes Pärchen. Als die Henne, ihre Frau Mama, brütend über den beiden Eiern hockte, brütete sie, eine sinnig angelegte Natur, zugleich mit ihrem kleinen Kopfe über den schwierigsten Problemen, denn ihr Gemahl, der stattlichste Hahn weit und breit, ein Heldentenor, dessen Kikeriki alle Hühnerherzen bezauberte, war im Duell mit einem eifersüchtigen Nebenbuhler gefallen. Unsterblichkeit, Fortdauer nach dem Tode, ewige Seligkeit im Jenseits! Die trauernde Witwe wurde immer mehr von der Wahrheit dieser tröstlichen Idee überzeugt, sie schwelgte in dem Gedanken, in besseren Regionen, wo es keine Duelle und keine Eifersucht mehr gibt, wo der beste Hafer und die fettesten Würmchen die tugendhaften Hühner erquicken und beseligen werden, wieder vereinigt zu werden mit dem geliebten, leider der Polygamie etwas zu sehr ergebenen Gatten. Was Wunder, daß der Hang zur Spekulation sich auch auf die beiden holden Sprößlinge vererbte. Vor wenigen Stunden erst sind sie ins Dasein geschlüpft und schon beginnt der philosophische Genius seine Schwingen zu regen, und statt die Augen aufzuschlagen und sich die schöne Welt anzusehen, den Blütenstaub der Ideen von den Blumen des Lebens abzustreifen und den Honig der Philosophie daraus zu bereiten, verschmähen sie diesen schnöden Realismus und suchen, wie die Jünger Fichtes, Schellings und Hegels, die Welt aus dem Kopfe zu konstruiren. Allzu pessimistisch wird übrigens ihre Philosophie nicht ausfallen, dazu sind sie zu jung und anmutig. Vorerst sind sie auch nicht so weit, nach dem metaphysischen Substrat aller Dinge zu fahnden, worüber das Hirn unserer Zunftphilosophen so sonderbare Blasen trieb und treibt, das Objekt ihres Grübelns sind die zerbrochenen Eierschalen, welche das Geheimnis ihrer Entstehung umschlossen hatten. „Wer hat wohl die Eierschale geschaffen?“ piepst das eine, ein Hühnchen. „Fragen wir lieber,“ gluckst das Hähnchen mit männlicher Logik, „wer das alles geschaffen hat, die Eierschale, das Gras, dich und mich und das Blau da oben?“ „Wer kann es anders sein als eine große Henne, welche eines Tages das große Weltei gelegt hat, aus welchem alle Dinge geschlüpft sind.“ „Nein,“ antwortet das Hähnchen, „es ist ein großer Hahn, er krähte und die Welt war fertig.“

Die beiden Philosophen. Gemälde von Gustav Süs.

Ein Hahn? Lächerlich! — Eine Henne? Unsinn! — Gebt acht, liebe kleine Philosophen, daß euer gelehrter Streit nicht in Tätlichkeiten ausartet, und um ihn zu schlichten, stelle ich die Behauptung auf, es war ein Hahn und eine Henne. Noch besser aber ist es, ihr lasset diese unfruchtbaren Spekulationen auf sich beruhen und suchet lieber den Prozeß eures Werdens näher kennen zu lernen. Die Art, wie aus dem Ei ein Hühnchen wird, ist höchst merkwürdig und gewährt zugleich einen äußerst interessanten Einblick in die Bildung aller lebenden bez. organischen Wesen, den Menschen mit einbegriffen. Das Ei besteht, wie jedermann weiß, aus der Schale, dem Eiweis und dem Dotter. Löst man den Dotter los und wendet ihn mit geschickter Hand in einem Löffel nach allen Seiten, so wird man bald in der Mitte der Dotterkugel ein Fleckchen entdecken, so groß ungefähr wie ein plattgedrücktes Senfkorn; das ist der Keimfleck. Er ist es, der sich zum Hühnchen umbildet und das ganze Ei zur Umwandlung mit sich zieht. Die Verwandlung des Eis zu einem Hühnchen geschieht bekanntlich durch die Brütung. Brüten aber heißt nichts anderes als: Das Ei wird einundzwanzig Tage lang einer Wärme von dreißig Grad ausgesezt. Somit kann man sagen: Ein Hühnerei mal 30° Wärme mal 21 Tage gibt ein lebendiges Hühnchen. Daraus geht hervor, daß man ein Ei auch künstlich ausbrüten kann, indem man es 21 Tage lang ununterbrochen in eine Temperatur von 30 Grad versezt. In der Tat hat man Brutmaschinen erfunden, welche ganz die Dienste der Bruthenne verrichten, und wenn man sich eine solche anschafft und eine gehörige Anzahl von Eiern hineinlegt, so kann man, wenn man alle paar Stunden ein Ei zerbricht und öffnet, die Metamorphose des Eis, d. h. seine Verwandlung zum Hühnchen, bequem verfolgen, d. h. wenn man ein recht starkes Mikroskop zu Hülfe nimmt. Der Keimfleck, das müssen wir vorausschicken, zeigt sich bei genauerer Besichtigung nicht als bloßer Fleck, sondern als kleine runde Scheibe, die aus zwei Häutchen besteht, welche wie Blätter übereinander liegen; das obere zeigt sich aus feinen, sehr kleinen Kügelchen bestehend. Im Mittelpunkt des Dotters ist ein hohler Raum, von dem ein Kanal bis zur Oberfläche der Dotterkugel hinaufgeht; hier erweitert sich der Kanal und bildet eine Art Grübchen oder Becher, der mit feinem Eiweiß überzogen ist. Das Loch dieses Bechers, das zum Kanal führt, ist mit einem weißen Körnchen verstopft und auf dem Rand des Bechers ruht die Keimscheibe wie ein Deckel. Gehen wir jezt zu unserer Brutmaschine und sehen wir, was in den Eiern vorgeht, indem wir je nach Verlauf mehrerer Stunden ein Ei öffnen. Nach sechs Stunden: die Keimscheibe ist gewachsen,

hat um sich gegriffen und ruht mit einem breiteren Rande auf dem Dotter. Die Kügelchen des oberen Keimblattes haben sich vermehrt und sind zu Zellen geworden, d. h. zu Bläschen, von einer feinen Haut gebildet, welche im Innern eine Flüssigkeit, in der Mitte einen kleinen Kern haben. Auch das untere Keimblatt zeigt dieselbe Erscheinung. Nach zwölf Stunden: Das untere Keimblatt hat sich zu zwei Blättern gespalten, von denen das eine unter dem andern liegt, so daß jezt die Keimscheibe aus drei übereinander liegenden Blättern besteht. Nach achtzehn Stunden: In der Mitte des oberen Keimblattes erscheint ein feiner Streifen, der an einem Ende ein wenig dicker ist als am andern; dort wird sich der Kopf, hier der Schwanz bilden. Das ist die erste Andeutung des Rückens und zwar dessen Mittellinie. Die ganze Keimscheibe hat sich bedeutend vergrößert, dabei verdicken sich die beiden oberen Blätter in ihrer Mitte, so daß sie dort undurchsichtiger werden als an den Rändern. Auch verwachsen sie miteinander in der Richtung jenes ersten Streifens und bilden dadurch eine schmale längliche Platte, die Rückenplatte. In dieser Platte erhebt sich nach vierundzwanzig Stunden ein feiner Rand, der sich wie ein Wall neben dem Streifen hinzieht. Die beiden Wälle stehen sich gegenüber und lassen ein langes Tal oder eine Rinne in ihrer Mitte: sie wird die hohle Wirbelsäule bilden, das Gefäß des Rückenmarks; denn bald verwachsen sie miteinander und bilden ein hohles Rohr. Am obersten Wirbel aber (wo später der Kopf sein wird, der eben nichts anderes ist als ein höher ausgebildeter Wirbel) erhebt sichs blasenartig auch vom untersten Keimblatt her in die Höhe, und diese Erhöhung biegt und buchtet sich immer mehr vor, so daß das Hühnchen (wenn man schon jezt das Ding so nennen darf) auf dem Dotter wie ein umgestülpter Kahn daliegt, dessen obere Biegung stärker ist als die untere. Diese skizzenhafte Darstellung dessen, was am ersten Tage im Ei vorgeht, wird dem Leser einen Begriff von dem Prozeß geben, der in den folgenden sich vollzieht und den wir später einmal ausführlich zu behandeln gedenken. In den lezten Tagen sind Dotter und Eiweiß fast ganz verschwunden, denn sie sind im Hühnchen aufgegangen. Dieses macht sich reisefertig. Am breiten Ende des Ei's ist bekanntlich zwischen Eierschale und Eiweiß ein mit Luft gefüllter Raum. Das Hühnchen liegt mit seinem Schnäbelchen an diesem Luftraum, und wenn es Zeit ist, pickt es an die Hülle, um die dort befindliche Luft einzuatmen. Sodann macht es sich an die Eischale und hämmert so lange daran, bis ein Riß da ist oder ein Stückchen abspringt. Die eindringende Luft wird nun kräftiger geatmet. Nach und nach vergrößert es das Loch in der Schale, bis es den Kopf herausstrecken kann. Jezt erst schöpft es frei und voll Atem, und seinem Austritt aus der Kleinwelt des Ei's in die große Welt des Hühnerdaseins steht kein Hindernis mehr im Wege. Doch pflegt sich das Hühnchen damit nicht zu beeilen, stundenlang liegt es oft da und guckt mit dem Kopf zum Fenster hinaus, wie mein Hausphilister auf der Universität, ein wohlgenährter Rentier, der oft ganze halbe Tage im Fenster lag, eingehüllt in den warmen Schlafrock, die Zigarre dampfend, die Arme auf weiche Polster gelegt, und dem armen Taglöhner zusah, der im dürftigen Kittel im Strahle der kalten Dezembersonne Holz sägte. Es gibt doch kein größeres Vergnügen als die Arbeit, meinte der brave Rentier dann oft; ich kann stundenlang zusehen und bekomms nicht satt.

Von den wunderbaren Vorgängen im Ei, durch welche sie gebildet wurden, haben die beiden Philosophen auf unserem Bilde keinen Begriff, so wenig als mancher Philosoph und Nichtphilosoph über den durch einen ähnlichen Werdeprozeß geformten Menschen. Mit den Wundern der Natur aber vertraut zu sein, hat tausendmal mehr Wert als an übernatürliche Wunder, welche die Kirche lehrt, zu glauben. Darum, liebe Hausfrau, wenn du Eier einschlägst, um Pfannkuchen zu backen, denke zuweilen daran, welch ein Fülle von Wundern dieses so einfach scheinende Ding, das Ei, in sich schließt und vergiß nicht, daß das Ei die Form ist, aus welcher alle lebenden Wesen sich entwickeln, nach dem Worte des alten Naturforschers: omne vivum ex ovo, alles Lebende kommt aus einem Ei. St.

Prometheus. (S. 81.) Die griechische Göttersage erzählt uns wundersame Geschichten von den Titanen, jenem Riesen- und Heldengeschlecht, das trozig und stark genug war, um den Kampf mit den Göttern aufzunehmen, aber endlich von ihnen besiegt und in die Unterwelt gestürzt wurde. Schon der älteste griechische Schriftsteller, Hesiod, erwähnt dieser Sage, sowie auch des Schicksals des interessantesten aller Titanen, des Prometheus. Die Sage ist folgende: Bei einem Streite zwischen Göttern und Menschen gelang es Prometheus, die Götter zu Gunsten der Menschen zu überlisten; im Zorne darüber enthielten die Götter den Menschen das Feuer vor. Der kühne Prometheus aber drang bis in den Saal der unsterblichen Götter auf dem Berg Olymp vor und entwendete das Feuer, um es den Menschen zu bringen, die sich dies ebenso hilfreiche als zerstörende Element von da ab nicht mehr entwenden ließen.

Den Prometheus aber traf die furchtbare Rache der Götter; er wurde an einen Felsen geschmiedet und ein Adler mußte ihm jeden Tag die Leber zerfleischen, die Nachts immer wieder nachwuchs, um am anderen Tage wieder dem grausamen Raubvogel anheimzufallen. Lange schmachtete der Dulder auf dem einsamen Felsen am Strande des Meeres, bis endlich Herakles (Herkules), der gewaltige Held, erschien, den Adler mit seinem ferntreffenden Bogen erschoß und die Fesseln des Dulders zerschlug.

Die Sage vom Prometheus hat einen tiefen Gehalt; sie zeigt uns den kühnen Denker und Erfinder — man schrieb Prometheus auch die Erfindung resp. Begründung der Schiffahrt, Astronomie und Baukunst zu — der das Menschengeschlecht aus seinen Fesseln befreien hilft und deshalb von dem Zorne der Mächtigen verfolgt wird. In diesem Sinne hat auch der große altgriechische Dramatiker Aeschylus die Prometheussage behandelt; nur daß er, um den Anschauungen seiner Zeit nicht zu widersprechen, die Strafe des Prometheus als gerechtfertigt hinstellen mußte. Uebrigens ist von diesem Drama des Aeschylus nur ein Teil erhalten geblieben.

Das Bild, das unsere Illustration vorführt, ist eine Darstellung des an den Felsen geschmiedeten Prometheus von dem berühmten Maler Franz Simm. Das Original ist eine Freske im Treppenhause des kaukasischen Museums zu Tiflis. Der gefesselte Titane sieht den Raubvogel heranfliegen, der ihm täglich den grausamsten Schmerz bereitet und er sträubt sich, soweit es seine Ketten gestatten. Doch sein Widerstand wird vergeblich sein. Droben auf dem Olymp aber freuen sich die unsterblichen Götter der Qual ihres Feindes. Aber nicht alle Gottheiten, mit denen die Phantasie der Griechen alle Elemente so zahlreich bevölkert hat, sind so grausam. Aus den Wogen des um den Felsen des Dulders brandenden Meeres tauchen die Töchter des greisen Meergottes Okeanos, die Okeaniden, empor und zollen dem gefesselten Helden ihr Mitleid und ihre Entrüstung über seine Qual. Aber die Töchter des Meeres können den fraßbegierigen Adler nicht verscheuchen; ihre Tränen bleiben ohnmächtig, bis endlich eine stärkere Hand kommt, welche die vom Aberwiz geschmiedeten Fesseln des Dulders zerschmettert.

W. B.

Ein Sonntagsvergnügen auf dem Lande. (S. 88—89.) Das Kegeln ist, wie der Dichter sagt, „auch eine tapfere Kunst" und will gelernt sein. Dazu ists eine gar nicht üble Leibesübung und Anstrengung, die als Sonntagsvergnügen viel empfehlenswerter ist, als etwa ein „Schafskopf", ein „Solo" oder gar ein „Sechsundsechzig". Eine kleine Anstrengung schadet nichts; die bei einförmiger Tätigkeit erstarrten Muskelteile werden durch die heftigen Bewegungen beim Kegelschieben angespannt, beweglich und geschmeidig gemacht. Das Kegelspiel hat aber auch seine lustige Seite und zwar bezüglich der verschiedenen Posituren, welche die einzelnen Spieler einzunehmen pflegen. Man kegelt weniger um Gewinn — obschon bei manchen Spielen ganz nette Gewinne zu erzielen sind — als um die Ehre des Sieges, und das ists, was die meisten Spieler in die Hize geraten läßt. Der ruhige Kegelschieber ist freilich gegen den hizigen im Vorteil. Aber sie werfen alle verschieden. Der eine schleudert wild die Kugel hinaus, als hätte er eine Wut gegen die armen Kegel in sich, und trifft sie so heftig, daß sie nach allen Richtungen hin auseinanderfliegen; der andere zielt bedächtig und läßt seine Kugel langsam hinausrollen, als fürchte er sich, den Kegeln wehe zu tun. Der eine steht gravitätisch da und erwartet den Erfolg seines Wurfes; wenn er fehlt, schüttelt er den Kopf, als obs ihm unbegreiflich wäre. Ein anderer rennt der davonrollenden Kugel mit lautem Geschrei nach, als wäre die Kugel ein mit Gehör begabtes Wesen, das seine Befehle befolgen könnte; ein dritter arbeitet nach dem Wurf noch krampfhaft mit Händen und Füßen, als ob er dem Lauf der Kugel dadurch eine andere Richtung zu geben vermöchte. Und ein vierter flucht wie ein Mamelucke und Türke; will er der Kugel vielleicht Furcht einjagen und sie auf den richtigen Weg bringen? Fast könnte man es glauben. Die meisten Spieler schneiden Grimassen und verschaffen dadurch dem gewöhnlich zahlreich zuschauenden Publikum eine ungemeine Belustigung. Die Spötter finden hier ein reiches Feld, um sich auf Kosten der Kegelschieber zu amüsiren. Da sizt ein bedächtiger Philister, der durch seine Hornbrille dem Spiel zusieht und der von dem Spiel der Jugend gar nichts hält. Wenn einer fehlt, ist der Alte ganz aus dem Häuschen, als ob irgend ein nationales Unglück passirt wäre. „Zu meiner Zeit," brummt er in den Bart, „hätte man sich geschämt, so schlecht zu werfen!" — Man kann allerdings heute nicht mehr kontroliren, ob der Alte seiner Zeit besser geworfen hat. Dort sizt ein junger Fant und moquirt sich über das Spiel der Alten, die nach seiner Ansicht nichts treffen und nie ordentlich etwas getroffen haben. Denn sie werfen ihm viel zu langsam und zu bedächtig und ihre Kugeln sind zu schwach, so daß sie ablaufen. „Wenn wir Jungen nicht besser werfen könnten, wie die Alten, so müßten wir uns auslachen lassen," zischelt der junge Mensch seinem Nachbar in die Ohren.

Aber nun hat einer geworfen, dem die Spötter nichts anhaben können. Das ist ein alter Virtuose des Kegelspiels, jedenfalls auch im bürgerlichen Leben eine gewichtige Persönlichkeit. Mit gravitätischer Sicherheit wirft er seine Kugel hinaus und nicht weniger gravitätisch verfolgt er ihren Lauf. Allseitig blickt man mit gespannter Aufmerksamkeit der Kugel nach und erwartet einen guten Wurf, ein Beweis, wie sehr der alte Bürgersmann als Kegelkünstler anerkannt ist. Vielleicht hat der Kegeljunge Anlaß zu schreien: „Alle Neune!" Der Künstler hat es trefflich verstanden, dem Kegelvirtuosen die gewichtige Haltung zu verleihen, die dem jüngeren Publikum jederzeit imponirt. — Für leidenschaftliche Liebhaber des Kegelspiels wollen wir bemerken, daß zu Quedlinburg von einem Herrn Babo ein Schriftchen, eine Anweisung zum Kegeln erschienen ist, das den Titel führt: „Alle Neune!" Ob aber der, der das Schriftchen studirt, in Zukunft auch immer oder nur häufig „alle Neune" wirft, dafür können wir nicht garantiren.

W. B.

Drachenfels, Drachenburg und Drachenfelsbahn. Dicht bei Königswinter am Rhein erhebt sich der Drachenfels, eine der sieben Kuppen des berühmten Siebengebirges. Man hat von hier eine prächtige Aussicht auf das Rheintal mit den rings emporstrebenden Gebirgen. Hier ist einer der schönsten und romantischsten Punkte, die man in Deutschland kennt. Der Drachenfels selbst, 325 Meter hoch, trägt auf seinem Gipfel eine im zwölften Jahrhundert erbaute Ruine, die im dreißigjährigen Kriege zerstört wurde. In halber Höhe des Berges befindet sich die Höhle, wo nach der Sage der fürchterliche Drache Fasner hauste, den Siegfried erschlug und in dessen Blut er badete, so daß seine Haut „hürnen" ward. Am Abhang des steilen Berges aber kocht in der heißen Sommersonne das edle Drachenblut, ein kostbarer Wein, der zwar die Haut nicht „hürnen" macht, dafür aber andere, weit anziehendere Eigenschaften hat.

Der Drachenfels ist immer schwer zu erklimmen gewesen, und so hat die moderne Technik es übernommen, seine Besteigung zu erleichtern, indem sie zugleich eines ihrer Wunderwerke hier schuf. Es führt jezt nämlich eine Eisenbahn, eine sogenannte Zahnradbahn, auf den Gipfel des Drachenfels, so daß man der früheren Anstrengungen überhoben ist. Die Bahn ist ähnlich wie die Rigibahn beschaffen: sie ist aus Stahl und Eisen zusammengesezt. Die Lokomotive schiebt, wie unser Bild zeigt, die bequemen Wagen empor. Oben findet man eine gute Restauration, unten ist ein hübscher Bahnhof angelegt.

Ein rheinischer Krösus, ein Baron von Sarter — früher ohne „von" und jezt vielfacher Millionär — hat es unternommen, den Drachenfels mit einem Schlosse zu schmücken, das wohl in erster Linie den sonst nicht besonders berühmten Namen seines Erbauers auf die Nachwelt bringen, in zweiter Linie wohl erst den Drachenfels um einen neuen Schmuck bereichern soll. Das Gebäude wird sehr prächtig werden. Unsere Abbildung (S. 93) kann indessen nur ein unvollkommenes Bild gewähren, da das Schloß noch nicht fertig ist und der Erbauer über seine endgültige Gestaltung nichts in die Oeffentlichkeit dringen läßt. Die Drachenburg soll alles Aehnliche am Rhein an Kostbarkeit übertreffen. Um ein endgültiges Urteil zu fällen, muß man warten, bis der mächtige Bau vollendet ist. W. B.

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Erweiterung der englischen Besizungen an der westafrikanischen Küste. In dem westafrikanischen Besiz Großbritanniens ist eine vom 7. August datirte Proklamation der Königin Viktoria veröffentlicht worden, welche die Annexion eines großen, sich von der englischen Kolonie Sierra Leone bis zu den Grenzen des Freistaats Liberia erstreckenden Küstenstrichs gutheißt. Das bezügliche Gebiet umfaßt den größten Teil der der Insel Scherbro gegenüber auf dem Festland gelegenen Landschaft, und zwar nebst allen Inseln und Sandbänken, eine halbe englische Meile landeinwärts. Erworben wurde das Gebiet durch Verträge mit den Königen und Häuptlingen der Gegend. England besizt nunmehr in Westafrika ohne Unterbrechung die ganze Küste zwischen Kap Sierra Leone und Gallinas Point. (Ausland.)

Elektrische Beleuchtung. Eine von der Union Society in Oxford zur Ausstellung im Crystal Palace 1882 entsendete Kommission hatte zur elektrischen Beleuchtung der Räume der genannten Gesellschaft die Pilsen-Bogenlampen und Swans Glühlampen ausgewählt. Der etwa 21 mal 12 Meter große Vortragssaal war nach Engineering 1883 Bd. 35 S. 394 früher durch zwei Gassonnen von je 49 Flammen zu je 8 Kerzenstärke in 9 Meter Höhe beleuchtet worden, also von 784 Kerzenstärken. Die Sonnen wurden durch 2 Pilsenlampen zu je 2000 Kerzen ersezt; 50 Prozent verschlucken davon die matten Glasglocken; die Lampen können behufs Reinigung und Auswechslung der Kohlen auf- und abgelassen werden. In der Bibliotek (ungefähr 15 Meter hoch, 9 Meter breit, 21 Meter lang) ersezten 2 Pilsenlampen in 7 Meter Höhe einen großen Kronleuchter mit 54 Flammen und 10 Einzellichter unter der Gallerie. Unter der Gallerie sind 9 Glühlampen (zu je 20 Kerzen) angebracht, um die von der Gallerie geworfenen Schatten zu mildern, sind aber tatsächlich nicht erforderlich; man hat hier also 2180 Kerzen gegen 64 mal 10 gleich 640 bei Gas. Seit Einführung der elektrischen Beleuchtung halten sich die Bücher viel besser, namentlich jene nahe an der Decke. Das Schreibzimmer wurde früher durch 4 Kronleuchter mit zusammen 50 Flammen erhellt; jezt geben 14 Glühlampen zu je 20 Kerzen eine wirksamere Beleuchtung der Schreibtische. Das über dem Schreibzimmer gelegene Rauchzimmer erhielt eine Pilsen- und 7 Glühlampen an Stelle des Kronleuchters mit 54 Flammen von je 8 Kerzen und der 10 Einzellichter, also ungefähr eine Verdoppelung des Lichtes. In allen übrigen geschlossenen Räumen, Hallen, Treppenhäusern u. s. w., sind ausschließlich Glühlampen angebracht, während eine Pilsenlampe im Garten wirkungsvoll Bäume und Gras beleuchtet.

Die Glühlampen sind paarweise hintereinander geschaltet, so daß, wenn in der einen Lampe ein kurzer Schluß eintritt, die andere als Sicherstellung wirkt; es hat sich dies als zuverlässiger erwiesen als die sonst gewöhnliche Anwendung von Bleiabschmelzstöpseln; doch sind in allen Hauptleitungen Abschmelzstöpsel eingeschaltet.

Die Glühlampen werden von einer dickdrätigen Maschine, die Pilsenlampen von einer Pilsendynamomaschine Nr. 6 gespeist. Als Motor dient eine Ottosche Gasmaschine von 12 Pferdekräften nominell, mit besonderem Schwungrade. Auch beide Dynamomaschinen haben solche; ebenso ist die Transmissionswelle mit einem Schwungrade von ungefähr 300 Kilo Gewicht versehen.

Die Gesammtlichtmenge beläuft sich auf 8180 Kerzen (6 Bogenlampen zu je 1000 und 109 Glühlampen zu je 20 Kerzenstärken) anstatt 3530 Kerzen Gas. An Gas verbraucht die Maschine nach sorgsamen Beobachtungen für 1400 Mark (1000 Fuß ist 10 Pf.); die Ausgaben für Kohlen, Lohn der Wärter u. s. w. belaufen sich auf 2400 Mark; daher betragen die Gesammtkosten der elektrischen Beleuchtung 3800 Mark im Jahre, während die frühere Gasbeleuchtung 5000 Mark gekostet hat.

(Dinglers „Polytechnisches Journal".)

Für die Jugend.

Wir geben unter dieser Rubrik zunächst einige Spiele verschiedenster Art, mit der Bemerkung, daß wir eine Abhandlung über Wesen und Zweck des Spiels in einer der nächsten Nummern folgen lassen werden.

1. Bewegungsspiel im Freien.

Der Ball an der Mauer.

Man bedient sich zu diesem Spiele eines gewöhnlichen gutelastischen Balles. Besteht er aus einem Kerne von Kork, rund geschnitten und mit Wolle so fest als möglich umwickelt, dann aber mit Leder bezogen oder übernäht, so ist er sehr gut. Ein Ball aus Gummistreifen würde teils zu elastisch sein, teils zu sehr in der Hand brennen.

Die Spieler stellen sich gegen eine Mauer, die hoch und breit genug ist, um für das Spiel Raum zu gewähren; auf derselben wird mit Kreide oder Kohle eine Linie bezeichnet, über die hinaus der Ball nicht geworfen werden darf, weder in der Höhe noch an den Seiten. Trifft er gerade auf eine der Begrenzungslinien, so ist der Wurf ungiltig.

Man spielt einer gegen einen oder mehrere gegen mehrere. Die Spieler müssen von beiden Seiten der Zahl nach gleich sein und ebenso in der Geschicklichkeit einander möglichst die Wage halten. Eine Partei muß bedienen, die andere spielen. Um den Anfang der Partie wird gelost. Die Partei, welche durch das Los als spielende bezeichnet wird, fängt an, und einer von derselben schlägt den Ball so, daß er leicht zu fangen ist, sei es im Fluge, sei es nach dem ersten Aufschlage; ein Spieler der zweiten Partei schlägt oder wirft ihn zurück, und so fliegt er fortwährend zwischen den Gegnern beider Parteien hin und her. Die Feinheit des Spieles besteht darin, den Ball nicht zu gut zu schlagen oder zu werfen, ohne sich dabei aber der Gefahr auszusezen, den Wurf zu verlieren, was dadurch geschieht, daß er an der Mauer entweder über die bezeichnete obere Linie, oder außerhalb einer der Seitenlinie trifft; man muß ihn gerade in den bezeichneten Raum werfen.

So lange der Ball hin und her fliegt, zählt keine der beiden Parteien; wenn aber eine einen Wurf verfehlt, den Ball auf die Linie wirft, oder außerhalb des bezeichneten Raumes, oder ihn bei dem zweiten Aufschlage fängt, so zählt die Gegenpartei 15; von der Gegenpartei wird jeder verfehlte Wurf ebenfalls mit 15 gezählt. Mit 60 ist die Partie beendigt, aber dazu gehört, daß eine von den beiden Parteien die lezten 30 hintereinander ohne Unterbrechung durch die Gegner gezählt hat. Wäre also eine Partei bis auf 45 gekommen und die andere zählt darauf, so kann die erste, auch wenn sie 60 macht, nicht die Partie damit beendigen, sondern sie kommt nur in Vorteil, d. h. bei gleicher Zählung gewinnt sie, im Gegenfalle aber die andere Partei, wenn sie die lezten 30 Points hintereinander machte.

2. Bewegungsspiel im Zimmer.

Abraham hatte sieben Söhne.

Ein Spiel von sehr komischer Wirkung. — Die Spielenden sizen in einem Kreise, der Ordner spricht die Worte:

Abraham hatte sieben Söhne,
Sieben Söhne hatte Abraham;
Sie aßen nichts,
Sie tranken nichts.
Sie machten's alle so:

und macht dabei irgend eine Bewegung. Die Mitspielenden müssen darauf im Chor die Worte nachsprechen, dabei die angedeutete Bewegung nachahmen, und dieselbe stets so lange beibehalten, bis der Vorsänger seinen Vers wiederholt und eine andere Stellung angegeben hat.

Die ruhelose Bewegung des ganzen Kreises, wenn vielleicht jeder auf einem Beine umherhüpft und dabei mit ernster Würde den Spruch hersagt, ist höchst komisch.

3. Verstandesspiel.

Die Pantomime.

Die Spielenden wählen einen zum Anführer des Spieles. Dieser befindet sich im Kreise der übrigen und fragt links und rechts, bald diesen, bald jenen mancherlei, z. B.: Wie hast du heute Nacht geschlafen? Auf welche Art reisest du am liebsten? Warum kannst du den B. nicht leiden? Wie gefällt dir dein neues Kleid? u. s. w.

Niemand darf dabei anders als durch Mienen antworten; wer dies versieht und irgend einen Laut von sich gibt, muß ein Pfand geben oder bekommt einen Schlag mit dem Plumpsacke.

Für die Jugend ist dieses Spiel bei seiner Einfachheit ungemein lustig und unterhaltend. Die Fragen geschehen schnell aufeinander, und man fragt gewöhnlich so, daß weder Ja noch Nein zur Antwort hinreicht. Die Gefragten sind daher genötigt, schnell auf pantomimische Ausdrücke zu denken. Betrifft dieser Ausdruck oder diese Darstellung blos einen körperlichen Gegenstand oder eine körperliche Handlung, so wird es bei nur einigem Scharfsinne nicht schwer, durch Geberden zu sprechen, mit dem Körper Bewegungen nachzuahmen, mit den Händen anzuzeigen oder gleichsam zeichnend auszudrücken. Kommen die Fragen aber ins Gebiet der Empfindungen, so wächst die Schwierigkeit des Ausdruckes; und führen sie gar ins Reich der Ideen, so gerät der beste Scharfsinn gewöhnlich auf die Folter. Der Frager muß hierauf, sowie auf die Fähigkeiten der einzelnen Gesellschaftsmitglieder Rücksicht nehmen, und es ist daher besser, seine Stelle nicht durchs Los, sondern durch Wahl zu besezen und die fähigste Person dazu zu nehmen.

4. Humoristische Schaustellung.

Schattenspiele.

Diese Gattung der Spiele ist, wenn sie gut ausgeführt wird, sehr ergözlich. Es sind dazu zwei nebeneinander liegende Zimmer nötig. In dem einen, welches dunkel bleiben muß, befinden sich die Zuschauer, in dem andern, welches auf eine näher anzugebende Weise beleuchtet wird, bereitet man die Schauspiele. Die zwischen beiden Zimmern liegende Tür wird ausgehoben und mit einem weißen Linnentuche die Oeffnung straff gespannt. Etwa 3—4 Meter hinter diese weiße hell durchsichtige Wand stellt man auf den Boden eine Lampe so, daß das Licht derselben nicht zu sehen ist, dennoch aber die Person, welche die Bewegungen zu machen hat, vollkommen bescheint. Dadurch wird die bespannte Tür zu einer glatten weißen Fläche, auf der sich die Schatten der sich dahinter bewegenden Personen in scharfen Umrissen zeigen.

Die Personen, welche die Schattenspiele ausführen, müssen sich stets im Profil so zeigen, daß ihre Gesichter von der Seite deutlich zu erkennen sind, und alle Bewegungen scharf vorwärts oder rückwärts machen, weil jede Seitenbewegung durch den Körper verdeckt und also nicht sichtbar sein würde.

Die Darsteller binden an der einen den Zuschauern zugewendeten Seite Pappendeckel vor, in denen ein Gesicht ausgeschnitten ist, die aber über dem Gesicht des Darstellenden vorragen müssen, damit die eingeschnittenen Augen und der Mund sichtbar bleiben. Auch einzelne Teile der für die Darstellung zu wählenden Verkleidung kann man aus Pappe schneiden und an der Zuschauerseite anbinden, damit sie schärfere Umrisse zeigen, als die gewöhnlichen Kleidungsstücke. Es ist dabei zweckmäßig, die Papplarven so zu befestigen, daß der Darsteller, der dahinter verborgen ist, seinen Schattenriß an der weißen Kattunwand sehen kann, wenn er seitwärts darnach hinschielt, denn dadurch wird er in den Stand gesezt, die Wirkung seiner Leistungen zu beobachten und zu ändern, wenn die Linien nicht scharf genug erscheinen sollten.

Unmittelbar hinter der Lampe und durch den Schein derselben so gedeckt, daß man ihn nicht bemerken kann, sizt der, welcher das Gedicht zu lesen hat, mit dem die Darstellung begleitet wird. Er trägt diese gereimte oder ungereimte (im doppelten Sinne) Begleitung so vor, daß die einzelnen Szenen dadurch erklärt werden und daß er die Wand nach jeder Szene verdunkelt, indem er einen Schirm vor seine Lampe stellt.

Bei dem Beginn einer neuen Szene wird der Schirm wieder weggenommen und die Bilder zeigen sich dann in voller Schärfe.

Die Pappmasken müssen so eingerichtet sein, daß die einzelnen Teile, d. h. die Augen, der Mund 2c. sich mittels eines Drates bewegen lassen, welchen der Spielende seitwärts zieht, so daß die Wirkung seiner Hand nicht zu erkennen ist.

Die Wahl von Gedichten, welche sich zu dergleichen Schattendarstellungen eignen, ist nicht schwierig und es kommt hauptsächlich darauf an, daß die Dichtung bekannt ist. Jede einzelne Handlung wird dann auf die oben angedeutete Weise abgeteilt.

Einige Beispiele mögen dies deutlicher machen.

a) Doktor Eisenbart. Zum Doktor Eisenbart kommt ein Patient und klagt über heftige Kopfschmerzen. Doktor Eisenbart holt eine große Holzsäge und sägt dem Kranken die Hirnschale von der Maske ab, greift dann in den hohlen Kopf und zieht daraus hervor, was den Kopfschmerz verursacht hat, z. B. Bücher, Stroh, ein Wein- oder Bierglas u. s. w.; deckt alsdann die Hirnschale wieder auf und der Patient geht erleichtert fort.

b) Der Seiltänzer. Man legt ein Brett über zwei Stühle, welche nicht zu sehen sein müssen, die Flamme der Lampe muß genau in der Höhe des Brettes stehen, so daß nun die schmale Kante des Brettes einen Schatten auf die Kattunwand wirft, welche dann wie ein gespanntes Seil erscheint. Auf diesem scheinbaren Seile können dann Kunststücke ausgeführt werden, die Darsteller ahmen das Balanciren nach u. s. w. Einen sehr komischen Effekt macht es, wenn der Seiltänzer vom Seile herabspringt, nach der Lampe hinläuft und über dieselbe hinwegspringt; dies macht den Eindruck, als ob er in die Luft hineinspränge. — Gute Masken werden bei allen Schattenspielen die komische Wirkung sehr vermehren; z. B. der Teufel mit Schweif und Hörnern; beim Doktor Eisenbart versäume man nicht, einen altfränkischen Frack (sogenannten Spargelstecher), der aus einem langen Oberrock vermittelst Zusammenstechens der Vorderteile der Schöße gemacht werden kann, so wie schrecklich hohe Vatermörder, welche aus Papier geschnitten werden, anzuwenden.

c) Der Zahnarzt. Ein Patient kommt zum Zahnarzt und deutet heftige Zahnschmerzen an. Der Patient reißt den Mund weit auf; der Arzt besieht ihm den Zahn und bedeutet ihn, er müsse sich denselben ausziehen lassen. Langes und komisches Sträuben von Seiten des Zahnkranken. Gegendemonstrationen von Seiten des Arztes. Endlich sezt sich der Patient auf einen Stuhl, der Arzt holt eine kolossale Zange hervor, steckt sie in den Mund des Kranken und zieht mit großer Anstrengung, indem er ein Bein an das Knie des Kranken anstemmt, zum großen Gelächter der Zuschauer einen unnatürlich großen Zahn aus.

Homonyme.

Getrennt stößt's irgendwie dir auf an jedem Tage,
Doch tust du es, so kann's dir Schmerzen machen,
Leicht gibts dir Grund zum Aerger und zur Klage,
Zumal wenn andre noch darüber spöttisch lachen.
Bald ist es leicht, bald schwer,
Oft auch recht int'ressant,
Nicht selten ordinär,
Mitunter höchst pikant.

Vereint hast du es auch vermutlich garnicht spärlich,
Nur ob es etwas taugt, das, Freundchen, ist die Frage,
Es kann sehr wol auch sein dem Leben dein gefährlich,
Doch kaum, wenns dir passirt; indes aus schlimmster Lage
Hat's manchen schon befreit,
War's geistvoll, glücklich nur!
Nun, Lieber, sei gescheit —
Leicht kommst du auf die Spur.

Semper Notnagel.

Rebus.

Auflösung des Rätsels in Nr. 2:
Der Schlaf.

Auflösung des Rebus in Nr. 2:
Es gibt viel
Noch zwischen Bolz und Ziel.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 5. 1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky. (4. Fortsetzung.)

5. Kapitel.

Das alte einsame Schloß des Grafen Falkenau, das einige Bahnstunden von der Residenz entfernt lag und das er mit seiner Familie den größten Teil des Jahres zu bewohnen pflegte, hatte in den lezten Tagen eine Anzahl Gäste in sich aufgenommen. Sie waren eine Seltenheit, denn die Dame des Hauses liebte Stille und klösterliche Zurückgezogenheit. Es hatte denn auch eines besonderen Anlasses bedurft, um so zahlreichen Besuch herbeizuführen, der die sonst so ruhige Physiognomie des Schlosses durchaus veränderte und seine Herrin zu alteriren schien. Diesen Anlaß bot eine hohe Auszeichnung, die dem Grafen Robert v. Falkenau, Großgrundbesizer und Reichsratsabgeordneten zuteil geworden war, es war die Verleihung des Großkreuzes. Und es waren nun die Freunde und Verwandten, die Anhänger und Kollegen gekommen, um ihn zu dieser Auszeichnung zu beglückwünschen.

Nun war der Rummel vorüber.

Nur die ältere Schwester des Grafen, eine Gräfin Dönhof, die durch ihre Intelligenz, ihre Energie, ihre intimen Beziehungen zum Hof und zur römischen Kurie eine imponirende Stellung einnahm und der man in der Familie besonderen Respekt zollte, war noch anwesend und nebst ihr die zwei jüngsten Damen in der Verwandtschaft der Falkenaus, die achtundzwanzigjährige Gräfin Helene v. Falkenau und ihre Nichte Comtesse Elsa, auf die man den Adel ihrer Mutter übertragen zu müssen glaubte.

Helene hatte den Vorteil, in doppelter Verästlung der Familie anzugehören, einmal war sie die Tochter eines Falkenau, und somit die Nichte des Grafen Robert und der Gräfin Dönhof, dann hatte man sie auch an einen Grafen Erwin Falkenau verheiratet, den Sohn eines dritten Bruders.

Es war das freilich schon ein wenig Inzucht, aber man hatte die Dispens und den Segen des heiligen Vaters nachgesucht und erhalten, und somit waren alle Skrupel beseitigt. Trozdem war diese Ehe eine unfruchtbare geblieben und sie hatte die Gattin in keiner Weise befriedigt. Der junge Ehemann suchte Unterhaltung und Zerstreuung in weniger legitimen Verbindungen und sah sich, da er allzuhastig aus dem Becher der Freude geschlürft, bald auf der Neige. Er wurde dann zur Herstellung seiner Gesundheit nach Egypten geschickt, wie das so Mode war; aber nach einer flott durchlebten Nacht beim Khedive, wo er sich, wie er sich lallend noch rühmte, wacker gehalten hatte, ging ihm der Atem aus. Eine Lähmung machte diesem unnüzen Leben ein Ende. Gräfin Helene war mit 26 Jahren die pikanteste und nach der üblichen Trauerzeit auch die lebenslustigste Witwe, die man sich denken kann.

Es war ihr doch eigentlich nur ihr Kousin gestorben, und jeder mußte zugestehen, daß sie in keinem Falle viel an ihm verloren hatte.

Helene war nicht schön zu nennen, aber sie wußte zu gefallen. Sie besaß einen herrlichen Körper, und, zugleich kräftig und gewandt, exzellirte sie geradezu in allen körperlichen Uebungen. Im Schwimmen, Turnen, Reiten und Jagen zeigte sie sich als eine unübertroffene Meisterin. Das alles erforderte Kraft, und sie konnte die ihrige in keiner andern Weise manifestiren. Ein Ueberschuß an Vollsäftigkeit machte sie übermütig, und so war sie nicht selten zu allerlei Tollheiten und Exzentrizitäten aufgelegt. Sie war nicht ohne Geist, selbst nicht ohne Bildung, aber sie war eine viel zu oberflächliche Natur, um nur das geringste Interesse für die ernsteren Fragen des Lebens zu haben. Sie waren ihr nie nahe getreten, sie hatte nie darüber nachzudenken gebraucht; ihren Sinn beschäftigten Kavalkaden und Feste, Brillanten und Toiletten. Sie lachte über die Huldigungen, die man ihr, wo sie erschien, darbrachte, und verlangte sie zugleich als etwas Selbstverständliches. In politischen und religiösen Dingen zeigte sie sich durchaus indifferent. Sie war gläubig aus Gewohnheit und beobachtete all die Zeremonien der Kirche, weil dies so Mode war.

So hatte sie denn auf Elsa in dieser Beziehung keinerlei Einfluß verlangt und keinerlei Pression geübt. Sie befragte sie nicht über ihre Meinungen, da sie ihr ganz gleichgültig waren, aber sie wollte sich in ihr eine Gefährtin für alle Art von Sport erziehen, und da bei Elsa zugleich mit dem Geiste auch der Körper geschult worden war, so schien ihr dies, zu ihrer großen Befriedigung, vortrefflich zu gelingen. Die der Kirche ganz ergebenen Damen der Familie Falkenau hatten es

ihr freilich höchst verübelt, daß sie die Tochter des Ateisten und Revolutionärs zu sich genommen, und Tante Marie Falkenau hatte sich ganz empört darüber gezeigt, als sie erfuhr, daß ihr Gatte, dem Helene ihre Absicht anvertraut, sich derselben nicht widersezt hatte. Aber Tante Mariens Antipatien fielen bei Helene nicht allzusehr ins Gewicht; sie galt ihr als eine sehr fromme, streng sittliche, aber etwas beschränkte Dame, die nie in der Gesellschaft auftrat und auch nicht auftreten wollte.

Mit Gräfin Natalie Dönhof war dies anders, diese besaß großen Einfluß und Helene hatte alle Ursache, hier vorsichtig zu sein.

Sie war denn auch gegen Tante Natalie von der schmeichelndsten Liebenswürdigkeit und sie bettelte förmlich um Versöhnung. Als diese aber erklärte, sie wolle keinen Fuß in das Haus Helenens sezen, solange sich das Heidenkind daselbst befinde, erwiderte Helene gereizt, daß Onkel Robert gerechter sei und es wohl erkannt habe, daß die Falkenaus allein die Schuld trügen, daß diese arme Seele eine Ungläubige geworden, warum hatten sie die Verbindung ihrer armen Schwester mit diesem hirnverbrannten Professor nicht mit allen Mitteln verhindert. Dann lachte sie in ihrer übermütigen Weise hell auf und sagte, indem sie die Arme um den Hals der Tante schlug: Uebrigens wird dieses Kind glauben, was man will, sie ist noch so köstlich naiv und von einer fast rührenden Vertrauensseligkeit. Bekehre sie Tantchen, sezte sie neckisch hinzu, als handle sichs darum, ein Hündchen abzurichten.

Seitdem war Gräfin Dönhof über diesen Fall nachdenklich geworden, und ein stachelndes Gefühl der Neugier hatte sie erfaßt, ein Geschöpf kennen zu lernen, das seinen Schöpfer negirte.

Sein Anblick, sie wußte es im voraus, würde ihr wehe tun, würde sie vielleicht mit Abscheu erfüllen, aber sie wollte es drauf wagen.

Sie fuhr eines Tages bei Helene vor, und als sie von dem Portier vernommen, daß die Frau Gräfin nicht zu Hause sei, verließ sie den Wagen und trat, ohne sich anmelden zu lassen, bei dem Heidenkinde ein.

Sie betrachtete mit Verwunderung die ganze wunderbare Schönheit dieses Mädchens, sah die reine Stirne, die großen klaren Augen, die jeden Gedanken widerspiegelten, sie hörte es sprechen und sie sagte sich, daß Gott ein solches Wesen nicht für die ewige Verdammnis habe schaffen können. Wie eine Erleuchtung kam es über sie, daß das Kind noch gerettet werden könne und daß ihr selbst diese hohe Mission zugefallen sei.

Aber wer dem Teufel eine Seele abringen will, muß vorsichtig sein und klug. Hier durfte nichts übereilt werden.

Sie schied mit einem Kuß von Elsa, der sie gesagt, welche innige Sympatie sie für ihre arme Mutter gehegt und wie sie diese nun auf die Tochter übertragen wolle, da sie gefunden, daß diese ihrer zärtlichen Liebe würdig sei. Seit dem Tage war das gespannte Verhältnis ein durchaus anderes geworden. Gräfin Dönhof kam häufig und lud die jungen Damen wieder zu sich. Elsa war bisher ihrem Wunsche gemäß in ziemlicher Einsamkeit verblieben, nun schien es im Plane der Gräfin zu liegen, sie nach und nach in die Gesellschaft einzuführen. In derselben tauchte damals eine neue Erscheinung auf, die viel zu interessant war, um nicht von sich reden zu machen.

Es war ein noch junger Mann, im Beginne der dreißig, von elegantem und durchaus weltmännischen Aeußern, der dem Orden der Jesuiten angehörte und Pater Cölestin hieß. Er war Italiener, aber als Knabe schon nach Oesterreich gekommen, wo er in ein Kloster in der Umgebung Wiens als Zögling eingetreten war. Er sprach mit Gewandtheit die meisten europäischen Sprachen und schien deshalb von dem päbstlichen Stuhl in diplomatischen Missionen verwendet zu werden.

Man rühmte seine Talente und feinen Manieren. In alle hocharistokratischen Kreise eingeführt, verschmähte er es nicht, auch in den Salons einiger Finanzgrößen, katolischen und nicht katolischen, sich sehen zu lassen, und man behauptete, er verkehre auch mit den niedern Ständen.

Es hieß, er werde demnächst wieder nach Rom zurückkehren, und ein weiteres Gerücht fügte hinzu, Gräfin Dönhof, der er den Segen des heiligen Vaters mitgebracht hatte und die als seine besondere Freundin galt, werde zugleich mit ihm diese Reise antreten.

Auch hierher nach Schloß Falkenau waren sie zusammen gekommen und mit ihnen Helene und Elsa. Seitdem ihr Gatte und seine Schwester diese Ungetaufte in ihren Schuz genommen, hatte Marie ihre durch nichts geminderte Antipatie tiefer in ihr Inneres verschließen müssen ....

Am Nachmittag hatte Helene den neuen Phaëton ausprobiren wollen, und sie war mit Elsa und dem jungen Grafen Hugo, dem ältesten Sohne der Falkenaus, der Offizier war und in einem Husarenregiment diente, ausgefahren und noch nicht zurückgekehrt. Der Herr des Hauses war nach der Stadt gefahren, hatte aber versprochen, noch rechtzeitig zurück zu sein, um seinen Gästen die lezten Honneurs zu machen. Gräfin Dönhof war mit dem Pater in der Bibliotek, und so hatte denn die Hausfrau nach diesen beschwerlichen Tagen wieder einigermaßen aufatmen und die ersehnte Ordnung und gewohnte Beschäftigung wieder aufnehmen können.

Sie befand sich zur Stunde in dem großen Gemache, das an die Bibliotek stieß, um hier dem Unterricht ihrer einzigen Tochter Nanny beizuwohnen.

In dem Kamin des großen und hohen Gemachs, das mit äußerster Einfachheit möblirt war, brannte ein helles Feuer, zugleich war eines der gegenüberliegenden Fenster geöffnet, das der etwas rauhen Frühlingsluft und den sinkenden Strahlen der Sonne ungehindert Eingang gewährte.

Gräfin Marie saß an diesem Fenster in einem hartgepolsterten Sessel mit hoher Lehne und strickte.

Sie saß steif und gerade und die knappen Falten ihres dunklen einfachen Kleides, das jedes Aufpuzes entbehrte, zeichnete die harten eckigen Formen der etwa vierzigjährigen Dame in ihrer ganzen poesielosen Dürftigkeit. Ihr dunkles Haar war glatt gescheitelt und legte sich straff an die hervorstehenden Backenknochen.

Die Züge des Gesichts waren regelmäßig gebildet und grade nicht unschön, aber Anmut, den sinnbestrickenden Zauber, hatte sie wohl niemals besessen. Ernst und Verschlossenheit sprach sich in ihrem Gesicht und in der ganzen Haltung aus, und etwas Mißtrauisches brach im raschen Aufblick aus diesen in ihrer Farbe undefinirbaren Augen, die, je nachdem, grau, grün oder braun schimmerten.

Jezt streiften sie ihre Tochter und hierauf den Lehrer, die in der Mitte des Gemaches an einem großen Tisch neben einander saßen.

Comtesse Nanny, ein hochaufgeschossenes ungemein zartes und dünnes Mädchen von sechzehn Jahren, eben so einfach und wenig zierlich gekleidet wie ihre Mama, beugte sich stark über ihr Aufgabenheft. Sie las ihren Aufsaz mit schwacher Stimme und undeutlichem Accent, aber mit sichtlichem Eifer und ohne Atem zu schöpfen herunter. Ihr Lehrer, Pater Benedikt, suchte diesen Redefluß zu hemmen, indem er die Silben wiederholend, die Kommata hinein brachte und somit Säze bildend den Sinn des Gelesenen in etwas dem eigenen Verständnis näher brachte.

Der Pater war in dreifacher Eigenschaft im Schlosse angestellt, einmal als Seelsorger, dann als Erzieher und schließlich als Kustos der Bibliotek des Grafen, die eine bedeutende war.

Er war noch nicht alt, aber sah nichts weniger als gefährlich aus. Seine kurze rundliche Gestalt, die schon ein Bäuchelchen zeigte, und sein gutmütiges lächelndes Gesicht, mit kleinen etwas stechenden Augen, hatten etwas durchaus Vertrauen erweckendes. Aber Gräfin Falkenau traute niemanden, so fromm sie war, und obwohl ihr der Priester als Stellvertreter Gottes galt und jeder Zweifel in die Göttlichkeit seiner Mission ihr ein Verbrechen gedünkt, so traute sie doch auch dem Priester nicht. Sie hatte sichs zur vornehmsten Pflicht gemacht, ihr Kind nicht aus den Augen zu lassen, da die Welt doch so sündig und schlecht und die Herzen der Männer besonders, ach, so verdorben waren. Sie sah also von Zeit zu Zeit forschend

nach den beiden hinüber und aufseufzend senkte sie dann wieder die Augen auf ihre Arbeit.

Sie strickte mit Emsigkeit und Ueberwindung an blaufarbigen äußerst groben Strümpfen, deren festes Garn und dicke Nadeln ihr die Finger wund rieben und sie mit Indigo färbten, so daß ihre Hände fast wie die eines Färbergesellen aussahen.

Aber es war ein gutes Werk, unter dem sie seufzte. Sie strickte für die Dorfarmen, und sie konnte sich die christliche Liebe und Barmherzigkeit nicht anders als mit Selbstqual verbunden vorstellen, nur dann erschien sie ihr als wahrhaft verdienstlich und allein imstande, das Wohlgefallen der Himmlischen zu erregen.

So strickte sie denn tapfer und in dem guten Glauben drauf los, zugleich mit dem Strumpf auch ihr ewiges Seelenheil zu fördern.

Nanny hatte den Aufsaz weggelegt und zur Feder gegriffen. Sie sollte einige Moralsäze nachschreiben, die ihr Pater Benedikt diktirte.

Dieser hatte sich behaglich in den Stuhl zurückgelehnt und seine freundlichen Augen sahen nach der gegenüberliegenden Wand, wo das schöne lebensgroße Bild hing, das den Pabst Pio Nono im vollen geistlichen Ornat darstellte. Aber er dachte in diesem Augenblick nicht an die Strenge seines geistlichen Oberhauptes, und auch die Moralsäze glitten nur automatenhaft von seinen Lippen. Seine kurzen Finger rundeten ohne Unterlaß an einem Kügelchen, das er aus einer Krume des Mittagessens gefertigt hatte und er gedachte dieser vergangenen Mahlzeit und kostete bereits im vorhinein die Freuden und Genüsse der künftigen.

Es war still in dem Gemach und zwischen dem Krizeln der Stahlfeder, die Comtesse Nanny führte, ertönten vernehmlich die Stimmen aus der Bibliotek nebenan, in der sich Gräfin Dönhof und ihr Intimus befanden. Sie berieten über die zu ergreifenden Mittel, um ihren Einfluß auf Elsa zu festigen und sie für den Glauben zu gewinnen; aber ihre Meinungen mußten in dieser Beziehung auseinander gehen, oder hatten sie sich sonst über etwas erhizt, genug, die Stimme der Gräfin klang laut und etwas scharf. Der Jesuit antwortete ihr darauf in einem gedämpften Ton, der in seiner Tiefe und Weichheit einen eigentümlichen Wohllaut hatte. Seine Worte konnte man nicht verstehen, aber es war ein musikalischer Klang, der die Sinne sofort gefangen nahm. Gräfin Marie schien dieser Klang zu irritiren, ihre Züge wurden noch strenger und ihre Finger umfaßten noch schwerfälliger die dicken Nadeln.

In dem Augenblick öffnete sich die Mitteltür und ein Jüngling trat in das Zimmer.

Es war Leo, der jüngere Sohn des Hauses. Groß und schlank ähnelte er seiner Mutter ungemein, ohne den harten Ausdruck ihrer Züge zu haben. Sein weiß und rotes Gesicht hatte etwas weiches, mädchenhaftes und indolentes. Er trat auf den Zehen auf, um die Lernende nicht zu stören und näherte sich seiner Mutter, mit der er einige leise Worte wechselte.

Sie schien nicht eben erfreut, ihn hier zu sehen, da dies die Zeit des Musikunterrichts war.

Er aber versicherte, er habe Kopfweh und habe daher den Meister fortgeschickt.

Zugleich schnitt er ein jämmerliches Gesicht, fuhr mit beiden Händen gegen den armen Kopf und warf sich dann mit einem leisen Stöhnen auf eine Chaise longue, sich tief in die Kissen vergrabend. Die gutgespielte Komödie tat ihre Wirkung. Mamas strenger Blick milderte sich und sie blickte fast zärtlich zu ihrem Lieblingssohne hinüber.

Es war doch fatal, daß das arme Kind so häufig an Kopfschmerzen litt und daher einer angestrengten Tätigkeit nicht ausgesezt werden durfte. Und er war sonst so fügsam, er war nicht wie Hugo, sein älterer Bruder, der ein lockeres Leben führte, unendliche Schulden machte und ihr somit ewigen Kummer bereitete. Nein, Leo erwies sich als sittlich und fromm. Als er noch ein Knabe war und gefragt wurde, was willst du werden? hatte er stets darauf geantwortet: Bischof. Mama war über diese früh sich zeigende geistliche Richtung ihres Sohnes entzückt gewesen, und sie betrachtete es als einen Fingerzeig des Himmels, daß sie ihm schon bei seiner Geburt den Namen gegeben, der für die höchste Würde, die ihm dereinst verliehen werden konnte, so wohl paßte. Papa aber hatte doch eine etwas genauere Motivirung dieser bei einem Kinde etwas sonderbaren hierarchischen Schwärmerei verlangt und diejenige, die ihm Leo gab, nämlich, daß er Bischof werden wolle, weil er dann nichts zu lernen brauche und nicht in den Krieg ziehen müsse, befriedigte ihn keineswegs. Ja, er zeigte sich sehr ungehalten darüber und versicherte seinem Sohne, daß ein Kirchenfürst sehr viel zu lernen habe und daß er einen beständigen Kampf für seinen Glauben, gegen feindliche Gesinnungen aller Art, zu kämpfen habe. Leo erschreckte jedoch dieser Kampf weit weniger, als jeder andere, und daß es beim Priester viel weniger aufs Wissen als aufs Glauben ankomme, glaubte der schlaue Junge längst heraus gefunden zu haben. Je älter er wurde, desto mehr schien sich ihm diese vorgefaßte Annahme als richtig herauszustellen.

Leo war äußerst träge, und er fand es so bequem, sich in einer sicheren Stellung zu wissen, so bequem und angenehm, sich als bereits erlöst von aller Sünde und allen Uebeln zu denken, ungleich den übrigen Menschen, die allen Zufällen einer weltlichen Existenz preisgegeben, sich von all den Uebeln selbst zu befreien und selbst zu erlösen hatten. Und so war denn der geistliche Stand seinem Temperament und seinen sonstigen friedlichen Eigenschaften höchst angemessen und er dachte schon jezt daran, wie er all die Vorteile genießen wolle, die mit diesem Stande verbunden seien und die durch seine Leistungen, wahrlich, nicht aufgewogen zu werden brauchten.

Es waren ja überkommene, feststehende Vorteile, die den frommen Körperschaften für einstige, frühere Dienstleistungen zugestanden worden waren, jezt verlangte man dergleichen, Gott sei Dank, nicht mehr. Mit der Gelehrsamkeit, wenn Papa dies auch bestreiten wollte, geben sich doch gegenwärtig andere Leute ab; die Wissenschaft ist in weltliche Hände übergegangen, und Gebete und Bußübungen werden auch nicht mehr so dringend und in sonderlich lästigem Maße gefordert. Leo hatte also eine ruhige und behagliche Zukunft in Aussicht, und er fand nur, daß seine Eltern dafür zu viel Unnötiges verlangten und ihn mit ihrem Ehrgeiz quälten. Wenn er auch nicht Bischof wurde, was lag daran? Er versicherte, mit einem Prälatensiz, der ihm eine Revenue von 40 000 Gulden sicherte, ebenfalls zufrieden zu sein.

Sein Kopfschmerz schien in der ruhigen Lage sich rasch gemindert zu haben, und er sah mit einem schlauen vergnügten Lächeln auf das große herrliche Madonnenbild, das dem des Pabstes gegenüber hing. Er dankte der Heiligen gleichsam für ihre Mithilfe und sah dann nach der Uhr. Laut und phlegmatisch äußerte er hierauf: „Der Schnellzug ist schon vorüber; Papa kann jeden Augenblick hier sein.“

Diese Vermutung erhielt ihre sofortige Bestätigung. Ein Diener trat eben so leise und geräuschlos ein, wie Leo vorher, und meldete, daß der Exzellenzherr soeben angekommen sei, und mit ihm Baron Reinthal. Dieser unerwartete Besuch brachte auf alle eine gewisse Wirkung hervor.

Leo hatte sich mit etwas mehr Behendigkeit als gewöhnlich erhoben und fuhr glättend durch seine zerwühlten Haare. Nanny hielt in ihrem Lesen inne und Pater Benedikt klebte sein Kügelchen an der Innenfläche des Tisches fest, um es späterhin wiederzufinden. Die Gräfin war merklich erblaßt; sie preßte die Lippen fest zusammen, als gälte es ein Wort des Abscheus zurückzudrängen; aber wenn sie es auch nicht laut werden ließ, jeder Zug in ihrem Gesichte drückte die unsägliche Antipatie aus, die sie für den soeben gemeldeten Gast empfinden mußte. Ihre Hände zitterten ein wenig, als sie ihren Strumpf zusammen rollte und bei Seite legte, dann richtete sie sich hoch auf und schritt resignirt und würdevoll gegen die Tür.

Dort kamen ihr die Herren schon entgegen. Ihr Gemahl, ein stattlicher, vornehm aussehender Fünfziger, schien in der besten Laune, und nichts konnte liebenswürdiger sein, als

die Art, mit der Baron Reinthal die Dame des Hauses begrüßte.

Er war wie immer im Frack und weißer Kravatte. Der Mann, um den man sich in den Salons riß, der täglich einem Feste oder Kunstereignisse beizuwohnen hatte, war ja gezwungen, dies Festkleid zu tragen; es paßte vorzüglich zu seiner feinen, ungemein eleganten Gestalt und ließ ihn fast jugendlich erscheinen. Er sah aus wie ein Dreißiger, und er war wirklich schön zu nennen. Sein Gesicht hatte einen edlen Schnitt, sein Teint war frisch, seine Augen groß und lebhaft, sein braunes Haar kaum merklich gelichtet, und als er nun die Gräfin versicherte, wie glücklich er sei, sie so wohl zu sehen und sich selbst wieder einmal in dem schönen Falkenau zu finden, wußte er die banale Phrase zu einer graziösen Huldigung zu gestalten.

Mit familiärer Vertraulichkeit wandte er sich dann an die Kinder.

Nanny war aufgestanden und sie beantwortete seine Frage mit der Befangenheit eines Schulmädchens. „Sie hat ihre Lektion noch nicht beendet," sagte die Gräfin trocken, und man merkte den Wunsch deutlich heraus, daß Nanny durch die Ankunft des Barons nicht weiter gestört werden möge. Aber Papa nickte seinem Töchterchen freundlich zu und sagte: „Nun wir kürzen sie heute ab, unserem Gaste zu Ehren." Ein rosiger Hauch des Entzückens überflog das blasse Gesicht des jungen Mädchens, sie trat vom Tische hinweg und auf ihren Papa zu.

„Du bist so gütig, Papa," flüsterte sie.

„Sie schenken mir doch auch einen so hübschen Blick, Comtesse?" scherzte Reinthal, „Papa hat Ihnen nur meinethalben diese Konzession gemacht; aber Nanny, ich hoffe Sie heute noch günstiger für mich zu stimmen."

„Baron Reinthal will sich auf jede Weise bei dir einschmeicheln," lachte der Graf, „er hat dir auch etwas mitgebracht."

„Wieder eine Muschel für meine Sammlung, wie neulich?" fragte das Mädchen rasch.

Der Graf gab dem Diener, der soeben mit einer eleganten Handtasche eintrat, einen Wink, dieser überreichte sie dem Baron, der einen in Seidenpapier gehüllten Gegenstand daraus hervorzog.

„Hier Comtesse, schlagen sie das Papier zurück."

„O danke," rief diese, das Papier rasch herunterreißend. „Ein Buch, wie hübsch gebunden und mit Bildern!"

„Der Inhalt ist doch passend?" fragte die Gräfin scharf, mit einer deutlichen Nüance von Unruhe und Unzufriedenheit herzutretend.

„Durchaus, Gräfin; Illustrationen zu Schillers Glocke."

„Schiller! was fällt Ihnen ein, Nanny ist noch so jung."

„Gezeichnet von Ludwig Richter," beruhigte der Baron mit einem Lächeln.

„Ach!" rief Nanny entzückt, den Kopf tiefer in das Buch steckend, um das hübsche Bild, das sie aufgeschlagen, noch genauer zu betrachten.

Aber Mamas examinirender Blick hatte dieselbe Richtung genommen, und ihre hageren Wangen flammten auf in der Purpurglut des Zornes.

Ein blutjunges Paar war hier abgebildet, das im Grase neben einander saß, er hatte seinen Arm um ihren Hals gelegt, ‚Liebesglück‘ stand darunter.

Sie entriß das Buch den Händen ihres Kindes, dessen unschuldige Augen durch solche Scenen vergiftet wurden.

„Ich muß Sie bitten, Baron," sagte sie fast bebend, „daß Sie es künftig unterlassen, Nanny mit dergleichen zu überraschen."

„Aber Gräfin, der poetische, der kindliche Ludwig Richter!" rief der Baron, den es Mühe kostete, nicht in Lachen auszubrechen.

„Ihr Herren vermögt nicht nachzuempfinden, was den reinen Spiegel eines Mädchenherzens zu trüben vermag," entgegnete sie scharf. „Nanny, du hast mit Leo noch einige Etuden zu spielen. Pater Benedikt, Sie werden die Kinder begleiten."

Diese entfernten sich mit dem Erzieher.

Der Graf zuckte die Achseln.

„Meine Frau ist vielleicht zu empfindlich," sagte er lächelnd, „aber eine Mutter kann verlangen, daß man ihr die Erziehung ihrer Tochter allein überläßt."

„Eine Debatte, Messieurs?" fragte eine sonore Stimme, „doch keine politische, hoffe ich?"

Gräfin Dönhof war aus der Bibliotek getreten, Pater Cölestin kam hinter ihr her.

„Nicht im geringsten, Natalie," versicherte ihr Bruder, der mit dem Baron auf sie zugegangen, „wir bekämpfen uns zwar in der Kammer und in den Couloirs grimmig genug, aber außer dem Hause suche ich mich mit seinem Liberalismus und seinen modernen Schrullen abzufinden, so gut es eben geht."

„Und Graf Falkenau treibt die Liebenswürdigkeit soweit, mir in diesen vertraulichen Augenblicken von den Anträgen zu sprechen, die er einzubringen gedenkt, damit ich doch ein klein wenig gerüstet mich dem Sturm entgegenstelle, den er zu entfesseln pflegt."

Man lachte. Natalie hatte hierauf auf der Chaise longue Platz genommen und alles gruppirte sich um sie herum. Sie hatte, wie ihre Schwägerin, keine Sympatie für den Baron, aber sie war viel zu viel Weltdame, um sich das anmerken zu lassen. Und so sprach man denn von diesem und jenem in dem neutralen leidenschaftslosen Ton der guten Gesellschaft.

Pater Cölestin saß auf seinem Stuhle lässig zurückgelehnt; er beteiligte sich fast gar nicht an der Konversation. Sein Gesicht sah in seiner Vornehmheit kühl und gelassen aus; aber ein genauer Beobachter hätte vielleicht erraten, daß hinter dieser Maske der Gleichgiltigkeit ein unruhiges Herz pochte. Seine merkwürdig dunklen Augen zuckten von Zeit zu Zeit auf, und er beugte sich dann vornüber, als lausche er auf entfernte Töne, die ihm von außen kommen mußten. Aber man vernahm nichts. Seine schönen außerordentlich gepflegten Hände tasteten nervös in gesteigerter Unruhe hin und her.

Indes plauderte Baron Reinthal in seiner geistvollen lebhaften Weise.

An Stoff fehlte es ihm nie. Er stand als Politiker in der Opposition und war doch allgemein beliebt und wurde zu Allem hinzugezogen. Er fehlte bei keinem Ball und keiner Festlichkeit des Adels, und er war der Protektor aller Kunstinstitute, der Ehrenpräses einer ganzen Menge von Vereinen; er war in allen Teatern zu Hause und mit allen Künstlerinnen vertraut. Er galt als ein vorzüglicher Kenner, als eine Autorität in Kunstsachen, malte und komponirte selbst, und verfaßte Festgedichte und geistreiche Sprüchwörterdarstellungen.

Man hörte dem brillanten Causeur mit Interesse zu, da erklang das Läuten des Ave-Maria.

„Die Vesperglocke", sagte Gräfin Marie, und sie erhob sich und mit ihr all die andern.

Es war Sitte in Falkenau, sich um diese Zeit zu einem kurzen Gebet in die Schloßkapelle zu begeben. Selbst wenn Gäste da waren, wurde davon nicht gerne Umgang genommen.

„Helene hatte mir versprochen, um diese Zeit mit Elsa zurück zu sein", versetzte Gräfin Dönhof mit einem leichten Stirnrunzeln.

Marie sah sie ernst an und entgegnete nicht ohne Würde:

„Was willst du mit ihnen in der Kirche? Die eine betet gar nicht und die andere nur, wenn sie Langeweile hat."

Baron Reinthal bat lächelnd, auf sein Mitgehen zu verzichten. Die kalte Kirchenluft ziehe ihm so leicht einen Schnupfen zu, und so wolle er denn hier die Damen erwarten.

Graf Falkenau hatte seiner Schwester den Arm gereicht, und er schritt mit der stattlichen Dame voraus.

Pater Cölestin führte die Hausfrau.

„Der Baron ist ein Freigeist?" fragte sie der Priester, einen Blick nach dem Zurückbleibenden entsendend.

Ein Seufzer des Hasses drängte sich aus der schmalen Brust der Gräfin.

„O dieser Mann, er hat keine Religion und er hat kein Herz!"

Amerikanische Bilder: **Damenkegelklub in New-York.** (Seite 122.)

„Sie kennen ihn seit lange, Gräfin?“

Sie nickte.

„Er hat meine Jugendfreundin Comtesse Illona geheiratet, sie war gut und sanft. Er hat sie unglücklich gemacht, und doch hat sie ihn geliebt bis zu ihrem lezten Atemzuge.“

Der Jesuit sah sie forschend an.

„Sie kennen auch die Geschichte dieser Ehe?“ fragte er.

Sie nickte. Sie kannte sie nur allzugenau. Sie war die Vertraute Illonas geblieben und diese hatte sie zur Mitwisserin einer Begebenheit gemacht, die sonst aller Welt ein Geheimnis geblieben, und die ihr Sünden und Leidenschaften dieses Mannes enthüllte, unter denen Illona nicht allein und nicht am meisten gelitten. Aber die Freundin hatte Schweigen gefordert, sie hatte es ihr zugelobt und wollte es halten.

Als nun der Pater mit einer weiteren Frage in sie drang, antwortete sie nur ausweichend:

„Ich will nicht richten, aber der Herr wird einen jeden bezahlen nach seinen Werken.“ Das klang so streng wie aus dem Munde einer Puritanerin. Und in der Tat, diese Frau war ehrlich und streng in ihrem Glauben wie in allem andern.

Baron Reinthal war allein zurückgeblieben und schien darüber sehr vergnügt. Er stellte sich an das offene Fenster und sah in die zunehmende Dämmerung hinaus. Ein Diener brachte eine angezündete Lampe.

Jezt hörte man das Rollen eines Wagens, der durch die Avenue heranbrauste, es waren die Erwarteten. Helene kutschirte, Elsa saß mit Hugo im Coupé. Schon hielt der Wagen vor dem Portal und bald darauf vernahm man im Vorgemach die laute helle Stimme Helenens.

Ein Diener öffnete ihr die Thür. Sie kam herein, rasch vorschreitend und zugleich in lebhafter Weise nach rückwärts sprechend und gestikulirend.

Als sie den Baron erblickte, schlug sie mit einem Ausruf der Freude die Hände zusammen.

„Ah, charmant! Welch gute Idee, hierherzukommen; da fahren wir nun zusammen zurück, das ist reizend!“

Sie war bis in die Mitte des Gemachs gekommen und sah sich hier um.

„Sie sind schon in der Kapelle? Ich habe die Pferde gejagt, um zurecht zu kommen.“

Sie riß die Handschuhe von den Händen und besah diese lachend.

„Ich habe mich dabei selbst nicht geschont, wahrlich, Baron, sie schmerzen mich.“

Sie hielt ihm die Händchen entgegen und er nahm sie rasch in die seinen, sie in rascher Folge küssend. Sie überließ sie ihm ganz, und den Körper etwas zurückbeugend, den Kopf, auf dem der Federhut kecklich saß, gegen den Nacken gewendet, sah sie ihm in schelmischer Koketterie ins Gesicht, und ihr großer Mund zeigte lachend all seine weißen, etwas zu kräftigen Zähne.

(Forts. folgt.)

Eine Blutanklage gegen die Juden.

Aktenmäßige Beläge für die Barbarei unseres Jahrhunderts. Von D.

Die berüchtigte, die Schrecken des Mittelalters wieder heraufbeschwörende Tisza-Eszlar-Affaire erneuert das Interesse an einer ähnlichen Anklage im Anfang der vierziger Jahre, deren Schauplaz der Orient war.

Im Nachstehenden soll die an interessanten, großentheils schauerlichen Einzelheiten reiche Begebenheit, welche geeignet ist, auf das eben abgespielte Drama in Ungarn manches Streiflicht zu werfen, in gedrängter Kürze (hauptsächlich nach der Darstellung von Gräz) erzählt werden.

Am 5. Februar 1840 verschwand in Damaskus der Guardian eines Kapuzinerklosters aus Sardinien, Pater Thomas (Tomaso) mit seinem Diener. Der Pater war kein Heiliger im katolischen Sinne, sondern ein Lebemann, der bezüglich des Geldes den Spruch seines Meisters „Geben ist seliger denn nehmen“ umgekehrt zu haben schien. Er hatte sich mit Arzneipfuscherei, besonders mit Pockenimpfen beschäftigt und zu diesem Behufe ebensooft jüdische wie mohamedanische und christliche Quartiere besucht. Ueber das Verbleiben des Paters wußte niemand Auskunft zu geben; nur ein Gerücht war laut geworden, daß Thomas einige Tage vorher einen heftigen Wortwechsel mit einem türkischen Maultiertreiber hatte, welcher geschworen haben soll: der Christenhund soll von keiner anderen Hand als der meinen sterben. Es soll dabei zu Beleidigungen und Tätlichkeiten gekommen sein und der Pater den Moslem und seine Religion so arg verflucht haben, daß ein dabei anwesender türkischer Kaufmann seinen Zorn kaum habe bemeistern können.

Sobald das Verschwinden des Paters gewiß und sein gewaltsamer Tod wahrscheinlich geworden war, bestürmten die Mönche den französischen Konsul in Damaskus, Ratti-Menton, dem Mörder nachzuspüren. Sogleich wurde die Aufmerksamkeit auf die Juden gelenkt, weil einige Juden harmlos ausgesagt hatten, Thomas und sein Bedienter sei am Abend vor dem Verschwinden im Judenquartier gesehen worden. Die Mönche, besonders der fanatische Pater Tusti, klammerten sich um so fester an den Verdacht gegen diese, weil sie dadurch nicht blos ihren Haß gegen die Juden sättigen, sondern auch die Untersuchung über den Streit des Paters mit Muselmännern und dessen Lästerungen — welche den Fanatismus der Türken herausgefordert hätte — vermeiden und einen neuen Märtyrer unter ihre Heiligenschaar aufnehmen konnten, was für das Kloster ziemlich einträglich zu werden versprach. Der gewissenlose Ratti-Menton seinerseits unterließ jede anderweitige Nachforschung, obwohl ein Fingerzeig dafür vorhanden war, indem der türkische Kaufmann, der beim Streit mit dem Pater zugegen war, sich erhängt hatte, und erhob bei dem Gouverneur von Damaskus, Scherif Pascha, gegen die Juden die Anklage, diese hätten den Pater ermordet, um mit dessen Blut den Teig zu ihren Osterkuchen zu kneten. Scherif Pascha, der es mit dem französischen Konsul nicht verderben wollte und von einer Blutanklage gegen die Juden bedeutenden Gewinn zu ziehen hoffte, war leicht zu bewegen, die Verfolgung der Juden zu gestatten, bezw. anzustellen. Schnell war die Anklageakte fertig und für Aufreizung des christlichen und türkischen Pöbels wurde gesorgt. Mehrere Juden wurden vor Ratti-Menton geführt und verhört, darunter ein jüdischer Barbier, der aus angeborener Furcht Verwirrung zeigte. Er verneinte indes fest die Teilnahme und jede Kunde vom Mord des Vermißten. Nichtsdestoweniger übergab ihn der französische Konsul dem Scherif Pascha, der ihm die Bastonade, fünfhundert Stockschläge auf die Sohlen, geben ließ. Der arme Barbier wurde noch härteren Martern unterworfen, blieb aber standhaft. Da ließ man ihn im Kerker von einem türkischen Schurken, Mohamed El-Telli, besuchen. Dieser, welcher wegen Schulden im Gefängnis saß, hatte Ratti-Menton seine Spionendienste angeboten, wenn er ihn aus dem Kerker und von den Schulden befreien wollte, und Ratti-Menton nahm diese gerne an. Der Barbier, durch die ausgestandenen Qualen ohnehin schon geistesschwach geworden und vor neuen Folterqualen erbebend, ließ sich von Mohamed El-Telli, der ihm eventuell Befreiung versprach, überreden, sieben Juden, und zwar die reichsten und angesehensten, als Schuldige zu nennen, darunter einen Greis von achtzig Jahren. Sogleich verhaftet und verhört, stellten die Angegebenen jede Schuld in Abrede. Die Bastonade wurde angewendet, aber da die Henker fürchteten, die Greise würden den Streichen erliegen, und man würde deren abgepreßte Geständnisse nicht verwerten können, wendeten sie eine andere Qual an. Sechsunddreißig (nach anderen fünfzig) Stunden mußten sie, von Soldaten bewacht,

aufrecht stehen, ohne Speise und Trank und ohne sich dem Schlaf überlassen zu dürfen. Da diese Qual nicht anschlug, schritten die Wüteriche auf Ratti-Mentons Wink zu mörderischen Rutenschlägen. Beim zwanzigsten Schlag sanken die Unglücklichen ohnmächtig zusammen; nichtsdestoweniger ließ der Konsul beim Erwachen die Geißelung an ihnen fortsezen. Aber alles das führte kein Geständnis herbei. Nun führte Sheri Pascha eine neue Folter aus. Mehr als sechzig Kinder, im Alter zwischen drei bis zehn Jahren, wurden den Eltern entrissen; in ein Zimmer gesperrt, ohne daß ihnen Nahrung verabreicht wurde. Dies sollte die Mütter bewegen, Geständnisse abzulegen. Aber auch dieses diabolische Mittel hatte nicht die gehoffte Wirkung. Nur eine Frau und deren Tochter bekehrten sich vor Schmerz und aus Liebe für ihre verschmachtenden Kinder zum Islam. Scherif Pascha geriet in Wut, ließ von einer Schaar Soldaten am 18. Februar ein Haus im Judenviertel zerstören, um die Leiche oder Spuren derselben zu finden. Auch in den Häusern der übrigen Angeklagten richtete er Verwüstungen an. Da wagte ein jüdischer Jüngling sich zum Pascha zu begeben und Zeugnis abzulegen, er habe den Pater Tomaso kurz vor seinem Verschwinden in den Kaufladen eines Türken eintreten sehen. Statt diese Spur zu verfolgen, wendete Ratti-Menton und sein Geheimschreiber Baudin allen Eifer an, diese Stimme verstummen zu machen. Der Jüngling wurde so unbarmherzig geschlagen, daß er noch in derselben Nacht den Geist aushauchte, der erste Märtyrer in dieser Tragödie.

Ratti-Menton, unerschöpflich an Mitteln, Geständnisse zu erpressen, ließ nun einen Versuch mit dem türkischen Diener eines Juden anstellen, Namens Murad el Fallat. Auch dieser hatte nichts zu gestehen und ließ die Rutenstreiche über sich ergehen, die seinen Leib fast zerfezten. Da machte sich Mohamed El-Telli auch an ihn heran und brachte durch Freundschaft und Drohung mehr aus ihm heraus. Am 27. Februar klagte sich der Diener selbst an, er habe auf David Araris Geheiß im Beisein der übrigen Angeklagten Thomas getötet. Der jüdische Barbier wurde bewogen, dessen Aussage zu bestätigen. Verstümmelt wurden beide an einen Plaz geführt, wo angeblich Knochen und Schädel in einen Kanal geworfen worden sein sollen. Ratti-Menton fand ein Stück Knochen und einen Lappen. Christliche Aerzte erklärten diesen Knochen für Menschengebein, der Lappen galt als Baret des Paters. So hatte man sichtbare Beweise von dem Mord im Judenquartier. Die sieben Angeklagten wurden darauf von neuem verhört und schrecklichen Folterqualen unterworfen. Sie sollten die Flasche Blut von dem Gemordeten herbeischaffen, welches für das Passahfest aufgesammelt worden sei. Ein Greis erlag den Schmerzen. Ein anderer Angeklagter nahm den Turban, um den Qualen zu entgehen. Die übrigen sagten vor Schmerz aus, was man von ihnen wollte; sie waren stumpf geworden und wünschten einen raschen Tod. Aber das Geständnis half ihnen nicht viel. Der Konsul wollte handgreifliche Beweise, die Flasche mit Blut u. dergl., und diese konnten mit dem besten Willen nicht herbeigeschafft werden. Neue Foltern wurden angewendet; aber diese brachten die armen Opfer nur dahin, ihre früheren Geständnisse zurückzunehmen. Anfangs März wurde der Verdacht auf andere angesehene jüdische Familien gewendet, worunter ein junger Mann Namens Isaak Levi Picciotto. Drei Rabbiner von Damaskus waren schon früher eingezogen, mißhandelt und gefoltert worden, ohne daß eine Lüge aus ihrem Munde erpreßt worden wäre. Um den Versteck eines Juden zu entdecken, wurde ein junges Kind im Beisein der Mutter mit Peitschenhieben traktirt. Neues Gebein wurde aufgefunden, und obwohl die Aerzte aussagten, es seien Schafsknochen, gab sie Ratti-Menton doch als Beweisstücke aus, die Mönche lasen eine Messe für sie und legten ihnen Heiligkeit bei. Nur Picciotto blieb standhaft und warf Ratti-Menton und dem Pascha mutig die Unmenschlichkeit ihres Verfahrens vor. Picciotto war ein Neffe des Generalkonsuls von Aleppo und vom österreichischen Kaiser wegen Verdiensten zum Ritter erhoben; dadurch ward er geschüzt von dem österreichischen Konsul, einem Italiener Merlato, der allen Drohungen und Gefährdungen zum Troz nicht zugeben mochte, daß ein österreichischer Untertan ohne triftigen Beweis der Folter unterworfen werde. Durch diese neue Verwicklung trat eine Wendung in diesem Schauerdrama ein. Merlato hatte lange den Unmenschlichkeiten zugesehen, ebenso wie die übrigen europäischen Konsuln, namentlich der englische Werry, der mit Ratti-Menton unter einer Decke steckte. Aber endlich riß Merlato die Geduld; er trat offen und freimütig gegen das gräßliche Verfahren auf, wofür er aber viel zu erdulden hatte. Ratti-Menton seinerseits war unermüdlich, neue Anklagepunkte und Scheinbeweise herbeizuschaffen. Unter anderem ließ er ein Lügenbuch gegen die Juden ins Arabische übersezen, welches aus dem Talmud bewies, daß die Juden Blut brauchten, daß sie Christenkinder schlachteten und Hostien schändeten, die dann Wunder getan hätten. — Besonnene Türken schüttelten allerdings das Haupt zu diesem kannibalischen Verfolgungssystem, aber sie schwiegen. Ratti-Menton schloß die Akten und fällte ein Urteil, als wenn es unwiderleglich erwiesen wäre, daß die eingezogenen und gefolterten Juden die Mörder des Pater Thomas waren. Diejenigen, welche noch am Leben waren, sollten enthauptet werden. Scherif Pascha holte dazu die Erlaubnis seines Herrn Mehmet Ali ein.

Ungefähr zur selben Zeit fiel auf der Insel Rhodus etwas Aehnliches vor. Ein zehnjähriger Knabe, Sohn eines griechischen Bauern, hatte sich erhängt, und die Christen beeilten sich, die Juden als dessen Mörder anzugeben. Die europäischen Konsuln nahmen die Sache in die Hand und verlangten vom Statthalter Jussuf Pascha eine strenge Untersuchung. Auf die Aussage zweier griechischen Weiber, daß der Knabe einem Juden von Rhodus gefolgt wäre, wurde derselbe eingezogen und unmenschlich gefoltert. Man durchbohrte ihm die Nasenflügel mit einem eisernen Draht, legte ihm glühende Kohlen auf den Kopf und einen schweren Stein auf das Herz. Das ließen Konsuln der europäischen Mächte tun, Englands, Frankreichs und Schwedens; nur der österreichische Konsul hielt sich auch hier von der Beteiligung an der Unmenschlichkeit fern. Diese Folterqualen wurden ohne Wissen des Pascha durch dessen stellvertretende Beamten angewendet. Das Geständnis sollte erpreßt werden, daß der Angeklagte den griechischen Knaben umgebracht habe, um dessen Blut dem Großrabbiner von Konstantinopel zu überliefern. Es war eine Art Verschwörung der Christen in der Türkei gegen die Juden, vielleicht aus Scheelsucht, weil der junge Sultan Abdul Medjid bei seiner Tronbesteigung in seinem Gnadenbrief, allen Untertanen seines Reiches gleiches Recht zukommen zu lassen, auch die Juden eingeschlossen hatte. Durch diese Folterqualen ließ sich der halb leblose Jude in Rhodus herbei, Mitschuldige anzugeben, von denen er glauben mochte, sie hätten sich durch die Flucht bereits der Verfolgung entzogen. Aber mehrere der Genannten waren noch zu finden Sie wurden, gleichfalls sieben, wie in Damaskus, gefoltert und dem Tode nahe gebracht.

Zur selbigen Zeit, im März 1840 (sollte es bloßer Zufall gewesen sein?), wurde auch in Jülich in Rheinpreußen gegen einen Juden eine Blutanklage erhoben. Ein christliches Mädchen von neun Jahren behauptete, von einem Juden in den Leib gestochen worden zu sein. Ihr sechsjähriger Bruder bestätigte die Aussage. Ein fremder Jude mit seiner Frau, die zufällig durch Jülich reisten, wurden von den Kindern als die Täter erkannt, und das Mädchen fügte hinzu, der Jude hätte zur selben Zeit einen christlichen alten Mann mit einem Messer totgestochen. Eine strenge gerichtliche Untersuchung ergab aber, daß die Aussage der Kinder eitel Lug und Trug war. Der angeblich Ermordete war am Leben. Die angebliche wunde Stelle am Leib des Mädchens war nur mit Blut bestrichen. Der angeklagte Jude wurde freigesprochen und ein Gerücht beschuldigte zwei Christen aus Düsseldorf, den Kindern die Geschichte eingetrichtert zu haben. (Aachener Zeitung 1840, Nr. 82.)

Während in Rheinpreußen die Wahrheit bald an den Tag kam, dauerte es in Damaskus und Rhodus lange Zeit, bis das Lügengewebe, wodurch selbst viele Europäer getäuscht wurden,

zerrissen werden konnte. Religiöser Fanatismus, Judenhaß und politische Leidenschaft mischten sich ein, um die Lüge eine Zeit lang triumphiren zu lassen. Die Finsterlinge bedienten sich Guttenbergs Kunst, deren vierhundertjähriges Jubiläum gerade damals gefeiert wurde, um eine Anklage gegen die Gesammtjudenheit zu schleudern. Ratti-Menton sorgte nämlich dafür, daß in französischen Zeitungen ein Bericht aus Damaskus in seinem Sinne und mit seiner Färbung der europäischen Welt vorgeführt wurde. Nach demselben hätten die Juden eingestandenermaßen den Pater und seinen Diener ermordet, um die Mysterien ihrer Religion zu feiern. Ohne Ratti-Mentons Eifer wären die Urheber des Verbrechens nicht entdeckt worden und ohne dessen Dazwischenkunft wäre das Judenviertel und die ganze Bevölkerung vernichtet worden. Nicht nur die im Dienste der katolischen Klerisei stehenden Blätter verbreiteten diese Anschuldigungen mit Eifer, sondern auch die liberalen, um Frankreichs Macht im Morgenland zu rühmen. Der erlogene Bericht strömte rasch durch die Adern des europäischen Zeitungswesens. Entsezen ergriff sämmtliche Juden Europas bei dem Gedanken, daß sie am hellen Tage des neunzehnten Jahrhunderts noch gegen das finstere Gespenst der Blutanklage ankämpfen mußten, um nicht von ihm ins Grab gezogen zu werden.

Indessen ermannten sich die französischen und englischen Juden, ihren verfolgten Brüdern im Orient zu Hülfe zu kommen. Unter den ersten ragte Adolf Cremieux hervor, der sich am 1. Mai zum französischen König Louis Philipp begab, während am gleichen Tage eine jüdische Deputation den englischen Minister Lord Palmerston um Schuz für die Opfer in Damaskus anging. Beide gaben befriedigende Zusicherungen. Die wirksamsten Schritte aber gingen von Wien und dem österreichischen Kabinet aus. Der österreichische Konsul Merlato, der einzige, welcher die Bosheit Ratti-Mentons, seiner Helfershelfer und der Mönche durchschaut und ihr mit dem Aufgebot seines soldatischen Muts Widerstand geleistet hatte, gab einen wahrheitsgetreuen und ergreifenden Bericht von der bodenlosen Niedertracht, welche gegen die Opfer von Damaskus aufgeboten worden war, um sie für schuldig zu erklären. Durch diese Darstellung wurde Ratti-Menton, den die klerikalen Intriguen als einen Lichtengel verherrlicht hatten, als boshafter Teufel an den Pranger gestellt. Sie führte einen Umschwung in der öffentlichen Meinung herbei, denn Metternich, dem der Bericht durch den Generalkonsul von Egypten übermittelt wurde, ließ sämmtliche den Juden günstige Schreiben durch die Zeitungen verbreiten. Metternich, dessen Teilnahme für die Juden teils aus politischer Feindseligkeit gegen Frankreich, teils aus Gefälligkeit gegen das Haus Rothschild entsprungen sein mochte, ermutigte die österreichischen Agenten in Egypten und Syrien, standhaft für die Juden einzutreten. Auf den weiteren Verlauf der Angelegenheit, welche auch in der französischen Deputirtenkammer (2. Juni) und im englischen Unterhaus (22. Juni) zur Sprache kam, wollen wir nicht näher eingehen. Besonders erwähnenswert ist, daß mehrere zum Protestantismus übergetretene Juden in kirchlicher Stellung die Unschuld der Juden beteuert haben, unter andern der als Kirchengeschichtschreiber und als Mann von zartester Gewissenhaftigkeit bekannte August Neander. Von den Katoliken tat es nur einer, der Hofprediger Veith in Wien, welcher von der Kanzel mit dem Kruzifix in der Hand einen feierlichen Eid leistete, daß an der Beschuldigung gegen die Juden kein wahres Wort sei. — Neben Cremieux hat sich noch der hochherzige londoner Jude Moses Montefiore um die unschuldig Verfolgten hochverdient gemacht und durch unermüdliche Tätigkeit den Abschluß der Affaire beschleunigt. Nachdem das Nötige eingeleitet und vorbereitet war, reisten Montefiore mit seiner Begleitung und Cremieux mit der seinigen am 14. Juli nach Egypten und es gelang ihnen, Mehmet Ali von der Unschuld der Angeklagten zu überzeugen, so daß derselbe am 28. August nach Damaskus den Befehl abgehen ließ, die Gefangenen sofort auf freien Fuß zu sezen. Sobald der Befehl in Damaskus eintraf, mußte Scherif Pascha, der Mehmet Alis Strenge kannte, die noch im Kerker befindlichen neun jüdischen Gefangenen sofort freilassen, ohne Ratti-Menton zu befragen. Das geschah am 6. September. Es waren darunter sieben, welche von den Folterqualen verstümmelt und nur zwei, die verschont geblieben waren. Vier Schlachtopfer waren gefallen. Sechs Juden, welche sich der Haft durch die Flucht entzogen hatten, durften zu ihren Familien zurückkehren. Viele Muselmänner zeigten freudige Teilnahme und der Konsul Merlato konnte mit Genugtuung auf sein Verhalten zurückblicken, denn er war es, welcher die Vorgänge in Damaskus zuerst und eindringlich ins rechte Licht sezte.

Die jüdischen Gesandten glaubten ihre Aufgabe noch nicht genügend gelöst, wenn sie nicht, so viel sie vermochten, einer Wiederholung solcher Vorfälle vorzubeugen suchten. Montefiore begab sich nach Konstantinopel, erhielt eine Audienz beim Sultan und erlangte einen Ferman (6. November) von demselben, welcher erklärte: Ein altes Vorurteil bestand gegen die Juden, daß sie Menschenopfer brauchten, um Blut für ihre Osterfeier anzuwenden. Durch diese Verleumdung sind die Juden von Damaskus und Rhodus Qualen ausgesezt worden. Die Falschheit der Anklage gegen die von Rhodus ist vollständig erwiesen worden. Die Religionsbücher der Juden sind außerdem von kundigen Männern untersucht worden und das Ergebnis der Prüfung hat gezeigt, daß den Juden sogar der Genuß von Tierblut verboten ist, geschweige von Menschenblut. Wir können daher nicht zugeben, daß die jüdische Nation ferner gequält und belästigt werde, wir wollen vielmehr, daß sie laut des Hatti-Scherif von Gülhanny (der oben erwähnte Gnadenbrief) dieselbe Gerechtsame wie die anderen Nationen genieße. Sie soll daher in unserem Reiche geschüzt und verteidigt werden.

So geschehen in der Türkei im Jahre 1841.

Zur Geschichte der Cerealien.

Kulturhistorische Skizze von H. Schlüter.

Selten ist die Bedeutung des Getreides für die Kultur so kurz und trefflich gekennzeichnet worden, als durch folgende Anrede eines nordamerikanischen Indianerhäuptlings an seinen Stamm, die Knapp in seinem „Lehrbuch der Technologie“ mitteilt. „Seht Ihr nicht,“ sprach dieser Wilde, „daß die Weißen von Körnern, wir aber von Fleisch leben? Daß das Fleisch mehr als dreißig Monden braucht, um zu wachsen, und oft selten ist? Daß jedes jener wunderbaren Körner, die die Weißen in die Erde streuen, ihnen mehr als hundertfältig zurückgiebt? Daß das Fleisch, wovon wir leben, vier Beine hat zum Fortlaufen, wir aber deren nur zwei besizen, um es zu haschen? Daß die Körner da, wo die weißen Männer sie hinsäen, bleiben und wachsen? Daß der Winter, der für uns die Zeit unserer mühsamen Jagden, ihnen die Zeit der Ruhe ist? Darum haben sie so viele Kinder und leben länger als wir. Ich sage also jedem, der mich hören will, bevor die Cedern unseres Dorfes vor Alter werden abgestorben sein, und die Ahornbäume des Tales aufhören, uns Zucker zu geben, wird das Geschlecht der kleinen Kornsäer das Geschlecht der Fleischfresser vertilgt haben, wofern diese Jäger sich nicht entschließen zu säen.“

Die Voraussicht dieses Indianers war, wie die Folge lehrte, eine richtige, das Geschlecht der „Jäger“ verschwindet immer mehr und die Kultur der „Kornsäer“ wird bald die lezten Reste jener vom Erdboden vertilgt haben.

Der Anbau der mehlreichen Grasarten, deren Kultur der oben vorgeführte Häuptling seinen Mannen empfahl, und die ihres Gehaltes an Kleber und Stärke halber die Hauptbestandteile vegetabilischer Ernährung bilden, geht bis ins graue Alter-

tum zurück, und keine feststehende Ueberlieferung bezüglich der Zeit, da man anfing Getreide zu bauen, ist auf uns gekommen. Höchstens die vergleichende Sprachforschung kann im allgemeinen den Zeitraum feststellen, in welchem ein Volk begann, in seiner Sprache eigene Bezeichnungen für Landwirtschaft und was damit zusammenhängt, aufzunehmen, und hiernach ist ungefähr auf die Zeit zu schließen, von welcher an Bodenbebauung und Agrikultur überhaupt begann.

Man darf annehmen, daß unter den ersten Pflanzen, denen der Mensch seine Pflege widmete, jene Arten der Gräser sich befanden, welche noch heute hauptsächlich zur Bereitung von Brod benuzt werden. Schon in der Pyramidenzeit wurden in Egypten die Felder gepflügt und mit der Hacke bearbeitet, und Weizenkörner, die man im Innern der Riesenbauten des Nillandes vorfand, und jezt, nach Jahrtausenden, noch zum Keimen brachte, bezeugen, daß schon damals der Mensch dem Getreidebau oblag. Die egyptische Sage erzählt, daß der Sonnengott Osiris, um den Menschen davon abzubringen, seine Mitmenschen zu essen, diesen durch die Isis auf die Frucht des Weizens aufmerksam gemacht habe, die bisher unbeachtet unter Gräsern wuchs. Gleichzeitig lehrte Osiris dem Menschen das Zerreiben der Körner, das Rösten des Mehles an der Flamme und das Backen des Brodes im Ofen. — Auch in Indien und China finden sich Spuren von frühzeitig entwickeltem Getreidebau. So berichten die alten Sanskritbücher von dem Weizen, und der chinesische Kaiser Ching-nong soll im Jahre 2822 v. Chr bereits Reis und Weizen aus Indien nach China eingeführt haben. Auch in Europa zeigen Spuren auf früh entwickelten Getreidebau hin. In den Ueberresten, die in den Pahlbauten der Schweiz gefunden wurden, zeigten sich nicht weniger als fünf verschiedene Arten von Weizen und drei Arten Gerste, und es ist kaum anzunehmen, daß die Bewohner der Pfahlbauten diese Körner durch den Handel erhielten, vielmehr ist es wahrscheinlich, daß das Korn dort, wo es gefunden wurde, auch gebaut ward, so daß wir in jenen Ueberresten die Früchte der landwirtschaftlichen Tätigkeit der Urbewohner Europas vor uns haben.

Nach unserem Wissen über die Abänderung der Pflanzen durch Versezen in ein anderes Klima, durch natürliche und künstliche Zuchtwahl, durch Düngung u. s. w. ist nicht wohl anzunehmen, daß unsere kultivirten Pflanzen ursprünglich in derselben Form, unter welcher wir sie heute kennen, existirten. Es steht vielmehr fest, daß diese Pflanzen sich wesentlich verändert haben, veredelt sind, und einige Forscher behaupten geradezu, daß nur deshalb die Urform unserer Kulturpflanzen nicht aufzufinden ist, weil diese in einem solchen Maße modifizirt sind, daß man ihre ursprüngliche Form nicht mehr erkennen kann. Bezeichnet doch ein französischer Forscher, de Candolle, von hundertsiebenundfünfzig von ihm beschriebenen Kulturpflanzen nicht weniger als zweiunddreißig als solche, die in ihrem ursprünglichen Zustande völlig unbekannt sind.

Einige Forscher nehmen an, daß die Form unserer Getreidepflanzen aus dem Grunde auch früher dieselbe oder doch annähernd dieselbe gewesen sein müsse, wie jezt, weil andernfalls der Mensch nicht den Wert dieser Pflanze erkannt und sie nicht zur Nahrung genommen hätte. Dieser Ansicht gegenüber weist Darwin darauf hin, daß noch heute manche wilden Stämme sich von Früchten und Wurzeln nähren, die der Urform unserer Getreidepflanzen inbezug auf Nahrhaftigkeit sehr nahe kommen dürften. Besonders zu Zeiten der Hungersnot ist der Naturmensch und auch wohl sein zivilisirterer Bruder nicht so wählerisch. Der Mangel mag oft genug den Menschen der Urzeit dazu getrieben haben, alles, was er kauen und verschlingen konnte, zu sich zu nehmen und als Nahrungsmittel zu benuzen. Bei afrikanischen Stämmen werden noch heute die Wurzeln verschiedener Schilfarten zum Essen benuzt und selbst in unserm Deutschland sehen wir noch heute die Kinder Schilfwurzeln genießen. Es wird von Reisenden mitgeteilt, daß verschiedene afrikanische Stämme mehrere Arten Grassamen sammeln, welchen sie, in Wasser gekocht, genießen. In ähnlicher Weise wird der Mensch der Vorzeit auch die — vielleicht sehr geringe — Nährkraft der Urformen unserer mehlartigen Grasarten kennen gelernt haben. War einmal die Erkenntnis vorhanden, daß diese oder jene Pflanze — hier also bestimmte Grasarten — zu Zeiten der Hungersnot Ersaz für sonst übliche Nahrung bot, so mußte das Ansammeln dieser Pflanze die nächste Folge sein und von hier bis zum selbständigen Anbau war nur ein Schritt. Was von mehreren unserer Gemüsearten unzweifelhaft feststeht, nämlich: daß sie sich aus wilden, kaum zu genießenden Arten zu ihrer jezigen Vollkommenheit entwickelt haben, sollte das nicht auch von unseren Getreidesorten gelten? Je nach Klima, Bodenbeschaffenheit, Zeit der Aussaat u. s. w. wurden sie veredelt und modifizirt, verschiedene Varietäten entstanden und nach und nach entwickelte sich aus jenen einfachen Gräsern unser geschäztes Getreide.

Nach der Heimat unserer Cerealien hat man bisher vergeblich gesucht. Soviel steht fest, daß — mit Ausnahme des Mais — sämmtliche bekannteren Körnerfrüchte der alten Welt entstammen. Während einige Forscher behaupten, die Urform des Weizens in verschiedenen Teilen Asiens gefunden zu haben, wird das von anderen bestritten. Wie Diodor Siculus erwähnt, war es ein Glaube alter Völker, daß an verschiedenen Orten Siciliens der Weizen wild wachse, und auch Goethe hegte diesen Glauben. In Wirklichkeit handelt es sich indes um verwilderte Pflanzen, wie es denn überhaupt oft unmöglich erscheint, zwischen wilden und verwilderten Pflanzen zu unterscheiden. Nach Humboldt verdient am meisten Vertrauen eine Mitteilung des Professors Koch, der im pontinischen Gebirge 5—6000 Fuß hoch vielen Roggen vorfand, und zwar an Orten, wo, nach der Erinnerung der Anwohner diese Getreideart nie vorher angebaut worden war. Ein Beweis ist aber hiermit noch nicht erbracht und das Dunkel über die Herkunft unseres Getreides ist immer noch nicht gelichtet.

Von den Cerealien, zu denen etwa 20 der 4000 Arten reichen Familie der Gräser gehören, sind es besonders Reis, Mais, Weizen und Roggen, die unsere pflanzlichen Nahrungsmittel bilden. Ueber die Hälfte aller Menschen lebt von Reis, vom Reste wiederum der größte Teil vom Mais und die Zahl der von Weizen und Roggen lebenden Menschen kommt erst in dritter und vierter Reihe. Sehen wir im Norden und Osten Europas den Roggen am meisten angebaut, so tritt uns in West- und Mitteleuropa — zum Teil auch in Nordamerika — der Weizen als Hauptkorn entgegen, während der Mais in Südeuropa, Amerika, Nordafrika und einen großen Teil Asiens der Landwirtschaft das Gepräge gibt. Im übrigen Teil von Afrika und Asien ist es der Reis, von dessen Gedeihen das Wohl der Landbevölkerung abhängt. Gerste, Hafer, Hirse, Buchweizen, Kartoffeln und Hülsenfrüchte — alles Cerealien, dieses Wort im weitesten Sinne genommen — kommen den oben genannten vier Pflanzen gegenüber weniger in Betracht und sind für die Ernährung des Menschen von geringerer Bedeutung.

Der Reis hat sein Vaterland wahrscheinlich in Indien, wo er seit langem gebaut wurde. Seit über 5000 Jahren auch in China kultivirt, wohin er von Indien eingeführt wurde, bildet er in diesen zwei Reichen das Hauptnahrungsmittel der Bewohner. Europa wurde erst durch die Eroberungszüge Alexanders des Großen mit dieser Frucht bekannt, ohne daß indes die Pflanze angebaut wurde. Man bezog vielmehr den Bedarf an diesem Korn aus Asien, von wo dasselbe über das persische und rote Meer in die Häfen des makedonischen Weltreiches eingeführt wurde. Von römisch-griechischen Aerzten wird erzählt, daß sie aus Reis ein schleimiges Getränk bereiteten, welches sie bei ihren Patienten anwandten. Der weite Transport verteuerte das Korn derartig, daß es eigentliche Volksnahrung noch nicht wurde, und erst die Mauren waren es, die neben so vielen andern neuen wichtigen Pflanzen auch den Reis zuerst in Europa, nämlich in Spanien, kultivirten, nachdem sie auch Unteregypten mit dem Bau dieser Pflanze bekannt gemacht hatten.

Auf dem Wege des Küstenhandels versahen die Araber nun auch ihre christlichen Nachbarn mit dieser Frucht, und als der

christliche Fanatismus die maurische Kultur zerstörte und die Mauren aus Spanien vertrieben wurden, gingen die Reisfelder in den Besiz der Christen über. Mit der Ausbreitung des spanischen Weltreiches erlangte auch der Reisbau weitere Ausdehnung. Besonders in Norditalien und in der Levante fand das neue Produkt guten Boden zum Anbau. Der Reis bedarf zum Gedeihen wasserreicher Niederungen, und in Venedig und im Mailändischen fanden sich diese im reichsten Maße. Im Jahre 1522 legte der General Trivulci auf seinem Gute am Tartaro eine Reispflanzung an und schon 1530 war der Reisbau in der Lombardei weit verbreitet und die zeitherige Einfuhr von Damiette in Egypten und von Majorka sehr beschränkt.

Nach Amerika gelangte die Frucht gleichfalls durch die Spanier und zwar im Jahre 1701, seit welcher Zeit sie dort, besonders in den Südstaaten der Union, so stark gebaut wird, daß Amerika — dann Ostindien und Java — das größte Quantum dieses Produkts auf den Markt bringt.

In Europa trifft man jezt auf Reisbau außer in Oberitalien nur noch in Spanien, in der Türkei, Griechenland, in der friaulschen Tiefebene — in den Bezirken Carrignano und Monfalcone — in den Sumpfgegenden des temesvarer Banats, in Ungarn und im südlichen Rußland. Auch in Deutschland hat man, indes vergeblich, Akklimatisationsversuche gemacht. Vor wenigen Jahrzehnten in Europa noch ein Luxusartikel, werden jezt nahezu zwei millionen Zentner Reis nach Europa eingeführt.

Der Reisbau ist für die damit beschäftigten Arbeiter ein äußerst ungesunder und beschwerlicher, und die als Folge der feuchten Ausdünstungen auftretenden Fieber bereiten manchen von ihnen ein frühes Ende. In Italien sind es zumteil die Bewohner der südlichen Alpenabhänge, mit deren Hilfe der Reisbau betrieben wird. Alljährlich zur bestimmten Zeit steigen diese Leute von ihren Bergen hinab in die Ebene; sie müssen durch Arbeit in den Reisfeldern ihr Leben wagen, um ihr Leben zu gewinnen. Ehe die Reissaat dem Boden anvertraut wird, sezt man die dazu bestimmten Felder mehrere Tage lang unter Wasser. Nach Ablassen des Wassers wird gesäet und wiederum das Feld überschwemmt, um ein drittesmal in ähnlicher Weise zu verfahren.

Die Pflanze, die, wie schon erwähnt, nach dem Reis der größten Zahl von Menschen zur Nahrung dient, ist der Mais, unter andern auch als türkischer Weizen und Welschkorn bekannt. Die Urform des Mais ist in Dunkel gehüllt, denn auch der Anbau dieses Grases geht in die graue Vorzeit zurück. Darwin fand an der Küste von Peru Maiskolben, die zusammen mit Seemuscheln in einer Erdschicht lagerten, welche 85 Fuß hoch über den Meeresspiegel emporgehoben war. Als jene Schicht sich also auf dem Niveau des Meeresbodens befand, wurde in jenem Teil Amerikas bereits der Mais angebaut. Bei der Entdeckung der „neuen Welt" ward der Maisbau von den Ureinwohnern von den jezigen Neuenglandstaaten bis hin nach Chili betrieben. Anfangs des 16. Jahrhunderts gelangte der Mais von Amerika nach Spanien, und bald wurde er in den meisten westeuropäischen Ländern als Gartenpflanze gezogen. Auch als Feldfrucht wurde dieses Korn bald gebaut, und über Italien kam es nach der Türkei und den Donauländern. Als Welschkorn kam es von Italien, als türkischer Weizen vom Balkan nach Deutschland. In einem 1539 zu Straßburg erschienenen „Kräuterbuch" sagt der Verfasser: „Unser Germanien wird bald Felix Arabia (glückliches Arabien) heißen, dieweil wir so viel fremdes Gewächs von Tag zu Tag aus fremden Landen in unsern Grund gewöhnen, unter welchen das groß Welschkorn nit das geringst ist."

Ob der Verfasser Ursache hatte, das Land glücklich zu preisen, welches dieses Geschenk Amerikas empfing, ist sehr zu bezweifeln. Wenigstens haben die Menschen, die gezwungen sind, den Mais als Hauptnahrung zu genießen, wenig von diesem Glück gespürt. Der Mais, „der Proletarier unter den Getreidearten, wie die Kartoffel der Proletarier unter den Knollengewächsen, hat," wie sich ein Schriftsteller ausdrückt, „sich auf Kosten nützlicherer Pflanzen allzusehr ausgedehnt." Schon Darwin weist in seiner „Reise eines Naturforschers" darauf hin, daß die Verminderung der Eingeborenen von Neuseeland — der Maoris — zwischen 1830 und 1840 beginnt, zur selben Zeit, als der Mais (und die Kartoffel) sich dort ausbreitete und ein Verfahren entdeckt und angewandt wurde, fauligen Mais durch Einweichen in Wasser zuzubereiten. Inwieweit und ob durch Ausbreitung des Mais und der Kartoffel eine Degeneration der europäischen Bevölkerung herbeigeführt wurde, ist eine Frage, die noch der Beantwortung des Forschers harrt, gewiß aber ist, daß der Mais dort, wo er ausschließliches Nahrungsmittel bildet, schreckliche Folgen gehabt hat. Wir sehen das besonders an Italien. Hier wurde bis zum Ende des 16. Jahrhunderts der Mais nur als Futterpflanze gebaut und nur in Zeiten der Hungersnot als Nahrungsmittel für Menschen verwandt. Anfangs des 17. Jahrhunderts aber ward dieses Nahrungsmittel allgemeiner von den armen Leuten genossen. Seit dieser Zeit grassirt in den gesegneten Gefilden Italiens aber auch jene schreckliche „Krankheit der armen Leute", die Pellagra, von der Autoritäten behaupten, daß sie eine Folge des Maisgenusses sei.

Die Untersuchungen italienischer Aerzte haben dargetan, daß im allgemeinen die Pellagra dreißig Jahre nach Beginn des Maisgenusses sich einstellte. Zuerst wurde sie 1735 in Asturien — nach Spanien gelangte der Mais aus Amerika zuerst — von dem Arzte Casal beobachtet und beschrieben. Im Jahre 1740 beobachtete ein italienischer Arzt die Krankheit im Gebiete von Feltre. 1755 trat sie in Frankreich, 1848 in Algier und 1850 in den Donaufürstentümern auf. Was bei ihrer Verbreitung zunächst auffiel, waren zwei bezeichnende Umstände: die örtliche Ausdehnung war auf den Raum zwischen dem 42. und 46. Breitengrad beschränkt, mit Ausnahme von Frankreich, wo sie bis zum 49. ging; und ihr Ausbruch folgte wie ein Schatten der Kultur und dem überwiegenden Genuß des Mais oder türkischen Weizens.

Diese entsezliche Krankheit vererbt sich auf die Nachkommen des davon Befallenen und ist im vorgerückten Stadium unheilbar. In vielen Fällen zeigen sich Geistesstörungen, und häufig ist damit die Neigung zu Todschlag und Selbstmord verbunden. Man hat von der Krankheit behaftete Mütter gefunden, die neben den von ihnen mit der Axt erschlagenen Kindern knieten und das Blut wegzuküssen suchten. Die Zahl der von dieser Seuche Befallenen betrug 1830 in der Lombardei 20000, 1856 38000 und 1880 nahezu 41000, während ihre Gesammtzahl in Italien in diesem Jahre über 78000 beträgt. Der Städter leidet nicht unter der Pellagra, weil er bessere Nahrung hat als der ländliche Arbeiter Italiens. Dieser lebt in einem solchen Elend, daß er, wie ein Beobachter jüngst mitteilte, nur deshalb sich gerne an den Mais als Nährmittel hält, weil er ihn beinahe roh verzehrt und so die Kosten für Feuerung spart.

Bis vor kurzem war die Annahme eine ziemlich unbestrittene, daß Europa den Mais erst von Amerika erhalten habe. In neuester Zeit wird nun behauptet, daß schon lange vor der Entdeckung Amerikas der Mais in Italien angebaut worden sei. Anhänger dieser Ansicht behaupten, in einem schon 1515 veröffentlichten Dokumente werde die Tatsache mitgeteilt, daß zwei von der Belagerung Konstantinopels zurückkehrende Kreuzfahrer bereits 1204 dieses Korn in die Markgrafschaft Incisa eingeführt haben, und ein mailändisches Statut vom Jahre 1396 soll den Mais ausdrücklich als Futterpflanze erwähnen. Weiter soll der Italiener C. Bertagnolli durch fleißiges Nachschlagen in mittelalterlichen Chroniken gefunden haben, daß das türkische Korn wenigstens hundertmal zu Zeiten erwähnt wird, als noch niemand an Amerika dachte. Weiter wird behauptet, daß in einem Teilpachtvertrag aus dem Jahre 813 gleichfalls schon das türkische Korn genannt werde. Wenn hier nicht eine Verwechslung mit einem andern Getreide vorliegt, so wäre hieraus auch die große Verbreitung des Maisbaus erklärlich. Denn nicht nur in Amerika und Europa finden wir den Mais kultivirt, sondern auch in Australien, Asien und Afrika, und in lezterem Weltteile sogar da, wo noch nie ein Europäer hinkam.

(Schluß folgt.)

Warum ich kein Pfarrer wurde.

Von A. Titus.

Da ich einen mir nicht wohlgesinnten Stiefvater hatte, so nahm mich meine Großmutter zu sich, um mir eine geeignete Erziehung zu geben. Die gute Frau, der ich dankbar sein muß, stammte aus einer Pfarrersfamilie, und meine Erziehung war demgemäß eine gut christliche. Meine Großmutter sorgte dafür, daß ich recht viel Religionsunterricht bekam und recht fleißig die Kirche besuchen mußte. Sie war für das Heil meiner Seele weit mehr besorgt, als für das meines Körpers. Denn wenn ich im Winter mit halberfrorenen Füßen aus der Kirche kam, so fanden meine Klagen kein Gehör. Es war einmal Sitte so, daß man im Winter während der Predigt halberfrorene Füße hatte. Selbst mein Einwand, daß ich unter solchen Umständen mich nicht an der Predigt erbauen könne, half nichts. Es mußte weiter gefroren werden.

Da meine Frömmigkeit nicht stark genug war, meine Füße gegen den Frost zu schüzen, und ich meine Klagen häufig wiederholte, so begann mein sittlicher Wert und sein religiöses Gepräge bei meiner Großmutter bedeutend im Kurs zu sinken. Wer bei einer so schönen Predigt, wie mein braver Oheim, der Stadtpfarrer, sie zu halten pflegte, noch an seine kalten Füße denken könne, der müsse, meinte meine Großmutter, nicht vom rechten Glauben durchdrungen sein und habe kein Verständnis für christliche Erbauung. Als ich einmal mit der ganzen Offenherzigkeit der „Flegeljahre" bemerkte, mein Glaube und mein Verständnis würden vielleicht zunehmen, wenn sie mir gestattete, mich während der Predigt eines warmen Fußsacks zu bedienen, da wurde sie mir ernstlich böse. Ich hatte Mühe, sie wieder gut zu stimmen, trozdem sie selbst im Winter in der Kirche mit einem großen, mit Pelz gefütterten Fußsack versehen war, den ihr das Dienstmädchen dahin nachtragen mußte und der ihr die Andacht und Erbauung wesentlich erleichterte.

Indessen waren solche großmütterliche Nachforschungen über meinen inneren Wert damals für mich keineswegs so gleichgiltig, als sie mir etwa heute sein würden. Denn meine Aussichten für mein ganzes späteres Leben hingen damit eng zusammen. Meine Großmutter hatte mir nämlich versprochen, daß ich auf ihre Kosten Teologie studiren, oder wie sie sagte, Pfarrer werden sollte, wenn ich mich zu solchem Amt qualifiziren würde.

Meine Konfirmation stand damals bevor, und an diesem hohen Tage sollte sich es zeigen, ob ich die Qualifikation zum Geistlichen besäße oder ob die in dieser Beziehung bereits erwachten Zweifel meiner Großmutter berechtigt seien. Vor diesem Tage war mir sehr bange und zwar aus verschiedenen Gründen.

Da ich von Natur aus glücklicherweise weder sauertöpfisch noch griesgrämig oder gar duckmäuserig bin, so konnte ich die hohen Ansprüche, welche meine Großmutter an mich, als künftigen Seelsorger stellte, unmöglich befriedigen. Ich war ein wilder und oft ungezogener Bube, wie es die meisten gesunden Jungen sind, trieb mich soviel ich konnte mit anderen im Walde umher, stahl Obst und Trauben und verübte allerhand mutwillige Streiche. Wollte ich mir das Wohlgefallen meiner Großmutter erwerben, so mußte ich den Kopf hängen, die Augen fleißig gen Himmel aufschlagen, recht viel beten und bei dem kleinsten Vorkommnis mit einem passenden Bibelspruch bewaffnet sein. Allein ich brachte es zu keiner Fertigkeit in diesen Exerzitien, obschon wir auf dem Gymnasium wöchentlich mehrere Religionsstunden hatten und der als Religionslehrer fungirende protestantische Pfarrer es sich zum Ziel gesezt hatte, uns dahin zu bringen, daß wir jeden Bibelspruch, den wir hörten, auch sofort aufschlagen könnten, d. h. Kapitel und Vers, wo er stände, wenigstens ungefähr wüßten. Ich hab's in dieser Fertigkeit nicht weit gebracht.

Bei den häufigen Familienfesten, die bei meiner Großmutter stattfanden, waren immer viele Pfarrer aus unserer Verwandtschaft anwesend; es wurde tüchtig geschmaust und gebechert und zuweilen auch Whist oder Tarok gespielt. Alle waren dabei seelenvergnügt; warum sollte ich also ein Kopfhänger sein? Ja es war einer darunter, der beim Whist, wenn er verlor, grimmig zu fluchen und zu wettern pflegte, wie ein alter Soldat. Bei jedem Kernfluch zählte meine Großmutter, und wenn das Duzend voll war, sagte sie würdevoll: Schwager, mach's nicht zu arg! — Trozdem aber wurden oft mehrere Duzend voll.

Wurde ich so mit inneren Widersprüchen erfüllt, so vermehrten noch anderweitige Umstände meine unbehagliche Stimmung, je näher der Tag der Konfirmation herankam. Das war nicht etwa die Konfirmation selbst — dafür war ich zu gut erzogen — sondern einige mit der Konfirmation zusammenhängende Gebräuche machten mir schwere Sorgen, so schwer, daß ich Nachts in unruhigen Träumen tobte oder mich schlaflos auf dem Lager umherwälzte.

In meiner Vaterstadt hielt man mit seltener Zähigkeit an dem Alten fest. Wie man besorgt war, die finsteren, engen und unbequemen Häuser troz aller Baufälligkeit, die schmalen krummen und schmuzigen Straßen troz ihrer Unbequemlichkeit in dem Zustand zu erhalten, in dem sie sich seit Jahrhunderten befanden, so wurden auch veraltete Gebräuche mit einem Ernste aufrecht erhalten, als ob es gar kein neunzehntes Jahrhundert gäbe. Der Konfirmand mußte, sowohl im Gymnasium als in der Volksschule, den ganzen lutherischen Katechismus auswendig lernen. Denn acht Tage vor der eigentlichen Konfirmation wurde eine Prüfung der Konfirmanden vorgenommen, bei der ihre Eltern und Angehörigen und wer sonst noch wollte zugegen waren. Die Konfirmanden gruppirten sich um den Altar, die Knaben auf der einen, die Mädchen auf der anderen Seite, und da prüfte der Dekan des Kirchsprengels, d. h. jeder einzelne Konfirmand mußte eine beliebige Stelle des Katechismus, die der Dekan ihm bezeichnete, aus dem Gedächtnis hersagen. Da man nicht wußte, welche Stelle der Dekan wählen würde, so mußte man eben den ganzen Katechismus auswendig lernen. Wer die Fragen des Dekans nicht genügend beantworten konnte, galt vor der ganzen Gemeinde als unsterblich blamirt.

Das war es jedoch nicht allein, was mich ängstigte, denn ich besaß ein leidlich gutes Gedächtnis. Es hatte sich noch eine andere schöne Sitte für die Konfirmationszeit bei meinen biederen Mitbürgern fortgeerbt. Am Tage vor der Konfirmation hatte nämlich der Konfirmand vor seine Eltern, Großeltern und alle seine am Plaze oder in der Nähe wohnenden Verwandten zu treten und sie für alles Böse, das er ihnen zugefügt, um Verzeihung zu bitten.

Diese Anforderung machte mir weit mehr Kummer, als das Auswendiglernen des lutherischen Katechismus. Denn einmal war ich mir nicht bewußt, meinen Verwandten Uebles zugefügt zu haben; zum andern waren mir die meisten Persönlichkeiten dieser pietistischen Sippe in der Seele zuwider und am meisten fürchtete ich die geharnischte Straf- und Bußpredigt, die bei solchen Gelegenheiten von meiner Großmutter mit Sicherheit zu erwarten war. Schließlich empörte sich mein Stolz gegen diesen ganzen veralteten Gebrauch.

Aber was half das alles? Wenn mir auch mein verstorbener Vater ein kleines Vermögen hinterlassen hatte, so reichte dies keineswegs aus, um ein Studium bis zum Staatsexamen durchzuführen, und die Unterstüzung durch meine Großmutter war die einzige Aussicht, die ich hatte. Also entschloß ich mich, in den sauren Apfel zu beißen und mich den fatalen Umständen anzubequemen. Kann man von einem vierzehnjährigen Jungen auch etwas anderes verlangen?

Die mir erwachsende Pflicht war eine doppelte. In den Osterferien, während jüngere und ältere Kameraden freie Zeit hatten, sich nach Herzenslust draußen herumtummelten und sich

Ein Wetter kommt! (Seite 123.)

ihrer sonnigen Jugend in aller Lust des Lenzes erfreuten, sollte ich mich in vier Wände einschließen und — den Katechismus von A bis Z auswendig lernen. Zugleich aber hatte ich dabei Gelegenheit, Selbstbeherrschung zu lernen, um den Bittgang zu meinen Verwandten mit der nötigen Demut antreten zu können.

Ich nahm mir vor, möglichste Energie zu entwickeln, aber — nun, wir werden sehen.

Beim Auswendiglernen des Katechismus war es Sitte, daß sich zwei befreundete Konfirmanden gegenseitig abhörten und sich so das mühselige Geschäft erleichterten. Nun wohnte keiner meiner Freunde in der Nähe; gegenüber aber wohnte ein Kontroleur — was er eigentlich zu kontroliren hatte, weiß ich nicht mehr — der eine Tochter Namens Fanny besaß, welche dieses Jahr gleichfalls konfirmirt werden sollte.

Ach Fanny! Du trägst die Schuld daran, daß ich heute nicht in Talar und Bäffchen würdevoll die Kanzel besteigen und den Durst meiner Gemeinde nach Erbauung mit dem Wort Gottes löschen kann! Du trägst die Schuld daran, daß ich nicht an den Fleischtöpfen einer behaglichen Pfarre sitzen kann, sondern mich draußen mit Rotten und Teufeln, wie der gute Doktor Martinus Luther sagt, herumschlagen muß!

Die Frau Kontroleur und meine Großmutter pflegten an schönen Tagen Nachmittags ihre Gärten zu besuchen, die neben einander lagen; sie gingen gewöhnlich zusammen.

Meine Großmutter war eine praktische Frau.

„Meinen Sie nicht,“ sagte sie eines Tages zur Kontroleurin, „daß der Aloys“ — das war nämlich meine Wenigkeit — „und die Fanny einander den Katechismus abhören könnten, während wir Nachmittags in den Garten gehen? Sie sind dann ungestört.“

Die Kontroleurin, die wie eine Gans unaufhörlich während des Sprechens mit dem Kopfe zu nicken und zu wackeln pflegte, stimmte zu. Plötzlich aber warf sie einen scharfen Blick auf Fanny und mich, die wir eben am Fenster standen und uns über das Wetter unterhielten. Dann sagte sie meiner Großmutter etwas in die Ohren.

„Ach was,“ entgegnete diese in ihrer derben Weise, „es sind ja Kinder; die sollten sich unterstehen!“

„Aber so allein,“ sagte die Kontroleurin und nahm eine sehr tugendhafte Miene an, die zu ihrer Häßlichkeit vortrefflich paßte.

„Nun,“ sagte meine Großmutter, „sie sind doch beide gut erzogen und —“

„Meinetwegen,“ unterbrach sie die Kontroleurin. „Ich hoffe auch, daß sie fleißig sind.“

Ich hörte nur mit halbem Ohr hin, bemerkte aber, daß Fanny mich mit einem eigentümlichen Blick musterte. Gleich darauf aber wurde uns beiden offiziell angekündigt, daß wir uns den Katechismus abhören sollten und daß die Exerzitien gleich heute, in Kontroleurs Wohnung, ihren Anfang nehmen sollten.

„Ihr habt fleißig zu sein,“ sagte meine Großmutter in ihrem strengsten und rauhesten Tone, „und dürft keine Zeit verschwenden. Sowie Ihr etwas anderes treibt, dann —“

Und sie drohte mit dem Finger ganz ernsthaft, worauf auch die Frau Kontroleurin eine längere salbungsvolle Predigt hielt, mit deren Wiedergabe ich mir die Leser nicht zu belästigen getraue. Fanny und ich standen mit niedergeschlagenen Augen da, und nachdem die Zeit des Abhörens auf den Nachmittag jeden Wochentags festgesetzt war, schlichen wir nach entgegengesetzten Richtungen davon, als hätten wir kein gutes Gewissen mehr.

Ja, ja, der Böse hatte schon die Hand im Spiel!

Der Nachmittag kam; die Großmutter und die Kontroleurin gingen eifrig schwatzend zum Garten und ich ging hinüber zu Fanny. Es war eigentlich überflüssig, daß ich heute hinüberging, denn was sollte Fanny mir abhören? Ich hatte ja noch nichts auswendig gelernt. Aber ich ging doch.

Fanny war nicht schön, nicht einmal anziehend. Eine lange, klapperdürre Figur mit holländisch großen Händen und Füßen; auf einem langen spindeldürren Halse saß ein Kopf mit stechenden schwarzen Augen, langen, wallenden, schwarzen Haaren und einer unbescheiden großen Nase. Aber Fanny war sentimental, feurig, schwärmerisch; sie hätte alle Anlagen zu einem Blaustrumpf gehabt, wenn sie von Natur nicht etwas kärglich mit Geist ausgestattet gewesen wäre.

Sicherlich war Fanny nicht dazu angetan, einen Mann in hellauflodernde Flammen zu versetzen. Allein sie war erst vierzehn Jahre alt und ich war ein Knabe von gleichem Alter. Und wenn man die Wahl hatte, den Katechismus auswendig zu lernen oder mit Fanny zu tändeln, so konnte man das letztere immer noch vorziehen.

Als ich hinüberkam, stand Fanny nachdenklich am Fenster mit dem Katechismus in der Hand; sie drehte sich rasch herum.

„Ah,“ sagte sie hastig, „ich soll dich abhören.“

„Nein, ich will dich abhören.“

„Aber,“ sagte Fanny errötend, „ich habe noch nichts gelernt.“

„Und ich auch nicht.“

Wir sahen uns an und brachen in ein schallendes Gelächter aus, wie man in der Jugend häufig tut, ohne genau zu wissen warum.

„Da muß ich wohl wieder gehen?“ frug ich.

„Gott bewahre,“ sagte Fanny, „bleib nur da!“ Und ich blieb.

Wir schwatzten über allerhand für uns wichtige Dinge mit komischem Ernst, und als ich ging, hatten wir den Katechismus ganz vergessen.

Es blieb anhaltend schönes Wetter und die Großmutter ging mit der Frau Kontroleur jeden Nachmittag in den Garten; ich aber ging jeden Nachmittag zu Fanny, um — den Katechismus abzuhören.

Am zweiten Tag stellte sich heraus, daß wir beide wieder nichts memorirt hatten. Fanny sah mich so schmachtend an. Wenn man selbst ein langbeiniger, im schnellen Wachsen begriffener und in den Flegeljahren befindlicher Schlingel ist, nimmt man es mit weiblichen Schönheiten auch noch nicht so genau. Bald übten Fannys feurige und träumerische Blicke auf mich einen magischen Einfluß aus; wir begannen erst einander zu necken und schließlich kam es dahin, daß ich die vor mir um den Tisch fliehende Fanny haschte und ihr einen tüchtigen Kuß gab. Sie war gar nicht so böse darüber, als ich befürchtet hatte, und die Tändelei ging fort; es entspann sich ein kleines kindisches und unschuldiges Liebesverhältnis mit all der Naivetät, die jenem Alter bei solchen Gelegenheiten eigentümlich ist.

Die Sache war romantisch und zog mich um so mehr an, als sie strengstes Geheimnis bleiben mußte. Aber der Katechismus? Nun, der Gedanke an die öffentliche Prüfung erfüllte uns beide mit einem gelinden Grauen. Allein wir dachten leichtsinnig: Nach uns die Sintflut! und betrachteten einstweilen den Katechismus als unsern besten Freund, denn er war ja der schützende Vermittler unserer Zusammenkünfte. Ich begann Verse zu machen und die liebenswürdigen Eigenschaften meiner Fanny in zierlichen gereimten Versen zu besingen. Diese Erstlingspoesien deckt glücklicherweise eine ewige Nacht, und ich weiß nur, daß sich die auch sonst nicht ganz seltenen Reime: „Herz und Schmerz, Lust und Brust, Kuß und Genuß“ in denselben vorfanden.

Wenn ich Nachmittags zu Fanny kam, las ich ihr meine zu ihrer Verherrlichung gedichteten Verse vor und wurde regelmäßig mit einem Kuß für jede Zeile belohnt. Angesungene Damen finden die Verse ihrer Liebhaber immer hübsch, selbst wenn man erst vierzehn Jahre alt ist. Welche Dame wollte auch nicht gern ihre Reize in Versen gerühmt wissen? Fanny war so entzückt, daß sie mir sagte, ich werde ein großer Dichter werden, an welche Weissagung ich damals natürlich felsenfest glaubte. Im Laufe der Jahre ist dieser Glaube indessen so bedeutend erschüttert worden, daß ich heute nur noch Verse mache, wenn ich dazu durch ein unerbittliches Schicksal gezwungen bin.

Wenn der Ritter aber, wie man sagt, noch nicht hinter den Ohren trocken ist und die Dame noch kurze Kleidchen trägt, resp. im Flügelkleide geht, da flieht die Zeit doppelt schnell „im Raub verstohl'ner Wonnen", und mit Schrecken erwachten wir eines Tages aus unserem Liebestaumel; wir fanden, daß bis zu dem gefürchteten Prüfungstag nur noch eine kurze Frist und es zur Unmöglichkeit geworden sei, den Katechismus überhaupt noch ganz auswendig zu lernen. Wir überblickten schaudernd die ganze Größe des Abgrunds, vor dem wir standen, und ich beschloß meine poetische Tätigkeit mit einem höchst tragischen Schwanengesang, in dem ich vom goldenen Sonnenlicht Abschied nahm, um mich in den tiefen Schlünden des Unglücks zu begraben. Fanny vergoß heiße Tränen ob der bevorstehenden öffentlichen Blamage, und rührte mich dadurch so, daß unsere Tränen ineinander flossen, umsomehr, als ich zu befürchten hatte, daß mein böser Stiefvater die Blamage mit einer tüchtigen Portion ungebrannter Asche meinem Gedächtnisse dauernd einprägen werde.

Endlich siegte in mir der männliche Mut und ich schlug eine Flucht vor. Wir wollten nach Paris flüchten. In den Volksbüchern von W. O. von Horn hatte ich ja gelesen, daß auch arme Savoyardenknaben in Paris oft ihr Glück machen; warum sollte das uns nicht gelingen? Der Ernst des Augenblicks schien Fanny diesem Gedanken geneigt zu machen. Allein wir erinnerten uns, daß wir kein Geld hatten, um eine solche Flucht auszuführen, und eine Fußreise schien uns denn doch zu gewagt, natürlich wegen der Wölfe in den Ardennen. Fanny von Wölfen zerrissen — der Gedanke ließ meine Haare sich emporsträuben.

So verbrachten wir die lezten Tage unter Seufzern, Tränen und Zärtlichkeiten. Wir sahen beide ganz angegriffen aus. Die Frau Kontroleur und meine Großmutter meinten, wenn der Katechismus den jungen Leuten auch Anstrengung bereite, so dürfe an der Vorbereitung für den hochwichtigen Tag der Konfirmation nicht das geringste fehlen. Man widmete uns, als den fleißigen Märtyrern einer schweren Pflicht, eine stille aber wohlwollende Teilnahme. Nur die alte Annemarie, die durch ihr böses Mundwerk weithin bekannte langjährige Dienstmagd meiner Großmutter, faßte die immer blässer werdenden Wangen Fannys etwas anders auf und meinte gelegentlich, so loses junges Volk sollte man nicht unbeaufsichtigt zusammen lassen.

(Schluß folgt.)

Moderne Schicksale.

Novelle von **Carl Görlitz.**

(4. Fortsezung.)

7. Die erste Anklage.

Plözlich wurde die Glastür, welche vom Korridor hereinführte, aufgerissen und so heftig in ihren Angeln bis an die Wand zurückgeschleudert, daß eine Scheibe klirrend zu Boden fiel.

Der Baron sprang auf.

Der Lärm der fallenden Scheibe brach den Bann, der seine Sinne bisher gefesselt hatte.

Die Blicke der drei Herren richteten sich gleichzeitig nach der Tür.

In derselben erschien Mistreß Jonston mit vor Zorn gerötetem Gesicht; einen Augenblick blieb sie auf der Schwelle stehen, ihr Auge musterte prüfend die Anwesenden; dann trat sie heftig in den Speisesaal.

Der Eindruck, den das Erscheinen der Dame auf die Herren machte, war ein sehr verschiedener.

Senger war unangenehm überrascht; er sah es sogleich der Mistreß Jonston an, daß sie nach der auf dem Polizeibüreau gemachten Entdeckung nicht nur nicht eingeschüchtert, sondern von einer erhöhten Entschlossenheit beseelt war; er sah eine Katastrophe nahen; bis jezt hatte er mit verdeckten Karten gespielt, nun galt es offenen Kampf, und er nahm die rücksichtsloseste Stellung ein. Auf seinem Gesicht trat der Ausdruck scharfer Verachtung hervor, sein Blick sagte jezt dasselbe, was vorher sein Mund über seine Widersacherin gesprochen hatte.

Der Baron betrachtete sie halb verlegen, halb voll Teilnahme; er grüßte sie bei ihrem Eintreten und hielt im halben Gruße inne; linkisch wie ein verwirrter Schulknabe stand er ihr gegenüber.

Mohrmann hatte sich genug in der Gewalt, um seine Stellung als Hotelwirt nicht zu vergessen. Er beobachtete ein artiges, wenn auch etwas reservirtes Benehmen; ein süßliches Lächeln spielte um seinen zusammengekniffenen Mund.

Mistreß Jonston ging, ohne die beiden andern Herren anzusehen, entschlossen auf den Hotelier zu.

„Herr Mohrmann," rief sie ihm entgegen, „Sie haben einen Fälscher in Ihrem Hause!"

Mohrmann, der keine Ahnung von dem Vorgang mit dem Paß hatte, trat beleidigt zurück.

„Madame!"

„Einen Fälscher, sage ich!" fuhr sie kräftig fort, „in meinem Passe befinden sich Korrekturen, offenbar angebracht, um seine Richtigkeit zweifelhaft erscheinen zu lassen, der Paß ist auf meinen Wunsch zur Gesandtschaft geschickt worden, um nähere Recherchen auf telegraphischem Wege anstellen zu lassen!"

Senger wurde unruhig, faßte sich aber sogleich wieder.

Die beiden andern lauschten gespannt.

„Der Beamte war umsichtig genug," sagte sie, „meine Ansicht über die Sachlage vorläufig zu teilen, und ich bin unangefochten geblieben, was wohl nicht im Plane des Fälschers lag."

„Madame, ich muß bitten," eiferte Mohrmann, „Sie sprechen so schwere Anschuldigungen aus, daß ich es meiner Reputation schuldig bin, sogleich alle meine Leute zu versammeln!"

Er wandte sich der Saalecke zu, um den Klingelzug in Bewegung zu sezen.

Sie vertrat ihm den Weg.

„Lassen Sie das; von Ihren Leuten hätte keiner ein Interesse daran, mich in Weitläufigkeiten zu verwickeln; das Falsum hat nur jemand begangen, der mich fürchtet und mich verderben wollte, um mir die Macht zu nehmen, gegen ihn selbst zu handeln."

Ein niederschmetternder Blick aus ihren Augen traf bei diesen Worten Senger.

Dieser erkannte jezt erst, welche Feindin ihm gegenüber stand. So lange hatte er nur die Rechtsansprüche gefürchtet, welche sie vertrat und durch Papiere dokumentiren konnte, nun fürchtete er sie selbst, denn er wußte die ganze zornige Entschlossenheit, welche ihm aus ihren Augen drohte, wohl zu würdigen.

Zwei geistig ebenbürtige Gegner standen sich gegenüber, wenn sie auch mit verschiedenen Mitteln und nach weit von einander verschiedenen Prinzipien kämpften.

Er vertrat das Prinzip der personifizirten Selbstsucht und der Niedrigkeit, — sie das der Tugend und Ehre. Noch stand die Wagschale zwischen beiden gleich; das Zünglein neigte sich nach keiner Seite. Aber der kritische Augenblick war da, der Kampf offen geworden.

Sie hatte ihn direkt angegriffen, auch er warf die Maske ab.

„Bester Mohrmann," sagte Senger, „Sie lassen mir wohl ein kleines Frühstück serviren, denn dies ist doch," — geringschäzig sah er die Dame an, — „der Speisesalon?"

Mistreß Jonston war über Sengers Worte und Benehmen empört.

„Unverschämter!" konnte sie sich nicht enthalten, auszurufen.

„Unarten im Munde hübscher Frauen werden zu Schmeicheleien für einen Mann!" erwiderte Senger mit artiger Höflichkeit, und sezte dann achselzuckend hinzu: „Ich bedaure nur, mich nicht revanchiren zu können, da ich keine Sympatie dafür habe."

„Ich sehe," zitterte es von ihren Lippen, „Sie spielen ein wohldurchdachtes Spiel der Verdächtigung gegen mich fort, und hierdurch wird mein Argwohn zur Gewißheit, daß mein Paß durch Ihre Hände gegangen sein muß!"

Er trat ihr herausfordernd entgegen.

„Alles hat seine Grenzen," rief er stolz und hart, „also auch meine Geduld! Geben Sie Ihre Komödie mir gegenüber auf, mir imponiren Sie nicht! Ihr gestriges Eindringen in mein Haus und diese heutige Fortsezung Ihrer Rolle zeigt von Gewandtheit, verspricht Ihnen aber bei mir keinen Erfolg!"

Mistreß Jonston wich sprachlos vor Entrüstung zurück; nicht die Rechtfordernde, sondern die Frau hatte er in ihr tödlich getroffen und sie einen Augenblick schach und matt gesezt.

Mohrmann beobachtete eine abwartende Politik.

Der Baron fühlte sich völlig gelähmt durch diesen so plözlich und furchtbar hereingebrochenen Kampf zwischen einem Manne, den er so hoch verehrte, und einer Frau, deren Schönheit er vom ersten Augenblick an angebetet hatte, und die ihm jezt — von ihm kompetenter Seite — so schwer verdächtigt wurde.

Senger übersah sogleich, daß Mistreß Jonston die Fassung verloren hatte; er benuzte seinen Vorteil und ließ sie garnicht wieder zur Besinnung kommen.

„Wechseln Sie lieber den Gegenstand," höhnte er mit glatter Zunge weiter, faßte die Hand des Barons und schob den jungen Mann, ehe dieser es hindern konnte, bis dicht vor die Dame, „hier, vielleicht Herrn von Warren, dessen Bekanntschaft Sie ja auch schon gemacht haben. Er ist noch in den Jahren der Illusionen und jeder Täuschung leichter zugänglich!"

Dann wandte er sich um und ließ sich auf einen Sessel nieder, als ob nun für ihn die Sache abgetan sei.

Mistreß Jonston stieß einen Schrei aus, tiefes Erröten flog über ihr Gesicht.

„Ah — —" sagte sie zuerst mit stockender, aber allmälich wieder fester werdender Stimme, „ich fange an zu begreifen, daß der Kampf, in welchen ich mich eingelassen, schwerer ist, als ich glaubte! Ich habe Sie noch unterschäzt, aber durch Ihr Benehmen fühle ich mich meines Versprechens gegen Sie entledigt, ich bewillige Ihnen die drei Tage Frist nicht mehr, und werde noch heute gegen Sie vorgehen!"

Senger durfte sich den beiden andern Herren gegenüber nicht merken lassen, daß er sie verstände, deshalb lachte er spöttisch und rief:

„Ha, ha, ha! Eine neue Wendung!"

Der erste, den Mistreß Jonston aufzuklären wünschte, war Barron Warren. Es war ihr unerträglich, in seiner Gegenwart so beleidigt worden zu sein. Was sie sonst lange überlegt hätte, tat sie unter diesen Umständen ohne Bedenken.

„Herr Baron," wandte sie sich an diesen, „Sie sagten vorhin, daß Sie gekommen wären, mich zu sehen, wohlan, jezt bitte ich Sie, mich auf mein Zimmer zu begleiten!"

Senger lachte höhnisch auf, während er im stillen überlegte, wie er jene beiden am schnellsten trennen könne.

„Ich werde," fuhr Mistreß Jonston zum Baron fort, „Sie bitten, von einigen Papieren Kenntnis zu nehmen, die jenen Mann betreffen."

„Papier ist geduldig, das beweist jener Paß!" höhnte Senger weiter.

Der Baron, der sich inzwischen wieder gesammelt hatte, war an die Dame herangetreten und versuchte, sie zu beruhigen.

„Was Ihren Paß betrifft," sagte er zu ihr, „so müssen Sie Sich täuschen, denn Herr Senger kann bei einer Fälschung desselben keinesfalls beteiligt sein, dafür bürge ich Ihnen."

„Sie waren soeben lange genug mit diesem Herrn zusammen," antwortete sie, „um nicht seinem Einflusse hierin bereits unterlegen zu sein."

„Gnädige Frau," beteuerte der Baron, dem es angenehm war, Senger in Schuz nehmen zu können, „Sie täuschen Sich gewiß, denn wie Sie eintraten, war zwischen uns nur die Rede von Geschäften."

Senger konnte einen Fluch nicht unterdrücken.

„Tölpel!" knirschte er zwischen den Zähnen.

Das Gespräch nahm die für ihn allerschlimmste Wendung, wenn Mistreß Jonston weiteren Einblick in seine Pläne bekommen sollte.

Er stand heftig auf.

„Endigen wir," rief er, „Herr Mohrmann, ich bat um Frühstück!"

Der Hotelier übersah insoweit die Gefahr, als es sich um Vereitelung eines lockenden Gewinns handelte, und kam Senger zuhilfe.

„Ich werde hier serviren lassen," sagte er, und machte absichtliches Geräusch durch Rücken eines Tisches und Klappern mit silbernen Messern und Gabeln, um die weitere Unterhaltung zu stören.

„Geschäfte?" meinte Mistreß Jonston ungläubig.

Senger ergriff die Hand des Barons und wollte ihn von der Engländerin entfernen.

Aber der Baron blieb hartnäckig stehen; er wollte durchaus zwischen jenen beiden vermitteln, da er in seiner Ehrenhaftigkeit noch immer an ein Mißverständnis zwischen ihnen glaubte.

„Wir sprachen nur von mir," versicherte er der Dame, „Herr Senger wollte mir bei dem Verkaufe meiner Güter behilflich sein und erbot sich, die Geldverhältnisse dabei zu reguliren."

Das Wort war gesprochen, die Wirkung folgte unmittelbar.

Senger stampfte mit dem Fuße auf, seine Selbstbeherrschung ließ ihn jezt doch im Stich.

Nun galt es einen Kampf um Leben und Tod.

Mistreß Jonston stieß einen Schrei aus.

Sie vergaß einen Augenblick ihre eigene Lage und schwieg kurze Zeit, als ob plözlich das Aufzucken eines Blizes ihr einen neuen Abgrund auf nächtlichem Pfade gezeigt hätte.

„Ha!" rief sie dann wie elektrisirt von der neuen Entdeckung, „sollte es so stehen? Dann bin ich vielleicht vom Himmel bestimmt, ein neues Bubenstück zu vereiteln!" Das Mitleid veranlaßte sie, aus ihrer lezten Reserve herauszutreten; was sie sonst nicht getan hätte, das tat sie jezt aus Besorgnis für den Baron. Sie ergriff dessen Hand und beschwor ihn mit aller Beredsamkeit, die ihr zugebote stand, ihr zu folgen.

Aber auch Senger versuchte seinen Einfluß auf den Baron geltend zu machen. Seine Lage war um so schwieriger, da er eine Dame zu bekämpfen hatte, auf welche er als solche Rücksicht nehmen mußte, wenigstens äußerlich. Er durfte nimmermehr aus seiner Rolle als Kavalier fallen; er würde dadurch unbedingt den Baron gegen sich selbst herausgefordert haben.

Auf Mohrmanns Läuten war der Oberkellner erschienen, um auf Weisung seines Herrn einen kleinen Tisch zum Dejeuner für Senger in Ordnung zu sezen.

Dann eilte Kaps nach der Küche und ließ dort ein Tablet mit kaltem Braten und Austern garniren, das Georg in den Speisesaal tragen sollte.

Mohrmann ging unruhig auf und ab, rückte hier einen Stuhl zurecht und ordnete dort etwas auf einem Tisch, was völlig in Ordnung war, und schaute dabei verstohlen und in ängstlicher Erwartung auf die Gruppe, in deren Mittelpunkt sich der ratlose Baron befand. Der junge Mann wußte nicht, ob er sich der Dame oder dem lang bewährten Freunde zuwenden sollte; er war in größter Verlegenheit, jene beiden plözlich sich in so offener Feindschaft gegenüber stehen zu sehen.

Georg trat ein und sezte das Tablet mit dem Frühstück auf den Tisch und entfernte sich dann sogleich wieder, um eine Flasche Wein zu holen, dessen Marke ihm von Mohrmann bezeichnet worden war.

Senger zeigte nach dem servirten Tisch.

„Herr Baron, darf ich Sie bitten, beim Frühstück mein Gast zu sein?“

Mistreß Jonston sah mit Schmerz seine Unschlüssigkeit.

Aber es galt nicht ihr, sondern sein Wohl, da durfte sie nicht zaudern. Sie nahm ihre Zuflucht zur stärksten Waffe der Frauen, gegen welche männliche Kraft fast stets zur Ohnmacht wird, zur Liebenswürdigkeit.

Mit dem holdesten Schmeicheltone flehte sie zum Baron: „Mein Herr, nur wenige Minuten für mich und Sie werden vieles anders beurteilen! Können Sie dem angstvollen Flehen einer Freundin widerstehen?“

Der Baron unterlag dem Zauber der reizenden Frau.

Er machte ihr eine bejahende Verbeugung und sagte zu Senger wie entschuldigend, daß er bald zurück sein würde.

„Gerettet!“ jauchzte Mistreß Jonston und zog den Baron zur Tür, auf dessen Schwelle sie sich noch einmal umwandte.

Der süße weibliche Ton ihrer Stimme war verschwunden, als sie Senger kräftig zurückrief:

„Jezt für Sie keine Schonung mehr!“

Dann schloß sich hinter ihr und Herrn von Warren die Tür.

Senger brach fast vor Wut zusammen, als er sein Opfer momentan entschlüpfen sah. Er war keines Wortes mächtig, sondern streckte nur drohend die geballte Faust in der Richtung der Tür aus, durch welche Mistreß Jonston verschwunden war.

„Wer ist denn diese Frau?“ fragte Mohrmann unruhig, „und was bedeuten ihre Anspielungen? Kann sie Ihnen schaden?“

„Der Teufel hat sie hergeführt! Zum erstenmale im Leben verläßt mich meine ruhige Besonnenheit und der Aerger übermannt mich fast, denn alles ist verloren, wenn wir nicht sogleich Mittel finden, sie unschädlich zu machen!“

„Aber in welchen Beziehungen stehen Sie zu ihr?“ fragte Mohrmann, in dem die Ahnung aufdämmerte, wie gefährlich für ihn die Verbindung mit Senger werden könnte, da lezterer ihm heute in einem viel zweifelhafteren Lichte als jemals erschien.

„Das ist gleichgiltig!“ fuhr Senger auf. „Es genüge Ihnen, daß sie zu fürchten ist! Denken Sie, daß es eine gefährliche Pique-Dame ist, und helfen Sie mir, sie verschwinden zu lassen! Sie verstehen es ja ausgezeichnet, Volte zu schlagen!“

Mohrmann bebte über diesen grausamen Spott zusammen. Der unglückliche Hotelier fühlte nur allzusehr, wie abhängig er von diesem Manne war, dem er, da derselbe sein Geheimnis des falschen Spiels kannte, zu Diensten sein mußte, so oft er es nur verlangte.

Senger sezte sich an den servirten Tisch, da Georg mit dem Champagner eintrat, und fing scheinbar an, zu frühstücken. In Wirklichkeit marterte sich sein Gehirn mit der Erfindung neuer Pläne ab, die sämmtlich darauf hinausliefen, Mistreß Jonston zu verderben.

Mohrmann konnte keine weiteren Fragen an ihn stellen, weil die Gegenwart des Kellners dies unmöglich machte.

Nach wenigen Minuten stand Senger auf, zog mit Georgs Hilfe seinen Paletot an, ergriff seinen Hut und verließ nach kurzem Abschiedsgruß gegen Mohrmann das Hotel.

Mohrmann verneigte sich zwar sehr artig vor dem Fortgehenden, dachte aber im stillen gleichzeitig:

„O, nur eine Gelegenheit, mich von ihm zu befreien; und wär's auch durch seinen Untergang; ich trüge dazu bei, wenn ich nur nicht selbst kompromittirt würde!“

8. Das Veilchenmädchen.

Als Mistreß Jonston mit dem Baron in ihr Zimmer eingetreten war, schleuderte sie Paletot, Sonnenschirm und Hut weit von sich, so daß diese Sachen unordentlich auf den Teppich niederfielen.

Sie wollte dem Baron einen Stuhl anbieten, aber die Stimme versagte ihr. Das Mißliche ihrer Lage stand ihr plözlich vor Augen, die Spannung des Zorns, die sie bis jezt aufrecht erhalten hatte, verschwand, da sie den Gehaßten, der ihren Zorn erregt hatte, nicht mehr vor sich sah, ihre Kraft verließ sie immer mehr, — sie sank auf das Sopha, verbarg ihr Gesicht in den Händen und weinte bitterlich.

Die Teilnahme des Barons für die so arg geschmähte und verfolgte Dame stieg bei diesem Anblick auf das höchste.

Bis jezt hatte er Mistreß Jonston nur in vollster Kraft und blühender Schönheit vor sich gesehen, jezt wurde er durch ihren Schmerz gerührt. Ihre herrliche Gestalt erbebte konvulsivisch durch den Ausbruch des lang verhaltenen Schmerzes, und krampfhaft rang sie ihre Hände, bis sie allmälich ruhiger wurde und die eine ihrer schönen weißen Hände kraftlos auf die Falten des herabhängenden Seidenkleides niedersank, während die andere das mit Spizen umsäumte Taschentuch vor die Augen drückte.

Die Bewunderung, die den Baron für die schöne Frau erfüllte, wäre allein wohl noch nicht die Veranlassung zu einem Geständnis geworden, das jezt durch die Umstände beschleunigt wurde. Dieser Bewunderung gesellte sich nun das Mitleid hinzu; in dem Verlangen, sie trösten zu können, beugte er sich zu ihr hinab, ergriff ihre Hand und drückte einen ehrfurchtsvollen Kuß auf dieselbe.

Erschreckt fuhr Mistreß Jonston in die Höhe und entzog ihm mit zürnendem Blick heftig ihre Hand.

„Kann ein Zeichen meiner Liebe Sie verlezen?“ fragte er, durch den zornigen Ausdruck ihres Gesichts eingeschüchtert und verwirrt.

„Wer mir in diesem Augenblick von Liebe sprechen kann,“ rief sie, „beleidigt mich! Welch eine Liebe kann es sein, die man einer Abenteurerin weiht, als welche mich jener Elende bezeichnet hat?!“

„Ich glaube an Sie, wie an mich selbst!“ entgegnete er mit dem Tone tiefster Ueberzeugung.

Sie sah ihn fest an; der Ausdruck des Zorns verschwand von ihrem Gesicht und machte einer tiefen Traurigkeit Plaz.

(Fortsezung folgt.)

Der Bau des menschlichen Körpers.

Eine anatomisch-physiologische Skizze von **Bruno Geiser**. (Fortsezung.)

Der Verdauungsapparat im menschlichen Körper ist sehr komplizirt und für seine Aufgabe außerordentlich zweckmäßig eingerichtet. Er stellt sich dar als ein Rohr oder ein Kanal, der mit den Lippen beginnt und mit der Mastdarmöffnung im After (Anus) endet.

Die Lippen (labia) sind eine aus der Gesichtshaut und der Schleimhaut des Mundes gebildete Duplikatur der Haut*), in welche ein Muskel eingebettet ist, der die Mundspalte kreisförmig umgibt und der Schließmuskel des Mundes (musculus orbicularis oris) genannt wird.

An diesen von den Lippen gebildeten, Mund genannten Eingang in den Verdauungskanal schließt sich die Mundhöhle (cavum oris) an, die nach hinten in die Rachenhöhle oder den Schlundkopf (pharynx) übergeht.

Die Mundhöhle besteht aus zwei Teilen, einer vorderen Höhle (vestibulum oris), welche bei geschlossenen Kiefern den Raum zwischen den Lippen mit den Wangen und den Kiefern sammt den Zähnen bildet; und einer inneren Höhle, der eigentlichen Mundhöhle, welche vorn und an den Seiten von den

*) d. h. eine Verdopplung der Haut, bestehend in der Lagerung einer Hautplatte über einer andern.

Zähnen, oben von dem harten und weichen Gaumen und unten von der Muskelschicht eingeschlossen wird, auf der und durch die die Zunge bewegt wird.

Der harte Gaumen (palatum durum) ist die quere knöcherne Scheidewand zwischen Mund- und Nasenhöhle; seine Grundlage bilden in den vordern zwei Dritteilen die Gaumenfortsätze der Oberkieferbeine, in dem hintern letzten Drittel die des Gaumenbeins.

Am hintern horizontalen Rande der Gaumenbeine befindet sich der, aus einer wulstigen, aus zwei Schleimhautplatten gebildeten Falte bestehende, weiche Gaumen (palatum molle), auch das Gaumensegel (velum palatinum) genannt, der nahezu ebensolang ist, als der knöcherne Gaumen, und von dessen hinterem Rande nach unten und rückwärts gegen die Zungenwurzel hinabgeht.

Mitten im freien unteren Rande des Gaumensegels ist ein länglicher, stumpf zugespitzter Vorsprung, das Zäpfchen (uvula) angebracht, zu dessen beiden Seiten sich die Gaumenbögen befinden, von welchen der untere vordere, der Zungengaumenbogen, bis zum Rande der Zungenwurzel hingeht, während der hintere obere, der Schlundgaumenbogen, sich seitlich in die Schleimhaut des Rachens verliert.

Zwischen den beiden Gaumenbögen bleibt an jeder Seite eine dreieckige Vertiefung; in denselben liegen die Mandeln (tonsillae), d. s. von der Schleimhaut umgebene Anhäufungen von Balgdrüsen mit Sekretionskanälen*), die im entzündlichen Zustand den Schlund versperren können.

Die Oeffnung, welche von dem hintern Teil des Zungenrückens, dem weichen Gaumen und den Gaumenbögen gebildet wird, heißt die Rachenenge (isthmus faucium) und ist der Eingang zum Rachen.

Dieser ist ein muskelhäutiger, fast senkrecht abwärts gehender und sich trichterförmig verengernder Schlauch, der außer mit der Mundhöhle noch mit der Nasenhöhle und nach unten mit der Kehlkopfhöhle in Verbindung steht und in der Gegend des fünften Halswirbels in die Speiseröhre übergeht.

Die Speiseröhre, auch Schlund genannt (Oesophagus), ist eine muskelhäutige, innen mit faltiger Schleimhaut ausgekleidete Röhre etwa von Fingerdicke, welche hinter der Luftröhre und vor der Wirbelsäule in die Brusthöhle hinabsteigt, hier rechts neben der absteigenden Aorta bis zum Zwerchfell (z)**) geht, dieses in der Höhe des neunten Brustwirbels durch ein Loch (das Foramen oesophageum) passirt, um in die Bauchhöhle einzutreten und hier sofort in den Magen überzugehen.

Der Magen, ventriculus, auch gaster oder stomachus (ma), liegt also unmittelbar unter dem Zwerchfell; nach unten grenzt er an das Querstück des Grimmdarms, nach vorn an die Bauchwand und den linken Leberlappen, hinten an die Bauchspeicheldrüse, rechts an die ihn zumteil verdeckende Leber (le) und nach links an die Milz (mi).

Seine Gestalt (vgl. Fig. 7, S. 17) ist die eines Dudelsacks; er ist etwa 34 Zentimeter lang und 12 bis 15 Zentimeter breit und damit der weiteste Teil des Verdauungskanals. Bei Männern faßt er ungefähr drei, bei Frauen zwei Kilogramm Flüssigkeit.

*) Sekretion heißt die Ausscheidung von Flüssigkeiten im menschlichen Körper.

**) Die so eingeklammerten kleinen lateinischen Buchstaben beziehen sich alle auf die hier gegebene Figur 8.

Die Magenwand wird gebildet aus drei Häuten, dem nach außen gewundenen Bauchfellüberzug, welcher ein Teil des Bauchfellsacks ist, der in der Mitte zwischen den beiden andern Häuten befindlichen Muskelhaut und der Schleimhaut.

Die Eintrittsöffnung der Speiseröhre in den Magen (Cardia) heißt auch der Magenmund (ostium oesophageum). Die enge ringförmige Oeffnung des Magens in den Zwölffingerdarm wird der Pförtner (pylorus) (p) genannt.

An diesem befindet sich eine durch ein Bündel von Ringfasern gebildete fadenartige Schleimhauterhebung, die Pförtnerklappe (valvula pylori), welche den Magen gegen den Zwölffingerdarm abzuschließen vermag, weshalb das obenerwähnte Bündel von Muskelfasern der Schließmuskel des Pförtners heißt.

Der Zwölffingerdarm (duodenum intestinum) hat seinen Namen davon, daß er ungefähr so lang ist, als zwölf Finger breit sind. Er ist der etwas weitere, hufeisenförmig von rechts oben nach links unten an die Bauchwand angeheftete, die Bauchspeicheldrüse (pancreas) umschließende Anfangsteil des Dünndarms (intestinum tenue), welcher letztere der längste und engste Teil des Verdauungsrohres ist, nämlich bei einer Länge von $5^1/_2$ bis 6 Metern — nahezu viermal so lang als der ganze menschliche Körper — nur etwa 3 Zentimeter weit.

Fig. 8. **Eingeweide des Bauches auseinandergelegt.**

Der Dünndarm ist in einer Menge sehr beweglicher Schlingen und Windungen (dü) in die Bauchhöhle gelagert. Sein oberer, in der Nabelgegend gelegener Teil heißt Leerdarm (intestinem jejunum), sein unterer, den Hüften naheliegender Teil, in welchen der erstere ohne bestimmte Grenze übergeht, wird als Krummdarm (intestinum ilëum) bezeichnet.

Dieser letztere geht in seinem unteren Ende in den, Dickdarm (di) genannten, letzten Teil des Darms und des gesammten Verdauungskanals über.

Der Dickdarm (intestinum crassum) ist fast noch einmal so weit als der Dünndarm und $1^1/_2$ bis $1^4/_5$ Meter lang. Er liegt wie ein Kranz um die Schlingen des Dünndarms herum und enthält viele Ausbuchtungen, von denen sich die erste gleich an seinem Anfange, in dem untern Teile der rechten Oberhüftgegend, bemerklich macht. Dieselbe besteht in einem kurzen blinden Darm, Blinddarm (intestinum coecum) genannt, an welchem sich in dem federkieldicken 5 bis 8 Zentimeter langen Wurmfortsatze (appendicula — oder processus — vermiformis) noch ein Anhängsel befindet.

Ein weiterer Teil des Dickdarms ist der Grimmdarm (colon), der zunächst als aufsteigender Grimmdarm (colon ascedens) von der rechten Beckenschaufel zur untern Fläche der Leber emporsteigt, um dann im Quergrimmdarm (colon transversum) wagerecht unter dem Magen nach links hinüberzugehen, von da als absteigender Grimmdarm (colon descedens) bis zur linken Darmbeingrube hinunterzusteigen und nach einer S-förmigen Krümmung (dem S romanum) in den Mastdarm (intestinum rectum) auszulaufen.

Der Mastdarm, dieses letzte Stück des Dickdarms, geht an der hintern Wand der Beckenhöhle etwa 15 Zentimeter lang bogenförmig von oben nach unten und steht durch den mit einem starken ringförmigen Schließmuskel (sphincter ani) umgebenen After mit der Welt außerhalb des menschlichen Körpers in Verbindung.

Während der Zwölffingerdarm ziemlich fest an der Bauchwand anliegt, ist der übrige Dünndarm in seiner Lage durch eine

große, etwa handbreite Falte des Bauchfells, das Gekröse (mesenterium) genannt, frei beweglich an die Wirbelsäule angeheftet. Die vielen Krümmungen des Dünndarms bedingen die vielfache, halskrausenartige Faltung des Gekröses, woher dieses seinen Namen hat. Der Dickdarm dagegen ist im ganzen ähnlich wie der Zwölffingerdarm fest an seine Unterlage angeheftet, nur seine S-Krümmung hängt loser, und der Quergrimmdarm liegt ganz frei zwischen den beiden Platten des Bauchfells, welches den Magen von hinten und vorn überzieht.

Das bereits mehrfach erwähnte Bauchfell (peritoneum) ist eine dünne, halb durchsichtige, seröse Haut, welche die ganze Innenfläche der Bauchhöhle und von den darin gelegenen Organen den Magen, den Darm, die Leber und die Milz vollständig überzieht, indes sie die Gebärmutter und die Harnblase nur teilweise umspannt. Das Bauchfell bildet außer dem Gekröse noch das die Därme in der Form einer Schürze bedeckende große Nez (ne) und das von der oberen Seite des Magens nach hinten zur unteren Seite der Leber gehende kleine Nez.

Zur Unterstüzung der Bewegungen der Eingeweide und zur Vermeidung schädlicher Reibungen sondert das Bauchfell für gewöhnlich eine geringe Menge wässeriger Flüssigkeit ab, welche es stets weich und schlüpfrig erhält. — —

Haben wir im Vorstehenden uns über die Beschaffenheit des Verdauungskanals vom Munde bis zum After unterrichtet, so können wir nun daran gehen, uns über den Vorgang der Verdauung selbst aufzuklären.

Die Verdauung besteht in einer derartigen Umwandlung der zur Ernährung verwendbaren Bestandteile der Speisen, daß diese zur Aufnahme in die Körpersäfte geeignet werden.

Die Verdauung beginnt bei fester Nahrung bereits im Munde, wo die Speise in erster Linie durch die Zähne zerkleinert wird. Flüssige Nahrung, die der Zerkleinerung nicht bedarf, passirt dagegen den Mund ohne Aufenthalt. Die meißelförmigen Schneidezähne haben die Aufgabe, die Speisebissen abzubeißen; den breiten Backenzähnen kommt das Zermalmen derselben zu.

Für den Hin- und Hertransport der Speise im Munde hat das beweglichste Muskelorgan im Körper, die Zunge (lingua glossa), zu sorgen, welche mit ihrem mittleren Teil an den Boden der Mundhöhle angewachsen und nach vorn durch eine Falte der Mundschleimhaut, das Zungenbändchen, angeheftet ist.

Bei der Bewegung der Speisen im Munde werden sie von dem Mundspeichel durchtränkt, der ein Gemisch aus der Absonderung der drei Speicheldrüsen mit der Absonderung der, Follikeln genannten, mit einem dichten Nez feiner Blutgefäßchen umsponnenen Säckchen ist, wie sie sich in der Mundschleimhaut zahlreich vorfinden.

Die Speicheldrüsen sind paarige Organe; die größte, die Ohrspeicheldrüse (glandula parotis), mündet in der Gegend des zweiten obern Backenzahns durch die Wangenschleimhaut in die Mundhöhle, die andern, die Unterkieferdrüse (glandula submaxillaris) und die Unterzungendrüse (glandula sublingualis) haben ihre Ausführungsöffnungen am Boden der Mundhöhle in der Gegend des Zungenbändchens.

Das Speichelgemisch zeigt sich als eine wässerige, schaumige, schwach fadenziehende Substanz, welche farblos ist und nur etwa ½ Prozent an festen Bestandteilen enthält, unter denen am bemerkenswertesten sind der sogenannte Speichelstoff, Ptyalin, ein noch nicht genauer bekannter Gährungsstoff, und das in keinem andern Bestandteile des Körpers vorkommende Rhodankalium.

Bei der innigen Vermischung der Speisen mit dem Speichel werden ihre löslichen Stoffe verflüssigt und ein Teil ihres Stärkemehls (Amyl) durch die Einwirkung des Ptyalin in Dextrin (Stärkegummi) und Stärkezucker chemisch verwandelt.

Nun sind die Speisestoffe zum Weitertransport geeignet, und dieser beginnt sogleich in einer Weise, welche die von der unablässigen vieltausendjährigen Arbeit der Natur hergestellte Zweckmäßigkeit der Einrichtung der Mund- und Rachenhöhle zur Erledigung des ihnen zugewiesenen Teils des Verdauungsgeschäfts gründlichst bewährt.

„Der Bau der hintern Teile des Mundes, des Gaumens und der Rachenhöhle,“ sagt Vogt*), „ist vorzüglich darauf berechnet, den Bissen auf seinem richtigen Wege zu erhalten, und ihn weder nach oben in die hintern Nasenöffnungen, noch nach vorn in den Kehlkopf und die Luftröhre ausrutschen zu lassen. Das weiche Segel des Gaumens, das im hintern Teile der Mundhöhle herabhängt, bildet gewissermaßen einen Teppichvorhang, den der Bissen wegdrängen und aufheben muß, um in den Schlund zu gelangen. Von der Seite her wirken die Gaumenbogen, welche man bei geöffnetem Munde sieht, durch ihr Zusammentreten. So von allen Seiten eingeschlossen und gedrängt, schlüpft der Bissen unter dem Gaumensegel durch und über den Kehldeckel weg in den Anfang des Schlundes, von wo er durch die Zusammenziehung der Muskelfasern abwärts in den Magen getrieben wird. Die Oeffnung der Stimmrize im Kehlkopf bietet eine ganz besondere Schwierigkeit auf diesem Wege. Die Rachenhöhle hinter dem Gaumensegel ist der Kreuzungspunkt des Luftweges und des Nahrungsweges. Die Speiseröhre liegt unmittelbar an der Wirbelsäule an, — jeder Bissen streicht also über die Stimmrize weg nach hinten in die Speiseröhre, — jeder Atemzug durchsezt quer den Speiseweg. Der Kehldeckel schließt die Stimmrize beim Hinabschlucken, — er klappt sich nach hinten über. Ist dieser Schluß unvollständig, so gelangt leicht der Bissen an die Stimmrize, die äußerst empfindlich ist, oder selbst in den Kehlkopf. Husten, Erstickungszufälle sind die Folgen des Verschluckens.“

Die dem Willen nicht unterworfenen, peristaltischen**) Bewegungen der Muskelfasern in der Speiseröhre schieben nun das eingespeichelte und darum leicht transportable Speisegemenge in den Magen, den man bis vor noch nicht gar langer Zeit für das Hauptorgan, ja sogar für das einzige Organ der Verdauung gehalten hat.

In ihm findet die Vermischung des Nahrungsbreies mit dem Sekret der in außerordentlich großer Menge die ganze Magenschleimhaut dicht bedeckenden Labdrüsen statt, winziger zylindrischer Schläuche, welche sich trichterförmig öffnen. Dieses Sekret ist der sogenannte Magensaft (Labsaft), dessen physiologisch wichtige Bestandteile außer dem in der Menge von 98 Proz. vorhandenen Wasser freie Salzsäure in einer Quantität von $^{2}/_{100}$ Prozent und Pepsin $^{319}/_{1000}$ Prozent sind; daneben enthält der Magensaft Chlornatrium, Chlorkalium, Chlormagnesium, Spuren von Eisenchlorür, phosphorsauren Erden, Peptone und wohl auch Spuren von Fett.

Die Menge des gesammten innerhalb 24 Stunden zur Ausscheidung aus den Labdrüsen gelangenden Magensafts ist auf 25 bis 30 Pfund berechnet worden.

Das Pepsin ist das Magenferment, der Gährungsstoff des Magens. Es besteht aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff und Sauerstoff und ist löslich in Wasser und fällbar durch Alkohol.

Die Hauptwirkung des Magensaftes besteht darin, sämmtliche Proteinkörper***), gleichviel ob sie im löslichen oder geronnenen Zustande, innerhalb oder außerhalb des Magens mit dem Magensaft in Berührung kommen, zu lösen und die gelösten Eiweißstoffe (Albuminstoffe) und die Albuminoide genannten Leime und leimgebenden Gewebe in Peptone überzuführen.

Diese Peptone sind Modifikationen der Proteinkörper, welche von diesen wesentlich verschieden sind. Sie sind, nach Funke, leicht löslich in Wasser, während kein einziger Eiweißkörper in Wasser wirklich löslich ist; durch Kochen werden sie nicht verändert, auch sind sie weder durch Säuren, noch durch Alkaline fällbar, wohl aber durch Ammoniak, Quecksilberchlorid und Bleiessig. Während ferner die Albuminate im sogenannten löslichen Zustande sehr schwer oder garnicht durch tierische Membranen durchdringen (diffundiren), diffundiren die Peptone sehr leicht durch die Membranen.

*) a. a. O. S. 63.

**) Peristaltisch wird die wurmartige Bewegung des Verdauungsschlauches genannt.

***) Eiweißartige Körper.

Erwischt!

Wenn auch in den Schulen die zehn Gebote eifrigst gelehrt und der Jugend eingeprägt werden, so bleibt doch inbezug auf einen Punkt wenig daran hängen, nämlich inbezug auf das — Obststehlen. Es wird wenig Schüler geben, seien sie nun sonst „brav“ oder „böse“, die sich nicht schon das Vergnügen gemacht haben, an den Tagen, da Nachmittags frei ist, auf das Land zu ziehen und den Bauern dort ihre Obstbäume etwas zu erleichtern. Das Strafgesez kann gegen die jugendlichen Missetäter noch nicht angewendet werden und es bleibt dem Lehrer oder den Eltern überlassen, Strafen zu verhängen, oder dem Besizer der Obstbäume selbst, wenn er die Uebeltäter erwischt. Das leztere ist indessen ziemlich selten der Fall, denn gerade das „elfte Gebot“, das nicht im Katechismus steht, wird von der Jugend sehr eifrig befolgt. In unserem Fall freilich hat der Uebeltäter das elfte Gebot übertreten. An ein Entrinnen ist nicht mehr zu denken; der Eigentümer des geplünderten Obstbaumes und seine Gattin, zwei karakteristische Figuren vom Lande, harren am Fuße des Baumes, bis der Sünder herabsteigt und dann — nun dann wird ein Akt erfolgen, bei dem dem Ertappten zu wünschen wäre, daß seine dünnen Beinkleider sich in Hirschleder verwandelten. Sollte er den zweibeinigen Wächtern, was kaum möglich, entrinnen, so wird der Spiz, der vierfüßige Wächter, den Flüchtling bald wieder einholen und ihn stellen.

Allerdings wird der Dieb nicht so bald seinen Zufluchtsort verlassen und wird die Geduld seiner Belagerer auf eine harte Probe stellen.

Andre Zeiten, andre Sitten! Bei den alten Spartanern war der Jugend solche Art von Diebstahl erlaubt; die jungen Diebe wurden nur bestraft, wenn sie sich erwischen ließen. Man glaubte dadurch die Schlauheit der jungen Spartaner auszubilden, ihre List zu schärfen und so Eigenschaften bei ihnen heranzubilden, die im Kriege allerdings gut zu verwenden sein mochten. Man brachte also nach heutigen Begriffen das sittliche Moment dem nützlichen ganz und gar zum Opfer. Solche Anschauungen sezen indes so sehr andere Eigentumsformen voraus, daß es müßig wäre, über die Vorzüge der einen oder der andern Anschauung zu streiten. Im Altertum achtete man öfters den geschickten Dieb. Herodot erzählt die bekannte Sage von einem König von Egypten, der sich durch die Geschicklichkeit eines Spizbuben so sehr imponiren ließ, daß er diesem seine Tochter zur Frau gab und ihn zu seinem Nachfolger ernannte. Auch noch im Mittelalter, da man den Diebstahl mit dem Tode bestrafte, ging der Dieb, der Nahrungsmittel stahl, frei aus, wenn er nachwies, daß er den Diebstahl aus Hunger verübt hatte. Die Carolina, die von Karl V. eingeführte „peinliche Halsgerichtsordnung“, enthielt eine diesbezügliche Bestimmung.

Unser ertappter und in höchsten Nöten befindlicher Missetäter wird nun weder von den Spartanern, noch von jenem seltsamen egyptischen König, noch von der Carolina etwas wissen. Aber selbst wenn das der Fall wäre, so würde ihm das sicherlich wenig nüzen, denn der Bauer und seine bessere Hälfte sehen nicht danach aus, als ob sie sich um Herodot und die Spartaner zu bekümmern gesonnen seien. Es wird eben eine Tracht grimmige Prügel sezen, was auch die Geschichtsphilosophen von der Veränderung der Eigentumsbegriffe in der Weltgeschichte sagen mögen.

W. B.

Ebenso verhält es sich mit dem Filtriren der Albuminate und Peptone durch Membrane. Dasselbe geht bei den ersteren auch unter Druck sehr schwer vor sich und liefert eine verdünntere Lösung, indes es bei den Peptinlösungen sehr leicht vor sich geht und diese nicht verdünnt.

Mechanisch lösend wirkt der Labsaft auf Zucker, Gummi, Dextrin und mehrere Salze. Dagegen ist er chemisch wirkungslos, d. h. ohne Einfluß auf die Zusammensezung der betreffenden Stoffe, auf Fette, Cellulose, Stärke, Zucker, Wachs, Horn und elastisches Gewebe.

Begünstigt wird die Wirkung des Magensaftes durch den Zusaz geringer Mengen Fett, vermindert durch Zusaz von Alkalisalzen und zuviel freie Säure; vollständig aufgehoben durch Kochen, Neutralisation, Galle, Gerbsäure, arsenige Säure, schweflige Säure und viele Metallsalze.

Den mit Speichel und Schleim durchfeuchteten Speisebrei möglichst innig mit dem Labsaft zu mischen, dazu dienen die Bewegungen des Magens. Also nicht, wie man früher allgemein annahm, um die Speisen zu zerreiben*), übt der Magen eine energische Bewegungstätigkeit aus, sondern er dreht sich und seine Wände kontrahiren sich langsam peristaltisch, um die Speisen mit allen Teilen der Magenschleimhaut in gleitende Berührung zu bringen.

Ist der Magen mit Speise gefüllt, so geht er aus der senkrechten Lage in eine mehr wagerechte über; seine große Krümmung (Curvatur) wendet sich nach vorn und oben.

Der Bissen, der durch die Mündung der Speiseröhre in den Magen gekommen ist, wird nun durch die Zusammenziehung der Muskelfasern links hin zum Magengrund und an der großen Curvatur hin bis zum Pförtner geschoben, von da zurück an der kleinen Curvatur hin, bis er wieder bei der Cardia (Magenmund) angelangt ist, von wo er den Weg an der großen Curvatur entlang zum Pylorus von neuem antreten muß.

Entwickeln sich bei der Magenverdauung Gase, so müssen sie ihrer Leichtigkeit wegen nach oben, d. i. durch die Cardia in die Speiseröhre und den Mund entweichen, — es „stößt“ dem Verdauenden „auf“. Haben die Gase kleine Mengen der sauren Magenflüssigkeit mit sich fortgerissen, wie es oft geschieht, so ist das Aufstoßen von einem brennenden Gefühl begleitet.

Entgegen den früheren Annahmen weiß man jezt, daß mit der Magenverdauung die Verdauung überhaupt noch nicht beendet ist. Sie wird vielmehr in den Därmen fortgesezt. Dem durch den Pförtner in den Zwölffingerdarm eingeschobenen sauren Speisebrei wird hier Galle und pankreatischer Saft beigemischt, und überall, wo der Speisebrei in den Därmen hinkommt, kommt er mit Darmsaft in verdauungfördernde Berührung.

Die Galle, (bilis, fel), eine gelbliche, auch grünliche, braungrüne, selbst teerschwarze, fadenziehende, schäumende, schleimige Flüssigkeit von eigentümlich widerlichem Geruch und stark bitterm Geschmack, ist ein Produkt der Leber, welche bei normalen ausgewachsenen Menschen etwa 1 ½ Kilogramm davon alle 24 Stunden hervorbringt.

Die Galle unterstützt die Aufnahme der Fette aus dem Nahrungsbrei derart, daß ohne sie nur eine sehr geringe, den Bedürfnissen des Körpers nicht genügende Menge in die Körpersäfte übergehen würde. Die Galle färbt den Speisebrei zunächst grünlich und dann allmälich braun und gibt ihm den Kotgeruch.

Der pankreatische Saft, auch Bauchspeichel genannt, ist das Sekret der Bauchspeicheldrüse (pankreas), die in ihrer Beschaffenheit den Speicheldrüsen des Mundes sehr ähnlich ist. Er ist eine klare, farb- und geruchlose, zähflüssige, klebrige stark alkalische Flüssigkeit von eigentümlichem Geschmack; er zersezt sich leicht und wird durch Hize, Alkohol und Metallsalze koagulirt*). Die Wirkung des Bauchspeichels besteht darin, daß er gleich dem Mundspeichel Stärkemehl in Dextrin und Zucker umwandelt, die Fette durch Verseifung zur Aufnahme in die Körpersäfte vorbereitet und geronnene Eiweißkörper und leimgebende Substanzen auflöst und in Peptone überführt.

Der Darmsaft endlich ist das Sekret der in ungeheurer Anzahl in der Darmschleimhaut vorhandenen sogenannten Lieberkühn'schen Drüsen; er ist dünnflüssig, von weingelber Farbe und riecht stark alkalisch. Aehnlich wie der Bauchspeichel löst er Eiweißkörper und Faserstoff auf und verwandelt Stärke in Dextrin und Zucker.

Bei den peristaltischen Darmbewegungen, die weniger im Zwölffingerdarm als im Dünndarm sehr energisch geschehen, im Dickdarm jedoch sehr langsames Tempo annehmen, wird der Speisebrei unter normalen Umständen des größten Teils seiner nährenden Bestandteile, welche ihm die Magenverdauung noch übrig gelassen hat, beraubt und langsam — in etwa sechs bis fünfzehn Stunden — bis zum Mastdarm transportirt; von dort werden die unverdaulichen Ueberreste als Kot nach außen entleert.

(Fortsezung folgt.)

*) Was man von dem menschlichen Magen fälschlich annahm, trifft bei anderen, z. B. dem der Hühner und anderer Vögel zu. Die starken Muskelwände des Vogelmagens zerkleinern die Nahrung mechanisch, indem sie wie Reibplatten gegeneinanderwirken. Die Magentätigkeit der Tiere ist überhaupt eine sehr verschiedenartige; der Magen der Krebse und einiger Insekten hat sogar Zähne aufzuweisen.

*) Zum Gerinnen gebracht.

Unsere Illustrationen.

Damenkegelklub in New-York. (S. 105.) Die Amerikanerinnen können eine Menge von Eigenschaften und Gepflogenheiten aufweisen, die sich von denen unserer europäischen Damenwelt wesentlich unterscheiden. Vor allem ist an der echten Amerikanerin eine größere Selbständigkeit, eine Eigenschaft, die wir nur als vortrefflich anzuerkennen uns verpflichtet fühlen, wenngleich man im alten verschrobenen Europa für alle solche Eigenschaften die verrufene Bezeichnung „Emanzipation“ hat. Es gibt bei uns tatsächlich Leute, die glauben, die „Emanzipation“ der Damen bestünde darin, daß dieselben, etwa wie unsere Studenten, rauchen, Bier trinken und sich ganz so ungenirt aufführen, wie etwa gewisse Kategorien unserer Studentenschaft. Es ist auch nicht in Abrede zu stellen, daß unter dem Namen „Frauenemanzipation“ sich in Amerika, vielleicht auch in England, verschiedene Extravaganzen verbergen. Aber im Ganzen und Großen handelt es sich nur darum, für die Frauen jene Selbständigkeit zu erringen, die sie davor bewahrt, sich dem Manne gegenüber in der leider althergebrachten Abhängigkeit zu befinden. Daß bei uns verschiedene Frauenkreise bemüht sind, dieses Bestreben selbst herabzusezen und verächtlich zu machen, ist uns ein Beweis, mit welch bedauernswürdigem Mangel an Verständnis viele Frauen noch ihren eigensten Interessenfragen gegenüberstehen. Man wird in diesen Dingen mit Neuerungen vorsichtig sein müssen; ganz energisch aber müssen die alten Vorurteile bekämpft werden, welche bisher die Frau in der Tat in einer Knechtschaft erhalten haben, die uns nur deshalb weniger verwerflich erscheint, weil wir an dieselbe gewöhnt sind.

Natürlich kann der gebildete Mensch von Selbständigkeit der Frauen nicht jene rohen Anschauungen haben, die gewissen Industriellen eigen ist, welche glauben, die Frau sei selbständig, wenn sie nur „miterwerben“ dürfe. Die Frau in der Fabrik bedeutet nicht nur die Herabsezung der Löhne, sondern auch die Auflösung der Familie, die Depravation des kommenden Geschlechts. Leider hat die Gesezgebung hierauf noch nicht die gebührende Rücksicht genommen, trozdem die Berichte der Fabrik-Inspektoren dazu mehr als genügende Veranlassung geben.

Selbst Kegelklubs von Damen, ein an und für sich doch höchst unschuldiges Vergnügen, wird man bei uns nicht leicht ohne eine gewisse Prüderie betrachten und dem zugleich als ganz gesunde Leibesübung dienenden Kegelspiel Dinge unterschieben, an welche die Amerikanerinnen auch nicht entfernt denken. Sie werden sich aber darum nicht kümmern und daran tun sie auch ganz recht. Denn sie lieben, wie die Engländerinnen, die körperlichen Uebungen und zeigen darin nicht die manchmal recht albern erscheinende Zurückhaltung unserer Modedamen.

Unser Bild zeigt uns solch einen Damenkegelklub in Tätigkeit; schon der Anblick der Sache selbst kann uns beweisen, wie wenig die Einwürfe gegen dies famose Vergnügen gerechtfertigt sind. A. T.

Ein Wetter kommt! (Seite 112—113.) Der blaue See hat sich in sein schönstes Gewand gehüllt. Glatt wie ein Spiegel liegt er da, glänzend im Sonnenstrahl; die Oberfläche wird nur hier und da von den Ringen eines leichten Wellenschlags gekräuselt, wenn ein Fisch vor Vergnügen sich in die Höhe schnellt und wieder ins Wasser zurückplumpst. Kaum streicht ein Hauch über die blanke Fläche, die man bald von flinken Ruderbooten durchfurcht sieht. Die Fischer ziehen froh hinaus, um ihre Netze auszuwerfen, und bald bedeckt sich der Boden der Fahrzeuge mit den stummen, zappelnden Bewohnern des Sees, die heute noch in den Pfannen der Gasthöfe prasseln werden. Aber nicht nur die Fischer, auch andere Bewohner des Seegestades benutzen das schöne Wetter, um eine Seefahrt zu machen. Nicht nur zum Vergnügen; allerlei Geschäfte treiben dazu an, und wer nicht viel auszugeben vermag und sich auf die Kraft seiner Arme beim Rudern verlassen kann, der wartet nicht den Dampfer oder die Fähre ab, sondern macht sein kleines Boot los und treibt es mit raschen Ruderschlägen dahin.

Aber der See ist ein heimtückischer Gesell; unter der klaren Decke lauert drohende Gefahr und Not. Der See liebt es, seine Launen spielen zu lassen. Während sich noch alles fröhlich auf dem See umhertreibt, steigen in der Ferne kleine Wölkchen auf, die sich schnell vergrößern. Der erfahrene Fischer kennt diese Vorboten des Sturmes und macht sich bald auf den Heimweg. Wehe dem, der sich mit seinem schwanken Kahn verspätet und unter die tobenden Fluten gerät. Der See ist gar gierig nach solchen Opfern.

Der Himmel ist voll dunklen Gewölks, die Möven flattern kreischend umher, aber noch immer hat der See seine trügerische Glätte nicht verloren. Nur seine Farbe hat ein unheimliches Dunkel angenommen. Endlich aber setzt sich auch das Wasser in Bewegung; weißschäumende Wellen erheben sich, der Sturm kündigt sich in kurzen einzelnen Stößen an. Man hört ein dumpfes Rollen, das vom Grunde des Sees zu kommen scheint; es ist aber der Sturm, der die Wogen vor sich her jagt. Fern am Horizont zucken einzelne Blitze aus dem dichten Gewölk; der See bringt ein Wetter und zeigt uns sein düsterstes Antlitz, nachdem er vor kurzem noch so freundlich ausgesehen.

Die flinken Kähne sind längst zum Land geflohen und haben sich geborgen vor den Wogen, die grimmig zum Strand heranrollen und an den steinernen Dämmen den weißen Gischt hoch emporspritzen. Das Boot, das noch draußen geblieben, braucht eine kundige Hand, um unversehrt und glücklich zum Strand zu gelangen. Und leider ist eins noch draußen, in dem sich nicht einmal ein Mann befindet. Es trägt drei weibliche Wesen. Eine junge Fischersfrau, deren Mann heute am Lande zu tun hat, hat eine Ladung Fische nach der andern Seite des Sees gebracht; ihre alte Mutter und ihr kleines Töchterchen haben die Fahrt mitgemacht. Auf der Rückkehr haben sie sich verspätet; sie sind noch weit vom Lande und der Sturm bricht los; das finstere Wetter zieht über ihnen herauf. Gierig rollen die Wogen heran und schäumen an dem schwanken Kahn empor; die Sturmvögel, die Möven, umkreisen mit schrillem Warnungsschrei das gebrechliche Fahrzeug. Aber die mutige Fischerin, die mit den Tücken und Nücken des Sees vertraut ist, führt das Ruder mit kräftiger Hand; sie wird das Boot sicher zum Ufer steuern. Das Kind sieht furchtlos in die brausenden Wogen hinaus, und nur die Alte scheint ein wenig furchtsam zu sein; wahrscheinlich spricht sie leise ein Stoßgebet um gnädige Errettung aus der Gefahr. Es wird da gehen wie bei der berühmten Meerfahrt des Königs Karl, bei der alle Ritter jammerten, wie sie dem Sturme und den Wogen entrinnen möchten. Aber, singt Uhland:

> Der König Karl am Steuer saß,
> Er hat kein Wort gesprochen,
> Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
> Bis sich der Sturm gebrochen.

Und so steuert auch die junge Fischerin, diese vom Künstler so prächtig erfaßte Volksgestalt, den gebrechlichen Kahn mit ihren Lieben schweigend und sicher durch den Sturm. Der See rast, aber er wird kein Opfer haben. W. B.

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Die gesetzliche Beschränkung der chinesischen Einwanderung hat nach den letzten Berichten aus San Franzisko die chinesische Kolonie nicht vermindert; im Gegenteil, man sieht jetzt mehr Chinesen in den Straßen dieser Stadt, als zur Zeit, wo jeder Orientdampfer 500 bis 800 Kulis brachte. Schuld daran ist teils die vermehrte Nachfrage nach chinesischen Arbeitern infolge des Mangels an guten Dienstboten, teils das rapide Wachstum kleiner Fabriken. Obgleich die Cigarrenhändler laut ankündigen, daß nur weiße Arbeit verwendet wird, ist es doch sicher, daß — außer der echten Havannah oder Manila — keine Cigarre in San Franzisko verkauft wird, die nicht von chinesischen Händen fabrizirt wäre. Der Chinese ist höchst resolut und beharrlich; wenn er findet, daß er sich in einem Haushalt unentbehrlich gemacht hat, wird er so willkürlich und herrschsüchtig wie der Irländer. Das Bestreben der Rasse ist, wenn sie in ein Geschäft oder eine Manufaktur tritt, diese zu monopolisiren. Vor einigen Jahren sicherten sie sich die Kontrole des Schweinehandels, und jetzt geht jedes Pfund frischen Schweinefleisches, das in San Franzisko verkauft wird, durch chinesische Hände, ja sie belegen oft Schweinezüchter mit schweren Strafen, wenn diese wagen, Vieh direkt an weiße Schlächter zu verkaufen. Die Chinesen haben das Waschmonopol im ganzen Staate, ebenso wie die Kontrole der Cigarrenmanufaktur, und allem Anschein nach werden sie bald die der Schuh- und Stiefelmanufaktur besitzen. Schon ist berechnet worden, daß die Hälfte der ganzen Handarbeit in San Franzisko von Chinesen getan wird. (Globus.)

Verkehr im Suezkanal 1882. Der stetig zunehmende Verkehr am Suezkanal hat auch im Jahre 1882 ungeachtet der verhängnisvollen Ereignisse keine Einbuße erlitten; im Gegenteil war der Verkehr in dem genannten Jahre der stärkste seit dem Bestande desselben. Es passirten denselben 3198 Schiffe mit einem Tonnengehalte von 6811521 und es wurde eine Einnahme von 60504878 Francs erzielt. Bei diesem Verkehr war England mit 84 Prozent beteiligt. Im Jahre 1881 zählte man 2727 Schiffe mit 5794401 Tonnen Gehalt und 51274352 Frcs. Einnahme. (Ausland.)

Furchtbare, seit Monaten anhaltende Regengüsse richteten in Argentinien und besonders im südlichen Teile der Provinz Buenos-Aires große Verwüstungen an. Die Zeitung von St. Nikolas berechnet die Anzahl der durch die Regen allein im Staate Buenos-Aires umgekommenen Mutterschafe und Lämmer auf sieben Millionen Stück. Durch Ueberschwemmungen waren einzelne Ortschaften seit Monaten von jedem Verkehr abgeschnitten. (Ausland.)

Für unsere Hausfrauen.

Ueber Benützung und Aufbewahrung des Obstes.

Der Obstsegen dieses Jahres, besonders in Aepfeln, läßt es wünschenswert erscheinen, die Früchte möglichst vielseitig und durch zweckmäßige Aufbewahrung möglichst lang zu benützen. Da das Obst sicherlich in vielen Gegenden um sehr mäßigen Preis verkauft werden wird, so wird man auch in solchen Haushaltungen, wo man keinen Eigenbau hat, in den Stand gesetzt sein, sich, wenn auch nur in beschränktem Maße, mancherlei Vorräte für den künftigen Gebrauch einzulegen. So sind z. B. geschälte, geschnitzte (gespaltene) und getrocknete Aepfel in jeder Haushaltung nicht nur eine gute Zuspeise und ein schätzbares Material für die Küche, sondern oft ein wahres Labsal für Kranke. Aepfel lassen sich aber überall auch im kleinen leicht trocknen, entweder auf einem Herd oder indem man die Schnitze an Fäden aufreiht und an die Luft und Sonne hängt. Kauft man dieselben getrocknet, so ist der Preis in der Regel der zehn- bis dreißigfache der grünen Früchte. Das Trocknen derselben dürfte deshalb in vielen Fällen selbst da der Mühe lohnen, wo man sie, billige Preise vorausgesetzt, zu kaufen genötigt ist. Wir führen dies nur als ein Beispiel an. Es gibt aber, wie allgemein bekannt ist, noch vielfache andere Benützungsarten der verschiedenen Obstsorten, und der Zweck dieser Zeilen ist, einige erprobte Verfahren zu diesem Behufe, sowie zur Aufbewahrung des Obstes in grünem Zustande anzugeben.

Ein Vorteil beim Dörren des Obstes. — Nachdem die reifen Früchte geschält und gespalten sind, wobei der Kelch und das Kernhaus auszuschneiden sind, werden die Schnitze in glasirte, nicht zu hohe Töpfe getan, auf deren Boden ein wenig Wasser kommt, und mit den Obstschalen oder einem (nicht eisernen) Deckel zugedeckt und dieser Topf in einen größeren Hafen, worin Wasser kocht, eingestellt und so lange darin gelassen, bis die Früchte oder Schnitze so weich sind, daß sie mit einem Strohhalm ohne Beschwerde durchstochen werden können. Dies ist bei vielen Aepfeln schon nach fünf Minuten der Fall, während andere etwas länger brauchen. Den Topf kann man auch in einen Backofen oder in eine Bratröhre stellen. Hierauf werden sie zum Dörren aufgelegt. Dieses Verfahren hat zum Zweck, das Dörren sehr wesentlich zu beschleunigen. Eine ähnliche Wirkung erzielt man, wenn man die Schnitze einige Minuten in kochendes Wasser taucht. Auf dieselbe Weise werden auch Birnen behandelt, die indes nicht geschält und, wenn sie klein sind, ganz gedörrt werden. Ebenso können auch kleine Aepfel gedörrt werden. Sie werden dann wie große geschält, aber nur die Kelche ausgeschnitten. In halb getrocknetem Zustand können sie dann plattgedrückt werden.

Obstkraut (Gesälz). — Dieses Produkt ist besonders am Rhein sehr gebräuchlich und bildet einen gesuchten Handelsartikel. Eine einfache Bereitungsart ist folgende: Zur Hälfte geschnittene Aepfel, zur Hälfte Runkelrüben (am besten Zuckerrunkeln) werden, jeder Teil besonders, halbgar gekocht, abgeseiht und zusammen ausgepreßt. Der gesammte so erhaltene Saft wird darauf zu einem Gelée eingekocht. Anstatt Aepfel kann man auch Birnen zur Bereitung dieses Mußes verwenden. So eingekocht wird es in Steintöpfe gefüllt und mit ausgelassenem Rindsfett übergossen. Die rheinischen Fabriken füllen aber das Obstkraut einfach in Fässer.

Ein ähnliches Muß wird allgemein in Amerika unter dem Namen Aepfelbutter bereitet, indem man süßen Aepfelmost zuerst auf die Hälfte einkocht, demselben dann eine hinlängliche Quantität geschälte Aepfelschnitze zusetzt und darauf unter beständigem Umrühren weiter kocht, bis das ganze einen dicken Brei bildet, dem man etwas gestoßenen

Zimmt und klein geschnittene Zitronenschale zusetzt und ihn endlich, wie oben angegeben, aufbewahrt. Er soll sich mehrere Jahre halten.

Ueber Aufbewahrung des Obstes wird mitgeteilt: Um das im Herbst geerntete Obst lange, bis Ostern, ja bis Pfingsten zum Verbrauch aufzuheben, wird dasselbe, wenn vollkommen und reif (die Reinetten bis zum eintretenden Frost, weil, wenn sie früher abgenommen, sonst zusammenschrumpfen), bei trockener Witterung, und zwar mit Handschuhen vorsichtig abgepflückt, gleichsam wie Eier in Körbe gelegt, also, um Verlezungen zu verhüten, nicht geworfen, ebenso an eine luftige Stelle, etwa auf dem Speicher, zum Ausschwizen neben einander gelegt, wo es bis zum eintretenden Froste liegen bleibt; alsdann wird es gleich hier auf dem Speicher ebenso vorsichtig in großen Körben, lagen und kreuzweise, mit langem, frischem und ganz trockenem Stroh versehen, verpackt und auf zwei Reihen von hölzernen Unterlagen in den Keller gesezt. So behalten die Körbe stets Luft von unten und wird das Obst selbst vor Frost geschüzt, ohne durch übermäßige Wärme zu leiden und in Fäulnis überzugehen.

— **Zur guten Konservirung eingemachter Früchte** trägt es sehr wesentlich bei, wenn die Gläser eine Zeit lang, etwa 8 Tage, auf den Kork gestellt werden. Wenn man sie dann wieder umkehrt, so bildet der anhaftende Fruchtsaft und Zucker einen festen Ueberzug, wodurch alle Poren des Korks verschlossen werden und der Luftzutritt abgesperrt wird.

— **Einmachgurken, die schon nach 12 Stunden genießbar sind,** kann man auf folgende Weise bereiten: Man gibt in das Gefäß starken Essig, sogenannten Essigsprit oder Doppelessig, und einige grüne Schoten von spanischem Pfeffer (Paprika), die man in Stücke schneidet. In diesen Essig, den man vorher heiß macht, legt man unter Zusaz der nötigen Gewürze die in gewöhnlicher Weise vorbereiteten Gurken und verschließt das Einmachglas möglichst luftdicht. Schon am folgenden Tage können diese Gurken verspeist werden. Die grünen Paprikaschoten erhält man in den Handelsgärtnereien; zweckmäßiger ist es aber, wenn man die Pflanzen selbst in Töpfen zieht. Der Zusaz der grünen Schoten zu den eingemachten Gurken trägt sehr viel zur Konservirung der lezteren bei. Wenn man kleinere Quantitäten einmacht, so kann man denselben Essig auch mehrmals benüzen.

— **Kartoffelkäse.** Weiße Kartoffeln werden gekocht, geschält und zu Brei gestoßen. Mit 5 Pfund dieser Masse wird 1 Pfund saurere Milch geknetet, eine Quantität Salz dazu getan und diese Masse, mit einem Tuche sorgsam gegen die Luft geschüzt, 3—4 Tage stehen gelassen. Hierauf wird sie abermals geknetet in durchlöcherte Thonformen gebracht, damit die Flüssigkeit abläuft. Dann werden die Käse aus den Formen genommen und im Schatten getrocknet, indem sie reihenweise aufgestellt werden. Der Käse ist an einem trockenen Ort aufzubewahren und wird je älter desto besser. (Es ist dies das Rezept, das ein Schwindler um 4 Mark verkauft.)

— **Kaffeeverfälschung.** Die Fälschung der rohen Bohnen besteht hauptsächlich im Färben derselben, um geringeren Sorten ein besseres, den feineren ähnliches Aussehen zu geben. Sie wird vorzugsweise an den Seepläzen, aber auch von inländischen Großhändlern ausgeübt. Eines der zu diesem Zweck angewendeten Mittel besteht darin, daß man zu den Bohnen in einem Fasse eine Anzahl Bleikugeln gibt und hierauf das Faß eine Zeit lang hin und her wälzt, wodurch sich von dem Blei so viel ab und an die Bohnen reibt, daß der beabsichtigte Zweck erreicht wird. Natürlich ist solcher Kaffee gesundheitsschädlich. Es werden aber auch noch andere Färbemittel angewendet, so das giftige Berlinerblau und das nicht minder giftige chromsaure Bleioxyd. Um sich gegen die Nachteile solcher Verfälschungen zu schüzen, empfiehlt es sich, die Kaffeebohnen zweimal in lauwarmem Wasser zu waschen, abtrocknen zu lassen und dann erst zu rösten. Abgesehen davon, daß dadurch der Kaffee auch an Wohlgeschmack gewinnt, erfordert dies schon die Reinlichkeit. Man versuche nur einmal, eine kleine Quantität Bohnen zu waschen und man wird sich überzeugen, welcher Schmuz davon abgeht.

— **Gebratener Hecht** (Rezept eines alten Klosterkochs). Derselbe wird sauber gepuzt und mit einem feinen Pulver von Salz, Pfeffer, Tymian, Majoran und Knoblauch tüchtig eingerieben und so 1 Stunde stehen lassen. Hierauf kommt derselbe in eine Pfanne mit Zwiebeln und Schmalz und wird halb gar gebraten. Während dem tut man in einen Tiegel: Sellerie, Rüben, Petersilienwurzel, Lauchzwiebel nebst einem Stück frischer Butter. Dieses wird weich gekocht und dann zum Hecht geschüttet nebst einem Glas Wein, hierauf dieser vollends gar gebraten. Das Rezept wird als vollkommen erprobt empfohlen. Richtig so zubereitet gebe der Hecht ein feines Gericht.

Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart.

Vor'm Scheiden.

Traute, die mein Herz entzückt
Durch den heitern Sinn,
Blumen bring' ich, frisch gepflückt,
Nimm sie gütig hin.

Zwar die Rose fehlt darin,
Doch der Rosen Pracht
Gleichst du, Herzenskönigin,
Wenn dein Auge lacht.

Und wer Wang' und Lippen dann
Sah wie ich erglühn,
Weiß gar gut, die Rose kann
Schöner nicht erblühn.

Liebste, eines Mächt'gen Wort
Raubt mir bald mein Glück,
Doch mein Herz bleibt immerfort
Treu bei dir zurück.

Bald ruft dumpfer Trommelklang
Und Trompetenton,
Und die Mutter, ahnungsbang,
Preßt ans Herz den Sohn.

O nur dann von Deinem Mund
Heiß der Treuekuß,
Macht mich stark zur Abschiedsstund,
Wann ich scheiden muß!

Gust. Schmidt (Fabrikarbeiter).

Schachtelrätsel.

1 2 3 4 5 6 macht manch' lustigen Streich,
2 3 4 5 6 ist eine Stadt, nicht groß und nicht reich,
3 4 5 6 müssen Tausende tragen,
4 5 6 sieht man bewaldet gen Himmel ragen.

Rösselsprung.

feld	mich	die	schlag	mich	ihr	po=	ü=
der	und	von	sprengt	des=	zug	nicht	de
wohl	zu	wi=	ihr	auf	schel=	ber	ten
ruh'	zur	doch	felde	kei=	und	schach=	aus
feld	freien	wird	schlag	schlagt	dem	der	zug
welt	dem	lim=	ne	so	brett	rück'	besser
der	je	eben	als	mat	bo=	ist	von
in	die	schach	ge=	es	ich	kein	ten

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 6. 1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky. (5. Fortsetzung.)

Helene trug ein leichtes graues Seidenkleid, das ihren Unterkörper eng umschloß; darüber hatte sie eine kurze englische Jacke gezogen, die knapp an den Hals anschloß. Das Ganze sollte amazonenhaft aussehen, ließ aber die vollendete Weiblichkeit dieses vollen Körpers nur um so markanter hervortreten.

Jezt waren auch Elsa und Oberlieutenant von Falkenau hereingekommen und sie begrüßten ihrerseits den Baron.

Elsa war in den lezten Jahren gewachsen, sie ähnelte in Gestalt ihrer Tante, aber ihre Formen hatten noch all die Zartheit der Jugend.

Auch ihr Haar war um eine Nüance dunkler geworden, hatte jezt erst die rechte Goldfarbe erhalten. Es hing in langen verschlungenen Zöpfen weit über das dunkle bis zum Hals geschlossene Kleid herab. Ihre großen Augen blickten klar mit einem ruhigen Ernst.

Sie grüßte den Baron, ohne ihm die Hand zu geben, und sie nahm den Hut ab, den sie dem Diener überreichte.

Auch Helene hatte den Hut gelöst.

„War man ungehalten über die Verspätung?" fragte sie leichthin. „Ich kann mir's denken, aber ich will Tante Marie sogleich versöhnen. Gehen wir rasch." Sie wendete sich halb bittend, halb im Tone eines graziösen Eigenwillens an Elsa: „Du gehst mit uns."

„Nein, Helene."

„Bist du nicht neulich mit der Tante im Dom gewesen? Heute gehst du mir zu Liebe in die Kapelle."

Elsa schüttelte den Kopf und erwiderte sanft und doch bestimmt: „Bitte, verlange es nicht."

Helene schleuderte ihren Hut, den sie noch in der Hand hielt, dem Diener entgegen.

„Und Sie, Baron? ah, Sie sind ja auch so etwas wie ein Ateist, und Sie haben Sich ohne Zweifel schon dispensiren lassen?"

„Wenn ich im voraus gewußt hätte, daß mir das Glück zuteil würde, eine Viertelstunde an Ihrer Seite zu knien, dann hätte ich es nicht versäumt, den Herrn dafür zu loben und zu preisen."

Helene stieß ein kurzes ausgelassenes Lachen aus.

„Abscheulicher!" sagte sie; dann laut und befehlend: „Hugo!"

Der junge Lieutenant, der indes an seiner Uniform gerichtet und das Haar mit einem Bürstchen zurecht gekämmt, sprang herbei und bot seiner Cousine den Arm, den sie fast unmutig entgegennahm.

„Ich bin auf diese Betstunde grade auch nicht so sehr erpicht", sagte sie, halb zürnend halb lachend, „aber wenn es sich darum handelt, gefällig zu sein, nicht wahr, Hugo, dann gehen wir doch."

„Nicht zehn Pferdekräfte brächten mich sonstwo in die Vesper", entgegnete er mit dem frivolsten Ausdruck, „aber hier dominirt Mama, und wir müssen uns fügen".

Sie schritten durch das große Gemach, der Diener öffnete ihnen die Tür und ging hinter ihnen hinaus.

Der Baron und Elsa waren allein.

Sie war schon vorhin an das Fenster getreten und sah in das nächtige Dunkel hinaus, das alle Gegenstände umhüllte.

Reinthal beobachtete einen Augenblick die feine anmutige Gestalt des jungen Mädchens und das zarte gedankenreiche Antliz, dann näherte er sich rasch.

„Mein teures gnädiges Fräulein", sagte er und der gedämpfte Ton seiner Stimme klang voll und warm, „ich ersehnte seit lange diesen Augenblick — ich habe Sie so viel zu fragen, Ihnen so manches zu sagen — ich kam einzig und allein hieher, weil ich Sie hier wußte — weil ich"— er hielt inne, als erwarte er ein Wort, einen Blick von ihr, der ihn ermuntern sollte, weiter zu sprechen.

Sie hatte ihre Stellung nicht verändert, die Augen sahen noch immer in die Nacht hinaus. Als er zu reden aufgehört, fuhr sie sich mit der Hand langsam über die Stirne.

„Mein Kopf ist so verwirrt, Baron, entschuldigen Sie, das Denken tut mir oft wehe, denn was ich empfinde ist immer im Widerstreit mit dem, was ich erfahre, und so kann ich mich nimmer zurechtfinden."

„Armes Kind," sagte er weich und zärtlich, „ich begreife das, ich wußte es seit langem. Sie stehen mit Ihrer ganzen Umgebung in einem seltenen Kontrast."

„Und doch sind diese Menschen so herzensgut," erwiederte sie leise, „sie glauben nach Recht und Gewissen zu handeln, und sie lieben mich. Aber ich — wie undankbar erscheine ich mir oft —"

„Sie stehen Ihnen ewig fremd gegenüber, ist's nicht so?"

„Ja, denn wir gehen in allem auseinander, in unserem Denken, in unserem Fühlen! Was mir hoch und erhaben dünkt, ist ihnen Sünde, und ich finde wieder —" sie drehte sich plözlich um, und aus ihren dunklen Augen brach ein Bliz der Erregung. „Warum gehen sie in die Kirche, warum beten sie? Was wollen sie damit? Soll ihr Gebet den Naturlauf ändern? Soll es Gott zu Wirkungen bestimmen, die willkürlich wären und mit den Gesezen der Natur im Widerspruch stünden? Oder muß das Mitleid des „Allerbarmers", wie sie ihn nennen, erst erbettelt werden? Muß er den Menschen nicht gewähren, was ihnen im Leben Bedürfnis und Notwendigkeit ist? Und warum verweigert er Glückseligkeit denjenigen, die sich nicht vor ihm im Staub erniedrigen? Hat er den Schmerz, das Elend nur darum geschaffen und in die Welt gesezt, damit er den Triumph seiner göttlichen Barmherzigkeit genieße?! Ach, die niedersten Gesinnungen haben sie ihm angedichtet und damit verunstaltet, was sie anbetend ihr Höchstes nennen."

Reinthal hatte versucht, die Hände des jungen Mädchens zu erfassen und an sich zu ziehen. Dies Tema war durchaus nicht dasjenige, worüber er mit ihr zu sprechen wünschte. Ihr Glaube oder Unglaube war ihm durchaus gleichgültig, er machte sich nichts aus solchen Sachen; aber nun fand er, daß die Erregung, die tiefe Herzensempörung, in die sie geraten war, ihr einen neuen wunderbaren Reiz verlieh, und er führte sie vom Fenster hinweg, der Lampe zu, um ihr in die schwarzen flammenden Augen zu schauen.

„Die Unterschiede in Glaubenssachen sind ungeheuer, und wir müssen hier eine gewisse Duldung üben," sagte er beruhigend, mit einem Lächeln zärtlicher Ueberlegenheit. „Es gibt in der Welt eine Menge von Religionen und Kulten und innerhalb der verschiedenen Konfessionen selbst wieder die verschiedensten Sekten und Schismen."

„Aber es gibt nur eine Natur und nur eine Wahrheit," sagte sie entschieden, mit einem leuchtenden Blick der Begeisterung, „und man hat mich gelehrt, mich an diese zu halten."

„Gewiß, Comtesse, nur ist die Wahrheit eben dasjenige, was man am schwersten auffindet, und dann ist sie nicht einmal immer das Taugliche; das Leben ist eben so komplizirt und wir sind noch so unwissend."

„Ja," rief Elsa, und sie faltete ihre Hände zusammen, wie im plözlichen Jammer über sich selbst, „das ist's ja eben, was mich beängstigt, ich bin so unwissend, so unerfahren noch, und ich fürchte oft, mich in diesem Wirrsal zu verlieren."

„Elsa!" rief Reinthal mit Lebhaftigkeit und Wärme; er hatte sie da, wo er sie wünschte, „vertrauen Sie mir, ich habe keine Vorurteile des Glaubens, ich besize durchaus jene Objektivität, die uns aus Kenntnissen und Erfahrung erwächst, und ich bin Ihr treuester, Ihr verläßlichster Freund, glauben Sie mir; freilich, ich könnte Ihr Vater sein, aber —" seine schönen sympatischen Augen suchten in diesem Augenblick jenen des Mädchens aufs neue zu begegnen — „ich bin noch jung, noch in der Fülle meiner Kraft und geistigen Fähigkeiten, und ich wünschte, Elsa —"

Er konnte den Saz nicht vollenden, die Thür wurde rasch und heftig aufgemacht, und die stolze imponirende Gestalt der Gräfin Dönhof rauschte mit ihrer Schleppe über die Schwelle.

Pater Cölestin kam gleich ihrem Schatten hinter ihr drein.

Sie hatte die etwas vertrauliche Haltung des Barons bemerkt und sein rasches Zurückfahren, aber sie wollte es ignoriren; sie wendete sich direkt an Elsa und küßte sie auf die Stirne.

„Ich habe für dich gebetet, mein liebes Kind," sagte sie mit einem unendlich sanften und gütigen Ausdruck, „so recht von ganzer Seele gebetet."

„Gebetet, für mich!" rief Elsa fast erschreckt, „und weshalb taten Sie das?"

„Damit auch in dein Herz jener Friede und jene Ruhe einkehre, deren wir schon hienieden bedürfen, und die die Gesundheit unserer Seele bedeuten."

Elsa sah sie mit großen Augen entsezt an. Die Gräfin wußte es also, daß diese Ruhe nicht in ihr war? Und sie sollte ihr durch ihre Fürbitte, durch den Einfluß einer Macht werden, die als etwas fremdes, geheimnisvolles in ihr wirkte? Der Gedanke irritirte sie. Als sie, gleichsam in Abwehr sich wendete, bemerkte sie den Pater.

Er war in dem dunklen Teil des großen Gemaches stehen geblieben, unbeweglich, einem Schatten gleich. Aber seine dunklen Augen hatten sich sofort bei seinem Eintritte mit inquisitorischer Strenge den beiden zugewandt, die er im tête à tête getroffen. Was Baron Reinthal noch nicht ausgesprochen, was noch als heimlicher Wunsch in seinem Herzen ruhte, er hatte es errathen, und es erregte seinen Zorn. Jezt trafen seine Blicke mit denen Elsas blizartig aufeinander. Feinde tauschen einen solchen Blick.

Es quälte ihn unsäglich, daß dieses Mädchen eine Lehre verwarf, Prinzipien nicht teilen wollte, für die er sein ganzes Wesen dahingegeben. Ihr Unglaube fanatisirte ihn. Aber er wollte ihn bekämpfen, und er wollte in dem Kampfe siegen. Aber kein Anderer durfte hier dazwischentreten, kein Anderer durfte Gewalt über sie erlangen, er mußte sie frei halten.

Die Gräfin hatte sich dem Baron zugewandt.

„Wir dachten Euch schon im Speisesaal zu treffen", sagte sie in ihrem lebhaften Ton, „alles ist dort versammelt."

Sie hatte seinen Arm genommen und die beiden gingen plaudernd voran.

Cölestin hatte sich Elsa genähert, schweigend, mit einer leichten Verneigung bot er ihr seinen Arm, und als sie nun leicht den ihrigen hinein legte, wurde sein blasses Gesicht, auf das der sorgfältig rasirte Bart einen schwarz-bläulichen Schimmer warf, noch um eine Nüance bläßer.

Die hohen schlanken Gestalten schritten leicht und elastisch durch den Saal. Der Priester hatte seine Augen zur Seite gewandt, sie fielen auf den Schatten, der die Wand entlang huschte. Ihre beiden Körper erschienen da zusammengedrängt, gleichsam zu einem vereint. Wie unter einem Schauer erbebte er leise, seine Schulter entfernte sich noch mehr von der ihrigen, und seine Augen irrten weiter an den Wänden. Jezt blieben sie auf dem Madonnenbilde haften.

Er blieb plözlich stehen und seine schmale weiße Hand zeigte auf die Maria.

„Ist sie nicht schön, unsere heilige Jungfrau?" fragte er leise in einem seltsam verschleierten Ton.

Elsa betrachtete das herrliche, poetisch empfundene Gesicht einer Raffaelschen Madonna.

„Warum nennt Ihr sie Jungfrau?" fragte sie ernst. „Sie hat ihr Kind auf dem Schoß."

Der Priester senkte die Augen.

„Das ist das göttliche Mysterium, das sich nur einmal erfüllt."

Elsa sah ihn groß und kalt an. „Das eine Unnatürlichkeit in sich schließt, an die doch niemand glauben kann."

„Bei Gott ist nichts unmöglich, er schafft Wunder."

„Und bedurfte er dieses Wunders, um uns eine Mutter verehrungswürdig zu machen?"

Cölestin preßte die Lippen aufeinander und schwieg.

Sie gingen weiter. Als sie die Tür erreicht hatten, wendete er sein blasses Gesicht dem Mädchen zu, etwas von fanatischer, unbändiger Willenskraft prägte sich in den fast antik schönen Zügen des Priesters aus:

„Sie haben keinen Glauben und noch fehlt Ihnen das Bedürfnis dazu; aber es wird eine Zeit kommen, wo Sie unglücklich sein werden, wo Sie Sich zerschlagen und elend fühlen, wo alles um Sie wanken und Sie Sich mit Grauen von der Welt und allem Sichtbaren hinwegwenden werden, dann wird der Glaube in Ihrem Herzen erstehen und Sie werden lechzen nach himmlischem Trost."

Elsa hatte mit einem Ruck ihren Arm aus dem seinen gezogen; sie sprang gegen die Tür und öffnete rasch.

Heller Lichterglanz und heiteres Geplauder der hier Versammelten tönte ihr entgegen.

Sie atmete auf wie befreit.

Sechstes Kapitel.

Eine Reihe Gemächer im Hause des Barons Reinthal stand geöffnet. Ein Kunstfreund und Kenner, eine Autorität in Kunstsachen, hatte er sein Haus mit wahrhaft bewundernswertem Geschmack und als Millionär zugleich mit großem Aufwand eingerichtet. Er besaß Schönes und Seltenes aus allen Fächern der Kunst, und Künstler ersten Ranges hatten für dessen Aufstellung und Umgebung alles Entsprechende geschaffen. Ein Besuch bei Reinthal war fast Mode geworden; man sprach damals viel von seinen Gemälden und Teppichen, von seinen Gobelins und seinen Waffen, und einige Heißsporne ließen sich sofort ein oder das andere ihrer Appartements à la Reinthal einrichten.

Helene kannte die Schäze seines Hauses; er hatte aber auch Gräfin Dönhof und Elsa so dringend gebeten, seine Sammlungen mit ihrem Besuche zu beehren, daß die Gräfin zugesagt hatte. —

Er erwartete sie nun, und er durchschritt, von seinem Kammerdiener gefolgt, die Räume, alles mit kritischen Augen musternd.

Er hatte eine sorgfältige Toilette gemacht, und sah ungemein frisch und wohlgelaunt aus.

„Es ist alles entfernt worden, was die Damen irgendwie chokiren könnte?“ fragte er Felix mit einem vielsagenden Blick.

„Durchaus alles“, antwortete der Kammerdiener mit einem kleinen vertraulichen Lächeln, „ich weiß ja, welche Rücksichten wir da zu nehmen haben, und ich kenne übrigens die Prüderie der Dönhof.“

Der Baron war an einen Tisch getreten und schlug ein Album auf, in dem sich eine Anzahl jugendlicher Mädchenporträts befanden. Es waren Schülerinnen des Konservatoriums, welche sich für den liebenswürdigen Kunstfreund und einflußreichen Gönner hatten photographiren lassen, der sich für die eben flügge gewordenen Künstlerinnen interessirte und ihre ersten Schritte in die Oeffentlichkeit zu überwachen pflegte. Reinthal lachte diesen allerliebsten, zumeist pikanten Gesichtchen zu, dann runzelte er die Stirne.

„Und dergleichen lassen Sie unkonfiszirt?“

„Ich dachte, das wäre aus Dankbarkeit und daher unverfänglich,“ bemerkte Felix zynisch.

„Ich befahl, alles hinwegzuräumen, was irgend welche Beziehungen zu Damen verraten könnte,“ entgegnete Reinthal scharf.

Er nahm das Album hinweg und begann nun selbst hie und da ordnend einzugreifen, alles wie zu einer Vorstellung vorbereitend. Und er zog hier einen Vorhang zu, öffnete dort einen andern, so das Licht geschickt verteilend, daß es mit dem Effekt eines Rembrandtschen Gemäldes auf die Causeuse und die Fauteuils von blaßrother Seide fiel, auf denen die Erwarteten Plaz nehmen sollten.

Er sezte sich hierauf selbst und, gleichsam diesen Effekt probirend, sah er in den gegenüberhängenden Spiegel und bemerkte mit Vergnügen, daß das einfallende Licht ihn ungemein jung erscheinen ließ. Behaglich lehnte er sich in den Fauteuil zurück, sein Haupt gegen die Dormeuse schmiegend. Sein Blick durchflog die lange Flucht der Gemächer. Er hatte niemals die Absicht gehabt, lange Witwer zu bleiben, jezt dachte er ernstlich daran, demnächst eine Hausfrau hier einzuführen.

In den lezten Jahren hatte er in Helenens Fesseln gelegen und hatte nicht vergeblich um ihre Gunst gebuhlt, eine öffentliche Werbung war aber, da beide Teile gleichzeitig verwitweten, nicht möglich gewesen. Er hatte bereits begonnen, diesen Einfluß in seine Kombinationen zu ziehen, aber da ereignete sich zum ersten mal in seinem Leben der kizliche Fall, daß sein Vorteil mit seinem Verlangen in Widerspruch geriet, und es wollte sich fast herausstellen, als ob seine Leidenschaft stärker sein werde als seine Vorsicht.

Seitdem er Elsa gesehen, war sein achtundvierzigjähriges Herz von diesen jungen keuschen Reizen gefangen genommen, und er wollte sich einreden, daß er jezt erst, zum ersten mal in seinem Leben, wahrhaft verliebt sei. Er begann ein wenig über die Anzahl seiner Jahre zu seufzen, die er sich übrigens niemals voll eingestand, und so war er denn auch viel zu eitel, um im Ernst an seiner Unwiderstehlichkeit zu zweifeln, die ihn ja noch niemals im Stiche gelassen hatte.

Und er war ja auch wirklich noch im besten Mannesalter und hübsch, und er besaß all die Vorteile seiner Stellung, seines Reichtums und seiner Bildung. Warum sollte Elsa in ihrer Verwaisung nicht gern die rettende Hand ergreifen, die ihr den legitimsten Beschüzer und ein behagliches Heim sicherte? Zeigte doch die Erfahrung, daß gerade junge Mädchen nicht allzuhäufig dagegen sind, reifere Männer zu beglücken.

Aber dann hatte er Helenens Einfluß preisgegeben und all die Pläne, die sein Ehrgeiz darauf gebaut, und er hatte die heißblütige Frau vielleicht zu seiner Gegnerin gemacht. Das durfte nicht geschehen, das mußte vermieden werden um jeden Preis — wie aber aus diesem Dilemma herauskommen?!

Wie oft hatte er in lezter Zeit über diesen Gegenstand nachgedacht, aber er hatte immer nur *eine* mögliche Lösung gefunden.

Auch jezt schien ihn diese zu beschäftigen, und er versuchte, ihr näher zu kommen.

Arnold ist hübsch, sehr hübsch — kombinirte er und seine Augen schlossen sich halb, als sollte dadurch ein weit entfernter Gegenstand seinen Sinnen näher rücken — er hat etwas von dem Zauber, der die Weiber betört, er ist mein Sohn. Er wird ihr gefallen, und wenn man es ein wenig darauf anlegt, werden sie gegenseitig von einander entflammt sein. — Aber der bürgerliche Doktor könnte immer noch ein Hindernis bilden? Helene ist nicht wie ihre Schwester, die einem armen Gelehrten nachgelaufen ist, sie ist durchaus Aristokratin. Nun, ich werde ihr verraten, daß blaues Blut in seinen Adern fließt, ich könnte sogar eine hochadelige Mutter vermuten lassen — was tuts! Und im Notfalle schlage ich alle Bedenken nieder durch eine Adoption.

Seine Finger trommelten bereits den Hochzeitsmarsch Mendelsohns auf dem Seidenbrokat der Armlehne, dann aber legte sich ein Schatten des Verdrusses über sein Gesicht.

Wenn er gekommen wäre, wie ich es gewünscht, zu Anfang der Saison, dann könnte in dem Moment alles im Reinen sein, und ich wüßte, woran ich bin. O, ich hätte darauf dringen sollen; aber er sprach mir von einer gelehrten Arbeit, die er herauszugeben gedenke, und auch mein guter Lord schwazte mir da etwas vor, wie vortrefflich er das ausgezeichnete Lehrmaterial Londons zu benüzen verstehe und wie der junge Doktor fast täglich im Britischen Museum zu finden sei. Reinthal schmunzelte. Ja, der Junge hat Begabung, er hat Arbeitskraft. Grade solche Leute brauchen wir, brauchen sie notwendig. Nun jezt kommt er, und so wollen wir denn sofort alle Minen springen lassen.

Er selbst sprang in die Höhe wie emporgeschnellt von seinen Kombinationen, die er in seiner diplomatischen Weise doch niemand anvertrauen durfte als sich selbst.

In dem Augenblick wurden die Damen gemeldet, freudestrahlend ging er ihnen entgegen, und er begrüßte die Gräfinnen Dönhof und Falkenau, Komtesse Elsa und Pater Cölestin.

Man begann die Gemächer der Reihe nach zu besichtigen.

Reinthal war der liebenswürdigste und geistreichste Kustos, den man sich denken kann, und er hielt für das eine oder andere seiner Kunstobjekte kleine Histörchen in Bereitschaft, die sie noch interessanter machten.

Die Damen zeigten sich sehr befriedigt und des Bewunderns war kein Ende.

Endlich hatte man sich in dem kleinen Renaissance-Salon mit den alten Gobelins und den Sizmöbeln aus rosa Seidendamast niedergelassen. Erfrischungen wurden servirt und alle waren heiter und aufgeweckt.

Man sprach von der Soirée der Fürstin Lilli, welche in einigen Tagen stattfinden solle, und zu welcher alle Anwesenden geladen waren. Elsa sollte an diesem Abend in die Gesellschaft eingeführt werden.

Nachdem neun Monate der Trauerzeit vorüber waren, hatte Gräfin Dönhof diese Soirée, in welcher nicht getanzt wurde, für ihr Entrée in die große Welt bestimmt, und sie selbst wollte es überwachen.

Elsa, in der keine Spur einer asketischen Neigung lebte, die nach Freude verlangte, war begierig, diese Welt kennen zu lernen, von der sie so viel vernommen, und der sie doch im vorhinein ein gewisses Mißtrauen entgegenbrachte.

Der Baron zeigte sich entzückt, sie dort zu treffen und er entwarf ihr sofort ein wahrhaft verführerisches Bild einer solchen Soirée; er sprach von der Notwendigkeit, dergleichen kennen zu lernen, denn dies bedeute für eine junge Dame gewissermaßen die Erweiterung ihres Lebens und ihres Wissens.

Gräfin Dönhof sah etwas beunruhigt aus.

Sie durchschaute die Absicht des Barons, das Mädchen für sich zu gewinnen, und sie wechselte mit dem Pater einen Blick des Einverständnisses. Dieser hatte sie schon auf die Gefahr aufmerksam gemacht, daß ihnen Elsa von dieser Seite bestritten werden könnte.

Die Gräfin hatte vorhin ein großes Album mit Radirungen von Führich flüchtig angesehen, sie wünschte nun die herrlichen Bilder, die die Passion Christi darstellten, genauer zu besichtigen.

Der Pater brachte es sogleich selbst herbei und er sezte sich neben Elsa, um die Blätter, nachdem sie die Gräfin angesehen, ihr zuzuwenden und ihr den Gegenstand zu erklären.

Die beiden Verbündeten manövrirten geschickt, und sie verstanden es meisterhaft, alles und jedes als Mittel für ihren Zweck zu benüzen.

Sie berechneten im voraus, daß die Passion in so meisterhafter Darstellung ihre Wirkung auf Elsas empfängliches Gemüt nicht verfehlen könne, und sie selbst waren von dem Gegenstand erfüllt, begeistert.

Als Cölestin die Geschichte des Menschensohnes, der, um die Menschheit zu erlösen, den schimpflichen Kreuzestod erlitten hatte, vortrug, hatte seine Stimme jene Weichheit, jenen verführerischen Wohllaut angenommen, der von unwiderstehlichem Zauber war. Er wies auf die Bilder, die Blatt für Blatt dies hocherhabene Epos illustrirten, und mit Entusiasmus sprach er davon, daß diese Schöpfungen des frommen Meisters zu den schönsten der Kunst zählten, daß nur ein verdorbenes Gemüt dem herzbildenden Einfluß, den sie übten, sich entziehen könne. Und weitergehend, gipfelten seine Ausführungen in dem Ausspruch, daß jede poetische Schöpfung, jede Kunst überhaupt, eine religiöse Kundgebung sei.

Die Gräfin war über diese Wendung erstaunt, von dieser weltlichen Auslegung der Religion höchlichst betroffen, als sie aber bemerkte, wie Elsa durch diese Auslegung gefesselt ward, weil dieselbe ihrer Anschauung verwandt war, und hierauf die Bilder mit gesteigertem Interesse betrachtete, da begriff sie die schlaue Taktik des Jesuiten, der nur das Reinmenschliche hervorhob und diesem ungläubigen Sinn vorerst den Kultus des Schönen predigte, weil er doch nur allmählich bekehrt, nur auf Schleichwegen erobert werden konnte.

Helene, die an so ernsten Erörterungen durchaus keinen Gefallen fand, hatte versucht, sich auf eigene Faust zu vergnügen, voll prickelnder Lebhaftigkeit und neckischen Mutwillens schlug sie Bücher und Albums auf, rückte an den Nippes und zog hie und dort ein Schubfach heraus.

Wenn noch etwas vorhanden gewesen wäre, das sie nicht hätte sehen sollen, ihr wäre es gewiß nicht entgangen.

Reinthal trat zu ihr und bat sie, ihm in das Rauchzimmer nebenan zu folgen, da er ihr Urteil über ein neues Arrangement, das er vorzunehmen gedenke, einholen wolle.

„Endlich!" rief Reinthal, als die Portière hinter ihnen zugefallen und sie mit ihm in dem Gemache allein war, „ich habe diesen Augenblick herbeigesehnt!"

Sie blieb stehen und die Augen zu ihm erhebend, lachte sie ihm in übermütigster Weise gerade ins Gesicht.

„Um Gotteswillen, Baron, Sie haben mich doch nicht hierher gelockt, um mir eine Liebeserklärung zu machen?"

„Wenn ich wirklich eine solche Absicht gehabt hätte," versezte er mit einem diskreten Lächeln, „Ihre Heiterkeit, teuerste Gräfin, hätte mir die ganze Unklugheit und die ganze Selbstüberschäzung eines solchen Schrittes klar machen müssen."

Sie suchte ihr Lachen nur in etwas zu mäßigen.

„Sie sind der liebenswürdigste, aber auch zugleich der geistreichste Mensch, und Sie würden jedenfalls Ihren Augenblick besser wählen."

„Meinen Augenblick?!" Er seufzte in emphatischer Weise, „ach, Helene! ich fürchte sehr, mein Augenblick, das heißt der rechte Augenblick, in dem ich das herrlichste Kleinod mir für das Leben hätte erobern können, ist für immer dahin."

Er hatte nach einer Zigarrenkassette gegriffen und er reichte sie ihr geöffnet hin.

Sie nahm eine Zigarre und entzündete sie an dem Lichte, das er ihr entgegenhielt.

„Nun," sagte sie lustig, „Sie ertragen wenigstens diese geringen Hoffnungen mit einem Stoizismus, der für meine Eitelkeit niederschmetternd ist."

„Qui n'a pas les vertus de son age, de son age a tous les malheurs, sagt, glaube ich, Voltaire; nun, Gräfin, ich muß leider darauf ausgehen, mir diese Tugenden des Alters anzueignen, ich werde lernen müssen, mich mit Ihrer dauernden Freundschaft zu begnügen, sonst könnte ich allzuschmerzlich von gewissen Tatsachen überrascht werden, wie?"

Sie warf unwillig den Kopf zurück, denn sie glaubte zu verstehen, daß er auf den Prinzen anspielte.

Er aber, wie von exaltirter Reue ergriffen, erfaßte ihre beiden Hände und küßte sie wiederholt und immer wieder in leidenschaftlicher Zärtlichkeit, und er sah ihr dabei tief mit einem vertraulichen Lächeln in die Augen.

Sie drohte ihm schelmisch mit dem Finger.

„Das sieht aber gar nicht so aus, als dächten Sie ernstlich daran, sich auf den Alten-Anteil zu sezen."

„Und doch möchte ich Ihnen soeben ein Geständnis ablegen, das mich in Ihren Augen furchtbar ehrwürdig machen wird.— Ich habe Ihnen schon von meinem Schüzling gesprochen?"

„Von diesem jungen Doktor, den Sie auf Reisen geschickt, damit er sich ein wenig die Hörner abstoße?"

„Sie wissen auch, was mir Lord Blomfield über ihn geschrieben, wie sehr er seine Talente, seine Arbeitskraft hervorgehoben, und daß er ihn gerne selbst in sein Ministerium genommen hätte."

„Ja, nun?"

„Nun, dieser junge Mann kommt jezt auf meinen Wunsch zurück."

„So, ah!" meinte sie mit der Miene äußerster Gleichgültigkeit, während sie zu ihrer Unterhaltung den Rauch in Ringen durch die Nase trieb. Er neigte sich tief zu ihr hernieder:

„Und ich möchte Sie nun bitten, teure Helene, etwas von der Freundschaft, mit der Sie den Vater beehren, auch auf den — Sohn zu übertragen."

Sie nahm die Cigarre aus dem Munde und starrte ihn an:

„Das wäre —?"

„Mein Sohn," ergänzte er.

Sie war im Begriffe einen Schrei des Mutwillens, der Ueberraschung auszustoßen.

„Pst!" machte er, „es ist ein Geheimnis und muß es bleiben."

„Ah, köstlich, wunderbar!" sie kicherte. „Sie haben also einen natürlichen Sohn, und die Mutter?"

„Eine Dame —"

„Von Rang?"

Reinthal nickte geheimnisvoll: „Sie ist tot."

„Ich erhole mich kaum — aber Sie sehen so jung aus."

„Ich war ein Knabe, als —"

„Als —", sie brach in ein wahrhaft ausgelassenes Lachen aus, „ah, es war eine Fürstin, eine Herzogin, eine — und man hat Sie verführt, armer Junge!"

Sie reichte ihm die Hand und schüttelte sie, noch immer lachend, mit auffallender Herzlichkeit.

„Sie bewahren mir das Geheimnis, Helene?"

„Unverbrüchlich. Und jener interessante Sprößling also?"

„Morgen, übermorgen werde ich ihn Ihnen vorstellen."

„Ich bin furchtbar neugierig."

„Ich möchte ihn für die diplomatische Karriere bestimmen; ich sitze freilich nicht selbst am grünen Tisch, ich habe es noch nicht zum Minister gebracht —"

„Nur Geduld, mein Freund."

„O, ich habe auch kaum für mich irgend welchen Ehrgeiz, aber inbezug auf Arnold und in Hinblick auf seine glänzenden Eigenschaften, werde ich nicht ganz leicht zu befriedigen sein."

„Er wird gut untergebracht werden, seien Sie unbesorgt."

„Ich rechne dabei sehr auf Ihren Einfluß, teure Freundin."

„Verlassen Sie Sich darauf, wir werden den jungen Menschen gemeinschaftlich poussiren."

„Dieser junge Mensch wäre alt genug, um Ihr Gatte zu sein," scherzte Reinthal.

Gestörte Ruhe. (Seite 147.)

„Ah, Baron!" rief sie, sich lachend in einen andern Fauteuil werfend und aus der Kassette eine Cigarre heraussuchend, „ich lerne immer neue Talente an Ihnen kennen und schätzen, aber das eines agent de mariage*) ist doch das überraschendste."

„Vielleicht finden Sie, daß ich auch darin nicht ganz ungeschickt mich erweise. O, ich will Ihnen meinen Klienten verführerisch nahe bringen, vor allem müssen Sie ihn sehen." Er sprang auf und eilte zu einem Schrank.

„Allons, Sie wollen mich also wirklich überrumpeln?"

„Das Ansehen ist umsonst," rief der Baron lustig, indem er, zurückkommend, eine Photographie in ziemlich großem Format vor sie hinlegte.

Sie warf einen Blick drauf und schleuderte dann die Cigarre, die sie eben anzünden wollte, wieder bei Seite, um das Papier näher an die Augen zu bringen. „Das ist also —?"

„Doktor Arnold Lefebre," sagte Reinthal nachdrücklich und bedeutungsvoll, „vor der Hand nicht mehr."

Sie antwortete nichts und betrachtete noch immer das Bild.

„Ist er nicht hübsch?" fragte der Baron sich zu ihr herniederbeugend.

„Er ist mehr, er ist interessant," versetzte Helene.

Der Baron drückte entzückt einen Kuß auf ihr duftendes Haar.

„Aber wissen Sie, daß er sehr ernst aussieht — fast wie Ihr älterer Bruder," fügte sie scherzhaft hinzu.

„Ich werde Sie auf die Wange küssen!" drohte er, und er hätte diese Drohung wahr machen können, sie hatte ruhig gehalten, freilich nur einen Augenblick, dann, als wollte sie ihn dafür bestrafen, daß er ihn nicht mit jener Raschheit benützt, die einem exaltirten Verehrer ziemte, warf sie in übermütiger Ablehnung den Kopf zurück und sprang auf. Die Photographie in der Hand haltend, eilte sie in den kleinen Salon. (Forts. folgt.)

*) Heiratsagenten.

Zur Frage des sogenannten Naturheilverfahrens, insbesondere der Schroth'schen Durstkur.

Von Dr. med. Nienburg.

Vor kurzem ging der Redaktion dieses Blattes ein Artikel zu, welcher das Schroth'sche Naturheilverfahren als eine wichtige Entdeckung der Neuzeit bis in den Himmel lobt. Dasselbe hätte, so wurde behauptet, schon an das Wunderbare grenzende Kuren und Heilung auch solcher Krankheiten erzielt, die bisher (natürlich!) allen Aerzten zu widerstehen vermochte. Der Artikel schließt mit der Annahme, daß das Schroth'sche Naturheilverfahren von den Medizinärzten deshalb ignorirt und unterdrückt wurde, weil dieselben befürchten müssen, daß diese durchaus unfehlbare Heilmetode die ganze bisher geübte Medizinkunde über den Haufen werfen könnte. Da aus diesen Worten ein sehr geringes Verständnis für das Wesen, Können und die Ziele der Heilkunde hervorgeht, welches überhaupt bei dem großen Publikum durch allerhand Schreier und Charlatane, schwindelhafte Versprechungen und betörende Lobpreisungen in bedauerlicher Weise getrübt und verwirrt ist, so möge die Beleuchtung dieser wichtigen Entdeckung der Neuzeit — beiläufig etwa 50 Jahre alt — und das Zurückführen der pomphaften und siegesgewissen Sprache auf den kleinen und unbedeutenden Kern der Sache hier eine Stelle finden und zugleich als Beispiel dienen, wie sehr der Arzt Grund hat, solche hohle Worte zu belächeln und die armen Toren, die auf solchen Leimruten immer und immer wieder gefangen und gerupft werden, zu bedauern. Ehe ich von dem Schroth'schen Naturheilverfahren die Narrenkappe abziehe, muß ich mit einigen Worten auf Prießnitz, den Vater des sogenannten Naturheilverfahrens überhaupt, zurückgreifen.

Auf dem Gräfenberg in österr. Schlesien 1799 geboren, wurde Vincenz Prießnitz bei einer Feldarbeit einst von einem Pferd geschlagen und ihm dabei einige Rippen eingedrückt. Prießnitz machte dabei in Ermangelung ordentlicher ärztlicher Hilfe auf eigene Faust Umschläge und Einwickelungen mit kaltem Wasser, wodurch er eigene schnelle Heilung und durch gleiche Behandlung von allerhand kranken Haustieren das allgemeine Vertrauen seiner Nachbarn und großen Zulauf erzielte. Mit Eifer und Ausdauer versuchte er es nun, die Wirkungsweise des segensreichen kalten Wassers zu untersuchen und stellte zu diesem Zweck Experimente von beinahe rührender Naivität an, aus denen er mit glücklichstem Sanguinismus seine Schlüsse zog. Seine einfache, aber von einem festen, fast übergroßen Selbstvertrauen getragene Art, deren moralischer Einfluß gewiß nicht zu unterschätzen ist, wußte sich so geltend zu machen, daß die naiven Gebirgsbewohner ihn als Auserwählten des Himmels betrachteten, sodaß die Kraft, welche die Kranken heilte, in ihren Augen nicht etwa von dem Wasser, sondern von seiner Persönlichkeit ausging. Bald kamen auch aus der Ferne und aus wohlhabenderen Kreisen Leidende, die ohne Diagnose, ohne Rücksicht auf Krankheit, Alter, Geschlecht derselben Behandlung unterzogen wurden. Dieselbe umfaßte: eine bestimmte „naturgemäße" d. h. kräftige, derbe, reizlose aber reichliche Diät, starke Muskelanstrengung, Trinken großer Mengen von kaltem Wasser und die verschiedenen Formen der äußeren Applikation desselben, worunter die allgemeinen und lokalen Bäder, die erregenden Gürtelumschläge, die Douchen und Abreibungen die Hauptrolle spielen, endlich die schweißmachenden Prozeduren, d. h. Einpackungen, welche bis zur Dauer von sechs Stunden und darüber getrieben wurden. Die Modifikationen, welche dieses Verfahren bei den einzelnen Fällen erlitt, bewegten sich, da Prießnitz, dem Fanatiker seiner Sache, doch jedes Mittel eine Diagnose zu stellen abging, in sehr engen Grenzen, und so konnten denn üble Erfahrungen an Schwindsüchtigen und mit Herzfehlern Erkrankten nicht ausbleiben. Dadurch gewarnt, schloß Prießnitz hustende und an serösen Ergüssen Leidende, d. h. Wassersüchtige der verschiedenen Art und Form, bald von der Aufnahme in seine Behandlung aus. Der lebhaften Agitation gegen ihn ungeachtet, welcher diese Mißerfolge Nahrung boten, erhielt Prießnitz im Jahre 1830 von der Regierung die Bewilligung zur Eröffnung eines Heiletablissements nach seiner Metode. In diesem Jahr versammelte er dort 45 Kranke, aber die Zahl wuchs in fabelhafter Progression, und im Jahre 1840 beherbergte er deren bereits 1576, und sie mehrten sich von Jahr zu Jahr durch Zufluß aus allen Weltgegenden. Als mehrfacher Millionär starb Prießnitz im Jahr 1852 in einem Alter von nur 53 Jahren.

Eine von den vielen Abarten seiner gewiß ganz gesunden, vernünftigen und natürlichen Behandlungsweise ist die energische Durstkur des Bauern Schroth in Lindewies, einem unweit Gräfenberg gelegenen Dorf, welcher es unternahm, die von seinem Nachbar Prießnitz mit Wasser überschwemmten Kranken durch eine energische Trocken- (Semmel)-Diät bei tagelanger Enthaltung jeglichen Getränkes wieder gründlich auszutrocknen. Er entdeckte plötzlich, ohne erst viel nachzugrübeln, oder Versuche anzustellen, wohl im Hinblick auf die armen, bedauernswerten Schäflein, die bei Prießnitz keine Aufnahme mehr fanden und angeregt wahrscheinlich durch Prießnitz' Lorbeeren und — glänzende Einnahmen, der staunenden Welt ohne viel Federlesens seine Metode durch Austrocknen der schädlichen Säfte Kranke wieder gesund zu machen, und siehe da, das Publikum, das nun doch einmal den Weg auf den Gräfenberg gemacht, füllte auch die Dependence, und der bisherige, selbst dem Trunke etwas ergebene Bauer ist mit seiner Durstkur plötzlich unter die Heiligen des Aeskulap als Wunder- und Wohltäter der Menschheit versezt. Schroth's Semmel- oder Durstkur hat zum Glück für das Publikum den Vollmond ihres Ruhmes schon hinter sich. Das ihr innewohnende Körnchen Weisheit der schon von den alten Arabern geübten Trockendiät, welche durch die im Körper geschaffene Revolution mehr oder minder flüssige Krankheitsprodukte und Ausschwizungen zur Aufsaugung bringen oder starke Entleerungen durch die Schleimhäute hemmen soll, vermag nicht das Fundament abzugeben für eine ganze Heilmetode, welche bei ihrer Einseitigkeit eine ungemein naive Auffassung von dem Wesen einer Krankheit und den physiologischen Vorgängen im lebenden Körper verrät. Diese „Metode", die, wie es scheint, nur erfunden wurde, um dem glücklicheren Nachbar Prießnitz durch eine der seinen gerade entgegengesezte Behandlungsweise Konkurrenz zu machen, hat denn auch in keiner Weise die ausschweifenden Erwartungen befriedigen können, welche ihre Vertreter sich davon versprachen. Prof. Runge in Breslau zählt sie geradezu unter die „barbarischen und abscheulichen Kuren, welche Leben und Gesundheit in hohem Grade gefährden." Die bei ihr eingeschalteten, häufig zu den unwürdigsten Exzessen führenden „Trinktage" bildeten eine nur trübe Erhellung des durch die „Dursttage" gesezten beklagenswerten Zustandes der armen Patienten. Zudem sind die mit Stolz vorgezeigten „Ausscheidungen" in erkaltetem Urin nach solchen Dursttagen lediglich eine optische Täuschung, denn nur die Konzentration dieser Flüssigkeit nach dem Dürsten läßt die harnsauren Salze zu Boden fallen, während die absolute Menge derselben eher vermindert ist und gerade umgekehrt bei reichlichem Trinken vermehrt wird, aber sie bleiben im Urin gelöst, und dies hat jene Selbsttäuschung veranlaßt.

Nun und was behaupten denn die großen und kleineren sogenannten Naturheilkünstler Neues, wodurch wußten sie sich zu ihrem großen Vorteil in Gegensaz mit den zünftigen Aerzten zu bringen? „Nur die Natur heilt. Die Natur zeugt und erhält, und somit kann sie allein heilen." Durch diese mehr oder minder glücklich variirten Schlagwörter stellten sie sich als aufgeklärte, rationelle Heilkünstler hin, die plötzlich den Stein der Weisen gefunden und mitleidig auf die ohnmächtig in dunkler wissenschaftlicher Finsternis herumtappenden und herumprobirenden Zunftärzte herabblicken konnten. War dieser sog. Naturheilungs-

prozeß wirklich bisher den Aerzten unbekannt geblieben; glaubten diese im Ernst mit ihren Mittelchen — damals freilich noch Maximaldosen — den kranken Menschen gesund machen zu können, hat ein Arzt überhaupt wohl je eine andere als Naturheilung angestrebt? Auch die ärztliche Behandlung bestrebt sich nur, die Natur zu unterstützen und dem in jedem noch lebensfähigen Organismus innewohnenden und, wie der der Selbsterhaltung, sich geltend machenden Triebe, etwaige Störungen in den Funktionen der einzelnen Organe von selbst und durch eigene Kraft auszugleichen, etwaiges Fremde und Unreine in Blut und Säften durch sich selbst auszustoßen, fördernd und hilfreich zur Seite zu stehen.

Glücklicherweise hat die arme Menschheit nicht erst auf das 19. Jahrhundert, das der Aufklärung, warten müssen, ehe den mit Blindheit geschlagenen Aerzten das Licht der Weisheit von den Bauern Prießnitz, Schroth u. a. aufgesteckt wurde. Schon um das Jahr 400 vor Chr. schreibt Hippokrates von Kos, der größte Arzt des Altertums: „Folge der Natur, sie ist der Arzt der Krankheit." Und weiter: „Je mehr man unreine (kranke) Körper nährt, desto mehr schadet man ihnen. Ungesäumt müssen sich solche Kranke, bei denen das Fieber mit größerer Heftigkeit auftritt, einer sehr mageren Diät unterwerfen." Nun aber in folgendem unterscheidet sich der denkende, wissenschaftliche Arzt von dem nach der Schablone kurpfuschenden Bauern: „Man prüfe aber zugleich die Kräfte des Kranken, ob sie imstande sein werden, diese magere Diät bis zum höchsten Grad der Krankheit hin auszuhalten. Oft tut völlige Beraubung recht gut, wenn die Kräfte des Kranken es irgend aushalten können. Man muß aber allemal bei diesen Regeln auf die Stärke und den Gang einer jeden Krankheit, auf die Konstitution und die gewohnte Lebensweise sowohl in Rücksicht der Speise als des Getränkes aufmerksam sein." Auch die physiologische Wirkung des Wassers von verschiedener Temperatur ist Hippokrates wohl bekannt. Er spricht zuerst die Behauptung aus, daß kaltes Wasser wärme, warmes kühle. Er kennt Begießungen und Abreibungen. Warme Begießungen erzeugen Schlaf, bei Ohnmachten nützen kalte. Mit Begießungen behandelt er Gelenkleiden, Gicht, den Starrkrampf und fieberhafte Krankheiten. Hippokrates war vor allem Praktiker, der nicht durch das Neue und noch nie Dagewesene seiner Behandlungsmetode seinen Mitmenschen imponiren, Ruhm und Geld zu verdienen suchte, sondern auf die vollkommenste Weise ihnen helfen und ihre Leiden lindern wollte und durch ruhige schlichte Individualisirung und Beurteilung aller bei einer Krankheit inbetracht kommenden Verhältnisse sich als denkender Arzt bewies.

Um das zu können bedarf es Bildung und Erziehung des Geistes und Verstandes, Uebung der Sinne und einige medizinische Vorkenntnisse. Man höre, was Sonderegger, ein medizinischer Schriftsteller der Gegenwart, für Anforderungen an den jungen Arzt stellt: „Helle Augen und feine Ohren mußt du aber mitbringen, ein großes Beobachtungstalent und Geduld und wieder Geduld zum endlosen Lernen, einen klaren kritischen Kopf mit eisernem Willen, der in der Not stark ist, und doch ein warmes bewegliches Herz, das jedes Weh begreift und mitfühlt, moralischen Halt und sittlichen Ernst, der die Sinnlichkeiten, das Geld und die Ehre beherrscht, nebenbei auch ein anständiges Aeußere, Schliff im Umgang und Geschick in den Fingern, Gesundheit des Leibes und der Seele, das alles mußt du haben, wenn du nicht ein unglücklicher oder ein schlechter Arzt werden willst. Du mußt die Kameellast des Vielwissens schleppen und die Frische des Poeten bewahren, du mußt alle Künste der Charlatanerie kennen und doch dabei ein ehrlicher Kerl bleiben. Die Medizin muß deine Religion und deine Politik, dein Glück und dein Unglück sein. Sie ist der erhabenste Beruf oder das erbärmlichste Handwerk." Eine plötzliche Erleuchtung, ein zufälliges Entdecken einer neuen Heilmetode wie die Schroth'sche, „von der zu erwarten steht, daß sie die ganze jetzige Medizinkunde verdrängen und wie ein altes morsches Gebäude über den Haufen werfen wird", erscheint neben der Ernsthaftigkeit der Anforderungen, wie sie oben an die Jünger der Heilkunde gestellt werden und der sittlichen Würde der Auffassung vom ärztlichen Beruf wie der barste Unsinn und eine Leugnung jeglichen Fortschrittes auf geistigem Gebiet überhaupt. Nur der Mensch leistet bewußten aktiven Widerstand in dem Riesenkampf des ewig waltenden Naturgesetzes der Vernichtung gegen Leben und Gesundheit, den die nimmerrastenden Kämpen jenes Elementargesetzes, Krankheiten und Seuchen, gegen das Menschengeschlecht führen seit Erschaffung der Welt, mit gleichem Mut, aber nicht mit gleichem Erfolg. Allerdings sterben die Menschen heutzutage noch ebenso wie vor tausend Jahren, und das wird die ärztliche Kunst niemals ganz verhüten. Aber schon ein flüchtiger Blick in die statistischen Aufzeichnungen über die Sterblichkeitsverhältnisse von einst und jetzt zeigt, daß bei fortschreitender Kultur die Mortalität sich verringert. Es ist die Sterblichkeitsziffer in verschiedenen Ländern, zumal wenn diese auf verschiedener Kulturstufe stehen, sehr verschieden. Im ganzen nimmt sie mit der Ausbildung höherer geistiger und gesellschaftlicher Kultur ständig und beträchtlich ab. So starben in Frankreich 1770—74 alljährlich 1 unter 32 Einwohner, 1817—30 1:40, 1850 1:46, während in Rußland die Sterblichkeitsziffer noch jetzt 1:32 beträgt.

Was die Lebensdauer angeht, so starben Ende des vorigen Jahrhunderts von 100 Menschen 50 % unter 10 Jahren, bis zum 50. Jahr 74 %, bis zum 60. Jahr 82 %, jetzt in demselben Lebensalter nur 38, 65 und 77 %. Die mittlere Lebensdauer betrug Ende des vorigen Jahrhunderts 27 (in Preußen) bis 30 (Baiern) und 37 (Hannover), nach den neuesten statistischen Erhebungen wird sie jetzt in Deutschland auf 39 Jahr berechnet. Diese Zahlen sprechen für sich und sind nicht zufällige. Trozdem vermeint ein jeder, der imgrunde weder logisch urteilen, noch seine Gedanken in verständiger und verständlicher Weise zum Ausdruck bringen kann, über wissenschaftliche Fragen mitsprechen, ja seine „eigenen Ansichten" über diese und jene medizinische Behandlungsmetode zur Geltung bringen und über allerhand sanitätspolizeiliche Anordnungen ins Blaue hinein ein Urteil fällen oder nun gar ein neues Heilverfahren entdecken zu können. Wahrhaftig, selig sind die Einfältigen! Bekanntlich ist der Mensch um so bescheidener, je mehr er sich in die Wissenschaft vertieft hat, und umgekehrt sind Leute um so sicherer in ihrem Urteil und Auftreten, je unwissender und urteilsunfähiger sie sind. Würde in den Schulen allgemein, nicht nur ausnahmsweise, wie wohl in etlichen höheren Lehranstalten*), statt mancher mit biblischer Geschichte und Auswendiglernen von sinnlosen Gesangbuchversen nuzlos vergeudeten Stunde, der Jugend nur ein flüchtiger Einblick gewährt in den Bau unseres Leibes und die Funktionen der einzelnen Organe, die Grundzüge der Körper- und Gesundheitspflege, eine kurze Anweisung im ersten Samariterdienst bei plötzlichen Unglücksfällen und der naturgemäßen Krankenpflege gegeben, dann würde bald auch ein tieferes Verständnis plazgreifen für das ärztliche Können und die Ziele der medizinischen Wissenschaft.

Solange dies Verständnis noch fehlt, möge die Menschheit denjenigen vertrauen, welche ihr ganzes Leben diesen Dingen weihen und durch ihren Bildungsgang Gewähr dafür leisten, eine so komplizirte lebende Maschine, wie es der menschliche Körper ist, beobachten und verstehen zu können, nicht aber jedem Charlatan und Schreier vertrauensselig nachlaufen und deren Ausbeutung immer wieder von neuem zum Opfer fallen. Solange die Dummen nicht alle werden, solange wird es auch stets solche geben, die auf die Dummheit der Menschen spekuliren, nicht aber umgekehrt.

---

*) In welchen? Wir haben nie von einer einzigen gehört, wo das in auch nur einigermaßen zweckgenügender Weise geschieht. D. Red.

Warum ich kein Pfarrer wurde.

Von **A. Titus.** (Fortsetzung statt Schluß.)

Der große Tag brach an, trüb, kalt, und zum erstenmal wieder regnerisch. Der Himmel schien uns anzukündigen, daß nun die sonnigen Tage jugendlicher Liebeständelei vorbei und daß düstere Schatten aufzusteigen im Begriff seien. Und so war es in der Tat.

Die Kirche war dicht besezt, sowohl im unteren Raume als auf den Galerien. Am einen Ende des Zuhörerraums, wo sich die Kanzel befand, führten zwei Stufen zu einem etwas erhöhten Plaze empor und da war eine Art von Altar errichtet, schmucklos anzusehen, wie bei den protestantischen Gotteshäusern gewöhnlich. Hier wurde das Abendmahl gegeben und fanden die Trauungen und Taufen statt. Die Mitte nahm ein viereckiger steinerner Tisch ein, um den eine etwa halbmannshohe Einfassung herumlief. Inmitten des Vierecks standen heute die prüfenden Geistlichen, während die zu prüfenden Konfirmationskandidaten auf der rechten und linken Seite der Einfassung einander gegenüberstanden; rechts die Knaben, links die Mädchen. Fanny und ich standen beide in der vordersten Reihe; ich warf ab und zu einen raschen Blick hinüber, aber Fanny wagte gar nicht aufzusehen. Jezt mußte es fürchterlich und schmachvoll an den Tag kommen, was wir gesündigt. Die Kirche war mit tausend Neugierigen angefüllt, die ihre Blicke auf die Konfirmanden richteten; meine Großmutter und die Kontroleurin hatten ihre besten Brillen aufgesezt, damit ihnen ja nichts entging. Hier befand sich ein unerbittliches Auditorium; wer hier durchfiel, war in der öffentlichen Meinung gerichtet.

Die Prüfung begann und zitternd sah ich sie an mich herankommen. War es Absicht, war es Zufall, daß der Dekan, welcher die Prüfung leitete, mir gerade die zehn Gebote vorzutragen befahl — es kam so. Beim fünften oder sechsten Gebot blieb ich stecken — es war eine Stille in der Kirche, daß man hätte jede Mücke summen hören mögen. Ich haspelte mich zwar glücklich zu Ende, aber eins der Gebote war ausgelassen, und der Dekan, mir einen strafenden Blick zuwerfend, trug meinem Nachbar auf, die zehn Gebote herzusagen. Damit war mir gesagt, daß ich, wie man sich im Volke ausdrückte, „nichts gekonnt" habe. Mir entstand ein Brausen im Gehirn, so daß ich nichts mehr von dem hörte, was um mich vorging; ich wagte auch nicht mehr aufzusehen. Welchen Blick mußte jezt meine Großmutter auf mich richten! Und die Predigt, die mich zuhause erwartete!

Und die Zukunft!

Mir ward so heiß, daß ich zu schwizen begann und mir die dicken Tropfen über die Stirne rollten! Ich hatte auf nichts mehr Acht, als darauf, wie es meiner Genossin ergehen möchte. Unter allen männlichen Konfirmanden war ich es allein, der sein Sprüchlein nicht gewußt; alle andern waren wohl vorbereitet gewesen. Ein moderner Atlas hatte ich die ganze Last der Schmach auf meine Schultern zu nehmen.

Etwa eine Stunde später kam Fanny dran, und merkwürdiger Weise wurde auch ihr die Aufgabe zuteil, die zehn Gebote aufzusagen. „Geteilter Schmerz ist halber Schmerz," sagt man sonst; hier aber ward der Schmerz ein doppelter, denn auch Fanny blieb stecken und blamirte sich wie ich; auch unter den Mädchen ganz allein, wie ich unter den Knaben. Ich wagte nicht, sie anzusehen.

Sicherlich hatte der Dekan irgendwie erfahren, daß wir zusammen uns auf die Prüfung vorbereitet hatten. Was wollte er nun damit, daß er jedem die gleiche Frage vorlegte? Wollte er damit den Eltern Fannys und meiner Großmutter andeuten, wie unpassend es sei, zwei Leutchen, wie wir es waren, ohne Aufsicht zusammen zu tun? Ich weiß es nicht.

Nach Hause ging ich wie ein Betrunkener; ich fühlte, wie tausend spöttische Blicke auf mir ruhten. Ich schlüpfte zur Hintertüre hinein und begab mich eiligst in das kleine Zimmer, welches als das meinige betrachtet wurde. Dort wollte ich den kommenden Sturm erwarten. Wo sollte ich es auch sonst?

Es dauerte lange, bis sich jemand vernehmen ließ; im Hause herrschte eine unheimliche Stille. Endlich öffnete sich die Tür meines Zimmers und meine Großmutter rauschte herein. Ich werde den Blick, den sie mir zuwarf, nicht so leicht vergessen.

„Nichtsnuziger, verdorbener Bube," begann sie, und die Hochzeitshaube, die sie auf dem Kopfe trug zur Feier des Tages, schien sich förmlich emporzublähen, „so hast du deinen Eltern und mir Schande gemacht. Und die schlechte Fanny, wer hätte diesem scheinheiligen Wesen das zugetraut! Dummes Zeug habt ihr gemacht und die Zeit vertrödelt, statt etwas zu lernen. Du willst Pfarrer werden! Ich werde dich bei einem Besenbinder in die Lehre tun. Der Junge hat nichts und will noch so übermütig sein. Und ich soll sie bezahlen, die Dummheiten, die er macht."

In diesem Tone ging es eine halbe Stunde fort. Ja, meine gute Großmama hatte eine tüchtige „Suade", wie man zu sagen pflegt. Endlich aber ging ihr der Atem aus und sie schloß ihre Rede mit den patetischen Worten:

„Da sizt der elende Mensch stumm wie ein Oelgöze und hat nicht ein Wort zu seiner Verteidigung. Mich dauert nur der schöne Kalbsbraten! Und die Mandeltorte!"

Da ich sonst immer leidliche Zeugnisse nach Hause brachte, so hatte meine Großmutter auch diesmal auf einen Triumph gehofft, den sie zuhause durch einen außergewöhnlich schönen und großen Kalbsbraten und durch eine Mandeltorte zu feiern gedachte. Diese Genußstücke standen bereit, um so größer war die Enttäuschung.

Kalbsbraten! Mandeltorte! Der erhebende Gedanke an sie schnellte meine unter der Wucht meiner Schmach niedergedrückten Lebensgeister wieder empor. Ich wagte zu sprechen.

„Aber," sagte ich schüchtern, „der Kalbsbraten hat doch mit dem Katechismus nichts zu tun! Und die Torte auch nicht!"

„So!" schrie jezt die Großmutter in heller Empörung, „ich soll dich auch noch belohnen dafür, daß du unsere ganze Familie blamirt hast. Das fiele mir ein."

Sie rauschte hinaus und krachend fiel hinter ihr die Tür ins Schloß. Ich blieb zerknirscht sizen. Meine schönen Vorsäze waren alle ins Wasser gefallen und ich hatte den ersten Teil der mir bevorstehenden Prüfungen schlecht bestanden. Wenn nun meine Großmutter die Ueberzeugung gewann, ich sei zum Studium der Teologie nicht veranlagt, und ihre Hand von mir zog! Dann adieu, schöne Zukunft, behagliches Brotstudium! Adieu auf immer!

Der Kelch meiner Leiden war für diesen Tag noch nicht leer. Bald darauf schlürfte die böse Annemarie auf ihren abgetretenen Hausschuhen zur Tür herein. Sie wußte, wie sehr das Gewicht meiner Schmach mich niederdrückte, und glaubte nun gleichfalls sich an mir reiben zu können.

„Hähä! Die jungen Herrchen werden bald reif heutzutage. Sie sollen zum Essen kommen. Hähä, und die Damen auch. Die Frau Großmutter ist unwohl vor Aerger und ißt nicht mit. Früher waren die jungen Leute doch noch sittsamer, hähä!"

Nun aber schwoll mir der Kamm.

„Böse, alte Hexe," schrie ich wütend. „Sie waren nie ein Engel und werden nie einer werden." Dabei streckte ich die geballte Faust gegen sie aus; sie bekam Furcht und floh und verlor einen ihrer Schuhe dabei, den ich verächtlich mit dem Fuße davon stieß, daß er die Treppe hinunter kollerte.

„Mein Schuh," jammerte Annemarie; ich aber begab mich in das Eßzimmer, wo ich ein äußerst frugales Mahl aufgetragen fand. Die Strafe war nicht allzuhart, denn ich war nicht in der Lage, besonderen Appetit zu empfinden.

Ich hatte kaum einige Löffel Suppe zum Munde geführt, da brach das zürnende Geschick von neuem auf mich herein. Denn die Tür ward aufgerissen und mit fliegender Haube, in höchster Aufregung erschien die Frau Kontroleurin. Ich sah gleich, wieviel die Glocke geschlagen hatte, denn sie hielt einen Stoß Papiere in der Hand, den sie wie eine Trophäe wild in der Luft schwenkte. O weh, es waren meine unglückseligen Verse, die ich an Fanny gerichtet hatte.

„Wo ist die Großmutter?" schrie das fürchterliche Weib, dessen Anblick auf mich nahezu eine Wirkung ausübte, wie das Haupt der Medusa auf die Feinde der Pallas Athene.

Die Großmutter erschien mit einem Tuch um den Kopf, und nun erzählte die Kontroleurin, wie man Fanny ordentlich ins Gebet genommen, diese aber alles geleugnet habe. Und da habe man ihre Sachen durchsucht und diese Verse gefunden. Zweifellos hätte ich durch meine Gaukeleien das Mädchen betört und sie vom Lernen abgehalten.

„Das scheint ja ein richtiger Taugenichts werden zu wollen," schloß das wütende Weib.

Meine Großmutter sagte nichts mehr; sie hatte sich schon müde geärgert! Man brachte Petroleum und begoß die nach Rosen, Reseden und Veilchen duftenden poetischen Liebesergüsse meiner jungen Seele mit dieser häßlichen, übelriechenden Flüssigkeit. Dann wurden die Verse ohne Erbarmen in den Ofen gesteckt, angezündet und dem doppelten Tode der Flammen und der Vergessenheit überantwortet. Ich sah stumm zu, wie die Kinder meiner Muse sich in Asche verwandelten.

Requiescant in pace — sie mögen ruhen in Frieden. Es war auch recht gut so.

Ich wagte in den nächsten Tagen kaum mehr mein Zimmer zu verlassen; einigemal schaute ich hinüber nach Fannys Fenstern, aber auch dort war alles still. Die Welt schien mir wie ausgestorben; alle bekannten Menschen kamen mir wie verändert vor. Die Einsamkeit lehrt nachdenken, ich sann und sann, ob mein Vergehen denn wirklich so groß war, um des Lärms, den man seinetwegen erhob, wert zu sein. Meine Erziehung verhinderte natürlich, daß ich die geringe Bedeutung der ganzen Sache erkannte; ich konnte mich noch nicht zu dem Verständnis erheben, daß mir Unrecht getan wurde. Ich trug tatsächlich ein Verbrecherbewußtsein in mir. Nur überkam mich ein dunkles Gefühl, eine Art Ahnung, als ob man mich unter die Herrschaft eines Systems, einer Anschauungsweise zwingen wolle, die als berechtigt anzuerkennen ich keineswegs verpflichtet sei; ich begann mich nach Freiheit, nach freieren Lebensformen zu sehnen.

Aber die Galeerenkugel der Abhängigkeit war fest an mein Bein geschmiedet, und ich mußte sie nachschleppen. Wenn meine Großmutter mich nun nicht studiren ließe! Die Drohung mit dem Besenbinderlehrling nahm ich nicht ganz ernst, aber — wer konnte es wissen, wie weit der Fanatismus einer nur pietistischen Neigungen lebenden alten Frau gehen würde?

Man hielt eine Art Familienrat, vor welchem ich als armer Sünder erscheinen mußte. Von meinem Herrn Stiefvater lag ein Brief voll verständlicher Anspielungen auf Haselstöcke und Bambusrohre vor, die mir es im höchsten Grade praktisch erscheinen ließen, in diesem Augenblicke möglichst fern vom teuren Vaterhause zu sein. Ich mußte im Familienrat niederschmetternde Bußpredigten anhören, und meine Augen suchten scheu den Boden, während die meiner Großmutter mit verklärtem Schmerz zum Himmel aufgeschlagen waren. Zum Schlusse einigte man sich dahin, in Anbetracht meiner früher leidlich guten Führung mir noch Gelegenheit zur Besserung zu geben. Ueber meine Qualifikation zum Teologen waren die Meinungen immer noch geteilt. Eine jungfräuliche Tante in sehr reifem Alter meinte zwar, wer zur Konfirmation nicht einmal die zehn Gebote kenne und in dem Alter schon so verdorben sei, Liebesgedichte zu machen, der werde ein schlechter Pfarrer werden; allein man wendete dagegen ein, daß man auch dem verstocktesten Menschen Gelegenheit zur Besserung geben müsse. So ging der Familienrat auseinander, ohne einen definitiven Beschluß gefaßt zu haben. Man ließ mich in der Schwebe. Jedenfalls hatte man die Absicht, einmal erst zu beobachten, wie ich mich bei der Konfirmation selbst benehmen werde. Denn mich von der Konfirmation auszuschließen, so weit wollte man die Sache doch nicht kommen lassen und konsequenterweise durfte man es bei Fanny auch nicht tun.

So hatte ich also Chancen, mich bei der Konfirmation selbst wieder einigermaßen zu rehabilitiren, aber auch die Unannehmlichkeiten meiner Situation waren bedeutend gestiegen. Denn nun mußte ich Gott und die Welt erst recht um Verzeihung bitten; bei all den über mein Pech hämisch lächelnden Tanten und Basen männlichen und weiblichen Geschlechts mußte ich reihum gehen und um Vergebung meiner Sünden flehen.

Die arme Fanny sah ich inzwischen nur ein einzigmal. Sie begegnete mir vor dem Hause und hatte wieder rot geweinte Augen. Sogar ihre lange Nase hatte etwas rötlichen Glanz angenommen. Sie warf mir einen tieftraurigen Blick zu, der mir zu sagen schien: „Wie muß ich um dich leiden!" — Ob Fanny mit dem väterlichen Stock in entwürdigende Berührung gekommen, wußte ich nicht; aber als ritterlicher Liebhaber geriet ich schon bei diesem Gedanken in den heftigsten Zorn und schwur bei meinem künftigen Barte, diese Unbill zu rächen.

Das alles aber hielt das Heranrücken der verhängnisvollen Zeit, da sich zeigen sollte, ob ich noch besserungsfähig sei, nicht auf. Am Sonnabend, welcher dem für die Konfirmation bestimmten Sonntag voranging, hatte ich den großen Bittgang zu unternehmen.

Am gefährlichsten schienen mir zwei Onkel, von denen der eine Stadtpfarrer, der andere Obereinnehmer war. Diese beiden Brüder hatten die merkwürdige Eigenschaft, daß sie beide heftig stotterten, und es war sehr erbaulich mitanzuhören, wenn sie im Gespräch in die Hitze gerieten. Böse Zungen hatten früher behauptet, der Onkel Stadtpfarrer habe das Stottern bei einer besondern Gelegenheit plötzlich gelernt. Als nämlich 1848 ein großer Trupp Freischaaren in meiner Vaterstadt Quartier nahm, erschienen viele derselben an dem großen Brunnen, der vor dem Pfarrhause steht, und schliffen ihre Säbel auf dem Rande des Brunnentrogs. Mein Onkel sah diesem Treiben aus dem Fenster seiner Pfarrwohnung zu. Plötzlich erhob einer der Freischärler seinen Säbel und rief, indem er die Klinge im Sonnenstrahl funkeln ließ: „Pfaff, der ist für dich!" Ein homerisches Gelächter begleitete diesen Scherz — denn ein solcher war es offenbar — mein Onkel aber verschwand eiligst und versteckte sich in der Bodenkammer, bis die Freischaaren wieder abgezogen waren. Die bösen Zungen flüsterten nun, er habe von dem Schreck das Stottern bekommen. Auf der Kanzel stotterte er nicht, da er sehr langsam und salbungsvoll sprach. Es war gut, daß sein Bruder später sich am gleichen Ort niederließ; der Bruder stotterte auch und bewies dadurch, daß das Stottern ein den beiden angeborenes Uebel war. So wurde die Mär von der bösartigen Wirkung des Freischaarensäbels widerlegt.

Ich warf mich in meinen Sonntagsstaat, um meinen Schmerzensgang anzutreten. Dabei dachte ich an den Wahlspruch des tapfern Majors von Schill: „Lieber ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende!" und beschloß, die schlimmsten Verwandten vorweg zu nehmen.

Zuerst erschien ich beim Onkel Stadtpfarrer.

„Ah, der Aloys! Freut uns, daß du an uns denkst." Der gute Onkel schwieg zuhause gern, denn hier führte seine bessere Hälfte das große Wort, und er pflegte sich dem in Demut zu fügen. Die Frau Stadtpfarrerin aber war stets aufgelegt zu Bußpredigten, denn sie hatte eine 37jährige Tochter auf Lager, die sie gern an den Mann gebracht hätte. Da aber niemand das Mädchen nehmen wollte, so ward ihre Mutter der ganzen Männerwelt Feind und der arme Stadtpfarrer mußte das häufig genug empfinden. So hatte auch ich eine lange, lange Predigt der lieben Tante anzuhören, worin die frühzeitige Zuneigung zu dem andern Geschlecht als eine Todsünde dargestellt ward.

„Da nimm dir meine Sophie zum Muster," sagte sie; „die wäre nicht so leichtsinnig gewesen wie Kontroleurs Fanny, und ihr hat noch niemand Liebesgedichte gemacht."

Troz allen Elends stand mir das Lachen näher als das Weinen. Das war begreiflich, daß niemand sich dazu versteigen würde, des Stadtpfarrers „noch zu habendem" Töchterlein Liebesgedichte zu widmen.

Allein ich mußte Zerknirschung heucheln, und so ging ich denn, nachdem die Tante endlich mit ihrer Predigt fertig war, zum Onkel und sagte demütig und leise:

„Also bitte ich euch alle um Verzeihung!"

„Na," sagte täppisch lächelnd der Onkel, „wir brauchen dir nichts zu verzeihen. Es ist nur gut, daß du die schöne alte Sitte aufrecht erhalten hast und zu uns gekommen bist."

Mich packte ein gewaltiger Zorn. Klang es nicht wie ein Hohn, wenn diese Leute, nachdem ich wie ein armer Sünder vor ihnen erschienen, noch taten, als legten sie gar keinen Wert darauf. Und doch hielten sie mir Moralpredigten! Wäre ich aber nicht gekommen, so würden sie sicherlich die höchste sittliche Entrüstung zur Schau getragen haben. (Schluß folgt.)

Zur Geschichte der Cerealien.

Kulturhistorische Skizze von **H. Schlüter.** (Schluß.)

Wie schon erwähnt, ist außer Reis und Mais der **Weizen** die Hauptnahrungsfrucht des Menschen, und diesem schließt sich der **Roggen** an. Gerste und Hafer dagegen werden mehr als Futterpflanzen oder zur Verwendung in der landwirtschaftlichen Industrie, denn als Nahrungspflanzen gebaut, und nur zu Zeiten der Hungersnot oder in ärmeren Gegenden werden auch diese zur Ernährung der Menschen herangezogen. So ist in Schweden die Gerste die Hauptbrodfrucht, und im Hungerjahr 1846/47 mußte auch in Deutschland sich manche Familie mit Haferbrod genügen lassen. Der Hafer scheint ein Kind des Nordens zu sein, denn an den Küsten der Ostsee findet man ihn wild. Doch ist hierdurch nicht gesagt, daß hier seine Urheimat ist; kann er doch recht gut verwildert sein, denn schon seit über 2000 Jahren wird in Deutschland Getreide gebaut.

Die **Hirse** war bei Römern und Griechen seit Julius Cäsar bekannt, und Strabo berichtet von ihr, daß sie in Gallien vortrefflich gedeihe und die stärkste Schuzwehr gegen Hungersnot sei.

Es wird angenommen, daß die verschiedenen Arten des Weizens, von welchem es mehr als 300 Varietäten gibt, von 4—8 Spezies abstammen. Thatsache ist, daß der Weizen — wie die Gerste — sich außerordentlich den Verhältnissen anpaßt, unter denen er kultivirt wird, und daß natürlich diese Eigenschaft die Zahl der Varietäten außerordentlich fördert. Interessant sind in dieser Beziehung einige Experimente, die man nach Darwin mit Gerste und Weizen machte. Dieses Korn wird, je nach der Fähigkeit, der Kälte zu widerstehen, und der darnach bestimmten Aussaatzeit, in Winter- und Sommerkorn eingeteilt. Man versuchte nun, Winter- in Sommergetreide und umgekehrt, umzuwandeln. Von Winterweizen, der im Frühjahr gesäet war, reiften von 100 Pflanzen nur vier. Diese wurden gesäet und wieder gesäet, und in drei Jahren wurden hieraus Pflanzen gezogen, die sämmtlich reiften. Umgekehrt wurden fast alle aus Sommerkorn gezogenen Pflanzen, die aber im Herbst gesäet waren, vom Froste zerstört. Einige wenige erhielten sich aber und erzeugten Samen, und in drei Jahren war diese Sommervarietät in Wintervarietät umgewandelt.

Nach Amerika ward der Weizen 1493 durch Kolumbus gebracht und schon im März 1494 konnte man ihm reife Aehren überreichen, welche erst im Januar gesäet worden waren. Das war also der Anfang des amerikanischen Weizenbaues, der heute die alte Welt durch seinen allzu reichen Ertrag zu ersticken droht*). In Mexiko war es, wie Humboldt erzählt, ein Negersklave Cortez', der zuerst Weizen baute. Er fand drei Körner davon unter dem Reis, den man als Proviant aus Spanien mitgebracht hatte. Im Franziskanerkloster in Quito wird der Topf noch als Reliquie aufbewahrt, in welchem der erste südamerikanische Weizen enthalten gewesen, den der Franziskanermönch Franz Jodoco Rixi da Ganta zu Quito aussäete. Dieses Korn ward vor dem Kloster gebaut, nachdem man den Wald ausgerodet.

Neben den mehlreichen Grasarten sind es besonders noch der Buchweizen, die Hülsenfrüchte und die Kartoffel, welche als Nährpflanzen hier zu nennen sind. Den **Buchweizen** finden wir in Deutschland zuerst gegen Ende des 15. Jahrhunderts genannt. Die 1594 in Lübeck erschienene plattdeutsche Bibel spricht nämlich Jes. 28. 25 von „boekwete", ein Beweis, daß diese Pflanze damals schon die deutsche Flora bereichert hatte. Angenommen wird, daß diese Pflanze aus Zentralasien stammt; zur Zeit der Kreuzzüge wurde sie in das südöstliche Europa eingeführt, von wo sie durch den Seehandel über Venedig und Antwerpen über das übrige Europa verbreitet wurde. Der Buchweizen, auch Heidekorn, führt ersteren Namen nach der Aehnlichkeit seiner Körner mit der Buchecker. Die zweite Benennung soll eigentlich Heidenkorn bedeuten, woraus man folgern will, daß uns das Korn von den Heiden überliefert wurde. Unter diesen „Heiden" werden die Zigeuner verstanden, die im 15. Jahrhundert sehr zahlreich Mitteleuropa überschwemmten. Sicheres ist indes darüber nicht festgestellt, und heute sind es besonders die Landbewohner des nördlichen Deutschlands und Rußlands, welche diese Pflanze kultiviren, und ihnen ist der Buchweizen von derselben Wichtigkeit, die der Mais im südlichen Europa beansprucht.

Die Kultur der **Hülsenfrüchte**, die für manche Gegenden dieselbe Wichtigkeit haben, wie für andere Länder die mehlhaltigen Grasarten, reicht bis ins graue Altertum zurück. Die Bohne wird schon von Herodot und von Homer, wie auch im alten Testamente genannt, und die Pfahlbautenbewohner der Schweiz bauten gleichfalls diese Frucht schon an. Es steht nicht fest, wann sie nach Deutschland kam, doch wird unter den Ackererzeugnissen unseres Landes im 9. Jahrhundert die Bohne schon erwähnt. Auch Linse und Erbse haben schon eine alte Kultur. Darwin nimmt an, daß unsere gewöhnliche Erbse in der in Südeuropa vorkommenden wilden Felderbse ihre Urform hat, während andere sie dem mittleren Asien zuweisen. Hier hat auch die Linse ihre Heimat, die, im Altertum schon allen Völkern des Orients bekannt, von dort nach Italien und von diesem nach Deutschland gelangte. Auf das Alter der Linsenkultur weist auch das bekannte Linsengericht Esau's im alten Testamente hin. In Griechenland war die Linse eine so gewöhnliche Volksspeise, daß die Reichen aus diesem Grunde verschmähten, davon zu essen, und es von der Vergangenheit eines Emporkömmlings hieß: „früher, als er noch Linsen aß."

Es ist nicht festgestellt, ob Deutschland die Erbse zuerst vom Balkan oder von Italien erhielt. Nach England wurde sie durch Holländer eingeführt, und auch in Deutschland, wo die Kultur der Erbse im Mittelalter unbedeutend war, wurde sie durch Niederländer weiter ausgedehnt. Als grünes Gemüse kam die Erbse zuerst in Frankreich unter Ludwig XIV. auf, während, wie wir gesehen, sie getrocknet schon im Altertum Volksspeise geworden war.

Bildeten bis zum 17. Jahrhundert neben Brod und Milchspeisen die Hülsenfrüchte ein Hauptnahrungsmittel in Deutsch-

*) Diese Gefahr ist nur vorhanden, wo liberale Volks-Mißwirtschaft herrscht, und wird auch da nur diese selbst mit ihrem verderblichen Hauptgrundsaze des Laisser faire totgeschlagen. D. Red.

land, so wurden dieselben um diese Zeit nach und nach durch ein Geschenk Amerika's, durch die **Kartoffel** stark in den Hintergrund gedrängt.

Die Heimat der Kartoffel ist das Hochgebirge Amerika's, wo sie nicht nur in Chili und Peru, ihrem ersten Fundorte, sondern auch in Nordamerika, in den Gebirgsketten Arizona's, bis zu einer Höhe von 12000 Fuß gedeiht. In Peru ward diese Pflanze schon unter den Inka's vor Eintreffen der Spanier auf dem Hochplateau der Kodilleren sorgfältig angebaut, und hier lernten die spanischen Eindringlinge diese Frucht kennen. Zwischen 1560 und 1570 ward sie nach Spanien gebracht, und von hier aus gelangte sie rasch nach Portugal, Italien und Burgund. Wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Trüffel nannte man sie in Italien Taratuffoli, Tartuffoli, woraus durch Korruption das deutsche: Kartoffel, entstand.

Im Jahre 1565 wurde die Kartoffel durch einen Sklavenhändler, John Hawkins, nach Irland gebracht, welcher sie als Schiffsproviant in Santa Fe erhalten hatte. In England wurde sie 1584 durch Sir Walter Raleigh, der sie aus Virginien mitbrachte, eingeführt. Zwei Jahre später ward sie auch durch den Freibeuter und „Seehelden" Franz Drake nach England gebracht, und dieser bemühte sich um die Verbreitung der Frucht in solcher Weise, daß man lange dafür hielt, er sei der erste gewesen, der die Kartoffel nach Europa brachte. Im Jahre 1596 wurde die neue Pflanze durch den englischen Botaniker J. Gerard, der Saatkartoffeln von Drake erhalten hatte, kultivirt und als Batata virginiana beschrieben. Außerordentlich förderlich für den Anbau der neuen Frucht wirkten die englischen Bürgerkriege, und zwar, weil die Soldaten alles zerstörten, was sie in Feindesland antrafen, sich aber nicht die Mühe nahmen, ein Kartoffelfeld umzuwühlen, und auf diese Weise der Landmann eine gewisse Sicherung seiner Arbeit im Kartoffelbau hatte. Ueberhaupt wirkten alle Kriege — in Deutschland besonders der 30jährige — auf die Ausbreitung des Kartoffelbaues hin. Schon 1588 pflanzte der niederländische Botaniker Clusius, der sie aus England erhalten, die Kartoffel als Seltenheit und trug später viel zu ihrer Ausbreitung in Holland bei. Im selben Jahre gelangte die neue Frucht aus den spanischen Niederlanden nach Wien, wo sie in den kaiserlichen Gärten angepflanzt wurde. Clusius schreibt 1601, daß in Italien die Kartoffel schon so reichlich gebaut werde, daß man sogar die Schweine damit füttere.

Auch Frankreich wurde durch Vermittlung Englands mit dem neuen Knollengewächs bekannt. Doch wurde die Pflanze hier lange nur wenig angebaut, sodaß sie im Jahre 1616 noch als große Seltenheit auf der königlichen Tafel galt.

Aus einigen Gegenden Deutschlands wird um 1613 berichtet, daß der Anbau der Kartoffel schon „gar gemein" sei. Größere Bedeutung als Nährfrucht erlangte sie indes erst während und nach dem 30jährigen Kriege. 1640 kam sie nach Hessen-Darmstadt und Westphalen, und nach Braunschweig 1647. Im selben Jahre führte sie der Bauer Hans Nagler ins Voigtland ein, und drei Jahre später gelangte sie auch nach Berlin.

Erst Anfangs des vorigen Jahrhunderts erlangte bei uns der Kartoffelbau größere Bedeutung, aber immer noch gab es Gegenden, in welchen die Pflanze unbekannt blieb. So kamen erst 1708 Kartoffeln aus Schottland nach Mecklenburg. Noch drei Jahre später wurde sie durch den Waldenser Antoine Jugnoret aus Irland nach Würtemberg gebracht, und erst 1716 fand man sie in Bamberg, Bayreuth und in Baden auf Aeckern angebaut. Nach Sachsen kam sie 1717 aus Brabant durch den Generallieutenant v. Milkau. Im Jahre 1738 schenkte Friedrich Wilhelm I. dem berliner Krankenhause einen Komplex Landes unter der Bedingung, daß darauf für Arme und Kranke Kartoffeln gebaut werden sollten. Erst im Jahre 1740 kam diese Frucht auf die schwäbische Alb. Besonders die Hungerjahre von 1745 und später 1793 trugen viel zu ihrer Verbreitung bei. Nach Griechenland wurde sie gar erst durch die Baiern eingeführt, die im Gefolge des baierischen Prinzen, der den griechischen Tron bestieg, dorthin gelangten.

In neuerer Zeit ist die Kultur der etwa 2000 Arten zählenden Kartoffel etwas eingeschränkt worden durch die sogenannte Kartoffelkrankheit, die 1746 zuerst im Obererzgebirge beobachtet wurde. Im lezten Drittel des vorigen Jahrhunderts trat diese Krankheit verschiedentlich im Erzgebirge, in Süddeutschland und Hannover auf, doch erlangte sie erst 1843 weitere Verbreitung. Seit 1846 ist sie der Hauptfeind der Kartoffelkultur, die in Deutschland ihren Hauptsiz hat. Auf jeden Einwohner produzirt Deutschland gegenwärtig etwa 6,6 Hektoliter Kartoffeln.

Die Regierungen gaben sich große Mühe, s. Z. die Kartoffel in ihre Staaten einzuführen, stießen dabei aber überall auf ganz energischen Widerstand seitens der Landbauer. Es scheint beinahe, als ob ein gewisser Instinkt das Volk vor der Ausbreitung der neuen Frucht warnte. Besonders war es auch die Geistlichkeit, welche gegen den Anbau der „Teufelswurzel", wie sie die Pflanze nannte, zu Felde zog. Bei dieser lag freilich ein sehr erklärlicher Grund für ihre Feindschaft gegen die „Teufelswurzel" vor. Sie bekam nämlich von der Kartoffel keine Zehnten, und das war die Veranlassung, daß die Priesterschaft gegen den Anbau der Pflanze war. Der Zehnte wurde nämlich erhoben als großer Zehnten, der von Getreide und Wein, als kleiner Zehnte, der vom Gemüsegarten und als Blut- oder Fleischzehnte, der vom jungen Vieh bezahlt werden mußte. Die Bibel sagt, daß der Zehnte zu erheben sei vom „Samen des Landes" und von den „Früchten der Bäume"; hierunter konnte man aber die Kartoffel nicht rangiren, und doch wollte sich die Geistlichkeit ihr Einkommen nicht gern schmälern lassen. Schon 1694 brachen bei Hof Streitigkeiten über Erhebung der Kartoffelzehnten aus, und ein Jahr später erschien in Baden die erste Verordnung über Regelung des Kartoffelzehnts. Der Widerstand der Geistlichkeit bestärkte auch die Bauern in ihrem ohnehin vorhandenen Widerwillen gegen den Kartoffelbau. Nicht nur, daß sie diesen selbst verschmähten, auch andere wurden am Bauen verhindert. In Berlin sträubte sich die Einwohnerschaft zehn Jahre lang, die Kartoffel, die ihnen „die Weisheit der Obrigkeit" aufdrang, auch nur zu genießen. In Preußen wurde durch Friedrich II. der Anbau bis zu einer gewissen Ausdehnung jeder Gemeinde zur Pflicht gemacht. Als das nichts half, mußte Militär nachhelfen, und in Pommern, Schlesien und der Mark wurden den Bauern, die der Kartoffelbau-Verordnung nicht folgten, Dragoner solange ins Quartier gelegt, bis sie nachgaben. In Frankreich bemühte sich ein gewisser Parmentier besonders, den Kartoffelbau zu fördern. Er schrieb Bücher und hielt Reden, worin er den Landleuten die angeblichen Vorteile des Kartoffelbaues klar zu machen suchte. Es half aber nichts; die „dummen" Bauern entgegneten ihm, die Kartoffel sei kaum für die Schweine genießbar, wievielweniger für die Menschen. Jezt soll, wie erzählt wird, Parmentier zu einer List gegriffen haben. Er ließ um Paris herum Land mit Kartoffeln bepflanzen, und als die Erntezeit herankam, bekannt machen, daß bei schwerer Strafe sich niemand unterfangen solle, nur eine Knolle der Frucht zu entwenden, dieselbe sei ausschließlich für den königlichen Hof und „einen hohen Adel" bestimmt, und für den „gemeinen Mann" zu kostbar. Die ausgestellten Feldhüter schliefen des Nachts, und jezt sollen die Landleute sich von der Frucht geholt, und sie gleichfalls angepflanzt haben. Diese Anekdote wird aber sehr verschieden erzählt, und ist darnach ihr historischer Wert zu bemessen. Noch 1844 sah in Rußland, um den Kartoffelbau zu fördern, die Regierung sich veranlaßt, Prämien für diesen auszusezen, und dort begegnet noch heute derselbe dem Widerstand der Bauern. Ein wie richtiges Gefühl die Landbevölkerung mit diesem Widerstande bekundete, werden wir in folgendem sehen:

Physiologen und Kulturhistoriker sprechen lehrreich genug über den Einfluß von Speise und Trank auf den Einzelnen wie auf ganze Völker, und wir dürfen bestimmt behaupten, daß der Einfluß der Kartoffel dort, wo sie ganz oder doch beinahe ausschließlich als Nahrungsmittel gilt, ein sehr verderblicher gewesen ist.

Die Plünderung b

Wisby. (Seite 146.)

Einer der zur Ernährung wichtigsten Pflanzenstoffe ist das Amylum oder Stärkemehl. So, wie wir dieses Stärkemehl als Nahrungsmittel zu verbrauchen pflegen, ist es meist mit anderen Stoffen, die gleichfalls zur Ernährung wichtig sind, gemischt, und zwar kommen hier hauptsächlich die stickstoffhaltigen Stoffe, wie Kleber, Legumin u. s. w. inbetracht, auf deren größeres oder geringeres Vorkommen die Ernährungsfähigkeit der betreffenden Pflanzen mit beruht. Von den stärkemehlhaltigen Nahrungsmitteln haben nun dieses günstige Mischungsverhältnis hauptsächlich die Getreidepflanzen — besonders Weizen, Roggen und Gerste — und die Hülsenfrüchte. Beim Weizen verhalten sich nach Liebig die stickstoffhaltigen zu den stickstofffreien Substanzen wie 10:46, in Roggen und Gerste wie 10:57. Beim Brode ist das Verhältnis des hinzugesetzten Wassers halber ein wesentlich anderes. Bei den Hülsenfrüchten — Erbsen, Bohnen und Linsen — ist das Verhältnis der stickstoffhaltigen zu den stickstofffreien Substanzen wie 24:100, und diesem Umstande verdanken die Hülsenfrüchte ihre große Nährkraft. Werden sie in Verbindung mit fettreichen Nahrungsmitteln genossen, so zeigen sie sich vor allem geeignet, den Körper selbst bei schwerer körperlicher oder geistiger Arbeit gesund und kräftig zu erhalten.

Ganz anders aber bei der Kartoffel. Dieselbe enthält von nahrhaften Stoffen größtenteils Stärkemehl, und auf 100 Gewichtsteile nur etwa 6—8 Teile stickstoffhaltiger Stoffe. Dieses Verhältnis ist bei dem Reis ein ebenso ungünstiges, vor diesem aber hat die Kartoffel noch den Nachteil, daß bei ihrem Genuß große Mengen Zellstoff (Cellulose) in den Magen geführt werden, die bei der heutigen Zubereitung unserer Speisen unverdaulich sind. Wenn nun ein arbeitender Mann die für ihn erforderlichen Mengen stickstoffhaltiger Körper, welche er sich in 614 Gramm Ochsenfleisch verschafft, in Kartoffeln decken sollte, so müßte er in runder Zahl 10 Kilo Kartoffeln täglich zu sich nehmen. Da dies nicht möglich ist, so sieht man hieraus, wie die Ernährung von Leuten beschaffen ist, die allein auf Kartoffeln angewiesen sind. Moleschott behauptet, daß derjenige, welcher sich 14 Tage lang ausschließlich von Kartoffeln nähren wollte, nicht mehr imstande sein würde, sich die Kartoffeln zu verdienen.

Die Kartoffel hat dort, wo sie Einfluß gewann, mehr die Gesellschaft beeinflußt, als Kriege und andere gewaltsame Kämpfe es jemals hätten tun können. Am besten sehen wir dieses im Erzgebirge, einem Teil von Schlesien und in Irland, wo die Kartoffel Hauptnahrung geworden ist. An der Armut und dem grenzenlosen Elend dieser Gegend trägt die Kartoffel ein gut Teil Schuld mit. Die Leichtigkeit, mit der diese Frucht angebaut, der Massenertrag, den der Anbau liefert, machten es möglich, daß eine größere Anzahl von Menschen, als vorher, auf einem gegebenen Raume leben — leben nein, existiren konnte. Die Lebenshaltung des Volkes ward hinabgedrückt und — billige Arbeitskraft geschaffen. Das war der vielleicht nicht bewußte Zweck, als die Regierungen so energisch für die Ausbreitung des Kartoffelbaues eintraten. Eine abnorm große Sterblichkeit, zahlreiche Erkrankungen, Degeneration der ganzen Bevölkerung, das ist der Preis, mit dem diese billige Arbeitskraft bezahlt wurde.

Von den wenigen Kulturpflanzen, die wir Amerika verdanken, und von denen die wichtigsten der Tabak, der Mais und die Kartoffel sind, haben die beiden lezten, wie wir gesehen, wenig zur Glückseligkeit des Menschen beigetragen. Darwin meint, daß von den vielen tausenden Pflanzen Amerikas nur deshalb so wenig kultivirt wurden, weil jene Pflanzen, die bereits seit Jahrtausenden der Kultur unterworfen, durch die lange Zucht so veredelt sind, daß die erst später der modernen Kultur zugängig gemachten amerikanischen Pflanzen mit jenen älteren Kulturpflanzen inbezug auf ihren Nuzen für die Menschheit nicht konkurriren konnten. Sollten der Mais und die Kartoffel nicht nur deshalb das Uebergewicht der älteren Pflanzen, besonders des Getreides und der Hülsenfrüchte, überwunden haben, weil durch ihren Anbau die Lebenshaltung des Volkes heruntergedrückt, billige Arbeitskraft geschaffen wurde und so die maßgebenden Gewalten in Staat und Gesellschaft ein Interesse daran fanden, den Bau dieser Pflanzen zu fördern?

Moderne Schicksale.

Novelle von **Carl Görlitz.**

(5. Fortsezung.)

„Sehen Sie," rief Mistreß Jonston und hielt dem Baron das geöffnete Medaillon mit dem Bilde ihres Vaters hin, „meines Vaters Willen habe ich ausgeführt bis diesen Tag, bis diese Stunde! Meinem Vater bin ich in ein fremdes Land gefolgt, seinem Wunsch und Rat nachkommend, reichte ich einem ungeliebten Manne die Hand am Altar, zu seinem Troste und um ihm Beruhigung zu verschaffen, kam ich hierher, sein Recht geltend zu machen, immer alles für ihn, nichts für mich!" Sie hielt inne, und ihre Tränen flossen reichlicher, als sie fast unhörbar hinzusezte: „Als höchstens den Schein der Schande!"

„Verzeihen Sie mir," bat er leise, „daß mein Ungestüm Ihnen freudlose Bilder zurückruft und Sie veranlaßt, mir eine traurige Vergangenheit zu enthüllen!"

„Sie brauchen Sich nicht zu entschuldigen," fuhr sie fort, „daß Sie in mir Erinnerungen weckten, die mir troz alledem lieb sind, denn sie zeigen mir die erfüllte Pflicht, und ich werde meines Vaters Willen, ohne zu murren, bis zum Ende durchführen! Von Ihnen, Herr Baron, erbitte ich nur, daß Sie nie wieder mir gegenüber Punkte berühren, die außer dem Geschäftskreise liegen."

„Niemals wieder?" fragte er langsam und konnte dabei den Gedanken nicht los werden, daß sie ohne Liebe und halb gezwungen einem Manne einst die Hand gereicht hatte.

„Nein," entgegnete sie, ohne direkt auf seine Frage zu antworten, „wir beide dürfen nur an das Geschäft denken; hatte ich doch fast den eigentlichen Grund vergessen, weshalb ich Ihre Begleitung erbat!"

Mit der alten Ruhe und Sicherheit ging sie an einen Koffer, öffnete denselben und nahm die rote Mappe heraus.

„Darf ich Sie bitten, an meiner Seite Plaz zu nehmen?" sagte sie.

Er folgte nach stummer Verneigung dieser Aufforderung.

Ehe eine Viertelstunde vergangen war, kannte der Baron den Geschäftsvertrag, welchen Senger einst mit dem Vater der Mistreß Jonston abgeschlossen hatte, sowie alle späteren Konsequenzen desselben. — —

Während derselben Zeit war Senger durch die Straßen hin und her geirrt. Nur mit seinen Plänen für die nächste Zukunft beschäftigt, beachtete er die Grüße verschiedener ihm begegnender Bekannten nicht, bemerkte ebensowenig, daß herabsprizender Kalk eines Neubaues seinen Paletot beschmuzte und sah sich plözlich an einem großen Torplaz.

Er ging in eine an diesem Plaz gelegene Konditorei. Man hatte in den Vorgarten allerdings schon Tische und Stühle gestellt, aber dieselben waren der frühen Jahreszeit wegen noch nicht von Gästen besezt.

Auch die Glashalle vor dem Hause war leer, die Gäste hatten troz des hellen Märzsonnenscheins den Aufenthalt in den inneren Lesekabinets vorgezogen.

Senger suchte die Einsamkeit, um ungestörter nachdenken zu können, deshalb trat er in die Glashalle ein.

Ein Garçon brachte ihm auf sein Verlangen Absynt und Zeitungen.

Senger mischte den Absynt mit dem Inhalt einer Wasser-

karaffe und leerte dann den Pokal, der die berauschende Flüssigkeit enthielt, fast bis auf die Neige aus.

Mechanisch hielt er eine Zeitung in Händen und bemerkte nicht, daß sie vom gestrigen Tage war; sein Geist war zu sehr mit andern Dingen beschäftigt.

Der Absynt tat seine Wirkung, die schnellere Zirkulation des Blutes erhöhte die Tätigkeit seines Gehirns, die Phantasie gaukelte Bild auf Bild ihm vor, aber rastlos folgten sich diese Phantome in flüchtiger Jagd; keins davon suchte er zu halten, da keines seinen Plänen dienen konnte.

Er hatte eine Frau zu bekämpfen und er war ein Mann; er fühlte seinen Nachteil, suchte nach Hilfstruppen und konnte keine entdecken. Sein Blut, durch Nachdenken und Absynt zugleich gereizt, erhizte sich immer mehr, er erhob sich, warf die Zeitung fort und trat an die vordere Seite der glasgedeckten Veranda. Er öffnete eins der Fenster und sog die hereinströmende sonnige Frühlingsluft behaglich ein.

Draußen jenseits des Gitters stand auf dem Trottoir ein Frauenzimmer. Es war eine jener Proletarierinnen, deren Vergangenheit und Zukunft mehr als jedes andere Lebensschicksal dem Zufall seine Färbung verdankt. Sie werden auf der hohen See des Lebens, die in einer Weltstadt wie Berlin mehr brandet als anderswo, willenlos umhergeschleudert.

Das Körbchen am Arm der draußen stehenden Frauensperson ließ keinen Zweifel über ihre Beschäftigung. Sie war eine Blumenverkäuferin. Ihr Korb war mit duftigen Veilchensträußchen gefüllt, deren Stiele zierlich in Silberpapier gewickelt waren.

Sie hatte den eleganten Herrn am Fenster der Glashalle kaum erblickt, als sie durch das Gitter in den Vorgarten trat und sich der Veranda näherte.

Senger bemerkte sie garnicht; erst als sie ihm einen ihrer Veilchensträuße zum Kauf anbot, wurde er auf sie aufmerksam. Troz der schlechten, unordentlichen Kleidung fiel ihm der junonische Wuchs der Person auf, ebenso ihr intelligentes, scharf markirtes Gesicht, auf dessen Stirn wirre dunkle Haare salopp niederfielen. Ganz besonders aber interessirte ihn das Auge des Veilchenmädchens, das den Blick fest auf ihn gerichtet hielt. Er war Menschenkenner genug, um sogleich zu wissen, was für Karaktereigenschaften und physische und psychische Fähigkeiten im Hintergrunde solchen Blickes schlummerten. Sie mußten nur geweckt werden. Den größten Vorteil hat stets derjenige, der eines andern Fähigkeiten sich dienstbar zu machen versteht.

Das bedachte Senger, als er das Veilchenmädchen von der Höhe der Veranda musterte.

Das Mädchen mißverstand seine Absicht völlig und lächelte ihn an. Er lächelte auch, aber in sich hinein; seine Züge blieben kalt und unbeweglich.

„Ach, gnädiger Herr," klagte die Blumenhändlerin mit wirklich herzergreifendem, rührenden Tone in der Stimme, „bitte, mir ein paar Veilchen abzukaufen!" Dabei streckte sie die Hand mit einigen Bouquets hoch und fuhr dann flehend fort: „Nur eine Mark für zwei Sträuße! Mein Vater ist tot und meine Mutter seit langer Zeit krank, dazu noch vier kleine Geschwister daheim! Ich muß uns alle mit dem Blumenhandel erhalten; Sie können Sich nicht denken, wie schwer es mir wird, mir ehrlich mein Brot zu erwerben!"

„Gut auswendig gelernt," dachte er bei sich, „und ganz mit dem erforderlichen Tone vorgetragen!"

Er war völlig überzeugt, daß er ein Talent im Bettlerkleide vor sich hatte und beschloß, die Probe zu machen, ob es sich für ihn nuzbar zeigen würde.

„Sind denn die Veilchen frisch?" fragte er kurz.

In diesen Worten lag eine indirekte Antwort, daß er von den Blumen kaufen wollte.

Sie faßte es auch so auf, denn sie beteuerte, daß der gnädige Herr sich davon überzeugen könnte und wandte sich nach der Treppe um, die zu der Veranda hinaufführte. Leztere war zu hoch, als daß sie die Veilchen ihm von unten reichen konnte, sie mußte dazu selbst in die Halle hinaufkommen.

Es dauerte kaum eine Minute, bis das Veilchenmädchen in die glasbedeckte Veranda trat. Aber so kurz dieser Zeitraum auch gewesen war, er hatte für Senger genügt, sich den Siegelring vom Zeigefinger zu streifen und denselben auf einen der nahestehenden kleinen Tische zu legen.

Die Blumenverkäuferin trat ein. — —

Senger saß bereits wieder auf seinem vorigen Plaz, nahm der Eintretenden zwei Veilchensträuße ab, reichte ihr dafür ein Markstück und blickte dann, als ob jene garnicht mehr für ihn da wäre, in seine Zeitung.

Das verwirrte sie, denn sie hatte geglaubt, daß er mit ihr sprechen würde.

Vermutlich waren die Veilchensträuße nur das bunte Schild für eine doppelte Firma.

Da er aber gar keine Miene machte, das Interesse von seiner Zeitung auf sie zu übertragen, so ging sie langsam der Tür wieder zu, indem sie noch immer von ihm zurückgerufen zu werden hoffte.

Plözlich stockt ihr Fuß!

Was blizt da vor ihr auf dem Tisch, neben dem sie gerade vorbeigeht? Sie sieht schärfer hin, ein prachtvoller Ring schimmert ihr mit funkelndem Glanze entgegen, — niemand beobachtet sie, — ein kühner, geschickter Griff, dem man es ansieht, daß er nicht Erstlingsarbeit ist, — und das kostbare Kleinod ist in ihrer Tasche verschwunden.

Instinktmäßig beschleunigt sie jezt den Schritt und steht bereits an der offenen Tür, als sich eine Hand wie eine eiserne Klammer auf ihre Schulter legt.

Entsezt steht sie wie gebannt.

Senger, der im an der Wand hängenden Spiegel jeder ihrer Bewegungen mit den Augen eines Luchses gefolgt war, stand nach raschem Sprunge neben ihr.

„Halt, mein Kind!" höhnte er, „nennst du das auch ehrlich dein Brot verdienen?"

Sie stieß einen Schrei aus, weniger aus Schreck, sich entdeckt zu sehen, als vor Entsezen über das dämonische Behagen, das in dem Tone seiner Stimme und im Ausdruck seines Gesichts lag.

Auf diesen Schrei kam der Garçon, der Senger vorher den Absynt gebracht hatte, aus dem Büffetzimmer. Er fragte nach der Ursache des Schreies.

„Die Dirne ist eine Diebin!" lachte Senger, „ha, ha, ha! Das war ein lustiges Gaunerstückchen!"

Auch der Herr des Etablissements erschien, von dem Lärm angelockt, jezt in der Tür.

„Herr, wahrhaftig nicht!" beteuerte das Mädchen und suchte sich von Senger los zu machen, was ihr aber nicht gelang.

„Du, lüge nicht!" drohte Senger, „in dem Spiegel dort sah ich zufällig hinter meiner Zeitung hervor, daß du einen goldenen Ring vom Tische nahmst!"

„Welche Frechheit!" rief der Konditor und sah ängstlich in das Innere seines Etablissements, ob auch nicht einige der dort sizenden Gäste diesen ärgerlichen Auftritt bemerken möchten.

Das Veilchenmädchen beteuerte seine Unschuld.

„Es war mein Ring," fuhr Senger fort, ohne sich von diesen Unschuldsbeteuerungen beirren zu lassen, „ich hatte ihn abgelegt, weil er mir etwas zu eng ist und mich beim Halten der Zeitung genirte. Da ich den Plaz gewechselt hatte, wäre ich meinen Verlust zu spät gewahr geworden, wenn nicht der Spiegel mir den Diebstahl verraten hätte!"

„Sie muß ins Gefängnis!" rief der erboste Kafetier.

„Das ist ihr gewiß," sezte Senger hinzu.

Das Veilchenmädchen sah die Hoffnungslosigkeit des Leugnens ein und legte sich aufs Bitten.

„Machen Sie nicht Lärm um solche Kleinigkeit! Ich bitte Sie," flehte die Dirne, „lassen Sie mich los!"

Dabei faßte sie in die Tasche, zog den gestohlenen Ring heraus und gab denselben an Senger zurück.

„Nichts da! Solche Vögel wie dich läßt man nicht wieder fliegen."

Der Kafetier schloß sich diesen Worten Sengers an und gab dem Garçon Befehl, einen der Polizeibeamten vom Platze zu holen, damit dieser die Diebin arretiren möchte.

Mit dem Ringe zugleich hatte die Person ein gefaltetes Papier aus der Tasche gezogen, welches sie nun an Senger reichte.

„Barmherzigkeit!" flehte sie weiter, „sehen Sie hier meinen Gewerbeschein, daß ich mir ehrlich meinen Lebensunterhalt verdiene! Vergeben Sie mir, was ich getan, die Versuchung war zu groß!"

Senger entfaltete das Papier und sah hinein. Es war wirklich ein Gewerbeschein, der die Inhaberin desselben, Lea Berthold, ermächtigte, im Bezirk der Stadt Blumen verkaufen zu dürfen.

Senger, der den Kellner durch einen Wink von dem Holen eines Polizeibeamten zurückgehalten hatte, faltete Leas Gewerbeschein zusammen und steckte ihn in seine eigene Tasche.

Jetzt war sie ihm ganz verfallen.

Der Kafetier wiederholte seine Absicht, einen Polizisten herbeirufen zu lassen.

„Nicht doch," erwiderte Senger hierauf, „wozu ein Aufsehen erregen, das Ihre übrigen Gäste erschrecken könnte! Ich werde die Person selbst zur Polizei führen!"

Damit war der Herr des Etablissements vollkommen einverstanden, da es in seinem Interesse lag, die Sache zu vertuschen.

Senger nahm seinen Hut, warf die Bezahlung für den genossenen Absynt auf den Tisch, rief dem zitternden Mädchen ein energisches „Voran" zu und verließ mit demselben das Lokal.

Er folgte ihr auf dem Fuße, und als sie Miene machte, seitwärts zu entspringen, hielt er sie fest und raunte ihr in das Ohr:

„Kein Fluchtversuch, sonst laß ich dich auf offener Straße verhaften; auch hülfe dir keine Flucht, bedenke, daß ich den Schein mit deinem Namen in der Tasche trage!" Dabei bezeichnete er ihr den Weg. Sie seufzte und gab sich verloren.

Kraftlos und willig ging sie voran.

„In dieses Haus hinein!" befahl er plötzlich.

Scheu sah sie auf.

Das gefürchtete Polizeischild war nicht an der Haustür zu sehen.

Beide traten ein.

„Die Treppe hinauf!"

Auf diesen Befehl Sengers gehorchte sie stillschweigend. Eine seltsame Gewalt, die von diesem ihr furchtbaren Manne ausging, beherrschte sie vollständig. Sie fühlte sich ganz in seiner Macht und wagte ihm gegenüber keinen Willen mehr zu haben.

Als beide das erste Stockwerk des Hauses erreicht hatten, standen sie vor einer Tür, auf deren Messingschild der Name: „Agent Lorberg" eingravirt war.

Dort zog Senger die Klingel.

Die Tür öffnete sich, und er führte das unglückliche Veilchenmädchen, das in die von ihm aufgestellte Falle gegangen und dadurch von ihm abhängig geworden war, in die Wohnung seines Agenten.

9. Ein Frauenkomplott.

Im Theelen'schen Hause herrschte die größte Aufregung.

Leopoldine hatte, solange sie verheiratet war, einen solchen Tag noch nicht erlebt.

Als sie sich nach der durchschwärmten Ballnacht ziemlich spät vom Lager erhoben hatte, war sie nicht wenig erstaunt, zu hören, daß ihr Gemahl, ohne das Frühstück zu nehmen, bereits das Haus verlassen hätte.

Das war durchaus gegen seine Gewohnheit; mehreremale schickte sie in das Komptoir hinab und ließ sich erkundigen, ob er noch nicht zurückgekehrt sei.

Stets erfolgte eine verneinende Antwort.

Ihr Erstaunen wurde Unmut und ging zuletzt in lebhafte Besorgnis über. Es bemächtigte sich ihrer eine nervöse Unruhe und trieb sie aus einem Salon in den andern.

Die Mittagsstunde schlug, und er war noch immer nicht da.

Sie hatte zu verschiedenen Bekannten geschickt und Nachfrage halten lassen, aber von niemanden war ihr Gatte gesehen worden.

Man trug das Essen auf, sie ließ es unberührt.

Da wurde die Hausglocke gezogen und gleich darauf der Kommissionär aus Mohrmanns Hotel gemeldet.

Leopoldine vergaß sich in ihrer Aufregung soweit, daß sie dem Manne bis in das Vorzimmer entgegeneilte. Sie empfing von ihm die Kunde, daß ihr Gemahl heute im Hotel speisen würde.

Dabei wäre nun nichts Auffälliges gewesen, denn das war schon öfter vorgekommen, aber die Art und Weise, wie er heute fortblieb, beunruhigte sie und spornte ihr sonst schwer zu erregendes Nachdenken an.

Wohnte denn nicht jene Fremde, die gestern Abend den rätselhaften Krankheitsanfall in ihrem Hause bekommen und fast den Ball gestört hatte, in jenem Hotel? Ja, sie irrte sich nicht, das hatte ihr die Justizrätin Harder mitgeteilt. Sollte zwischen jener fremden Dame und ihrem Gatten irgend eine geheime Beziehung stattfinden? Das schien Leopoldinen zuerst unmöglich, und doch kehrte ihr immer wieder dieselbe Vorstellung zurück.

Als die Dämmerstunde hereinbrach und Senger noch immer nicht heimgekommen war, wurde sie vor Unruhe und Aerger so unwohl, daß ihre Kammerjungfer, ohne daß Leopoldine es wußte, zum Hausarzt sandte.

Als dieser erschien, wurde er sehr übel empfangen und kurz abgewiesen mit dem Bemerken, daß sie ganz gesund sei und niemand sehen wolle.

Dann folgte eine heftige Szene mit der Dienerin, und alles wurde zuletzt durch einen Ausbruch höchster Aufregung übertroffen, als ein Billet an Leopoldinen von ihrem Gatten ankam, dessen Inhalt in lakonischer Kürze lautete:

„Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß ich vor morgen früh nicht nach Hause komme. Wichtige Geschäfte halten mich auf."

Sie hatte die Dienerin, welche ihr das Billet überbracht, heftig hinausgewiesen, sich eingeschlossen, und war in Tränen ausgebrochen.

Senger hatte sie bisher durch Schmeicheleien verwöhnt, seine häufigen Abwesenheiten unter den zärtlichsten Abschieden stets bedauert und immer die triftigsten Gründe dafür vorgebracht.

Sie hatte ihm stets geglaubt, denn sie liebte ihn wirklich, und ihre Liebe hatte festes Vertrauen erzeugt.

Das war heute erschüttert worden; sie hatte seine Rücksichtslosigkeit zum erstenmale empfunden, weil er sich heute nicht, wie gewöhnlich, Zeit genommen hatte sie zu täuschen.

Da sich bei ihr aber alles in der Liebe zu ihrem Gatten konzentrirte, so brachte sie auch jedes Vorkommnis mit dieser Liebe in Verbindung. Bis jetzt war sie in ihrem Wahne stets glücklich gewesen, heute empfand sie plötzlich die Qualen heftigster Eifersucht. Dies Gefühl veränderte ihren Karakter, sie trat aus ihrer Passivität heraus, und immer klarer drang der Hang zum Handeln bei ihr durch. Dem angebeteten Gatten konnte sie nicht zürnen, nur ihr, die sie auch in dem Mohrmannschen Hotel wußte und an deren Seite sie den Mann ihres Herzens wähnte.

Ein förmlicher Trieb zur Rache erfüllte sie.

Aber wie diese Rache ausführen?

Sie konnte das Chaos ihrer Gedanken, das sie bestürmte, nicht ordnen, und nur umso reichlicher flossen ihre Tränen.

Plötzlich erinnerte sie sich der Worte der Justizrätin vom vorigen Abend, und wie diese sie schon damals vor der gefährlichen Fremden gewarnt hatte.

Ja, die Rätin ist ihre beste Freundin, zu ihr will sie eilen, sich dort Rat und Trost in ihrem Kummer holen.

Kaum ist der Gedanke gefaßt, so wird er auch schon ausgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bau des menschlichen Körpers.

Eine anatomisch-physiologische Skizze von **Bruno Geiser.** (Fortsetzung.)

Die **Leber** (hepar, jecur, Fig. 9 le) ist die größte Drüse des Wirbeltierkörpers. Sie ist bei Erwachsenen durchschnittlich 12 Zoll lang, wiegt $1^2/_3$ — 2 Kilo und zeigt eine unregelmäßige Eiform. Bei den Kindern ist sie im Verhältnis zum Körpergewicht größer. Sie liegt oben in der Bauchhöhle, mit ihrem größeren nach oben stumpf abgerundeten Teile auf der rechten Seite dicht

Bagára, Männer einer Arabertribe im Sudan. (Seite 146.)

unter dem Zwerchfell (im rechten Hypochondrium), dessen nach oben gekrümmte Fläche ihre Wölbung bedeckt, so, daß nur ihr nach links gerichteter kleiner zugespitzter Teil die vordere Bauchwand berührt und die vordere Magenfläche zum Teil bedeckt. Nach unten grenzt die Leber an den Pförtnerteil des Magens und an den sich daran anschließenden Zwölffingerdarm, dann an ein Stück des Quergrimmdarms und an die rechte Niere. Sie ist mit Ausnahme ihres hinteren stumpfen Randes vom Bauchfell überzogen und vorn durch zwei annähernd gleichlaufende Vertiefungen, sogenannte Längenfurchen, in vier Abteilungen, die **Leberlappen**, geteilt, von denen der große rechte Lappen mehr als die Hälfte der ganzen Leber bildet. Die übrigen bedeutend kleineren Lappen heißen: der kleine linke Leberlappen, der kurze und der Spigel'sche Lappen.

Die Leber besteht aus einer ungeheuern Anzahl kleiner durch Bindegewebe vereinigter Bläschen, den Gallen- oder Leberzellen, welche einen Durchmesser von 1/1000 bis 2/1000 Millimeter haben und eine gallenähnliche Flüssigkeit, sowie einen oder zwei Kerne und Fetttröpfchen enthalten. Mit ihren Flächen sind die Leberzellen zu den Leberzellenbalken, das sind einfache oder doppelte Reihen, verbunden, welche miteinander ein Netz bilden, — worin die Kapillargefäße enthalten sind. Die Kapillargefäße und die Leberzellen zusammen bilden die Leberläppchen oder Leberinselchen; ihr Durchmesser beträgt etwa zwei Millimeter, sie haben eckige Gestalt und unregelmäßige, zackige, braunrote Flecken in hellbrauner oder hellgeblicher Umgebung; eine Doppelfärbung, welche von dem Blute der Lebergefäße und der in den Gallengefäßen ausgeschiedenen Galle herrührt.

Die Gallengefäße nehmen als außerordentlich feine Kanälchen (canaliculi biliferi) in der Außenfläche der Leberläppchen ihren Anfang und umspinnen die Leberläppchen in Gemeinschaft mit den feinsten Aestchen der Pfortader (vena porta), des dunkles Blut führenden, dünnwandigen, großen Gefäßes, welches die Venen der meisten Bauchhöhlenorgane aufnimmt, nämlich außer den Venen der Leber noch die der Milz durch die Milzvene, die des Magens durch dessen obere Kranzvene, die des Darmkanals durch die große und kleine Gekrösvene und die der Bauchspeicheldrüse.

Die Pfortader ist die einzige Vene im ganzen Körper, welche — aus einem Kapillarsystem gespeist — noch ein zweites Kapillarsystem bildet. In der Leberpforte teilt sich die Pfortader gabelförmig in zwei Aeste, von denen der rechte sich im rechten und im viereckigen Leberlappen verteilt, während der linke Ast in den linken und in den Spigel'schen Leberlappen eingeht.

Die Pfortaderäste teilen sich dichotomisch (zweiteilig) immer weiter und dringen mit ihren kapillaren Enden in die Mitte der Leberläppchen ein, wo sie sich in zentrale Venen vereinigen, welche die Anfänge der Lebervenen bilden, die ihrerseits das Blut in die große Hohlvene führen, damit es dem rechten Herzventrikel übermittelt wird.

Wie die Pfortader teilt sich auch die Leberarterie, das der Leber frisches Herzblut zuführende Gefäß, vor seinem Eintritt in die Leber in zwei Aeste, die sich dem Laufe der Pfortaderäste anschließen und das Gewebe sowie den serösen Ueberzug der Leber mit ernährendem Kapillarnetz versehen. Die sich aus diesem Kapillarnetz sammelnden Venenanfänge münden nun merkwürdigerweise auch in die kleinen Pfortaderästchen und nicht in die Lebervene, so daß das Blut der Leberarterie gewissermaßen auch einen doppelten Kreislauf durch zwei Kapillarsysteme hindurchmachen muß.

Die in den Leberzellen mit Hilfe des Pfortaderblutes gebildete Galle geht durch die anfangs sehr engen Gallenkanälchen in immer größere Röhren ein, welche sich in einen einzigen großen Schlauch, dem Gallengang, vereinigen, der da, wo die Pfortader in die Leber eintritt, diese verläßt und sich dann in zwei Kanäle spaltet, deren einer in den Zwölffingerdarm führt, während der andere die Leber mit der unter ihr angehefteten Gallenblase verbindet, in der die nicht sofort zur Verwendung gelangende Galle aufbewahrt wird.

Außer der Galle wird in der Leber noch Traubenzucker bereitet, und zwar indem aus der Lebersubstanz sich zunächst eine dem Stärkemehl sehr ähnliche, sogenannte glykogene Substanz bildet, welche durch Gährung in Zucker übergeht. Dieser Traubenzucker wird durch die Lebervenen zum Herzen und von da in die Lungen geführt, wo er mittels des Sauerstoffs verbrannt wird und den Körper erwärmen hilft. Wo der Zucker nicht vollständig verbrannt wird, da geht der Ueberrest in den Harn und es entsteht die unter dem Namen Zuckerharnruhr bekannte Krankheit.

Zu den Anhängen der Verdauungsorgane gehört in letzter Linie die Milz (lien, splen). Dieselbe ist ein weiches, sehr gefäßreiches drüsenartiges Organ, das keinen Ausführungsgang aufzuweisen hat. Ihre Aufgabe, welche noch bis in die allerneueste Zeit herein unbekannt und der Gegenstand vielfältiger Streitigkeiten war, dürfte nunmehr als in der Neubildung farbloser und farbiger Blutkörperchen*) richtig erkannt sein und vielleicht außerdem auch darin noch bestehen, ältere unbrauchbar gewordene Blutzellen untergehen zu lassen.

Die Farbe der Milz ist dunkelbraunrot, ihr Gewicht beträgt ungefähr 250 Gramm und ihre Größe ist etwa die einer Faust von 4½ Zoll Länge, 3 Zoll Breite und 1½ bis 2 Zoll Dicke. Ihre obere Fläche liegt im linken Hypochondrium (der Gegend unter den Rippen) dem Rippenteil des Zwerchfells an, indes die untere dem Magengrunde zugekehrt ist und an die Bauchspeicheldrüse stößt. In der Mitte dieser unteren Fläche befindet sich eine senkrechte Furche, durch die die Blutgefäße ein- und ausgehen.

Ueberkleidet wird die Milz vom Bauchfell, dem innen eine weißliche derbe Faserhaut anliegt, von der Fortsätze in der Form eines balkenartigen Gerüstes und in der von Gefäßscheiden in das Innere der Milz hineingehen. Zwischen diesen befindet sich das eigentliche Drüsengewebe der Milz, eine dickliche, blaurötliche Masse, pulpa lienis genannt, in der Kerne, Zellen, spindelförmige Kernfasern und Blutkörperchen in verschiedenen Umwandlungsphasen eingebettet sind. Auf den Scheiden der feinsten Arterien sitzen traubenförmig gruppirt die sogenannten Malphigischen Körperchen auf, die ein mit Blutkapillaren durchsetztes Netzwerk darstellen, dessen Maschen mit lymphkörperartigen Zellen ausgefüllt sind.

Noch zwei weitere Drüsen befinden sich in der Bauchhöhle — es sind dies die Nieren. Dieselben haben die Aufgabe, den Harn aus dem Blute auszuscheiden. Sie sind**) „zwei zu beiden Seiten der Lendenwirbelsäule in der Bauchhöhle symmetrisch gelegene, bohnenförmige Drüsen, welche bei dem Menschen etwa die Größe einer kleinen Faust haben. Durchschneidet man eine solche Niere der Länge nach, so sieht man, daß sie aus zwei wesentlich verschiedenen Substanzen zusammengesetzt ist. Nach außen zeigt sich eine dunklere weiche Lage von Rindensubstanz, von unbestimmt kernigem Ansehen, die nach innen hin in die blaßrötliche, streifige Marksubstanz übergeht, welche in etwa 12—15 kegelförmige Abteilungen, die sogenannten Pyramiden, geteilt ist. Die Spitzen der Kegel oder die Nierenwärzchen sind alle nach innen, gegen den Mittelpunkt der Niere gerichtet, und enden frei in einem Hohlraume, dem sogenannten Nierenbecken, welches sich unmittelbar in den röhrenförmigen Harnleiter fortsetzt, der jederseits nach unten läuft und in die Harnblase sich öffnet. Untersucht man die Struktur der Niere genauer, so sieht man, daß die Rindenmasse aus einer Unzahl vielfach hin und her gewundener Harnkanälchen besteht, welche allseitig von den Blutkanälchen umsponnen werden. Allmälich sammeln sich diese Harnkanälchen nach innen zu, wobei sie zugleich einen gestreckteren Verlauf annehmen und so das streifige Ansehen der Pyramiden der Marksubstanz erzeugen. Mehr und mehr zusammenmündend öffnen sich endlich die Harnkanälchen an der Spitze der Nierenwärzchen und lassen hier den Harn in das Nierenbecken austreten, von welchem er dann durch den Harnleiter in die Blase abfließt. Die Harnleiter haben ringförmige Muskelfasern, durch deren wurmförmig nach unten fortschreitende Bewegung der Harn in die Blase geschafft wird. Es kommt zuweilen vor, daß bei Individuen mit fehlerhafter Ausbildung der Bauchdecken, infolge ursprünglicher Mißbildung, die Vorderwand der Blase fehlt, so daß man in dieselbe hineinschauen und die Oeffnungen der Harnleiter unmittelbar beobachten kann. Man sieht dann, daß die Flüssigkeit aus diesen Oeffnungen tropfenweise in Absätzen oder zuweilen auch in feinem Strahle bei stärkeren Zusammenziehungen der Harnleiter hervortritt und sich in der Blase ansammelt, aus der sie bei gesundem Zustande nur von Zeit zu Zeit entleert wird.

*) Funke, a. a. O. I, 193.

**) So wie im Folgenden unter Anführungszeichen angegeben, schildert sie Vogt, a. a. O. S. 154. Der Anschaulichkeit, Präzision und Kürze der Schilderung wegen gebe ich sie wörtlich wieder.

Von besonderer Wichtigkeit erscheint in der Niere die Gefäßverteilung. Die Nierenarterie, welche jederseits aus der großen Unterleibsschlagader, der Bauchaorta, entspringt, ist verhältnismäßig sehr weit und teilt sich schnell in zahlreiche feine Neze, an denen besondere Gefäßknäuel hängen. Ein jeder solcher Gefäßknäuel, der mit dem bloßen Auge gerade noch als rotes Pünktchen gesehen werden kann, ist von einem einzigen Gefäße gebildet, welches sich in mehrere Zweige spaltet, die sich knäuelförmig zusammenwinden und endlich wieder in ein einziges Gefäß sammeln. Dieses aus dem Gefäßknäuel hervortretende Arterienstämmchen löst sich erst einige Zeit nach seinem Austritte in das Haargefäßnez auf, welches die gewundenen Harnkanälchen umspinnt. Man nennt in der anatomischen Kunstsprache die Auflösung größerer Gefäßstämme in feinere Zweige, die sich wieder zu einem Gefäße von derselben Natur sammeln, Wunderneze. Ein solches Gefäßknäuelchen der Niere ist mithin ein Wundernez eines feinen Arterienzweiges, das sich nur durch feine Zusammenknäuelung vor anderen Nezen dieser Art auszeichnet. Merkwürdig ist aber das Verhalten dieser Gefäßknäuelchen zu der Mechanik der Nierenabsonderung. Jeder Knäuel ist dicht von einer feinen häutigen Kapsel umgeben, welche nichts anderes ist, als das blasenförmig angeschwollene Ende eines Harnkanälchens. Es beginnt also jedes Harnkanälchen mit einem hohlen Knopfe, in dessen Höhle ein Gefäßknäuelchen steckt, eine Einrichtung, die sich bei keiner andern Drüse wiederfindet.“

Fig. 9. **Eingeweide des Bauches in ihrer Lage.**

Der Harn ist eine bernsteingelbe, durchsichtige und klare Flüssigkeit von bitterlich salzigem Geschmack und eigentümlichem Geruch, der sich beim Erkalten verliert, beim Erwärmen aber wieder bemerklich wird. Er ist etwas weniges schwerer als Wasser; seine Bestandteile gibt folgende Tabelle an, welche die durch zahlreiche Harnanalysen gefundenen Mittelwerte zusammenstellt:

	in 24 Std.	in 1000 T. Harn.
Harnmenge	1500	—
Wasser	1440	960,0
Feste Stoffe	60	40,0
Die festen Stoffe bestehen aus:		
Harnstoff	35,00	23,3
Harnsäure	0,75	0,5
Chlornatrium	16,50	11,0
Phosphorsäure	3,50	2,3
Schwefelsäure	2,00	1,3
Erdphosphate	1,20	0,8
Ammoniumoxyd	0,65	0,4
Freie Säure	3,00	2,0

Außerdem finden sich im Harn Kohlensäure, Stickstoff und Spuren von Sauerstoff.

Aus obigen Zahlen geht hervor, daß von den im Harn gelöst vorhandenen festen Stoffen der bei weitem wichtigste der Harnstoff ist. Derselbe besteht aus Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff und Sauerstoff und ist das lezte der Zersezungsprodukte der stickstoffhaltigen Körperbestandteile. Er ist in fast allen körperlichen Flüssigkeiten, insbesondere im Blut und im Chylus zu finden.

Die Harnsäure geht gleichfalls aus den stickstoffhaltigen Körperbestandteilen hervor und ist aus denselben chemischen Elementen (Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff und Sauerstoff) zusammengesezt, wie der Harnstoff, nur nach anderm Verhältnisse als dieser, indem, von andern Verschiedenheiten abgesehen, in 100 Gewichtsteilen Harnsäure 33 Teile Stickstoff, in 100 Gewichtsteilen Harnstoff dagegen etwa 47 Teile Stickstoff sind. — Ein gesunder Mann scheidet in 24 Stunden durchschnittlich 32 Gramm Harnstoff und 1/2 bis 1 Gramm Harnsäure aus. Die Menge des Harnstoffs wird beeinflußt zunächst von der Nahrung. Stickstoffreiche Nahrung, wie Fleisch und Eier, vermehren den Harnstoffgehalt. Fette und Kohlehydrate verringern sie. Auch der Genuß von Kochsalz (Chlornatrium) vermehrt den Harnstoff, indes Kaffee, Tee, Bier und Wein ihn vermindern, indem sie den Stoffwechsel verlangsamen.

Unmittelbar vor der Hauptmahlzeit ist die Harnstoffmenge am unbedeutendsten; danach steigt sie ungefähr sechs Stunden lang allmälich.

Der Harn der Männer enthält mehr Harnstoff als der der Frauen, bei Kindern ist er verhältnismäßig daran reicher als bei Erwachsenen. Bei ganz alten Leuten ist er am harnstoffreichsten. Bei warmer Temperatur ist die Harnstoffmenge geringer. Auch freudige Erregungen steigern sie, Schmerz und Gram verringern sie.

Die Menge des Harns beträgt bei Erwachsenen durchschnittlich 1600 Gramm täglich. Viel Essen vermehrt die Harnmenge, viel Trinken tut es in noch höherem Grade. Alles, was den Stoffwechsel anregt und beschleunigt, steigert die Harnabsonderung, alles, was ihn behindert, vermindert sie.

Fig. 10. **Verdauungsorgane.**

* * *

Nachdem wir uns im Vorangegangenen im Innern des menschlichen Körpers orientirt haben, müssen wir einen Blick auf die äußere Umkleidung desselben werfen.

Die äußere Haut des Menschen (integumentum commune) ist aus drei Schichten zusammengesezt, von denen die unterste das Unterhautzellgewebe (tela cellulosa cutanea), die mittelste die Lederhaut (corium) und die oberste Oberhaut oder Epidermis heißt. Das Unterzellhautgewebe stellt gewissermaßen das Polster der Haut vor, indem es aus lockerem Bindegewebe besteht, worin mit Fett gefüllte Zellen gelagert sind. Seine Dicke ist in den verschiedenen Lebensaltern und an den verschiedenen Körperstellen verschieden: am Bauche, am Rücken und an den Schenkeln, wo es Fetthaut genannt wird, kann es 7 bis 20 Millimeter, und wohl auch noch mehr, dick werden, während es am Schädel, am Ohrläppchen, an der Nase

und Stirn, am Halse, an der Hand, am Fuße, Knie, Ellenbogen nur etwa 3 Millimeter, an den Augenlidern und am inneren und äußeren Teile des Ohres, wo es fettlos ist, aber noch nicht 1 Millimeter stark ist. An manchen Körperstellen ist die unterste Schicht des Unterzellhautgewebes mit der Oberfläche der Knochen- und Knorpelhaut und der Muskeln verbunden; im übrigen liegt es dem unter ihm befindlichen Körper nur lose auf. Ueberall ist es mit Blutgefäßen versehen, die in die darüber liegende Lederhaut eingehen.

Diese ist eine auch aus Bindegewebe gebildete derbe Membran von $^1/_2$ bis 5 Millimeter Dicke. Sie ist reich an Gefäßen und Nerven und geht mit ihrer unteren weißen nezförmigen und lockeren Lage (pars reticularis) in das Unterzellhautgewebe über. Auf dieser unteren Lage befindet sich eine dichtere Lage von graurötlicher Farbe (pars papillaris), welche die Hautwärzchen oder Papillen enthält und in der sich die Enden der Gefäße und Nerven ausbreiten.

Die Papillen sind kleine durchscheinende und dehnbare Erhebungen von $^1/_{20}$ bis $^1/_3$ Millimeter Durchmesser, die auf der Oberfläche der Lederhaut mehr oder minder dicht gedrängt und meist sehr regelmäßig gruppirt wirbel- oder spiralförmig verlaufen.

Sie zerfallen in zwei Arten, die Gefäßwärzchen und die Nervenwärzchen. In den ersteren befindet sich nur ein schlingenartig umgebogenes Gefäß, leztere dagegen enthalten eiförmige, tannenzapfenartige Kerne, die sich bei genauester Untersuchung als mit Flüssigkeit oder weicher Masse gefüllte Bläschen darstellen, in denen Nervenfasern frei enden.

Die aus dem Unterzellhautgewebe in die Lederhaut eintretenden Blutgefäßästchen spalten sich hier in Kapillarneze, die vorzugsweise die **Schweißdrüsen** und die **Talg- oder Schmeerdrüsen** umspinnen. Die Gesammtzahl der Schweißdrüsen am ganzen menschlichen Körper beträgt etwa 2 millionen; auf den Quadratzoll der Rückenhaut kommen etwa 400—600, auf dieselbe Hautfläche der inneren Hand und der Fußsohle fast 3000 solcher Drüsen. Auch die Größe derselben ist sehr verschieden; während die kleinsten noch nicht $^1/_2$ Millimeter im Durchmesser haben, sind die größten bis 9 Millimeter breit. Der von einer zarten Membran gebildete Drüsenkanal ist ein in die Lederhaut eingestülpter Schlauch, welcher an seinem untern Ende eine Art Knäuel bildet und hier von einem fein verflochtenen Gefäßnez umwunden ist. Die Schweißdrüsen öffnen sich in der Oberhaut durch die sogenannten Schweißsporen. Die **Talgdrüsen** öffnen sich zumeist in der Nähe der Haare oder in dem Rohre selbst, welches der Haarwurzel als Scheide dient (Haarbalg), sie sondern eine fette, talgähnliche Masse ab und reichen oft bis in das Unterzellhautgewebe hinein.

Die oberste Haut, die aus dünnen Plättchen zusammengesezte durchsichtige **Oberhaut oder Epidermis**, zeigt genau die äußere Beschaffenheit der Lederhaut, da sie sich dieser innig anschmiegt und alle die durch die Hautwärzchen gebildeten Hügel und Leistchen erkennen läßt. Sie ist für Wasser nur schwer durchdringlich; bei den Menschen weißer Rasse ist sie leicht gelblich gefärbt, erscheint aber wegen ihrer Durchsichtigkeit überall da, wo sie nicht besonders verdickt ist, wie auf der Fußsohle, als eine durch den Inhalt der Blutgefäße hervorgerufene rötliche Färbung, die da am stärksten hervortritt, wo die Epidermis am dünnsten ist, wie an den Wangen und Lippen.

Die Epidermis besteht aus zwei ziemlich deutlich von einander zu unterscheidenden Schichten, die beide nur aus Zellen gebildet werden. Die obere, frei zutage liegende und ihrer hornartigen Beschaffenheit wegen die **Hornschicht** genannt; ihre Zellen sind sehr dünn, abgeplattet und ganz unregelmäßig an Gestalt; bei den Weißen sind sie farblos, bei den Farbigen gelb und bräunlich; die untere, welche weich und schleimig ist, heißt die **Schleimschicht** oder das **Malpighische Schleimnez**. Hier bilden die Zellen kernhaltige, unten längliche, oben rundliche Bläschen. Die Färbung einzelner Hautstellen, wie am Hofe der Brustwarzen, wird dadurch veranlaßt, daß diese Bläschen mit Pigmentkörperchen*) gefüllt sind. Auch die gelbe, rote, braune und schwarze Hautfärbung bei Malayen, Mulatten, Indianern, Negern u. s. w. wird durch Farbstoffe in den Zellen der Schleimschicht verursacht.

(Schluß folgt.)

*) Pigmente sind Farbstoffe.

Truzlied*).

Von **Johannes Wedde.**

Wenn in blühender Maienluft
Höher die Herzen schlagen,
Schwillt begeistert die junge Brust,
Kühn zu wekken, zu wagen;
Was unmöglich weiland erschien,
Will bedünken erreichbar;
Siegesträume den Geist durchziehn
Rosigen Wolken vergleichbar.

Kinderbegeisterung, Kindermut,
Niemand möge sie schelten;
Wem sie nimmer entzündet das Blut,
Soll uns als Mann nicht gelten.
Aber wenn ihm die Blüten nicht
Dauernde Früchte getragen,
Schwindet schnell mit des Frühlings Licht
All sein Hoffen und Wagen.

Wenn sich Novembernebel kalt,
Grau auf die Fluren senken;
Wenn wir es merken, daß Geistgewalt
Nicht die Natur kann lenken,
Daß in dem Ding, dem brutalen Sein,
Nur die Gemeinheit königt,
Welche die Lüge mit heuchelndem Schein
Als Gottweisheit beschönigt —

Kinderbegeisterung, Kindermut,
Hoffnung auf baldige Siege,
Wärmen da nimmer das frierende Blut,
Stärken da nimmer zum Kriege.
Nein, da gilt nur der männliche Sinn,
Welcher mit Ernst es lernte,
Ohne Belohnung und ohne Gewinn
Schaffen für künftige Ernte.

Welcher, wenn ihm die Kraft zerbricht,
So sich zu trösten erdreistet:
Habe mir selbst bemessen die Pflicht,
Habe mein Wollen geleistet,
Beugte mich vor der siegenden Macht
Weder durch Drohen noch Bitten,
Habe des Erdenlebens Nacht
Stark und stolz durchschritten!

*) Aus des Verfassers im Erscheinen begriffener Gedichtsammlung: „Grüße des Werdenden“.

Unsere Illustrationen.

Brücke über den Tessin bei Faido. Zwischen den Gletschern der schweizerischen Hochgebirgswelt und der sonnenglühenden lombardischen Ebene liegt wie ein prächtiger Park das Land der italienischen Seen, ein mit allen herzerfreuenden Reizen geschmücktes, in Licht und Luft gesegnetes Land. In dieses Land streckt der Kanton Tessin seine Hand, und eine üppig-spendende Natur füllt sie ihm mühelos mit den köstlichsten Gaben dieser Zone. Die heiße Sonne, welche drückend und erschlaffend über die lombardische Ebene hinscheint, mildert hier ihre Wärme, ohne ihr Licht zu schwächen, und verdoppelt ihre befruchtende Kraft. Sie umkleidet die Berge und Hügel mit schattigen Laubwäldern, Felder und Wiesen schwellen von Reichtum, an den Hängen spendet der Nuß- und Kastanienbaum seine Frucht, ranken die Reben an Maulbeerbäumen, während die Gärten im rosigen Schmuck der Pfirsiche und Mandeln blühen und im Sommer der Feigenbaum seine goldenen Früchte ansezt. Das ist der Süden des Kantons, der bei Bellinzona seine Grenze erreicht. Von da ab nimmt das Land bald wieder nordischen Karakter an, es beginnt das tessinische Alpenland mit schroffen Höhen, wilden Wasserstürzen und überall auftauchenden Gletscherblicken. Die südliche Vegetation bleibt zurück und auf den Vorbergen erscheinen die eigenartigen Berggüter. Hier geizt die Natur wieder mit ihren Gaben, oder läßt sie sich nur verdrossen abringen. Darum wohnt die Armut an der Straße, denn der trägere Geist der Bewohner kämpft nur lässig gegen dieselbe an. Riviera heißt das Ufer des Flusses von Bellinzona bis zur Mündung des Blegnotales, was deutscher Mund mit Reviertal zu verdolmetschen pflegt. Dieser Fluß ist der Tessin, der Ticinus der Alten, er gab dem Kanton seinen Namen. Ein Kind der lepontinischen Alpen, wandelt er gegen Süden, um, nachdem er sich mit der Moësa vermählt, zum Läuterungsbad in den Lago maggiore zu steigen und dann den Vater Po aufzusuchen. Den Tessin entlang führt die Weltstraße des Gotthard durch das an Schluchten, wilden Felsbildungen, Wasserfällen und tausend landschaftlichen Schönheiten überreiche Tal, und die Ortschaften dieses Tals sind wohl das einzige, was der Sommerreisende vom Norden zu sehen bekommt, der das westliche Paralleltal, das Val Maggia, nur selten in den Bereich seiner Wanderungen zieht. Der Kanton Tessin besteht ihm in den Namen Gotthard, Airolo, Faido, Biaska, Bellinzona, Lokarno und Lugano, und damit hat er denn auch so ziemlich die Hauptsachen getroffen. So gewährt ihm der Kanton Tessin das Bild einer unterhaltenden Straße mit anmutigen Schatten- und Ruhepunkten daran. Doch fühlt man sich hier nicht so recht im Schweizerland. Himmel, Boden, Bauart, Volk, Sprache und Leben haben anderen Karakter, und der Kitt, der das Tessin an das staatliche Gebäude der Eidgenossenschaft bindet, scheint überall aus den Fugen gefallen vor der Sonne Italiens. Ist der Schweizer im großen Ganzen ein Gebirgsmensch, so ist der Tessiner ein Talmensch, dem Kraft und Energie unter dem langen Druck einer trübseligen Geschichte abhanden gekommen. Dreihundert Jahre lang wurden die sogenannten „Ennetbergischen Vogteien“ mißhandelt und ausgesaugt als unter hartem Sklavenjoch stehende Untertanenländer. Wie ein miserabler Spielball übermütiger Launen der Geschichte wurde der Ticinese zwischen den kriegerischen Fäusten der romanischen und germanischen Völker umhergeschleudert, so oft deren Fluten hier zusammenstießen und böse Brandungen erzeugten. Der Kanton ist ein Grenzland, hier liefen die Grenzen Oesterreichs, Piemonts, der Schweiz zusammen, und es heißt nicht mit Unrecht, daß jede Grenze demoralisirend wirkt. Die ersten politischen Schuhe sind noch nicht durchgelaufen, woher sollte dem Tessiner der hochpatriotische Schweizergeist kommen, wie er den Urkantonen eigen? Aber er kann ihm unter dem Banner der Eidgenossenschaft anerzogen werden.

Brücke über den Tessin bei Faido.

Faido, ein kleiner Ort mit 50 Häusern, liegt im Livinental, das vom Gotthard herab bis an den Zusammenfluß des Brenno und Ticino bei Biaska reicht, und dem der Tessin mit seinen Gefährten und die Gotthardstraße das Leben gibt. Der Reichtum wohnt nicht in diesem Tal, daher suchen die Männer vielfach ihr Heil in der Fremde. Man trifft den Ticinesen, von einer Wanderunruhe wie die Zugvögel beseelt, auf allen Landstraßen Europas und in allen großen Städten als Kesselflicker, Schornsteinfeger, Lastträger, Kastanienröster, Küfer, Kellner, oder auch als Maurer, Steinmez, Glaser, Dekorationsmaler. Unterdessen sind die Weber auf den Aeckern und Wiesen tätig oder sizen in trübseligen Stuben und weben, aber auch von ihnen ziehen viele hinaus.

Bei Faido stehen eine Anzahl prächtiger, uralter Nußbäume, welche in dem Aufstand, in welchem die unglücklichen Liviner das Joch ihrer Urner Zwingherrn, von denen sie die hochmütigste Behandlung erfahren, abzuschütteln versuchten, eine traurige Rolle spielten. Das war im Jahre 1755. Ein geringer Anlaß entzündete in ihren gedrückten Herzen die Flamme des Aufruhrs. Aber noch war es zu früh, die umsichtige Leitung fehlte, und so wurden die Urner und ihre Verbündeten, die über den Gotthard herrückten, gar bald Herren über die Aufständischen. Das Liviner Volk mußte darauf am 2. Juni nach Faido kommen. Es kam 3000 Männer stark. Die Schaaren der Eidgenossen umringten die Menge, die jezt barhaupt und knieend unbedingten Gehorsam schwören mußte. Knieend mußte es der Hinrichtung seiner Führer beiwohnen, die an eben jenen Nußbäumen aufgeknüpft wurden. Leid und Entsezen im Herzen kehrten sie in ihre armen Hütten zurück. Die Sklaverei aber wurde ärger denn vorher.

Die ganze Landschaft hier herum hat etwas Düsteres, Unheimliches. Wie ein Bann liegt es auf ihr, und der Mensch, im Kampf mit den Elementen großgezogen, der Enkel einer wüsten Geschichte, ist auch ernst und schweigsam.

Oberhalb Faido wütet der Tessin mit dämonischer Gewalt zwischen

den Felsen. Der Wut seiner Wasser ist nichts vergleichbar. Es ist, als ob der Fluß sich in sich selber verzehren müßte, und wieder und wieder, donnernd und knirschend wiederholt er den Versuch. Die Straße führt dicht über den Wasserwirbel hin und erst seit allerneuester Zeit schwingt sich nicht weit davon eine Eisenbahnbrücke darüber und macht der primitiven Brücke auf unserem Bilde Konkurrenz. St.

Gestörte Ruhe. (S. 129.) Die Parlamente sind geschlossen, die Politik ist in die Ferien gegangen, die saure Gurke macht den Tagesblättern das Leben sauer, der Diplomat erholt sich im Bade von den Strapazen der politischen Heuchelei, die Residenzen sind entvölkert, alles was Odem hat, schnappt nach ländlichem Sauerstoff, zieht ins grüne Landleben oder macht eine Tour ins Gebirge, wenns langt in die Schweiz, und kehrt, an Leib und Seele erfrischt und gestärkt, in die Heimat zurück. Nur der Arbeiter kann sich diesen Luxus nicht gönnen; er, der vielgeplagte, dem eine solche Erholung besonders gut täte, ist auch in des Sommers kaum erträglicher Schwüle an die Werkstatt gebannt, um im Schweiße seines Angesichtes den kärglichen Taglohn zu verdienen, für ihn hat kein gütiges Schicksal Sommerfrische, Bäder und Schweizerberge geschaffen. — Arthur ist kein Arbeiter, sondern der verhätschelte Sohn eines steinreichen Fabrikanten. Auf dem Reitplaz, im Skating Rink, im Orpheum und ähnlichen Lokalitäten fließen ihm die Tage und die Nächte sanft und lieblich dahin. Wer ihn aber einen Tagdieb nennen würde, täte ihm bitteres Unrecht; keiner versteht besser als er die Kunst, Champagnerflaschen zu entkorken, daß der Pfropf knallend an die Decke fliegt, Austernschalen mit Eleganz zu öffnen, hübschen Damen den Hof zu machen und sie mit Anekdoten und Schnurren zu unterhalten, wobei ihm seine Phantasie ausgezeichnete Dienste leistet, denn er hat „vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zu fabuliren“. Dichtung und Wahrheit sind in seinen Erzählungen hold gemischt, und merkwürdigerweise ist er Achill und Homer in einer Person, die Heldentaten, die er seinen schönen Zuhörerinnen in lebhaften Farben mit schön gedrechselten Redensarten schildert, hat er alle selber vollbracht. Wie leuchten die Vergißmeinnichtaugen der blonden Seraphine, da er die zahlreichen Duelle erzählt, welche er mit Studenten und Offizieren ausgefochten, wie pocht ihr Herz bei der Erzählung von dem großen Brande, wo er, Arthur, ein zweijähriges Kind aus dem Flammenmeer geholt hat. Nichts besticht ein Frauenherz so sehr, als Kraft und Mut, eine Desdemona verschmäht die schönsten und vornehmsten Freier und wirft sich dem tapferen Mohren in die Arme. Wenn der blonden Seraphine jemand sagen würde, Arthur habe gräulich aufgeschnitten, gewiß, sie würde ihn aufs tiefste verachten, denn sie glaubt an Arthur, sie schwärmt schon für ihn, sie liebt ihn. Den größten Effekt aber hat Artur auf zulezt aufgespart; das ist seine Erzählung von dem Stiergefecht in Sevilla, wo er einem wütenden Stier, der eben den Torrero (Stierfechter) mit den Hörnern spießen wollte, unerschrocken zu Leib ging, eine ganze Viertelstunde mit der Bestie rang und sie schließlich unterkriegte. Er hat die Geschichte schon so oft erzählt, daß er sie beinahe selber glaubt. „Da ertönte gewiß rauschender Beifall“, flötet Seraphine. „Rauschend! sagen Sie lieber rasend. Hageldicht flogen die Kränze von den Balkons —“. Der Sprecher hält plözlich inne, springt auf und ergreift das Hasenpanier und die Schönen eilen ihm nach. Ein Muni (wie in der Schweiz der Farren genannt wird, der bei uns auch Hummel, Häge oder Bulle heißt), der auf der nahen Alpe friedlich weidete im Kreise schöngefleckter Kühe, hat die Gesellschaft überrascht, und diese überläßt dem Feind, nur auf ihre persönliche Sicherheit bedacht, ihre kostbaren Toilettenstücke, welche der Muni erstaunt betrachtet und vermutlich nicht unversehrt lassen wird. Namentlich wird er seine Kraft an dem Sonnenschirm erproben, der ihm seinen Stiel so herausfordernd entgegenstreckt. Arthur aber wird den Damen wie Falstaff beweisen, daß Vorsicht die bessere Seite der Tapferkeit ist, und daß er diesmal eine Memme aus Instinkt gewesen. Und wenn die schöne Seraphine fragt, was denn das für ein Tier sei, wird er sie mit jenem Professor belehren: Der Stier ist der Vater des Kalbs, die Kuh ist seine Mutter, der Farren aber ist sein Oheim. St.

Die Plünderung von Wisby. (S. 136—137.) An der Westküste der schwedischen Insel Gotland liegt die Stadt Wisby, die mehrfach schon das Ziel von sogenannten Wisbyfahrten (Vergnügungsreisen mit Wisby als Ziel) gewesen ist. Das heutige Wisby ist eine Stadt von kaum 7000 Einwohnern, kaum ein Schatten seiner früheren Größe. Die Stadt ist von deutschen Kaufleuten angelegt worden und wurde wegen ihrer günstigen Lage bald eine der bedeutendsten nordischen Handelspläze. In seiner Glanzzeit hatte es 18 Kirchen und war mit gewaltigen Befestigungen versehen, von denen heute noch die imponirenden Ueberreste zu sehen sind; aus dem Jahre 1200 steht noch die gotische Domkirche. An 12 000 Kaufleute soll die Bevölkerung Wisbys unter sich gehabt haben, dessen Reichtum damals sprichwörtlich war. Die Chronisten, welche davon erzählen, mögen teilweise tüchtig aufgeschnitten und nach dem Hörensagen berichtet haben. Wenn sie erzählen, daß es in Wisby Frauen gegeben habe, die auf goldenen Spindeln spannen, so lassen wir uns das schon gefallen; wenn aber hinzugefügt wird, daß man den Schweinen ihr Futter in silbernen Gefäßen gereicht habe, so erlauben wir uns etwas mißtrauisch zu werden. Wisby gehörte der mächtigen Verbindung der Hansa an, und durch seine exponirte Lage war es bei den häufigen Kämpfen zwischen der Hansa und den nordischen Königen den Angriffen der lezteren sehr ausgesezt. Im Jahr 1361 griff der dänische König Waldemar IV. die schwedischen Inseln Oeland und Gotland an. Waldemar hatte die Gewohnheit, das Sprichwort: „Morgen ist wieder ein Tag!“ viel zu gebrauchen, wovon man ihn „Attordag“ nannte und ihn damit als einen weise abwägenden Fürsten bezeichnete. Dieser Dänenkönig strebte nach der Oberhoheit Dänemarks in den skandinavischen Ländern, wie sie später auch durch seine Tochter Margareta, die von dem Schwedenkönig in der derben Sprache jener Zeit als „König Hosenlos“ bezeichnet wurde, in der Union von Kalmar erreicht wurde. Waldemar gelangte noch nicht soweit, aber er eroberte die beiden Inseln, und nachdem er die Soldtruppen der Wisby'schen Kaufleute geschlagen hatte, konnte auch die reiche Stadt selbst nicht widerstehen. Waldemar IV. (Attordag) zog als Sieger ein und nahm die Gelegenheit wahr, sich an den sagenhaften Schäzen der Wisby'schen Kaufleute zu bereichern. Diese Dänenkönige scheinen überhaupt die Gewohnheit gehabt zu haben, mit der Hansa solange in Frieden zu leben, bis sie an gewissen Pläzen Schäze aufgehäuft wußten; dann zogen sie auf Plünderung und Beute aus. Waldemar IV. tat nicht anders; nachdem er in Wisby eingezogen war, ließ er auf dem Marktplaze drei große Tonnen aufstellen, welche die Einwohner binnen drei Stunden mit Gold und kostbarem Geschmeide zu füllen hatten. Diese Plünderung sollte ihm freilich nicht viel Nuzen bringen, denn die Schiffe, welche die Schäze von Wisby trugen, wurden bei der Heimfahrt von den wilden Wogen des baltischen Meeres verschlungen, in dessen Tiefe heute noch ruht, was einst der Bewohner von Wisby Stolz und Reichtum war. Aber auch Wisby hat sich von diesem Schlage nicht mehr erholen können. Wenn auch um 1370 der König Waldemar Attordag zu einem für die Hansa vorteilhaften Frieden gezwungen wurde, wenn auch 1428 noch eine hanseatische Flotte von 260 Schiffen gegen Kopenhagen zog, und wenn auch die Hansa noch im ersten Drittel des sechszehnten Jahrhunderts unter Jörgen Wullenwewer die nordischen Könige ihre Macht fühlen ließ — Wisby erhob sich nicht mehr zu seiner Blüte von ehedem. Als die neuen Entdeckungen dem Handel andere Seewege geboten und die Hansa zerfiel, war an eine historische Rolle des einstmaligen hanseatischen Vorpostens auf Gotland, Wisby, ohnehin nicht mehr zu denken. Es blieb ein kleines, unbedeutendes Städtchen, wie es heute noch sich darstellt, und nur die gewaltigen Trümmer seiner einstmaligen Befestigungen sind noch vorhanden als stumme aber untrügliche Zeichen der einstigen Macht und Herrlichkeit dieser alten Hanseatenstadt.

Ein junger schwedischer Künstler, Karl Gustav Hellqvist, der schon vor fünf Jahren mit einem Bilde des vor Friedrichshall in Norwegen erschossenen Königs Karl XII. von Schweden Aufsehen erregte, hat, von den großen Erinnerungen der Hansa angezogen, die Plünderung Wisby's durch Waldemar IV. in einem großen und rasch berühmt gewordenen Bilde dargestellt, von dem wir eine Kopie unseren Lesern vorführen. Unter einem besonders für ihn errichteten Tronhimmel hat sich Waldemar IV. aufgepflanzt, um selbst die Ablieferung der Wisby-Schäze zu überwachen. Vor ihm steht ein Geharnischter, der einen merkwürdigen Helmschmuck hat, mit einer Wappenfahne, und ringsum der ganze Apparat, den ein Dänenkönig von dazumal zu solch einer Plünderung gebrauchte. Zunächst ein finster dreinblickender Pfaff mit Kutte und Kapuze, dann eine große Anzahl von Geharnischten und Bewaffneten, ein Trompeter, welcher die Säumigen antreibt, und im Hintergrund — der Henker, der mit mittelalterlicher Gemütlichkeit seinem Nachbar das Richtschwert zeigt, das wir beiläufig für zu leicht halten, um stolze hanseatische Häupter vom Rumpfe zu trennen. Die noch vorhandenen Richtschwerter zeigen mehr Breite und Wuchtigkeit. Die Söldlinge Waldemars treiben brutal die Wisby-Bewohner herbei. Von allen Seiten werden die Kostbarkeiten gebracht und voll bitteren Schmerzes in die Fässer des räuberischen Dänen geworfen. Alle Stände sind unter den Beisteuernden vertreten, und eine Frau, der man vielleicht ihr Leztes genommen, wirft sich verzweifelnd vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder. Im Vordergrund aber sehen wir einen stolzen Patrizier von Wisby, der mit Weib und Kind über den Markt wandelt. Die Beraubung seiner Vaterstadt erregt seine ohnmächtige Wut und er ballt seine Faust verborgen gegen den Dänenkönig, während sein Weib flehend gen Himmel sieht. Er tut gut, seinen Unwillen nicht laut werden zu lassen, denn Waldemar beobachtet alles argwöhnisch, und der Henker steht nicht umsonst dort. Im Hintergrund ragen die stolzen Mauern und Gebäude von Wisby, so daß sich das Ganze zu einem großartigen und lebensvollen historischen Bilde aus der Zeit großer Kämpfe im Norden gestaltet. W. B.

Vom Krieg im egyptischen Sudan. (S. 141.) Im vergangenen Sommer vernahm man häufig von den Erfolgen eines Aufstandes in Oberegypten, an dessen Spize sich ein Prophet, ein sogenannter Mahdi, befindet. Der Mahdi oder Madhi ist bei dem Muselmann ein Prophet, der kurz vor dem jüngsten Tag erscheint und diesen verkündigt. Dann wird das große Weltgericht über Gläubige und Ungläubige erfolgen. Bis jezt sind schon viele Mahdis erschienen, aber der jüngste Tag und das Weltgericht sind noch vorläufig ausgeblieben, obschon jeder dieser Mahdis der richtige Verkündiger zu sein behauptete. Abdel Kader wurde als solch ein Mahdi angesehen; desgleichen Bu-Amema, der vor einiger Zeit im südlichen Algier die Franzosen angriff, von dem man aber in jüngster Zeit nichts mehr gehört hat. Abdel Kader ist inzwischen nach langjähriger Verbannung in Syrien gestorben; in-

zwischen hat sich aber in Oberegypten, im egyptischen Sudan, jenem Landstrich, den man früher als Nubien bezeichnete, ein neuer Prophet erhoben, welcher gegen die von den Engländern unterworfenen Egypter kämpft. Man hatte anfangs geglaubt, Arabi Pascha und dieser Mahdi, Mohammed Achmed genannt, würden sich vereinigen, um den Engländern Widerstand zu leisten. Allein es ist nicht dahin gekommen.

Mohammed Achmed ist ein noch junger Mann; er mag etwa dreiunddreißig Jahre zählen und ist gebürtig aus Chartum am Nil, jener Hauptstadt des egyptischen Sudans. Wie die anderen Mahdis hat er die herrschende Stimmung unter den Muselmanen geschickt zu benutzen gewußt. Diese fühlen nämlich, daß die Zeit, in welcher der Islam bis zu einem gewissen Grade eine Art Weltherrschaft bildete, völlig vorüber ist; daher jene eifrigen, aber vergeblichen Bestrebungen, die muselmännischen Stämme und Strömungen zu einem großen Ganzen zu vereinigen; daher jene ungeheure Aufregung, wenn sich die Europäer in irgend einem muselmännischen Landstrich festsetzen, in der ganzen islamitischen Welt. So hat auch Mohammed Achmed die Erregung, welche die Invasion der Engländer in ganz Nordafrika hervorrief, geschickt benutzt, um als Mahdi aufzutreten und einen großen Aufstand zu erregen. Man spricht davon, daß seine jetzige Kriegsmacht an zweimalhunderttausend Mann stark sei, was indessen zweifellos übertrieben ist. Der Mahdi hatte eine ganze Anzahl von kriegerischen Erfolgen zu verzeichnen, was zunächst wohl daran lag, daß die egyptischen Truppen, wie sich ja im Krieg mit den Engländern herausstellte, schlecht disziplinirt und schlecht bewaffnet waren. Dazu kam die Ueberzahl der Anhänger des Mahdi, die aufs äußerste fanatisirt waren. Man weiß, daß die Muselmänner den religiösen Fanatismus bis zu einer vollkommenen Gleichgültigkeit gegen den Tod treiben können. Der Mahdi konnte seine Truppen weder mit Gewehren noch mit Geschützen versehen; ihre Hauptwaffe war und blieb ein langer Spieß, zum Wurf und Stoß eingerichtet, mit dem sie sehr geschickt umzugehen wissen. Sie griffen mit einer solchen Wut und Todesverachtung an, daß sie die egyptischen Truppen nicht nur schlugen, sondern ihnen auch Gewehre und Kanonen in Masse abnahmen. Das Verhältnis änderte sich erst, als englische Offiziere den Befehl über die egyptischen Truppen bekamen. Diese bildeten aus der Infanterie feste und dichte Vierecke und empfingen die anstürmenden Spießträger mit wohlgezieltem Feuer, das sie in Massen niederwarf. Augenblicklich ruhen die Waffen so ziemlich, aber Oberegypten befindet sich ganz und gar im Zustande der Empörung und politischen Auflösung, so daß dem „Propheten" schwer beizukommen ist. Er muß viele Beute gemacht haben, und es müssen ihm von den Gläubigen auch sonst eine Menge Geldmittel zufließen, denn man weiß, daß er seine Truppen regelmäßig und reichlich besoldet.

Bei alledem hat diese Bewegung im egyptischen Sudan wenig oder keine Aussicht auf einen größeren Erfolg. Denn es wird ihr schwerlich gelingen, über Chartum hinaus vorzudringen, resp. sich in den Gegenden Egyptens festzusetzen, wo europäischer Einfluß maßgebend ist. In den Wüstenstrichen des Sudans kann solch ein „Prophet" wohl eine Zuflucht und reiche Hilfsquellen finden; ob es ihm aber gelingen wird, die von ihm angefachte Bewegung zu vervollkommnen, ist eine andere Sache. Bei alledem sind solche Aufstände stets sehr blutig und gräuelvoll. Mord, Raub, Brand und Plünderung ist den Wüstenstämmen sehr geläufig und ist der Gegenstoß auf die Brutalität, mit der sich europäische Mächte in die Angelegenheiten afrikanischer Völker einmischen oder auch als Eroberer auftreten. Der englische Einfall in Egypten hat es verschuldet, daß nun auch Oberegypten verheert und ausgeplündert wird.

Unsere Illustration zeigt uns zwei Typen von jenen Muselmännern, die den Mahdi Mohammed Achmed auf den Schild gehoben haben; es sind Angehörige eines Araberstammes im Sudan, Bagára genannt. Ihre Bewaffnung bildet der lange Speer und ein Dolch, den sie auf eigentümliche Weise am Arm befestigt haben; sie sind tätowirt und haben die Schädel meist kahl geschoren, wie viele andere Muselmänner. Man sagt, der Mahdi werde es verschmähen, sich der Feuerwaffen zu bedienen. Das wird von ihm nicht klug sein, wenn er Feuerwaffen hat. Man denkt dabei an das vierte polnische Regiment beim Aufstande von 1830—1831, das geschworen hatte, keinen Schuß zu tun und nur mit dem Bajonnett zu kämpfen. Diese Torheit war eben — Torheit, wenn auch heroische Torheit. Der „Prophet" von Sudan wird gut tun, sich seiner Feuerwaffen zu bedienen; sonst könnte für ihn der jüngste Tag sehr schnell kommen, troz aller fanatischen Tapferkeit seiner Gläubigen. A. T.

Aus dem Bereiche der Antropologie und Gesundheitspflege.

Zählungen der Blutkörperchen in Krankheiten, welche Dr. F. Penzoldt in Erlangen ausgeführt hat, ergeben für die örtliche Ernährungsfrage hygieinisch interessante Tatsachen: in der Regel enthält 1 Kubikmillimeter Blut 5 Millionen Blutkörperchen. Bei Blutarmut wurde von Beobachtern starke Verminderung der roten Blutkörperchen gefunden und beim Ueberwuchern der weißen Blutkörperchen in einem Falle sogar nur 705 000 statt der normalen fünf Millionen, also eine Abnahme auf den siebenten Teil, was die Kraftlosigkeit und (da die Blutkörperchen die Träger des Sauerstoffs sind) die schnell eintretende Atemlosigkeit jener Kranken bei Bewegungen klar legt. — Kühle Bäder vermindern im Anfange die Zahl der Blutkörperchen in den Blutgefäßen der Haut und lassen sie beträchtlich steigen, wenn nach dem Bade das Wärmegefühl in der Haut bemerkbar wird, obgleich diese für das Termometer noch kühl erscheint. (Z. B. vor dem Bade fand man die Hauttemperatur 39,7 ° C., die Zahl der Blutkörperchen 3 690 000, — und nach dem Bade die Temperatur von 38,9 ° C. und die Zahl von 4 690 000.) Das kühle Bad hat also nachweislich den Vorteil, bei fiebernden Kranken nicht nur die Temperatur der Körperoberfläche herabzusezen, sondern auch die inneren Organe von der Blutmenge zu entlasten. — Bei halbseitig Gelähmten fand man regelmäßig bald mehr, bald weniger eine Vermehrung der Blutkörperchen auf der gelähmten Seite, was für die Hygieine erkennen läßt, auf welchem Wege durch bessere Ernährung derartige Lähmungen zuweilen von selbst wieder heilen — und für die gerichtliche Medizin gelegentlich als Hilfsmittel zum Nachweise wirklich vorhandener oder aus irgend welchem Grunde nur geheuchelter Lähmung benutzt werden kann. (Gesundheit.)

Der preußische Kultusminister beabsichtigt die Gründung eines Hygieinemuseums in Berlin, in welchem hervorragende Leistungen und Erfindungen auf dem Gebiet der Hygieine und des Rettungswesens Aufnahme finden sollen.

Der Geh. Regierungsrat Dr. **Koch** hat einen eingehenden Bericht über die Tätigkeit der deutschen Cholerakommission in Alexandrien erstattet. Derselbe ist überaus interessant und reich an Material, doch geht aus der Darstellung hervor, daß ein zweifelloses Ergebnis über die wahre Ursache der Cholera noch lange nicht erreicht ist, trozdem die Kommission durchweg frische Choleraleichen untersucht hat. Wichtig ist zunächst, daß die Kommission die volle Identität der in Egypten auftretenden Cholera mit der asiatischen feststellte. Dieselbe fand auch in den Darmwänden, in der Darmschleimhaut und in den Darmzotten, besonders aber im Dünndarm von Choleraleichen eine bestimmte Art von Bakterien. Dieselben sind stäbchenförmig und gehören also zu den Bacillen; sie kommen in Größe und Gestalt den bei der Rozkrankheit gefundenen Bacillen am nächsten. Fäulnisprodukte konnten sie nicht sein, da sie an ganz frischen Leichen gefunden wurden. Sie seien identisch mit jenen Bacillen, welche von Prof. Koch vor einem Jahre in einem aus Indien gesendeten Choleradarm gefunden wurden. Jedoch wagt Koch dieselben doch nicht als die Erreger der Seuche zu bezeichnen, weil es weder mit den die Bacillen enthaltenden Dejekten, noch mit Reinkulturen der Bacillen gelang, die Krankheit durch Fütterung oder Impfung auf Mäuse, Hunde, Kazen, Affen zu übertragen. Tiere blieben ganz gesund. Daß jedoch Infektionsstoff vorhanden, geht daraus hervor, daß in Egypten Wäscherinnen durch Cholerawäsche cholerakrank wurden. Prof. Koch schreibt das ungenügende Resultat der bisherigen Beobachtungen der gegen Ende der Epidemie eingetretenen Abschwächung des Seuchenstoffs zu und befürwortet die Fortsezung der Studien in Indien. Dies hat die Regierung genehmigt, und so wird die Kommission sich zunächst nach Bombay begeben. (Illustr. Ztg.)

Mitteilungen aus den Gebieten der Industrie, Technik und Landwirtschaft.

Gehärtetes Glas als Konkurrent für Gußeisen. Das Glas dürfte dem Gußeisen bald bedeutende Konkurrenz machen. Der bekannten Siemens'schen Fabrik soll es gelungen sein, in der Fabrikation von gehärtetem Krystallglas so bedeutende Verbesserungen einzuführen, daß dasselbe so zäh und fest wie Gußeisen wird. Ein Hauptvorzug dieses Materials ist, daß dasselbe durch Witterungsverhältnisse nicht leidet und daß es auch bedeutend leichter ist als Gußeisen. Die Fabrik beabsichtigt zunächst aus Hartkrystallglas Straßenlaternenpfosten, Geländer, Gitter, Treppen, sowie auch Gas- und Wasserleitungsröhren herzustellen und in den Handel zu bringen. Wären diese Gegenstände so schwer wie Gußeisen, so würden sie allerdings teurer kommen als dieses, allein das Material ist wesentlich leichter, und man hat berechnet, daß Artikel daraus etwa 30 Prozent weniger kosten, als solche aus Gußeisen. (Gewerbebl. aus Württb. 1883, S. 15.)

Neue Verwendung von Papier. In Amerika werden jezt die Röhren zur Leitung der Telegraphendräte, sowie solche für elektrische Zwecke aus Papier verfertigt. Sie sind wasserdicht und biegsam genug, um Brüchen vorzubeugen. Auch die Träger für Eisenbahnschienen werden jezt aus Papier hergestellt. Sie sollen zweckmäßiger sein als die hölzernen. (Fundgrube.)

Deltametall, eine neue Legirung. Es ist bekannt, daß die Gegenwart von Eisen in Legirungen von Kupfer und Zink die äußeren Eigenschaften dieser Stoffe wesentlich verbessert. Die ausgedehntesten Versuche, um das Eisen in die in Rede stehende Verbindung einzuführen, haben indessen bislang keine praktisch verwertbaren Resultate ergeben; die erhaltenen Produkte fielen zu ungleichmäßig in ihrer Zusammensezung aus.

Unter anderen, welche ihre Aufmerksamkeit der Verbesserung des beregten Gegenstandes schenkten, hat Alex Dick in London sorgfältige Versuche angestellt und derartig günstige Resultate inbetreff der gleichmäßigen Verteilung des Eisens in Kupfer- und Zinklegirungen erzielt, daß die praktische Verwendbarkeit der Produkte durch den neuen Prozeß gesichert ist. Dieser Erfolg ist dadurch erreicht, daß das geschmolzene Eisen zunächst mit dem Zink legirt wird, welches leztere sofort

mit dem ersteren in eine innige Verbindung eingeht. Die Aufnahmefähigkeit des Zinkes für Eisen ist abhängig von der Temperatur, welche das geschmolzene Zink besitzt. Es muß demnach, soll ein vollständig homogenes Material erzielt werden, die Temperatur während der ganzen Dauer des Prozesses sorgfältig auf derselben Höhe erhalten werden.

Das schließlich dargestellte Metall zeigt große Härte und Zähigkeit. Eine Gußprobe davon ergab eine Zugfestigkeit von 22 Tonnen pro Q.-Zoll, geschmiedet oder gewalzt eine solche von 33 Tonnen pro Q.-Zoll, zu Drat ausgezogen war eine Belastung von gar 62 Tonnen pro Q.-Zoll erforderlich, bevor der Bruch eintrat. Das Metall ist leicht zu bearbeiten, nimmt eine hohe Politur an, wird weniger leicht trübe als Messing und dürfte eine gleich passende Verwertung für technische und Kunstzwecke finden. (Polytechn. Notizblatt.)

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

Bergbesteigungen im Himalaya. Von einem Herrn Graham, der mit zwei Schweizer Führern, Boß und Kaufmann, Bergbesteigungen im Himalaya versucht, liegen Berichte vor, aus denen die Schwierigkeiten derartiger Unternehmungen klar hervortreten. Am 24. Juni verließen die Reisenden die indische Sommerfrische Naini Tal, und kamen nach zwölf Tagen in Rini, am Fuße des eigentlichen Hochgebirges, an. Die erste Schwierigkeit liegt darin, an die Berge überhaupt heranzukommen. Sie stehen weit zurück, und der Zugang ist nur durch enge Täler zu gewinnen, welche von gewaltigen Strömen durchrauscht werden. Dazu sind die indischen Träger eine schwierige Art Menschen. Graham wurde fast von ihnen aufgegessen; sie verzehrten die zweiwöchentlichen Rationen in fünf Tagen! Die Unternehmung richtete sich zuerst auf den Dunagiri (23 184 e. F.). Um diesen zu erreichen mußten zweimal Gipfel von 17 000 und 18 000 E. F. überstiegen werden, und nach fünftägigem Marsch kampirten die Reisenden auf einem Gletscher in 18 400 e. F. Höhe. Der Anstieg, welcher früh morgens am sechsten Tage begann, brachte sie um 1 Uhr 30 Min. in eine Höhe von 22 500 F., aber ein Schneesturm zwang sie angesichts des als steile Schneehalde, von Felsrippen unterbrochen, ansteigenden Gipfels zur Umkehr. Graham meint, die Himalayagipfel seien durchschnittlich viel steiler als die Alpen. „Wenn auch zurückgeworfen, haben wir doch das Luftproblem gelöst“, schreibt Graham; „man atmet mit nicht größerer Schwierigkeit bei 22 300, als bei 12 500 F.“ Schlechtes Wetter scheint im Himalaya ebenso häufig vorzukommen wie in den Alpen. Die Reisenden hatten auf dem Weg zum Nanda Devi täglich Regen. Vorher war indessen die Besteigung des Kang La gelungen, der nach den zwei einzigen Messungen 20 300 oder 20 800 e. F. hoch ist. Schlechtes Wetter und meuterische Kulis zwangen die Expedition vom Nanda Devi abzulassen, und dieselbe hatte ihr Gepäck, 60 Pf. per Mann, über sehr bösen Grund selbst zurückzutragen. Doch gelang es ihr, einen anderen Gipfel von 22 326 F. zu besteigen, den Graham Monnet Monal wegen der Menge Monalvögel taufte, die an seinen Abhängen gesehen wurde. Im übrigen wurde das Gebirge wildarm gefunden. Nur einmal schoß Graham ein größeres Wild, einen sogenannten Schneeleopard. (Ausland.)

Ein Beitrag zur Frage, ob die Indianer kulturfähig sind? In 14 Jahren, von 1868 bis 1882, haben die Indianer in den Vereinigten Staaten enorme Fortschritte in der Landwirtschaft gemacht. 1868 bebauten sie nur 54 207 Acres, 1882 569 982; ihre Mais-, Hafer-, Gerste-, Gemüse- und Heuproduktion weist eine bedeutende Vermehrung auf. Die Zahl ihrer Pferde und Maultiere ist von 48 960 auf 244 629, die ihrer Rinder von 48 874 auf 549 932 gestiegen; die größte Vermehrung aber haben bei ihnen die Schafe erfahren: 1868 hatten sie nur 2687, 1882 hingegen 1 304 730. (Globus.)

Ueber die deutschen Kolonien in Palästina entnehmen wir einem von unterrichteter Seite herrührenden Bericht nachstehende Angaben: Der deutsche Einfluß hat sich im „heiligen Lande“ erst seit 1870 bemerkbar gemacht; der Orient ist überhaupt das erste Land gewesen, welches nach dem großen Krieg den Rückschlag der von Deutschland errungenen Stellung in Europa empfand. Im Jahre 1872 siedelte sich eine Zahl würtembergischer Familien bei Jaffa an. Als fleißige und ausdauernde Leute zeigten sich diese Ansiedler sehr tauglich, die unzähligen Schwierigkeiten zu überwinden, die sich ihrem Beginnen entgegenstellten. Ihrer Tätigkeit und Ausdauer gelang es, vor den Toren von Jaffa Musterwirtschaften, Werkstätten zur Verfertigung landwirtschaftlicher Werkzeuge und Wagenfabriken zu errichten, die ausgezeichnete Fuhrwerke für das kaum wegbare Land lieferten. Der günstige Erfolg zog immer neue Kolonisten an, die Kolonie ist im beständigen Zunehmen begriffen. Fast zur nämlichen Zeit, als die Würtemberger nach Jaffa gekommen, erhielt eine andere Gesellschaft Deutscher einen beträchtlichen Flecken Landes zu Kaipha bewilligt, am Fuße des Berges Karmel, zwischen dem Kap Karmel und den Ruinen von Zäsarea. Diese Kolonie, weit bedeutender als die von Jaffa, nahm eine mächtige Entwicklung. Die vierzig niedlichen Häuschen derselben, blendend weiß getüncht, gewähren einen Anblick von Ordnung und Nettigkeit, der seltsam von dem Schmutz der elenden Häuser von Kaipha absticht. Die Kolonie, ungefähr 400 Seelen, hat eine eigene Verwaltung, eine Art von Stadtrat, über den dem dortigen Konsul die Oberaufsicht zusteht. Sie ist eine deutsche Miniaturstadt mitten in Asien. Die Ländereien der Kolonie sind vorzüglich bestellt und liefern vier bis fünfmal mehr Ertrag als das unter den Händen der einheimischen Bevölkerung befindliche Land. Eine dritte Kolonie ist in der Umgegend von Jerusalem, nahe beim russischen Hospiz errichtet; diese scheint mehr dem Handel obzuliegen, aber auch sie steht in großer Blüte. Man empfindet infolge des Eindringens deutscher Ansiedler in Palästina nun schon bereits sehr stark den deutschen Einfluß und wird nicht umhin können, auch die deutsche Politik als einen wichtigen Faktor in Rechnung zu bringen, so oft die syrische Frage wieder in Fluß kommt. (Ausland.)

Handel und Verkehrswesen.

Die außerordentliche Generalversammlung der Altona-Kieler Eisenbahn hat den Vertrag mit der Regierung, demzufolge die Bahn in den Besitz des preußischen Staates übergeht, mit 455 gegen 270 St. angenommen. Die preußische Regierung hat noch der Oels-Gnesener und der Tilsit-Insterburger Eisenbahngesellschaft Anerbietungen für die Abtretung ihrer Unternehmungen gemacht. Die rechtzeitige Erzielung eines Abkommens mit den vorbezeichneten Eisenbahn-Gesellschaften vorausgesetzt, würde noch in der bevorstehenden Landtagssession eine Gesezesvorlage eingebracht werden können, damit aber und mit der Vorlage betreffs der Breslau-Schweidnitz-Freiburger, der Oberschlesischen, der Rechte-Oder-Ufer-, der Creuzburg-Posener Bahn, event. auch der Altona-Kieler und der Berlin-Hamburger Bahn die Reihe der Privatbahn-Verstaatlichungsvorlagen für diese Session abschließen. Die jezt im Gange befindlichen Verstaatlichungen umfassen 3907,73 Kilometer mit einem Aktienkapital von 549,41 mill. Mark. Die Summe der dafür auszugebenden Consols berechnet sich bedeutend höher. (Illustr. Ztg.)

Rätsel.

I.

Auf daß ich freundlich dir entgegentöne,
Besuche des Propheten Söhne!
Wer hinten mir zwei Zeichen raubt,
Und sie erhebt zu meinem Haupt,
Schafft einen argen Grillenfänger
Und fleißig muntern Liedersänger. H. E.

II.

Mit D der besten Geister Erbe,
Mit H ein traurig, schlecht Gewerbe.
Mit L ist's Kutscher und Gen'ral,
Der Kanzler und der Kaiser zumal. E. N.

Rebus.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 7. 1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von **M. Kautsky**. (6. Fortsezung.)

Gräfin Dönhof, Elsa und der Pater saßen noch beisammen. „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten." Und des Kindes Wangen brannten rot. Cölestin hatte Elsas Phantasie, ihre Einbildungskraft zu erregen gewußt. Und er wußte nun auch, daß dieses Mädchen die Dinge nicht mit dem kalten Verstande, daß es sie stets von der Seite des Gemüts erfassen werde. Und sie wird katolisch werden, sagte er sich. Es lag etwas von höhnischem Triumph in seinem schönen Gesicht.

Helene lächelte, als sie einen Moment diese Gruppe betrachtete. Wie sie die Kleine bedrängen, dachte sie. Elsas Bekehrung war ihr durchaus gleichgiltig, aber es liegt viel kleinliche Bosheit in den Frauen von heute, es hätte sie gefreut, wenn sie unterlegen wäre. Jezt, in ihrer Gegenwart, sollte sogleich ein anderes Tema angeschlagen werden, sie brachte ein lustiges mit.

„Sieh, Tante, meinen neuesten Protégé," sagte sie und hielt ihr die Photographie Arnolds vor die Augen. „Ist er nicht allerliebst?"

„Wer ist das?" fragte die Gräfin, als echte Aristokratin, die den Namen braucht um ein Urteil zu fällen.

„Es ist jener junge Mann, an dem Baron Reinthal so warmen Anteil nimmt," antwortete sie in einer so schelmischen und impertinent bezeichnenden Weise, daß für jeden das „wohlbewahrte Geheimnis" sofort durchsichtig geworden war.

„O diese Damen," dachte Reinthal, aber er hatte ja erreicht, was er wollte. Ohne daß er selbst sich zu irgend etwas verstanden, würde man in der Gesellschaft von der adeligen Abkunft des jungen Doktors überzeugt sein, und wenn auch illegitim, es bedurfte einer solchen Annahme, um in derselben als ein Ebenbürtiger aufgenommen zu werden.

Die Gräfin nickte denn auch mit einem verstohlenen und ziemlich gnädigen Lächeln gegen Reinthal hin.

„Ich erwarte ihn täglich," bemerkte Reinthal, „und ich bitte um die Gnade, ihn Ihnen vorstellen zu dürfen — und der Comtesse," fügte er gegen Elsa gewendet hinzu, ihr zugleich die Photographie reichend, die ihm die Gräfin zurückgegeben.

Elsa nahm sie freundlich aber gleichgültig entgegen. Als sie aber einen Blick darauf geworfen, konnte sie einen Ruf höchster, freudigster Ueberraschung nicht zurückhalten.

Man sah sich nach ihr um, aber sie flüchtete gegen das Fenster. Da stand sie, die Photographie noch immer in den zitternden Händen haltend, und doch kaum wagend, sie noch ein zweites Mal zu betrachten. Aber sie hatte ihn wohl erkannt, er war es, Arnold. Ihr Herz klopfte, ihre Augen umflorten sich; die Stimmen der andern umrauschten sie wie Wogen, aus denen nur der eine Refrain „er kommt!" ihr wie ein kaum faßbares Glück zum Bewußtsein gelangte. Wie war auch mit einemmale alles anders geworden! Soeben noch hatte sie sich beengt und beängstigt gefühlt, wie gebannt unter eine Macht, der sie im tiefsten Innern widerstrebte, und die sie doch immer enger und enger umschloß, bis jede Kraft ihr versagte und sie sich rettungslos ihr dahingegeben fand, und nun —. Sie war frei, geborgen, gerettet! Zerstoben waren alle Zweifel und jedes Angstgefühl. Er kam, sie sollte ihn wiedersehen, ihn wieder sprechen hören, wie damals, als er in der Stube ihres Vaters gestanden. Wie gut hatte sie ihn verstanden, und sie hatte ein so schönes Vertrauen zu ihm gefaßt. Er dachte wie sie, er empfand wie sie, er gehörte zu ihr, er würde sich schüzend an ihre Seite stellen. Und jezt hatte sie doch wieder das Bild zu ihren Augen erhoben, und sie betrachtete den schönen Männerkopf mit einem stillen sonnigen Lächeln. Dann hob sie ein klein wenig den Kopf und von der Seite blickte sie nach den anderen hin.

Sie waren in ein lebhaftes Gespräch gekommen. Der Baron sprach von Arnold; er gab einige Karakterzüge von ihm zum besten. Es tat ihr wohl, ihn loben zu hören; der Baron hatte auch wahrlich alle Ursache, auf seinen Sohn stolz zu sein. Aber warum verleugnete er ihn? Sie erinnerte sich mit einemmale wieder, was Arnold über dies Verhältnis ihrem Vater erzählt hatte. Es durfte nicht bekannt werden, daß Arnold der Sohn sei, weil ein Gesez existire, daß dem Vater die Adoption seines Sohnes verbiete. Sie begriff dies nicht, aber wenn es ein Geheimnis bleiben sollte, sie würde es gewiß nicht verraten. In dem Augenblick erhob sich der Baron und schritt dem Fenster entgegen. Rasch legte sie die Photographie auf ein

kleines Tischchen, das in der Nähe stand. Reinthal hatte sich der Jardinière genähert, er wollte für die Damen einige Rosen brechen, und er neigte sich zugleich verstohlen dem jungen Mädchen entgegen.

„Ich hatte mich so darauf gefreut, Sie in meinem Hause zu begrüßen, und nun war es mir nicht einmal vergönnt, Sie zu fragen, wie es Ihnen bei mir gefällt, Komtesse?"

„Sehr, sehr gut, mir ist so wohl hier."

Es waren die ersten Worte, die seit jener Freudenbotschaft über ihre Lippen kamen, sie bebten noch in glücklicher Erregung.

Er neigte sein Haupt dicht heran:

„Elsa!" seine Augen suchten die ihrigen, sie hatten einen fascinirenden Glanz. „Sie machen mich glücklich, darf ich glauben, daß Sie mir gut sind?"

Sie sah zu Arnolds Vater mit einem lieben treuen Blick empor:

„Sie können es garnicht wissen, wie gut ich Ihnen bin."

Der Baron stach sich in diesem Moment der glücklichsten Ueberraschung einige Stacheln in die Hand. Das war ja ein Geständnis, so bündig und klar, daß es den Diplomaten, den gewandten Eroberer der Frauen, der gewohnt war, stets auf Umwegen zum Ziele zu gelangen, verwirrte. Als er nach Elsas Hand haschte, sah er Cölestin neben sich stehen. Er hatte schon vorhin bemerkt, wie der Priester das Mädchen nicht aus den Augen gelassen, jezt mußte er auch das liebliche und offenherzige Geständnis derselben vernommen haben. Es verdroß Reinthal unsäglich und er warf den ihm verhaßten Jesuiten einen grimmigen Blick zu. Jezt riefen ihn die Damen und er beeilte sich die Blumen, mit denen er Elsa hätte schmücken mögen, ihnen huldigend entgegen zu bringen.

Der Priester war unbewegt neben Elsa stehen geblieben:

„Sie kennen diesen Arnold bereits," sagte er kalt und mit einer Bestimmtheit, die eine gegenteilige Antwort von vorneherein ausschloß.

Sie sah ihn an, groß und stolz.

„Ja," sagte sie kurz und sie wendete ihm den Rücken.

Er biß die Zähne auf die Lippen, daß sie bluteten . . . . Der Hausherr hatte die Damen bis zum Wagen geleitet, der in dem mit Glas gedeckten Hofe stand.

Singend, beide Hände in den Rocktaschen, in übermütigster Laune kam er zurück.

Alles war ihm nun entschieden, das Mädchen betete ihn an.

Eine Stunde später fuhr ein Wagen vor, und man meldete ihm die Ankunft des Doktor Lefebre.

7. Kapitel.

Reinthal hatte seinen Sohn, dessen Auftreten in der Gesellschaft bereits mit seinen Plänen und Kombinationen eng verknüpft war, freundschaftlich und in jovialer Laune empfangen.

Er zeigte sich befriedigt, als ihm Arnold vertraute, daß sein staatswirtschaftliches Werk, die Arbeit mehrerer Jahre, vollendet sei, daß es in London herausgegeben sei und daß die gelehrte Welt sich damit zu beschäftigen beginne.

Reinthal versprach es zu lesen; er kannte Arnold's vortreffliche Feder, er schäzte seine Kenntnisse, aber er betrachtete doch dies alles nur als Vorarbeiten. Er war überzeugt, und nicht mit Unrecht, denn er kannte die heutige Gesellschaft, daß Arnold's Talente erst durch seinen mächtigen Einfluß, durch seine Verwendung Bedeutung erlangen würden.

Er wollte Arnold auf den Plaz stellen, wo er ihn zu haben wünschte, und seine ferneren Arbeiten sollten unter seiner Leitung gemacht werden, damit sie ihm teoretisch den Boden ebneten und vorbereiteten, auf dem er, Reinthal, als künftiger Minister sich festsezen konnte.

So erschien ihm denn Arnold als ein Freund und Vertrauter und er gab sich dem Sohn gegenüber so liebenswürdig, daß dieser von seinem Vater mehr als je bezaubert war.

Reinthal führte den jungen Doktor überall hin; in zwei Tagen hatte dieser einer Anzahl bedeutender Persönlichkeiten seine Aufwartung gemacht und eine noch größere Anzahl von Unbedeutendheiten, wahrhafte Nullen, kennen gelernt. Ein Herrensouper, das Baron Reinthal am zweiten Abend veranstaltet, zu dem die gesammte jeunesse dorée geladen war, vervollständigten seine Bekanntschaften nach dieser leztern Richtung hin. Und nun kam die Soirée der Fürstin, die ihn den Damen der Aristokratie präsentiren sollte.

Reinthal wünschte ihn noch vorher bei Helenen besonders einzuführen. Arnold, der wußte, daß Fräulein Barr im Hause der Gräfin Falkenau lebte, hatte bereits nach Helene gefragt, und sein Vater hatte die Gelegenheit benüzt, ihm ein entusiastisches Bild von ihrer Schönheit und ihrer geistvollen Originalität zu entwerfen, worauf Arnold lächelnd versicherte, er werde sich der herrlichen Frau durchaus mit jener Ehrfurcht nähern, die eine künftige Baronin Reinthal von ihm zu fordern berechtigt sei.

Aber der Baron stellte dies lachend in Abrede, und versicherte, er würde Arnolds Bemühungen um die schöne Frau nach Kräften unterstüzen. Er selbst denke allerdings daran, sich ein zweitesmal zu verheiraten, aber dann wäre es nicht mit der Gräfin, sondern mit ihrer Nichte, Komtesse Elsa.

Mit Fräulein Barr! hatte Arnold ausgerufen, und zwar mit dem Ausdrucke des ungemessensten Erstaunens. Dies schien den Baron zu pikiren und er bemerkte hierauf, daß wenn er in der Tat um ein so junges Mädchen freite, dies nur dann geschehen könne, wenn er die Ueberzeugung besize, daß dieses Mädchen ihn liebe.

Arnold hatte diese Mitteilung schmerzlich überrascht. Elsa, das zarte blonde Mädchen, des ihm so frisch und unberührt erschienen, wie eine Blume im Morgentau, es sollte sein erstes Lieben an einen Mann hingeben, den das Leben schon so abgenüzt, der alle Freuden im Uebermaß genossen hatte? Aber dieser Mann war noch schön, und er besaß ein großes Vermögen, er hatte eine glänzende Stellung. Sollte Elsa diese Vorteile bereits zu schäzen wissen, hatte sie sie vielleicht sogar in Berechnung gezogen?

Ein Gefühl der Bitterkeit stieg in ihm auf.

Seit neun Monaten erst lebte sie in der großen Welt und doch schien sie darin schon festen Fuß gefaßt, schien sich durchaus ihr angepaßt zu haben.

Sie hatte also neuen Verhältnissen, die denen entgegengesezt waren, in welchen sie aufgewachsen war, keinen Widerstand entgegengesezt.

Aber besizt denn ein Mädchen überhaupt Widerstandskraft? Sind denn nicht alle fügsame, willenlose Geschöpfe, die es nie gelernt haben, eine Meinung zu haben, und noch weniger sie zu verteidigen? Es war etwas von Verachtung, das ihm bei diesem Gedanken die Lippen kräuselte. Er war in den lezten Monaten ganz von seiner Arbeit in Anspruch genommen gewesen und doch hatte er wiederholt des Mädchens gedacht. Seit jenem Abend, wo er allein in Elsas Zimmer gesessen, wo all die stummen Zeugen ihres Waltens und Denkens zu seinem Herzen gesprochen, war ihm ein so neues und schönes Bild von ihr aufgegangen. War es ein Trugbild gewesen? Er wollte es erfahren.

Als er ihr nach dem Tode ihres Vaters geschrieben und sein Eindringen in ihr Haus ihr mitgeteilt, hatte sie ihm bald darauf geantwortet.

Sie hatte ihm von ihrem Vater erzählt, liebevoll und ausführlich seine lezten Tage beschrieben; Tränen, der ganze Herzenskummer sprach sich noch in jeder Zeile aus. Dann hatte sie ihn gebeten, ihre Villa, die sie in der nächsten Zeit nicht zu beziehen gedenke, als sein Refugium zu betrachten. Jederzeit stehe sie ihm geöffnet, zwar nicht in der Weise wie das leztemal, hatte sie mit einer kleinen scherzhaften Wendung hinzugefügt. Ihr Rechtsanwalt habe feste und eichene Türen dort anbringen lassen und andere Vorsichtsmaßregeln veranlaßt, die ein Eindringen sehr erschweren dürften, aber Georg Hofer, dem der Auftrag geworden, hie und da im Hause nachzusehen, würde ihm jederzeit die Schlüssel übergeben und für seinen längeren Aufenthalt selbst alle Vorkehrungen treffen.

Er hatte dieses so durchaus liebenswürdige Schreiben mit kurzen Dankesworten erwidert, aber damit war ihr Briefwechsel zu Ende gewesen.

Er empfand es jezt erst, gleich einer Vernachlässigung, daß sie ihm nicht wieder geschrieben, aber sie bedurfte seiner auch nicht; niemals wohl hätte sie ihn zum Freund und Beschüzer gewählt. und jezt erfuhr er, daß sie Baron Reinthal liebe, seinen Vater.

Nichtsdestoweniger entstand eine heftige Neugier in ihm, ein brennendes Verlangen, sie wieder zu sehen.

Am nächsten Morgen hielt Reinthals Wagen vor dem kleinen Palais der Gräfin Helene Falkenau, das in der Vorstadt gelegen war.

Baron Reinthal und Doktor Lefebre wurden gemeldet und vorgelassen.

Sie trafen im Salon außer Helene deren Schwiegermutter, die siebzigjährige Aglaya v. Falkenau, die, obwohl sie sich nur selten von ihrem Lehnstuhl erhob, doch offiziell dem Hauswesen der jungen Frau vorstand, hierauf den Grafen Robert Falkenau und Pater Cölestin. Arnold in seiner Distinktion und männlichen Schönheit erregte die Aufmerksamkeit aller. Helene war voll Anmut und sprühend von Geist und guter Laune. Sie gab sich dem bürgerlichen Doktor gegenüber so ungenirt, daß die alte Gräfin Aglaya davon choquirt unruhig auf ihren Siz hin und her rückte.

Graf Falkenau kam dem jungen Gelehrten mit Interesse entgegen; nur der Pater behielt seine reservirte beobachtende Haltung.

Als der Baron um die Gunst bat, bei der Comtesse eintreten zu dürfen, um ihr den Doktor vorzustellen, erhob sich Cölestin, und ehe noch ein Diener mit dieser Mission betraut werden konnte, erbot er sich in ihre Appartements hinüber zu gehen und anzufragen, ob sie die Herren bei sich empfangen oder im Salon ihrer Tante erscheinen wolle.

Der Pater ließ sich durch die alte Gerta, die mit Elsa hieher gekommen war, bei dieser melden und erhielt die Antwort, daß die Comtesse heute nicht empfange und um Entschuldigung bitten lasse.

Cölestin hatte diesen Refüs vorausgesehen, er hatte darauf gerechnet, um ihn den beiden Harrenden zu überbringen, so ihre Bemühungen, Elsa zu sehen und zu sprechen, vereitelnd. Mit Schadenfreude hätte es ihn erfüllen sollen, daß der Coup so gut gelungen, und doch empfand er in dem Augenblick nur den Stachel der persönlichen Beleidigung, die ihm das Mädchen angetan.

Seine Züge verzerrten sich im Schmerz, aber nur einen Augenblick hatte er die Gewalt über seine Muskeln verloren, dann hüllte er sich fast hochmutsvoll in seine Würde und kalt, mit freundlich vornehmer Ruhe, kehrte er in Helenens Salon zurück und überbrachte Reinthal einen Bescheid, der ihm doch nur allein gegolten.

Der Baron und Arnold mußten sich entfernen, ohne die Comtesse gesehen zu haben, aber beide vertrösteten sich auf den Abend, wo Elsa auf der Soirée der Fürstin erscheinen sollte.

8. Kapitel.

Der große Empfangssaal der Fürstin Lilli war glanzvoll erleuchtet und eine glänzende Gesellschaft war es, die sich darin bewegte.

Es war die lezte Soiree, welche die Fürstin in dieser Saison veranstaltete. Bald nach den großen Frühjahrsrennen, welche in der ersten Hälfte des Mai abgehalten wurden, pflegte der Hof die Residenz zu verlassen, und das war zugleich das Signal für die Aristokratie, sich ebenfalls nach ihren Landgütern zu begeben. Diese Soiree war daher überaus gut besucht, man war übrigens im voraus sicher, sich bei der Fürstin Lilli stets vortrefflich zu amüsiren. Ihr Gatte, ein geschickter Diplomat, gehörte der kirchlichen und konservativen Richtung an, von ihr wußte man, daß sie das Vergnügen über alles liebe.

Diese bekannte Weltlichkeit der Dame, die nicht mehr jung und niemals schön gewesen war, die aber Temperament und die Gabe Lustbarkeiten zu erfinden besaß, war bei Hofe übel vermerkt worden und man hatte ihr dies bei verschiedenen Gelegenheiten fühlbar zu machen gewußt.

Sie kümmerte sich nicht darum; ihre Soireen, zu denen sie gerne Künstler und junge Männer von Talent lud, behielten ihr Renommé, und sie verstand es nach wie vor, all diejenigen, bei denen sie etwas durchsezen wollte, ihrem Willen dienstbar zu machen.

Sie saß an diesem Abend in mattweißer Seidenrobe in einer kleinen Causeuse von dunkelbraunem Plüsch, die Taille ihres Kleides war tief ausgeschnitten, und da sie entsezlich mager war und jeder sinnbetörenden Rundung entbehrte, so konnte man ungehindert und weit hinab die Anatomie ihres Knochengerüstes verfolgen. Ungeachtet der Enge der Robe hatte sie ein Bein über das andere gelegt, und troz der immensen Schleppe, die in Windungen sie umringelte, konnte man hier wieder das elegante Schuhwerk und die gestickten seidenen Strümpfe weit hinauf bewundern. Ihr kleines unregelmäßiges Gesicht trug eine dicke Puderschicht; ihre dunklen lebhaften Augen erhielten durch die starke Malerei der Brauen und Wimpern etwas Gieriges und Flammendes zugleich und ihr kapriziöser Mund mit den dünnen Lippen sah durch die rote Lippenschminke noch karrikirter aus. Sie hatte so ganz jenen reizenden Chic, jene süße Halbweltsallüre der pariser Courtisane, die auch in der großen Welt Mode geworden.

Sie wiegte ihren dünnen Leib schaukelnd hin und her, gestikulirte mit den entblößten dürren Armen herum und plauderte und lachte.

Neben ihr saß, ebenfalls dekolletirt, Prinzessin Marie, eine Frau, die den Sommer des Lebens längst überschritten; ihr starres saures Gesicht war von bemerkenswerter Häßlichkeit. Sie trug herrliche Diamanten und sah unter diesem Gefunkel ungemein steif und langweilig aus. In ihrer eingebildeten Hoheit glaubte sie ein Recht zu haben, alle diejenigen, die sie an Rang tief unter sich glaubte, zu verachten. Ihrer großen Anmaßung kam allein ihre große Unwissenheit gleich.

Gräfin Dönhof, die ihre Großnichte Elsa soeben vorgestellt, hatte in dem Fauteuil neben Ihrer Hoheit Plaz genommen. Daran schloß sich im Cercle eine Anzahl der verschiedensten Persönlichkeiten. Lilli liebte es, mit vielen auf einmal zu konversiren, und in ihrer Lebhaftigkeit sprang sie dann oft auf, winkte diesen herbei, rief jenen an, weil sie einen momentanen Einfall sofort an den rechten Mann bringen mußte.

Jezt klopfte sie mit dem kleinen Füßchen wiederholt auf den Boden, sie erwartete eine fremdländische Majestät und sie war ungeduldig, daß sie noch nicht erschienen war.

„Auch Toto, unser Toto kommt, ce petit farceur ravissant!“ rief sie laut, mit diesem Kosenamen einen beliebten Schauspieler bezeichnend, und sich rasch nach einem Herrn umwendend, der hinter ihr stand, sagte sie dezidirt: „Ich erkläre ihn für unseren besten Komiker, er ist der einzige der Couplets singen kann.“

Sie nickte, als ihr dies Urteil bestätigt wurde, und sich in fast epileptischer Weise wieder nach einer anderen Seite schnellend, fuhr sie in gleicher Lebhaftigkeit fort: „Der König, unser Gast, ist entzückt von seinem Vortrag, er findet Totos Mimik köstlich; er will ihn auch jeden Abend hören, nichts könne ihn so belustigen als seine Späße, behauptet er, Toto wird dafür auch den Christusorden erhalten.“

Der fromme aber geistvolle Prinz Stein, der ihr gegenüber saß, schnitt eine Grimasse. Es verlezte ihn immer, wenn der hohe Adel das Komödiantentum öffentlich protegirte. Insgeheim konnte man das halten wie man wollte, und in der Tat konnten sich besonders dessen Trägerinnen solcher heimlicher Auszeichnungen von ihm erfreuen.

„Seine Majestät nimmt den Spaßmacher wohl gleich mit sich auf die Reise?“ sagte er scharf.

„Ich denke doch nicht,“ rief Lilli lachend, „da der König ja nach Paläſtina geht, das heilige Grab zu besuchen.“

„Ach Palästina!“ rief Prinzessin Marie, fromm entzückt die Augen verdrehend, „Sie wissen, Carlos, ich war in Palästina.“

„O ja,“ sagte Prinz Stein und sein großer ausdrucksvoller Mund verzog sich ironisch, während er mit seiner weißen Hand, von der er den Handschuh gezogen, in rascher, schnellender Geberde, gleich einem Hunde sich hinter den Ohren krazte.

Er wußte was ihn bedrohte und daß sie nun zum hundertstenmale die Geschichte ihrer Wallfahrt zum besten geben würde.

Aber er wollte ihr wenigstens die Vorrede abschneiden und ein direktes Drauflosgehen erleichtern.

„Ich weiß, ich weiß, Sie hatten da höchst interessante Erlebnisse, und Hoheit haben selbsteigenhändig Wasser aus dem Jordan geschöpft.“

„— Aus dem heiligen Flusse — zwei Maß voll — ich bewahre es noch in kupfernen Flaschen,“ versetzte sie hoheitsvoll und wichtig. Dann sich an Gräfin Dönhof wendend, die diese Geschichte ebenfalls bis zum Ueberdruß kannte, fügte sie gnädig hinzu: „Wenn Sie einmal heftige Migräne haben, Liebe, dann schicken Sie doch zu mir, ich werde Ihnen einige Tropfen davon geben. Sie verdünnen sie mit Eau de Cologne, reiben die Stirne damit ein, und die Wirkung ist eine wunderbare.“

„Besten Dank, Hoheit, für Ihre Güte.“

Die Prinzessin fuhr mit einem Lächeln der Genugtuung fort: „Ich bin an den vier heiligen Orten, in Zion, in Bethlehem, in Gethsemane und am Kalvarienberg gewesen, und habe von all diesen Orten mir heilige Erde mitgebracht. Sie wird mir in der Sterbestunde aufs Herz gelegt werden, die Seele geht dann ohne Kampf hinüber.“

„Es sind köstliche Reliquien, die Sie da errungen,“ bemerkte Prinz Stein, „aber,“ fügte er boshaft und mit einem sarkastischen Lächeln hinzu, „Sie haben auch minder angenehme Dinge von dort mitgenommen.“

„Carlos, woran erinnern Sie mich!“ rief sie mit einer Geberde des Abscheues, und sich hierauf in aufgeregter Wichtigkeit an die Gräfin wendend, „teuere Natalie, Sie können sich keinen Begriff machen, was ich an dem heiligem Orte gelitten habe, von — stellen Sie sich vor, es gab da — in Unzahl waren sie vorhanden, die —“

Sie lispelte ihr ein Wort in das Ohr.

Der Prinz erhob sich mit einem diskreten Lächeln, er wollte die Prinzessin in weiteren vertraulichen Mitteilungen nicht stören. Diese winkte die Gräfin noch näher an sich heran. Wie die Menschen gerne von einer großen überstandenen Gefahr, in der sie geschwebt, erzählen, so liebte sie es von jener unerhörten Peinigung zu sprechen, der sie, die Hochgeborene, in Palästina ausgesezt gewesen, und die sie selbst während ihrer Andachtsübungen am heiligen Grabe zu einem fortwährenden Krazen zwang.

Elsa war von der Tochter des Hauses, der jungen Prinzessin Amélie in Empfang genommen worden. Es schien die bereits versirte junge Dame zu unterhalten, Elsa, den Neuling, in der Gesellschaft zu orientiren. Mit großer Geschicklichkeit, in kurzen aber treffenden Aussprüchen karakterisirte und klassifizirte sie die einzelnen Persönlichkeiten. Mit heuchlerischer Demut von denen bei Hofe Einflußreichen sprechend, mit boshafter Medisance von den anderen.

Einige junge Damen, die soeben eintraten, bewizelte sie in unbarmherziger Weise; sie konnte sichs nicht versagen, gewisse Anekdötchen, die stark an das Skandalöse streiften, ihrer Gefährtin in das Ohr zu flüstern. Hierauf ging sie auf die also Bezeichneten zu, begrüßte sie auf das herzlichste und küßte diejenige, der sie das Schlimmste nachgesagt, auf den Mund.

Man schritt einem Etablissement zu und gruppirte sich hier; einige Herren kamen sie zu begrüßen und sezten sich zu ihnen.

Man konversirte in jenem ungezwungenen lebhaften Ton, an den Elsa im Hause ihrer Tante sich gewöhnt hatte, und der ihr zusagte. Man scherzte, man lachte, man ironisirte, aber es war in dem allen etwas, das ihrem keuschen Sinn neu war, das sie verwirrte, und das immer zu deutlicherem Ausdruck gelangte. Die weißen glänzenden Schultern und tiefdekolletirten Büsten der jungen Damen schienen wie von Lust durchbebt, und ihr Lachen wurde herausfordernder, ihre Augen sprachen eine vielberedte Sprache; und dann gabs wieder ein Flüstern, ein Kichern, ein Seufzen, und die Blicke flogen von einem Kavalier zum anderen, als wollten sie alle erobern, alle zu Sklaven machen, und diese exaltirt, berauscht von so viel Gefallsucht, die sie bei diesen Frauen entfacht, wurden kühner in Blick, in Wort und Geberden und sie brachten all ihre Frivolität unter diese Jugend, die in dieser Atmosphäre zu schwelgen schien.

Elsa in ihrer Schönheit und als eine neue Erscheinung in dem Kreise wurde von allen bemerkt und bewundert.

Dreiste begehrliche Blicke waren es, die den ihrigen zu begegnen suchten.

Sie hatte anfänglich in den heiteren Ton mit eingestimmt, jezt schwieg sie in heftiger Beklemmung. Auch ihr Blut wallte rascher, es klopfte in ihren Pulsen, es stieg als Erröten in ihre Wangen.

Sie empfand den prickelnden Reiz, der von außen auf sie wirkte, und zugleich ein Gefühl des Widerwillens; etwas, das sich dagegen auflehnte.

Was war es denn nur, das sie wie ein Taumel erfaßte und so erregte?

Eine unbestimmte Angst überkam sie.

Eine Anzahl Damen und Herren traten herzu, neue Gruppen formten sich.

Elsa gelang es, sich zu entfernen.

Sie sah sich vor einer Tür. Die Portieren waren herabgelassen, sie teilte sie und trat rasch ein, aber behender noch als sie gekommen schlüpfte sie wieder zurück.

In dem Fond des Gemaches hatte sie ein Flüstern und unterdrücktes Kichern vernommen, und sie hatte Helene erblickt, die neben einem großen schönen Manne stand, der plözlich seinen Arm um ihre Taille legte und sie umschlingend, die junge Frau an sich heranzog.

Sie glaubte noch den Kuß zu hören, den er auf ihre Wangen drückte.

Als Elsa wieder in dem gedrängt vollen Saale stand, schien es ihr, als wehte ihr ein heiß erglühender Brodem daraus entgegen.

Sie fühlte, daß sie zitterte.

Pater Cölestin trat auf sie zu und bot ihr seinen Arm.

Sie beantwortete seine Fragen nur einsilbig, sie hatte Mühe sich zu sammeln. Sie schritten dem Zirkel, den die Fürstin um sich versammelt, wieder entgegen, als Elsa plözlich stehen blieb.

Sie hatte Baron Reintal bemerkt und an seiner Seite einen jungen Mann, der soeben der Fürstin vorgestellt worden war.

Ihr Herz begann stürmisch zu pochen; es mußte Arnold sein.

Pater Cölestin hatte sie zu einem Fauteuil geleitet, mechanisch nahm sie darin Plaz, ihre Hände blieben ineinander gepreßt, ihre Augen sahen unverrückt nach dem neuen Gegenstand ihres Interesses. So war er also gekommen, und sie sah ihn wieder, sah ihn hier, unter den fremden Menschen! Warum war er heute Mittag nicht zu ihr gekommen, da er doch bei Tante Helene gewesen? In ihrer kleinen Stube hätte sie ihn zuerst begrüßen und ihm die Hände schütteln mögen.

Aber war es denn wirklich Arnold, der hier vor der Fürstin stand? Sie hatte ihn damals gesehen in der groben Lodenjacke, einfach und schlicht, wie er ihrem Vater seine Lebensschicksale und seine künftigen Pläne mitgeteilt. Und jezt — sie fand ihn so verändert, durchaus vornehm in seiner Haltung, in seinem ganzen Auftreten, durchaus dem Kreise angepaßt, in dem er sich befand. Und um den Mund, der sie so milde angelächelt, lag jezt ein Zug von Ironie. O gewiß, er war ganz anders, aber war er nicht schöner noch?

Sie errötete; sie wußte nicht wie es kam, daß sie in diesem Augenblick seine Schönheit so tief empfand.

Die Fürstin hatte ihm die Hand gereicht und — er konnte wohl nicht anders, er drückte sie leicht an seine Lippen.

Jezt bedeutete sie ihm an ihrer Seite plaz zu nehmen, und begann sofort lebhaft mit ihm zu plaudern. Sie schien noch

Der erste Lebensschritt. Nach einem Gemälde von Kurzbauer. (Seite 170.)

lustiger als vorher, ihr Lachen klang herausfordernder und ihre glänzenden Augen senkten sich einigemal tief in die seinen. Als sie ihn entließ, winkte sie Helene zu sich, die am Arme des Prinzen Heinrich herangekommen war und mit Reinthal einige Worte gewechselt hatte.

„Er ist süperb," flüsterte ihr die Fürstin zu, und dann lauter: „Warum hat ihn uns Reinthal nicht früher gebracht, warum erst jezt, zu Ende der Saison? Wie gut hätte ich ihn bei den lebenden Bildern verwenden können. ‚Tasso am Hof Alfonsos' hätte dann nicht ausbleiben dürfen. Er wäre ein Tasso, wie er leibt und lebt, der verkörperte Idealismus, und wir beide die passendsten Leonoren, was meinst du dazu?"

„Daß er deines Interesses werth ist," erwiderte Helene mit einem Lächeln der Befriedigung, „Reinthal rechnet auch darauf, er hofft einen Posten bei einer Gesandtschaft für ihn zu erhalten."

„Da müßte er fort, bewahre! wir werden ihm schon etwas suchen, er soll bei uns bleiben."

„Der König kommt," hieß es plözlich, und die Nachricht brachte alles in Bewegung.

(Fortſ. folgt.)

Luther und die Volksbewegung seiner Zeit.

Von **Rosus.**

Man kann sich kaum ein glänzenderes Bild vorstellen, als dasjenige ist, welches Deutschlands Außenseite zu Ende des Mittelalters darbietet. Der Welthandel, dessen Mittelpunkt es ist, hat Deutschland zum reichsten Lande Europas gemacht; seine Schiffe durchfurchen alle Meere, und kaum ist Amerika entdeckt, als es auch dorthin seine Handelsfäden zu spinnen beginnt. Die Hofhaltungen der weltlichen und geistlichen Fürsten entfalten einen unerhörten Luxus, der noch von dem großer Handelshäuser in Augsburg und Nürnberg überboten wird, und mit ihnen wetteifern die Patriziergeschlechter in den Städten nach Kräften. Die Wissenschaften, und besonders das Studium der Schriften des Altertums, werden gepflegt; das Kunstgewerbe hat eine Höhe erreicht, die es vollkommen ebenbürtig neben das des damaligen Italiens stellt, eine Höhe, zu der es noch heute nicht wieder sich emporgeschwungen hat, geschweige daß es sie überholt hätte. Malerei und Bildgießerei stehen in schönster Blüte, und auch die deutsche Dichtkunst beginnt aus Jahrhunderte langem Starrkrampf zu erwachen; Ulrich von Hutten singt die besten seiner markigen Lieder in deutscher Sprache, und in Nürnberg versucht sich die deutsche Nachtigal in allerlei Weisen.

Blickt man hinter das Bild, so gähnen uns die schwärzesten Schatten an. Das kaiserliche Haupt des Reiches selbst war ein Schatten, und seine Ohnmacht hatte in den ehemaligen Vasallen eine zahllose Schaar von Despoten aufwachsen lassen, die ihren Grundbesiz mit schrankenloser Willkür regierten. Nur dem Namen nach erkannten sie den Kaiser als ihren Oberherrn, und wie diese Grafen, Fürsten und Prälaten, so herrschten die freien Städte mit absoluter Gewalt über ihre Untertanen. Untereinander suchten und nahmen sie das Recht mit dem Schwerte und vom Schwerte, d. h. vom Straßenraube lebte der niedere Adel, insofern er noch nicht zum Bauern herabgedrückt worden. Der allgemeine Landfrieden stand auf dem Papier und das Reichskammergericht hatte keine Macht, um seine Entscheidungen, wenn die Prozesse einmal bis dahin gediehen waren, durchzusezen. In den Städten lag alle Gewalt bei den adeligen Geschlechtern, den Patriziern; die ganze übrige Bürgerschaft war von jedem Anteil an der Regierung ausgeschlossen, das Handwerk durch Zunftgeseze eingeschnürt, deren Enge die überschüssige Arbeitskraft der Bettelei, dem Vagabundentum und Verbrechen in die Arme trieb. Die Bauern, die ursprünglich als freie Leute den Acker ihrer Dorfgemeinden bebaut hatten, waren bis auf wenige kümmerliche Reste unter das Joch der Leibeigenschaft gezwungen worden. Die Bezeichnung für sie als „arme Leute" ist viel zu milde. Das Vieh hatte es besser als sie. Frohn- und Kriegsdienste und Steuern ohne Ende an Kirche und Grundherrschaft sogen ihnen das Mark aus den Knochen. Dazu kam, daß die Fehden, welche ihre Herren gegen einander führten, auf ihre Kosten gingen. Denn in der Hauptsache bestand diese Kriegsführung darin, daß die adeligen Herren die Dörfer ihrer Gegner überfielen, das Vieh wegtrieben, die Felder verwüsteten, die Häuser niederbrannten und einzelne Bauern solange in ihren scheußlichen Verließen gefangen hielten, bis sie ein erkleckliches Lösegeld aufgetrieben hatten. Ist es da ein Wunder, wenn nach der Dämpfung des Bauernkriegs ein junger Bauer auf dem Weg zur Richtstätte in die herzzerreißende Klage ausbricht: „Ach Gott, ich soll schon sterben und hab' mich noch nicht ein einzigesmal in meinem Leben an Brod satt gegessen!"

Wie es unter solchen Umständen mit der Volksbildung beschaffen war, braucht kaum gesagt zu werden. Die Unwissenheit war arg, nicht nur bei den Laien, sondern auch bei der niederen Geistlichkeit. Die Mehrzahl von ihr verstand nicht einmal den Sinn der Gebete, die sie in einem schrecklichen Latein plärrte. In den Briefen der Dunkelmänner, an denen Ulrich von Hutten mitarbeitete, finden wir diese Unwissenheit in so köstlicher Weise karrikirt, daß die ganze Nation über die Pfaffheit lachte.

Als allgemeines Zeichen der Zeit aber ist die Unsittlichkeit zu betrachten, welche von oben her alle Stände der Gesellschaft durchsickerte. Und niemand übertraf an unergründlicher Lüderlichkeit die Mönche und Pfaffen.

Diese Unsittlichkeit des Pfaffentums, mit der dessen Geiz und Herrschsucht Hand in Hand gingen, hatten schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts in der Kirche selbst das Bedürfnis einer Reform an Haupt und Gliedern fühlbar gemacht. Zwar richtete sich die Opposition im Schoße der Geistlichkeit zunächst gegen die heillose Geldwirtschaft des römischen Hofes, die durch Benefizienwucher, Annaten, Kanzleigebühren, Reservationen, erledigte Pfründen, Zehnten und andern Finanzkünste die ganze Christenheit ausbeutete, aber es standen nun auch im deutschen Reiche Prediger auf, welche, weitergehend, gegen den unmoralischen Lebenswandel der Geistlichkeit, die Mönchsorden und gegen einzelne Lehren der Kirche öffentlich das Wort ergriffen. Johann Huß wurde freilich verbrannt, jedoch seine Lehre durch Missionäre weithin verbreitet. Die Zahl der Reformatoren mehrte sich, kühner wurden ihre auf die Bibel sich stüzenden Angriffe; Prädikanten, ungelehrte Männer aller Stände, die sich an ihrer Begeisterung entzündet hatten, durchzogen Deutschland in allen Richtungen. Der Damm, welchen die Geistlichkeit um sich und ihre Kirche aufgeworfen, hatte ein Loch bekommen, und vollends durchbrochen ward er, als Luther am 31. Oktober 1517 seine 95 Säze gegen den Ablaßhandel der Päpste an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg nageln ließ.

Luther, der anfänglich die Rechte hatte studiren wollen, durch den gewaltigen Eindruck aber, den ein Gewitter auf ihn machte, in den Orden der Augustiner einzutreten bewogen worden war und 1507 die Priesterweihe empfangen hatte, hatte auf einer Wallfahrt nach Rom, die er vier Jahre später unternahm, einen Blick in die Fäulnis der Kirche an Haupt und Gliedern geworfen, der ihm „die Milch der frommen Denkart in gährend Drachengift" verwandelte. Der schmachvolle Handel, den Papst Leo X. durch Tezel und andere Hausirer in Deutschland mit dem Ablaß trieb, indem jeder für sein Geld sich Vergebung der Sünden kaufen konnte, brachte die sittliche Empörung Luthers, der inzwischen (1515) an der Universität

Wittenberg die Würde eines Doktors der Teologie erhalten hatte, zum hellen Ausbruch, und flammende Streitschriften gegen die Römlinge, den Primat des Papstes, die Unfehlbarkeit der Konzilien vollendeten seinen Bruch mit der katolischen Kirche.

Es ist begreiflich, daß bei dem politischen und kirchlichen Zustande, in welchem Deutschland sich damals befand, die von den Reformatoren ausgestreute Saat in allen Schichten der Gesellschaft auf fruchtbaren Boden fallen mußte, namentlich in dem von geistlichen und weltlichen Herren bis aufs Blut geschundenen und so gut wie rechtlosen Bauernstande. Zum erstenmale wurde dem armen Manne wieder die seit Jahrhunderten versiegte Quelle der Tröstung und Erhebung im Glauben erschlossen, und wenn der unerträgliche Druck der Herren ihn schon hier und dort zur Empörung getrieben hatte, so erfuhr er nun, daß seinem Verlangen nach Gerechtigkeit und einem menschenwürdigen Dasein das göttliche Recht zur Seite stehe und die Bibel seine Forderungen stütze. Wie feurig nun auch die Prädikanten zu ihm redeten, so klar und gewaltig wie Luther in seinen ersten Schriften, durch die überall revolutionäre Gedanken hindurchblizen, stand keinem das Wort zu Gebot. Wie mußte es nicht zünden, wenn er im Jahre 1517 wider die Bischöfe schrieb: „Wenn ihr rasend Wüten einen Fortgang haben soll, so dünkt mich, es wäre schier kein besserer Rat und Arznei, ihn zu steuern, denn daß Könige und Fürsten mit Gewalt dazu täten, sich rüsteten, und diese schädlichen Leute, so alle Welt vergiften, angriffen, und einmal des Spiels ein Ende machten, mit Waffen, nicht mit Worten. So wir Diebe mit Strang, Mörder mit Schwert, Kezer mit Feuer strafen: warum greifen wir nicht vielmehr an diese schädlichen Lehrer des Verderbens, als Päbste, Kardinäle, Bischöfe und das Ganze Geschwären der römischen Sodoma mit allerlei Waffen, und waschen unsere Hände in ihrem Blute?“ Freilich fügt er ganz am Ende den kurzen Saz hinzu: „Aber wir lassen Gott die Rache.“ Wer aber konnte darauf irgend welches Gewicht legen? Es tat es auch niemand. Und trozig verbrannte er am 10. Dezember 1520 öffentlich vor dem Elstertore zu Wittenberg die Bulle des Papstes, durch die er in den Kirchenbann getan wurde, nachdem er noch kurz zuvor die inhaltschwere Schrift an den Adel deutscher Nation hatte ausgehen lassen. Darin hatte er es ausgesprochen, daß die große Not und Beschwerung, welche alle Stände der Christenheit, zuvor Deutschland, drücken, ihn jezt zwingen zu schreien und zu rufen, ob Gott jemand den Geist geben wollte, die Hand zu reichen der elenden Nation. Er hatte in dieser Schrift die Aufhebung oder Umgestaltung der christlichen Stifter, die Unterwerfung der gesammten Christlichkeit, auch des Papstes, unter die weltliche Obrigkeit, die Abschaffung aller bisherigen Abgaben an den Papst und aller seiner weltlichen Macht, die Verjagung der päpstlichen Gesandtschaften aus Deutschland gefordert und den christlichen Adel ermahnt, dem Unwesen sich zu widersezen. „So helf uns Gott — schloß er — daß wir unsere Freiheit erretten; es gebe der Papst her Rom und alles was er hat vom Kaisertum, lasse unser Land frei von seinem unerträglichen Schäzen und Schinden, gebe wieder unsere Freiheit, Gewalt, Gut, Ehre, Leib und Seele, und lasse ein Kaisertum sein, wie einem Kaisertum gebührt.“

Man sieht, daß bei Luther in dieser ersten Periode seiner reformatorischen Tätigkeit Religion und Politik noch eng miteinander verbundene Elemente sind. Wie sehr aber mußte das Volk seinen Mut gehoben fühlen, als es diesen Mann im Jahre darauf auf dem Reichstage zu Worms furchtlos vor Kaiser, Prälaten und Fürsten seine Ueberzeugung verteidigen sah, auf niemand gestüzt als sich selbst!

Inzwischen schien der Helfer der Nation, nach welchem Luther rief, bereits gefunden zu sein, und Ulrich von Hutten wies ihn dem Reformator. Es war Franz von Sickingen.

Aus einem reichen, mächtigen und reichsfreien Adelsgeschlechte Frankens im Jahre 1488 entsprossen, erscheint in Franz von Sickingen die Herrlichkeit eines Ritters, wie er Anarchist und König auf seinen Burgen war, noch ein leztesmal in blendendem Glanze, ehe sie für immer erlosch. Der Geschichtsschreiber Zimmermann nennt ihn einen Helden voll der Kraft und Biederkeit der alten Zeiten, mit der sich nach adeliger Ansicht das Faustrecht und Raubrittertum wohl vertrug, kühnen Mutes und hochfliegenden Geistes; glücklich in manchem Kriegsunternehmen, hatte er seinen Reichtum wie seinen Ruhm auf eine hohe Stufe gebracht. Ein einfacher Freiherr, hatte er sich sieghaft nicht blos mit Seinesgleichen, sondern mit großen Reichsstädten, mit Fürsten und Kurfürsten gemessen. Und Ulrich von Hutten, der lorbeergekrönte Dichter schreibt von ihm: „Wahrlich, eine größere Seele gibt es nicht in Deutschland. Ein Mann, wie ihn Deutschland seit lange nicht mehr gehabt hat. Ich hoffe gewiß, daß Franz unserer Nation große Ehre bringen wird.“

Franz von Sickingen hatte längst erkannt, daß es gegen die wachsende Fürstenmacht für den Adel keinen anderen Schuz gebe, als ihr in fester Vereinigung die Stirn zu bieten. Ein Ritterbund, dem als leztes Ziel die Beseitigung der weltlichen und geistlichen Fürsten und die Wiederherstellung eines mächtigen Adels unter einem kaiserlichen Oberhaupte vorschwebte, war bald gebildet. Ulrich von Hutten aber, der 1519 mit Sickingen bekannt wurde, erweiterte die Idee zu der einer allgemeinen politischen und religiösen Reform. Der niedere Adel sollte mit dem Bürgertum, ja mit dem Volke überhaupt Hand in Hand gehen, um gegen die Gewalttätigkeit der Fürsten und der Geistlichkeit die allgemeine Freiheit zu retten. Zu diesem Behufe erließ er an die freien Städte deutscher Nation ein Manifest, worin er als furchtbarer Ankläger gegen die Sünden der Fürsten, ihre Anmaßungen, ihre Gewalttätigkeiten und Ungerechtigkeiten auftrat und die Städte aufforderte, mit dem Adel sich zu verbinden, um die fürstliche Macht zu brechen. Wie weit ihm dies gelang, läßt sich nicht mehr ermitteln; denn das Unternehmen scheiterte rasch und bei dem Brande, der Sickingens Veste, den Landstuhl, verzehrte, ging die gesammte Korrespondenz zu Grunde. An das Volk ließ Hutten das Gesprächbüchlein „der Neukarsthans“ ausgehen, mit angehängten 30 Glaubensartikeln, „so Junker Helfrich, Reiter Heinz und Karsthans mit sammt ihrem Anhang hart und fest zu halten beschworen haben.“ Die kleine Schrift ist ächt volkstümlich, voll des tiefsten Hasses gegen alles, was auf das Gewissen, häusliche Glück und den Beutel des gemeinen Mannes drückte.

Begreiflicherweise war Hutten alles daran gelegen, für seinen großartigen Plan einen Mann von dem Mute und der Bedeutung Luthers zu gewinnen. So schrieb er denn unter dem Wahlspruche: „Wach auf, du edle Freiheit!“ an Luther: „Wir haben dennoch hie etwas ausgerichtet und fortgesezt; der Herr sei fürder auf unserer Seite, und stärke uns, um dessenwillen wir uns jezt hart bemühen, seine Sache zu fördern und seine heilsame, göttliche Lehre wiederum lauter und unverfälschter hervorzubringen und an den Tag zu geben. Solches treibt Ihr gewaltig und unverhindert; ich aber nach meinem Vermögen, so viel ich kann. Seid nur keck und beherzt und nehmt gewaltig zu und wanket nicht. Ich will Euch in allem, es gehe, wie es wolle, getrost und freundlich beistehen; deshalb dürfet Ihr mir hinfort ohne alle Furcht alle eure Anschläge kühnlich offenbaren und vertrauen. Wir wollen durch Gottes Hülfe unser aller Freiheit schüzen und erhalten, und unser Vaterland von allem dem, damit es bisher unterdrückt und beschwert gewesen, getrost erretten. Ihr werdet sehen, Gott wird uns beistehen. So dann Gott mit uns ist, wer ist wider uns?“

Luther antwortete darauf: „Ich möchte nicht, daß man das Evangelium mit Gewalt und Blutvergießen verfechte. Durch das Wort ist die Welt überwunden worden, durch das Wort ist die Kirche erhalten, durch das Wort wird sie auch wieder in Stand kommen, und der Antichrist, wie er Seines ohne Gewalt bekommen, wird ohne Gewalt fallen.“

Was das bloße Wort gegen die bewaffnete Faust ausrichten sollte, ist nicht einzusehen. Es hatte sich in Luther eine Wandlung vollzogen. Schon im Jahre zuvor hatte sie sich in seinem bereits erwähnten leidenschaftlichen Aufruf an den Adel deutscher

Nation angekündigt, indem er am Schluß verlangt, die Sache Gott zu überlassen, als ob die kirchliche Gewalt sich ihrer weltlichen Herrschaft auf Worte hin begeben würde. Jetzt, nach dem Reichstage zu Worms, vollendete sich in der Zurückgezogenheit auf der Wartburg, wo er mit der Verdeutschung der Bibel beschäftigt war, die Wandlung, und das politische Element ward ausgeschieden. Freilich, als dann im Herbst 1522 Sickingen mit dem Feldzuge gegen den Erzbischof von Trier den Kampf gegen die deutschen geistlichen Fürsten eröffnet hatte, da regte sich auch wieder in Luther die gewaltsame, auf Entscheidung dringende Natur und er schrieb: „Ich weiß es, man wendet mir ein, es sei Gefahr, daß ein Aufruhr gegen die geistlichen Fürsten erregt werde. — Darauf antworte ich: Aber wenn das Wort Gottes vernachlässigt wird und das ganze Volk untergeht? — Wenn die geistlichen Fürsten nicht hören wollen Gottes Wort, sondern wüten und toben, mit Bannen, Brennen, Morden und allem Uebel, was begegnet ihnen billiger, denn ein starker Aufruhr, der sie von der Welt ausrotte? Und dessen wäre nur zu lachen, wenn es geschähe." Desgleichen ferner: „Alle, die dazu tun, Leib, Gut und Ehre daran sezen, daß die Bistümer verstört und der Bischöfe Regiment vertilgt werde, das sind liebe Gotteskinder und rechte Christen, sie streiten wider des Teufels Ordnung. — Es sollte ein jeglicher Christ dazu helfen mit Leib und Gut, daß ihre Tyrannei ein Ende nehme, und fröhlich den Gehorsam gegen sie mit Füßen treten, als Teufelsgehorsam. — Das sei meine, Doktor Luthers, Bulle, die da gibt Gottes Gnade, zur Lehre allen, die ihr folgen. Amen."

Leider war Sickingen, troz der Mahnung erfahrener Freunde, zu früh losgebrochen. Die Ueberrumpelung Triers mißlang. Die benachbarten Landesfürsten griffen zu den Waffen, der Zuzug, auf den er gerechnet hatte, und den zu beschleunigen Hutten und andere Freunde forteilten, blieb aus; er mußte sich auf seine Burg Landstuhl zurückziehen, deren noch frische Mauern den Kugeln schlechten Widerstand leisteten. Eine schwere Verwundung hatte am 7. Mai 1523 Sickingens Tod zur Folge. Hutten, sein genialer Freund, überlebte ihn nur wenige Monate; er starb, erst 35 Jahre alt, in dem Pfarrhause auf der Insel Uffnau im Zürichsee, wohin den armen, hilflos in der Schweiz umherirrenden Flüchtling Zwingli empfohlen hatte.

Man kann kaum bedauern, daß das Unternehmen scheiterte, denn es wäre im günstigsten Falle ein Stückwerk geblieben und die Zersplitterung Deutschlands durch die Verwandlung geistlicher Kurfürstentümer in weltliche ebensowenig aufgehalten worden, wie sich die Hoffnung Huttens auf eine geläuterte Wiedergeburt des niedern Adels erfüllt hätte. Der bald darauf ausbrechende Bauernkrieg lieferte den Beweis, daß dieser Adel keineswegs gewillt war, zum Wohl des Allgemeinen auch nur ein Titelchen seiner Vorrechte aufzugeben. Zu bedauern ist der Verlust Sickingens und Huttens; denn an ihnen würde die Bauernbewegung einen Mittelpunkt, an dem im allgemeinen hohen Ansehen stehenden Franz von Sickingen einen bewährten, kriegserfahrenen Feldherrn gewonnen haben. Der Mangel eines solchen trug am meisten zur Erfolglosigkeit des Bauernkrieges bei.

Zeigt das Verhalten Luthers zu dem Unternehmen dieser beiden Männer, das er seit dem Reichstage zu Worms begonnen hatte, sich ausschließlich auf den religiösen Standpunkt zu stellen, so wurde dadurch nun auch sein Verhältnis zu denjenigen Männern bestimmt, die entweder schon vor ihm, oder in selbständiger Weise gleichzeitig mit ihm die Reformation in Angriff genommen hatten. Sie alle erfüllte der Drang nach geistiger Wiedergeburt gleich dem Bergmannssohne aus Eisleben und meinten es in ihrem Streben eben so ehrlich wie Luther, wenn sie auch an sein Genie nicht hinanreichten; an Wissen wurde er von manchem übertroffen. Auch unter ihnen gab es solche, die sich auf den rein religiösen Standpunkt stellten, aber in einigen Punkten von ihm abwichen. Andere wiederum, wie Thomas Münzer vor Luther, oder wie Karlstadt nach seinem Beispiele, sahen zwar in der Bibel die einzige Quelle der Erkenntnis und der Glaubenslehre und waren von dem gleichen Hasse gegen den Pabst und die ganze Geistlichkeit erfüllt, allein sie faßten die evangelische Lehre von der christlichen Freiheit nicht blos als Befreiung vom menschlichen Joche in Glaubenssachen auf. Ihnen galt sie zugleich als Freiheit von den Diensten und Frohnen der Leibeigenschaft, und die armen Leute verstanden Luthers Lehren und Schriften nicht falsch, aber die weitergehenden Bewegungsmänner boten den nach Erlösung Seufzenden in dem neuen Evangelium mit der religiösen auch die bürgerliche Freiheit.

Noch war Luther auf der Wartburg mit der Uebersezung der Bibel beschäftigt, in der er die geläuterte sächsische Mundart zur hochdeutschen Schriftsprache erhob — übersezt war die Bibel schon vor ihm, wenn auch nicht so kernig und schwertklingend — als ihm die Mitteilung wurde, daß in Wittenberg die Reformation auch ohne ihn energisch fortschreite und mit dem alten Kultus aufräume, selbst die Bilder aus den Kirchen entferne. Andreas Bodenstein, nach seinem fränkischen Geburtsort gewöhnlich Karlstadt genannt, teologischer Professor der Universität Wittenberg, wie Luther, dem er den Doktorhut aufgesezt hatte, ein hochgelehrter Mann, dieser war es, der selbst öffentlich den ganzen gelehrten Kram der Teologie als unnüz und schädlich verwarf. Er ging in die Buden und Werkstätten der Gewerbsleute und besprach sich mit ihnen über ihr Verständnis des göttlichen Wortes. Hier entstand in ihm, angeekelt von dem teologischen Wust, der Glaube, daß der Mensch, um glücklich zu sein, zur Einfachheit der Natur zurückkehren und die Gesellschaft sich neu bilden müsse. Sein Fanatismus veranlaßte die Jugend, die Heiligenbilder in der Hauptkirche zu zerstören und von ihnen fortgerissen, zwang die Bürgerschaft den Magistrat, das Abtun der Bilder und manche Neuerung im Gottesdienste zu billigen. Auch bewog Karlstadt den Rat, alle Häuser unsittlicher Vergnügungen zu schließen und an die Mönche des Minoritenklosters ein scharfes Mandat zu erlassen, worin ihnen das Betteln in der Stadt als unverträglich mit dem Christentum fortan untersagt und den jüngeren Mönchen geraten wurde, eine Kunst oder ein Handwerk zu lernen, den älteren, als Krankenwärter in den Spitälern zu nüzen. Den Studenten riet Karlstadt, nach Hause zu gehen und ein Handwerk zu lernen oder das Feld zu bauen, nach der Mahnung Pauli an die Prediger. Er selbst tat es, ging zu seinem Schwiegervater, einem ehrsamen Landmann zu Segren, legte einen Bauernrock an und arbeitete als Landmann, auch ließ er sich nicht mehr Doktor, sondern Nachbar oder Bruder Andreas nennen. Sein Beispiel fand viele Nachahmer und die Universität leerte sich.

(Schluß folgt.)

Warum ich kein Pfarrer wurde.

Von A. Titus. (Schluß.)

Vom Stadtpfarrer ging ich zum Obereinnehmer. Wie vor der Stadtpfarrerin, so bangte mir auch vor der Obereinnehmerin, die einen schiefen Mund hatte und wegen ihrer Kunst im Raisonniren weithin gefürchtet war. Auf mich hatte sie noch einen besonderen Groll. Einst war eine alte entfernte Verwandte von ihr gestorben. Um dieser im Tode noch einen Gefallen zu tun, forderte die Obereinnehmerin mich auf, im Leichenzug mitzugehen. Da ich dazu keine Lust hatte, so schüzte ich Leibschmerzen vor und blieb weg. Aber die argwöhnische Obereinnehmerin kam über Tisch zu meiner Großmutter, und da sie mich ganz vergnügt schmausen sah, rief sie wütend: „Wer so essen kann, hat keine Leibschmerzen!". Meine schnöde Notlüge kam an den Tag und die Obereinnehmerin blieb mir seit dem Tag feindlich gesinnt.

Martin Luther.

(Nach einem Bilde von Lukas Cranach.)

Sie hatte mich erwartet und hielt, wie ihre Schwägerin, mir die Bußpredigt an Stelle ihres gehorsamen Mannes. Den Hauptinhalt ihrer Predigt bildete die Sünde des Lügens und am Schlusse bekam ich den tiefsinnigen Saz zu hören, daß weder Wildpret, noch Kalbsbraten, noch Spargel uns davon abhalten dürften, die Wahrheit zu sagen. Ich war natürlich tief erschüttert und der Wert des Kalbsbratens und des Spargels sank auf eine Weile tief vor dem Gewicht meiner moralischen Regungen, allein nicht lange, denn nachdem ich die Bußpredigt in mich aufgenommen, stellte ich in Demut die übliche Frage, ob man mir verzeihen wollte. Die Tante lächelte gnädig und herablassend, der stotternde Onkel ein wenig süßsäuerlich. Darauf erhielt ich wiederum die liebenswürdige Antwort:

„Nun, wir haben dir nichts zu verzeihen; es freut uns aber, daß du zu uns gekommen bist.“

Ich biß die Zähne zusammen und verabschiedete mich. Also man schickte mich nur deshalb herum, um mich aufs tiefste zu demütigen, mir von alten Weibern Bußpredigten halten zu lassen, und schließlich wurde mir noch ganz kaltblütig gesagt, daß die Verzeihung Nebensache sei.

Aber ich mußte den Kelch des Leidens bis zur Neige leeren. Ich hatte auch einen freisinnigen Onkel. Zu diesem ging ich zunächst, denn ich hoffte, daß es mir dort leichter werden würde.

Dieser freisinnige Mann war als Gymnasiallehrer in meine Vaterstadt gekommen und hatte eine Schwester meiner Mutter geheiratet. Er gab mir Privatstunden und pflegte mir dabei, wenn ich eine Frage nicht gleich beantworten konnte, mit der Faust an die Stirne zu klopfen, daß mir die Tränen in die Augen traten. Im übrigen geberdete er sich als unbändiger Kulturkämpfer, der zum Frühstück so und so viel Jesuiten, zu Mittag noch mehr Franzosen und zum Abendbrod so und so viel Sozialisten verzehrte. Zuweilen pflegte er mich auch in der Klasse zum besonderen Zeichen seiner verwandtschaftlichen Liebe mit seinem Spazierstock zu prügeln. Sein Haß kam hauptsächlich daher, daß ihm seine Frau die Furcht eingeflößt hatte, seine Schwiegermutter könne mir in ihrem Testament vielleicht hundert Taler vermachen und diese Summe würde ihm dann entgehen.

Der liberale Onkel war auch Diplomat, wenn schon ein bischen mehr Gehirn ihm nichts geschadet hätte. Er überlegte sich, daß, falls meine Großmutter die Kosten meiner Studien trüge, ihm dadurch auch etwas verloren ginge. Warum sollte sie diese Mittel für mich verwenden und nicht für ihn! Ohnehin haßte er mich. Er pflegte nämlich, wenn er durch die Straßen ging, absichtlich auf einem Beine etwas zu hinken, mit den Augen aber nach den Sternen zu blinzeln. Die Damen meiner Vaterstadt fanden das „genial“; ich hatte mich indessen einmal darüber lustig gemacht und er hatte es erfahren. Daher sein Haß.

Als ich kam, begann seine Standrede sofort, von giftigen Zwischenbemerkungen seiner Frau begleitet. Er sezte mir in längerer Rede auseinander, daß ich mich für das Studium der Teologie unmöglich gemacht habe. Ueberhaupt sei es eine Anmaßung von mir, studiren zu wollen. Die jungen Leutchen wollten eigentlich nicht studiren, sondern nur den Studenten spielen. Kaufmann müsse ich werden; das sei heutzutage der erste Beruf, in dem man es zu etwas bringen könne. Das tat der brave Onkel, weil er wußte, daß ich für den Kaufmanns- und Handwerkerstand gar keine Sympatien in mir trug.

Auch hier wurde ich niedergeschmettert. Und als ich endlich auch des liebevollen Onkels Verzeihung erflehte, sagte er mit malitiösem Lächeln: „Was soll ich dir verzeihen? Es war doch wenigstens noch ein gutes Zeichen von dir, daß du uns besucht hast.“

Natürlich; er hatte ja die schönste Gelegenheit bekommen, mich mit der Galle seines Hasses zu beträufeln! So hatte ich mich beim freisinnigen Onkel noch mehr ärgern müssen, als bei den frommen Onkels.

Und so gings fort. Ich erschien noch beim Onkel Notar, der mich feierlich zur Sittsamkeit und Frömmigkeit ermahnte und seinen ungeheuren Bauch selbstgefällig dabei strich; beim Onkel, der mit Kaffee, Zucker, Häringen und Streichhölzern handelte und meistens seine Kunden in der Unterhose und im Schlafrock, dessen Schöße er schamhaft zusammenhielt, bediente, und dessen Rede nach Häringslake und altem Käse roch; ich ging zu den andern, die ich nicht aufführen will. Alle hielten sie mir große Strafpredigten und am Ende fügten sie hinzu, daß sie mir eigentlich nichts zu verzeihen hätten.

Aber wer hatte mir denn zu verzeihen? Natürlich meine schwergekränkte Großmutter. Bei ihr mußte ich, nach dem Brauch, zulezt um Verzeihung anhalten; mir brach der Schweiß aus, wenn ich nur daran dachte. Dort mußte ja die Masse meiner Sünden sich chimborassoartig emportürmen.

Endlich war ich zum Zerplazen angefüllt mit guten Lehren, frommen Sprüchen, Zerknirschung und Schuldbewußtsein. Ich fühlte mich so voll, daß ich einen gefährlichen Druck auf meinen Magen befürchtete. Aber die Anwandlung ging vorüber. Ich hatte zulezt noch zur Tante Dorothea zu gehen, dann sollte ich zur Großmutter.

Die Tante Dorothea war eine joviale alte Frau, die seit dem Tode ihres Mannes ihre renommirte Weinwirtschaft allein führte. Ihre beiden freundlichen Töchter unterstüzten sie dabei. Sie gehörte nicht zu der großen Sippe und hatte bei ihrer skeptischen Natur immer sehr freie Ansichten gehabt.

Als ich kam, empfing sie mich freundlich.

„Na, dich haben sie heute wieder schön in der Klemme gehabt, armer Junge. Du mußt wirklich schwer büßen für das bischen Gute, das sie an dir tun.“

„Ach, Tante,“ sagte ich, „mir ist ganz übel von den Straf- und Bußpredigten.“

„Das glaube ich,“ sagte sie. „Nun, ich werde dich nicht quälen. Mich brauchst du nicht um Verzeihung zu bitten. Ich hoffe, der Himmel wirds verzeihen, wenn ich dir statt einer Bußpredigt einen Schoppen guten Wein vorseze. Du mußt dich stärken, armer Kerl.“

Ich fühlte mich wunderbar erfrischt durch diese freundlichen Worte meiner guten Tante. Der feurige Wein kam und goß eine mächtige Glut durch meine Adern; meine liebenswürdigen Bäschen sezten sich zu mir, und wir waren „ganz ausgelassen,“ wie man bei uns zu sagen pflegt. Meine Quäler wurden unbarmherzig verspottet; das Gelächter, die Erregung und der Wein taten das ihrige, und als ich mich endlich erhob, war ich ziemlich stark angeheitert.

Als ich mich von Tante Dorothea verabschiedet hatte und an die frische Luft hinauskam, begann ich die Wirkungen des feurigen Weines erst recht zu spüren. Ganz neue Gefühle und Gedanken stiegen in mir auf. War ich denn verpflichtet, mich so drangsaliren zu lassen?

Es war schon dunkel geworden und die Sterne flimmerten am wolkenlosen Firmament. Wie ich so dahinschritt, fühlte ich, daß es klug sei, nicht in diesem Moment zu meiner Großmutter zu gehen, sondern mich erst ein bischen abzukühlen. Denn ich fühlte, daß mein Kopf sehr heiß geworden sei. Ich fühlte mich frei von aller Zerknirschung, von allem Schuldbewußtsein, wie es früher bergehoch auf mir gelastet hatte. Dennoch war mir nicht ganz geheuer bei dem lezten und schwersten Gang, den ich zu tun hatte.

So schritt ich denn in eine dunkle Allee hinein, die um diese Zeit völlig einsam war. Als mich der Schatten aufnahm, sah ich mich um und glaubte eine verhüllte, weibliche Gestalt hinter mir herkommen zu sehen. Indessen nahm ich davon keine Notiz, sondern bog in der Mitte der Allee in einen ganz einsamen und dunklen Seitengang.

Kaum hatte ich einige Schritte weiter gemacht, als die vorhin bemerkte weibliche Gestalt eiligst um die Ecke huschte und auf mich zukam. Als sie vor mir stand, hob sie den Schleier einen Augenblick; es war Fanny. Wir umarmten uns stillschweigend.

„Ach,“ flüsterte Fanny, „den ganzen Tag schon hoffte ich dir zu begegnen. Hast du schon zuhause um Verzeihung gebeten?“

„Nein."

„Ich auch noch nicht. Uns wird es schön gehen."

„Nun," sagte ich, „da warten wir noch ein wenig."

Wir lustwandelten Arm in Arm und sezten uns dann auf eine Bank, im Schatten eines mächtigen Kastanienbaumes, wo man uns nicht leicht bemerken konnte. Die Zeit verrann wie im Fluge. Wie tändelten und kos'ten zusammen, während Fanny mir erzählte, wie man sie gepeinigt und wie man ihr meine Verse abgelockt habe.

„Aber ist es nicht Zeit, zu gehen?" meinte Fanny.

„Laß uns die schöne Stunde noch genießen," sagte ich patetisch.

„Aber ich dächte, es wäre jezt Zeit, daß so junges, naseweises Volk nach Hause ginge!" ließ sich jezt eine rauhe und brutale Stimme vernehmen, die aus dem Gebüsche hinter dem Kastanienbaum kam.

Wir erschraken. Fanny stieß einen Schrei aus und klammerte sich an mich. Unwillkürlich aber sprangen wir auf und liefen davon, dem Ausgang der Allee zu, während hinter uns her ein höhnisches Gelächter scholl. Fanny zitterte am ganzen Körper, aber ich mußte von ihr Abschied nehmen. Unter den lezten Bäumen küßten wir uns zum leztenmal. Ritterlich ließ ich Fanny vorausgehen, damit sie eher nach Hause käme; dann folgte ich. Ich erschrak, als es von dem großen Kirchturme acht Uhr schlug. Also volle zwei Stunden hatte ich mit Fanny auf der Bank gesessen. Nun war es aber Zeit, die Verzeihung der Großmutter einzuholen. Ich flog die Treppen hinauf, sah aber alles dunkel. Was war das?

Gleich darauf kam die Annemarie und zündete in der Küche ein Licht an. Ich trat in die Küche. Die widerwärtige Person sah mich strenge an, woraus ich mir nicht viel machte.

„Das wird eine schöne Geschichte werden," sagte sie.

„Was denn?"

„Nun, die Großmutter" — so nannte sie mir gegenüber ihre Herrin — „hat bis dreiviertel auf acht Uhr auf Sie gewartet; da aber wurde sie eiligst zu einer alten Base gerufen, welche im Sterben liegt."

„Wann kommt sie zurück?" fragte ich entsezt.

„Wahrscheinlich erst mitten in der Nacht, da sie bei der Kranken wachen will."

Ich war wie vom Donner gerührt. Also war es unmöglich, die Verzeihung meiner Großmutter noch einzuholen. Rein unmöglich.

„O Gott!" stöhnte ich leise.

„Ja," sagte Annemarie, „die Verzeihung der Großmutter kriegen Sie nicht, und sie hat schon erfahren, daß Sie um halb sechs Uhr die Wirtschaft der Tante Dorothea verlassen haben. Nun ists aus mit dem Pfarrer! Warum sind Sie auch nicht gekommen?"

Die giftige Art der alten Annemarie ärgerte mich. „Nun," sagte ich, „ich werde immer noch eher eine Pfarrersstelle kriegen, als Sie einen Mann."

Ich ging auf mein Zimmer und sah nach Fannys Fenster hinüber. Alles dunkel, wie meine Zukunft.

„Ach, Fanny!" seufzte ich; dann las ich noch eine Weile und legte mich zu Bett; ich konnte schlafen, aber wilde Träume verfolgten mich die ganze Nacht.

In aller Frühe wurde ich durch Annemarie geweckt, welche mir den Kaffee ins Zimmer brachte. Sie teilte mir mit, meine Großmutter wünsche, daß ich heute auf meinem Zimmer bleibe, bis ich gerufen werde.

Meine neuen Kleider wurden gebracht; ich zog mich an und mußte warten. Mir war unerträglich zu Mut; das Haus kam mir wie ausgestorben vor. Schon sah ich einzelne Konfirmanden nach der Kirche gehen mit ihren Eltern und Verwandten. Als die Glocken ertönten, kam meine Großmutter an die Türe. Sie öffnete, sah mich aber gar nicht an und sagte:

„Marsch!"

So gingen wir zur Kirche. Die Konfirmation ging vor sich; ich sah fast nichts von der ganzen Sache. Nur einmal blickte ich zu Fanny hinüber. Sie sah entsezlich bleich aus. Dann sah ich mich um. Spöttische, strafende, neugierige Blicke trafen mich von allen Seiten. Ich sah nicht mehr in die Höhe.

Wie ein Opferlamm ging ich an der Seite der Großmutter nach Hause. Kein Wort fiel; nur an der Türe meines Zimmers hieß es wieder·

„Marsch!"

Und ich spazierte hinein. Was wollte ich auch sonst machen!

Das Essen wurde mir wie einem Gefangenen aufs Zimmer gebracht. Gegen drei Uhr hörte ich auf der Treppe ein Rauschen von seidenen Gewändern und Männertritte; ich legte mein Ohr ans Schlüsselloch und hörte, wie meine Verwandten von der Großmutter auf der Treppe begrüßt wurden.

„Aha!" dachte ich, „jezt gehts los!"

Und es ging los.

Annemarie kam und meldete, ich möchte in das Besuchszimmer kommen.

Da saßen sie sämmtlich im Kreise. Hätten sie die Beine untergeschlagen und lange Pfeifen in den Händen gehabt, so hätte man sie für eine treffliche türkische Ratsversammlung ansehen können. Ich werde die Blicke nie vergessen, die mich empfingen, als ich eintrat. Die vier Onkel schauten mich jeder nach seiner Art an. Der Stadtpfarrer anscheinend mitleidig, der Obereinnehmer grinsend, der Gymnasiallehrer freudig — denn seine Wünsche gingen in Erfüllung — und der Härings- und Käsehändler sauer wie seine Waare. Der schiefe Mund der Obereinnehmerin war noch schiefer als gewöhnlich und die Lippen der Stadtpfarrerin zuckten konvulsivisch, als müsse sie tausend Strafpredigten mit aller Gewalt unterdrücken. Meine Großmutter sah mich gar nicht an.

Salbungsvoll begann der Stadtpfarrer: „E—e—e—es ist mir zu O—O—Ohren gekommen, daß du deine Pf—Pf—Pf—Pflichten gegen deine Großmutter aufs Gr—Gr—Gröblichste verlezt hast."

„Und gestern Abend bist du wieder mit der Fanny spazieren gegangen", kreischte die Stadtpfarrerin, der dies zu langsam ging.

„Und bei der Dorothea hast du dich betrunken", schrie die Obereinnehmerin.

„Und hast deine Großmutter, der du so viel Kummer gemacht, nicht um Verzeihung gebeten," näselte die Gymnasiallehrerin.

„Und bei der Do—Do—Dorothea hast du dich über uns lu—lu—lustig gemacht," stotterte der Obereinnehmer.

„Du siehst also selbst ein", sprach der meine Großmutter ungeschmälert beerben wollende Gymnasiallehrer mit großer Würde, „daß du nicht mehr darauf rechnen kannst, von deiner Großmutter die Mittel zu einem Studium zu bekommen. Ohnedies wollte sie dich nur Teologie studiren lassen, allein zum Teologen bist du verdorben."

„Ja, ich ziehe meine Hand von ihm ab", sagte meine Großmutter finster.

Ich saß niedergeschlagen da; das Befürchtete war eingetreten, aber damit war auch alles zu Ende. Nun wollten diese Leutchen mir abermals Bußpredigten halten. Da aber alles verloren war, so beschloß ich, sie kräftig abzuweisen.

Die Obereinnehmerin begann: „Wie kannst du dich unterstehen, jungen Mädchen den Hof zu machen. Als wir noch jung waren, da war es anders — —

„Jawohl", sagte ich, „du hast wohl den jungen Männern lange den Hof machen müssen, bis dich einer geheiratet hat."

Das schlug ein. Die Obereinnehmerin stand mit offenem Munde da.

„Unerhörte Frechheit!" knirschte der Gymnasiallehrer.

„Du kannst künftig ruhig sein", sagte ich spöttisch zu diesem, „ich mache dir keine Erbschaft streitig."

Nun versuchte der Käsekrämer sein Glück.

„Leichtsinniger Bube!" begann er, „ich — —

„Du siehst die Welt für eine große Käse- und Häringshandlung an", sagte ich. „Was kannst du mir sagen wollen?

Das beste ist, du ziehst dich morgens etwas besser an, denn es kommen auch Damen in deinen Laden."

Ich war plözlich all meiner Unterwürfigkeit enthoben worden, die man mir anerzogen. Das Betragen dieser guten Leute hatte das fertig gebracht.

Niemand wagte mehr, mich weiter zu interpelliren, aber ich ward noch denselben Abend meinen Eltern zurückgeschickt. Als ich dort ankam, wurde allerdings kein Kalb geschlachtet, wie beim verlorenen Sohn des Oekonomen Damian.

So kams, daß ich kein Pfarrer ward. Das ist auch sehr gut für mich gewesen.

Und Fanny? Nun, nach zehn Jahren sah ich sie wieder. Ich hatte es zu einer ganz guten Stellung in der Welt gebracht; Fanny war noch bei ihren Eltern. Sie mußte mich doch auch für einen Taugenichts halten, denn sie ging mir sorgfältig aus dem Wege, was mir nicht leid tat, denn ich hatte inzwischen einen bedeutend anderen Geschmack bekommen.

Moderne Schicksale.

Novelle von **Carl Görlitz**. (6. Fortsetzung.)

Leopoldine hüllt sich in einen großen Mantel, wirft Hut und Schleier über, besteigt an der nächsten Straßenecke eine Droschke und trifft nach kurzer Zeit bei Harders ein.

Schluchzend umarmt sie die Justizrätin und ist in ihrem Schmerze kaum eines Wortes mächtig.

„Beste Freundin," fragt die Justizrätin erschreckt, „was sezt Sie in solche Aufregung?"

Damit zog sie Leopoldinen neben sich auf das Sopha nieder.

„Ach," schluchzte Madame Senger, „Angst und Aerger töten mich fast; seit gestern Nacht habe ich meinen Mann nicht gesehen; er ließ mir sagen, daß er im Hotel Mohrmann speisen würde, und dort wohnt ja auch jene abscheuliche Engländerin, wie Sie mir gestern sagten!"

Die Justizrätin bestätigte dies.

„Vor einer Stunde," fuhr Leopoldine fort, „sandte er mir die zweite Nachricht, daß er vielleicht in Geschäften die Nacht ausbleiben könnte."

„Geschäfte? — so?!" spottete die Rätin, „was doch die Männer bisweilen für fleißige Geschäftsleute sind."

„Da litt es mich nicht mehr daheim," fiel Frau Senger ihr in das Wort, „und ich eilte in meiner Herzensangst zu Ihnen!"

„Das haben Sie brav gemacht," sagte die Justizrätin, „Sie kommen mir gerade zur rechten Zeit!" — Leopoldine sah sie groß an, die Tränen rannen ihr noch immer die Wangen herab, während jene eifrig fortfuhr: „Denken Sie nur, beste Frau, mein Mann ist auch nicht zu Hause, trozdem jezt seine Sprechstunde im Bureau ist, und ich habe allen Grund zu glauben, daß auch er sich bei dieser plözlich von England hergewehten Person befindet!"

„Der auch?!" fragte Leopoldine und trocknete sich die Tränen.

„Ich habe es Ihnen gestern gleich gesagt, daß es so eine ist, die alle Männer in der Tasche hat!"

Leopoldine rang die Hände. Alle Männer in der Tasche, das war ihr eine zu schreckliche Vorstellung.

„O mein Gott," klagte sie verzweiflungsvoll, „wie drohend steht mir heute unaufhörlich meines Vaters Bild vor Augen! Den ganzen Tag tönten mir seine Warnungsworte in meiner Einsamkeit durch die Seele und mich quält die Erinnerung, daß der väterliche Segen meinem Ehebunde fehlt!"

„Peinigen Sie Sich doch nicht mit Sachen, die nicht mehr zu ändern sind," versezte die resolute Justizrätin, „handeln wir lieber, mir kommt da ein ganz famoser Plan!"

Leopoldine sah sie fragend an.

„Wir könnten diese Heuchler vielleicht entlarven und ihnen eine gehörige Blamage als Strafe angedeihen lassen!" eiferte die Rätin immer hiziger.

Leopoldine bereute in ihrer Unentschlossenheit schon halb, daß sie hierher gegangen war, da das determinirte Wesen der Rätin sie erschreckte.

„Was wollen Sie tun?" fragte sie ängstlich.

„Unsere beiden Herren Gemahle in flagranti ertappen!" hohnlachte die Justizrätin.

„Um Gotteswillen nicht!"

„Lassen Sie mich nur alles arrangiren; ich habe schon alles bedacht; wir vermummen uns, daß uns kein Mensch erkennen soll, begeben uns nach dem ominösen Hotel, spioniren dort unter geschicktem Vorwande umher, und wenn wir sie treffen, — na, mein Justizrätchen, dann freue dich! — Wir wollen dann unseren Männern eine Szene machen, die uns für immer das Uebergewicht verleihen soll!"

Bei diesen Worten hatte die Justizrätin einen Kleiderschrank geöffnet und die Schubfächer einer Kommode aufgezogen.

Sie musterte verschiedene Kleidungsstücke und Kopfbedeckungen, die sich in beiden vorfanden und zog endlich zwei dunkle Mäntel hervor.

Dann trat sie an Leopoldine und nestelte deren Umhang auf.

Leopoldine wollte sich widersezen.

„Schäfchen!" rief die Justizrätin mit ihrer gewohnten Energie, „vertrauen Sie doch nur meinen Dispositionen; in Ihrem gestreiften Umhang würde Sie ja ein Blinder erkennen; nein, heute müssen wir unsere Toilette so sorgsam wie nie im Leben machen, denn unsere ganze Zukunft hängt davon ab!"

Madame Senger gab jeden Widerstand auf.

Wenige Minuten darauf waren beide Damen in große Mäntel gehüllt und durch dichte Schleier unkenntlich gemacht. So ausgerüstet, verließen sie Arm in Arm das Haus.

10. Im Hotel.

Mistreß Jonston war im Laufe des Tages, wie die Justizrätin es Leopoldinen mitgeteilt hatte, wirklich bei Harder gewesen.

Leider hatte sie auch dort eine bittere Erfahrung machen müssen.

Als der Justizrat sie eintreten sah, hatte er geglaubt, daß er von ihr eine Erklärung über den Vorfall des lezten Abends erhalten würde und daß sie bezüglich Sengers durch eine frappante Aehnlichkeit getäuscht, jezt aber zur Erkenntnis ihres Irrtums gelangt sei.

Wie erstaunte Harder aber, als der von ihm erwartete Widerruf der Dame nicht nur nicht gemacht wurde, sondern ihm Dokumente und Schriftstücke von ihr vorgelegt wurden, die nach oberflächlicher Durchsicht allerdings einige Verbindlichkeiten von Herrn Ernst Senger gegen den Vater der Mistreß Jonston motivirten.

Als Harder imstillen überlegte, was den so hochgeachteten und reichen Senger hatte veranlassen können, sich einer verhältnismäßig kleinen Schuld nicht zu entledigen, und die Dokumente genauer prüfen wollte, war Mistreß Jonston plözlich mit einer neuen Beschuldigung gegen Senger aufgetreten, indem sie dem Justizrate von der Fälschung ihres Passes und den ihr dadurch verursachten Unannehmlichkeiten erzählte.

Er stellte ihr das Mißliche und Unwahrscheinliche ihrer Behauptungen vor, sie widersprach. Ein Wort gab das andere, und zulezt hatte sich Mistreß Jonston im Bewußtsein ihres Rechts und ihrer Würde verlezt erhoben und sich empfohlen, indem sie durchblicken ließ, daß sie es bedauerte, sich an ihn gewandt zu haben.

Dem Justizrate war es im Geheimen ganz angenehm gewesen, daß sie auf seinen Rechtsbeistand verzichtete.

Des Armen Weihnachten. Originalzeichnung von Wilh. Claudius. (Seite 165.)

Mistreß Jonston, ganz gebeugt über diese neue Demütigung, war entrüstet in ihr Hotel zurückgekehrt.

Als nach ihrem Fortgange der Justizrat sich allein sah, befand er sich in einem wirklichen Seelenkampfe.

Ihm war zu Muth, als ob er die jahrelange Ruhe nüchterner Beurteilung, die erste Bedingung für einen Juristen, völlig verloren hätte; er fühlte, daß sein Kopf nicht mehr allein das Urteil sprach, sondern auch sein Herz und Gemüt in Mitleidenschaft gezogen waren.

Eines von beiden, Senger oder Mistreß Jonston mußte ein vor dem Gesez Schuldiger sein. Er konnte Senger, den er so lange Jahre achtete und schäzte, nicht eines solchen Verbrechens für fähig halten, und andererseits konnte er sich nicht überreden, daß diese reizende junge Frau die Abenteurerin wäre, wie es leider den Anschein hatte.

Ihm blieb die Sachlage ein Rätsel, das er sich nicht erklären konnte. Aber das Interesse für die junge Frau behielt schließlich die Oberhand, und wenn er an ihre klaren Augen, diesen Spiegel einer unschuldsvollen Seele, dachte, unterlag er immer wieder dem Zauber, den Mistreß Jonston von ihrem ersten Erscheinen an auf ihn ausgeübt hatte.

„Mache ich einen dummen Streich," sagte er bei sich selbst, „so mache ich ihn in einer guten Absicht; ich gehe nicht als Jurist zu ihr, sondern als Freund!"

Er hatte diesen Entschluß ausgeführt und war nach Mohrmanns Hotel gegangen, um Mistreß Jonston aufzusuchen.

Hocherfreut sah sie ihn eintreten und empfing ihn auf das Liebenswürdigste. In ihrer hochherzigen Seele war mit seinem Erscheinen jede Erinnerung an seine vorherige Weigerung verschwunden.

„Ich sehe es als ein gutes Omen an, daß Sie mich doch aufsuchen; es beweist mir, daß Sie mir vertrauen!"

Mit diesen Worten hatte sie dem Eintretenden beide Hände entgegen gereicht und ihm einen Sessel hingerückt.

Jezt saßen sie sich gegenüber.

Eine hohe Astrallampe mit matt geschliffener Glocke von Milchglas verbreitete eine sanfte Helligkeit im Zimmer, dessen behagliche Einrichtung durch das knisternde Feuer im Kamin erhöht wurde.

Amaliens Jugend und Schönheit harmonirte wenig mit dem Ernst, der aus ihren Zügen sprach, als sie den Worten des Justizrats lauschte.

Lezterer hatte ihr seinen Besuch gemacht, mehr um die äußere Form freundlich gegen sie zu wahren, als um ihr seinen Rechtsbeistand noch einmal anzubieten, da seine juristischen Bedenken durchaus dieselben geblieben waren. Er hatte offen und ehrlich zu ihr als Freund gesprochen. Jezt stand er auf. Sie erhob sich ebenfalls. „Also kann Sie nichts zurückhalten?" fragte sie.

„Ich habe Ihnen alle meine Gründe umständlich genug dargelegt!" antwortete Harder.

„So bin ich also vorläufig nur auf mich selbst angewiesen!" seufzte die junge Frau.

„Leider ja!" erwiderte der Justizrat, „doch rate ich Ihnen wiederholentlich, diesen ungleichen Kampf aufzugeben!"

Sie wollte ihm darauf antworten, als ein plözliches eigentümliches Poltern im Kamin ihre Aufmerksamkeit ablenkte.

Beide sahen sich um.

Die Lohe in dem Kamin züngelte hoch und ein leichter Rauch drang in das Zimmer, ohne daß die Ursache dieser seltsamen Erscheinung zu bemerken war.

„Es scheint draußen zu stürmen", sagte der Justizrat, „und Regenwetter wie gestern Abend einzutreten! Leider habe ich meinen Schirm nicht bei mir!"

Sie bot ihm den ihrigen an.

Er dankte und meinte, daß er eine Droschke benuzen könne. Dabei trat er an das Fenster und blickte hinaus.

„Wir haben uns geirrt", hub er wieder an, „das Wetter ist schön, und der Himmel völlig sternenklar!"

Es konnte also nicht der durch Wind erzeugte Luftdruck im Schornstein gewesen sein, der den Rauch des Kaminfeuers in das Zimmer getrieben hatte.

Harder war vom Fenster zurückgekommen und reichte der Engländerin jezt zum Abschiede die Hand.

Als Mistreß Jonston sich allein sah, ging sie langsam nach dem Sopha, nahm dort Plaz und stüzte nachdenklich den Kopf in die Hand.

Plözlich fuhr sie erschreckt auf.

Wieder ließ sich das eigentümlich polternde Geräusch im Kamin vernehmen; gerade wie vorher knisterte es scharf in der Glut, als ob brennbare Stoffe in das Kohlenfeuer fielen.

Sie sah prüfend nach dem Kamin, konnte aber den Grund der merkwürdigen Störung in dem Luftzuge nicht entdecken.

Da sich die Erscheinung nicht wiederholte, und der in das Zimmer geschlagene Rauch sich bald verzog, versank sie wieder in ihr früheres Nachdenken!"

Im Speisesaal hatten sich nach und nach eine ganze Anzahl Gäste eingefunden.

Die Speisekarten gingen von einer Hand in die andere, die Stühle wurden je nach Zahl und Wunsch der Ankommenden gerückt, der Saal füllte sich und der Einzelne verschwand in dem allgemeinen Trubel.

Da öffnete sich wieder die Glastür, welche vom Korridor hereinführte, und zwei tief verschleierte Damen traten ein.

Es waren Leopoldine und die Justizrätin.

Sie blieben in der nächsten Nähe der Eingangstür, sezten sich dort an einen Tisch, der für den am schlechtest gelegenen galt, da er dem scharfen Luftzuge der Tür ausgesezt war und gewöhnlich stets erst gewählt wurde, wenn sonst kein anderer Plaz mehr im Saale zu finden war.

Der Kellner Georg trat an die Damen heran, um sie auf die Nachteile des Türplazes aufmerksam zu machen.

Es sezte ihn auch in Verwunderung, daß die Damen sich mit dem Rücken nach dem Saale zu gesezt hatten, was nach seiner Ansicht die eingenommene Stellung noch ungemütlicher machte. Er konnte freilich nicht wissen, daß jene Beiden die Eingangstür des Saales sowie das Hausportal, das von hier aus schräg durch die Glasscheiben zu erblicken war, genau beobachten wollten, um jeden Eintretenden oder Fortgehenden scharf kontrolliren zu können.

„Wollen die Damen nicht lieber in der Mitte des Saales Plaz nehmen?" wagte Georg schüchtern zu bemerken, „hier an der Tür — —"

„Dieser Ecktisch gefällt uns ganz gut", schnitt ihm die Rätin determinirt seine weitere Rede ab, „wir wünschen ungenirt zu soupiren!"

„Wie es der gnädigen Frau gefällt!" dienerte der Kellner sehr devot.

Dabei reichte er der Rätin die Speisekarte.

Diese schlug den Schleier zurück, sezte sich ein Lorgnon auf, und bezeichnete dem Kellner einige von den auf der Karte bezeichneten Gerichten.

Der Kellner verbeugte sich, und verschwand dienstfertig.

Jezt wandte sich die Justizrätin zu Leopoldine, die offenbar so aufgeregt war, daß sie kaum die Tränen zurückhalten konnte.

„Kleinigkeit?" sagte Leopoldine vorwurfsvoll, „wenn uns das Herz zu brechen droht?"

„Ach was", rief die Rätin, „Herz hin, Herz her! Jezt dreht es sich um den Magen! Wir werden uns durch solche Don Juanstreiche unserer Männer doch nicht den Appetit verderben lassen? Gott bewahre! Wenn uns die Untreue unserer Männer stets das Essen verleiden sollte, dann gäbs schon gar keine Frauen mehr, unser ganzes Geschlecht wäre längst verhungert!"

„Wie können Sie nur scherzen, wenn es sich um solchen bitteren Ernst handelt!" klagte Frau Senger.

„Ich scherze wahrhaftig nicht!" lachte die Justizrätin, „meine Magennerven sind durch dies ganze Intermezzo sehr erregt worden, und ich freue mich deshalb doppelt auf den bestellten Schinken in Burgunder! Man speist in diesem Hotel anerkannt gut, also benuzen wir die Gelegenheit, da wir hier sind!"

Die junge Frau hatte nur einen Seufzer als Antwort.

„Beinahe könnte ich mich ärgern", eiferte Frau Harder, „daß Sie alles so tragisch nehmen! Mein Himmel, das Leben ist in Wirklichkeit doch anders, als es uns in unseren Mädchenträumen vorgaukelte!"

Leopoldine trocknete sich die Augen; sie hatte sich bis gestern in süßen Träumen gewiegt; erst heute war sie aus denselben geweckt worden.

„Könnte er aufhören, mich zu lieben," schluchzte sie leise, „ich würde sterben, denn seine Liebe ist mir das Leben!"

Die Rätin hatte, so leise auch Leopoldinens Worte gesprochen wurden, dieselben doch vernommen, und antwortete darauf tröstend:

„Das dachte ich früher auch, aber man gewöhnt sich an alles!"

Leopoldine schüttelte schmerzlich den Kopf.

Der Schinken in Burgunder war gekommen; Maitrank wurde dazu aufgesetzt und das Souper war im besten Gange. Aber nur soweit es die Justizrätin anging, Leopoldine genoß nichts; sie schnitt das Fleisch auf ihrem Teller, mechanisch klapperten ihr Messer und ihre Gabel, aber kein Bissen kam über ihre Lippen. Den Pokal mit Maitrank berührte sie ebensowenig.

Teller und Glas der Rätin waren bereits leer, doch keiner der mit Argwohn erwarteten Herren hatte sich bis jetzt blicken lassen.

Madame Senger fing an, etwas ruhiger zu werden.

„Wir scheinen uns doch geirrt und unseren lieben Männern Unrecht getan zu haben", sagte sie erleichtert.

„Die Ansicht teile ich durchaus nicht", meinte die Justizrätin, „die beiden Filous werden schon zum Vorschein kommen, und um das abzuwarten, bleibe ich hier bis Mitternacht sitzen!"

„Aber wir werden auffallen", warf Leopoldine ein, „dort gehen schon mehrere fort!"

„So bestelle ich mir noch ein Portiönchen!" kicherte die lustig werdende Rätin. Der in der Maibowle enthaltene Rheinwein fing an, bei ihr seine Wirkung zu äußern. Sie hatte, nachdem sie ihr Glaas geleert, dasselbe mit Leopoldinens Glas vertauscht, da letztere nicht trinken wollte.

Plötzlich stieß die Rätin, die gerade das zweite Glas austrank, einen leisen Schrei aus.

Leopoldine fuhr wieder erschreckt zusammen.

Die Rätin stellte das Glas fort und schlug den Schleier nieder.

Dann drückte sie Leopoldinen unter dem Tisch die Hand und zeigte mit der andern triumphirend durch die Scheiben der Glastür.

„Nun, hatte ich nicht recht?" fragte sie leise.

Leopoldinen stockte der Atem.

Auf der großen Treppe, die der Glastür fast vis-à-vis lag, stieg Harder langsam herab. Auf der untersten Stufe blieb er einige Augenblicke nachdenklich stehen.

„Ich wußte es ja", murmelte die Rätin, „kaum halte ich mich, aber entgehen soll er mir nicht!"

Damit wollte sie aufspringen. Leopoldine hielt die Rätin fest, und bat sie, kein Aufsehen zu veranlassen.

Der Justizrat war auch die letzte Stufe hinabgestiegen und hatte sich der Haustür zugewandt. (Forts. folgt.)

Der Bau des menschlichen Körpers.

Eine anatomisch-physiologische Skizze von **Bruno Geiser**. (Schluß.)

Die Haut gibt beständig die Produkte ihrer Drüsen und Haargefäße an die Außenwelt ab. Diese Produkte sind in der Hauptsache von zweierlei Art: das der schlauchförmigen Schweißdrüsen sammt der freien Hautoberfläche, der Schweiß (sudor) und das der traubenförmigen Talgdrüsen, der Hauttalg oder die Hautsalbe (sebum cutaneum)*).

Unter gewöhnlichen Umständen geschieht die Ausscheidung des Schweißes in der Form der Verdunstung (Hautausdünstung, perspiratio cutanea), wie sich jeder leicht selbst überzeugen kann. Sobald man nämlich einen dem Auge keine Spur von Schweiß zeigenden Arm in ein Glasgefäß steckt und des Gefäß möglichst fest schließt, wird sich an den Gefäßwandungen binnen kurzer Zeit in einer Menge von Tröpfchen eine farblose Flüssigkeit ansammeln, welche salzig schmeckt und eigentümlich riecht. Die Flüssigkeit ist nichts anderes als der Schweiß, der größere Mengen Kochsalz (Chlornatrium) und die übrigen Blutsalze enthält, sowie Fette und flüssige Fettsäuren und endlich Harnstoff, von welch letzterem täglich 10 bis 15 Gramm, d. i. der dritte Teil dessen, was im Harne an Harnstoff abgeht, durch die Haut ausgeschieden werden.

Indes das Wasser und die übrigen flüchtigen Stoffe bei der Verdunstung sich völlig verflüchtigen, bleiben die festen Bestandteile, insbesondere die Salze, auf der Haut zurück.

Aus der Dunstform geht der Schweiß ins Tropfbar-Flüssige über, wenn in den Schweißporen nicht mehr alles das verdunstet werden kann, was in den Schweißdrüsen an Feuchtigkeit ausgeschieden wird; produziren diese reichlich, so äußert sich das in dem Hervortreten von Schweißtropfen auf der Haut.

Die Menge der Schweißbildung hängt zunächst von den individuellen körperlichen Verhältnissen, vorzugsweise von der Hautbeschaffenheit ab; abgesehen von dieser persönlichen Veranlagung zur Schweißproduktion wird die Schweißmenge vermehrt durch hohe Temperatur und Trockenheit der Atmosphäre, durch lebhafte Luftbewegung, durch reichlichen Genuß von Flüssigkeiten, durch Muskelanstrengung, durch Reiben und Kneten, Streicheln und Kitzeln der Haut, durch verstärkte Herztätigkeit, durch starke Gemütsbewegung, z. B. durch Furcht und Schrecken, die einem den sogenannten Angstschweiß auspressen können, wie durch Zorn, Freude, Wollust u. s. w. Auch der Genuß von Bouillon und Fleischspeisen, von Gewürzen und Spirituosen vermehrt die Ausdünstung, ebenso eine gesunde und kräftige Verdauung.

Vermindernd wirkt dagegen auf die Ausscheidungsmenge außer Temperaturabkühlung körperliche und geistige Ruhe, Nüchternheit, reizarme Vegetabiliennahrung, falls sie nicht sehr wasserreich ist, gehemmte ungenügende Verdauung und gedrückte Gemütsstimmung.

Schließlich fällt noch ins Gewicht, in welchem Maße andere wässerige Ausscheidungen, insbesondere die der Lungen und der Nieren (im Harne), vor sich gehen. Stark vermehrte Flüssigkeitsabgabe durch die Lungen oder im Harne vermindert, stark verringerte vermehrt die Hautausdünstung.

Daher kommt es, daß Menschen mit mangelhaft ausgebildeten und nicht gehörig funktionirenden Lungen mehr schwitzen, als kräftig atmende; sowie daß Leute, die wenig harnen und gewöhnlich trockenen Stuhl ausleeren, desgleichen stark ausdünsten.

Die gesammte Ausdünstungsmenge, welche ein normaler Mensch unter normalen Umständen durchschnittlich im Tage her-

---

*) Ich glaube den Begriff Schweiß korrekterweise so fassen zu müssen, wie ihn Funke a. a. O. Bd. I, S. 573, gibt, nämlich „alle tropfbarflüssigen und gasförmigen Absonderungen der Haut, welche nicht aus den Talgdrüsen stammen," umfassend; wohingegen u. m. a. im Artikel Haut in Meyers Konversationslexikon der unsichtbare Hautdunst von dem Schweiß, als der tropfbarflüssigen Ausscheidung, getrennt, und z. B. bei Larisch a. a. O. S. 134, sowie auch in Prof. Dr. Gust. Jägers Buch: „Die menschliche Arbeitskraft" (München 1878), S. 214, die Schweißbildung eine nicht beständige Ausscheidungstätigkeit genannt, also die Bezeichnung Schweiß auch nur auf das tropfbarflüssige Exkret angewendet wird.

vorbringt, beläuft sich auf mehr als 1¼ Kilogramm, während die Lungen in derselben Zeit etwa halbsoviel an Wasser abgeben*).

Wie gewaltig die Schwankungen der Ausdünstungsmenge sind, geht u. a. aus den Bestimmungen hervor, welche Funke in Gemeinschaft mit seinen Schülern Brunner und Weber unternommen hat. Es wurde als Absonderungsfläche die Haut je eines Unterarmes bis dicht über dem Ellenbogengelenk und einer Hand verwendet und innerhalb einer Stunde unter ganz gleichen Umständen bei Funke eine Schweißmenge von etwas über 30 Gramm, bei Weber etwas über 15 Gramm und bei Brunner von noch nicht ganz 7 Gramm gefunden; in einem zweiten Falle wurden 28½ Gramm bei Funke, 23 Gramm bei Weber und 13 Gramm bei Brunner konstatirt**). Funke berechnete nun aus der für einen Arm gefundenen Schweißmenge für den ganzen Körper ein $1^{8}/_{10}$ Kilo betragendes Minimum von Schweiß und ein Maximum von 19 Kilogramm.

Beide Grenzen können jedoch noch erheblich überschritten werden. So fand man bei Untersuchungen im Schwizbade einmal in 1½ Stunde 1⅓ bis 2½ Kilo, ein andersmal sogar in einer Viertelstunde 1¼ Kilo Schweiß***).

Der Wert der Schweißbildung besteht vornemlich darin, daß sie den Körper von überschüssiger Feuchtigkeit befreit und außerdem desto mehr Wärme der Körperoberfläche entzieht, je stärker die Schweißabsonderung ist, ein Umstand, der sich besonders bemerkbar darin äußert, daß Menschen, deren Haut so beschaffen ist, daß sie stark zu schwizen vermögen, viel leichter die hohe Temperatur heißer Sommertage vertragen, als Personen mit minder leicht sich mit Schweiß bedeckender Haut.

Mit dem Schweiße verläßt stets eine geringe Menge von Kohlensäure den Körper, welcher aus dem Blutinhalte der Kapillaren der Lederhaut ausgeschieden wird. Dafür absorbirt (saugt auf) die Haut aus der Atmosphäre Sauerstoff; es findet also vermittelst der Haut ein Prozeß statt, der dem der Lungenatmung zu vergleichen ist, obgleich dieser Gaswechsel durch die Haut neben dem durch die Lungen sehr unbedeutend erscheint, — man schäzt ihn, wie Jäger†) angibt, auf den 400sten Teil des Gesammtstoffwechsels, dessen der menschliche Körper bedarf. Interessant zu wissen ist, daß die Hautatmung nach dem gegenwärtigen Stande der antropologischen Wissenschaft als eine Erinnerung an die längst vergangenen Zeiten aufgefaßt werden darf, da sich die Vorfahren des Menschengeschlechtes noch nicht des Reichtums zweier Lungenflügel erfreuten, die in der Aufnahme von belebendem Sauerstoff und der Ausscheidung der für tierische Organismen tötlichen Kohlensäure so Gewaltiges zu leisten vermögen.

Die ursprüngliche Atmungsfläche ganz primitiv gestalteter tierischer Gebilde ist nämlich die gesammte Körperoberfläche††), die aber zu den Zwecken eines reichen Gaswechsels desto weniger genügt, je komplizirter der Mechanismus wird und je mehr die Körperoberfläche als Schuzdecke der inneren Körperteile in Anspruch genommen wird. Alsdann beginnt die Entwicklung besonderer Atmungsorgane hauptsächlich entweder durch Auswüchse, wie sie bei den wasseratmenden Tieren als Kiemen zu beobachten sind, oder durch Einstülpung, wie bei den Menschen als Lungen.

Der oben als Produkt der Talgdrüsen erwähnte Hauttalg, auch Hautschmiere, Hautsalbe genannt, ist, während er abgesondert wird, eine ölige zähflüssige Masse, welche oft schon in den Ausführungsgängen der Drüsen, jedenfalls aber auf der Hautoberfläche zu einem hellfarbigen, schmierigen Talg gerinnt. Dieser Talg besteht aus einem Fett, das durch geplazte Drüsenzellen gebildet wurde und mit Schüppchen der Oberhaupt vermengt ist.

Neben dem freien neutralen*) Fett finden sich im Hauttalg nicht unbedeutende Mengen von Fettseifen, sowie das aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff zusammengesezte Cholesterin, früher auch Gallenfett genannt, weil es zuerst in der Galle aufgefunden wurde und mit den Fetten die Eigenschaft gemein hat, unlöslich in Wasser, leicht löslich aber in Weingeist und Aeter zu sein; in seiner Zusammensezung stimmt es jedoch mit den Fetten**) durchaus nicht überein. Schließlich ist im Hauttalg auch noch vorhanden eine eiweißartige Materie, deren nähere Beschaffenheit noch nicht bekannt ist, ferner Mineralbestandteile, vorzugsweise phosphorsaure Erden.

Die Bedeutung des Hauttalgs besteht darin, daß er die Haut geschmeidig erhält und sie, indem er sie einfettet, gegen das Eindringen wässeriger Flüssigkeiten schüzt. — —

Wenn ich mit diesem Artikel die erste Serie meiner anatomisch-physiologischen Skizzen schließe, so geschieht das, um in einer demnächst zu beginnenden zweiten Reihe tiefer in die Physiologie des Menschenkörpers einzudringen und insbesondere das animalische Leben desselben zu erörtern, welches die Nervenphysiologie und die Physiologie der Sinnesorgane zu ihrem Gegenstande haben. Danach wird das Gebiet der Ernährung, welches ich in der anatomisch-physiologischen Betrachtung des Verdauungsapparates und seiner Tätigkeit nur rein äußerlich gestreift habe, gesonderte Behandlung finden.

Zur Erläuterung der vorstehender Arbeit beigefügten Abbildungen sei hier noch folgendes angefügt:

Fig. 8 (Seite 118). Eingeweide des Bauches auseinandergelegt. lu Lungen, m Brust- oder Mittelfell, teilt die Brusthöhle in zwei Hälften und überzieht die Lungen und großen Gefäßstämme, h Herz, vom Herzbeutel umschlossen, z Zwerchfell, trennt die Brust- und Bauchhöhle von einander, le rechter, lé linker Leberlappen, ma Magen, mi Milz, ne Nez oder Gekröse, welches die Därme verdeckt, p Pförtner des Magens, di Dickdarm, dü Schlingen des Dünndarms, a große Körperschlagader (Aorta), aus der linken Herzkammer entspringend, o obere Hohlblutader, in den rechten Vorhof des Herzens mündend.

Fig. 9 (S. 143). Eingeweide des Bauches in ihrer Lage. Buchstaben wie in der vorigen Figur.

Fig. 10 (S. 143). Verdauungsorgane. a Endteil der Speiseröhre, b Magen, c Bauchspeicheldrüse, d Milz, e Anfang des Zwölffingerdarms, f Gallenblase, g Leber, h Quergrimmdarm, i Dünndarm, k Mastdarm, l Blinddarm mit dem Wurmfortsaz, m aufsteigender Grimmdarm.

*) Nach den Angaben im Artikel Ausdünstung in Brockhaus' Konversationslexikon, 13. Aufl., 1882.

**) Funke, a. a. O. Bd. I, S. 583.

***) Vogt, a. a. O., S. 153.

†) Die menschliche Arbeitskraft, S. 214.

††) Handwörterbuch d. Zoologie, Antropologie rc., Artikel Atmung.

*) Neutral heißt in der Chemie jede Substanz, welche weder zu den Säuren noch zu den Alkalien gehört. Unter Alkalien versteht man die Oxyde (Sauerstoffverbindungen) und Oxydhydrate (Verbindungen von Oxyden mit Wasser) der Metalle Kalium, Natrium, Lithium, Rubidium und Cäsium. Diese Alkalien sind nicht flüchtig, in Wasser leicht löslich, ziehen Kohlensäure aus der Luft an und wirken stark äzend (die Epidermis zerstörend); ihre Wirkung auf den Lakmusfarbstoff, den sie bläuen, und den Farbstoff der Curcumä, den sie bräunen, nennt man „alkalisch reagiren". Unter Säuren versteht man chemische Verbindungen sehr verschiedenartiger Beschaffenheit, welche darin übereinstimmen, daß sie mit gewissen Sauerstoffverbindungen, die Basen genannt werden, Salze bilden, meist sauer schmecken und blaues Lackmuspapier röten, d. h. „sauer reagiren".

**) Strecker, Kurzes Lehrbuch der organischen Chemie. S. 417.

Weihnacht.

Gedicht von Hans Eckart.

(Bild S. 161.)

Im traulichen Zimmer, welch' glänzendes Fest,
Ein glitzernd Geflimmer im Tannengeäst.
Rings strahlen hernieder wohl hundert Kerzen,
Laßt schallen die Lieder; die Kinderherzen
Ergreift mit gewaltiger Zaubermacht
Die fröhliche, selige Weihenacht.

Einst bracht' ihre Spenden dem Sonnengott dar
Zur Winterwende der Väter Schar,
Daß das Leben im Walde bald wieder er wecke
Und befreie die Halde von eisiger Decke.
Die Hoffnung des Glücks war aufs neue erwacht
In des nordischen Winters düsterster Nacht.

So erweckt heut noch immer selbst im bittersten Leid
Der Hoffnung Schimmer die Weihnachtszeit;
Und wenn einst uns Alten der Mut auch zerbricht,
Laßt die Kinder nur walten, sie beugen sich nicht.
Aus ihrem Gemüte entsprießen stets neu
Die Blumen der Liebe, die Ranken der Treu.

Seht dort auf der Gasse den zitternden Mann,
Das Antlitz, das blasse, schaut niemanden an,
Er streicht seine Fiedel, sein Bub' wird euch singen
Ein Liedel, so recht in die Herzen zu dringen.
Erbarmenswert, wem kein Glück ist geweiht
In der freudeverheißenden Weihnachtszeit!

Nicht hält mehr die Kinder die festliche Stub', —
O Mutter, ein Blinder und ein frierender Bub'.
Ich bringe, ruft Nettchen, ein Süppchen geschwinde!
Und ich schenk mein Bettchen dem zitternden Kinde!
Wir öffnen den Armen die Pforte weit,
's ist ja fröhliche, selige Weihnachtszeit.

Allerlei zur Frage der literarischen Produktion.

Zwanglose Plauderei von Egon Alt.

Es war meines Erachtens ein höchst bedenkliches Wagestück, daß die Redaktion der „Neuen Welt" sich mit meinem Vorschlage einverstanden erklärte, einmal einer zwanglosen Plauderei meiner Feder die Spalten ihres Blattes zu öffnen. Ich bin nämlich unseligerweise einer von den Menschen, die zwar dies und jenes, von dem einen wenig, von dem andern etwas mehr, gelernt haben, die aber ewig Stümper bleiben in einer — vielleicht über alle andern wichtigen — Kunst: der Kunst, ein Blatt vor den Mund zu nehmen.

Das heißt — genau genommen: vor den Mund nehmen kann ich viele Blätter, — tausende sind es, die ich schon vor den Mund genommen, aber — der Himmel verzeihe mir die Sünde! — ich kann es nun einmal nicht lassen, besagte Blätter dabei regelmäßig von oben bis unten mit allerlei hieroglyphischen Zeichen zu bekrizeln, — mit Zeichen, die ich, im tiefsten Vertrauen gesagt, oft selbst nicht wieder enträtseln kann, wenn sie mir später gelegentlich einmal zu Gesicht kommen; — bin ich nun erst mit dieser möglicherweise inbezug auf ihren ästetischen Wert etwas zweifelhaften Kunstleistung zurande, so kann ich partout die Blätter nicht mehr vor dem Munde behalten, — sie flattern hinaus in die Welt, finden regelmäßig irgendwo einen geduldigen Schriftgelehrten, der sie entziffert und mit Hilfe der oft leider nur zu deutlichen gotischen oder Antiqualettern auf die Mitwelt bringt.

Ob das ein Unglück ist für die Mitwelt, will ich nicht entscheiden, **mein** Pech aber ist es jedenfalls. Die Menschen sind nämlich alle weder gute Christen, noch leidliche Statistiker oder erleuchtete Mediziner — mit verschwindenden Ausnahmen. Wären sie gute Christen, so würden sie, wenn sie meine Feder ärgert, die Augen aufschlagen zum Himmel und seufzen: Vater vergib ihm, denn er weiß nicht, was er uns tut. Oder schlimmstenfalls würden sie sagen: Sehet da einen Menschen, der ist vom Teufel besessen. Lasset uns für ihn beten, daß Satanas ablasse von seiner Seele. Und wenn sie leidliche Statistiker wären, würden sie doziren: Unter 1000 Menschen, so lehrt unsere unfehlbare Wissenschaft, gibt es immer 10 Menschen, die ihren Mitmenschen stets zum Wohlgefallen leben und zur Freude wirken, reden und schreiben, dagegen gibt es unter 1000 auch immer 1 Exemplar, das unaufhörlich Dinge aufs Tapet bringen und an die große Glocke hängen muß, denen nach der Meinung aller zartsinnigen Bildungsgemüter der Mantel der christlichen Liebe am schönsten läßt. Solch ein Individuum mag noch so fatal erscheinen, es bleibt doch immer das Produkt eines unwandelbaren Naturgesezes, dessen Wirken matematisch genau durch die Zahlen unserer unvergleichlichen statistischen Wissenschaft ausgedrückt und bewiesen werden kann. Item lasse man den Kerl laufen, — alles begreifen heißt zwar nicht, wie die Staël unwissenschaftlich behauptete, alles verzeihen, — aber nach einer weit höheren Autorität, nach dem genialen Schöpfer des Prinzips der allgemeinen Wurstigkeit, heißt

Alles begreifen:
Auf alles — pfeifen.

Und die erleuchteten Mediziner würden würdevoll das Haupt wiegend in der Hauptsache zustimmen: Es ist eine mit Notwendigkeit aus unsern Zuständen hervorgehende Krankheit, die sehr bedenklich ist, wenn sie chronisch wird. Im übrigen ist es eine Krankheit wie andere auch und vermag den Radikalmitteln, welche die hochentwickelte mediziniſche Wissenschaft unserer Zeit anzuwenden lehrt, nicht auf die Dauer zu widerstehen: der eine kann den Mund nicht halten, der andere etwas anderes nicht, in vorliegendem interessanten Falle zeigt es sich, daß ein Mensch die Tinte nicht halten kann. Man gebe dem Patienten täglich

dreimal einen Hundertmarkschein, in der Schriftsprache unserer Wissenschaft: auri papyrici 100.00, und selbst in den schwersten Fällen wird man den beruhigenden Eindruck dieser Behandlungsweise allsogleich spüren. Freilich kann es sich hierbei auch nur um eine sehr energische allopatische Kur handeln, die Homöopatie würde mit ihrer Aehnlichkeitslehre dem Manne jedenfalls Tinte zu trinken geben und damit weder sein Allgemeinbefinden heben noch seine Lust Tinte von sich zu geben vermindern. Andererseits würde sie auch dann so gut wie nichts ausrichten, wenn sie das obengenannte, so gewiß wie Chinin bei Fieber wirkende, Heilmittel, das treffliche aurum papyricum, in homöopatischen Dosen geben wollte.

Ich sagte also gewiß mit Recht: die Menschen sind zu allermeist zwar gute Leute, aber schlechte Christen, dabei unwissend in statistischer und abergläubisch in medizinischer Wissenschaft. Ihr Aberglauben betreffs meiner Wenigkeit und deren sie angehender Schreiberei z. B. geht, sofern sie sich darum kümmern, stets dahin, ich sei schuld an all dem, das ich denke und tue, rede und schreibe, und dennoch weiß ich und wills beweisen: sie selbst sind mehr schuld daran als ich.

Jener medizinisch-statistische Aberglaube im Verein mit unchristlich-christlicher Intoleranz hat mir zwar schon ungeheure Mengen Silbers eingebracht, jedoch leider nur eine besondere Art des Silbers, das salpetersaure Silberoxyd nämlich, oder, wie man das in Apoteken nennt, den Höllenstein der üblen Nachrede, mit dem gute Freunde und getreue Nachbarn ihre eigenen moralischen Hühneraugen, Warzen und Wunden an meinem Leibe wegzubeizen und auszubrennen bemüht waren; reden ist freilich Silber, es fragt sich blos was für eins, und die soeben genannte, verschwenderisch über mich ausgeschüttete Silbersorte hat mich mancherlei gekostet, was für mich Gold war, nämlich sehr viel Zeit und unsägliche Mühe, um die paar Quadratfuß Plaz eben nur notdürftig zu behaupten, die ich in der Welt auf die Dauer eines arbeitsvollen Menschenlebens beanspruche für mich und die, so meines Samens sind, solange diese sich ihrer Epidermis und dessen, was darunter pocht und kocht, nicht selber zu wehren vermögen.

Du glaubst mir jezt wohl schon, lieber Leser und noch liebere Leserin, daß ich schreibe wie mir die Feder gewachsen ist, und das ist keine kleine Torheit in einer Zeit, wo einigermaßen pfiffiges Federvieh die Federn wechselt, wie der Stuzer die Handschuh, der am hellen Tage zur Galavisite sein Vordergebein in weiße Futterale versenkt, auf der Promenade in veilchenblaue und zur Spazierfahrt mit seiner Mätresse in grasgrüne, weil la belle lorette, die Gottesgeißel, behauptet, sie ziehe die Grünen allem andern, was sonst noch ledern ist auf der Welt, bei weitem vor. —

Manchmal ist es mehr als eine Torheit, — doch was es dann ist, weiß nur der liebe Gott und der Staatsanwalt, welcher leztere die Sonne des Strafgesezes läßt scheinen über die Gerechten und Ungerechten und den Segen der Geld- und Gefängnisstrafen in den Schoß fallen heißt den schwarzen Untern und den Rotobern, jedoch in nicht genug zu preisender Nachsicht die chamäleontisch in allen Farben schimmernden, zumeist schwarzweißroten Troß-Buben verschont, denn diese sind schon — mit lebenslänglicher Geistesgefangenschaft — gelohnt genug.

Doch ich will den Staatsanwalt gerne einen guten Mann sein lassen, zudem bin ich — Dank, o Himmel, daß ich nicht wurde wie diese Zöllner — niemals ein verantwortlicher Redakteur gewesen, — bin nicht einmal, was man ein Zoon politicon heißt — ein bohliedisches Diehrichen übersezts glaub ich der Sächser — bin vielmehr ein ganz unverantwortliches Zoon kritikon, und wo die Politik anfängt, da hört bekanntlich alle Kritik auf.

Wenn ich nun auch die Redaktion der „Neuen Welt" nicht in Konflikt bringe mit dem Wächter des Gesezes, so geschieht es doch wahrscheinlich mit den Wächtern der guten literarischen Sitte des Arbeitens nach dem Motto: Wasch mir den Pelz und mach mir'n nicht naß.

Doch der Vorworte sind nun genug gewechselt, ruft mir vielleicht ein ungeduldiger Leser zu. Gut — wir werden sogleich mitten in der Sache sein.

Ich sagte: es sei eine Torheit, so zu schreiben, wie einem die Feder gewachsen ist, — nun, dumm genug, also zu tun, bin ich allerdings ganz sicherlich nicht allein, aber dennoch sehr — sehr viele der Herren Kollegen von der Feder sind tausendmal gescheiter: sie schreiben wie andern die Federn gewachsen.

Man denke, was das für ein riesiger Vorteil ist! Angenommen, ein übergütiges Geschick hätte mein inbrünstiges Gebet, das ich dereinst Tag für Tag zu meinen Sternen schickte, als ich noch wähnte, eine Schreiberseele meiner Couleur könne auch einmal in das Paradies behaglichen Wohlstandes kommen, das Gebet:

> O daß ich tausend Federn hätte
> Und tausendfach solch' Tintenfaß —

wäre mir gewährt worden, was wäre der Strom meines Schaffens, der sich dann über die Welt ergossen hätte, in Tiefe und Breite gegen die Ozeane, aus denen obberührte Herren Kollegen schöpfen.

Sie meine ich, denen nicht tausend Federn, sondern alle die millionen und milliarden, die jemals existirt und über der glatten Ebene des Papiers und aller seiner Vorläufer geschwebt haben, zur Verfügung stehen.

Jene Unsterblichen sind es, deren Werke unter dem Titel „Gesammelte Abschriften" herausgegeben zu werden verdienten.

Das Abschreiben, hochverehrte Lesewelt, ist nämlich — ehrlich gesagt! — unter den Schriftstellern noch weit verbreiteter und beliebter als das Schreiben, d. h. das schriftstellerisch Produziren.

Es ist auch keineswegs eine Entdeckung unseres erfindungsreichen Jahrhunderts; im Gegenteil: es ist mir sehr wahrscheinlich, daß schon der zweite Schriftsteller, den das Menschengeschlecht hervorgebracht hat, ein Abschriftsteller gewesen ist. Der erste wäre es sicherlich auch gewesen, wenn er nur etwas zum Kopiren vorgefunden hätte.

Auf einen klassischen Beleg, wie weit das Abschriftstellern schon vor mehr als hundert Jahren getrieben wurde und in wie hohen Regionen der Literaturgeschichte der verschiedensten und vornehmsten Kulturvölker wir Abschreiber stärksten Kalibers zu finden vermögen, — bin ich soeben wieder einmal bei Lichtenberg gestoßen.

Im „Göttingischen Taschenkalender" für 1796 schreibt er über „Gelehrte Diebstähle":

„Lessing soll gesagt haben: das müsse ein elender Schriftsteller sein, der nicht zuweilen etwas borge. Nun, das mag gelten, wenn nur die Interessen bezahlt werden durch leichte Entrichtung von etwas Erkenntlichkeit gegen den Eigentümer, an einem andern Ort und bei einer andern Gelegenheit. Allein wer sollte glauben, daß Voltaire, der alles, was er berührte, in Verse verwandelte, einen der schönsten und bedeutungsvollsten Verse der ganzen Henriade so ganz unverwandelt und ohne Schein von Erkenntlichkeit sollte geraubt haben, und noch dazu den zweiten vom Anfang des ganzen Gedichts?

> Je chante le Héros, qui régna sur la France,
> Et par droit de conquête et par droit de naissance.

Dieser zweite Vers steht Wort für Wort in einem 1801? zu Paris gedruckten Gedichte des Abbé Cassagnes: Henry le grand Roi, Poëme. In diesem Gedichte wird der große Heinrich Ludwig den XIV. anredend eingeführt:

> Lorsqu' après cent combats, je posseday la France
> Et par droit de conquest, et par droit de naissance.

Aus Erkenntlichkeit merken wir an, daß wir diese ganze Bemerkung dem Herrn von Bar abgeborgt haben (Babioles litteraires T. V. p. 73). Allein über alles gehen die Plünderungen ach! des armen Yorik! In den Manchester Memoirs Vol. IV p. 1 befindet sich ein Aufsaz eines gewissen Herrn Ferriar, der überschrieben ist: Comments on Sterne, worin ebenso gründlich als bescheiden und unwidersprechlich dargetan wird, daß Lorenz Sterne einer der größten Plagiatoren der neueren Zeit war. Aus Burton's Anatomy of Melancholy hat er ganze Stellen, nicht blos nach den Regeln einer erlaubten imitationis virilis verschmolzen, sondern periodenweise wörtlich

abgeschrieben, in seinen Tristram übertragen. Yorik zog einst eine Nessel aus, die auf Lorenzos Grabe gewachsen war, das kostete keine Mühe. Wer wird das Pflänzchen losreißen, das ihm Ferriar auf das seinige gepflanzt hat?"

Jeder, der auch nur notdürftig die Geschichte der Weltliteratur kennt, wird mir zugestehen, daß ich soeben eine möglichst illustre Schriftstellergesellschaft heraufbeschworen habe.

Der, welchem ich die Möglichkeit dieser Beschwörung in nächster Linie zu verdanken habe, ist der große Naturforscher, Satiriker und Stilist Georg Christoph Lichtenberg, der 1742 als achtzehntes Kind einer bescheidenen Predigerfamilie in der Nähe von Darmstadt geboren wurde und als Professor in Göttingen 1799 gestorben ist. Voltaire, den er eines nicht eben bedeutenden Plagiats, d. h. eines kleinen literarischen Diebstahls, bezichtigt, brauchte ich eigentlich wohl niemanden erst vorzustellen.

Er ist der Stolz der französischen Nation, die vornehmste Zierde der französischen Literatur, der Freund desjenigen Friedrich von Preußen, den die Geschichte den Großen nennt, unbestritten einer der geistreichsten Menschen, die je gelebt haben.

Und er — der aus dem Füllhorn seines eigenen Geistes für die Lebensarbeit von tausend Geringeren Stoff übergenug zu schöpfen vermochte, — er ein literarischer Dieb!?

Nun, — man könnte sagen, mit der von Lichtenberg angeführten Stelle, dem einen Verse, sei das noch lange nicht bewiesen, und man hätte damit keineswegs so ganz unrecht. Daß so ein paar Worte genau in dem gleichen Sinne und Silbenfalle bei zwei Schriftstellern sich finden, ohne daß einer von dem andern auch nur weiß, gehört keineswegs zu den Unmöglichkeiten.

Aber daß Voltaire von Cassagnes gewußt und das betreffende Werk desselben gekannt habe, daran kann nicht gezweifelt werden, und daß es ihm, bei seiner Karakteranlage, auf eine kleine literarische Anleihe sicher nicht ankam, ist auch nicht zu bezweifeln. Er war troz der Fülle seines Geistes völlig der Karakter dazu, das was ihm gefiel und in seinen Kram eben paßte, zu nehmen ohne jede Spur moralischer Bedenken, wo er es fand, und wenn er wirklich nicht mehr gestohlen hat oder hätte, als das oben zitirte Verslein, so könnte man, wie Lessing tut, so etwas als einen unschuldigen Borg passiren lassen.

Anders steht es nach Lichtenberg mit Yorik. Er, einer der größten Humoristen Englands — auch einer der größten literarischen Diebe, der ganze Perioden — natürlich ohne Quellenangabe — „periodenweise wörtlich abgeschrieben" hat. Da hätte selbst Lessings Geduld und Nachsicht ein Ende gehabt und er hätte seinem: Ein elender Schriftsteller, der nicht zuweilen etwas borgt, hinzugefügt: ein noch viel elenderer der, welcher so stiehlt, mag er sonst noch so beanlagt und bedeutend sein.

„Aber wir kochen ja doch alle mit Wasser", hat mir ein biederer Kollege, einer der gewandtesten und fleißigsten Abschreiber der Gegenwart, entgegengehalten, als ich ihn bei einem literarischen Diebstahl erwischte und festnagelte. Damit meinte der Gute, wie er mir auf meine sehr derbe Entgegnung schlau lächelnd auseinandersezte, daß doch keiner von uns nur aus Eigenem schöpfe, daß jeder auf den Schultern seiner Vordermänner stehe und oft viel besser tue, etwas Gutes einfach abzuschreiben, als es durch Umarbeitung abzuschwächen und zu verballhornen.

„Wissen Sie zunächst, wozu der gütige Schöpfer Himmels und der Erden die Gänsefüße geschaffen hat?" fragte ich den literarischen Pfiffikus.

„Gewiß," nickte er ernsthaft, „damit die Gänse fortlaufen können, wenn der Fuchs kommt, der sie aus Hunger oder Liebe fressen möchte. Die Gänse wissen aber leider von dieser Gottesgabe keinen rechten Gebrauch zu machen."

„Warten Sie, mein Bester," war nun meine Antwort, „ich will Sie sogleich mit anderen Gänsefüßen bekannt machen, die die Füchse und das übrige kleine Raubgesindel — der Literatur nicht zu gebrauchen versteht."

Wenn der gütige Leser die nötige Geduld hat, kann er der Rekapitulation jener Lektion, welche ich dem Landsknecht von der Feder erteilt habe, in nächster Nummer beiwohnen.

Ein Ehepaar.

Weihnachtserzählung aus dem Proletarierleben in London.

Von H. Rackow.

London, die Millionenstadt, die Sehnsucht und Hoffnung so vieler Fremden, war seit kurzem mein Aufenthalt, es sollte meine bleibende Wohnstätte werden.

Auf dem Kontinent hört man viel von dem Reichtum Londons, — von seinem Elend, seiner Armut hört man weniger.

Armut und Elend sind ja so still, so gelassen, so bescheiden, sie machen nicht viel von sich reden.

Arm, elend, hungrig und — still — endlich ganz still — —

Doch wer hat hier gelebt, ohne ein Gefühl der tiefsten Trauer, ja des Abscheus empfunden zu haben beim Anblick des namenlosen Elends, des ungeheuren Lasters, das ihm auf jedem Schritt entgegenstarrt!

Welcher Bewohner Londons kennt nicht die Seven-Dials, dieses Gewirre von engen, schmuzigen Gassen und Höfen, wo man, selbst bei schönem, trockenen Wetter, kaum den Fuß vom Pflaster lösen kann, wo man des Abends nicht atmen kann vor all dem ekelhaften Dunst und Geruch, welcher den Lampen der vielen Karrenhändler und den unzähligen Bratfischläden entströmt.

Und wer kennt nicht Whitechapel, dies Viertel Londons, wo Arme aller europäischen Nationen zusammengepfercht sind, mit seiner Pettycoat-Lane, diesem Schmuzpfuhl des Lasters und der Armut.

Doch entschuldige, lieber Leser, ich wollte nicht klagen über das Elend dieser Welt, ich wollte nur eine Geschichte erzählen.

Freilich eine Geschichte der Armut. —

Es war an einem schönen, sommerhellen Montag Nachmittag. Das schöne Wetter hatte mich verleitet, nicht wieder an die Arbeit zu gehen, ich machte blau.

Ich wollte ein paar Stunden ungestört Landluft genießen und lenkte meine Schritte der Aldgate-Station zu, um von da mit der unterirdischen Stadtbahn das Land zu erreichen.

Richmond, dieser herrliche Punkt in der Umgebung Londons war mein Ziel. Mein Weg führte mich durch Pettycoat-Lane.

Welch buntes Getriebe in dieser engen, schmuzigen Gasse; Polen scheint seine ganze arme jüdische Bevölkerung hierher gesandt zu haben, sie halten jedes Haus, jeden Winkel besezt mit ihren Handelsartikeln.

Alles, alles kann man hier finden, alte Kleidungsstücke und geräucherte Heringe auf demselben Karren, Schmuckgegenstände, echt und unecht, neben Orangen, Aepfeln und Birnen, Pfandleiher neben schmuzigen jüdischen Restaurationen, in denen man koscher speisen kann; koscher, d. h. rein speisen in diesen Schmuzhöhlen, — man möchte lachen, hätte die Sache nicht einen so ernsten Hintergrund.

Am Ausgang eines Hofes stand ein junges Mädchen, das mir auffiel, weil es, wenn auch sehr einfach, doch sauber gekleidet war.

Mein Blick ruhte einen Moment auf dem Gesicht des Mädchens, es war ein hübsches Gesicht, rund und voll, ein leichtes Rot färbte die Wangen, schönes, reiches, blondes Haar rahmte das Gesicht ein und war am Hinterkopf, nach der hiesigen Sitte, in einen losen Knoten aufgedreht.

Obgleich sie erst ungefähr 15—16 Jahre zählen mochte, sah man doch einen gewissen herben Zug um ihre Lippen spielen, den ja leider die harte Lebensschule den Kindern der Armen schon so früh aufdrückt.

Aber hatte ich dies Mädchen nicht schon einmal irgendwo gesehen?

Im nächsten Augenblick erinnerte ich mich deutlich, gewiß, ich hatte sie schon gesehen, in derselben Fabrik, wo ich arbeitete, hatte ich auch dies Mädchen einmal nur flüchtig gesehen.

In den modernen Fabriken einer Großstadt lernen die Arbeiter sich kaum gegenseitig kennen, man sieht sich einmal flüchtig beim Hinein- oder Hinausgehen, das ist alles, man kümmert sich nicht weiter um einander; wozu auch? Helfen kann man doch einander nicht.

Aber wenn sie in der Fabrik arbeitete, weshalb stand sie da, es war doch Arbeitszeit, oder machte sie auch blau, wie ich?

Ich trat auf sie zu mit der Frage: „Wie gehts Ihnen, Miß?"

„Ganz gut, soweit es unsereinem überhaupt gut gehen kann," war die Antwort.

Es schien mir, als wollte sie noch mehr sagen und nur innehielt, weil ihr etwas an mir aufgefallen war.

„Arbeiten Sie nicht bei W. C. in C. St?" fragte sie.

„Ja," antwortete ich und sezte hinzu: „Ich glaube auch Sie dort gesehen zu haben, sind Sie nicht mehr dort?"

Während dieser Frage hatte sie sich von der Wand, an der sie bisher lehnte, entfernt und stand jezt neben mir; ein lebhafteres Rot übergoß ihre Wangen, als sie nun sagte:

„Nein, ich bin fort von da, das war mir denn doch zuviel Sklaverei, ich sollte dort lernen und mich auf fünf lange Jahre verpflichten mit der Aussicht, die ersten zwei Jahre nicht mehr zu verdienen als

2—2.6 Pence (ca. 2—2½ Mark) pro Woche. Dabei hätte ich ja verhungern müssen, das ging nicht; ich bin also fort und jezt reinige ich Treppen, dabei verdiene ich zwar auch nicht viel, aber ich kann mich doch satt essen und auch meiner Mutter noch ein paar Pence geben."

„Werde übrigens auch das bald aufgeben," sezte sie nach einer kurzen Pause hinzu, während ein Hauch der Freude über ihr Gesicht flog.

Auf meine Frage, weshalb, erzählte sie mir unter lautem Lachen, daß sie bald heiraten werde.

Heiraten, dachte ich unwillkürlich, und kaum sechszehn Jahre alt, doch ich sprach es nicht aus, erinnerte ich mich doch, daß das hier in London zu den Alltäglichkeiten gehört.

Zwei gedankenlose, unwissende Menschenkinder, die Burschen oft nur 18 oder 19, die Mädchen 15 bis 16 Jahre alt, die häufig beide weder lesen noch schreiben können, ketten sich fürs ganze Leben aneinander, folgen nur einer augenblicklichen Leidenschaft, unbekümmert um die Tragweite ihres Schrittes.

Keine Seele gibt ihnen Rat; sind doch die Eltern, wenn überhaupt Eltern da sind, in der Regel froh, die Versorgungspflicht los zu sein.

Ist es da zu verwundern, wenn Brutalitäten zwischen Eheleuten hier in England so gewöhnlich sind? Oder wenn die Spezialgerichtshöfe für Ehescheidung jeden Tag überfüllt sind, und zwar sowohl von Armen wie von Reichen?

Heiraten ist ein ernstes Ding für Männer und Frauen, für Kinder sollte es unmöglich sein.

Ich war während dieser Betrachtung unwillkürlich weiter gegangen; als ich zur Seite sah, ging sie noch neben mir.

„Also heiraten wollen Sie," sagte ich, das Gespräch von neuem beginnend, „da werden Sie wohl eine gute Partie machen?"

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Mein Bill (Abkürzung für Wilhelm) hat gerade so wenig wie ich, nämlich garnichts, aber er ist ein fleißiger und ordentlicher Bursche, und so werden wir wohl vorwärts kommen."

„Hat denn Ihr Bill ein Handwerk?"

„Nein, wenigstens kein Handwerk im gewöhnlichen Sinne; er hat mit Charley zusammen einen Karren und einen Esel, damit fahren sie des Morgens nach dem Spitalfieldsmarkt und fahren den kleinen Grünwaarenhändlern die Waare nachhause, Nachmittags fahren sie in die Vorstädte und tauschen Lumpen, altes Eisen u. s. w. ein für Steingutwaaren."

Ja ja, lieber Leser, in London, in dieser Handelsstadt ersten Ranges existirt noch der ursprünglichste Tauschhandel. Bill und Charley z. B. gehen in die Häuser und fragen bei der Hausfrau an, ob sie alte Kleider, Stiefel, Glas, Eisen, Lumpen u. s. w. zu verkaufen habe. Sie bieten dafür Blumenvasen, Frucht-, Butter- oder Tafelteller als Aequivalent an, und in den meisten Fällen gibt dann die Hausfrau zu ihren Lumpen und Abfällen noch baares Geld zu, und mancher Ehemann hat wohl schon die Sparsamkeit seiner Hausfrau im Ansammeln von Lumpen verwünscht, denn für ihn ist es keine Sparsamkeit, sondern meistens noch eine Mehrausgabe in baarem Gelde.

Bill und Charley trieben also ein Kaufmannsgeschäft im antiken Sinne, und zwar, wie es schien, nicht ohne Erfolg. Denn sie hatten, außer daß sie ihr Leben fristeten mit ehrlichem Erwerb, es dabei doch schon auf Esel und Karren gebracht.

Meine Begleiterin, Polly Smith (Polly Abkürzung für Pauline) schien auch ganz glücklich und stolz zu sein auf das kaufmännische Talent ihres Bill und mochte sich davon große Erfolge für die Zukunft versprechen.

Wir hatten während dieses Geplauders die Eisenbahnstation Aldgate erreicht, und ich bot ihr die Hand zum Abschied, indem ich ihr alles Glück zu ihrer bevorstehenden Ehe wünschte.

Polly war während unserer kurzen Unterhaltung recht zutraulich geworden und tat beim Abschied, als wären wir alte Bekannte, reichte mir ihre Hand und wünschte mir viel Vergnügen; dann nahm sie wieder ihren Weg nach Pettycoat-Lane.

Einige Wochen vergingen, ich hörte nichts von Polly Smith, desto öfter dachte ich an dieses Kind, das im Begriff stand, im Alter von sechszehn Jahren den für Arme mit so vielen Sorgen verbundenen Ehestand zu schließen.

Ungefähr drei Wochen nach meinem ersten Zusammentreffen mit Polly traf ich sie eines Mittags auf meinem Wege zum Speisehaus in Bishopsgate wieder.

Diesmal war sie jedoch nicht allein, sondern ein junger Bursche ging an ihrer Seite. Als sie mich gewahrte, kam sie lachend auf mich zu, ihren Begleiter gewissermaßen nach sich ziehend.

„Wie gehts Ihnen," redete sie mich an, „haben Sie Sich in Richmond amüsirt?"

„Oh, mir gehts soweit gut," sagte ich, „und was das Amüsement in Richmond anlangt, so bin ich zufrieden; wie gehts Ihnen, sind Sie schon verheiratet?"

„Nein, noch nicht, aber in einigen Tagen werde ich's sein, wir kommen gerade von der Office und nächste Woche wird Hochzeit sein, nicht wahr, Bill?"

Ich mußte zugeben, Polly hatte keinen üblen Geschmack, der Bursche war nach seiner Art, obgleich der reine Typus des Whitechapler Marktarbeiters, doch nicht häßlich und schien vor allen Dingen kräftig und gesund.

Bill lachte vergnügt und meinte: „Nun, meinetwegen könnte morgen Hochzeit sein, aber wir müssen ja die drei Wochen des Aushangs in der Office abwarten."

Ich hatte wenig Zeit und wollte mich schnell verabschieden, aber Polly hielt meine Hand fest und sagte: „Wenn es Ihnen Spaß macht, kommen Sie auf unsere Hochzeit, nicht wahr, Bill, du hast nichts dagegen?"

Ich war etwas erstaunt über diese Einladung, doch nahm ich nach kurzem Bedenken, und da auch Bill zustimmte, die Einladung an.

Die Trauung war auf Donnerstag Vormittag 10 Uhr festgesezt.

Ich konnte kaum die Zeit abwarten, sollte ich doch zum erstenmal Gelegenheit haben, einen tieferen Einblick in das häusliche Leben einer armen englischen Arbeiterfamilie zu tun.

Um halb zehn Uhr des bezeichneten Tages klopfte ich an Pollys Zimmertür im zweiten Stock eines kleinen Hauses in einer der engen und schmuzigen Gassen, die Bishopsgate mit Spitalsfield verbinden.

Ein lautes „Herein" schallte mir entgegen. Ich öffnete die Tür und trat ein.

Polly und Bill begrüßten mich als alten Bekannten, den übrigen Anwesenden, zwei ältlichen Frauen, wurde ich vorgestellt und von ihnen freundlich empfangen.

Lezteres wäre wohl nicht der Fall gewesen, hätten sie gewußt, daß ich Ausländer sei; so erfuhren sie es erst später, als wir schon bekannter mit einander waren.

Wie mir Polly mitteilte, war die Hochzeitsgesellschaft beisammen, es wurde niemand mehr erwartet.

Die beiden älteren Frauen, beide ungefähr vierzig Jahre alt, waren robust und man konnte ihnen ihren Erwerb am Gesicht absehen, sie waren Marktfrauen und schienen dem Gin (Schnaps) nicht gerade abgeneigt.

Die jüngere von ihnen war Pollys Mutter, die andere eine alte Freundin derselben.

Ich schaute mich flüchtig im Zimmer um. In der Ecke stand ein Bett, unterm Fenster ein Tisch, davor drei Stühle, überm Kamin waren einige Photographien aufgehangen und in dem offen stehenden Wandschrank waren einige Kochtöpfe, Tassen und Teller aufgestellt.

Das war alles, und es war noch nicht einmal neu, offenbar war es beim Trödler erstanden, vielleicht gar auf Abzahlung.

Aber es war doch etwas, etwas Eigentum; wie viele fangen noch schlechter an, können nichts an Mobiliar kaufen, sondern mieten möblirt; ich hätte das auch hier denken können, wenn nicht Polly mir schon mit einem Gemisch von Stolz und Scham erzählt hätte, daß Bill die Sachen von seinem Ersparten gekauft habe.

Entsprechend der Hauseinrichtung war die Kleidung der Anwesenden, und wenn ich nicht gewußt hätte, daß es sich um eine Hochzeit handle, aus der Kleidung hätte niemand es schließen können.

Selbst die Braut entbehrte jedes Schmucks, den man sonst wohl bei solchen Gelegenheiten zu sehen gewohnt ist.

Kein Myrtenkranz im Haar, kein Schleier, nichts was die Braut verriet. Ein einfaches hellgeblümtes Kattunkleid, sauber gewaschen und gebügelt, darüber ein Jaquet von schwarzem Wollenstoff und ein schwarzer Strohhut, dessen Rand auf der einen Seite aufgeschlagen war und mit einer dunkelroten Rose festgehalten wurde, das war das Brautkostüm Pollys, welches noch durch ein kleines rotseidenes Halstuch vervollständigt wurde.

Die beiden Frauen, welche auf der Registratur als Zeugen fungiren sollten, waren ebenso einfach gekleidet, nur hatten sie statt des schwarzen Jaquets einen großen wollenen, sogenannten türkischen Shawl um, welches Kleidungsstück bei den londoner Marktfrauen in hohem Ansehen steht und gewöhnlich in der Familie als unverwüstliches Erbstück gilt.

Bill hatte offenbar alles aufgeboten, um an seinem Hochzeitstag möglichst als Gentleman zu erscheinen, doch war ihm das schlecht gelungen; der arme Junge konnte den Markthelfer nicht unter dem Anzug verbergen.

Ein aus dunklem, gewöhnlichen Stoffe gefertigter Anzug hing schlotterich und lose um seinen Körper, man sah es auf den ersten Blick, daß ein Schneider sich keine Mühe gegeben hatte, den Stoff dem Körper anzuschmiegen, offenbar war der Anzug bei einem Trödler gekauft und dieser hatte sich bemüht, dem Bill einzureden, daß der Anzug vortrefflich passe.

Die Kopfbedeckung, ein kleiner schwarzer Filzhut, war tief über den Hinterkopf geschoben, so daß er das über die Stirn gescheitelte Haar vollständig unbedeckt ließ, ein rotwollenes Halstuch war lose um den Nacken gewunden und die Enden hingen, in einen losen Knoten geschlagen, vorne über den fest zugeknöpften Rock herab.

Das war Bill, Pollys Zukünftiger, ein londoner Markthelfer im Sonntagsstaat.

Was mich anlangt, so hatte ich mich auch keineswegs in Wichs geworfen, sondern war, schon ungefähr wissend, wie es sein würde, in meine Werktagskleider geschlüpft, hatte mir an der nächsten Ecke meine Stiefeln puzen lassen — was ich nicht immer tue, wenigstens nicht bei trockenem Wetter — und so paßte ich in die Gesellschaft.

Nach ungefähr zehn Minuten hatten wir die Registratur erreicht; kamen aber noch zu früh, es waren noch einige Paare vor uns.

Endlich, nachdem wir ziemlich eine Stunde gewartet, wurden Bills und Pollys Namen gerufen, bei welcher Gelegenheit ich auch erfuhr,

daß Pollys Bräutigam ein Mr. William Morton sei, was ich bisher noch nicht gewußt hatte.

Die Formalitäten waren bald beendet, und nach kaum fünfzehn Minuten traten wir wieder aus der Office heraus in das Wartezimmer — Polly war jezt Mrs. Morton.

Von der kirchlichen Trauung, hatte Polly mir gesagt, würden sie Abstand nehmen, nicht etwa weil sie nicht fromm waren, nein, nur weil sie kein Geld dafür hatten, das konnte später noch einmal geschehen.

Ich riet ihr davon ab, indem ich ihr begreiflich zu machen suchte, daß ein Christentum, welches seinen Segen gegen baare Münze verkaufe, nicht verdiene, daß man sich darum kümmere.

Ich weiß nicht, ob sie mich verstanden hat, es war auch nicht viel Zeit zu solchen Dingen, denn Mr. und Mrs. Morton wurden jezt beglückwünscht.

Ich glaubte, man würde nun nachhause gehen, um, wie es bei uns üblich, im engen Kreise die Hochzeit zu feiern, doch das war ein Irrtum.

Beim nächsten Wirtshaus wurde Station gemacht, man müsse doch erst einen Schluck nehmen, meinte Pollys Mutter, und niemand machte einen Einwand.

Man ging heute, da man doch im Sonntagsstaat war, nicht in den „Raum für jedermann“, sondern ins Privatzimmer, was jedoch in englischen Wirtshäusern nichts weiter bedeutet, als daß man in diesem Privatraum, der nur durch eine mannshohe Bretterwand vom allgemeinen Raum abgeteilt ist, einen Halbpence fürs Glas mehr bezahlt oder daß man dort nur Getränke in Gläsern bekommt, während in den Publikräumen in zinnernen Bechern geschenkt wird.

Wir saßen und standen, — denn außer einigen Böcken gibts in den Regel in den englischen Wirtshäusern keine Sizpläze — also in der Privat-Bar, und Mr. Morton war sofort an der Bar, um die notwendigen Getränke zu bestellen.

Das Rathaus zu Wintertur. (Seite 171.)

Für seine nunmehrige Schwiegermutter und deren Freundin einen Quater Gin, für sich, seine junge Frau und mich ein Glas Bier.

Nachdem die Gläser gefüllt waren und man zunächst auf das Wohl des jungen Paares getrunken hatte, begann Mrs. Clarke, die Freundin von Pollys Mutter, mit ziemlicher Anstrengung ein umfangreiches Packet aus ihrer Kleidertasche zu ziehen, welches sie dann der jungen Braut mit triumphirendem Blicke überreichte, indem sie sagte: „Hier, Polly, habe ich ein Hochzeitsgeschenk für dich mitgebracht. Du sollst doch sehen, daß ich an dich gedacht habe und nicht auf deine Hochzeit komme mit leeren Händen.“

Polly bedankte sich und nahm das Packet in Empfang.

Es war ein sonderbares Hochzeitsgeschenk, gekochte Schafspfoten, nämlich in London unter der armen Bevölkerung eine Lieblingsspeise, die Abends an den Straßenecken, gewöhnlich bei Wirtshäusern, verkauft werden per Stück ein oder zwei Pence, je nach der Größe.

Mrs. Clarke, selbst Schafspfotenhändlerin, hatte es sich besonders angelegen sein lassen, die für Pollys Hochzeit bestimmten Pfötchen sauber und elegant herzurichten, jede einzelne Pfote war mit einem Kranz von grüner Petersilie umgeben.

Jezt konnte das Hochzeitsessen beginnen, und Polly machte sich daran, die empfangenen Pfötchen unter uns auszuteilen.

Ich hatte die Dinger vorher nie gegessen, um aber die heitere Laune nicht zu stören, nahm auch ich die mir dargereichte Pfote und fand mich so gut wie möglich damit ab. Schlecht schmeckte sie übrigens nicht.

Alles war in der froheſten Laune, nur Pollys Mutter schien etwas verlegen zu werden, denn sie hatte offenbar kein Geschenk für ihre Tochter.

Als erfahrene Frau wußte sie sich aber schnell zu helfen und sich an ihren Schwiegersohn wendend, sagte sie: „Höre Bill, ich habe da ein schönes Waschgeschirr in Bishopsgate im Laden gesehen, das werde ich bald nach eurer neuen, hoffentlich glücklichen Heimat bringen.“

„Ein Vogel in der Hand, — Mutter, du weißt,“ erwiderte er, und dabei warf er, gleichsam als wollte er damit den angefangenen Saz bildlich vollenden, ein Schafspfötchen, das er gerade in der Hand hielt, bis hoch an die Zimmerdecke und fing es mit einer Geschicklichkeit, die einem Jongleur Ehre gemacht hätte, mit dem Munde wieder auf.

„Na Bill, du kannst dich darauf verlassen, ich bin eine Frau von Wort, und was ich einmal verspreche, halte ich,“ sagte Mrs. Smith mit großem Stolz.

„Daran wird doch wohl niemand zweifeln,“ meinte Mrs. Clarke und sezte, sich an Polly wendend, hinzu: „Na, mein Liebling, wie findest du die Pfötchen?“

„O, sie schmecken ausgezeichnet,“ meinte Polly.

„Will ich meinen, verkaufe die Dinger jezt seit zwanzig Jahren, versteh mich darauf aus dem ff.“

Bill war mit seinem Schafspfotenfrühstück unterdes fertig geworden, ließ sich vom Wirt eine lange Tonpfeife geben, welche hier in jedem Wirtshaus gratis gereicht wird, und blies, nachdem er gestopft hatte, dicke Rauchwolken vor sich, in denen er, wie es schien, seine Gedanken sammelte; endlich sagte er zu seiner Schwiegermutter:

„Weißt du, ich will gleich morgen Pollys Leben versichern; es war gestern ein Agent bei mir und sagte, daß wenn ich zwei Pence pro Woche zahle, bekomme ich achtzehn Pfund Sterling, wenn Polly stirbt; ich denke es ist gut, wenn ich es tue."

„Ach was," entgegnete Frau Smith, „wie kannst du denn nun schon, eben getraut, an Pollys Tod denken."

„Ich denke doch Mutter, Vorsicht ist besser als Nachsicht, ich hoffe, Polly wird deshalb nicht früher sterben als sonst," meinte Bill.

„Ach! das ist wohl so eine Art Begräbnisverein, nicht wahr, Bill?" meinte Frau Clarke.

„Nun so etwas ähnliches, nur sicherer," erklärte Bill.

„Ja, ja," fügte er dann mit Entschlossenheit hinzu, „ich werde alles daran sezen, um für Polly und mich es so behaglich wie möglich zu machen; ich denke auch nicht immer zu bleiben, was ich jezt bin, mindestens denke ich noch einmal Droschkenkutscher zu werden und mein eigen Pferd und Cab zu haben."

Der arme Junge hatte schöne Hoffnungen.

„Na, na, Bill," meinten beide alte Frauen gleichzeitig, „das wird wohl nicht so leicht sein," und die Frau Clarke sezte hinzu, als wollte sie damit Bill abschrecken: „Ich habe einen Bruder gehabt, der war auch Droschkenkutscher, er hatte einmal ein Glas zu viel getrunken, fiel vom Bock und war auf der Stelle tot."

„Das gilt bei mir nicht, ich trinke kein Glas zu viel," sagte Bill mit energischem Kopfschütteln.

„Schon gut, es soll dir gelingen," begütigte seine Schwiegermutter, und mit einem hellen Lachen fügte sie hinzu: „Na, Polly, du wirst noch einmal eine ganze Dame werden, sollst mal sehen, dein Bill wird dich Sonntags ausfahren, aufs Land, das wird ein Spaß werden." Während dieser Unterhaltung waren die Gläser wohl schon zum vierten oder fünftenmal gefüllt, und auch ich hatte schon meine zwei Runden bezahlt.

Nachdem noch mit einer sechsten Runde tüchtig auf das Wohl des jungen Ehemanns getrunken war, verabschiedeten sich die beiden alten Frauen, Polly, Bill und mir noch viel Vergnügen wünschend.

Als sie gingen, schwankten sie etwas. Die sechs Halb-Quartern, die jede von ihnen getrunken hatte, hatten ihren Dienst getan.

Der Bräutigam beschloß, den Rest seines Hochzeitstages in einer der Musikhallen der Nachbarschaft zu verbringen.

Ich war unentschlossen, ob ich mitgehen sollte oder nicht, nach kurzem Besinnen entschloß ich mich fürs erstere; ich wollte das Ende dieser Hochzeit sehen.

Wir gingen nicht weit, die Cambridge Hall war unser Ziel. Das Entree, sechs Pence (50 Pfg.) à Person, bezahlte ich für uns alle drei, und stieg dadurch jedenfalls um ein Bedeutendes in der Achtung des jungen Ehepaars.

Als wir in den Saal traten, hatte die Vorstellung schon begonnen, ein imitirter Neger stand gerade auf den Brettern, die auch ein Stück Welt bedeuten, und trug unter den üblichen Gestikulationen eines jener nichtssagenden, niedrigen Negercouplets mit einer ziemlich kreischenden Stimme vor.

Von dem Personal und der Direktion dieser londoner Musikhallen darf man nicht viel erwarten; ihr Zweck ist in erster Linie Geld zu machen und nebenher das niedere Volk zu amüsiren, keineswegs zu bilden.

Man sieht und hört dort die niedrigsten Zoten, welche leider immer den meisten Anklang finden.

Männer in Frauenkleidern, welche ihren Gesang mit allerlei Purzelbäumen und zweideutigen Bewegungen begleiten, ernten den rauschendsten Beifall, und vor allen Dingen darf in einer solchen Musikhalle der imitirte Neger als englisch-irischer Nationaltänzer nicht fehlen.

Im übrigen sehen fast alle diese Musikhallen im Innern gleichartig aus, und wer eine gesehen hat, kennt alle, selbst dasselbe Bühnenpersonal sieht man in einem gewissen Zeitraum in allen, da sie eben von einer Halle zur andern wandern.

Wie ganz London durchaus nicht den Eindruck einer Großstadt macht, ausgenommen das Westend mit seinen Parks und der darin lustwandelnden, reitenden und fahrenden fashionablen Welt, und der City, so kommen auch diese Musikhallen über das Niveau kleinstädtischer Mittelmäßigkeit in Größe und Ausstattung nicht hinaus.

Bei Eintritt der nächsten Pause sahen wir uns bald umringt von einer ganzen Anzahl junger Burschen und Mädchen, alle in ziemlich gleichem Alter wie Bill und Polly, alles Freunde und Bekannte des jungen Ehepaars, und das Beglückwünschen schien kein Ende nehmen zu wollen.

Bill wurde von seinen Freunden bald fortgezogen zur Bar, das gegenseitige „Traktiren" begann, das weibliche Geschlecht konnte da nicht zurückstehen, sie alle mußten doch mit der jungen Frau einen Gin trinken, was Wunder, daß da bald eine sehr heitere Stimmung unter die Gesellschaft kam.

Bill war bald einer der lautesten und lustigsten, man hatte ihm auch so oft zugetrunken, und er konnte doch nicht nein sagen, er trank also immer lustig weiter, und wer mochte es ihm denn sehr verargen, wenn er sich auf seinem Hochzeitstag einen kleinen Rausch antrank; es war ja nicht alle Tage Hochzeit.

Um die Vorstellung kümmerte sich bald niemand mehr; es war unter der kleinen Gesellschaft nachgerade ein ziemlich wildes Durcheinander geworden. Der Ordner kam wiederholt und gebot Ruhe; endlich sezte man die ganze Gesellschaft vor die Tür.

Ich ging langsam hinterher, nachdem ich mich schon geraume Zeit vorher bei Seite gehalten hatte.

Auf der Straße wurde der Lärm fortgesezt, Bill tobte förmlich, und Pollys Versuche, ihn zu beruhigen, waren fruchtlos, er schimpfte sie und wollte sogar einmal nach ihr schlagen. Endlich wurde er von seinen Freunden bewältigt und nach Hause getragen. Er war vollständig betrunken.

Seine Freunde warfen ihn im vollen Anzug aufs Bett, wo schon nach einigen Minuten ein kräftiges Schnarchen den Schlaf des Betrunkenen andeutete.

Nachdem die Freunde gegangen, legte sich Polly, die junge Frau, auf den Fußboden und verfiel auch bald in einen sanften Schlaf. Das war das Ende des Hochzeitstages. (Schluß folgt.)

Unsere Illustrationen.

Der erste Schritt im Leben. (S. 153.) Es gibt ein sentimentales Liedchen, welches also beginnt:

„Macht man im Leben kaum den ersten Schritt,
Bringt man als Kind schon eine Träne mit!"

Das ist wohl etwas zu viel gesagt, denn die sonnige Zeit der Kindheit ist es doch, die uns von des Lebens Schmerzen und Sorgen am wenigsten verspüren läßt. Wenigstens soll es so sein; leider muß da hinzugefügt werden, daß es allerdings viele, sehr viele Kinder gibt, denen auch in der Jugendzeit keine Sonne lacht und die, kaum zum Selbstbewußtsein gekommen, schon Bitterkeiten und Not jeglicher Art durchzukosten haben. Schon der Gedanke an verkümmerte freudlose Kinder muß den Menschenfreund mit tiefer Wehmut erfüllen.

Der kleine Hans, den wir auf dem Bilde sehen, wie er seinen ersten Schritt macht, hat ein leidliches Lebenslos gezogen, oder ist, wie ein nicht ganz neues Sprichwort sagt, in der Wahl seiner Eltern leidlich vorsichtig gewesen. Sein Erzeuger ist ein begüterter Bauer, „ein Mann, der's machen kann," und seine Mama hat einige schöne Stücke Ackerland und auch verschiedenes Rindvieh als Morgengabe mitgebracht. Wenn der Bauer seinen Stolz hat, so wird er seinen Hans studiren lassen, damit er Advokat wird und den Bauern selber die langen und schweren Rechnungen machen kann, die Hansens Vater selbst nur mit knurrendem Ingrimm bezahlt.

Allein soweit sind wir heute noch nicht. Die Großmama des kleinen Hans, von mütterlicher Seite, die gefürchtete Schwiegermama, die aber glücklicherweise im nächsten Dorfe auf ihrem Altenteil wohnt, ist gekommen mit ihren zwei „noch zu habenden" Töchtern, um nachzusehen, ob der kleine Hans denn immer noch nicht laufen kann. Die Mama ist gerade wieder dabei gewesen, ihrem Erstgeborenen den nötigen Mut beizubringen, damit er den ersten Schritt tue. Aber der Gegenstand der stolzesten Träume seines Vaters scheint keine rechte Kourage zu haben; zögernd hält er sich immer wieder an der Schürze seiner Mama fest. Eine seiner Tanten hat indessen ein Mittel gefunden, seinen Unternehmungsgeist mächtig anzustacheln. Sie hat einen schönen rotbäckigen Apfel mitgebracht, den sie ihm von weitem zeigt. Der kleine Streber hat natürlich das heftigste Verlangen nach der lockenden Frucht bekundet und hat erst ein lautes Geschrei angestimmt, um mit diesem erprobten Zwangsmittel den Apfel in die Hand zu bekommen. Diesmal aber fruchtete das Geschrei nichts, und so sah er sich denn genötigt, das große Wagnis auszuführen und sich auf eigenen Füßen nach der Richtung des Apfels hin zu bewegen. Dicht vor dem ersehnten Ziel aber fällt der kleine Wagehals um und seine Tante fängt ihn eben noch rechtzeitig auf, um ihn vor einem harten Aufschlagen auf dem Boden zu bewahren. „Wer das Glück hat, führt die Braut heim" — der Apfel wird Hänschen zur Beute.

Der „erste Schritt!" Der ernst dreinblickende Vater an dem großen Kachelofen beschäftigt sich wohl mit dem großen Ausblick in die Zukunft, den der bedeutungsvolle erste Schritt seines Söhnleins eröffnet. Was mag wohl aus dem munteren Jungen werden? Wird er frisch und gesund aufwachsen, ohne Schaden zu nehmen an Körper und Geist, und wird er, was Eifer, Fleiß und Verständnis betrifft, die Erwartungen seines Vaters erfüllen? Wird das wechselvolle Schicksal, das heute so oft den Begüterten arm macht, ihm seine natürlichen Güter erhalten? Wird kein Krieg ihn unter die Waffen rufen und keine tötliche Kugel ihn dahinraffen?

Alles das bewegt das Gemüt des ernsten Vaters, aber er ist weder ein abergläubischer noch ein anmaßender Mensch. Nach menschlichem Ermessen sind dem Jungen die Vorbedingungen geboten, ein tüchtiger Mensch zu werden und — der „erste Schritt" ist getan! A. T.

Das Rathaus zu Winterthur (S. 169) ist eines jener prächtigen öffentlichen Gebäude, mit denen die republikanische Schweiz ihre Städte schmückt. Während bei uns im allgemeinen die Privatbauten sich an Pracht und Großartigkeit mit den öffentlichen Gebäuden messen, zu-

weilen ihnen sogar überlegen sind, findet der Schweizer die Befriedigung seines Stolzes und Gemeinsinns in der Pracht seiner öffentlichen Bauwerke. Das Rathaus von Winterthur entspricht dieser Anschauung und macht mit seiner prächtigen Säulenhalle, seiner großen Freitreppe und seinen ganzen harmonischen Formen einen imponirenden Eindruck auf den Beschauer. An der Vorderseite sehen wir eine hübsche Fontäne, während rechts und links geschmackvolle Anlagen sich ausdehnen. Das Rathaus ist von jenem berühmten Architekten Semper erbaut worden, der in Altona gebürtig und vor einigen Jahren gestorben ist. Semper war Professor an der Kunstschule zu Dresden und hatte sich schon einen weitreichenden Ruf erworben, als 1849 die Mairevolution losbrach, an der sich der berühmte Künstler wie Richard Wagner und Ernst Röckel beteiligte. Man erzählt, daß er damals eine Musterbarrikade aus Steinen gebaut habe. Nach Niederwerfung des Aufstandes mußte Semper flüchtig werden. Darauf ward er erst in London an der königlichen Akademie, dann am Polytechnikum in Zürich als Professor angestellt. Zu den berühmten Werken Sempers gehören: das Schauspielhaus in Dresden, das er auch nach dem Brande von 1869 wieder neu erbaute; der Ausbau des Zwingers sowie die Synagoge und das Frauenhospital in Dresden, der Ausbau der wiener Kaiserburg und des wiener Hofburgteaters sowie der Ausbau des Polytechnikums in Zürich sind sein Werk. Semper hat auch viel über seine Kunst geschrieben. Seine Anschauung basirte auf dem Grundsatze, daß die Kunst sich dem Bedürfnis unterzuordnen habe, weshalb er stets bestrebt ist, zwischen dem Aeußeren und dem Innern eines Baues eine genaue Uebereinstimmung herzustellen. Er war zu der Ueberzeugung gekommen, daß die römische Kunst den Bedürfnissen unserer Zeit am meisten entspreche. Darüber läßt sich streiten. Bei alledem aber wird das prächtige Rathaus zu Winterthur, der Versammlungsort freier Bürger, zwar nicht als die größte, wohl aber als eine der bedeutendsten Schöpfungen Sempers den Ruhm seines Namens der Nachwelt verkünden.

W. B.

Aus dem Bereiche der Antropologie und Gesundheitspflege.

Geheimmittel. Die im Auftrage des berliner Polizeipräsidiums während des Jahres 1881 untersuchten Geheimmittel sind nach der Zusammenstellung Dr. Bischoffs folgende gewesen.

1. Bandwurmmittel des Apothekers Bräutigam: Kusso; Ol. ricini und Zucker.

2. Pastor Drehers Mittel gegen die Hundswut: Gemisch von gepulverter Meloë proscarabaeus und unkenntlichem Pflanzenpulver.

3. Auréoline, Mittel zum Goldfärben der Haare: Starke Auflösung von Wasserstoffhyperoxyd.

4. Haberechts berliner Universaltee gegen verschiedene Leiden: Gemisch von Sennesblättern, Fenchel und Anis.

5. Stahns Miraculoinjektion: Aqua amygdalarum amararum mit einer Auflösung von Zincum sulfuricum, gemischt und versetzt mit einer alkaloidischen Tinktur, anscheinend Tinct. opii, in geringer Menge.

6. Stahns Miraculopillen: Ferrum sulfuricum, Pulv. rad. Althaeae, Kino pulvis.

7. Baron von F....s Kräuter- und Gesundheitssaft, fabrizirt vom Apoteker erster Klasse Höhne: Ein schwachweiniger Malzextrakt, versetzt mit einem Dekokt indifferenter Pflanzenbitterstoffe, Enzian und ähnlichen.

8. Franz Ottos (Baunscheidtist) Lebensöl: Gemisch von Olivenöl und Krotonöl.

9. Sogenannter Heilessig: Guaranted acetic. acid. sold by Couths and sons and their agents. Auxilio divino. For external application (Preis 5 Mk.) — — ist 30 Prozent etwas unreine, aus Holzessig gewonnene Essigsäure.

10. Amyna, Mittel gegen Gicht und Rheumatismus 2c., von Bierentz: Ein Tee, bestehend aus Fol. sennae, Stip. dulcamarae, Rhiz graminis; Ligu. santali rubrum, Rad. levistici und vereinzelt Rad. sarsaparillae.

11. Heymanns Kräutermagenliqueur, gegen Trunksucht: Schwach spirituöser Auszug von Bitterstoffen, wesentlich Enzian.

12. Hagersche Katarrhpillen, vom Drogisten Fabian, enthalten: Cinchonin, freie Salzsäure, Alteewurzel, Sandelholzpulver, Enzianwurzelpulver und als Bindemittel Tragant.

13. Kamekameha, vom Drogisten Harnisch, gegen Kopfschmerzen: Gemisch von Pfeffermünzöl und Alkohol.

14. Voss'sche Katarrhpillen: Pul. rad. althaeae, Pulv. rad. gentianae und Cinchonidin, Tragacanthau, Semen lycopodii, freie Salzsäure.

15. Sogenannte Schweizerpillen aus der Straußapoteke: Ein Gemisch von Extr. Aloës mit Pulv. rad. gentianae und anderen Bitterstoffextrakten, soweit feststellbar, Extr. gentianae und Extr. absynth.

16. Heilpflaster der Witwe Schulz: Mit Rotholzpulver versetztes Harzpflaster.

17. Dr. Netzsch Bräuneeinreibung: Mischung von absolutem Alkohol, Karbolsäure, Nelkenöl, gefärbt mit Kochenille.

18. Dr. Netzsch Verdauungs- und Lebensessenz: Gemisch einer wässerigen Lösung von Succus liquiritae und einer schwach spirituösen Tinktur verschiedener Bitterstoffe und Drastika, unter denen Aloë und Rad. rhei vorwiegend sind.

19. Vollmers Hautpomade: Vaselinsalbe mit etwas Fett, versetzt mit Lavendelöl, gefärbt mit Alkanna.

20. Kwietsches Pflaster: Ein Zugpflaster nach Art des Emplastrum fuscum, von schwachem Kampher- und Terpentingeruch, ein Bleipflaster als Basis.

21. Apoteker Bernards Keuchhustensaft: Als Ersaz des von demselben Apoteker (Einhornapoteke) verkauften sogenannten Dr. Beckschen Keuchhustensaftes, in welchem Himbeersaft mit Chloralhydrat vorlag, ein Gemisch von Zuckersyrup mit einem Dekokt indifferenter Pflanzenstoffe und anscheinend Alteesaft.

22. Wendts Elementaröl gegen Gicht, Rheumatismus 2c. Ein Gemisch von Terpentinöl, fettem Oel, Petroleum.

23. Apoteker Bernards Genfer Bandwurmmittel: Gelatinekapseln mit Ricinusöl, Extractum filicis aethereum, Extr. cort. granat.

24. Aqua primavera des Fräulein Alwine Cotti: Ist parfümirtes Seifenwasser. (Schönheitsmittel.)

25. Herzigs Kaisertropfen: Eine spirituöse Tinktur verschiedener Drastika 2c., Aloe, Saffran, Galgant u. A.

26. Kirchners Balsam oder Porenöl: Konzentrirter Seifenspiritus, gemischt mit Spiritus cochleariae.

27. Sachs Pain-Expeller: Ammoniakalische Tinctura capsici und Kampher.

28. Shakerextrakt: Eine gemischte Tinktur, in welcher Aloë, Capsicum, Salzsäure und pflanzliche Extraktivstoffe nachweisbar sind. Nach Angabe sollen mannichfaltige amerikanische Pflanzen zur Bereitung des Extraktes dienen, u. A. Hydrastis, Schillingia, Evonimus atropurpurea, Iris versicolor, Veronica, Actaea racemosa, Leptandra virginica, zum Teil stark drastische Stoffe enthaltend.

29. Volkmanns amerikanischer Balsam gegen Gicht, Rheumatismus und andere Leiden. Ein Gemisch verschiedener Fette mit dem Mycelium vom sogenannten Hausschwamm (Merculius destructor). (Gaea.)

Mitteilungen aus den Gebieten der Industrie und Technik.

Ueber die Verbreitung der Rotationsschnellpressen in Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Mit der stetig wachsenden Vervollkommnung in Konstruktion der modernen Rotationsschnellpressen (auch Rotationsmaschinen oder Endlose genannt), mit den Fortschritten der Rundstereotypie, mit der in erfreulicher Weise verbesserten Qualität für den Rotationsdruck benötigten Materialien (Rollenpapier, Farbe, Walzenmasse u. dergl.), und nicht zum wenigsten mit dem Lesebedürfnisse der zivilisirten Menschheit wächst naturgemäß die Anwendbarkeit und Einführung der Rotationsschnellpressen, welche bei Massenproduktion nicht nur billigst, sondern auch schnellstens und gut jede Druckarbeit — sei dieselbe eine ordinäre Zeitung, ein Werk oder feinillustrirtes Journal — zu liefern imstande sind.

Vor zehn Jahren ging man auf dem europäischen Festlande erst sehr zögernd zur Einführung der in England und Amerika bereits vielfach zum Zeitungsdruck benutzten Endlosen über; es erklärt sich dies hauptsächlich daraus, daß man bei uns keineswegs so große Auflagen zu bewältigen hatte wie drüben, wo verschiedene Tagesblätter in 200 bis 300 tausend Exemplaren zu drucken waren, während man es in Deutschland nur zu Auflagen bis etwa 30 tausend brachte.

Neuerdings sind unsere Zeitungen jedoch bedeutender und unsere Druckereien unternehmender geworden, wie sich dies schon aus der beständig und schnell wachsenden Zahl der zur Aufstellung gelangten Rotationsschnellpressen erkennen läßt. So z. B. arbeitet die Kaiserstadt Berlin jezt bereits mit 21 Endlosen, welche Zahl demnächst auf 23 steigen wird.

Wie Berlin inbezug auf Großartigkeit des Zeitungswesens alle übrigen Städte des deutschen Reichs weit hinter sich läßt, so besitzt es auch weitaus die meisten Rotationsmaschinen; dies ergibt sich bestens aus folgender Zusammenstellung aller Endlosen des deutschen Reiches:

Berlin	beschäftigt	23	Rotationsmaschinen
Frankfurt a/M.	„	8	„
Hamburg	„	7	„
Leipzig	„	7	„
Stuttgart	„	6	„
Breslau	„	5	„
München	„	5	„
Dresden	„	5	„
Hannover	„	4	„
Augsburg	„	3	„
Köln a. R.	„	3	„
Magdeburg	„	3	„
Barmen	„	2	„
Braunschweig	„	2	„
Bremen	„	2	„
Chemnitz	„	2	„
Halle	„	2	„
Königsberg i. P.	„	2	„
Nürnberg	„	2	„
Oberndorf a/N.	„	2	„
Stettin	„	2	„
Dortmund	„	1	„
Görlitz	„	1	„
Oberhausen a/Ruhr	„	1	„
	Im Ganzen	100	Rotationsmaschinen

Das deutsche Reich hat somit gerade jezt das erste hundert Rotationsmaschinen erreicht.

In Oesterreich-Ungarn stellt sich die Zahl der Rotationsmaschinen folgendermaßen:

Wien	beschäftigt	19	Rotationsmaschinen
Budapest . . .	„	6	„
Prag	„	4	„
	Im Ganzen	29	Rotationsmaschinen

Oesterreich-Ungarn besitzt also nicht den dritten Teil der im deutschen Reiche arbeitenden Endlosen.

Die Schweiz dagegen kann hier kaum inbetracht kommen, da sie erst eine einzige Rotationsmaschine aufweisen kann, welche dazu bestimmt ist, eine Zeitungsauflage von dreizehntausend Exemplaren zu drucken.

Von der Leistungsfähigkeit und Bedeutung eben dieser Rotationsmaschinen kann man sich übrigens leicht einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß jede derselben in einer Stunde durchschnittlich zehntausend Bogen von etwa je ein Meter Länge bedrucken kann. Die hundert Maschinen des deutschen Reiches würden somit stündlich eine million Bogen liefern, also stündlich eine million Meter Rollenpapier verarbeiten; d. h. selbständig feuchten, beiderseits bedrucken, in Bogen zerlegen, auch falzen und mechanisch gezählt zu regelrechten Packeten bilden („auslegen").

Die Rotationsschnellpressen haben bereits den Löwenanteil an der Massendruckerei erobert und müssen folgerichtig den Schnellpressen alten Stiles, welche mühselig und ächzend den schwerfälligen Karren hin- und herschleppen, das Feld immer mehr streitig machen. Die Rotationsmaschinen sind jezt die Schnellpressen im wahren Sinne des Wortes; die gewöhnlichen „Schnellpressen", welche kaum den zehnten oder zwanzigsten Teil der Arbeit liefern, sind nach modernen Begriffen schon keine eigentlichen Schnellpressen mehr. (Papierzeitung.)

Für unsere Hausfrauen.

Zur Behandlung der Milch.

Es herrscht in manchen Haushaltungen die verkehrte Sitte, Milch in steinernen oder irdenen Töpfen zu kochen. Diese Metode beruht auf einem Irrtum, da vielmehr eiserne inwendig glasirte Gefäße oder besser noch Blechtöpfe sich weit besser zum Aufkochen der Milch eignen, weil sie weit weniger porös und deshalb auch leichter reinzuhalten sind. In die Sprünge und in die Poren sezt sich beim jedesmaligen Gebrauche ein kleiner Rest von Milch an, der selbst beim gründlichsten Reinigen nicht aus den Töpfen entfernt wird. Dieser kleine Rest ist, nachdem er sauer geworden, hinreichend, alle Milch, welche wieder in dem betreffenden Gefäß gekocht wird, zu verderben. Bei eisernen oder Blechgeschirren ist dies so leicht nicht zu erwarten, wie andernteils solches Geschirr auch den Vorzug größerer Dauerhaftigkeit hat.

Sehr oft wird auch auf das Aufbewahren der Milch in vielen Hausständen nicht die so nötige Rücksicht verwendet, indem solche in die Nähe von Essenresten und sonstigen starkriechenden Waaren gesezt wird, wodurch die Milch, welche leicht fremde Gerüche in sich aufnimmt, einen Beigeschmack erhält und auch leicht verdirbt.

Gleichfalls herrscht in vielen Hausständen der Gebrauch, Waaren, als Reis, Sago, Gries 2c, in die Milch zu schütten, bevor dieselbe ordentlich kocht, da aber diese Zutaten oft säuerlich sind, wird meistenteils die Milch hierdurch verdorben.

Bei dieser Gelegenheit sei auf einen Kochtopf aufmerksam gemacht, der sich als äußerst praktisch erwiesen hat. Die Einrichtung desselben ist folgende: In einem eisernen gewöhnlichen Topf (jedes derartige Stück Geschirr ist dazu verwendbar; am besten, weil am leichtesten, erhizt sich ein Blechtopf), der zur Hälfte mit heißem Wasser gefüllt ist, stellt man einen kleineren mit einem breiten Rand, der genau auf den äußeren paßt. In diesen gießt man die zu kochende Milch. Auf diese Weise wird durch den erzeugten Wasserdampf und das kochende Wasser die Milch von allen Seiten gleichmäßig gedämpft und dadurch das lästige dreimalige Aufbrausen ganz vermieden, wie man auch ruhig während des Kochens der Milch vom Feuerheerd gehen kann, da selbige in dieser Weise gedämpft, wie jede andere Flüssigkeit kocht, ohne überzulaufen.

Soll die Milch länger als einen Tag aufbewahrt werden, so muß bei einigermaßen warmer oder schwüler Witterung die Prozedur des Kochens wiederholt werden. In dieser Weise behandelte Milch verdirbt nicht. Man bewahre die Milch an einem möglichst luftigen Orte auf, wo eine reine Atmosphäre herrscht.

Soll Reis, Mehl 2c. in der Milch gekocht werden, so gebe man solches erst dazu, nachdem die Milch auf obige Weise abgebrüht ist. Wenn ein so bereitetes Gericht den Ansprüchen nicht genügt, kann die Milch niemals Schuld daran sein, auch ist hierzu gute abgerahmte Milch mit Vorteil zu verwenden, da selbige bedeutend billiger ist, als frische, nicht so leicht anbrennt und doch allen Anforderungen, die an das Kochen gestellt werden, vollkommen genügt, weil die sämmtlichen Nährstoffe, die Trockensubstanzen, noch alle vorhanden und durch das Entrahmen nur die Fetteile abgenommen sind.

Ueber die Behandlung der Milch für Säuglinge, welche durch Flaschen mit Kuhmilch genährt werden sollen, gelten folgende Anordnungen:

Man koche die Milch auf hellem Feuer nach vorstehender Metode rasch auf, kühle selbige gut ab, nehme die sich etwa bildende Haut davon und vermische sie mit gekochtem Wasser und Zucker nach ärztlicher Vorschrift.

Man nehme eine gut gereinigte Flasche mit Gummistöpfchen.

Man gebe die Flasche nicht zu oft, sondern nur in bestimmten Zwischenpausen, etwa alle zwei Stunden, und dann nicht zuviel mit einemmale. Es ist zweckmäßig, zwei Flaschen und zwei Stöpfchen zu haben, wovon die eine im Gebrauch, die andere mit reinem Wasser hingestellt wird, um auszufrischen. Die Stöpfchen müssen nach jedesmaligem Gebrauch umgekehrt, mit Salz abgerieben, dann in frisches Wasser gelegt werden.

Ganz besonders ist vor langen Gummischläuchen zu warnen, da selbige durchaus nicht gut zu reinigen sind, und weil dieses nicht in ausreichendem Maße geschehen kann, nur schädlich auf die Gesundheit der Kinder einwirken können.

Kartoffelrollen (croquettes de pommes de terre). Ein Kilogramm gute Speisekartoffeln wird gewaschen, geschält, mit Salz fast gar gekocht, sodann das Wasser von denselben abgegossen und die Kasserolle bis zum völligen Mürbewerden der Kartoffeln in den Bratofen gestellt. Dieselben werden durch ein Sieb zu Puree getrieben und mit 40 Gramm Butter, 4 Eigelb gut durcheinander gemischt. Auf einem mit Mehl bestreuten Brett werden 10 Centimeter lange und 3 Centimeter dicke Rollen oder Kugeln geformt, mit Eiweiß überzogen, in gestoßenem Zwieback umgekehrt und in heißem Fett gebacken.

Der Paraguaytee wird von A. N. Sellin im „Archiv für Pharmazie" (1883, Bd. 221, S. 292) als ein noch wohlschmeckenderes, weit gesünderes und viel billigeres Genußmittel als der chinesische Tee empfohlen. Einer unserer Leser in Paraguay oder Brasilien ist vielleicht so freundlich, uns über die Erfahrungen, welche die Deutschen in Südamerika mit diesem Tee gemacht haben, Mitteilung zugehen zu lassen.

Charade.

Mein Erstes ist flüssig, die Zweite fest,
Mein Ganzes der Ersten bescheidener Rest.
Sez die Zweite zuerst, und die Erste zu zweit,
So steht dir ein köstlich Geschöpfe bereit,
Das als Erste fürtrefflich auf der Zweiten gedeiht,
Ein vornehmer Herr in goldigem Kleid. S. N.

Rösselsprung.

zer	es	auch	um	wei-	raf-	müßt'	die
das	nor-	broch-	selt	ich	nen	die	sezen
von	von	meer	von	noch	te	ses	als
weg's	braust	frank-	nen	lau-	ist	als	in
reich	revier	ren	stätten	hier	spiels	ten	mir
noch	freie	her	die	ket-	zen	noch	wür-
tell's	klir-	ern	be-	auch	den	mich	ich
bau-	reit	aus	wie	het-	bin	den	stab

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 8. 1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky. (7. Fortsetzung.)

Die Fürstin hatte sich erhoben, um dem Könige entgegen zu gehen, aber da trat er schon mit ihrem Gemahl in den Saal.

Se. Majestät sah ungemein jovial aus, er schien in bester Laune.

Kein Wunder, der ergötzliche Toto, der Komiker par excellence, wich nicht von seiner Seite und befand sich auch hier in seinem Gefolge.

Indes hatte Reinthal Elsa gesucht und gefunden; er nahm Arnold am Arm und versuchte sich zu ihr durchzudrängen.

Sie sah die beiden herankommen. Ihr Herz stand einen Augenblick still, dann klopfte es in verdoppelten Schlägen. Aber sie suchte sich zu fassen, und zum erstenmal erstand ihr jener jungfräuliche Stolz, der die Gefühle, die er nimmer hinwegzuleugnen vermag, doch vor demjenigen, der sie erregt, zu verbergen trachtet.

Ihre Haltung wurde höher, freier, ein Zusammenfassen von Kraft bereitete sich in ihr vor, wie bei großen entscheidenden Momenten. Arnold wurde ihr vorgestellt, er verbeugte sich stumm.

„Ich wußte, daß Sie London verlassen und hierher kommen würden,“ sagte sie in einem Ton, der in seinem Bestreben, ruhig zu erscheinen, fast etwas gezwungenes hatte, „ich wußte es von Baron Reinthal, und ich freute mich darüber. Aber nun bleiben Sie auch bei uns, nicht wahr?“

Er hatte sie mit einem Gemisch von Staunen und Bewunderung betrachtet. Er hatte es ihr anheimstellen wollen und hatte doch gespannt darauf gewartet, ob sie auf ihre frühere Bekanntschaft hinweisen und ihn als einen Freund empfangen würde; sie tat es nicht.

Schön, bewußt und fremd stand sie ihm gegenüber, als eine junge Dame, die in der großen Welt, in der Welt des Genusses, bereits heimisch geworden war, als die Braut seines Vaters. In seiner Voreingenommenheit däuchte es ihm, als hätte sie mit jedem Worte auf das vertrauliche Verhältnis angespielt, in das sie zu Reinthal getreten war. Ja, es schien ihm, als sei sie sogar von den Beziehungen unterrichtet, in denen er selbst zu ihm stand und als wolle sie den Sohn von vornherein in gewisse Schranken zurückweisen. Sie werden wohl bei uns bleiben, hatte sie gesagt, war das mißzuverstehen?

„Comtesse,“ sagte er sich verbeugend und mit einem verbindlichen Lächeln, das nicht ohne Ironie war, „Sie sehen heute einen Menschen vor sich, der über das Zunächstzubeschließende in seinem Leben noch nicht im klaren ist; Sie haben freilich den seltenen Mut gehabt, über Ihre Zukunft rascher zu entscheiden. Lassen Sie mich Ihnen dazu Glück wünschen.“

Die lezten Worte hatten fast bitter geklungen; fragend sah sie zu ihm auf, sie verstand ihn nicht. Aber als ihre Augen sich trafen, errötete sie und schwieg.

„Es ist das Erröten einer Braut,“ sagte sich Arnold, „meine Anspielung hat es hervorgerufen.“ Unwillkürlich wendete er sich nach seinem Vater um, der ein glückliches Lächeln zeigte.

Alles war also zwischen diesen beiden schon festgestellt?

Es irritirte ihn in unglaublicher Weise, er wußte selbst kaum warum, aber er suchte dieser Bewegung Herr zu werden.

So nebeneinander stehend wechselten sie Worte ohne Inhalt, ohne Bedeutung, Oberflächliches nur berührend, indes ein Sturm der verschiedensten Gefühle ihr Inneres durchwogte. Wie hatte Elsa auf dieses Wiedersehen gehofft, seit Jahren es ersehnt, wie hatte ihre kindliche Phantasie es sich ausgemalt mit allen Schauern des Entzückens. Und als es nun zur Wahrheit werden sollte, als sie wußte, daß er kommen würde, da hatte sie ihn gleich einen Befreier erwartet, und jezt durchwehten sie seine Worte mit Eiseskälte und es war nicht Sympatie, die in seinen Blicken lag.

Helene rauschte heran. Arnold wandte sich ihr mit einiger Lebhaftigkeit entgegen. Elsa merkte es, daß ihm diese Unterbrechung willkommen war.

„Der Fürst hat sich an das Piano gesezt,“ sagte die Gräfin, „er ist ein ausgezeichneter Pianist und uns steht ein herrlicher Genuß bevor.“

Es war in der Tat so.

Der König hatte auch bereits neben der Fürstin plaz genommen, und nun suchten sich alle übrigen Gäste in einem Halbkreis zu plaziren.

Arnold führte Helene, und Reinthal hatte Elsa zu einem Fauteuil geleitet.

Allmälich begann sich die Unruhe zu legen, das laute ineinander tönende Geräusch verstummte, es wurde verhältnismäßig still. Nur die Entferntsizenden, die eine interessante Konversation nicht aufgeben wollten, plauderten leise weiter.

Reinthal flüsterte abgebrochne Worte in Elsas Ohr; sie vernahm sie, ohne daß ihr süßer zärtlicher Sinn ihr aufgegangen wäre. Sie blickte nach Helene hin, die dicht neben Arnold saß. Sie plauderte mit ihm, leise und geheimnisvoll, und wie hübsch war ihre Tante in diesem Augenblick. Niemals war sie Elsa so interessant erschienen, ihre Züge waren belebt, ihre Augen blizten in einem eigenartigen Feuer, und ihr Mund spizte und rundete sich so ausdrucksvoll. Sie unterdrückte den Ton, er sollte die Worte von ihren Lippen ablesen. Ihm schien dies Studium Vergnügen zu machen, und als sie jezt lautlos lachte und dabei ihre großen weißen Zähne zeigte, lachte auch er.

In das reine liebevolle Gemüt Elsas brach zum erstenmal eine wilde Empfindung des Schmerzes, die Eifersucht.

Die Musik wurde rauschender, stürmischer.

Das Motiv ging aufwärts in Sequenzen weiter, sich in der Wiederholung zum leidenschaftlichsten Ausdruck steigernd.

Helene zeigte sich davon beeinflußt, sie sprach nicht mehr mit den Lippen, sie hörte zu; aber ihr Atem wurde heftiger, ihr schöner Körper verriet nervöse Vibrationen und die vollen Schultern zuckten, als ob sie dem Kleide entsteigen wollten. Jezt warf sie wie in Extase den Kopf gegen den schneeigen Nacken zurück und schloß die Augen. Elsa sah dies alles, und ihre Pulse klopften. In dieser Atmosphäre der Lüsternheit, der Frivolität, die ihr Blut erhizten, war ihr ein neuer Sinn erstanden. Sie begriff mit einemmale diese kokette Sinnlichkeit, sie erriet, was sie bezweckte.

Aber hatte Helene nicht soeben einem andern die Wange zum Kusse gereicht, was wollte sie mit Arnold? Wollte sie auch ihn bezaubern und an sich fesseln?

Und diese Absicht würde ihr gelingen, sie fühlte es. Ruhten doch seine Augen auf der hingegossenen Gestalt, als wollten sie jede Einzelnheit dieses schönen Körpers in sich aufnehmen und betrachtend genießen.

Die Schlußakkorde der Lißtschen Rhapsodie waren verklungen. Der König applaudirte, und sofort erhob sich ein Sturm von Beifall, der die vorzügliche Leistung lohnte.

Der Fürst hatte sich erhoben, der König schritt auf ihn zu, darauf folgte eine allgemeine Bewegung.

In diesem Augenblick fühlte Elsa einen leisen Kuß, einem Hauche gleich, auf ihren nackten Schultern. In ihrer Stimmung traf er sie wie ein Dolchstoß. Verstört sah sie nach dem Kühnen, der dies gewagt, sie begegnete den zärtlich flehenden Augen Reinthals.

„Elsa," flüsterte er, „verzeihen Sie dem Manne, der Sie liebt."

Sie vermochte nicht zu antworten, sie war wie gelähmt von Ueberraschung und Schreck.

Sie riß sich von ihm los; im nächsten Augenblick waren sie getrennt, ein Menschenschwall schob sich dazwischen; Elsa drängte der Türe zu, sie wollte fort, fort!

Es war der einzige ihr deutliche Gedanke.

Im Flug durcheilte sie mehrere Gemächer. Niemand war darin; alles hatte sich, während der Fürst spielte, in dem großen Konzertsaal konzentrirt.

Sie lief weiter, sie wollte das Vestibül erreichen. So gelangte sie in ein kleines mit rotem Damast ausgeschlagenes Gemach, in welchem eine Hängelampe einen dämmerhaften Schein verbreitete.

Dasselbe bildete nach dieser Seite hin den Abschluß, es hatte nur die eine Tür, durch die sie eingetreten war. Sie bemerkte nun, daß sie den rechten Ausgang verfehlt hatte; hier konnte sie nicht weiter. Sie hätte es auch nicht vermocht. Ermattet und fiebernd warf sie sich in einen Divan und jezt, inmitten dieser glänzenden Umgebung, umrauscht von den Tönen der Freude, des gesellschaftlichen Vergnügens, erfaßte sie ein solches Gefühl der Schmach, des Elends, und zugleich der Unbeschüztheit, des Alleinseins, daß es sie fast erdrückte.

Wie ein Sturm war es über dies junge unvorbereitete Herz gekommen. Und diese erste große Enttäuschung griff bis in ihr innerstes Leben und bereitete ihr bisher ungekannte Qualen.

Im Saale steigerte sich die Heiterkeit zur Ausgelassenheit. Der Komiker und unvergleichliche Coupletsänger begann mit dem Vortrage einiger lokaler Gassenhauer, und er entfesselte durch seinen Vortrag und durch die Anwendung einiger Kehllaute wahre Lachsalven.

Jedes Zeremoniell hatte aufgehört, man fühlte sich ganz sans gêne, und in den kurzen Zwischenpausen wuchs die Ausgelassenheit zu den lärmendsten Demonstrationen an. Der stattliche und geistvolle Prinz Stein hatte sich mit einem kleinen, nüchtern aussehenden Mann aus dem Saale in ein entferntes Gemach zurückgezogen. Es stieß an dasjenige mit den roten Damasttapeten, in welchem Elsa ruhte. Sie konnte jedes Wort vernehmen, das die beiden sprachen. Der Prinz hatte die Hände auf den Rücken gelegt und auf und niedergehend nickte er dem kleinen Mann zu, der in der Finanzwelt eine Größe war.

„Das ist sicher, es wird dadurch eine Kontrole geschaffen", sagte er als Antwort auf dessen Ausführungen, „und sobald das Vertrauen wächst und die Sache sich konsolidirt, wird man von unserer Seite sich mit enormen Summen dabei beteiligen."

„Mir ists vor allem um die Neugestaltung des Kapitals zu tun, das man in diesen Papieren anlegt," versicherte in einem leisen aber ungemein bestimmten Tone der Finanzmann, „werden wir von maßgebender Seite darin unterstüzt und gehalten, so ermöglicht das ein rascheres und bewußteres Vorgehen; wir haben dann den nächsten Erfolg so gut wie in der Tasche und damit gelangen wir zu einer Kraft der Aktion, die die Welt in Erstaunen sezen wird."

Wieder nickte der Prinz. „Ich hoffe es; wir werden unseren Zielen dadurch näher kommen und einen mächtigen Hebel geschaffen haben zur Förderung der katolischen Interessen. Wir werden unseren Bestrebungen, dem wahren Glauben zu dienen, mehr Nachdruck geben, und zugleich die finanziellen Angelegenheiten des hohen Klerus und der frommen Genossenschaften ordnen können, auch den Privaten, die uns eifrige Bundesgenossen sind, jene Subventionen aussezen können, die sie verdienen."

„Gewiß, Hoheit, und dies alles wird durch meine Arbeit geschaffen, durch meinen Unternehmungsgeist gefördert werden", versezte der kleine Mann mit einem siegreichen Ausdruck, fügte aber sogleich untertänig hinzu: „o wenn mich jemals etwas stolz und glücklich machte, so ist es diese Spekulation mit dem katolischen Kapital."

„Vergessen Sie nicht, mein Lieber," entgegnete der Prinz mit jener hochmütigen Ueberlegenheit, die dem andern sogleich einen Dämpfer aufsezte, „vergessen Sie ja nicht, daß ich es war, der den heiligen Vater um seinen Segen für diese Operation gebeten und daß ich diesen auch von Sr. Heiligkeit erhalten habe."

„Wie könnte ich das vergessen, gnädigster Prinz", erwiderte rasch der Börsenmann. „Kam dieser Segen doch in solcher Munifizenz, daß allen Gründern das Glück dieses speziellen Segens und außerdem ein Autograph des heiligen Vaters zuteil wurde. Nun, meine Gattin hat sichs dafür angelegen sein lassen, hunderttausend Gulden für den Peterspfennig zusammen zu bringen."

Der Prinz strich mit seiner großen weißen Hand wiederholt wie liebkosend über sein rasirtes Kinn hinweg. „Wir haben alle Ursache, zufrieden zu sein; unsere Hoffnungen haben eine sichere Basis und wir werden zugleich ein erhabenes gottgefälliges Werk geschaffen haben."

„Wobei in kürzester Frist das Kapital jedes Einzelnen sich verzehnfacht haben wird. Ein hübscher Gewinn." Der fromme Prinz schmunzelte zu dieser weltlichen Kombination. Er wußte sehr gut, was das Kapital bei dem Adel von heutzutage bedeute, und daß es allein im Stande ist, seine Macht, sein Ansehen noch aufrecht zu erhalten. Er begriff, daß in

dieser Zeit des großen industriellen Aufschwungs und des Börsenschwindels ihnen die Alternative gestellt war, entweder auf ihren Domänen ebenfalls industrielle Etablissements zu errichten und ebenfalls mitzugründen oder unterzugehen.

Als Adel allein bedeuteten sie nichts mehr, als große Kapitalisten von Adel alles. Wer durfte es den Geldmenschen verargen, wenn sie, vice versa, wieder nach etwas Adel verlangten? Die Finanzgröße drängte sich näher an den Prinzen heran und sagte langsam aber in einem diskreten Ton: „Ich hoffe, gnädigster Prinz, wenn wir auf 500 Gulden per Aktie hinauf kommen, und wenn die Erwartungen meiner hohen Gönner sich damit erfüllt haben werden, daß sodann auch mein innigster Wunsch Berücksichtigung finden dürfte."

Der Prinz sah noch hochmütiger aus. „Sie tragen bereits ein rotes Bändchen im Knopfloch, was wollen Sie noch?"

„Sie wissen, ich strebe die Freiherrnkrone an", erwiderte der Finanzmann in einem bestimmten durchaus bewußten Ton, „und ich werde —"

Der Prinz machte eine Handbewegung, die eine Gewähr bedeutete und zugleich jede weitere Diskussion abschnitt.

„Sie sollen sie haben, noblesse oblige." Er ließ ihn stehen und schritt in den Saal hinaus.

„Oder eine Hand wäscht die andere", murmelte das Finanzgenie, ihm mit einem impertinenten Lächeln nachblickend, das seine unangenehme Physiognomie keineswegs verschönte.

Er steckte die Hände in die Hosentaschen und begab sich ebenfalls in den Saal zurück.

Der Komiker hatte soeben geendet.

Man lachte und rief ihm zu, man wollte noch mehr von der Sorte. Er aber schüttelte sich und erklärte sein Unvermögen solcher Unersättlichkeit zu genügen.

Da sprang die Fürstin empor und gegen das Piano hin, sie erwischte Toto beim Ohr und zog ihn lachend wieder an seinen früheren Platz.

„Da bleiben", sagte sie, und in ausgelassener Weise mit den Fingern schnalzend, und dann die Arme gleich Henkeln in die Seite stemmend, wobei sie sich das Air einer Bauerndirne gab, rief sie lustig, sie sei bereit, um ihren hohen Gast zu ehren, einige Schnadahüpfeln mit dem „dalketen Buaben da", auf Toto zeigend, zum Besten zu geben.

Man jubelte, man wieherte, man exaltirte sich über diesen göttlichen Einfall der genialen Fürstin.

Die Hize im Saale war enorm, aber die Menge drängte sich noch enger zusammen, man wollte näher kommen, um das schwache Organ der Fürstin in seinen feineren Nuancen noch zu vernehmen.

Sie sang, den lokalen Ton sehr gut imitirend, mit etwas heiserer, verschleierter Stimme, nur die Pointen herausschreiend.

Alles war entzückt, begeistert. Die elegante Fürstin, mit derber Geberde die saftigen, kernigen Gstanzeln begleitend, es bot einen wunderbaren Kontrast, es war eine reizende Pikanterie.

Cölestin allein schien daran keinen Gefallen zu finden. Ihn beschäftigten ernste Gedanken, etwas, das er sich selbst als seine hohe Mission hinzustellen gesucht und das er nicht einen Augenblick aus dem Auge verlor. Er wußte, wo Elsa sich befand, er ahnte ihren Seelenzustand und in kluger Berechnung und leidenschaftlicher Ungeduld glaubte er nun den rechten Augenblick gekommen, um den entscheidenden Streich zu wagen. Sie hat die Welt kennen gelernt und in ihr die Sünde. Ihre Unerfahrenheit und ihre Phantasie vergrößern ihr die Gefahren dieser Welt, und wenn sie sich nun auch in dem Einen betrogen sieht, auf den dies kindliche Herz vertraut hat, und den es liebt, so wird ihr Schmerz und ihre Verlassenheit sie uns zuführen. Sobald sie sich von der Menschheit hinwegwendet, muß sie sich der Kirche in die Arme werfen. Es bleibt ihr keine Wahl, es ist dies ein seelisches Muß, ein metaphysisches Bedürfnis.

Es galt nun, all diejenigen, auf die sie sich stützen zu können glaubte, ihr vollends verdächtig zu machen, und alle Illusionen ihr zu vernichten.

Dazu brauchte er einen Bundesgenossen; er hatte ihn bald gefunden und er benuzte ihn, ohne daß dieser eine Ahnung hatte von dem Dienst, den er dadurch der Kirche leistete.

Es war ein junger Kavalier, Graf Weilen, ein blasirter Geck, der vorgab, es gäbe nichts mehr, das ihn interessiren könne, und der, mit unangenehm impertinenten Mienen um sich blickend, sich berechtigt glaubte, alles fade und langweilig zu finden.

Als Seine Hochwürden ihn daher am Arme faßte und ihm lächelnd zuraunte: „Mein Teurer, wie ich Sie kenne, kann Sie das unmöglich ergözen", schnaufte er als Antwort zurück: „Ich bin auf der Folter, Sie hat gar keine Stimme mehr, aber von ihr muß man sich immer in dieser oder jener Weise malträtiren lassen."

„Aber man kann sich doch für eine Weile retten, kommen Sie, lieber Graf, wir werden uns miteinander weit besser unterhalten."

„Hochwürden, Sie haben etwas?" fragte Weilen, das Monocle aufsezend, als könne er dadurch der Sache auf den Grund kommen.

Sie hatten einige Nebengemächer durchschritten, Seine Hochwürden war immer einen Schritt voraus.

„Man macht so seine Beobachtungen", sagte Cölestin mit einem geheimnisvollen Lächeln.

„Die mache ich auch, aber die Welt ist so langweilig", der Graf gähnte und riß dabei den Mund groß auf, „es ist immer dieselbe Komödie."

„Nur die Darsteller wechseln."

„Ah!" machte der Graf mit einer Grimasse, „Sie wissen also wirklich etwas neues?"

„Morgen wird es vielleicht schon etwas Allbekanntes sein."

Sie waren an der Tür des Gemaches mit den roten Damasttapeten angekommen. Cölestin blieb plözlich stehen, und von der Portiere verdeckt, lehnte er sich an die Türfüllung.

Graf Weilen postirte sich ihm gegenüber, den Oberkörper an die Täfelung gelehnt, die Füße weit vorgestreckt. „Es bleibt immer ein Verdienst, etwas um 24 Stunden früher zu wissen als andere Leute", sagte er mit einem schlauen Lächeln, den Mund nach einer Seite verziehend, „es ist das ganze Geheimnis der Diplomatie und der Regierungskunst, lassen Sie mich also daran partizipiren."

Cölestin warf einen Blick hinter die Portiere, er vergewisserte sich von Elsas Gegenwart.

„Sie gehören doch auch eigentlich zu den Intimen der Gräfin Falkenau", sagte er leise mit verschleierter Stimme.

„Bon, es handelt sich also um die Falkenau, la belle Helene", rief Weilen laut, in keineswegs diskretem Ton.

„Sie wird bald zu den einflußreichsten Frauen unserer Gesellschaft zählen."

Weilen meckerte vor sich hin: „Prinz Heinrich wird also nicht länger vergeblich schmachten?"

„Es heißt auch, sie wolle sich demnächst wieder verheiraten."

„Ah, die Sache ist schon soweit gediehen, und man braucht einen Strohmann."

„Graf, welch cynische Voraussezungen!"

„Pah, nous ne sommes pas leurs dupes"; Weilen lachte stoßweise, „und der Edle ist also schon gefunden".

„Es heißt, sie habe bereits gewählt".

„Und wer ist der Glückliche?"

„Es ist jener junge Doktor, den Baron Reinthal heute hier eingeführt hat".

„Dieser Arnold? Ein furchtbar langweiliger Mensch; war gestern zum Souper bei Reinthal und den ganzen Abend mit ihm beisammen; kein Wiz, keine Passionen, kein Geist, ein ganz deplorabler Kerl. Uebrigens sehr passend, haha, für die Rolle, die man ihm zugedacht. Der Baron will ihn adoptiren, wie man sagt".

„Wer weiß, er ist ja selbst so gut wie Bräutigam." Cölestins Stimme war kaum vernehmlich. Der Graf rief aber nur umso lauter:

„Wie, was! Der Reinthal will auch heiraten, das alte unsolide Haus! Sapristi, da ist es sicher eine der Jüngsten, auf die ers abgesehen hat."

Cölestin flüsterte: „Es ist Fräulein Barr."

„Komtesse Elsa!" rief der geckenhafte Graf, diesmal mit einem keineswegs affektirten Erstaunen.

„Aber das ist ja ein reizendes Geschöpf, eine veritable Schönheit; freilich nicht Vollblut, ein bürgerlicher Vater, aber was tuts, ich hätte mich vielleicht selbst dazu entschlossen, meiner Seel, ich wär imstande, um sie zu werben".

„Das ist nun zu spät."

„Zu spät? Aber man weiß noch von keiner Verlobung."

„Noch nicht, aber ihre Tante protegirt dieses Verhältnis."

„So, die Falkenau protegirt das Verhältnis? Verstehe, er verkuppelt ihr den Sohn, und sie ihm dafür die kleine Nichte, service pour service".

Cölestin zuckte zusammen.

Wie ein Seufzer drang es aus dem roten Gemache, oder wars ein Schluchzen?

Sie hat alles gehört, dachte er; das arme Kind hatte wohl nicht alles verstanden, aber sie wußte genug und er hatte seine Absicht erreicht.

Es drängte ihn jezt, den Komplizen, den er, wie einen dressirten Gimpel, eine gewünschte Melodie hatte pfeifen lassen, beiseite zu schieben, um alsbald wieder allein aufzutreten und die Szene zu dem gewünschten Abschluß zu bringen. Er nahm den Arm des Grafen in den seinen und führte ihn plaudernd hinweg und wieder in den Saal zurück.

In dem kleinen Zimmer war es stille, nichts regte sich. Nur die Töne einer ausgelassenen prickelnden Weise, die in Dissonanzen sich bewegte, klangen aus dem Saale herein.

Elsa riß sich plözlich empor, sie wollte fort, diesem Orte enteilen; sie hatte den Fuß vorgesezt, aber die Glieder waren schwer, sie versagten ihr den Dienst. So blieb sie einen Augenblick unbeweglich, wie versteint in ihrem Schmerz. Die in Weiß gekleidete Gestalt des Mädchens mit dem goldig blizenden Haar hob sich licht von dem dunkelroten Ton der Damasttapete, und wie sie so dastand, den Oberkörper nach vorwärts geneigt, mit blassen Wangen, das Haar in Unordnung, die dunklen Augen, die der Schreck vergrößerte, auf einen Punkt geheftet, war sie von einer wunderbaren, wahrhaft phantastischen Schönheit. Jezt ballten sich ihre Hände, und ihr Körper war wie von Grauen geschüttelt.

Die Welt, in der sie lebte, hatte sich ihr enthüllt in ihrer ganzen Niedertracht und Erbärmlichkeit, und er, an dem sie gehangen, mit allem Vertrauen, mit aller Innigkeit, er war erbärmlich gleich den übrigen.

Und sie sah sich verraten und verkauft, und sie war allein, ohne Schuz, ohne Halt, sie fühlte sich untergehen.

Wieder sank sie in die Ottomane zurück und ihre Hände vergruben sich in dem Haargewoge ihres Hauptes. Kein Laut kam über ihre Lippen; nur hie und da zuckte ihr Körper nervös empor unter dem frivolen Staccato eines Offenbach'schen Bacchanals.

Jezt wurde die schwere Portiere mit leiser Hand zurückgeschoben: Cölestin betrat das Gemach.

Er blieb an der Türe stehen, sein Blick sah mit inquisitorischer Strenge zu ihr hinüber.

Sie leidet, sagte er sich, aber auch ich leide — und qualvoll. Aber im Schmerze liegt die Reinigung und so hat dieser Schmerz zugleich etwas Süßes.

In seinen dunklen Augen braunte es auf. Hoch und schlank, mit dem schönen blassen südlichen Antliz, voll Ausdruck und Willenskraft in jeder Muskel, glich er in diesem Augenblick jenen typischen Gestalten des Glaubensfanatismus, wie sie aus der Zeit der religiösen Kämpfe uns überliefert worden und wie sie nervöse Ueberreiztheit auch in unserer Zeit hervorbringt.

Auf dem weichen Teppich war sein Schritt unhörbar, er näherte sich ihr langsam.

„Elsa!" sagte er in einem tiefen vibrirenden Ton, einem Mahnruf gleich.

Sie wandte den Kopf und sah erschreckt zu ihm auf.

„Was wollen Sie von mir?"

„Sie hinwegführen aus einer Welt, in die Sie nie einen Blick hätten werfen sollen."

„Warum hat man mich hierhergebracht?"

„Es war eine beklagenswerte Eitelkeit. Ihre Jugend und Schönheit wollte man allen Augen preisgeben, und nun haben Sie die Begierde geweckt und das Verlangen. Man wünscht Sie zu besizen, und Sie kennen den Mann, der diesem Wunsche allen Nachdruck geben wird."

„Aber ich will ihn nicht — ich will fort!"

Sie sah von Angst verwirrt um sich.

Er trat dicht an sie heran.

„Dann ergreifen Sie die Hand eines Freundes, den kein weltliches Interesse, kein Eigennuz bestimmt, und befehlen Sie, wohin ich Sie zu bringen habe."

Verstört sah sie ihn an. „Ich weiß es nicht," murmelte sie wie selbstverloren.

In dem Augenblick teilte sich abermals die Portiere und Gräfin Natalie trat gleichsam wie auf ein gegebenes Stichwort herein.

„Mein Kind, flüchte zu uns, zu mir, die ich dich liebe!"

Elsa stürzte ihr an den Hals, in Bedrängnis sie umklammernd.

„Großtante, bringe mich fort von hier, ich will sie nicht wiedersehen, nicht ihn, nicht den Baron, und auch Helene nicht."

Tante Natalie drückte sie fest an sich.

„Das sollst du auch nicht, du wirst bei mir allein Schuz finden, und niemand soll dir mehr zu nahe treten."

„Aber sie suchen mich vielleicht, sie können im nächsten Augenblick hier sein."

„Wir gehen sogleich.

Die Gräfin hatte ihren Arm um sie geschlungen und sah ihr zärtlich in das erregte Antliz.

„Aber du bist so verstört, fasse dich; niemand soll dich in diesem Zustande sehen."

Sie wendete sich an Cölestin: „Das nächste Zimmer hat einen Ausgang nach dem Korridor."

„Ich werde die Damen geleiten."

„Nicht doch, Sie bleiben zurück," entgegnete die Gräfin bittend, „Sie werden die Güte haben und Helene benachrichtigen, daß ich Elsa für diese Nacht zu mir genommen, morgen wollen wir weiter darüber verhandeln."

Er verbeugte sich. „Ich gehorche." Dann leiser: „Ich komme wieder, seien Sie indes vorsichtig."

Einige Minuten später war der Wagen der Gräfin vorgefahren und sie hatte mit Elsa das Palais verlassen. — — —

„Die Fürstin will dich morgen bei sich sehen," sagte Reinthal nach dem Souper zu seinem Sohn. „Du hast sichtlich einen guten Eindruck auf sie gemacht."

„Ich bedauere, dieser Einladung nicht Folge leisten zu können," entgegnete Arnold trocken, „aber ich habe meiner Arbeiten wegen eine Exkursion zu machen, die mich einige Tage von Wien fernhalten wird."

(Fortsezung folgt.)

Die unterbrochene Vorstellung. (Seite 194.)

Luther und die Volksbewegung seiner Zeit.

Von Rosus. (Schluß.)

Angeregt war Karlstadt durch die Lehren Thomas Münzers worden, eines der hervorragendsten und des jüngsten unter den Bewegungsmännern. Er war 1490 etwa zu Stollberg im Harz geboren und hatte Luthers erstes Auftreten mit Begeisterung begrüßt, nachdem er selbst bereits im Jahre 1515 als Probst eines Nonnenklosters bei Aschersleben, und 1520 als Prediger an der Marienkirche zu Zwickau bei der Messe von den Glaubenslehren abgewichen war. Durch Luthers mächtiges Auftreten zu neuem Studium angeregt, erkannte er jedoch bald, daß der Wittenberger lange nicht so weit ging wie er und daß derselbe, obgleich er sich von der römischen Kirche losgesagt hatte, noch an vielen ihrer Glaubenslehren festhielt und sich gegen andere auf die Unfehlbarkeit der alten Kirchenlehre ebensowohl als auf die Bibel berief. Münzer schalt ihn daher einen Weichling, der dem zarten Fleische Kissen unterlege; er erhebe den Glauben zu sehr und mache aus den Werken zu wenig; er lasse das Volk in seinen alten Sünden und diese tote Glaubenspredigt sei dem Evangelium schädlicher als der Papisten Lehre. Nach Münzer, der in seinen Predigten immer auf ein tätiges Christentum drang, war ein völliger Neubau nicht nur der Kirche, sondern auch des Staates auf ganz neuen Grundlagen notwendig, und schon in Zwickau war er mit sich im reinen, daß die Kirchenreformation zur Nationalrevolution sich erweitern müsse. Von innigem, zur Mystik geneigten Gemüte, poetisch-exzentrisch wie er war, fühlte er sich von seinem Gott berufen, sein Volk zu befreien und zu rächen.

Wie ein grimmer Leu enthub Luther sich seinem Asyl auf der Wartburg und stürmte nach Wittenberg, wo jetzt zwischen ihm und den eigenen Glaubensgenossen ein Kampf entbrannte, aus dem der Karakter des Reformators nicht ohne manchen dunklen Flecken hervorging. Auch Karlstadt kam dorthin. Die kirchlichen Neuerungen desselben konnte Luther zwar nicht tadeln, und er selbst führte sie später wieder ein und weiter aus; aber es verdroß ihn, daß ihm jener zuvorgekommen und in sein Reformationswerk, das er nun schon als seine ausschließliche Domäne betrachtete, eingegriffen hatte. Er sähe, sagte er, nichts sonderlich Unrechtes in den kirchlichen Neuerungen, nur daß der Satan zu sehr auf Eile gedrungen habe. Es gebühre nicht einem jeden alles, was recht sei, anzufangen, sondern es sei genug, daß einer das recht tue, was ihm befohlen sei. So setzte er denn durch sein Ansehen und seine gewaltige Predigt eine völlige Reaktion gegen alles durch, was Karlstadt neues begonnen hatte.

Karlstadt wandte sich darauf nach Orlamünde, wo er von dem Volke mit offenen Armen aufgenommen, aber von Luthers Anhang wieder vertrieben wurde. Auch erwirkte es Luther, daß es ihm verboten wurde, öffentlich zu reden und zu schreiben und daß seine schon gedruckten Schriften unterdrückt wurden. Damit noch nicht zufrieden, griff er den wehrlosen Gegner in einer Predigt zu Jena auf das heftigste an und schalt ihn einen aufrührerischen, mörderischen Geist, obgleich er die Unwahrheit seiner Beschuldigung kannte, und es Karlstadt gegenüber selbst einräumte, daß er dessen offenes Sendschreiben an die Orlamünder, worin er sie von aller Gewalttätigkeit gegen den Bedränger des Evangeliums abmahnte, gelesen hätte. In Wirklichkeit war Karlstadt durchaus kein Mann der Tat, und als Luther selbst nach Orlamünde kam, mußte er vor dem über sein Verfahren empörten Volke aus der Stadt flüchten. Die Folge davon war, daß Karlstadt und sein Freund, der Prediger Reinhard, aus Sachsen verwiesen wurden. Luthers Ingrimm erreichte aber den höchsten Grad, als Karlstadt nun gegen seine Lehre vom Sakrament auftrat, die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl leugnete und für seine Ansicht die ersten Männer am Oberrhein, wohin er gegangen war, und selbst Zwingli, gewann. Von Oberbaiern wandte Karlstadt sich nach Franken, wo er flüchtend von Stadt zu Stadt eilte, denn der Markgraf Casimir ließ auf ihn fahnden, bis er endlich eine Zufluchtsstätte in Rotenburg am Tauber fand. Aber auch hier durfte er nicht öffentlich auftreten, und es wurde ihm verboten, etwas drucken zu lassen.

Wie gegen ihn, so verfuhr Luther auch gegen Thomas Münzer, und als dieser zulezt nach Nürnberg ging, weil er von hier aus dem Reformator antworten zu können glaubte, ließ der Rat alle Exemplare der Schrift, deren er habhaft werden konnte, wegnehmen, den Drucker ins Gefängnis werfen und Münzer aus der Stadt treiben. Die Schrift gab denen Luthers an Grobheit und Heftigkeit nichts nach und unter anderem hies es darin: „Noch bist du verblendet und willst doch der Welt Blindenleiter sein? Du hast die Christenheit aus deinem Augustinus mit einem falschen Glauben verwirrt und kannst sie, da die Not hergeht, nicht berichten. Darum fürchtest du den Fürsten. Du meinst aber, es sei gut worden, so du einen großen Namen überkommen hast. Du hast gestärkt die Gewalt der gottlosen Bösewichter, auf daß sie ja auf ihrem alten Wege blieben. Darum wird dirs ergehen, wie einem gefangenen Fuchs. Das Volk wird frei werden, und Gott will allein Herr darüber sein."

Auf allen Straßen sah man evangelische Geistliche als Flüchtlinge ziehen, die Luther ihres Amtes in den kaum gebildeten protestantischen Gemeinden entsezt hatte. Was er an katolischen Fürsten und Regierungen als gottlose Gewalttat und Geistestyrannei schalt, das erlaubte er sich jezt selbst rücksichtslos gegen seine evangelischen und katolischen Gegner und bewaffnete mit seinem Zorn die Polizei der ihm günstig gesinnten Fürsten und freien Reichsstädte. Seitdem ihn der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen auf der Wartburg vor seinen Feinden in Sicherheit gebracht hatte, stüzte er seine Hoffnung, die Reformation zu einem glücklichen Ende zu bringen, auf die Fürsten. Erfolg und Fürstengunst machten ihn blind. Das Recht der freien Prüfung der religiösen Wahrheiten, von dem er ausgegangen war, bestritt er den anderen, sobald sie von seiner Ansicht abwichen oder über dieselbe hinausgingen. Abgesehen davon, daß er dadurch mit sich selbst in Widerspruch geriet, hemmte er damit den Fortschritt der Reformation und blieb zäh am Buchstaben kleben, den er mit der ganzen Heftigkeit und Unduldsamkeit seines Karakters verteidigte. Herrschsüchtig und despotisch, wie er war, zwang er seine Auffassung der Glaubenslehre, die von ihm festgestellte Form des Gottesdienstes den jungen, kaum gebildeten Gemeinden als die einzig wahre auf und bekämpfte und verfolgte jede Abweichung davon als Kezerei mit Wort und Schrift und Polizeigewalt. Er hatte die Unfehlbarkeit der Konzilien bestritten und hielt sich nun selbst für unfehlbar. Indem er aber seine Person zum Mittelpunkte der religiösen Bewegung machte und jede Verständigung mit Karlstadt und Münzer, sowie mit den Reformatoren Calvin und Zwingli zurückwies, beraubte er diese Bewegung der Einheit und drängte jene feurigen und karakterfesten Männer, die lieber in die Verbannung gingen, als daß sie seinem Glaubensdespotismus sich gefügt hätten, auf Seite der blutigen Revolution.

Wenn jemand dieselbe zu einem guten Ende hätte wenden können, so war er es, denn überall zeigten sich die Bauern willfährig, ihr Recht auf gütlichem Wege gegen ihre Herren zu suchen und mit ihnen sich zu vergleichen, und griffen erst zu den Waffen, als sie die Nuzlosigkeit der Unterhandlungen und die Unaufrichtigkeit ihrer Herrschaften erkannten. Selbst nachdem sie sich bereits erhoben hatten, zeigten sie sich noch einem billigen Ausgleich geneigt, wo ihnen ein solcher geboten wurde. Leider war es den Herren nimmer Ernst damit; sie suchten die Bauern nur durch Unterhandlungen hinzuhalten, oder wenn die Not sie zum Abschluß von Verträgen zwang, so wurden sie doch von

ihnen bei der ersten günstigen Gelegenheit sofort gebrochen. Wer wäre nun zu einem Vermittler zwischen beiden Teilen geeigneter gewesen als Luther, den das Volk bewunderte und verehrte und der auch bei den Herrschaften das höchste Ansehen genoß. Von welchem Nachdruck mußte das Wort eines solchen Mannes bei ihnen sein! Und hatte er selbst doch im Jahre 1522 geschrieben: „Das Volk ist aller Orten in Bewegung und hat die Augen offen; es will nicht, es kann nicht mehr sich unterdrücken lassen."

An ihn wandten sich denn auch die Bauern mit ihren zwölf Artikeln, in denen sie ihre zwölf Beschwerden zusammengefaßt hatten, nachdem ihre Unterhandlungen mit dem schwäbischen Bunde, der die Miene angenommen hatte, als wollte er zwischen den Herrschaften und den Bauerschaften in Oberschwaben vermitteln, in nichts zerronnen war. Luther sollte ihre Forderungen prüfen, und was nach seinem Urteile nicht mit dem Evangelium im Einklang stände, davon wollten sie gern lassen. Das Vertrauen der Schwaben schmeichelte ihm; allein von den Volksrechten wußte er wohl blos etwas aus den heidnischen Schriftstellern. In Sachsen, wo er lebte, seitdem er das Kloster verlassen hatte, war das Volk meistens ein slawischer Pöbel, in der Roheit der Leibeigenschaft aufgewachsen, der zuweilen in die grausamsten Gewalttaten gegen die Zwingherren ausbrach. Von den Rechten der Gemeinfreien in den fränkischen und schwäbischen Stämmen, die wenigstens ebensowohl begründet waren, als die Herrenrechte, wußte er nichts. Ohne deutliche Einsicht in das politische Leben, erschien ihm als Recht das Bestehende, weil es nur durch die Fügung Gottes sich gebildet haben konnte. Zwar sprach er gerne von der deutschen Nation und trug hohe Wünsche für sie im Herzen, aber was seinem Vaterlande Not tat, das wußte er nicht. So blieb er denn auch jezt allein sich und seinem edlen aber auch heftigen und für alle Eindrücke reizbar empfänglichen Gemüte überlassen.

Entschlossen, seines Schiedsrichteramtes unparteiisch zu walten, schrieb er im März 1525 seine „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben," worin er zunächst die Fürsten derb anredet: „Erstlich, mögen wir niemand auf Erden danken solchen Unrats und Aufruhrs, denn euch Fürsten und Herren, sonderlich euch blinden Bischöfen, tollen Pfaffen und Mönchen, die ihr noch heutigen Tags verstockt, nicht aufhört zu toben und zu wüten wider das heilige Evangelium, ob ihr gleich wisset, daß es recht ist und auch nicht widerlegen könnt. Dazu im weltlichen Regiment nicht mehr tut, denn daß ihr schindet und schazet, Euren Pracht und Hochmut zu führen, bis das der arme Mann nicht kann noch mag länger ertragen."

Dann rechtfertigt er sich, daß nicht seine, sondern die Lehren der „Mordpropheten" den Aufruhr entzündet hätten, und ermahnt die Fürsten, diesen gar nicht gering zu achten und daß sie aus Furcht vor dem Zorne Gottes die Sache mit Güte beizulegen suchen sollten. Obgleich sich in den zwölf Artikeln mehr Eigennuz der Bauern als Liebe zu dem Evangelium ausspreche, so erschienen sie doch meistens ganz billig. „Die anderen Artikel, so leibliche Beschwerungen anzeigen, als mit Leibfall, Auffäz u. dgl. sind ja auch billig und recht. Denn die Oberkeit ist nicht darum eingesezt, daß sie ihren Nuzen und Mutwillen an den Untertanen suche, sondern Nuz und das Beste anschaffe bei den Untertanen."

Mit den Bauern redet er sanfter: „Ihr habt bisher vernommen, lieben Freunde, daß ich bekenne, es sei leider allzuwahr, daß die Fürsten und Herren, so das Evangelium zu verbreiten verbieten und die Leute so unträglich beschweren, wohl verdient haben, daß sie Gott vom Stuhl stürze, als die wider Gott und Menschen sich hochlich versündigen. Sie haben auch keine Entschuldigung. Aber nicht weniger ist euch auch wohl fürzusehen, das ihr euer Sachen mit gutem Gewissen und Recht fürnehmt." Sie sollten nicht Rottengeistern ihr Ohr leihen, sondern auf seinen getreuen Rat hören. Sie rühmten sich mit Unrecht nach dem Evangelium zu handeln; denn dieses verbiete den Aufruhr gegen die Obrigkeit, und wann diese auch böse sei, so wäre es schon gegen das natürliche Recht, Richter in eigener Sache sein zu wollen, was sie sich aber anmaßten, indem sie selbst die Rache über sich nähmen. Jede Widersezung gegen unrechtmäßige Beeinträchtigung sei gegen das christliche Recht, denn Christus gebiete, sich derselben geduldig zu unterwerfen. „Darum sage ich abermal: ich lasse eure Sache seyn, wie gut und recht sie seyn kann; weil ihr aber selbst wollt verteidigen und nicht Gewalt und Unrecht leiden, möget ihr tun und lassen was euch Gott nicht wehrt. Aber den christlichen Namen, sage ich, den laßt stehen und macht den nicht zum Schanddeckel eures ungeduldigen, unfriedlichen, unchristlichen Fürnehmens u. s. w." Wollte keine Partei zum Frieden sich fügen, so würde es wahrscheinlich nach dem Weltlauf ergehen, „daß Gott einen Buben mit dem andern straft."

Den zwölf Artikeln selbst gegenüber befindet er sich offenbar in Verlegenheit; denn er versteht von deren Forderungen so gut wie nichts und gesteht auch von den meisten zu, daß ihm kein Urteil zukomme, weil er kein Rechtsgelehrter sei. Den ersten Artikel, welcher für die Gemeinde das Recht verlangt, sich ihren Pfarrer selbst zu wählen und ihn wieder abzusezen, wenn er sich ungebührlich hielte, gibt er zu, doch solle die Gemeinde zuvor ihre Obrigkeit um einen guten Geistlichen bitten. Den zweiten Artikel, worin die Bauern sich erbieten, den großen Zehnten ihrem Pfarrer zu entrichten, den kleinen aber weder Geistlichen noch Weltlichen geben wollen, verwirft er, weil er der Obrigkeit das Ihrige entreiße. Ebenso den dritten Artikel, welcher die Aufhebung der Leibeigenschaft fordert, weil der Leibeigene kein Recht habe, seinen Leib dem Herren zu entziehen.

Zum Schlusse gibt er den Rat, „daß man aus dem Adel etliche Grafen und Herren, aus den Städten etliche Ratsherren erwählte, und die Sachen ließ freundlicher Weise handeln, daß ihr Herren euren steifen Mut herunter ließet, welchen ihr doch zulezt müsset lassen; ihr wollet oder wollet nicht, und weicht von eurer Tyrannei und Unterdrückung, daß der arme Mann auch Luft und Raum gewinne zum Leben. Wiederum, ihr Bauern solltet euch weisen lassen, etliche Artikel, die zu hoch greifen, übergeben und fahren lassen, auf daß also die Sache, ob sie nicht mag in christlicher Weise gehandelt werden, doch nach menschlichem Rechte und Vertrage gestillt würde."

Mit der Vermittlung mochte es Luther wohl Ernst sein, aber die Schrift mußte wirkungslos bleiben; denn sie widerlegte weder vollständig, noch erklärte sie die Artikel, sondern beseitigte sie eigentlich. Dazu kam, daß sie das Schiedsgericht, welches die Sache in die Hand nehmen sollte, nicht genauer bezeichnete und nachdrücklicher hervorhob. Daß Luther aber indirekt die Billigkeit der Forderungen der Bauern zugab, erhöhte den Mut dieser nicht wenig. Indessen verkehrte die Tat von Weinsberg, von der Luther einige Tage darauf erfuhr, seine wohlwollende Gesinnung gegen die Bauern in Gift und Galle.

Der Truchseß Georg von Waldburg, der inzwischen als Feldherr des schwäbischen Bundes die Feindseligkeiten gegen die Bauern begonnen, hatte in Südschwaben über die Aufständischen ein furchtbares Blutgericht gehalten. Aus Rache dafür und weil Graf Ludwig von Helfenstein die Bauern, die an Weinsberg vorbeigezogen, im Rücken anfiel, während er mit ihnen unterhandelte, stürmten diese Weinsberg und jagten den Grafen sammt dreizehn mit ihm gefangenen Herren vom Adel durch die Spieße. Es war dies eine alte Strafe derjenigen, die gegen die Ehre gehandelt hatten; jedoch fand sie nur auf Knechte Anwendung. Luther, ohne sich darum zu kümmern, wodurch die Bauern zu dieser blutigen Tat aufgereizt sein mochten, ließ nun eine wutschnaubende Schrift ausgehen: „Wider die mordischen und räuberischen Rotten der Bauern." Die Bauern hätten das Evangelium nur zum Schein vorgewendet und sich durch den Aufruhr bereits rechtslos gemacht. „Darum soll sie zerschmeißen, würgen und stechen, heimlich und öffentlich wer da kann, und gedenken, daß nichts giftigeres, schädlicheres, teuflischeres sein kann, denn ein aufrührerischer Mensch. Gleich wie man einen Hund totschlagen muß." Wenn die Obrigkeit sogleich zur Gewalt greifen wolle, so sei sie im vollen Rechte,

doch sei den evangelischen Herrschaften zu raten, daß sie sich zum Ueberfluß zuerst zu Recht und Vergleich erbieten, und wann diese nichts fruchten, sogleich zum Schwerte greifen sollten. Die Obrigkeit, welche zaudere, mache sich selbst der Begünstigung des Aufruhrs schuldig, wer auf ihrer Seite falle, sei ein Märtyrer. Nur die seien zu verschonen, welche zur Teilnahme am Frevel gezwungen worden; deren Sünde falle auf ihre Dränger. „Darum, liebe Herren, loset sie, rettet sie, erbarmt euch der armen Brut. Steche, schlage, würge sie, wer da kann. Bleibst du darüber tot, wohl dir, heiligeren Tod kannst du nimmermehr überkommen."

Die „lieben Herren" befolgten denn auch getreulich seinen Rat, nachdem Georg von Waldburg den Aufstand niedergeworfen hatte. Der Henker in seinem Gefolge tat allerwärts gräßliche Arbeit. Empört über dieses blutgierige Wüten der Sieger, kehrten sich jetzt aber fast alle Stimmen der Gemäßigten unter den Lutheranern und Katoliken gegen Luther, der vollends die Fassung verlor, als selbst der mansfeldische Kanzler, Kaspar Müller, ihn wegen seiner Unbarmherzigkeit angriff. Die erbitterte Verantwortung Luthers ist so voller Widersprüche, daß es unverständlich bleibt, wie er die Bauern eigentlich behandelt wissen will. Er verwirft nicht nur jedes Erbarmen mit den Bauern, sondern will sogar diejenigen gestraft wissen, welche Barmherzigkeit für sie verlangen. „Denn wer sich also der Aufrührischen annimmt, gibt genugsam zu verstehen, daß wo er Raum und Zeit hätte, auch Unglück anrichte, wie ers im Herzen beschlossen hatte. Darum soll die Obrigkeit solchem auf die Haube greifen, daß sie das Maul zuhalten und merken, daß Ernst sei. — Wer Gottes Wort nicht will hören mit der Güte, der muß den Henker hören auf der Schärfe. — Hätte man meinen Rat am ersten gefolgt, da dieser Aufruhr anfing, und flugs einen Bauern oder hundert daran gewagt und auf die Köpfe geschlagen, daß sich die anderen daran gestoßen hätten, und hätte sie so nicht überhand nehmen lassen, so hätte man damit viel tausend erhalten. Das wäre nötige Barmherzigkeit gewesen mit geringem Zorne." Zwar will er mit den „Bluthunden", welche nach gewonnener Schlacht noch wüten, nichts gemein haben, spricht es aber doch unumwunden aus: gut wäre das Ereignis für die Bauern, damit sie Gott danken lernten, wenn sie eine Kuh geben müßten, auf daß sie die anderen in Frieden genießen könnten; und für die Fürsten, damit sie erkennen lernten, was hinter dem Pöbel stecke, der nur mit Gewalt regiert werden könne.

Man hat dieser fürchterlichen Leidenschaftlichkeit gegenüber wohl entschuldigend darauf hingewiesen, daß sie immerhin ein Beweis der ungeheuren Kraft sei, ohne welche Luther die Reformation nicht hätte beginnen und durchführen können. Ein Irrtum ist es aber, wenn man die Schuld des Bruches mit den Bauern auf die unglückselige Tat zu Weinsberg schiebt. Sie hat nur jäh herbeigeführt, was von vornherein unvermeidlich war. Man erwäge nur sein Antwortschreiben an die Herren und Bauern auf die zwölf Artikel! Luther erscheint darin in demselben Widerspruche mit sich selbst, wie auf religiösem Gebiete gegen Karlstadt und Münzer. Bestritt er diesen das Recht der freien Forschung und brachte er dadurch die Reformation zu einem jahrhundertelangen Stillstand, ehe sie abgeschlossen war, so erklärte er auf politischem Gebiete zwar die Empörung gegen die päpstlichen Unterdrücker des Volkes nicht nur für erlaubt, sondern auch für geboten und hezte selbst, wie wir gesehen haben, in der energischsten Weise gegen sie auf; aber gegen die weltlichen Fürsten und Herren forderte er von dem Volke den unverbrüchlichsten Gehorsam, selbst dann, wenn es von ihnen widerrechtlich beschwert wurde, wie es nach seinem eigenen Geständnis der Fall war. Die Folgerung daraus führte denn auch in der Reformation zu der Aufstellung des Sazes von dem Gottesgnadentum der Herrscher. Luther selbst war unter einem weltlichen Fürsten geboren und zum Mann geworden. Hatte er bisher vielleicht keine Veranlassung gehabt, über das Untertänigkeitsverhältnis nachzudenken, so war er doch jezt dazu aufgefordert, als er, nach seinem eigenen Worte, den gemeinen Mann derartig beschwert sah, daß es dieser nicht länger mehr ertragen konnte noch wollte, und vollends als nun die Empörung in ganz Deutschland einhellig emporloderte. Wenn er dennoch bei seinem Widerspruche beharrte, so läßt sich dieser Mangel an Logik, an Folgerichtigkeit nur daraus erklären, daß er einmal seine Widersacher auf religiösem Gebiete, Münzer, Pfeiffer, Karlstadt u. s. w., aus seiner eigenen Behauptung von dem Christenrecht der Empörung gegen die geistliche Herrschaft den Schluß ziehen und auf Seite der Empörten stehen sah — dann auch, daß er es persönlich mit den weltlichen Fürsten nicht verderben wollte, weil er von ihnen das Gelingen seiner Kirchenverbesserung erwartete. Auf die Bibel konnte Luther sich nicht stützen; denn in ihr ist überall nur von dem Kaiser die Rede und dessen obrigkeitlichen Beamten. Den Kaiser aber hatte weder Sickingen noch Hutten beseitigen wollen, noch wollten es die religiösen und politischen Bewegungsmänner des Jahres 1525. Es wurde im Gegenteil überall von ihnen hervorgehoben, daß man seine Macht stärken und nur die zahllosen Fürsten, die sie schwächten und ihr Herrscherrecht sich angemaßt, usurpirt hatten, beseitigen wollte. Hätten sich nun auch die Bauern einem Schiedsgericht willig unterworfen, so gab es doch unter ihren Forderungen einen Punkt, indem sie nie und nimmer nachgegeben hätten, und gerade diesen Punkt erklärte Luther in seiner Beantwortung als ganz und gar ungerechtfertigt und im Widerspruche mit dem Evangelium. Dieser Punkt hätte daher unter allen Umständen zu einem Bruche zwischen ihm und den Bauern geführt. Denn daß Luther bei seiner Halsstarrigkeit je nachgegeben hätte, wo es sich um seine Auffassung des Evangeliums handelte, der Fall ist nie dagewesen.

Dieser Punkt war die Leibeigenschaft. Luther hatte den Bauern geantwortet: „Die Leibeigenschaft aufheben wollen, wäre ein Artikel stark wider das Evangelium und räuberisch, weil damit jeder seinen Leib, welcher eigen worden, seinem Herrn nehme. Abraham und die Patriarchen haben auch Leibeigene gehabt und Paulus spreche, Gal. 4, daß in Christo Herr und Knecht ein Ding sei." Die Meinung des Apostels war aber gerade das Gegenteil von dem, was Luther herauslas. Paulus verwarf Priester und Priesterherrschaft und Aristokratie und nach ihm ging die reine Lehre Christi darauf, die Welt frei zu machen von den Sünden, in deren Banden er sie gefangen sah, und einen neuen Bund menschlicher Seelen zu stiften, darin alle als Kinder **eines** Vaters und als Brüder und Schwestern sich erbarmten. Wie war damit die Leibeigenschaft vereinbar? Wie mit dem, was Paulus an die Corinther (I. 7, 21) schreibt: „Bist du ein Knecht berufen, sorge dir nicht; doch kannst du frei werden, so brauche deß viel lieber." Dem Christentum, welches bei seinem Erscheinen die Sklaverei vorfand, ist die Freiheit ein allgemeines Menschenrecht, ein Gemeingut aller nach dem Bilde Gottes Geschaffenen. Darum sagte Gregor der Große, welcher von 590 bis 604 auf dem päbstlichen Stuhle saß: „Gleich wie unser Erlöser, der Herr der ganzen Natur, die menschliche Natur angenommen hat, um uns aus der Bande der Knechtschaft zu erlösen und uns die ursprüngliche Freiheit zu schenken: so geziemt es sich auch, die Menschen, welche von Natur frei, aber durch das Völkerrecht unter das Joch der Knechtschaft gekommen sind, durch Loslassung in den Zustand der ursprünglichen Freiheit zurückzuversezen."

Gewiß, Luther war ein gewaltiger Mann, und das Recht der freien Forschung und Prüfung, das er erkämpfte, wird sein unsterbliches Verdienst bleiben. Wenn aber die Einseitigkeit, Halsstarrigkeit und Leidenschaftlichkeit, mit denen er sein Ziel verfolgte, ihn Bedeutendes erreichen ließen, so brachten sie ihn doch durch die Trübung seines Blickes um den vollen Erfolg seines Strebens. Er war eben mehr Gefühls- als Verstandesmensch. Erklären sich daraus die revolutionären Anwandlungen seiner ersten Zeit, so erstand ihm aus der mystischen Richtung, die sein Gefühlsleben im Kloster genommen hatte, die Schranke seiner religiösen Erkenntnis. Diese Mystik ließ ihn die Zweifel, die ihm bei seinen religiösen Forschungen aufstiegen, als Ver-

suchungen des Teufels auffassen und der Sieg, den er über sie nach schweren Kämpfen davontrug, erregte nicht nur in ihm die Ueberzeugung, daß Gott durch ihn rede, sondern ließ auch seine Freunde, Verehrer und Schmeichler in ihm den Propheten, den Gottesmann erblicken. Wie hätte er sich da nicht überheben und in Glaubenssachen für unfehlbar, die Ansichten seiner Gegner aber für ein Werk Satans halten sollen.

Naturgemäß übertrug er diese Anschauung auch auf das politische Gebiet. Dem Volke, aus dem er hervorgegangen, seinen Bedürfnissen, seiner Kraft durch das Klosterleben entfremdet, durch seinen Landesherrn ermuntert und behütet, mußte ihm die Klugheit raten, sein Werk auf die Gunst der weltlichen Fürsten zu stüzen. Es war ihm daher alles daran gelegen, daß die Pfeiler der weltlichen Gewalt nicht umgestürzt wurden, und da Gott durch ihn die Wiedergeburt der Kirche wollte, diese aber nur mit Hilfe der weltlichen Fürsten durchzuführen war, so mußte es wiederum der Satan sein, der seine Gegner aus der Bibel das Recht der Empörung auch gegen die weltlichen Fürsten herauslesen ließ. Hätte Luther anstatt auf diese auf das Volk sich gestüzt, so würde aus der Bewegung seiner Zeit ein kirchlich und politisch einiges, freies und starkes Deutschland sich erhoben haben. Indem er aus seinen eigenen Grundsäzen nicht die vollständige Folgerung zog, blieb die Reformation der katolischen Kirche gegenüber Stückwerk und seine Stärkung der nach Unabhängigkeit strebenden Fürstenmacht brachte über Deutschland, dessen Kaiserkrone zerbrechend, den grauenhaften dreißigjährigen Krieg mit seinem scheußlichen Gefolge von Despotismus, Zersplitterung, Ohnmacht und Schmach. Wenn heute nun der vierhundertste Geburtstag des Reformators dessen markige Gestalt wieder in den Vordergrund stellt und „Luther“ zur Losung macht des noch unausgefochtenen Kampfes mit Rom, so meine ich, man soll über dem Lichte nicht den Schatten übersehen. Kritiklose Verherrlichung ihrer großen Männer schlägt den Nationen stets zum Unheil aus.

Ueberlebsel.

(Niesformeln. — Opfergebräuche. — Liebesorakel. — Spiele. — Ueberlebsel bei den herrschenden Klassen.)

Von **Max Valentin.**

Unsere ganze heutige Weltanschauung ist durchtränkt von dem einen Gedanken, daß alles in und um uns, nicht nur die Pflanzen- und Tierwelt, sondern auch in erster Linie das gesammte menschliche Kulturleben einer stetigen Höherentwicklung unterliegt. Zelotische Teologen mögen es noch so oft verkünden, daß die Menschheit immer tiefer in Sünde und Elend versinken müsse: sie finden keinen Glauben mehr.

Freilich ist dieser Fortschritt zwar stetig, aber auch — viele werden dies zu ihrer größten Pein gefühlt haben — sehr langsam. Am allerwenigsten glaube man, daß jeder neue gesellschaftliche Zustand, jeder gesellschaftliche Neubau ein Werk aus einem Gusse sei, gleichsam wie einem neuen Schöpfergedanken entsprungen. Wie in unseren Städten inmitten der Mietkasernen und der heiteren Villen alte Türme und Mauern aufragen, die einst den Bürger vor Ueberfällen wahrten, jezt aber zu der modernen Umgebung nicht passen wollen, weder nach ihrer Bestimmung, noch nach ihrer Bauart — so finden sich auch in unserem alltäglichen Leben vielfach noch Vorstellungen und Gebräuche, welche einer fernen Kulturepoche angehören, aber ihr Leben mit erstaunlicher Zähigkeit bis auf unsere Tage erhalten haben. Manche dieser „Ueberlebsel“ sind bekannt, manche sind erst in allerjüngster Zeit — besonders von englischen Forschern — als solche nachgewiesen worden. Es lohnt sich wohl, an dieser Stelle näher auf einige einzugehen.

Woher stammt die, wie es scheint, jezt allmälich verschwindende Sitte, beim Niesen einer Person „Gesundheit“ oder „Wohl bekomm's!“ zu wünschen? Das Volk hat in seiner Verlegenheit, den Ursprung dieses merkwürdigen Gebrauches aufzudecken, willkürlichen Legenden Glauben geschenkt, die irgend ein geschickter Fabulist zuerst erfand, die aber später den Karakter verbürgter historischer Wahrheit annahmen. Bei einer furchtbaren pestartigen Krankheit im Mittelalter, gegen die alle ärztliche Kunst hilflos war, soll das Niesen als Zeichen der Rettung vom Tode gegolten haben, erzählt der Volksmund. Seitdem wäre der freudige Ausruf oder der Glückwunsch, in den die Umstehenden ausbrachen, allgemein beibehalten worden.

Kenner des Altertums und Reisende, welche mit unzivilisirten Volksstämmen in anderen Erdteilen in Berührung kamen, haben schon lange den Irrtum dieser Erklärung gefühlt. So Hernando de Soto auf seiner berühmten Expedition nach Florida, als ihm ein Häuptling der Eingeborenen einen Besuch abstattete. Während dies geschah, fing der wilde Fürst plözlich stark an zu niesen. „Die Herren, welche mit ihm gekommen waren und sich längs der Mauer der Halle unter den Spaniern aufgestellt hatten, neigten auf einmal alle ihre Köpfe, öffneten die Arme und schlossen sie wieder und vollführten andere Geberden von großer Ehrfurcht und Achtung, begrüßten ihn mit verschiedenen Worten, aber alle kamen darauf hinaus, daß sie sagten: „Die Sonne behüte dich, sei mit dir, erleuchte dich, mache dich groß, schüze dich, begünstige dich, verteidige dich, mache dich glücklich, erhalte dich“ und andere Phrasen der Art, wie die Worte eben fielen, und dies Gemurmel dauerte eine gute Zeit, worauf der Gouverneur, welcher sich darüber wunderte, zu den Herren und Häuptlingen neben ihm sagte: „Seht ihr nicht, daß die ganze Welt eine ist?“ — Und der Geschichtsschreiber fügt hinzu: „Dies wurde bei den Spaniern wohl bemerkt, daß bei einem so barbarischen Volke dieselben oder noch größere Zeremonien in Gebrauch seien, als bei denen, welche sich für sehr zivilisirt halten. Danach sollte man meinen, daß diese Art des Glaubens allen Nationen natürlich sei und nicht durch eine Pestilenz verursacht, wie man gewöhnlich annimmt.“

„Die ganze Welt ist eine,“ meinte de Soto, von seinem Standpunkt aus vielleicht etwas vorschnell. Auf Grund der neueren etnologischen Forschungen aber müssen wir ihm, was die Verbreitung der Niesformeln anbetrifft, vollständig Recht geben. Wenn bei den Zulukaffern einer krank ist, so fragen diejenigen, welche zu ihm kommen, ob er geniest hat oder nicht; hat er es nicht getan, so murren sie und sagen: „die Krankheit ist groß!“ Wenn ein Kind niest, sagt man zu ihm: wachse! denn es ist ein Zeichen von Gesundheit. Wenn der König von Monomotapa (in Afrika) niest, so laufen Segensrufe von Mund zu Mund durch die Stadt. In Guinea warfen sich im vorigen Jahrhundert, so oft eine angesehene Person nieste, alle Anwesenden zu Boden, küßten die Erde, klatschten in die Hände und wünschten ihm alles Glück und Wohlergehen. Die jüdische Niesformel lautet „Gutes Leben“. Wenn ein Hindu niest, so sagen die Nebenstehenden „Lebe!“ und der Niesende erwidert: „Mit euch!“ Die Römer riefen „Salve“, wenn einer geniest hatte, und selbst Tiberius, der finstere Menschenfeind, beobachtete dieses Herkommen streng. Nach welchen Weltteilen, in welche historische Fernen wir unsere Blicke schweifen lassen, überall treffen sie auf zahlreiche Volksstämme, welche dem Niesen eine besondere Bedeutung zuerkennen.

Die Erzählung von der mittelalterlichen Pest ist daher von vornherein als erfunden zu bezeichnen. Andere Erklärungsversuche, wie sie bei den Griechen und bei den Juden auftauchen, verraten schon durch ihr mytologisches Gewand, daß sie lediglich der Phantasie entsprungen sind. Der Einblick in das Seelenleben der niederen Menschheitsstufen, den uns die Wissenschaft — in erster Linie wiederum die englische Wissen-

schaft — in den lezten Jahren erschlossen, hat wie manches andere, so auch dieses Rätsel gelöst.

Der Wilde schreibt bekanntlich, ähnlich wie noch heute das naive Denken, alle Handlungen, alle körperlichen Bewegungen, welche er mit Bewußtsein vollzieht, einer in ihm wohnenden Seele zu. Er folgert daraus, von seinem Standpunkt aus ganz mit Recht, daß Bewegungen des Körpers, welche er nicht gewollt hat, durch eine fremde Seele hervorgerufen werden, durch einen fremden Geist, der in seinen Körper gefahren ist. Die lebhaften Bewegungen beim Tanz hat der Wilde selber gewollt, er führt sie auf seine eigene Seelentätigkeit zurück; die Bewegung beim Krampf, bei epileptischen Anfällen, bei Krankheit und Bewußtlosigkeit treten aber ohne seinen Willen ein: auch diese hat ein Geist hervorgerufen, aber nicht der eigene, sondern ein fremder. Krankheit, Epilepsie, Wahnsinn, ja sogar der Zustand der Berauschung sind für den Naturmenschen gleichbedeutend mit Besessenheit, und alle dagegen ergriffenen Mittel laufen in ihrer großen Mehrzahl auf Teufelsaustreibung hinaus. Der maßgebende Gesichtspunkt dabei ist, dem bösen Geist den Aufenthalt in dem Körper des Leidenden möglichst unangenehm zu machen. Die Juden pflegten in ihren früheren Zeiten zu diesem Zwecke einen schrecklichen Gestank zu erzeugen durch Verbrennen des Herzens und der Leber eines Fisches: durch solche Geisterbeschwörung wurde der Dämon Asmodeus ausgetrieben, der erst nach Egypten floh, als er den Rauch „gerochen" hatte. Von demselben Gedanken getrieben, hockt sich bei den kalifornischen Stämmen der Doktor dem Patienten gegenüber auf die Erde und bellt ihn, ganz wie ein wütender Kettenhund, mehrere Stunden lang an. Wohl nur in der Absicht, dem Eindringling seinen Wohnort zu verleiden, verordnen die Medizinmänner mit besonderer Vorliebe bei fast allen Völkern Dinge von unerträglichem Geruch und Geschmack — eine Neigung, die sich noch auf manchen unserer modernen Aerzte vererbt zu haben scheint.

Diese kleine Abschweifung sollte nur zeigen, daß der Wilde alle unwillkürlichen Bewegungen einem fremden Geiste zuschreibt, sei er nun gut oder böse. Auch das Niesen wird auf diese Weise erklärt. In vielen Fällen wird das ausdrücklich bestätigt. So von den Zulus. Wenn ein Zulu niest, so sagt er: „Nun bin ich gesegnet. Der Idhlozi (Geist eines Ahnen) ist in mir; er ist zu mir gekommen. Laß mich eilen und ihn loben, denn er veranlaßt mich zu niesen." So lobt er die Manen der Familien, und bittet um Vieh und Weiber und Segnungen. Das Volk aber erzählt von den Zauberern: Wenn ein Mensch imbegriff steht, ein Inyanga zu werden, so fängt sein Kopf an, Zeichen von dem zu geben, was gleich geschehen soll. Er verrät, daß er im Begriff steht, ein Wahrsager zu werden, indem er immer und immer wieder niest. Und die Menschen sagen: Nein! wahrhaftig, es sieht aus, als ob dieser Mensch im Begriffe wäre, von einem Geist besessen zu werden. — Die Khonds schütten Gefäße voll Wasser über den Priester, den sie zu befragen wünschen. Niest er, so ist das ein Zeichen, daß der Geist in ihn gefahren ist, der ihn mit weissagender Kraft ausrüstet. In der gleichen Anschauung wurzelt wohl auch unser Aberglaube, daß eine Aeußerung besonders glaubwürdig sei, wenn sie beniest wird: ein höherer Geist sagt durch den Niesenden gleichsam sein Ja und Amen dazu. Aehnlich betrachteten die Griechen das Niesen als gottgesandt. In der Odyssee ruft die „kluge Penelopeia" aus:

Es fehlt uns ein solcher
Mann, wie Odysseus war, die Plage vom Hause zu wenden.
Käm' Odysseus zurück in seine Heimat, er würde
Bald mit seinem Sohne den Frevel der Männer bestrafen!
— Also sprach sie; da nieste Telemachos laut, und ringsum
Scholl vom Getöse der Saal. Da lächelte Penelopeia,
Wandte sich schnell zu Eumäos und sprach lächelnd die geflügelten Worte:
Gehe mir gleich in den Saal, Eumäos, und rufe den Fremdling!
Siehst du nicht, wie mein Sohn mir alle Worte beniest hat?
Ja nun werde der Tod das unvermeidliche Schicksal
Aller Freier, und keiner entfliehe dem blutigen Tode!

Diese Beispiele ließen sich häufen. Wir wollen hier nur zusammenfassend bemerken, daß der Niesegruß sich findet auf beiden Seiten in Afrika, in Polynesien, in Amerika und Europa, in Asien — in Indien, wie in Judäa und bei den moslemitischen Stämmen. Die gebräuchlichen Redewendungen drücken nichts anderes aus, als Glückwünsche, daß ein guter Geist eingekehrt sei oder die Verehrung vor diesem Geist. Auf der Entwicklungsstufe der Wilden sind sie auch vollauf berechtigt, aber sie erhalten sich auch unter höherstehenden Nationen, welchen das Niesen von allem dämonenhaften Zauber entkleidet erscheint, als seltsam fremde Ueberlebsel, für welche das Volk ratlos nach Erklärungen sucht, die es in allerlei willkürlichen Erzählungen und Myten zu finden meint.

(Schluß folgt.)

Die Schlacht von Lexington und der amerikanische Freiheitskrieg.

Von **Wilhelm Blos.**

(Siehe Illustration Seite 184—185).

Das war ein bedeutungsvoller Tag für die neue Welt drüben im Westen, der 19. April 1775. Nach jahrelangen heftigen Konflikten mit Englands Parlament und Regierung hatten die nordamerikanischen Kolonien endlich die Entscheidung der Waffen angerufen, denn eine andere gab es nicht mehr. Hatten doch beide Teile schon längst sich zum Kampfe gerüstet! In Boston lag der englische General Gage mit vier Regimentern, der den Auftrag hatte, den rebellischen Staat Massachussetts zu unterwerfen und zu züchtigen; im Innern aber rüsteten die künftigen Bürger der werdenden Republik sich zum Widerstand. An 12,000 Milizen waren gesammelt; man fabrizirte Pulver und schaffte Waffen herbei; in dem Städtchen Concord, das heute 12 000 Einwohner zählt, wurden die Kriegsvorräte aufgehäuft. Der englische General, welcher Massachussets in Belagerungszustand erklärt hatte, wollte den Insurgenten keine Zeit lassen, sich länger zum Widerstand zu rüsten; er sandte eine Abteilung von 1800 Mann aus, um den Waffenplaz Concord zu überfallen und die dort befindlichen Vorräte und Waffen mit fortzuführen oder zu zerstören. Auch sollte der Kongreß von Neu-England, der sich in Concord versammelt hatte, aufgehoben oder zersprengt werden.

Der Ueberfall gelang nicht, wie es beabsichtigt war, denn so geheim man auch die Vorbereitungen hielt, sie wurden in Boston doch bemerkt. Reitende Boten jagten durch das Land und riefen zu den Waffen, worauf sich ein gewaltiges Zuströmen nach Concord erhob. Die kräftigen Farmer und Kolonisten verließen ihre Felder und Wälder und kamen bewaffnet herbei. Fehlte doch keinem die Kugel- oder Donnerbüchse, die sie sicher und geschickt zu handhaben wußten, mochten diese Waffen gleich von altmodischer Konstruktion sein.

Aber es galt auch die Engländer aufzuhalten, damit sich die Milizen bei Concord erst sammeln und die Vorräte in Sicherheit gebracht werden konnten. Mit nur 130 Mann stellte sich der amerikanische Kapitän Parker bei Lexington den Briten entgegen, und es kam am Morgen des 19. April 1775 dort zu dem Gefecht, das unser Bild darstellt.

Die englischen Rotröcke mögen sich wohl nicht wenig gewundert haben über die Gegner, deren selbstgegossene Kugeln

ihnen bei Lexington um die Ohren pfiffen. Die Söldner des großen britischen Inselreichs waren eine stattliche Paradetruppe, und die hohen und schweren Bärenmüzen mögen den armen Teufeln manchen unnötigen Schweißtropfen ausgepreßt haben. Die englischen Landheere hatten damals in Amerika einen leidlich guten Ruf; hatten sie doch erst 1759 vor Quebeck unter James Wolfe den großen Sieg über die Franzosen unter Montcalm erfochten, der die genannte Stadt in ihre Hände brachte!

Und was waren es nun für Leute, die sich ihnen bei Lexington teils hinter Verhauen und sonst gedeckten Stellungen, teils offen entgegenwarfen? In Schlözers Briefwechsel werden sie folgendermaßen beschrieben: „Viele tragen schloweiße Perrücken mit Lämmerschwänzchen oder à la Abbé, und die Träger dieser Perrücken sind zumteil 50 oder 60 Jahre alt, aber man sieht ihnen den Ernst, weswegen sie ihre Donnerbüchse und das Pulverhorn ergriffen, an der Nase an, und besonders in Waldaffären ist mit ihnen gewiß nicht zu spaßen." Der Künstler hat dies auf unserem Bilde auch trefflich dargestellt. Da hat Jung und Alt zur Büchse gegriffen und feuert mutig auf den anrückenden Feind, dessen Musketensalven unter der kleinen Schaar der Freiheitskämpfer Tod und Wunden verbreiten. Der Widerstand wird fortgesezt und die Heldenschaar erreicht ihren Zweck, den Feind so lange in Schach zu halten, bis die Vorräte in Concord in Sicherheit sind.

Lange freilich konnte der ungleiche Kampf nicht dauern. Sieben Tote verloren die Amerikaner, dann räumten sie ihre Stellungen, und die Briten rückten nunmehr unaufgehalten nach Concord vor, wo sie stolz als Sieger einzogen. Aber die Freude sollte nicht lange währen. Sie fanden nur zwei Geschüze vor; alles andere war fortgeschafft. Und plözlich rückten von allen Seiten die amerikanischen Milizen, die jedes Dorf mit seinem Pfarrer ausgesandt hatte, gegen die Briten heran; diese erhielten ein so wirksames Gewehrfeuer, daß sie schleunigst Fersengeld gaben und sich gegen Boston zurückzogen. Sie wären gänzlich aufgerieben worden, hätte ihnen nicht General Gage Verstärkung entgegengesandt, die sie aufnahm und nach Boston rettete. Die Engländer hatten bei dieser Affäre 273, die Amerikaner 49 Mann verloren.

Man hatte den bekannten Marsch „Yankee-Doodle" seitens der Engländer zur Verspottung der Amerikaner geblasen. Jezt schlug die Sache um, und wie einst die tapferen Geusen ihren Spiznamen, so nahmen die Amerikaner den Yankee-Doodle an und spielten ihn den Engländern vor. Die Engländer sollten den Spott gar bald sich abgewöhnen.

Die Affäre von Lexington hatte rein militärisch genommen keine sonderliche Bedeutung, allein ihr moralischer Eindruck war ein ungeheurer. Der erste Sieg in dem nun überall sich entspinnenden großen Kampfe war auf Seiten der Amerikaner, und das war nicht zu unterschäzen. Das steigerte den kriegerischen Entusiasmus der Amerikaner bis zur tollkühnen Tapferkeit. Von allen Seiten strömten der Revolutionsarmee Verstärkungen zu, und man schloß mit 20 000 Mann den General Gage in Boston so enge ein, daß er den größten Mangel litt. Am 17. März 1776 mußten die Engländer Boston räumen, und am 4. Juli desselben Jahres erfolgte die berühmte Unabhängigkeitserklärung in Philadelphia, wo die Vertreter der sieben in Aufstand befindlichen Staaten zu einem Kongresse zusammengetreten waren und wo sich am 4. Oktober der Staatenbund, d. h. die nordamerikanische Föderativrepublik, konstituirte.

Damit waren allerdings die Amerikaner noch lange nicht am Ziele, denn Alt-England machte gewaltige Anstrengungen, die große Insurrektion niederzuwerfen. Die Amerikaner, denen es vielfach an Geld und Waffen fehlte, hatten noch manche harte Niederlage zu überwinden und Ende 1776, als Washington, der berühmte Oberfeldherr der Revolution, über den Delaware zurückgehen mußte, sah es ziemlich verzweifelt aus. Aber Begeisterung und Ausdauer siegten über die britische Uebermacht; am 17. Oktober 1777 kapitulirte der englische General Bourgoyne bei Saratoga; 1778 kamen die Franzosen unter dem später in der Revolution guillotinirten Estaing den Amerikanern zu Hülfe; aber nach weiteren gefährlichen Schwankungen des Kriegsglücks zwangen Franzosen und Amerikaner den englischen General Cornwallis bei Yorktown zur Kapitulation, am 19. Oktober 1781. Damit war die Macht der Engländer auf dem festen Lande von Nordamerika so ziemlich gebrochen, wozu Frankreich, d. h. Ludwig XVI. und dessen Regierung, nicht etwa aus Vorliebe für eine nordamerische Republik, wohl aber um die englische Kolonialmacht zu schwächen, mitgewirkt hatten. Im Frieden zu Versailles wurde 1783 die Unabhängigkeit von 13 Provinzen festgestellt, die sie in einem Kriege erkämpft hatten, der 70 000 Mann und 135 millionen Dollars gekostet hatte.

Es mag nicht uninteressant sein, die Streitkräfte zu betrachten, die sich in jenen wechselvollen und verlustreichen Kämpfen gegenüberstanden.

Die Vorurteile gegen die Bevölkerung Nordamerikas waren in jener Zeit unendlich stärker als heute; der europäische Zivilisations- und Kulturphilister nahm an, das Land sei blos von wilden Indianern und von dem dorthin ausgewanderten „Abschaum" der europäischen Nationen bewohnt. Zweifellos hatte die Auswanderung eine große Menge verbummelter und verkommener Leute, abenteuerlicher Existenzen und ruinirter Glücksritter nach Amerika gebracht. Die Regierungen hatten in Europa häufig Verbrecher begnadigt, wenn sie versprachen, nach Amerika auszuwandern. Sie würden es heute noch tun, wenn ihnen die Amerikaner nicht ihre Verbrecher zurückschickten. Im Ganzen und Großen aber brachte die Auswanderung wie heute eine Menge von arbeitstüchtigen und auch willigen Leuten hinüber, die vor politischer und kirchlicher Unduldsamkeit flohen und die in Europa zum Märchen gewordene Freiheit in den amerikanischen Wäldern zu finden hofften. Andere hatten es satt bekommen, sich im alten Europa troz angestrengtester Arbeit mit den elenden wirtschaftlichen Verhältnissen herumschlagen zu müssen. Sie segelten hinüber, um einen Acker zu finden, den sie bebauen könnten, um von dem Ertrag zu leben, ohne mit unerschwinglichen Abgaben und mit drückenden Frohndiensten belastet zu sein. Nicht alle fanden, was sie suchten; aber viele, vielleicht die meisten, fanden es. Aus diesen Elementen waren jene zahlreichen Schaaren von Kolonisten zusammengesezt, die immer weiter nach Westen vordrangen und blühendes fruchtreiches Ackerland schufen, wo früher finsterer Urwald gestanden. Es war ein mächtiges Stück Kulturarbeit, das diese Europamüden verrichteten und der europäische Kulturphilister hat schon deshalb keinen Grund, hochmütig auf sie hinabsehen zu wollen. Im Kampf mit den Naturgewalten in der Einsamkeit der Wälder und Prärien und in den durch eigene Arbeit geschaffenen besseren Verhältnissen wurde aus dieser Bevölkerung, in der sich ursprünglich manche zweifelhaften Elemente befanden, ein starkes, rauhes, fleißiges und freiheitsstolzes Geschlecht, welches bald das europäische Joch abschüttelte. Die alte Einfachheit und Einfalt, die man in Europa längst nicht mehr kannte, kam drüben in den Wäldern wieder zum Vorschein. Der heutige Yankee hat freilich nichts mehr von dem an sich; man sieht, daß die moderne Zivilisation nach weit mehr Richtungen hin unvorteilhaft wirkt, als ihre blinden Verehrer eingestehen wollen.

Unmenschlich betrugen sich die weißen Kolonisten gegen die Ureinwohner, gegen die Indianer. Die Indianer lebten von Jagd und Viehzucht; sie mußten den Ackerbauern weichen. Man nahm ihnen brutal ihr Eigentum weg. Daher jene grausigen Kämpfe zwischen den Weißen und den Rothäuten, die auch in den Befreiungskämpfen mitspielten.

Wenngleich oft von einer puritanischen und fanatischen Frömmigkeit, so dachte die neu sich bildende Gesellschaft doch nicht daran, die Negersklaverei abzuschaffen. Der Paragraph der Unionsverfassung, welcher alle Menschen gleichstellt, war also von vornherein eine Heuchelei, die durch das immer mehr verrohende Sklavenhaltertum drastisch genug illustrirt wurde.

Man sieht, die neue Gesellschaft hatte schon bei ihrem Entstehen Schattenseiten genug. Diese wurden im Laufe der Zeit,

Die Schlacht von

ngton. (Seite 182.)

als die moderne Zivilisation sich drüben mehr ausbreitete, zahlreicher und größer. Der Besiz begann sich zu konzentriren; an die Stelle der alten Einfachheit trat die Korruption, an Stelle der Genügsamkeit die Habsucht und die Jagd nach Gewinn. Die Bevölkerung ward zahlreicher und es entstand eine Konkurrenz im Kampf ums Dasein, bei der der Eine den Andern roh und rücksichtslos unter die Füße trat. Die Abhängigkeit vom Besiz, kurz die ganzen Mängel der modernen Gesellschaft traten auch drüben zu Tage, wenn auch die politische Freiheit erhalten blieb.

Aber der Unabhängigkeitskrieg der Amerikaner sezte die besten Geister der ganzen gebildeten Welt in Bewegung, umsomehr, da er gerade mit jener Periode zusammentraf, die in der Gedankenwelt Europas eine mächtige Umwälzung mit sich brachte. Wir meinen jene philosophische Umwälzung im 18. Jahrhundert, die hauptsächlich in Frankreich vor sich ging und bis in die höchsten Kreise vordrang. So mußte es eine Menge von Schriftstellern, Staatsmännern und Militärs geben, welche die amerikanische Unabhängigkeitsbewegung nicht vom Standpunkt des beschränkten Europäers, sondern als das praktische Gegenstück zu dem in Europa neu aufgetauchten Ideenkreis betrachteten. Das war zwar nicht ganz der Fall, aber man sah es so an, und so kam es denn, daß der berühmte Benjamin Franklin, der Staatsmann der amerikanischen Erhebung, sogar an europäischen Fürstenhöfen mit unbegrenztem Jubel empfangen und daß der Name des Revolutionsgenerals Washington in allen Ländern verehrt wurde. Selbst im englischen Parlament fanden sich Leute, welche die Amerikaner in Schuz nahmen; schon 1766 hatte der ältere Pitt die Kühnheit gehabt, zu sagen: „Es freut mich, daß Amerika Widerstand geleistet hat!“

Aber es blieb nicht bei Sympatiebezeigungen in Worten. Es eilte eine ganze Anzahl von Europäern herbei, um den Amerikanern ihre Dienste anzubieten. Berühmte und glänzende Namen finden sich in der langen Reihe dieser kosmopolitischen Freiheitskrieger, Namen, die man später in den großen Kriegen und Umwälzungen Europas wieder findet. Aus England kam Thomas Paine, der zum berühmten Philosophen gewordene ehemalige Korsettmacher, der mit Feder und Schwert für die Sache der Freiheit kämpfte und dem später die französische Republik das Bürgerrecht verlieh, von dem er aber nur Gebrauch machte, um als Girondist eingekerkert zu werden; aus Frankreich kamen Rochambeau, Custine u. a. mit den französischen Hilfstruppen, freiwillig aber der junge Lafayette, dessen Anschluß an die Sache der Freiheit in ganz Europa Aufsehen machte. Indessen bat Lafayette später den König Ludwig XVI., wie er in seinen Memoiren erzählt, für seine „republikanischen Schwärmereien“ um Verzeihung, denn dieser „Held zweier Welten“ hatte die sonderbare Eigenschaft, unter der Republik Monarchist und unter der Monarchie Republikaner zu sein. Aus Polen kamen Koszciusko, der der erste Held seines Vaterlandes werden sollte, und Pulawski; aus Deutschland kam der früher in französischen Diensten gewesene Oberstlieutenant von Kalb, ein geborener Bayer, der für die junge Republik sein Leben ließ und in der Schlacht von Camden 1780 mit eilf Wunden bedeckt fiel. Ihm wurde in Annapolis ein Denkmal errichtet. Weiter kam aus Deutschland der Oberst von Steuben, gebürtig aus Magdeburg, der früher in preußischen und badischen Diensten gestanden und den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte. Dieser tüchtige Soldat, der erst Generalinspektor der Armee, dann Generalstabschef bei Washington war, erwarb sich die größten Verdienste um die Organisation der für die Unabhängigkeit kämpfenden Heere. Unter seiner kundigen und energischen Hand wurden aus den ungeordneten und zusammengewürfelten Schlachthaufen nach und nach kriegsharte Bataillone, die gleich alten gedienten Truppen kämpften. Friedrich Kapp schildert in seiner Biographie Steubens, wie es drüben aussah, als Steuben ankam. Er erschrak fast, als er die halbnackten und schlechtbewaffneten Leute sah, mit den langen struppigen Haaren und den fanatischen Gesichtern, die er zu kriegstüchtigen Soldaten machen sollte. Aber er fand, daß das Material ganz gut sei, und es gelang ihm über Erwarten.

Wir können sie nicht alle aufzählen, die drüben für die Sache der Freiheit fochten und bluteten. Ihr Andenken ist von dem dankbaren Amerika geehrt worden. Es waren viele Deutsche darunter; leider aber spielte Deutschland, oder vielmehr einzelne deutsche Staaten und Regierungen in jenem Kampfe noch eine andere Rolle und zwar keineswegs eine ehrenvolle.

Das ländergierige und reiche England bot alle seine Mittel auf, um seinen Kolonialbesiz zu behaupten, und da die Engländer noch das Werbesystem hatten, das englische Volk sich aber nur zum ganz geringen Teil gegen Amerika anwerben ließ, so kauften die Engländer bei einigen kleinen deutschen Fürsten die nötigen Mannschaften. Der Menschenhandel ward in aller Form abgeschlossen, nachdem selbst Rußland ihn abgelehnt hatte. Dieser Menschenschacher war in Deutschland schon lange Zeit üblich gewesen und die meisten Staaten hatten sich daran beteiligt. England zahlte an deutsche Fürsten, namentlich an die von Hessen-Kassel, Hanau, Waldeck, Braunschweig, Anspach und Zerbst etwa 1 800 000 Pfd., wofür ungefähr 30 000 Mann abgegeben wurden, von denen man einen großen Teil vorher einfangen mußte. Württemberg bot 1777 auch 3000 Mann an, aber der Handel kam nicht zustande. Erst 1787 kamen württembergische Truppen nach dem Kap der guten Hoffnung, wozu Schubart sein berühmtes Kaplied dichtete. Von den 30 000 Mann, die in Amerika fochten, kehrten etwa 17 000 zurück. Für jeden erschossenen Soldaten wurde ein besonderes Entschädigungsgeld gezahlt, weshalb der Landgraf von Hessen seinen General in einem Briefe tadelte, weil in einer Schlacht nicht genug von seinen Hessen gefallen waren. Schiller hat in seinem Drama: „Kabale und Liebe“ diesem Menschenhandel ein furchtbares und unauslöschliches Brandmal aufgedrückt. Vom Markgraf von Anspach erzählt man, daß, als die von ihm eingefangenen und an England verkauften Soldaten zu Ochsenfurt am Main meuterten, er selbst herbeieilte und mit gespannter Büchse in der Hand den Weitertransport bewachen half.

Doch genug hievon. Diese gezwungenen Feinde der Amerikaner waren begreiflicherweise nicht sehr für ihre Mission begeistert, daher zumteil die Mißerfolge der englischen Generale. Es lag in der Herbeiziehung solcher Truppen vielleicht eine Bürgschaft für den Sieg der Amerikaner, während in Europa sich Hessen und Braunschweiger, aus denen vorzugsweise die Mietstruppen bestanden, immer gut geschlagen haben.

Der Krieg wurde mit vielen Grausamkeiten geführt, was namentlich dem Umstande zuzuschreiben war, daß auch Indianer, sowohl im Dienste der Amerikaner als der Engländer, daran teilnahmen. Namentlich die mit den Engländern verbündeten Indianer hausten unmenschlich.

Zum Schlusse wollen wir als merkwürdig das Manifest hierher sezen, welches der Kongreß der sieben Staaten an die an England verkauften deutschen Truppen richtete. Dasselbe war unterzeichnet von John Hancock als Präsident, von William Thomson als Sekretär, und lautete:

„Christliche Herren und Mitbrüder! Da unsere unversöhnlichen Feinde, die Minister von Großbritannien, es für unmöglich halten, mit ihren eigenen und unwilligen Truppen uns zu bekriegen, so haben sie sich an Eure Landesherren gewendet, welche Euch ihnen überlassen, um durch Euren Beistand wahrscheinlicherweise den grausamen Entwurf, uns zu unterjochen und zu Sklaven zu machen, ins Werk zu sezen. Da wir für nichts anderes streiten, als was Natur, Vernunft und die britische Konstitution erfordern, so sind wir völlig berechtigt und können es mit der größten Freudigkeit tun, unsere Sache den Händen desjenigen zu empfehlen, der Gerechtigkeit ausübt und den Unterdrückten hilft. Wir haben uns an den Himmel gewendet; daher fürchten wir uns nicht vor dem, was uns Menschen tun können. Ja, da unsere Feinde sich äußerst bemühen, uns zu Grunde zu richten, halten wir es für unsere Schuldigkeit, uns an Euch zu wenden und Euch bei allem was heilig

ist zu beschwören, daß ihr überlegt, wie Ihr dereinst vor dem schrecklichen Gerichte Gottes das unschuldige Blut, das Ihr vergießen müsset, verantworten wollet, wenn Ihr Euch entschließet, unseren Feinden beizustehen. Ihr könnt keine Ursache zur Beleidigung von unserer Seiten haben. Wir haben Euch niemals das Geringste zu Leid getan; Ihr wußtet auch nichts von den unglückseligen Ursachen unserer Streitigkeiten. Da Ihr aber doch mit unseren Feinden an diesem Kriege, der weder nach den Gründen des Christentums, noch nach den Gründen der Weisheit und Ehre kann verteidigt werden, Teil nehmet, so hoffen wir, Ihr werdet nichts zur Unterdrückung eines bedrängten Volkes beitragen. Eure Landsleute fanden, da sie zu Haus gedrückt wurden, in Amerika eine Freistatt zur Sicherheit und genießen auch jezt derselben, unter dem Schatten ihrer eigenen Weinstöcke und Feigenbäume, in der vollkommsten Freiheit. Wir bieten Euch ebendasselbe an. Alle die, welche die Waffen niederlegen und sich mit uns vereinigen wollen, sollen hinlänglich Land bekommen und es sollen ihnen alle Bequemlichkeiten, nebst der gänzlichen Befreiung von allen Abgaben auf zehn Jahre verschafft werden. Ihre sollet alle Vorrechte der eingeborenen Amerikaner und die vollkommenste Freiheit der Religion haben. Wenn aber keine der angeführten Ursachen eine Wirkung hat und Ihr noch ferner unseren Feinden beistehen werdet, so werden wir Euch nicht als Leute von Ehre und als Soldaten betrachten und unseren Leuten die schärffsten Befehle erteilen, keinem von Euch Quartier zu geben."

Ueber die Wirkung dieser Proklamation ist uns nichts bekannt. Die am Schlusse enthaltene Drohung, keinem der deutschen Mietsoldaten Quartier zu geben, blieb Drohung; sie ist nicht ausgeführt worden.

Moderne Schicksale.

Novelle von **Carl Görlitz.** (7. Fortsezung.)

„Er geht," rief seine Frau, die sich vergeblich von der ängstlichen Leopoldine loszumachen suchte, „er wird mir entkommen, und ich werde ihn nicht überführen können! Daran sind Sie schuld, weil Sie mich hinderten, ihm zu folgen!"

Sie stand nun wirklich auf; aber Leopoldine erhob sich ebenso rasch und hielt unausgesezt die Hand der Rätin fest.

„Sie werden mich doch nicht allein lassen?!"

„Verfolgen Sie nur Ihre eigene Sache selbst weiter!" sagte die Justizrätin sehr ärgerlich, da sie fürchtete, ihren Mann nicht mehr einholen zu können.

„Nein, nein, ich weiche nicht von Ihrer Seite!" rief Madame Senger.

„Die beiden Damen sind schon zu Ende?" fragte Georg, der, da er die Damen sich erheben sah, herantrat.

„Beste Freundin, ordnen Sie die Rechnung," herrschte die Rätin sehr bestimmt Leopoldinen zu, „ich darf meinen Vorteil nicht aus den Händen lassen!"

Darauf stürzte sie hinaus und eilte ihrem Manne nach.

Leopoldine blieb in größter Verlegenheit allein zurück, rechnete mit dem Kellner und legte das betreffende Geld auf den Tisch. Als dies geordnet war, schlug sie den Mantel fester um ihre Schultern und wollte ihrer alten Freundin folgen. Gerade, wie sie die Hand auf das Schloß der Glastür legen wollte, sah sie draußen ihren Gatten erscheinen. Entsezt zog sie ihre Hand wieder zurück; an ein Verlassen des Saals war nun nicht mehr zu denken, denn sie wäre ihrem Manne gerade entgegengelaufen.

Als Georg, der sich nach der Entfernung Leopoldinens sogleich an das Aufräumen des von den beiden Damen besezt gewesenen Tisches gemacht hatte, die erstere wieder zurückkommen sah, glaubte er, daß dieselbe irgend eine Sache vergessen habe.

„Vermissen die gnädige Frau etwas?" fragte er.

„Nein, nein," stammelte sie in höchster Verwirrung, „geben Sie — mir noch eine Tasse Tee!"

„Eine Tasse Tee? Zu Befehl!"

Er rückte ihr den Stuhl hin und eilte darauf hinaus, um den bestellten Tee zu holen.

Leopoldine hatte sich wieder gesezt. Sie befand sich in wahrer Todesangst vor einer möglichen Entdeckung durch ihren Gatten, der unmittelbar, nachdem sie von der Tür zurückgetreten, ihr in den Saal gefolgt war.

Ein unglücklicher Zufall wollte, daß alle Tische im Saal besezt waren, nur nicht die an der Türwand stehenden.

Herr Senger hatte einen der nächsten gewählt und befand sich nur wenige Schritte von seiner Frau entfernt. Er forderte eine Lachsmajonnaise und eine Flasche Champagner, erhielt beides und entkorkte zunächst den Schaumwein. Augenscheinlich hatte er die Absicht, längere Zeit zu verweilen.

Die Lage Leopoldinens war wirklich bedauernswert; nach all den Gemütserregungen zitterte sie nun noch für sich, als ob sie selbst sich auf falschen Wegen befunden hätte.

Als der Kellner ihr die verlangte Tasse Tee brachte, erbat sie sich auch noch eine Zeitung. Sobald sie diese erhielt, gab sie sich den Anschein eifrigen Lesens, wodurch ihr längeres Verweilen weniger auffällig erschien. Sie war fest entschlossen, nicht eher ihren Plaz zu verlassen, als bis sich ihr Mann entfernt hatte. Mehr als alles andere fürchtete sie seinen Zorn; sie war so sehr gewohnt, nur nach seinem Willen zu leben, daß ihr der Gedanke, sich ihm zu erkennen zu geben, auch nicht im entferntesten in den Sinn kam.

Plözlich trat Baron Warren ein.

Es war ihm sehr peinlich, als er Senger erblickte; gern wäre er umgekehrt, aber es war zu spät, er war bereits von jenem bemerkt worden.

Mit stummer Verbeugung und etwas verlegenem Lächeln nahm er einen Stuhl neben Senger ein.

Leopoldinens Lage wurde immer fataler. Sie saß wie eine Maus in der Falle.

Senger bot dem Baron ein Glas Champagner, das dankend abgelehnt wurde, indem Herr von Warren vorgab, von Kopfweh geplagt zu werden. Verschiedene Fragen, die Senger an den jungen Mann richtete, wurden einsilbig beantwortet.

„Sie kommen mir ganz verändert vor," begann Senger die Unterhaltung und schlug sich plözlich vor die Stirn, als ob er sich erst jezt darauf besinne, „ah richtig, wir haben uns ja noch garnicht seit heute Morgen wiedergesehen, seit dem Abenteuer mit der schönen Engländerin, die Sie begleiten mußten!"

Der Baron hatte seine ganze Selbstbeherrschung nötig, um die Form höflicher Konversation zu beobachten. Er war nur in das Hotel gekommen in der Hoffnung, durch ein glückliches Ungefähr der Geliebten seines Herzens heute noch einmal zu begegnen. Die vorgerückte Stunde verbot ihm allerdings, persönlich bei ihr vorzusprechen, aber die Möglichkeit war nicht ausgeschlossen, sie im Speisesaal das Souper einnehmen zu sehen, wo er dann Gelegenheit gehabt hätte, sie ohne Auffälligkeit zu begrüßen.

„Die Dame scheint gegen Sie eingenommen zu sein," erwiderte er zögernd, „doch hoffe ich, daß diese gegenseitigen Mißstimmungen sich bald ausgleichen werden!"

„Das glaube ich nicht," sagte Senger mit dem Tone der Ueberzeugung, „ich bin ihr in ihren Absichten für die hiesige Residenz jedenfalls viel zu unbequem, als daß sie nicht in ihren Verdächtigungen gegen mich auf alle Weise fortfahren sollte. Es ist eben eine von jenen Damen — —"

„Von jenen Damen?!" unterbrach der Baron ihn heftig, „was wollen Sie damit sagen?"

Senger lächelte mit großer Ueberlegenheit, verbeugte sich sehr artig gegen den Baron und fuhr mit vollendeter Feinheit, durch welche leiser Spott nur ganz unmerklich hindurchdrang, fort:

„Ich wollte damit sagen, daß ich die Frauen überhaupt nur in zwei Klassen teile und auch nur zweierlei Benehmen gegen sie beobachte. Ein kluger Mann, der Welterfahrung hat, liebt die geistreichen Frauen, heiratet aber nur die beschränkten! Baron, die schöne Fremde scheint mir durchaus nicht einfältig zu sein!"

In diesem Augenblick schallte scharfes Klingeln vom Korridor her in den Saal. Bald darauf erschien Mohrmann, der, nach allen Seiten grüßend, auf den Oberkellner zuschreiten wollte.

In diesem Vorhaben wurde er aber durch das wunderbare Benehmen der Anwesenden gestört. Mehrere Gäste, gegen die er sich verneigt hatte, lachten ihm laut in das Gesicht, so daß er sich bestürzt umsah, da er sich die allgemeine Heiterkeit bei seinem Erscheinen nicht erklären konnte. Noch verwirrter wurde er, als Senger, ganz gegen seine Gewohnheit, lebhaft aufsprang, ihn am Arm ergriff und vor einen Spiegel führte.

Mohrmann erschrak. Ihm starrte ein fremdes Antliz aus dem Spiegel entgegen, ein wahres Mohrengesicht. In äußerster Verlegenheit erkannte er, daß er, mit schwarzem Schornsteinruß bedeckt, wirklich beinahe für einen Neger gelten konnte.

Eiligst entfernte er sich aus dem Saale, um sich zu säubern und seinem Gesichte die in Europa übliche Hautfarbe wieder zu geben.

Das Klingeln wiederholte sich so anhaltend, daß alles aufmerksam wurde. Der Oberkellner eilte hinaus, um nachzusehen, ob einer von den Zimmerkellnern seine Pflicht versäumt hätte. Als er die Treppe hinaufgekommen war, sah er, daß an dem Haustelegraphen sich die Klappe mit der Zahl „drei" geöffnet hatte. Das war die Nummer des Zimmers, welches Mistreß Jonston bewohnte. Er fand diese Dame schon in der geöffneten Tür ihres Gemaches im eifrigen Gespräch mit dem Zimmerkellner. Letzterer zuckte ratlos die Achseln.

„Was befehlen die gnädige Frau?" fragte Kaps, indem er näher trat.

„Ich kann nicht mehr in meinem Zimmer bleiben," sagte Mistreß Jonston hustend, „der Kamin raucht unerträglich."

Kaps ging in das von der Engländerin bewohnte Gemach und fand es derartig mit Qualm angefüllt, daß ein Aufenthalt in demselben allerdings unmöglich war. Er öffnete die Fensterflügel, um frische Luft hereinströmen zu lassen.

„Das wird Ihnen nichts helfen," sagte Mistreß Jonston, „ich habe bereits dasselbe versucht, aber nichts damit erreicht."

„Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau," erwiderte Kaps, „für diese ärgerliche Störung, die ich mir nicht erklären kann; augenscheinlich kommt der Qualm von oben, die Abzugsröhre scheint verstopft zu sein! Vielleicht haben Sie die Güte, sich einstweilen in den Speisesaal hinab zu begeben, ich sorge dafür, daß Sie so schnell wie möglich Ihre volle Bequemlichkeit wieder genießen." Darauf eilte er die Treppe hinab, um das Nötige zu veranlassen.

Mistreß Jonston ging mit verhaltenem Atem, da der Rauch troz der offenen Fenster sie empfindlich peinigte, noch einmal in ihr Zimmer zurück, warf einen Shawl um die Schultern, verschloß ihre Koffer und begab sich verstimmt nach dem Speisesaal.

Als Baron Warren sie eintreten sah, sprang er auf und eilte ihr entgegen.

„So habe ich gegen Erwarten heute noch einmal das Glück, Sie zu sehen!" flüsterte er ihr zu, und seinen Augen war nur zu deutlich anzusehen, daß er von dem Glück nicht nur sprach, sondern es auch wirklich empfand.

„Aber sehr gegen meinen Willen," entgegnete sie, „man vertreibt mich fast mit Gewalt aus meinem Zimmer! Auf dieser Reise verfolgen mich große und kleine Unannehmlichkeiten in ununterbrochener Kette."

Sie ließ sich in der Mitte des Saales nieder. Der Baron stand in ehrfurchtsvoller Erwartung vor ihr, ob sie ihm einen Plaz anbieten würde. Sie winkte freundlich mit der Hand, worauf er den Stuhl neben ihr einnahm. Dann teilte sie ihm mit, weshalb sie ihr Zimmer hatte verlassen müssen.

Leopoldine zitterte heftig, als sie die Engländerin eintreten sah; ihr Blut drang ungestüm zum Herzen, alle Qualen der Eifersucht erwachten aufs neue und geschärften Sinnes beobachtete sie von der Seite das Benehmen ihres Mannes, den sie in jedem Augenblick sich der Verhaßten nähern zu sehen fürchtete.

Dieser Fall trat aber nicht ein. Senger blieb im Gegenteil unbeweglich auf seinem Plaze; ein gewisses Behagen, ein Gefühl der Befriedigung schien ihn zu ergreifen, als er Mistreß Jonston eintreten sah, wenigstens verriet nichts äußerlich an ihm den Haß, der ihn gegen seine Feindin erfüllte.

Jezt kam auch Mohrmann, dessen Gesicht wieder in gewohnter Weiße glänzte, mit Kaps in den Saal zurück und schien dem Berichte, den ihm sein Oberkellner abstattete, mit größter Aufmerksamkeit zu lauschen. Er schüttelte, wie bedauernd, den Kopf, und trat mit tiefer Verbeugung an Mistreß Jonston heran. Sehr erfreulich klang seine Eröffnung gegen die Dame nun gerade nicht. Der Kaminfeger hatte den Rauchfang, der aus dem Kamin in Mistreß Jonstons Zimmer emporstieg und auf dem Boden in die große Feueresse mündete, total verstopft gefunden. Auf unbegreifliche Weise waren wollene und ähnliche Stoffe, wie es der Brandgeruch deutlich verriet, in das Heizrohr vom Boden aus hineingeraten, so daß ein Emporsteigen des Rauches unmöglich wurde. Der Schornsteinfeger hatte zwar gemeint, daß dieses Hindernis in einer Stunde zu entfernen sein möchte, Mohrmann wünschte aber, daß dies bis morgen bleiben sollte, da das damit verbundene Geräusch in der späten Abendstunde die andern Gäste seines Hotels stören könnte. Nun sei das ganze Hotel bis auf zwei Parterrezimmer von Reisenden besezt; kein Kämmerchen leer, so sagte wenigstens der Herr des Hauses, doch diese beiden Zimmer wollte er Mistreß Jonston mit Vergnügen zur Disposition stellen.

Mistreß Jonston neigte den Kopf zum Zeichen des Einverständnisses. Sie mußte noch froh sein, daß der Hotelier diesen Ausweg vorgeschlagen hatte, da ihr schon der Gedanke gekommen war, das Hotel gänzlich verlassen zu müssen. Baron Warren erbot sich sogleich, das Herabtragen ihrer Sachen zu übernehmen, was sie aber dankend ablehnte. Ihre Koffer waren verschlossen worden, ehe sie hinabging, und das wichtigste ihres Besizes, die rote Mappe mit den Dokumenten, hatte sie unter den Falten des sie umhüllenden schottischen Plaids verborgen. So blieb sie mit dem Baron in ruhigem Gespräch sizen und sah, wie ihre Koffer und Hutschachteln an der Glastür vorbei in ihr neues Logis transportirt wurden.

Die beiden, jezt für sie von Mohrmann bestimmten Salons waren große, elegant eingerichtete Räume, welche unmittelbar links hinter dem Hausportal ihren Eingang hatten. Die vier Fenster dieser beiden Zimmer lagen neben der Tür des Hotels nach der Straße zu. Da man von dem Trottoir aus leicht in diese Zimmer hineinsehen konnte, waren sie außer den großen Vorhängen von schwerer Seide noch mit kleinen, reichgestickten Tüllgardinen verhüllt. Außerdem hatten sie hölzerne Fensterladen, die zur Nachtzeit geschlossen wurden. Das erste Gemach war als Empfangssalon, das zweite als überaus luxuriöses Schlafzimmer eingerichtet.

Mistreß Jonstons Gepäck hatte dort bereits seinen Plaz gefunden und nun war das Stubenmädchen beschäftigt, das Schlafgemach zur Aufnahme der Dame für die kommende Nacht in Bereitschaft zu sezen. Das Mädchen wollte die Fensterladen des Schlafzimmers nach gewohnter Weise schließen; mit dem einen gelang es ihr, an der andern fehlte die eiserne Krampe. Das Mädchen drückte die Lade gegen die Scheibe, daß sie geschlossen schien; in Wirklichkeit blieb sie nur angelehnt und war ohne Anstrengung und geräuschlos leicht aufzustoßen.

(Fortsezung folgt.)

Sehnsucht.

Es wogt und rauscht das wilde weite Meer
Und düstre Wolken ziehen drüber her.
Tief sinnend blickt hinaus die blasse Frau,
Ob sie am Horizont kein Segel schau'.

Und träumend sieht auf ihrem Arm das Kind,
Wie ihm zu Füßen Well' auf Well' zerrinnt.
Es lauscht der Wasser Tosen Tag und Nacht,
Die ihm den Vater noch nicht heimgebracht.

Ach, käm sein freundlich Segel bald in Sicht!
Es heult der Wind, jedoch er bringt es nicht!

A. T.

Allerlei zur Frage der literarischen Produktion.

Zwanglose Plauderei von Egon Alt. (Schluß.)

„So wollen wir denn, Wertgeschäzter," fuhr ich in meiner Auseinandersezung mit dem literarischen Freibeuter fort, „von den Gänsefüßen, für welche Sie Sich — begreiflicher- und verzeihlicherweise — auf das lebhafteste interessiren, zu jenen andern übergehen, die Sie auch begreiflicher- aber unverzeihlicherweise konsequent ignoriren. Sie wissen es so gut als ich: Ich meine jene kleinen, unscheinbaren, trozdem aber ungemein bedeutungsvollen Häkchen, welche die Aufgabe haben, in Schriftwerken aller Art diejenigen Partien zu bezeichnen, die der Autor irgendwoher entlehnt hat."·

Der Pirat mir gegenüber lief ungeduldig und ärgerlich im Zimmer auf und ab.

„Aber ich bitte Sie," unterbrach er mich, „das ist doch dem Publikum ganz gleichgültig, aus welcher Fabrik unsereiner seine Gedanken bezieht, wenn sie nur was taugen. Herr Publikus will amüsirt sein, — ein flottgeschriebenes Feuilleton, in dem ein pikanter Einfall den andern jagt, ist sein Hauptpläsir. Die vertrackten Gänsebeine und die langweiligen Bemerkungen unter dem Text: ‚Siehe Werk so und so, pagina da und da,' würden ihn nur stören. Und dann bedenken Sie um Gotteswillen die Konkurrenz. Heute streitet mir niemand ab, der mich kennt, daß ich einer der gewandtesten, unerschöpflichsten Feuilletonisten bin. Wenn ich nun von morgen ab in mich gehe und gewissenhaft die tausend Quellen angebe, aus denen meine Unerschöpflichkeit gespeist wird — — dann kann mirs jeder dumme Junge nachmachen. Das Rezept zu der Sauce, in der ich die überall, oft mit vieler Mühe zusammengelesenen Geistesbrocken servire, ist auch bald erschnüffelt, — was dann? Soll ich mir durch die Konkurrenz die fünf oder höchstens zehn Pfennige, welche ich für die Zeile bezahlt erhalte, etwa bis auf einen Pfennig hinab schmälern lassen? Wenn der Preis meiner Arbeiten noch mehr gedrückt wird, als es ohnehin geschieht, muß ich verhungern, und wenn ich schmiere, wie man Stiefeln schmiert. — Apropos, da gleich auch ein Beispiel, wie sich ihre gänsebeinige Gewissenhaftigkeit ausnehmen würde: „Schmiere, wie man Stiefeln schmiert,*) Anmerkung unter den Text: Platen, Verhängnisvolle Gabel, Seite so und so. Wie ein Stachelschwein mit Stacheln würde so ein Artikel mit Gänsefüßen und Notensternchen geziert sein — —"

„Freilich," entgegnete ich langsam, und ich fühlte, daß sich meine Laune erheblich zu verdüstern begann, „aber woher kommt das? Einmal ist es eine Folge des Mangels an Originalität, unter dem heutzutage ein großer Teil unserer Literatenwelt leidet, zum andern ist es der unverantwortlich leichtfertigen und liederlichen Schreiberei geschuldet, mit der sich ein nicht minder großer Teil der Leute, die sich Journalisten und Schriftsteller nennen, genügen läßt, und das eine wie das andere geht hervor oder schließt sich, darin haben Sie recht, ganz passend den jämmerlichen materiellen Verhältnissen an, unter denen heute noch alles das schriftstellern muß, was sich noch keinen großen Namen erworben hat oder durch Glück und Gunst in den Hafen einer Redaktion eingelaufen ist."

Mein Gegenüber blieb vor mir stehen.

„Also, da gebens Sie's ja zu — die pekuniären Verhältnisse — darum vogue la galère — —"

„Halt, Bester, — wenn ich auch weiß, wie der Straßenstaub entsteht, so werde ich doch diejenigen nicht für sauber halten, die mit allem Behagen den Staub auf sich ablagern lassen und immer da zu finden sind, wo er am dicksten ist. Ein anständiger Mensch, den die Verhältnisse dazu drängen, anders als nobel zu handeln, wehrt sich dagegen, gibt sich ihnen nicht gefangen, sondern sucht sie mit saurem Schweiß, unter empfindlicher Seelenpein zu überwinden, und daß immer mehr Leute tapfer gegen die Misère unserer literarischen Zustände ankämpfen, darauf beruht die Zukunft mindestens unserer Tages- und sonstigen Zeitschriftstellerei! Denn es ist eine Misère, in der wir tief darin stecken, viel tiefer, als das Publikum ahnt. Wie werden heute nur gar zu oft nicht blos Zeitungs- und Journalartikel, sondern auch Broschüren und Werke, ungeheuer gelehrt aussehende Bücher gemacht! Wenn ich Ihnen heute den Auftrag übermittelte, werter Doktor, ein zweibändiges wissenschaftliches Werk über irgend etwas in der Welt, — seien es die amerikanischen Sprachen oder die Kulturgeschichte des Hosenknopfes zu schreiben, so werden Sie ohne Besinnen, falls ich Ihnen nur ein lockendes Honorar zusichere, darauf eingehen und werden nur fragen, genau wie der Schneider, bei dem ich mir ein Paar Hosen bestelle: Bis wann muß es fertig sein? Und wenn ich antworte: In zwei Monaten, — so werden Sie sagen oder denken: Kleinigkeit! Bei der affenartigen Geschwindigkeit, mit welcher ich die Feder über das Papier gleiten zu lassen gewohnt bin, bringe ich spielend täglich einen Druckbogen fertig, macht dreißig Druckbogen im Monat, sechzig in zwei Monaten, also wird das Werkchen sehr hübsch dickleibig werden und den Bildungsphilistern, für die es bestimmt ist, ungeheuer imponiren. Alsdann rennen Sie spornstreichs auf eine große Bibliotek, lassen sich der Bequemlichkeit halber, um nicht erst selbst die mächtigen Kataloge durchsehen zu müssen, vom Bibliotekar die Hauptwerke über den fraglichen Gegenstand nennen und geben, und flugs geht das Ausschreiben, zum Teil auch sicher das wörtliche Abschreiben los. Natürlich sind die beiden dicken Bände noch etwas vor Ablauf der bestimmten Frist fertig, denn hinter Ihnen stand mit der Hezpeitsche die atra cura des dringendsten Honorarbedürfnisses, und die Welt ist um ein Werk reicher über einen wissenschaftlichen Gegenstand, von dem der gelehrte Autor, in sehr vielen Fällen, ehe er darüber schrieb, nicht eine Silbe wußte, und nachdem er darüber geschrieben, nur eine blasse Ahnung hat. Ist es nicht so, mein Bester?"

Der Doktor krazte sich hinter den Ohren. „Es ist nur gut, daß Sie niemand weiter hört — —."

„Leider ist es oft noch schlimmer," fuhr ich fort. „Sehr oft geben Sie und Ihresgleichen sich nicht einmal die Mühe, mit Hülfe eines kundigen Bibliotekars möglichst gutes Material über Ihren Gegenstand sich zu verschaffen, sondern Sie nehmen was Ihnen gelegentlich der Zufall in die Hände spielt. Nehmen wir an, Sie fänden irgendwo eine geist- und kenntnisreich geschriebene Broschüre, welche eine allgemeininteressante Zeitfrage behandelt, aber schon vom Büchermarkt verschwunden und sehr wenig oder sogut wie gar nicht bekannt geworden ist. Ich wette zehn gegen eins, Sie werden die besten Stellen daraus nehmen, ein wenig vom eigenen Senf, d. h. die allezeit fertigen Phrasen dazutun, vielleicht noch aus einer anderen Broschüre oder einigen Zeitungsartikeln etliche Gedanken oder Abschnitte dazutun und im Handumdrehen ist eine neue Broschüre, wahrscheinlich mit einem pikanteren und sensationelleren Titel als die erste, auf dem Markte. Was ist nun die Folge solcher Art „literarischer Produktion"? Vielerlei. Zunächst, daß nicht nur auf dem bezüglichen Wissensgebiete nichts neues geliefert worden ist, sondern daß zweifelsohne von dem alten Guten, das in jenen Büchern oder Broschüren steckte, mancherlei, oft sehr viel verdorben und verloren gegangen ist. Ein Vertiefen in die fraglichen Werke, ein Prüfen derselben, ein Versenken in den Geist des Autors lag weder im Plane noch in dem Vermögen des wie mit Dampfkraft nachschriftstellernden Literaten. Wie ihm die Gedanken seines Autors auf den ersten Anblick erschienen, so gab er sie überall da wieder, wo er nicht wörtlich abschrieb, und wo er das tut, da blieb ihm immer noch durch die Gruppirung und Verknüpfung der Gedanken Gelegenheit übergenug, Spreu zwischen den Weizen, Mißverständnisse und Unsinn mitten in die trefflichen Ausführungen und Entwicklungen seines Originals hineinzustreuen. So erhält das Publikum nicht nur zwei-

mal gemünztes Geld, sondern eine vielfältig mit unedlen Metallen versetzte, in Wahrheit nichtsnutzige Legirung vorgesetzt, läßt sich jedoch in seinem Mangel an Sachkenntnissen und geblendet durch die gestohlenen Gedankenblitze sehr oft verführen, das elende Gemengsel für lautere Wahrheit anzunehmen, es zu seinem geistigen Eigentum zu machen, und, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, darüber mit Gott und aller Weltherumzustreiten. Das Publikum ist also zunächst der Genasführte und Geschädigte.

Aber das Publikum ist der geschädigte Teil nicht allein.

Der verständige, gewissenhafte Schriftsteller leidet noch viel empfindlicher unter solch verächtlicher Wirtschaft.

Er kann mit einem so produzirenden literarischen Zigeuner auf die Dauer nicht konkurriren, und wenn er so viel Wissen, wie zehn unserer größten Gelehrten zusammen und so viel Genie als Lessing, Schiller, Goethe, Shakespeare miteinander besäße, denn er wird unter allen Umständen mindestens langsamer produziren als jene.

Die Herren Buchhändler und Redakteure aber brauchen und bevorzugen in erster Reihe fixe und „gut versirte" Schriftsteller, und die Redakteure nehmen sich oft keine Zeit, die Buchhändler sind meist wissenschaftlich dazu nicht befähigt, die Manuskripte, welche ihnen zur Aufnahme in ihre Zeitschrift oder zum Verlag zugehen, einer ernsten wissenschaftlichen Prüfung zu unterziehen.

So gelangt denn in den meisten Fällen zur Veröffentlichung, was auf Bestellung flott geliefert wird und bei oberflächlicher Betrachtung geeignet erscheint, dem Publikum zu gefallen oder gar zu imponiren.

Der Dichter sagt:

> Die Weltgunst ist ein Meer, —
> Darin versinkt was schwer,
> Was leicht ist, schwimmt daher.

Ebenso ist es vielfach in der Literatur, zu deren und des gesammten Volkes ungeheurem Schaden.

Der achtbare, gewissenhafte Schriftsteller steht nun nicht blos in der Schwierigkeit seines Produzirens hinter den Preßpiraten zurück, sondern er ist vornemlich in den Augen des Buchhändlers auch noch inbezug auf den Preis, den er für seine Arbeiten fordern muß, gegen jene im Nachteil.

Was leicht und rasch zusammengelesen wird, kann zu so jämmerlichen Preisen, wie sie heutzutage für literarische Arbeiten gezahlt werden, gern abgegeben werden, was aber mühselig und langsam geschaffen wurde, kann nur der zu Schleuderpreisen hergeben, welcher ums Brot überhaupt nicht arbeitet.

So wird denn auch einer Plutokratie im Reiche des Gedankens das Feld bereitet. — Der opulent honorirte Universitätsprofessor, dem seine wissenschaftliche und politische Anschauungsweise, oder wenn nicht diese, so sein Karakter gestatten, sich mit den herrschenden Gewalten in Staat, Gesellschaft und Kirche auf guten Fuß zu stellen, muß alsdann in allen wissenschaftlichen Zeitschriften die erste Geige spielen, wenn nicht allein herrschen, während es der arme Teufel, welcher kein Vermögen und aus politischen oder andern Gründen keine Anstellung hat, weder zu einem auskömmlichen Verdienst noch zu Ansehen und Namen in der Schriftsteller- und Gelehrtenwelt bringen wird, mag er auch noch zehnmal gelehrter und arbeitsamer sein, als der auf dem goldenen Boden der Zunftgelehrsamkeit stehende Konkurrent.

Mein literarischer Zigeuner hatte indes immer deutlichere Zeichen seiner Ungeduld gegeben, endlich platzte er los:

„Aber, mein Bester, das weiß ich alles so gut wie Sie. Sie konstatiren Tatsachen und diese Tatsachen zwingen mich, genau so zu schriftstellern, wie ich es tue. Wäre ich einer von Ihren anständigen und gewissenhaften Schriftstellern, so wäre ich im Meere der Weltgunst, um mich so poetisch auszudrücken, wie es Ihnen beliebte, längst versunken, und auch nicht der lumpigste Rezensent nähme mehr einen literarischen Knochen von mir zwischen die Zähne."

„Nur still gehalten, Bester, und nicht das Kind mit dem Bade verschüttet," entgegnete ich. „Sie ignoriren absichtlich, daß ich ausdrücklich betonte, so wie ich es schilderte, sehe es vielfach aus in unserer Literatur, aber keineswegs überall. Neben den zu oberflächlicher, leichtfertiger Arbeit genötigten oder geneigten Redaktionen gibt es auch solche, die es mit ihrer Aufgabe sehr ernst nehmen, neben den mangelhaft befähigten und nur auf Gewinn erpichten Buchhändlern gescheite und nicht ordinär selbstsüchtige, neben den vielen mit dem Strome liederlicher Bücher- und Artikelschreiberei schwimmenden Literaten gar manchen, der ohne Ermatten gegen ihn ankämpft. Und jeglicher, der auch nur auf eine Spur von Achtung Anspruch hat, sollte und müßte auf der Seite dieser Minoritäten sein, — Minoritäten sind es freilich, — eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Menschen, die sich ihren schmalen Lebenspfad nur unter beständigen Kämpfen durch das Dickicht der Daseinsschwierigkeiten zu brechen vermag; aber das sage ich Ihnen, wer Ehre im Leibe und Geist im Schädel hat, der fühlt sich tausendmal wohler in den dünnen Reihen dieser Minderheit als in dem Gewühl des großen Haufens, der verkehrte Zustände für sich ausbeutet und der Trägheit und Unwissenheit des Publikums ein bequemes Leben zu danken hat. Die unfähigen und unwissenden Literaten, die überschüssigen Kommis und die verbummelten Studenten, die schiffbrüchigen Existenzen verschiedensten Herkommens, die sich kurz vor dem Versinken im Strudel des Lebens an das Tintenfaß klammerten, — sie mögen literarische Diebe sein und bleiben, aber die besseren Elemente, die geistig hervorragenden und nicht gerade auf der tiefsten Stufe materieller Daseinsmöglichkeit stehenden — sollten unter allen Umständen sich niemals zu einer literarischen Unehrlichkeit herbeilassen.

Und, sehen Sie, Bester, fuhr ich nach kurzem Innehalten, das mein etwas finster dreinblickendes Vis-à-vis diesmal nicht mit einer Bemerkung ausgefüllt hatte, fort, nun komme ich wieder auf die besagten Gänsefüße. Der anständige Schriftsteller kann, wird und muß gleichfalls schöpfen aus den reichströmenden Quellen der Literatur vor ihm und rings um ihn her. Es beweist schier unglaubliche Albernheit, wenn jemand verlangt, der Schriftsteller solle „ganz und gar Original" sein. Und doch ist solche Albernheit nichts Seltenes. Ich empfing z. B. vor einer Reihe von Jahren, just als ich mich eifrigst in das Studium der englischen Philosophie vertieft hatte, häufig den Besuch eines alten Herrn, der, Deutscher von Geburt, es in der spanischen Armee zum Offizier gebracht hatte und auf seine alten Tage wieder nach Deutschland zurückgekehrt war. Wiederholt hatte er die augenscheinlich uralten Quartbände auf meinem Arbeitstische mit Interesse von außen betrachtet und zugesehen, wie ich daraus und darüber ganze Hefte voll Exzerpte und Bemerkungen schrieb. Eines Tages fragte er: Was sind denn das eigentlich für Bücher? In der Ueberzeugung, daß ein gebildeter Mensch näherer Erklärung nicht bedürftig sei, antwortete ich: Das da ist Lockes Versuch über den menschlichen Verstand und das andere Humes Untersuchung über den gleichen Gegenstand, beide in der Tennemannschen Uebersetzung. Moderne Werke sind es nicht? fragte er weiter. Jetzt kam mir die Bildung des spanischen Kriegsmanns auch etwas spanisch vor, aber ich begnügte mich leise lächelnd zu erwidern: Nein, aber ganz 200 Jahre ist noch keines alt. Etliche Wochen nachher vernahm ich, daß der alte Herr, der inzwischen seine Besuche bei mir gänzlich eingestellt hatte, über mich mordsmäßig umherräsonnire: ich gehöre auch zu dem nichtsnutzigen Literatenvolke, das jeder Originalität bar sei und sich nur mit fremden Federn schmücke; er selbst hätte mich jetzt oft genug dabei ertappt, wie ich die urältesten Schmöker, die kein vernünftiger Mensch mehr lese, hervorhole und daraus meine Weisheit zusammenschriebe, statt selbständig zu schaffen, u. s. w. Solcher boshaften Urteilslosigkeit kann man denn meines Erachtens auch nicht besser begegnen, als wenn man die Art und Weise des schriftstellerischen Schaffens in seinen Arbeiten für jeden nicht ganz Blödsinnigen erkennbar hervortreten läßt. Denjenigen Schriftsteller, der, was er durch vielseitiges und gründliches Studium zu seinem geistigen Eigentum gemacht hat, in selbständiger Formulirung und mit eigenen Gedanken durchsetzt und ausgebaut, ohne allen Hinweis

auf die Quellen, aus denen er schöpfte, in Abhandlungen oder größeren Werken wiedergibt, kann gewiß kein Vorwurf unredlichen Schaffens treffen. Aber er erregt oder unterhält erstens bei den mindergebildeten und denkschwachen unter seinen Lesern die törichte Einbildung, daß er alles oder mindestens das meiste, was er da gibt, aus sich selbst habe, zweitens erschwert er den geistig Höherstehenden das eingehendere Studium des Gegenstandes, der ihm selbst am Herzen liegt, und die gewiß allezeit notwendige und dankenswerte Prüfung, ob er das Material, was ihm vorlag, aufs beste benuzt und ausgebeutet, ob ihm nicht hie und da doch Mißverständnisse mituntergelaufen sind und ihn zu falschen Schlüssen verführt haben. Endlich zeigt er nicht, wie er es könnte, wenn er selbst ein wahrhaft tüchtiger Mensch ist, dem Nacheifernden, dem jungen schriftstellerischen und wissenschaftlichen Nachwuchs, wie schriftstellerisch produzirt werden kann und soll und wo die vielen unerfahrenen Literaturbartel den Most des Wissens holen sollten, der in ihnen zu edlem Weine sich auszugähren vermag.

Der langen Auseinandersezung kurzes Resumé ist also: Man schreibe, wenn man sich nicht selbst mit den literarischen Spizbuben untersten Ranges auf gleiche Stufe stellen will, nie etwas nieder, von dem man weiß, daß es sich bei irgend einem literarischen Vorgänger findet, ohne die vielgenannten Gänsefüße, und wo es sich um irgendwie bedeutsame Mitteilungen, Gedanken, Urteile und Forschungsergebnisse handelt, da gebe man möglichst genau, so daß jeder Mensch, der lesen kann, die Angabe durch Nachschlagen leicht zu kontroliren vermag, die Quelle an.

Tun das immer mehr Schriftsteller, auch von denen, die für Zeitschriften Arbeiten leichteren Genres liefern, sofern diese nur nicht ganz des wissenschaftlichen Karakters entbehren, so wird das Publikum beständig an Einsicht in das Wesen schriftstellerischen Schaffens gewinnen und der Kulturverderb des Literaturdiebstahls immer mehr an Terrain verlieren; ehrliche Schriftstellerei wird an Ansehen und materiellem Erfolge reicher und das Abschriftstellern eine verachtete und brodlose Kunst werden.

Möchten Sie mit ihrer trefflichen natürlichen Begabung an diesem Werke nicht auch lieber mitarbeiten? fragte ich den schließlich ganz andächtig gewordenen Zigeuner.

Ich will es ehrlich versuchen, erwiderte er und reichte mir die Hand.

Ich verlor ihn bald nachher für längere Zeit aus den Augen. Ob er den ehrlichen Versuch wirklich gemacht hat, weiß ich nicht. Daß er ihm auf die Dauer nicht gelungen ist, obschon er gerade ihm bei ernstem Willen hätte gelingen müssen, weiß ich sehr wol. Er ist heute Literaturpirat und bei den Leuten ob seiner famosen Feder beliebt wie ehedem.

Wenn er diese Zeilen zu Gesicht bekommt, wird er wahrscheinlich die Achseln zucken und wiederholen, was er mir dereinst gesagt:

„Der will immer noch nicht einsehen, daß der Mensch nichts besseres ist und werden kann, als auch — eine Spottgeburt aus Dreck und Feuer."

Und das werde ich — allen literarischen und anderen Spizbuben der Welt zum Troz — auch niemals einsehen.

Poetische Aehrenlese.

Sturm.

Von Julius Rodenberg.

Der Regen rauscht, es saust der Sturm —
Nun komm, laß uns zum Meere gehn,
Und laß uns von dem Hafenturm
Hinunter in die Tiefe sehn.

Die Möve kreischt — der weiße Gischt
Sprizt häuserhoch und zischt und beißt,
Und mit des Sturmes Heulen mischt
Das Meer sich, das den Damm zerreißt.

Die Kette bricht, die Luke kracht,
Und Woge stürzt auf Woge schwer,
Und durch die schrecklich finstre Nacht
Scheint fern ein schwaches Licht im Meer.

Das Licht, das kommt vom Lootsenschiff —
Da liegen sie im Rettungsboot,
Und hinter ihnen liegt das Schiff
Und vorn und um sie liegt der Tod.

Die braune schaumbedeckte Faust
Ruht auf dem Steuer festgeballt;
Es lauscht das Ohr vom Sturm umsaust,
Ob fern kein Hilferuf erschallt.

Kein Hilferuf; kein Notlicht flirrt —
Der Sturm hat alles schon verzehrt.
Die Brigg, die fern auf See geirrt,
Hat er schon in den Grund gekehrt.

Das Kauffarteischiff, das von Brest
Passiren wollt' den Aermelsund —
Die Kohlenbark von Englands West —
Es liegt schon alles auf dem Grund.

Der Lampenwärter schürt den Brand
Im Hafenturm und blickt aufs Meer —
Er lehnt sich auf den Eisenrand
Und seufzt: „O daß es Morgen wär!"

Ein Ehepaar.

Weihnachtserzählung aus dem Proletarierleben in London.

Von H. Rackow. (Schluß.)

Was ich jezt noch zu erzählen habe, habe ich nicht selbst mit erlebt, sondern erst später durch Freunde und Zeitungsnachrichten erfahren.

Am nächsten Morgen 5 Uhr erwachte Bill und obgleich der Kopf ihm recht schwer war, schlüpfte er doch in seine Kleider, ging in den Hof, wo in einem kleinen Stall sein Esel und Karren stand, schirrte an und fuhr nach Spitalsfield Market, um seinem Geschäft nachzugehen.

Sobald er wieder auf seinem Karren saß, erinnerte er sich all seiner Vorsäze, — daß er noch einmal Droschenkutscher werden wollte mit eigenem Pferd und Wagen und seiner Polly das Leben so angenehm als möglich machen möchte; daß er sie schon gestern Abend geschimpft hatte oder gar hatte schlagen wollen, wußte er garnicht; gesagt hatte sie es ihm nicht, sie schlief noch fest, als er fortging; er störte sie auch nicht, wozu auch?

Während der nächsten paar Monate ging alles so ziemlich gut, von Zeit zu Zeit verzürnte sich Bill einmal mit seiner Polly, was dieser dann gewöhnlich ein blaues Auge eintrug, doch wurde immer bald wieder Friede geschlossen und das momentan verunzierte Auge war bald wieder gesundet und auch vergessen.

Eins nur machte Bill manchmal besonders verdrießlich, doch glücklicherweise stimmte Polly in diesem Punkte mit ihrem Manne überein, seine Schwiegermutter konnte er nicht leiden, denn erstens hatte sie ihr Wort nicht gehalten, das als Hochzeitsgeschenk versprochene Waschgeschirr war nie gekommen, und zweitens hatte sie die üble Gewohnheit, immer Sonntags gerade zur Mittagszeit zum Besuch zu kommen.

Das war fatal, man mußte ihr doch einen Plaz am Tisch anbieten, und dann hatte sie immer einen gesunden Appetit, was gewöhnlich die Portionen für Bill und Polly bedeutend verkleinerte.

Doch man mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, denn ungefähr vier Monate nach der Hochzeit schenkte Polly ihrem Bill einen kleinen Sohn und da konnte man die Mutter gut gebrauchen.

Dieser Gang der Dinge ist hier etwas sehr gewöhnliches; der einzige Unterschied zwischen Bill und Polly und andern jungen Leuten bestand eben nur darin, daß sie vier Monate vor der Geburt des Kindes zum Standesamt gegangen waren.

Polly war natürlich überglücklich und stolz auf ihren Sohn und trug ihn, sobald sie nur erst wieder genesen war, bei all' ihren Freundinnen herum, welche das kleine Ding natürlich alle allerliebst fanden, so daß Polly zulezt wirklich glaubte, sie besize das schönste und feinste Baby (Beebi) in ganz London.

Fein war es in der Tat, nur zu fein, so das man wohl schwerlich an das Gedeihen des Kindes denken konnte, wenn nicht die allergrößte Sorgfalt angewandt wurde, und was verstand davon die arme Polly, das sechszehnjährige Ding; und wenn sie es verstand, konnte sie diese Sorgfalt üben, verfügte Bill über die notwendigen Mittel? Sicherlich nicht.

Und imgrunde genommen, war denn soviel an dem Aufwachsen von Pollys Liebling gelegen? Was ist denn in der Regel das Loos dieser Kinder der Armen, der ganz Armen?

Als Säugling unverständige Behandlung seitens der Mutter, als Folge davon Krankheiten; als Kind Einsamkeit und Wandern von Hand zu Hand, weil Mutter wie Vater arbeiten müssen; als Mann Armut, vielleicht Laster und endlich — Galgen oder Gefängnis, im glücklichsten Fall das Armenhaus.

Einige Wochen waren vergangen, als Bill plözlich wahrzunehmen glaubte, daß in die Vaterfreuden doch einige recht bittere Wehrmutstropfen gemischt seien.

Seine Schwiegermutter und andere nannten es den „Segen“, für ihn war es schon eine „kleine Kröte“, die ihn Nachts nicht schlafen ließ und soviel Geld kostete.

Das Geld konnte er gar nicht alles aufbringen, seine und Pollys beste Kleider wanderten zum Pfandleiher, um nur für den „Kleinen“ eine Saugflasche, etwas Leinwand u. s. w. kaufen zu können.

Polly suchte zu allem diesen das beste Gesicht zu machen, sie hungerte selbst, um nur das Notwendigste für den Liebling anschaffen zu können, ohne dafür immer Geld von Bill verlangen zu müssen.

So ging der Kampf ums Dasein fünf Monate fort, um welche Zeit Polly den kleinen Sohn nicht mehr so oft ihren Liebling nannte, Bill ihn aber geradezu als eine Last betrachtete.

Unterdes hatte sich der November bemerkbar gemacht, und zwar in einer recht unangenehmen Weise, so daß man auf einen ziemlich harten Winter rechnen konnte.

Bill arbeitete mit aller Anstrengung und hatte schon die hier üblichen Vorbereitungen zum Weihnachtsfest getroffen.

Er war einem Gänseklub und einem Bierklub beigetreten, wodurch ihm die Möglichkeit wurde, gegen einen kleinen wöchentlichen Beitrag zu Weihnachten eine fette Gans und eine Gallone Bier zu bekommen, so daß, wenn ihnen nicht geradezu ein besonderes Unglück zustieß, sie ein vergnügtes Weihnachtsfest feiern konnten.

Es sollte anders kommen.

Eines Abends saßen Bill und Polly am Kamin, in dem ein tüchtiges Feuer brannte, das jedoch seine Wärme nur höchstens zwei bis drei Fuß im Halbkreis um den Kamin verbreitete, im übrigen war das Zimmer kalt und ungemütlich.

Draußen war recht schlechtes Wetter, der Wind heulte und pfiff kalt zu allen Fenstern und Türrizen herein, weshalb denn Polly auch so nahe als möglich ans Feuer rückte, um wenigstens das Baby möglichst warm zu halten.

Sie sprachen gerade von Weihnachten, sie sprachen jezt kaum etwas anderes; Polly erzählte ihrem Bill, wie sie die Gans zubereiten würde, und dieser hörte andächtig zu und schnalzte ab und zu mit der Zunge, als hätte er schon den fetten Bissen im Munde. Da ging plözlich die Tür auf und herein trat Joë, Bills Stalljunge, ein Kind von zwölf Jahren, eins jener unglücklichen Geschöpfe, die nie Vater oder Mutter gekannt haben und buchstäblich auf der Straße aufwachsen. Joë hatte zumteil vom Mitleid, zumteil vom Mundraub gelebt, schlief in offen gelassenen Torwegen oder unter Eisenbahnbrücken, bis ihn eines Tages Bill fand und ihn aus Mitleid mitnahm. Von da an hatte er „Engagement“. Bill gab ihm vier Pence pro Tag und erlaubte ihm außerdem mit dem Esel den Stall als Schlafstelle zu teilen. Welch' Glück für den armen Kerl; er war auch erkenntlich dafür und hing mit rührender Treue an Bill und seinem Esel.

Man sah es ihm an, als er eintrat, er hatte seinem Herrn nichts Gutes zu melden; sein Blick, voll Schrecken und Trauer, schien sagen zu wollen: nun muß ich wohl wieder auf die Straße gehen.

Endlich trat er einen Schritt näher zu Bill und preßte die Worte hervor:

„Master, unser Esel liegt im Sterben, es scheint ihm sehr schlecht zu sein.“

Als wenn eine Natter plözlich Bill gebissen hätte, so sprang er auf von seinem Stuhl und war auch schon in der nächsten Minute im Stall.

Da lag der Esel, sein ganzes Kapital, zähneklappernd und vor Frost den ganzen Körper schüttelnd; offenbar, es war keine Hilfe mehr, nur noch wenige Minuten und das arme Vieh hatte seinen lezten Atem ausgehaucht.

Polly war ihrem Manne gefolgt, auch Charley, der Kompagnon, war gekommen, und so standen sie alle um das Strohlager, um das Sterbelager des Esels.

Joë war niedergekniet und streichelte den Hals des armen Tieres. Sein bester Freund, mit dem er seit einigen Monaten das Nachtlager geteilt hatte, lag im Sterben, und sein Sterben bedeutete für ihn wieder die ärgste Not und das schlimmste Elend.

Auch die andern hatten ihre Hoffnung auf den Esel gebaut, er sollte ihnen durch den Winter helfen, ihnen ein fröhliches Weihnachtsfest schaffen. Jezt war er tot.

Am nächsten Morgen wurde Rat gehalten und beschlossen, da das Geld zum Ankauf eines neuen Esels nicht aufzutreiben war, das Kompagniegeschäft aufzulösen und das Inventar zu verkaufen.

Was nun machen, das war die große Frage, die es zu entscheiden galt.

Charley, Bills Kompagnon, war schnell entschlossen, er kaufte sich einen Schuhwichskasten, Bürsten rc. und etablirte sich an einer Straßenecke neben einem Wirtshaus als Schuhpuzer, nachdem er sich dazu die polizeiliche Erlaubnis eingeholt hatte.

Bill hatte andere Pläne, er meinte, er müsse eine Stelle suchen und finden, als Hausknecht, Ausläufer oder irgend dergleichen.

Der arme Junge wußte nicht, wie schwer es in London fällt, eine solche Stelle zu suchen, zumal die erste Stelle, ohne Zeugnisse, ohne Empfehlungen und dazu obendrein im Winter.

Vier lange Wochen hatte er Tag für Tag gesucht, ohne Erfolg, überall vertröstet oder — abgewiesen.

Sein sehr kleines Kapital war troz aller Sparsamkeit bald aufgezehrt, da — endlich fand er Arbeit.

Ein mitleidiger Teaterdirektor engagirte ihn als wandelnde „Litfaßsäule“. — Zwei Plakate auf Bretter geklebt wurden ihm an Riemen über die Schultern gehängt, so daß eins am Rücken, eins vorn über der Brust herunterhing. So mußte er durch die Straßen wandern, um dem Publikum die Teateranzeigen entgegenzutragen.

Das war zwar keine Hausknechtsstelle, aber es war doch etwas, er bekam dafür pro Tag einen Schilling.

Einen Schilling pro Tag und davon Frau und Kind ernähren — in London.

Keine Feder kann beschreiben, was das heißen will.

Wo waren all die schönen Hoffnungen hin, wo die Gans und das Bier für Weihnachten!

Hunger war das Loos für Bill, Hunger für Polly und den kleinen „Liebling“.

So ging es einige Wochen fort, der arme Bill hungerte, er war schon so schwach, daß er kaum noch die Bretter tragen konnte, seine Polly und das Baby verkümmerten vor seinen Augen mehr und mehr und er hatte sich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, ins Armenhaus zu gehen, wenn es ihm nicht bald gelänge, mehr zu verdienen.

Da endlich in der ersten Woche des Dezember fand er einen Freund, der ihm helfen wollte, aber nicht ohne Bedingungen. Bill hatte sich lange gesträubt, aber immer wieder sah er seine hungernde Polly, sein dahinsiechendes Kind vor sich. — Da endlich gab er nach.

Eines Abends kam er mit diesem Freund nachhause, welcher als Abschlagszahlung für Polly ein Brot und etwas Wurst mitgebracht hatte.

Die beiden Männer setzten sich in eine Ecke des Zimmers und flüsterten miteinander, Polly saß in der andern Ecke am Tisch, das Brot lag vor ihr; aber wie war es denn, sie hatte doch Hunger, und doch — essen mochte sie nicht, sie beobachtete die beiden Männer, hören konnte sie nichts, aber sie ahnte nichts Gutes.

„Nun wollen wir gehen," sagte endlich Bills Freund, und sich zu Polly wendend, setzte er hinzu: „wir werden bald wieder da sein," damit verließ er das Zimmer.

Auch Bill stand auf und reichte Polly die Hand. „Adje Polly," sagte er, und bückte sich und küßte sie auf die kalte Stirn.

Polly stand mit einemmale auf ihren Füßen, hing am Halse ihres Mannes und sagte: „Bill, bleib bei mir, geh nicht mit diesem Manne, er hat ein böses Gesicht, ich fürchte, du begehst etwas Schlimmes, bleib bei mir!"

„Laß mich los, Polly," sagte Bill, „ich kann nicht länger warten, fürchte nicht für mich, ich werde bald wieder da sein."

„Oh, bleibe bei mir!" wiederholte Polly und umschlang ihn fester.

Da steckte der Freund wieder den Kopf durch die Türspalte und rief: „Na, Bill kommst du bald?"

Bill machte sich los von Polly und im nächsten Augenblick war sie allein im dunklen Zimmer.

Sie fiel auf den Stuhl zurück und blieb da die ganze Nacht, im halbbewußtlosen Zustand wartend auf die Rückkehr ihres Mannes.

Stunde auf Stunde verging, aber ihr Bill kam nicht wieder.

Früh am Morgen litt es sie nicht länger in dem öden, kalten Zimmer; Bill war immer noch nicht wieder da. Sie nahm ihr Kind, hüllte es in ihren Shawl und ging hinunter in die Straße.

An der nächsten Ecke traf sie Charley, den früheren Partner ihres Mannes, welcher in der Mitte einer Gruppe junger Männer stand und sich angelegentlichst unterhielt.

Als er Polly gewahrte, durchbrach er den Kreis der ihn Umstehenden und ging auf sie zu mit den Worten: „Na, arme Polly, du hast wohl schon die Neuigkeit gehört?"

„Nein!" sagte sie zitternd und ein Schrecken fuhr plözlich durch ihre Glieder.

„Nicht? Nun dein armer Bill ist totgeschossen, arme — —"

Bevor er noch den Saz beenden konnte, brach sie bewußtlos zusammen.

Im Laufe der nächsten Stunden, als sie sich wieder erholt hatte, — man hatte sie in ihre Wohnung zurückgebracht — hörte sie die traurige Nachricht im vollen Umfange.

Es war eine kurze Geschichte.

Bill hatte mit seinem neuen Freunde einen Einbruch verübt; nach vollendeter Tat hatte der Kumpan ihm seinen Anteil nicht geben wollen, es entspann sich ein Streit, und der neue Freund, ein alter professionirter Einbrecher, machte kurzen Prozeß, er schoß Bill übern Haufen; die Kugel hatte ihn mitten ins Herz getroffen, er war auf der Stelle tot. Der Freund war entkommen.

Es kam nun eine traurige Pflicht nach der andern für Polly zu erfüllen. Sie mußte vor der Totenjury erscheinen, fürs Begräbnis sorgen und was sonst alles damit verknüpft war.

Als alles beendet war, war auch inzwischen alles, alles zum Pfandhaus oder zum Trödler gewandert, Polly hatte nichts mehr als ihren Liebling.

Der Hauswirt machte gute Miene zum bösen Spiel, wo nichts mehr war, hatte auch er sein Recht verloren, er begnügte sich damit, Polly und ihren Liebling aufs Straßenpflaster zu werfen.

Polly wanderte zu ihrer Mutter, doch diese hatte, wie alle übrigen „Freunde", nur einen Rat: Sie solle ins Armenhaus gehen.

Das ging aber nicht so leicht.

Die arme Polly hatte einen gewissen Stolz; ins Armenhaus freiwillig gehen — nein, das konnte sie nicht.

Sie nahm ihr Baby und wanderte umher, bei Nacht kauerte sie in Winkeln, immer ihren Liebling bei sich, unter ihrem Shawl wärmend; am Tage verkaufte sie Streichhölzer, denn Betteln ist im reichen London verboten.

Es war Weihnachtsabend — und was für ein Abend. Ein dichter, nasser, kalter Nebel hatte sich über die Riesenstadt gelagert, so dicht, daß aller Verkehr gehemmt war, Straßenbuben boten sich den Fußgängern mit Fackeln als Wegweiser an, das Licht der Straßenlampen konnte den Nebel nicht durchdringen, man sah es kaum, wenn man am Fuße der Gaslaterne stand, und dabei war es kalt, entsezlich naßkalt, es durchdrang die wärmste Kleidung und den bestgefüllten Magen.

Es war ein Wetter, wie man es eben nur in London erlebt.

Eine Frauengestalt kauerte unter einer Eisenbahnbrücke; jezt erhob sie sich, sie hatte wohl ausgeruht vom langen Wandern da auf dem Pflaster.

Es war Polly mit ihrem Liebling. Sie nahm ihre Wanderung wieder auf — wann sie sie wohl beenden wird?

Sie weiß es nicht, sie ist halb bewußtlos, sie fühlt kaum den Nebel, die Nässe, die Kälte, immer fort wandert sie, von Zeit zu Zeit nur ihren Liebling fester an sich drückend.

Da, plözlich bleibt sie stehen, helle Lichtstrahlen dringen ihr entgegen, sanfte Orgeltöne schlagen an ihr Ohr, vermischt mit dem Gesang geistlicher Lieder.

Sie steht vor einer katolischen Kirche, es ist Mitternacht, drinnen hält man die Weihnachtsabendmesse.

Ein Gedanke durchzuckt sie, dort drinnen ist es wohl warm.

Unwillkürlich steigt sie die Stufen hinan und tritt ein.

Milde Wärme strömt ihr entgegen, vermischt mit Wohlgerüchen. Alles ist hell erleuchtet, der Altar ist umkränzt mit tausenden von Kerzen und die Kirche ist gefüllt mit andächtigen Gläubigen.

Soll sie vorgehen ins helle Licht? nein, wozu denn, sie will ja nur Wärme, und die ist auch hier am nächsten Pfeiler von kostbar polirtem schwarzen Marmor; sie kauert nieder an diesem Pfeiler. — Ach, wie schön ist es hier — wird sie hier bleiben können? Es ist doch ein Gotteshaus!

Sie drückt ihr Kind fester an sich, sie fühlt sich etwas wohler.

Ach, hätte sie es lieber nicht getan; es fängt an zu schreien und im nächsten Augenblick kommt ein Kirchendiener und — heißt sie hinausgehen.

„Ich bin so kalt und —" hungrig wollte sie sagen, doch schon hatte er ihren Arm gefaßt und führte sie hinaus; ihr erstarb das Wort auf den Lippen; sie ging hinaus und sezte ihre Wanderung fort. — Was wollte auch sie, ein Bettelweib, in der Kirche? — Die Kirche ist nicht zum wärmen da, dort soll man beten!

Wie lange sie gewandert war, sie wußte es nicht. Schon manchmal hatte sie für einen Augenblick in einem Winkel gekauert, um neue Kraft zu schöpfen; endlich war sie erschöpft, — sie war einer Ohnmacht nahe.

Da stand sie wieder vor einem großen Gebäude, aber es war alles dunkel.

Eine große breite Treppe lag vor ihr, sie kauerte auf der untersten Stufe nieder, allmälich kroch sie höher hinauf, halb bewußtlos, aber sie hatte da oben große gewaltige Säulen gesehen, dahinter mußte sie wohl geschützt ruhen können!

Als sie endlich oben war, war sie ganz erschöpft, das Bewußtsein schwand mehr und mehr, hinter einer dicken Säule hatte sie sich hingestreckt, ihren Liebling fest an ihren Busen drückend.

Wie sie dalag auf den kalten Steinen, schon durchnäßt vom Nebel, das arme Ding, sie wußte nichts mehr, — und das war gut.

Wie im Traum drückte sie ihr Kind an sich und lispelte: „Mein Engel, mein armer Bill, mein armer Mann!" — dann war sie still, ganz still.

Ein mächtiger Glockenschlag ertönte hoch über ihr vom Turme.

Ob sie ihn noch hörte? Sie zuckte zusammen, aber dann rührte sie sich nicht weiter.

Die Uhr vom Turme der St. Pauls Katedrale hatte drei geschlagen. —

Jezt schlug sie vier, die mächtigen Schläge verhallten langsam in der stillen Nacht. Polly lag immer noch da, still, sie hörte nichts mehr, sie war längst eingeschlafen, sie und ihr Kind, — beide um nicht wieder zu erwachen. — —

So starb am Weihnachtsabend in der Metropole des Reichtums, in London, auf den Stufen der christlichen Hochkirche Englands eine Proletariermutter mit ihrem Kinde!

Unsere Illustrationen.

Die unterbrochene Vorstellung. (S. 177.) Das Dörfchen G. liegt in einem jener tiefen Täler des Schwarzwaldes, die sich an den Abhängen des großen Gebirgszuges hinziehen. Ganz weltvergessen hängt es, wie an die Bergwände geklebt, zwischen den gewaltigen Gebirgsstöcken, welche die Täler bilden. Hier könnte der Dichter mit Recht sagen:

„Welt, o Welt, wie liegst du so weit!"

Es geht im allgemeinen ruhig zu und würde noch ruhiger sein, wenn der Müller Andres nicht wäre. Der ist ein lustiger aber auch gewalttätiger und zuweilen etwas boshafter Patron. Wenn eine Prügelei im Dorfe vorkommt, so spielt er sicher eine Rolle dabei. Er ist ein gefürchteter Raufbold und hat schon manchem, wie er sich ausdrückt, eine tüchtige Tracht Prügel aufgeladen. Er hat stets einen großen und bissigen Hund bei sich, seinen Nero, der „auf den Mann" dressirt ist und der an den Raufereien seines Herrn mit großer Sachkenntnis teilnimmt.

Der Andres ist ein leidlich hübscher Mensch und die Dorfschönen sind mit ihrer Gunst gegen ihn nicht allzu zurückhaltend gewesen. Allein er hat sie immer zum Besten gehabt. Immer hat er es mit mehreren zugleich gehalten, und endlich kam es so weit, daß die erzürnten Mädchen beschlossen, keine von ihnen solle sich mehr mit dem Andres überhaupt befassen. Wenn er also heiraten will, muß er eine Fremde aus einem anderen Dorfe nehmen. Und der wollen sie das Leben schon verleiden.

Einstweilen haben sie aber viel von dem losen Andres auszustehen. Er foppt und ärgert sie, wo er nur kann. Diese Mädchen tragen jene sonderbare Tracht: kurze, gefaltete Röcke, die kaum übers Knie reichen, weiße Strümpfe, rot und weiße Mieder und auf dem Kopf jene ziegelroten Strohhüte, welche die Form einer gewöhnlichen „Angströhre" haben. Die Zöpfe fallen auf den Rücken hinab und sind mit langen Bändern durchflochten, daß die Enden der lezteren den Boden berühren. Andres macht sich ein Hauptvergnügen daraus, auf dem Jahrmarkt

oder bei sonstigen Gelegenheiten, wenn die Mädchen zusammenstehen und eifrig schwazen, diese Zöpfe fest aneinander zu verknoten, daß die Mädchen sie kaum wieder lösen können. Wenn sie dann nicht auseinander können und sich recht ärgern, hat er seinen Spaß daran. Aber am meisten quält er sie mit seinem Hunde, den er förmlich dazu abgerichtet zu haben scheint. Das Untier bellt die Mädchen an und springt an ihnen in die Höhe, seinen fürchterlichen Rachen aufsperrend, als wolle er alles in Stücke reißen. Das geschieht nun freilich nicht, aber die Furcht ist groß und der Andres will sich manchmal vor Lachen ausschütten, wenn sein Hund einen Trupp schwazender Mädchen und Frauen wie eine Heerde Gänse auseinander jagt.

Einmal sind dem Andres seine Späße aber doch schlecht bekommen.

Ein wandernder Italiener kam nach dem stillen und entlegenen Dorf G. und brachte seine Gattin und — einen Affen mit, einen wirklichen dressirten Affen. Das war eine Aufregung in dem Walddörfchen, denn einen Affen sieht man dort nicht so leicht, mit Ausnahme jener bekannten Spezies, welche sich die rüstigen Burschen des Dorfes am Sonntag in den Wirtshäusern anzuschaffen pflegen. Also der Affe kam und mußte seine Kunststücke machen. Der Italiener und seine Frau stellten einen Tisch mitten auf die Dorfstraße, und dort sollte der „gelehrte Affe“ seine Künste zeigen.

Bald war der größte Teil der Dorfbewohner um den Künstler versammelt, welcher sich seinerseits in prächtigem Kostüm präsentirte. Der Affe trug einen Generalshut und eine Generalsuniform, blau mit vergoldeten Schnüren, während hinten zwischen den Schößen des Uniformsfrack sein langer Schwanz zum Vorschein kam. Seine Funktionen waren allerdings von denen eines kommandirenden Generals sehr verschieden, denn der Herr General hatte nicht zu kommandiren, sondern wurde selbst kommandirt. Er mußte das Gewehr präsentiren und abfeuern, was sonst nur die gemeinen Soldaten zu tun pflegen. Dann mußte er eine Pistole abfeuern; kurz, alle seine Dienste waren derart, daß auch die Dümmsten im Dorfe nicht etwa einen großen Strategen hinter ihm suchten, sondern überzeugt waren, man habe es nur mit einem Affen, wenn auch mit einem geschickten zu tun.

Die Dorfbewohner aber sahen ihm andächtig zu und des Ochsenwirts Karl, der beim Militär war und sich auf Urlaub befand, meinte zu einem andern: „Das Vieh präsentirt gerade so gut wie ich!“

Inzwischen aber erschien der lose Andres in der Nähe und hatte richtig auch seinen bösen Hund bei sich. Kaum sah er die vielen Frauen und Mädchen beisammen stehen, als er auch die Gelegenheit benuzte, seiner Bosheit zu fröhnen. Alsbald erschien das grimmige Tier unter dem Haufen und richtete eine große Verwirrung an; einige Mädchen liefen kreischend zur Seite, andere ließen ihrer Zunge freien Lauf und räsonnirten heftig gegen den Urheber der Verwirrung.

So kam der schlimme Nero auch in die Nähe des Affen und dieser wurde dadurch in der Ausübung seiner Kunstfertigkeit gestört. Er sah hochmütig auf den anderen geschwänzten Vierfüßler hinab, der es noch nicht so weit gebracht hatte, auf zwei Beinen gehen zu können. Vielleicht dachte der Affe auch darüber nach, wie weit er geistig einem Geschöpfe überlegen sei, das in seiner Entwicklung sich noch so weit von der „Krone der Schöpfung“, dem Menschen, befinde. Oder hatte er vielleicht die neuesten Darwinianer gelesen und dachte nach, ob es nicht möglich sei, die zwischen Affe und Mensch bestehende Grenzscheide zu überspringen? In diesen Gedanken wurde er aber sehr unangenehm gestört durch den Stock seines Herrn, der ärgerlich war, weil er fürchtete, die Vorstellung möge in die Brüche gehen. In seiner Wut applizirte der Italiener seinem Affen einen so heftigen Stockstreich auf jenen Körperteil, wo sich die niedliche Zier der Gesäßschwielen befindet, daß der Affe lautheulend auffuhr und von dem Tische herabsprang. Und merkwürdigerweise kam er gerade rittlings auf den bösen Nero zu sizen.

Wenn einen Hund ein Affe reitet, so ist das gerade, wie wenn eine arme Seele der Teufel reitet. Nero war kein feiger Hund, allein es hatte ihm eben noch niemand zugemutet, als Reitpferd zu dienen, und das Neue und Ungewohnte erschreckte den Vierfüßler. Statt den uniformirten Reiter abzuschütteln, ging er in rasendem Galopp mit ihm durch und der Affe hielt sich auch fest wie ein alter gedienter Reitersmann. Es war ein herrlicher Anblick, Roß und Reiter so dahinfliegen zu sehen; nur das war merkwürdig, daß Nero den Schwanz einzog, den er sonst so stolz emporgerichtet trug.

Umsonst schrie der Italiener in seinem Kauderwelsch nach seinem Affen, umsonst brüllte Andres mit Stentorstimme hinter seinem Hunde her. Nero, von blinder Furcht getrieben, verschwand bald um die Biegung des Weges und jagte in den nahen Wald hinein.

Nun hielt sich der Italiener an Andres und da sie sich nicht leicht verständigen konnten, gerieten sie in Streit; sie gingen auch bald zu Tätlichkeiten über. Der Italiener war ein kräftiger Mann. Andres konnte ihm wohl Stand halten, allein die derbkräftige Ehehälfte des Italieners beteiligte sich am Kampfe und fiel Andres von hinten an, während er mit ihrem Manne kämpfte. Der Müllerssohn ward niedergeworfen und exemplarisch durchgebläut, während die sämmtlichen Dorfschönen im Kreise standen und schadenfroh zusahen, wie ihr Peiniger einmal eine gehörige Tracht Prügel abbekam, die sie ihm alle herzlich gönnten. Erst nach geraumer Zeit ließen der Italiener und sein Weib ihr Opfer los und gingen ihren Affen suchen.

Im Walde sah man Nero unter einem Baume stehen und grimmig hinaufbellen, denn oben auf einem Ast hockte der kühne Reiter, aber er sah traurig aus. Den Generalshut hatte er verloren und von dem Uniformsfrack hatte ihm Nero einen der langwehenden Schöße abgerissen. Beim Anblick des mit einem Stock bewehrten Italieners ergriff Nero die Flucht; der Affe aber mußte, nachdem sich sein Hut wieder gefunden, in dem zerrissenen Frack, zum großen Gaudium der Dorfjugend fortfahren. Die Vorstellung lohnte sich denn auch reichlich.

Als Nero wieder zu seinem Herrn kam, ergriff dieser einen Stock und ließ seine Wut an dem Hunde aus. So bekamen beide ihr Teil.

Andres ist noch so bösartig wie sonst; aber Nero ist artiger geworden, und als jüngst wieder ein Italiener mit einem Affen kam, riß er aus und verkroch sich wimmernd in den hintersten Winkel seiner Hütte. Er will mit Affen nichts mehr zu tun haben. A. T.

Tier- und Pflanzenkunde.

Zum Vogelschuz. Ein beherzigenswertes Eingesandt enthalten die „Nachrichten für die Kreise Beeskow und Starkow“: „10 000 Stück frische Krammetsvögel“ und dasselbe steht jezt wiederholt mit fettester Schrift gedruckt unter den Annoncen der Zeitungen. Leider habe ich dabei den Zusaz vermißt: Fünfhundert Schock leipziger Lerchen. Lieber Leser, läuft dir nicht das Wasser im Munde zusammen? Mir, mir läuft das Wasser in den Augen zusammen! Seit Jahren findet man in den Zeitungen Schmerzensrufe über die Roheit, über den Vandalismus, über die Bestialität der Südländer, welche die armen Zugvögel, wenn sie auf ihrer Rückreise in die Heimat, ermattet vom weiten Seewege, kraftlos an ihren Küsten niederfallen, unbarmherzig würgen und umbringen. Der deutsche Pharisäer schlägt wohlgefällig die Hände über den Kopf zusammen und ruft: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie diese italienischen und griechischen Vogelmörder und Totschläger.“ Der Jäger klagt, daß der Fang immer geringer und damit sein Nebenverdienst kleiner wird, und der Konsument jammert, daß der köstliche Braten von Jahr zu Jahr teuerer werde. Gerstäcker erzählt aus Amerika, daß die prächtigen großen Urwälder einen beängstigenden Eindruck machten, denn es herrsche in ihnen die unheimliche Stille des Todes, nur hin und wieder unterbrochen vom krächzenden Geschrei des Geiers oder dem klagenden Ruf des Wipperwill — es mangeln in Amerika die deutschen Singvögel. — Wie lange wird es dauern, und auch wir Deutsche haben einen schweigenden Wald und der Fluch unserer Enkel wird unserem heutigen Barbarismus folgen.

(Dresdener Blätter für Geflügelzucht.)

Tücken gezähmten Wildes. Sehr oft werden, namentlich von Förstern, junge Hirsche und Rehe aufgezogen, doch ist denselben, namentlich den ersteren, sobald sie heranwachsen, nicht zu trauen. Eine derartige Erfahrung machte jüngst der Förster Kohlenhaußen aus Holzhausen an der Lahn. Derselbe ging mit seinem Sohn in den Hirschpark, um einen Rehbock abzuschießen. Kaum zweihundert Schritte vom Ausgang entfernt, kommt ein vierjähriger Hirsch, welchen der Förster großgezogen, hinter beiden her, trabt an ihnen vorüber, wendet sich gegen sie und stürzt sich dann plözlich mit voller Wucht auf seinen Wohltäter. Dieser parirt mit der Büchse quer in der Hand, den Stoß ab, sinkt aber zu Boden, läßt die Büchse fallen und faßt den Hirsch mit beiden Händen. Vater und Sohn kämpfen auf Tod und Leben mit dem Hirsch, beide fassen das Geweih, drehen die Enden desselben nach unten und stemmen sie in die Erde, um etwaige Hülfe abzuwarten. Lange durfte dieser Kampf nicht dauern, und da Hülfe ausblieb, hieß es: Sieg oder Tod. Endlich, nachdem der Förster im Kampfe verschiedene Verlezungen erhalten und die Kräfte der Angefallenen abnahmen, mußte man sich entschließen, den Hirsch zu töten. Während der Vater nun den Hirsch allein festhielt, gab der Sohn einen wohlgezielten Schuß ab, und damit wurde dem Kampf, welcher mindestens zwanzig Minuten anhielt und mit Gewandtheit und Geistesgegenwart ausgeführt wurde, ein Ende gemacht. (Tg. Rsch.)

Die Ausrottung der Raubtiere wird in Norwegen andauernd und mit Erfolg betrieben, namentlich ist die Anzahl der Bären und der Wölfe in starker Abnahme begriffen. Während in den Jahren 1846 bis 1850 durchschnittlich jährlich 265 Prämien für erlegte Bären und 224 für erlegte Wölfe ausgezahlt wurden, ging die Anzahl der Prämien in den folgenden fünf Jahren für Bären auf 210 herab, während die für Wölfe sich noch auf 228 erhielt. In den Jahren 1856 bis 1860 stieg die Zahl der Prämien für erlegte Bären wieder etwas, nämlich auf 222, dagegen fiel die für Wölfe auf 213. Seit jener Zeit war die Abnahme beträchtlich. In den Jahren 1861 bis 1865 betrug die Durchschnittszahl der Prämien für erlegte Bären nur 196 und für Wölfe 116, in 1866 bis 1870 resp. 143 und 31, in 1871 bis 1875 resp. 100 und 44, und in 1876 bis 1880 resp. 148 und 48. Im Jahre 1881 wurden schließlich nur 85 Prämien für getötete Bären und 20 Prämien für getötete Wölfe ausgezahlt. In der Anzahl der getöteten Luchse und Vielfraße war die Abnahme weniger bedeutend, denn es wurden in den erwähnten fünfjährigen Zeitabschnitten an Luchsen erlegt: 118, 113, 126, 109, 136, 125, 121 und im Jahre 1881 85 Stück; an Vielfraßen 70, 51, 43, 49, 57, 63, 90 und schließlich im Jahre 1881 63 Stück. Für erlegte Füchse wurden in den Jahren 1880 bis 1881 resp. 10584 und 13383 Prämien ausgezahlt. Bären wurden in fast allen Aemtern, die größte Zahl jedoch in Nordland, Wölfe fast ausschließlich in Finnmarken erlegt. Die Luchse kommen am häufigsten in den Aemtern Buskerud, Nedenäs und Drontheim, und die Vielfraße und Füchse in Finnmarken vor.

Literarische Umschau.

Graf Schacks Gesammelte Werke. 6 Bde. Mit dem Porträt des Verfassers. Stuttgart, Cotta.

Drei Sammlungen Lyrik, ausnahmslos feine gewählte Poesie, — vierzehn epische und sechs dramatische Dichtungen: eines langen arbeitsamen Lebens Ernte — das bietet der große Gelehrte seiner Nation zum dauernden Vermächtnis dar; er zeigt sich darin als ein treuer, edler Menschenfreund, in dessen Seele jeder Schmerz und jede Lust des Erdendaseins mitfühlendes Echo fand. Wie energisch seine Sprache zu packen vermag, lehrt folgende Stelle des „Cancan", einer „Aristophanischen" Komödie aus dem Jahre 1870. Der Minister Olivier schmeichelt dem gallischen Hahn als dem Sinnbilde des pariser Volkes. Da entgegnet ihm der Wutgesang:

Sei still, du Tor! — Was prahlst du mir vor
Von Bällen und Opern und Dramen?
Mag wogen der Tanz — bei Lichterglanz —
Mit seinen Cameliendamen.
Draußen indessen flimmert das Gas
Hinab auf Gesichter, leichenblaß.
Im Schnee, der eisig herniederflockt,
Unter dem Fenster am Boden hockt
Der Bettler mit seinen Kleinen; hinaus
Trieb in des Dezembers Wettergebraus
Der Mietsherr ihn aus schüzendem Haus.
An Sälen, wo der Ueberfluß praßt,
Schleichen, gebeugt von des Jammers Last,
Mit halberstricktem Wutgeschrei
Haufen von Söhnen des Elends vorbei;
Und kranke Frauen, bleich wie der Tod,
Betteln um eine Kruste Brot
Für das hungernde Kind an der welken Brust. — — —

Tiefsinnig wie selten ist z. B. folgender Gedankengang im Trauerliede auf einen gestorbenen Knaben:

Jüngst erst auf der Mutter Schoß,
Ihr am Busen lagst du —
Nun die Größten riesengroß
Plözlich überragst du ...

Und mit allem, was ich kann,
Was ich bin und habe,
Nichts vermag ich dir fortan
Mehr zu lehren, Knabe;
Weiser du als Sokrates,
Ich an Geist erblindet,
Alles, alles weißt du es,
Was wir nie ergründet.

Lächelnd blickst auf uns du nun,
Denen du entrissen;
Kindisch dünkt dich unser Tun,
Unser Sein und Wissen.
Seit du über mich so hoch
Bist erhöht, o Kleiner,
Nur mit heil'gem Schauer noch
Denken kann ich deiner.

Die logische Konsequenz dieser Gedankenreihe ist die Absurdität des Glaubens an eine Möglichkeit, daß der unentwickelte Geist eines Kindes mit dem Augenblicke des Todes höherer Vorstellungen fähig sein sollte, als die geschickteste Pädagogik auf Erden es verstanden hätte, zu erreichen. Daran denkt man aber nicht bei den lieblich fließenden Versen. Man gibt sich willenlos dem gewöhnlichen Träumen an Fortdauer der Kinderseele hin und dann muß man denken wie Schack. Vom Standpunkt der Zweifelnden wie der Glaubenden kann die geheimnisvolle Vorstellung des Lebens nach dem Tode nicht schärfer und durchdringender ausgeprägt werden. Man fühlt heraus, daß die irdischen Wissensschäze garnichts bedeuten im Vergleich zu den unendlich erhabenen Ideen, welche der verklärte Geist in höheren Sphären plözlich in sich aufnehmen muß. Leise verspottet uns auch dieser Gedankengang, da mit all unsern irdischen Schulquälereien verhältnismäßig so lächerlich wenig erreicht wird. Aus vielen andern Stellen ersieht man den Standpunkt des gräflichen Dichtermillionärs. Er stimmt, behaupten wir, in jedem Punkte mit den fortgeschrittensten Parteigängern unseres großen Jahrhunderts überein. Es ist doch in der Tat kein gewöhnlicher Eindruck, den ein so hochgeborener Denker und Dichter hervorbringt, wenn aus seinem Munde lustige Spötteleien auf seine Standesgenossen, die eben nichts als „geborene" sind, und auf die Papieraristokratie der Börse niederfluten. Oft fürchtet man, der Staatsanwalt könnte mit gewissen dehnbaren Ausnahmsgesezparagraphen den Dichtergrafen fassen und dieser selbst ruft es scheinbar erschrocken mit eigenen Worten aus:

Doch weh! boshafte Muse, listenreich
Ins Unglück lockst du mich — mich, den Verfasser
Vorliegender Geschichte. Schreckenbleich
Les' ich, was du mir da diktirt. Zu Wasser
Wird mein gehoffter Ruhm durch diesen Streich;
Denn deinethalb mich als Tyrannenhasser
Wird man verschrein, ja! als verbotne Waare
Mir einziehn dieses Epos Exemplare!

Aus Berlin müßte er allerdings streng genommen ausgewiesen werden, so seltsam dreist klingen seine Ansichten. Aber im Ernst, freue sich unser Volk solcher Aristokraten! Dr. A. Prowe.

Allgemeines deutsches Künstler-Jahrbuch für 1884. Herausgegeben von Theodor Seemann. Dresden, Gilbers'sche kgl. Hof-Verlagsbuchhandlung.

Das splendid ausgestattete, äußerst praktisch abgefaßte Hand- und Nachschlagebuch für Künstler und Kunstinteressenten bringt im 1. Teil ein mit größeren Spatien für Notizen versehenes Kalendarium, welches bei jedem Kalendertag den Namen des oder der an demselben geborenen oder gestorbenen Künstler enthält. Im 2. Teil werden wir zunächst mit der Kunstgeschichte des Zeitraums vom 1. Okt. 1882 bis 1. Juli 1883 in sehr lichtvoller Darstellung vertraut gemacht. Es folgen sodann in äußerst übersichtlicher Gruppirung die Verzeichnisse der öffentlichen Sammlungen, staatsbehördlichen Kunstverwaltungen (Universitäten, technische Hochschulen, Kunstakademien, Kunstgewerbeschulen und technische Lehranstalten), Kunstvereinsverbände, Kunstgenossenschaften und Künstlervereinigungen, Architekten- und Ingenieurvereine, Kunstvereine, Kunstgewerbe- und Kunstindustrievereine. Beigegeben sind ferner Tabellen der periodischen und permanenten Ausstellungen 2c., auch ein nach Städten alphabetisch geordnetes Künstlerverzeichnis. — Das mit großem Geschick redigirte, reichhaltige Buch hat den sehr billigen Preis von 3 Mark. S.

Silbenrätsel.

Aus den folgenden 19 Silben: ba, bo, bri, bro, e, euc, grim, i, kra, li, men, na, non, ren, sa, saint, sel, ta, to sind 7 Worte zu bilden, von denen 3 die Namen von Flüssen sind, und zwar von einem spanischen, einem amerikanischen und einem österreichischen, 2 Städte, eine französische und eine afrikanische, 1 eine Bergspize in Europa und das lezte ein Gebirge in Asien bezeichnet. Diese 7 Worte sind so zu ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen den Namen eines im Januar geborenen großen Denkers und Dichters ergeben, während die Endbuchstaben von unten nach oben den Titel eines seiner epochemachenden Hauptwerke zusammensezen. H. E.

Aufgabe für scharfsinnige Rechner.

Wenn zwei Personen abwechselnd eine beliebige Zahl je nach Bestimmung aus der Reihe von 1 bis 5, 6, 7, 8, 9 oder 10 notiren und die zweite der ersten, die dritte der Summe der vorangegangenen zuzählen und so fort, bis eine bestimmte Summe, etwa 60, 70, 80, 90, 100 erreicht ist, so kann die eine der beiden Personen immer es so einrichten, daß sie die bestimmte Summe voll macht. Es ist nun die Frage, welche von beiden Personen wird das sein, A oder B, und wie wird sie es einzurichten haben? Semper Notnagel.

Rebus.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 9. 1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky. (8. Fortsetzung.)

9. Kapitel.

Gräfin Dönhof hatte Elsa in ihr kleines Boudoir geführt.

Die Kammerfrau und die Jungfer waren bemüht, die Damen ihres reichen Putzes und Schmuckes rasch zu entkleiden.

Die Gräfin hatte eine weite wattirte Hausrobe übergeworfen und hierauf die Dienerschaft hinausgeschickt.

Es war Mitternacht und in dem großen alten Palais mit seinen dicken Mauern und den mit Teppichen belegten Räumen herrschte lautlose Stille.

Man hörte das leise Zusammenbrechen der verbrannten Holzreste im Kamin, der eine schwache rötliche Glut durch den mit Kerzenlicht nicht hinlänglich erleuchteten Raum entsendete. Elsa stand an diesem Kamin und wand die lezten Rosen aus ihrem Haar, das nun entfesselt, in seiner goldigen Pracht ihr über die weißen Schultern wallte.

Ihre Arme, ihr Hals waren jedes Schmuckes entblößt, die reizenden Spitzenborten, die hoch hinaufgezogen, ihre Büste zum Teil verhüllt hatte, war sammt den Schleifen und Blumen bereits entfernt worden, und sie stand nun in dem einfachen, tief dekolletirten weißen Kleide da, das ihre jungfräulichen Formen in ihrem vollen Reiz erkennen ließ.

Sie hatte keinen Blick für ihr leibliches, liebliches Selbst.

Sie sah nach der Gräfin hinüber, die in einem bequemen Lehnstuhl sich niedergelassen, und sie horchte den geheimnisvollen Worten, mit denen diese begann, das Mädchen in die Sünde einzuweihen und sie davor zu warnen. Eine halbe Stunde später befanden sich die beiden noch an derselben Stelle.

Elsa hatte die Blüten, die sie auf die Knie gelegt, entblättert, und in nervöser zitternder Erregung flocht sie die goldigen Strähne ihrer Haare über die schlanken Finger.

Ihre Pulse klopften, was sie hörte, hatte ihre Exaltation noch gesteigert.

Auch Gräfin Natalie schien durch ihre eigenen Ausführungen in Erregung versezt, und sie sprach noch fort.

Sie schilderte dem jungen Mädchen die Sünden der Welt, welche schändliche Sinneslust gezeitigt, und welche durch die moderne Verderbtheit, der nichts mehr heilig ist, zu alltäglichen, zu gewöhnlichen geworden waren.

Elsa besaß nicht die lächerliche Unerfahrenheit so vieler Mädchen in ihrem Alter; was man vor diesen ängstlich zu verbergen trachtet und in das Dunkel des Geheimnisses hüllt, darüber hatte ihr Vater sie frühzeitig aufgeklärt. Die Vorgänge, die in der Natur bei hohen und niederen Organismen die Fortpflanzung der Gattung sichern, und die in Unzahl vorhandenen Keime des Lebens zur Reife, zur Trennung aus dem Mutterschoße und zur Selbständigkeit gelangen lassen, hatte er seinem Kinde mit allem Ernst und mit aller Würde auseinander gesezt. Ohne zu erröten hatte sie dies entgegengenommen. Und warum sollte auch, was in der Natur begründet, was ihr Wesen selbst ist, einen keuschen Sinn verlezen?

Aber hier aus dem Munde der Gräfin hörte sie halbe Worte, versteckte Anspielungen, hörte von Unsittlichkeit und sträflicher Gier; zum erstenmale hörte sie von den entarteten Lüsten, von schamloser Verführung, die allein das Opfer, das unschuldige Opfer entehrt, und sie schauderte und ihre Wangen glühten vor Scham und Empörung. Und was sie gestern nur undeutlich noch begriffen, heute verstand sie es, ihr war ja der deutlichste Kommentar zu diesem allen geworden, sie hatte die lebendigste Illustration des Lasters vor ihren Augen gehabt. Aber ihr schien, als wäre sie selbst davon beschmuzt, verunehrt, und jezt warf sie, als müsse sie sich vor sich selbst verhüllen, beide Hände vor ihr erglühendes Gesicht.

„Genug Tante, genug! ich will nichts weiter hören, mir graut vor dieser Welt, der ich entfliehen möchte, mir ekelt davor!“

Die Gräfin erhob sich von ihrem Stuhl und trat auf sie zu; ein tiefes Mitleid sprach aus ihren Zügen.

„Armes Kind! Immer ist Weltverachtung das Produkt der Erfahrung; sie konnte dir nicht erspart bleiben. Aber ein reiner Sinn wendet sich entsezt von den Menschen und ihrem niedern Treiben hinweg. Zur Einkehr in dich selbst, zu stillen und frommen Betrachtungen will ich dich führen, die dir den Frieden der Seele wiederbringen werden.“ Die Augen der alten Dame wandten sich in schwärmerischer Exaltation nach oben. „Glaube mir, mein Kind, und du mußt es ja selbst im Innersten fühlen, der Menschengeist kann nur durch höhere übernatürliche Be-

ziehungen aufrecht erhalten bleiben, in dieser Welt des Jammers und der Jämmerlichkeit. Auch du verlangst, du schmachtest, wenn auch noch unbewußt, nach diesem Höheren." Sie hatte den Arm des jungen Mädchens in den ihren gezogen, und mit sanfter Gewalt drängte sie sie vorwärts.

„Komm," flüsterte sie in einem geheimnisvollen, zugleich verheißenden Ton, „ich will dich in mein Sanktuarium führen, ich halte dich nun würdig dieser Gunst."

Sie hatte eine Tür aufgestoßen und sie trat mit Elsa durch dieselbe ein.

Es war ein dunkler enger Raum, mysteriös und seltsam, in dem sie sich befanden.

Eine schwere Atmosphäre, die den Atem beklemmte, drang Elsa entgegen, es war Weihrauch, vermischt mit dem starken Duft welkender Blumen und verwesender Pflanzen, die unter Wasser gesezt waren.

Das junge Mädchen lehnte sich an die Schulter ihrer Großtante und suchte mit weitvergrößerten Augen die Gegenstände, die diesen Raum erfüllten, und die sich in der schwachen, schwankenden Beleuchtung nur langsam aus dem Dunkel lösten, zu ergründen.

Die Wände ringsum waren mit schwarzem Tuch in faltigen Draperien bekleidet, die jeden Ton auffingen und erstickten.

Von einem Fenster war nichts zu sehen, der Tag, das freundliche Sonnenlicht war für immer ausgeschlossen. Aber in dieser kunstvoll gearbeiteten Lampe aus Bronze, die von der Decke herabhing, brannte unter einem roten Glase ein ewiges Licht. Es ließ einen mit einem Marienbilde versehenen hochaufgebauten Altar in dämmernden Umrissen erkennen und sprang in rötlich blizendem Widerschein auf den silbernen Gefäßen auf, die ihn schmückten.

Vor diesem Altar befand sich ein Betschemel, mit schwarzem Sammt ausgeschlagen.

Die gegenüber liegende Seite des Gemaches war durch drei Flammen einer Girandole, die auf einem Tische stand, etwas heller, erleuchtet.

Man konnte einen schönen Christuskopf, ein modernes Meisterwerk, das an der dunklen Wand hing, deutlich unterscheiden. Er zeigte jene ernste Hoheit und ergreifende Melancholie, die ein fühlender Künstler solchen Gebilden zu verleihen weiß; ein schon oft angewendetes Kunststück, das auf optischer Täuschung beruht, hatte er auch hier wiederholt und die Augen so behandelt, daß sie dem Beschauer, je nach dem Standpunkt den er inne hatte, bald geschlossen, bald weit geöffnet erschienen.

Das Ganze machte auf Elsa, die sich flüchtig umgesehen, einen schreckhaft düstern und phantastischen Eindruck.

„Weshalb führst du mich hierher?" fragte sie, „wie beengt fühlt man sich hier."

„Es ist meine Zelle, in die ich mich zurückziehe, wenn mir das Herz schwer geworden, wenn Trauer auf mir lastet, wenn ich des Trostes bedarf. Hier bin ich sicher, ihn zu finden."

„Hier suchst du Trost!" rief Elsa erregt und in sich zusammenschauernd, „aber das ist ein Grab!"

„Und mußt du nicht durch ein solches hindurch, um in die Lichtgefilden der Seligkeit einzugehen?" fragte die Gräfin in frommer Ueberschwänglichkeit, und sie fuhr noch exaltirter fort, „sieh, hier ist Friede, das Geräusch der Welt dringt nicht herein, und nicht die unheilige Luft der Menschen. Bangt dir, Elsa, dich mit dir allein zu finden, mit jenem geheimnisvollen Wesen in deiner Brust, das nach dem Reinen dürstet, nach dem Ewigen? Laß es dir endlich zum Bewußtsein durchdringen, daß es sich dir offenbare."

„Ach, Tante, ich hatte die Menschen so lieb!" in bebender Inbrunst, wie ein Seufzer unendlicher Liebe kam es aus der Brust des Mädchens. Sie breitete ihre Arme aus, und wie damals, wo sie an dem einsamen Ufer stand und hinüber sah nach den Hütten der Menschen, blickte aus den tiefen Augen die stille, die unbefriedigte Sehnsucht, das Herzensbedürfnis nach anderen Individuen.

„Sie sind diese Liebe nicht wert, du mußt sie verachten," sagte die Gräfin mit jener Strenge, die den Gläubigen karakterisirt.

„Und die Welt war mir so schön erschienen, Tante, hell und sonnig."

„Und doch sind in ihr alle Geister der Finsternis."

„Ich war so glücklich!"

„Du bist es nicht mehr; du kennst die Welt nur wenig, aber es gibt kein Glück in ihr, und was sie dir jezt schon an Schmerzen zurückgelassen, es ist die Hölle!"

Elsa senkte den Kopf, „es ist eine Pein," murmelte sie.

„Und du empfindest eine Leere, eine Oede in deinem Herzen," fuhr die Gräfin, immer dringlicher werdend, fort, „faßt es dich nicht schon wie aufkeimende Verzweiflung? Und spürst du denn nicht wieder im Innersten den Trieb, diese Oede auszufüllen, an seine Stelle ein Hohes, ein Ideal zu sezen, das dich befriedigt?"

„Ja, o ja!" wie ein tiefaufquellender Strom von Ueberzeugung brach es von ihren zitternden Lippen.

„Und dies Hohe, das Höchste, es ist der Glaube, Elsa, es ist die Liebe zu Gott, es ist die Sehnsucht nach den Geheimnissen einer unbekannten Welt." Die Augen der Gräfin leuchteten in einem fanatischen Feuer.

Elsa war vor ihr, die sich gesezt hatte, auf den Teppich in die Knie gesunken, sie rang die Hände, wie im Kampfe mit sich selbst. „Aber ich vermag nicht an etwas Uebernatürliches zu glauben, weil ich es mir nicht vorstellen kann, weil mein Gehirn es nicht denken, nicht erfassen kann, und wie soll ich etwas lieben, das ich nicht kenne?" Ein herber Schmerz und zugleich etwas Drohendes umzuckten die Lippen der Gräfin.

„Unglückliche! du kannst ihn nicht erkennen, denn du bist nicht getauft! du bist noch nicht befreit von jener schrecklichen Erbsünde; dein Blick ist noch getrübt, dein Denken beschränkt! Aber was dir noch Schranke ist, uns ist es keine mehr. Ein religiöses Gemüt vermag sich über diese enge Welt hinaus in das Anschauen des Göttlichen zu versenken und die also Begnadeten können die Beschwerden des Leibes und der Seele überwinden, und sie triumphiren über Angst und Zweifel."

Ihre Stimme hatte sich erhoben, voll Ueberzeugung, in hoher Begeisterung hatte sie gesprochen, jezt legte sie ihren Arm um den entblößten Hals des Mädchens, und plözlich in einen weichen schmeichelnden Ton übergehend: „Willst du nicht auch dahin gelangen, Elsa?"

„Wie könnte ich das?"

„Durch die Gnade dessen, der für uns gestorben ist."

Sie hob sanft den Kopf des Mädchens und mit der einen Hand gegen das Christusbild deutend, rief sie emphatisch, „blick auf, und sieh deinen Erlöser vor dir!"

Elsa gehorchte, und ihre Augen blieben an dem Bilde hängen, als täte es ihr wohl, inmitten dieser Angst und Bedrängnis in ein edles, gedankenreiches Menschenantliz zu schauen.

Die Gräfin erhob sich, sie tat einen Schritt gegen das Bild und zog auch Elsa mit sich hin.

„,Kommt zu mir, alle, die ihr elend seid und beladen,' sind seine erhabenen Worte, ich führe dich ihm zu."

Elsa faltete die Hände über der Brust.

„Er war ein edler, ein uneigennüziger, ein großer Mensch," sagte sie, und aus ihrer gepreßten Stimme klang Mitgefühl. „Er sah die Verderbtheit seiner Zeit, er wollte die Menschen besser und glücklicher machen — es ist ihm nicht gelungen." Die Gräfin fuhr zurück. „Was weißt du davon!" rief sie, von so krassem Unglauben empört, „er hat denen, die an ihn glauben, ein stilles Reich gegründet, abseits von dieser Welt, nach diesem mußt du Verlangen tragen und du wirst glücklich sein. Und liegt nicht schon die heimliche Sehnsucht darnach in deinem Herzen, wollen nicht Seufzer deiner Brust entsteigen?"

Elsa atmete in der Tat hastig und schwer, die schwere Luft in diesem Gemache bedrückte sie immer mehr. Sie vermochte sich keine Rechenschaft zu geben von dem seltsamen Druck, der auf ihr lastete.

Unwillkürlich trat sie dem Bilde noch einen Schritt näher, da schien es ihr, als öffne es plözlich die geschlossenen Augen und sähe sie an, groß und gedankenvoll.

So hatte Arnold sie angeblickt.

„Ah!“ rief sie, und halb im Schreck, halb im Entzücken streckte sie die Arme in gerader Richtung vor sich hin: „Er sieht mich an!“

„Er hat dich erkoren, du bist seine Braut“, jubelte die Gräfin, und sie fing die Taumelnde in ihren Armen auf.

Sie ließ sich wieder in den Lehnstuhl nieder und Elsa kniete zu ihren Füßen.

In diesem Augenblick drangen sanfte und doch so mächtige Töne durch die stille Nacht.

Es war das göttliche Largo Beethovens; Cölestin spielte es, und seine Meisterschaft brachte es zum seelenvollsten Ausdruck.

Er war zur rechten Zeit in den Kampf eingetreten, er wußte, daß die Kunst allmächtig das Herz des Menschen ergreift und seine Phantasie erregt, er bezeichnete sie selbst als das eigentliche Wesen der Religion und er handelte darnach. Die Mollklänge floßen durch das Gemach, bald wie eine hinsterbende Klage, bald zum gewaltigsten und leidenschaftlichsten Ausdruck sich emporschwingend.

Wie eine süße Qual umfing es sie, wie ein Zauber legte es sich sänftigend auf ihre erregten Sinne.

In diesen Tönen sprach sich ein grenzenloser und zugleich erhabener Schmerz aus, sie fühlte sich davon hingerissen, erschüttert. Aber dies Mitempfinden eines anderen Schmerzes löste ihren eigenen in Wehmut auf, in Tränen, verwandelte ihn in Wonneschauer.

Und ohne daß sie auf das Bild sah, leuchteten ihr jezt wie aus einem Spiegel die schönen Christusaugen entgegen: Arnolds Augen. Sie warf den Kopf in den Schoß ihrer Tante, sie schluchzte leise, schmerzerschüttert, in seeligem Empfinden. Diese saß ruhig, wie verklärt.

Eine göttliche Einmischung schien ihr, was dies störrige Gemüt überwältigte und in ihrem frommen Aberglauben vermeinte sie das Wehen von Engelsfittigen in dem Gemach zu spüren.

Die Töne waren verklungen.

Elsa schluchzte noch immer. Ihre Glieder wurden matter, ein nervöses Zucken durchrieselte sie, ein Träumen, ein Schmachten war über sie gekommen — sie schloß die Augen. Eine Weile war sie so gelegen, da vernahm sie ein Wispern und sie fühlte eine leise, kaum wahrnehmbare Berührung. Es glitt über ihr wallendes Haar; ein Streicheln wars, und ein elektrischer Strom durchfuhr ihren Körper bis zu den Fingerspizen — sie ächzte — sie wollte aufspringen, aber da umwehte sie ein Hauch mit der Glühhize des Samums, ein Kuß brannte auf ihren Lippen — sie verlor das Bewußtsein.

„Das Mysterium hat sich erfüllt, der heilige Geist ist über sie gekommen!“ flüsterte Cölestin, der sich über Elsa gebeugt und sie aus dem Schoße der Gräfin emporgehoben, ohne daß diese das rasche Attentat bemerkt hatte.

Er hielt sie noch in seinen Armen; seine brennenden Blicke weideten sich an der ihm enthüllten Schönheit ihres Körpers. „Ein himmlischer Abglanz liegt auf ihr,“ bebte es von seinen Lippen und in einem Paroxismus, der nichts mehr achtet, wollte er das Mädchen an sich drücken.

Die Gräfin stieß ihn zurück.

Obwohl selbst in Extase wollte sie doch der seinen keine Konzessionen machen.

„Drücken Sie an den Telegraphen, hier in der Ecke, schnell, ich bitte, ich will meine Kammerfrau, wir müssen Elsa zu Bette bringen, sie ist bewußtlos.“ Er hatte den Wunsch vollzogen, und näherte sich nun wieder dem Mädchen.

„Sie soll schlafen,“ sagte er leise, „ihre Träume werden das Werk der Bekehrung vollenden.“ Elsa erholte sich, und sie wurde den Zofen übergeben, die sie in ihr Zimmer brachten.

Die Gräfin und der Pater waren hierauf in den kleinen Salon getreten, in dem sich das Harmonium befand.

Sie berichtete ihm schnell über alles Vorgefallene.

„Sie wird der Welt entsagen und in ein Kloster gehen,“ versicherte sie mit einem frommen Aufblick, und so wird es uns denn gelungen sein, diese Seele der ewigen Verdammnis zu entreißen.

„Wir dürfen sie nur nicht mehr aus den Augen lassen,“ versezte Cölestin, „wo so vieles auf dem Spiele steht, muß man besorgt und ängstlich sein.“

„Vor allem muß das Sakrament des Glaubens, die heilige Taufe, an ihr vollzogen werden.“

„Dazu ist es notwendig, daß sie ihrer bisherigen Umgebung entrissen wird. Morgen mit dem früheſten, noch ehe Helene nach ihr gefragt, ehe Reinthal sich einmischen kann, müssen Sie mit ihr die Stadt verlassen haben,“ entschied Cölestin.

„Gewiß, ich bringe sie nach Solenbad. Meine Ankunft in meiner Villa ist zwar erst für Mitte Mai angesagt, und wir haben morgen den ersten —“

„Einerlei, nur fort, keiner soll ihr nahen bis sie uns ganz gehört.“

„Bis das Wunder der Taufe seine reinigende Kraft an ihr bewiesen.“

„Dann bringen wir sie nach Rom zum heiligen Vater.“

„Er soll ihr Schicksal endgültig entscheiden.“

10. Kapitel.

Noch in der Nacht wurde gepackt, und am nächsten Morgen — es war ein Sonntag — schellte die Gräfin so frühzeitig der Kammerfrau, daß diese ihre üble Laune und ihre Migräne kaum zu verbergen vermochte.

Auch Cölestin fand sich bald ein, um der raschen Ausführung ihres Vorhabens gewiß zu sein.

Mit dem Schnellzug um zehn Uhr morgens verließen die Gräfin und Elsa, der man eine geschmackvolle Reisetoilette besorgt hatte, in Begleitung Sr. Hochwürden, und mit zwei Zofen im Gefolge, die Stadt.

Es war kühl; die Luft war eintönig grau und ein dichter Regen rieselte hernieder.

Er hielt dauernd an und man vernahm sein unaufhörliches Plätschern auf dem Dache des Wagens.

Vor den geschlossenen Fenstern wallte der schwere Dampf, den die feuchte Luft nicht aufsteigen ließ, wolkengleich vorüber, die Landschaft auf Augenblicke vollständig verhüllend.

Aber von den dreien, die hier in einem Extrakoupée erster Klasse beisammen saßen, verlangte keiner nach den Zerstreuungen der Außenwelt, jeder war innerlich zu sehr beschäftigt.

Die Gräfin und Elsa hatten einander gegenüber an den Fenstern Plaz genommen, Cölestin saß neben Elsa.

Sie drückte sich in ihre Ecke und schloß die Augen. Nach den Erregungen des gestrigen Abends schien sie in Apatie versunken. Ihre Glieder waren matt und schwer, das Herz war ihr zusammengeschnürt; von Zeit zu Zeit überkam sie ein unbestimmtes Gefühl der Furcht; die mystische Vorstellung, daß ihr Schicksal durch einen Willen entschieden werden könne, der außer ihr liege und stärker sei als sie selbst, dann hämmerte es wieder gegen ihre Schläfen und klopfte in ihren Pulsen. Die Gräfin plauderte mit dem Pater über gleichgiltige Dinge in häufig abgebrochenen Säzen. Das Stoßen und Poltern des Schnellzuges begünstigte eine Konversation keineswegs. Auch die Gräfin fühlte sich ermüdet, und sie zog den dichten Reiseschleier über ihr Gesicht und lehnte sich hierauf ebenfalls in ihre Ecke zurück.

Die Lokomotive fuhr mit voller Dampfkraft, die Waggons schleuderten sich gleichsam vorwärts, wie toll brauste der Zug durch enge, romantisch schöne Gebirgstäler dahin. Weiße Nebel hingen in unverrückten Formen an den Bergen, kein Lufthauch bewegte sie, auch die dunklen Tannen und die blühenden Sträucher standen so stramm, so unbewegt, kein Blättchen rührte sich, und der Regen fiel senkrecht in einer Dichtigkeit hernieder, die die Landschaft in einen grauen Ton hüllte, in eine großartig ernste

Stimmung brachte. Elsa sah durch die Scheiben hinaus auf diese Ruhe in der Natur, die sich ihr in den wechselnden Bildern offenbarte.

Auch Cölestin blickte gegen das Fenster; seine Augen mußten dem Profil Elsas begegnen, das sich so fein und edel von der fahlen Helle des Fensters abhob, und sie hafteten auf dem goldigen Gewoge ihres Haares, das unter dem dunklen, sammtgebordeten Reisehut hervorquoll und ihm wie eine Glorie erschien. Was ging in ihrer Seele vor, was fühlte, was dachte sie? Rang sie sich durch zur Klarheit, zum Glauben? Er glaubte nachempfinden zu können was sie empfand; die geheimnisvollen Schauer, die sie erfaßt hatten, durchwogten auch ihn, und voll von dieser seelischen Gemeinschaft gewannen seine überreizten Nerven auch für das physische ein erhöhtes Anempfindungsvermögen. Er fühlte das Schlagen ihrer Pulse, er atmete den Parfüm ihres Haares, ihrer Kleider, er fühlte den Hauch ihres Mundes, und er gedachte in Qual und Seligkeit des Augenblicks, wo sich ihre Schönheit ihm so nahe enthüllt hatte.

Der Zug hielt. Es war die Mittagsstation. Man brachte das telegraphisch bestellte Diner, auf silbernen Platten servirt, in das Coupé. Und wieder weiter raste der Zug. Keiner von den dreien zeigte besondere Eßlust, auch der Wein wurde nur gekostet, und auf der nächsten Station nahm der Kondukteur die vollen Schüsseln zurück.

Es war fünf Uhr als man, in Solenbad angekommen, den Zug verließ.

Von der Station aus hatte man noch eine Stunde zu fahren, ehe Dorf Obergau und die Villa der Gräfin erreicht war. Man fand keine Mietwagen vor, und mußte daher in die Restauration treten und warten, bis solche acquirirt waren.

Indes floß der Regen unaufhaltsam und in immer gleicher Heftigkeit hernieder, und der Restaurateur, der die Gräfin kannte und sich soeben nach ihrem Befinden und ihren Bedürfnissen erkundigt hatte, klagte, daß das Regenwetter hier im Gebirge nun schon seit Wochen anhalte und daß zu fürchten sei, daß dies im Verein mit dem raschen Schmelzen des Schnees, der in den Bergen liege, Lavinenstürze und Wassergefahr mit sich bringen könne. Der Fluß sei schon jezt so hoch gestiegen, daß jede Minute sein Austreten zu gewärtigen sei.

„Wir müssen aber die Brücke passiren, um nach meiner Villa zu kommen," sagte die Gräfin geängstigt.

„Gräfliche Gnaden würden besser tun, wenn Sie am diesseitigen Ufer weiter führen und erst in Obergau die Brücke passirten, die hat festere Pfeiler."

„Aber das ist ein Umweg, und ich möchte noch bei Tag nach Hause kommen."

Aber auch Cölestin war der Meinung des Restaurateurs, und die Gräfin ordnete sich derselben unter.

Die Wagen fuhren vor. Als Cölestin der Gräfin den Arm bot, um sie an den Wagen zu führen, flüsterte er ihr zu, indem er einen flüchtigen Blick auf Elsa warf, die langsam, fast zögernd sich erhoben hatte: „Sie ist blaß und niedergeschlagen, wir haben keine Zeit zu verlieren." Die Gräfin nickte. „Es ist bestimmt, morgen mit dem frühesten, ich fürchte nur, daß es in Solenbad enormes Aufsehen erregen wird."

„Das muß vermieden werden," entschied Cölestin.

„Es wäre am besten, wir suchten eine einsame Pfarre, wo die Handlung in aller Stille vor sich gehen könnte, wissen Sie eine solche, Gräfin?"

„Lassen Sie mich darüber nachdenken," flüsterte sie. Cölestin half der Gräfin und Elsa in den Wagen, und nahm dann auf dem Rücksiz Plaz.

Die beiden Zofen sezten sich in das zweite Wägelchen, auf welches auch die Koffer geladen wurden. Es zeigte sich bald, daß die Pferde durch den tiefen Kot und die stehenden Tümpel und ausgedehnten Wasserlachen nur langsam vorwärts konnten.

„Hätte ich nur meinen Wagen, meine Pferde hier," rief die Gräfin voll Unmut und Ungeduld, „mit dem miserablen Fuhrwerk können wir, was Gott verhüten wolle, noch einen Unfall haben."

Cölestin bemühte sich nicht, sie zu beruhigen.

Seine Augen suchten denen Elsas zu begegnen, er spähte nach einer Kundgebung in den ihrigen, seis Anteil, seis Furcht und Beklemmung.

Sie blieben gesenkt, sie vermied es beharrlich, den seinigen zu begegnen, und bis auf einige nichtssagende Worte hatte sie es auch vermieden mit ihm zu sprechen. Sie fürchtete sich also vor ihm? Sie fühlte jene Macht, die er seit gestern auf sie übte, und sie wehrte sich dagegen. Er aber dachte nur daran, sie zu befestigen. Er hütete sie bereits wie einen Schaz, auf den man ein heiliges Anrecht besizt, der einem nimmer entrissen werden darf.

Der Wagen fuhr so rasch, als es der schlechte Weg nur gestatten wollte. Jezt wurde ein starkes Rauschen hörbar, das tosend anwuchs. Es war der Fluß, dessen schmuziges Wasser in breiten, hochgehenden Wogen daher schoß und mächtige Baumstämme und Sträucher und sonst noch die verschiedensten Bestandteile mit sich führte. Die Gräfin ließ das Fenster hinab und beugte sich hinaus. Die Fahrstraße führte knapp am Flusse vorüber, an dessen Seite sie durch eine hölzerne Barriere geschüzt war, auf der anderen erhoben sich jähaufsteigende Gebirgsmassen. In Fällen kam das Wasser auch von da oben, von den steilen Wänden herab, überflutete in weißem Gischt den Weg, und stürzte in das Flußbett hinunter.

„Der Kutscher soll langsamer fahren," rief sie nun selbst, „der Weg ist ja höchst gefährlich, und sehen Sie wie hoch der Fluß ist, und dieser Wogenschwall. Sie schrie laut auf. Ein mächtiger Balken kam herunter geschwommen, vielmehr geflogen, er ward an einen Felsen angeschleudert, der mitten im Flusse stand, und zerschellte in tausend Stücke.

„Gott sei uns gnädig, diese Gewalt des Wassers ist entsezlich! Wie gut, daß wir nicht über die hölzerne Brücke gefahren sind, es wäre unmöglich gewesen, aber in Obergau haben wir eine steinerne, die ist sicher."

In dem Augenblick hielt der Wagen mit einem jähen Ruck.

„Was gibts, was ist geschehen?" rief sie, voll Schreck in die Höhe fahrend.

Zugleich konnte man die sonoren Stimmen mehrerer Männer vernehmen, die wirr durcheinander sprachen.

Cölestin sprang sofort aus dem Wagen und schritt gegen die Pferde vor.

(Fortsezung folgt.)

Ueberlebsel.

(Niesformeln. — Opfergebräuche. — Liebesorakel. — Spiele. — Ueberlebsel bei den herrschenden Klassen.)

Von **Max Valentin.** (Schluß.)

Wir wollen jezt auf einige Sitten hinweisen, wo Handlung und geistige Vorstellungsweise beide sich erhalten haben, wenn auch schwach und blaß — auf Ueberreste alter Opfer.

Im großen und ganzen ist es richtig, daß die Opfer mit dem Erlöschen des heidnischen Kultes ausgestorben sind. Unsere ganze alte Kultur hat sich gleichsam in den Strom der christlichen Zivilisation ergossen, aber unter der Oberfläche fühlt man doch jezt noch die alte Strömung, wenn auch von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schwächer. Wie bei Gewittern die heidnischen Preußen dem Donnergott Perkunos eine Speckseite opferten, so trug vor zweihundert Jahren der preußische Bauer mit entblößtem Haupte eine Speckseite auf seinen Acker und rief:

Die Eberjagd. (Seite 218.)

„Du Gott, schlage nicht das meinige, ich will dir diese Seite Speck schenken." In Kärnten werden dem Wind und dem Feuer, um sie freundlich zu erhalten, Speisen dargebracht, die man in einer hölzernen Schale auf einen Baum stellt; man nennt es den Wind und das Feuer „füttern". Der oberpfälzer Bauer wirft bei heftigem Sturm dem tobenden Element einen Löffel oder eine Hand voll Mehl entgegen mit den Worten: „Da, Wind, hast du Mehl für dein Kind, aber aufhören mußt du." Durch ganz Deutschland hindurch dürften sich Reste der alten Ernteopfer für Wotan oder Fricka erhalten haben. Bald läßt man, wie in Norddeutschland, einige Büschel Aehren „für den Wotan" stehen, oder für Wotans Pferd, wie in Niedersachsen; bald wirft man die erste gebundene Garbe nachts 12 Uhr durch das hintere Scheunentor „für die Engel vom Himmel", wie in Hessen. In Mecklenburg und ähnlich im Lippe'schen ließ man noch im vorigen Jahrhundert am Ende jedes Roggenfeldes einen Streif unabgemäht, flocht die Halme in Büschel zusammen und besprengte sie, wie bei den alten Wotansopfern, mit Bier. Die Arbeiter schlossen darum einen Kreis, nahmen die Hüte ab, richteten die Sensen in die Höhe und sprachen dreimal: „Wode, hole deinem Roß nun Futter; nun Distel und Dorn, aufs andre Jahr besser Korn." Das den Arbeitern dann gegebene Gelag hieß „Wodelbier". In Waldeck tragen die Eltern, wenn ihre Kleinen kränkeln, Wolle und Brot in einen Wachholderbusch und sprechen: „Ihr Holle und Hollinnen, hier bring' ich euch was zu spinnen und was zu essen; ihr sollt spinnen und essen und meines Kindes vergessen." Im baierischen Hochlande bindet man den Kühen Körbchen voll Erdbeeren und Alpenrosen zwischen die Hörner „für die Fräulein."

Hier tritt der Karakter des Opfers überall scharf und unzweideutig hervor. Bei einer Fülle anderer Erscheinungen wird uns der Zusammenhang mit uralten heidnischen Gebräuchen erst klar, wenn wir ihre Entwicklung geschichtlich rückwärts verfolgen. Erinnert sich die Hausfrau alter Opfer und Opfermahlzeiten, wenn sie zu Weihnachten, Neujahr, Fastnacht, Ostern bäckt oder Festspeisen bereitet? Und doch dürften die Stollen, die Lebkuchen, die Striezel und ähnliches sich dieser hohen Abkunft erfreuen. Schon zu den Winterfesten Wotans, von welchen so viele Züge auf unser Weihnachtsfest übergegangen sind, wurden Bilder der Götter und heiligen Tiere aus Teig und Honigkuchen geformt und von den Frauen im Tempel gebacken.

Ganz wunderliche Gewohnheiten werden bei solchem geschichtlichen Rückblick erklärlich. In Franken essen die Mädchen vor der Christmesse oder am Andreasabend einen Hering, um ihren Zukünftigen im Traume zu erblicken. Der Thüringer, Voigtländer und Brandenburger ißt in der Sylvesternacht Hering und Hirsebrei, weil er dann das ganze folgende Jahr viel Geld und Glück hat; die Heringsköpfe werden durch die Augen an die Decke gespießt und dann dem kranken Vieh zu fressen gegeben; die Heringsseele wirft man wohl an die Decke, nach hundert Jahren springe dann ein Pferd, ein Schimmel ohne Kopf, herunter. Der leztere Zug weist auf Wotan hin und bei näherer Untersuchung stellt sich denn auch heraus, daß Heringe zu den alten Festspeisen gehören. Noch heute wird in den russischen Ostseeprovinzen an gewissen Tagen unter heiligen, mit bunten Bändern geschmückten Bäumen Milchgrüze und Hering als Opfergabe dargebracht. So stand also früher in Deutschland der Hering mit dem Gottesdienst in Verbindung. Ist es dann noch zu verwundern, daß man ihm außerordentliche Wirkungen auf Tiere wie auf Menschen zuschrieb?

Wer seine Jugend in einer kleineren Stadt verlebt hat, wo das Argusauge der Polizei noch nicht mit peinlicher Aufmerksamkeit jeden Schritt und Tritt überwacht, wird sich des unglaublichen Unfugs erinnern, der am Vorabend der Hochzeit vor dem Hause der Braut getrieben wird. Alle Gassenbuben sind auf den Beinen und schleppen herbei, was sie an alten schadhaften Töpfen und Gläsern auftreiben können, um sie mit möglichstem Lärm vor dem Brauthause zu zertrümmern. Man hat auch hier einen Ueberrest der alten feierlichen Zeremonie erkennen wollen, nach dem Opfern — und Opfer fanden sicherlich vor der Hochzeit statt — die Gefäße zu zerschlagen, um sie unheiligem Gebrauche zu entziehen. Ist es doch heute noch Sitte, bei ergreifenden Gelegenheiten, wie beim Abschied inniger Freunde oder auch beim Richten eines Hauses, die Gläser auszutrinken und am Boden zu zerschellen.

Bekannter und glaubhafter ist es, daß mit der Grundsteinlegung eines Hauses verbundene Bräuche in alten Opfern ihre Wurzel haben. Wie in Polynesien der Zentralpfeiler eines Tempels auf dem Leichnam eines geopferten Menschen aufgepflanzt wurde, wie wir in Asien und Afrika Menschenopfer bei Gründung eines Dorfes, beim Aufbau eines Stadttores darbringen sehen, so wurden auch in Europa Kinder bei Grundsteinlegung von Burgen, Stadtmauern, Brücken, Flußwehren, beim Bau von Deichen lebendig eingemauert, um dem Bau Dauer und Glück zu verschaffen. Man hat beim Abbruch oft die Gerippe gefunden. Weitverbreitete Sagen tragen Spuren dieses Brauches. Eine der rührendsten meldet uns, daß, als die Burg Liebenstein gegründet wurde, ein kleines Mädchen eingemauert ward, das eine herzlose Landstreicherin gegen Geld hergab. Man gab ihm reichlich zu essen, um es zu beruhigen, während Meister und Gesellen ihrem traurigen Handwerk oblagen. Das Kind rührte die Speisen nicht an, aber es rief, als es noch ein wenig heraussehen konnte: „Mutter, ich sehe dich noch ein klein wenig," und zulezt: „Ach, Mann, laß mir doch ein klein Gucklöchelchen, daß ich meine Mutter sehen kann." Meister und Gesellen befiel endlich ein Grauen und sie weigerten sich, weiter zu mauern. Ein Lehrling tat es und das Kind rief noch zulezt: „Mutter, jezt sehe ich dich gar nicht mehr." — Es ist der zivilisatorischen Arbeit von Jahrhunderten nicht gelungen, diesen grausamen Aberglauben bis auf den lezten Rest auszurotten. Die bösen Geister müssen erst ein Opfer haben, sonst lassen sie den Menschen in dem neuen Heim nicht glücklich werden; diese Vorstellung zieht sich durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende bis auf die Gegenwart. Als 1841 die Elisabetbrücke in Halle gebaut wurde, meinte das Volk, man bedürfe eines Kindes zum Einmauern, und auch von der Eisenbahnbrücke über das Göltschtal geht die Sage, es sei darin ein Kind eingemauert. „Wenn ein Neubau halten soll, so muß er sein Opfer haben, sonst stirbt bald jemand in dem Hause," heißt es in Oldenburg. Der fränkische Bauer glaubt noch heute, daß der für den Tod bestimmt ist, welcher zuerst ein neues Haus betritt; in seiner pfiffig praktischen Art weiß er sich aber zu helfen, er jagt zuerst einen Hund, einen Hahn oder ein Huhn durch die Flur, der Tod muß sich mit diesen begnügen, wie der Teufel in dem Chamisso'schen Gedicht mit den Stoppeln. Die in den Grundstein gelegten Münzen sind ursprünglich kaum etwas anderes, als ein ähnliches Opfer.

Eines wird aus dem vorhergehenden für jeden Leser hervorgetreten sein: nämlich die starke Neigung des bäuerlichen Standes, alte, abergläubische Sitten beizubehalten. Finden wir in überwiegend ländlichen Gegenden doch sogar den uralten Brauch noch, dem Toten, wie einem Reisenden, Geld mit in den Sarg zu legen. Im Voigtland soll man den Verstorbenen noch heute mit Gummischuhen und Regenschirm ausrüsten, in Galizien gar mit fetten Bratwürsten. Diese Rückständigkeit des Bauern kann nicht befremden. Einmal kann das Bildungswesen auf dem Land mit dem städtischen nicht rivalisiren, dann aber ist die Atmosphäre, in welcher der Bauer lebt, gleichsam wie geschaffen für das Gedeihen des Aberglaubens.

Wo alles nach bekannten Gesezen vor sich geht, wo alles genau vorher zu berechnen ist, wird man nirgendwo den Einfluß von Geistern zu sehen vermeinen. Nur das bisher noch nicht Erklärte und das Regellose erscheint im Lichte des Geheimnisvollen. Das Wohlergehen des Landmannes hängt nun aber mehr als das anderer Stände von unberechenbaren Umständen ab, von Wind und Wetter, von Trockenheit und Nässe. Hier ist für abergläubische Vorstellungen ein weiter Spielraum gelassen und damit auch für abergläubische Handlungen und Gebräuche. Unser Landmann hat noch heute seine Anzeichen

und Orakel, weil er immer in eine ziemlich ungewisse Zukunft blickt und mit allem Nachdenken nichts sicheres darüber zu sagen vermag. Er sucht daher im Flug der Vögel, im Benehmen seiner Arbeitstiere, in der Stellung der Sterne Rat.

Es ist dieselbe Erscheinung, als wenn eine tiefe Leidenschaft, wie die Liebe, zu alten Ahnungen und Weissagungen greift. Auch das Schicksal in der Liebe ist ja meist unberechenbar und rätselhaft. Ob man Gegenliebe findet, ob man in der Ehe glücklich sein, oder ob Untreue oder Tod die Bande zerreißen wird, an welchen das Glück des Lebens hängt; wer will es vorhersehen? Wie auf tieferen Stufen der geistigen Entwicklung der Mensch in seiner Hilflosigkeit und Unfähigkeit, aus gegebenen Ursachen auf die kommenden Wirkungen zu schließen, unzähligen unbestimmten Kräften und Geistern einen Einfluß auf sein Schicksal zuschreibt, wie der Flug der Vögel ihm Glück oder Unglück prophezeit, wie die Stellung der Sterne entscheidet, ob seine Lebensbahn empor zu den sonnigen Höhen des Glückes oder abwärts in die Tiefen des Elends führt, wie er aus dem Klang des Schlachtenrufes den Ausgang des Kampfes hört, im Fall der Loose den Willen der Götter erkennt — so klammert sich auch die Liebe in ihrer Ratlosigkeit an ähnliche äußere Anzeichen an. Die noch so verständige und kühle Ueberlegung vermag die Fragen nicht zu beantworten, welche das bangende Herz täglich und stündlich, bald in jauchzender Zuversicht, bald in trüber Hoffnungslosigkeit aufwirft. Und wie das Herz ganz erfüllt ist mit seiner Leidenschaft, wie die Liebe alle Gedanken des jungen Mädchens ausfüllt, so bezieht sie auch alle Erscheinungen der Natur und des täglichen Lebens auf sich. Alles scheint mit der Liebe in geheimnisvoller Verbindung zu stehen, sie zu fördern oder zu hemmen; eine Menge oft lächerlicher Regeln muß daher beobachtet werden. Die Mädchen müssen immer ganz herumstricken, ehe sie aufhören, sonst bleibt ihnen der Schatz nicht treu. Liebende dürfen einander keine Schuhe schenken, weil sonst die Liebe „zerlatscht“ wird, kein Buch außer dem Gesangbuch, weil sonst die Liebe „verblättert“ wird, keine Scheere, Messer oder Nadeln, weil sonst die Liebe durchschnitten und zerstochen wird, keine Perlen, denn diese bedeuten Tränen. Liebende dürfen nicht von einer Frucht essen, von der ein Teil schon abgebissen ist.

Wenn es das Mädchen aber in den engen Mauern des Hauses und der Stadt, bei den täglichen Beschäftigungen nicht mehr leidet, wenn es vor seinen eigenen Gedanken Ruhe und Trost in der freien Gottesnatur sucht, dann scheint alles in Wald und Feld und Wiese neu zu leben und zu weben, um die Rätsel ihrer Liebe zu lösen. Die Vögel rufen im Frühling aus, wieviel Jahre es noch bis zur Hochzeit warten muß, der Wald rauscht sein ewiges Lied, um ihr Glück oder Unglück zuzuraunen, die Fluren schmücken sich mit Blumen, damit das Mädchen aus der Zahl der Blätter erraten kann, ob sie geliebt wird oder nicht. Die alte Vorstellung von den geistbeseelten, gottgeweihten Bäumen gewinnt wieder Lebenskraft: in stiller Nacht schleichen die ländlichen Schönen in den Garten, klopfen dreimal an den Baum und sprechen: „Bäumchen, ich schüttle dich; was ich krieg', das regt sich“ und horchen, ob ein in demselben wohnender Geist Antwort gibt. Da hören sie etwa ein Klopfen und schließen daraus, daß ihr künftiger Mann ein Schmied oder Schuhmacher sein werde. Das Mädchen, dem der Geliebte lau wird, wendet sich an den Mond mit den Worten: „Grüß' dich Gott, lieber Abendstern; ich seh' dich heut' und allzeit gern; scheint der Mond übers Eck, meinem Herzallerliebsten aufs Bett; laß ihm nicht Rast, laß ihm nicht Ruh, daß er zu mir kommen mu (muß);“ oder: „ei du mein liebster Abendstern, ich seh dich heut und allzeit gern; schein hin, schein her, schein über meins Herzallerliebsten sein Bett, daß er nicht rastet, nicht ruht, bis er an mich denken tut.“ Am Rhein wird ohne Skrupel selbst der Teufel der Liebe dienstbar gemacht. Am Andreasabend legt sich das neugierige Mädchen oder Bursche umgekehrt ins Bett, den Kopf am Fußende, und sagt dabei: „Ich lege mich nieder in des Teufels Namen!“ Um Mitternacht stellt dann der Teufel dem Fragenden die künftige Ehehälfte vor, dabei darf man aber ja kein Wort sprechen. In vielen deutschen Gegenden klopft das Mädchen in der Neujahrs- oder Weihnachtsmitternacht an den Hühnerstall, meldet sich zuerst der Hahn, so macht das Mädchen in dem Jahre Hochzeit; meldet sich die Henne, so bleibt sie ledig. Sie spricht dabei im Erzgebirge und im Vogtlande: „Gackert der Hahn, so krieg ich en Man, gackert die Henn', so krieg ich noch kenn.“ Oder sie pocht in der Christnacht an den Schweinestall; regt sich nichts, so bleibt sie noch ein Jahr ledig; grunzt das alte Schwein, so bekommt sie einen älteren Mann; quiekt ein jüngeres, so bekommt sie einen jungen. In anderen Gegenden herrscht die Gewohnheit, in gewissen Nächten die vierundzwanzig Buchstaben mit Kreide an die Tür zu schreiben und dann mit verbundenen Augen danach zu fassen; der gewählte Buchstabe ist der Anfangsbuchstabe vom Namen des künftigen Geliebten. Im Thüringischen zünden die Mädchen, besonders zu Sylvester, Flachswickel vom Rocken an; steigen sie aufwärts, so bedeutet das Glück in der Liebe; oder sie legen zwei solcher Flachskugeln, die Liebenden bezeichnend, auf den Tisch und zünden sie unter einem Reimspruch an; fliegen sie beide brennend in die Höhe, so heiraten sich die beiden.

Die lezten Beispiele sind besonders interessant. Sie zeigen nämlich, wie Gebräuche und Orakel, welche ursprünglich mit dem feierlichsten Ernste ausgeübt und in ihren Ergebnissen nie angezweifelt werden, im Laufe der Jahrhunderte einer tiefen Wandlung unterliegen und — als heitere S p i e l e sich erhalten und weiter ausbilden. Das Anbrennen von Flachskugeln, das Bleigießen und ähnliches haben ihr altes Ansehen als untrügliche Mittel der Wahrsagung fast ganz eingebüßt, aber sie werden doch der Unterhaltung wegen an langen Winterabenden noch ausgeübt. Betrachten wir nun unsere Spiele, der Erwachsenen sowohl wie der Kinder, etwas näher, so ergibt sich das überraschende Resultat, daß sie zu einem großen Teil Ueberlebsel von alten Zeremonien und Sitten und daher für das Studium der Sittengeschichte wahre Fundgruben sind.

Der Beweis ließe sich eingehend erbringen für viele unserer Hazardspiele; so für das Würfel- und Lotteriespiel. Ich fürchte aber, die Geduld der Leser dadurch zu sehr in Anspruch zu nehmen. Ich will jedoch im Vorübergehen darauf hinweisen, daß das Loos wahrscheinlich nur in feierlicher Stunde und zu wichtigen Zwecken in Anwendung kam. Weil dasselbe nach dem Willen der Götter fällt, benuzten es die Wilden, um aus einer Gesellschaft den Dieb herauszufinden. Bei Homer fleht die Menge mit erhobenen Händen zu den Göttern, während die Helden im Helm des Atreiden Agamemnon die Loose schütteln, um zu erfahren, wer zuerst mit Hektor zum Kampfe gehen und dem wohlumschienten Griechen helfen soll. Noch heute entscheiden die Hindus Streitigkeiten, indem sie vor einem Tempel das Loos werfen und dabei unter dem Rufe: „Laß Gerechtigkeit walten! zeige den Unschuldigen!“ zu den Göttern flehen. Bei den Chinesen finden wir profanen und heiligen Gebrauch nebeneinander. Sie spielen mit Loosen um baares Geld und Zuckerwerk, aber sie holen sich daneben noch feierlich Rat bei den Loosen, welche zu diesem Zweck im Tempel aufbewahrt werden. Noch im siebzehnten Jahrhundert war in Europa der Glaube weit verbreitet, das Loos sei „ein Werk von Gottes besonderer und unmittelbarer Vorsehung, ein heiliges Orakel, ein göttliches Urteil oder Richterspruch; ein leichtsinniger Gebrauch sei daher ein Mißbrauch des Namens Gottes und somit ein Vergehen gegen das dritte Gebot.“ — Auch die Würfel dürften ursprünglich nur zu Gottesurteilen und Gottesgerichten gebraucht worden sein. Die Negerzauberer werfen noch jezt die Würfel, um dadurch Diebe zu entdecken.

Das alles sollte nur flüchtig gestreift werden. Leicht kann sich aber jeder Leser selbst davon überzeugen, daß unsere Kinderspiele nicht selten auf früher ernst gemeinte Beschäftigungen zurückweisen.

Unsere Kinder ahmen bekanntlich die Erwachsenen in ihrer Umgebung beständig nach. Sie fahren im Spiel auf der Eisenbahn, wobei dieselbe kleine Person oft Maschine, Wagen,

Schaffner und Passagier zugleich ist, die Station ausruft, wie eine Lokomotive pfeist und pustet; sie speisen im Spiel zu Mittag, sie spielen Mann und Frau, Lehrer und Schüler. Auch bei den unentwickeltsten Völkerschaften finden wir diesen Nachahmungstrieb. Die Eskimokinder vertreiben sich die Zeit damit, daß sie mit kleinen Bogen und Pfeilen nach einer Scheibe schießen und Schneehütten bauen, welche sie mit einem Stückchen Lampendocht erleuchten, den sie sich von der Mutter erbettelt haben. Wo der Brautraub als ernste Sitte unter den Erwachsenen noch herrscht, da gehört das Brautrauben auch zu den regelmäßigen Unterhaltungen der kleinen eingeborenen Knaben und Mädchen. Diese kindischen Belustigungen erhalten sich nun gewöhnlich viel länger, als die Sitten, deren Nachahmung sie ursprünglich waren. Bogen und Pfeile dienen uns nicht mehr zur Jagd, die Kinder haben ihre nachgeahmten Miniaturgeschosse bewahrt. Unsere Schüzen wissen nicht mehr mit der Armbrust umzugehen, wohl aber lernt es unsere männliche Jugend. Aehnlich steht es mit der Schleuder, welche bekanntlich von der wilden bis zur klassischen und mittelalterlichen Zeit hinauf mit dem Bogen und Pfeil wetteiferte. Schottische Jungen fassen einander beim „tappie-tousie“ noch heute beim Schopfe, wie früher der Lehensherr den Lehensmann bei der Einweisung und sagen: „Willst du mein Mann sein?“ Sie haben keine Ahnung davon, daß sie in ihrem Spiel einen alten symbolischen Gebrauch konservieren, der mit den Lebensverhältnissen, aus denen er erwuchs, zu Grabe getragen ward.

Außer im Spiel erhalten sich alte Gewohnheiten noch merkwürdig lange im religiösen Kultus und in den politisch führenden Schichten der Gesellschaft. In den volkstümlichen Kreisen waren Messer von Bronce und Eisen schon seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden in Gebrauch, als man zu religiösen Zwecken, wie zur Beschneidung, noch Messer von Stein verwandte. Der hohe Priester Jupiters in Rom ward mit einem Broncemesser rasirt. In den Haushaltungen war man schon längst davon abgekommen, Feuer mühsam durch Reibung zu erzeugen, in den Tempeln und bei religiösen Festen erhielt sich die alte Sitte. Noch heute wird bei den Hindus die Altarflamme mit der „Feuerspindel“ angezündet. In Ostpreußen wird in der Johannisnacht, nachdem alle Feuer im Dorfe ausgelöscht sind, ein eichener Pfahl in die Erde gesteckt und auf demselben ein Rad so lange herumgedreht, bis sich Feuer entzündet; an diesem Feuer steckt man andere Scheite an und entzündet damit die neuen Feuer in den Häusern. Auch andere heilige und zauberkräftige Feuer, wie die Notfeuer gegen Viehseuchen, dürfen in manchen ländlichen Gegenden nur durch Reibung, nie durch Phosphor, höchstens durch Stahl und Stein erzeugt werden. — Die Sprache in unseren Kirchen weicht in ihrer ganzen Bildung weit von der modernen ab; sie entspricht etwa der Luthers in seiner Bibelübersezung. Aehnlich war es immer. Die Egypter schrieben ihre heilige Geschichte in Hieroglyphen, nachdem sie für profane Zwecke zu entwickelteren Formen übergegangen waren. Im jüdischen Gottesdienst hat sich das Hebräische, im indischen das Sanskrit, im katolischen das Latein allen sonstigen Umwandlungen zum Troz behauptet.

Aehnliche Beobachtungen kann jedermann an unserem Regierungsorganismus machen. Unsere Rechtsurkunden zeigen eine Stilisirung, wie sie im gewöhnlichen Leben längst ausgestorben ist. Das alte Gottesgericht lebt im Duell der Offiziere fort. Ganze Beamtenklassen tragen noch heute, wie einst alle Herren vom Stande, den Degen, obwohl sie nie dafür Verwendung haben und auf ihren Köpfen — übrigens auch auf denen unserer Professoren — tauchen bisweilen Hüte auf, welche längst im Strom der Lethe versenkt sein sollten. Wenn wir nicht irren, ziert noch heute eine gewaltige Perrücke das Haupt des Sprechers im englischen Unterhause.

Es ließen sich noch viele wichtige Ueberlebsel anführen. Inmitten unserer auf dem Privateigentum an Grund und Boden und am Kapital beruhenden Wirtschaftsordnung finden wir Reste von alter Feld- und Waldgemeinschaft. In unserem öffentlichen Leben sind Einrichtungen noch nicht ausgestorben, welche mit unserer Auffassung der Gesellschaft in schneidendem Widerspruch stehen. Tausendfältig sind in der Tat die Erscheinungen, welche uns den ungemein zähen, konservativen Zug in der menschlichen Natur enthüllen.

Dieser Zug lähmt oft die gesundesten und notwendigsten Reformen, er ist die Verzweiflung tatenkühner, für ihre Ideale begeisterter Männer. Aber dieser Zug hat andrerseits oft großes Unheil verhütet. Wir müssen immer bedenken, daß das Menschengeschlecht bisher selten große Reformen im sozialen Leben mit vollem Bewußtsein aller nüzlichen Folgen durchgeführt hat. Die tieferen Ursachen des Bestandes von religiösen und politischen Einrichtungen, besonders von Sittengesezen, kommen oft gar nicht zum Bewußtsein, und bei zu großer Wandelbarkeit der menschlichen Natur könnte leicht der Fall eintreten, daß Völker aus irgend welchen oberflächlichen Gründen die heilsamste Institution wieder beseitigten, obwohl in größerer Tiefe verborgen liegende Gründe gebieterisch ihre Erhaltung verlangen. Der Hang zu erhalten beugt dem vor und verhindert so oft das Hereinbrechen des Chaos. Freilich klammert er sich eben so oft an Maßnahmen, die schon lange nicht mehr dem Wohle der Gesellschaft dienen und die gesunde Entwicklung lediglich hemmen. Jemehr aber die Menschheit mit vollem Bewußtsein der Tragweite ihrer Entschlüsse ihr gesellschaftschaftliches Leben regelt, desto wandlungsfähiger wird auch ihre geistige Verfassung sein dürfen. Die Gründe, welche für eine alte Einrichtung sprechen, sind dann alle ohne Ausnahme bekannt. Weist eine ruhige Ueberlegung nach, daß sie unter veränderten Umständen sämmtlich nicht mehr stichhaltig sind, so wird man getrost zur Beseitigung des Alten schreiten können. Je höher sich daher die Wissenschaft von der menschlichen Gesellschaft entwickelt, desto wandlungs- und bildungsfähiger wird auch die menschliche Natur ohne Nachteil sein dürfen. Der Fortschritt der Menschheit wird dann von zwei Seiten in lebhaftere Bewegung gebracht werden: die Masse wird geringeren Trägheitswiderstand bieten, die Führung wird immer weitsichtiger und planvoller werden.

Die Beobachtung der Ueberlebsel gibt der Wissenschaft endlich die schärfsten Waffen in die Hand, um die Teorie zu bekämpfen, daß der Mensch immer tiefer herabsinke. Um uns herum finden wir Gebräuche, wie sie der Wilde heute noch achtet und wie sie aus seiner geistigen Verfassung notwendig entstehen: Reste von alten Opfern, Reste von alten Werkzeugen, wie sie der Wilde heute noch besizt; bei feierlicher Gelegenheit greifen hochentwickelte Völker zu der alten Art des Feuerzündens zurück; unsere Kinder verrichten im Spiel die gleichen Handlungen, wie sie der Wilde im Ernst vollzieht. Zwingt uns das nicht zu der Annahme, daß unsere Vorfahren in uralter Zeit einst denselben Anschauungen huldigten, zu denselben Göttern beteten und das gleiche rohe Leben führten, und daß sie aus diesem Zustand langsam, aber stetig sich zur Höhe unserer Zivilisation emporgearbeitet haben? Läßt sich andererseits der Beweis führen, daß die heutigen Wilden und die weniger entwickelten Nationen allgemein Ueberreste aus einer höheren Kultur bewahren? Finden wir etwa bei ihnen Ueberlebsel von Dampfmaschinen und Gasbeleuchtung? Nein, immer nur liegen auf den Höhen der Zivilisation Ueberreste aus den tieferen Schichten eingebettet. So bestärkt uns gerade das Studium der Ueberlebsel in der Ueberzeugung, daß die Menschheit von ihrem fast tierischen Anfang an rastlos einem vollkommneren und glücklicheren Zustand entgegen geschritten ist.

Iwan Turgenjew.

Von J. Stern.

Rußlands literarische Tätigkeit beginnt erst mit der Zeit, wo dessen Bewohner mit dem zivilisirten Westen Europas in Verbindung traten. Vorher gab es nur eine Art lyrischer Volkspoesie, die allein durch mündliche Ueberlieferung fortlebte; denn die Volkssprache war nicht Schriftsprache, sondern als solche wurde die slavonische Kirchensprache gebraucht, welche durch Schrift-, Wort- und Sazbau im Griechischen wurzelt und daher der großen Masse des Volkes durchaus fremdartig und unverständlich gegenüberstand. Erst mit der Zeit, wo der brutale Revolutionär Peter der Große die Russen in die europäische Kultur hineinknutete, erscheint, und zwar ganz plözlich und unvermittelt, eine Kunstpoesie, welche zunächst nur als bloße Nachahmung ausländischer Muster auftritt, bis sie mit der Zeit selbständigere Bahnen beschreitet.

Iwan Turgenjew.

Eröffnet wird die russische Literatur mit dem Fürsten Kantemir (1708—44), der sich in den schöngeistigen Salons von Paris literarisch gebildet hatte und demgemäß mit seinen Satiren der französirend konventionellen Dichtung den Weg nach Rußland bahnte. Sein Nachfolger, Lomonossoff (1711—65), hat diesen Weg keineswegs verlassen, sondern im Gegenteil recht breit getreten. Vom Anfang des 19. Jahrhunderts an machten die französischen Vorbilder den deutschen und englischen Plaz. Die deutsche Klassik und Romantik, der schottische Scottismus und der englische Byronismus wurden tonangebend. Rußlands berühmtester Historiker, Karamsin (1765—1826), und der schöngeistige Fürst Shukowsky (geb. 1783) machten für Goethe

und Schiller, wie für die deutschen Romantiker, in ihrem Lande Propaganda; andere führten Byron daselbst ein. Der ganze Zeitraum von Kantemir bis Shukowsky läßt sich mit unserer Literatur vor Klopstock, bezw. bis zum Auftreten Lessings vergleichen*).

Die ersten russischen Dichter im eigentlichen Sinne des Wortes waren Puschkin (1799—1837) und Lermontow (1812—1841). Auf beide werden wir in der „N. W." später genauer eingehen. Wir wenden uns daher sogleich zu dem dritten, den beiden vorgenannten kongenialen Dichter Rußlands, dessen Stern am 3. September 1883 erloschen ist, zu Turgenjew.

Iwan Sergejewitsch (Johann, Sohn des Sergius) Turgenjew, aus einer alten, national-russisch gesinnten Bojarenfamilie stammend, wurde am 9. Novbr. (nach russischer Zeitrechnung 28. Oktober) 1818 in der reizend an der Oka gelegenen Gouvernementsstadt Orel geboren. Seine erste Jugend- und Knabenzeit verlebte er auf dem Lande, sodann bezog er die Hochschulen zu Moskau und Petersburg, kam 1840 als Student nach Berlin, besonders um sich auf dem Gebiete der Geschichte und Philosophie weiter auszubilden, kehrte sodann nach Petersburg zurück und trat 1843 als Beamter in das Ministerium des Innern ein. Schon damals hatte sich Turgenjew schriftstellerisch hervorgetan. Die Skizzen, die er in der ersten Zeit nach seiner Heimkehr in einer Zeitschrift veröffentlichte: „Kapitel aus dem Tagebuch eines Jägers," gehören zu dem besten, was er überhaupt geschrieben, und sie wurden in ganz Rußland mit Begier verschlungen. Völlig neu waren in ihnen die herrlichen Schilderungen der Natur zur Tages- und Nachtzeit, im Winter- und Sommerkleid, einer Natur, wie sie eben nur das Jägerauge schaut. Eigentümlicher noch und ergreifender waren die Beziehungen, in welche diese Natur mit den Vorgängen im Menschenherzen gesezt wurde. Der begeisterte Beifall, den dieses Erstlingswerk fand, veranlaßte den Dichter, dem Staatsdienst gänzlich zu entsagen und sich fortan ganz der Dichtkunst zu widmen. Er schied 1846 von seinem Posten, begab sich in das Ausland, besonders lange hielt er sich in Frankreich, Deutschland und der Schweiz auf, und kehrte 1852 heim, wo die bekannte, liebenswürdige Hand der russischen Staatspolizei in sein Leben eingriff. Als die Kapitel aus dem Tagebuch eines Jägers, welche die Zensur bei ihrem Erscheinen als Zeitungsartikel merkwürdigerweise unbeanstandet gelassen hatte, in Buchform erschienen waren, war es zu spät, sie zu verbieten. An einem Aufsaz Turgenjews über den kurz vorher verstorbenen Dichter Gogol holte man daher das Versäumte nach. Der Autor wurde eingesperrt und dann für zwei Jahre auf seine Güter im Innern von Rußland verbannt. Nach dieser Zeit kehrte er seinem Vaterland den Rücken, um fast sein ganzes Leben hindurch im Auslande seinen Aufenthalt zu nehmen. Im Jahre 1863 ließ er sich in Baden-Baden nieder, wo er sich, zwar unverheiratet, eine prächtige Villa baute. Auch in Paris nahm er öfter seinen Aufenthalt.

Seit seinem 23. Lebensjahr, wo er erstmals als Schriftsteller aufgetreten, hat Turgenjew eine erstaunliche Fruchtbarkeit entwickelt. Nicht weniger als alle drei großen Gebiete der Poesie sind von ihm betreten worden; erst das lyrische, dann das epische und dramatische; jenes vorzugsweise in der Prosaform des Romans und der Novelle. In ihr liegt des Dichters größte Kraft. Nationale Stoffe mit feinster Psychologie durchgeistigend, gereichen seine Erzählungen ihrem Gehalt wie ihrer Form nach dem Novellenbuch der Weltliteratur zur höchsten Zierde. Obgleich der Dichter örtlich seinem Vaterland fern war, war seine Muse stets der Heimat zugekehrt. Selten ist ein Land so prächtig, mit solcher Liebe geschildert worden, als Rußland von Turgenjew. Mit seinem glänzenden, seelenvollen Pinsel hat er uns erst die Wälder und Steppen seines Landes entdeckt. Turgenjew ist Meister poetischer Landschaftsmalerei, die er mit besonderer Vorliebe kultivirt. Er ist bei der Beschreibung der Natur eigentlich ausführlicher als bei der Schilderung des Menschen. Und doch ist er in seinen Landschaftsbildern nie und nirgends ermüdend, sondern stets frisch und neu und fesselnd, weil er alle Phrasen, alles bloße Wortgeklingel haßt und nur malt, was er selber gesehen und empfunden hat. Und deshalb stehen ihm auch ganz eigene Ausdrücke, immer neue Vergleichungen und überraschende Wendungen zu Gebote. Er ist zu jeder Tages- und Nachtzeit draußen gewesen, er hat jeden Wind erprobt und jedes Wetter gekostet, stundenlang auf dem Rücken gelegen und nichts weiter getan als die Bildung der Wolken, den Wechsel des Sonnenlichts, das Geringel der Flußwellen, das Gaukeln der Libelle beobachtet, dem Singen der Vögel, dem Flüstern der Blätter, dem Säuseln der Lüfte gelauscht. Darum versteht er es, wie kein anderer, so entzückende Naturbilder darzustellen, wundervolle Waldpartien, bei Sonnenuntergang oder im Nachtdunkel, die endlose, schweigende Steppe, das Sumpfnest im nebelgrauen Regentag, den duftenden Wiesengrund im goldenen Julisonnenlicht und im Halbdunkel der Mondscheinnacht.

Aber noch in anderer Beziehung ist Turgenjews Dichtung national. Nicht nur die Natur, auch die Bevölkerung Rußlands spiegelt sich in seinen Erzählungen, die eine Naturgeschichte des russischen Volkes enthalten. Mit sichtlicher Vorliebe behandelt er den russischen Bauern und man empfängt einen wahrhaft rührenden Eindruck, wenn man die Bekanntschaft dieser Bauern macht, dieser troz des geistigen und materiellen Drucks eines weltlichen und kirchlichen Despotismus äußerst gutmütigen und geduldigen, genügsamen und bedürfnislosen, anstelligen und geschickten Menschen, der sich außerdem durch robuste Gesundheit, unverwüstliche Kraft und so reiche Naturanlagen auszeichnet, daß man fast alles aus ihm machen könnte. Von offenem Verstande, instinktartiger Schlauheit, natürlichem Wiz und Humor, besizt er namentlich auch das, was man sonst nur dem Deutschen zuzuschreiben pflegt: Gemüt in hohem Grade. Die Bauern sind Turgenjews Lieblinge, ihnen gegenüber geht ihm das Herz auf und er zeichnet sie mit Sympatie und Wohlwollen.

Aber mit dem Verlassen der Volkskreise ist seine Feder in Ironie und Sarkasmus getaucht; denn er hat einen scharfen Blick für die Schwächen und Verkehrtheiten, Gebrechen und Laster seiner Landsleute und er geißelt diese unerbittlich. Groß ist die Zahl der lüderlichen, verkommenen Gutsbesizer und sonstigen Edelleute dieses Schlages, die alle Zeugnis ablegen von der Hohlheit und Zersezung der höheren russischen Gesellschaft. In besonders ungünstigem Lichte erscheint bei dem Dichter der russische Adel. Er zeigt uns denselben als ein sonderbares Gemisch von Blasirtheit und Roheit, dessen scheinbar so feine, vielseitige Bildung in der Regel nur ein leichter Lack ist, der wüste Leidenschaften verdeckt und sehr leicht bröckelt. Er zeigt uns aufgeblasene Zivilgenerale, Hohlköpfe, vor welchen alle niedriger Stehenden im Staube kriechen müssen, Verschwender fabelhafter Summen, feige Wüstlinge, die vor der Schürze ihrer Mätressen knien, Tyrannen und Wüteriche, die entweder ins Zucht- oder ins Tollhaus gehören.

Turgenjew ist ein aufrichtiger Freund des gemeinen Mannes, ein treuer Ritter der Schwachen und Einfältigen, der Unterdrückten und Unglücklichen. Darum stand er auch in der vordersten Reihe derer, welche gegen das fluchwürdige Institut der Leibeigenschaft mit unbeugsamem Mannesmut kämpften, und er hatte die Freude, die Aufhebung desselben zu erleben.

So groß Turgenjew als Naturmaler ist, ebenso groß ist er als Karakterzeichner, und seine Feder wird allen Ständen gleich gerecht, er mag Edelleute oder Leibeigene, Gutsherren oder Bauern, Verwalter und Kronbeamten, Jäger und Fischer, Sensenverkäufer und Händler mit Lumpenpapier sich zum Vorwurf nehmen. Wo immer er eingreift, führt er uns eine Fülle von Originalen vor, in unübertrefflich karakteristischer Schärfe und Präzision, so daß sie mit plastischer Lebendigkeit aus ihrem Rahmen heraustreten; und als Kenner des Menschenherzens, in der Kunst, dessen geheimsten Falten bloßzulegen, seine ver-

*) Siehe: Glagau, Die russische Literatur.

borgensten Regungen zu belauschen, erinnert er lebhaft an den „großen Herzenskündiger" Shakespeare.

Die erschütternden nationalen Kämpfe und Krämpfe einer Zeit und Generationen voller Wehen und Wirren, ist der unerschöpflich variirte Objektkreis, in dem sich Turgenjews Poesie in idealer Hinsicht bewegt. In dieser Beziehung zeichnet sich besonders der Roman „Väter und Söhne" aus, der nach der formalen Seite vielleicht die vollendetste Leistung des Dichters ist und nach dem Tagebuche eines Jägers das meiste Aufsehen machte. Die Erzählung fließt ununterbrochen und beschwingt dahin, alles blos Episodenhafte ist vermieden, alles tritt klar und deutlich zu Tage. Wir haben hier das abgerundete Bild einer bestimmten Kulturepoche; der Wirrwarr und die Verlegenheit, welche die großen Reformen, die so lange an den Grenzen Rußlands aufgehaltene, jetzt aber in hohen Wogen hereinbrechende moderne Wissenschaft zunächst hervorrufen, sind treu und anschaulich geschildert. Der Roman, zuerst 1862 erschienen, ist schon dadurch von hervorragend kulturgeschichtlicher Bedeutung, daß in ihm zuerst das Wort „Nihilismus" auftaucht, als Bezeichnung einer Weltanschauung, die darin vertreten wird durch zwei Studenten, deren einer sich allerdings nur durch das imponirende geistige Uebergewicht des andern auf diese Bahn hat lenken lassen, während der andere, Bassarow, den Nihilismus — den teoretischen übrigens, nicht den praktischen — vom Wirbel bis zur Zehe repräsentirt. Es ist eine merkwürdige Figur, dieser Bassarow, eine ernste, tiefe, männliche Natur von scharfem, kalten Verstand und doch voll warmen und edlen Gefühls, das sich aber nicht gern auf der Oberfläche zeigt und oft von schroffen, ja zynischen Reden maskirt wird. Er ist geistreich und von schlagendem Wiz, selbstbewußt und bestimmt im Urteil, burschikos, ungenirt in seinen Manieren, aber mit Takt und Geschmack. Er hat die Kühnheit, an nichts zu glauben, und ist der geschworene Feind aller Autoritäten wie aller Romantik, und hierin so einseitig, daß er, obgleich ein großer Verehrer der Frauen und der weiblichen Schönheit, die Liebe im idealen oder romantischen Sinn für ein Hirngespinnst und für eine unverzeihliche Narrheit erklärt. Ritterliche Gefühle stellt er auf gleiche Stufe mit Mißgeburten und Krankheiten und er drückt seine Verwunderung darüber aus, daß man den Ritter Toggenburg sowie sämmtliche Minnesänger und Troubadours nicht ins Narrenhaus gesperrt habe. „Gefällt dir eine Frau," lautet seine Lebensregel, „so suche, ihre Zuneigung zu gewinnen. Gelingt dir das nicht, so gehe deiner Wege; die Erde hat Raum für alle"; welche Maxime, beiläufig bemerkt, ganz gewiß nicht die unvernünftigste ist. — Dennoch erfaßt ihn eine leidenschaftliche Glut zu einer vornehmen Dame, aber mit männlicher Kraft bringt er sein aufrührerisches Herz zum Schweigen und bereitet sich, voll Resignation und Selbstbeherrschung, auf seinen Beruf als Kreisarzt vor. Ein Mann, sagt er ein andermal, der sein ganzes Leben auf die Karte einer Frauenliebe gesezt hat und der, wenn diese Karte verliert, so sehr den Kopf hängen läßt, daß er zu nichts mehr fähig ist, ist kein Mann, kein Individum männlichen Geschlechts.

Ebenso einseitig will er von den schönen Künsten nichts wissen. Sein Ideal ist dagegen die Wissenschaft, insbesondere die Naturwissenschaft und in ihr wiederum Anatomie und Physiologie. Seziren ist seine Liebhaberei. Welch ein prachtvoller Körper, ruft er beim Anblick einer dekolletirten Schönen, das wäre ein Exemplar für den Sezirtisch. Er ist fest überzeugt, die Partei zu repräsentiren, auf deren Schultern die Zukunft seines Vaterlandes ruht. Auf den Vorwurf: „Aber erlauben Sie, Sie verneinen alles, Sie zerstören alles" lautet seine Antwort: Das geht uns nichts an, zunächst muß reine Bahn gemacht werden.

An Bassarow und seinen Freund Arkadi drängt sich noch ein lächerlicher Stuzer, die Karikatur des Nihilismus, und eine Emanzipirte.

Das sind die „Söhne", d. h. die Vertreter einer neuen Weltanschauung, das junge Rußland. Ihnen gegenüber vertreten die „Väter" die „gute alte Zeit" in verschiedenen Schattirungen.

Wir haben an Turgenjew noch eine weitere glänzende Seite zu bewundern: seine Meisterschaft als Sprachbildner und Sprachbereicherer. Sein Stil, sagt Glagau, übertrifft den seiner beiden Vorgänger noch an Glätte und Präzision, seine Sprache ist noch musikalischer und hinreißender. Für ihn scheint es kaum Schwierigkeiten und Hindernisse zu geben; wenn er etwas sagen will, so weiß er auch stets den bezeichnendsten und erschöpfendsten Ausdruck dafür zu finden. Für ihn ist die Sprache ein Instrument, dem er jeden beliebigen Ton zu entlocken weiß, auf dem er mit vollendeter Virtuosität alle möglichen Weisen spielt, mit dem er die Herzen der Hörer bewegt und lenkt. Und doch verschmäht er alle prunkenden Worte und bloßen Redensarten, in allen seinen Schriften ist keine leere Phrase, keine abgeblaßte Floskel zu finden. Seine Sprache ist eine einfache, aber von jener edlen Einfachheit, die nur einem echten Dichter und einem originellen Geist zu Gebote steht und mit der es kein zusammengetragener Schmuck aufnehmen kann.

Es ist von wehmütigem Interesse, aus dem Bericht einer russischen Wochenschrift eine der lezten Aeußerungen des Dichters zu hören. „Ich besuchte Turgenjew," so erzählt der Herausgeber der Zeitung, „in der Viardotschen Villa in Bougival (bei Paris), und mit Ueberzeugung sagte er mir: Ich bin nur noch eine Ruine. Schon seit einem halben Jahr nährte er sich nur von Milch; alles andere verursachte ihm Uebelkeit. Schlaf fand er nur noch mit Hilfe von Morphium. Er war so schwach, daß man ihn vom Bett heben und in einen Sessel tragen mußte, um ihn umherzufahren. Als ich zulezt fragte, ob er nicht erlauben würde, einige seiner Briefe abzudrucken, um den Lesern irgend etwas zu bieten, stieg seine Erregtheit und er rief aus: „Himmel! Ihre Leser sind ja doch keine Löwen oder Tiger! Ich bin ein müder Greis, der den Tod wie eine Erlösung von ewigen Qualen erwartet und jede Hoffnung auf eine Genesung verloren hat. Ich bin gar nicht der große Mann, zu dem man mich macht. Ich bin ein ganz gewöhnlicher Mensch, der zu schreiben versucht hat; nie und nimmer kann ich mich mit Geistesheroen auf eine Stufe stellen, deren Briefwechsel jedem von Wert ist und auch jezt von jedermann mit Interesse gelesen wird. Ich war im Gegenteil immer bemüht, meine Briefe zu verbrennen, um nichts zu hinterlassen, was ich der Beachtung unwert halte." — Welch liebenswürdige Bescheidenheit!

Moderne Schicksale.

Novelle von **Carl Görlitz**. (8. Fortsezung.)

14. Die Komödiantin.

Wieder ging der weithinschallende Ton einer Glocke durch die Räume des Hotels.

Gleich darauf wurde die Glastür geöffnet, und der Portier, eine Visitenkarte in der Hand, trat ein.

„Herr Mohrmann," redete er den Hotelier an, „eine Dame ist eben vorgefahren und wünscht ein Zimmer für die Nacht; ich habe ihr zwar gesagt, daß bei uns kein Logis mehr frei wäre, aber sie bestand darauf, Ihnen diese Karte zugehen zu lassen!"

Er überreichte die Visitenkarte dem Hotelbesizer.

Mohrmann sah die Karte an und las den Namen, der auf derselben litographirt war, laut vor: „Gräfin von Oettingshausen, geborene Baroneß Schlieben-Krondorf!"

Er wollte hinaus, da rauschte ihm eine Dame von höchster Eleganz in der äußeren Erscheinung entgegen.

Es war Lea. Niemand hätte in dieser schönen Frau mit der stolzen Haltung die armselige Blumenhändlerin von heute früh wieder erkannt. Die reich mit Pelz verbrämte Schoßjacke und der mit derselben harmonirende Muff erschienen ebenso vornehm als die schwarze Sammetrobe, die sich in schweren Falten zur Schleppe abrundete. Ein allerliebstes schwarzes Sammetbarett mit Pelzstreif und schwarzer Straußfeder krönte die Frisur, und ein weißer dünner Schleier lag gleich einem schimmernden Nebelgewölk über dem intelligenten Gesichte. Die ganze Erscheinung der falschen Gräfin bot einen ungemein interessanten Anblick.

Senger war im stillen mit dem Exterieur der Person sehr zufrieden. Er fand, daß Lorberg die Metamorphose vom Veilchenmädchen zur Gräfin brillant bewerkstelligt hatte. Mohrmann, der Lea noch nicht kannte, wurde durch ihre imponirende Erscheinung einen Augenblick irre, aber ein schnell mit Senger gewechselter Blick ließ ihn erkennen, daß er die Rechte vor sich habe.

Jedenfalls war Sengers Kalkül insoweit richtig, als das interessante Weib wirklich eine geborene Komödiantin war. Die Blumenhändlerin kopirte die Dame der guten Gesellschaft meisterhaft, und bewies, daß sie würdig war, auf den Brettern des wirklichen Teaters eine Rolle zu spielen so gut wie jene Lampenprinzessinnen, die das blinde Glück oft durch allerhand Intriguen in die Garderoben der Schauspielhäuser und dann in eigene glänzende Boudoirs erhoben hat.

„Wer ist hier der Herr vom Hause?" fragte die falsche Gräfin, und suchte durch lauten Ton und große Hast ihre innere Unruhe zu verbergen. So gut der äußere Glanz auch zur Schau getragen wurde und den Uneingeweihten düpiren konnte, das Bewußtsein ihrer Niedrigkeit lähmte im stillen doch etwas ihre Energie.

„Dort ist Herr Mohrmann!" deutete Kaps auf seinen Chef.

Mohrmann verneigte sich mit innerem Widerstreben stumm vor Lea.

„Mein Herr," fuhr diese genau nach der erhaltenen Instruktion fort, „Sie lassen mich von Ihrer Tür weisen, aber ich bin nicht gesonnen, weiter zu fahren!"

„Bedauere unendlich, Frau Gräfin," sagte Mohrmann, der sich inzwischen gesammelt hatte, die ihm zuerteilte Rolle zu spielen, „aber bis unter das Dach hinauf ist jedes Zimmer besezt!"

„Das gilt mir gleich," erwiederte die Pseudogräfin und strich ihren Muff glatt, „ich bleibe hier; alle Hotels sind überfüllt, das Ihre ist bereits das dritte, in welchem ich vergebens Aufnahme suche! Ich bin von der Reise ermüdet, auch fühle ich mich so leidend, daß ich nicht weiter kann!"

„Da sehen wir zum zweitenmale," sagte Mistreß Jonston, von Teilnahme ergriffen, zum Baron, „die unangenehme Lage einer Dame, die sich allein auf Reisen begiebt!"

„Sie scheint überdies krank zu sein," erwiderte er, „denn sie ist blaß und zittert!"

„Die Arme dauert mich wirklich!" entgegnete Mistreß Jonston immer mehr interessirt!"

„Ich habe mein Gepäck bereits abstellen lassen," verharrte Lea in ihrer Forderung gegen Mohrmann, „und den Wagen fortgeschickt, also schaffen Sie Rat! Ich weiche nicht, und der kleinste Raum wird mir genügen, da es sich nur um eine einzige Nacht handelt. Mit dem ersten Zuge morgen früh seze ich meine Reise fort!"

Mohrmann blieb bei seiner Weigerung, sie aufzunehmen, und unter vielen Artigkeiten und Verbeugungen wiederholte er, daß in seinem Hotel kein Raum sei, so sehr er dies auch bedauere.

„Diese vielen unnüzen Komplimente!" sagte Senger halblaut für sich, aber doch laut genug, um von den Umsizenden vernommen zu werden.

Die wenigen noch anwesenden Gäste blickten überrascht auf. Auch Mistreß Jonston, die gleich bei ihrem Eintritt Senger nur zu wohl erkannt, ihn aber bis jezt keines Blickes gewürdigt hatte, konnte sich nicht enthalten, ihn jezt scharf zu fixiren. Sie war über seine taktlose Einmischung in eine ihm fremde Angelegenheit, zumal es einer augenblicklich alleinstehenden Dame galt, in hohem Grade aufgebracht..

Auf was Senger in seiner schlauen Kenntnis von Welt und Menschen gerechnet hatte, geschah nun wirklich. In einem anderen Falle hätte Mistreß Jonston das Abweisen eines Hotelgastes wohl kaum bemerkt, wahrscheinlich nicht sich seiner tatkräftig angenommen, jezt aber regte sich der Widerspruchsgeist in ihr und nur mit Mühe unterdrückte sie ein lautes Wort zu Gunsten der fremden Gräfin.

In diesem Augenblicke sagte Senger noch lauter und bestimmter zu Mohrmann, ohne sich selbst in seiner rücksichtslos zurückgelehnten Stellung zu rühren:

„Verehrter, Sie haben sich deshalb nicht zu entschuldigen; wenn kein Plaz da ist, eh bien, Sie können es nicht ändern!"

Alles war von dieser Unart betroffen, jede Unterhaltung verstummte und machte augenblicklich einer peinlichen Stille Plaz. Mistreß Jonston war geradezu empört. Sengers Rücksichtslosigkeit gab bei ihr den Ausschlag, sich der reisenden Dame anzunehmen. Sie stand auf und trat freundlich an Lea heran.

„Frau Gräfin" redete sie die verkleidete Veilchenhändlerin mit artiger Verbeugung an, „verzeihen Sie, wenn Ihre fatale Lage mich veranlaßt, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Soeben werden für mich zwei Parterrezimmer eingerichtet, Herr Mohrmann," unterbrach sie sich, „es sind ja wohl beides große Räume?"

Der Gefragte verneigte sich bejahend.

„Nun wohlan," fuhr Mistreß Jonston zu Lea wieder fort, „ich bin gern bereit, Ihnen eins der für mich bestimmten Zimmer für die nächste Nacht zur Disposition zu stellen, schon aus dem Grunde," sezte sie mit scharfer Pointirung hinzu, „um Ihnen die Unart Anderer, die mich als Dame mit verlezte, vergessen zu machen!"

„Sie sind sehr gütig," entgegnete die falsche Gräfin, konnte aber ein Zittern nicht unterdrücken, das Mistreß Jonston wohl bemerkte, aber dem Frost und der Anstrengung der Reise zuschrieb, „ich weiß keinen anderen Ausweg als Ihr freundliches Anerbieten mit Dank anzunehmen; auch werde ich Sie nicht lange belästigen."

Die lezten Gäste, die ihre Neugierde befriedigt und die Verlegenheit der eleganten Reisenden durch Mistreß Jonstons Entgegenkommen beseitigt sahen, entfernten sich.

Leopoldinens Fuß war wie an die Stelle gebannt. Auch sie hätte jezt ungesehen entkommen können, aber sie blieb. Die Gegenwart des geliebten Mannes fesselte sie mit magnetischer Kraft an den Ort, wo er weilte.

Mistreß Jonston wandte sich an Mohrmann, damit er das zweite Zimmer für die Angekommene in Stand sezen lassen möchte. Da Baron Warren an ihrer Seite blieb, so drehte das Paar der Abenteurerin und Senger den Rücken zu.

Währenddem hatte der leztere Gelegenheit gefunden, sich Lea zu nähern. Im Vorbeigehen raunte er ihr zu:

„Von der Lokalität bist du also unterrichtet und weißt, wo ich dich erwarte!"

Darauf trat er an einen Nebentisch und zündete sich dort eine Zigarre an. Lea hatte ihrem Herrn und Meister kein Wort erwidert, nur ein kurzer Blick belehrte ihn von ihrer Geschicklichkeit.

Niemand hatte den kleinen Vorgang bemerkt, ausgenommen Leopoldine. Nichts ist so scharf wie das Auge der Eifersucht.

„Belieben die Frau Gräfin Ihre weiteren Befehle dem Oberkellner zu geben," sagte Mohrmann zu Lea, „ich werde Ihnen sogleich das Gepäck in das Ihnen von dieser Dame überlassene Zimmer senden lassen!" Er ging auf den Korridor hinaus. Senger folgte ihm, den Baron kurz grüßend.

Leopoldine erhob sich unschlüssig. Sie war im Begriff gewesen, an ihren Mann heranzutreten; sie hätte es auch getan, wenn er allein hinausgegangen wäre, aber Mohrmann begleitete ihn und das schreckte sie zurück.

„Dat Sledenrecht." (Seite 218.)
(Aus C. Beckmanns Reuter-Galerie.)

Jetzt sah sie sich mit der Engländerin und dem Baron im Speisesaal allein.

Mistreß Jonston reichte zum Abschiede dem Baron die Hand, die dieser mit ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit an seine Lippen drückte.

Leopoldine ärgerte sich über Mistreß Jonstons Koketterie, wie sie es bei sich nannte. Dieselbe erschien ihr immer mehr in dem Lichte, in welchem die Justizrätin sie ihr von Anfang an geschildert hatte. Die leidenschaftliche Erregung des lezten Tages, die so ganz von der glücklichen Ruhe ihres bisherigen Lebens abstach, kam zum Ausbruch. Sie stürzte der vermeintlichen Urheberin ihrer Leiden in den Weg, als diese sich in ihre neu eingerichtete Parterrewohnung zurückziehen wollte.

„Halt!“ rief sie der von dieser unvermuteten Anrede erschreckten Engländerin zu, „muß ich auch vor mir selbst erröten, Ihnen gegenüberzustehen, so will ich doch den ganzen Aerger, der mich verzehrt, Ihnen zeigen, denn Sie allein tragen alle Schuld!“

„Wer ist diese Frau und was will sie von mir?“

Madame Senger schlug den Schleier hoch; der Baron erkannte sie sogleich.

„Madame Senger!“ rief er höchst erstaunt, da er sich Leopoldinens plözliche Anwesenheit hier garnicht erklären konnte.

„Wie?“ wunderte sich Mistreß Jonston ebenso sehr, „seine Frau —?“

„Ja, seine Frau!“ bestätigte Leopoldine, „die Frau des Mannes, den Sie mit Ihren schändlichen Plänen verfolgen!“

„Wollen Sie mir nicht erklären,“ fragte die Engländerin, „was Sie durch Ihr Dazwischentreten hier bezwecken?“

„Ihre Beziehungen zu meinem Gatten zerstören,“ entgegnete Leopoldine unter hervorstürzenden Tränen, „und jezt umsomehr, da ich das Komplott mit Ihrer Helfershelferin sogleich durchschaut habe!“

„Helfershelferin?“ rief Mistreß Jonston ganz bestürzt.

„Stellen Sie Sich so fremd und unschuldig, wie Sie wollen,“ schalt die Eifersüchtige, „mich täuschen Sie nicht mehr! Das Auge einer verratenen Frau sieht zu scharf; glauben Sie vielleicht, daß ich die Blicke des Einverständnisses nicht bemerkt hätte, die mein Mann mit jener Gräfin gewechselt hat?!“

„Mein Gott!“ murmelte Mistreß Jonston entsezt; sie schloß die Augen und lehnte sich auf des Barons Arm, „kann das möglich sein?“ Ein furchtbarer Verdacht war durch Mistreß Jonstons Seele gezuckt.

„Ihre Angst verrät Sie!“ sagte Leopoldine. „Sezen Sie aber jezt, da Sie wissen, daß ich von allem unterrichtet bin, Ihre verächtlichen Bemühungen mit Ihrer Freundin um meinen Mann fort, so sollen Sie erfahren, was eine in ihren tiefsten Gefühlen beleidigte Frau zu tun imstande ist!“

Drohend erhob sie die Hand und verließ nach einem verachtungsvollen Blick auf die Engländerin Saal und Hotel.

Mistreß Jonston sah ihr wie gelähmt nach.

„Ist es denkbar?“ hauchte sie, „nein, nein!“

„Aber was hatte Madame Senger?“ fragte der Baron, „von welcher Freundin sprach sie?“

„O,“ rief sie, „ich wäre ohne die eifersüchtige Wut dieser Frau vielleicht verloren gewesen, aber jezt will ich mich wehren. — Baron, wollen Sie mir einen Dienst erweisen?“

„Sie können fragen? Unbedingt.“

„Ich danke Ihnen!“ sagte sie, sah sich um und eilte an das Pult des Oberkellners. Dort schrieb sie einen kurzen Brief, faltete denselben und gab ihn dann dem Baron.

„Bitte, mein Freund, befördern Sie diese Zeilen so schnell wie möglich an ihre Adresse!“

Der Baron las dieselbe. Sie lautete: „Dem Herrn Justizrat Harder.“

„In wenigen Minuten hat er den Brief!“ rief der Baron und eilte fort. — Mistreß Jonston begab sich nun festen Fußes nach den für sie eingerichteten Parterrezimmern.

15. Maske für Maske.

Eine Stunde mochte verflossen sein, die Nacht war immer mehr in ihre Rechte getreten.

Die meisten der Hotelgäste befanden sich bereits in ihren Zimmern; der Portier schloß das Hauptportal des Hotels, begab sich nach seiner auf dem Hofe gelegenen Wohnung, und der Hausknecht, der heute den Nachtdienst hatte, nahm seine Stelle ein, um die Tür zu öffnen, wenn die Nachtglocke gezogen werden sollte. Ueberall Ruhe und Halbdunkel.

Das erste, vom Korridor rechts gelegene Zimmer, das jezt von Mistreß Jonston bewohnt wurde, war ein geräumiges, hohes Gemach.

Zwei Türen lagen sich in demselben gerade gegenüber, die eine führte vom Korridor herein, die andere in das anstoßende Zimmer, welches von Mistreß Jonston der Pseudogräfin zum nächtlichen Aufenthalt überlassen worden war.

Auf einem Schreibtisch lag die rote Mappe, welche die Dokumente barg.

Die Fensterladen waren geschlossen. Ein Einblick in das erleuchtete Zimmer war von der Straße aus dadurch unmöglich gemacht.

Die Engländerin stand an der Tür, die vom Korridor hereinführte. Sie schien dieselbe von innen verriegelt zu haben; jezt strich sie die Falten der Portière glatt; dieselbe war aus den Seidenschnüren gehakt, so daß sie übereinander fiel und die Tür vollständig verhüllte.

Amalie Jonston wandte sich um und ging dem Sophatische zu. Dort stand ein Teeservice, das sie ordnete; sie hielt sich aber damit so lange auf, daß es augenscheinlich war, wie sich ihre Gedanken ganz wo anders befanden, als bei Kanne und Tassen.

„Es muß sein,“ dachte sie mehr als sie es flüstere, „alles ist bereit! Steht sie wirklich mit Senger in Verbindung, so wird sie sich sicher verraten!“

Entschlossen ging sie nach der Tür, die in das anstoßende Zimmer führte.

Dort klopfte sie leise an.

Die Tür öffnete sich, Lea erschien in derselben.

„Also habe ich mich nicht getäuscht,“ begann Mistreß Jonston, „wenn ich Sie noch wach zu hören glaubte!“

„Ich kann noch nicht schlafen,“ entgegnete Lea und schlug den Blick zu Boden.

„Da ich bemerkte, daß Sie kein Souper eingenommen haben,“ fuhr Mistreß Jonston fort, „wollte ich Ihnen eine Tasse Tee zur Nacht anbieten; Sie haben meine Gastfreundschaft angenommen und ich muß demzufolge die Pflichten der Wirtin auch vollständig üben; bitte einzutreten.“

Lea folgte ihr. (Schluß folgt.)

Ueber die Krankheiten der Pflanzen.

Von **Wilhelm Blos.**

Wenn wir vor einiger Zeit in diesen Blättern nachwiesen, wie gewisse Pflanzenformen, die wir allgemein als Blumen bezeichnen, mit ihrem durch Insekten vermittelten Kreuzungsverkehr und auf dem Wege der natürlichen Zuchtwahl, der Anpassung und Vererbung, zu einem hohen Grad von Schönheit in Form und Farbe gelangen und sich sonst noch allerlei anziehende Eigenschaften erwerben*), so wollen wir heute die Kehrseite betrachten. Die so ungemein zahlreichen und so sehr von einander verschiedenen pflanzlichen Organismen sind einer kaum übersehbaren Menge von Krankheitsprozessen ausgesezt,

*) Siehe „Unsere Blumenzüchter,“ Jahrg. 1883, Nr. 26.

deren Ursachen, Verlauf und Wirkungen zu beobachten keine geringe Mühe gekostet hat. Man ist im Lauf der Zeit denn auch dahin gelangt, daß man sich die meisten dieser Krankheiten erklären kann, wodurch wiederum ein gutes Stück Aberglaube aus der Welt geschafft worden ist. Früher, als man über die Ursachen dieser Erscheinungen noch nicht unterrichtet sein konnte, war man gleich bei der Hand, an „Zauberei“ und „Hexerei“ zu glauben, und manch armes Menschenkind hat auf dem Scheiterhaufen enden müssen unter der unsinnigen Anklage, den Acker oder die Wiese seines Nachbars „behext“ zu haben. Darüber sind wir längst hinweg, und wenn es heute noch gewissenlose Menschen gibt, die solchen Aberglauben zu verbreiten suchen, so haben sie glücklicherweise wenig Erfolg.

Je höher die Organismen sich entwickeln, desto zarter und kunstreicher werden die einzelnen Teile und desto schwieriger sind Verlezungen zu ertragen, welche die Verbindung und die zusammenhängenden Funktionen der einzelnen Organe stören. Ein Tier oder ein Mensch, dem ein Glied abgehauen wird, geht daran leicht zu Grunde; ein Baum, der einen Ast verliert, wird sich, wie wir sehen werden, infolge einer solchen Verwundung wohl mannichfachen Veränderungen unterziehen müssen, aber er wird nicht daran sterben. Der tierische Leichnam, der Luft oder dem Wasser ausgesezt, verwest, und auch die stärksten Knochenteile werden mit der Zeit zu Staub. Die zu großer Festigkeit entwickelten Teile gewisser Pflanzen, die Holzteile, widerstehen dagegen auf eminent lange Zeit dem Einfluß der Elemente. So hat man jüngst aus dem Rhein bei Mainz die Ueberreste einer von Karl dem Großen angelegten hölzernen Brücke herausgeholt, und die Holzstücke, die sich ein volles Jahrtausend unter dem Wasserspiegel des Rheins befunden hatten, zeigten nur wenig oder gar keine Spuren von Zerstörung; sie waren fest und schwer wie Stein geworden. Dagegen ist nicht zu übersehen, daß es auch pflanzliche Organismen gibt, die noch feiner und zarter als die tierischen angelegt sind und denen die geringste Verlezung oder Verkümmerung ihrer Lebensbedingungen den Tod bringt.

Die Ursachen der Pflanzenkrankheiten sind oft gar nicht leicht aufzufinden; manche sind bis heute unbekannt geblieben. Am leichtesten kommt man natürlich der Krankheit auf den Grund, wo Parasiten (Schmarozer) die Ursachen sind; mögen es nun pflanzliche oder tierische Parasiten sein. Diese Parasiten bewirken auch die ansteckenden (kontagiösen) Pflanzenkrankheiten, während bei den tierischen Körpern nach den neuesten Forschungen die Ansteckung durch die sogenannten Bakterien geschieht, jene merkwürdigen mikroskopischen Parasiten, welche die Wissenschaft noch geraume Zeit beschäftigen werden, bevor über Ursprung, Dasein und Funktionen derselben völlige Klarheit vorhanden sein wird*). Diese Bakterien finden sich im Pflanzenkörper nicht vor.

Beim Verhältnis der Krankheit zum Pflanzenkörper dürfen nicht diese beiden Faktoren allein in Anschlag gebracht werden; man muß auch die Nebenumstände berücksichtigen. So kann eine Pflanze an der gleichen Verwundung in schlechtem Boden zu Grunde gehen, während sie sich in gutem Boden erholen würde. Eine Krankheit kann bei nassem oder trockenem Wetter leichter oder schwerer ansteckend wirken, je nach den Umständen.

Um eine Uebersicht zu gewinnen, teilt man die Pflanzenkrankheiten ein in solche, die entstehen: 1) durch Raummangel; 2) durch Wunden; 3) durch Verhältnisse des Lichts; 4) durch Verhältnisse der Temperatur; 5) durch Verhältnisse des Mediums (des Bodens); 6) durch Gifte; 7) durch die Witterung; 8) durch Pflanzen-Parasiten; 9) durch tierische Parasiten**).

Der Raummangel bringt bei den Pflanzen Krümmungen und Verdickungen hervor; wenn Baumwurzeln in enge Felsspalten eingeklemmt werden, so erscheinen sie zuweilen ganz abgeplattet, ja bandförmig, und das Mark kommt an der Seite zum Vorschein. Wenn eine Pflanze in einem engen Topf sich befindet und eine lange Pfahlwurzel hat, so krümmt sich diese in Windungen zusammen, die auch miteinander verwachsen; die Seitenwurzeln kriechen an den Topfwänden empor. Raummangel verändert oft die Gestalt der Pflanzen auf die verschiedenste Art. Die Chinesen machen davon einen merkwürdigen Gebrauch, da sie wissen, daß auch Früchte durch Raummangel ihre ursprüngliche Gestalt verlieren. Sie stecken junge Kürbisse in Flaschen, die inwendig mit vertieften Figuren versehen sind; ist der Kürbis ausgewachsen, so zerschlägt man die Flasche und der Kürbis trägt nun die Figuren erhaben auf seiner Schale.

Die durch Verwundungen bei den Pflanzen entstehenden Veränderungen, Umbildungen und Mißbildungen sind so zahlreich, daß wir nur den kleinsten Teil derselben hier berühren können. Unter die Wunden zählen wir natürlich nicht jene normalen Verlezungen, welche durch Abfall von Blättern oder durch Absterben von Schößlingen und Trieben entstehen und die in ebenso normalem Verlauf wieder heilen; wir haben hier jene Wunden ins Augen zu fassen, die durch Stiche und Schnitte von Menschenhand, durch die Zähne der Nagetiere, durch die Gewalt der Elemente und durch allerlei gewaltsame Zufälle entstehen. Dahin gehören auch die durch Aufspringen entstandenen Wunden, die sich vergrößern, sobald das blosgelegte innere Gewebe Feuchtigkeit einsaugt, und die so gefährlich werden können.

Die Zellen, jene einfachen Urformen, aus denen sich alle Organismen, auch der menschliche Körper, zusammensezen, sind bei den Pflanzen selbständiger entwickelt als bei den Tieren, und das ist der Grund, weshalb die Abtrennung einzelner Organe bei den Pflanzen auch für diese abgetrennten Bestandteile durchaus nicht notwendigerweise tötliche Folgen hat. Im Gegenteil ist es bekannt, daß abgeschnittene Teile von Pflanzen, seien es Zweige, Blüten oder Blätter, noch eine zeitlang am Leben bleiben und durch sorgsame Pflege lange erhalten werden können, namentlich durch Wasserzutat. Kann das abgetrennte Glied Wurzeln bilden, so bildet es eine neue Pflanze; darauf beruht das Wachstum der sogenannten Stecklinge. Abgeschnittene Sprossen welken, auch wenn man sie gleich nach dem Schnitt in Wasser stellt, bis zu einem gewissen Grade; dieses Welken findet nicht statt, wenn das Durchschneiden unter Wasser erfolgt. Bei unpassender Veredlung findet häufig ein Absterben statt; es gibt nämlich Pflanzen, die das Aufpfropfen aufeinander nicht vertragen. So lassen sich verschiedene Birnensorten nicht auf Quitten pfropfen; sie gehen lieber zu Grunde. Die Ursache dieser hartnäckigen Abneigung kennt man nicht.

Je nachdem die Verstümmlungen ausgeführt werden, sind auch die Folgen verschieden; eine Pflanze kann an dem Samen, an dem Stamm, an den Wurzeln und an den Zweigen verstümmelt werden. Die wunderbaren Heilprozesse, die bei den Pflanzen möglich sind, bewirken, daß Pflanzen auch die schwersten Verstümmlungen, sogar den Verlust des Stammes und der Wurzeln überstehen können. Die Wurzeln namentlich sind sehr empfindlich, was man beim Umsezen an Topfpflanzen ꝛc. beobachten kann. Fast alle Pflanzen erzeugen, wenn sie ein wichtiges Organ verloren haben, in der Nähe der Verluststelle Neubildungen (Reproduktionen), welche die Funktionen des verlorenen Organs übernehmen. An Knospen und jüngeren Zweigen werden die Verwundungen meistens durch Wild, Eichhörnchen, Käfer ꝛc.

---

*) Bakterien (von bakterion = Stäbchen; wegen der Stäbchenform mancher dieser Organismen), außerordentlich kleine pflanzliche Organismen, welche als die Träger des Ansteckungsstoffs für eine Anzahl von Krankheiten gelten. Sie verursachen, wo sie sich festsezen, Fäulnisprozesse. Man unterscheidet Cholerabakterien, Schwindsuchtsbakterien u. s. w. Die Entdeckung dieser Organismen, die mit bloßem Auge nicht wahrnehmbar sind, ist für die Wissenschaft sehr folgenreich gewesen.

**) Wir wollen im Laufe dieser Abhandlung möglichst jene Fremdwörter vermeiden, die nur für den Botaniker von Fach Interesse haben, dem großen Publikum aber nur das Verständnis der Sache erschweren. Diese Bezeichnungen sind momentan kaum abzuschaffen; zum großen Teil sind sie aber nur ein Ueberbleibsel aus jener Zeit, da das Latein noch die Weltsprache der Wissenschaft war. Die Gelehrten haben leider nicht den guten Willen, dies erbgesessene Uebel zu beseitigen. Sonst würde man statt Parasit Schmarozer und statt Contagium Ansteckungsstoff sagen. Allerdings klingt das nicht so gelehrt.

verursacht. Bei bedeutenden Verstümmlungen an Bäumen bemerkt man, daß sich die Jahresringe am Stamm schwächer bilden, daß also die Entwicklung des Stammes zurückbleibt. Durch diese Verlezungen entstehen auch die mannichfachsten Mißbildungen, denen der Aberglaube den Namen Hexenbesen, Donnerbesen oder Wetterbüsche gegeben hat.

Die Verlezungen des Stammes und der Rinde haben meist nur eine lokale Bedeutung; diese Wunden heilen bald und leicht wieder zu. Dagegen sind jene Bohrlöcher sehr gefährlich, die an den Bäumen angebracht werden, um Harz, Terpentin u. s. w. zu gewinnen. Die Bäume kränkeln und liefern schlechtes Holz. In vielen Waldungen ist es streng verboten, Birken, Tannen 2c. auf diese Weise anzuzapfen. Das Wild fügt den Bäumen durch Abschälung und Abnagung der Rinde schwere Schäden zu; am gefährlichsten aber sind die Mäuse, welche das junge Holz so benagen, daß oberhalb der Wundstelle der ganze Stamm abstirbt. Der Borkenkäfer, welcher ganze Gänge in die Bäume bohrt und sich häuslich darin einrichtet, verursacht großen Schaden; je nachdem er viel oder wenig arbeitet, überstehen die Bäume seinem Angriff oder sie sterben ab.

Wenn aus den Baumwunden der Pflanzensaft in Form von Terpentin ausfließt, wird er in der Luft zu Harz; wenn dies Harz die einzelnen Holzzellen durchdringt, so entsteht das bekannte, beim Feueranzünden beliebte Kienholz, dessen Späne noch in einzelnen Gegenden, im Schwarzwald z. B., die Beleuchtung des Abends liefern müssen. Kienholz ist also krankes Holz. Außer dem Harzfluß unterscheidet man an den Pflanzen noch Gummifluß, Tragantfluß und Mannafluß. Ueber die Entstehung des Gummiflusses bei Pflaumen, zwischen Stein und Fruchtfleisch, hat man noch keine Gewißheit erlangen können.

Die Heilung der Wunden geschieht durch den Wundkork, der als ein Gewebe die Wundfläche überzieht, oder durch eine wulstartige Bedeckung, Callus genannt. Die Rinde wird so langsam wiederhergestellt, und es tritt die sogenannte Ueberwallung oder Verwallung ein, aus welcher Holzschichten entstehen. Ein solcher Heilungsprozeß findet auch beim Okuliren und Pfropfen statt.

Wird der natürliche Heilungsprozeß verhindert, so treten sehr bald die Erscheinungen ein, welche eine Zersezung des Pflanzenkörpers verkünden. Die von den Wundflächen berührten Pflanzenzellen werden getötet und diese Wirkung pflanzt sich auf die übrigen Zellen fort. Es erscheint die Wundfäule, die Rotfäule, die Weißfäule, die Trockenfäule, die Grünfäule und wie diese Krankheiten alle heißen, welche den pflanzlichen Organismus rasch zerstören. Eine Krankheit der Obstbäume nennt man Krebs; sie entsteht dadurch, daß die Heilung der Wunden des Baumes durch den Stich der Blutlaus immer wieder verhindert wird. Die Fäule kann bewirken, daß der ganze innere Baum ausfault, und so entstehen die bekannten hohlen Bäume, welche oft ihrem Leiden sehr lange trozen.

Die Wirkungen des Lichts stehen mit verschiedenen Pflanzenkrankheiten im Zusammenhang. Wenn der Same im Dunkeln keimt, so werden die neugebildeten Teile gelb und fleckig, was daher kommt, daß sich die Körner, aus denen das Blättergrün (Chlorophyll) entsteht, ohne Licht nicht ausbilden können. Aber auch allzustarkes Licht beschädigt leicht das Blättergrün. Man kann bei den Zimmerpflanzen leicht diesbezügliche Beobachtungen anstellen. Man bemerkt den Einfluß mangelnden Lichts auch am Korn. Wenn die Kornähre vom Winde oder Regen niedergelegt wird, so faulen leicht jene Teile, die den Wirkungen des Lichts entzogen sind.

Die Wirkungen der Temperatur sind noch intensiver als die des Lichts. Zuviel Hize tötet die Pflanzen; der Frost bringt den Pflanzen den Tod durch Erfrieren, indem die Pflanzensäfte zu Eis erstarren. Doch überleben viele Pflanzen den Gefrierprozeß und treten nach dem Auftauen ihre Funktionen wieder an. Frostrisse, Frostflecken, Frostspalten sind weitere Folgen der Einwirkung allzustarker Kälte.

Die Wirkungen des Bodens (des Mediums) wechseln mit dessen Beschaffenheit. Der Boden muß für Licht zugänglich sein, wenn die Pflanze gedeihen soll. Die Wurzeln von Landpflanzen dürfen nicht ins Wasser sich erstrecken; ein nasser Boden bringt den Pflanzen Fäulnis. Ein Boden, welcher zu viel Nahrungsstoff enthält, bringt Mißbildungen von Pflanzen hervor; es geht hier den Pflanzen wie den Menschen, wenn sie zuviel essen und trinken. Bei einigen Pflanzen macht sich Gelbsucht und Bleichsucht bemerkbar, wenn sie keine eisenhaltige Nahrung haben. Ganz wie bei uns, werden hysterische und bleichsüchtige Damen sagen.

Zum Leben der Pflanzen gehört Sauerstoffgas, insbesondere aber auch Kohlensäure ist für die grünen Pflanzen unentbehrlich. Sie gehen zugrunde, wenn keine Kohlensäure vorhanden und ihr Reservenährstoff aufgezehrt ist.

Als Gifte wirken auf die Pflanzen die schwefligen Säuren, der Hütten- und Steinkohlenrauch. Industrielle Anlagen mit giftigen Dämpfen können auf ziemliche Strecken die Pflanzenkultur vernichten. Wenn junge Fichten sich sechzig Tage in einer Luft befinden, die nur ein Millionstel ihres Volumens an schwefliger Säure enthält, so sterben sie ab. Das Leuchtgas schädigt und tötet die Pflanzen, wenn es durch Röhren in den Boden ausströmt, in dem sie wurzeln. Man hat gefunden, daß die Wurzeln von Linden durch die Wirkung von Leuchtgas blau gefärbt worden sind. Auch Kochsalz wirkt schädlich, d. h. wasserentziehend auf lebende Pflanzen.

Die Wirkungen von Schnee, Regen, Hagel, Wind, also die Einflüsse der Witterung auf Pflanzen sind bekannt; auch die Wirkungen des Blizschlages. Bemerkt sei, daß der Bliz nur an solchen Bäumen zündet, an denen totes, trockenes Holz vorhanden ist.

Wir kommen nun zu den Schmarozern oder Parasiten und zu den von ihnen verursachten Pflanzenkrankheiten.

Jede Schmarozerpflanze hat ihre bestimmte Nährpflanze (auch Wirt genannt), auf der sie sich festsezt und von deren Säften sie sich miternähren läßt. Die Wirkung ist eine ganz verschiedene; manche der ausgesogenen Pflanzen zehren ab und sterben, andere werden geschwächt und bleiben am Leben, ein verkrüppeltes und verkümmertes Dasein führend; andere zahlen den Tribut an den ungebetenen Gast und leben fröhlich weiter. Wir unterlassen es, sehr naheliegende Analogien aus dem menschlichen Gesellschaftsleben hier anzuführen. Die Schmarozerpflanzen oder Schmarozerpilze (parasitische Pilze) sind noch nicht lange, erst seit Anfang der fünfziger Jahre, umfassend bekannt geworden; früher suchte man sich die von ihnen hervorgerufenen Krankheiten auf allerlei sonderbare Weise zu erklären. Heute weiß man, daß gewisse Krankheitserscheinungen von Schmarozerpflanzen hervorgerufen werden, die sich auf einzelnen Pflanzen festsezen und da nicht nur fortwuchern, sondern sich von da aus auf andere Pflanzen en masse verbreiten. Bei den unterirdischen Organen gelangen die Schmarozer leicht von Wurzel zu Wurzel; bei den oberirdischen aber vermitteln die Sporen, die Fortpflanzungsorgane der Pilze, die Uebertragung.

Die Zahl der durch Pilze verursachten Pflanzenkrankheiten ist Legion. Man unterscheidet fünf hauptsächliche Pilzformationen: 1) die Chytridiaceen, 2) die Saprolegniaceen, 3) die Peronosporeen, 4) die Dyscomyceten und 5) die Pyrenomyceten. Die erste Gattung ist wenig gefährlich; die zweite schon mehr; sie macht die Blätter mißfarben und läßt Pflanzenteile absterben; die dritte ist schon gefährlich. Die Peronosporeen sind die Ursache der Kartoffelkrankheit; sie bewirken erst, daß die Blätter schwarz werden, und dann tritt die Knollenfäule ein. Dieser Pilz ist massenhaft zerstörend seit 1843 in Amerika, seit 1845 in Europa aufgetreten. Die zwei lezten Arten von Pilzen sind die verbreitetsten und die schädlichsten. Sie verursachen den Lärchenkrebs und die Rapskrankheit; sie durchseuchen oder zerstören den Klee, den Hanf, die Speisezwiebeln, verschiedene Blumen, Hiazinthen, Balsaminen u. s. w. Beim Raps kann man die Pilzbildung am vollkommensten beobachten. Diese Pilze bringen auch den bekannten Mehltau hervor, der wie Schimmel aussieht, was aber nichts anderes ist, als massenhafte Schmarozerpilze. Damit verwandt ist der

In der Pause. (Seite 218.)

Traubenpilz, der ähnlich wie der Mehltau aussieht. Daß man sich früher die Entstehung des Mehltaus nicht erklären konnte, hat den Aberglauben ungemein gefördert. Der Rußtau, auf Holzpflanzen und Kräutern, ist weniger gefährlich als der Mehltau, welch lezterer auf Hopfen, Klee, Wicken u. s. w. sich festsezt. Krankheiten, die durch solche Pilze bei den Pflanzen entstehen, sind ferner die Kräuselkrankheit der Kartoffeln, die Rostflecken der Aepfel und Birnen, die Blattbräune, das Schwarzwerden des Klees, Blatt- und Fruchtflecken, Schwindpocken, der schwarze Brenner, das Pech der Rebe, Fleckenkrankheit der Maulbeerblätter, der Holzkropf, der Safrantod, die Kartoffelpocken, der Blattschorf bei Gras, die Rotflecken der Pflaumenblätter, der Pilz des Kletterkorns, die Herzfäule der Runkelrüben, der Rapsverderber, der Wurzeltödter und noch tausend andere Krankheiten, die aufzuzählen, geschweige denn zu beschreiben der Raum uns nicht gestattet. Man kann sich denken, welche furchtbaren Verwüstungen alle die Schmarozerpilze, welche sich von lebenden Pflanzen nähren, anrichten. Und nur in sehr wenigen Fällen kann die Hand des Menschen durch künstliche Heilung den infizirten Pflanzen zuhilfe kommen. Die Brand- und Rostkrankheiten entstehen durch Brand- und Rostpilze und gehören gleichfalls hierher; ebenso die großen Schwammpilze, die auf Bäumen schmarozen. Diese Schwämme sind eigentlich keine Parasiten, aber sie bewirken doch, daß der von ihnen besezte Teil des Baumes krank wird. Wir wollen noch, um die Zerstörungskraft dieser Pilze zu illustriren, die tramedes radiciperta, den Wurzelverwüster anführen, einen Pilz, der Fichten und Kiefern befällt, wie ein umgewendeter Hut aussieht, und dadurch, daß er die Wurzeln aussaugt, die ganzen Bäume tötet. Jüngere Fichten und Kiefern sterben an diesem furchtbaren Schmarozer ganz rasch ab.

Außer den Schmarozerpilzen leben aber auch tierische Schmarozer auf den lebenden Pflanzen, die keine geringeren Verwüstungen anrichten. Es gibt tierische Schmarozer, die eine Auszehrung der von ihnen besezten Pflanze oder Pflanzenteile bewirken. Dahin gehört die Milbenspinne, die eine Menge Gartenpflanzen bedeckt und sich dort häuslich einrichtet, teilweise die Blattlaus, die Schildlaus und die Eichen-Phylloxera, welch leztere die runden Flecken an den Blättern der Eiche verursacht.

Weit zahlreicher sind jene Schmarozer, durch deren Einwirkungen auf die Pflanzen abnorme Neubildungen entstehen, in oder auf welchen der Schmarozer sich gewöhnlich aufhält. Diese Neubildungen nennt man Gallen, und die gallenerzeugenden tierischen Schmarozer haben sich sonach den Pflanzen am meisten angepaßt, wie auch umgekehrt ihnen die Pflanzen. Die Bildung von Gallen (Cecidien) ist so mannichfaltig und so reichhaltig, daß es die größte Mühe macht, nur einen Ueberblick zu gewinnen. Wir können hier auf die schwierigen und ausgedehnten Klassifizirungen, welche die Wissenschaft mit diesen Erscheinungen hat vornehmen müssen, nicht eingehen, und wollen nur einige der merkwürdigsten dieser Formationen erwähnen.

Die Gallen entstehen durch die Einwirkung der Stich-, Freß- oder Saugorgane der schmarozenden Insekten auf die pflanzlichen Organe. Krümmungen, Verdickungen und Biegungen der Blätter, vermehrte Bildung und filzartige Verdichtung von Blatthaaren, Auftreibungen der Blätter, Anschwellungen an Wurzeln und Stengeln erscheinen, und in diesen winzig und fein organisirten Zufluchtsorten hausen die Herren Schmarozer mit Weib, Kind und Kegel. Aus dicht zusammengedrängten Haaren der Blätter errichten sie sich förmliche Filzhütten; die Anpassungsgeseze haben ihnen den Gefallen getan, Beutelgallen, Taschengallen, Stengelgallen zuzulassen. Die Blattläuse spielen in dieser Schmarozerwelt eine große Rolle und sizen behaglich in den durch Krümmungen der Blätter entstandenen Tälern und Schluchten. Die Milben sizen gern in beutelartigen Gallen. Die Anpassung ist soweit gegangen, daß sich an der Mündung dieser Gallen auch Schuzwehren gebildet haben; dichte Behaarungen oder förmliche, aus neuen Ansäzen gebildete Wälle, um kein unberufenes Tier oder auch kein Wasser einzulassen. Die Rüstergallenlaus richtet sich an den Blättern der Rüster oft bohnengroße Behausungen ein. An den Blättern der Ulme findet man die Läuse in blasenförmigen, fein sammthaarigen, ausgestülpten Gallen sizen. Die Reblaus, die bekannte und gefürchtete phylloxera vastatrix, gehört zu den gallenbildenden Schmarozertieren. Sie bringt an den Wurzeln der Weinstöcke Gallenbildungen hervor, was den Tod der ganzen Weinstöcke herbeiführt. Sie legt etwa 40 Eier, aus denen nach acht Tagen Junge ausschlüpfen, die sich ebenfalls an den Rebwurzeln festsaugen und schon nach 20 Tagen, ohne Begattung, Eier legen. Sie können 6 bis 8 Generationen in einem Sommer bekommen. Es bilden sich an den Wurzeln Knollen und Höcker, auf denen die Tierchen sizen; das sind die Gallen. So wird die Wurzel angegriffen und zerstört; die aufsaugenden Wurzelteile gehen zugrunde und der ganze Stock folgt nach. Die Gallwespen dringen in das innere Gewebe der Pflanze ein und veranlassen so eine Gewebewucherung, die man als Galle bezeichnet. Der Kohlgallenrüsselkäfer lebt in beulenförmigen Gallen am Wurzelhals von Raps, Blumenkohl, Stechrüben und Verwandtem. Er legt seine Larven in die Gallen, die sich förmlich durch dieselben durchfressen. Die Weidenholzgallmücke bildet Gallen an den Aesten der Weidenarten, indem sie ihre Larven zu vielen tausenden dort einlegt.

Die bekannten Galläpfel entstehen durch den Stich von Gallmücken und Gallwespen, welche ihre Eier unterzubringen bestrebt sind. Die Larve ist, wenn sie sich entwickelt hat, vollständig in der Galle eingeschlossen und muß sich durch die Gallenwand eine Oeffnung nagen, durch die sie hinaus kriechen kann. Zuweilen aber bildet die Galle selbst Oeffnungen, durch welche das Tierchen hinausgelangen kann.

Auch Früchte können sich zu Gallen umbilden, wenn Schmarozertiere sich in dieselben eindrängen. Die Mohn- und Kohlgallmücke sind stets bereit, solche abnorme Bildungen ins Leben zu rufen und versäumen keine Gelegenheit. Das Gichtkorn des Weizens, welches durch das sogenannte Weizenälchen hervorgerufen wird, gehört auch hierher.

Mit Vorstehendem haben wir dem Leser einen Begriff von den Pflanzenkrankheiten geben wollen und nicht mehr. Der massenhafte Stoff verwehrt es, die Sache eingehend zu behandeln. Wir wollen damit nur die Erkenntnis dargetan haben, daß das innere organische Leben der Pflanzen viel reicher ist, als bei einer oberflächlichen Betrachtung scheinen könnte. Zugleich sei nicht übersehen, wieviel es noch festzustellen und zu erforschen gibt bei dem, was wir in unserer nächsten Nähe vor uns sehen. Man kann berechnen, wie weit die Sonne von uns entfernt ist; man kann das Erscheinen eines Kometen auf lange Jahre auf die Minute voraus berechnen, allein wir wissen z. B. noch nicht, aus welchen Ursachen der Harzfluß in der Pflaume entsteht. Solcher noch unerklärten Erscheinungen gibt es genug in unserer nächsten Umgebung. Wir brauchen also gar nicht in die Weite zu schweifen; es gibt in unmittelbarer Nähe noch genug zu forschen und zu sondiren.

Hans Hasenfuß.

Eine Alltagsgeschichte aus der jüngsten Vergangenheit. Von **Hans Eckart.**

Siegfried Bandmeyer und Kurt Stark sind heute Freunde auf Leben und Tod, — vor wenigen Wochen jedoch konnten sie sich noch absolut nicht leiden. Wenn Kurt Stark in den Laden trat, in welchem erster Kommis zu sein den ganzen Stolz Siegfried Bandmeyers ausmachte, so schnitt er rasch hintereinander zwei grundverschiedene Grimassen, — eine furchtbar spöttische, — diese galt dem ersten Kommis Siegfried Bandmeyer — und eine furchtbar verliebte, welche leztere an die Adresse der hübschesten Verkäuferin des ansehnlichen Weißwaarengeschäfts Jakob Fink und Komp., des Fräulein Emmy Holder gerichtet war. Siegfried Bandmeyer seinerseits wurde immer puterrot, wenn er Kurt Starks kräftige Figur in der Ladentür auftauchen und sich von ihm so überlegen über die Achsel weg gemessen sah, — er wurde rot, obzwar er eigentlich nicht die mindeste Ursache dazu hatte. Fräulein Emmy Holder dagegen wurde gar nicht rot, der über die Maßen kecke Kurt mochte ihr noch so tief und noch so feurig in die schelmischen Augen schauen. Also noch vor wenigen Wochen war dem langen, schmalen, abgesehen von der durch lange Uebung und emsigste Bemühung angeeigneten fieberhaft behenden Kommistätigkeit recht linkischen Siegfried der flotte Student Stark der unangenehmste aller Käufer und, was angesichts dieser tiefgefühlten Tatsache geradezu zum Ausderhautfahren war, der am häufigsten wiederkehrende aller Geschäftsbesucher.

Siegfried Bandmeyer, der früher mit akademischen Bürgern wenig oder gar nicht in Berührung gekommen war, glaubte an diesem einen Exemplar so recht deutlich erkannt zu haben, wie entsezlich unpraktisch diese gelehrten verkehrten Leute, wie er mit einem Seitenblick auf Fräulein Emmy zu bemerken liebte, seien. Die mächtigen Vorteile des Einkaufens im Großen z. B. vermochte Kurt Stark augenscheinlich niemals zu begreifen. Ja, seine Erkenntnis machte in dieser Beziehung sogar die traurigsten Rückschritte. Als er zum erstenmal, vor ungefähr einem Vierteljahr, in den Laden gekommen war, hatte er doch wenigstens noch auf einmal ein halbes Duzend Oberhemden, ein Duzend Stehkragen und ein halbes Duzend Manschetten gekauft. Als er acht Tage darauf wiederkehrte, kaufte er schon nicht mehr als zwei Kravatten und ein Paar Handschuh, natürlich war dabei von einem Profit für ihn wegen Engroskaufs nicht mehr die Rede, — und diesen Nachteil hatte dem damals noch Ungehaßten Siegfried Bandmeyer in beredtester Weise auseinandergesezt. Anfänglich schien diese wohlmeinende Belehrung auch auf guten Boden zu fallen, denn Kurt Stark riß die Augen weit auf, rückte den Nasenklemmer zurecht und fixirte den guten Siegfried eine Weile, dann schaute er nachdenklich bei Seite und machte dabei: Hm, hm! Haha! Sehr richtig! Höchst überraschend! Schon am nächsten Tage war er wieder im Laden und trat sofort an Siegfried Bandmeyer heran, um diesen mit ausgesuchter Artigkeit zu bitten, er möge seinen so überzeugenden und geistreichen Vortrag von gestern ihm gütigst heut noch einmal halten. Jezt stieg Siegfried zum erstenmale die Röte ins Gesicht, welche fortan immer wiederkehrte, sobald der Student an seinem Horizonte von neuem auftauchte, — er wußte mehrere Augenblicke lang nicht, was er sagen sollte, da aber Kurt Stark mit unerschütterlichem Ernst ihn fixirte und versicherte, er halte sich zwar im übrigen für einen höchst hoffnungsvollen jungen Mann, leide aber unglücklicherweise an einem merkwürdig schlechten Gedächtnisse, so fing denn schließlich unser Siegfried wirklich wieder seine Belehrung von neuem an. Der Student rührte sich nicht, schaute aber immer zur Seite und — das fiel Siegfried heut auch zum erstenmale auf — unausgesezt nach der Richtung hin, wo Fräulein Emmy Holder sich befand. Und diese — Siegfried blieb mitten in einem Saze stecken — diese schien krank zu sein, denn sie hatte ihr Taschentuch vors Gesicht gepreßt und wand sich wie von entsezensvollen Leibschmerzen geplagt.

„Liebes Fräulein Holder, fehlt Ihnen was?“ fragte Herr Bandmeyer teilnehmend milde.

„Wahrhaftig, ich war so in Ihren Vortrag vertieft, mein bester Herr Bandwurm — —“

Siegfried wurde schon wieder rot und Fräulein Emmy schien einen neuen, furchtbar heftigen Schmerzensanfall zu bekommen, denn beinahe wäre sie umgefallen und laut mußte sie schluchzen oder glucksen. —

„Bitte, Bandmeyer,“ sagte Siegfried mit Nachdruck.

„Ah, Pardon! — mein unglückliches Gedächtnis, — übrigens ich bin Mediziner im vierzehnten Semester, also in meiner Wissenschaft zuhause wie der geheimste aller Medizinalräte — meine Diagnose inbezug auf das Leiden des Fräuleins ist auch schon fertig: klonische Reflexkrämpfe verbunden mit Dyspnoë, — sehr bedenklich! Nur gut, daß in meiner Person gleich ein gewiegter Mädchenarzt zur Hand ist —“

Dabei schritt der gewiegte Mädchenarzt im vierzehnten Semester eiligst auf das noch immer ihr Gesicht im Taschentuch vergrabende Fräulein Emmy zu und fuhr fort:

„Gegen solche Zufälle wendet man am besten Hautreize an, so z. B.,“ — dabei bückte er sich ganz außerordentlich rasch zu dem Fräulein nieder, — was für einen Hautreiz er anwendete, konnte Siegfried Bandmeyer nicht sehen, denn der breite Rücken des Studenten raubte ihm völlig die Aussicht auf das Mädchen, — die Wirkung war aber eine wunderbare, — Fräulein Emmy fuhr empor und schlug mit dem Taschentuch nach dem gewiegten Mädchenarzt, offenbar noch von den konischen oder komischen Krämpfen — Siegfried konnte sich die gelehrte Bezeichnung des merkwürdigen Krampfanfalles nicht recht merken — beherrscht, — damit waren aber auch schon die Krämpfe völlig beseitigt, nur sehr angegriffen schien die hübsche Emmy noch, denn sie zog sich eiligst in die äußerste Ladenecke zurück. Kurt Stark, ihr Arzt, folgte ihr dahin — er mußte von der vollständigen Beseitigung des Krampfanfalles fest überzeugt sein, denn er sprach garnicht mehr davon, sondern ging zu dem Geschäft über, das ihn hergeführt hatte.

„Ich bitte um e i n e n Stehkragen, liebstes Fräulein,“ sagte er.

Siegfried Bandmeyer traute seinen Ohren nicht. Er glaubte, der Student habe sich versprochen und werde das einsehen, wenn er den e i n e n Kragen empfange. Aber das geschah nicht, — Kurt Stark nahm den Kragen in Empfang, zahlte die vierzig Pfennige, welche er kostete, in Fünfpfennigstücken der reizenden Emmy in die Hand, — eine Operation, die eine merkwürdig lange Zeit in Anspruch nahm und bei der zweimal eines der kleinen Geldstücke auf den Ladentisch fiel und von diesem auf den Fußboden hinabrollte, und ging, seine Blicke bedeutungsvoll auf Emmys Antliz geheftet, zum Tempel hinaus, ohne sich um Siegfried Bandmeyer auch nur zu kümmern.

Fortan kam der gewiegte Mädchenarzt täglich in das Weißwaarengeschäft und bewies unserm Siegfried klärlichst, daß seine Belehrung über möglichste Wirtschaftlichkeit beim Einkaufen diesmal auf den steinigsten Grund gefallen war, denn jezt kaufte er regelmäßig gar nur ein einziges Stück: ein Hemd, eine Kravatte, e i n e n Kragen, ja einmal hörte ihn Siegfried sogar fragen, ob man denn wirklich gleich ein volles Paar Manschetten auf einmal kaufen müsse, ihm würde augenblicklich e i n e schon genügen.

Siegfried Bandmeyer war nun keineswegs so naiv, um auf die Dauer sich einzubilden, daß hinter dem Gebahren des Studenten keine besondere Absicht, sondern nur kaufmännische Ungeschicklichkeit stecke. O nein!

Es war klar, der abscheuliche Mensch hatte sich über ihn nur lustig gemacht und kam weniger wegen der Kragen und Manschetten, als der hübschen, flotten Verkäuferin zuliebe.

Und das hieß doppelt und dreifach abscheulich an Siegfried Bandmeyer handeln.

Siegfried nämlich war für Emmys Reize auch nicht blind gewesen; er hatte sich sogar schon eine ganze Zeit lang mit dem kühnen Gedanken getragen, sie dereinst zu seinem ehelichen Weibe zu machen. Gesagt hatte er davon freilich keiner Menschenseele etwas, auch nicht die leiseste Andeutung gemacht. Aber ausgemalt hatte er sich die Sache schon in hochpoetischer Weise.

Zu Ostern übers Jahr war er aller menschlichen Berechnung nach ein gemachter Mann, indem ihm zu dieser Zeit als an seinem fünfundzwanzigsten Geburtstage ein kleines von einem alten Onkel hinterlassenes Kapital zufallen sollte. Damit wollte er sich selbständig machen und als selbständiger Weißwaarenhändler brauchte er nicht nur eine gewandte und anziehende Verkäuferin, sondern auch eine Frau, — zwei Posten, die offenbar sehr gut von einer und derselben Person ausgefüllt werden können. Wer war zu beiden geeigneter als Emmy? Er wußte sich nicht zu erinnern, jemals einem hierzu besser qualifizirten Wesen begegnet zu sein.

Primawaare, in jeder Beziehung Prima, hatte er sich oft gesagt, wenn er Emmy oft so ausnehmend gewandt ihre Kunden bedienen und so reizend schelmisch lächeln sah.

Indes glaubte er vielzusehr Kaufmann zu sein, um sich so Hals über Kopf in bedenkliche und abenteuerliche Unternehmungen stürzen zu dürfen. Darum wollte er sich die Heiratssache erst noch reiflich überlegen, Emmy beobachten und prüfen und dann — etwa zu Weihnachten übers Jahr, — damit die Brautzeit nicht gar zu peinvoll lang würde, ihr seine Liebeserklärung machen.

Gewiß, — er, der erste Kommis von Jakob Fink u. Komp., mit den sichersten Aussichten auf ein gutes eigenes Geschäft wollte sich übers Jahr ihr, der mittellosen Verkäuferin, als Weihnachtsgeschenk darbieten. Konnte es etwas Sinnigeres, Innigeres, Minnigeres geben? Siegfried Bandmeyer beabsichtigte sich demnächst auch mit Gedichtemachen abzugeben und war gerade daran, sich aus den Werken mehrerer großen Vordichter eine Reimsammlung anzulegen, deren Krone bis jetzt in eben diesem Sinnig, Innig, Minnig bestand.

Soweit war also alles im besten Gange und es hätte unserm plänekühnen Weißwaarensiegfried auch sicher nicht fehl gehen können, wenn dieser abscheuliche, gewiegte Mädchenarzt Kurt Stark nicht dazwischengekommen wäre. Aber der verdarb dem ersten Kommis von Jakob Fink u. Komp. die schöne Zeit der jungen heimlichen Liebe gründlich!

Nun hatte Emmy für ihren heimlich verliebten Vorgesetzten weder Auge noch Ohr mehr. Ja, es kam sogar vor, daß, wenn er sie manchmal melancholisch seufzend anschaute und auf die Schlechtigkeit der Welt, insbesondere der Studentenwelt, Andeutungen fallen ließ, sie ihm laut und lustig ins Gesicht lachte.

Auf diese Weise war sein Verhältnis zu der reizenden Verkäuferin statt intimer, immer frostiger geworden und schließlich gestand er sich seufzend, daß er, wenn er sich nicht blamiren wolle, den Gedanken an eine treuewige Vereinigung mit Emmy am besten gleich ganz aufgebe.

Den Studenten aber hätte er vernichten können, und wenn das mit feindseligen Gedanken und unhörbaren Racheschwüren anginge, so wäre Kurt Stark längst eine Leiche gewesen. Da damit jedoch dem gehaßten Gegner auch nicht ein Haar gekrümmt wurde, so geschah eben nichts weiter, als daß Siegfried brandrot wurde im langen schmalen Antlitze, wenn er des Andern Antliz erblickte, — was täglich allermindestens einmal geschah und häufig öfter, denn Kurt Stark legte sich schließlich gar eine Sammlung von Hemdenknöpfchen an, die er nie in größeren Partien als zu drei Stück einkaufte, und mitunter hatte er die Dreistigkeit, sich Vormittags eins, Nachmittags noch eins und Abends das dritte Hemdenknöpfchen zu holen.

Das ward Siegfried Bandmeyer am Ende doch zu toll, und gerade hatte er sich zu dem Entschlusse aufgerafft, seinem Prinzipal Jakob Fink die unzweifelhaften Ursachen der werktätigen Geschäftsfreundschaft des gewiegten Mädchenarztes zu enthüllen, da blieb dieser auf einmal ganz fort.

Siegfried begann aufzuatmen und schon wieder liebevoller und sehnsüchtiger an Emmy zu denken, da ertappte er sie eines Abends dabei, wie sie nach Geschäftsschluß an der nächsten Straßenecke sich einer dort in tiefem Schatten harrenden Mannesgestalt an den Arm hing und, ihr Köpfchen zärtlich an die Schulter derselben lehnend, sich davonführen ließ.

Siegfried kannte die Gestalt, und er kannte auch nur zu gut die Stimme, welche das Mädchen mit den Worten empfangen hatte:

„Heut hast du mich aber lange auf Flanellwache gelassen, kleiner Schaz, du kannst dich wohl von dem melancholischen Bandwurm nicht trennen?“

„Ja, denke dir nur, dieser Hans Hasenfuß scheint jezt wieder Mut zu kriegen, seit er dich nicht mehr sieht, Kurt, aber — lieber Nonne werden, — — als so einen —“ hatte Emmy lachend geantwortet.

Bandwurm?! Hans Hasenfuß?! Ha — das ging auf ihn. Nun war alles vorbei. Emmys Schicksal war besiegelt, sie konnte niemals, weder auf Erden noch im Himmel — Frau Weißwaarenhändlerin Bandmeyer werden!

Siegfrieds Stimmung an diesem Abend war furchtbar. Und sie wäre wahrscheinlich auch furchtbar geblieben, wenn ihn nicht mit Allgewallt ein neuer großer Gedanke ergriffen hätte.

Dieser Gedanke lautete: Jezt mußt du dich erst recht verloben, so rasch als möglich, und wenns nur irgend geht mit einer noch Hübscheren und vielleicht auch mit einer, die nicht ganz so arm ist, wie eine Kirchenmaus, dann könntest du dir am Ende gar gleich ein größeres Geschäft gründen und diese nichtsnuzige Emmy, wenn sie bis dahin ihren guten Ruf nicht ganz eingebüßt hat, als deine Verkäuferin engagiren — das wäre eine Rache — groß und edel zugleich, — so muß es werden!

Das war der kühnste Gedanke, den Siegfried in seinem ganzen Leben gedacht hatte, und er hatte sich auch noch nie so stark gefühlt, einen Gedanken auszuführen; freilich wußte er anfangs durchaus nicht, wie.

Aber er grübelte unausgesezt darüber nach — früh und spät, während des Tages und der Nacht. Er aß nicht mehr so riesig viel als früher und schlief nicht mehr so fest als sonst; er wurde bald entsezlich nervös und die Feder zitterte immer in seiner Hand, so zergrübelte er sein Hirn, wie er seinen gewaltigen Plan ausführen könne.

Endlich tagte es in seiner verdüsterten Seele. Eines Tages kam mit ihrer dicken Frau Mama ein nettes, rundes, kerngesundes Landpommeranzchen ins Geschäft und kaufte allerlei Weißzeug und plauderte dabei so ungenirt und zutraulich mit Siegfried, der die Damen höchst eigenhändig bediente, daß dem langen Jüngling mit einemmale das Herz aufging.

Willig und freudig, wie kaum je zuvor, schleppte er die besten Zeuge herzu, schilderte gesprächig und lebhaft die Eigenschaften der Waare, ohne zu übertreiben und sezte schließlich die denkbar niedrigsten Preise an.

Die dicke Mama war eine ausgezeichnete Kennerin von allen Leinenwaaren, und auch die schmucke Tochter wußte ziemlich in dem Fache Bescheid. Beide zeigten sich mit Stoffen und Preisen höchlich zufrieden, und die Mama nickte sehr gnädig, als sie ging, indes das Töchterchen zutraulich und ein klein wenig errötend dem tief komplimentirenden und die kleine Dame mit strahlenden Augen betrachtenden Kommis zunickte.

Die oder keine, beschloß Siegfried Bandmeyer bei sich, als er die Tür hinter den Damen zumachte.

Und diesmal lächelte ihm von vornherein das Glück.

Als er Abends noch ganz warm von der interessanten Begegnung in der Stammkneipe einigen guten Bekannten eine glühende Schilderung entwarf von dem reizenden Wesen, das soeben seinen Lebenslauf gekreuzt habe, da lachte einer der Tischgenossen hell auf und sagte:

„Es wäre rein zum Totlachen, wenn die Fee, welche der Bandmeyer eben mit so dick aufgetragenen Farben unserer Phantasie vormalt, mein Bäschen vom Lande wäre — ein kleines, dralles, ganz allerliebstes Ding freilich, aber doch gar nicht so

übermäßig ideal angehaucht und noch blutjung —." Und richtig, besagtes Bäschen — allerdings ungefähr eines aus dem zehnten Verwandtschaftsgrade — war es wirklich, das jedoch mit dem Reisenden für Bertold Grönners Buntpapierfabrik dereinst in weit nähere Verwandtschaft zu treten bestimmt war, — denn dessen verlobte Braut war die Schwester des von Siegfried Bandmeyer bis in alle Himmel erhobenen kleinen, drallen, allerliebsten Dinges.

„Was täten Sie, Bandmeyer," fragte der Reisende, Gustav Jungmann mit Namen, „wenn ich nicht mit der drei Jahre älteren Schwester Klara Prechtling, sondern mit dem kaum siebzehnjährigen Lehnchen Prechtling verlobt gewesen wäre?"

Siegfried Bandmeyer fuhr sich mit beiden Händen in die Haare, — der Gedanke war fürchterlich, aber die Gewißheit, daß das dralle Lehnchen nicht Gustav Jungmanns Braut, ja sogar allerhöchst wahrscheinlich noch ganz frei war von jeder Liebesverpflichtung war, erhielt ihn doch bei guter Laune.

„Die ganze Nacht würde ich Zündhölzer geschabt haben," entgegnete er.

„Was Zündhölzer geschabt, — Sie schnappen doch nicht etwa schon vor Verliebtheit über, Bandmeyer?"

„Gott behüte! Im Gegenteil, — ich hätte die Nacht über Zündhölzer geschabt, um mich bei Sonnenaufgang mit dem Phosphor zu vergiften, das ist doch ein sicherer Tod, Jungmann, denke ich."

„Wenn es schon so schlimm steht mit Ihrem unberührten Junggesellenherzen, Bandmeyer, dann ist es am gescheitesten, Sie gehen der Geschichte gleich auf den Grund und sehen, ob Sie die Kleine mag."

„Das ist ganz meine Ansicht" jauchzte Siegfried hoch auf, „ganz und gar, ich möchte Ihnen einen Kuß geben, Jungmann, so sprechen Sie mir aus dem Herzen, — aber sagen Sie mir nur, als Sachverständiger, was soll ich anfangen, was — ich tue alles — ich lerne noch diesen Herbst tanzen, reiten, schwimmen, — ich mache die himmlischsten Verse — —"

„Ach was, schwimmen und Verse machen, — das Bäschen ist weder ein Teich, noch eine hirnverrückte Bildungsdame, die partout einen Schiller oder Goethe zum Manne haben möchte. — Werde mirs bis morgen überlegen, dann sag ich Ihnen, was zu machen ist — heut trinken wir aber noch ein Gläschen Wein auf die zukünftige Verwandtschaft, — Sie bezahlen, Bandmeyer, wie?"

„Mit Vergnügen, — nur her, aber Sie sind und bleiben mein treuer Berater und Freund, Jungmann —"

„Gewiß — auf Ehre und entwickle mich mit möglichster Geschwindigkeit zum leiblichen Schwager — angestoßen, so — noch einmal und zum leztenmale!" (Schluß folgt.)

Dem alten Jahr.

Gedicht von **Rudolf Lavant.**

Noch eine flüchtig-kurze Stunde,
So ist durchlaufen deine Bahn,
Und hundert Glocken in der Runde
Verkünden eines andern Nahn.
Schon winkt und nickt man ihm entgegen
Und füllt den Kelch und jubilirt,
Indes auf nebelvollen Wegen
Sich deine lezte Spur verliert.

So gehts auf Erden einem jeden,
Wie froh begrüßt es auch begann —
Ich aber will mit dir noch reden,
So lang dein Ohr mich hören kann.
Doch fürchte Bitten nicht und Klagen,
Was auch in mir verglomm, versank,
Was ich auch litt an trüben Tagen —
Ich bringe dir den lezten Dank!

Wohl hast du nicht erfüllen dürfen
Was ich zu bitten nicht gewagt,
Wohl hast den feurigsten Entwürfen
Die goldne Stunde du versagt,
Wohl fühlt' ich oft die Kraft ermatten
Und meine Seele wurde voll
Vom Ziehn und Wallen grauer Schatten —
Doch heg' ich darum keinen Groll.

Das mußte sein und sei vergessen:
Des Schicksals wars, nicht deine Schuld —
Doch laß die Hand dir innig pressen
Für jedes Zeichen deiner Huld,
Für jeden Blick, der süßverhohlen
Und scheu ins Auge mir getaucht,
Für jeden Kuß, den du verstohlen
Auf meine heiße Stirn gehaucht.

Ich danke dir für jedes Lächeln
Von rosig-frischem Kindermund,
Für jedes kühlen Lüftchens Fächeln
Im bachdurchrauschten Wiesengrund;
Für jeder Blume stilles Düften,
Die sich in Mädchenlocken schmiegt,
Die über eingesunknen Grüften
Im Abendwind das Köpfchen wiegt.

Ich danke dir für jedes Rauschen
Im dämmergrünen, stillen Tann,
Das für mein ahnungsvolles Lauschen
Unsäglich tiefen Sinn gewann;
Für jedes Lied, das ins Gezitter
Der Blätter sanft ein Vöglein sang;
Für jedes Lied, ob süß, ob bitter,
Das sich der eignen Brust entrang.

Für jede Rast auf Berg und Dünen,
Für Sternenlicht und Mondenschein,
Für jeden Wandertag im Grünen,
Für jeden Becher Feuerwein,
Für jede Windsbraut, die mit Stöhnen
Die Wipfel bog in schwarzer Nacht,
Für jeden Blizstrahl, jedes Dröhnen
Der Donner sei dir Dank gebracht.

Ich danke dir für jede Stunde,
Die mich auf lichte Höh'n geführt,
Da ich in meiner Seele Grunde
Verwandten Wesens Hauch gespürt,
Da ich, von Stolz und Freude trunken,
In schön're Geisteslande drang;
Ich danke dir für jeden Funken
Des Zorns, der aus den Augen sprang.

Es wird mir schwer, von dir zu scheiden,
Viel schwerer noch, als ich gedacht:
Du hast durch Freuden und durch Leiden
Mich reifer, sinnender gemacht.
Du zeigtest mir das schlichte Echte,
Du zeigtest Gleißendes als hohl —
Ich löse zaudernd meine Rechte
Aus deiner Rechten: fahr' denn wohl!

Unsere Illustrationen.

Die Eberjagd. (S. 201.) Wir sehen auf unserem Bild eine Episode aus einer Streifhaz auf Sauen, wie man die Wildschweine in der Jägersprache gewöhnlich bezeichnet. Bei einer solchen Streifhaz wird der Wald, in dem man das Gewild vermutet, von den Jägern rings besezt und die Hunde (Hezen, Rüden, Bracken nennt sie der Waidmann) losgelassen. Voran rennt der „Saufinder", der Hund, der die wilden Schweine aufspürt; wenn sein kurzes Gebell und das dumpfe Grunzen eines Wildschweins anzeigt, daß er gefunden hat, was er sucht, so folgt mit wütendem Geheul die ganze Meute auf seiner Spur, um das Wild den Jägern zum Schuß oder zum Abfangen zuzutreiben. Das ist keine leichte Aufgabe, und häufig muß dieser oder jener „flinke Rüde" seine Verwegenheit mit dem Leben bezahlen. Wenn ein Eber oder Keuler aufgejagt wird, so kostet es gewöhnlich Opfer. Grimmig steht dann der Keuler inmitten der ihn umschwärmenden Meute, die ihm keinen Augenblick Ruhe läßt und ihn von vorn, von hinten und auf den Flanken anfällt, und seine kleinen tückischen Augen rollen unheimlich umher. So lauert er, bis einer der Rüden sich frech zu nahe herangewagt hat und mit Blizesschnelle, wie man sie dem plumpen Tier gar nicht zutrauen sollte, fährt er aus mit seinen gewaltigen Hauern, seinem Opfer den Bauch aufschlizend. Aber die Meute läßt

sich dadurch nicht entmutigen; sie wird vielmehr zur Wut entflammt. Immer wieder ihre Angriffe erneuernd, treiben sie den Keuler aus dem sicheren Dickicht hervor, bis er auf einer freien Stelle zum Schuß kommt oder die Kette der Jäger zu durchbrechen sucht. Dann beginnt der gefährlichste Teil der Jagd. Es gelingt oft nicht, den Keuler mit der Büchse zu erlegen. Man muß in der Regel eine Kugelbüchse nehmen, denn die Haut des wilden Ebers ist wie ein Panzer, an dem Schrote und Posten abprallen. Das Wildschwein reibt sich viel an harzigen Bäumen, wodurch die borstigen Haare mit Harz bedeckt und mit einander verklebt werden, so daß in der Tat eine Art von Panzer entsteht. So wird häufig der Keuler nur verwundet; dann aber erreicht seine Wut den höchsten Grad und er flieht nicht mehr, er geht auf den Jäger los. Dieser, dem keine Zeit bleibt, seine Büchse wieder zu laden, ist nun auf das Abfangen angewiesen, eine Prozedur, die viel Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit erfordert. Zum Abfangen bedient man sich zuweilen des Hirschfängers, gewöhnlich aber der sogenannten Schweinsfeder, eines langen Jagdspießes. Mit dieser Waffe muß der heranschnaubende Keuler geschickt in die Brusthöhle oder auf das Blatt gestochen werden. Wenn dieser Stoß nicht gelingt, so kann es dem Jäger leicht das Leben kosten. Dies war namentlich früher der Fall, als Deutschland noch von weit mehr großen und tiefen Wäldern bedeckt war, die große Rudel von Wildschweinen in sich bargen. Damals fanden sich bei diesen Tieren Exemplare von geradezu formidabler Größe und Stärke, wahre Ungeheuer; es gab früher solche Tiere, die oft lange eine Gegend bedrängten und die Bevölkerung in Schrecken setzten, bis es einem kühnen Waidmann gelang, sie zu spießen. Heute ist das Wildschwein in Deutschland nicht mehr sehr zahlreich; es kommt allerdings noch vielfach vor, meistens in Jagdgehegen, wo die einzelnen Tiere nicht jene Größe und Stärke erreichen, als in früheren Zeiten. Das weibliche Wildschwein, die Bache, kann auch gefährlich werden, namentlich wenn sie Junge (Frischlinge) hat. Im übrigen lebt der Keuler außer der Brunstzeit allein und überläßt die Sorge für die ganze grunzende und brummende Familie der Frau Mama. Man sieht, die Wildschweinsjagd ist ziemlich gefährlich, aber auch nicht mit jenen Grausamkeiten verbunden, die bei den Hezjagden in England üblich sind. Der Keuler wird getötet, weil er bewaffnet ist und mit seinen Hauern, von den Jägern Gewehr genannt, töten kann; in England hezt man Hirsche und Füchse so lange, bis sie vor Ermüdung zusammenbrechen. Wir behalten uns vor, einmal in einer ausführlichen Arbeit die Grausamkeiten darzustellen, die bei einzelnen Jagdarten gegen die Tiere begangen werden. W. B.

„Dat Sledenrecht". (S. 209.) Von allen deutschen Dialektdichtern hat wohl keiner sich das Herz des Volkes so erschlossen, als unser mecklenburgischer Landsmann „un Demokrat" Friz Reuter. Es verstand aber auch keiner vor und nach ihm, das Volksleben in seinen Leiden und Freuden mit einer solchen Feinheit und Gefühlstiefe, belebt von dem köstlichsten Humor, zu schildern wie er. Die Behauptung moderner Poeten mit krummen und anderen Nasen, Friz Reuters Dichtungen seien „Poesien auf Holzpantoffeln", kann nur auf gelben Neid zurückgeführt werden. Das Volk hat sich nicht daran gekehrt, es hat seinen Friz Reuter in vielen tausenden von Exemplaren gekauft und noch lange, wenn jene Neider längst der wohlverdienten Vergessenheit anheimgefallen sind, werden Reuters Dichtungen dem Volk eine unerschöpfliche Quelle des echten rechten Humors sein.

Der bedeutendste Illustrator Reuterscher Poesien ist zweifellos C. Beckmann, dessen Reutergallerie (im Verlage von H. Bruckmann in München erschienen) wir unsere heutige Illustration, „dat Sledenrecht", entnehmen. Es ist eine Szene aus „Dörchläuchting". Der „Löper Halsband" hat „Stining-Swester" auf dem Eise in eine dunkle Waldecke gefahren und übt „dat Sledenrecht" (Schlittenrecht) an ihr aus, indem er sie derb abküßt. „Swester Dürten" hat aber aufgepaßt; sie fragt beim Nachhausegehen Stining aufs Gewissen: „Stining, segg de Wohrheit, hett hei di küßt?" „Ja," säd Stining, „wenn du't doch weiten möst, hei hett mi küßt!" „Hett hei di sihr küßt?" frug Dürten. — Da bömte sick so'n lütten allerleiwsten Jumferntroz bi Stining up un sei säd: „Ja, hei hett mi sihr küßt." Als Dürten nun gar wissen wollte, wie viel Küsse er ihr gegeben hatte, sagte Stining ganz pazig: „de Ort ward nich tellt!" Hiermit mußte Dürten wohl zufrieden sein, Stining un Halsband waren auch zufrieden.

Halsband war nämlich der Läufer des von 1753—1794 regierenden „Dörchläuchten" Adolf Friedrich von Mecklenburg-Streliz. Lezterer hatte „drei Grugels und drei Furchten, de em kein Rauh leten". Die drei „Grugels" waren Angst vor Arbeit, Gespenster und Weiber; die „drei Furchten" bezogen sich aufs Gewitter, den Tod und die Eventualität, daß ihm eines Tages die Krone abhanden kommen könnte. Die Furcht vor einem Gewitter spielte ihm manchen dummen Streich. Von dem „Konrekter" hatte er erfahren, daß Seide, Glas und Siegellack die Elektrizität „nich antreckt", deshalb ließ sich „Dörchläuchting" ein kleines Haus von Glas bauen, welches mit einem seidenen Schirm zugedeckt wurde; in dem Glashaus stand der herzogliche Tronsessel auf Flaschenhälsen. Wenn ein Gewitter herannahte, dann zog „Dörchläuchting" einen seidenen Schlafrock an, sezte eine seidene Müze auf, fuhr in Pantoffeln, die mit rotem Siegellack überzogen waren und kroch, so ausgestattet, in sein Glashaus, sezte sich auf den Tron und glaubte nach allen Seiten hin gesichert zu sein. Sobald das Gewitter begann, wurde die goldene Krone auf dem herzoglichen Sessel, „will se antreckt", in ein seidenes Tuch gehüllt und bei Seite gelegt. Bei jedem Bliz fuhr der Herzog zusammen, bedeckte sein Gesicht mit einem seidenen Tuch und schrie: „Ach, du leiwe Gott, ach, du leiwe Gott."

Um jedoch auf den Held unserer Geschichte, Halsband, zurückzukommen, so war derselbe in Allerhöchste Ungnade gefallen und, obwohl unschuldig, „in't Lock smeten worn". — Am andern Tage nach diesem schweren Regierungsakt brachen „saeben Gewitter" aus und bei solchen Gelegenheiten mußte der „Konrekter", der bei Dörchläuchting „as'n höllschen klauken Minschen" galt, aufs Schloß kommen, um zu trösten. Stining-Swester, die durchs „in't Lock smieten Halsbands" sehr betrübt war, wußte, daß der Konrektor bei „Dörchläuchting" während eines Gewitters alles durchsezen konnte; sie wandte sich daher an ihn mit der Bitte, ihr zu helfen, d. h. Dörchläuchting zu veranlassen, „Halsband ut 't Lock to laten". Das tat auch der redliche Mann. Erst wollte „Dörchläuchting" „nich ran", als aber einige heftige Donnerschläge die Vorstellungen des Konrektors unterstützten, willigte er unter Ach und Krach in die Begnadigung seines Läufers, dem es später, allerdings nach vielen Fährnissen, gelang, „sin leiw Stining" heimzuführen. d.

In der Pause. (S. 213.) Diesmal haben sie's allzuschlimm gemacht. Kaum hatte der Schulmeister den Rücken gewendet, als sie übereinander herfielen und sich gegenseitig eine gräuliche Balgerei lieferten, die weniger für die harten Schädel der Beteiligten als für die ehrliche Schulgeige von den schlimmsten Folgen war, denn es kostete ihr das Leben. Da liegt sie entseelt am Boden, den schlanken Hals vom Rumpf getrennt, und das kleine brave Kätchen kniet vor ihr in tiefer Trauer und in Vorahnung des fürchterlichen Strafgerichts, welches die Missetäter treffen wird. Selbst der angehende Raffael, welcher bemüht ist, die ehrwürdigen Züge des Schulmeisters höchst respektlos zu karrikiren, unterbricht einen Augenblick sein Werk, auf die Trümmer blickend, die auf dem Schlachtfeld zurückgeblieben. Ist es eine Simultanschule, in der sich die Szene abspielt? Schwerlich; das primitive Bild an der großen Tafel zeigt sogar, daß des Lehrers Oberlippe keineswegs von einem staatsgefährlichen Schnurrbart beschattet ist*) und die ganze Physiognomie läßt schließen, daß in ihm die Milch der frommen Denkungsart der Regulative sich noch niemals in das gährende Drachengift antikonservativer Gesinnungen verwandelt hat. Es vergeht kein Tag, wo die Buben nicht mit den schönen Worten und frommen Sprüchen christlicher Liebe überschüttet werden und jeder Unterricht beginnt und schließt mit einem Choral und einem brünstigen Gebet. Und dennoch solche Streitsucht, solche Widerspenstigkeit, solcher Mangel an Achtung gegen den Lehrer! Doch das erklärt sich sehr einfach: „Das ist der Teufel sicherlich." Ja freilich, der Teufel und seine Base, die Erbsünde, lassen sich nicht so leicht überwältigen und offenbar hätte in der Schule noch weit mehr mit Gebeten, Choralen und Bibelstunden geleistet werden müssen. — Jesus, der milde Stifter des Christentums, stellt das unmündige Kind als Muster des Erwachsenen hin: „Wenn ihr euch nicht bekehrt und werdet wie eines dieser Kleinen, werdet ihr nicht eingehen in das Himmelreich." Das Pfaffentum aber glaubt in jedem Kinde eine Bestie verborgen, die Erbsünde. Diese auf purer Unwissenheit beruhende Lehre verteidigen die ortodoxen Pfaffen aller Konfessionen mit Fanatismus, um ihr Dogma vom Erlösungstod Christi darauf bauen zu können. Sie dichten dem Menschen eine Erzkrankheit an, damit er in ihre Apoteke laufe und ihnen ihre Mixturen, Pflaster und Pillen abkaufe. Was aber diese Medikamente gewirkt haben und noch wirken, das zeigt die Geschichte und das Leben zur Genüge. Die ortodoxe Religionsschule erzieht ihre Pflegbefohlenen zu einer Heerde von Heuchlern und Duckmäusern und zu bösartigen Fanatikern. Sie verdüstert und umnachtet die Vernunft, erstickt das Rechtsgefühl und hemmt die Regungen des Mitgefühls und der Humanität in ihrer Entfaltung. — Es ist nicht wahr, daß das menschliche Herz böse von Jugend auf ist; der Mensch ist von Natur ebensowohl zum Bösen wie zum Guten fähig. Schlechte Anlagen, schlechtes Beispiel, schlechte Gesellschaft, schlechte Lehren, vor allem aber schlechte Erziehung machen den Menschen schlecht, und diese schlechte Erziehung besorgt vor allen Dingen die Ortodoxie mit ihren vernunftwidrigen Dogmen und frommen Uebungen selbst. Also, wenn sich die Kinder bessern sollen, müssen zunächst Lehrer und Lehre gut und vernünftig sein. St.

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

Die Frauen bei den Böers im Kaplande. Das Land der Böers ist das Paradies der Frauen. Die Hausfrau ist innerhalb der Farm das Haupt der Familie. Ihr Stuhl ist geheiligt, niemand wagt sich darauf zu sezen; ihr Plaz vor der Kaffeekanne ist altehrwürdig. Kein Kauf oder Verkauf wird ohne sie abgeschlossen; sie hat ihr gesondertes Vermögen und ihren Kindern werden von der Geburt an Hausgeräte, Schafe und Pferde zum ausschließlichen Eigentum bestimmt. Kourmacherei und Heiraten gilt den Mädchen als die höchste Würze des Lebens, wie auch anderswo; aber das Kourmachen dauert nicht lange und ist sehr unromantisch. Ein oder zwei Besuche im Hause der

*) Der „Rh. Westf. Ztg." zufolge werden in Preußen auch jezt wieder, wie in Zeiten der Reaktion, Konduitenlisten über die Volksschullehrer geführt. In denselben wird u. a. gefragt: ob der Lehrer einen Schnurrbart trage? Wie er sich kleide? Ob er Sonntags kegle? u. s. w.

Schönsten genügen, das Schicksal eines Verliebten zu entscheiden. Die Mädchen heiraten zwischen fünfzehn und achtzehn Jahren. Die Eltern können ihren Kindern eine Heirat aus Neigung nicht verwehren. Der Friedensrichter ist der gesezliche Wächter über die Rechte der Unmündigen, und er veröffentlicht die Verlobung an der Türe des Gemeindehauses, auch gegen den Willen der Eltern. So war einem jungen Manne von den Eltern gestattet worden, ihrer Tochter den Hof zu machen; als sie aber seine Armut erfuhren, wollten sie nichts mehr von einer Heirat wissen. Das jugendliche Paar wandte sich an den Landdrosten und dieser entschied endgültig zu ihren Gunsten.

Ein Böermädchen wird fast immer einen Verwandten ihrer Familie heiraten, ja lieber einen leiblichen Vetter, als einen Fremden. Heiratet eine aus der Familie hinaus, oder gar einen Mann anderer Nationalität, so bleibt sie mit ihrem Sinnen und Trachten doch ganz bei ihrem Volke und in der Tiefe ihres Gemütes lauert die Scheu vor dem fremden Herrn und Meister. So hat sich denn auch der Brauch befestigt, daß Jungverheiratete zuerst eine zeitlang im Hause oder auf der Farm der Eltern der Braut leben; daher rührt die gänzliche Unterwerfung des Mannes unter den Willen seiner Frau und seiner Schwiegermutter. (Aus „Beiträge zur Karakteristik der Böers“ von Fritz Förster. „Ausland“ 1883, 29. Okt.)

Die Waldungen Elsaß-Lothringens umfassen nach der „Magdb. Ztg.“ 30,72 Prozent des Gesammtareals des Landes, nämlich 445,771 Hektaren von 1450810 Hektaren (dagegen in Preußen nur 23,30, im deutschen Reiche 25,70 Prozent). Davon gehören 30,08 Prozent dem Staate, 44,05 den Gemeinden, 3,85 Prozent beiden zugleich, 0,55 Instituten und 21,01 Privaten. Unter den Holzarten stehen die Nadelhölzer obenan (34 Prozent Tannen, 17 Prozent Kiefern, 2,30 Prozent Fichten). 32,80 Prozent sind Buchen, 11,60 Eichen. Während der deutschen Verwaltung sind 1320 Hektaren neu aufgeforstet, aber 3411 Hektaren gerodet worden, was einen Abgang von 2091 Hektaren ergibt; doch sollen in Zukunft größere Aufforstungen stattfinden, wozu 47000 Hektaren Oedländereien verfügbar sind.

Die Forschungsexpedition, welche den Lauf des Inkonstroms in Alaska (Nordamerika) verfolgte, teilt mit, daß sie den Strom in einer Länge von 2000 engl. Meilen hinabfuhr; derselbe soll einer der größten Ströme der Welt sein und eine um 50 Prozent größere Wassermenge führen, als der Mississippi. Seine Breite soll an manchen Stellen sieben Meilen betragen.

Bemühungen um die Einwanderung in Australien. Wie die Kolonien Neu-Südwales, Queensland, Neuseeland und Tasmanien, so sucht auch Südaustralien durch freie und assistirte Einwanderung aus Europa seine schwache Bevölkerung zu mehren. Die Kolonie, mit einem Areale von 42448½ deutsch-geographischen Quadratmeilen, zählte am 1. April 1883 erst 301614 Seelen. Freie Beförderung erhalten nur Dienstmädchen. Alle übrigen Personen — sofern sie für die Kolonie geeignet befunden, also namentlich in der Landwirtschaft und im Bergbau erfahrene Arbeiter sind, — zahlen entweder, je nach Alter, einen Beitrag von drei bis fünf Pfund Sterling, oder sie tragen die Kosten der Fahrt selber und erhalten dann eine sogenannte Landordre warrant über zwanzig Pfund Sterling. Es ist dies eine Anweisung auf zwanzig Pfund Sterling, welche bei Ankauf von Kronland von der Regierung als Baarzahlung angenommen wird, sobald die betreffende Person nachweislich zwei Jahre lang, vom Tage der Landung gerechnet, beständig in der Kolonie verblieben ist. Diese Vergünstigung wurde auch deutschen Auswanderern zuteil, aber sie hatten sich bisher immer erst dem Generalagenten der Kolonie in London, jezt Sir Arthur Blyth, persönlich vorzustellen, damit lezterer über ihre Tauglichkeit entschied. Diese Unbequemlichkeit ist seit Juni 1883 in Wegfall gekommen, indem die südaustralische Regierung das hamburger Haus Cäsar Godefroy bevollmächtigt hat, an für Südaustralien nach Vorschrift geeignete deutsche Auswanderer eine Landordre über zwanzig Pfund Sterling auszustellen. Gleichzeitig übernimmt es die Firma, die Auswanderer nach Cedirung ihrer Landordre frei nach der Kolonie zu befördern, freilich mit dem Risiko, daß, falls die betreffende Person die Kolonie vor Ablauf von zwei Jahren heimlicherweise verläßt, die Landordre hinfällig wird.

Eine Offerte des Signor Cesare, welcher sich im Mai dieses Jahres in Südaustralien aufhielt, eine beliebige Anzahl Malteser nach dieser Kolonie senden zu wollen, falls die Regierung die Kosten der Fahrt tragen wolle, wurde abgelehnt, weil die maltesischen Bauern auf einem zu niedrigen Grade der Kultur stehen.

Die Anzahl der Juden in Jerusalem beziffert A. M. Luncz, ein in Jerusalem selbst wohnender Jude, für das Jahr 1877 auf 14000, eine Summe, welche sich seitdem noch beträchtlich vermehrt hat. Sie besizen elf Synagogen und sechzig Gebet- und Studirhäuser in der Stadt selbst und in ihrer Umgebung; zwölf von den lezteren befinden sich in Privathäusern.

Eine neue Besizergreifung Englands in Westafrika. Das zirka siebzig englische Meilen lange Stück der westafrikanischen Küste, welches sich vom rechten Ufer des Mannaflusses (Grenze von Liberia) bis Scherbro hinzieht, ist kürzlich von England annektirt worden. Dafür hat Frankreich am 2. April d. J. den Eingeborenenstaat Porto Nuovo, halbwegs zwischen Whydah und Lagos besezt.

Mitteilungen aus dem Gebiete der Landwirtschaft.

Ueber die Alpenwirtschaft in Deutschtirol schreibt Dr. v. Inama-Sternegg: Die große Bedeutung, welche die Alpenwirtschaft für Tirol hat, läßt sich schon daraus abnehmen, daß von den 527 Gemeinden Deutschtirols 388 oder fast 74 Prozent Alpen innerhalb ihrer Gemarkung haben, und sich auf diesem Gebiet 2482 Alpen mit einer Gesammtausdehnung von 689786 Hektaren befinden, welche 88 Prozent des gesammten Weidenlandes von Deutschtirol ausmachen. Die 156575 Rinder, welche im Jahre 1873 den wirklichen Besaz der Alpen Deutschtirols bildeten, betragen 50 Prozent und die 137659 Schafe 63 Prozent der gesammten bei der Zählung 1869 konstatirten Zahl beider Tiergattungen im ganzen Land. Die nördlich vom Brenner gelegenen Bezirke sind reicher mit Alpen gesegnet, als die südlichen Teile, die Alpen des Unter- und Oberinntals (1167 und 291) nehmen mehr als die Hälfte des ganzen Alpenbodens ein. Das Unterinntal zeigt sich mit Hinblick auf die Grasrechte noch mehr als nach dem Flächenmaße seiner Alpen als das wichtigste Gebiet der deutschtirolischen Alpenwirtschaft. Es ist auch die eigentliche Domaine der Privatalpen und steht im direktesten Gegensaze zum Oberinntale, wo die Interessenschafts- (Genossenschafts-) und Gemeindealpen fast ausschließlich herrschen.

Ueber die diesjährige Ernte in Amerika lauten die Nachrichten ziemlich günstig. Man schäzt den Ertrag des Weizens auf 500 mill. Bushels, den Ertrag des Mais auf 2000 millionen. Da in Amerika der Mais die Hauptkonsumtionsfrucht bildet, so wird der größte Teil des geernteten Weizens für die Ausfuhr verwendet werden. Es sollen überdies noch sehr beträchtliche Vorräte von altem Weizen nicht nur in den Magazinen der Händler und Spekulanten, sondern auch bei Farmern lagern.

Für unsere Hausfrauen.

Ueber die Ausnuzung der Brennstoffe durch Zimmeröfen.

Unsere Zimmeröfen haben bekanntlich den Zweck, auf eine möglichst billige und wenig beschwerliche Weise die Temperatur der Zimmer je nach Gewohnheit und Liebhaberei auf 15 bis 20 Grad zu bringen und zu erhalten. Um zunächst die erforderliche Wärme zu erzeugen, haben wir zu berücksichtigen, daß zu einer vollständigen Verbrennung nicht nur eine hinreichende Menge atmosphärischer Luft, sondern daß auch eine genügend hohe Temperatur nötig ist. Diese Bedingungen für eine möglichst vollständige Wärmeentwicklung werden in unseren Stubenöfen meist nur sehr unvollkommen erreicht. Weitaus in den meisten Fällen werden die Kohlen in gewissen Zeiträumen auf das mehr oder weniger niedergebrannte Feuer geworfen. Durch die Wärme entwickelt sich eine große Menge Leuchtgas, zu deren völliger Verbrennung in manchen Fällen die zugeführte Luft nicht ausreicht, so daß Kohlenoxyd, auch wohl Kohlenwasserstoffe, namentlich aber ausgeschiedener Kohlenstoff, Ruß, entweichen. Andererseits wird zum Erwärmen der Kohle und zur Entwicklung des Leuchtgases Wärme verbraucht und dadurch das Gasgemenge teilweise unter die Entzündungstemperatur abgekühlt, die Rauchgase enthalten wieder Ruß, oft auch Kohlenoxyd und andere brennbare Gase. Dies tritt um so leichter ein, als unmittelbar vorher durch die teilweise bloßgelegten Rostspalten und während des Schürens durch die Tür große Mengen Luft eintreten und den Feuerraum abkühlen. Die Leuchtgasentwicklung läßt allmälich nach, die Temperatur erhöht sich, die Rauchbildung hört auf und die zurückbleibenden Koke verbrennen ohne Flamme. Besser stellen sich in dieser Beziehung die Füllöfen, in denen die Kohlen von oben herabbrennen, da hier das gebildete Leuchtgas mit Luft gemischt durch eine Schicht glühender Kohlen streichen muß, so daß infolge dessen meist eine völlige Verbrennung erzielt wird, falls es nicht etwa an Sauerstoff mangelt. In gleicher Weise wie Steinkohle geben Braunkohle, Torf und Holz erst Leuchtgas, dann ohne Flamme brennende Kohle. Immer aber erschwert jede zu starke Abkühlung des Feuerraumes die vollständige Verbrennung, begünstigt daher die Rauchbildung. Abgesehen von dem unmittelbaren Wärmeverlust wird durch die Rußablagerung in den Zügen die Uebertragung der Wärme von den Feuergasen auf die Zimmerluft wesentlich erschwert, der Wärmeverlust durch die Rauchgase somit vergrößert. Die glühenden Kohlen sollten demnach die Eisenflächen des Ofens nicht unmittelbar berühren, sondern durch eine Schicht feuerfester Steine davon getrennt und dadurch vor zu starker Abkühlung geschüzt sein. Daß diese Abkühlung und damit Rauchbildung durch die Unsitte des Nässens der Kohlen wesentlich begünstigt wird, liegt auf der Hand. Unvollständige Verbrennung infolge von Luftmangel dürfte bei den gewöhnlichen Oefen kaum vorkommen; im Gegenteil lassen dieselben durchweg zu viel Luft eintreten, wodurch das Gasgemisch, namentlich die an Kohlenstoff reicheren Bestandteile desselben, oft unter die Entzündungstemperatur abgekühlt wird und daher unver-

brannt entweicht. Bei einigen Oefen ist der Wärmeverlust erheblich, welcher dadurch veranlaßt wird, das Kohlenstückchen unverbrannt durch den Rost fallen und Koke auf dem Rost infolge zu großer Abkühlung nicht völlig ausbrennen. In solchen Fällen empfiehlt es sich, daß durch die Rostspalten gefallene Gemisch gegen das Ende des Heizens auf die noch in mäßiger Glut befindlichen Kohlenreste zu bringen. Durch die Aschendecke wird dann die Wärme derartig zusammengehalten und die Luftzufuhr gemäßigt, daß die Kohlenreste fast völlig ausbrennen. Die durch vollständige Verbrennung erzielte Wärme soll aber im Zimmer bleiben und nicht mit den Rauchgasen in den Schornstein entweichen. Die Größe dieses Verlustes festzustellen, war der Zweck einer Reihe von Versuchen, welche bestätigten, daß Kachelöfen für die Wärmeabgabe an die Zimmerluft viel ungünstiger sind als Eisenöfen. In der Tat scheint es fast, als ob die Kachelöfen bestimmt wären, den Schornstein, nicht aber das Zimmer zu heizen, da die mit der Zimmerluft in Berührung kommenden Flächen unter Vermeidung scharfer Ecken und Unebenheiten sorgfältig mit einer Glasur versehen werden — alles Umstände, welche die Wärmeabgabe möglichst erschweren. Dem entsprechend gehen auch (laut angestellter Versuche) die Gase aus dem Kachelofen, obgleich derselbe — abgesehen von dem eisernen Einsaze — etwa die sechsfache Heizfläche hat, mit durchweg 100 Grad mehr in den Schornstein als aus dem kleinen eisernen Ofen, dessen Oberfläche vollständig mit kleinen vorspringenden Verzierungen bedeckt, für die Wärmeabgabe demnach sehr günstig ist. Der Wärmeverlust der Kachelöfen kann allerdings durch guten Verschluß der Türen wesentlich gemindert werden; wegen der ungleichen Ausdehnung von Eisen und Ton ist aber ein völliger Verschluß wohl kaum zu erreichen. Wird die Luftzufuhr bei dem mit Steinen ausgesezten eisernen Ofen richtig durch gut schließende Türen gehandhabt, so halten sie die Wärme wohl eben so lange als Kachelöfen; jedenfalls lassen sie weit weniger Wärme in den Schornstein gehen als diese, sind daher überall da vorzuziehen, wo man Ursache hat, sparsam zu sein.

Billige und nahrhafte böhmische Mandelmehlspeise. Eine Hausfrau teilt ihren Kolleginnen in der „Fundgrube" folgendes billige Mehlspeiserezept mit, mit der sie sich noch bei allen Gästen, auch Herren, Ehre einlegte: Nimm 13 Dekagramm ungeschälte rohe Mandeln, zerreibe sie und stoße $10^1/_4$ Dekagramm Zucker fein, gib es auf eine Schüssel, dazu 8 Eidotter und rühre $^3/_4$ Stunde; von diesen 8 Eiern schlage Schnee und gib davon die Hälfte in obige Masse, dazu von einer halben Zitrone die Schale, feine geschnitten, und eine geriebene Mundsemmel, mische $^1/_2$ Stunde, dann gib die übrige Hälfte des Schnees zu und das Ganze in eine mit Butter ausgestrichene und mit geschälten Mandelbröseln bestreute Form und koche es eine Stunde in Wasserdunst; zulezt backe die Form in einer Bratröhre $^1/_4$ Stunde gar, schütte es auf eine Schüssel und präsentire den Gästen.

Einfache Bereitung von Essig aus Obstabfällen für Haushaltungen. Kleinere Haushaltungen können sich, selbst wenn sie keinen eigenen Obstbau haben, ihren Essigbedarf in höchst einfacher Weise bereiten. Man braucht dazu nur einen großen steinernen Topf oder ein kleines Fäßchen, in welche man die Schalen und Kernhäuser von Aepfeln wirft, die im Hause und in der Küche zur Verwendung gelangen, und dieselben mit soviel kochendem Wasser zu übergießen, daß es etwas darüber steht. Die nächsten Abfälle werden immer hinzugefügt und mehr heißes Wasser nachgegossen, bis das Gefäß voll ist. Man bedeckt es sorgfältig mit einem Tuche und stellt es bei warmem Wetter in die Sonne, bei kühlem an einen warmen Plaz im Hause. In sechs bis acht Wochen ist das Wasser zu einem vortrefflichen bernsteinfarbigen Essig geworden. In einem Fäßchen nimmt man am besten einen der beiden Böden heraus. Wenn das aber nicht geschieht, darf jedenfalls der Spund nicht aufgesezt, die Oeffnung muß vielmehr mit einem Stück Gaze bedeckt werden, damit der Luftzutritt nicht abgesperrt ist. Je wärmer das Gefäß steht, desto schneller geht die Essigbildung vor sich.

Gesundes Getränk aus Aepfeln. Man nimmt am besten borsdorfer Aepfel, wäscht sie ungeschält sauber ab, schneidet jeden Apfel in vier Teile, schüttet die Stückchen in einen irdenen Topf, legt obenauf etwas Zucker, gießt kochendes Wasser darauf bis zum Rande und läßt es an einem warmen Orte zugedeckt einige Stunden stehen. Darauf gießt man das Wasser von den Aepfeln, welches nun zum Trank fertig ist. Gut und erfrischend auch für Kranke.

Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart.

An Ella.

O, lebe wohl! Ade, ade!
Geschieden sind wir jezt,
Ob auch der Träne bittres Weh
Mir Aug' und Wange nezt.

Bin dir nicht gram und zürn' dir nicht,
Ob auch dein Mund mir log,
Ob auch dein Auge, blau und licht,
Mich falscher Weis' betrog.

Ob auch dein loser, leichter Sinn
Mir Ruh und Frieden nahm —
Ich ziehe meines Wegs dahin
Allein mit meinem Gram.

Die Sonne leuchtet hell und klar
Auf Flur und Wald und Steg,
Ich schreite aller Freude bar
Leis weinend meinen Weg.

Vor mir da singt ein junger Fant
Ein Lied von Lieb' und Treu —
Dem Sänger lausch' ich unverwandt
Und lächle trüb dabei.

Noch einmal wende ich den Blick,
Bald bin ich fern und weit —,
Ade, ade! Dir wünsch' ich Glück
Und daß dir's Gott verzeiht!

Moritz Rosenstein.

Scherzrätsel.

Des großen Dichters allgewalt'ger G e i st
Ein ganzes Menschenalter hat er fast verbracht
Es zu vollenden.
Doch du vermagst viel mehr, da du's zumeist
In einem Nu schier tadellos gemacht
Mit deinen H ä n d e n.

Semper Notnagel.

Rösselsprung.

knurrst	dest	schnüf	sen	wie	lich	nein	zer
du	an	du	win	du	rif	ver	küs
dor	und	wenn	f lst	drieß	sen	dir	du
fer	oh	den	lachst	se	dich	der	willst
duf	nen	sucht	ne	nicht	du	wie	zu
em	ei	die	na	und	selbst	se	o
bis	tig	den	dest	rie	te	lie	test
noch	pfin	die	ro	ben	brü	chen	ro

Die Neue Welt.

Gerechtigkeit

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 10. 1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von **M. Kautsky.** (9. Fortsetzung.)

Ein leichter Wind hatte sich erhoben, der Regen hatte aufgehört. Es begann zu dämmern; im Westen zogen, neben dunklen, halbzerrissenen Wolkenmassen, rote Streifen über das Firmament, die über das feuchte Gestein rötliche Reflexe warfen. Cölestin bemerkte, daß die Straße vor ihnen durch Gerölle verlegt war, daß die hölzerne Barriere von dieser Stelle hinweggerissen und daß einige Männer mit Hacken und Schaufeln unweit von ihnen Posto gefaßt hatten.

Der Eine rief ihm zu, nicht weiter zu gehen, und zugleich deutete er nach dem Berg hinauf.

Cölestin war es sofort klar geworden, daß hier eine bedeutende Abrutschung stattgefunden. Die Erdmasse war den Berg herunter gekommen, das Gestein mit sich reißend, es hatte die Barriere zerschlagen, und diese war sammt den Blöcken in den Fluß gestürzt. Kleinere Gesteinsmassen und Gerölle schob sich noch immer nach, es bedrohte die Wegmacher, die beordert waren, die Straße wieder frei zu machen und in Stand zu sezen.

Der Eine sprang über das Gestein hinweg und kam zu Cölestin herüber.

„Wenn Sie's wagen wollen zu Fuß," sagte er lachend, „für Pferd und Wagen ist die Straße jezt nicht passirbar, sehen Sie, es hat ein Stück von ihr hinweggerissen."

„Das ist aber höchst fatal, es sind Damen mit, sie können doch nicht im Wagen warten, bis der Weg ausgebessert sein wird."

„Nein, mein lieber Herr, das dürfte Ihnen zu lang dauern. Wir werden die ganze Nacht zu tun haben, vorausgesezt, daß nichts neues nachkommt. Der Boden ist von dem wochenlangen Regen ganz durchweicht."

Cölestin stampfte mit dem Fuße.

„Das ist nicht übel; eine öffentliche Fahrstraße, und in einem solchen Zustande."

Der Arbeiter zuckte die Achseln. „Vor dem, was da oben locker wird, gibts keine Assekuranz, und daß die Wegmacher mit dem Ausbessern rasch zur Stell' sind, sehen's ja eh. Sakrament, da kommt schon wieder einer 'runter. Aufgepaßt!" rief er den Kameraden zu. Die Männer, die mit dem Wegschaufeln und dem Hinunterwerfen des Gesteins beschäftigt waren, sprangen rasch zur Seite. In großen Sprüngen kam der Stein herunter, und aufplatschend lag er im nächsten Augenblick im Wasser.

Die Gräfin hatte den Fall gehört und nun war auch sie ausgestiegen und zitternd in höchster Aufregung rief sie Cölestin zu sich heran.

Er war rasch an ihrer Seite und sezte sie von dem Vorfalle und der Fortdauer der Gefahr in Kenntnis.

„Lassen Sie uns umkehren, rasch dieser Unglücksstätte enteilen, der ganze Berg könnte noch herunter kommen," rief sie in einem ungeduldig desperaten Ton.

Cölestin lächelte kalt. „Wir stehen in Gottes Hand," sagte er.

Sie schlug jammernd die Hände zusammen. So fromm sie auch war, ihr Gottvertrauen brachte ihr in dem Augenblick nicht die geringste Beruhigung, und sie dachte nur daran, sich selbst so rasch wie möglich in Sicherheit zu bringen.

„Kehren Sie um," schrie sie heroisch dem Kutscher zu.

„Das geht nur, wenn ich die Pferde nach rückwärts reiße," erklärte dieser.

„Vorerst muß Elsa aussteigen," sagte Cölestin, und er wollte nach dem Wagen hin; die Gräfin hielt ihn noch immer am Arme fest.

„Sie ist eigensinnig und will nicht aussteigen, sie behauptet, es sei ihr alles eins, was mit ihr geschehe."

„Ich will mit ihr reden," murmelte er.

Der Arbeiter, mit dem Cölestin vorhin gesprochen, war auf die Gräfin zugetreten.

„Fürchten Sie Sich nicht," sagte er gutmütig, „ich will Sie über die gefährlichste Stelle hinüber tragen, Madame, dann können Sie zu Fuß weiter gehen."

Die Gräfin sah den Mann, wie über ein solches Ansinnen entsezt, an.

„Das ist nicht möglich," rief sie, „die Wege sind miserabel, sie sind ganz ungangbar, und die Nacht bricht herein; sprechen Sie doch, Hochwürden," wandte sie sich flehend an diesen, „was sollen wir tun? Und wenn wir nun nicht mehr über den Steg kommen, ach, und das ist jedenfalls lebensgefährlich, wie sollen wir die Villa erreichen?!"

„Wir werden für diese Nacht eine andere Unterkunft suchen.“

„Aber auf dieser Seite gibt es keine Hotels, keine Villen, nur Bauernhäuser.“

„Sie werden einmal vorlieb nehmen müssen, Frau Gräfin,“ sagte er hart.

Sein Ton irritirte sie noch mehr. Fröstelnd zog sie den Mantel über ihre Schulter. „Mich friert und ich habe Hunger,“ rief sie in zorniger Wehklage, „wissen Sie, Hochwürden, daß ich heute noch so gut wie nichts gegessen habe!“ Ihre Lage erschien ihr mit einemmale verzweifelt. Es konnte ihr geschehen, daß sie in dieser Nacht nicht in ihren eigenen, daß sie vielleicht in erbärmlich schlechten Bauernbetten schlafen mußte, und möglicherweise konnte sie ihren Hunger nur mit trockenem Brode stillen. Ein großes, heftiges Mitleid mit sich selbst überkam sie, und sie fing zu weinen an.

Cölestin hatte die Wagentür geöffnet und daran gelehnt, sprach er mit Elsa von der Notwendigkeit auszusteigen.

Die Zofen, die in dem rückwärtigen Wagen saßen, waren gleichfalls ausgestiegen und sie kamen nun gegen die Gräfin heran.

Ein kleiner, äußerst beweglicher Herr, der sich plaudernd von der einen zur andern wandte, ging in ihrer Mitte.

„Gräfliche Gnaden, es ist der Herr Pfarrer,“ sagte die Kammerzofe, den hochwürdigen Herrn vorstellend. „Es war ihm die Nachricht von der Abrutschung zugekommen, und er war herausgekommen um nachzusehen.“

Der kleine Hochwürdige, der über das Geröll hinweggestolpert war, verbeugte sich steif und tief.

„Hochgräfliche Gnaden, ich bin hoch erfreut, Sie in unseren Bergen zu sehen.“

Troz ihres Zornes und ihrer Angst mußte sie lächeln.

„Ich wollte, Hochwürden, ich wäre schon wieder draußen. Sie finden uns in der schlimmsten Verlegenheit, aber vielleicht vermag Ihr Rat uns darüber hinwegzuhelfen.“

Sie erzählte ihm hastig, daß sie auf dem Wege nach ihrer Villa sei, und suchte ihm die örtliche Lage derselben zu beschreiben.

„Kenne sie,“ versicherte mit dem lächelndsten Ausdruck Hochwürden, „hatte die Ehre, Ihnen daselbst meine Aufwartung zu machen, war gekommen, Ihnen meinen Dank abzustatten, Frau Gräfin.“

„Wie so?“

„Frau Gräfin hatten die Huld und die Gnade, für den Altar unserer Kirche höchsteigenhändig ein Tuch zu sticken.“

Jezt entsinne ich mich Ihrer,“ rief die Gräfin merklich erleichtert, daß sie sich unter dem Schuze einer landeskundigen Persönlichkeit befand, die ihr verpflichtet war, „aber das Tuch war für die Pfarrkirche von Solenbad bestimmt.“

„Ganz recht, ich war im vorigen Jahr daselbst Kaplan, und bin nun seit zwei Monaten hier auf eigener Pfarre.“

Die Gräfin griff nach beiden Händen des Pfarrers. „Hochwürden,“ sagte sie feierlich, „wenn die Heiligen es fügen, daß wir glücklich dieser Situation entrinnen und noch vor Einbruch der Nacht eine befriedigende Unterkunft erreichen, so will ich abermals eine Altardecke sticken, und zwar für Ihre Kirche.“

Der kleine Pfarrer faltete schmunzelnd seine Händchen und sagte gerührt:

„Die Heiligen werden es sicherlich so fügen. Und Gottlob kann ich Ihnen selbst diese Unterkunft für diese Nacht bieten. Gnädigste Gräfin,“ er verbeugte sich wieder, „für mein geringes Haus wird es eine hohe Ehre sein, Sie empfangen zu dürfen.“

„Aber Hochwürden, wir brauchen mindestens vier Zimmer, und ich möchte Sie nicht gerne inkommodiren.“

„Durchaus nicht; mein Pfarrhaus ist sehr geräumig, und außer den vier Zimmern kann ich Ihnen noch einen Salon zur Verfügung stellen.“

„In der Tat,“ rief die Gräfin erfreut und doch noch zögernd.

Indes war Elsa aus dem Wagen gestiegen und dieser, bis zu einer breiteren Stelle zurückgeschoben, konnte nun gewendet werden.

Cölestin meldete der Gräfin, daß sie einsteigen könne; er hatte die Einladung des Priesters vernommen, und er nickte ihm zu.

„Die Frau Gräfin wird den liebenswürdigen Antrag mit der größten Dankbarkeit entgegennehmen,“ sagte er mit einer Bestimmtheit, die jeden Widerspruch abschnitt.

Sie sah ihn etwas erstaunt an. So viel sie in der starken Dämmerung unterscheiden konnte, leuchteten seine Augen in einem seltsamen Feuer.

„Und Sie erkennen nicht die Fügung Gottes in alledem?“ flüsterte er, und er drückte ihre Hand fest in der seinigen, „wir suchen eine Pfarre an einem heimlich versteckten Ort, und einen Priester, der sich uns gefügig erzeigt, und nachdem wir, wie durch ein Wunder, dies alles gefunden, zögern Sie, die Gelegenheit zu ergreifen.“

Die Gräfin war sprachlos vor Ueberraschung, fast wäre sie reumütig vor dem Pater auf die Knie gesunken.

Er hatte die wunderbare Fügung sofort erkannt, während sie — war sie denn mit Blindheit geschlagen, daß sie das Einwirken einer höheren Macht nicht ahnte, nicht begriff?

Alles erschien ihr nun festgestellt, und wenn sich ihr jezt die Möglichkeit ergeben hätte, ihre Villa ohne jede Gefahr zu erreichen, sie hätte keinen Gebrauch davon gemacht.

Cölestin hatte den Damen in den Wagen geholfen und er lud nun auch den Pfarrer, mit dem ihn die Gräfin rasch bekannt gemacht hatte, ein, in den Wagen zu steigen. Er sezte sich neben ihn. Der Kutscher hatte Befehl erhalten, nach dem Pfarrhause am See zu fahren. Die Gräfin atmete auf, als der Wagen sich in Bewegung sezte und bald darauf in ein Seitental einlenkte.

Es war nun völlig Nacht geworden, an dem dunklen Firmament leuchteten vereinzelte Sterne auf.

„Gott sei Dank,“ meinte der Pfarrer, der äußerst heiter und gesprächig sich zeigte, „das schlechte Wetter ist vorüber und wir werden morgen einen schönen Tag haben. Es ist die höchste Zeit. So andauernde Frühjahrsregen richten bei uns großen Schaden an, am Plattenberg solls bös aussehen, und im Schieferbruch hat gestern, am Samstag, ein Deckeneinsturz stattgefunden, zwei Arbeiter sind stark verlezt, einer ist tot.“

„Aber das ist entsezlich!“ rief die Gräfin.

„Ja wohl, ja wohl,“ seufzte er, ohne daß indes der gemütlich indolente Ausdruck seines Gesichts sich verändert hätte, „es wäre übrigens fast zu wünschen, unser lieber Herrgott hätte die andern beiden auch gleich zu sich genommen. Was soll mit den armen Teufeln geschehen? Erwerbsunfähig sind sie auf jeden Fall, aber die Gemeinde ist zu arm, die kann nicht für sie sorgen, da wären sie denn im Himmel am besten aufgehoben.“

Elsa, die bisher so ruhig gesessen, machte ein Bewegung und legte sich tiefer in den Fond des Wagens zurück. Cölestin beugte sich vor und erfaßte ihre Hand.

„Sie sind ermüdet, Komtesse?“ flüsterte er in einem gedämpften Ton, in dem inniges Mitgefühl sich aussprach.

„Ja,“ antwortete sie und sie entzog ihm die Hand, die sie, als hätte sie nicht sofort die Kraft dazu gefunden, ihm einen Augenblick überlassen hatte.

„Wir werden sehr bald an Ort und Stelle sein,“ versicherte in freundlicher Beruhigung der Pfarrer, „und es soll dann schon dafür gesorgt werden, daß die Damen all die nötige Bequemlichkeit und Erquickung finden, deren sie so dringend bedürfen.“

Eine Viertelstunde später rollte der Wagen durch eine Art Felsentor in den Ort, und fuhr dann langsam den unebenen holperigen Weg bis zum Pfarrhause, das zu den ersten Gebäuden des Ortes zählte.

Die Pfarrei war ein großes massiges Gebäude, das in dem armseligen Ort gleich einem stattlichen Herrensiz sich ausnahm, mit dicken dunklen Steinmauern und zahlreichen vergitterten Fenstern, hinter denen kein Licht brannte.

Der Pfarrer sprang zuerst heraus und zog in heftiger Weise die Glocke. Bald darauf öffnete sich die Pforte, eine Magd

erschien mit Licht, und hinter ihr eine Dame in mittleren Jahren von gutem Aussehen. Die fremden Herrschaften wurden über eine hölzerne Treppe nach dem ersten Stock geführt und über einen langen Gang in die stets bereitstehenden Fremdenzimmer geleitet. Indes war auch der zweite Wagen mit den Kammerjungfern und der Bagage angelangt, und es gab nun eine Weile ein Trepp auf und Trepp ab, und in das vorher so stille Haus zog eine Bewegung, eine Unruhe, die ihren Kulminationspunkt in der Küche erreichte, in der sich der Herr Pfarrer selbst einfand, um durch seine eigene Aufgeregtheit die seiner Hausgenossen noch zu vergrößern.

Die Gräfin hatte auspacken lassen und machte Toilette. Elsa durfte, da sie sich zu einer gleichen Prozedur nicht verstehen wollte, ihr Reisekleid behalten. Cölestin gelang es endlich, sich des Pfarrers zu bemächtigen und die Aufmerksamkeit des zerstreuten Mannes, den die Sorge um Küche und Keller in diesem Augenblick vorwiegend beschäftigte, ein wenig für sich zu gewinnen.

Er erzählte ihm, daß sie einen Täufling bei sich hätten. Die Komtesse, die bisher durch einen gewissenlosen Vater im modernen Unglauben erzogen, sei nun bekehrt und solle durch das Sakrament der Taufe in den Bund der Christenheit aufgenommen werden. Die heilige Handlung sollte morgen früh in Solenbad stattfinden, deshalb seien sie hierhergekommen; aber nun hätte es der Himmel selbst anders gefügt, und sie wollen dies als einen Fingerzeig betrachten, daß die Taufe hier und von Hochwürden selbst vollzogen werden solle.

Der Pfarrer verbeugte sich äußerst geschmeichelt in freudigster Genugtuung.

„Die Frau Gräfin vertritt wohl Patenstelle?" fragte er.

„Jawohl, und sie wird es natürlich, nachdem dies gottgefällige Werk gelungen, an reichen Geschenken für die Kirche nicht fehlen lassen."

Der Pfarrer hob mit einem Segenblick für die edle Frau den Blick zum Himmel und drückte gerührt und zum Zeichen des Einverständnisses dem Herrn Bruder die Hand.

Erst beim Souper, das im Saale servirt wurde, fanden sich alle Beteiligten wieder zusammen. Elsa sah etwas blaß aus, die Gräfin war rosig und in bester Laune. Aller Gefahr war sie entronnen, all das Ungemach, das sie gefürchtet, hatte sich in Behaglichkeit verwandelt.

Sie hatte ihr und Elsas Zimmer äußerst nett und darin jeden gewünschten Komfort gefunden, und jetzt schmeckte ihr das Essen wie noch nie in ihrem Leben. Sie sagte dem Pfarrer die verbindlichsten Worte, die diesen überglücklich machten.

Er fragte hinwieder die Gräfin nach den Neuigkeiten der Residenz, er hätte für sein Leben gern näheres über die jüngsten Skandalprozesse erfahren und hierauf einiges vom Hof. Aber Cölestin sprach mit Elsa von der Schönheit des Südens und schilderte Rom. Er sprach in jenen tiefen leisen Molltönen, die auf das alte Herz der Gräfin einen so bestrickenden Zauber übten, und sie horchte den Ausführungen des jungen Paters und vergaß dem Pfarrer zu antworten.

Cölestin war auf die Geschichte Roms übergegangen und auf ihre Bedeutung für die Christenheit.

„Dort erst, Komtesse," fuhr er lauter und kräftiger werdend fort, „dort, auf diesem klassischen Boden wird Ihnen der Sinn aufgehen für die historische Macht und Größe unseres Glaubens. In Rom, wo die ersten mutigen Bekenner des Christentums gewirkt und gelebt haben, und wo alles, was Sie umgibt, Zeugnis ablegt für die unwiderstehliche Macht einer Lehre, für welche Männer, Weiber, Kinder mit Freuden gestorben sind, tausende den Märtyrertod gelitten haben; da, an diesem Ort, wo diesem neuen Bekenntnis Hekatomben geopfert wurden, da werden Ihnen die Schuppen von den Augen fallen, und Sie werden einsehen und bekennen, daß, so lange für keine andere Lehre eine ähnliche Begeisterung erwacht, so lange keine andere die Gemüter bezwingt und sie mit Heldengeist erfüllt, diese die richtige sein müsse, die einzig wahre. Elsa, Sie werden schon morgen die unsere sein, aber die göttliche Roma mit ihren Wundern und der Anblick des heiligen Vaters wird erst das Bekehrungswerk vollenden."

Er hatte in hoher Begeisterung gesprochen, aus seinen dunklen schönen Augen, die auf sie gerichtet waren, blitzte ein inneres Feuer, leuchtete es fast wie Siegesfreude.

Sie starrte ihn an, fassungslos, nicht überzeugt und doch halb bezwungen.

Er merkte es und in noch leidenschaftlicherer Erregung fuhr er fort. Er mischte Heidnisches und Christliches durcheinander, wie es ja die Kirche immer getan, aber seine Darstellung war farbig, glänzend, poetisch, voll fesselnden Zaubers. Die Gräfin war in Verzückung und der kleine Pfarrer, dem in der Alltäglichkeit seiner geistlichen Verrichtungen jedes Ideal, jede höhere Anschauung abhanden gekommen war, der sein Amt durchaus geschäftsmäßig verwaltete, er saß mit offenem Munde da und lächelte verlegen dem Jesuitenpater zu, in dem er seinen Meister erkannte, gleichsam einen Virtuosen in Glaubenssachen.

Elsa erhob sich plötzlich, sie bat sich zurückziehen zu dürfen.

Die Gräfin geleitete sie selbst auf ihr Zimmer. In freundlicher Weise sagte sie ihr noch einige belehrende Worte, die sie für die morgige Zeremonie vorbereiten sollten. Elsa hörte sie an, stumm und in sich gekehrt, als aber die Gräfin sie auf die Stirne küßte, um sich hierauf selbst in ihr Zimmer einzuschließen, faßte sie sie an der Hand und hielt sie fest.

„Was wollt Ihr mit mir tun?" fragte sie plötzlich, und ihre Stimme hatte einen so seltsamen Klang, der ihre Seelenangst verriet. „Ihr wollt mich taufen, was geschieht da mit mir?"

„Du wirst aufgenommen, mein Kind, in den Bund der Christenheit, du wirst dich dann wohler fühlen, du wirst von dem Teufel und der Erbsünde befreit sein und mit deinem Gott versöhnt."

„Es wird also in mir, in meinem Denken und Fühlen eine Wandlung vorgehen? Aber wie, auf welche Weise, durch welche Mittel?"

„Durch das Wort des Priesters und das reinigende Wasser der Taufe!" sagte die Gräfin feierlich.

„Und der Priester ist der kleine burleske Pfarrer?"

„Er ist der Stellvertreter Gottes."

„Und das Wasser ist ein gewöhnliches, natürliches Wasser?"

„Das ist es, aber durch die Wirkung, die es hervorbringt, wird es ein übernatürliches."

„Aber es bleibt doch Wasser, es verändert nicht Form und Gestalt?"

„Durchaus nicht, es wird über dein Haupt gegossen, und alsbald wird sich das Wunder vollziehen und du wirst an seine heilige Kraft glauben müssen."

„Ich glaube ja an die Kraft des Wassers, aber es ist eine natürliche Kraft — und wenn ich nun an seine übernatürliche nicht glaubte, nicht glauben könnte?" Das Mädchen richtete sich in die Höhe und die großen Augen sahen forschend in ängstlicher Neugier in das Antliz ihrer Tante.

Diese strich ihr mit der Hand über die Stirne, als wolle sie solche Gedanken hinwegscheuchen.

„Du bist ein Kind, Elsa, aber gleich einem Kinde kannst du entsühnt und gereinigt werden durch den Glauben deiner Paten, die an deiner Seite stehen. Dein Heil ist gesichert, Mädchen, und alles wird sich vollziehen zu deinem Besten. Und nun gute Nacht."

Sie trennten sich.

Elsa ließ sich auf einen Sessel sinken und sie blieb lange so. Ein seltsamer Duft umgab sie, wie damals im Zimmer der Gräfin, ein angreifender Duft, wie Kirchengeruch.

Konfuse, verwirrte Vorstellungen entstanden ihr, und zugleich überschlich sie wieder das Grauen vor einer Macht, die das Wirkliche zum Unwirklichen, das Natürliche zum Uebernatürlichen machen kann und die das bejaht, was die Vernunft verneint. Und beugen sich nicht alle vor dieser Macht? Nur sie hat es nicht getan, weil ihr Vater sie es nicht gelehrt, aber konnte er nicht im Unrecht gewesen sein?"

Und wieder gedachte sie jener rätselhaften Empfindung, die gestern in dem dunklen Betzimmer ihr aufgestiegen, und ihr dünkte, als sei sie wieder in demselben eingeschlossen. Und war nicht hier derselbe Duft der Blumen, der ihr den Atem hemmte? Horch, war das nicht Musik, das zu ihr herüberdrang? Und wenn es nun geschah wie gestern, und wieder der heiße Atem über sie hinwegwehte und sie versengte? Sie wand sich schaudernd unter diesen Phantasien, und wieder war es ein Gefühl so mystisch, so unerklärlich, halb Wonne halb Qual, das ihr erstand, und als sie jezt den Kopf erhob, sah sie das lebensgroße Bild eines in einem dunklen Talar gekleideten Mannes vor sich an der Wand, und in dem schwankenden Lichte der Kerze schien es sich zu bewegen, aus dem Rahmen herauszutreten.

Kann denn das sein? rief sie sich selber zu, aber ist denn bei dieser Macht nicht alles, alles möglich? Es gibt ja Wunder, sagen sie, und Wein wandelt sich in Blut, und Brot in Fleisch, und was jezt tot ist, kann lebendig werden. — Schatten schienen durch die Stube zu fliegen, und sie vernahm seltsame Geräusche, die Geräusche der Nacht. Es überkam sie, was sie bisher nicht gekannt, ein lähmendes Gefühl der Furcht, sie fühlte sich mit einemmale aller Willkür eines Geheimnisvollen anheimgegeben. Sie glaubte zu ersticken, und in dieser physischen Bedrängnis kam ihr ein Rest von Energie zurück. Sie stürzte zum Fenster, sie riß die dunklen herniedergelassenen Gardinen zurück und riß es auf.

Sie brauchte Luft, Luft!

Der helle Vollmondschein lag draußen ausgegossen und die Luft war durchsichtig hell und rein. Sie atmete sie voll und gierig ein und lehnte sich hinaus, da glänzte es wie Wasser ihr entgegen. Das war ein See, und am Ufer drüben — sie fuhr mit beiden Händen gegen die Stirne, war es eine Täuschung ihrer Sinne, wußte sie denn nicht mehr, ob sie träume, ob sie wache, da drüben — wie ein Bild stand es vor ihren Augen — da lag die Stätte ihrer Jugend, ihres Glückes, das Haus am See, in dem sie mit ihrem Vater gelebt hatte.

Ist es denn möglich! Das Mondlicht ruht auf den weißen Mauern und der Balkon tritt deutlich daraus hervor, und daneben die Gruppe der Buchen und Ahorne, unter denen sie so oft gesessen, und darüber die abenteuerlichen Formen der Felsen. Alles, alles findet sie wieder und hier der blizende, blinkende See, wie sie ihn in schönen Mondnächten so oft gesehen. Sie ist in Amsee, und sie träumt nicht, nein, nein, das ist Wirklichkeit, das ist Leben!

Sie breitet die Arme aus, als wolle sie die Natur in ihrer Schönheit umfassen und an ihr Herz ziehen. Dann wendet sie sich wieder mit einem Gefühl des Schreckens nach der Stube zurück.

„Ich müßte krank werden und sterben, wenn ich all das glauben sollte, was sie glauben," murmelte sie, und als gelte es rasch dem Tode zu entrinnen, eilt sie gegen die Tür und öffnet sie. Draußen ist ein dunkler Korridor. Sie steht, sie horcht, sie schaut, dort blinkt ein Fenster, sie huscht dahin und über die Treppe hinab. Eine Tür ist offen, Licht und Lärm dringt ihr daraus entgegen, es ist die Küche, sie wendet sich nach der entgegengesezten Seite. Sie kommt an eine Tür, der Schlüssel steckt im Schloß, sie dreht ihn um, öffnet rasch und sie enteilt ins Freie. Sie ist auf der Straße.

11. Kapitel.

Sie läuft vorwärts. Und jezt, wo die Gebäude zu Ende sind, sieht sie wieder den See vor sich und drüben die Villa, ihr Eigentum. Sie bleibt stehen und ein kurzer Ruf, einem Jauchzen gleich, drängt sich aus tiefer Brust hervor.

Es war also keine Täuschung ihrer verstörten Sinne gewesen: es ist wahr!

Und Wirkliches umfängt sie wieder, die Natur.

Wie monddurchhellt ist diese Nacht, wie lind die Luft, wie rein; zärtlich schmeichelnd umfängt sie sie. Sie atmet sie tief, mit vollen Zügen saugt sie sie ein. Und jezt horcht sie entzückt, als wärs Musik, auf das Rauschen, das der Wind verursacht. Die schlanken Zweige mit den jungen kaum entsproßten Blättern bewegt er sanft, und sie neigen sich zusammen, und es klingt und rauscht, und das Mondlicht rieselt darüber hin.

Wie schön ist das und wie erquickend! Ihr ists, als wäre sie einem dumpfen Grab entronnen und nun frei.

Gedanken, Wille, Kraft, alles ist ihr wieder zurückgekehrt, und Lebensmut und Lebensfreude quillt prickelnd ihr durch alle Adern.

Sie hat diese Empfindung der Lust, die auch die Mücke hat, die in der Sonne tanzt, diese Lust, die die Natur all ihren Wesen — als eine primäre Eigenschaft eingepflanzt hat und die nur ein widriger, unnatürlicher Zwang, die nur der Mensch in seinem Wahn hintanzuhalten sich bemüht hat und zu ersticken. Und weiter trägt sie der flüchtige Fuß.

Sie schreitet furchtlos durch die Nacht. Keine mystischen Vorstellungen beängstigen sie mehr.

Für sie hat die Natur keine Schrecken, und das Unnatürliche findet darin keinen Plaz mehr.

Die Waldesbäume zu ihrer Rechten säuseln ihr einen wohlbekannten Willkommensgruß zu, und zu ihrer Linken rauscht das Wasser leise in wechselnden Melodien.

Hie und da ertönt ein Schnalzen, ein Fisch springt auf, sie kennt das alles, sie liebt das alles, und dann steht sie wieder still und blickt hinüber über den See auf die Villa, auf deren Mauern das Mondlicht ruht. Inmitten des massigen Gesteins und der dunklen Baumgruppe schimmert es so hell herüber.

All die schöne Zeit, die sie darin verlebt, kommt ihr wieder ins Gedächtnis; wie hat sie nur diesem Orte so lange ferne bleiben können? Freilich, den teuren Vater wird sie hier nimmer wiederfinden, und das Häuschen ist leer, seine Türen verschlossen.

Aber sie will hinüber, sie will ihr Eigentum betreten und dorthin vor jenen entfliehen, vor denen ihr jezt graut.

Hastiger schreitet sie vorwärts. Sie ist im Ort. An den Holzhäusern kommt sie vorüber, die an dem Felsen kleben, kein Licht brennt innen — da drinnen schläft alles. Niemand erwartet sie, niemand denkt hier mehr an sie.

Der enge in den Felsen gehauene Steig führt aufwärts, hier lehnt sich eine Häusergruppe dicht aneinander, und dahinter tost in jähem Fall aus bedeutender Höhe der Mühlbach herunter. Jezt geht der Weg wieder schnell abwärts dem See entgegen; hier ist schon angeschwemmtes Terrain und ihre Füße treten in durchweichtes Erdreich.

Sie hat den Landungsplaz des Sees mit den Schiffshütten erreicht. Ein Kahn liegt hier außen, mit einem Strick ist er an einen Pfahl gebunden. Sie bindet ihn los und das Stehruder ergreifend, das drinnen liegt, stößt sie ab, ohne sich viel zu besinnen.

Einige kräftige Schläge bringen sie in den nächtigen See hinaus.

Das Fahrzeug ist gut, es nimmt kein Wasser auf, sie darf es wagen, mit ihm hinüber zu fahren. Aufrecht steht sie im Kahn, noch ist sie im weithinschattenden Dunkel der Felsen, gleichsam in Nacht geborgen, aber jezt kommt sie weiter hinaus und der über den Bergen aufsteigende Mond erreicht sie; aufblizend teilt sich die Flut unter ihren Ruderschlägen und rauscht wieder zusammen. Sonst kein Laut ringsumher. In undurchdringliches Dunkel bleiben diesseits die Bergesmassen gehüllt, indes jenseits das mondbeglänzte Ufer sich der Heranschwimmenden in unbestimmten unklaren Umrissen zu zeigen beginnt.

Sie nähert sich dem Ufer; ihr Ruder trifft auf einen unterseeischen Wald von Algen und ineinander verschlungene Wasserpflanzen, kaum gleitet das Fahrzeug darüber hinweg. Zugleich streifen ihr Haupt die weitüberhängenden Gebüsche des Ufers, und aromatischer Blütenduft weht ihr entgegen, er erregt ihr all die Erinnerungen von ehedem; ihr ist's, als müsse sie dem Vater entgegeneilen.

Ein kräftiger Schlag und das Flachboot fährt knirschend über den Sand hinweg, es sizt fest. Sie eilt nach vorwärs, springt hinaus und ist auf ihrem Grund und Boden. Sie tut

Galerie schöner Frauenköpfe: **Messalina.** Gemälde von Hermann Kaulbach.

(Nach einer Photographie von Brack und Fechner in Berlin.)

einige Schritte über die weichen Matten, dann bleibt sie stehen, von ihrer inneren Bewegung gehemmt. Sie befindet sich vor der Villa; sie sieht hinauf nach dem Balkon — steht er nicht oben? erwartet er sie nicht? Sie breitet die Arme aus, Vater! ruft sie.

Ein Rauschen geht durch die noch kahlen Wipfel der Buchen und Ahorne, die in dichter Gruppe das Haus umgeben.

Im nächsten Augenblick springt sie den aufsteigenden Fußweg hinan, dem Felsen zu, an den der rückwärtige Winkel des Balkons sich lehnt, sie denkt nicht an die Treppe, die sie bequemer zu demselben führen würde, sie ergreift das Holzgeländer mit beiden Händen und steigt hinüber. Sie befindet sich auf der Gallerie, die das Haus von allen Seiten umgibt. Sie wendet sich der Vorderseite zu, auf der das volle Licht des Mondes ruht, unwillkürlich wirft sie einen Blick um sich — tritt ihr der Vater nicht entgegen? — ach, nein — sie ist allein! — Sie lehnt sich über die Brüstung und sieht hinaus in die Nacht. — Nichts regt sich in dieser Oede.

Und jezt in dieser tiefsten Abgeschiedenheit erfaßt sie plözlich wieder das Gefühl einer grenzenlosen Vereinsamung.

Ihre Hände greifen krampfhaft ineinander.

So klammert sich der Mensch an sich selbst, wenn er sich losgelöst fühlt von all den übrigen seiner Gattung. Es ist die unbewußte, händeringende Geberde der Verzweiflung.

Da berührt ein leises Knarren ihr Ohr. Es ist ein langgedehnter Ton, unmittelbar hinter ihr.

Blizschnell wendet sie sich um. Was ist das? Und wieder das ächzende Geräusch.

Sie bemerkt nun, daß die Balkontür nicht geschlossen ist, ein Windstoß dreht sie langsam und knarrend in ihren Angeln.

Es macht sie bestürzt.

Das Haus war gerichtlich verschlossen worden; war jemand hier eingebrochen, oder hatte die Tür den Einflüssen von Wind und Wetter nachgegeben? Ihr Herz klopft heftig, aber eine plözliche Entschlossenheit springt darin auf. Sie öffnet die Tür vollends und steht an der Schwelle des Gemachs. Ein Mondstrahl stiehlt sich hinein, er vermag nichts zu erhellen. Zögernd hebt sich ihr Fuß, sie tritt ein.

Ein jäher Schreck, ein nervöses Zusammenfahren erpreßt ihr einen Laut des Entsezens.

In dem Zimmer ihres Vaters ist Licht. Ein schmaler Lichtschimmer dringt in bestimmter Helle zwischen Tür und Diele hindurch.

Sie taumelt nach rückwärts, den Ausgang suchend.

Da öffnet sich langsam die Tür und ein Mann tritt aus derselben.

Er hält einen angezündeten Armleuchter empor, sein Licht erfüllt das Gemach. Er hat den Ruf vernommen und er sieht nun diejenige vor sich, die ihn ausgestoßen hat. Rasch stellt er den Leuchter auf den Tisch, und im nächsten Augenblick befindet er sich an ihrer Seite.

(Fortsezung folgt.)

Die Götter in der Dichtung.

Von **Wilhelm Blos.**

Die Dichter, jene bevorzugten Menschen, haben die schöne Aufgabe, die Gestaltungen der menschlichen Phantasie in edle und großartige Formen zu fassen und uns dadurch über das Nüchterne und Alltägliche zu erheben. Sie verschaffen uns dadurch jene reinen und unvergleichlichen Genüsse des Geistes und des Herzens, die den Menschen so sehr veredeln und die uns den tröstlichen Blick in des weite Gebiet der Vervollkommnungsfähigkeit der gesammten Menschheit eröffnen. Die Dichtung eilt der Wirklichkeit unendlich weit voraus; sie zeigt uns in weiter Ferne die zu erstrebenden Ideale und spornt uns an, durch die heißen und harten Kämpfe des Daseins zu der sonnigen Höhe des Ideals vorzudringen. Wir schweben mit dem Flügelrosse des Poeten empor

„Nach den höhern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen",

und von seinem erhabenen Stand herab läßt der Poet die bunte Schaar jener Gestalten vorüberziehen, mit denen er unsere Erscheinungswelt bevölkert. Zu Wasser und zu Land, in Feld und Wald, in Flur und Hain tummelt sich der fröhliche Reigen und zaubert uns immer neue Bilder vor. Die geheim wirkenden und waltenden Kräfte der Natur erscheinen uns in bald anmutigen, bald gewaltigen Verkörperungen, und wir lernen dem, was wir einerseits durch die Wissenschaft und Forschung erkannt, andererseits durch die Poesie eine schöne und interessante Form abgewinnen.

Indem man sich versenkt in die Fülle von Schäzen, die uns die Dichtung alter und neuer Zeit geschaffen, wird man ganz von selbst darauf hingewiesen, in den poetischen Schöpfungen eines Landes und einer Nation auch jene innere Harmonie zu suchen, ohne die uns jene poetischen Gestaltungen nicht frisch und lebensrot erscheinen können. Die Gestalten, welche die Dichter schaffen, müssen sich in innigstem Einklang mit dem Lande und Volke befinden, dem sie vorgeführt werden. Dem Boden, den ein Volk bedeckt und der es ernährt, müssen auch die Gestalten seiner Poesie entsprossen sein. Sie müssen getränkt sein mit dem Volksgeist selber und sie müssen sich der Denk- und Anschauungsweise, der historischen Entwicklung, den Neigungen und Leidenschaften eines Volkes ebenso genau anpassen, wie dem natürlichen Zustande des Landes, dem die Dichtung selbst gehört. Wenn sie aus fremden und entfernten Regionen herbeigeholt sind, so können sie in frischer Luft nicht gedeihen, sondern es geht ihnen wie exotischen Pflanzen, die nur im Treibhaus weiter zu existiren vermögen.

Die Dichter sind gewohnt, sich viel Material zu ihren Arbeiten und Schöpfungen aus der Mytologie, aus den alten Göttersagen und dem ganzen Sagenschaz der Völker zu holen. Und mit Recht. In den alten Göttersagen findet sich die poetische Naturanschauung der Völker zusammengefaßt, welcher der Dichter die schöne und künstlerische Form zu verleihen hat. Da jedes Volk und Land, infolge seiner besonderen natürlichen Zustände seine besondere Naturauffassung hat, so sind auch die Göttersagen, die dem Poeten so viel Stoff zu seinen Schöpfungen liefern, je nach den natürlichen Eigenschaften der einzelnen Länder durchaus verschieden.

Darnach sollte man glauben, es sei ganz unmöglich, der Poesie eines Landes die Naturanschauung eines anderen, fernen, unendlich verschiedenen Landes zur Grundlage zu geben, die Tummelpläze der Poesie mit fremdartigen Gestalten zu erfüllen und ihre Gärten mit exotischen Gewächsen zu besezen. Und dennoch sehen wir einen solchen Zustand dicht vor unseren Augen, in unserem lieben Deutschland.

Wir fühlen uns gewappnet gegen den etwaigen Vorwurf, als wollten wir die poetische Literatur Deutschlands aus irgend einem unlauteren Beweggrunde bekritteln oder verkleinern. Wir sind für dies herrliche und riesenhafte Denkmal deutscher Geistestätigkeit von der höchsten Bewunderung erfüllt. Wenn das alte und ehrwürdige Gebäu aber einen Riß zeigt, so dürfen wir, gerade aus Verehrung für den stolzen Bau selbst, den Finger in die Wunde legen. Das soll uns niemand wehren. Wir sind auch nicht die Ersten und nicht die Lezten, die das tun.

Um das, was wir gesagt, in seinem ganzen Umfange zu beweisen, müssen wir etwas weiter ausholen.

Man kennt die Geschichte von dem deutschen Professor, welcher zwar ganz genau wußte, wie es im alten Athen und Rom ausgesehen hat, der sich aber in den Straßen seiner eigenen Vaterstadt verirrte. Dieser unpraktische und vertrocknete Mensch

beherrscht heute noch unseren höheren Jugendunterricht. Die „klassische Bildung", die heute unsere Gymnasien und Universitäten liefern, besteht darin, daß der junge Germane möglichst viel Griechisch und Lateinisch, womöglich auch noch Hebräisch versteht. Das Deutsche tritt zurück; der „klassisch Gebildete" ist in der römischen und griechischen Literatur und Geschichte, wenn er vom Gymnasium oder Universität kommt, weit besser bewandert als in der deutschen. Eine vertrocknete Gelehrtenkaste herrscht auf diesem Gebiet fast unumschränkt und ist so mächtig, daß sie heute noch imstande ist, die höheren Jugendbildungsanstalten in — man möchte sagen — antinationalem Sinne zu handhaben. Vor nicht allzuferner Zeit war diese Gelehrtenkaste noch bestrebt, die deutsche Sprache zu unterdrücken; deutsch sprechen war einst nur für das „gemeine" Volk; der „Gebildete" mußte lateinisch oder französisch sprechen. Mit den fremden Sprachen herrschte auch fremdes Recht, das römische Recht, bei uns, das auf unsere Zustände gar nicht paßt; man pfropfte auf unsere eigenartigen deutschen Verhältnisse Rechtsanschauungen, die vor mehr als tausend Jahren am Ufer des Bosporus entstanden sind und denen wir uns heute noch beugen müssen.

Hören wir darüber einen vollgiltigen Zeugen. Der bekannte „Turnvater" Jahn, der einst als „Demagog" Verfolgte, in seinen alten Tagen politisch sehr verschroben, aber ein verdienter Germanist, hielt am 17. Februar 1849 im Frankfurter Parlament eine Rede für das allgemeine Wahlrecht und sagte dabei neben anderen merkwürdigen Dingen:

„Wer hat früher alles mögliche getan, um unsere Volkssprache niederzuhalten? Alle die Leute, die eine hohe Bildung bekommen haben; aber die Bildung ist häufig, wie Tacitus in seinem Leben des Agrikola sagt, ein Mittel der Knechtschaft, welches die Leute Bildung nennen. Wer hat unsere Sprache niedergehalten? Erstens die Geistlichkeit und zweitens die Höfe. Es liegt wahrlich nicht an Deutschland; wahrlich die Höfe sind nicht daran schuld, daß noch deutsch gesprochen wird; die Geistlichkeit aber auch nicht, denn die hätte lieber lateinisch fortgepappelt. Die Professoren auch nicht, denn Thomasius ist der erste gewesen, der deutsch gelehrt hat, und erst vor ein paar Jahren hat man angefangen, auch deutsch auf den Universitäten zu disputiren. Wer hat die deutsche Sprache erhalten? Das, was man so geradezu „Volk" nennt. Die Akademieen nicht, welche kein einziges deutsches altes Lied aufgeschrieben haben. Gott bewahre uns, die hatten keine Zeit dazu; die hatten genug zu tun mit dem Griechischen, Hebräischen und Gott weiß was für alten Pergamenten. Die hohen gelehrten Versammlungen auf den Universitäten, haben die etwas getan für die deutsche Sprache? Gott bewahre! Ein armseliger Schulmeister hat mehr getan, und da haben sie Maul und Nase aufgesperrt, als Grimm mit seiner deutschen Grammatik hervortrat. (Bassermann: „Der war Professor!") Aber ehe er Professor war, hat er es schon getrieben; wie er noch Archivar in Kassel war, hat er es schon gekannt. (Große Heiterkeit.) Haben denn sämmtliche Gerichtshöfe von Deutschland, sämmtliche Schöppenstühle etwas getan für die Kenntnis des deutschen Rechts? Wer hat dafür etwas geleistet? Wer hat das geleistet sammt und sonders, was Grimm zusammengestellt hat in seinen Rechtsaltertümern und wer hat die deutsche Kunst erhalten? Das Volk! ... Wer hat die Volkslieder erhalten und die Märchen? In den Spinnstuben sind sie geblieben; ich will aber zu dem Volke sagen, ich habe selber deutsch in den Spinnstuben zuerst gelernt. (Heiterkeit). Auf dem Gymnasium habe ich keinen Unterricht im Deutschen gehabt; da trieb man Hebräisch und Griechisch; Vokabeln hat man lernen müssen und sie wie eine Meze Kartoffeln herunterfressen, aber deutsch hat man dort nicht gelernt. (Heiterkeit.) .... Wer hat deutsches Leben erstickt und wer hat Deutschland zerstört? Die höheren Stände sind es gewesen, die mit ihrer Bildung sich rühmen. Ich berufe mich auf Spittler; der behauptete in seinen Vorlesungen zu Göttingen — ich habe es mit eigenen Ohren gehört —: „Der Bauernkrieg in Deutschland ist durch die Juristen ins Land gekommen, weil sie römische Geseze und Einrichtungen auf die deutschen Zustände ungebührlich anwenden wollten," und der neueste Geschichtsschreiber des Bauernkrieges, der hier gegenwärtig ist, wird dieses nicht bestreiten können."*)

Also der alte Jahn in seiner oft ziemlich derben Sprache. Man wird ihm kaum zu sagen wagen, daß er übertrieben hätte; er hat in grellen Farben gemalt, aber es sind die Farben der Wahrheit. Jawohl, wenn das Volk die deutsche Sprache nicht gerettet hätte, wer weiß, in welchen Winkel sie von den Zopfträgern eines verknöcherten Gelehrtentums verbannt worden wäre! Wissen wir doch, daß unsere großartigste nationale Dichtung des Mittelalters, das Nibelungenlied, das vom 13. bis 16. Jahrhundert sehr verbreitet und bekannt war, im 17. Jahrhundert vollständig in Vergessenheit geriet, nachdem im 16. Jahrhundert es nur noch ein einziger Mann, der Historiker Lazius, gekannt hatte! Erst der züricher Dichter und Kritiker Bodmer zog das Gedicht wieder aus der Vergessenheit hervor, und 1784 ist es zum erstenmal wieder ganz veröffentlicht worden. Als in Deutschland der große Kampf zwischen den Humanisten und Scholastikern, zwischen den Vertretern des Neuen und des Alten, zu Anfang des 16. Jahrhunderts im Gange war, lag die deutsche Sprache noch ganz am Boden. Die berühmtesten Schriften der Humanisten waren lateinisch abgefaßt, so daß das Volk gar nichts davon verstand. Die berühmten „Briefe der Dunkelmänner" (Epistolae obscurorum virorum) von Reuchlin, diese prächtige Satire auf die Pfaffheit, verlieren, wie Vilmar sagt, in der deutschen Uebersezung das beste Salz. Ulrich von Hutten, der klassisches Latein schrieb, sah ein, daß, wenn er zum Volke sprechen wolle, er deutsch schreiben müsse, und er schrieb deutsch auf seinem seltsamen Schreibtisch, dem Sattelknopf. Luthers Bibelübersezung hob das Ansehen der deutschen Sprache gewaltig, aber die Professoren dozirten noch immer lateinisch, und die Wissenschaft, soweit sie von dem armseligen Zopfgelehrtentum repräsentirt wurde, hüllte sich nach wie vor in das fremde Gewand. Im vorigen Jahrhundert kam dann noch das Französische als die Konversationssprache der Gebildeten hinzu; Friedrich II. von Preußen fand die deutsche Sprache noch abgeschmackt, nachdem ein Klopstock, ein Lessing, ein Herder, ein Wieland, ein Goethe den Flug ihres Genius bereits begonnen hatten. Die deutsche Sprache blieb noch lange Aschenbrödel. Und als dies endlich anders geworden, als die fremden und toten Sprachen durch die lebendige einheimische Muttersprache einigermaßen verdrängt waren, da blieb der fremde Geist haften, der durch die fremden Sprachen sich eingebürgert hatte; die aus totem Altertum aufgesogenen Anschauungen beherrschten und beherrschen immer noch warmes Leben der Gegenwart.

Man möge uns nicht mißverstehen. Wir unterschäzen den Wert des Studiums antiker Sprachen keineswegs. Allein wir bestreiten, daß dasselbe die richtige Hauptgrundlage moderner Bildung sein könne.

Die dominirende Gelehrtenkaste, die unser Unterrichtssystem beeinflußt, läßt sich dies aber nicht nehmen; das alte unselige Verhältnis besteht noch immer, wenn auch nicht so wie früher. Es fällt den Herren Gelehrten ordentlich schwer, diese „gewöhnliche" deutsche Sprache für ihre tiefsinnigen Abhandlungen

*) Jahn meint Wilhelm Zimmermann, den berühmten Verfasser der „Geschichte des großen Bauernkriegs", der im Frankfurter Parlament die Stadt Schwäbisch-Hall vertrat. Zimmermann hatte sicherlich keinen Grund, jene Behauptung zu bestreiten, für die in seinem genannten Werke so viel Beweise vorhanden sind. Neuerdings hat der belgische Gelehrte Emil de Laveleye in seinem Buche: „Das Ureigentum" (ins Deutsche übersezt und vervollständigt von Dr. Karl Bücher. Leipzig 1879, bei Brockhaus), seine Forschungen nach den Urformen des Eigentums veröffentlicht und gezeigt, welche Verwüstungen das römische Recht unter dem ehemaligen Gemeineigentum an Grund und Boden in Deutschland angerichtet hat, so daß man nicht zuviel sagt, wenn man behauptet, das römische Recht trage zu einem großen Teil die Schuld an der heutigen Massenarmut in Deutschland. Wir werden es uns zur Aufgabe machen, gelegentlich die fatalen Einwirkungen des römischen Rechts auf die Eigentumsgestaltung in Deutschland in diesen Blättern gemeinverständlich zu beleuchten.

zuzulassen; sie fühlen ihre Wissenschaft dadurch förmlich „entwürdigt." Und so drängen sie denn auch in den höheren Bildungsanstalten die deutsche Sprache zurück, wo sie können.

Der Schreiber dieses Aufsatzes besuchte in den sechziger Jahren ein Gymnasium in einem für sehr liberal geltenden deutschen Musterstaate. In den Mittelklassen begann Latein und Griechisch vollständig zu überwiegen. Für künftige Teologen gab es auch Hebräisch; Englisch gab es offiziell nicht, es wurde nur fakultativ in den oberen Klassen gegeben*), Französisch stand weit hinter Latein und Griechisch zurück. Deutsche *Grammatik* gab es zwei Stunden die Woche, und es mag mancher die Schulbänke verlassen haben, der in der deutschen Stilistik nicht sonderlich sattelfest war. Man las aber eine Unzahl von antiken Schriftstellern. Die deutsche Literatur lernte man nur aus einer trockenen Aufzählung der Schriftsteller und ihrer Werke in irgend einer altertümlichen Literaturgeschichte kennen; mit den Werken selbst beschäftigte man sich weit weniger, mit Ausnahme davon, daß das Nibelungenlied und einiges Verwandte einmal flüchtig gelesen wurde. In den oberen Klassen angekommen, war man denn auch vortrefflich „klassisch gebildet"; man kannte Cornelius Nepos, Cäsars gallischen Krieg, Livius, Tacitus, Horatius, Ovidius, Cicero, Virgilius von den Lateinern, Homer (Iliade und Odyssee), Xenophon, Thucydides, Sophokles und die Evangelisten des Neuen Testaments von den Griechen. Die Zeit, die für *deutsche* Klassiker übrig blieb, war natürlich sehr gering; die prächtigen Satiren eines Thomas Murner und Fischart kannte man kaum dem Namen nach, desto besser die Satiren des Römers Horaz; man quälte sich mit den Versmaßen des Horaz weit mehr als mit der Nibelungenstrophe; die deutsche *klassische* Literatur wurde nur leicht gestreift, die ganze *moderne* Literatur blieb ein Buch mit sieben Siegeln, wenn man sich nicht Abends, nach Erledigung der erhaltenen Aufgaben, noch zum Studium moderner Schriftsteller aufgelegt fühlte.

Wenn es um 1865 so stand, wie mag es früher gestanden haben! Früher, als der Gelehrtenzopf noch zehnmal so mächtig denn heute auf der Jugendbildung lastete! Und da kommen wir auf das zurück, von dem wir ausgegangen sind. Während die Dichtung uns am besten Gestalten

Sächsischer Bauer (Siebenbürgen). (Seite 242.)

*) In dem größten Teil der deutschen Gymnasien konnte man die englische Sprache überhaupt nicht lernen. D. Red.

vorzaubern würde, die mit unserem eigenen Volksleben in innigem Zusammenhang stehen, sendet sie uns die blassen Schatten des griechischen und römischen Altertums.

Davon sind unsere Besten nicht frei. Die Dichtung glaubt ihre Höhe auch erst dann erreicht zu haben, wenn sie sich dem griechischen und römischen Wesen möglichst genähert hat und auf dem antiken Kothurn einherstolzirt. Alle alten griechischen und römischen Götter sind wieder aus ihren Gräbern geholt worden und gehen in den Versen unserer Poeten um. Sie sollen uns Wald und Feld, Wasser und Land, Berg und Tal beleben. Unsere klassischen deutschen Poeten lassen uns Zeus donnern, Ceres auf den Feldern umherschweifen, Bacchus den Wein beseelen, Apollo singen und dichten, Merkur handeln und betrügen, Mars den kriegerischen Reigen führen. Die Weisheit sollen wir uns bei Pallas Athene oder Minerva, die Liebe bei Amor, die Schönheit und Anmut bei der liederlichen Venus suchen. Und schließlich bringen uns diese Götter noch in die Unterwelt, die fern am Gebirge Tänaron ihren Eingang hat und wo es so traurig ist, daß der arme Achilleus, der siegreiche Held, lieber lebendig ein Tagelöhner, als tot ein Achilleus sein möchte. Diese Götter hausen auf dem Olymp, einem Berg, der sehr weit vom Rhein entfernt ist, und sie schmausen Nektar und zechen Ambrosia, Nahrungs- und Genußmittel, die jedenfalls sehr verschieden sind von Kalbsbraten und bairischem Bier.

Diese Götter haben zum großen Teil ein sehr anstößiges Privatleben. An dem alten Zeus oder Jupiter will es uns gar nicht gefallen, daß er so viele junge Mädchen unglücklich macht, sie verführt, uneheliche Kinder zeugt und zu seinem Kellner Ganymed in einem nicht anzudeutenden widerlichen Verhältnisse steht; Merkur betrügt mehr, als unser Strafgesez gestattet; Venus macht ihren Mann täglich zum Hahnrei und wird mit dem plumpen Mars auf frischer Tat ertappt, schämt sich aber durchaus nicht. Alle diese Persönlichkeiten sind sehr leicht bekleidet, halb, teilweise ganz nackt. Wir sind nicht so prüde, sie deshalb zu tadeln, allein unser Klima ist für solch spärliche Bedeckung doch zu rauh. Man sieht, sie stammen aus einem Land, wo es weit wärmer ist als bei uns, wo infolge dessen die Leidenschaften ganz anders geartet sind und wo man Dinge als selbstverständlich ansieht, die uns nicht einleuchten wollen. Sie wären in unserem nordischen Klima schon längst langsam verblichen, diese alten Griechengötter, wenn sie von den Poeten nicht immer wieder belebt würden. Was tun sie bei uns? Laßt doch die armen antiken und klassischen Sansculotten (Ohnehosen, Hosenlose) in ihrem warmen Griechenland und Italien; sie fühlen sich dort viel behaglicher.

Sächsisches Bauermädchen (Siebenbürgen). (Seite 242.)

Einer hat ihnen schon einmal den Abschied gegeben. Der unbarmherzige Spötter Heinrich Heine hat die frierenden Olympier einmal in seiner Manier begrüßt. Sie mußten den Olymp verlassen, als das Christentum kam, und wie es dabei dem schönen Apollo ging, erzählt Heine*) so:

„Viele dieser armen Emigranten, die ganz ohne Obdach und Ambrosia waren, mußten jezt zu einem bürgerlichen Handwerk greifen, um wenigstens das liebe Brod zu erwerben. Unter solchen Umständen mußte mancher, dessen heilige Haine konfiszirt worden waren, bei uns in Deutschland als Holzhacker tagelöhnern und Bier trinken statt Nektar. Apollo scheint sich in dieser Not bequemt zu haben, bei Viehzüchtern Dienste zu nehmen, und wie er einst die Kühe des Admetos weidete, so lebte er jezt als Hirt in Niederösterreich, wo er aber, verdächtig geworden durch sein schönes Singen, von einem gelehrten Mönch als ein alter zauberischer Heidengott erkannt, den geistlichen Gerichten überliefert wurde. Auf der Folter gestand er, daß er der Gott Apollo sei. Vor seiner Hinrichtung bat er, man möchte ihm nur noch einmal erlauben, auf der Citer zu spielen und ein Lied zu singen. Er spielte aber so herzrührend und sang so bezaubernd, und war dabei so schön von Angesicht und Leibesgestalt, daß alle Frauen weinten, ja viele durch solche Rührung später erkrankten. Nach einiger Zeit wollte man ihn aus seiner Gruft wieder hervorziehen, um ihm einen Pfahl durch den Leib zu stoßen, in der Meinung, er müsse ein Vampyr gewesen sein und die erkrankten Frauen würden durch solches probates Hausmittel genesen. Aber man fand das Grab leer. Ueber das Schicksal des alten Kriegsgottes Mars seit dem Siege der Christen weiß ich nicht viel zu melden. Ich bin nicht abgeneigt zu glauben, daß er in der Feudalzeit das Faustrecht benuzt haben mag. Der lange Schimmelpennig, Neffe des Scharfrichters von Münster, begegnete ihm zu Bologna, wo sie eine Unterredung hatten. Einige Zeit nachher diente er unter Frondsberg in der Eigenschaft eines Landsknechts und war zugegen bei der Erstürmung von Rom, wo ihm gewiß bitter zu Mute war, als er seine alte Lieblingsstadt und die Tempel, worin er selbst verehrt worden war, sowie auch die Tempel seiner Verwandten so schmählich verwüsten sah."

Der leichtsinnigen Frau Venus hat Heine noch weit schlimmer die Wahrheit gesagt.**) Doch genug davon. Wir wollen die armen Vertriebenen nicht noch mehr kränken.

Wir sind die lezten, welche die herrlichen Gestaltungen antiker Kunst verkleinern möchten. Aber wenn unsere Dichter in die alten Göttersagen hineingreifen, um sich Material und Schmuck für ihre Schöpfungen zu beschaffen, haben sie es da nötig, die unter dem glühenden Himmel Griechenlands und Italiens geborenen Götter nach dem kühlen Norden zu zerren? Namentlich bei Schiller, dem Nationaldichter, wimmelt es von den Olympiern, und sie füllen fast all die Räume aus, welche der Dichter mit seinen Zaubergestalten zu bevölkern hat. Venus, Ceres, Diana, Minerva, Juno, Zeus, Mars, Apollo, Hermes, die Götter wechseln ab mit den antiken sterblichen Menschen Kassandra, Semele, Herakles und dem ganzen Schwarm der trojanischen Helden.

Es wäre unsinnig zu verlangen, daß die antiken Göttersagen aus unserer Poesie ausgeschlossen werden sollten, wenn gleich sie schon im Altertum selbst die größten Verherrlicher gefunden haben. Was wir tadeln wollen, ist nur, daß unsere eigenen deutschen Göttersagen so sehr in den Hintergrund gedrängt, so fast ganz verdrängt worden sind. Und doch sind die Figuren unserer Götterlehre dem ureigensten deutschen Wesen entsprossen. Sie sind in Deutschland selbst geboren und entsprechen sonach weit mehr dem Wesen unseres Volkes und seiner Vergangenheit. Und niemand wird behaupten wollen, daß es diesen Figuren an Poesie fehle. Sie treten auf in nordischer Stärke und Schönheit, und die nordische Phantasie nimmt einen Flug, der die Höhe der hellenischen Phantasie völlig erreicht. Wenn sich in den Göttern Griechenlands die ganze Formenschönheit des alten Hellas offenbart, so stellt die nordische Mytologie uns den ganzen tiefen und philosophischen Ernst unseres Volkes dar, den es betätigt hat in langer Entwicklung. Die nordischen Formen sind rauher; sie zeigen nicht die weichen Linien hellenischer Kunst, aber sie sind niemals unschön und überragen jene weit an Großartigkeit und Kraft. Schon wie die altdeutsche und nordische Göttersage die Entstehung der Erde darstellt (hauptsächlich nach der Edda), beweist eine ihr innewohnende poetische Kraft, die man bei der hellenischen vergebens suchen würde. Die nordische Mytologie und die deutsche unterscheiden sich nicht wesentlich; es finden sich viele Spuren, daß die Asen, die nordische Götterfamilie, im eigentlichen alten Germanien gerade wie im hohen Norden verehrt worden sind, und die Unterschiede kommen teilweise auch daher, daß wir einen Teil der altgermanischen Götterlehre nur aus römischen Darstellungen (von Cäsar und Tacitus) kennen. Die nordische und die eigentlich germanische Götterlehre fallen in so vielen Punkten zusammen, daß wir sie hier nicht zu trennen brauchen.

Aber auch die einzelnen Gestalten der nordischen Göttersage entsprechen dem deutschen Naturell. Sind die Karaktere auch nicht so fein herausgearbeitet, wie bei den Hellenen, so sind die allgemeinen Züge doch dem Volksgeist angepaßt. Odin, das Haupt der Asen, ist eine ernste und würdige Erscheinung; er verläßt diese Haltung nur, wenn er an der Spize des wilden Heeres durch die mächtigen Eichenwälder des alten Deutschland jagt, und ist kein Mädchenjäger, wie der olympische Zeus; seine Frau Freia ist eine liebliche und gewinnende Gestalt, eine flotte Jägerin, aber auch treue und liebende Gattin, weit erhaben über die intriguante Juno und die leichtsinnige Venus. Dann der gewaltige Donnergott Thor (Thonar), der Kriegsgott Ziu (Tiu), der sanfte Frô oder Freyr, der herzerfreuende Gott der Liebe, und neben ihm der meist im hohen Norden verehrte Balder (Baldur) der Gott des Lichts; Frouwa (auch Freya), die Göttin des Minnegesangs.*) Die nordische Mytologie, von der wir durch die Edda mehr Kunde haben, als von der eigentlich deutschen, zeigt die einzelnen Göttergestalten mehr ausgeprägt; dort gibt es u. a. einen Gott des Meeres, der Sonne, des Schweigens, des Schlittschuhlaufens, des Bogenschießens u. s. w., auch eine Göttin der Jungfräulichkeit und der Unsterblichkeit, während Loki, der Feind der Götter, ihnen nachstellt, namentlich dem strahlenden Baldur, dem Gott des Lichts. Zu ihrer Höhe aber erhebt sich die nordisch-deutsche Mytologie in der dramatischen Darstellung des Weltuntergangs, der Götterdämmerung, bei der die Feuerriesen vom äußersten Süden gegen die Götterburg Asgard vorbrechen und wobei nach einem wahrhaften Riesenkampfe die Erde ins Meer versinkt und das Uebrige vom Feuer verzehrt wird. Doch bald steigt die Erde wieder frischgrünend empor und bevölkert sich wieder. Sowohl in der Darstellung der Entstehung als auch des Untergangs der Welt erreicht die nordisch-deutsche Phantasie eine Kraft und Naturwüchsigkeit, die man in keiner anderen Göttersage zu finden vermag.

Die Nornen (Schicksalsfrauen) und die Walkyren, die Schlachtjungfrauen, welche die in der Schlacht Gefallenen nach dem

---

*) Die Götter im Exil (1836 und 1853).

**) Heine läßt den Tannhäuser der Venus überdrüssig werden. Als sie dem Tannhäuser ihre Reize rühmt, antwortet dieser:

„Denk' ich der Götter und Helden, die einst
Sich zärtlich daran geweidet,
Dein schöner lilienweißer Leib,
Er wird mir schier gar verleidet."

Da hörts allerdings auch mit der Venus auf.

*) In vielen Gegenden Deutschlands zeigen sich noch Spuren davon, wie tief die alten Göttersagen ins Volk eingedrungen waren. Die hölzernen Pferdeköpfe auf den Giebeln der norddeutschen Bauernhäuser sind ein Zeichen davon; das Pferd war Odin geheiligt. Für altgriechische und römische Sagengestalten wird sich aber kein norddeutscher Bauer mehr erwärmen. Wollte man ihn dazu zwingen, dann würde man höchstens das Resultat erreichen, das in jenen Versen enthalten ist:

„In dem schönen Mytenlande
Schleichet traurig Hans herum,
Denn das Land ist gar so klassisch
Und der Hans ist gar so dumm!"

Heldensaale Odins, die Walhall, in Asgard bringen, stehen uns näher als Parzen und Furien im griechisch-römischen Altertum. In der deutsch-nordischen Götterwelt spiegelt sich das einfache, gewissenhafte Volksleben, die rauhe Tugend und die zarten Empfindungen unserer kräftigen Altvordern. Es ist viel weiter nach dem Olymp des Zeus als nach der Walhall Odins in der glänzenden Götterburg Asgard, wo man Met (Bier) zecht statt Nektar, und dennoch haben wir immer den weiteren Weg lieber zurückgelegt. In dieser nordisch-germanischen Göttersage ist ein tiefer und unversiegbarer Quell deutscher Poesie vorhanden; wir aber haben das künstlich von den alten Hellenen und Römern geborgt, was wir natürlich bei uns selbst haben konnten. Wir brauchen nicht den kastalischen Quell, der den antiken griechischen Poeten Begeisterung verlieh.*)

Aber es gibt auch unter unseren Dichtern solche, die aus dem unerschöpflichen Born unserer alten Volkspoesie getrunken haben. Wir müssen Grimm, Simrock u. a., die durch Sprachforschung und Uebersezung uns die alten Schäze wieder erschlossen, anführen; es bleibt aber ein unbestrittenes Verdienst von Richard Wagner, so sehr bei ihm auch der Tonkünstler den Poeten überragen mag, die alten glänzenden und kräftigen Gestalten, die unsere ureigenste Volksphantasie geschaffen, wieder belebt und in den Vordergrund gebracht zu haben. Das war es auch, was er meinte, als er bei der Aufführung seiner großen Nibelungentragödie zu Bayreuth die vielfach als zu stolz bezeichneten Worte sprach: „Wenn wir wollen, so haben wir eine deutsche Kunst!"

Wir könnten noch manchen Dichter erwähnen, der über den alten Griechengöttern die trauten und verwandten Figuren der Heimat nicht vergessen hat; wir erinnern an Uhlands Gedicht: „Die sterbenden Helden". Lange haben die Asen vergessen in Asgard gesessen, und es mag den Helden in Walhall manchmal langweilig geworden sein beim Met und bei ihren goldlockigen Mädchen, wenn sie sahen, daß sich ihre Epigonen gar nicht um sie bekümmerten. Die mächtigen Töne Wagnerscher Musik haben sie jedoch aufgerüttelt aus ihrem Brüten und Träumen.

*) Unsere moderne gar zu „klassisch" gebildete Jugend freilich wird es kaum verstehen wollen, was Heinrich von Kleist meint, wenn er in seinem flammenden Hymnus „Germania an ihre Söhne", der gegen die Napoleonische Gewaltherrschaft gerichtet ist, die alte Germania ihre Söhne anreden läßt:

„Meines Busens Schuz und Schirmer,
Unbesiegtes Marsenblut!
Enkel der Kohortenstürmer,
Römerüberwinderbrut!"

Das römische Recht hat freilich den Sieg im teutoburger Wald mehr als wett gemacht.

Und so wollen wir bei dieser Gelegenheit auch eines jungen Dichters gedenken, der sich in neuester Zeit viel Mühe gegeben hat, unsere alten und kräftigen Götterhelden zu Ehren bringen zu helfen gegenüber dem leichtfertigen Völklein der Olympier. Wir meinen Franz Siking, der durch seinen Roman „Die Rose von Urach" vorteilhaft bekannt geworden, nun auch mit einem Heldengedicht: „Des Nordlands Königstochter" hervorgetreten ist.*) Es ist ein erhabenes Gedicht, feierlich und ernst, wie einer jener großen Göttertempel des Nordens, oder wie ein lauschiger Hain mit uralten Eichen, in deren Zweigen und Blättern zuweilen ein sanftes Rauschen den Odem der Götter verrät. Drei Helden werben um eine Königstochter des Nordens, aber nicht dem wildesten und trozigsten verleihen die Götter den Sieg, sondern dem, der seine Leidenschaften am besten zu zähmen vermag. Helfriede, die Königstochter, strahlend in Schönheit und Jugend, stellt uns eines jener lieblichen Frauenbilder vor, an denen die deutsch-nordische Mytologie so reich ist. In diesem kleinen Epos ist die Philosophie des altgermanischen Priestertums mit ihrem Glauben an ein Urwesen und mit ihrem Sonnenkultus in eine blühend schöne Form gefaßt, frei von allem gelehrten Beiwerk. Der Dichter hat gezeigt, welch reiche Schäze in der nordischen Göttersage verborgen liegen. Möge sein Streben durch den reichsten Erfolg belohnt werden!

Zum Schlusse noch eins; wir wollen uns dagegen verwahren, als ob wir einseitig seien. Wir wissen recht wohl, daß im ganzen und großen die Poesie weder von griechischen, noch römischen, noch germanisch-nordischen Göttersagen abhängig ist. Jedes Zeitalter, jedes Jahrhundert, jeder Tag gebiert neuen poetischen Stoff, und der Dichter hat es nicht nötig, immer und ewig am Alten kleben zu bleiben. Aber wie ein alter Mensch gerne in den Handschriften seiner Jugend liest, so geht auch die Dichtung gerne zurück auf die Jugend der Völker und schaut liebevoll auf die seltsamen Zeichen, die auf wenigen verwehten Blättern übrig geblieben sind. Und da wollten wir sagen: die Runenschriften aus der Jugendzeit unseres deutschen Volkes sind inhaltsreich genug und anziehender für uns, als die anderer Völker. Wir sehen aus den farbenprächtigen Bildern der nordischen Sagenwelt das jugendliche Antliz unseres eigenen Volkes strahlen, und das enthält der Poesie genug, so daß wir nicht so arm sind, um bei anderen borgen zu müssen.

*) Des Nordlands Königstochter. Eine epische Märchendichtung von Franz Siking. Frankfurt a. M. Sauerländers Verlag. 1884.

Moderne Schicksale.

Novelle von **Carl Görlitz**. (Schluß.)

Lea hatte Jacke und Barett abgelegt und erschien in der noblen Einfachheit des bis an den Hals geschlossenen schwarzen Sammetkleides in vollkommener Täuschung als feine Frau.

Mistreß Jonston bat Lea näher zu kommen und den für sie eingeschenkten Tee zu nehmen, was diese anfänglich ablehnte.

Amalien entging, so harmlos sie auch tat, keine Miene ihres Gastes.

„Ich bin etwas matt," gestand Lea unsicher, „und fürchte fast — —"

„Sie stocken, Frau Gräfin? Was fürchten Sie?"

„Den morgenden Tag, wenn ich an die Weiterreise denke," versezte Lea, deren Augen unwillkürlich stets nach dem Schreibtische hinüberschweiften, auf dem die bewußte rote Mappe lag.

„Darf ich fragen, was Ihr Interesse an jenem Schreibtisch erregt?" fragte die Engländerin.

Lea fuhr erschreckt zusammen, Purpurröte übergoß ihr Gesicht.

„Jener Tisch," stotterte sie, „ich bemerkte ihn kaum."

Jezt hatte Mistreß Jonston Gewißheit, das Erröten der Gaunerin hatte dieselbe verraten.

„Sie bemühen Sich so viel um mich," sagte Lea, indem sie jezt von dem Tee nahm, „daß ich ganz verlegen werde. Was soll ich dagegen tun, um Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen?"

„Gnädige Frau Gräfin," begann Mistreß Johnston nun, indem sie das Haupt senkte, „darf ich Ihnen eine Bitte aussprechen, eine recht große — —"

„Eine Bitte?" fragte die Pseudogräfin sehr verwundert.

„Ja, ich fühle mich zwar recht peinlich berührt, Ihnen vielleicht lästig zu fallen, aber ich muß mich Ihnen endlich doch entdecken."

„Entdecken?" rief Lea und rückte verwirrt bis an die Lehne des Sophas zurück.

„Freilich,“ fuhr Mistreß Jonston noch immer gesenkten Hauptes unterwürfig fort, „wird eine so vornehme Dame wie Sie mich kaum verstehen, aber andererseits auch leichter geneigt sein, mir zu helfen!“

„Helfen?“ fragte Lea, die über diese unerwartete Anrede vollständig die Fassung verlor und die Manieren der vornehmen Frau immer mehr ablegte, „Sie erschrecken mich, womit soll ich Ihnen denn helfen?“

„Wie Sie, gnädige Gräfin,“ sprach Amalie weiter, „vorher im Salon vergebens um Wohnung baten, da stieg in mir gleich der Gedanke auf, daß ich durch Sie vielleicht gerettet werden könnte, und ich bot Ihnen mein Zimmer nicht nur aus Gefälligkeit an, sondern offen gestanden aus Eigennuz!“

„Sagen Sie doch nur, was Sie von mir wollen!“ stieß Lea unsicher hervor, da sie durch die demütige Haltung der vorher so sicheren stolzen Dame ganz verwirrt wurde.

„Aber haben Sie Nachsicht,“ flehte Mistreß Jonston, und streckte die gefalteten Hände bittend aus, „wenden Sie Sich nicht ungehört von mir!“

Lea starrte sie sprachlos an.

„Kurz,“ rief Mistreß Jonston, mit allen Zeichen eines großen Seelenkampfes, „ich bin nicht, was ich scheine!“

Lea sprang erschreckt auf.

Sie wurde hier mit gleichen Waffen, mit welchen sie selbst kämpfen wollte, geschlagen. Das, was sie selbst war, eine mit erborgtem Flitter behangene Abenteurerin, konnte sie naturgemäß leicht auch in jeder anderen vermuten.

„Wer aber sind Sie denn?“ fragte sie, nachdem ihr erster Schreck durch Neugier verdrängt wurde.

„Ein armes unglückliches Geschöpf,“ fuhr Mistreß Jonston aufstehend fort, „das verlassen dasteht, dessen Hülfsquellen ganz versiegt sind und das vielleicht schon morgen der traurigsten Zukunft entgegensieht, wenn Sie Sich seiner nicht annehmen!“

Lea, die das ihr befohlene Werk — wenn nur Mut und Geschicklichkeit dazu gehört hätte — unbedingt kühn zu Ende geführt haben würde, kam durch diesen unvermuteten Zwischenfall um den Rest ihrer Fassung.

Sie dachte bei sich darüber nach, daß dies alles gar nicht zu dem paßte, was ihr von Senger gesagt worden war.

„Sie wenden sich von mir,“ sagte Mistreß Jonston, die ihre Rolle konsequent weiter spielte, „Sie sind wohl gar erzürnt? Ach, Frau Gräfin, wenn Sie wüßten, in welcher trostlosen Lage ich mich befinde, so würden Sie mir Ihr Mitleid gewiß nicht versagen! Nehmen Sie mich morgen mit sich fort, vielleicht als Ihr Kammermädchen oder dergleichen, aber vor allem bewirken Sie nur, daß ich ohne Aufsehen aus diesem Hotel und hiesiger Stadt entkommen kann!“

„Das ist lustig!“ lachte Lea in ihrem natürlichen Tone auf.

Amalie bezwang mit Aufgebot aller ihrer Kräfte den Widerwillen, welchen sie empfand, ihre Rolle weiter zu spielen, denn sie war noch nicht zu Ende.

„Wollen Sie nichts für mich tun?“ fragte Mistreß Jonston mit noch immer niedergeschlagenem Blicke.

„Nun fort mit den Possen,“ lachte die Gaunerin, und ließ vor ihrer vermeintlichen Genossin auch die lezte Zurückhaltung schwinden, „ich bin ja keine Gräfin; da ich gesehen, daß Sie meinesgleichen sind, so mögen Sie alles wissen. Wir können vielleicht vereint daraus den größten Vorteil ziehen!“

„Was denn wissen?“ fragte die Engländerin, welche jezt unmittelbar vor der geschlossenen Portiere stand.

„Ich bin hier eingeschmuggelt,“ fuhr die andere fort, „um während der Nacht eine rote Mappe bei Ihnen zu kapern. Hundert Mark habe ich schon dafür erhalten; sie sind hier in der Tasche meines famosen Anzuges, der mir auch verbleibt, und weitere hundert Mark sollte ich bei Ablieferung der Mappe erhalten, aber ich verzichte darauf. Mit dem, was ich bereits habe und in diesem schönen Anzuge will ich nun schon mein Glück machen; das ist genug zum Anfang! Vor allem möchte ich aber ihm aus der Fährte kommen, denn ich fürchte die Abhängigkeit von ihm!“

Bei dieser lezten Vorstellung überflog ein unwillkürliches Zittern der Angst ihre ganze Gestalt.

Auch Mistreß Jonston bebte.

„Von wem?“ konnte sie nur mit mühsam unterdrückter Scheu fragen.

„Na, Kind,“ sagte Lea, über die ihr naiv vorkommende Frage geringschäzig die Achseln zuckend, „das weißt du doch, ihren Namen nennen sie uns bei solchen Aufträgen in zweiter Hand nie, nur das Erkennungszeichen und den Ort!“

„Also mich bestehlen!?“ rief Mistreß Jonston laut und mit Nachdruck.

„Ja,“ hohnlachte die Gaunerin, „er scheint aber auf falscher Fährte gewesen zu sein, da hier alles blank und nichts zu holen ist! Es wird schwer sein, ihm zu entwischen, da er den einzigen Ausweg von hier besezt hält!“

Mistreß Jonston faßte mit schnellem Griffe rückwärts und zog die Portieren auf.

Hinter den Vorhängen standen in der Türfüllung Justizrat Harder und der Baron.

„Haben Sie es gehört, meine Herren?“ rief Mistreß Jonston triumphirend, faßte aber sogleich an ihre Brust, als ob sie einen heftigen Schmerz empfände.

Lea schrie entsezt auf, als die beiden Herren, Empörung im Gesicht, hinter dem Türvorhange sichtbar wurden.

„Ha!“ tönte es von ihren schreckensbleichen Lippen, „ich habe mich verraten!“ —

Sie wich mehrere Schritte zurück, sank auf die Kniee und verbarg das Gesicht angstvoll in den Händen.

„Elende!“ drohte der Baron.

„Nun, Herr Justizrat,“ fragte Mistreß Amalie, welche Harders Hand ergriffen hatte, „sehen Sie jezt klar?“

„Eine Schändlichkeit ohne Gleichen!“ sagte Harder, und suchte die junge Frau, welche sich zitternd an ihn lehnte, zu beruhigen.

„Ich bin mit meiner Kraft zu Ende,“ hauchte sie matt, „der Atem des Lasters, der mich berührt, hat meine Selbstbeherrschung gelähmt, der Zwang, den ich mir auferlegen mußte, erstickt mich fast;“ nach Luft ringend, sezte sie mit leiser Stimme hinzu: „jezt handeln Sie, ich kann nicht weiter!“

„Beruhigen Sie Sich, gnädige Frau,“ sagte der Justizrat zu der jezt glänzend gerechtfertigten Dame, nachdem er sie rücksichtsvoll auf die Kissen des Sophas hatte niedergleiten lassen, „die Strafe soll dem Frevel gleichkommen, das sei meine Sorge!“

Sich dann zu Lea wendend, verlangte er von ihr ein offenes Geständnis. Lea zögerte, die Drohung mit der sofortigen Auslieferung an die Polizei öffnete ihr bald den Mund.

„Ich habe den Auftrag,“ stammelte sie in abgebrochenen Säzen, „eine rote Mappe, die jene Dame besizen sollte, geschickt an mich zu bringen!“

„Sage stehlen!“ warf der Justizrat ein, „denn das ist das rechte Wort!“

„Wenn ich die Mappe,“ erzählte jene weiter, „ergriffen hätte, und alles im Schlafe läge, sollte ich an einem Fenster dieser Zimmer, dessen Lade nicht geschlossen und geräuschlos zu öffnen sei, dreimal an die Scheibe klopfen, das Fenster öffnen und die Mappe demjenigen hinausreichen, der draußen darauf warten würde.“

Der Baron murmelte eine Verwünschung.

Mistreß Jonston warf einen scheuen Blick nach dem Fenster. Es überlief sie kalt, sie fühlte sich von unsichtbaren Gefahren umgeben. Sie wagte nicht zu denken, was aus ihr hätte werden können, wenn sie nicht durch Leopoldinens eifersüchtigen Haß aufmerksam gemacht worden wäre. Unwillkürlich faßte sie des Barons Hand, als wollte sie sich überzeugen, daß ihr inmitten aller Gefahren und Feinde auch ein zuverlässiger Freund zur Seite stände.

„Still!“ raunte der Justizrat den beiden andern halblaut zu, „keinen Laut! Wir wollen gleich die Probe machen, ob die Dirne die Wahrheit sprach! Herr Baron, Sie richten Ihr ganzes Augenmerk auf jene Person; sie darf ihre Stellung nicht ver-

Die Brautwerbung. Von Defregger. (Seite 641.)

lassen, um ihrem Mitschuldigen draußen nicht etwa ein Zeichen zur Flucht zu geben, ehe wir ihn genau erkannt haben! Im äußersten Falle halten Sie sie mit Gewalt zurück!"

Der Baron trat dicht vor Lea, welche vor Angst sich nicht rührte.

„Sie soll nicht mehr schaden!" flüsterte Herr von Warren dem Justizrate zu.

Der leztere war zu Mistreß Jonston gegangen und bog sich dicht an das Ohr der Dame.

„Ermannen Sie Sich," sagte er leise zu ihr, „es ist das lezte, was Sie noch tun müssen!"

„Ohne Sorge," erwiderte sie ebenso leise zurück, „ich habe mich vollständig erholt, was verlangen Sie?"

„Geben Sie mir die Mappe, welche die Dokumente umschloß, und dann löschen Sie die Lichter aus."

Sie holte die Mappe, welche auf dem Schreibtisch lag, übergab dieselbe Harder und trat an den großen Sophatisch zurück, wo sie die Lichter ausblies.

Der Justizrat trat in das anstoßende Gemach.

Die Lade des einen Fensters war geöffnet und ließ den Schein der auf der Straße brennenden Gaslaterne hereinfallen.

Unhörbar näherte Harder sich auf dem weichen Wollenteppich dem Fenster, machte den Flügel der Fensterlade völlig auf und trat dicht an die Scheiben; die vor denselben herabhängenden Tüllgardinen ließen ihn von außen nicht sichtbar werden, während er jeden Gegenstand auf der erhellten Straße erkennen konnte.

Er wollte die Krampe des Fensterriegels aufhaken, dieselbe war zu seiner Verwunderung abgebrochen und das Fenster nur angelehnt. Darauf schlug er scharf und kurz dreimal an die Scheibe.

Wenige Augenblicke darauf erschien der Oberkörper eines Mannes, den Rockkragen hochgeschlagen, den Hut tief in das Gesicht gedrückt, an der Fensteröffnung und blickte in stummer Erwartung in das dunkle Zimmer.

Harder tritt vor, die rote Mappe vor das Gesicht haltend, so daß deren grelle Farbe in dem Laternenscheine glänzend beleuchtet zuerst dem Draußenstehenden in die Augen fällt. Dieser hebt schon die Hand, die Mappe in Empfang zu nehmen, da schlägt Harder mit Blizesschnelle dem vor dem Fenster Stehenden den Hut vom Kopf, und ein von blondem Vollbart umrahmtes, nur zu bekanntes Gesicht starrt im Schein der Gaslaterne deutlich ihm entgegen.

„Herr Senger!" ruft der Justizrat hinaus, „sind Sie es wirklich?"

Wie die Posaune des jüngsten Gerichts dringt dieser Anruf in des Entlarvten Ohr. Er taumelt, vor Schreck fast niedergeschmettert, einige Schritte zurück.

„Die Mappe," fährt Harder kräftig fort, „ist wertlos geworden, denn ihr Inhalt ist seit einer Stunde in meinen Händen!"

Ein unterdrückter Fluch tönt dumpf von der Straße herein, Senger verschwindet im Dunkel der Nacht. —

Der Justizrat ließ in der natürlichen Erregung, in welche ihn die soeben erlangte Erkenntnis des wahren Karakters eines so lange verehrten Mannes versezte, Fenster und Laden offen stehen und ging in das erste Zimmer zurück.

„Er ist im Nebel verschwunden," sagte er, „aber der Gerechtigkeit soll er nicht entgehen!"

Dann ersuchte er Mistreß Jonston, die Lichte wieder anzuzünden. Die Dame tappte nach einem Ecktisch, auf welchem sie die Streichholzdose bemerkt zu haben glaubte.

„Meine Hand zittert," sprach sie nach einer kleinen Pause des Suchens, „ich finde die Streichhölzer nicht!"

Der Justizrat und der Baron Warren, den die Gewißheit, daß Senger ein Schurke sei, jezt ganz auf Lea vergessen ließ, tappte gleichfalls eine Weile vergebens nach Zündhölzchen umher.

Kaum sah sich Lea unbewacht, so dachte sie an Flucht; schlangengleich glitt sie lautlos auf dem weichen Teppich, der jedes Geräusch aufhob, zur Tür des Nebenzimmers, erhob sich im schnellen Ruck — ein Sprung auf den Sessel am Fenster, von dort auf das Fensterbrett, und dann mit flinkem Saze auf die Straße. Als ob der Sturmwind ihr Flügel geliehen, verschwand sie wie ein Phantom in der nächsten Seitengasse.

Jezt flammte das Streichholz in der Hand des Barons auf. Er zündete die Kerzen mit demselben an und heller Lichtschein überflutete das Zimmer wieder.

„Nun zunächst an ein strenges Gericht!" rief der Justizrat und wollte sich zu der am Boden Knieenden wenden. Er stuzte, als er sie nicht mehr erblickte, eilte in das Nebenzimmer, und da er sie auch dort nicht fand, verriet das offene Fenster sogleich ihm ihre Flucht. Er bog sich zum Fenster hinaus, die Flüchtige war nicht mehr zu sehen.

„Lassen Sie dies elende Werkzeug jenes Menschen," sagte Mistreß Jonston, „was liegt an dieser Person?!"

„Sie haben recht," entgegnete der Justizrat, „der Hauptschuldige ist anderswo zu suchen; wir wissen, wo er zu finden ist."

„Ich bitte Sie," antwortete Mistreß Jonston, „nichts ohne mein Wissen zu unternehmen; seitdem seine unglückliche Frau mir in den Weg trat, fühle ich Mitleid, nicht für ihn, sondern für sie, die durch ihre Liebe zu diesem Elenden die Quelle namenlosen Leidens in sich trägt!"

„Aber —" wollte der Justizrat sie unterbrechen.

Doch Mistreß Jonston ließ ihn nicht zu Worte kommen.

Unbegreifliches Rätsel des Frauenherzens! So glühend Amalie diesen Mann haßte, verschwand doch dieser Haß in seiner äußerlichen Wirkung, sobald sie an Leopoldinens Tränen dachte. Die alte Erfahrung bestätigte sich auch bei Mistreß Jonston, daß die Frauen stets mit der unglücklichen Liebe einer anderen sympatisiren, sobald diese Neigung nur nicht den eigenen Geliebten trifft.

„Hätte ich Sie nicht schon längst bewundert, gnädige Frau," sagte der Justizrat, „so würden Sie durch solchen Edelmut jezt gewiß mich dazu zwingen."

Baron Warren sprach kein Wort, doch lag in seinem Blicke mehr, als die feurigste Sprache bezeichnen konnte. Das ihr von Senger zugefügte Leid wob in des Barons Augen einen Heiligenschein um ihr schönes Haupt, sie erschien ihm wie eine Märtyrerin der Tugend.

* * *

Eine Woche später durchschnitt ein stolzer Dampfer die rauschenden Wogen der Nordsee. Am Horizont tauchten die ersten nebelhaften Umrisse der englischen Küste auf.

Zwei der Reisenden hatten das elegante, mit prächtigem Zelt überzogene Hinterdeck der ersten Kajüte verlassen, sie standen isolirt vorn am Bugspriet und sahen entzückt vor sich auf den unermeßlichen Wasserspiegel, der im klarsten Schein der Frühlingssonne vor ihnen ausgebreitet lag.

Es waren Mistreß Jonston und Baron Warren.

Lange Zeit sprachen sie kein Wort; sie dachten nicht an die Vergangenheit, nicht an die Zukunft, sie genossen wünschelos den Augenblick der Gegenwart. Ruhe lag über beiden ausgebreitet, zufriedene gedankenlose Ruhe und mit ihr des kurzen Erdenlebens einziges wahres Glück.

Beide sahen dem Spiel der Wellen zu, welche brausend sich teilten, wenn der Schiffskiel sich ihnen näherte und sie durchschnitt, wodurch das Meerwasser zu beiden Seiten des Schiffes in millionen weißer Schaumperlen glizernd aufgewirbelt wurde und wie ein feiner erfrischender Staubregen oft bis auf das Deck sprizte.

Zwei schneeweiße Möwen umkreisten das Schiff in immer engeren Bogen und ließen sich endlich wie ein Willkommensgruß des Ozeans dicht vor dem jungen Paare auf das Bugspriet nieder.

Bei dem Niederflattern der beiden Möwen, die traulich nebeneinander sizen blieben, schlang der Baron seinen kräftigen Arm um Amaliens elastische Figur.

„Bedarf es," flüsterte er ihr dabei zu, „zwischen uns noch der Worte?"

Sie schüttelte den Kopf. Das größte Glück ist stumm.

Er zog sie fester an sich, sein erster Kuß brannte zärtlich auf ihren Lippen.

Durch ihre Seelen zitterte das Gefühl jener echten Liebe, die das Berauschende der Erde mit der Ahnung einer Ewigkeit verbindet.

Als glückliche Braut betrat sie Englands Strand, um sehr bald als noch viel glücklichere Frau des Barons Warren, begleitet von ihrem Vater, für immer in die deutsche Heimat zurückzukehren.

Sengers mißglückter Streich gegen Mistreß Jonston und die Unmöglichkeit, nunmehr noch Baron Warren mit seinem Reichtum seinen Plänen dienstbar zu machen, besiegelten sein Geschick. Der lange hingehaltene Bankrott brach mit elementarer Gewalt herein. Die Gewißheit, von den Gerichten zu vernichtender Rechenschaft gezogen zu werden, trieb ihn zu dem verzweifeltsten Schritte, — am Abend des Tages nach seiner Entlarvung jagte er sich eine Kugel durch den Kopf. Sein armes Weib verfiel in Not und Siechtum. Kaum ein Jahr nach dem Zusammensturz ihres Glückes folgte sie dem bis zu ihrem letzten Hauche geliebten, wenn auch als verbrecherisch erkannten Gatten ins Grab.

Frauenherzen!

La bella Venezia.

Ein Städtebild aus Italien. Von P. Gronen.

I.

„Und weißt du, was 'ne Gondel ist,
Und wie's sich drinnen wieget?
Ein Ding, das kaum die Woge küßt,
Wenn's lustig drüber flieget.
Du ruhst so süß, du ruhst so weich,
Der Aeter um dich her:
Du glaubst, du schwämmst im Himmelreich,
Die Sterne um dich her."

Ja, nun weiß ich, was eine Gondel ist, nun kann ich all' die Poesie begreifen, die sich an Gondel, Gondolier und Gondelfahrt knüpft; jetzt kann ich die vielgerühmte schwärmerische Melancholie, die Morbidezza des Venetianers begreifen; begreifen, warum jeder, der nur einmal Venedig sah, und mit leise plätscherndem Ruderschlag durch die Wasserstraßen, zwischen den herrlichen Palästen und unter den kühn geschwungenen Brücken dahinfuhr, nur eine einzige mondhelle Nacht auf dem Markusplatze und auf der Piazetta zubrachte, ein ewiges Heimweh nach dem schönen Venedig, nach der Bella Venezia im Herzen davonträgt! Wer in Italien war und nicht Venedig sah, der kennt nicht die ganze Schönheit des prächtigen Landes. Venedig wirkt sogleich in der ersten Stunde bestrickend auf uns ein, und es ärgerte mich fast, bei Goethe gelesen zu haben:

„Hast du Bajä gesehn, so kennst du das Meer und die Fische;
Hier ist Venedig, du kennst nun auch den Pfuhl und den Frosch."

Wenn Goethe schlechter Laune ist, dann räsonnirt er leicht; das tröstet mich. Schon die Fahrt nach Venedig ist einzig in ihrer Art. Gleich nach der letzten Station vor Venedig, von Padua her, hinter Vestre, verschwindet das Land; wir fahren durch die weit ausgedehnten Lagunen, zu beiden Seiten bis hart an das Geleise Wasser. Jetzt rasseln wir über die berühmte Lagunenbrücke, 28 Fuß breit und 11,099 Fuß lang. Es ist, als ob wir über die Flut selbst hinweghuschten. Und immer näher fliegt uns die Stadt entgegen: die unzählbaren Kirchen, Kuppeln und Türme zeichnen sich immer deutlicher am azurblauen Himmel ab; jetzt — wie mit einem Zauberschlag verschwindet alles, wir fahren in einen Bahnhof ein gleich den Bahnhöfen des Festlandes. Nun aber treten wir hinaus und eben so rasch stehen wir vor dem venetianischen Leben, vor der Eigentümlichkeit der Stadt. Wo sind die Wagen, die Droschken, die Omnibusse der Hotels? Gleich zehn Schritte vor uns schaukeln sie auf dem Kanal und in ihnen steht der Führer und wirft lebhafte Blicke umher, den ankommenden Fremden zu erhaschen. Gondola, Signore, gondola Excellenza! Große gewaltige Barken tragen das Gepäck in die Stadt — es sind die Lastwagen, weniger große vertreten die Stelle der Omnibusse; sie nehmen eine große Anzahl Passagiere auf und sezen sie ab, wo ihnen befohlen wird, wie die Wagen der Pferde-Eisenbahn; aber das ist immer noch nicht die echte Gondel. Da liegt sie und wiegt sich graziös auf der leicht bewegten Flut, lang, schmal, in der Mitte ein schwarz überzogenes Kämmerchen mit gepolsterten Sizen, nach drei Seiten mit Fenstern versehen. Jetzt taucht der Gondolier, hoch auf dem Hinterdeck aufrecht stehend, die lange Ruderstange in das Wasser und wir fahren in den Canale Grande. Jeden Augenblick huscht eine Gondel fast unhörbar an uns vorüber. Die Gondoliere rufen sich einen Gruß, einen Scherz zu; fast könnten sie sich die Hand reichen, so nahe fahren sie aneinander vorbei und doch berühren sich die Gondeln nicht. Mit außerordentlichem Geschick werden die schlanken Fahrzeuge gelenkt. Jetzt ragt vor uns eine gewaltige Brücke in kühnem Bogen auf, wir fahren unter ihr her. „Ponte di Rialto", ruft der Gondolier. Also das ist die vielberühmte Rialtobrücke?

„Nichts neues auf dem Rialto?" ruft fragend Salanio dem Salarino im „Kaufmann von Venedig" entgegen. Und rufen wir heute, so antwortet immer und immer das Echo traurig: „Nichts Neues!" Schon beginnt Venedig seine Gewalt auf uns auszuüben, schon stimmt es auch uns melancholisch; denn gar zu traurig ist das Schweigen ringsum. Jetzt fahren wir in einen schmalen Seitenkanal; düster steigen zu beiden Seiten die hohen Mauern hinan, ein düsteres, ahnendes Gefühl beschleicht uns. Hoch oben sind die beiden Gebäude durch eine verdeckte Brücke verbunden, düster schaut sie auf den dunklen Kanal hinab. „Ist das —?" „Il ponte dei sospiri!" ruft wieder der Gondolier; es ist die verrufene Seufzerbrücke, rechts neben uns der Dogenpalast und links die Gefängnisse.

„Zu Venedig auf der Seufzerbrücke stand ich,
Ein Kerker mir zur Rechten, zur Linken ein Palast."

Alle die Schauergeschichten des blutigen Venedig tauchen vor uns auf. In dem verdeckten Gang der Brücke blizt ein Licht auf; Häscher führen einen Unglücklichen aus dem Gefängnis vor das Gericht der schrecklichen Zehn. Armer, deine Stunden sind gezählt! Die Ponte dei Sospiri überschreiten, heißt vom Leben zum Tode gehen. Da plötzlich knarrt vor uns tief unten, wo das Wasser murmelnd an die Treppe schlägt, eine Türe, eine schwarze Gondel liegt davor. Fackelträger erscheinen, hinter ihnen zwei dunkle Gestalten, das Gesicht verlarvt; auf ihren Schultern tragen sie einen Körper. Still und düster wie die feuchten Mauern, legen sie ihre schauerliche Last in die Gondel, still und düster sehen die Gondoliere ihrer unheimlichen Fracht entgegen, einige geheimnisvolle Worte und dann fahren sie fort. Morgen ist ein Signore verschwunden, — sein Körper liegt auf dem schlammigen Boden des Canale Orfano. Fort, fort aus der dumpfen Gasse, sie benimmt uns den Atem. Erleichtert atmen wir auf, wir fahren wieder hinaus in die frische Luft, in den weit ausgedehnten Canale Grande. Wie das prächtig ist! Wie das schimmert und strahlt! Sind wir denn hier an den Ufern des Bosporus? Auf der blauen Flut wiegen sich prächtige Dampfer, und weiter hinaus steigen wie eine Fata Morgana die Inseln von Venedig auf, und dort zur Linken die prächtige Kirche Maria della Salute; noch einige Ruderschläge und wir liegen vor dem prächtigsten Plaze der Welt, wir stehen im Angesicht des schönsten Palastes, vor dem Dogenpalast. Wir landen an der Piazetta, aber es stürmt eine solche Fülle von einzelnen Schönheiten auf uns ein, daß es uns fast

betäubt, wir empfangen nur den Gesammteindruck, die Details verhüllen sich noch. Da ist es leicht zu vergessen, daß man doch auch wohnen, schlafen, essen und trinken will. O diese prosaisch materielle Menschennatur! Auf, Filippo — so hieß mein Gondolier — auf nach der Albergo d'Italia, dem deutschen Hotel im italienischen Venedig. Jedem Deutschen, der nach Venedig geht, darf ich raten, dorthin zu gehen, selbst dann, wenn er nicht da wohnen will. Albergo d'Italia, von zwei deutschen Wirten, Bauer und Grünewald, gehalten, ist nicht nur Hotel, sondern auch Restaurant und eine ächt gemütliche Bierkneipe mit köstlichem Bier, das direkt von Wien kommt, vortrefflichem Essen, guter Bedienung und freundlichen, gefälligen Leuten. Hier ist auch der Sammelplaz der Deutschen, wenigstens der meisten. Wenn es auch irgend ein Junker unter seiner pommerischen Würde hält, hierher zu gehen, nun umso besser, dann sizt er auch anderen vernünftigen Menschen nicht im Wege.

„Wo essen Sie?“ fragte mich eine solche Ausgabe echten dünkelhaften Hochmuts, der in der einen Tasche den roten Bädecker und in der anderen den in Saffian gebundenen Gothaer Kalender trug. „Bei Bauer: Sauerkraut mit Würstle, Makkaroni und Kalbskopf, ein Stück Käse und dazu ein kostbares Glas Bier“, antwortete ich lachend, denn ich kannte meinen Pappenheimer. „Ach nein, das liebe ich nicht; es ist so lebhaft da, so viele Menschen. Im Lokal selbst raucht man, bietet Austern und Schildkröten feil, und man weiß nicht —“ „Neben wen man zu sizen kommt“, unterbrach ich ihn. „Jeder nach seinem Geschmack, mir gefällt's nun gerade so. Auf Wiedersehen.“

Der Arme ging zum Albergo dell' Europa, saß zwei bis drei Stunden am Table d'hôte, langweilte sich — aber er war doch, wie er glaubte, in ebenbürtiger Gesellschaft.

Sogleich beim Eintritt in das ziemlich volle Lokal rief mich jemand beim Namen, und siehe da, ein Genosse aus der schönen akademischen Zeit umarmte mich. „Es flossen die Fragen in wechselnder Red'“; er zog nach Rom, um historische Studien zu machen, ich nach dem gemütlichen Tirol und später nach der Heimat; wir beide aber wollten uns redlich des Daseins in dem schönen Venedig freuen. Der Plan für den heutigen Tag war entworfen, und wir zogen Arm in Arm durch die engen Straßen, oft so eng, daß wir nicht nebeneinander hergehen konnten, nach der Piazetta zum Kanale. Ob es wohl noch eine so schöne Fahrt geben kann, als von dem Dogenpalast bis zur Isola di Chiara im Angesicht des adriatischen Meeres? Ein prächtiger Palast neben dem andern, einer schöner als der andere, einer historisch interessanter als der andere, aber auch jeder trauriger als sein Nachbar.

Halt Filippo! Nicht so rasch! Der Gondolier nickt und zeigt uns den nächsten Palast: „Hier wohnte Desdemona, ermordet von dem eifersüchtigen Mohren Othello.“ Und dabei lacht der Schlingel nicht einmal. Heute ist der Palazzo Contarino Fasani ein Hotel, und der mit dem Spleen behaftete Engländer ist entzückt, in demselben Zimmer zu wohnen, wo die arme Desdemona unschuldig gemordet ward. Wenn es ein ganz dummer „Englishman“ ist, dann glaubt er sogar in derselben Bettlade zu schlafen. Mit jedem neuen Palast ein neuer Name, ein neues Blatt in der Geschichte Venedigs und darunter manches blutgefärbte Blatt. Palazzo Foscari — armer Jacobo Foscari! Nachdem die schrecklichen Zehn da oben dich auf das grausamste gefoltert haben, deinen blühenden, kräftigen Leib mit der Seilfolter fast zerrissen, verbannen sie dich, und du stirbst aus Liebe zu deinem Vaterlande! Palazzo Mocenigo — hier wohnte Lord Byron mit zwei Affen, fünf Kazen, einem halben Duzend Hunden, einer Krähe, einem Sperber, Papageien, einem Fuchs und wer weiß mit was noch für Getier; das wildeste und unbändigste Geschöpf aber von allen war die Margherita Cogni, die er selbst eine Tigerin nennt und die an die Stelle einer seiner unzähligen Flammen getreten war, um mit ihrer baldigen Nachfolgerin wieder zu tauschen. Wenn der Lord nun nicht zufällig Byron gewesen wäre, was würde man dann wohl gesagt haben? Eine eigentümliche Schwäche erzählt man sich von dem englischen Leander. Bekanntlich hinkte der Lord, und aus lauter Eitelkeit, man könnte diesen Fehler bei ihm bemerken, ging er nie auf den Markusplaz. Vielleicht hätte man ihn dort sehen können, wenn die gewöhnlichen Menschenkinder schliefen?

Und immer weiter fliegt die Gondel, noch immer neue Paläste; jezt der Palazzo Manin's, des lezten Dogen von Venedig. Der lezte Doge ist zugleich mit der Republik gestorben; die Republik erhielt den Todesstoß von der Republik Frankreich. Bonaparte haßte Venedig tötlich und gern hätte er Venedigs Namen vom Erdboden vertilgt.

Und wieder steht die Rialtobrücke vor uns. „Nichts Neues auf dem Rialto?“ „Nichts Neues“, gibt das Echo wieder. Wir können sie nicht alle nennen, die stolzen Gebäude, die stummen Zeugen einer ruhmreichen Vergangenheit, heute vielfach öde und verlassen, oder zu leerstehenden Fremdenwohnungen eingerichtet. Da, wo der stolze Nobile an der Seite der schönen Signora saß, schlürft heute der Engländer seinen Kaffee, schneidet man für einige Centesimi Hühneraugen — welche Profanation — und wäscht die Wäscherin alte Glaçéhandschuhe. In dem Palazzo Corner della Regina, wo die geistreiche und wunderschöne Katharina Cornaro, die Tochter der Republik und Gattin des Königs von Cypern, glänzenden Hof hielt, ist ein — Leihhaus; da wird auf Pfänder geliehen. Du armes, armes Venedig!

„— — — — — es wird zum kleinen Städtchen
Die Hauptstadt, drin statt Senatoren Sklaven,
Statt Edeler Bettler sind, statt Bürger Kuppler!
Wann der Hebräer haust in deinen Hallen, — — — —“

Schrecklicher Fluch des alten Dogen Marino Falieri, der, fast achtzig Jahre alt, das Silberhaar auf den Henkersblock legen mußte, du bist nicht gar so weit von der Wahrheit!

Wie sind sie gesunken, die köstlichen Marmorhallen! Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde der Palazzo Vendramin um 60 000 Dukaten oder 570 000 Mark verkauft. 1842 kaufte ihn die Mutter Heinrichs V. um 33 000 Gulden, also 66 000 Mark, um den neunten Teil seines damaligen Preises. Nun ist er Richard Wagners Todesstätte geworden.

„Was ist Prunk, Pracht und Macht — als Staub und Scherben!
Und wie wir leben auch, wir müssen sterben.“

Fort mit den trüben Bildern! Venedig ist doch noch immer zu schön, zu bezaubernd schön, um solchen Gedanken zu viel Raum zu geben.

Wir fuhren den ganzen Canale Grande hinab, noch an dem Bahnhofe vorbei; dann aber machten wir gern wieder denselben Weg, stiegen an einzelnen Stellen aus und besuchten einige der alten Paläste. Die Raumverhältnisse sind nicht so gewaltig wie bei den prächtigen Palästen Genuas. Mußte doch hier jeder fußbreite Raum — dem Wasser und dem Schlamm abgerungen werden. Mit welchen Schwierigkeiten die Erbauer zu kämpfen hatten, geht aus zwei Beispielen hervor, die wir anführen wollen. Die gewaltige Eisenbahnbrücke über die Lagunen, die wir gleich anfangs erwähnten, ruht wie die meisten Gebäude Venedigs auf Pfählen. Nicht weniger als 80 000 Pfähle von Lärchenholz wurden in den schlammigen Boden eingetrieben, hierauf Rostwerke von Eichenholz aufgeführt und nun endlich auf diese hölzerne Unterlage die Quaderpfeiler gebaut, welche die kolossale Brücke tragen. Um den Bau der Rialtobrücke zu ermöglichen, trieb man zwölfhundert Pfähle ein und hierauf erst erhob sich der Steinbau. Venedig ist in der Tat ähnlich jenen Pfahlbautenkolonien, deren Entdeckung in den schweizer Seen die Gelehrten so entzückte. Aber welcher Gegensaz zwischen dem rohen Bewohner jener Pfahlbauten und den Venetianern oder wie sie ursprünglich hießen, den Venetern! Dort kämpfte der kulturlose Naturmensch mit steinerner Waffe gegen die Bewohner des Waldes, zerrieb sich seinen Mais kümmerlich zwischen Steinen, zog dem Hirsch und dem Bär das Fell ab, um es sich als Kleidung umzuhängen, und bewirtete den besuchenden Nachbar mit frischen Markknochen, die sie dann gleichsam als

Friedenspfeife emsig aussogen. Scheffel besingt den biedern Pfahlbauer in köstlicher Weise:

Dicht qualmende Nebel umfeuchten
Ein Pfahlbau-Gerüstwerk im See,
Und fern ob der Waldwildnis leuchten
Die Alpen im ewigen Schnee.
Ein Mann sizt auf hölzernem Stege,
In Felle gehüllt, denn es zieht,
Er schnipst mit der Feuersteinsäge
Ein Hirschhorn und summet sein Lied.

Und hier von der Pfahlstadt aus beherrscht der stolze Venetier Länder und Meere, flößt den Männern des mächtigen Halbmond Schrecken ein, sieht die Herrscher um seine Gunst buhlen, zählt unter seine Eroberungen drei Königreiche und ist stark genug, dem stolzen Spanien die Durchfahrt durch den Golf zu verwehren!

Wie Scheffel unaufgefordert den steinzeitlichen Pfahlbauer besingt, so mußte der Dichter Sannazar auf Befehl der Stadt die Republik durch ein Loblied verherrlichen und erhielt für jede Zeile den bescheidenen Preis von hundert Dukaten, macht für sechs Zeilen sechshundert Dukaten oder 5700 Mark, ein anständiger Preis. Nobel waren die venetianischen Nobili. Mancher unserer Leser hat noch kein Gedicht für 5700 Mark gelesen; für sie lassen wir es in der Uebersezung folgen:

Stehen in Adrias Fluten sah einst Neptunus Venedig
Und beherrschen das Meer durch sein mächtiges Wort;
Und er sagt: O Jupiter, rühm' der tarpejischen Burg dich,
Brüste dich immerhin fort mit den Mauern des Mars.
Ziehst du die Tiber dem Meer vor, schau auf die Städte, die beiden,
Sag dann: Von Menschen ist die, jene von Göttern gebaut."

Es war noch hell genug, um das interessante Schauspiel genießen zu können, Venedig aus der Vogelperspektive zu betrachten. Vor der Markuskirche erhebt sich von allen Seiten freistehend der Campanile Venedigs, der fast tausend Jahre alte Glockenturm. Ein gewundener Weg, fast so breit, als manche Straße Venedigs es nicht ist, führt ohne starke Steigung zu dem Glockenhause empor, dessen hohe und offene Bogenfenster eine prachtvolle Aussicht gewähren. Auf dieser luftigen Höhe steht wie ein Guckkasten das Häuschen des Wächters und Glöckners zugleich; der mag schon wissen, woher der Wind weht.

Welche prächtige Aussicht von diesem hohen Standpunkte aus, auf den Napoleon geritten sein soll, wahrscheinlich um etwas ganz Außergewöhnliches zu tun. Das Auge ist verwirrt, es muß einen Ruhepunkt suchen, um dann allmälich die einzelnen Punkte finden zu können. Vor uns liegt die herrliche Markuskirche mit ihren stolzen, orientalischen Kuppeln und neben ihr breitet sich bis zur Piazetta hinunter die marmorne Säulenwand des Dogenpalastes aus. Tief unten in der schwindelnden Tiefe bewegt sich, ameisenähnlich anzuschauen, die Menge. Von der Markuskirche her ertönt ein gewaltiges Rauschen, eine Wolke steigt hinab auf den Markusplaz. Sind das die Kraniche des Ibikus? Nein, es sind die Tauben des hl. Markus, das Wahrzeichen Venedigs, die viele hundert Jahre da oben wohnen und da unten auf Staatskosten gefüttert werden. Durch das Gewirr der Häuser ziehen sich dunkle Linien, oft hell aufblizend, wenn die Sonne sie beleuchtet; es sind die von hier oben kaum zählbaren Kanäle Venedigs. — Jezt lassen wir die Blicke weiter schweifen und magisch beleuchtet von den Strahlen der untergehenden Sonne steigen die Inseln aus den Lagunen und dem Meere empor, und hinter ihnen breitet sich weit und unübersehbar das adriatische Meer aus.

Wie ein Gruß aus dem deutschen Vaterlande tauchen am Horizont die tiroler Alpen auf, deren schneebedeckte Gipfel wir mit unserem Glase deutlich wahrnehmen können. Und immer tiefer senkt sich die Sonne und immer näher rückt der

Die Scala Contarini in Venedig.

Gesichtskreis; eine Insel verschwindet nach der andern, als sänke sie hinab in die blaue Flut.

Da unten auf dem Markusplaze entzünden sie schon die Gasflammen, und der Glöckner schaut uns verwundert an, daß wir uns von dem schönen Schauspiel gar nicht trennen wollen. —

Das Leben Venedigs konzentrirt sich ganz besonders am Abend auf dem Markusplaze; er ist der Boulevard des Venetianers. Und wie das wogt und treibt in den prächtigen Arkaden! All' die schönen und reichen Korallen-, Juwelier-, Bilder-, Glaswaaren- und andern Läden sind erleuchtet und zeigen ihre blizenden Schäze. Mancher sehnsüchtige Blick wird da hineingeworfen. Wie zwei Ströme ziehen die Lustwandelnden nebeneinander her; Reich und Arm, Eingeborener und Fremder, Damen und Herren, Frauen, Mädchen und Männer aus dem Volke, alle genießen sie die milde Abendluft und das Schauspiel der hin- und herwogenden Menge. Ambulante Kramladen mit allem Erdenklichen winden sich durch, und ihre Besizer schreien teilweise ihre Waaren aus; prächtige Südfrüchte, Muscheln, Schildkröten, Korallen, zierliche Gondeln, Bilder, Feuerzeug, Zeitungen werden feil geboten. Vor den glänzenden Cafés stehen die Tische und Stühle bis weit auf den Plaz hinaus, und durch die Gäste wogt das Gedränge und wie überall in Italien — mit Anstand, ohne jegliche Roheit.

Links von der Markuskirche mündet die Hauptstraße Venedigs auf den Markusplaz ein, die Merceria. Wie das flimmert und blizt von Gold und Silber; von Korallen und Perlen! Dann die berühmten venetianischen Glaswaaren und die blinkenden Spiegel. Kein Wagen, kein Pferd und kein schlechtes Pflaster stört uns, es schlendert sich so angenehm und wir gehen immer weiter, bis wir wieder auf der Rialtobrücke stehen. Und jezt haben wir das vielbesungene, vielgepriesene echt venetianische Bild vor uns. Der Mond ist aufgegangen und gießt sein mildes Licht über den breiten Kanal, auf dem die schwarzen Gondeln gespensterhaft hin und her huschen. „Signori fanno una passeggiata?“ fragt neben uns eine Stimme, und Filippo erscheint wie gerufen. Wir steigen in seine Gondel ein, um das schönste Schauspiel, Venedig vom Wasser aus, im vollen Lichte des Mondes zu genießen. Es ist wunderbar schön, zwischen den hohen Palästen dahinzufahren; aber es ist gar so still, so traurig still. Unter den hohen Fenstern schlägt kein schmucker Kavalier die Laute mehr, und auf dem Balkon erscheint keine dunkeläugige Signora, um dem Schwärmer da unten zu zeigen, daß er gehört wurde. Alles still und öde. Hier Palast an Palast, auf dem Markusplaze lauter schimmernde Pracht und da drinnen in der Stadt die größte Armut. Mehr als 25000 Menschen fristen ihr klägliches Dasein von den Unterstüzungen des Staates, und viele tausende kämpfen Tag für Tag den bittersten Kampf ums Dasein. Was wäre die stolze Dogenstadt, wenn sie nicht von den Fremden besucht würde! Und wie wünschen sie, die jeden deutsch Redenden verfluchten, die Fremdherrschaft, die Oesterreicher, zurück. Man muß sie hören, die Gondoliere, die Kaufleute, die Wirte, wie sie mit Wehmut an jene Zeiten zurückdenken. „Ja, wir haben sie gehaßt, wir haben alles getan, heimlich und öffentlich, um die Tedeschi fortzubringen, und jezt müssen wir es bitter bereuen. Wir haben es getan aus Liebe zum Vaterlande, wir wollten Italiener sein, aber dafür hungern wir jezt. Süß ist's, für das Vaterland zu sterben, aber aus Hunger sterben, das ist kein Heldentod.“ So klagen sie alle und es ist auch nicht abzusehen, daß es besser wird. Der Handel von Venedig liegt brach, das zu nahe Triest nimmt alles weg. Der Handel, die Industrie suchen keine historischen Orte auf, wenn sie an dem prosaischsten Orte für ihre Zwecke einen besseren Plaz finden.

Es ist gar zu traurig um dieses prächtige Venedig. Wir hatten uns auch ablenken lassen von dem nächtlichen Schauspiel dieser Art, aber sie verschwanden, sie mußten verschwinden bei dem Bilde, das sich uns jezt darbot. Wir landeten an der Piazetta, und vor uns lagen sie alle, die Zeugen der glorreichen Zeiten. Wenige Schritte vom Ufer entfernt, stehen die beiden gewaltigen Granitmonoliten, die der Doge Sebastian Ziani gegen Ende des zwölften Jahrhunderts aus Konstantinopel brachte, derselbe Doge, der zuerst am Himmelfahrtstage die feierliche Vermählung mit dem adriatischen Meere vornahm. Der goldstrozende Bucentaur, von dessen Deck herab der Doge mit Majestät den vom Pabste geweihten Ring in das Meer schleuderte: „Desponsamus te mare in signo veri perpetuique domini,“ „Wir vermählen uns mit dir, o Meer, im Namen des wahren und ewigen Herrn“ ist zerschellt. Der Korse wollte alle Zeichen der ehemaligen Macht vernichten; Napoleon ließ den Bucentaur zerstören.

Auf der linken Säule steht die Statue des heiligen Teodor, auf der anderen der geflügelte Markuslöwe; immer noch schaut er hinaus auf das Meer, aber es gehorcht ihm nicht mehr; seine Tazen sind kraftlos geworden, sein Auge blickt trübe, und als der Korse ihn sogar nach Paris schleppen ließ, da entrann dem ehernen Auge eine Träne. So erzählt es der Venetianer. Oesterreich sezte ihn wieder an seinen Plaz; wie lange mag er nun Ruhe haben?

Lange Schatten werfen die Säulen in dem Lichte des Mondes. Cave Columnas! Hüte dich vor den Säulen, hieß früher die Warnung des Venetianers, und heute noch geht er nicht gerne zwischen ihnen durch; denn hier verrichtete der Henker sein Werk, und viele, viele Schuldige und Unschuldige starben zwischen ihnen schmählichen Tod. Wie oft hing am frühen Morgen die Leiche eines wackeren Mannes hier, der es gut mit dem Volke meinte, aber den obersten Zehn nicht genehm war. Wohl knirschte das Volk mit den Zähnen, wohl fluchte es im Herzen — aber cave columnas! es schwieg.

Wenige Schritte weiter und wir stehen vor der prächtigen Façade des Dogenpalastes, der ebenso durch seine gewaltige Größe als auch durch seine ganz eigene architektonische Schönheit imponirt. Nach zwei Seiten hin erheben sich, einer über dem anderen, zwei prächtige Säulengänge; auf dem obersten durften nur die Senatoren gehen. An dem einen Ende des Portikus, nach der Markuskirche zu, stechen unter den weißen Marmorsäulen zwei rote hervor; zwischen ihnen verkündete der Senator dem untenstehenden Volke die gefällten Todesurteile. Wie oft stand das Volk hier in ohnmächtiger Wut, wie ballte sich die nervige Faust um das Stilet, aber es schwieg, die Spione der Zehn standen unter ihm. Ein unvorsichtiges Wort, eine leis gemurmelte Verwünschung, ein Fluch auf die blutigen tyrannischen Häupter: und ein neues Todesurteil war schon geschrieben. Die Säulen standen gar zu nahe — cave columnas! Das Licht des Mondes spielt auf den orientalischen Kuppeln der einzigen Markuskirche und feenhaft treten sie in der milden Beleuchtung hervor. Es ist ein Bild, wie die kühnste Phantasie es sich nicht vorzustellen vermag, ohne es gesehen zu haben. Der Kirche gegenüber steht der Kampanile, und die drei berühmten Fahnensäulen, an denen einst die Fahnen der drei eroberten Königreiche Cypern, Morea und Kandia flatterten, werfen ihre langen, langen Schatten weit über den Markusplaz hin.

„La place de Saint Marc est un salon auquel le ciel seul est digne de servir de voûte,“ „der Markusplaz ist ein Saal, dessen Gewölbe einzig und allein der Himmel zu sein verdient,“ rief Napoleon aus, als er das prächtige Schauspiel genoß.

Auf dem Uhrturm am Eingang der Merceria heben die zwei riesigen Eisenmänner hoch oben die schweren Hämmer und verkünden die zwölfte Stunde. Es ist Mitternacht. „Gute Nacht, Filippo.“ „Felicissima notte, Signori.“

(Fortsezung folgt.)

Hans Hasenfuß.

Eine Alltagsgeschichte aus der jüngsten Vergangenheit. Von **Hans Eckart.** (Fortsetzung.)

Gustav Jungmann hatte Wort gehalten.

Als er am nächsten Abende mit Siegfried Bandmeyer wieder am Stammtische zusammentraf, begann er ihm einen großartigen Operationsplan, wie er selbst sagte, zu enthüllen.

Dieser großartige Operationsplan bestand in folgendem: Siegfried Bandmeyer solle zur Zeit der Weinlese, welche voraussichtlich binnen zwei Monaten stattfinden mußte, das Landstädtchen, in dem die Familie Prechtling ihren Wohnsiz hat, mit seinem Besuche beehren, dann von Gustav Jungmann in das Haus von dessen Braut eingeführt werden, und dort sehen, gesehen werden und — siegen. Bei der Weinlese, versicherte Gustav Jungmann, mache sich so etwas ganz von selbst, nur Mut und Entschlossenheit gehöre dazu und diese Eigenschaften seien bei einem jungen Manne wie Siegfried ja selbstverständlich.

Dieser stimmte, allerdings etwas kleinlaut, zu. Er hatte zwar seiner festen Ueberzeugung nach eine ganze Anzahl vortrefflicher Eigenschaften, aber daß Mut und Entschlossenheit darunter allezeit anzutreffen seien, war ihm bislang keineswegs aufgefallen; besonders jungen hübschen Mädchen gegenüber hatte ihn häufig ein Gefühl eigentümlicher Zaghaftigkeit und Bangigkeit beschlichen, und ob sich davon der plözlich so heiß Geliebten gegenüber garnichts bemerklich machen würde, erschien ihm wirklich recht zweifelhaft, — aber das durfte er den bis zur Unverschämtheit kecken Handlungsreisenden Gustav Jungmann selbstredend nicht merken lassen.

So war er denn mit allem einverstanden und fand, daß sich auf die von Jungmann angegebene Art alles auf das einfachste nach seinem Herzenswunsche müsse arrangiren lassen.

Daraufhin gewährte ihm Jungmann das unbändige Vergnügen, ihn vorläufig aus eigner Machtvollkommenheit zu seinem Schwager zu ernennen und die Verleihung dieser hoffnungsseligen Würde mit ein paar Flaschen Wein zu feiern, welche Siegfried „poniren" durfte.

Die Zeit der Weinlese rückte allgemach heran, und je näher sie kam, desto fieberhafter aufgeregt wurde Siegfried.

Um Emmy Holder bekümmerte er sich garnicht mehr. Anfänglich hatte er hin und wieder eine ziemlich deutliche Anspielung auf das Verhältnis des Fräuleins mit dem Studenten fallen lassen und dabei merken lassen, daß es ihm völlig gleichgiltig sei, wem Emmy ihre Gunst schenke, später ignorirte er die Sache ganz, und zwar einfach aus dem Grunde, weil er tatsächlich an garnichts mehr dachte, als an den bevorstehenden Eroberungszug in das Haus Prechtling.

So hatte er unter vielem andern eines Tages zwei große Packete abzusenden. Das eine enthielt ein Schock feinster Battistleinwand, welche sich ein Brautpaar, ein adliger Premierlieutenant Z. und eine Baronesse Y. bestellt hatte, und das andere einen Ballen gröbster Sackleinwand für einen Müller auf dem Lande.

Der gute Siegfried verwechselte nun unseligerweise die Adressen und schrieb der freifräulichen Braut des Lieutenants, der er statt der bestellten Battistqualität eine eben eingetroffene noch bessere zugehen lassen wollte, da sie das beste, was nur immer zu haben wäre, gewünscht hatte:

„Ew. Hochwohlgeboren erlauben wir uns untertänigst inliegende unübertreffliche Qualität dringend zu empfehlen, weil wir für die gnädige Baronesse sowohl als für den Herrn Premierlieutenant absolut keine andere als diese passend zu erachten vermögen."

Man kann sich das sprachlose Entsezen der gnädigen Baronesse und die furchtbare jupiterhafte Entrüstung des Herrn Premierlieutenant denken, als beim Auspacken sich diese einzig für sie passende Qualität als eine Leinwand entpuppte, der gegenüber der ordinärste Stoff für militärische Sommerhosen noch ein Wunder von Feinheit genannt zu werden verdiente!

Welcher grauenhaften Gefahr ihn seine Zerstreutheit aussezte, erkannte Siegfried zu seinem tiefen Schrecken, als der Lieutenant zornroten Antlizes in den Laden hereingestürmt war und mit schneidig schnarrender Stimme und wild funkelnden Augen, den Schnurrbart dolchartig spiz gedreht, sofortige Aufklärung verlangt hatte.

Nachdem sich herausgestellt hatte, daß blos eine Verwechslung zugrunde liege, begnügte sich der tatendurstige Kriegsmann allerdings mit einem vernichtenden Blick auf Siegfried und mit der Bemerkung, da es sich nur um eine Eselei handle, wolle er die Sache einmal so hingehen lassen, er habe allerdings die Absicht gehabt, den Kerl zu spießen, der sich als der schuldige Teil herausstellen solle.

War er in diesem Falle noch mit knapper Not dem Gespießtwerden entgangen, so drohte ihm kurz darauf eine vielleicht sein ganzes Lebensglück gefährdende Entstellung seines ohnehin nicht übermäßig schönen Antlizes.

Eines schönen Tages war das Geschäft ungewöhnlich stark von Käufern jeden Alters und Geschlechtes besucht, und sämmtliche Kommis, Verkäuferinnen und Lehrlinge hatten alle Hände voll zu tun. Unter den Beschäftigten der arbeitsamste und eifrigste war wie immer Siegfried Bandmeyer, der älteste Kommis von Jakob Fink selbst.

Aber während er in raschem Hin- und Herspringen sich schier verdoppelte und verdreifachte, geschah es ihm, daß er eine Partie Kinderhäubchen, Jäckchen, Hemdchen und Windeln, welche er einer jungen Frau vorlegen sollte, vor einem Menschen ausbreitete und, als jedenfalls ganz seinen Bedürfnissen und Anforderungen entsprechend, anpries, der darin eine freche Anspielung und gröbliche Beleidigung seiner eigenen Person und der eines augenblicklich noch geliebten Wesens sah, — nämlich vor dem gewiegten Mädchenarzt Kurt Stark, der auch wieder einmal erschienen war, angeblich um ein dringendes Bedürfnis nach Hemdenknöpfen zu befriedigen, in Wahrheit um Fräulein Emmy Holder, die dicht neben Siegfried Bandmeyer stand, als er mit den Kindersachen angerückt kam, verstohlen ein Brieflein in die Hand zu drücken.

Die hübsche Emmy wurde ganz bleich und Kurt Stark glühend rot vor Wut, und lezterer neigte sich zu Siegfried über den Ladentisch hinüber, erhob seinen mit dickem Horngriff versehenen Stock wie zum Schlage und zischelte ihm zu:

„Herr, wenn Sie nicht sofort um Verzeihung bitten, dann schlage ich Ihnen auf der Stelle das krumme Nasenbein in tausend Stücke — Sie jämmerlicher dummer Junge, Sie!"

Das Nasenbein blieb nun glücklicherweise unversehrt, denn Siegfried beeilte sich mit jämmerlicher Armesündermiene um Entschuldigung zu bitten, und die junge Frau, welche das Kinderzeug bedurfte, meldete sich auch sogleich, aber den jämmerlichen dummen Jungen wurde unser armer Siegfried nicht los, und Fräulein Holder war und blieb seine Todfeindin, ebenso wie Kurt Stark fortan ihn seine Verachtung noch weit deutlicher und handgreiflicher fühlen ließ, wo er ihn traf, als zuvor.

Allgemach rückte die Zeit der Weinlese heran. Zuguterlezt oder richtiger zuschlechterlezt ward unser Held noch entsezlich auf die Folter gespannt. Gustav Jungmann war längst wieder auf die Reise gegangen und kam nicht zurück, ließ auch keine Silbe von sich hören.

Endlich kam ein Brief von ihm. Was darin stand, war für Siegfried wieder ein harter Schlag. Jungmann schrieb, er könne nicht, wie verabredet, mit Siegfried gemeinschaftlich nach Liebenhausen reisen, sondern werde wahrscheinlich erst etwas später dort eintreffen und direkt dahin reisen. Das ändere jedoch an der Sache garnichts; er werde Siegfried rechtzeitig benachrichtigen, wann er — allein — abfahren sollte, und dann würde dafür gesorgt sein, daß ihn ein Freund auf dem Bahnhofe in Liebenhausen in Empfang nehme, — das übrige werde sich schon finden.

Siegfried las das Schreiben ein duzendmal und schüttelte wohl hundertmal den Kopf. Die ganze Sache kam ihm, je mehr er darüber nachdachte, desto bedenklicher vor. Er allein nach Liebenhausen, wo er gänzlich unbekannt war! Ein Freund sollte ihn in Empfang nehmen, — was für ein Freund? Er, Siegfried, hatte sicher keinen in Liebenhausen und zehn Meilen in der Runde. Ein Freund von Jungmann jedoch, — wie sollte der ihn auf dem Bahnhofe erkennen?

Und dann der Gedanke, ohne Jungmann in das Haus Prechtling zu kommen!? Er fühlte sich jezt schon bis zur Sprachlosigkeit verlegen, wenn er an diese Eventualität dachte, — ja, wenn er noch wenigstens seine altgewohnte Ladentafel hätte mitnehmen können, — hinter der er seine Geistesgegenwart niemals völlig verlor, wo er immer von neuem Worte zu finden gewöhnt war, — aber ohne Ladentafel, auf wildfremdem Boden, wo er eigentlich gar keine Existenzberechtigung hatte, — ein kecker Eindringling, eine Art Räuber, der da kam, in der verwegenen Absicht, eine harmlose brave Familie um eines ihrer teuersten Mitglieder, ja sogar — Siegfried war fest davon überzeugt — um ihr Teuerstes, ihre Perle und Krone zu bringen!

Es war imgrunde eine Tolldreistigkeit, die er da vorhatte, ein Unternehmen, das eigentlich garnicht gelingen konnte. — —

Aber Gustav Jungmann nahm auf den Sturm in Siegfrieds Busen nicht die mindeste Rücksicht.

Plözlich traf eine Postkarte ein folgenden Inhalts:

„Lieber Junge!

Nächsten Freitag Abend punkt 7 Uhr fährst du mit dem Schnellzuge ab, triffst alsdann 9 Uhr 40 in Liebenhausen ein. Beim Aussteigen halte eins von deinen großen rotseidenen Taschentüchern in der linken und, damit eine Verwechslung unmöglich ist, deinen Stock mit der silbernen Krücke in der rechten Hand. Tue aber ja genau wie ich bestimme, sonst steh ich für nichts, und solltest du etwa gar den Zug verbummeln oder dich anders besonnen haben, so wäre ich blamirt und würde mich als persönlich beleidigt betrachten. Liebenhausen erwartet dich, Siegfried; auf Wiedersehen da, wo unsere Liebe zuhause ist.

Dein Gustav."

Nach Empfang dieser Zeilen konnte für Siegfried nicht mehr zweifelhaft sein, was er zu tun habe. Die Würfel waren geworfen! Er mußte tun, was Jungmann bestimmte.

Dieser hatte aber in der Tat auch sehr umsichtig disponirt. Das große rotseidene Taschentuch, — alle Jahre bekam er ein solches von seinem Prinzipal zu Weihnachten geschenkt, — eignete sich vorzüglich zu einem Erkennungszeichen in nächtlicher Stunde. Der silberbekrückte Stock, — es war zwar nur Neusilber, aber sah wirklich in der erfreulichsten Weise echt aus, — dieser Stock war eigentlich überflüssig, aber besser war allerdings besser.

Nun galt es die Vorbereitungen zu der großen Aktion rasch beenden.

Ein neuer Anzug, lichtbrauner Rock und Weste und hellgraue Hose, zwei Paar neue Stiefeln, — darunter ein Paar hohe Stulpstiefeln, die den Vorzug hatten, die etwas sehr dünnen Waden unseres Helden in vorteilhaftester Weise zu maskiren, ein neuer Herbstüberzieher, der sehr lang war und seinem Träger ein ungemein würdiges und wegen seines eleganten Stoffes ein vornehmes Aussehen verlieh, ein neuer pikfeiner Cylinderhut, — dazu ein vergoldeter Nasenquetscher mit lichtblauem Fensterglase, eine dito vergoldete Uhrkette, deren mächtige Dicke ihr erlaubt hätte, als Hemmkette an einem Lastwagen eine achtungswerte Rolle zu spielen, endlich feine hellgraue Glaceehandschuhe, — das war die mit äußerster Sorgfalt gewählte Ausstaffirung des trefflichen Siegfried.

Am Donnerstag um die Mittagsstunde hielt er im stillen Kämmerlein große Ankleideprobe. Der Erfolg bezauberte ihn so, daß er nicht umhin konnte, des Abends in der Stammkneipe zum erstenmale in vollem Freiersglanze vor den Leuten zu erscheinen.

Der Eindruck, welchen er auf alle, die ihn kannten, hervorrief, war ein großartiger. Der Hausknecht, welcher ihm im Halbdunkel der Hausflur begegnete, erkannte ihn garnicht wieder, machte aber vor ihm eine Verbeugung, wie vor einem König.

Die Kellnerin blieb anfänglich mit offenem Munde vor ihm stehen, — dann schlug sie die Hände über dem Kopfe zusammen und schrie:

„Nein, wie Sie schön sind, Herr Bandmeyer, — Sie haben wohl 's große Loos gewonnen, und wie Ihnen alles sizt, — die Hosen, 's ist zu reizend."

Siegfried wurde brandrot; die Kellnerin, welche recht hübsch, wenn auch nicht grade übermäßig jung war, hatte sich sonst um ihn nur sehr wenig gekümmert; die kecken derben Herren, wie Gustav Jungmann einer war, wurden von ihr immer bevorzugt, — aber heute hatte sie wirklich den ganzen Abend über nur Augen für Siegfried Bandmeyer.

Auch der Wirt kam und gratulirte Siegfried in aller Form zu seinem nunmehrigen Exterieur.

„Sie sehen nobel aus, sehr nobel, Herr Bandmeyer," sagte er. „Ich versteh mich darauf; Sie wissen, ich war zehn Jahre lang Oberkellner im Hotel de Russie, wo der lumpigste Gast mindestens Baron ist. Wie Sie jezt aussehen, könnten Sie im Hotel de Russie in der zweiten Etage wohnen."

Das überstieg Siegfrieds kühnste Erwartungen.

Und seine Freunde stimmten zu. Er mußte sich mindestens zehnmal von seinem Stuhl erheben und sich um- und umdrehen, damit sie ihn besser betrachten konnten, immer wieder kniffen sie ihn in die Beine und Arme, um sich von der Feinheit des Stoffes von Hose und Rock zu überzeugen, alle notirten sich sofort die Adresse von seinem Schneider und fragten, wie lange er pumpe u. s. w.

Im Laufe des Gesprächs erzählte Siegfried, daß er mit dem Nachtschnellzuge abreisen werde.

„Mit dem Nachtschnellzuge?" fragte der Bankkommis Hermann Kleinert mit bedenklichem Gesicht. „Hören Sie, Bandmeyer, das würde ich mir doch noch sehr überlegen."

„Wie so?" sagte Siegfried etwas erstaunt.

„Ja, wissen Sie, s' ist riskant, verflucht riskant. Wie Sie jezt aussehen, hält Sie jeder, der Sie nicht kennt, für'n Kerl mit riesig viel Geld im Portemonnaie. Und wenn man so in der Nacht fährt, schläft man ein, — da braucht so ein Spizbube nur 'nen Griff zu machen und schrumm, da hat er Uhr und Kette, und merkt man was, da kriegt man schließlich noch mit dem Totschläger was gründliches auf die Nase. Na, ich will Ihnen natürlich nicht Angst machen, Bandmeyer, aber vorsehen würde ich mich doch sehr an Ihrer Stelle."

„Angst habe ich nie, keine Spur von Angst," beteuerte Siegfried; „aber wie könnte man sich denn da vorsehen?" fügte er etwas weniger zuversichtlich hinzu.

Darüber waren die Freunde nicht einig, obgleich sie alle der Meinung Kleinerts beistimmten, daß man heutzutage gar nicht vorsichtig genug sein könnte; denn verzweifeltes Gesindel gebe es überall, dem es auf'n Menschenleben nicht ankäme, und die prachtvolle goldene Uhrkette und der silberbeschlagene Stock reizten kolossal.

Siegfried fragte immer von neuem und immer kleinlauter:

„Aber was macht man denn da, wenn man sich vorsehen will? Denn wenn man sich auch nicht fürchtet, so darf man sich doch nicht leichtsinnig und wehrlos in Gefahr begeben, — man hat ja doch auch Verpflichtungen — —"

Er dachte an seine zukünftige Familie. Dieser einen gesunden Familienvater zu erhalten, war gewiß seine heilige Pflicht, auch sein Besiztum durfte er sich nicht schmälern lassen, denn am Ende war doch alles, was er jezt besaß, rechtliches Eigentum seiner Nachkommen. Und wenn das Schlimmste passirte, — er dachte an das dralle, reizende Lehnchen, und es wurde ihm ganz weh und weich ums Herz, — wenn das arme Ding seinen ihm von einem gütigen Geschick bestimmten Bräutigam verlieren sollte, noch ehe es ihn auch nur einmal ans Herz gedrückt, — nein, — Vorsicht, formidable, unüberwindliche Vorsicht war unerläßlich geboten.

Der eine der Freunde riet unverzügliche Anschaffung eines großen Dolchmessers; der zweite meinte, ein schwerer Totschläger täte es am Ende auch, der dritte dagegen versicherte, daß nur ein scharfgeladener Revolver ihm als Bürge für sein Geld und Leben Genüge leisten würde.

Hermann Kleinert, bei dem man allerdings nie recht wußte, ob er Ernst mache oder Ulk, erklärte das alles für ganz ungenügend. Sicher werde Siegfried nur dann sein, wenn er auf der Eisenbahn einem Schaffner einen Taler zahle und dadurch diesen veranlasse, sich für die Dauer der Fahrt möglichst wenig von seiner Seite zu rühren. In Liebenhausen bei nachtschlafender Zeit angekommen, müsse er sich dann sofort unter den Schuz der Polizei stellen.

Das ging Siegfried zu weit. Er strengte sich an, über Kleinerts Vorschlag zu lachen.

Da kam er aber schön an. Denn nun begann dieser eine Menge der haarsträubendsten Mordgeschichten aufzuführen, die alle in der lezten Zeit passirt sein sollten, ein Vierteldutzend allein kurz hintereinander in der Gegend von Liebenhausen, wo es zur Zeit der Weinlese noch viel unsicherer sei, als sonstwo in der Welt, die Abruzzen in Italien nicht ausgenommen, — da strömten nämlich die Strolche aus allen Weltgegenden zusammen, um möglichst viele von den Fremden abzufassen, sie zu bestehlen und zu berauben, die da die Weinlese mitzumachen und Weine einzukaufen sich einfänden.

Siegfried Bandmeyer, welcher um Mitternacht zu Hause anlangte, war das Herz gründlich in die Hosen gefallen. Denn, wenn auch Kleinert riesig übertrieben hatte, etwas war doch daran an manchen von den Mordgeschichten, und vor allem war die Tatsache nicht aus der Welt zu leugnen, daß es um die öffentliche Sicherheit in der Gebirgsgegend, wo Liebenhausen liegt, keineswegs allzu gut bestellt war.

Siegfried Bandmeyer hatte eine sehr unruhige Nacht, konnte nur wenig schlafen und träumte das tollste Zeug durcheinander.

Einmal befand er sich im Traume im Eisenbahnwaggon, ihm gegenüber saß eine Dame, die ihn plözlich fragte, wie spät es sei. Als er nach der Uhr sah, bohrte die Dame ihm die Spize ihres Sonnenschirms durch die Brust und entriß ihm die Uhr. — Siegfried wurde es blizschnell klar, daß er einen verkleideten Räuber vor sich habe, — in Angstschweiß gebadet wachte er auf.

Als er wieder im Halbschlummer lag, fuhr er auch schon wieder auf der unseligen Eisenbahn. Die Lokomotive pfiff markdurchdringend, der Zug hielt, er war an seinem Ziele angelangt, — merkwürdigerweise riefen die Kondukteure: „Hamburg — alles aussteigen!“ Siegfried wollte auch heraus, aber er konnte absolut nicht von seinem Plaze aufkommen, da tauchte plözlich vor ihm eine mächtige, grimmig schnauzbärtige Gestalt auf:

„Da haben wir den Schurken,“ schrie die Gestalt und packte ihn mit eiserner Faust an der Gurgel, „das ist der mit einer million Mark durchgebrannte Bankkassirer, — alles stimmt, der silberne Stock, die blauen Augengläser, — Handschellen her, daß wir den Kerl fesseln.“ — —

Natürlich fuhr Siegfried wieder vor Schreck an allen Gliedern zitternd empor. Er gab nun für eine ganze Stunde die Bemühungen, ruhig zu schlafen auf, — zündete Licht an und las. Endlich gegen Morgen vermochte er noch eine Stunde leidlich zu ruhen.

Den Tag über war er zerstreuter als je.

Emmy Holder, die ihn sonst höhnisch ausgelacht hatte, wenn er in seiner Zerstreutheit irgend etwas anrichtete, zuckte heut nur mitleidig und fast verächtlich die runden Schultern.

Einmal hörte er sie sogar dem ältesten Lehrling zuflüstern: „Passen Sie auf, Georg, den — und damit deutete sie auf ihn — sperren sie binnen kurzem ins Narrenhaus, — so gehts nicht weiter.“

In nicht sehr gehobener Stimmung begab sich unser armer Siegfried um sieben Uhr auf den Bahnhof.

Hier aber und auf der Eisenbahn verlief alles ohne Abenteuer. Siegfried hatte die Vorsicht in der Tat soweit getrieben, sich zu bewaffnen, — allerdings nur mit einem 75 Pfennige kostenden Rohrstock mit bleiausgegossenem mächtigen Knopfe. Derselbe vermehrte seine Bagage in keineswegs bequemer Weise. Seinen silberkrückigen Stock mußte er natürlich doch auch mitnehmen, und da er doch auch — schon seiner neuen Sachen wegen — nicht ohne Regenschirm reisen konnte, so schleppte er denn zwei Stöcke und noch einen Schirm mit sich.

Außerdem führte er einen ziemlich umfangreichen Handkoffer bei sich und eine Hutschachtel, in der er einen runden niedern Hut und eine Regenmüze transportirte.

Wie ein Argus hatte er über diese seine kostbaren Habseligkeiten gewacht und mit ängstlichem Mißtrauen jeden der Mitreisenden betrachtet, aber niemand hatte sich um ihn gekümmert und nicht das geringste außergewöhnliche war geschehen.

Freilich hatte er auch seine Vorsicht soweit getrieben, seine auffallendsten Schäze möglichst zu verbergen.

Ueber den Silberknopf seines Spazierstockes war ein alter Handschuh gezogen und mit Bindfaden befestigt; Rock und Ueberzieher hatte er bis zum obersten Knopf fest geschlossen, um seine dicke glänzende Uhrkette nicht sehen zu lassen. Der vergoldete Klemmer war in einer der Westentaschen verborgen und hing an einer unscheinbaren schwarzen Gummischnur an seinem Halse.

Gegen das Ende der Fahrt überkam ihn mehr und mehr ein wohltuendes Gefühl der Sicherheit und Ruhe. Es war offenbar, er hatte sich ganz unnötig aufgeregt, — er lehnte sich bequem in die Kissen des Coupees zweiter Klasse, welches ihn beherbergte, zurück. Schade, daß nun die Fahrt bald zu Ende, es fuhr sich ganz gut, so vornehm im Schnellzuge. In diesem Augenblick war er zum erstenmal so kühn, nach seiner Uhr zu sehen. Ehe er jedoch noch erkannt, wie spät es sei, ertönte von der Lokomotive her einer jener bekannten, grellenden ohrenzerreißenden Pfiffe und gleichzeitig begannen die Bremsen kreischend und die Wagen schüttelnd zu arbeiten.

„Um Gotteswillen, es gibt doch kein Unglück,“ schrie eine nervöse Dame im selben Coupee.

Siegfried war auch aus seiner kurzen Sorglosigkeit erschreckt emporgefahren, wiederum völlig ohne Not, denn als nun der Zug hielt, tönte der Ruf an den Wagen des Zuges entlang:

„Liebenhausen, — eine Minute Aufenthalt.“

Eine Minute, das war entsezlich wenig. Siegfried Bandmeyer zerriß sich fast vor Mühe und Eile, seine Stöcke, den Regenschirm, den Koffer und die Hutschachtel unter die Arme zu klemmen und in die Hände zu nehmen, und doch kam er nicht rasch genug aus dem Coupee hinaus.

„Beeilen Sie Sich,“ rief der Kondukteur, „der Zug sezt sich sofort in Bewegung.“

Endlich war er auf den Perron hinabgelangt; freilich lag die Hutschachtel geöffnet auf der Erde, der Spazierstock hatte seine Lederkappe verloren und glänzte silbern in die Nacht hinaus, Rock und Ueberzieher flatterten vollständig aufgeknöpft im Winde, — die dicke Uhrkette funkelte in all ihrem goldigen Prunke und der ebenso goldige Nasenklemmer saß unserem Siegfried, — weiß der Himmel, wie er dahin gekommen war — auf dem Rücken.

Wenn mich so die auf Bahnhöfen oft sehr zahlreich vertretenen Taschendiebe sähen, fuhr es Siegfried wieder schreckhaft durch die Sinne, dann hefteten sie sich sicherlich an meine Sohlen.

In diesem Momente sah er sich beobachtet. Sollte das vielleicht ein solcher Spizbube sein? Unsinn, warum kann es nicht der zu meinem Empfange von meinem Freunde Jungmann hierher Dirigirte sein?

Das mußte sich sogleich zeigen, — er legte sein Gepäck wieder auf den Boden und zog, immer nach dem ihn Beobachtenden hinsehend, das rotseidene Taschentuch hervor. Der Fremde trat richtig näher, — in der Freude, sich nicht getäuscht zu haben, plazte Siegfried sofort los:

„Sie sind also wirklich der Herr, der mich erwartet, wie mir mein Freund Gustav Jungmann geschrieben?“

„Und Sie sind — —“ der Fremde stockte und lächelte.

„Siegfried Bandmeyer, zu dienen, erster Kommis bei Jakob Fink,“ beeiferte sich Siegfried zu versichern.

Wiederum flog ein sonderbares Lächeln über des Andern Gesicht.

„Schön, Herr Bandmeyer, daß Sie da sind, — da wollen wir also zusammen gehen — —“

„Ach, Sie waren wohl so freundlich, mir ein Logis zu verschaffen, wenn Sie mich also dahin führen wollen — —“

„Gewiß, gewiß, kommen Sie nur, — ach, Ihre Sachen, — na, die lassen wir hier.“

„Meine Sachen hierlassen?“ fragte Siegfried befremdet.

„Gewiß, — der Bahnhofportier kann sie Ihnen ins Logis bringen, — Franz, wo bist du?“

Aus dem Dunkel der Nacht tauchte noch eine Gestalt auf, auch ein junger Mann.

„Franz, hier ist der Herr, den wir auf Gustav Jungmanns Wunsch erwartet haben, — Herr Siegfried Bandmeyer vom Hause Jakob Fink.“

Merkwürdig, dieser Zweite schnitt sonderbare Grimassen, — fast auch als ob er eigentlich hätte laut auflachen mögen. Aber nur einen Moment, dann war er ganz ernst.

„Freut mich, daß Sie da sind, Herr Bandmeyer,“ sagte er. „Trag die Sachen zum Portier, Franz, er soll sie heut noch in die Wohnung bringen, — so, wir gehen indes, du kommst nach, Franz, beim Friedhof vorbei — —“

Franz hatte sich mit merkwürdiger Geschwindigkeit aller Gepäckstücke Siegfrieds bemächtigt und verschwand damit spurlos im Dunkeln.

„Ich hätte doch meine Sachen lieber gleich selbst mitgenommen,“ sagte Siegfried schüchtern.

„Pah, kommen Sie nur, Herr Bandmeyer,“ entgegnete der Begleiter, „wir müssen uns etwas eilen.“ Und er nahm Siegfried unter den Arm und zog ihn rasch von dannen.

Sie überschritten eine breite spärlich mit Oellampen erhellte Straße und bogen in einen fast ganz dunkeln Seitenweg ein, der zwischen hohen Mauern hinführte.

„Das ist der Friedhof, hier links,“ sagte der Begleiter.

Siegfried hatte sich sonst nie vor Friedhöfen entsetzt, heut überlief ihn doch ein eigentümliches Gefühl. Er wollte etwas antworten, wußte aber nicht was und schwieg.

Stillschweigend schritten die beiden nebeneinander her.

„Warum der nur garnichts sagt,“ dachte sich Siegfried.

(Schluß folgt.)

Die Diamanten-Schleifereien in Amsterdam.

Aus einer vor kurzem erschienenen kleinen Schrift: „Diamanten“ von dem Engländer William Pole, entnehmen wir einige nicht uninteressante Mitteilungen über das Bearbeiten und Schleifen der Diamanten, wie es in den großen Werkstätten zu Amsterdam betrieben wird.

Die Kunst des Diamanten-Schleifens ist von verhältnismäßig moderner Erfindung. Man trug diese kostbaren Edelsteine früher in ihrer natürlich vorkommenden Gestalt, höchstens gereinigt und polirt. Im 14. Jahrhundert scheint man schon einige Versuche gemacht zu haben, sie in reguläre Formen zu bringen, jedoch ohne Rücksicht auf die Vermehrung des Glanzes, und erst im Jahre 1456 kam ein gewisser Louis van Berquen in Brügge darauf, den Diamanten sogenannte Facetten anzuschleifen, von denen der Glanz des Steines bekanntlich so sehr abhängt. Um das Jahr 1650 erfand der Kardinal Mazarin die vollkommene Form des Brillanten und ließ zwölf große Diamanten der Krone von Frankreich in dieser Gestalt schleifen, welche Form von da ab immer als diejenige bezeichnet worden ist, welche die schönen optischen Eigenschaften des Steines am vollkommensten zur Erscheinung bringt.

Die Kunst des Diamanten-Schleifens wird gegenwärtig fast ausschließlich nur in Amsterdam geübt, wo große Etablissements für diesen Zweck errichtet worden sind. Merkwürdigerweise wird diese Arbeit fast allein von jüdischen Händen verrichtet. Man rechnet, daß von den 30 000 Juden, die in Amsterdam ihren Wohnsitz haben, wenigstens 10 000 in direkter oder indirekter Berührung mit dieser Industrie stehen.

Eine der größten Diamanten-Schleifereien ist die der Herren Coster, in der Swanenburg-Straat, wo Dampf als Betriebskraft der Maschinen gebraucht und 200 bis 300 jüdische Arbeiter beschäftigt werden. Das Verfahren beim Schleifen der Diamanten ist daselbst das folgende: Zuerst wird der rohe Stein einem erfahrenen Arbeiter in die Hand gegeben, der seine natürliche Form prüft und bestimmt, welche allgemeine Gestalt und Größe dem Steine zu geben am vorteilhaftesten sein würde. Nachdem diese Bestimmung für zwei Diamanten getroffen ist, kittet der Arbeiter jeden der beiden in eine Art von Cement fest, am Ende eines Stück Holzes von passender Form zum bequemen Handhaben, und nun reibt er die beiden Steine aneinander, wendet dann die Steine in ihrem Kitt zweckentsprechend, um eine andere Seite hervorzudrehen und reibt wieder, bis die beiden Steine nach und nach die gewünschte Form angenommen haben. Das gegenseitige Abarbeiten der beiden Steine erzeugt Diamantenpulver, welches sorgfältig für die folgenden Operationen aufbewahrt wird.

Sobald der Diamant auf die oben angedeutete Weise seine ihm bestimmte Form in rohen Umrissen angenommen hat, kommt er in die eigentliche Schleiferei, wo ihm die zahlreichen kleinen eckigen, sogenannten „Facetten“ angeschliffen werden, die dann seine Oberfläche bilden. Dies geschieht auf schnell rotirenden Stahlscheiben mittels Diamantenpulvers. Diese Stahlscheiben haben gewöhnlich 25 bis 30 Centimeter im Durchmesser, sind horizontal mit vertikalen Achsen und machen 30 bis 40 Umdrehungen in der Sekunde, so daß der schleifende Teil der Scheibe sich mit einer Geschwindigkeit von etwa einer englischen Meile in der Minute unter dem Diamanten hinwegbewegt. Außerordentlich feines Diamantenpulver, gemischt mit dem besten Olivenöl, wird mit einer Feder auf der oberen Seite der rotirenden Scheibe aufgetragen, und der Apparat ist fertig, um auf den Diamanten zu wirken. Der Stein wird nun in eine Metallmischung (ein Amalgam von Blei und Zinn) eingebettet, die leicht schmelzbar aber doch dabei hart genug ist, den Stein unverrückt in seiner Stelle zu erhalten. Das feste Amalgam mit dem darin sitzenden Diamanten befindet sich an einer beweglichen Handhabe und diese wird durch ein kleines Rahmwerk auf die schnell rotirende Scheibe aufgedrückt und noch mit Gewichten beschwert. Die Friktion zwischen dem Diamanten und dem mit so ungeheuerer Geschwindigkeit darunter hinwegeilenden Diamantenpulver auf der Scheibe bringt in sehr kurzer Zeit eine kleine ebene Fläche oder Facette an dem Diamanten zuwege. Ist eine solche fertig, so nimmt der Arbeiter mit der Handhabe den Stein von der Scheibe, macht das Metall durch Erwärmung flüssig, nimmt den Stein heraus und setzt ihn in geeigneter Stellung wieder hinein, um eine andere Facette zu schleifen. Durch Eintauchen in kaltes Wasser erstarrt das Metall sogleich und hält den Stein in seiner neuen Stellung wieder fest. Bei diesem Wenden des Steines, um eine neue Fläche dem Schleifapparate darzubieten, zeigt sich besonders die Geschicklichkeit und die Schärfe der Beurteilung inbezug auf das Arrangement der Flächen, die die Arbeiter durch bloße Erfahrung sich angeeignet haben. Es ist klar, daß, wenn der Diamant nur einige Regelmäßigkeit und Symmetrie in seiner Form zeigen soll, der Arbeiter nicht nur auf das Innehalten von ganz bestimmten Neigungswinkeln zwischen den einzelnen Flächen, sondern auch auf die Größe jeder einzelnen Fläche ganz besonders Acht haben muß. Wie schwer dies durch das bloße Augenmaß zu erreichen sein muß, davon kann sich jeder leicht überzeugen, der zum Versuch nur aus einem Stück Rübe oder Kartoffel ein Oktaëder,*) einen der einfachsten regulären Körper, schneiden wollte. Die Arbeit des Diamantenschleifers ist jedoch eine ungleich schwierigere, nämlich etwa sechzig symmetrische und regelmäßige Flächen einem Steine zu geben, der oft nur 1/8 Zoll im Durchmesser hat, und das ohne irgend welche mechanische Hülfsmittel, und, was eine Hauptsache dabei ist, es so einzurichten, daß möglichst wenig von dem kostbaren Steine verloren geht. Dies alles kann natürlich nur das Resultat großer Geschicklichkeit und langer Erfahrung sein.

Die Teilung der Arbeit, die in anderen Industrien eine so große Rolle spielt, läßt sich bei der Diamanten-Schleiferei eigentlich gar nicht in Anwendung bringen. Jeder Diamant geht nur durch die Hände zweier Arbeiter, des einen, der die ungefähre Form des Steines festsetzt, und des andern, des eigentlichen Schleifers. Dieser liefert den Stein, fertig für den Verkauf, an den Besitzer ab. Das sogenannte Poliren hängt nämlich unmittelbar mit dem Schleifen zusammen; nur daß der Arbeiter hierbei die Gewichte entfernt und den Druck des Steines auf die Schleifscheibe nur durch seine Hand regulirt, und daß er auch die Geschwindigkeit etwas verringert, indem er den Stein mehr nach dem Mittelpunkte der Scheibe zu führt.

Das Diamantenpulver, welches zu dem Schleifen in nicht unbedeutenden Quantitäten verbraucht wird, gewinnt man teils bei dem ersten Prozeß der Bearbeitung des Steines selbst, teils verwendet man kleine und unscheinbare Diamanten dazu, welche die Arbeit des Schleifens nicht lohnen würden, indem man dieselben zertrümmert. Das Pulver wird sorgfältig gesiebt und von allen Unreinigkeiten, Staub und

*) Oktaëder ist ein von acht gleichseitigen Dreiecken begrenzter Körper. D. Red.

Schmuz gereinigt und dann mit dem feinsten Olivenöl angemacht. In neuerer Zeit wird auch ein neu entdecktes Mineral „Carbonado“ für diesen Zweck verwendet, dessen Härte genügt, wenn es auch von gröberer Qualität als das Diamantenpulver ist.

Obgleich der Diamant der härteste von allen Körpern ist, die wir kennen, so läßt er sich doch nicht gerade schwer zerteilen; ja er läßt sogar von geschickter Hand sich durch ein gewöhnliches Federmesser zerspalten. Diese scheinbare Anomalie hat ihren Grund in der krystallinischen Natur und der daraus hervorgehenden natürlichen Spaltbarkeit des Diamanten. Diese Spaltbarkeit findet jedoch selbstverständlich nicht nach jeder beliebigen Richtung hin, sondern nur nach vier Richtungen, die den Flächen des ursprünglichen Oktaëder parallel sind, statt; und es gehört eine außerordentliche Geschicklichkeit und ein geübtes Auge dazu, diese Richtungen zu erkennen. Auf diese Weise ist es aber möglich, aus fehlerhaften Steinen die guten Stücke herauszuspalten und so das Ganze besser zu verwerten. Von dem berühmten Mineralogen Wollaston, dem Begründer der Krystallographie, erzählt man, daß derselbe einst einen großen aber fleckigen Diamanten zu niedrigem Preise von Rundell und Bridge kaufte, und dadurch, daß er ihn mit geschickter Hand in kleinere, aber gesunde Stücke zerlegte, eine große Summe Geldes gewann. Damals war das Prinzip dieser Operation noch wenig bekannt.

Die Eigenschaft des Diamanten, nach vier verschiedenen Richtungen hin spaltbar zu sein, ist übrigens der Grund, daß derselbe verhältnismäßig leicht zertrümmert werden kann. Denn wenn Plinius bei Erwähnung der großen Härte des Diamanten behauptet, daß, wenn man einen Diamanten auf einen Amboß lege und mit einem großen Hammer darauf schlüge, eher der Stahl nachgeben würde, als der Stein, so war derselbe vollständig im Irrtum und stellte jene Behauptung gewiß nicht aus eigener Erfahrung auf, wie ja überhaupt jemand nicht gerne kostbare Diamanten zu dergleichen Experimenten hergeben wird.

Dr. Gn.

Unsere Illustrationen.

Sächsische Bauern in Siebenbürgen. (S. 228—229.) Das gebirgige Siebenbürgen, von dem mächtigen Gebirgsstock der Karpaten durchzogen, wird von drei Stämmen bewohnt. Am zahlreichsten sind die Rumänen oder Walachen, dann kommen die Magyaren oder Szekler und dann die Deutschen oder Sachsen. Diese Sachsen haben mitten unter fremdem Völkergemisch ihre deutsch-nationalen Eigentümlichkeiten behalten. Im elften und zwölften Jahrhundert war dieser Landstrich durch wiederholte Einfälle wilder Volksstämme verwüstet und entvölkert worden und deshalb berief im Jahre 1143 der König Geisa II. Deutsche dahin, die sich ihm auch in Masse zur Disposition stellten. Sie kamen teilweise vom Niederrhein, teilweise aus Thüringen und Sachsen, denn Geisa wollte hauptsächlich Leute haben, die sich auf den Bergbau verständen. Man nannte diese Deutschen einfach Sachsen. Um sie an das verödete Land zu fesseln, wurden ihnen große Vorrechte eingeräumt; man gab ihnen Grundeigentum, auf dem keine Lasten ruhten und sie durften sich selbst eine Nationalverfassung geben. Diese fleißigen und energischen Deutschen, die auch heute noch die deutsche Sprache beibehalten haben, brachten das Land bald wieder in Blüte und erbauten auch eine Menge von Städten, so Mühlbach, Hermannstadt, Schäßburg, Klausenburg, Reismark, Kronstadt und Bistritz, denen man an den Namen schon die Abstammung ihrer Gründer anmerkt; das Land wurde in sieben Gerichtssprengel für die deutsche Rechtspflege eingeteilt, auch Stühle genannt, woher sich auch der deutsche Name des Landes ableiten läßt. Die Sachsen in Siebenbürgen hatten große staatliche und kommunale Freiheiten, die ihnen 1224 nochmals sämmtlich verbürgt wurden; sie wählten ihre Geistlichen und ihre Kaufleute bezahlten keine Zölle; kein Fremder durfte sich bei ihnen eindrängen; sie wählten sich den obersten Richter, den Nationalgrafen in Hermannstadt; der König von Ungarn hatte nur den Befehl über das Heer und durfte sich nur im Kriege im Lande aufhalten; die Städteverfassungen basirten auf deutschem Recht und die Städter wählten sich selbst ihre Magistrate. 1713 kam Siebenbürgen an Oesterreich und da blieb es nicht aus, daß Unzufriedenheit im Lande entstand, die unter der Regierung Josephs II. zu dem Aufstande unter Urst, gen. Horjah, führten, bei welcher Gelegenheit an dreihundert Schlösser verbrannt wurden. Horjah wurde unter dem „milden“ Joseph II. gerädert und dann den Sachsen das Recht genommen, sich den Nationalgrafen zu wählen; doch wurde dieses Recht 1845 wieder hergestellt.

Bei der großen Erhebung Ungarns in den Jahren 1848 und 1849 stellten sich die siebenbürgischen Sachsen auf Seite Oesterreichs und bekämpften die Ungarn; ihre Abgeordneten traten aus dem ungarischen Reichstage aus. Ungarn und Sachsen haßten sich bitter und als General Bem den Revolutionskrieg nach Siebenbürgen hinüberspielte, ward dieser Krieg zum furchtbarsten Racenkrieg, in welchem die Mordbrennerei zu einem kaum glaublichen Grade stieg. 1860 wurde die alte Verfassung Siebenbürgens wieder hergestellt. 1867 wurde dagegen Siebenbürgen zur ungarischen Provinz gemacht, was insofern als ein politischer Fehler betrachtet werden muß, als die Feindschaft zwischen Sachsen und Magyaren fortwährend Reibungen und Unzuträglichkeiten hervorruft. Man weiß, wie eifersüchtig die Sachsen auf Erhaltung ihrer Nationalität bedacht sind und wie die Ungarn dagegen auftreten. So kann das Verhältnis nur ein höchst ungesundes sein, eine der vielen Perlen österreichischer Staatsweisheit.

In Siebenbürgen sind 75 Prozent der Einwohner in Land- und Forstwirtschaft, 6 Prozent in der Industrie, 1 Prozent im Handel und 15 Prozent als Dienstboten und dergleichen beschäftigt; 3 Prozent lassen sich die „Intelligenz“ nennen und unter ihnen sind 0,5 Prozent Rentiers.

Troz des vielbetriebenen Ackerbaues gibt es in Siebenbürgen eine Menge Landes, dem der Bewohner kaum oder nur sehr schwer seinen Unterhalt abgewinnen kann. Diese Bevölkerung befindet sich in unaufhörlicher Bewegung. Man wandert aus, um seinen Unterhalt anderswo zu verdienen und mit dem Erworbenen zurückzukehren. Die Sachsen wandern am wenigsten aus, weit mehr die Szekler und Rumänen. Nach dem Osten ist der Strom der „Orientgänger“ so stark geworden, daß man alle Anstrengungen gemacht hat, ihn einzudämmen; man hat die Paßvorschriften verschärft und läßt niemand fort, der nicht seine Steuern bezahlt hat; auch dürfen junge Mädchen nicht über die Grenze. Dieser Zwang nüzt verhältnismäßig wenig. Die Sachsen wandern meistens nach Westen als Dienstboten, Gewerbetreibende und auch als Lehrer.

Unsere Illustrationen zeigen uns zwei Typen aus diesem merkwürdigen Sachsenstamme in ihrer eigentümlichen Tracht. Die Tracht der Männer ist offenbar geschmackvoller als die der Frauen. Sowie sie zäh an ihren alten Rechten festgehalten, halten sie auch an ihrer alten Kleidung fest.

Wann sich das unselige Verhältnis zwischen Ungarn und siebenbürgischen Sachsen ändern wird, ist nicht abzusehen, denn bei den österreichischen Regierungen ist man nicht schnell mit Neuerungen. So wird der alte Streit fortbestehen, denn die Sachsen sind ein trozigès Volk, dessen Karakter nirgends besser geschildert ist, als in jenem siebenbürgischen Jägerlied, dessen Verfasser nicht bekannt und dessen Melodie so prächtig ist:

Ich schieß' den Hirsch im wilden Forst,
Im tiefen Wald das Reh,
Den Adler auf der Klippe Horst,
Die Ente auf dem See.
Kein Ort, der Schuz gewähren kann,
Wo meine Büchse zielt,
Und dennoch hab' ich harter Mann
Die Liebe auch gefühlt.

Der wilde Falk ist mein Gesell,
Der Wolf mein Kampfgespan,
Der Tag geht mir mit Hundsgebell,
Die Nacht mit Hussah! an.
Ein Tannreis schmückt statt Blumenzier
Den schweißbefleckten Hut,
Und dennoch schlug die Liebe mir
Ins wilde Jägerblut!

A. T.

Die Brautwerbung. Von Defregger. (S. 233.) Es ist die alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu. Für alle Uebel des Daseins hat der erfinderische Menschengeist Mittel ausgeklügelt, durch Dienstbarmachung der Natur und zweckmäßige gesellschaftliche Organisation hofft er sogar, die Not aus der Welt zu schaffen, er unterfängt sich, die schlimmsten Krankheiten durch die zu immer größerer Macht anwachsende Wissenschaft zu überwinden, er vermißt sich sogar, den unnahbaren Wolken die Bildung des Hagels durch rationelle Bewaldung zu verwehren, wie er bereits, ihrem Drohen spottend, den zuckenden Blizstrahl von seinem Haupt und Haus in die Erde ableitet; nur für den Bliz aus schönen Augen hat er noch keinen Ableiter gefunden, für die Wunde, die Amors bitterer Pfeil dem Herzen macht, ist noch keine Salbe, kein Pflaster erdacht, gegen eine unglückliche Liebe ist noch kein Mittel ausfindig gemacht worden. Was hilfts, daß die altkluge Vernunft dem glühenden Herzen weise Sentenzen predigt und ihm zuruft: Muß es denn just diese eine sein? Blühen in Amors Garten nicht andere Blumen in Hülle und Fülle? — Das Herz hat sich nun einmal auf die eine kaprizirt, die ihm der Inbegriff aller Schönheit, aller weiblichen Holdseligkeit und Vollkommenheit dünkt. Werther ist auf seine Lotte erpicht und da ihm das Schicksal unübersteigbare Schranken zieht, so ergreift er — unmännlich genug — die Pistole und schleudert ein Dasein von sich, das ihm zur Last statt zur Lust ist. „Unmännlich genug!“ Ganz gewiß und es ist vollkommen richtig, was Lessing an Eschenburg schrieb: „Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern und zu Sokrates Zeiten würde man eine solche Liebesraserei, welche zum Selbstmord antreibt, nur kaum einem Mädchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schäzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten ꝛc.“ Dennoch aber sollten wir hochweisen Alten angesichts des erotischen Monoteismus der Jugend niemals vergessen, daß das jugendliche Herz von ganz anderer Beschaffenheit ist als das gealterte, das einem ausgebrannten, erloschenen Vulkane vergleichbar ist und darum auch mit anderem Maßstab gemessen werden will. — Der Liebhaber auf unserem Bilde wird indes niemals zur Pistole greifen, dazu ist er viel zu dick und behäbig, der Pfeil des kleinen Gottes hat ihn zwar gerizt, ist ihm wohl auch ins Fleisch gedrungen, aber doch nicht so tief, daß er den geschmälzten

Klößen, die seine Mutter auf breiter dampfender Platte des Mittags aufträgt, widerstehen könnte. So tapfer wie ehemals hatte er freilich in letzter Zeit nicht eingehauen, und das eben wars, wodurch er seinen Liebesgram der in solchen Dingen scharfsichtigen Mutter verriet, und als der Sohn gehörig ins Gebet genommen war, da entschloß sich der Alte, eine stattliche, stämmige Gestalt, dergleichen besonders in den tyroler Gebirgen gedeihen, den Brautwerber zu machen, und die selbstbewußte Haltung, mit der er sich der nicht minder stattlichen Brautmutter wie der daneben sitzenden Großmutter präsentirt, beweist, daß er auf keinen Korb gefaßt ist, denn er kann und wird den Sohn mit einem ansehnlichen Erbteil ausstatten, und das ist ja die Hauptsache und muß den Ausschlag geben. Und die Geworbene selbst? Wir fürchten, daß sie, wenn sie überhaupt gefragt wird, nicht rundweg einschlagen wird. Halb verlegen, halb schelmisch sitzt sie da, neben ihren Schwestern, zwei gesunden, hübschen Backfischen, die verwundert dreinschauen, denn dergleichen ist ihnen im Leben noch niemals begegnet. Dem Ideal ihrer Liebe entspricht der dicke Sepp eben nicht, und wenn sie zu wählen hätte, so dürfte kein anderer als der schlanke Jodler-Toni, der beim letzten Preisschießen den ersten Ehrenbecher mit seinem Stutzen eroberte, ihr den goldenen Reif an den Finger stecken. Aber der Jodler-Toni ist arm und niemals werden Mutter und Großmutter zu einer solchen Mesalliance ihre Einwilligung geben. Und so wird sie denn nach mehreren heftigen Auftritten und verweinten Nächten schließlich doch dem ehrlichen Sepp ihre Hand reichen und einst ihre Tochter nach gleichen Grundsätzen in das Joch der Ehe zwingen. An dem Sujet unseres Bildes haben die Genremaler aller Nationen ihre Kräfte versucht. Liebenswürdiger und packender aber, so volkstümlich und mit so viel gesundem Humor hat niemals ein Maler eine Brautwerbung geschildert, als der gefeierte münchener Meister Fr. Defregger. Wie da jeder Kopf lebt und spricht, wie überzeugend wahr und klar der ganze Vorgang zum Bewußtsein gebracht wird, wie fein Ernst und Komik verschmolzen sind und ineinanderspielen! Defreggers Brautwerbung gehört zu den Perlen unserer modernen Kunst, wie denn fast sämmtliche Werke dieses Künstlers, dessen Pinsel dem Volksleben seiner tiroler Heimat gewidmet ist, von einer Ursprünglichkeit und Frische der Empfindung und dabei von einer Wahrheit sind, daß man es begreift, weshalb Defregger so rasch zum Liebling der ganzen Nation geworden ist. Er ist kein Auerbach in Farben, der den Bauern Empfindungen und Anschauungen andichtet, die sie als Bauern gar nicht haben können und die daher mit ihrem Wesen in schroffem Widerspruch stehen; er schildert sie, wie sie in Wirklichkeit und Wahrheit sind, aber er weiß ihnen so viele schöne, anmutende Seiten und Züge abzugewinnen, daß man sich daran ästetisch erbaut wie an den idealsten Gebilden der Kunst. Und das verdankt Defregger zum großen Teil dem glücklichen Umstand, daß er nicht bloßer Beobachter des Volkes ist, sondern selbst zum Volk gehört, sich als Glied der Volksmasse empfindet, aus welcher dem Kreise der sog. „Gebildeten" immer wieder neue, unverbrauchte Kräfte zuströmen müssen, um ihn zu erfrischen und zu verjüngen. St.

Für unsere Hausfrauen.

Paraguaytee. Auf unsere Anfrage bezüglich etwaiger Erfahrungen mit dem Paraguaytee antwortet Herr H. V. in Dresden: Betreffs des in Amerika (und auch England) viel verwendeten Maté oder Paraguaytee, den die Blätter von Ilex paraguyensis liefern, (Yerba Maté der Spanier, Caacuys oder Gaaguaza der Eingeborenen in Brasilien und Paraguay) bemerke ich, daß ich denselben seit Jahren regelmäßig des Morgens statt Kaffee trinke und ihn nur empfehlen kann. Derselbe wirkt nicht so ausschließlich anregend auf das Nervensystem und das Herz und erschlaffend auf die Darmfunktion wie der chinesische Tee, sondern regt zugleich auch das Gefäßsystem und die Verdauung an. Sein Geschmack ist mindestens ebenso angenehm, wie der des chinesischen Tees, doch gewöhnen sich manche Menschen nicht leicht an denselben, da er ein eigentümliches Aroma hat. Die lederartigen Blätter werden nicht so leicht wie der chinesische Tee vom heißen Wasser ausgezogen. Man zerstößt oder mahlt sie am besten zu gröblichem Pulver (geht auch auf der Kaffeemühle), brüht sie kochend heiß, läßt sie wohl auch einmal aufkochen und dann etwas länger ziehen als chinesischen Tee. Uebrigens trinkt man ihn wie chinesischen Tee mit Zucker und Milch. Der Preis des Matétees ist bis jetzt bedeutend niedriger als der des chinesischen Tees, auch beträgt der Eingangszoll für denselben statt wie beim chinesischen Tee hundert Mark per hundert Kilogramm nur vier Mark per hundert Kilogramm. Im allgemeinen kostet jetzt das Kilo Mk. 2,50, chinesischer Tee dagegen Mk. 8—6. Doch achte man beim Einkauf, daß man nur beste frische Qualität erhält, da bei dem geringen Verbrauch an vielen Orten man oft altes verlegenes Zeug bekommt.

Kaffeesurrogat. Der Samen der gelben Lupine, die in Norddeutschland häufig für Gründüngungs- und Fütterungszwecke gebaut wird, soll ein gutes Kaffeesurrogat abgeben. Geröstet soll er nicht nur wie Kaffee riechen, sondern auch schmecken (!). Ein berliner Spekulant hat vor einigen Jahren solchen Kaffee für „Feigenkaffee" verkauft, bis ihm die Behörden das profitable Geschäft gelegt haben.

Gartenkresse. Diese bekannte Pflanze ist wegen ihres pikanten, etwas scharfen Geschmacks für sich allein als Salat oder als Zutat zu diesem mit Recht viel geschätzt. Ihr Anbau ist sehr leicht; sie nimmt mit jedem Gartenboden vorlieb und macht keine besonderen Ansprüche. Im April, oder noch früher, wenn es die Witterung erlaubt, säet man den Samen reihenweise in sehr flache Furchen ziemlich dicht und bedeckt ihn nur ganz schwach mit leichter Erde. Gehörig feucht gehalten, geht er schon nach 3 bis 4 Tagen auf. Nach 8 bis 14 Tagen macht man eine neue Saat und fährt damit fort, so lange man dessen bedarf. Das Abschneiden geschieht mit der Scheere, weil die Pflanzen sich leicht wurzeln und daher leicht aus der Erde gerissen werden, was für die Küche nicht wünschenswert ist. — Um auch im **Winter**, wo gewöhnlich Mangel an andern Salatarten einzutreten pflegt, Kresse zu haben, nimmt man flache, etwa 2—3 Zoll tiefe Kästchen von beliebiger Länge und Breite und füllt dieselben mit guter klarer Gartenerde. Hat man diese geebnet, so streut man den Samen darauf, und zwar so dicht, daß die Erde fast ganz davon bedeckt wird und drückt ihn dann mittels eines Brettchens, ohne weitere Bedeckung, in die Erde, die man täglich zweimal mit lauem Wasser vorsichtig, damit der Same nicht verschwemmt, befeuchtet. Ehe die Pflanzen hervorkommen, setzt man den Kasten an einen etwas warmen Ort, in die Nähe eines Ofens oder Herdes. Sobald sich aber die Keime zeigen, bringt man ihn ans Fenster, wo die Pflanzen Licht und Sonne genießen und eine grüne Farbe bekommen. Es gibt mehrere Sorten Kresse, so eine gekrauste oder gefüllte mit etwas größeren Blättern, eine gelbblätterige u. s. w. Die Kresse gilt für ein sehr gesundes Kraut; man schreibt ihr unter anderem blutreinigende, antiskorbutische und auflösende Kräfte zu. (Fundgrube.)

Zum Waschen seidener Zeuge gibt die Musterzeitung folgendes Verfahren an: Man breite das Seidenzeug auf einen reinen Tisch aus, seife einen wollenen Lappen gut ein, wende lauwarmes Wasser an und streiche das Zeug immer nach ein und derselben Richtung. Ist der Schmutz entfernt, so beseitige man auch die Seife mit einem Schwamme und kaltem Wasser. Dann nehme man auch die andere Seite des Zeuges vor, reinige dieselbe ebenso, spüle das Ganze mit kaltem Wasser und lasse es ausgebreitet im Schatten trocknen. Schwarzes oder blaues Zeug wird dann noch einmal mit Branntwein abgerieben und abermals getrocknet. Zum Bügeln bedient man sich dann nur eines halbwarmen Stahles und legt Papier zwischen Bügeleisen und Zeug. Oder man bestreicht die Zeuge zuerst mit Eidotter, wäscht sie in lauem, dann kaltem Wasser, zieht sie alsdann durch Wasser mit aufgelöstem Tragantgummi und rollt sie.

Schachtelrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 ein deutscher Komponist.
1 2 3 4 5 6 ein deutscher Fluß.
1 2 3 4 5 ein Hühnervogel, weder Huhn noch Hahn.
1 2 3 4! Sei froh, wenn du's nicht bist.
1 2 3 Schiffern unentbehrlich.
2 3 heißen Wiesen und Flüsse, doch wenn du's rufst, meinst du weder die eine noch die andere. S. N.

Rebus.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 11. 1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky.

10. Fortsetzung.

„Elsa!“ rief er der Eintretenden entgegen.

Welch warmblütiges Leben und Empfinden bringt ihr dies eine kurze Wort entgegen!

Arnold ist es, er erfaßt sie an beiden Händen und hält sie fest.

So stehen sie einen Augenblick einander gegenüber, sich an den Händen haltend, sich in die Augen sehend, ob es denn wirklich wahr, ob es denn möglich sei.

Aber es ist so, und diese Gewißheit bringt beiden ein solches Glücksgefühl, daß es sie verwirrt, betäubt. Sie geben sich keine Rechenschaft davon, und so fragen sie auch nicht, wie es gekommen sei, daß sie an diesem Ort zur Nachtzeit so unerwartet aufeinander treffen.

Aber jezt, bei den ersten Worten, die er zu ihr spricht, erfaßt es sie wie ein Schauer, und als hätte der Ton seiner Stimme genügt, um diesen unbegreiflichen Zauber eines Augenblickes zu zerstören, reißt sie sich los von ihm und stürzt in das Zimmer ihres Vaters.

Sie war gewohnt hierher zu flüchten bei allem, was sie bewegte, hier Schuz zu finden vor allem, was sie verlezte.

Auf seinem Schreibtisch brennt eine Lampe; eine Anzahl von Schriftstücken liegt hier ausgebreitet, wie immer, wenn er hier zu arbeiten pflegt. Ihr verstörter Blick irrt suchend umher, er trifft auch das Bild des Vaters, das Arnold auf einer Staffelei hier aufgestellt hat. Sie stürzt darauf los und umschlingt es mit beiden Armen.

„Vater, Vater, mein Vater!“ Aufschluchzend sinkt sie daran nieder, und nun weint sie, als müsse ihr das Herz brechen.

Arnold war ihr gefolgt, aber er steht stumm und ehrerbietig vor diesem Ausbruch ihres kindlichen Schmerzes. Unbeweglich lehnt er sich an den Schreibtisch, an dem er eben zuvor gesessen, um die Aufzeichnungen Barrs zu ordnen und zu sichten.

In dem schwach erhellten Gemach waren tiefe Schatten gelagert. Mit seinen durch Laden geschlossenen Fenstern und Türen war es in Nacht begraben und kein Odem, kein Ton von außen drang in seine Stille; aber in diesem Augenblick war es von dem tiefen Weh eines jungen Herzens durchzittert, das sich in leidenschaftlichem konvulsivischen Weinen Luft machte.

Sie hatte sich in einen Stuhl geworfen und beide Hände vor die überströmenden Augen gepreßt. Ihre Gestalt bebte unter nervösen Zuckungen, und das wallende blonde Haar, das einzige Helle in dieser Dunkelheit, flimmerte bei jeder Bewegung des Kopfes auf in einem goldigen Schimmer.

Er tritt leise hinter ihren Stuhl und beugt sich zu ihr hinab.

„Elsa!“ sagte er sanft und bewegt, und unwillkürlich legt er seine Hand auf dieses schimmernde Haar und streicht beruhigend darüber hinweg, wie er es getan, als er sie zum erstenmal gesehen.

Sie läßt die Hände von ihren Augen fallen und in rascher Wendung vor ihm zurückweichend, sieht sie ihn an mit dunklem verstörten Blick.

„Was tun Sie!“

„Sie sollen nicht mehr weinen,“ sagt er weich.

Sie aber bricht in neue Tränen aus.

Er sezt sich in ein Fauteuil ihr gegenüber.

„Ich begreife Ihren Schmerz, der sich an diesem Ort erneuern mußte; auch ich empfand, als ich hier eintrat, eine tiefe schmerzliche Beklemmung. Wir haben beide in ihm einen Vater verloren, unseren besten Freund.“

„Ich habe alles verloren, alles!“ rief sie mit zuckenden Lippen, „mein Vater war der einzige, der mich lieb hatte auf dieser Welt, der einzige, den ich geliebt habe.“

Ernst, mit einem Blick der Frage, fast des Vorwurfs, sah er sie an: „Ich dächte doch, was Glück und Liebe in dem Leben eines Weibes bedeutet, winkt Ihnen noch verheißungsvoll entgegen.“

„Glück und Liebe!“ wiederholte sie, und um die blühenden Lippen des jungen Mädchens legte sich ein herber weltverachtender Zug, „wo sind sie unter den Menschen zu finden, nirgend und niemals!

„Elsa, so sprechen Sie, die alles vergöttert, die alles liebt!“

Ein konvulsivisches Aufschluchzen hob ihre Brust und in ihren Augen, in denen noch die Tränen standen, blizte es auf.

„Was sie Vergötterung und Liebe nennen, ist etwas, das mir das Herz empört. Wissen denn diese Menschen überhaupt

zu lieben? Ich glaubte es einst, ich vermeinte, es könnte nicht anders sein, weil mich ja selbst alles angetrieben hat, sie zu lieben, aber es ist nicht wahr, es ist eine Täuschung wie alles, was in dieser Welt geglaubt wird. Und diese Menschen hassen einander, alle, alle! Es lebt kein Gefühl des Mitleids in ihnen, jeder sucht den andern zu kränken, zu übervorteilen, ihm zu schaden, und Freude und Befriedigung ist ihnen der Kummer, die Demütigung, die sie einem ihrer Mitgeschöpfe zugefügt haben; o, ich habe es gesehen, gehört, selbst miterlebt! Geht, ihr liebt nichts und niemand als euch selbst, ihr verlobt euch, ihr verheiratet euch sogar ohne Liebe."

Wie in vehementer Anklage schleuderte sie ihm die lezten Worte entgegen, aber aus dem Ton hörte man das eigene tiefe Leid heraus; Arnold war davon bewegt, ergriffen, und doch entgegnete er fast mit Härte:

„Aus Ihnen spricht ein tiefverwundetes Gefühl, ein persönliches Verleztsein. Ich weiß nicht, wodurch es entstanden ist, wer es verursacht; Sie leiden, aber Sie verweigern mir jede Erklärung dafür. Nun ja, ich habe ja auch kein Recht auf Ihr Vertrauen, es gehört allein demjenigen, mit dem Sie, mein Fräulein, sich verlobt haben, dem Baron Reinthal."

Elsa sprang in die Höhe, ihre Gestalt schien noch zu wachsen und ihre Augen entsandten gegen den Dreisten einen finstern flammenden Blick.

„Es ist eine Lüge, eine ihrer vielen Lügen, eine ihrer vielen Erbärmlichkeiten."

„Es wäre nicht wahr, wie? was alle Welt behauptet — ?"

„Weil sie es aller Welt vorgelogen haben, und wie in einem Neze haben sie mich mit diesen Lügen umgarnt, sie glaubten mich zu fangen, aber ich bin ihnen entkommen, ich bin frei."

„Sie lieben den Baron nicht?!" Wie verändert klang das, wie ein Emporjubeln nach der Qual.

„Nie und niemals!"

„Und Sie sind vor ihm geflohen?"

„Vor ihm und vor den anderen."

„Sie sind allein hierher gekommen?"

„Mit meiner Großtante, Gräfin Dönhof."

„Mit ihr?"

„Sie war es, die mir eine Zuflucht zeigte, die einzige, wo ich mich beschüzt fühlen könnte, die mir Ruhe sichern würde und den Frieden."

„Und diese Zuflucht ist —"

„Sie nennen sie ein Kloster."

„Ah, man hat Sie also schon bekehrt."

„Man will mich taufen, hier, in der Kirche von Amsee; von diesem Akte, so scheint es, erwartet man ein Wunder; eine Wandlung, eine Umgestaltung soll sich in mir vollziehen."

„Sie können nicht daran denken, nicht daran glauben, Elsa!"

„Ich glaube es nicht. Wie ihre Liebe, so flößt mir auch ihr Glaube Grauen ein; sie heucheln ihn und suchen andere und sich selbst damit zu täuschen. Einbildung erscheint mir alles, was sie darüber sagen, ein Werk der Phantasie, und doch —" sie hatte sich wieder gesezt und der schöne Kopf neigte nun wie in plözlicher Ermattung sich gegen die Brust herab. „Was bleibt mir übrig, was erwarte ich? Wenn in dieser Welt alles schlecht ist und alles Sünde, wenn wir uns abwenden müssen von dem Wirklichen, weil es das Gemeine ist, das uns unaufhörlich verlezt, das uns bedroht, wäre es dann nicht besser, sein Herz, das doch nicht glücklich werden kann, an diese Täuschung hinzugeben? seine Seligkeit in jenes Ungewisse zu verlegen, in ein Jenseits, von dem wir ja nichts, gar nichts wissen können und darum aber alles, alles glauben dürfen?"

Arnold hatte in rascher Bewegung seinen Stuhl dicht an den ihren herangeschoben; seine Mienen zeigten eine zärtliche Beunruhigung und seine Stimme gewann an Innigkeit und Klang.

„Nein Elsa, das gilt nur für die Schwachen, diese mögen es vorziehen, sich selber zu betrügen, als die Welt zu sehen wie sie ist, in all ihrer Schwäche und Unvollkommenheit. Wir stehen allerdings noch auf einer tiefen Stufe der Entwicklung, aber wir gehorchen einem ewigen unwandelbaren Gesez, es ist der Fortschritt; und auch für uns gibt es noch ein anderes Leben, das sich forterbt von Geschlecht zu Geschlecht, es ist das Wissen. Elsa, diese gesunden Anschauungen müssen wir uns bewahren, eifersüchtig müssen wir über ihnen wachen, und Sie, die Sie in diesen Anschauungen erzogen sind, Sie dürfen sie nicht für Illusionen hingeben, die grundverderblich wirken, weil sie uns um die Kraft des wirklichen Lebens bringen, um die Kraft zu lieben."

Elsa schüttelte den Kopf, als hätte sie nie diese Kraft besessen oder wolle sie nicht mehr besizen; er aber fuhr bewegt in überzeugender Wärme fort: „Glauben Sie es mir, in dieser Fähigkeit zu lieben liegt unser Glück, darin ist bisher das Ihrige gelegen."

Sie hob den Kopf und, was sie soeben vermieden, jezt sah sie ihm in die Augen, fest und trozig fast.

„Soll man auch lieben, was nicht liebenswert ist? Kann man das? Und vertrocknet einem nicht das Herz darüber? Warum mußte ich erkennen, daß das Leben so nichtig ist, so armselig, daß wir selbst so wenig sind und so elend werden können."

Auch seine Augenbrauen furchten sich. „Sie wurden es, weil Sie in einer Gesellschaft lebten, die nur von den eigennüzigsten Motiven bewegt ist und die in dem Wahn lebt, sie sei allein zum Glück berechtigt und könne allein für sich glücklich sein. Aber dem ist nicht so, wir stehen in einem nicht trennbaren Zusammenhange mit der ganzen Menschheit und mit jedem Einzelnen; wir müssen den Kreis unserer Sympatien erweitern, nicht verengen, und wenn wir erst die Glückseligkeit der Menge zu der unseren gemacht haben, dann werden wir nie arm an Freuden sein. Elsa, der Mensch kann nichts höheres lieben als den Menschen und diese Liebe liegt tief in unserer Brust als ein Naturgesez, wir üben sie in jedem Augenblick und unbewußt." Sein Mund lächelte ein wenig und ein Zug anmutiger Schalkhaftigkeit kräuselte seine Lippen; „glauben Sie Sich dem entziehen zu können? und liegt es denn nicht in unserer Macht, in jedem Augenblick Glück zu schaffen, Glück zu empfangen? Und wenn Gedanke an Gedanke sich entzündet, und Gefühl an Gefühl, empfinden wir dann nicht alle Wonne des Lebens? Elsa, wenn ich diese finsteren Vorstellungen wieder banne, die etwas Fremdes in Ihnen sind, etwas Krankhaftes, das nicht zu Ihnen gehört, und wenn ich Sie jener heiteren Lebensanschauung zurückgewinne, die der Vater von kleinauf in Ihr Herz gelegt, und wenn Sie dann wieder lächeln, Elsa, so werden Sie mir ein Uebermaß von Glück geschenkt haben, und ein Wiederstrahl davon wird in Ihr eigenes Herz zurückfallen." Er hatte ihre Hände ergriffen und er hielt sie mit festem Druck in den seinen.

Ihre Pulse klopften, eine Glut stieg in ihre Wangen und färbte ihr selbst Hals und Nacken.

„Von mir sollte Ihnen Glück kommen, von mir?!" stammelte sie in unendlicher Verwirrung.

„Ich werde jubeln, sobald mir Ihr Mund bekennt, daß ich Sie uns zurückerobert habe, daß Sie wieder uns angehören, ganz uns."

„Wem — Euch?" fragte sie plözlich und ebenso plözlich schwand das Rot der Freude von ihren Wangen, „und wem gehören Sie? und stimmen Ihre Worte auch zu Ihren Taten, und sind Sie selbst Ihren Anschauungen nicht untreu geworden? Ich finde Sie in der vornehmen Welt, auf das engste mit denen verbunden, mit denen ich nichts mehr gemein haben will — Sie sind der Sohn jenes Baron Reinthal."

„Sie wissen das?!"

„Ich weiß es, und ich weiß auch, daß er wünscht, und daß Sie selbst darnach begehren, Helenens Gatte zu werden."

Jäh, wie ein wildausbrechender Strom, war es über ihre Lippen geflossen; aber was das junge eifersüchtige Herz so unbedacht und widerwillig verraten hatte, es brachte dem Manne, der an ihren Zügen gehangen, ein neues Glück, ein unendliches, ein bisher nicht einmal geträumtes.

Ein Feuerstrom ergießt sich in seine Adern und, selbst erbebend, sah er auf das bebende Mädchen hernieder, das ihn einen Blick in ihr Herz tun ließ, für dessen innerstes Seelenleben ihm jetzt eine entzückte Ahnung aufgegangen war. Noch wagt er nicht es auszudenken, aber sein Blut ist entzündet, in heißer Dringlichkeit suchen seine Augen den ihrigen zu begegnen, und um seine Lippen legt sich jenes bewußte Lächeln der Männlichkeit.

„Niemals dachte ich daran, es ist ein Irrtum — ein Irrtum, ein Irrtum."

Er wiederholt nur das eine Wort, aber so innig und zärtlich, nichts konnte überzeugender wirken. Und sie ist überzeugt, sie glaubt ihm, und damit war ihr Glaube und Liebe für die ganze Menschheit wieder erstanden. Es war ein gefährlicher Augenblick für die beiden. Diese jungen Herzen klopften in der Erregung ihres jähen Glückes so nahe aneinander, mit dem Bewußtsein, daß sie zu einander gehören, und immer zu einander gehören würden, weil sie alles verbindet, was Menschen miteinander verbinden kann.

Aber inmitten dieses Aufruhrs der Gefühle erhob sich in ihm jener Widerstreit, jene innere Mahnung, die der Wilde sein Gewissen, die der Zivilisirte Pflichtgefühl nennt. Er liebt sie, aber darf er seinem Herzen folgen und wenn es noch so ungestüm gebietet? Darf er dem eigenen egoistischen Begehren zum Opfer bringen, was bisher sein innerstes Wollen gewesen und sich in ihm gleichsam zum Gesez kristallisirt hat? Oder soll er die Geliebte mit hineinziehen in Kampf und Gefahr, soll sie ein ungewisses Schicksal mit ihm teilen?

Aber jetzt schlägt sie die Augen zu ihm auf und um seine Vernunft scheint es geschehen.

Die ganze Wonne eines Menschenherzens liegt in ihrem Blick, aber zugleich etwas Hohes, Reines, Insichbefriedigtes. Ihr ist alles erfüllt, was sie ersehnt hat, sie hat ihn wiedergefunden, so, wie sie ihn seit Jahren in ihrem Herzen getragen, und schöner noch und herrlicher. Mit stolzer Bewunderung kann sie wieder zu ihm emporsehen, sie fühlt kein anderes Verlangen noch.

„Ich will nimmer an der Menschheit zweifeln und nimmer an dem Glück, das Menschen Menschen geben können," sagt sie leise und schüchtern. Aber ihr Blick wird fester und fester ihre Haltung, ihr Antliz, wie von innen erhellt, erschien wunderbar schön. „Ich will nicht mehr zu den Schwachen gehören, Arnold, ich sehe die Notwendigkeit des Kampfes ein, aber es genügt mir nicht, nur für mein eigenes Ich mich zur Wehr zu sezen. Lassen Sie mich an Ihrer Seite stehen und als die lezte mit teilnehmen an dem Kampfe, den edle Geister für ihre Ueberzeugungen kämpfen und für das Wohl und Wehe anderer. Ja, ich will das Glück aber auch das Leid der Armen und Unterdrückten auf mich nehmen, und wenn ich eine Träne gestillt und einem Herzen höheren Mut verliehen, so werde ich mich nie mehr unglücklich fühlen können."

Und wieder hatten sie sich an den Händen gefaßt, aber jenes zitternde Beben, das die Berührung steigert und es in leidenschaftliche Glut verwandelt, war in diesem Augenblick geschwunden. Sie hielten sich fest und treu wie zwei Kameraden, die etwas so hohes verbindet, wie eine Idee es ist.

Es dämmerte und der erste Hahnenschrei klang über den See herüber, als Arnold und Elsa aus dem mittleren Gemache auf den Balkon heraustraten. Eine graue Nebelmasse lag über dem See und umhüllte einem Schleier gleich auch die nahen Felsen und Sträucher.

Sie betrachteten einen Augenblick dieses Wogen und Ineinanderwallen, dieses Lösen und Auseinanderfliehen und sich wieder verbinden. Mit heitern, frischen Augen sahen sie in den kalten Morgen hinaus und reichten sich dann die Hand zum Abschied.

Stundenlang hatten sie nebeneinander gesessen, an dem Schreibtische ihres Vaters. Nachdem sie einmal ihr egoistisches Begehren besiegt und sich von ihm abgewendet, war ihnen eine schöne Herzlichkeit und Zutraulichkeit erstanden. Arnold hatte ihr von seinen bisherigen Arbeiten erzählt, und daß das Werk, das er im Manuskript hierhergesandt, soeben in der Oeffentlichkeit erschienen sei. Dann sprachen sie von dem Nachlasse des Vaters, wie er zu ordnen und in seinem Sinne zu verwerten sei. Sie ordneten gemeinsam die verstreuten Blätter, und Elsa wußte manches Exzerpt aufzufinden und erinnerte sich an manche Aufzeichnungen, die gesondert gelegen. So hatten sie miteinander gearbeitet und geplaudert, Unbedeutendes erwähnt und wieder die höchsten Fragen erörtert, wie es gerade kam. Er hatte ihr von seinem Verhältnis zu Reinthal erzählt, und sie hatte ihm vertraut, wie sie dies alles schon gewußt habe, noch ehe er sie gesehen; hier an der Tür war sie als Lauscherin gestanden, hatte die Geschichte seiner Jugend vernommen und das traurige Schicksal seiner Mutter, und so sei es auch gekommen, daß, als sie später Reinthal kennen gelernt, sie in ihm nur den Vater Arnolds gesehen.

Wie diese Erklärung ihn befriedigte, wie er jedes Wort von ihren Lippen nahm! Ihr eigenes Geheimnis trugen sie still in sich verschlossen. Es war die Knospe einer ersten Liebe, die ihren ganzen Duft sich noch bewahrte. Es ward beschlossen, daß Elsa in das Pfarrhaus zurückkehren solle; jezt hatte sie keine Furcht mehr. Sie wird die Taufe verweigern und verlangen, daß man sie nach der Residenz zurückbringe. Arnold wollte darüber wachen, daß diesen ihren Wünschen auch entsprochen werde. Im Hause Helenens wollten sie sich wieder sehen, aber Arnold gedachte immer wieder hierher zurückzukehren, bis all das verstreute und noch zu verwendende Material vollständig gesichtet und geordnet sein würde. Seine Anwesenheit in der Villa sollte indes unbekannt bleiben, für alle, außer Georg, ein Geheimnis.

Jezt geleitete er sie über die von außen angebrachte Treppe hinab, dann schritten sie zwischen den duftenden knospenden Gebüschen des Ufers dahin. Die Luft war kalt, von einer prickelnden Frische, das Rauschen und Wehen des beginnenden Tages umgab sie, das die Natur aus ihrem Schlummer weckt. Schon hüpfte es in den Zweigen und der Morgenwind trieb kleine weiße Blütenblätter, die er von den Büschen gestreift, ihnen ins Gesicht.

Sie lächelten still unter dieser gleichen Berührung, und wie sie jezt bei dem Kahn angelangt waren, wollten ihre Hände nicht allzu rasch sich auseinander lösen.

Elsa sprang in das Boot und beide waren nun bemüht es loszubinden.

Sie ergriff hierauf das Ruder, während er das flache Fahrzeug über den knirschenden Ufersand hinweg ins Wasser stieß.

„Auf baldiges Wiedersehen!" sagte er.

Sie nickte ihm zu, sie wollte nicht sprechen, eine eigenartige Beklemmung schnürte ihr die Brust zusammen. Das einsame Boot schwamm in den mit Nebeln überwallten See hinaus.

12. Kapitel.

Auf die hohe Kuppe des Plattenberges fallen die ersten Strahlen des Lichts, sie beginnen sich rot zu färben. Die tiefer schwebenden Nebel aber verdichten sich noch mehr. Wie eine Wolkendekoration senken sie sich langsam hernieder, die Bergesgipfel befreiend, aber über dem Wasser sich zusammenballend. Ein feuchter grauer Schimmer breitet sich über die Ufermatten, und auf den Nadeln der dunkeln Tannen und Föhren glizert es perlengleich. Ein junges Mädchen kommt von der Bahn her, dem See entgegen.

Seine entblößten Füße stecken in Holzschuhen, ein grober Kittel bedeckt den dünnen Leib und um Hals und Brust hat es ein Tuch gewickelt, dessen Enden nach rückwärts geknüpft sind. Es ist Eva. Fröstelnd zieht sie die Schultern in die Höhe.

Sie steigt in ein Boot und legt mehrere Wäschestück, die sie mitgebracht hat, auf den Boden desselben. Sie will sie waschen, aber wie sie jezt ein Stück ins Wasser taucht, kommt es über den zarten Körper wie ein Krampf; das grobe Leinen entsinkt der Hand, und sich auseinander breitend, schwimmt es hinweg, im Wasser einen roten Streifen hinterlassend. Das junge Mädchen bleibt einen Augenblick wie gelähmt, es starrt

auf diese blutige Furche, dann rafft sie sich auf, und das Ruder ergreifend, bringt sie mit einem Schlag das Boot dem entschwimmenden Leinen nahe; sie beugt sich über und erfaßt es rasch, und nun beginnt sie es sogleich zu schweifen und zu reiben, um es hierauf mit dem Bläuel zu bearbeiten.

Die Sonne ist über den Kamm der gegenüberliegenden Berge heraufgestiegen, und es kommt nun Bewegung in die trägen, formlosen Massen, die über dem Wasser lagern. Hell und goldig wogen sie ineinander und goldig erscheint unter ihnen der weithin sich erstreckende Reflex im Wasser, das dadurch wie von unten erleuchtet aussieht. Aus diesen goldigen Nebelschleiern taucht jezt ein dunkler Gegenstand auf, Elsas Boot. Aufrecht steht sie darin, die Sonne glänzt über sie hin, und ihre Strahlen umleuchten wie in einer Aureole das blonde Haupt.

Eva sieht auf und von dem unvermuteten Anblick überrascht, blickt sie der Daherkommenden entgegen.

Sie glaubt sie zu erkennen, aber sie bleibt unbeweglich in ihrer kauernden Stellung, und blöde und schüchtern, ruft sie ihr auch keinen Gruß zu.

Das Boot fährt dicht an das ihrige heran und legt sich an dessen Seite.

Jezt erhebt sich Eva, die beiden Mädchen sehen sich an.

„Du bist's, Evi, ich hab' mich nicht getäuscht!“ rief Elsa.

Eva bewegte nur bejahend den Kopf, aber Elsa war schon zu ihr in das nachbarliche Fahrzeug hinübergestiegen und sie umarmte ihre kleine ehemalige Freundin und küßte sie in warmer herzlicher Freude.

Als sie aber die nassen Hände anfühlte und den durchkälteten Körper, stieß sie einen Ruf der Besorgnis aus.

„Du bist ganz erstarrt Eva, was tust du hier? Du wirst dich erkälten.“

Eva, in Ueberraschung und Verlegenheit, wischte sich die Hände in ihrem Rocke ab, aber im nächsten Augenblick hob sie das nasse Linnen empor und näßte sie so aufs neue.

„Daß Sie's aber doch wirklich sind,“ stammelte sie, Elsa nur verschämt von der Seite ansehend, „Sie wohnen also wieder drüben in der Villa?“

Elsa, nun ihrerseits etwas verlegen, schüttelte den Kopf.

„Nein, Evi, ich habe nur einen Besuch drüben gemacht, ich werde Amsee heute wieder verlassen; aber Evi, erinnerst du dich denn nicht, daß du meine kleine Schwester bist, wir sagen ‚du‘ zueinander.“

„O,“ sagte Eva freudig und doch verschämt, „geht denn das noch, Sie sind ja jezt so viel vornehm und schön —“

„Du meinst, ich bin dieselbe geblieben, und du —“

Elsa hielt inne, sie konnte nicht das gleiche von Eva behaupten, das kleine Ding vor ihr sah recht herabgekommen aus. So blaß und durchaus armselig, und ihr Haar war nicht gekämmt und die Augen wie übernächtig und stark gerötet; alles an ihr deutete auf Kummer und Elend. „Sag doch,“ rief Elsa in plözlicher Dringlichkeit, „mußt du denn hier am Wasser bleiben, es ist kalt, und warum willst du denn jezt, zu so früher Morgenstunde deine Wäsche waschen?“

„Ich darf die Blutflecken nicht eintrocknen lassen, sonst bring' ich sie gar nimmer heraus,“ bemerkte Eva schüchtern, indem sie sich wieder ihrer Wäsche zuwendete.

„Das ist Blut,“ rief Elsa erschreckt, „was ist denn geschehen?“

„Seine Wunde is halt in der Nacht wieder aufgebrochen, und er hat viel Blut verloren?“

„Wer ist denn verwundet?“

„Der Vater. Beim Schieferbruch ist ein Teil vom Ueberhang eingestürzt. Einen hat's gleich erschlagen, der Vater hat einen Schlag auf den Kopf kriegt.“

Sie sagte das alles mit jener stumpfen Ergebenheit, die keine Tränen mehr hat.

„Das ist entsezlich!“

„Ja, aber es kommt jedes Jahr vor.“

Also auch hier hatte die Gewöhnung das Schreckliche, weil es zu einem häufigen geworden war, ertragen gelernt.

„Aber er wird doch geheilt, dein Vater, er wird wieder gesund werden?“

„Der Doktor sagt, er wird nit dran sterben, aber es kann lange dauern, eh' er g'sund wird.“

Elsa seufzte, dann sah sie auf die kleinen braunen Hände, die eifrig bei der Arbeit waren.

„So werden die Flecken doch nicht weichen,“ sagte Elsa mitleidig, „du mußt Seife dazu nehmen.“

Evi blickte nicht auf, es war, als ob sie sich des Mangels schämte. „Freilich,“ erwiderte sie leise, „aber Seife ist teuer. Von der Hofer habe ich früher etlichemal eine zu leihen genommen, — jezt geh' ich nimmer zu ihr.“

„Warum? ist sie weniger freundlich gegen dich?“

Das blasse Gesichtchen Evas überflog eine jähe Röte, sie zögerte erst mit der Antwort, und überhastete dann die Worte: „Sie ist mir halt bös von wegen dem Valentin.“

„Das ist ihr Sohn, Georgs Bruder, nicht wahr?“

„Ja.“

„Er arbeitet noch immer in Solenbad?“

„Ja, aber er kommt jeden Sonntag herauf, denn —“

„Er hat dich lieb?“

„Das weißt eh.“ Sie sagte es leise, verschämt vor sich hinlächelnd, und sie rang dabei das Linnen aus und legte es in ihren Schoß.

Elsa sezte sich auf das Brett im Boote; mit einer raschen Bewegung hatte sie den Arm um den Hals der vor ihr Kauernden gelegt.

Diese blickte überrascht auf, als sie aber in das gute Gesicht, in die lieben, warmherzigen Augen sah, da schwand ihr die scheue Zurückhaltung und in all der naiven reizenden Mädchenvertraulichkeit warf sie sich der Freundin an den Hals.

Elsa zog sie neben sich auf das Bänkchen. Fest umschlungen und Wange an Wange tauschten sie einzelne Worte, aber allmälich wurden Evas Geständnisse zusammenhängender, bis sie endlich in kindlicher Geschwäzigkeit alles herausgeplaudert, was ihr auf dem Herzen lag:

„Er könnt's freilich besser treffen, der Valentin, könnt eine kriegen, die ihm was zubrächt', eine von Solenbad selber. Die Mädeln dort sind ihm eh schon auffässig, daß er ihnen jeden Sonntag davon geht, aber er tuts doch, und er laßt's Wirtshaus und die Musik und sucht uns auf. Der Bursch' bringt sich so selber um alle Freud', und er g'hört doch zu denen, die gern lustig sind, und die Leut' sagen, er hätt's früher oft a bissel toll trieben, und jezt, schau, sizt er an jedem Sonntag Nachmittag auf dem Bankerl vor unserm Haus, wie ein alter Invalid, und halt' den klein Gustel auf den Knien; er hat nix davon, daß er mich so lieb hat, der arme Mensch, und er ist alleweil so gut und so treu, aber ich bin nur sein Unglück, die Hoferin hat schier Recht.“

Elsa streichelte ihr die Wange, über die langsam eine Träne rann.

„Du bist ein Kind, Evi, du gibst ihm mit deiner Liebe das Höchste und Beste, das er sich wünschen kann.“

„Ist's denn wahr?!“ rief sie, und sie lächelte unter ihren Tränen, „er sagt dasselbe, und daß er just mich haben will und durchaus. Und er lamentirt nur, daß wir so lang aufeinander warten müssen.“

„Warum heiratet Ihr auch nicht?“

Die kleine Eva nahm eine sehr überlegene Miene an.

„Ja, Fräul'n Elsa, bei uns armen Leuten geht das nicht so leicht, wie du glaubst; und der Valentin gar, der macht sich's selber noch schwerer. Ja ja, der verlangt mehr als uns der liebe Gott geben kann, und manchmal da wird mir ganz bang, weil ich mich halt mit ihm nit mehr auskennen tu.“ Sie legte in herziger Vertraulichkeit ihre Hände über Elsas Knie und sich etwas vorbeugend sah sie mit ihren Kinderaugen zu ihr auf.

(Forts. folgt.)

Beim Schatz. (Seite 267.)

Cäsarismus im alten Rom.

Von Wilhelm Blos.

Die Schlacht von Philippi im Jahre 42 v. Chr., in welcher die „lezten Römer“ Brutus und Cassius mit ihren republikanischen Legionen gegen die Söldner Oktavians, des nachherigen Kaisers Augustus, unterlagen, war der Todesstoß für die alte römische Republik. Dieser Todesstoß war ein historisch unvermeidlicher geworden, denn die unheilbar kranke Republik konnte nicht länger leben. Wir bewundern den hohen Mut, mit welchem Brutus, Cassius und Cato für ihr Ideal fochten und starben, allein die wirkliche römische Republik war von diesem Ideal weit entfernt. Seit einem halben Jahrhundert war sie die Beute ehrgeiziger Heerführer und Diktatoren geworden; der blutdürstige Aristokrat Sulla, der rohe Demokrat Marius, die ehrgeizigen Triumvirn Cäsar, Pompejus und Crassus hatten mit Feuer und Schwert gehaust. Das ungeheure römische Reich war nur noch ein blutiges Schlachtfeld der Parteien, und wenige mochten sagen können, daß ihr Kopf oder ihr Eigentum von heute auf morgen sicher seien. Wer nur Macht hatte, konnte Recht und Gesez nach Belieben mit Füßen treten; wer in den Kämpfen Sieger blieb, der ächtete seine Feinde, überlieferte sie dem Henker und zog ihr Eigentum ein. Eine beutegierige Soldateska zerfleischte gleich einem Schwarm von Aasgeiern den Körper der sterbenden Republik. Das Ende dieser beispiellosen Anarchie konnte nur die Diktatur, der gröbste Despotismus sein, und er erschien denn auch in der Gestalt der Cäsarenherrschaft.

Wie war aus Rom, der Heimat rauher Bürgertugend und unüberwindlicher Vaterlandsliebe, ein solcher Tummelplaz der rohesten und zügellosesten Leidenschaften, ein solches politisches und gesellschaftliches Chaos geworden?

Die römische Gesellschaft war wie die hellenische auf Sklaverei begründet, wobei nicht zu vergessen, daß der römische Proletarier ganz etwas anderes ist als der Sklave. Der Proletarier war Bürger und gehörte zu der lezten jener sechs Klassen, in welche die römische Gesellschaft nach ihrem Vermögen vom König Servius Tullius eingeteilt worden war. Er stand über dem Sklaven und verachtete die Arbeit, welche der Sklave tun mußte. Der moderne Proletarier erhält durch seine Arbeit die Gesellschaft; der römische ließ sich, wie wir sehen werden, fast oder ganz ohne Arbeit von der Gesellschaft unterhalten.

Nur der Ackerbau stand in Ehren bei Patriziern und Plebejern. Unter den Königen und in den guten Zeiten der Republik gab es eine Art von Zünften, die hoch angesehen waren. Später aber, als die Eroberung und Ausbeutung fremder Länder förmlich Staatszweck wurde, kamen große Reichtümer ins Land, die Verachtung der Arbeit stieg, und man kam darin so weit, daß diejenigen, welche ein Gewerbe betreiben wollten, vom Wahlrecht gleich den Sklaven ausgeschlossen wurden.

Jene furchtbaren Legionen der römischen Republik, die so viele Königreiche zertrümmerten, waren aus römischen Bürgern gebildet. Die Tapferkeit dieser Milizen wurde von der Republik mit Ländereien in den eroberten Provinzen belohnt. Die Ländereien würden ausgelost, und der neue Besizer konnte sein Land nach Belieben selbst bebauen, es seinen Gläubigern überlassen oder es verkaufen. Der große Besiz zog auch hier den kleinern an sich; es entstanden die berüchtigten Latifundien, jene ungeheuren Güterkomplexe, die in Weideland umgewandelt wurden. Nach dem Zeugnis des Plinius haben diese Latifundien das alte Italien zugrunde gerichtet.*) Man sieht, das heutige England hat seine historische Analogie.

*) Ob die verschiedenen agrarischen Reformen, wie sie die Gracchen u. a. erstrebten, diese Gestaltung der Grundeigentumsverhältnisse hätten aufhalten können, ist mehr als fraglich. Hätte man die eroberten Länder auch an jene Bevölkerungsteile abgegeben, die keine Kriegsdienste geleistet hatten, so wäre damit nur ein ausgedehnteres Parzellensystem geschaffen worden. Daß der Parzellenbauer imstande sei, den Verfall eines so großen Staatswesens aufzuhalten, dafür müßten die Beweise erst noch erbracht werden.

Die Bürger aber, die ihre Grundstücke verkauften, den Gläubigern überließen oder bei der eigenen Bewirtschaftung kein Glück hatten, gingen nach Rom zurück, da im Kriegsdienst das Söldnersystem überhand nahm. Sie vermehrten dort die Masse jener Bevölkerung, die gerne üppig leben mochte, aber nicht arbeiten wollte, was übrigens auch bei der unfreiwilligen Konkurrenz der Sklaven von wenig Belang gewesen wäre. Der Bürger bis zum lezten Proletarier in Rom betrachtete eben die Arbeit als eine Schande.

Inzwischen strömten aus den eroberten Provinzen in Europa, Afrika und Asien ungeheure Reichtümer nach Rom. Es war römisches System geworden, die Provinzen auf das schamloseste auszuplündern. Sie mußten alles hergeben, woran es in Italien fehlte, und sie mußten, wie wir sehen werden, Rom förmlich ernähren. Während durch die Beraubung der Provinzen sich einzelne in unglaublicher Weise bereicherten, stieg die Armut der Massen. Es gab schon zu Cäsars Zeit in Rom nur 130 000 Reiche und Wohlhabende, dagegen 320 000 Bürger, die zur Klasse der Proletarier gehörten. Später wurde das Verhältnis noch weit schlimmer.

Wem es gelang, sich in den Provinzen oder sonstwie ein Vermögen zusammen zu rauben, der hatte mit dieser Masse ein leichtes Spiel. Da sie nicht arbeiten wollte, ließ sie sich von denen ernähren, deren politischen Zwecken sie diente. Man lebte vom aktiven Wahlrecht. Denn da in Rom viele der bedeutendsten Staatsstellen durch die Wahl der Bürger besezt wurden, so konnte derjenige leicht dahin gelangen, der die Wähler beschenkte. Dieses System artete in einer fast unglaublichen Weise aus, denn die Machthaber wußten, daß alles davon abhing, dem Volke „Panem et circenses“, Brot und Spiele, zu geben. Wenn ein Sieger seinen Triumphzug auf das Kapitol feierte, wurde eine fabelhafte Pracht und Freigebigkeit entfaltet, während man die politischen Gegner beraubte und tötete. Die Masse aber gewann man auf solche Weise leicht. Cäsar z. B. hielt fünf Triumphe von märchenhafter Pracht; einen davon bei Nacht, wobei 40 Elefanten auf beiden Seiten des Zuges die Lichter trugen. Auf 22 000 Tischen war für 198 000 römische Bürger gedeckt, und es wurden kostbare Speisen und Weine verabreicht. Jeder Bürger bekam eine Summe Geld, ein Quantum Getreide und Oel, ein Quantum Fleisch, und es wurde ihm die Hausmiethe auf ein Jahr bezahlt. Später wurden auch noch Kleider gespendet. Dann kamen die Fechterspiele, die Tänze, die Cirkusspiele, die Rennen, die Tiergefechte, die Tierhezen, die Kriegsspiele, die Seeschlachten, die zum Vergnügen der Masse aufgeführt wurden. Bei den Fechterspielen mußten Menschen miteinander, bei den Tierkämpfen Menschen mit wilden Tieren um ihr Leben kämpfen. Die Soldaten wurden natürlich besonders belohnt; von Cäsar empfing z. B. der gemeine Soldat außer den Ländereien noch baares Geld im Werte von 250 Friedrichsd'or (3900 Mark).

Die Wirkung eines solchen Systems mußte die Massen, deren ganzes Trachten nur aufs Faullenzen und Schlemmen gerichtet wurde, aufs höchste korrumpiren; das Volk wurde in Wahrheit ein Pöbel, der dem verworfensten Tyrannen zujauchzte, wenn nur tüchtig gespendet wurde, wenn die Massenabfütterungen reichlich und die Spiele großartig waren. Die Kosten dieses Systems mußten die eroberten Länder tragen, und die nötige Arbeit hatten die Sklaven zu tun.

Bei solchen Zuständen mußte Rom immer wieder die Beute ehrgeiziger Feldherren und Staatsmänner werden. Cäsar, der dem künftigen Herrschersystem den Namen geben sollte, wollte an Stelle der Republik eine mit demokratischen Formen umgebene Monarchie sezen; während der Vorarbeiten wurde er ermordet. Der schlaue Oktavian ward der erste Kaiser im römischen Reich, der erste „Herr der Welt“.

Unter der langen Reihe von römischen Kaisern, in dem Zeitraum von 31 v. Chr. bis 476 n. Chr., findet man die seltsamsten Erscheinungen, was sich zum guten Teil aus dem Vorhergehenden erklärt. Bei einer solchen Bevölkerung mußte der Despotismus seine tollsten Sprünge machen, — und er hat sie gemacht.

Die Stadt Rom mochte zu Augustus' Zeiten zwischen 1 und 1½ million Einwohner zählen; sie hatte 47 000 Häuser, 1790 Paläste und 423 Tempel; dazu kamen die großartigen öffentlichen Gebäude; der große Cirkus hatte Raum für 385 000 Menschen. Rom war in der Tat das „Herz der Welt"; die Reichtümer der drei damals bekannten Weltteile flossen hier zusammen.

Das Reich selbst erstreckte sich zur Zeit seiner größten Ausdehnung von der Westküste Spaniens und der Nordwestküste Afrikas bis nach Assyrien und Babylonien hinein; es umfaßte das ganze bekannte Territorium von Afrika, Süd- und Mitteleuropa und reichte weit nach Norden, bis nach Großbritannien. Osteuropa südlich der Donau, Kleinasien, Syrien und die anstoßenden Länder gehörten dazu. Die Nord- und Ostgrenze war begreiflichermaßen häufigen Veränderungen unterworfen. Es mußte in der Tat für einen Ehrgeizigen ein berauschender Gedanke sein, dieses mächtige Reich zu beherrschen, und man kann sich die Tollheiten einiger römischen Kaiser nur erklären, indem man annimmt, die Ueberfülle von Macht habe ihren Verstand dermaßen getrübt, daß sie sich für übernatürliche Wesen ansahen und, da man ihnen göttliche Ehren erwies, sich auch für Götter hielten.

Augustus selbst, der bis 14 n. Chr. regierte, eignete sich alle hohen Staatsämter an, ohne sich Diktator oder König zu nennen; er regierte verhältnismäßig mild, um seine früheren Härten vergessen zu machen. Gleich nach ihm aber kamen äußerst despotische Regierungen. Die Nachfolger des Augustus hatten keine Herrschaft mehr zu erkämpfen; sie standen eines Morgens als „Herrn der Welt" auf. Sie waren, sagt Gregorovius, Dämonen oder Verrückte, denn „Caligula überbrückte im Wahnsinn das Meer, Claudius ward ein Bücherwurm, Nero steckte Rom in Brand und spielte die Cither dazu. Sie waren elend, weil sie nichts mehr zu erstreben hatten. Auf einmal in den Besiz eines schon längst eroberten Weltreichs gesezt, wußten sie nicht, womit sie ihre Tage hinbringen sollten, denn auch der Genuß wird unerträglich, wenn ihn nicht Mühe würzt und Entbehrung unterbricht."

Mit den Schäzen des Orients waren die Ueppigkeit und die Laster des Orients in Rom eingezogen. Wollust, Grausamkeit, Schlemmerei — diese drei Eigenschaften bilden die Hauptumrisse des Karakterbildes der damaligen römischen Gesellschaft.

Die Erzählungen der alten Geschichtsschreiber lassen uns in einen solchen Pfuhl von geschlechtlichen Lastern blicken, daß man sich erstaunt fragt, ob es denn Menschen oder Affen gewesen sind, mit denen man auf jenen Blättern zu tun hat. Die unnatürlichen Laster wurden mit einer Schamlosigkeit betrieben, die uns fabelhaft erscheinen könnte, wenn sie eben das Schlimmste an jener Gesellschaft wäre. Denn das Schlimmste, was der römische Cäsarismus hervorbrachte, war die völlige Austilgung von Mut, Manneswürde, Selbständigkeitsgefühl und Freiheitsliebe in allen Klassen der Gesellschaft. Es gab keine Männer mehr, nur feige Despoten und noch feigere Knechte. Ein roher Materialismus durchdrang diese Gesellschaft, die im vollständigsten Gegensaz zum alten Römertum fast ganz zum Gesindel geworden war, das für „Brot und Spiele" keine Erniedrigung mehr scheute.

Auf der Höhe dieser Gesellschaft tronten die Despoten in verschiedenartigster Gestalt, die sich mit einer Leibwache, die Prätorianer genannt, umgaben. Während einerseits schamlose Weiber und aus dem Schlamme emporgekrochene Günstlinge am Hofe herrschten, regierten andererseits die bewaffneten Banden der Prätorianer die römische Welt. Sie hatten ein befestigtes Lager bei Rom, dessen Umrisse heute noch sichtbar sind. Man hatte sie aus germanischen Söldnern zusammengesezt, da man die verweichlichten Römer für nicht kräftig und zuverlässig genug hielt. Diese Prätorianer wurden bald die entscheidende Macht im Staate. Sie sezten nach Belieben Kaiser ab und ein, denn sie fühlten gar bald ihre Macht. Wenn sie von einem Kaiser nach ihrer Meinung nicht genügend bezahlt wurden, sezten sie ihn ab oder ermordeten ihn. Einmal versteigerten sie sogar den Kaisertron an den Meistbietenden, und ein reicher Römer, Didius Julianus, kaufte ihn für eine ungeheure Summe, ward aber schon nach 66 Tagen ermordet. Ueberhaupt wurde die weitaus größte Anzahl der Kaiser ermordet. Nach Augustus schon wurden sieben Kaiser nacheinander ermordet oder brachten sich um, wenn man den Tiberius dazu rechnet, der allem Anschein nach auch keines natürlichen Todes gestorben ist. Vom dritten Jahrhundert an war der natürliche Tod eines römischen Kaisers überhaupt eine Seltenheit.

Tiberius saß lange Jahre auf der Insel Capri und ließ seinen Günstling Sejan regieren, der wie ein Feind im Lande hauste. Unter Tiberius wurde das Denunziantentum organisirt und die Anklage der Majestätsbeleidigung auf alle mißliebigen Personen erstreckt. Tacitus hat die Schreckensherrschaft jener Zeit ergreifend geschildert, und Camille Desmoulins hat diese Schilderung im Jahre 1794 auf die Schreckensherrschaft Robespierres angewendet, eine Kühnheit, die dem 33jährigen Revolutionär den Kopf kostete. „Damals", schrieb Camille Desmoulins, „wurden Aeußerungen zu Staatsverbrechen, es bedurfte nur noch eines Schrittes, um einen bloßen Blick, die Traurigkeit, das Mitleid, einen Seufzer, ja das Stillschweigen selbst zu Verbrechen zu machen ... Unter Nero brachten mehrere, deren Verwandte er hatte hinrichten lassen, den Göttern ihren Dank dafür dar. Alles erregte den Argwohn des Tyrannen. War ein Bürger beim Volke beliebt — er war ein Nebenbuhler des Fürsten und konnte einen Bürgerkrieg erregen. Verdächtig! — Floh er dagegen die Volksgunst, so hatte sein eingezogenes Leben ihn bemerklich gemacht. Verdächtig! — War einer reich? Es war dringende Gefahr vorhanden, das Volk könne durch seine Freigebigkeit verführt werden. Verdächtig! — War einer arm? Man mußte ihn unter Aufsicht stellen, denn niemand ist so unternehmend als der, welcher nichts hat. — War einer von düsterem melancholischen Karakter und vernachlässigte sein Aeußeres? Er war darüber betrübt, daß die öffentlichen Angelegenheiten so schlecht standen! Verdächtig! — Ließ sich's ein Bürger wohl sein und war er unmäßig im Essen und Trinken? Er tat es nur, weil es dem Fürsten nicht gut ging. Verdächtig! — War er streng tugendhaft in seinen Sitten? Sein Betragen war ein Tadel des Hofes. Verdächtig! — Der natürliche Tod eines berühmten Mannes, oder nur eines, der ein öffentliches Amt bekleidete, war eine solche Seltenheit, daß ihn die Geschichtsschreiber als ein merkwürdiges Ereignis für die späteren Jahrhunderte aufzeichneten."

Diese furchtbare Parallele zwischen der altrömischen und der neuen Schreckensherrschaft in Frankreich versezte Robespierre in Wut, und er meinte, Camille habe den Tacitus „nicht verstanden". Aber wenn auch das Haupt Camilles fiel — diese seine Zeilen sind eben so unsterblich geworden, als die des Tacitus.

Tiberius zitirte oft den berühmten Spruch: „Oderint dum metuant", „sie mögen mich hassen, wenn sie mich nur fürchten!" Als sich einmal ein Angeklagter selbst den Tod gab, meinte Tiberius: „Er ist mir entschlüpft!" und als ihn ein anderer um Beschleunigung der Hinrichtung bat, sagte der Tyrann: „Ich habe mich noch nicht wieder mit dir ausgesöhnt!" Seine Unsittlichkeiten sind nicht zu beschreiben. Ihm folgte Cajus Cäsar, genannt **Caligula** (Soldatenstiefelchen), der infolge einer Krankheit wahnsinnig wurde. Er verheiratete sich mit seinen Schwestern und trieb die Ausschweifungen so weit, als ein Wahnsinniger eben konnte. „Viele Männer achtbaren Standes*) ließ er brandmarken und verurteilte sie in die Bergwerke oder zum

*) Nach Sueton.

Straßenbau oder zum Kampf mit wilden Tieren oder sperrte sie selbst wie wilde Tiere in Käfige ein, wo sie gezwungen waren, auf allen Vieren zu kriechen, oder ließ sie mitten von einander sägen. Und das keineswegs wegen schwerer Vergehen, sondern etwa weil sie sich über ein von ihm gegebenes Fechterspiel gering geäußert oder weil sie nie bei seinem Genius geschworen hatten. Die Väter zwang er, der Hinrichtung ihrer Kinder beizuwohnen, und einem, der sich (vor der Hinrichtung) mit Krankheit entschuldigte, schickte er eine Sänfte. Dieser blutdürstige Narr ließ sich göttliche Ehren erweisen und sagte zu seiner Großmutter: „Bedenke, daß mir Alles und gegen Alle zu tun erlaubt ist“. In der Tat war der Senat nur noch ein Schattenbild, eine Versammlung zitternder Sklaven. Auch begannen die kaiserliche Privatkasse und der Staatsschatz schon zusammenzufließen.

Caligula ließ selbst während des Mahles und der Spiele vor seinen Augen Hinrichtungen vollziehen und sagte in seinem Blutdurst: „O daß das römische Volk doch nur einen Hals hätte!“ Als dies Scheusal von dem Befehlshaber der Prätorianer ermordet wurde (41 n. Chr.), nahmen Senat und Volk einen Anlauf, die Republik wieder einzuführen, allein die Prätorianer setzten seinen Oheim Claudius auf den Tron, einen schwachen Menschen, der nicht selbst regierte, sondern seine Günstlinge und Weiber alles in die Hände bekommen ließ. Er war von einer stumpfsinnigen Grausamkeit und sah sich gern die Hinrichtungen an. Die Unsittlichkeit seiner Frau Messalina ist sprichwörtlich geworden*) und unter seiner Regierung spielte sich der mit Mord, Verrat und Unzucht geführte Kampf zwischen Messalina und Agrippina, der Mutter Neros, ab, wobei Messalina endlich ermordet und Agrippina Kaiserin wurde. Da Agrippina aber ihren Sohn Nero als Kaiser sehen wollte, vergiftete sie den Claudius und Nero wurde Kaiser.

Nero hat den Ruf des größten Scheusals unter allen römischen Despoten, denn er ließ seinen Bruder und seine Mutter töten und tötete auch seine hochschwangere Gattin Poppäa Sabina durch einen Fußtritt auf den Leib.**) Nero trat als Sänger und Citherspieler auf, zog in seinem Reich umher und ließ sich beklatschen. Wenn er als Sänger auftrat, zwang er alle Zuhörer bis zum Schlusse zu bleiben, und da seine Vorstellungen oft sehr lange dauerten, so kam es vor, daß Frauen, die man nicht nachhause ließ, im Circus niederkamen. Einmal ließ er „alle vornehmsten Römer“ töten, um etwaigen Verschwörungen vorzubeugen. Ihre Kinder ließ er durch Gift und Hunger umbringen. Er würzte seine Grausamkeiten mit Spöttereien. Wenn er jemand zum Selbstmord verurteilte, schickte er ihm einen Arzt, um, wie er sagte, den Verurteilten „in die Kur zu nehmen“, falls er zögerte. Er ließ Rom anzünden, um das Schauspiel des Brandes von Troja zu haben, lobte „die Schönheit der Flammenglut“ und spielte Cither dazu. Er verheiratete sich öffentlich mit einem jungen Manne und ließ diese Hochzeit im ganzen Reiche festlich begehen. Als er sich seinen Bart abnehmen ließ, mußte auch dies Fest vom ganzen Reiche begangen werden und der abgenommene Bart wurde in einer goldenen Kugel auf dem Kapitol aufbewahrt. Er sagte: „Vor mir hat noch kein Fürst gewußt, was er sich alles erlauben kann.“ Seinen Erzieher und Minister Seneca, den berühmten Philosophen, zwang er zum Selbstmord. Seneca ist indessen troz aller Tugendphrasen in seinen Werken von Karakter ein elender Höfling gewesen. Nero regierte 14 Jahre, und als endlich die Heere sich empörten, flüchtete er feige und erstach sich mit den Worten: „Welch ein Künstler stirbt in mir!“

*) Wir wollen in der nächsten Nummer ein Karakterbild der Messalina zeichnen. Zu diesem Zweck lassen wir diese Schilderung der damaligen römischen Zustände vorausgehen, um zu zeigen, in welcher Atmosphäre und unter welchen politischen und gesellschaftlichen Formen Messalina sich bewegt hat. Sie konnte auch nur in dieser Atmosphäre vorkommen. Wir haben das Bild der Messalina von Kaulbach jun. in Nr. 10 (S. 225) gebracht. D. Red.

**) Diese Poppäa ließ sich überall 500 milchende Eselinnen nachführen, um sich in deren Milch zu waschen, womit sie die Zartheit ihres Teints zu konserviren glaubte.

Es würde zu weit führen, wollten wir alle Regierungen karakterisiren. Es gab auch milde und weise Regenten, aber selbst bei ihnen behielt die Regierung einen despotischen Karakter. Diokletian stellte einen vollständigen Absolutismus auch der Form nach her. Selbst unter den mildesten Regenten kommen noch wahrhaft barbarische Härten und Laster vor.

Die Unsicherheit der Staatsverhältnisse brachte Menschen auf den Tron, wie Heliogabal, der sich drei Jahre in viehischen Lüsten wälzte, Caracalla, den Brudermörder, Commodus, der seine Zeit mit Fechterspielen, und Domitian, der sie mit Fliegenfangen zubrachte. Auch ein menschlicher Vielfraß bestieg den Tron in Gestalt des Vitellius. Er verschlemmte in wenigen Monaten den ganzen Staatsschaz (etwa 150 millionen Mark). Täglich nahm er mehrere Mahlzeiten, wozu er sich häufig zu vornehmen Römern selbst einlud. Die geringste dieser Mahlzeiten kostete 400000 Sestertien = über 22000 Taler. Bei der Abendtafel, die ihm sein Bruder beim Einzug in Rom gab, wurden zweitausend der seltensten Fische und siebentausend der kostbarsten Vögel verspeist. Als er seine große silberne Schüssel einweihte, die er den Schild der Minerva nannte, wurden in derselben Lebern von Meerbrassen, Gehirne von Fasanen und Pfauen, Zungen von Flamingos, Milche von Muränen zu einem ungeheuern Ragout zusammengetan. Man hatte, sagt Sueton, um diese Dinge herbeizuschaffen, alle Flotten von Parthien bis zur Meerenge von Spanien in Bewegung gesezt.

Doch genug von diesen Dingen. Der Gegenstoß auf diese Entwicklung blieb nicht aus. Es gab Menschen genug, die an diesen Zuständen einen unüberwindlichen Ekel bekamen und nach innerer Sammlung strebten. Die Lehre des ursprünglich reinen Christentums kam ihnen wie gerufen; die sinnliche Ueberreizung der römischen Gesellschaft trieb sie zum Aszetismus, zur Abtötung des Fleisches und Unterdrückung aller sinnlichen Begierden. Allein damit war keine Wiedergeburt dieser verdorbenen römischen Gesellschaft zu erreichen; sie war dem Untergange geweiht, und dieser Untergang kam, wenn auch erst nach ungeheuren Kämpfen und konvulsivischen Zuckungen. Die Provinzen konnten endlich die ungeheuren Lasten nicht mehr tragen, die zur Befriedigung des römischen Hofhalts und zur Unterhaltung des römischen arbeitsscheuen Pöbels ihnen auferlegt wurden. Es trat öfters große Not ein, die auch Aufstände der hungernden, der Arbeit entwöhnten Massen hervorrief. In dieser Not traten die Reste jener alten Zünfte, die sich kümmerlich — vielleicht nur durch Tradition — am Leben oder im Andenken erhalten hatten, wieder hervor und sie gewannen an Einfluß und Achtung. Hatte man sie früher verfolgt, so griff man jezt nach ihnen als nach einem Rettungsanker; der Staat bemächtigte sich dieser Organisationen, um durch sie den wirtschaftlichen Uebeln abzuhelfen. Schon unter Alexander Severus (222—235 n. Chr.) wurden diese Assoziationen zu staatlichen Einrichtungen erhoben, und man schuf einen umfassenden Apparat von ineinandergreifenden Assoziationen, welche die Versorgung Roms mit Lebensmitteln zu betreiben hatten.*) Es war ein förmliches staatssozialistisches System, bei welchem, wie ein Schriftsteller sagt, der Kaiser der monopolistische Produzent war. Dieses System war sehr unvollkommen, stand unter despotischer Verwaltung und entbehrte vor allem des Korrektivs der politischen Freiheit. Aber dies System schob doch den gänzlichen Zusammenbruch der römischen Gesellschaft um eine lange Zeit hinaus, bis endlich auch die Assoziationen erlahmten. Sie mußten das, weil sie keinen anderen Zweck hatten, als den faulen römischen Pöbel zu ernähren und dadurch die Herrschaft der Kaiser zu stützen. Bald gewöhnten sich auch die Kaiser daran, die von den Assoziationen angesammelten Schäze an sich zu ziehen, und so wollte schließlich niemand mehr Mitglied dieser Assoziationen sein, denen man, wenn man ihnen

*) Siehe über diese interessante Erscheinung: Eugen Jäger, Der Sozialismus und die soziale Bewegung in Frankreich, in seiner Einleitung, sowie Staatswirtschaftliche Abhandlungen, zweite Serie, 1881/82, Seite 337—57, „Antiker und moderner Staatssozialismus“.

einmal angehörte, mit Leib, Leben und Vermögen verfallen war. Auch der furchtbarste Zwang konnte diese Assoziationen nicht mehr zusammenhalten; sie zerfielen und mit ihnen stürzte krachend das alte Römerreich zusammen, an dessen morsche Tore schon längst die Fäuste wilder germanischer Völkerschaften schlugen, denen es bestimmt war, auf den Trümmern des Römerreichs ihre Herrschaft zu errichten.

In dieser Periode des römischen Cäsarismus sind für den Historiker viele Räthsel vorhanden, die vielleicht niemals gelöst werden können, da auch die besten römischen Geschichtsschreiber, Tacitus mit inbegriffen, nicht frei von Parteileidenschaft sind, wie unseres Erachtens Adolf Stahr überzeugend nachgewiesen hat.*) Aber die feststehenden Tatsachen genügen immerhin, um den unanfechtbaren Beweis zu liefern, daß ein kräftiges Volk keinen größeren Fehler begehen kann, als sein Dasein auf Eroberung begründen und anderen Nationen mit ganz verschiedenen Interessen und Lebensbedingungen sein Gepräge aufdrücken zu wollen. Die Ausartungen des römischen Cäsarismus, deren Spuren noch im heutigen Italien zu finden sind, bilden eine furchtbare Lehre für alle diejenigen, die den Beruf der Völker in der Unterwerfung und Unterdrückung anderer Völker finden wollen.

*) Siehe namentlich „Agrippina, die Mutter Neros," von Stahr, sowie von dessen Uebersetzung Suetons das Vorwort.

Wer trägt die Schuld?

Novelle von E. Langer.

I.

Nach vielen kalten Regenwochen war endlich wieder ein sonniger warmer Tag gewesen. Die Fenster standen gegen Abend überall weit geöffnet, und wer nicht hinaus konnte, um die milde balsamische Luft zu genießen, der lag im Fenster und blickte in das Gewühl der Straßen, in denen das Gaslicht bereits mit der letzten Tageshelle zu kämpfen begann.

Auch in das geräumige Wohnzimmer eines hübschen Vorstadthauses der Residenz wehte der warme Hauch des Sommerabends durch die geöffneten Fenster herein; doch schien er die beiden darin befindlichen Personen nicht gleich angenehm zu berühren, wie man aus der fröstelnden Bewegung schließen mußte, mit welcher der junge Mann, der neben dem zierlichen Kaminofen auf einem niedrigen Polsterstuhle saß, das über seine Kniee gebreitete Plaidtuch höher heraufzog. Die zweite im Zimmer anwesende Person war die Gattin des jungen Mannes, eine etwa zwanzigjährige schlankgewachsene Brünette, die in leichtem Sommerkleide mit anmutiger Geschäftigkeit den Tisch zum Abendessen ordnete, zu welchem, nach der Zahl der Gedecke zu schließen, noch zwei Personen erwartet wurden.

Das junge Paar war erst etwa zwei Jahre verheiratet und die ganze häusliche Einrichtung zeigte jene Behaglichkeit und Eleganz, welche in unseren Tagen auch dem weniger Bemittelten erreichbar sind.

Dem Kaufmannsstande angehörig, ohne es zur Selbständigkeit gebracht zu haben, denn das väterliche Erbteil, aus wenigen tausend Mark bestehend, war bereits zerronnen gewesen, noch ehe er die Lehrjahre vollständig hinter sich gehabt hatte, mußte Reinhold Livonius seine ganze Rechenkunst aufbieten, um den kleinen aber bedürfnisreichen Hausstand zu unterhalten und daneben seine hübsche junge Frau so modisch und elegant zu kleiden, wie es sein Stolz auf sie und ihre Eitelkeit verlangten. Anfänglich war dies auch recht gut gegangen, und wenn hier und da eine Rechnung unbezahlt blieb, Bäcker und Schlächter Kredit gewähren mußten, so hatte dies für ein paar junge gesunde Menschen, welche einander liebten, wenig zu bedeuten. Die Hoffnung auf allmäliche Gehaltserhöhung, die der Prinzipal in Aussicht gestellt hatte, mußte alles ausgleichen und strich jede Falte von der Stirn.

Das änderte sich jedoch, als Reinhold, der seine Jünglingsjahre wild durchlebt hatte, zu kränkeln begann und ein Brustleiden sich bei ihm herausstellte. Die Pflege war kostspielig, Arzt und Medizin wollten bezahlt sein und die Aussicht in die Zukunft verdunkelte sich.

Da war eines Tages, wie ein Stern in düsterer Nacht, der in einer östlichen Provinz lebende Bruder Reinholds bei seinen Verwandten in der Residenz erschienen. Die Brüder hatten nach Brüderart seit Jahren keinen Verkehr miteinander gepflogen, auch waren sie nach Alter und Gesinnung so verschieden, daß es wenig Anknüpfungspunkte für sie gab. Der um zehn Jahre ältere Franz war schon auf der Universität gewesen, als Reinhold erst die untern Sprossen der Wissensleiter mühsam emporklomm, gehätschelt und verzogen von der Mutter, die bald nach dieses Spätlings Geburt Witwe geworden war. Wohl hatte Franz, nachdem auch sie die Augen geschlossen, sich des Knaben angenommen und ein wachsames Auge auf den Jüngling gehabt; als Reinhold dann aber nach beendeter Lehrzeit die Provinz verlassen, hatte sich das Band zwischen den Brüdern gänzlich gelockert. Franz hatte dem Studium entsagt und sich der Landwirtschaft gewidmet, da er sich mit einem Mädchen verlobte, welches ihm ein hübsches schuldenfreies Gut als Morgengabe brachte. Der Entschluß war ihm um so leichter geworden, als er bei seiner radikalen politischen Gesinnung eine Staatsanstellung als wenig wünschenswert betrachtete.

Indessen war die Beschäftigung mit Ackerbau und Viehzucht keineswegs geeignet, seinen regen, von den Zeitideen erfüllten Geist auf die Dauer zu befriedigen. Seine Bemühungen um die intellektuelle Hebung der bäuerlichen Bevölkerung der Umgegend, auf die er sich anfangs mit großem Eifer warf, blieben ohne merklichen Resultate, das Gut selbst verlor unter seiner Bewirtschaftung an Ertragsfähigkeit, alles entmutigte ihn. Nach fünf Jahren verkaufte er es und siedelte mit seiner Frau nach der Hauptstadt der Provinz über. Ein Kind, welches ihnen inzwischen geboren worden, war in noch zartem Alter gestorben, und der kleine Grabhügel am Ende des Parks ging mit dem Gut an den Käufer desselben über. Die Mutter hatte sich nur schwer davon getrennt, wie sie überhaupt das mit ihren frühesten Erinnerungen verwachsene Landleben ungern gegen das beengte Dasein in der Stadt vertauscht hatte. Aber welches Opfer hätte sie nicht aus Liebe zu ihrem Manne gebracht? Bald nachdem sie sich in der Stadt eingerichtet, hatten sie die Nachricht von Reinholds Verlobung und der gleich darauf folgenden Vermählung erhalten. Man hatte den Schritt in der unsicheren Stellung des jungen Mannes etwas gewagt und übereilt gefunden, jedoch erklärlich durch das reizende Aeußere seiner Erwählten, deren Bildnis die Vermählungsanzeige begleitet hatte.

Die Angelegenheit trat wieder in den Hintergrund. Franz lebte jetzt wieder seinen Studien und den öffentlichen Angelegenheiten, denen er sich mit ganzer Seele widmete. Die Politik, welche alle Geister beschäftigte, wurde mehr und mehr sein eigenstes Gebiet. Er schrieb für mehrere große Zeitungen und trat in öffentlichen politischen Versammlungen als Redner auf. Dabei war es natürlich, daß sich sein Blick auf den Mittelpunkt des politischen Lebens, auf die Reichshauptstadt, wandte, und daß bei ihm der Wunsch entstand, dort seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Seine Gattin war wie immer bereit, sich seinen Wünschen zu fügen und ihr Zelt von neuem abzubrechen, um mit ihm zu ziehen. Sie wäre ihm bis ans Ende der Welt gefolgt. Indessen hielt er es für geraten, das Terrain erst zu rekognosciren, bevor er seinen Hausstand dorthin verpflanzte, und so kam es, daß er eines Tages bei seinem Bruder allein erschienen war.

Reichlich mit Geldmitteln versehen, hatte er der bedrängten Lage desselben sofort ein Ende gemacht und das junge Paar mit allem zur Pflege und zum Komfort Nötigen versehen. Das junge unerfahrene hübsche Weibchen erbarmte ihn nicht minder als der Bruder, dessen Zustand er sofort als ziemlich hoffnungslos erkannte. Als er seinen ersten Brief an seine Frau nach Hause schrieb, kam es plözlich wie eine Offenbarung über ihn, daß hier für diese ein Wirkungskreis gefunden wäre. Ihrer gewohnten und liebgewonnenen Tätigkeit in der Landwirtschaft beraubt und wenig Geschmack an oberflächlicher Geselligkeit findend, hatte sie zwar ihre Muße mit ernstem Studium und guter Lektüre ausgefüllt, aber noch immer Zeit genug gehabt, ihrem Gram um das Kind nachzuhängen. Franz hatte dies mit tiefem Kummer gesehen, aber kein Mittel gefunden, ihre Gedanken dauernd davon abzulenken. Hier war nun auf einmal, was beide brauchten. So war bei jedem Unglück doch immer ein Glück! Zudem konnten sie die jungen Leute wirksamer unterstüzen und ihnen einen Teil der Wohnung abnehmen, die unter diesen Umständen viel zu groß für sie war — kurz, es fügte sich alles wie von selbst. Er teilte seiner Frau sofort seinen Plan mit, hoffend, daß sie wie immer darauf eingehen würde. Er hatte sich nicht getäuscht. „Ich kann aufbrechen, sobald du es wünschest," antwortete sie umgehend. Bruder und Schwägerin waren tief gerührt über die edelmütigen Vorschläge, welche Franz ihnen machte und überließen ihm alle Anordnungen. Die aus sechs Stuben bestehende Wohnung war zu einer Zweiteilung wie geschaffen. Das hübsche geräumige Wohnzimmer und ein kleiner Salon, der die Ecke des Hauses bildete, lagen in der Mitte, und zu beiden Seiten reihten sich je zwei Gemächer daran, so daß jedes Paar ein Schlafzimmer mit daran stoßendem Ankleide- oder Arbeitskabinet, je nach Geschmack und Bedürfnis, zur Verfügung hatte, während das Uebrige gemeinsames Terrain war. Alle Räume hatten Ausgänge auf den Korridor. Die Gemächer, welche Franz und seine Frau bewohnen sollten, waren eingerichtet und leztere sollte heute Abend eintreffen. Zu ihrem Empfang war der Tisch gedeckt.

Das Gesicht des jungen Hausherrn, dessen Blicke den raschen, elastischen Bewegungen seiner Frau gefolgt waren, überflog jezt ein mattes Lächeln, als leztere aus der Tiefe des Buffets allerhand blizende Dinge zum Vorschein brachte: Salzfäßchen, Oel- und Essigständer, Zahnstocherbecher und dergleichen, um die Tafel damit aufzupuzen.

„Du holst ja alle unsere Schäze hervor, Liebchen," scherzte er. „Du willst der Schwägerin wohl die Augen verblenden?"

„Du brauchst nicht zu spotten, Reinhold," erwiderte sie ein wenig pikirt. „Schlimm genug, daß das unsere ‚Schäze' sind und daß das alles nur von Alfenid ist. Aber es macht doch Effekt, und Klara braucht nicht gleich zu sehen, wie pauvre wir sind. Sie wird sicher sehr elegant auftreten."

„Elegant, das glaube ich nicht. Man ist in der Provinz nicht sehr elegant, wenigstens nicht das, was du darunter verstehst. Und Klara ist einfachen Sinnes, soviel ich weiß."

„Was macht sie denn mit all ihrem Geld? Sie geht nicht zum Ball, nicht ins Teater, puzt sich nicht. Mich wundert, daß Franz an ihr Gefallen gefunden hat. — Freilich, sie hatte das Gut."

„Da kennst du Franz schlecht, wenn du glaubst, daß er sie deshalb geheiratet hat. Er ist der uneigennüzigste der Menschen. Ob Klara sehr bestrickend war, weiß ich nicht, aber geliebt hat er sie sicher."

„Und jezt liebt er sie nicht mehr?"

„Warum nicht? Meinst du, daß die Liebe so schnell vergeht?"

Gertrud sah sinnend vor sich hin.

„Nein," sagte sie zögernd, „besonders wenn man Geld hat und keine Sorgen und sich alles verschaffen kann, was zum angenehmen Leben gehört."

„Und doch sagt man," fiel Reinhold mit einem Seufzer ein, „daß gemeinsame Sorgen die Liebe noch befestigen und stärken."

„Ach was, das sind sentimentale Narren, die das sagen," entgegnete Gertrud, indem sie ungeduldig auf- und abzugehen begann. „Sie haben es meistens nicht probirt. Ein Herz und eine Hütte, das ist recht schön in der Poesie."

Jezt war es an Reinhold, sinnend vor sich hinzuschauen. Als sie auf ihrer ungeduldigen Wanderung an ihm vorbeikam, faßte er sie zärtlich um die Taille und sah sie mit seinen großen blauen Augen mitleidig an.

„Hast du denn so viel entbehrt, armes Kind, daß du so ganz entnüchtert bist? Ein klein wenig liebst du doch noch deinen armen nichtsnuzigen Mann, nicht wahr?"

Sie nickte stumm und wickelte eine ihrer langen schwarzen Locken um die weißen Finger.

Da ertönte draußen die Glocke und Gertrud wand sich mit einem „Endlich!" aus Reinholds Arm, zupfte noch schnell etwas an ihrer hellgelben Sommertoilette zurecht, die ihr vortrefflich stand, und eilte nach der Tür. Aber schon wurde diese geöffnet, und ein großer schlanker Mann mit wohlgebildeten einnehmenden Zügen, die von einem prächtigen dunkelblonden Vollbart eingerahmt wurden, trat rasch ins Zimmer und reichte Gertrud freudestrahlend beide Hände entgegen.

„Sie ist da, kleine Schwägerin, wir haben sie!" rief er munter, und zur Türe zurückkehrend führte er eine noch jugendliche blonde Dame in einem schlichten schwarzseidenen Reisekleide herein und stellte sie als seine „liebe Frau" der Schwägerin vor.

Beide Frauen standen einen Augenblick betroffen und musterten einander stumm, bis Klara, sich zuerst besinnend, die Schwägerin mit Herzlichkeit umarmte, und Reinhold, der sich inzwischen erhoben und der Gruppe genähert hatte, beide Hände entgegenstreckte. Die Wärme ihrer Begrüßung verwischte die kurze unbehagliche Pause, welche zwischen derselben und dem ersten gegenseitigen Erblicken entstanden war. Bald saß man fragend und erzählend bei Tische und in so heiterer Stimmung, als es in der Anwesenheit eines sichtlich dem Tode Verfallenen möglich war. Klaras Augen ruhten oft auf den eingesunkenen Zügen desselben und glitten dann verstohlen hinüber zu der blühenden, lebensfrischen, in der Aufregung doppelt reizenden jungen Frau. Sie hatte sie sich nicht so hübsch vorgestellt und Franz hatte in keinem seiner Briefe ihrer äußeren Erscheinung Erwähnung getan, während er nicht unterlassen hatte, sich über ihr unpraktisches naives Wesen in harmloser Weise lustig zu machen. Auch jezt schlug er einen neckischen Ton mit ihr an, in den sie wie ein übermütiges Kind einstimmte. Die scherzhaften Bemerkungen flogen hin und wieder und Gertrud lachte bis zur Ausgelassenheit. Der Ton mißfiel Klara. Sie fand ihn in der Situation, in der sie sich befanden, wenig am Plaze, und dies machte sie unwillkürlich still. Endlich hob man die Tafel auf und jeder Teil zog sich in seine Privatgemächer zurück.

Vier Menschen hatten sich mit diesem Abend zu einem verhängnisvollen Stück ihrer gemeinschaftlichen Lebensreise die Hand gereicht.

II.

Noch lange lag Klara wach und sann über die Eindrücke nach, die sie an diesem ersten Abend empfangen hatte. Wie anders hatte sie alles erwartet! Zum erstenmale gewahrte sie, daß sie und Franz dieselbe Sache in ganz verschiedenem Lichte betrachteten. Ihre Bemerkungen über das in ihren Augen unpassende Betragen der jungen Schwägerin bei einer so ernsten Gelegenheit fanden keinen Anklang bei ihm. Er nannte sie kleinlich und ungroßmütig. War es doch ihre Ankunft gewesen, die Gertrud so fröhlich gemacht, ihr käme es daher am wenigsten zu, Kritik zu üben. Die Kleine wäre eine heitere, lebenslustige Natur und hätte nun schon Monate lang ausschließlich in der Gesellschaft des kranken Mannes gelebt. Was natürlicher, als daß heut Abend die Jugend ein wenig übergeschäumt wäre? Auch erschiene ihr der Zustand ihres Mannes keineswegs hoffnungslos.

Klara bemühte sich ernstlich, diese Auffassung ihres Gatten zu teilen. Er war stets so mild und nachsichtig in seinem

Urteil wie jeder geistig hochstehende Mann. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie die Strenge, welche den Frauen in der Beurteilung ihrer Geschlechtsgenossinnen meistens eigen ist, noch immer nicht ablegen könnte, und nahm sich vor, keinerlei Vorurteile gegen die kleine Schwägerin aufkommen zu lassen.

Am andern Morgen hatten Klara und ihr Mann bereits den Kaffee in dem gemeinschaftlichen Wohnzimmer eingenommen, ohne daß sich jenseits etwas regte. Das Dienstmädchen sagte jedoch, der Herr habe die Nacht besonders gut geschlafen und die gnädige Frau — Gertrud ließ sich so nennen — würde gleich erscheinen. Dennoch währte es so lange damit, daß Franz sie nicht erwarten konnte. Nachdem er zerstreut seine Zeitung gelesen und das nächste mit seiner Frau verabredet hatte, machte er seinen täglichen Ausgang in das Centrum der Stadt. Klara blieb sinnend am Kaffeetisch sitzen. Endlich nahte sich ein leichter Schritt und in der rasch geöffneten Tür stand die Schwägerin in einem eleganten hellblauen Morgenkostüm, ein Spitzenhäubchen auf dem noch in Lockenwickeln eingerollten Haar. Das Lächeln, welches anfangs ihre frischen Lippen umspielt hatte, ging plözlich in ein leichtes Stirnrunzeln über.

„Franz schon ausgegangen," rief sie enttäuscht. „Und ich hatte noch soviel Aufträge für ihn." Dann aber kam sie freundlich auf Klara zu, küßte sie und erklärte auf deren befremdend fragende Miene, daß Franz es so gut verstände, ihr allerlei Dinge einzukaufen, die hier „an der Welt Ende" nicht zu haben seien.

„Und jezt gehen wir sogleich an unser Programm," fuhr sie fort, nachdem sie sich ihren inzwischen warm gehaltenen Kaffee eingeschenkt und unter den Brötchen eins von schön goldbrauner Farbe herausgesucht und mit Butter bestrichen hatte. „Die Wirtschaft und all' das überlasse ich dir, Liebchen. Du bist eine Wirtin comme il faut, wie mir Franz gesagt hat. Du wirst alles famos einrichten. Freilich lebt man hier etwas anders als bei euch in der Provinz, aber da werde ich dir schon Rat geben. Anna kann kochen — darum brauchst du dich nicht zu kümmern. Auch das Einkaufen versteht sie ganz gut — ein bischen teuer zwar, aber vorzügliche Qualität. Die Wäsche gebe ich aus dem Hause — diese Plage habe ich mir abgeschafft —"

„Aber um Gotteswillen, womit verbringst du denn deine Zeit?" fiel ihr Klara in die Rede.

„Womit? Und die Pflege meines Mannes? Denkst du, das sei nichts? Wie oft muß ich Nachts heraus — da bin ich am Tage wie zerschlagen; ich könnte nicht das geringste tun."

„Das ist jezt; — aber früher? Habt ihr immer so gewirtschaftet?"

„Da hört man die Provinzlerin," rief Gertrud mit geringschäzigem Achselzucken und einem Emporziehen der Oberlippe, welches ihrem sonst reizenden Gesicht einen nach Klaras Empfindung abstoßenden Ausdruck gab. Schon gestern hatte sie diese unschöne Bewegung, welche die Harmonie ihrer Züge so auffallend störte, bemerkt, ohne sich jedoch darüber Rechenschaft abzulegen. Sie schwieg verlezt, und Gertrud, die dies gewahrte, lenkte schnell ein.

„Verzeih den schlechten Ausdruck," bat sie mit Herzlichkeit; „ich wollte nichts Böses damit sagen. Im Gegenteil. Ihr Frauen aus der Provinz seid viel ernster und tüchtiger, als wir leichtfertigen Residenzbewohnerinnen. O, Franz hat mir alles von dir erzählt."

„Lassen wir Franz," sagte Klara etwas kurz. „Du meinst, daß wir, die wir nicht den Vorzug hatten, hier erzogen zu werden, mit unseren Lebensgewohnheiten und unseren Anschauungen über das, was den Frauen obliegt, gegen euch im Rückstand seien. Darin irrst du jedoch. Wir kümmern uns dort ebenso um die brennenden Tagesfragen wie ihr und folgen mit Interesse und Verständnis den geistigen Strömungen der Zeit. Was mich betrifft, so habe ich mich in den beiden lezten Jahren der Muße auch viel mit der sogenannten Frauenfrage beschäftigt und will ich dir gleich sagen, daß, wenn ich den Frauen alle ihnen gebührenden Rechte eingeräumt wissen will, ich es aber auch mit ihren Pflichten sehr ernst nehme. Und das erinnert mich daran, daß wir vor allen Dingen nach unserm Kranken sehen müssen." Sie erhob sich.

„Ach, ich merke schon, an dir habe ich meine Meisterin gefunden!" lachte Gertrud und stand ebenfalls auf. „Aber ich bin weder eine Gelehrte, noch eine Tugendheldin, das will ich dir gleich sagen. Dazu bin ich auch noch zu jung. Wenn ich erst in deine Jahre kommen werde — aber das nimmst du mir nicht übel; sechs Jahre machen immerhin einen großen Unterschied. Nicht wahr, du bist sechsundzwanzig? ich noch nicht zwanzig. — Aber jezt gehen wir flink nach Reinhold sehen. Ich führe dich."

Damit schlüpfte sie wie eine Eidechse zur Türe hinaus, welche Klara bereits geöffnet hatte. (Fortsezung folgt.)

La bella Venezia.

Ein Städtebild aus Italien. Von D. Gronen. (Fortsezung u. Schluß.)

Wir hatten unseren wackeren Gondolier früh am Morgen bestellt, um noch einen Blick in das Volksleben Venedigs zu werfen, ehe wir an die genußreiche aber auch ermüdende Arbeit, die Besichtigung der Markuskirche und des Dogenpalastes gingen. Durch eine Anzahl schmaler Kanäle fuhren wir zur Rialtobrücke, wo sich auf dem Fisch- und Gemüsemarkt reges Leben und Treiben entfaltet. Wie bei uns in der Morgenfrühe der Landmann die Erzeugnisse des Feldes und des Gartens auf Handkarren und Fuhrwerken jeglicher Art zur Stadt bringt, so führt hier der Bauer und Gärtner seine Produkte zu Schiffe herbei. Der Landmann führt auch das Ruder oder er hat doch einen Knecht, der des Fahrens kundig ist. Der Gondolier, stolz und eifersüchtig auf seinen Stand, sieht auf diese Fuhrleute mit Würde herab, wie ehemals die Nobili auf den einfachen Bürger. Von allen Seiten schwimmen die Kähne mit schönem Gemüse und köstlichen Früchten heran; hier und da halten sie an den Häusern längs dem Kanal, und oft ziehen die Bewohner der höheren Stockwerke ihren Proviant an Stricken herauf, wenn das Haus keinen Ausgang auf den Kanal hat. Auf dem Markte selbst, und besonders auf dem Fischmarkte, gestikuliren und schreien die Leute durcheinander wie ein Schwarm geschwäziger Spazen. Die vielgerühmte Schönheit der venetianischen Frauen und Mädchen ist mir auf dem Markusplaze, dem Mittelpunkte des öffentlichen Lebens, gerade nicht aufgefallen, wie auch zum Beispiel die viel genannten Blumenmädchen, ohne welche die Staffage des Markusplazes ja nicht vollständig wäre, zum größten Teil alte ehrbare Jungfern sind. Hier aber auf dem Markte ist es anders; da sieht man wirklich schöne Gestalten und hübsche Gesichter, würdige Repräsentanten des venetianischen Typus. Da steht die schlanke und doch nervige Gestalt des Fischers, nur mit buntem Hemd und Hose bekleidet und um die Lende den unumgänglich nötigen Shawl, die Jacke malerisch über die Schulter geworfen und auf dem schwarzen lockigen Haar die kleidsame phrygische Müze. Hier zeigt sich auch der echte Typus der Frauen aus dem Volke in ihrer bunten Tracht, bald dunkel, voll und mit scharfgeschnittenen Zügen, bald aber auch auffallend blond und von heller Gesichtsfarbe, als rollte germanisches Blut durch die Adern. Welches buntbewegte Leben muß hier in der Blütezeit der Republik geherrscht haben, als die Kanäle Venedigs noch von ungefähr zweitausend Gondeln durchkreuzt wurden, wogegen die zwei- bis dreihundert heutiger Zeit nicht einmal alle Beschäftigung haben. Der Anblick des Grünen ist in Venedig etwas außergewöhnliches, da in der Stadt selbst keine Bäume stehen, höchstens in dem Hofe eines Palastes einige

Gute Nacht!

Guten Morgen!

Pflanzen grünen. Um den Venetianern auch etwas Gutes zu hinterlassen, ließ Napoleon an der südöstlichen Spize Venedigs eine Anzahl Häuser und Kirchen niederreißen und legte auf dem gewonnenen Plaze einen öffentlichen Garten an, der von den Venetianern fast gar nicht besucht wird. Um auch diese Seite Venedigs kennen zu lernen, fuhren wir die weite Strecke hinauf und hatten wenigstens den Genuß einer prächtigen Aussicht. Gleich bei diesen sogenannten Giardini Publici liegt die Insel di S. Pietro, früher Ocivolo oder auch Olivolo genannt. Sie war in der frühesten Periode der Republik der Schauplaz eines ähnlichen Ereignisses, wie der Raub der Sabinerinnen zu Rom.

In der ersten Zeit der Republik bestand die Sitte, daß die Nobili und die vornehmsten Bürger ihre Vermählung alle an demselben Tage feierten, und zwar auf Maria Lichtmeß und in der Kirche dieser Insel S. Pietro. Unter dem tapferen Dogen Pietro Condiano, dem Schrecken der Seeräuber, sollte das Fest im Jahre 944 mit großer Pracht gefeiert werden. Reich geschmückte Gondeln führten die glücklichen Brautpaare unter den Klängen der Musik von allen Seiten der Insel zu. Ihnen folgten die Eltern, Verwandten, Freunde und Freundinnen mit den oft sehr kostbaren Brautgeschenken. Unter Anführung des Dogen zog man zur Kirche, wo der greise Bischof die Ehen einsegnen sollte. Da brachen urplözlich aus einem Hinterhalt die Piraten der istrischen Küste, die in der vorhergehenden Nacht heimlich gelandet waren und sich versteckt gehalten hatten, in die Kirche herein, raubten mit roher Gewalt die jammernden Bräute und schleppten sie mit den reichen Geschenken in ihre Fahrzeuge. Ein furchtbares Geschrei der Wut und der Rache erhob sich; die Bewohner der nächsten Inseln und Straßen eilten herbei und mit dem Dogen an der Spize stürzten die Wütenden in die Kähne, um den frechen Räubern nachzueilen. Es galt die Piraten zu erreichen, ehe sie Schuz in ihren Schlupfwinkeln fanden, und mit rasender Geschwindigkeit huschten die Fahrzeuge der Verfolger über das Wasser. In kurzer Zeit lagen die feindlichen Kähne aneinander und nun entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod. Nicht ein einziger der Räuber entkam, alle wurden in die Flut gestürzt, und triumphirend zogen die Sieger mit den wiedererkämpften Bräuten zur Insel zurück. Und nun zurück zum Besuch der zwei schönsten und ehrwürdigsten Denkmäler der Republik, zur Markuskirche und zum Dogenpalast.

Italien ist so ungemein reich an architektonischen Schönheiten, daß selbst Gebäude, die in jedem anderen Lande hohe Bewunderung erregen würden, hier weniger auffallen. Die Markuskirche jedoch wird, so lange sie steht, als ganz einzig in ihrer Art, unter allen Prachtgebäuden profanen und kirchlichen Karakters, hervorragen. Ein eigentümliches Gefühl ergreift uns bei dem Anblick dieses christlichen Tempels in orientalischer Form. Sie ist das offene Buch, in welchem wir die Geschichte der stolzen Meeresbraut Venedig lesen können. Sie ist ein Schazkästlein, an dem die mächtige Republik Jahrhunderte hindurch schmückte und puzte, und die Mittel, den Stoff zur Verschönerung ihres Kleinods holte sie an der Geburtsstätte der Kunst, in Griechenland selbst. Ihre Schiffe brachten von Konstantinopel und den Inseln des Archipels die kostbaren Reste der alten griechischen Gebäude mit und ihre Künstler schufen aus den einzelnen Stücken ein Ganzes voll imponirender Schönheit.

Das Innere der Markuskirche übertrifft noch die äußere Schönheit, und der Reichtum an kostbaren Marmorsäulen und Mosaiken steht einzig in seiner Art da. Während acht Jahrhunderten entstanden bis auf unsere Zeit immer neue herrliche Mosaiken. Abgesehen von der Pracht der Einzelheiten können wir uns einen Begriff von ihrem Reichtum machen, wenn wir erwähnen, daß sie einen Flächeninhalt von mehr als 40,000 Quadratfuß einnehmen. — Wir treten in den Hof des Dogenpalastes ein, ein Hof, der vielleicht in der ganzen Welt nicht seines Gleichen mehr hat. Auf dem langgestreckten Säulengange ruhen drei kostbare marmorne Stockwerke, selbst wieder prächtige Arkaden, zu denen wir auf der sogenannten Riesentreppe gelangen. Es weht ein düsterer Hauch durch den Hof und mehr noch durch das Innere des Palastes selbst. Zwei blutige Gestalten tauchen hier vor unseren Augen auf. Calendorio selbst, der Erbauer des Palastes, war in die Verschwörung des Marino Falieri, die Byrons Drama schildert, verwickelt und büßte seine Unbesonnenheit zwischen den zwei Säulen auf der Piazetta mit dem Tode. Steigen wir die Riesentreppe hinauf, so steht auch dort vor unserem geistigen Auge ein blutiges Schauspiel. Der achtundsiebenzigjährige Doge Marino Falieri war durch eine Beleidigung, seiner Gemahlin zugefügt, schwer gekränkt worden. Der Frevler war ein Nobile und der Doge fordert vom Senate eine strenge Bestrafung. Wäre der Angeklagte nicht ein Nobile gewesen, oder hätte er weit weniger schwer den Senat beleidigt, dann hätte er vierundzwanzig Stunden später auf der Piazetta gehangen, aber so wurde er nur gering bestraft. Der Doge wütet und ist der Macht des Senates gegenüber ohnmächtig. Er geht mit dem Plane um, sich und das Volk von der furchtbaren Macht des Senates zu befreien. Schon sind die Rollen ausgeteilt, schon die Dolche geschliffen, welche die Senatoren treffen sollten, da kommt die Verschwörung zu Tage und in rascher Entschlossenheit beschließt der Senat an dem Dogen selbst ein blutiges Beispiel zu geben. Am 17. April 1535 wird der greise Doge auf der obersten Stufe der Riesentreppe enthauptet. Das Volk knirscht mit den Zähnen, aber es schweigt. Cave columnas! Die neue Bluttat der Republik mischt sich unter alle die anderen, aber die schauerliche Verwünschung, die Byron dem Dogen vor seinem Tode in den Mund legt, ist erschreckende Wahrheit. Venedigs Macht und Glanz ist dahin; seine Patrizier sind verkommen, sind vielfach Bettler geworden, und wenn auch wohl die verödeten Paläste stehen und von entschwundner Pracht zeugen, so erinnern sie doch dringend an die Worte des Sängergreises:

„Weh euch ihr stolzen Hallen! Nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang.“

Es sind wahrhaft königliche Hallen, in die wir jezt eintreten; heute noch glänzend und Schäze bergend; aber auf dem glatten Parquet geht nur der Fremde umher und in den hohen Sälen tönt nur die Stimme des Führers, der in oft lächerlichen Phrasen schnarrend seine Litanei hersagt. Decken und Wände sind mit kostbaren Gemälden bedeckt und die Heroen der Kunst, Tizian, Tintoretto, Palma, Bassano, Paul Veronese und andere haben sich hier verewigt. Viele ihrer Gemälde preisen die Macht der Republik und sind heute — Grabmonumente. Schaudern ergreift uns, wenn wir dem Führer in die dunklen Räume folgen, in denen die Tribunale der Zehn und der Drei saßen und die Angeklagten mit blutiger Strenge richteten, unter welchen nur zu oft Opfer der Herrschsucht, des Hasses, des Neides und anderer niederer Leidenschaften sich befanden. Selbst die Dogen waren nicht stark genug, ihre eigenen Söhne der schrecklichen Folter zu entziehen. Wohl müßte es gelobt werden, wenn die Republik so unparteiisch gewesen wäre, das Verbrechen auch an der höchsten Person des Staates oder deren Verwandten zu strafen, aber dieses Lob gebührt ihr nicht: denn nicht Gerechtigkeit und Unparteilichkeit waren die Richtschnur, sondern Haß, Neid und Herrschsucht. Der schöne jugendliche Sohn des Dogen Antonio Venier — von 1382 bis 1400 — macht einige Spottverse auf die Zehn. Er wird verhaftet und grausam gefoltert, damit er seine Mitschuldigen nenne. Er schweigt; denn er braucht ja keine Mitschuldigen, um ein paar Verse zu machen. Er wird unter die glühenden Bleidächer geworfen und fleht seinen Vater um Beistand an. Der kann ihm nicht helfen, er hat gegen die Zehn keine Macht. Der arme Jüngling wünscht wenigstens seinen Vater zu sehen; der Vater möchte wohl, aber der Doge darf nicht und der Jüngling stirbt in der Verzweiflung. Es mag dieses Beispiel genügen, um zu zeigen, wie die Republik die Gerechtigkeit pflegte, und das Gefühl des Schauderns zu begründen, das uns in den Räumen, wo die gewalttätigen Herrscher ihren Despotismus ausübten, beschlich.

Aber ein noch schlimmeres Gefühl, das schlimmste, was man hegen kann, gewinnt in uns die Oberhand, das Gefühl der tiefsten Verachtung, wenn wir einen Blick werfen in das elende Spionirsystem, mit dem sich die Republik umgab. „In

Venedig sprechen die Mauern," sagt ein venetianisches Sprüchwort. An den Wänden des Dogenpalastes befanden sich Schalter und in sie warf der Spion, der geheime Ankläger eine Denunziation, und diese anonyme Anklage war genügend, um den Unglücklichen, den sie betraf, mit Kerker, Folter und Tod zu bedrohen. Welches Feld, um seine Rache zu befriedigen, welches vorzügliche Mittel, den Feind zu beseitigen!

Dabei war Venedig die Stadt der Feste, der Schauspiele und Vergnügungen; in dieser Stadt, wo der Schrecken regierte, glich das äußere Leben einem „ewigen Sonntag und fortwährenden Karneval", so erzählt uns ein Chronist. Und in der Tat konnten die Herren im Dogenpalast eher ein Volk regieren und knechten, welches leichtlebig war, von Vergnügen zu Vergnügen flatterte und so keine Zeit erübrigte, seine Lage ernst zu betrachten, als ein nachdenkendes und sinnendes Volk. —

Der feierlichste und festlichste Tag der Republik Venedig war der Himmelfahrtstag. An diesem Tage fand die schon erwähnte großartige Zeremonie der Vermählung des Dogen mit dem Meere statt, und die Republik entfaltete hierbei eine Pracht, einen Glanz und einen Reichtum, von dem wir uns heute kaum noch einen Begriff machen können. Der Ursprung dieser Feier geht weit in die Geschichte Venedigs zurück, und sie soll von dem Dogen Peter Orseolo II. (997) zum Andenken an die Besiegung der Seeräuber und die Eroberung von Dalmatien eingeführt worden sein. Damals waren die Sitten noch einfacher und man begnügte sich damit, am Himmelfahrtstage jenseits des Lido auf das Meer zu fahren und den Tag mit verschiedenen einfachen Festlichkeiten zu feiern.

Anders gestaltete sich das Fest nach jenem wichtigen Moment, wo Kaiser Barbarossa nach jahrelangen Streitigkeiten sich endlich mit dem Papste Alexander III. zu Venedig versöhnte. Der Kaiser hatte an die Republik das Ansinnen gestellt, ihm den Papst auszuliefern; aber mit Stolz wurde der Wunsch des Kaisers, der wie ein Befehl klang, abgeschlagen, und als der Kaiser eine starke Flotte ausrüstete, um seiner Forderung Nachdruck zu geben, schützten die Venetianer den Pabst so energisch, daß sie die Flotte Friedrichs vollständig schlugen und selbst seinen Sohn gefangen nahmen. Die Venetianer baten nun den Pabst um die Alleinherrschaft über das adriatische Meer, die sie in Wirklichkeit schon fast zwei Jahrhunderte besaßen. Der Pabst, dankbar für die ihm geleisteten Dienste, willigte ein, und indem er dem Dogen zum Zeichen der Investitur einen Ring überreichte, sagte er: „Empfange ihn von mir als ein Zeichen der Herrschaft über das Meer; du und deine Nachfolger sollen sich jedes Jahr aufs neue mit ihm vermählen, auf daß die Nachwelt wisse, daß das Meer euch gehört und daß es euerer Republik unterworfen sein soll, wie die Gattin dem Gatten." Von jenem Tage an wurde nun die Vermählung mit dem Meere mit großer Pracht gefeiert.

Sobald der Tag graute, erschallten von allen Türmen der Kirchen Venedigs die Glocken, und nach Erfindung des Pulvers mischte sich der Donner der Geschüze in das Geläute. Jung und Alt, Arm und Reich eilte festlich gekleidet zum Markusplaze, nach der Piazetta, stellte sich längs des Kanals auf oder bestieg die damals noch nach tausenden zählenden Gondeln. Alles prangte in bunten, hellen Farben, alles war mit Bändern und Blumen geschmückt. Mit gewaltiger Pracht rauschte jezt vom Arsenal der Bucentaurus herbei, das Staatsschiff, auf dem der Doge die Vermählungsfeier vornahm. Alle Bilder und Beschreibungen zeigen uns dieses Schiff in einer Pracht, die wir uns kaum vorstellen können. Seine Form war bei aller Schönheit riesenhaft, betrug doch die Breite allein über hundert Fuß. Hundert und sechszig ausgewählte Matrosen saßen festlich gekleidet je vier und vier an den mit Gold überladenen Rudern; vierzig weitere Matrosen verrichteten die übrigen Dienste. Ueber den Rudern wölbte sich das obere Deck, welches von vielen prächtigen Säulen getragen wurde, die neun Arkaden von je sieben Fuß Breite bildeten. Diese mit vergoldeten Figuren und Schnizwerk reich geschmückte Galerie war sechsundsechszig Fuß lang und an sie schloß sich eine zweite Galerie mit neunzig Sizen für das Gefolge des Dogen, und das ganze war bedeckt mit reichen Ornamenten, Skulpturen, Gold, Silber, Purpur, Damast und Seide. Das obere Deck war in seiner ganzen Länge mit rotem Sammt überzogen, mit schweren Goldstickereien verziert und über dem Salon des Dogen flatterte das kostbare Banner des hl. Markus. Um den Bucentaurus drängten sich nun tausende von bunt geschmückten Gondeln, in denen die ersten Familien der reichen Stadt in den kostbarsten Trachten saßen und die Ankunft des Dogen erwarteten. Jezt erschallt vom Glockenturme die Mittagsstunde und zuerst erscheinen acht Fahnenträger mit den Standarten der Republik: rot, blau, weiß und violett; dann sechs Trompeter mit silbernen Trompeten, hierauf das Gefolge der fremden Gesandten, jezt ein Trupp Pifferari, von den Pagen des Dogen geführt. Es folgt der Sekretär des Dogen, ein Diakon, der eine vom Pabst Alexander geschenkte Kerze trägt, die Diener des Dogenpalastes, welche den prachtvollen Sessel und das Kissen des Dogen tragen. Hieran schließen sich die Würdenträger der Republik, alle in kostbarer Kleidung. Dann fällt uns eine jugendliche Kindergestalt auf; es ist der sogenannte Ballotino, eine Knabe, der bei der Dogenwahl die Kugeln aus der Urne zu ziehen hat. Und nun endlich erscheint der Doge selbst, in einem langen Mantel von Hermelin mit goldenen Knöpfen geschlossen, darunter eine blaue Soutane und zu unterst ein langes Schleppkleid von Goldstoff. Auf seinem Haupte prangt die Dogenmüze von Goldstoff in phrygischer Form, um sie herum schließt sich eine blizende Krone von Gold und Edelsteinen; selbst die Sandalen sind von Goldstoff. Zur Rechten geht der päbstliche Legat, zur Linken der kaiserliche Gesandte; an sie schließen sich die vielen Vertreter aller übrigen Reiche und Höfe, die mit der stolzen Republik befreundet sind. Zwei Offiziere des Dogen tragen den Sonnenschirm des Fürsten und das Schwert mit der Spize nach oben gerichtet. Die Signoria und der große Rat schließen den imposanten Zug. Der Doge, umgeben von seinen Räten und Gesandten, nimmt Plaz, all die hohen Würdenträger der Republik ordnen sich, hundert Matrosen umstehen ihre Offiziere, um deren Befehle blizschnell zu befolgen. Jezt hebt sich der Anker, alle Glocken läuten von neuem, alle Geschüze dröhnen, der Bucentaurus rauscht, von der jubelnden Menge umgeben, majestätisch den Kanal hinauf nach der Insel St. Helena, wo er den Patriarchen von Venedig mit seiner Geistlichkeit aufnimmt. Jezt fährt das Festschiff auf das offene Meer hinaus, der Doge erhebt sich, steigt auf eine kleine Galerie und indem er mit lauter Stimme die Worte ruft: „Desponsamus te mare in signo veri perpetuique domini," wirft er den vom Pabste geweihten Ring in die blaue Flut. Aus hunderttausend Kehlen erhebt sich ein lautes Freuden- und Triumphgeschrei — die Zeremonie ist beendet. Jezt aber beginnen die Festlichkeiten; volle vierzehn Tage dauert der Jubel, und der ganze Reichtum der Republik entfaltet sich vor den Augen der staunenden Fremden.

Fast unzählige Feste und Vergnügungen reihten sich an das eben beschriebene im Laufe des Jahres an, und ganz besonders waren es noch zwei, die unsere Aufmerksamkeit erregen: der Karneval und die Regatta. Der venetianische Karneval war berühmt durch ganz Europa; aber auch er hat heute seinen ehemaligen Karakter verloren, wie ja auch der römische Karneval nur noch ein Schatten seines ehemaligen Glanzes ist. Nur ein glückliches Volk kann wirklich heiter sein. Die Regatta gehörte unbedingt zu den großartigsten Volksfesten Venedigs. Das Fest dankt seine Entstehung jener Episode, die wir schon erzählten, nämlich dem Raube der venetianischen Bräute auf der Insel St. Pietro und wie damals ein Wettsegeln auf Leben und Tod zwischen den Räubern und den beraubten Venetianern stattfand, so auch bei der Regatta um den Ehrenpreis. Die Vermählung des Dogen mit dem Meere war ein Fest der Republik, ein politisches Fest, bei dem der Venetianer vom Dogen bis zum Gondolier nur den Ruhm, die Pracht und den Glanz der Republik anderen Staaten gegenüber entfaltet wissen wollte, das Fest der Regatta dagegen gehörte ausschließlich dem Volke, dem gemeinen Manne. Er, der bei der Vermählung des Dogen

gewissermaßen als Gast geduldet wurde, spielte hier die Hauptrolle und lud den Patrizier zu Gast. Der Gondolier, in früheren Zeiten eine Macht, mit welchem der Staat rechnen mußte, war in erster Linie bei diesem Feste beteiligt. Vom Ausgang der Regatta hing oft das Lebensglück des einzelnen ab. Denn mehr als eine glutäugige venetianische Schönheit, die von mehreren umworben war, schob die Entscheidung über ihr Herz und ihre Hand bis zur Regatta auf. Mancher Gondolier knieete wochenlang vorher mit seiner Geliebten allabendlich vor dem Madonnenbilde und betete um Sieg; zu arm, um das höchste Ideal eines Gondolier zu erreichen, nämlich eine eigene Gondel, sezte er seine ganze Hoffnung auf die Regatta. Gewann er den ersten Preis oder auch nur einen der anderen, dann konnte er sich eine Gondel kaufen, sein Name als Sieger verschaffte ihm Gönner, er konnte seine Braut heimführen — sein Glück für das ganze Leben war gemacht.

Die Wettruderer stellten sich am östlichsten Punkte Venedigs bei der Insel Castello auf, wo heute die von Napoleon geschaffenen Giardini Publici (öffentlichen Gärten) liegen. Auf ein gegebenes Zeichen sezten sie sich in Bewegung und fuhren mit Windeseile dem Kanal Grande zu, den sie fast seiner ganzen Länge nach durchsausten, begleitet von dem Geschrei der tausende von Zuschauern zu beiden Seiten des Kanals. An einer bestimmten Stelle befand sich mitten im Kanal ein großer Pfahl mit einer Fahne und hier mußte der Ruderer die schwierigste Probe bestehen. Er mußte sein Boot, das wie ein wilder Renner über die schäumende Flut dahin schoß, um diesen Pfahl herumlenken und ohne Aufenthalt denselben Weg zurücklegen. Man kann sich kaum vorstellen, wie viel Kraft, Gewandtheit und Geschick ein solches Manöver erforderte. Mit derselben rasenden Schnelligkeit ging es dann zurück bis zum Palazzo Foscari, wo ein großes kunstreiches Gebäude aufgerichtet war, das als Ziel der Wettfahrt galt und auf dem auch die Preise verteilt wurden.

Der Weg, den die Wettfahrer zurücklegten, betrug ungefähr vier venetianische Meile oder etwa 8350 Meter, also ungefähr 26,620 Fuß, was eine Länge von 1 1/9 preußische Meile ergibt. Um nur allein an diesem Wettkampfe teilnehmen zu können, bedurfte es einer ungewöhnlichen Kraft und außerordentlichen Geschicklichkeit. Die zwei lezten Regatta in unserem Jahrhundert fanden statt 1846, als die Kaiserin von Rußland Venedig besuchte, und 1875 bei Gelegenheit des Besuches des Kaisers Franz Joseph bei König Viktor Emanuel. Im Jahre 1846 bewunderte man die Schnelligkeit der Wettruderer auf einen Kilometer in vier Minuten. Nimmt man an, was man wohl darf, daß die Gondoliere der alten Zeit ebensoviel Erfahrung und Kraft hatten als die heutigen, daß die Wettkämpfenden von ehemals dieselbe Geschwindigkeit besaßen, so dauerte für den einzelnen Mann die Fahrzeit wenigstens dreiunddreißig Minuten, was bei so enormer Anstrengung viel heißen will.

Die Sieger erhielten aus den Händen der Preisrichter eine kleine Fahne, die entweder rot, grün, blau oder gelb war. Die Farbe gab die Höhe des Preises an. Der lezte Preis war immerhin noch ansehnlich und originell; er betrug zehn Dukaten und ein — lebendes Spanferkel. Ueberhaupt spielten die Gondoliere eine Hauptrolle. Sie bildeten eine Korporation und hielten streng auf die Privilegien, die fast so alt waren als die Republik selbst. Noch heute umgibt den Gondolier ein poetischer Hauch. Sie waren stets treue, zuverlässige Leute, denen ihre Patrone oft wichtige, oft zarte und delikate Aufträge anvertrauen durften. Sie standen selbst geistig höher als die übrigen Schiffer der Lagunen, auf die sie vornehm herabblickten. Doch jene vielgerühmten homerisch-venetianischen Rhapsoden, die mit melodischer Stimme und strengem Rytmus die Gesänge des Tasso und des Ariost bei herrlichen Mondscheinnächten auf dem stillplätschernden Kanal sangen, Strophen aus der Gerusalamme Liberata rezitirten oder auch bei Begegnung im Wechselgesang sich die Klagen der Hermione und die Seufzer des Tankred zuriefen — ihre Zeiten sind dahin, sie sind verschwunden mit so vieler Poesie und so manchem Orientalisch-Märchenhaften, das das schöne Venedig bezaubernd machte.

Unter den armseligen Gondolieren von heute befinden sich Abkömmlinge von ehemals hohen und von reichen Familien, deren Ahnen vor gar nicht so langer Zeit eigene Gondoliere im Solde hatten, die an den Marmorstufen des Palastes warteten. Unter den 25 000 Armen, die Venedig zu ernähren hat, verbergen sich überhaupt hochklingende Namen, und wenn man fragt, wie die Träger derselben so tief ins Elend gekommen seien, so erhält man die Antwort: „Weil der venetianische Nobili es unter seiner Würde hielt, zu arbeiten, weil er glaubt, seinem Wappenschild, das übrigens längst verblichen ist, Schimpf anzutun, wenn er irgend etwas Nüzliches treibt.“ Ich habe selbst junge Adelige kennen gelernt, die absolut nichts tun, als sich in das Kaffeehaus sezen, Cigaretten rauchen und über die Straße stolziren, und doch könnten sie vermöge ihres Adels in der diplomatischen Carrière oder doch als Vaterlandsverteidiger vorankommen. Aber selbst zu solcher Tätigkeit verstehen sie sich nicht.

So hat sich manches in der alten Dogenstadt geändert. Wir werden bei unsern Zwiegesprächen nicht mehr ausgehorcht; unsere Worte, unsere Gedanken werden nicht mehr brühwarm und verdreht höhern Orts angebracht. Wir brauchen den Dolch des Bravo nicht mehr zu fürchten, und, wie er, so ist auch eine andere italienische und ganz besonders venetianische Figur, der Cicisbeo, verschwunden. Der Bravo ist kein Gebild des Romanschriftstellers; er nahm vielmehr in Venedig eine wichtige Stellung ein und bildete mit zahlreichen „Kollegen“ eine bestimmte Klasse Menschen, die ihre „Prinzipien“ hatten. Da, wo der Gondolier zu einem Geschäfte zu ehrlich und zu gewissenhaft war, trat der Bravo an die Stelle, und mancher Bravo zählte unter seinen Kunden hohe und berühmte Namen. Politische Gegner, persönliche Feinde, begünstigte Nebenbuhler, treulose Liebhaber, unangenehme Gläubiger, Unkluge, die zufällig ein Geheimnis erlauscht, alle diese lieferten Arbeit für den Bravo. Wenn ein Nobili glaubte, seine „Ehre“ rächen zu müssen, so vertraute er die Sache einem Bravo an, der für einen mäßigen Preis den Gegner in den Kanal stürzte oder ihm von hinten einen Dolchstoß beibrachte. Der Bravo war gewissermaßen selbst von der Regierung anerkannt. Kam es vor, daß jemand sich eines Gläubigers, Feindes u. s. w. durch einen Bravo entledigen wollte, so paßte dieser seinem Opfer auf. Nun aber gelang es dem lezteren, sich des Bravo zu entledigen, oder es wurde ihm der saubere Plan verraten, kurz, er eilte zu den Staatsinquisitoren und klagte seine Not und Gefahr. Dann ließ der Staatsinquisitor den Patrizier oder wer sonst den Bravo gedungen, kommen und verurteilte ihn — eine Summe Geldes zu deponiren, die als Garantie für den Bedrohten liegen blieb. Ja noch mehr, der Bedrohte nahm sich jezt selbst einen Schuzbravo auf Kosten seines Feindes, und wenn ihm trozdem etwas Uebles widerfuhr, so wurde sein Feind als Urheber bestraft.

Eine ganz andere Figur war dagegen der Cicisbeo, eine unangenehme Erscheinung, unmännlich und weibisch und nicht unähnlich jenen affektirten Courmachern, wie sie besonders in der verkommenen Zeit Ludwig XV. in den Salons und Boudoirs der pariser Damen auftauchten. Der Cicisbeo kommt erst im 17. Jahrhundert vor und ist jezt längst verschwunden. Er fand sich hauptsächlich in Italien und zwar in Genua, Florenz, ganz besonders aber in Venedig. Er war eine Art männliche Gesellschaftsdame, eine Mode, die wir uns kaum vorstellen können. Er wahr mehr als Diener, etwas weniger als Hausfreund, sonst aber der stete Begleiter der Frau vom Hause. Er frühstückte mit ihr, half bei der Toilette, begleitete sie zur Promenade, zu den Kaufläden, zum Teater; er nahm die Anordnung der Feste in die Hand, er gebot der Dienerschaft, er geleitete die Dame zum Diner, zu Hause oder auch außerhalb. Es gehörte zum guten Ton, wenigstens einen Cicisbeo zu haben; nobler war es, mehrere sich folgen zu lassen. Ja, es gab Frauen, die auf der Promenade drei, vier, fünf bis sechs solcher — Kammermänner um sich hatten; dann trug der eine den Fächer, der andere das Taschentuch, der dritte geleitete die Dame, der vierte trug ein Parfümfläschchen, der fünfte und sechste entweder noch etwas oder nur seine armselige Person selbst.

Vorbei — alles längst versunken und fast vergessen.

Ulrich Zwingli.

Mit einleitenden Bemerkungen zur Frage der kulturellen Bedeutung der Reformation. Von **Bruno Geiser.**

Die „Neue Welt" hat das Porträt des erfolgreichsten deutschen Kirchenreformators, *Martin Luthers*, gebracht mit einer Abhandlung über Luthers Stellung zur Volksbewegung seiner Zeit.

Der Herr Verfasser dieser Abhandlung hat in strengster Unparteilichkeit dargelegt, was er über sein Tema zu erforschen vermochte — ohne Vorliebe für den Mann, dessen Wirken es hauptsächlich zuzuschreiben ist, daß die Bibel für eine Reihe von Jahrhunderten zur unantastbaren Quelle, zum Hort und Halt der evangelischen Religion erhoben worden ist, — ohne Vorliebe *für ihn* und ohne Voreingenommenheit *gegen* ihn.

Mit gleicher Unparteilichkeit war der Schreiber dieser Zeilen bemüht, an die Geschichte der Kirchenreformation des 16. Jahrhunderts heran zu treten; und er würde glauben, desgleichen ein Stück Leben aus einer bedeutsamen Zeit darstellen zu können in einem Bilde, das „von der Parteien Haß und Gunst" *nicht* entstellt ist, wenn er auch *nicht* den freisinnigsten und edeldenkendsten unter den mit den Kränzen reichsten Nachruhms gekrönten Reformatoren zum Gegenstande der Betrachtung erkoren hätte.

Die Zeit der evangelischen Kirchenreformation umspannt übrigens nicht nur eine bedeutsame, sondern eine der für die Kulturforschung wichtigsten und interessantesten Epochen der Weltgeschichte.

Daß Lutheraner und Reformirte die Reformation für überaus kulturfördernd, für einen gewaltigen Geistesfortschritt der Menschheit erklären, während die Katoliken über sie Zeter geschrien haben, sie heute noch verdammen und sie nicht nur als eine schwere Schädigung der christlichen Religion, sondern selbst als ein Hemmnis für die Fortschritte der Wissenschaft ausgeben, das alles ist bekannt und — eines wie das andere — ohne weitere Erläuterungen leicht begreiflich.

Ulrich Zwingli.

Interessanter und von größerem Gewicht ist, was Männer der Wissenschaft unserer Zeit über die Reformation sagen, Männer, welche weder zu den begeisterten Anhängern Luthers gehören, wie sie um die jüngste Lutherfeier herum zahlreich wie der Sand am Meere in allen Gauen protestantischer Länder ans Licht getreten sind, noch zu den Getreuen des Pabsttums, Männer, die in der freisinnigen, selbst der religionslosen Wissenschaft unserer Zeit eine sehr beachtenswerte Stelle einnehmen.

Nicht minder interessant und von hoch anzuschlagender Bedeutung ist das Urteil über Wesen und Wirken der Reformation, wie es sich in dem Volke selbst allgemach festgesetzt und in neuester Zeit gleichfalls vielfach geäußert hat.

Um die Anschauungen, die sich über die Reformation in dem Bereiche der modernen Wissenschaft geltend machen, kennen zu lernen, führen wir einige Zitate vor, welche eine Würdigung der Reformation enthalten.

Der auf dem Standpunkte der materialistischen Philosophie stehende Kulturgeschichtsforscher *Friedrich v. Hellwald* schreibt in seiner „Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart" S. 682 wie folgt:

„Eine Würdigung der kulturellen Verdienste der Reformation zeigt zuvörderst, daß dieselbe mit Notwendigkeit dem deutschen Volksgeiste entsprang und in ihrem Wesen und Wirken diesem auch durchaus treu blieb. Der fromme, zu idealer Schwärmerei geneigte Zug des germanischen Karakters steckte im vorhinein einer *Kirchenreformation* in Deutschland ihre Wege ab. Diese Richtung führte zur Befreiung von den Fesseln Roms, nicht aber von jenen *des Glaubens*. Die Führer der reformatorischen Bewegung waren sammt und sonders dem Mystizismus ergeben; Luther glaubte bocksteif an den Teufel, und Calvin gar verdüsterte seine Lehre zu einem abschreckenden System. In jenem bekundete sich augenfällig der monarchische, in diesem der republikanische Geist ihrer Heimat, welch' lezterer unter scheinbarer Freiheit den Menschen in die straffsten geistigen Bande schnürt. Taten und Gesinnung der Reformatoren erhoben sich in keiner Weise über das Niveau der römischen Kirche. Jede Meinungsverschiedenheit erachteten sie wie diese für todeswürdig. Wie diese übten sie Folter und Inquisition. Gerade in der Demokratie der Schweizer fanden Calvins finstere Prinzipien den meisten Beifall, die meiste werktätige Unterstützung, fielen ihnen die meisten Opfer, ein Beweis, daß keine Verfassungsform vor Verblendung schüzt. Nur die Hirtenvölker auf den Höhen in den Urkantonen ließen sich ihren alten Glauben nicht verkümmern und hielten treu an ihm bis heute. Alle düsteren Farben, womit man die Gräuel des Papismus zu malen pflegt, müssen auch auf das Wirken der Reformatoren angewandt werden. Gleichwohl waren sie durchaus ehrliche, nur ihrer innersten Ueberzeugung folgende Männer; daran ist kein Zweifel möglich; dies sollte zur Vorsicht mahnen bei Beurteilung des gleichen Vorgehens der römischen Priester.

„Wer die Lüge mit der Lüge bekämpft, macht immer einen widerlichen Eindruck. Eine Vergleichung zwischen dem alten und dem neuen Kirchenglauben zeigt keinen Kulturgewinn. In der römischen Kirche war der Begriff der Wahrheit verloren gegangen und im Protestantismus nicht wieder entdeckt worden. Die Grundlage der alten Kirche blieb in ihrem Kerne unbe-

rührt, das luftige Gebäude des Aberglaubens ward nicht zerstört, vielmehr durch den Bibelglauben noch mehr befestigt. Die Vernunft hat an dem Werke der Reformation ebensowenig Anteil als die Freiheit; der Mensch gewann nur die Freiheit in der Bibel, nicht auch über die Bibel zu forschen; sie löste alte Bande, um neue desto fester zu schnüren. An Stelle des fleischlichen trat ein papierner Pabst, der schon vor vierthalb Jahrhunderten für unfehlbar erklärt wurde. Wie die römischen Prälaten donnerten die Reformatoren gegen die Vernunft, wenn sie mit dem geschriebenen Gottesworte im Widerspruche stand, was heute fast in allen Punkten der Fall ist. Ihre Unduldsamkeit übertraf noch die katolische Intoleranz und nährte alle, ja steigerte manche der bestehenden Vorurteile, z. B. jenes gegen die Juden und die Hexen. So bildete denn von nun an der protestantische Bibelglaube eine gewaltige Schranke gegen freie wissenschaftliche Forschungen, eine Schranke, die selbst heute nicht überwunden ist und wirksamer war, als je die von St. Petri Stuhl geschleuderten Bannflüche, als Syllabus und Enzyklika zusammen. Obwohl dieses schroffe Anspannen der Gläubigkeit seine Rückwirkung auch auf den Katolizismus nicht verfehlte, hat dieser doch im Großen und Ganzen der Wissenschaft weniger Hindernisse entgegengestellt als der Protestantismus, dessen zwei Entwicklungsphasen Pietismus und Muckertum in der Geschichte der menschlichen Kultur ihres Gleichen suchen. Die katolische Kirche begnügte sich von jeher mit formeller Anerkennung, berücksichtigte mehr den Schein, der Protestantismus dagegen hauptsächlich das Wesen. Ersteres mag weniger „sittlich" sein, lezteres war schädlicher. Bis vor wenig Jahren regelten im päbstlichen Rom unerträgliche Polizeiverbote die äußeren Kundgebungen der Religion; an Freitagen durften in Gasthöfen keine Fleischspeisen verabreicht werden; allein hinter einem Vorhange, der vor den Spüraugen der seine Bedeutung recht wohl kennenden Polizei zu schüzen vorgab, aß Fleisch, wer da wollte. Im protestantischen und freien England ging im Jahre 1874 im Parlamente eine Bill nicht durch, die Aufhebung der Sonntagsfeier bezweckend, welche nach unseren Begriffen wie ein Alp auf dem Lande lastet. Gegen die Nichtbeachtung der Sonntagsfeier in England schüzt aber kein Vorhang, wie in Rom, denn das ganze Volk macht Polizei. So kommt es, daß die unabhängigsten Denker eben so oft, wenn nicht öfter, den Reihen der Katoliken entstammen, während in den protestantischen Ländern die Wissenschaft am wenigsten vom Geiste der Religion sich befreit hat.

„Dennoch war die Reformation ein großes, ein notwendiges Werk. Was wir ihr verdanken, ist ausschließlich die Auflehnung gegen den blinden Autoritätsglauben, die Inanspruchnahme der Unabhängigkeit des Denkens, Urteilens und Glaubens seitens des Individuums; der Gebrauch, welchen die Reformation von dieser Auflehnung und Inanspruchnahme machte, darf nicht beirren in der Erkenntnis, daß mit lezteren allein eine der Grundlagen der modernen Kultur gewonnen ward. Die Reformation ist aber ein rein germanisches Werk; nur Völker germanischen Blutes haben sie angenommen und siegreich durchgeführt; kein anderes Volk schüttelte den ortodox-katolischen Glauben ab. Das etnische Moment waltet in der Reformation so sehr vor, daß in Großbritannien z. B. die beiden Volkselemente der Kelten (Irländer) und Germanen (Engländer), obwohl seit lange miteinander lebend, sofort in Katoliken und Protestanten sich spalteten.+) In allen Ländern jedoch, wo das germanische Blut nur schwach vertreten, siegte die katolische Gegenreformation über alle Reformationsversuche, deren Vorkommen an sich nicht Wunder nehmen kann, da alle Völker Europas mehr oder minder bedeutende germanische Elemente in sich führen. Zur Intensität dieser lezteren stand die Kraft der reformatorischen Bewegung überall in direktem Verhältnisse."

Und der demokratische Kulturgeschichtsschreiber Kolb äußert sich in seiner Kulturgeschichte (Bd. II, S. 309 u. flg.) also:

„Aus unsern frühern Mitteilungen ergibt sich, daß vor der Zeit der Reformation ein Unbehagen wegen der kirchlichen Zustände in allen Kreisen herrschte. Dieses Unbehagen war durch Gründe doppelter Art veranlaßt. Einmal durch mehr oder minder äußere Dinge, wie Ausbeutung des Volkes vermittelst des Ablaßhandels; dann formelle Bestimmungen, wie die Kelchverweigerung beim Abendmahl; endlich Disziplinarvorschriften, wie das Eheverbot der Geistlichen, wodurch die Sittlichkeit vielfach gefährdet wurde. Zum andern gab es aber auch noch Verhältnisse, die tiefer gingen: manches was als Grundlage der Kirche angesehen wurde, entsprach nicht mehr dem Kulturgrade des Volkes, besonders nachdem die großen Entdeckungen und Erfindungen ihre Wirksamkeit zu äußern begannen. Diese lezten Momente lagen indes nicht so offen wie die ersten. Als die Reformation stattfand, hatte die Umwandlung im Wissen und in den Anschauungen erst ihren Anfang genommen. Die ganze gewaltige Erweckung der Intelligenz und die Erweiterung der Begriffe war weitaus erst zum kleinsten Teile erfolgt. Die Strömung hatte zwar reißend begonnen, allein von der zu durchflutenden Strecke war eben noch nicht mehr als das nächste Stadium zurückgelegt. Dieses Verhältnis ist es wesentlich, welches die Reformation zu dem nicht werden ließ, was sie werden konnte und sollte, und was sie etwa eine oder zwei Generationen später geworden sein würde, wenn die durch jene Entdeckungen und Erfindungen angebahnte Erweiterung des Wissens schon vollendet gewesen wäre, als der kirchliche Streit seinen Anfang nahm. So kam es, daß die durch die Reformation herbeigeführten Aenderungen sich fast ausschließlich auf Dinge der ersterwähnten Kategorie beschränkten, dagegen die der zweiten Art wesentlich unberührt ließen. Der Ablaßhandel mußte natürlich fallen, selbst in der alten Kirche; man gab überdies in der neuen den Gläubigen den Kelch und schaffte das Cölibat ab; ebenso in andern Punkten ähnlicher Art. Hier handelte es sich entweder um wirkliche Auswüchse, die man auch vom katolischen Standpunkte aus dafür anerkannte, oder doch in Wahrheit nur um sekundäre Fragen. Selbst die Beseitigung der Pabstgewalt, die ohnehin von Luther anfangs garnicht beabsichtigt war, sondern sich blos als Folge des Kampfes ergab, traf nur ein Organ der Kirche, nicht die Kirche in ihrer Grundlage, um so weniger als ja der Grundsaz schon ein Jahrhundert vor Luther erkämpft war, daß der Pabst nicht über, sondern unter dem Konzilium stehe. So blieb auch bei den Protestanten die Grundlage der alten Kirche unberührt in ihrem Kerne. Sie ward von den Reformatoren nicht nur unbedingt angenommen, diese Grundlage, sondern sogar noch mit weitern Schuzwällen umgeben. Einige Verbesserungen fanden statt, allein in eigentümlicher Weise. Der Anker dieses Fortschritts war mit doppelten Widerhaken versehen, welche allerdings ein Fortreißen nach rückwärts verhinderten, sich aber auch nicht mehr aus dem Boden herausbringen ließen, wenn es galt weiter voran zu kommen.

„Es ist unwiderlegbar: Luther hat die katolische Kirche keineswegs, wie man gerne behauptet, ‚aus Gründen der Vernunft' angegriffen; seine Bücher wie seine Briefe beweisen vielmehr, daß sich der Reformator für seine Lehre einzig und allein auf die Bibel, dagegen niemals auf die Vernunft berufen hat. . . .

„Die Erklärung der ‚Heiligen Schrift' zur alleinigen Glaubensquelle bot den Reformatoren allerdings eine gewaltige Waffe gegen die herrschende Kirche, indem nun alles angegriffen werden konnte, was von kirchlichen Dingen sich nicht unmittelbar aus der Bibel erweisen ließ. Man kann nicht leugnen, daß damit mancher Mißstand beseitigt zu werden vermochte und wirklich daraufhin beseitigt worden ist.

„Wie hoch man aber auch den auf solche Weise erlangten Vorteil mit allem Recht anschlage, so hat sich doch an diese Erhöhung der Bibel zu einem absoluten Glaubensgrund ein furchtbar schwerer Nachteil geknüpft, durch welchen die ganze Menschheit während der nächstfolgenden Jahrhunderte in ihrer naturgemäßen Entwicklung nicht gefördert, sondern furchtbar gehemmt wurde, und worunter sie selbst heute noch vielfach zu leiden hat.

„Die Autorität, welche die Reformatoren der Bibel beilegten und welche Autorität in dieser Richtung auch sehr bereitwillig von den Vertretern des Katolizismus acceptirt wurde, bildete von nun an eine gewaltige Schranke gegen freie wissenschaftliche Forschungen. Die Wissenschaft erlangte auch unter der Herrschaft der Reformation nur so weit Duldung, als sie mit den Angaben jenes alten Buches übereinstimmte; die Forschung durfte nicht über das hinausgehen, was vor Jahrtausenden von unbekannten Verfassern geglaubt worden war; eine Entdeckung ward zur strafwürdigen Kezerei, wenn sie sich vermaß dem heiligen Buche zu widersprechen. Das alte bereits vor der Reformation erschütterte teologische Gebäude hatte durch Umbau und besonders durch die Stüze der Bibel neue Festigkeit gewonnen, wie sie die Kirchenväter — auf eine Reihe von Jahrhunderten hinaus — nimmermehr hätten gewähren können. Es ist gewiß eine sehr bezeichnende Tatsache, daß ehe die Reformation ihre Wirksamkeit entfaltet hatte, ein katolischer Domherr — Copernicus — die Bewegung der Erde lehrte und daß sein (sogar dem Pabste zugeeignetes) Buch nirgends verboten ward, daß dagegen ein Jahrhundert später Galilei auf Grund der Bibel Einkerkerung erfuhr, ja daß heutzutage noch gerade protestantische Pastoren (während die katolischen Priester in dieser Frage mindestens klug verstummt sind) die Lehre von der Erdbewegung um die Sonne für eine Kezerei erklären, unter ganz richtiger Berufung auf die unzweifelhafte Teorie der Bibel."

Troz alledem, was er an der Reformation auszusezen hat, fährt Kolb weiter unten fort:

„Es wäre unrecht, die wirklichen Verdienste der Reformation hinwegleugnen zu wollen. Schon die Abschaffung der zahllosen Feiertage sehen wir als eine nicht nur auf die ökonomischen Verhältnisse, sondern auch mittelbar auf die Anschauungen des Volkes sehr wohltätig wirkende Aenderung an. Der Gewinn aber ward erlangt großenteils auf Kosten der nächstfolgenden Generationen, die freilich kirchlich eine Erleichterung hatten, dagegen im wissenschaftlichen Forschen mit neuen Banden neben den alten umgeben waren.

„Der Protestantismus, wie er sich ausbildete, hat zwar allerdings verschiedene grelle Dinge vom Katolizismus abgestreift, aber er ist auf der gleichen Grundlage geblieben und zwar ohne die Konsequenz der älteren Kirche.

„Indem er die Bibel zum unfehlbaren ‚Wort Gottes‘ erklärte, hat er — es muß nochmals gesagt werden — sehr wesentlich, und zwar fast vierthalb Jahrhunderte lang, mit nur allzugroßem Erfolg beigetragen, die freie Entwicklung des forschenden Menschengeistes nicht zu fördern, sondern zu hemmen und zu lähmen. Amicus Plato, magis amica veritas!" *)

So die beiden Kulturhistoriker — der radikal-materialistische und der radikal-demokratische. Sie, die als Kulturhistoriker einander bitter anfeinden**), stehen sich in der Beurteilung der protestantischen Reformation auffällig nahe; sie haben viel an ihr zu tadeln und verhältnismäßig wenig zu loben. Und was noch auffallender ist, sie stimmen auch darin überein, daß sie für und wider nicht gegeneinander abwägen und das Fazit zu ziehen unterlassen, das Fazit, welches bis zur Unzweifelhaftigkeit zu erkennen gäbe, ob die Reformation der Menschheit, beziehentlich den Völkern, die sie vollführten, mehr genüzt als geschadet oder mehr geschadet als genüzt hat.

Freilich dieses Fazit zu ziehen ist nicht so ganz leicht und nicht so ganz ungefährlich. Entscheidet man sich zu Gunsten der Reformation, so kann man sicher sein, daß man sich hierbei Anfeindungen seitens sehr vieler religiösen Freidenkenden und selbst dem Verdachte aussezt, ein Verräter an der Sache des geistigen Fortschritts zu sein; entscheidet man sich gegen sie, so erbittert man die Kirche und ihre Anhänger in allen Schichten der Gesellschaft gegen sich — — da ist es gewiß klug, den Abschluß der Rechnung dem Leser selbst zu überlassen, der dann ja je nach seiner eigenen Gesinnung schon zum befriedigenden Resultate kommen wird.

Nun, diese Art der Klugheit ist dem Schreiber dieser Zeilen völlig fremd, — er wird sich daher bemühen, das Fazit zu ziehen, — aber dazu bedarf es eindringender, leidenschaftsloser Forschung auf allen Gebieten und über alle Fragen, welche die Reformation berührt hat. Die Grundlage derselben oder vielmehr ihr Anfang ist vorliegende Arbeit.

Mögen sie die Leser der „Neuen Welt" so unparteiisch betrachten und prüfen, als sie unparteiisch geschrieben ward.

* * *

Huldereich (Ulrich) Zwingli wurde am 1. Januar 1484 in der Grafschaft Toggenburg als dritter Sohn des Ammanns, d. i. des Vorstehers, der Berggemeinde Wildhaus am Fuße des Churfirsten und des Säntis geboren. Sein Vater war dem Berufe seiner Vorfahren gefolgt, — wie diese war er ein Hirte, jedoch gehörte er zu den wohlhabenden Mitgliedern der kleinen Gemeinde, ein Umstand, dem er wohl nicht zum geringsten Teile das höchste Ehrenamt der Gemeinde zu danken hatte. Einzelne Glieder der Familie waren Geistliche geworden, so ein jüngerer Bruder des Ammanns, desgleichen ein Bruder seiner Frau.

Das mochte Ulrich Zwinglis Vater den Wunsch nahe gelegt haben, einen Sproß seiner, mit zwei Töchtern und acht Söhnen gesegneten Familie, gleichfalls zum geistlichen Herrn erhoben zu sehen, und die Wahl des Familienrats übertrug diesen Vorzug eben dem dritten der Söhne.

Neun Jahre alt verließ Huldereich Zwingli das Vaterhaus; man brachte ihn in die von dem Onkel Bartolomäus Zwingli, der damals Dechant in Weesen war, an diesem Orte gegründete Lese- und Schreibschule. Die Gelehrsamkeit dieser sicher sehr bescheidenen Vorbereitungsanstalt beschäftigte ihn nur kurze Zeit, — nun kam er nach dem mit verhältnismäßig guten Bildungsstätten ausgestatteten Basel zu dem Ludimagister an St. Teodor, Gregorius Bünzli. Auch hier machte der lebhafte, mit trefflichem Auffassungsvermögen ausgestattete Bursch überraschende Fortschritte in allen Lehrgegenständen, in Grammatik, Dialektik und Musik, und vorzüglich zeichnete er sich als Sänger sowie als schlagfertiger Redner aus. Nach kaum zweijährigem Aufenthalte in Basel hieß es weiterziehen, diesmal zu dem in der Schweiz als bester der Lehrer bekannten Heinrich Wölflin (Lupinus) in Bern. Dieser war nicht nur ein schwer gelehrter Mann, sondern auch ein feinsinniger Dichter — natürlich in lateinischer Sprache — und genoß als ausgezeichneter Pfleger der humanistischen Studien weiten Ruf.

Wölflin machte den dreizehnjährigen Zwingli mit den lateinischen Klassikern, vornemlich auch den Dichtern vertraut und sein ganzes Denken und Wesen gewann den tiefsten Einfluß auf den kühn und freudig emporstrebenden jungen Menschen.

Indes war auch sein berner Aufenthalt nicht von längerer Dauer. Die klangvolle Stimme und die gewinnende Beredsamkeit Zwinglis veranlaßten die Dominikaner in Bern zu dem Versuche, ihn an sich zu ziehen. Wahrscheinlich wäre er in seiner Unerfahrenheit den Lockungen der Klostermänner gefolgt, wenn nicht plözlich aus der Heimat, wohin er über seine Beziehungen zu den Mönchen Mitteilungen gemacht, der strenge Befehl gekommen wäre, unverzüglich Bern zu verlassen und sich zur Fortsezung seiner Studien nach Wien zu begeben, wo der eine Revolution der Geister wider die scholastisch-teologische Wissenschaft des Mittelalters beginnende Humanismus soeben in Blüte gekommen war.

Während der zwei Jahre, welche Zwingli an der Universität verbrachte, studirte er hauptsächlich Philosophie und sezte außerdem das Studium der alten lateinischen Klassiker, der Redner und Dichter und am meisten der Historiker, eifrigst fort, die er jezt hoch über die Scholastiker stellte.

---

*) Plato steht mir hoch, doch höher noch steht mir die Wahrheit.

**) Der ehrliche idealistische Kolb ist geradezu des schneidigen materialistischen Hellwald Prügeljunge, der ihm bei jeder Angelegenheit, die Hellwald anders beurteilt, in bissigen Anmerkungen wohlgezielte Stiche und Hiebe versezt.

Im Jahre 1503 kehrte er zu kurzer Erholung in das stille Bergtal seiner Heimat zurück und begab sich dann zur weiteren Pflege philosophischer und teologischer Studien wieder nach Basel. Kaum achtzehn Jahre alt übernahm er daneben ein Lehramt an der Lateinschule zu St. Martin und wirkte hier mit solchem Erfolge, daß er, wie es scheint, eine zeitlang die Absicht hatte, sich ganz dem Lehramte zu widmen. 1506 ward er magister artium liberalium*), und in dasselbe Jahr fällt die entscheidende Wendung im Studienleben Zwinglis zur reformatorischen Teologie.

Diese Wendung vollzog sich mitten in einem heiteren Genußleben, welches die Hingabe an die Wissenschaft bei Zwingli nicht störte und überhaupt bei vernünftiger Lebensführung nicht zu stören braucht. Zwingli war ein beliebter und gesuchter Gesellschafter, er verstand fesselnd zu erzählen, gleichwie fröhlich zu singen und zu musiziren. Wie auch Luther spielte er meisterhaft die Laute und komponirte allerlei Tonstücken; jedoch er war als Musiker weit vielseitiger als der Doktor Martinus, denn er spielte zugleich Geige und Harfe, blies Waldhorn, Zinken und ein paar wahrscheinlich flötenartige Hirteninstrumente, Abögli und Schwägle geheißen, auch schlug er das Hackbrett und die Trumscheit genannte Pauke.

Zur Zeit als er so mit gleich lebenslustigen Freunden der edlen Musika eifrigst huldigte, kam Thomas Wyttenbach als Dozent der Teologie nach Basel. Dieser Mann ist als einer der Wegbereiter der Reformation zu betrachten. Er war es, der in der Schweiz zuerst auf die Bibel als die beste Stüze christlichen Glaubens und die Hauptquelle christlicher Erkenntnis hinwies.

Sogleich begann Zwingli neben den alten Lateinern die Bibel zu studiren und war rasch entschlossen, Priester zu werden.

Da er zu diesem Berufe besser vorbereitet war, als die allermeisten anderen Kandidaten der Teologie seiner Zeit, so ließ ihn der Erfolg auch nicht im Stich: noch in demselben Jahre, in dem er zum Magister promovirt hatte, wählte man den Zwanzigjährigen zum Pfarrer in Glarus.

Diesen ersten großen Erfolg auf seiner Priesterlaufbahn hatte Zwingli allerdings auch materiell nicht umsonst, denn er fand sich bewogen, einen Mitbewerber, der Stallmeister des Pabstes gewesen und von der Kurie der mit dem Wahlrecht ausgestatteten Gemeinde als am besten zur Ausfüllung der ledigen Pfarrstelle geeignet empfohlen war, mit der für jene Zeiten recht erheblichen Summe von etwas mehr als hundert Gulden über seine Niederlage zu trösten.

In seinem Pfarramte war Zwingli nun hauptsächlich auf die Wirksamkeit durch das von der Kanzel herab gesprochene Wort angewiesen, und er mag sich gemäß der Art gewöhnlicher Priester zunächst wohl auf den engen Lebenskreis seiner Gemeinde beschränkt haben; allgemach jedoch wandte er seine Aufmerksamkeit den mehrumfassenden Interessen seines Vaterlandes und schließlich auch der gesammten christlichen Religionsgemeinschaft zu, ohne jedoch anfänglich im entferntesten an eine tiefgehende Kirchenreformation zu denken. Auch die höhere Geistlichkeit ahnte in ihm den grimmen Feind der nächsten Jahrzehnte noch nicht, vielmehr suchte sie ihn durch Gewährung eines Jahrgehalts von fünfzig Gulden an sich zu fesseln.

Die Abenteuerlust und kriegerische Gewinnsucht des Schweizervolkes ward die Ursache, daß Zwingli zum erstenmale mitten in die Wirrsale der Weltereignisse hineingerissen wurde. Bekanntlich begaben sich die freien Schweizer mehrere Jahrhunderte hindurch freiwillig in die Soldknechtschaft aller möglichen Potentaten; auf all den tausend Schlachtfeldern Italiens, Frankreichs und Deutschlands waren sie zu finden und auch dem Pabste waren sie willfährige Kriegsleute.

Zwar hatten sie um die Zeit von Zwinglis glarner Pfarrherrschaft — im Jahre 1510 — erst auf einem Römerzuge arges Mißgeschick erfahren, und Zwingli hatte kurz darauf einige bemerkenswerter Weise deutsch gedichtete Allegorien erscheinen lassen, welche vor fremden Bündnissen warnten und die friedliche Arbeit im Schoße der Heimat feierten. Dennoch aber strömte 1512 auf den Kriegsruf des Pabstes Julius II. die gewaltige Zahl von etwa 20 000 Schweizern über die Alpen und die Glarner waren in hellen Haufen mit von der Partie. Wo aber eine schweizer Gemeinde an einem Kriege teilnahm, da hatte der Ammann das Banner zu führen und der Pfarrer sie zu begleiten. So kam Zwingli in den Krieg für den Pabst, und er war viel zu sehr ein streitbarer Sohn der himmelstürmenden Alpenwelt, um nicht — einmal im Kriegstrubel drin — mit aller Energie bei der Sache zu sein. Kriegsberichte, die er an einen Freund schrieb, beweisen das zur Genüge. Und 1415 in der gewaltigen Schlacht von Marignano konnte er seine Kampflust sogar so wenig bändigen, daß er sich mit den Waffen in der Hand mitten in das grausige Schlachtgetümmel hineinstürzte. Aber die Schweizer wurden troz aller Tapferkeit, nicht zum mindesten durch Hinterlist und Verrate besiegt, und was nicht umkam — von Glarnern allein bedeckten hunderte die Wahlstatt — kehrte eiligst zur Heimat zurück.

Das war der zweite Wendepunkt in Zwinglis Leben.

(Schluß folgt.)

*) Magister artium liberalium, zu deutsch: Meister der (sieben) freien Künsten (Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Musik) bezeichnet die älteste unter den akademischen Würden, welche zum Lehren der freien Künste berechtigen.

Poetische Aehrenlese.

Des Mädchens Geständnis.

Von **Robert Reinick.**

Der Abend war so wunderschön,
Da gingen beide wir durchs Feld;
Die Sonne wollte untergehn,
Und schien noch freundlich in die Welt;
Die Vögel sangen im Gesträuch,
Im Korn und in der blauen Luft;
Die Blumen blühten voll und reich,
Und um uns her war lauter Duft.

Mir war gar feierlich zu Mut
Und doch dabei ohnmaßen froh;
Ich war der ganzen Welt so gut,
Gott weiß, mir war noch niemals so.
Da sprachen wir denn allerlei,
Wovon, das weiß ich selbst nicht mehr,
Und er auch war so gut dabei
Und ging so stille nebenher.

Doch als ich einmal mich gewandt,
Ich weiß nicht mehr, aus welchem Grund,
Da drückt' er plözlich meine Hand,
Und küßt' mich leise auf den Mund,
Und ich, ich konnt' nicht widerstehn,
Ich habe wieder ihn geküßt,
Und kann noch immer nicht verstehn,
Wie's mir nur eingefallen ist.

Doch bin ich wirklich mir bewußt,
Daß dieser Kuß nichts Böses war;
Wars doch nachher in meiner Brust
So rein, wie es gewesen war.

Ich hätts auch Jedem gern getan,
Der irgend mir begegnet wär;
Und doch! — wär es ein andrer Mann, —
Je nun, — das fragt sich doch noch sehr!

Hans Hasenfuß.

Eine Alltagsgeschichte aus der jüngsten Vergangenheit. Von **Hans Eckart.** (Schluß.)

Endlich sagte der andere etwas.

„Der Weg wird hier sehr eng, — wir müssen hintereinander gehen, — halten Sie Sich immer möglichst rechts, links gehts in den Wildbach hinunter, der kommt bei der nächsten Biegung dicht an den Weg heran."

„Der Wildbach," sagte Siegfried erschreckt, — er hatte keine rechte Vorstellung, was so ein Wildbach für ein Bach wäre, jedenfalls ein furchtbar gefährlicher Bach. — „Da wird der Weg doch hoffentlich besser beleuchtet sein, als hier?"

„Beleuchtung — solchen Luxus kennt man hier nicht, Herr Bandmeyer, — dort wird der Weg ganz finster, weil da links der Berg steil ansteigt und zum Ueberfluß auch noch dichter Tannenwald weder Mond noch Sternenlicht durchläßt."

Ganz finster — Wildbach links, rechts steiler Berg und Tannenwald, — Siegfried überliefs eiskalt, — das war ja eine schaurige Gegend.

„Da kann man wohl Hals und Beine brechen, wenn man nur 'nen einzigen Fehltritt tut?" fragte er entsetzlich beklommen.

„Na, auf die Beine brauchts Ihnen nicht weiter anzukommen, Herr Bandmeyer — —"

Der Begleiter unterbrach sich, um einen grellen, unheimlichen Schrei auszustoßen.

Siegfried Bandmeyer wäre beinahe umgefallen vor Schreck.

„Was machen Sie denn, — was schreien Sie denn so?" schrie er selbst in kläglichem Tone.

„Das ist der Ruf des Uhus, — ich antworte dem Franz, der uns an der bewußten Wegbiegung erwarten sollte, — er ist da, — es ist alles in Ordnung —"

Ich danke für diese Ordnung, dachte sich Siegfried, den die Erklärung keineswegs beruhigte.

„Warum sagten Sie denn aber, daß es mir auf meine Beine nicht weiter anzukommen brauche?" fragte er weiter.

„Ach so — —", der andere lachte, — wie es Siegfried bedünken wollte, war es ein hohles, heiseres Lachen, wie ein Hohngelächter, — „na, ich meinte, wenn Sie erst den Hals gebrochen, kann Ihnen an gesunden Beinen nicht mehr viel liegen."

War das ein frivoler Mensch, dachte Siegfried, indem es ihm vor seinem Begleiter nunmehr sehr ernstlich zu gruseln begann, kann wohl ein anderer Mensch als ein ganz herzloser Bösewicht so sprechen?

Der kleine Abbate.

Indessen waren sie an der Wegwende angelangt. Franz war schon eingetroffen.

„So, nun gehe ich voran," sagte Siegfrieds Begleiter, „Herr Bandmeyer geht hinter mir und hält sich zur Sicherheit an meinen Rock, und du Franz gehst dicht hinter dem Herrn Bandmeyer und hältst ihn am Rock, damit, wenn er ausgleiten sollte, du ihn festhalten kannst."

Franz gluckste sonderbar und sagte nichts, aber er griff sogleich nach Siegfrieds Rock.

„Ist denn das wirklich nötig?" sagte Siegfried, indem ihm ein Frostschauer über den Rücken lief.

„Besser ist's jedenfalls, Sie könnten uns sonst noch abhanden kommen, und nun vorwärts — halt ihn nur ja fest, Franz."

Jetzt antwortete Franz: „Sei ohne Sorge, Knud, — du weißt, was ich einmal gepackt hab', kann nicht so leicht wieder los —"

Jede Silbe dieser Antwort und der sie veranlassenden Frage steigerte Siegfrieds Furcht.

Abhanden könnte ich dem kommen, festhalten soll er mich, Knud heißt — ein schrecklicher Name — der andere, der Franz, hat mich gepackt, und sagt selbst, daß das, was er gepackt hat — die sprechen von mir schon wie von einem Neutrum, einer Sache, mit der sie machen können, was sie wollen, — hu — kleine Tropfen des Angstschweißes entquollen den Poren seiner Stirnhaut, — was für schreckliche Menschen mir Gustav Jungmann auch entgegengeschickt hat.

Plötzlich durchzuckte ihn ein furchtbarer, grauenerregender Gedanke:

Müssen denn das Jungmanns Abgesandte sein? Was hatte er für Beweise dafür?

Der Angstschweiß sammelte sich und floß ihm in die Augen und rieselte über die Wangen hinab: er hatte gar keine Beweise dafür, — e r hatte dem Menschen gesagt, wer er sei, e r hatte von Gustav Jungmann gesprochen, — s i e hatten bis jetzt sorgfältig jedes Wort, was ihm hätte einige Sicherheit geben können, daß er die Rechten vor sich habe, vermieden, — und wie sie redeten und sich geberdeten, — der Uhuruf, genau so wie Mitglieder einer Räuberbande, wie sie ihn festhielten, und wo sie ihn hinführten, — er wollte ja nach Liebenhausen, und das war doch Liebenhausen gewesen, das Städtchen, was dicht am Bahnhofe begann, und jetzt waren sie weit weg von jeder menschlichen Wohnung im stockdunklen Tannenwald, am Rande des

entsezlichen Wildbachs, — waren das Räuber — und es schien ihm jezt, als könnte es garnicht anders sein, — so war er rettungslos verloren.

Er begann an allen Gliedern zu zittern. Er wollte reden, — eine Frage stellen, deren Beantwortung ihm Klarheit schaffen müßte, ob er es mit den Freunden Jungmanns zu tun habe oder nicht, aber in seinem Kopfe wirbelten die Gedanken untereinander, ohne daß er einen so recht hätte fassen und halten können, zudem war ihm die Kehle wie zugeschnürt.

Seine Begleiter schritten schweigend fürbaß. Diese Lautlosigkeit trug natürlich nicht dazu bei, Siegfrieds Angst zu beschwichtigen. Er kam sich wirklich wie ein Verlorener vor.

Auf einmal tauchte ein Lichtschimmer auf. Der Wald zur Rechten wurde dünner, die Berglehne senkte sich zu Tal und die Sichel des Mondes kam, das undurchdringliche Dunkel mit mächtiger Kraft durchbrechend, zum Vorschein.

Es war wenig, aber es war doch was, ein Hoffnungsstrahl.

Endlich hatten sie ein Stück ebenen Landes zur Rechten. Man konnte bei dem fahlen Schimmer des Mondlichtes weit ins Tal hineinschauen. Freilich erschien alles grau, — aber ganz hinten zeigten sich Lichter, wie von menschlichen Wohnungen.

Siegfried zwang sich zum Reden und jezt gings auch wieder.

„Sie könnten, hä — Sie könnten mich — könnten mich jezt wohl loslassen," sagte er. Da er einmal im Zuge war, fragte er auch gleich etwas: „Was ist das da für ein Ort?"

Franz ließ ihn los und sagte: „Liebenhausen."

Diese Antwort schnürte Siegfried wieder die Kehle zu. Das also ist Liebenhausen, und die führen mich schnurstracks in entgegengesezter Richtung.

„Du wirst den Herrn Bandmeyer gleich wieder festhalten müssen, Franz, denn wir gehen am besten am Wildbach weiter links in den Wald."

Jezt sträubten sich die Haare auf Siegfrieds Kopfe.

Wieder in den Wald, und noch dazu links, während die Lichter von Liebenhausen rechts im Dunkel der Nacht verschwanden. Und wieder festhalten, — nein, es war nicht der geringste Zweifel mehr, daß er in Räuber- und Mörderhände gefallen war! Aber durfte er sich wehrlos, ohne einen einzigen Rettungsversuch gemacht zu haben, abschlachten lassen?

Nein, niemals — das wäre unmännlich, feig, elend gewesen, — er mußte sich mit Aufgebot der äußersten Kraft zu erhalten suchen, er hatte eine Zukunft, er hatte Pflichten — Pflichten gegen s i e — gegen das dralle Lehnchen, die ja die seine werden sollte! Es wäre ja doch entsezlich für das arme Ding gewesen, wenn sie ihren Zukünftigen unwiderbringlich verloren, noch ehe sie ihn ein einzigesmal an ihr Herz gedrückt hatte — ach, ihr Herz — — dicke Tränen traten dem guten Siegfried in die Augen und die Zähne klapperten ihm, — und Pflichten hatte er auch gegen die Kinder, die zweifelsohne einer so segensreichen Ehe entsprießen müßten, — die armen hilflosen Würmer, — sie konnten nicht mal zur Welt kommen ohne ihn — —

Er faßte den Entschluß, eine heldenmäßige Rettungsanstrengung zu machen, — aber wie? Nur ein Gedanke tauchte in ihm auf — aber dieser eine erfaßte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt: er mußte a u s r e i ß e n.

Im Männerturnverein nannten ihn die Mitturner den geborenen Ausreißer, wegen seiner langen Beine und seiner riesigen Geschicklichkeit, sie windhundartig zu gebrauchen.

Hier war der Wald — noch zehn Schritt, so umfing ihn das Grauen undurchdringlicher Nacht, — dort lag Liebenhausen, — hier drohte ihm schauriger Tod, — dort winkten Leben und Liebe, — die Wahl war leicht, — der Ruck aber war stark, so stark, wie sich ihn Siegfried selbst unter minder verhängnisvollen Umständen nicht zugetraut hätte, — der Ruck, mit dem er seinen Rockflügel aus der Faust des Franz losriß.

Dann machte er einen kolossalen Saz nach rechts, und nun lief er wie toll in der Richtung nach den Lichtern davon.

„Was ist das, Bandmeyer, sind Sie wahnsinnig — halt, halt — Franz ihm nach — brich — — — Hals —" so hörte er hinter sich drein schreien.

Natürlich spornte ihn das zur furchtbarsten Kraftanstrengung an, — umsomehr, als die Lichter, die so entfernt geschienen hatten, wie mit zauberhafter Geschwindigkeit näher und näher kamen.

Jezt verschwanden sie jedoch auf einmal — er stürmte weiter, da tauchten sie wieder auf — dicht vor ihm, — wieder machte er einen Saz — dann stürzte er vornüber — fiel hart auf, — Glas klirrte und splitterte um ihn herum — er fühlte einen furchtbaren Schmerz an Fuß und Kopf und die Sinne schwanden.

Er hörte nur noch lautes Geschrei und Gekreisch von vielen Stimmen und heller Lichtschein drang auf ihn ein, — dann wurde es finster und es war alles vorbei.

Siegfrieds lezter Gedanke war: er sterbe, und sein lezter Seufzer: armes Lehnchen, arme Kinder.

Aber er war doch n i c h t tot. —

Er erwachte, — wo war er? — was war geschehen?

Er lag in einem Bett. Matter Lichtschimmer breitete sich über ein ihm gänzlich unbekanntes Gemach. Er versuchte sich aufzurichten. Es ging, — überhaupt kam er sich nicht einmal verwundet vor, nur sein Kopf schmerzte noch etwas, als hätte er ein paar derbe Hiebe über den Schädel bekommen.

Er rieb sich die Augen und suchte die Dämmerung mit seinen Blicken zu durchdringen.

„Morgen Siegfried Bandmeyer vom Hause Fink u. Co.," grüßte eine wohlbekannte, burschikose Baßstimme.

Wieder erschrak der unglückliche Siegfried des Todes, — diesmal vor einem Gespenst.

In weißem, langen Gewande stand vor ihm eine Gestalt, deren Gesicht die Züge trug seines Todfeindes, — des gewiegten Mädchenarztes Kurt Stark.

„Wa — was ist das?" stammelte er.

„Das ist ein Hauptulk, wie mir scheint," sagte das Gespenst. „Ein Kapitalspaß, — Sie sind ein Mordskerl, Bandmeyer, was Sie für Sprünge machen können, wie ein Tiger, — sagen Sie mir aber um Gotteswillen, Menschenkind, wie kommen Sie hierher und warum müssen Sie gerade meinen zukünftigen Schwiegereltern ins Fenster springen — —, sollten Sie's aus purer Verrücktheit getan haben, so geniren Sie Sich nur nicht, m i r können Sie's schon sagen, mir kamen Sie immer etwas übergeschnappt vor — —"

Siegfried wurde glührot.

„So etwas muß ich mir verbitten, — Sie beleidigen und verfolgen mich überall hin —"

„Ich verfolge — Sie?" Herrn Kurt Stark blieb wirklich der Mund offen stehen vor Verwunderung. „Na, das ist nicht übel. Ich reise ohne mit einer Silbe an Jakob Finks Helden Siegfried zu denken nach Liebenhausen, wo mir ein holdes Weib beschieden ist, size im friedlichen Familienkreise und konjugire amo, amas (ich liebe, du liebst) ꝛc. Da fuhrs wie ein Donnerwetter von der Fahrstraße herab in das etwa einen Meter tiefer gelegene offene Fenster herein und schlägt alles, Fenster, Tischlampe, Tisch und Stühle in tausend Stücken, daß alles ringsum Zeter und Mord schrie, meine zukünftige Schwiegermutter in Ohnmacht, mein würdevoller Herr Schwiegervater unter den Tisch und sein reizendes Töchterlein in meine Arme fiel, — nachdem der erste ungeheure Schreck und die kolossale Verwirrung einigermaßen überwunden war, erweist sich das wie ein Mehlsack regungslos auf Stuhlbeinen und Glassplittern gebettete Etwas, das ins Fenster hagelte, als mein guter Bekannter, Herr Siegfried Bandmeyer von Jakob Fink u. Co., und bei dieser Sachlage wagen Sie, Herr, zu behaupten — i c h verfolge S i e — —"

Siegfried hatte mit steigendem Entsezen zugehört.

Was hatte er, Unglückseliger, angerichtet!

„Ach Gott, ach Gott, Herr Stark," begann er zu jammern, „wo bin ich denn nun jezt?"

„Jezt sind Sie im Hause meiner Braut, im Gastzimmer, das ich bewohne, als Gast des Gastes, — übrigens revanchire ich mich blos, — ich hab' Ihnen viel zu danken, Bandmeyer; ehe Sie kamen, grübelte ich vergeblich, wie ich denn endlich mit einer Liebeserklärung die verschämte Zurückhaltung meines Lieb-

chens brechen sollte, zumal die Alten mir dem, wie sie meinten, allzu flotten Bruder Studio, mit ezlichem Mißtrauen entgegenkamen, — da sprangen Sie, Bandmeyer, noch im rechten Augenblicke zum Fenster herein — und warfen mir mein Mädchen in die Arme, — natürlich laß ich sie nie wieder los."

„Wen — mich?" fragte Siegfried weinerlich.

„Gott behüte," lachte der Student. „Sie laß ich wieder laufen, sobald Sie laufen können. Ich glaube aber, Sie werden Sich die Beine nicht schlecht versprungen haben, — gebrochen haben Sie, Glückspilz, allerdings nichts."

„Wie heißen denn die freundlichen Menschen, die mich Unglücklichen nicht gleich wieder zum Fenster hinausgeworfen haben, — wie's mir eigentlich ganz recht gewesen wäre?" wimmerte Siegfried weiter.

„Prechtling heißen sie."

„Prechtling!" schrie Siegfried laut auf.

Dieser lezte Schlag war der furchtbarste, der unsern Siegfried treffen konnte. Er konnte sich nicht mehr halten, — es war gar zuviel auf ihn eingestürmt des Außergewöhnlichen, Erschrecklichen, — — er fing bitterlich an zu schluchzen.

Kurt Starks Verwunderung aber war nicht geringer als Siegfrieds Schmerz.

„Ha, bei allen Heiligen des Olymp," rief er, „Bandmeyer — Unglücksmensch, — nehmen Sie denn so ungeheuern Anteil an meinem Glück, daß Sie so erbärmlich heulen?"

„O Lehnchen, Lehnchen," ächzte Siegfried.

„Zum Teufel, Herr, bei Ihnen rappelts doch, — ich heiße nicht Lehnchen."

„Nein," wimmerte Siegfried, „Sie nicht — sie aber — sie — Ihre Braut — —"

„Meine Braut, was geht Sie denn meine Braut an, die übrigens ebensowenig Lehnchen heißt, sondern Cilly — Cäcilie."

Das war der erste Lichtstrahl für Siegfrieds gequältes Herz. Und was Kurt Stark an Aufklärungen auf Siegfrieds hastige, ängstliche Fragen folgen ließ, brachte bald völlig heiteres Wetter.

Kurt Starks zukünftiger Schwiegervater war der pensionirte Rentmeister Prechtling, der Bruder des Bezirksförsters Prechtling drüben im Wald, dessen eine Tochter Gustav Jungmanns Braut, und dessen andere Lehnchen war. Die beiden Abgesandten Jungmanns waren Lehnchens Brüder, die von Jungmann ins Vertrauen gezogen, sich über den in ihr kleines Schwesterchen sterblich Verliebten schon ehe sie ihn kannten, riesig lustig gemacht hatten und sich gestern Abend die größte Mühe hatten geben müssen, um ihm nicht ins Gesicht zu lachen.

An Siegfrieds Seelenhimmel wollte nur eine düstere Wolke noch lange nicht weichen — das Bewußtsein, sich durch sein Ausreißen selbst ernstlich lächerlich gemacht zu haben.

Deshalb reiste er auch sofort nachhause, — aber Gustav Jungmann und Kurt Stark, der Siegfried besonders auch deshalb dankbar blieb, weil er ihm versprochen hatte, niemals einem Mitgliede der Familie Prechtling etwas von seinem Verhältnisse mit der leichtsinnigen Emmy Holder zu verraten, — sorgten dafür, daß er ein Jahr später einen ehrenvollen Einzug ins Försterhaus halten konnte. — — Und auch ein Jahr später, als er ursprünglich gedacht, war das prächtige Lehnchen des langen Hans Hasenfuß zärtlich liebendes Weib.

Unsere Illustrationen.

Beim Schaz. (S. 249.) Man bewundert bei den Tyrolern ihr gutes musikalisches Gehör und die Reinheit ihrer Stimme, die sich diese Söhne der Berge weit mehr zu bewahren imstande sind, als die eng gedrängten, in Dunst und Dampf lebenden großen Massen der Städte. Man hört in Tyrol „Juchzer" und „Jodler" von seltener Reinheit. Das musikalische Wesen bildet das heitere Gegenstück zu der harten und schweren Arbeit, mit welcher der Tyroler seinem rauhen Boden den täglichen Unterhalt abgewinnen muß. Von jeher ist auch von oben herab das musikalische Wesen in Tyrol gepflegt worden, jedenfalls mit der väterlichen Absicht von Seiten des Staats und der Geistlichkeit, die Tyroler vom allzuvielen Nachdenken über politische und andere „gefährliche" Dinge abzuhalten. Ein Mensch, welcher gut singt und jodelt und dessen geistiges Streben darin aufgeht, ist der österreichischen Regierung allezeit lieber, als ein „Subjekt", welches sich mit politischen Dingen befaßt, und obwohl es vielleicht nicht einmal „vermögend" ist, dennoch sich herausnimmt, über die höchsten Probleme dieser Erde nachzudenken, ja vielleicht die Unverfrorenheit so weit treibt, die Resultate dieses Nachdenkens laut anderen und vielen anderen mitzuteilen, so daß auch diese sich zu solchen bedenklichen Untugenden verführen lassen.

Um all diese Dinge scheinen sich die beiden nicht zu bekümmern, die wir auf dem Bilde sehen. Die Tyroler und die Tyrolerinnen vom echten Schlag spielen häufig sehr gut die Schlagziter und so sehen wir hier, wie das „Diandl" auf dem beliebten Instrument mit den ebenso kräftigen als geschickten Fingern ihre Kunst übt, während der „Bua" andächtig zuhört. Es sind zwei kernhafte Gestalten, so recht aus dem tyroler Volksleben herausgeschnitten. Dazu kommt noch, daß sie ein Liebespaar sind, die sich demnächst heiraten wollen. Man ist also wohl berechtigt anzunehmen:

„Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit" — und wir wollen nur hoffen, daß es recht lange dabei bleibe und sie nicht nach der Zeit des schönen Liebeslenzes, wenn „die Not der schweren Zeit" an sie herantritt, Klagelieder zu singen haben oder daß gar statt der lieblichen Klänge der Ziter eine keifende Frauenstimme in dem kleinen Heim schrill ertönt, welche sich beklagt, daß man so wenig verdiene, daß die Kinder so viel kosten, daß der Mann zu viel ins Wirtshaus gehe. Indessen scheint das „Diandl" troz seiner derben Gestalt doch ein recht gutmütiges Wesen zu sein und auch der „Bua" macht den Eindruck von dem, was man einen ordentlichen Menschen nennt; er wird sich also alle Mühe geben, die Lage seiner Familie so angenehm zu gestalten, als in seinen Kräften steht; er wird ein guter Haus- und Familienvater sein. Und so dürfen wir annehmen, daß die Klänge der Ziter diesen beiden einfachen Menschen eine verhältnismäßig glückliche Zukunft verkünden, soweit es auf sie ankommt. Leider kommt es nicht immer auf den guten Willen des Menschen an und die aus den Verhältnissen erwachsenden Sorgen und Bedrängnisse sind gewöhnlich zu groß, als daß sie der lustige Klang der Ziter hinwegzuscheuchen vermöchte. A. T.

Der kleine Abbate. (S. 265.) „Der Bub', zum Rauchen noch nicht reif, Stiehlt seinem Vater eine Pfeif', Und freut sich sehr, An der Stadtmauer Auf eine Pfeif' Tuwack" heißt es in dem klassischen Tabaklied der Studenten. Der Held unseres Bildes ist aber kein gewöhnlicher Bub, sondern ein angehendes Pfäfflein, was ihn aber nicht hindert, seinem Professor einen Zigarrenstummel zu stibizen und im verbotenen Genuß zu schwelgen. Im Gegenteil, gemäß dem Sprichwort: „Was eine Nessel werden will, brennt bei Zeiten," ist das für ihn eine Vorübung auf seinen künftigen Beruf, wo er in süßester Heimlichkeit dem lästigsten unter den drei Ordensgelübden eine Nase drehen wird. Aber vielleicht tun wir dem Biedermännlein Unrecht, indem es einst möglicherweise nicht zur Kategorie der Dicken, sondern (nachdem es die Weltlust sich genügend hat austoben lassen und dem Teufel gegeben hat, was des Teufels) zu derjenigen der Dünnen gehören wird. Der freiheitbegeisterte Poet Anastasius Grün hat die schwarze Garde seiner Heimat in diese beiden Kategorien eingeteilt in seinem Gedicht: Die Dicken und die Dünnen. Es lautet:

Fünfzig Jahre sinds, da riefen unsre Eltern zu den Waffen:
Krieg und Kampf den dicken, kugelrunden, feisten Pfaffen!
Auch in Waffen stehen wir Enkel; jezt doch muß die Losung sein:
Krieg und Kampf den dünnen, magern, spindelhagern Pfäffelein!

Aber wo gabs größere Arbeit, welcher Kampf bot mehr Gefahren?
Wo galts fester auszudauern, wo galts klüger sich zu wahren?
Lauthin schnaubt die plumpe Wildsau, wenn sie durch das Dicicht kreucht,
Aber leise kriecht die Viper, die nach deinen Fersen schleicht.

Einst verschnarchten dicke Pfaffen ganze Tag in süßem Schläflein,
Jezt doch liegen auf der Lauer immer wach die dünnen Pfäfflein.
Jene brüllten ihre Inbrunst heulend in die Welt hinein;
Diese winseln ihren Jammer, Katern gleich im März, so fein.

Mächt'gen, schweren Folianten glichen einstens jene Dicken;
„Allgemeines großes Kochbuch" stand als Inschrift auf dem Rücken.
Einem schmalen, kleinen Büchlein sind die Dünnen gleich, fürwahr!
„Kurzgefaßte Gaunerstücklein" beut das Titelblatt euch dar.

Mit der Grobheit und der Dummheit hattet einst den Kampf ihr Alten;
Doch der Artigkeit und Schlauheit müssen **wir** die Stange halten!
Einstens rannten euch die Dicken mit dem Wanst die Türen ein;
Doch es kriechen jezt die Dünnen uns durchs Schlüsselloch hinein.

Längst schon hat ein tapfrer Ritter kühn der Dicken Heer gebändigt,
Und als goldner Stern des Tages jene finstere Nacht geendigt.
Josef hieß der Stern und Ritter, Wien du kannst sein Denkmal sehn!
Ach, und will denn gen die Dünnen nimmer solch ein Held erstehn?

O, so steigt ihr Dicken wieder lebend aus der Todesurne!
Doch mit altem, guten Magen! Werdet christliche Saturne
Und verschlingt den magern Nachwuchs! O, dann sind wir beide los,
Denn nicht lange mehr kann leben, wer solch gift'ge Kost genoß.

St.

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

Amerikanisches. Daß eine Stadt durch einen formellen Beschluß ihrer Behörden erklärt, von einem bestimmten Tage an moralisch werden zu wollen, kann nur in den Vereinigten Staaten vorkommen. Dodge City in Kansas besaß bisher einen sehr schlechten Ruf. Als aber die Atchinson- und Santa Fé-Eisenbahngesellschaft es zur Bedingung machte, daß für Ordnung und Sicherheit des Eigentums und Lebens Garantie geleistet werde, so faßte der Stadtrat den feierlichen Beschluß, daß die Stadt vom 6. September ab moralisch werden und jedes Haus, das nicht nachweislich zu anständigen Zwecken bewohnt wird, geschlossen werden würde.

Die Crawindianer, welche zirka 3000 Seelen in 800 Familien zählen, erklärt die „St. Pauls Gazette" (Minnesota) für das reichste Volk der Welt. Sie besizen 6 500 000 Akres Land, deren jeder 1 Dollar wert ist, 11 500 Pferde zu 20 Dollars das Stück, und erhalten von der Regierung der Vereinigten Staaten jährlich 800 000 Dollars Unterstüzung. Das macht zusammen 7530000 Dollars oder auf den Kopf ein Vermögen von 2510 Dollars.

Gesezgebung, Verwaltung, Statistik.

Ein Urteil über unsere Rechtsverhältnisse. In einem Artikel der „Grenzboten" im eben beendeten Jahrgange wird von augenscheinlich sehr sachkundiger Seite folgendes Urteil über unsere Gesezgebung gefällt: Die heutige Gesezgebung, selbst von Rechtsgrundsäzen zweifelhaften moralischen Werts durchdrungen, bietet schon lange keine Schuzwehr mehr für den sogenannten „Dummen", sondern überläßt ihn unerbittlich seinem Schicksale; dagegen gestattet sie dem Schlauen, der zu Reichtum und Wohlleben mühelos gelangen will, das Zuchthaus mit dem Aermel zu streifen. Den Begriff „Schwindel" kennt sie nicht und läßt seine Ausführung unbestraft. Sie ist vollkommen in den Begriffen des unsozialen römischen Rechts befangen und wird zulezt dahin führen, wo das römische Reich troz seiner Größe und Herrlichkeit schließlich anlangte: zum Untergange, wenn sich das germanische Volksbewußtsein nicht noch rechtzeitig ermannt und gegen die Verwälschung kräftig reagirt. Wir müssen uns also vorläufig schon mit der Tatsache abfinden, daß das Verbrechertum in schnellem Wachstum begriffen ist und für die nächsten Jahrhunderte schwerlich einen anderen Karakter annehmen wird.

Industrie und Technik.

Farbe des Wassers. Um zu zeigen, daß reines Wasser nicht farblos, sondern blau gefärbt ist, bedient man sich nach Professor Viktor Meyer folgender Anordnung: Mehrere, etwa fünf, weite dünnwandige Glasröhren von zirka 40 Millimeter im Lichten und $1^1/_2$ Meter Länge werden mit Stücken weiten Gummischlauches verbunden und so in eine zirka $7^1/_2$ Meter lange Röhre verwandelt. Die beiden Enden derselben sind durch ebene Glasplatten, welche mittels angekitteter Metallhülsen festgehalten werden, verschlossen; die Hülsen tragen seitlich kurze Zuleitungsröhren von Messing, welche zum Füllen dienen. Die Röhre wird genau horizontal aufgestellt und mit einem schwarzen Tuche umgeben. Blickt man durch die leere Röhre, so erscheint das Gesichtsfeld farblos, da eine etwaige Wirkung der Farbe des Glases durch das schwarze Tuch und die über die Endquerschnitte des Rohrs greifenden, undurchsichtigen Hülsen ausgeschlossen ist; wird die Röhre nun mit destillirtem Wasser angefüllt, so erscheint beim Durchblicken ein intensiv grünblaues Feld. Wird der Versuch nicht am Tage, sondern bei Gaslicht angestellt, so tritt statt der blauen eine lebhaft grüne Farbe auf.

Jagd und Fischerei.

Edelfischeier. Nach der kürzlich veröffentlichten Uebersicht über die Leistungen des deutschen Fischereivereins im lezten Arbeitsjahr ist zum erstenmal die Zahl von fünf Millionen Edelfischeier überschritten worden, ein Erfolg, der um so größere Anerkennung verdient, als die dem Verein zufließenden Geldmittel verhältnismäßig geringe sind. Diese fünf Millionen verteilter Eier bilden indessen nicht die Gesammtsumme der in Deutschland künstlich erbrüteten. Ein reges Streben herrscht hierin auch in zahlreichen Lokal-, Provinzial- und Landesvereinen, so daß mit Hinzurechnung der von diesen erzielten Erfolge die obige Summe sich wohl verdoppeln dürfte. Gegenüber der Tätigkeit der Nordamerikaner in dieser Beziehung verschwinden freilich die zehn Millionen erbrüteter Fischeier. So wurden in Northville während der Jahre 1882/83 allein 70 950 000 Salmonideneier befruchtet, für das nächste Jahr soll indessen diese Zahl auf etwa 500 Millionen gebracht werden. Die Fischereikommission erhielt aber auch vom Jahr 1871 bis 1883 eine Beihülfe von etwa 4 800 000 Mark! Mehrfach ist in neuerer Zeit die Zweckmäßigkeit der Fischzucht, wie sie vom deutschen Fischereiverein gefördert wird, angezweifelt worden, aber die tatsächlichen Erfolge und Zahlen sprechen in deutlichster Sprache für die ersteren. In den ostpreußischen Gewässern, in der Weichsel, der Oder, den Flüssen der Ostseeküste, in Holstein, Schleswig und Mecklenburg, in der Elbe, Weser, Ems und Rhein, in der Donau und ihrem Flußgebiet, überall ist gegen frühere Jahre eine wesentliche Verbesserung der Fischerei auf Edelfische festzustellen gewesen, und kleinere Gewässer, die seit langer Zeit die Forelle nicht mehr aufzuweisen hatten, sind jezt in erfreulicher Weise von neuem mit diesen edlen Fischen bevölkert.

Literarische Umschau.

Die Samosierra. Roman aus dem spanischen Bühnenleben von Robert Waldmüller (E. Duboc). Stuttgart 1881. Levy und Müller.

Der gefeierte Meister des Romans hat in dieser vielleicht reifsten Gabe seiner Muse einen hochinteressanten Stoff ebenso spannend als gediegen behandelt. Samosierra ist der Name einer berühmten Schauspielerin Madrids. Sie stammt väterlicherseits aus der französischen Champagne, ihre Mutter war eine elsässische Deutsche. Dieser Umstand empfahl sie der Teilnahme der deutschen Prinzessin, welche als dritte Gattin Ferdinand VII. und als Vorgängerin der ränkesüchtigen Maria Christina von 1819 bis 1829 Spaniens Königin war. Dadurch hatte die Heldin Gelegenheit, dem eigenartigen Zuschnitt des Hofes von Madrid und Aranjuez sehr interessante Studien zu widmen. Aus unmittelbarster Anschauung konnte sie in dem buntscheckigen Roman ihres eigenen Lebens das Treiben vor und hinter den Coulissen schildern und die Beziehungen der Bühne zum Journalismus darlegen. Endlich hat Samosierra bis in die Klöster hinein das Leben des spanischen Volkes kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, und man kann sagen, daß es wenig Bücher gibt, die über die Sitten und Bräuche eines Landes in so unterhaltender Weise orientiren und zugleich das Gemüt so lebhaft anregen als das vorliegende. Neben dem feinen psychologischen Reiz, welchen der Einblick in das Wollen und Werden einer Seele voll Adel und Wahrhaftigkeit gewährt, sind es besonders auch die spanischen Heimlichkeiten, die an der Erzählung anziehen. Das Buch ist von der Verlagshandlung splendid ausgestattet. St.

Rätsel.

Zum Himmel ragend ist's gebaut von Stein,
Doch zarte Wesen hüllen gern sich drein.
Daß Blätter es oft hat, weißt du genau, —
Jedoch daß Kinder es besaß und eine Frau,
Ist dir vielleicht nicht so bekannt.
Sag an, scharfsinniger Freund, wie wird das Ding genannt?

S. R.

Rösselsprung.

es	wer	me	stän	gen	kie	tig	der
bän	le	sin	ist	o	be	nickt	e
ka	und	ster	al	dig	wich	biz	der
ne	le	der	es	klin	der	grau	so
maß	pel	gen	grü	mer	dort	pe	che
al	ster	zeit	er	ist	or	dor	der
len	rich	dem	kuk	nen	im	ster	dant
in	kukt	mei	tig	es	der	wald	ten

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 12. 1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky. 11. Fortsetzung.

„Schau, mit dem Gustel hat er gewöhnlich so viel Geduld," erzählte Eva eifrig weiter, „weißt, er ist blöd, aber er schaukelt ihn und streichelt ihn und wenn er sein ewiges da—da—da—da herunterstammelt, paßt er so aufmerksam auf, als könnt er grad' ein' Sinn herausklauben; aber dann kommts auch vor, daß er'n plözlich von sich stoßt, und er wend't sich von ihm, wie von etwas, vor dem ihm ein Grausen kommt. Und wie ich einmal drüber bös worden bin, und ihm's verweisen tu, da fahrt er, wie ein Wildling, sich gleich mit beiden Händen in die Haar, und er schaut mich an, ganz zornig, mit funkelnden Augen. ‚Weißt', schreit er, ‚ich muß halt immer dran denken, daß auch wir vor dem Fluch nicht sicher sind, und weshalb sollten wir's denn sein? Sind denn die Kinder der Armen nicht immer kranke, verkommene, verkrüppelte Geschöpf'? Aber ich will g'sunde Kinder haben,' und dann nimmt mich der närrische Mensch beim Kopf und küßt mich wieder und herzt mich und red't allerhand dalketes Zeug z'samm', nur weil er mich wieder gut machen möchte. Und er sagt mir dann, wenn ich einmal seine kleine Frau sein werd', dann soll' ich nur im Haus arbeiten und nicht mit verdienen helfen, und er tät's nie zugeben, daß ich so schwere Lasten trag', wie hier die Weiber, die eine jede vom Salzberg vierzig Kilo Salz und drüber herunterschleppen, und er will mich immer nett angezogen haben und g'sund und fröhlich sollt ich aussehen und täglich mich satt essen können. Dafür wollt er auch redlich arbeiten mit all seinen Kräften. Ich lach ihn freilich aus und sag ihm: geh, vor lauter Lieb möchst mir gleich den Himmel selbst runter holen, und ich vermahn' ihn wohl, er soll sich nur um Gotteswillen nix einbilden, und verweis ihn auf den Vater, der auch ein tüchtiger Arbeiter g'wesen ist, und wegen dem ist's uns doch immer schlecht gangen, so lang ich denken kann. Und ich sag ihm, daß wir Armen drum nicht so viel verlangen dürften, weil wir halt immer arm sind und arm bleiben. Er sieht mich aber dann so traurig an oder auch unwirsch, o, er kann auch harb sein, und es ist jezt ein halbes Jahr her, da sagt er mir einmal, weißt Evi, wir machens wie die andern, die eine menschliche Existenz verlangen, wir wandern aus, wir gehen nach Amerika, oder mein'twegen nach Australien gar."

„Und wärst du damit einverstanden, Evi?"

„Und wie!" Das hübsche Gesicht der Kleinen war jezt lebhaft gerötet und lachend zeigte sie ihre weißen Zähne. „Ich ging ja überall mit ihm hin, er weiß das; und ich hab' ihn nur g'fragt, ob wir denn auch den armen Gucki mitnehmen werden. Ja, hat er g'sagt, und auch der Vater wird mit uns gehen und der Sepp, na, und seitdem das b'schlossen ist, ist er noch sparsamer g'worden, und er legt jeden Kreuzer zurück," sie machte ein allerliebst verschämtes Gesicht, „weißt, für die Hochzeit schon und für —" sie brach plözlich ab und fing zu lachen an, es klang hell und herzlich wie Kindesfreude; es wirkte ansteckend, Elsa mußte mitlachen.

„Ich hätt's freilich nicht glaubt, daß er mich einmal so weit, weit über's ganze Meer führen wird, und daß d' Everl eigens eine Amerikanerin werden müßt, um ihren amseer Buben, den Valentin, zu kriegen! Ist das nicht spaßig, gelt?!"

Sie stieß Elsa mit dem Ellbogen an, und als sie sich darauf ansahen, lachten beide noch mehr. Sie lachten, wie junge Mädchen lachen, in dem unwiderstehlichen Drang zur Lustigkeit, die eine gleichsam gereizt von der Heiterkeit der andern.

Aber jezt trafen Evas Augen auf das zusammengeballte Linnen, sie zuckte zusammen und im jähesten Uebergang schwand das Rot und jede Freude aus ihrem Antliz.

Sie machte erst eine kleine Anstrengung, ihre Bewegung zu verbergen, aber die Tränen stürzten unaufhaltsam hervor, und nun warf sie beide Hände vor ihr Gesicht und brach in lautes Schluchzen aus.

Lachen und Weinen, ein und dieselbe Reflexbewegung, sie liegen so nahe beieinander.

„Konnt ich's denn vergessen, — der arme Vater — er wird nimmer arbeiten können — o Gott, o Gott — und die zwei kleinen Buben — jezt wird er mich halt doch lassen müssen!"

Elsa umschlang sie, gleichfalls in Tränen, und Eva weinte an ihrem Halse, als ob ihr das Herz brechen wollte.

Die Nebel waren vergangen, in Nichts zerstoben und der blaue sonnige Himmel glänzte auf die Mädchen hernieder, die beide, so warm im Gemüte, sich hier gefunden.

Die Kirchenglocken begannen zu läuten und die Turmuhr schlug die sechste Stunde.

Eva machte sich los und sprang in die Höhe. Sie war mit einemmale wieder den drängenden Forderungen des Augenblicks zurückgegeben.

„Schon sechs, mein Gott, der Georg wird auf mich warten. Er hat die ganze Nacht bei dem Vater gewacht, aber heut ist Montag und er muß ins Bergwerk."

Die beiden Mädchen rafften gemeinsam alles zusammen, sie entstiegen dem Kahn und schritten den Sandweg hinan, der gegen die Lahn führte.

Einige Arbeiter kamen an ihnen vorüber, sie gingen nach dem Schieferbruch.

Die Arbeit war nach dem gestrigen Unglück nicht eingestellt worden; in die Sprünge und Risse waren Steine und Balken gesteckt worden, und man begann nun die Sprengarbeit aufs neue. —

Die Männer warfen einen verwunderten Blick auf die elegante Mädchengestalt, dann wandten sie sich mit einer kurzen Frage, wie's dem Vater Frieder gehe, an Eva.

Sie erhielten keine befriedigende Antwort. Sie wußten es übrigens besser als Eva selbst, daß es mit dem Alten so gut wie aus sei, und doch wäre es keinem von ihnen eingefallen, sich der Arbeit, die auch ihr Leben gefährdete, zu enthalten. Was sollten sie auch anfangen? Und jede andere Todesart ist leichter als das Verhungern.

Eva zeigte auf eine kleine Rauchsäule, die dem Schornstein eines nahen Häuschens entstieg, das hinter dem Gebüsch verborgen lag.

„Der Georg kocht uns die Suppe," sagte sie, und sie lächelte wieder.

Im nächsten Augenblick hatten sie das Haus vor sich liegen. Sepp, jezt ein neunjähriger hübscher Bursche, war gerade im Begriff, den kleinen Blödsinnigen, der im Hemde auf der Bank vor dem Hause saß, in Vaters Weste zu kleiden. Gustel aber wehrte sich und schlug mit den Füßen um sich. Als Sepp die Schwester erblickte, fühlte er sich sofort seines Amtes, der Hüter seines Bruders zu sein, los und ledig; er warf dem Ungeberdigen die Weste über den Kopf und sprang hinweg, Eva zurufend: „Ich hab' schon gefrühstückt!" Der kleine Gustel aber, der mit seinen ungelenken Händen die Weste nicht vom Kopfe bringen konnte, und dessen Haare sich um einen Knopf gewickelt hatten, begann zu schreien und tat so unwirsch, daß er von der Bank herabkugelte und nun aufkreischend am Boden lag.

Eva war schon auf ihn losgestürzt, sie hob ihn auf und suchte ihn zu beruhigen. An dem kleinen offenen Fenster zeigte sich jezt ein Männerkopf, der jäh zurückfuhr, als Elsa gegen das Haus herankam. Auch sie wollte dem Kleinen zu Hülfe eilen; Eva hatte ihn auf den Arm genommen, aber sie vermochte ihn kaum zu halten, er geberdete sich wie toll und schlug mit Händen und Füßen herum, rauhe zornige Laute herausstoßend.

Da tat sich die Tür auf und Georg trat aus dem Hause. Er wendete sich Eva zu und sagte in leiser Mahnung:

„Geh mit ihm nach rückwärts, der Vater ist eingeschlafen, er soll nicht geweckt werden!"

Eva wickelte dem blödsinnigen Kinde die Weste um den Kopf, gleichsam sein Schreien erstickend, und entfernte sich mit ihm rasch. Elsa und Georg standen einander gegenüber. Sie blickte ihn erstaunt an, und etwas Verlegenheit mischte sich in den Ausdruck ihrer Freude. Kein Jahr ist noch vergangen, seit sie ihn zum leztenmal gesehen. Er war wohl selten und immer seltener in die Villa gekommen, aber in den ersten Stunden nach dem Tode des Vaters war er mit Gerta allein um sie gewesen, und er war ihr eine Stüze geworden in dem Augenblick des höchsten Schmerzes. Aber selbst da noch war er der schüchterne unbeholfene Jüngling geblieben. Heute erschien er ihr durchaus verändert, durchaus männlicher, aber ein Fremder fast.

Um die geschlossenen Lippen, die ein Schnurrbart von seltener Schwärze umkräuselte, lag etwas Festes, Entschiedenes, das dem hageren länglichen Gesicht gut anstand und ihm einen ungewöhnlichen Ausdruck verlieh, der sofort auffiel. Seine Gestalt schien aufrechter und kräftiger, seine Haltung war ruhig und nicht ohne Anmut. Sie erinnerte sich nicht, daß er ihr jemals so gegenüber gestanden wie heute, noch, daß seine blauen etwas scharfen Augen so fragend zu ihr herabgesehen.

„Sie kennen mich nicht mehr, Georg — Herr Georg," sezte sie korrigirend hinzu.

Bei dem Ton ihrer Stimme überflog ein Lächeln hell wie Sonnenschein dies strenge Gesicht.

„Ich hatte Sie schon vom Fenster aus erkannt," erwiderte er, und nach einer kleinen Pause: „Sie sind gesund und Sie fühlen sich wohl und glücklich, Fräulein?"

„Ja," sagte sie in einem Ton, der aus tiefster Seele kam, „seit ich hier bin, seit ich den See und seine schönen Berge wieder gesehen habe, bin ich glücklich. Ich will auch wieder kommen und dann hier bleiben."

„Und jezt kommen Sie aus der Villa?" sagte er mit einer Bestimmtheit, die keineswegs fragend klang.

Sie nickte.

„Sie haben Lefebre dort getroffen und gesprochen," sezte er eben so ruhig hinzu und als ob sich das von selbst verstünde.

Ein leises Rot stieg in ihre Wangen und ihre Augen senkten sich verwirrt. Aber es war nur die Verwirrung eines Augenblicks, und als sie jezt wieder zu ihm emporsah, blickte sie nur um so klarer, um so bewußter und um so glücklicher. Sie sezte sich auf die Bank vor dem Hause und erzählte ihm in all ihrer reizenden Offenheit und Natürlichkeit, freilich nur im flüchtigsten Umriß, wie alles gekommen war.

Georg hatte ernst und aufmerksam zugehört. „Sie haben in Lefebre einen Beschüzer gefunden; er wird über Sie wachen, und ich werde nun ruhiger sein können."

Wie er nur das sagte, wie bescheiden und doch wie fest. Mit aller Bestimmtheit nahm er sich selbst seinen Anteil an ihrem Geschick vorweg. Er zeigte ihr nicht nur seine Teilnahme, er nahm sie als ein Recht in Anspruch, ohne daß sie dies anders als in angenehmer Weise hätte berühren können.

Ein feiner Takt, ein vollendetes Zartgefühl sprach hier zu ihr, sie sagte es sich nicht, aber es tat ihr wohl.

„Lefebre hat mir auch von Ihnen gesprochen," sagte sie herzlich, „Sie sind Freunde geworden."

„Freunde, ja; obwohl wir in einem so verschiedenen Verhältnis stehen. Er ist der Geber, ich immer nur der Empfangende. Er hat viel Geduld mit meiner Unwissenheit, aber er gibt das Beste, was ein Mensch dem andern geben kann."

„Sie haben sein Buch bereits gelesen?" fragte Elsa rasch.

„Nur einen Auszug aus seinem großen Werk, der als Broschüre erschienen ist."

„Ich kann es kaum erwarten, bis es auch in meinen Händen sein wird," erwiderte sie mit dem Feuer, mit dem man einen Herzenswunsch ausspricht. Seine Brust hob sich unter einem tieferen Atemzug, unter einem stärkeren Herzschlag, aber keine Muskel verriet sonst eine Bewegung.

„Wenn Sie es wünschen, ich kann Ihnen ein Exemplar geben."

„Ich bitte Sie darum."

„Dann kommen Sie mit mir."

Elsa erhob sich.

„Vorher sagen Sie mir noch rasch, wie es um den Frieder steht, ich kenne das Unglück, das ihn betroffen hat. — Die armen Kinder!"

„Es ist schlimm genug. Außer der Wunde hat er eine Gehirnerschütterung davon getragen."

„Es wird lange dauern, ehe er wieder arbeiten kann, nicht wahr?"

„Villeicht niemals wieder."

„Und Eva und ihre Brüder sind also des Ernährers beraubt?"

„Der Valentin ist da und ich," sagte er einfach.

„Georg," ihre Stimme dämpfte sich zu einer leisen Bitte herab, „ich kann meiner lieben Evi in ihrer ersten Not nicht beistehen, ich bin im Augenblick ärmer als der Aermste, aber ich werde von der Residenz aus Hilfe senden."

Georg lächelte ernst.

„Ich kenne Ihr gutes Herz, es ist wie damals noch, aber hat es Ihnen Ihr Vater nicht gesagt, daß ein einzelner hier nichts vermag? Seien Sie in diesem Falle beruhigt, Eva und den Buben wird es an dem Nötigsten nicht fehlen. Es sind Aermere hier, die in einem Elend leben, daß einem das Herz bebt. Aber ich und der Valentin, wir gehören zu den Jungen und Kräftigen, wir haben nicht Weib und Kind, wir können für andere sorgen und wir werden es auch."

Elsa senkte den Kopf. Sie kannte den Stolz Georgs von früher her, und sie fühlte, daß derselbe ein berechtigter sei, da das Gegenteil bereits die moralische Verkommenheit bedeute.

Nichtsdestoweniger nahm sie sich vor, als Evas Freundin helfend einzugreifen.

Eva kam herangelaufen und sie bat Georg, nicht länger zu verweilen, die Mutter warte gewiß schon mit dem Frühstück auf ihn. „Du wirst dein Donnerwetter schon kriegen," meinte sie mit einem kleinen, fast spitzbübischen Lächeln. Auch die Mädchen nahmen Abschied, sie küßten sich wiederholt und drückten sich die Hände. Dann gingen Elsa und Georg nebeneinander dem See und dem hart daran liegenden Häuschen der Mutter Hofer zu.

„Wenn ich Ihnen jetzt die Broschüre übergebe," sagte Georg leise, „so werden Sie niemandem sagen, daß Sie diese in Amsee und von mir bekommen haben."

Elsa nickte verständnisvoll: „Gewiß nicht."

In dem Augenblick, als der Salzarbeiter mit dem Fräulein vor der niederen Tür seiner Hütte angelangt war, wurden sie von einem Manne, der auf dem Serpentinenweg den Salzberg hinaneilte, bemerkt. Es war Cölestin, der seit einer Stunde in wildester Aufregung den Flüchtling suchte.

Er sah sie eintreten. War es ein Ausdruck übermächtiger Freude, war es eine Verwünschung, die hinter ihnen drein in einem halberstickten Schrei sich von seinen Lippen löste? Mutter Hofer hatte soeben einen halben Löffel voll Schoten in das heiße Wasser geworfen und verrührte ihn übereifrig. Sie kehrte der Tür den Rücken und wendete sich auch nicht um, als diese geöffnet ward. Sie wußte, daß es ihr Sohn sei, und die angesammelte Galle über sein nächtliches Ausbleiben begann sich sofort zu entladen. Schon hatte sie ihm einige seiner Verbrechen an den Kopf geworfen, als sie plötzlich innehielt und sich umdrehte. Sie hatte einen zweiten Schritt neben dem seinigen gehört und blieb nun, den Rührlöffel in der Hand, ganz verdutzt, bis sie mit einem: „Jesus, die englische Fräul'n!" wieder zum Gebrauch ihrer Zunge kam.

Elsa gab ihr die Hand und fragte, wie es ihr gehe.

„Schlecht genug, Dank der Nachfrag," sagte sie, zur Erhärtung ihrer Aussage sich mit der Schürze die wässernden Augen wischend, und den heißen Löffel, gleich einem Schwert, an die Seite hinter ihr Fürtuchband steckend. „Kleine Kinder kleine Sorgen, große Kinder große Sorgen, na Fräulein, Sie werden's schon noch erfahr'n."

Georg hatte die Tür, die in das Zimmer ging, geöffnet und bat Elsa einzutreten.

„Ach, du lieber Himmel, aber auch grad heut', es ist gar nichts in Ordnung," entschuldigte sich die Hofer, „die Fräul'n wird sich was Schön's von uns denken, die Polster sind noch nicht am Bett, und am Samstag hab' ich nichts reiben können, alles wegen dem Frieder sein Unglück." Sie wollte eben hinter Elsa ihre vierschrötige Gestalt in die Türe schieben, als Georg in bittender Abwehr sagte: „Machens' die Suppe fertig, Mutter, ich will rasch frühstücken, ich muß gleich wieder fort."

Und er trat ein und machte ihr die Tür vor der Nase zu.

Sie blieb einen Augenblick ganz verdutzt, sie fühlte sich sehr gekränkt.

„Na ja, die Alte, die wird jetzt überall außi druckt, die wär ihnen halt schon überall im Weg, überall, überall," brummte sie, indem sie zornig nach dem Herde zurückschritt. „Und die dalkete Ausred, ich sollt' ihm die Suppe fertig machen, er hat's ja g'sehn, daß der Schoten schon verrührt war, was soll ich denn noch weiter drein rühren, höchstens Gift und Gall!" sie hatte den Rührlöffel aus ihrem Fürtuch gerissen und platschte mit ihm in den Topf hinein, daß die Suppe nach allen Seiten herausspritzte.

Seit dem Unglück, das den Frieder getroffen, war Mutter Hofer in der grimmigsten Laune.

Und diese Behandlung fehlte noch zu all dem anderen, das man ihr seit zwei Tagen angetan und angesonnen. O, sie kannte ihre Söhne, sie wußte nur zu gut, wie diese dachten, und was dabei auch für sie herauskommen würde, den ganzen Zorn des Himmels, der den Frieder getroffen, den sollte sie nun mit tragen, gleichsam auf sich nehmen.

Die Hofer war ein Weib von der gewöhnlichen Gutmütigkeit, aber sie war alt und hatte ihr lebtag so viel Kummer und Elend durchgemacht, daß sie dessen müde geworden war. Jetzt, wo ihre Söhne verdienten, wo es ihr endlich etwas besser ging, wo sie sogar hie und da, durch die kombinirteste Sparsamkeit, einen Kreuzer zurücklegen konnte, jetzt sollte ihr das wieder entrissen werden und sie sollte abermals die grausamsten Entbehrungen erdulden müssen? Und das alles wegen dem Frieder, dem alten Sünder, den sie nie leiden konnte, und weil ihr Valentin, der Narr, sich in die Everl verliebt hatte?! Aber der Valentin wird sich kein graues Haar darüber wachsen lassen, und so wird die größte Sorge halt wieder den Georg treffen und damit auch sie. Und sie sollt das alles so hinnehmen? sollt sich das alles gefallen lassen, und nicht muckſen dürfen?

Ihr Zorn kämpfte mit dem heimlichen Respekt, den sie seit einiger Zeit vor ihrem jüngeren Sohn zu hegen begann.

Georg war mit Elsa allein im Zimmer. Er hatte einen Schlüssel aus der Tasche seines Rockes genommen, und ohne Zögern sich der Truhe zugewendet, die unter dem Fenster stand, und sie geöffnet.

Elsa war auf seine Aufforderung herzugetreten. Sie bemerkte in der Truhe, neben andern Gegenständen, eine Anzahl Broschüren, die noch nicht aufgeschnitten waren. Georg entnahm ein Exemplar und reichte es ihr hin.

Ihre Augen suchten sofort den Namen des Verfassers.

„Von Manlius?" fragte sie erstaunt.

„Er verbirgt sich einstweilen noch unter diesem Pseudonym."

„Ich werde ihn nicht verraten."

Er griff nach einem alten Zeitungsblatt, das ein altes Datum trug, und das er hier gleichfalls verwahrt gehalten, und hüllte das Büchelchen darein. Da hörte er die Stimme seiner Mutter, die mit jemandem zu sprechen schien.

Rasch schloß er die Truhe, während Elsa das Buch auf den Tisch legte und ihr Sacktuch darüber warf.

In dem Augenblick wurde die Tür aufgerissen, und Cölestin, verstört, das Blut gegen die Schläfen gedrängt, die Stirne feucht, stand auf der Schwelle.

Sein Blick umfaßte die ganze Gestalt des Mädchens und seine Lippen stammelten ein: „Endlich!" Dann schritt er hoch aufgerichtet, mit erheuchelter Ruhe und dem ganzen Gefühl seiner Würde und geistlichen Autorität auf das junge Mädchen zu.

Sie erwartete ihn.

In ihrer Unbeweglichkeit lag ein Ausdruck von Kraft, ein Zusammenfassen von Intelligenz und Willen. Sie stand wie zum Kampf bereit. Er fühlte sofort den Widerstand heraus. Er wußte es, noch ehe sie es ihm gesagt, daß sie in der Absicht, sich ihnen zu entziehen, das Haus verlassen hatte.

Aber er drängte den heißen Zorn über ihren Wankelmut zurück, es galt sie wiederzugewinnen.

„Sie haben uns Stunden der Angst und Sorge bereitet," sagte er vorwurfsvoll und er blickte sie dabei mit den schönen Augen an, die nun eingefallen waren, wie nach Augenblicken großer Erregung und seelischer Pein; auch seine Stimme klang angegriffen. „Gewiß, Sie wären nicht dieser Laune gefolgt, wenn Sie den Schmerz hätten ermessen können, den Sie uns zugefügt."

Sie schwieg.

Seine Augen hafteten gespannt auf ihren Zügen, dann tat er einen raschen sprühenden Blick um sich, als könne ihre Um-

gebung ihm verraten, was dies Mädchenherz etwa beeinflußt und gewendet. Er fixirte einen Moment den jungen Salzarbeiter, der bei seinem Eintritt nahe bei Elsa gestanden, und der sich nun diskret in eine Ecke zurückgezogen und sich mit einer Holzarbeit beschäftigte.

Und wieder wandte er sich dem jungen Mädchen zu und mit einer Bestimmtheit und zugleich mit einer Milde, die etwas Imponirendes hatte, sagte er: „Kommen Sie, der Priester erwartet Sie."

„Er erwartet mich vergebens."

„Das wird Gott verhüten. Die Taufe —"

„Wird nicht an mir vollzogen werden."

Einen Augenblick schien das blasse, bartlose Gesicht des jungen Paters durch eine nervöse Kontraktion verzerrt, dann hob er den Kopf noch höher, und voll zwingender Hoheit, und in einem etwas vibrirenden Mollton, der an's Herz drang, sagte er: „Sie irren, Elsa, ein Bekehrungswerk vollendet sich innerlich, und wen einmal ein Strahl der Erleuchtung getroffen, der kann nie und nimmer in die Finsternis des Unglaubens zurücksinken." Zugleich streckte er mit der Geberde der vollsten priesterlichen Autorität seine Hand nach ihr aus, als gälte es ein Gut an sich zu nehmen.

Sie trat einen Schritt zurück, jede Fiber in ihr verkündete Auflehnung: „Nein, ich will nicht!"

Er faltete die Hände wie in Beschwörung: „Armes, teures Kind, Sie kämpfen also noch immer! Wollen Sie es denn nicht einsehen: es ist ja nur die Armseligkeit der Menschennatur, die in Ihnen sich auflehnt, gegen ein Höheres, Geistiges, gegen eine Vervollkommnung, die in Ihnen nun zur herrlichen Tat werden soll!"

„Ich kämpfe nicht mehr!" rief Elsa, und in der Tat, sie sah in diesem Augenblick so schön und stolz aus wie eine Ueberwinderin, voll feuriger Energie, voll leidenschaftlicher Kühnheit, und aus ihren Augen blitzte jenes Höhere, jenes Geistige, das sie nach der Meinung des Paters noch nicht besaß, das sie erst durch ihn erringen sollte. „Ich brauche nicht zu kämpfen, denn all die Waffen, die Ihr gegen mich zu Felde führt, sie haben ihre Wirkung auf mich verloren. Was wollt Ihr von mir? Glauben Sie Sich Herr und Meister auch über mein Hirn und meine Nerven? Wollen Sie mich zu etwas zwingen, das wider äußern Sinn ist und inneres Gefühl? Wir sind verschieden von Grunde aus! Eure Vorstellungen, eure Begriffe sind nicht die meinen, und selbst die Wunder eurer Phantasie regen mich nicht an, sie lassen mir das Herz kalt, sie bewegen mich nicht. Was wollt ihr also?! Man hat mir euer großes Gedicht nicht in jenem zarten Alter vorgesagt, wo es noch alle Macht über mich erringen konnte, jetzt ist es zu spät. Aendert das, wenn ihr es ändern könnt, ihr könnt es nicht! Durch Furcht nur, durch Grauen wollten Sie mich unterjochen — aber ich fürchte mich nicht mehr! Oder wagen Sie noch zu behaupten, daß das, was Sie von mir verlangen, ein Angebornes sei, in der Natur Begründetes? Ein Etwas, wie der Selbsterhaltungstrieb im Menschen, wie der Trieb nach Lust und Freude? Diesem kann man sich nicht entziehen, aber jenem war ich entzogen schon von Kindheit auf. Ich fühle mich frei davon, und darum werden Sie keine Macht mehr über mich erlangen, und so trennt uns alles — muß uns alles trennen!"

Ihre Gestalt und ihre Stimme hatten sich erhoben, waren bis zum Ausdruck der Begeisterung gelangt, ja bis zur Exaltation, und sie streckte jetzt abwehrend den linken Arm aus, gleichsam alles von sich weisend, was ihr von ihm, was ihr von dieser Seite noch kommen sollte. Er hatte sie angestaunt; in atemloser Spannung hatte er an ihren Zügen gehangen. Hinreißend schön erschien sie ihm in ihrer stolzen Selbstherrlichkeit. So ganz Wille, ganz Bewußtsein, der verkörperte Widerstand, gewann sie für ihn einen neuen unsagbaren Reiz. So hatte er das Weib nie gesehen, in solcher Herrlichkeit es niemals auch nur gedacht, er hätte ihm sonst nicht entsagen können!

Und wäre es wahr, was sie gesagt, trennte sie wirklich alles? Sie glaubte nicht, aber auch sein Glaube war erschüttert.

Er lachte der Himmlischen in diesem Augenblick. Niemals hatten sie ihm so das Herz bewegt, niemals hatten sie ihm solche Leiden gebracht, niemals aber auch ihm Freuden verheißen, wie sie in seiner Phantasie jetzt aufloderten. Ihm dünkte, als sei ihm der Begriff für Seligkeit jetzt erst erstanden.

Sie glaubt nicht, weil sie nicht glauben muß, aber lieben muß sie, das ist ein Naturgesez, und lieben wird sie. Und sie wird lieben nach ihrem Wesen, kühn, feurig, leidenschaftlich, alle Schranken durchbrechend, sich über alles hinwegsezend. — Warum sollte sie nicht ihn so lieben?!

In diesem unbeschreiblichen Aufruhr seines ganzen Menschen, der ihn nur Worte ganz verwirrten Sinnes stammeln läßt, traf ihn grausam ernüchternd die tiefe Stimme Georgs. „Fräulein," sagte er, „Sie wissen, Sie können auf mich rechnen zu jeder Zeit. Wenn Ihnen dieser Herr nicht mehr vertrauenswürdig erscheint, wenn Sie ihm nicht folgen wollen, ich bringe Sie, wohin Sie befehlen."

Cölestin wandte sich mit dräuender Geberde dem Frechen zu.

Ah, auf der bleichen Stirne dieses Mannes lag eine Drohung. Er hatte ihn vorhin nicht beachtet; dieser Arbeiter war ihm ein Nichts gewesen, ein Sklave, den man übersieht, auf dessen Ergebenheit man gleichwohl rechnet, und nun stellte sich dieser zwischen ihn und sie, seine Würde anzweifelnd, ihn verdächtigend und an Vertrauenswürdigkeit sich selbst über ihn erhebend. Durfte er das wagen, durfte er es!?

Aber da kam ihm in blizartiger Empfindung die entsezliche Klarheit, daß der Priester, wenn er auch nur einen Augenblick vergißt, was ihm sein Orden und seine Kirche auferlegt, gerichtet ist.

Er hatte jedes persönliche Recht dahingegeben, er besaß nichts eigenes, er besaß nur die Ueberlegenheit seines Standes, und jenes Geheimnis, die Seelen zu beherrschen, beruhte einzig und allein auf jener höheren Macht, auf jener Unfehlbarkeit, die dieser Stand, der übrigen Menschheit zum Troz, sich selber zuerkannt. Wenn er nun fehlte, nicht heimlich mehr, nein offen, und wenn er auch nur mit einem Blick gegen sein Gelübde sich verging, konnte man ihn einem Verbrecher gleich achten, und dieser Arbeiter, dieser Knecht, der alles das durfte, was ihm verboten war, er hatte ein Recht, sich über ihn zu stellen. Wie das seinen Mannesstolz empörte und zugleich den pfäffischen Hochmut in ihm erregte: nein, dieser da sollte das Recht nicht haben. Verächtlich wandte er ihm den Rücken und mit der ihm anerzogenen Selbstbeherrschung neigte er vornehm sich Elsa entgegen.

„Sie stehen unter meinem Schuz, Komtesse, und Sie könnten nirgend sicherer sein. Von Zwang ist keine Rede, kann keine Rede sein."

„Nein", entgegnete sie in einem eben so vornehmen Ton wie er, „davor schüzt mich nach außen das Gesez, nach innen mein Wille."

„So ist es. Aber ich dächte, es wäre hohe Zeit, in das Pfarrhaus zurückzukehren, um Ihre Tante zu beruhigen."

„Sie haben recht." Sie ging auf Georg zu: „Ich danke Ihnen, Georg, leben Sie wohl. Hochwürden wird mich geleiten, mit dem nächsten Zuge fahre ich nach Wien zurück, aber ich werde wieder kommen." Sie reichte ihm die Hand, wie zur Bekräftigung ihres Versprechens; er berührte sie nur leicht.

Dann ging sie nach dem Tisch und nahm das Buch an sich, auf das Georg mit einem Blick hingewiesen. An der Türe trafen die sich Entfernenden mit der Mutter Hofer zusammen, die neugierig den Kopf hereingesteckt und so Mitzeuge eines Auftrittes wurde, von dem sie kein Wort verstand. Nur das eine Wort „Hochwürden" hatte sie aufgeschnappt und sie sagte sich: Also doch ein geistlicher Herr, schau, schau, vom G'sicht tät er freilich blaßlich und geistlich genug ausschau'n, das tät stimmen, aber er hat keine hohen Stiefeln an, das ist der Fehler. Als aber jezt Cölestin an ihr vorbeikam, machte sie, troz dieses Fehlers, einen tiefen Knix vor ihm und haschte mit einiger Hastigkeit nach seiner Hand, um sie zu küssen. Aber der Pater

Shylok. (Seite 274.)

entriß sie ihr und ging an ihr vorüber, ohne sie eines Blickes zu würdigen.

Er erreichte mit Elsa die Straße und schritt an ihrer Seite dahin, finster, verstört, vernichtet. Sie war die Freie, sie triumphirte, und er fühlte nur die entsezliche Abhängigkeit, in der er sich befand, die ganze Unnatürlichkeit seiner Knechtschaft.

In geistlicher Gemeinschaft hatte er die Macht gesucht und er hatte dafür seine Kraft, seinen Willen, sein süßestes Mannesrecht dahingegeben, und er mußte nun mehr als ein Mensch sein oder er sank unter den Menschen herab, zum Gespötte aller.

Georg stand an dem kleinen Fenster und sah ihnen nach.

Tausend Gedanken drängten sich in seinem Kopf, schwellten ihm die Brust, erstickten ihn fast.

Mutter Hofer brachte ihm die Suppe.

Sie war ganz fuchsteufelswild. Daß ihr der Pater keinen Segen gespendet, war für sie eine neue Kränkung, die sie ebenfalls dem Georg anrechnete. Wie hatte sich der Bub nur auch benommen, er hatte vor dem geistlichen Herrn gar keine Demut an den Tag gelegt, aber sie wollte ihm dafür jezt ihre Meinung sagen, und dies gehörig.

Als aber Georg jezt herbeikam und sich an den Tisch sezte, sah er so sonderbar ernst aus, daß sie sich nicht getraute, auch nur eines ihrer bösen Worte auf ihn loszulassen. Scheu und etwas bänglich sah sie von der Seite nach ihm hin.

Er schlang die Suppe mit Heißhunger hinab, aber er schien nicht zu wissen, was er aß. Und jezt griff er mechanisch nach dem Rucksack, den sie ihm schon gepackt, nahm Hut und Stock und ging aus dem Hause, ohne der Mutter die Hand gegeben zu haben.

Das hatte er bisher noch nie getan. Es war ein Tag der fortgesezten Kränkung für die gute Frau.

Er schritt allein in tiefen Gedanken versunken die Serpentine hinan. Er begegnete keinem Kameraden, sie waren alle schon vorangegangen.

Aber im Schlafsaale des Arbeitshauses traf er mit ihnen zusammen.

Sie standen in Reihen aufgepflanzt vor dem Kruzifix, das Gebet, das vor jedem Einfahren in den Stollen vorschriftsmäßig geleistet werden mußte, wurde laut gebetet.

‚Bete und arbeite', war hier oben die Devise, und beides unter strengster Disziplin.

Das Stadium der Entwicklung aber, in dem der Arbeiter Georg sich befand, die Stimmung, die er heute mitbrachte, wäre richtiger karakterisirt worden durch den Spruch: ‚Denke und ertrage!'

(Forts. folgt.)

Shylok.

Von J. Stern.

(Siehe hierzu Illustration Seite 273.)

Zu den gelungensten und interessantesten Geschöpfen der dichterischen Phantasie zählen zwei wie Licht und Finsternis einander entgegengesezte unsterbliche Gestalten, welche im Reiche der Poesie auch dann noch fortleben werden, wenn jenes Volkskuriosum, dem sie angehören, seine stammliche und religiöse Sonderstellung längst aufgegeben haben und nur noch der Geschichte angehören wird: Shakespeares Shylok und Lessings Nathan.

Shylok und Nathan! Sie stehen sich gegenüber wie Liebe und Haß, wie Sarastro, der Hohepriester der Humanität, und die racheschnaubende Königin der Nacht in Mozarts herrlicher Tondichtung. Der eine beschränkter Stockjude mit allen seinen widerlichen Eigenheiten, der andere ein weiser Philosoph, ein liebenswürdiger Humanist und Weltreligionsprophet. Der eine voll Rachedurst, unversöhnlich nach dem Blute seines Feindes lechzend, mit dem Todeseisen in der Rechten und dem Schuldschein in der Linken; der andere voll reinster Milde und höchsten Edelmuts, Haß mit Liebe, furchtbare Verfolgung mit selbstaufopferndem Wohltun vergeltend. — Die beiden Dramen, das Hohelied der Freundschaft, wie man Shakespeares „Kaufmann von Venedig" nennt, und das Hohelied der Humanität, wie Lessings „Nathan der Weise" bezeichnet wird, weisen so mancherlei Analogien auf, daß die Vermutung gerechtfertigt erscheint, der um zwei Jahrhunderte jüngere Deutsche habe zu dem abschreckenden Juden des Engländers ein Gegenstück schaffen wollen und es sei ihm bei der Komposition des „Nathan" der „Kaufmann von Venedig" besonders lebhaft vorgeschwebt. Dort ein jüdischer Fanatiker, der auf seinem Schein besteht, nach Christenblut lechzt und bei seiner Losung: das Pfund Fleisch! beharrt; hier ein christlicher Fanatiker, der nach dem Blute des Juden dürstet und dessen Refrain lautet: der Jude wird verbrannt! Bei Shakespeare wird eine jüdische Tochter ihrem Vater und ihrem Glauben untreu und geht mit ihrem christlichen Liebhaber durch; bei Lessing schmiegt sich ein Christenmädchen dem jüdischen Pflegevater mit zärtlichster Liebesinnigkeit an. Bei jenem spielen die drei Kästchen, bei diesem die drei Ringe eine entscheidende Rolle; und so ließen sich noch manche Aehnlichkeiten in den beiden Dramen zeigen.

In einer Hauptsache indessen scheitert die Parallelisirung, darin nämlich, daß das Lessing'sche Stück eine Tendenzdichtung ist, das Shakespeare'sche nicht. „Ich muß versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, dem Teater, noch ungestört will predigen lassen," schrieb Lessing bekanntlich an Elise Reimarus, und an seinen Bruder schrieb er, er wolle mit seinem Stück den Teologen gewiß einen ärgern Possen spielen als noch mit zehn Fragmenten. Die Behauptung der Pastoren, das Christentum allein sei fähig, edle Karaktere zu bilden, sollte gründlich widerlegt und das gegen die Juden herrschende Vorurteil, als ob sie sammt und sonders Betrüger, Wucherer und Christenhasser wären, erschüttert werden. Daher schildert er seinen Helden als hochidealen Juden (wozu ihm indes sein Freund Moses Mendelssohn unbewußt Modell gesessen hat). Shakespeare dagegen war es keineswegs darum zu tun, ein jüdisches Scheusal auf die Bretter zu bringen, um das Parterre gegen die Juden einzunehmen. Die Sage, welche ihm den Rohstoff zu seiner herrlichen Komödie lieferte, entnahm er auch den Juden und verwertete ihn, soweit er für seine poetischen Zwecke brauchbar war; wäre der Shylok der Sage beispielsweise ein Maure gewesen, so hätte ihn Shakespeare sicherlich nicht aus der Moschee in die Synagoge versezt. Nur wenn man dies im Auge behält, wird man den Shylok richtig beurteilen, dessen Karakter schon vielen Shakespeareologen ein Rätsel war.

Die Sage von der Grausamkeit des Juden, der seinem christlichen Schuldner ein Pfund Fleisch aus dem Leibe schneiden will, ist eine sehr alte und sie hat schon vor Shakespeare poetische Bearbeitung gefunden, und zwar nicht blos von Shakespeares Vorläufer Marlowe in seinem „Juden von Malta". Es existirt eine alte englische Ballade, worin sie in ungeschminktem, treuherzigen Tone vorgetragen wird. Der Jude heißt darin Gernutus. Die eigentliche Quelle, aus welcher Shakespeare geschöpft hat, ist indes ohne Zweifel die italienische Novellensammlung Il Pecorone von Giovanni Fiorentino, die schon im Jahre 1378 geschrieben ist und erstmals in Mailand 1554 gedruckt wurde. — Nun gibt es aber merkwürdigerweise eine andere Sage, worin das Verhältnis zwischen dem Juden und dem Christen gerade umgekehrt ist, indem der Christ dem Juden ein Pfund Fleisch aus dem Leibe schneiden will. Gregorio Lati erzählt dieselbe in seinem Leben des Pabstes Sixtus V. folgendermaßen.

„Man erhielt zu Rom Nachricht, daß St. Domingo in Hispaniola von Drake eingenommen und geplündert sei und daß er dabei eine unsäglich große Beute gemacht habe. Diese Nachricht kam in einem Privatbriefe an Paul Secchi, einen sehr angesehenen Kaufmann zu Rom, der nach diesen Gegenden sehr viele Güter auf Assekuranz ausgeschickt hatte. Sobald er diese Nachricht erhielt, ließ er den Assekurirer, Samson Ceneda, einen Juden, holen, und teilte ihm dieselbe mit. Der Jude, der diese Nachricht gerne für falsch wollte gehalten haben, führte verschiedene Gründe an, warum es nicht möglich sein könnte, und geriet zulezt in einen solchen Eifer, daß er sagte: ‚Ich will ein Pfund von meinem Fleische darauf verwetten, daß es eine Lüge ist.‘ Secchi, der sehr hizig war, versezte: ‚Ich will tausend Kronen gegen ein Pfund von eurem Fleische sezen, daß es wahr ist.‘ Der Jude nahm die Wette an und es wurde sogleich ein schriftlicher Vertrag zwischen ihnen gemacht, daß Secchi, wenn er gewönne, das Fleisch mit einem scharfen Messer aus dem Leibe des Juden, an welcher Stelle es ihm gefiele, herausschneiden sollte. Die Nachricht wurde bald darauf als wahr bestätigt und der Jude war ganz außer sich, als er hörte, daß Secchi einen feierlichen Eid getan hätte, er wolle den Vertrag buchstäblich vollzogen wissen. Der Pabst erhielt von dieser Sache Nachricht; er ließ beide Parteien vor sich kommen, untersuchte alle Umstände und sagte darauf: ‚Wenn Verträge einmal gemacht sind, so ist es nicht mehr als billig, daß sie auch gehalten werden. Nimm also ein Messer, Secchi, und schneide ein Pfund Fleisch, wo du willst, aus dem Leibe des Juden. Doch raten wir dir, vorsichtig zu sein; denn wenn du nur einen Skrupel mehr oder weniger ausschneidest, als dir gehört, so sollst du ohne Gnade gehängt werden.‘“

Da die Eroberung von St. Domingo weit später fällt, als die Erzählung des Fiorentino, nämlich in das Jahr 1585, so kann diese Erzählung nicht als die älteste angesehen werden. Wohl möglich ist es aber, daß beiden Versionen eine ältere, verloren gegangene Sage zu Grunde liegt.

Es fragt sich nun aber, welche Fassung mag die ursprünglichere gewesen sein, diejenige, worin der Jude dem Christen, oder die, worin der Christ dem Juden ein Pfund Fleisch aus dem Leibe schneiden will?

Wenn man den Shakespeare'schen Shylok reden hört, so ist man geneigt, in diesem den Typus des mittelalterlichen Stockjuden zu erblicken. Shakespeare, der große Psycholog, der überall die inneren Motive bloslegt, welche die Handlungen veranlassen („Des Menschen Taten und Gedanken, wißt! Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen. Die innere Welt, sein Mikrokosmos, ist Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen“), dessen Menschen daher Goethe treffend mit Uhren vergleicht, die ein krystallenes Zifferblatt haben, und, indem sie wie andere Uhren richtig die Stunden weisen, zugleich das innere Getriebe wahrnehmen lassen, wodurch dies bewerkstelligt wird — hat auch das unmenschliche Beginnen seines Shylok so ausgezeichnet und überzeugend motivirt, daß uns dasselbe im vollen Lichte erscheint. Shylock will an dem Kaufmann Rache nehmen für die Schmähungen und Mißhandlungen, welche der Jude von dem Christen so oft zu erdulden hatte. Als ihn Salarino fragt: ‚Was willst du mit diesem Fleische?‘ antwortet er: ‚Fische damit angeln. Sättigt es sonst niemand, so sättigt es doch meine Rache. Er hat mich beschimpft, mir eine halbe million gehindert, meinen Verlust belacht, meinen Gewinn bespottet, mein Volk geschmäht, meinen Handel gekreuzt, meine Freunde verleitet, meine Feinde gehezt. Und was hat er für Grund? Ich bin ein Jude. Hat nicht ein Jude Augen? Hat nicht ein Jude Hände, Gliedmaßen, Werkzeuge, Sinne, Neigungen, Leidenschaften? Mit derselben Speise genährt, mit denselben Waffen verlezt, denselben Krankheiten unterworfen, mit denselben Mitteln geheilt, gewärmt und gekältet von eben dem Winter und Sommer als ein Christ? Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht? Und wenn ihr uns beleidigt, sollen wir uns nicht rächen? Sind wir euch in allen Dingen ähnlich, so wollen wir's auch darin euch gleich tun. Wenn ein Jude einen Christen beleidigt, was ist seine Demut? Rache. Wenn ein Christ einen Juden beleidigt, was muß seine Geduld sein nach christlichem Vorbild? Nu: Rache. Die Bosheit, die ihr mich lehrt, die will ich ausüben, und es muß schlimm hergehen oder ich will es meinen Meistern zuvortun.‘ (Beiläufig bemerkt: Wie treffend hat hier der große Dramatiker schon im 16. Jahrhundert die christliche Unduldsamkeit gegeißelt und die sogenannte christliche Liebe gekennzeichnet, und wie töricht ist es, wenn jüdische Skribenten Shakespeare zu den Judenfeinden zählen!) Und da Antonio Geld von ihm borgen will, sagt er:

Signor Antonio, viel und oftmals
Habt ihr auf dem Rialto mich geschmäht
Um meine Gelder und um meine Zinsen;
Stets trug ich's mit geduld'gem Achselzucken,
Denn Dulden ist das Erbteil unsres Stamms.
Ihr scheltet mich abtrünnig, einen Bluthund
Und speit auf meinen jüdischen Rocklor,
Und alles, weil ich nuz, was mir gehört.
Gut denn, nun zeigt sich's, ihr braucht meine Hilfe;
Ei freilich, ja, ihr kommt zu mir und sprecht:
‚Shylok, wir wünschten Gelder.‘ So sprecht Ihr,
Der mir den Auswurf auf den Bart geleert,
Und mich getreten, wie Ihr von der Schwelle
Den fremden Hund stoßt; Geld ist euer Begehren
Wie sollt' ich sprechen nun? Sollt' ich nicht sprechen:
Hat ein Hund Geld? Ist's möglich, daß ein Spiz
Dreitausend Dukaten leihen kann? Oder soll ich
Mich bücken und in eines Schuldners Ton,
Demütig wispernd, mit verhaltnem Odem,
So sprechen: Schöner Herr, am lezten Mittwoch
Spiet Ihr mich an; Ihr tratet mich den Tag;
Ein andermal hießt Ihr mich einen Hund —
Für diese Höflichkeiten will ich euch
Die und die Gelder leihn.

Auf diese Weise hat Shakespeare den Kannibalen der Sage zum Menschen umgestempelt, so daß dessen Handlungsweise nicht blos vollkommen erklärlich, sondern in gewissem Grade sogar gerechtfertigt erscheint und die Schlußwendung des Dramas sogar unser Mitleid für ihn rege macht. Wer nun aber den geschichtlichen Juden des Mittelalters näher kennt, der wird zwar die mögliche Existenz eines Shylok nicht absolut leugnen können, doch wird er die Wahrscheinlichkeit derselben sehr energisch bestreiten müssen und vollends als typische Figur wird er ihn nimmermehr gelten lassen können.

Die Gier, einem Christen ein Stück Fleisch aus dem Leibe zu schneiden, lediglich um seinen brennenden Rachedurst zu kühlen, liegt dem Anschauungskreis wie dem Naturell auch des mittelalterlichsten Stockjuden so fern, daß man wohl behaupten kann, es sei dergleichen ebensowenig jemals vorgekommen, als jemals von Juden ein Christenkind geschlachtet wurde, um dessen Blut zur Bereitung der Osterbrote zu gebrauchen.

Grausamkeit, besonders bei physischen Qualen, ist ein Zug, der mit dem jüdischen Stammeskarakter am allerwenigsten vereinbar ist. Indessen kann auch der Jude grausam sein, wo irgend ein Vorteil für ihn dabei herausspringt, und der jüdische Wucherer trägt ebensowenig wie der christliche Bedenken, die Opfer seiner ausbeuterischen Habsucht mit empörendster Herzlosigkeit aller Subsistenzmittel zu berauben und der schlimmsten Not preiszugeben. Daß aber gar ein Gläubiger den angebotenen dreifachen Betrag der Schuld zurückweist und sich auf ein Pfund christliches Menschenfleisch kaprizirt, das ist ein so durchaus unjüdischer Zug, daß er allein ausreichen würde, den Beweis zu liefern, daß der Dichter nicht nach dem Leben, sondern nach der Fabel konterfeit hat. Was aber diese selbst betrifft, so liegt die Vermutung nahe, daß ihr Held ursprünglich ein Wucherer überhaupt war und daß sie, wie dies ja in Fabeln und Märchen so häufig geschieht, die Unerbittlichkeit und Hartherzigkeit des Gläubigers in hyperbolischer Weise zum Ausdruck bringen wollte. Vielleicht lag ihr ein bildlicher Ausdruck zugrunde, wie auch im Deutschen die Redensart: „Jemand den lezten Blutstropfen abzapfen“ und „Jemand sein Herzblut aussaugen“ so viel heißt als: ihm den lezten Pfennig nehmen. Da aber der Wucher im Mittelalter die eigentliche Domäne der

Juden war, so wurde bald aus dem Wucherer der Fabel ein jüdischer Wucherer und ein Jude überhaupt.

Originell, mehr geistreich als den Intentionen des Dichters entsprechend, ist die Auffassung H. Heines, und Herr N. Samuely, der diese von Heine selbst wohl nicht ganz ernst gemeinte Auffassung buchstäblich adoptirte, hätte wenigstens so ehrlich sein sollen, in seinem gedruckten Vortrag (Lemberg 1881) den Autor zu nennen, dem er dieselbe entlehnt hat. Shakespeare, meint Heine, hegte vielleicht die Absicht, zur Ergözung des großen Haufens einen gedrillten Währwolf darzustellen, ein verhaßtes Fabelgeschöpf, das nach Blut lechzt und dabei seine Tochter und seine Dukaten einbüßt und obendrein verspottet wird. Aber der Genius des Dichters steht immer höher als sein Privatwille, und so geschah es, daß er in Shylok troz der grellen Frazenhaftigkeit die Justifikation einer unglücklichen Sekte aussprach, welche den Haß des niederen und vornehmen Pöbels nicht immer mit Liebe vergelten wollte. Aber der Genius Shakespeares erhebt sich noch über den Kleinhader zweier Glaubensparteien, und sein Drama zeigt uns eigentlich weder Juden noch Christen, sondern Unterdrücker und Unterdrückte, und das wahnsinnig schmerzliche Aufjauchzen dieser lezteren, wenn sie ihren übermütigen Quälern die zugefügten Kränkungen mit Zinsen zurückzahlen können. Shakespeare, meint Heine weiter, würde eine Satire auf das Christentum geschrieben haben, wenn er es von jenen Personen repräsentiren ließe, die dem Shylok feindlich gegenüberstehen, aber dennoch kaum wert seien, demselben die Schuhriemen zu lösen. Mit Ausnahme der Porzia sei Shylok die respektabelste Person im ganzen Stück. Er liebt das Geld, er verschweigt nicht diese Liebe, er schreit sie aus auf öffentlichem Markte. Aber es gibt etwas, was er dennoch höher schäzt als Geld, nämlich die Genugtuung für sein beleidigtes Herz, die gerechte Wiedervergeltung unsäglicher Schmähungen. Mehr als sein Geld liebt Shylok auch seine Tochter: „Jessika, mein Kind!" In dieser, welche ihren Vater bestiehlt und verrät, habe Shakespeare keineswegs eine Jüdin schildern wollen (hier hat Heine gewiß vollkommen recht), sondern nur eine Tochter Evas, einen jener schönen Vögel, die, wenn sie flügge geworden, aus dem väterlichen Neste fortflattern zu dem geliebten Männchen. Der wirkliche Grund des Judenhasses im 19. Jahrhundert sei keineswegs ein religiöser, sondern ein wirtschaftlicher. „Aber ist es die Schuld der Juden, daß sich der Geschäftsgeist bei ihnen in so bedrohlicher Weise entwickelt hat? Die Schuld liegt ganz an jenem Wahnsinn, womit man im Mittelalter die Bedeutung der Industrie verkannte, den Handel als etwas Unedles und gar die Geldgeschäfte als etwas Schimpfliches betrachtete und deshalb den einträglichsten Teil solcher Industriezweige, namentlich die Geldgeschäfte, in die Hände der Juden gab, so daß diese, ausgeschlossen von allen andern Gewerben, notwendigerweise die raffinirtesten Kaufleute und Bankiers werden mußten. Man zwang sie, reich zu werden und haßte sie dann wegen ihres Reichtums; und obgleich jezt die Christenheit ihre Vorurteile gegen die Industrie aufgegeben hat und die Christen in Handel und Gewerbe ebenso große Spizbuben und ebenso reich wie die Juden geworden sind, so ist dennoch an diesen lezteren der traditionelle Volkshaß haften geblieben, das Volk sieht in ihnen noch immer die Repräsentanten des Geldbesizes und haßt sie. In der Weltgeschichte hat jeder recht, sowohl der Hammer als der Ambos."

„Wenn du nach Venedig kommst," schreibt Heine ferner, „und über den Rialto steigst, so sucht dein Auge überall den Shylok und du meinst, er müsse dort hinter einem Pfeiler zu finden sein, mit seinem jüdischen Rocklor, mit seinem mißtrauisch berechnenden Gesicht, und du glaubst manchmal sogar seine kreischende Stimme zu hören: ‚Dreitausend Dukaten — gut!' Ich wenigstens, wandelnder Traumjäger, wie ich bin, ich sah mich auf dem Rialto überall um, ob ich ihn nirgends fände, den Shylok. Ich hätte ihm etwas mitzuteilen gehabt, was ihm Vergnügen machen konnte, daß z. B. sein Vetter, Herr von Shylok zu Paris, der mächtigste Baron der Christenheit geworden und von Ihrer katolischen Majestät jenen Isabellenorden erhalten hat, welcher einst gestiftet ward, um die Vertreibung der Juden und Mauren aus Spanien zu verherrlichen. Aber ich bemerkte ihn nirgends auf dem Rialto und ich entschloß mich daher, den alten Bekannten in der Synagoge zu suchen. Die Juden feierten hier eben ihren heiligen Versöhnungstag und standen eingewickelt in ihren weißen Schaufäden-Talaren, mit unheimlichen Kopfbewegungen, fast aussehend wie eine Versammlung von Gespenstern. Indem ich, nach dem alten Shylok umherspähend, all die blassen, leidenden Judengesichter aufmerksam musterte, machte ich eine Entdeckung, die ich leider nicht verschweigen kann. Ich hatte nämlich denselben Tag das Irrenhaus San Carlo besucht, und jezt in der Synagoge fiel es mir auf, daß in dem Blick der Juden derselbe fatale, halb stiere, stalb unstäte, halb pfiffige, halb blöde Glanz flimmerte, welchen ich kurz vorher in den Augen der Wahnsinnigen zu San Carlo bemerkt hatte. Dieser unbeschreibliche rätselhafte Blick zeugte nicht eigentlich von Geistesabwesenheit, als vielmehr von der Oberherrschaft einer fixen Idee. Ist etwa der Glaube an jenen außerweltlichen Donnergott, den Moses aussprach, zur fixen Idee eines ganzen Volkes geworden, das, trozdem daß man es seit zwei Jahrtausenden in die Zwangsjacke steckte und ihm die Duche gab, dennoch nicht davon ablassen will — gleich jenem verrückten Advokaten in San Carlo, der sich nicht ausreden ließ, daß die Sonne ein englischer Käse sei, daß die Strahlen derselben aus lauter roten Würmern bestünden und daß ihm ein solcher herabgeschossener Wurmstrahl das Herz zerfresse?"

Ein Frauenbild aus dem alten Rom.

Von **Wilhelm Blos.**

Wir haben in diesen Blättern eine Darstellung der politischen und wirtschaftlichen Zustände im alten Rom unter der Herrschaft der Cäsaren in allgemeinen Umrissen gegeben.*) Als Ergänzung dazu wollen wir heute das Bild eines Weibes zeichnen, in dem sich alle Karakterzüge jener entsittlichten und verkommenen römischen Gesellschaft vereinigen und das in seiner Macht und seinem Glanze einem jener Insekten gleicht, die zuweilen in bunten Farben schillern und gleißen, aber doch nur in einer Atmosphäre des Moders und der Fäulnis zu existiren vermögen. Wir meinen Valeria Messalina**), die Gemahlin des Kaisers Claudius, von der die römischen Geschichtsschreiber ein Bild entworfen haben, nach welchem sich in Messalina die hervorragendste Verkörperung sittlicher Verworfenheit in Gestalt eines Weibes darstellt. Es ist möglich, daß es im Cäsarenreich noch verworfenere Weiber gab, als Messalina, wennschon man sich nur schwer vorstellen kann, wie sie in ihren Lastern noch hätte übertroffen werden sollen. Allein Messalina teilte mit ihrem Gemahl die Herrschaft über das gewaltige Römerreich und so blieb denn die historische Kritik an ihrer Person haften. Niemals ist jemandem von der Geschichte ein furchtbareres Brandmal aufgedrückt worden, als dieser in Lastern versunkenen schönen Römerin; sie ist durch neunzehn Jahrhunderte typisch geblieben als der Inbegriff menschlicher Schamlosigkeit, und wird es auch noch ferner bleiben; die neuere Geschichtschreibung hat dies Weib von einigen der dunkelsten Flecken zu reinigen gesucht. Wir werden untersuchen, inwieweit dies gelungen ist. Das Gesammtbild bleibt aber troz alledem dasselbe.

*) Siehe: „Cäsarismus im alten Rom" in Nr. 11, S. 250.
**) Porträt der Messalina in Nr. 10, S. 225.

Das Kostkind. (Seite 290.)

Wir stoßen auf den Höhen und in den Tiefen der modernen Gesellschaft fast überall auf Spuren eines bald größeren, bald geringeren Grades von Immoralität, mag sie nun entstehen aus verkehrten Verhältnissen und Gewohnheiten oder mag ihr Ursprung daher zu leiten sein, daß der Mensch in der Zügelung seiner sinnlichen Begierden immer schwach gewesen ist. Aber die moderne Gesellschaft ist der reine Tugendspiegel gegenüber jener sittlichen Fäulnis, die im Reiche der römischen Cäsaren herrschte. Mit den Schäzen des Orients kam auch dessen Uebersülle von Lastern nach Rom; ja man kann sagen, daß wie die Schäze, so auch die Laster aller Länder sich in Rom konzentrirten. Die Stadt wurde ein Pfuhl der niedrigsten Sinnlichkeit, und was heute nur noch eine verdorbene Phantasie ersinnen könnte, das schritt dort schamlos und öffentlich einher. Hand in Hand ging damit ein Luxus, den man nur dann sich erklären kann, wenn man, wie etwa in den Reden Ciceros gegen den Verres, geschildert findet, wie die Provinzen von den Statthaltern ausgesogen worden sind. Die Verschwendung und Pracht bei den Toiletten der römischen Damen erscheinen uns heute wie orientalische Märchen. Das Leben der vornehmen Römerinnen der Kaiserzeit verfloß in seiner einen Hälfte mit Uebung der raffinirtesten Toilettenkünste*), in der anderen mit den raffinirtesten Ausschweifungen und Schlemmereien. Bei den Römern wurden bald die germanischen Frauen sehr begehrt, die aus den Feldzügen in Deutschland in Masse gefangen als Sklavinnen nach Rom gebracht wurden. Diese blauäugigen und blondhaarigen Geschöpfe wurden den korrumpirten und in ihren Ausschweifungen rasch alternden Römerinnen vielfach vorgezogen. Das bewirkte, daß die Römerinnen sich die Haare gelb oder blond färben ließen und in ihrem Aeußeren — wie es scheint mit vielem Glück — die germanischen Frauen nachahmten. Im übrigen übertrafen die Damen der römischen Aristokratie an Sittenlosigkeit jene unglücklichen Wesen von heute, bei denen die Sittenlosigkeit die Grundlage des Lebenserwerbs ist. Wenn man wissen will, wie weit damals die Sittenlosigkeit ging, so braucht nur daran erinnert zu werden, daß der römische Senat ein Gesez erlassen mußte, das den Frauen der römischen Senatoren und Ritter verbot, sich unter die Kontrole der Sittenpolizei stellen zu lassen. Die aristokratischen Damen pflegten sich nämlich in die Liste der öffentlichen Mädchen aufnehmen zu lassen, um ihren Ausschweifungen ungestört und ungestraft nachgehen zu können.

In dieser Sphäre war Messalina aufgewachsen. Sie mochte etwa um 24 n. Chr. geboren sein. Ihr Vater, Barbatus Messala, war ein Vetter des Kaisers Claudius. Die Mutter der Messalina war Domitia Lepida, eine Enkelin des einstigen Triumvirs Antonius, des Liebhabers der Kleopatra, dessen Enkel auch Kaiser Claudius war. Diese Domitia Lepida war eine der sittenlosensten Frauen Roms; ihre Ausschweifungen waren ebenso groß wie ihre Schönheit. Wenn man bedenkt, daß zu der im höchsten Grade sinnlich angelegten Natur Messalina's noch die Erziehung einer solchen Mutter kam, so begreift man, wie Messalina auf der Höhe ihres Lebensganges das werden mußte, was sie geworden ist.

Der kaiserliche Prinz Claudius war schon viermal vermählt gewesen; doch verließ er drei seiner Frauen, die vierte starb am Hochzeitstage. Domitia Lepida brachte es dahin, daß er ihre Tochter Messalina als fünfte Gemahlin nahm. Ob sie wohl hoffte, daß ihm der Tron einst zufallen würde? Das sei dahingestellt. Im Jahre 41, als Messalina erst 17 Jahre alt war, wurde der wahnsinnige Despot Caligula ermordet, eine schwache republikanische Bewegung mißlang, und die Prätorianer, die bewaffnete Leibwache des Kaisers, erhoben den damals 51jährigen Prinzen Claudius, wiewohl er sich heftig sträubte, auf den Tron. So ward Messalina mit 17 Jahren Kaiserin, und dies berauschende Glück verlieh ihr die Macht, auch ihre verwegensten Phantasien zu verwirklichen.

*) Ueber den Toilettenluxus und die Toilettenkünste der Römerinnen siehe die Satiren des Juvenal (um 100 n. Chr.); deutsche Uebersezung von Donner (Tübingen 1821).

Claudius war dazu auch ganz der richtige Mann. Er war, wie man sagt, ein gelehrtes Haus, aber ein Schwachkopf, der zwar seine eigenen Launen hatte, aber sich auch sehr gern von den Launen anderer gängeln ließ. Wenn er sich in seinen Reden an den Senat auch über die vielen Arbeiten beklagte, die ihm die Regierung eines so ungeheuren Reiches mache, so blieb er doch ein Bücherwurm, der sich in alte Pergamente vergrub, wenn er nicht schlemmte oder sich mit seinen Frauen und Mätressen belustigte. Die Regierungsgeschäfte übertrug er meistens talentvollen freigelassenen Sklaven, namentlich dem Narcissus, der sein mächtigster Minister ward. Natürlich schrieb man alles, was für die Oeffentlichkeit geschah, dem Claudius zu; so wollte es der herrschende Servilismus. Claudius war ein furchtsamer und unpraktischer Mensch; die Prätorianer mußten ihn förmlich zwingen, die Krone anzunehmen. Er hatte sich bei der Nachricht von der Ermordung Caligula's versteckt, und als ihn ein Soldat hervorzog, fiel Claudius ihm zu Füßen und bat um sein Leben. Als man ihn in eine Sänfte hob und zum Kaiser ausrief, glaubte er immer noch, man führe ihn zur Hinrichtung und jammerte über die Maßen. Auch das Volk sprang oft übel mit ihm um. Als er einmal kein Brod verteilen ließ, wurde er mitten auf einem großen öffentlichen Plaze von der Volksmenge mit alten Brotstücken beworfen*) und kaum konnte er dem Tumult entrinnen. Dieser sonderbare Cäsar, der als ein Ritter von der traurigsten Gestalt erscheint, war von großer Figur; er taumelte aber immer wie ein Betrunkener auf seinen Beinen, sein Kopf zitterte anhaltend und bei jeder Anstrengung sehr heftig; er stieß mit der Zunge an und im Zorn trat ihm der Schaum aus Mund und Nase. Er war grausam, mißtrauisch, zuweilen blutdürstig, ausschweifend, schwach, furchtsam.**) Zuweilen wollte er geistreich sein, aber es gelang ihm schlecht. Als einmal im Senat über die Fleischer verhandelt wurde, rief er: „Ich bitte Euch, wer kann denn ohne sein Stück Wurst leben?“ Dieser fade Wiz scheint sogar bei seinen servilen Höflingen keinen Beifall gefunden zu haben. Er hat eine Menge von Büchern geschrieben, die verloren gegangen sind. Seine Minister mußten das Volk reichlich mit „Brod und Spielen“ bedenken, und so blieb seine Herrschaft gesichert. Seine erste Regierungshandlung war, daß er den Republikaner Chärea, der den wahnsinnigen Caligula getötet und dadurch den Tron für ihn (Claudius) freigemacht hatte, hinrichten ließ.

So war der Mann beschaffen, unter dem Messalina ihr Treiben begann.

Es liegt auf der Hand, daß die junge Messalina einen Menschen wie den Claudius nicht aus Zuneigung geheiratet haben konnte. Aber nachdem er Kaiser geworden, konnte sie sich sicherlich keinen geeigneteren Mann wünschen, denn seine Schwäche gestattete ihr, ihren Leidenschaften ganz und gar die Zügel schießen zu lassen.

Zur Höhe gelangt, sah sie sich von vielen Feinden umgeben, mitten in einem Gewühl von Intriguen und Verschwörungen, von vielen Seiten bedroht durch die Einwirkungen und Einflüsterungen anderer auf den schwachen Kaiser. Sie wußte sich sieben Jahre zu halten troz alledem, obschon der Einfluß ihrer furchtbaren Feindin, der Agrippina, der Mutter des späteren Kaisers Nero, bald gegen sie zu wirken begann. Sie suchte sich zunächst der Gunst der einflußreichsten Personen zu versichern, was ihr denn auch gelang. Die einen bestach sie mit Geld, den andern, denen dies nicht genügte, gab sie sich selbst preis, wie die alten Schriftsteller erzählen. Nachdem sie einmal die Minister gewonnen, trieb sie einen sehr einträglichen Handel mit Ehrenstellen und Begünstigungen. Sie hatte den Vorzug, dabei billig zu sein, so daß die Römer sagten, man könne jezt für einige Glasscherben römischer Bürger werden. Auch einige Verschwörungen ließ sie entdecken, um die Güter der Gerichteten

*) Siehe Sueton, Leben des Claudius.

**) Adolf Stahr in seiner geistvollen Schrift „Agrippina, die Mutter Neros,“ sucht den Claudius als einen „gütigen Herrn“ hinzustellen. Nach den einstimmigen Schilderungen der antiken Schriftsteller war das nur Schwäche, was Stahr als Güte bezeichnet.

an sich zu ziehen. Ihre Stellung war sehr bald befestigt. Sie lehnte zwar aus scheinbarer Bescheidenheit einige Titel, z. B. den einer Augusta ab, aber sie ließ sich einen prächtigen Staatswagen vom Senat schenken mit dem Recht, ihren Gemahl auf seinen Triumphzügen zu begleiten und bei öffentlichen Festen an des Kaisers Seite das Ehrenpräsidium mit zu führen. Ihre Macht hatte den Höhepunkt erreicht, nachdem sie zwei Kinder geboren hatte, die Claudius als die seinigen anerkannte. Es waren Britannicus, der nachher von seinem Stiefbruder Nero ermordet wurde, und die unglückliche Octavia, die, in diesen Zeiten ein züchtiges und sittenreines Weib, die Gattin des verworfenen Nero werden mußte, der sie verstieß, verbannte und zuletzt töten ließ.

Auf der Höhe ihrer Macht gab sich Messalina jenen Ausschweifungen hin, über welche die römischen Historiker berichten. Tacitus, Suetonius und Dio Cassius sind einstimmig darin; der ältere Plinius und der Satiriker Juvenalis sind dabei so sehr ins Detail gegangen, daß man, was sie berichten, hier nicht wiedergeben kann. Wir wollen das, was hier wiederzugeben ist, erst anführen und dann auch die Einsprüche eines neueren Kritikers berücksichtigen. Wir wollen aber auch bemerken, daß Tacitus ausdrücklich zu seinen Berichten von dem Treiben der Messalina hinzufügt: „Ich erdichte nichts, sondern erzähle nur, was die Zeitgenossen Messalinas erzählt und aufgezeichnet haben.“

Nach Tacitus grenzten die sinnlichen Begierden Messalinas an Raserei.*) Die Zahl ihrer Liebhaber war so groß, daß sie in die Tausende hinein lief! Sie wechselte oft in vierundzwanzig Stunden mit ihren Günstlingen, zu denen so ziemlich alle Männer zählten, die mit ihr in irgend welche Berührung kamen. Aerzte, Schauspieler, Soldaten, Diener, Freigelassene, Sklaven, Priester, Schwarze und Weiße — alle konnten sich ihrer Gunst rühmen. Man erzählt, daß sie Nachts, nur von einer Dienerin begleitet, die Höhlen des Lasters aufsuchte, um dort mit den verworfensten Dirnen zu wetteifern. Nicht genug damit, zwang sie auch andere römische Frauen, und zwar solche aus den ersten Familien, es ihr gleichzutun. Wenn sie ihre Augen auf einen Mann geworfen hatte, so konnte dessen Gattin in fast allen Fällen sicher sein, daß sie dem Tode verfallen war. Mnester, ein beliebter Schauspieler seiner Zeit, der später mit ihr hingerichtet wurde, weigerte sich lange, ihren Nachstellungen nachzugeben. Da erwirkte sie vom Kaiser einen Befehl, daß Mnester ihr in allen Stücken bei Todesstrafe gehorchen müsse; darauf befahl sie ihm, ihren Wünschen nachzukommen, und er mußte gehorchen. Er hatte sich gescheut, weil es gefährlich war, sich mit ihr einzulassen. Nicht bei allen, die ihre Sinnlichkeit entzündeten, machte es Messalina so. Viele schöne junge Männer wurden einfach mit Gewalt zu ihr gebracht, worauf sie dieselben behielt, so lange es ihr gefiel, und sie dann wieder entließ. Ihr eigner Stiefvater mußte erfahren, wie gefährlich es war, sie zu verschmähen oder ihr nachzugeben. Und dabei klagte sie noch andere — wegen Ehebruchs an und ließ sie verurteilen. So geschah dem Plautius Lateranus, der wegen Ehebruchs von ihr seiner Aemter entsetzt wurde. Am niederträchtigsten verfuhr Messalina aber in dem Prozesse von Valerius Asiaticus. Es vereinigten sich eben in ihr grobe Sinnlichkeit, Grausamkeit und Habsucht.

Valerius Asiaticus besaß die prachtvollen Gärten des Lucullus, dessen Name als der des größten Schlemmers aller Zeiten für die Jahrhunderte aufbewahrt worden ist. Messalina wollte diese Gärten gern um jeden Preis in ihren Besitz bekommen, und so klagte sie den Valerius Asiaticus der Verschwörung und — des Ehebruchs an. Sie war selbst zugegen, als er verhört wurde und vergoß Tränen bei seiner Verteidigung. Als sie aber hinausging, ermahnte sie den Richter leise, den Angeklagten um keinen Preis freizusprechen. Man tat ihr natürlich den Gefallen; Valerius Asiaticus wurde verurteilt und hingerichtet, und sie konnte die berühmten Gärten des Lucullus in Besitz nehmen.

So trieb sie es durch volle sieben Jahre, und das entartete sklavische Römertum nahm diese Exzesse hin, ohne zu murren. Und was tat der Kaiser? Nun, sie bezauberte ihn durch die Liebenswürdigkeit und Schönheit, welche sie ihm gegenüber zu entfalten verstand; sie hatte ihn sorgfältig mit einem Kreise von zuverlässigen Personen umgeben, so daß keine Beschwerde zu ihm gelangen konnte, ehe sie durch ihre Hand gegangen war, und im übrigen bekümmerte sich der Schwächling auf dem Trone nur um seine Mahlzeiten, seine Circusspiele, seine Mätressen und vergrub sich in seine gelehrten Arbeiten und Studien.

Aber das alles langweilte endlich dies dämonische und verworfene Weib. Die Furcht vor ihr war so groß, daß man ihre Verbrechen auch als Betätigung von Tugenden pries. Auch das war ihr nicht interessant genug. „Die Leichtigkeit des Ehebruchs ward ihr zum Ekel,“ sagt Tacitus; „nur die Größe der Infamie war ihr Wollust.“ Und so schritt sie denn zu jener merkwürdigen Tat, welche allen ihren Ausschweifungen die Krone aufsetzte, aber auch ihren Sturz herbeiführte.

Ein junger römischer Aristokrat, Cajus Silius, galt für den schönsten Mann in Rom, und da konnte es nicht fehlen, daß Messalina alsbald in Leidenschaft für ihn entbrannte. Zwar war er schon mit Junia Silana verheiratet, allein das verschlug ja natürlich gar nichts. Ihre Leidenschaft für Cajus Silius ward so heftig, daß sie an keinen anderen mehr dachte; sie wollte ihn für sich ganz allein haben, und so bewirkte sie, daß er von seiner Gattin geschieden wurde. Dem Silius war gar nicht wohl bei dem ganzen Abenteuer; er war mit seiner Frau glücklich gewesen und scheint auch nicht so tief gesunken gewesen zu sein, wie so viele seiner Zeitgenossen. Allein er wußte auch, daß er nur die Wahl hatte, die Werbungen Messalinas anzunehmen oder von ihrer mächtigen Hand zu fallen. Wählte er aber Messalina, so hatte er Aussicht, seine Leben noch eine zeitlang genießen zu können. Und darum tat er es, was man bei einem jungen Mann unter den damaligen Verhältnissen begreiflich finden darf. Messalina war entzückt von ihm; sie hielt das Verhältnis nicht etwa geheim, sondern kam öffentlich mit großem Gefolge zu ihm; sie schenkte ihm große Güter und gab ihm hohe Ehrenstellen, machte ihn auch zum Konsul. Es wurden Gelage in seinem Hause gehalten und oft war der ganze Haushalt des kaiserlichen Hofes dort zu sehen.*) Und nun kam das Merkwürdige: Silius und Messalina beschlossen, sich mit einander zu vermählen. Tacitus erzählt, dem Silius sei das Verhältnis unheimlich geworden, und er hätte darauf gedrungen, ein baldiges Ende zu machen, d. h. des Kaisers Tod nicht abzuwarten, sondern ihn zu stürzen. Messalina habe sich erst geweigert, allein sie habe befürchtet, Silius, durch sie zum Tron gelangt, würde sie dann bei Seite setzen, und so gabe sie eingewilligt, ihn zu heiraten. „Sie trug,“ sagt Tacitus, „ein heftiges Verlangen, die Gattin ihres Buhlers zu heißen, weil sie die Größe der Verruchtheit reizte.“

Und so geschah die verhängnisvolle Verbindung. Claudius hatte eine Reise nach Ostia, dem Seehafen Roms, unternommen; Messalina war in Rom geblieben. Dort wurde denn auch ihre Vermählung mit Silius in aller Form vollzogen. Die Trauung war öffentlich, der Ehekontrakt ward aufgesetzt und Silius lebte mit seiner jungen Gemahlin in dem prächtigen Palaste, den sie ihm geschenkt. Messalina, der doch vor drohendem Unheil bangte, wollte genießen. Ihr Lebenswandel blieb derselbe wie zuvor. Man veranstaltete um die Mitte des Oktober (des Jahres 11—8) ein Erntefest. Die Weinlese wurde dargestellt. In den Gärten wurden Trauben gekeltert, und die Frauen Messalinas, mit Tierfellen sehr ungenügend bekleidet, stellten Bacchantinnen dar. Es

---

*) Man hat bei ihr, wie bei Katharina II. von Rußland, von einer krankhaften Sinnlichkeit gesprochen.

*) Wenn Stahr meint, Messalina sei keine Verschwenderin gewesen, so dürften die eben angeführten Tatsachen, die bei Tacitus und Dio Cassius zu finden sind und die Stahr auch reproduzirt, die Kaiserin nach dieser Seite hin doch auch in kein günstiges Licht stellen.

war eine wilde Orgie. Silius und Messalina waren natürlich die Hauptpersonen. Mit Ephen bekränzt schritten beide einher, Messalina hochgeschürzt mit flatterndem blonden Lockenhaar und um das schon dem Tode geweihte Paar schwärmten Genossen und Genossinnen in trunkener Lust. Einer erstieg einen Baum und blickte weit hinaus; als man ihn frug, was er sehe, antwortete er scherzend: „Ein schweres Unwetter kommt von Ostia heran!“ — Der Scherz ward blutiger Ernst, das Unwetter kam — denn gleich darauf meldeten Eilboten, daß Kaiser Claudius von Zorn entbrannt von Ostia heranziehe, um die Teilnehmer des Festes zu bestrafen.

Die Gäste stoben in wahnsinnigem Schreck auseinander. — Die Mehrzahl derselben wurde in den nächsten Stunden schon verhaftet und in Ketten gelegt. Messalina aber floh in die Prachtgärten des Lucullus, die sie dem Valerius Asiaticus in so schändlicher Weise abgenommen hatte.

Welche Veränderung war mit Claudius vorgegangen, der sieben Jahre lang widerstandslos sich von Messalina wie ein Sklave hatte beherrschen lassen?

Dem Narcissus, dem mächtigen Minister des Kaisers, war die Verbindung der Messalina mit Silius gefährlich erschienen. Er fürchtete — und offenbar nicht mit Unrecht — eine Palastrevolution, die ihn vernichten konnte. Darin bestärkte ihn Agrippina, die Mutter Neros, die schon lange im Geheimen gegen Messalina Ränke gesponnen. Narciß handelte rasch und entschlossen. Er ließ dem zu Ostia über seinen Büchern brütenden Kaiser durch zwei von dessen Mätressen die Einflüsterung beibringen, Messalina und Silius wollten ihn vom Trone stoßen. Der Schwächling ward von einer grenzenlosen Furcht befallen, versteckte sich und fragte zitternd, ob er denn noch Kaiser und Silius noch Privatmann sei. Da erschien als Retter in der Not Narciß und führte den jammernden Kaiser nach Rom, um die Verschwörer zu bestrafen. Nun begannen auch die Anhänger der Messalina ihre Patronin zu verlassen.*)

Inzwischen hatte Messalina die Gefahr erkannt, die sich über ihrem Haupte zusammenballte. Sie entschloß sich, zu handeln und ihren alten Einfluß auf den schwachen Kaiser geltend zu machen. Zu diesem Zwecke nahm sie ihre Kinder Britannicus und Oktavia und eilte dem Claudius auf der Straße nach Ostia entgegen; zugleich bat sie die Vorsteherin der vestalischen Jungfrauen, bei Claudius Fürsprache für sie einzulegen, was die Vorsteherin denn auch versprach.

*) Ein widerwärtiges Beispiel davon ist Vitellius, der Vater des späteren Kaisers, der sich die Gnade erbeten hatte, der Messalina die Schuhe ausziehen zu dürfen, wenn sie sich auf das Polster zur Tafel niederlegte. Er trug einen ihrer kleinen Schuhe beständig auf seinem Herzen und küßte ihn häufig. Dieser Geck war der erste, der Messalina im Stiche ließ.

Die Belagerung von Athen: Die Flucht. (Seite 289.)

Man begann Messalina schon von allen Seiten zu verlassen; sie hatte nur drei Getreue noch um sich und mußte den langen Weg durch die Stadt bis zum Ostiator zu Fuß zurücklegen. Am Tor traf sie einen **Mistwagen**, und auf diesem traurigen Gefährt fuhr die eben noch so mächtige Kaiserin ihrem Gemahl entgegen. Welcher Gegensaz zu dem ihr vom Senat eigens bewilligten prächtigen Staatswagen! Als sie Claudius traf, rief sie sein Mitleid für ihre Kinder und seine Gnade an. Aber Narciß verklagte mit großem Geschrei den Verschwörer Silius bei dem Kaiser und überreichte ihm Papiere, in welchen Beschuldigungen gegen Messalina enthalten waren. Claudius vertiefte sich sofort in diese Papiere und hörte Messalina nicht an. Darauf kam die Vorsteherin der vestalischen Jungfrauen und bat für Messalina. Claudius versprach ihr, er wolle Messalinas Rechtfertigung hören. Damit zog denn auch die Vestalin ab.

Aber Narcissus, der den Kaiser nun ganz in seiner Gewalt hatte, handelte rasch. Man versicherte sich der Garden und diese verlangten Bestrafung der Verschwörer. Sie ward ihnen gewährt. Silius ward verhaftet. Er verzichtete auf jede Verteidigung und bat um schnellen Tod, worauf er sofort hingerichtet wurde. Mit ihm starben sieben römische Ritter und jener Schauspieler Mnester, der zwangsweise zum Liebhaber der Messalina gemacht worden war. Er berief sich umsonst auf den oben erwähnten kaiserlichen Befehl.

Claudius war inzwischen in seinen Palast eingezogen und hatte dort gut getafelt, was sein Hauptvergnügen war. Er ward milder gestimmt und man hörte, wie er zu seinem Kammerdiener sagte, er solle zu Messalina gehen und „der armen Frau" sagen, sie möge anher kommen und sich vor seinem Angesicht rechtfertigen. Aber dahin ließ es Narciß nicht kommen. Er schickte einen Gardeoffizier mit einem starken Trupp Soldaten nach den Gärten des Lucullus, wo Messalina in Todesängsten sich aufhielt. Er befahl dem Offizier, die gestürzte Kaiserin zu töten; der Kaiser wolle es. Die Truppen marschirten ab. Bei Messalina war ihre Mutter, die ihr zuredete, sich zu töten, da sie doch verloren sei. Messalina gab sich einige unsichere Stiche, aber sie verlezte sich nur leicht. Da drangen die Mörder herein und der Offizier stieß ihr sein Schwert durchs Herz. Ihre unglückliche Tochter Oktavia konnte nimmer den Anblick der im Blute schwimmenden Mutter vergessen.

So hatte Agrippina gesiegt. Sie ward bald darauf Kaiserin und ermordete ihren Gemahl mit vergifteten Pilzen;*) sie ließ auch wahrscheinlich den Narciß ermorden und wurde dann von

*) Nero machte dazu den frivolen Wiz, die Pilze seien ein göttliches Gericht, denn sie hätten Claudius zum Gott gemacht. Die römischen Kaiser wurden bekanntlich nach ihrem Tode häufig von ihren Sklavenseelen „unter die Götter versezt".

ihrem Sohne Nero ermordet, der auch die Kinder Messalinas, Britannicus und Oktavia umbrachte.

So lebte und endete nach den übereinstimmenden Darstellungen der alten Schriftsteller die Messalina. Verschiedene neuere Kritiker haben Zweifel in die Wahrheit dieser Darstellungen gesezt und Widersprüche nachzuweisen gesucht. So namentlich der berühmte und geistvolle Schriftsteller Adolf Stahr. In der Tat lassen sich gegründete Zweifel erheben. Wenn Stahr darauf hinweist, daß sich bei Seneka nichts über Messalina findet, so scheint das wenig zu bedeuten; Seneka war ein vollendeter Höfling und Kriecher. Das beweist schon, daß er dem Nero eine Leichenrede auf Claudius ausarbeitete, in welcher an dem verstorbenen Schwachkopf „Weisheit und Vorsorge“ gerühmt wurde. Im Senat wurde, wie Tacitus erzählt, über diese Speichelleckerei verächtlich gelacht. Weiter führt Stahr an, daß Messalina unmöglich sieben Jahre lang einen so scheußlichen Lebenswandel hätte führen können, ohne vom Kaiser belästigt zu werden. Indessen war damals eben manches möglich, was wir heute kaum fassen können. Stahr glaubt auch bestimmte Anzeichen zu erkennen, daß Messalina von Claudius geschieden war, als sie den Silius heiratete.

Sueton sagt nämlich, es sei „das unglaubliche Gerücht“ umgegangen, Messalina sei von Claudius geschieden worden und Claudius habe selbst sein Siegel auf den Ehekontrakt zwischen Silius und Messalina gesezt. In diesem „unglaublichen Gerücht“ sieht Stahr die natürlichste Lösung des Rätsels. Er nimmt an, die Scheidung habe wirklich stattgefunden, wofür er auch einen Grund anführt. Sieben römische Ritter und ein Freigelassener wurden mit Silius hingerichtet, und Stahr vermutet darin die sieben römischen Bürger, die als Zeugen zu einer Ehescheidung nach dem Gesez erforderlich waren, sowie den Freigelassenen, der die Scheidungsakte vorzulesen hatte. Allein, welches Interesse konnten Narciß und der Kaiser an der Wegräumung dieser Zeugen haben, wenn die Scheidung öffentlich erfolgt war? Und wenn Messalina geschieden war, so konnte sie doch nicht so gefährlich sein? Oder war ihr Sturz nur eine Befriedigung des Rachedurstes der Agrippina, die von Messalina mit verlezendem Hochmut behandelt worden war?

Dabei ist indessen nicht zu vergessen, daß Memoiren der Agrippina existirt haben, aus denen die alten Schriftsteller schöpften. Juvenalis spricht von diesen Memoiren. Stahr legt darauf großes Gewicht und mit Recht, denn wenn die Geschichtsschreiber bei Beurteilung der Messalina das als Grundlage benuzt haben, was ihre bitterste Feindin über sie geschrieben hat, dann darf man wohl Zweifel an der Wahrheit ihrer Darstellungen hegen. Indessen sagt Tacitus, daß er nicht nur aus Schriften, sondern auch aus mündlichen Mitteilungen von Zeitgenossen der Messalina das Material zu seiner Darstellung geschöpft habe. Und das konnte er; er wurde sechs Jahre nach dem Tode der Messalina geboren. Uebrigens schont Tacitus auch die Agrippina nicht; er nennt sie „in allen Lastern geübt“ und wirft ihr widernatürliche Neigungen zu ihrem Sohne Nero vor.

So mag es sein, daß sich persönlicher und Parteihaß in die Darstellungen der römischen Geschichtschreiber eingeschlichen hat, und daß sie die Messalina noch dunkler gemalt haben, als sie war. Aber selbst, wenn man das möglicher oder wahrscheinlicher Weise Uebertriebene abzieht, so kann Messalina vor der Geschichte doch niemals Gnade finden. Sie ist und bleibt eine der verworfensten Ausgeburten jener verfaulten römischen Gesellschaft.*) Im cäsaristischen Rom allein war eine Messalina möglich; umgekehrt war Messalina überaus eine Konsequenz römischer Sittenzustände. Sie historisch zu retten hat schon deshalb keinen Wert, weil die ganze lange Reihe despotischer und cäsaristischer Erscheinungen im alten Rom, in der sie ein Glied bildet, von der Geschichte auf immer und ewig verurteilt ist.

*) Schwach und flach hat der Dramatiker Ad. Wilbrand in seinem Drama: „Arria und Messalina“ die Erscheinungen unter der Herrschaft des altrömischen Cäsarismus aufgefaßt; um so trefflicher malt mit fast orientalischer Farbenglut Robert Hamerling die Blut- und Laster-herrschaft Nero's in seinem Epos: „Ahasver in Rom“.

Wer trägt die Schuld?

Novelle von **E. Langer.** (1. Fortsezung.)

Das Schlafzimmer Reinholds und seiner Gattin war ein hübsches zweifenstriges Gemach mit einer ruhigen gobelinartigen Tapete von graugrüner Farbe. Die niedrigen Sessel und ein kleines Ecksopha waren mit einem gleichfarbigen Stoff überzogen, aus dem auch die Eckvorhänge und eine Art Baldachin bestanden, dessen Draperien über die beiden nebeneinander ins Zimmer hineinstehenden Betten in schweren Falten herabfielen. Eine rosa Ampel hing von der Decke herab. Es war ein so komfortables Schlafgemach, wie Klara es nur in reichen Häusern gesehen hatte. Der Kranke hatte noch keinen Versuch gemacht aufzustehen, trozdem er eine wider Erwarten ruhige Nacht gehabt. Die gestrige Aufregung hatte ihm nicht nur nichts geschadet, sondern ihm sogar gut getan. Er streckte Klara freudig die Hand entgegen.

„Nochmals willkommen, liebe Schwägerin,“ sagte er. „Wie hast du unter unserm Dache geschlafen? Die gute Nacht, die mir deine Ankunft bereitet hat, ist dir hoffentlich auch zuteil geworden.“

Klara ließ sich an seinem Bette nieder. Seine Hand in der ihrigen haltend, beantwortete sie seine Fragen, erzählte von ihrer Reise und ließ sich von ihm seinen Zustand beschreiben. Sie hatte die rechte Art mit Kranken zu reden. Sie ging auf alle Klagen ein und lenkte doch unmerklich davon ab, brachte neue, frische Bilder vor die Seele des Patienten, so daß er in ihrem Beisein sein Leiden fast vergaß.

Gertrud hörte zu ihrem Erstaunen den seit einiger Zeit so grämlichen Gatten ganz heiter mit Klara plaudern und benuzte diese günstige Gelegenheit, an ihre Toilette zu gehen.

Erst nach einer Weile ward Reinhold ihre Abwesenheit gewahr. Eine gewisse Unruhe bemächtigte sich seiner, so daß Klara sich schon erheben und sich nach seiner Frau umsehen wollte; aber ihre Absicht merkend, hielt er sie mit einem bittenden Blick an seiner Seite fest.

„Ach bleibe noch bei mir; sie kommt jezt nicht sobald wieder. Sie ist bei ihrer Toilette. Das arme Kind! Es ist noch das einzige Vergnügen, welches sie hat. Aber ich will den Augenblick benuzen, um dir mein Herz auszuschütten. Es ist so bedrückt — um ihretwillen. Was wird aus ihr werden, wenn ich nicht mehr bin? Ihr werdet euch ihrer annehmen, nicht wahr? Ihr werdet sie nicht verlassen? — Ich weiß, was ich fordere. Es ist nicht leicht, mit ihr umzugehen, und ich habe schwere Bedenken gehabt, euer edelmütiges Opfer anzunehmen. Aber sie ist noch so jung. Sie wird sich unter deiner Leitung ändern. Sie war das einzige Kind einer törichten Mutter, die alle ihre Launen befriedigte, ihre Genußsucht, diesen ihren größten Fehler, geflissentlich nährte, — so lange die Mittel vorhanden waren. Als die kleine Hinterlassenschaft des früh verstorbenen Vaters verzettelt und verschleudert war, da mußte Gertruds Schönheit als Lockspeise für reiche Freier dienen. Zum Glück war ich es, — oder auch zum Unglück — der, von der Mutter für reich gehalten, mit aller Macht herangezogen wurde. Ich hatte wenigstens ehrliche Absichten mit dem armen Kinde. — Als es herauskam, daß ich ein armer Schlucker war, der nur von seinem Gehalt lebte, da wurde ich zwar von der Mutter schnöde behandelt, aber in Ermangelung einer besseren Partie dennoch nicht abgewiesen. Und sie — sie liebte mich wirklich — so viel sie zu lieben fähig ist.“

Das große hohle Auge des Kranken starrte während dieser Erzählung, die er mühsam und stockend hervorbrachte, unverwandt auf die Bettdecke, zwei unheimliche Rosen erblühten auf seinen Wangen und um den Mund zuckte es wie von verhaltenen Tränen.

Klara fühlte sich bis in die innerste Seele ergriffen. Sie wagte kein Wort zu erwidern, sie konnte ihm nur stumm die Hand drücken.

Ein zitternder Seufzer rang sich aus ihrer Brust.

„Du wirst unser guter Engel sein," stieß er nach einer Weile hastig hervor. „Ich weiß, ich fühle es. Du wirst alles ebnen, wirst System und Ordnung in das Ganze bringen. So kann es ja auch nicht weiter gehen. Franz ist viel zu generös und unpraktisch. Er ist ebenso wenig ein Finanzgenie wie ich!" lächelte er. „Das ist das einzige, was wir miteinander gemein haben. Sonst steht er hoch über mir an Bildung und Geist und Karakter. Ich weiß es, ich weiß es," wehrte er die Einsprache der Schwägerin ab. „Es hat mir besonders an Karakter gefehlt — sonst — sonst wäre es mit mir nicht so weit gekommen."

Sein Ton war bis zum Flüstern herabgesunken und das bisher fiebertrockene Auge erglänzte von einer schweren Träne.

Auch Klaras Augen feuchteten sich. Da wurde die Tür des anstoßenden Gemaches geöffnet und Gertrud kam in eleganter modischer Toilette hereingehüpft. Als sie die beiden so ernst und stumm sah, blieb sie betroffen stehen, aber Reinhold kam ihrer üblen Laune zuvor, indem er seinen Beifall über ihren neuen Puz aussprach, in welchen Klara sofort einstimmte.

„Ich mußte das Kleid doch endlich einmal anziehen," rief sie halb schmollend, halb sich entschuldigend. „Franz hat schon mehrmals danach gefragt. Es ist nämlich ein Geschenk von ihm. Aber du bekommst ein eben solches, Klärchen. Sei ganz still. Ich acceptirte es nur unter der Bedingung."

Klara war feuerrot geworden, aber sie lächelte und sagte ohne irgend welche Verleztheit zu zeigen, daß sie keine Modedame zu werden beabsichtige und eines sich nicht für alle schicke. Dann verabschiedete sie sich von Reinhold mit einem herzlichen Händedruck.

Das Verhältnis zwischen diesem und seiner Schwägerin war mit dieser ersten Unterredung für alle Zeit festgestellt. Es war eines, welches sich von der einen Seite auf felsenfestes Vertrauen, von der andern auf innigstes Mitleid gründete. Solch einer Seele hatte Reinhold bedurft, eines so klaren, ruhigen, harmonischen Wesens, an welchem er Halt und Stüze finden konnte. Die Unruhe und wechselnde Stimmung seiner Frau waren ihm in der lezten Zeit zu einer wahren Hölle geworden, wiewohl ihr reizendes Aeußere und, wenn sie in guter Laune war, ihre Liebkosungen und Schelmereien ihn noch immer entzückten. Ihre Macht über sein Herz besaß sie noch voll, aber sein Geist fing an, sich von ihr loszulösen. Der Ernst, welcher ihn angesichts des Todes zu erfüllen begann, fand bei ihr keinen verwandten Ton. Hoffte sie noch immer, oder war sie wirklich so ganz frivol, auch jezt noch Wert auf äußern Tand zu legen? In diesem schmerzlichen Zweifel hatte er über ihren Karakter nachzudenken begonnen, und was er herausstudirt, hatte ihn täglich trauriger gemacht. Wie anders Klara! Sie war nicht schön, nicht liebreizend wie Gertrud. Ihre Gesichtszüge gehörten zu denjenigen, die erst durch die Reflexe des Geistes und Gemüts Karakter und Anmut gewinnen. Sie hatte eine wohlgebildete Gestalt; Kenner bewunderten sogar Einzelnheiten derselben, z. B. die Linie, die Kopf und Nacken verband, die Form und Kleinheit ihrer Hände und Füße. Reiches blondes Haar umrahmte das schmale etwas blasse Gesicht. Das Schönste an ihr war die Ruhe und Milde, die sich in ihren Worten und Bewegungen kundgab. Schon ihre Stimme hatte sofort eine beschwichtigende Wirkung auf Reinhold ausgeübt.

In den ersten Tagen ihrer Anwesenheit konnte sie sich dem Kranken nur wenig widmen. Er selbst, sowie seine Frau und Franz drangen darauf, daß sie die Residenz, wenn auch nur im allgemeinen, kennen lerne. Da Reinhold sich wohler als früher fühlte und nicht beständig jemand um sich brauchte, so fuhren alle drei zu den lebhaftesten Tageszeiten in die Stadt und nahmen die hervorragendsten Sehenswürdigkeiten in Augenschein. Klara fühlte sich von der Menge der neuen Eindrücke ermattet und bei dem Gedanken an den einsamen Kranken von geheimer Angst gequält. Sie trieb beständig nach Hause, während Gertrud sich den langentbehrten Zerstreuungen rücksichtslos hingab, und Franz schien auf diesen Exkursionen auch ganz aufzuleben. Ueberhaupt, was hatte die große Stadt aus ihm gemacht? Er, der Mann des Studiums und der Feder, war jezt unaufhörlich in Bewegung. Wenn er nicht ausging, plauderte er mit den Frauen, und alle Tage brachte er ein neues Vergnügen in Vorschlag. „Die hübsche junge Schwägerin tut ihm leid," dachte Klara. „Er will sie zerstreuen. Es ist brav von ihm. Wenn er mich nur zuhause ließe."

Eines Tages sezte sie es denn auch durch, daß man ohne sie etwas unternahm. Mit ihrem Arbeitskörbchen und einem Buche ließ sie sich am Bette des Kranken nieder — um abwechselnd ihm vorzulesen und mit ihm zu plaudern. Reinhold hatte lange keine so behaglichen Stunden gehabt.

Während dessen schwärmten die beiden anderen umher. Sie wollten in eines der Teater. Aber noch war es zu früh und so machten sie in einem fashionablen Kaffee Station. Franz war im Grunde etwas verstimmt. Warum war Klara nicht mitgekommen? Was war das für eine Spießbürgerlichkeit, durchaus daheim bleiben zu wollen?

„Deine Frau ist eine echte Provinzlerin," kam Gertrud seinen Gedanken entgegen, als sie ihn stumm und mit aufgestützten Ellenbogen seiner Gewohnheit gemäß an seinem Schnurrbart drehen sah. Er sah sie überrascht an, daß sie so in seinen Gedanken gelesen. „Wie kommst du darauf, und warum Provinzlerin?" fragte er ein wenig kurz.

„Nun, daß sie sich nicht in das Leben der Großstadt finden kann, keinen Geschmack an ihren Genüssen findet. Denn mit Reinhold steht es doch nicht — steht es doch nicht so schlecht, als daß es wirklich der Grund ihrer Weigerung, uns zu begleiten, sein könnte."

„Es ist ihre übergroße Gewissenhaftigkeit. Indessen, weißt du, Trudchen, ein so großer Mangel ist es nun gerade auch nicht, wenn man dem oberflächlichen Treiben der Großstadt keinen Geschmack abgewinnen kann." Es verdroß ihn doch etwas, seine Frau verkleinern zu hören.

„Gewiß nicht. — Wie hast du denn eigentlich deine Frau kennen gelernt?"

Auf einer Reise in Oberitalien. Ach, das waren köstliche Tage dort an den herrlichen Seen. Da ist man sehr disponirt sich zu verlieben, besonders wenn man eine hübsche junge Landsmännin trifft."

„Hübsch?" stieß Gertrud hervor. „Kann Klara je hübsch gewesen sein? Ich meine," lenkte sie ein, da Franz sie verwundert ansah, „wirklich hübsch. Ganz nett vielleicht, das glaube ich — aber hübsch!"

„Ist Klara nicht noch eine hübsche Frau? Du findest es nicht?"

Sie schüttelte nur langsam den Kopf, indem sie ihre schwellenden roten Lippen aufwarf. „Aber," rief sie dann plözlich und nahm eine Miene sittlicher Würde an, „das ist ja ganz gleich, Sie ist so gut, so verständig, so pflichttreu —"

„Ja, ja, diese Pflichttreue. Sie ist eine Fanatikerin der Pflicht. Aber das ist's, was ich am wenigsten an ihr liebe. Die Pflichttreue der Frauen hat für uns Männer nichts besonders Liebenswürdiges. Aber nun ist es Zeit, daß wir aufbrechen. Komm, kleiner Kamerad. Du bist keine Fanatikerin der Pflicht, aber dennoch nicht pflichtvergessen. Bei Leibe nicht. Es ist mein voller Ernst. Du willst dich aber auch amüsiren. Das ist dein Recht. Fröhlich Gemüt, gesundes Geblüt. Und nun vorwärts."

Gegen zehn Uhr verließ Klara den Kranken, nachdem sie ihn mit allem für die Nacht Erforderlichen versehen hatte. Sie ging nun daran, das Abendbrod für ihre Vergnüglinge zu be-

sorgen, die sie spätestens um halb elf zurückerwartete. Ein appetitliches Kalbskotelette mit Pilzen geschmort, ein Gericht, welches Franz besonders liebte, wurde vorsorglich warm gestellt, der Tisch mit kaltem Fleisch, Butter, Käse, Eiern besezt. Aber es wurde elf und halb zwölf und die Erwarteten kamen nicht. Das Teater mußte doch längst aus sein. Sollte Reinhold wirklich Recht gehabt haben, als er meinte, sie würden nicht direkt heimkommen, sondern unterwegs zu Nacht essen? Mit den Sitten der Stadt unbekannt, hatte sie das für so undenkbar gehalten, daß sie es kaum für Ernst genommen. Und wenn es tausendmal Sitte war, nach dem Teater zu soupiren, Franz wußte doch, daß sie ihn erwartete; daß sie sich auf seine Heimkehr freute und auf die gemütliche Stunde, die sie nun alle drei zusammen genießen würden. Und sie waren ja schon lange vor dem Teater fort. Es könnte des Schwärmens doch wahrlich genug sein. Dazu der totkranke Mann. Wie konnte Gertrud das übers Herz bringen und Franz diese Gewissenlosigkeit unterstüzen — diese Lieblosigkeit! Ja, das war es: lieblos, herzlos. Klara faßte eine recht übele Stimmung von ihrer Schwägerin.

Zwölf Uhr. Jezt hörte sie Tritte auf der Stiege. Endlich, sie waren es. Sehr angeregt, wenn auch aus Rücksicht auf den Kranken leise sprechend, traten beide in den Flur und bald darauf ins Zimmer, wo sie Klara vor dem gedeckten Tische sizend fanden. Die kleine Schwägerin brach bei dem Anblick in ein übermütiges Gelächter aus. Wie, die gute Klara hätte gemeint, daß sie den weiten Weg aus dem Teater machen würden, ohne sich unterwegs zu restauriren? Quelle idée! Auch Franz machte Klara in etwas ärgerlichem Tone Vorwürfe darüber, daß sie mit dem Essen auf sie gewartet hätte. Er hätte es ihr freilich sagen sollen, aber sie hätte es sich auch denken können. Klara wußte nicht, was sie mehr verlezte, das Gelächter der Schwägerin oder die Worte ihres Mannes. Sie hatte dergleichen Tadel nie von ihm erfahren. Die große Stadt hatte ihn sehr verwandelt. Sonst nur Liebe und Rücksicht, war er jezt das gerade Gegenteil.

„Reinhold hat mich wohl darauf aufmerksam gemacht, ich habe es aber nicht glauben wollen," sagte sie gekränkt und begann die Speisen abzutragen.

„Siehst du, siehst du, Franz, sie kann sich in das großstädtische Leben nicht finden," rief Gertrud und richtete sich gestikulirend in dem Lehnstuhl, in den sie sich geworfen hatte, auf.

Klara hörte aus diesen Worten mit Erstaunen heraus, daß sie in eigentümlicherweise der Gegenstand des Gesprächs zwischen ihrem Manne und Gertrud gewesen sein mußte, und im höchsten Grade verlezt, zog sie sich in ihr Schlafzimmer zurück, wo sie den mühsam zurückgehaltenen Tränen freien Lauf ließ.

III.

Die sonnigen Tage, welche auf die langen Regenwochen gefolgt waren, hatten wieder trübem Wetter plaz gemacht. Der September schien keinen Ersaz für den verlorenen Sommer bringen zu wollen. Es stürmte und regnete wie im April. War es nur das böse Wetter mit seiner üblen Wirkung auf den Kranken oder die Verstimmung, welche jener Teaterabend zur Folge gehabt hatte, genug, es wurden von keiner Seite neue Vergnügungen in Anregung gebracht. Man lebte in beklommenem, unbehaglichen Zustand die trüben Tage dahin, immer auf eine Katastrophe gefaßt, deren Eintritt jedoch ganz unberechenbar war. Die Lebensflamme Reinholds flackerte hin und her, brannte hell auf, um bald darauf wieder in sich zusammenzusinken. Das Bett verließ der Kranke jezt nicht mehr, und wenn Klara neben demselben saß und mit ihrem guten Gesicht und ihrer sanften Zusprache die Angst und Unruhe des Leidenden beschwichtigte, schien sein Zustand ein erträglicher zu sein. Gertrud gab sich abwechselnd bald unbändigster Verzweiflung, bald einer gänzlichen Gefühllosigkeit hin. Wenn sie in ersterem Zustand sich befand, so stieß sie wilde Anklagen und Verwünschungen gegen die Vorsehung aus. Versuchte es dann Klara, sie auf ihren Standpunkt der Naturnotwendigkeit des Todes und alles Vergehens zu führen und ihr Gemüt mit dem ihr bevorstehenden Verlust auszusöhnen, so schalt Gertrud sie eine Gottlose, eine Frau ohne Religion, und eine solche sei ihr fürchterlich. Ein Mann mochte ihrethalben denken wie er wollte. Reinhold hätte keine Religion und Franz erst recht nicht, das wüßte sie sehr wohl, aber die Frauen müßten an etwas glauben, sonst hätten sie keinen Halt im Leben. „Und hast du einen Halt, nüzt dir dein Glaube zu etwas?" Klara dachte es nur, sie sprach es nicht aus; sie sah wie vergeblich es war, mit ihrer Schwägerin zu rechten. Nur wenn Franz zu Hause war, was jezt nur selten geschah, fand Gertrud ihr Gleichgewicht wieder. Sie war zwar aufgeregt und unruhig, aber das lag so sehr in ihrer Natur, daß dieser Zustand fast für den normalen gelten konnte. Franz zeigte sich um so besorgter für sie, je näher die Katastrophe heranrückte. Klara fand das sehr natürlich. Auch sie suchte die Antipatie, welche ihr das Wesen Gertruds einflößte, zu überwinden und ihr durch Liebesbeweise die schwere Zeit zu erleichtern. Mann und Frau wetteiferten in zarten Rücksichten und Freundlichkeiten gegen die Schwägerin, so daß sie darüber einander fast aus den Augen verloren.

Eines Abends hatte sich Klara zeitig zu Bette gelegt, um in den ersten Morgenstunden Gertrud in der Nachtwache abzulösen. Franz hatte sich im Nebenzimmer an seinen Schreibtisch gesezt, um noch verschiedene Briefe zu erledigen. Es mochte zwölf Uhr sein, als Klara plözlich aus dem ersten festen Schlafe erwachte. Im Nebenzimmer brannte noch Licht. Sie wußte nicht, wie lange sie geschlafen hatte. Vielleicht war es Zeit aufzustehen; vielleicht war auch dem Kranken etwas Ernstliches zugestoßen und Franz hinübergerufen worden, denn nebenan regte sich nichts. Klara sprang aus dem Bett, warf ihren Morgenrock über, steckte rasch ihre langen blonden Zöpfe auf und trat in das Arbeitszimmer ihres Mannes. Er war leer, die Tür nach dem Korridor war angelehnt, ebenso die Salontür auf der andern Seite desselben. Klara schritt darauf zu; aber noch ehe sie die Hand erhoben hatte, um die Tür weiter zu öffnen, blieb sie wie eingewurzelt stehen. Auf dem Sopha, in eine Ecke geschmiegt und in einen großen weichen Shawl aus weißer Wolle gehüllt, über den das dunkele Haar aufgelöst herabfiel, saß Gertrud, und ihr zur Seite auf einen Lehnstuhl, den Rücken gegen die Tür gewendet, Franz. Er hatte den linken Arm auf den Tisch, auf dem die Lampe brannte, aufgestüzt, während die Finger der Rechten langsam durch die dunkeln Haarfluten auf dem weichen weißen Shawl glitten. Es herrschte eine lautlose Stille. Gertrud hielt die Augen gesenkt und nur dann und wann blizte ein dunkler Strahl unter den langen Wimpern im Schein der Lampe auf; der voll auf das süße bleiche Gesicht fiel. Klara stand und starrte auf die Erscheinung, wie lange, sie wußte es nicht. Sie fühlte auch nichts; es war ihr, als ob plözlich eine große, große Leere in ihr entstünde. Das Herz pochte ihr nicht einmal. Erst als sie seine Stimme in zärtlichem Tone flüstern hörte, erwachte sie jäh aus dieser Starrheit. Eine furchtbare Helle ging ihr auf und zugleich sezte das Herz mit stürmischen Schlägen ein. Hastig aber lautlos kehrte sie in ihr Zimmer zurück. Sie warf sich aufs Bett, vergrub das Gesicht in beide Hände und starrte mit großen Augen hinein. Es dauerte eine Weile, bis sie die Entdeckung, welche sie eben so gänzlich unvorbereitet gemacht hatte, für Wirklichkeit halten konnte, nun sie das verräterische Bild nicht mehr sah. Wäre die Sonne vom Himmel gefallen, sie hätte es begreiflicher, natürlicher gefunden. Noch lag sie in halber Betäubung da, als sie den Schritt ihres Mannes im Nebenzimmer hörte. Ihr Herz klopfte wild und es war ihr, als müßte sie aufschreien oder ersticken, aber sie zwang sich lautlos liegen zu bleiben. Leise trat Franz in das Gemach, um sich auszukleiden und dann erst nebenan das Licht auszulöschen. Da gewahrte er, daß Klara angekleidet auf dem Bette lag. Er trat bestürzt näher.

„Warum hast du dich nicht ordentlich niedergelegt?" fragte er leise, um zu sehen, ob sie schliefe. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt, schon wollte sie sich schlafend stellen, aber

Verstellung war ihr so fremd. Mit Mühe preßte sie eine Antwort hervor.

„Mir war so angst, als müßte heut Nacht etwas passiren." Er stand und wirbelte das eine Ende seines Schnurbarts um den Finger.

„Sei ruhig. Ich war eben drüben um nachzuhören. Es ist alles in Ordnung." Dann ging er und löschte die Lampe aus und legte sich ebenfalls schlafen.

„Es ist alles in Ordnung! o, dieser Hohn!" schrie es in Klara auf. „Auch lügen hat er gelernt, mich belügen, die ihm so innig vertraute! Er kann mir das antun, er, den ich auf meinen Knieen wie einen Gott verehrt und angebetet habe! Er falsch!"

Heiße bittere Tränen entrangen sich jetzt ihren Augen; die Seufzer ihrer gepreßten Brust wurden von der Bettdecke erstickt, die sie hoch über den Kopf gezogen hatte, damit Franz nichts hörte. Erst als sie sein regelmäßiges tiefes Atmen vernahm, wagte sie die unerträgliche Hülle abzuwerfen und frei aufzuschluchzen.

Wie war das alles nur gekommen? Wodurch hatte sie sein Herz verloren? Was zog ihn zu der Schwägerin hin? War es allein ihr hübsches Gesicht? Er war mit viel schöneren Frauen in Berührung gekommen, mit Frauen von Geist und Bildung. Aber er hatte sich für keine erwärmt, ja, er war ihnen gern aus dem Wege gegangen, weil sie Ansprüche an seine Unhaltungsgabe gemacht hatten. Sie selbst war ihm stets die liebste Gesellschaft gewesen. Nach dem Tode des Kindes, um das sie sich in Gram verzehrt, hatte er sie freilich oft allein gelassen, aber er war immer wieder voll Liebe zu ihr zurückgekehrt und hatte sie an allen seinen geistigen Interessen wie früher teilnehmen lassen. Erst hier war es anders geworden. Wer trug die Schuld? Hatte sie in dieser Kollision der Pflichten vielleicht nicht das rechte getan? Hatte sie die Schwägerin vielleicht vom Krankenbette ihres Mannes verdrängt, ihre Opposition gegen das ihr unsympatische Wesen derselben zu deutlich hervorblicken lassen und dadurch das Mitleid ihres Mannes mit Gertruds traurigem Geschick unbewußt genährt und gesteigert? Es fiel ihr jezt ein, was sie oft gehört, ohne darüber nachzudenken, daß vom Mitleid zur Liebe zwischen Mann und Weib nur ein Schritt sei. Und war Gertrud nicht schön nach Klaras Geschmack, so besaß sie doch einen gewissen pikanten Reiz, der in manchen Augenblicken selbst Klara unwillkürlich gefesselt hatte. Leuchteten dem Kranken nicht noch die Augen, wenn die Tür aufging und das strahlende junge Antliz seines Weibes darin erschien? Warum hätte Franz dagegen blind sein sollen? Er hielt seine Empfindung selbst noch für bloßes Mitleid. Doch nein — seine Lüge bewies, daß er sich schuldig fühlte. Lüge? Vielleicht war er wirklich nur hinüber gegangen, um nach dem Kranken zu sehen, ehe er sich zu Bette begab. Klara lachte bitter über sich selbst. Sie hatte das Antliz ihres Gatten in jener Situation nicht gesehen, aber ein Blick auf die Gruppe und sein Flüsterton hatten genügt, um ihr das unselige Geheimnis zu verraten.

Jezt fiel ihr auch manche Szene ein, mancher Blick, die sie in ihrem Vertrauen ganz harmlos gedeutet hatte und die ihr nun zu eben so vielen Wegweisern in dem traurigen Labyrinte wurden. Und seine Kälte gegen sie selbst in lezter Zeit! Sie hatte sie wohl empfunden, aber sie aus der ganzen gespannten Situation sich erklärt und eine gewisse zarte Rücksicht für Gertrud darin gesehen. Statt ihm zu zürnen, hatte sie ihn dafür noch in ihrem Herzen gepriesen.

In furchtbarem Ringen verbrachte sie die Nacht. Erst gegen Morgen sank sie heiß und fiebernd in einen schweren Schlaf voll beängstigender Träume. Sie fühlte immer dabei, daß es Zeit wäre, sich zu erheben, daß sie zu dem Kranken müßte, allein es lag wie Blei auf ihr.

(Forts. folgt.)

Ulrich Zwingli.

Mit einleitenden Bemerkungen zur Frage der kulturellen Bedeutung der Reformation. Von **Bruno Geiser.** Forts.

Aus dem verunglückten Feldzuge in Italien brachte Zwingli zunächst grimmigen Haß gegen das demoralisirende Söldnerwesen und den Krieg überhaupt mit. Mit mächtiger Energie begann er in der Heimat dagegen zu predigen und zu Frieden und Einigkeit, zur Arbeit und zur Frömmigkeit aufzurufen. Dabei war er in Italien dem Treiben des römischen Klerus nähergetreten, und dessen Verderbtheit hatte ihm nicht verborgen bleiben können. Endlich empfing er in Italien — auf welche Weise ist nicht bekannt — auch Anregung, sein Wissensgebiet zu erweitern. Er, der bisher von den klassischen Sprachen nur mit der lateinischen vertraut gewesen und nur die altrömische Literatur genauer gekannt hatte, warf sich jezt mit größtem Fleiße auf die griechische Sprache und ihre großen Schriftsteller. Mit erstaunlichem Eifer kaufte und borgte er sich — ziemlich unbekümmert darum, wann er seine so entstehenden Schulden zurückbezahlen könne, — eine stattliche Bibliotek zusammen, und seiner ganzen tatkräftigen Natur gemäß blieb er beim Selbststudium nicht stehen, sondern suchte das geistig Gewonnene sogleich zu möglichster Verbreitung unter seinen Freunden und zur Belehrung der Jugend auszunüzen.

So veranlaßte er die glarner Landschaft, eine lateinische Schule zu gründen, und widmete sich selbst ohne alle Beihilfe dem Lehramte.

Auch hier mangelte es ihm keineswegs an Erfolg und er bewies ein pädagogisches Verständnis, welches in jener Zeit jedenfalls nicht häufig zu finden war. Nicht nach der Schablone wollte er unterrichten, sondern die Schüler nach Maßgabe ihrer individuellen Anlagen mit den Gaben gelehrten Wissens ausstatten; „so wo der Schulmeister nicht einen solchen Verstand hat," sagte er selbst, „die Ingenia recht zu pflanzen und einen jeden zu lehren, je nachdem er geschickt ist, so ist er nit recht zu einem Schulmeister." Aber der Teologe trat bei ihm auch in der Schule keineswegs hinter den humanistischen Lehrer zurück, ihm war und blieb das Wissen zwar ein gar erstrebenswert Ding, doch aber vorzüglich auch ein Mittel zur Mehrung des Christenglaubens und zur Befestigung in einem frommen Lebenswandel. Es war ihm, wie er bekennt, nicht genug, daß man „lehre schreiben und lesen und die Poeten auslegen, sondern daß die Jugend fromm und gottesfürchtig sei und züchtigen Wandel führe." Wie er die Aufgabe des Lehrers und Seelsorgers auffaßt, kennzeichnet er ausführlicher in folgenden Säzen einer seiner besten Predigten: „Wie der Hirt jezt die Schafe mit dem Stabe lenkt und jezt sie mit der Hand oder mit dem Fuße schiebt, wie er einige durch Zuruf antreibt, andere mit Salz lockt, noch andere, die allzu schwach sind, selber trägt oder daheim läßt, bis sie erstarken: also auch der Hüter der Seelen. Und er wird das alles tun zur Mehrung und Pflege der ihm anvertrauten Herde, er wird bald mild, bald rauh sein, nachdem es der Schäflein Art ist und Gott es zuläßt."

Zwinglis zuweilen rauhe, dabei jedoch stets für empfängliche Gemüter gewinnende Art fesselte die Geister und Herzen der lehrbegierigen Jugend fest an ihn; auch die glarner christliche Gemeinde hing an ihm in ihrer großen Mehrheit, und dennoch war seines Bleibens nicht in Glarus.

Sein Eifer als Sittenprediger hatte ihm schon Gegner geschaffen und sein Kampf wider das Reislaufen mußte ihm notwendig die aristokratische Kriegspartei des Kantons, welche es mit Frankreich hielt, auf das grimmigste verfeinden.

Es konnte ihm daher an offener und geheimer Befehdung und gehässiger Verleumdung nicht fehlen, zumal er durch seine es z. B. mit dem Gelübde priesterlicher Keuschheit keineswegs

streng nehmende Lebenslust willkommenen Stoff zu übertreibender Verlästerung bot.

So mag denn binnen kurzem seine Stellung als „Kirchherr" zu Glarus ziemlich unhaltbar geworden sein, deshalb folgte er 1516 dem Rufe, den der freisinnige Administrator des Klosters zu Maria-Einsiedeln, Dr. Diebold von Geroldseck, an ihn ergehen ließ, und trat das bescheidene Amt eines Leutpriesters, d. i. eines Pfarrhelfers, an diesem berühmten Wallfahrtskloster an.

Auch am Schlusse seiner glarner Lebensperiode kam es Zwingli noch nicht in den Sinn, mit der römisch-katolischen Hierarchie zu brechen, doch hatte er sich inzwischen von mancherlei Fesseln der katolischen Tradition mehr und mehr frei gemacht. So ließ er „in seinen einfach biblisch gehaltenen Predigten die Wundertaten der Heiligen, überhaupt die Heiligenverehrung, den Reliquienkult, die Wallfahrten und verwandte Uebungen der kirchlich sanktionirten Werkdienste in den Hintergrund treten."*)

In Maria-Einsiedeln vollzog sich nun Zwinglis geistige Befreiung von Rom, und das ist um so leichter begreiflich, als ihm hier der arge Unfug, welchen der unter dem direkten Einflusse der römischen Oberpriesterschaft stehende Klerus mit Wallfahrten und Sündenablaß trieb, in unverhülltester Weise dicht vor Augen trat. Ueber dem Haupteingange des Klosters prangte die in der Tat auch die dreistesten Wünsche ärgster Verbrecher befriedigende Verheißung: „Hic est plena remissio omnium peccatorum a culpa et a poena"**), und die tausende und abertausende gläubiger Schäflein, welche alljährlich in dem weit über die Grenzen der Schweiz hinaus in höchstem Ansehen stehenden Wallfahrtsorte ankamen, um körperlicher oder seelischer Gebrechen ledig zu werden, sah Zwingli, wenn nicht geheilt oder geheiligt, so doch sicher um ein möglichst großes Häuflein von irdischem Hab und Gut durch die Vertreter des Pabstes erleichtert wieder abziehen.

Natürlich konnte der Leutpriester Zwingli daran nichts wesentliches ändern, aber je weniger er nach dieser Richtung hin Einfluß ausüben konnte, desto mehr zog er sich auf das Studium und auf den Umgang mit einer Anzahl gleichgesinnter Freunde zurück, deren geistiger Mittelpunkt er bald geworden war.

Unter der Leitung des P. Bombasius setzte er sein Studium der griechischen Sprache fort und vertiefte sich in das ursprünglich bekanntlich griechisch geschriebene Neue Testament. Desgleichen las er die Schriften verschiedener Kirchenväter und die Reuchlins***), des geistvollen Humanisten. Auch an den Epistolae virorum obscurorum†) fand er lebhaften Gefallen.

Aus seinen biblischen Studien ging nun Zwingli die Meinung hervor, daß der Priester das Wort Gottes ausschließlich nach dem Evangelium zu predigen habe, und allsogleich, noch im Jahre 1516, zwei Jahre bevor er von dem auf demselben Standpunkt angelangten Luther zum erstenmale etwas gehört hatte, begann er seiner Ueberzeugung gemäß zu wirken.

Dadurch wahrscheinlich zog er wieder die Aufmerksamkeit der hohen Geistlichkeit auf sich; diese war jedoch weit entfernt davon, den seelenzwingenden Kanzelredner und, in Anbetracht der Unwissenheit des übrigen niederen Klerus, ausgezeichneten Gelehrten etwa als Kezer zu verfolgen, — im Gegenteil — klug wie die Schlangen suchte sie ihn nur um so fester an das Interesse Roms zu binden. Darum bot man ihm denn 1517 von neuem ein Jahrgeld, und zwar diesmal von 100 Gulden††), das indes Zwingli ablehnte. Der päbstliche Legat Pucci, welcher ihm den Antrag übermittelt hatte, entzog ihm deswegen jedoch seine Gunst immer noch nicht, und er, Zwingli, vermeinte seinerseits auch jezt noch, die Reformation der Kirche, welche ihm nunmehr eine Notwendigkeit schien, werde nicht gegen den Pabst und die hohe Geistlichkeit, sondern mit ihnen und durch sie zu machen sein.

„Teils mündlich, teils schriftlich drang er unter Hinweisung auf die unhaltbaren Grundlagen des Pabsttums wiederholt in den Kardinal Schinner, den päbstlichen Legaten Pucci und in den Bischof von Konstanz, Hugo von Landenberg, ihre Stellung und ihren Einfluß pflichtgemäß zur Entfernung der Irrtümer, zur Beseitigung der vielfachen groben Mißbräuche und Verderbnisse und zur Freigebung der Predigt des reinen klaren Wortes Gottes zu verwenden, widrigenfalls er und andere nicht umhin könnten, durch unbeirrte Verkündigung des Evangeliums die Wahrheit an den Tag zu bringen, die Unwahrheit zu widerfechten." *)

Freilich geht Zwingli von Einsiedeln aus in seiner Auflehnung wider Rom schon einen bedeutsamen Schritt weiter: er droht! Widrigenfalls! d. h. ich und meine Gesinnungsgenossen werden sich wider euch erheben, falls ihr nicht mit uns die reformatorische Arbeit tut, die wir für nötig halten.

Aber selbst dadurch waren die hohen geistlichen Herren aus ihrer Langmut nicht herauszubringen; nicht einmal durch sein Auftreten gegen den Ablaßkrämer Samson 1518, den er aus Schwyz sammt seinem schnöden Sünden- und Gnadenschacher siegreich hinaustrieb.

Im Gegenteil, — mit Zangen suchten sie ihn an den Streitwagen der alleinseligmachenden Kirche festzubannen. Just um diese Zeit ernannte ihn der Legat zum Akolytenkaplan**), „seiner Tugenden und Verdienste willen", und neue größere Ehren wurden ihm in Aussicht gestellt für den Fall, daß er der Kirche und dem Pabste Treue und Eifer bewahre.

Reformirt wurde aber natürlich nichts, und deshalb sah sich nun Zwingli nach einem Schauplaze für sein reformatorisches Wirken um, wo er sich auch ohne Unterstüzung von oben der Welt vernehmlich machen konnte. Die ihm 1517 angebotene Pfarrstelle zu Wintertur hatte er abgelehnt, dagegen nahm er im Dezember 1518 die an sich unbedeutendere Stelle als Leutpriester am Großmünster in Zürich, dem „vordristen und obristen Orte der Eidgenossenschaft" an, wozu den schon in weiteren Kreisen rühmlichst bekannt gewordenen Prediger Probst und Kapitel des Stifts mit großer Mehrheit gewählt hatten, obwohl sich abmahnende Stimmen genug gegen ihn erhoben hatten, weil er ein Lebemann und Weltkind sei, ja sogar ein Mensch, der sich gegen seine Keuschheitspflichten arg versündige. So treffend diese Vorwürfe allesammt auch waren, so sezte man sich doch in dem damals wegen seiner lockeren Sitten berüchtigten Zürich leicht darüber hinweg, und als am 1. Januar 1519, seinem 36. Geburtstage, der von Gesundheit, Kraft und Willensstärke strozende rote Uli, wie ihn die Gegner seines blühenden Aussehens wegen nannten, zum erstenmale von der Kanzel des Großmünsters herab predigte, da war die fromme Zuhörerschaft allsogleich voll von Anerkennung und Bewunderung.

Und wie predigte er! Nicht nur, daß er dem herrschenden Brauche zuwider das Leben Christi in zusammenhängenden Betrachtungen darlegte, nein, auch auf die schreienden Mißstände des züricher Gemeinwesens ging er mit schneidigen Worten ein, wider den alle Zuchtlosigkeit fördernden und die ehrliche Arbeit in ihrem Wert herabsezenden Söldnerdienst donnerte er, und gegen die Trägheit und Schlemmerei, welche bewirkten, daß man das gute Land ringsum wüst liegen ließe, das zwar nicht,

---

*) Realencyklopädie für protestantische Teologie und Kirche. Gotha 1864. Bd. XVIII, S. 705.

**) „Hier ist zu haben die volle Befreiung der Sünden von Schuld und Strafe."

***) Johann Reuchlin (1455—1522), berühmter Humanist.

†) Briefe von Dunkelmännern, Titel einer Anfang des 16. Jahrhunderts erschienenen Sammlung satirischer Briefe in schlechter, Mönchs- oder Küchenlatein genannten, lateinischen Sprache, worin Lehren und Leben der kirchengläubigen Teologen und Gelehrten jener Zeit in unbarmherziger Weise dem allerdings wohlverdienten Spotte preisgegeben werden.

††) Dies nach dem Artikel „Zwingli" von Hermann Masius in Schmidts „Encyklopädie des gesammten Unterrichts- und Erziehungswesens", Bd. X, Gotha 1878. Die bezüglichen Angaben in Herzogs „Realencyklopädie für protestantische Teologie und Kirche", Bd. XVIII, S. 702 u. flg., stimmen damit nicht völlig überein. Da die Sache nicht von besonderem Belang, habe ich die sehr zeitraubende Untersuchung, wer recht hat, unterlassen und das mir wahrscheinlicher vorkommende als richtig angenommen. G.

*) Realencyklopädie für Teologie, Bd. XVIII, S. 706.

**) Der höchste der vier Grade der niedern Priesterschaft.

wie er sagte, „Zimmt, Ingwer, Malvasier, Nägelin, Pommeranzen, Seide und andere Weiberschlecken" trüge, aber doch „Anken (Butter), Milch, Pferde, Schafe, Vieh, Landtuch, Wein und Korn überflüssig, daß ihr dabei schöne starke Leute erziehen könnet."

Damit packte er das züricher Volk an der rechten Stelle.

Auch vor dem Kapitel des Großmünsters hatte er frank und frei seine reformatorischen Absichten dargelegt.

Er wolle, sagte er, die Geschichte Christi nach dem Evangelium Matthäi predigen, damit man nicht länger blos den Namen Christi trage; und er werde sich dabei nicht durch menschschliche Autoritäten, sondern allein vom Geiste der Schrift leiten lassen.

In dem demokratischen Gemeinwesen Zürich — die Stadt zählte damals die für jene Zeit beträchtliche Zahl von 7000 Einwohnern — konnte ein Prediger, der sich wie Zwingli auf das Volk stützte und sich der Gunst desselben versicherte, viel entschiedener und furchtloser gegen die römische Hierarchie und nicht minder gegen kaiserliche Gewalt vorgehen, als sonstwo.

Deswegen nahm denn auch Zwingli bei seinem Angriffe gegen die hohe Geistlichkeit, sicherlich sehr zur Erbauung des niederen Volkes, welches die weit überwiegende Mehrheit seiner Zuhörerschaft ausmachte, kein Blatt vor den Mund. Immer wieder kam er mit den schärfsten Worten auf die Verderblichkeit des Ablaßkrams und auf die gesammte römische Büberei und Verführung zu sprechen und entfremdete so die Herzen des Volkes dem Pabste.

Auch in seinem privaten Leben zeigte er sich als Volksmann. Er lud Landleute zu sich zu Tische, war auf Schüzenfesten, in der Zunftstube und auch bei Gastereien oft zu finden, plauderte und zechte mit den Handwerksmeistern, sang auch wohl und spielte die Laute und wußte stets die Gesellschaft, in der er sich befand, zu beleben und zu erheitern.

Jedoch nicht zu heiterer Geselligkeit mischte sich Zwingli unter das Volk, sondern auch dann war er mitten unter ihm, wenn es von Not und Gefahr bedrängt wurde.

Schon im Sommer 1519 bot ihm die in Zürich hausende und mehr als den dritten Teil der Bevölkerung dahinraffende Pest dazu überreiche Gelegenheit, und er tat seine schwere Pflicht als Seelsorger an den Krankenlagern der Pestbefallenen solange, bis ihn die furchtbare Krankheit selbst darniederwarf.

Wie sehr Zwinglis Begabung im Verein mit seiner Popularität der hohen Geistlichkeit imponirte, beweist, daß ihm, — den man schon längst als Aufrührer und Kezer hätte betrachten können, der Legat Pucci seinen Leibarzt zur Hilfe sandte, und mehr als dieses, daß ihm sogar noch drei Jahr später vom Pabst Hadrian VI. ein schmeichlerisches Schreiben zuging, worin ihm gesagt wurde, man wolle ihm — außer dem päbstliche Stuhle selbst — alle Würden in Aussicht stellen, die Rom zu vergeben habe.

Aber Zwingli war absolut durch nichts für den Pabst zu gewinnen, — das bewies er immer deutlicher.

Nach seiner Wiedergenesung, im Jahre 1520, brachte er es dahin, daß der züricher Rat den sämmtlichen Predigern in Stadt und Land anbefahl, „die Evangelien und Sendbriefe der Apostel frei und überall gleichförmig nach dem Geiste Gottes und der rechten göttlichen Schrift beider Testamente zu predigen und nur das zu verkündigen und zu lehren, was sie mit bemeldeten Schriften bewähren könnten. Was aber Neuerungen und von Menschen erfundene Sachen und Sazungen seyen, so sollten sie davon schweigen."

Auf Grund dieses Ratsbeschlusses ging nun Zwingli noch entschiedener vor als bisher. Insbesondere wandte er sich mit aller agitatorischer Wucht gegen die Fastengeseze und brachte es binnen kurzem dahin, daß diese von vielen Bürgern und deren Dienstleuten offen verlezt wurden. Er predigte: „Fleischessen sei keine Sünde, wohl aber Menschenfleisch verkaufen und zu Tode schlagen."

Darüber begannen nun die Mönche ein mächtiges Zetergeschrei, und der Bischof ordnete eine Botschaft an den Rat ab, die aber gegen Zwinglis Einfluß und Beredsamkeit nichts anders ausrichtete, als daß der Rat die öffentliche Mißachtung der Fastenvorschriften mit Geldstrafe bedrohte.

Dabei ließ es Zwingli jedoch nicht bewenden. Er wandte sich jezt mit seiner ersten reformatorischen Druckschrift an die ihm höchste Instanz, das Volk selbst. Die Schrift ist betitelt: „Von erkiesen und fryheit der Spysen, von ärgernis und Verböserung; und ob man gewalt hab die spysen zu etlichen zyten zu verbieten."

Mit dieser Schrift wollte er „die Blöden und Schwachen stärken, daß sie, nachdem sie einmal das evangelische Salz verkostet, nicht mehr zurückverlangten nach den Fleischtöpfen Aegyptens."

Der „Abbruch von Speisen" sei nicht Gottes Wille, sondern sei willkürliche Sazung einiger Bischöfe, die sich herausgenommen hätten, den Christen Geseze zu geben, „ohne das gemeine Volk zu fragen." Auf solche Bischöfe passe das Wort: „Wenn dich dein Auge ärgert, so reiß es aus und wirf es von dir."

„Das Auge, erläuterte er, bezeichne jeden Bischof und jeden Pfarrer, einen jeden Oberen, deren Amt darin besteht, Aufsicht zu führen über die Schafe und sie zu weiden, nicht aber sie zu schinden, zu schaben und mit unerträglicher Bürde zu beladen. Sie sind indes blinde Auffseher geworden, unwissende stumme Hunde, die nicht bellen mögen, sondern in nichtswürdigen Dingen unterrichtet, faullenzen, schlafen, träumen; den Traum lieber haben als die Wahrheit; unverschämte Hunde, die nicht mögen ersättigt werden; Hirten, die keine Vernunft haben, deren jeder seinem eigenen Weg oder Mutwillen nachgehet; alle geistig vom Niedrigen bis zum Höchsten sprechend zu sich: Lasset uns guten Wein trinken und voll werden, und wie wir heut tun, wollen wir morgen wieder tun."*)

Diese Schrift Zwinglis ließ keinen Zweifel mehr darüber, daß es zwischen ihm und Rom zu offenem Bruch kommen mußte, obgleich er selbst noch klug genug war, diese Notwendigkeit nicht auszusprechen.

Neben dem religiösen Zwiespalt hatte indes auch die politische Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und seinen kirchlichen Gegnern und deren Anhang eine unüberbrückbare Kluft aufgerissen. Diese wurden durch Pensionen an die politischen Interessen Frankreichs geknüpft und waren deshalb stets bereit, dem französischen Könige Heerfolge zu leisten. Zwingli aber hatte es durchgesezt, daß Zürich sich von dem Bündnisse mit Frankreich zurückzog, und nun wirkte der Einfluß aller Pensions- und darum Franzosenfreunde auf Tod und Leben wider ihn.

Kaum war nun die oben erwähnte Schrift erschienen, so brach der Sturm los.

Ein alter Chorherr reichte beim Domkapitel eine Klagschrift wider ihn ein, die er sogleich urkräftigst beantwortete. Die Bischöfe von Konstanz und Lausanne suchten ihn mit drohenden Hirtenbriefen niederzuschmettern, warnten vor den gefährlichen Neuerungen listiger Menschen und riefen auf zum Widerstande gegen die verstockte Bosheit der Widerspenstigen. Dabei wiesen sie unter Berufung auf die Bannbulle wider Luther darauf hin, daß die Zwingli'sche Lehre von der Alleingiltigkeit der Bibel bereits förmlich verdammt sei. Unmittelbar darauf erschien eine bischöfliche Gesandtschaft vor der zu Luzern versammelten Tagsazung, um auch die weltliche Regierung gegen den kühnen Neuerer zu gewinnen.

Zwinglis Lage begann gefährlich zu werden. Jezt galt es, sich auf das allerkräftigste zur Wehr zu sezen.

Sogleich berief er zehn Geistliche auf eine Versammlung in Einsiedeln, und diese beschloß sowohl an den Bischof als an die Tagsazung mit Beobachtung aller gesezlichen Form eine „freundliche Bitt' und Ermahnung" einzureichen um Freilassung der Predigt des Evangeliums und um Gestattung der Priesterehe.

Dieses Gesuch hatte Zwingli selbst verfaßt; daß er auch die Gestattung der Priesterehe zum Gegenstande derselben machte, beweist seine agitatorische Klugheit, denn es war ein Punkt, der dem gesammten niederen Klerus der damaligen Zeit, soweit er

*) Wetzer und Welte, Katolisches Kirchenlexikon. Freiburg 1854. Bd. XI, S. 1315.

nicht in geheimen Lüsten und Ausschweifungen verkommen war, wohl mit am meisten am Herzen lag.

Die Art, wie er dieses zweite Gesuch begründete, stellt seinem gesunden Verstande und seinem kernigen Mute, ohne ängstliche Scheu und falsche Scham die Finger in schmerzhafte Wunden des eigenen Lebens zu legen, ein treffliches Zeugnis aus.

„Eure Weisheit hat gesehen," schreibt er, „das unehrbar schändliche Leben, welches wir (wir wollen allein von uns reden) bis anher mit Frauen geführt und wie wir dadurch männiglich geärgert und verböſert haben. — Reinigkeit zu halten, liegt nicht an uns, sondern an Gott. Dieweil wir den gebrechlichen Leib tragen, ist gewiß, daß er uns vielfältig anficht. — Wir klagen unsere Mühseligkeit, daß, sintemal uns Gott rein zu leben nicht verliehen hat, die Menschen so unmild gegen uns sind, daß sie uns in unsern Schwächen, die wir mit ihnen gemein haben, mit Unehren beschweren, das zieme uns nicht, was doch einem jeden geziemt. — Nach den Worten Pauli ist es ja auch besser ehelichen, als Brunst leiden. — Erbarmt euch über uns, eure treuen und gutwilligen Diener, und vergönnt uns die Ehe, damit, was vor Gott nicht sündlich ist, uns auch vor den Menschen nicht schändlich sei."

Natürlich dachte weder Bischof noch Tagsazung daran, dieser freundlichen Bitt und Ermahnung zu willfahren. Zwingli und Genossen hingegen fiel es auch garnicht ein, auf die hochobrigkeitliche Erlaubnis zu warten. Es wurde nun vielmehr unter Zürichs Schuz flottweg geheiratet. Der erste war der Prediger Wilhelm Röubli, welcher in möglichst Aufsehen erregender Weise in den Ehestand trat, und Zwingli folgte 1524 nach, indem er die Witwe des Anton Meyer von Knonau, Anna Reinhard, mit der er schon längere Zeit in wilder Ehe, der sogenannten Gewissensehe, gelebt hatte, jezt zu seiner rechtmäßigen Gattin machte.

Dieses Beispiel wirkte, vorzugsweise auch auf Nonnen, denen der züricher Rat 1523 den Austritt aus ihrem Kloster gestattete.

Gegen Ende 1522 hatte Zwingli noch eine weitere Schrift zu Truz und Schuz folgen lassen, die er Archeteles betitelte und welcher der Franziskaner Dr. Sebastian Meyer eine Kritik des lausanner Hirtenbriefes beifügte.

Der Erfolg dieser reformatorischen Bemühungen ließ nicht auf sich warten. Der überwiegende Teil der niedern Weltgeistlichkeit in der Schweiz, gleichwie die große Mehrheit der Bürger von Zürich stand auf Zwinglis Seite und auch das am zähesten noch am Althergebrachten hängende Landvolk wußte er sich dadurch geneigt zu machen, daß er die Befreiung von der Bedrückung der Bauern durch den Zehnten, welchen sie an die Geistlichen zu entrichten hatten, sowie von andern drückenden Lasten auf seine Fahne schrieb.

Das oben bereits erwähnte schmeichelhafte Handschreiben des Pabstes Hadrian, welches um diese Zeit Zwingli zuging, vermehrte seinen Haß gegen den römischen Oberhirten so sehr, daß er nun allgemach auch die lezte Rücksicht fahren ließ.

Und er konnte es mit Aussicht auf Erfolg jezt auf einen offenen Bruch ankommen lassen, denn die Zahl und der Einfluß seiner Kampfgenossen in der Schweiz und in Oberdeutschland hatte sich ansehnlich vermehrt, indes die Luther'sche Reformbewegung, der Zwingli und seine Freunde nunmehr die größte Aufmerksamkeit widmeten, in Mittel- und Norddeutschland rasch an Boden gewann.

So forderte Zwingli denn kühnlich alle seine Gegner zu einem öffentlichen Religionsgespräche heraus, bei welchem er vor jedermann, auch vor den Kommissarien des Bischofs, Rechenschaft über seine Lehre geben wolle.

Dem züricher Rat kam dieses Verlangen sicherlich sehr gelegen, um die Sache der Zwingli'schen Reformation, welche er zu der seinigen zu machen bereit war, kräftigst fördern zu können.

Daher wurde die Disputation denn auch zum vorhinein so eingerichtet, daß Zwingli der Sieg bleiben mußte, indem man das, was Zwingli eigentlich hätte beweisen sollen, nämlich daß er die Bibel mit Recht als die einzig wahre Quelle der christlichen Religion betrachte, ohne weiteres zur **Voraussezung** machte, die keines Beweises mehr bedürfe. Für die streitigen Lehrmaterien sei der Nachweis der Uebereinstimmung mit der „heiligen Schrift" zu erbringen, das war die ein für Zwingli günstiges Resultat des Gesprächs sichernde Bestimmung der an die gesammte Geistlichkeit des Kantons gerichteten Ausschreibung des Rats, welche die Disputation auf den 29. Januar 1523 anberaumte.

Zur Darlegung seines reformatorischen Standpunktes stellte Zwingli 69 Tesen auf, welche im wesentlichen folgende Säze enthielten:

Alle, welche behaupten, das Evangelium sei nichts ohne die Bewährung der Kirche, irren und schmähen Gott. — Welche andere Lehren dem Evangelio gleichstellen oder gar vorziehen, wissen nichts vom Evangelium. — Die Lehren und Sazungen der Menschen sind nichts nüze zur Seligkeit. — Christus hat alle unsere Schmerzen und Arbeit getragen; wer nun den Bußwerken zulegt, was allein Christi ist, der irret und schmähet Gott. — Die wahre heilige Schrift weiß nichts vom Fegfeuer nach diesem Leben, doch ist das Gebet für die Verstorbenen nicht gerade zu verwerfen. Die heilige Schrift weiß nichts von dem unverlierbaren Karakter der Priester; sie erkennt nur solche als Priester an, welche das Wort Gottes verkünden; die Messe ist kein Opfer, sondern nur ein Wiedergedächtnis des Opfers. Christus ist der einzige Mittler zwischen Gott und uns, — der einzige, ewige, oberste Priester. — Der Bann soll nur bei öffentlichem Aergernis verhängt werden, und zwar nicht von einem einzigen Menschen, sondern durch die Kirche, d. i. nebst dem Pfarrer durch die Gemeinde, worin der Bannwürdige wohnt. — Der Christ darf zu jeglicher Zeit jegliche Speise essen. — Kutten, Platten und andere Auszeichnungen sind eine Gott mißfällige Gleisnerei. — Religiöse Orden und Genossenschaften können nicht bestehen, weil alle Menschen Brüder Christi und Brüder untereinander sind. — Die Gelübde der Keuschheit sind närrisch, freventlich und den frommen Menschen gefährlich. — Die Geistlichen, welche statt den Dürftigen den Kirchen und Klöstern Reichtümer zuwenden, tun Christus große Schmach an, welcher Pracht und Gut dieser Welt verworfen hat. — Die sogenannte geistliche Gewalt hat keinen Grund in der Lehre Christi, wohl aber die weltliche. Dieser stehen alle Gerechtsame zu, welche die Geistlichkeit sich angemaßt, und sind ihr alle Menschen Gehorsam schuldig.*)

Es leuchtet ein, weshalb der züricher Rat sowie jegliche weltliche Obrigkeit mit der Zwingli'schen Reformation ganz zufrieden sein konnte; sie strebte eine Umwälzung in den Machtverhältnissen zum Schaden der hohen Geistlichkeit und zu großem Nuzen der weltlichen Behörden im Verein mit den Pfarrern, den Auslegern der heiligen Schrift, an.

Daß die gesammte Gemeinde als Kirche und als leztentscheidende Instanz in Glaubenssachen eingesezt werden sollte, mag zwar teoretisch hochbedeutsam erscheinen, hatte aber in der Praxis nur gar wenig auf sich, da ja dieser „Kirche" durch die Bibel ein hoch über ihrer Autorität stehendes totes, höchstens durch die Auslegungen des Pfarrers zu belebendes Gesezbuch gegeben ward.

Die Kommissarien des Bischofs griffen auf der von 600 Männern besuchten Versammlung die von dem züricher Rat geschaffene Grundlage der Disputation ganz korrekt an, indem der bischöfliche Generalvikar Dr. Faber erklärte, die Bibel „werde von dem einen so und von dem andern anders gedeutet und das in wesentlichen Punkten; daneben enthalte sie selbst scheinbar (!) widersprechende Stellen," ferner „könne von ihr nicht erwiesen werden, daß sie alles enthalte, was Christus gelehrt, getan und seinen Aposteln aufgetragen hat; endlich sei sie von Anfang an von sämmtlichen Häretikern (Kezern) nach ihren vorgefaßten Meinungen gedeutet worden."**)

*) Katolisches Kirchenlexikon, Bd. XI., S. 1317.
**) Ebenda 1318.

Wie die Dinge lagen, konnte das natürlich nichts nüzen, der Rat entschied zugunsten Zwinglis und wies alle Geistlichen des Kantons bei schwerer Strafe an, zu lehren wie Zwingli es tat. Die Einrede des Generalvikars wider diesen Spruch hatte umsoweniger Erfolg, als er zu großer Entrüstung der steif und fest bibelgläubigen Zwinglianer die entschieden alle Tesen Zwinglis an Freisinnigkeit erheblich überbietende Behauptung wagte, „man könnte freundlich, friedlich und tugendhaft leben, wenngleich kein Evangelium wäre.“ *)

Durch den Entscheid des Rats war nun die Reformation für den Kanton Zürich eine vollendete Tatsache; Zwingli konnte daher in dem begonnenen Werke furchtlos fortschreiten.

(Schluß folgt.)

*) Protestantische Realencyklopädie, Bd. XVIII, S. 718.

Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart.

An meine Mutter.

Gute Mutter, deine Lieb' umkost mich,
Und der Gram und Schmerz steigt zu mir nieder,
Den du trugst um mich und meine Brüder,
Schmerz so bitterlich!

Ach, kein Mensch, kein Mensch kann dir den Dank
Für erlitt'ne Seelenleiden bringen!
Und es wird auch nimmer mir gelingen,
Nicht mein Leben lang.

Wem ein Herz im Mutterbusen schlägt,
Sorge, daß es nimmermehr erkalte,
Daß es glück' und all' die Lieb' erhalte,
Die es für ihn hegt.

Als mich Stürm' umtosten fort und fort,
In des Lebens Brandung ich, umnachtet,
Irrend floh, von Klipp' zu Klipp', verachtet,
Zu dem einz'gen Port. —

O, da schwand urplözlich aller Schmerz!
Und beseelt mit Mut zu neuem Leben,
Kehrt' ich in die Welt mit neuem Streben
Von der Mutter Herz.

Dieses Herz erhalte mir ein Gott!
Und ich will's mit treuer Liebe pflegen,
Daß es träuft aufs Haupt mir seinen Segen
In der lezten Not!

Und ihr hoher Geist wird mich umweh'n
Lebenslang auf allen meinen Schritten,
Bis auch ich genug gelebt, gelitten, —
Weiter werde gehn.

O. Sch.

Unsere Illustrationen.

Die Belagerung von Athen. (86 v. Chr.) Der Glanz des alten Athen war längst erblichen, als ihm im Norden der Balkanhalbinsel ein furchtbarer Feind erstand, das mazedonische Königtum. Philipp von Mazedonien, ein rauher Eroberer, machte in der Schlacht von Chäronea (338 v. Chr.) der hellenischen Unabhängigkeit ein Ende, und als nach dem Tode seines Sohnes Alexander, genannt der Große, der berühmte athenische Redner und Staatsmann Demosthenes sein Vaterland wieder zu befreien suchte, erlag er und nahm Gift. Nach wechselvollen Kämpfen und um der mazedonischen Soldatenherrschaft zu entgehen, unterwarf sich Athen gegen Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. den Römern, die ihm durch ein Bündnis den Bestand als freie Stadt garantirten. Aber die römische Freundschaft war immer eine schwere Last, und die Athener seufzten nach Unabhängigkeit, denn die Römer hausten um kein Haar besser in Griechenland als die Mazedonier. Als daher der König Mithridates von Pontus in Kleinasien, der große Feind der Römer, seinen ersten großen Krieg gegen die Römer begann, machte er sich diese Stimmung der Athener zu Nuzen. Er schlug die Römer in Kleinasien, brachte einen allgemeinen Aufstand in Kleinasien gegen sie zustande, so daß ihrer 80 000 an einem Tage ermordet wurden, eroberte die Inseln im ägäischen Meere, rief alle Griechen zur Empörung auf und sandte seine Feldherren Archelaos und Dorylaos mit großen Streitkräften nach Griechenland hinüber. Die demokratischen Athener, deren Unzufriedenheit über die von den Römern ihnen aufgezwungene aristokratische Verfassung den höchsten Grad erreicht hatte, erhoben sich um 88 v. Chr. und schlossen sich unter ihrem Feldherrn Aristion dem Heere des Königs Mithridates an. Allein schon hatte der römische Senat den furchtbaren Lucius Cornelius Sulla nach Griechenland entsendet, der ein gleich großer Feldherr wie blutgieriger Despot war und der später in Rom eine Diktatur einführte, die an blutigem Terrorismus alles Bisherige hinter sich ließ. Die Feldherrn des pontischen Königs und Aristion konnten sich im Felde gegen Sulla nicht halten; sie wurden aus ihren Stellungen vertrieben, und Sulla rückte nach Athen vor, das er im Jahre 86 belagerte und auch eroberte. Er nahm eine exemplarische Rache an der Stadt, die einst die erste der Welt gewesen, und verfuhr weit barbarischer als ein halbes Jahrhundert zuvor sein Landsmann Mummius mit der Stadt Korinth, wo lezterer, als man ihn bat, die Kunstschäze zu schonen, antwortete: „Wenn etwas zerbricht, kann man es wieder machen lassen.“ Athen verlor zum zweitenmal seine berühmten langen Mauern, welche die Stadt mit dem 12 km von der Stadt entfernten Seehafen, dem Piräeus, verbanden. Im Jahre 404 hatten die Spartaner diese Befestigungswerke sammt den 40 Ellen hohen, von Themistokles aus großen Quadern erbauten Ringmauern niedergerissen; sie waren aber wieder aufgerichtet worden. Jezt vollzog Sulla das Zerstörungswerk gründlicher. Flotte und Hafenarsenal wurden den Athenern genommen, die Häupter des Aufstandes, deren man habhaft werden konnte, verfielen dem Henker und eine große Anzahl Bürger wurden in die Sklaverei verkauft. Von diesem Schlage erholte sich Athen nie wieder, trozdem der römische Kaiser Hadrian den Versuch machte, es wieder zur Blüte zu bringen. Daß Sulla Athen zum Fall bringen konnte, während noch die Heere des Mithridates auf griechischem Boden standen, legt Zeugnis ab für seine strategische Befähigung. In den Jahren 86 und 85 schlug er den Archelaos entscheidend und ging über den Hellespont nach Kleinasien, worauf Mithridates Frieden mit ihm schloß. So war Griechenland wieder ganz unterworfen.

Unsere Illustration (S. 280—281) stellt eine Episode aus der Belagerung Athens dar. Als man in der Stadt erfuhr, daß der gefürchtete Sulla heranrückte, waren viele der Ansicht, die Stadt könne sich nicht halten, und eine Anzahl derer, die sich bei dem Aufstande kompromittirt hatten, trafen Anstalten zur Flucht, um der Rache des blutdürstigen Römers zu entgehen. Als Aristion dies vernahm, ließ er sogleich die Thore schließen und die Wälle besezen. Aber die Wachen wurden bestochen und eine große Anzahl von Athenern ließ sich an Stricken über die Stadtmauern hinab und entfloh. Sie wußten recht gut, daß sie selbst und ihre Mitbürger nicht mehr aus dem Stoff jener 300 Spartaner gemacht seien, die an dem Engpaß von Thermopylä in ruhmvollem Kampfe gegen die Uebermacht der Perser fochten und starben.

Der Künstler hat zu seiner Darstellung den Moment gewählt, da die Flüchtlinge mit Weib und Kind und mit ihren Waffen sich über die Mauer hinablassen, in tiefer Nacht, ungewiß des Schicksals, das ihrer harrt. Im Vordergrund sehen wir eine schöne Griechin mit ihrem Kinde die gefährliche Luftreise machen; neben ihr läßt sich ein junger Grieche mit seiner Geliebten herab. Es ist nicht mehr das klassische Athen, das sie verlassen, aber ihr Herz hängt doch daran, denn, wie Uhland sagt:

„Jedem ist das Elend finster,
Jedem glänzt sein Vaterland!“

Der blutige Sulla hat freilich noch Schlachtopfer genug vorgefunden.

A. T.

Das Kostkind. (S. 277.) Die Geschichte ist einfach und nicht selten. Wer die Welt kennt, dem wird sie nicht neu erscheinen. Jung Aennchen ist eine glänzende Erscheinung und darf es sein, denn sie trägt einen ziemlich berühmten Namen, und die Teaterzettel des Stadtteaters zu N. verkündigen einigemal, daß sie Primadonna an jenem Kunstinstitut ist. Die Zeitungen sind ihres Lobes voll; die Herren- und Damenwelt erhebt sie in den Himmel. Die ersteren überschütten sie mit Kränzen, Bouquets und ähnlichen Gaben, wenn sie auftritt; der Stadtpoet widmet ihr seine feurigsten Verse. Die Damen benennen jedesmal das Hauptstück ihrer Frühjahrsgarderobe nach der beliebten Sängerin — mit einem Wort — Aennchen ist in der Mode. Sie verdient es vielleicht auch. Eine imposante Erscheinung mit schlanken, ebenmäßigen Formen und einer immer geschmackvollen Toilette, mag sie nun in dem einfachen weißen Kleidchen einer Agate, in den Prachtgewändern einer Prinzessin von Trapezunt oder in der glänzenden Rüstung einer Walkyre erscheinen. Und das ist's nicht allein; sie ist auch liebenswürdig. Ihren tausend schmachtenden Anbetern gegenüber bleibt sie ziemlich kühl; sie bevorzugt keinen sichtbar, aber sie hat für jeden ein freundliches und herzliches Wort. So kann ihr keiner böse sein, wenn auch keiner imstande ist, sich einer besonderen Gunstbezeugung zu rühmen. Gattinnen und Bräute haben nichts von ihr zu fürchten; darum ist sie auch bei ihnen so wohl gelitten.

Aennchen war weder prüde noch kokett, und man konnte ihr nichts nachsagen, was ihrem Rufe nachteilig gewesen. Nur vor etwa anderthalb Jahren hatte sie eine Liaison gehabt, das wußte man, aber das war vorbei.

Damals war ein junger Graf nach N. gekommen, der sich Studiens halber dort aufhielt, ein junger kecker Bonvivant, der jährlich über große Summen verfügte und bald der „Löwe des Tages" in der sonst ziemlich spießbürgerlich angelegten Stadt wurde. Da die Verehrung Aennchens eine Modesache und der Graf ein fleißiger Teaterbesucher war, so drängte er sich bald in die erste Reihe von Aennchens Verehrern. Er schickte ihr kostbare Geschenke und erwies ihr alle denkbaren Aufmerksamkeiten.

Die übrigen Verehrer sahen sich bald von dem Grafen in den Schatten gestellt. Obschon sich nun dieser auch keiner eigentlichen Bevorzugung rühmen konnte, so sprachen doch die anderen in ihrem Aerger, als ob es so wäre. Wie hätten sie auch anders denken sollen! Nicht jeder konnte sich täglich nach dem neuesten Modejournal gekleidet zeigen, nicht jeder konnte jährlich über tausend Mark für Glacéhandschuhe ausgeben; nicht jeder konnte so kostbare Kränze auf die Bühne werfen. Der Spießbürger denkt einmal so. Aennchen hatte den drängenden Werbungen des Grafen anfänglich ebensowenig Gehör geschenkt, wie den Werbungen anderer. Wir meinen hier die Liebeswerbungen natürlich, nicht die Werbungen zur Heirat. Da man überall davon sprach, daß Aennchen den Grafen begünstige, so kam es auch bald zu ihren Ohren. Sie verwahrte sich dagegen, allein man lächelte überlegen. Der Graf richtete aus seiner Loge und auf der Promenade schmachtende und triumphirende Blicke auf sie; das konnte sie nicht ertragen. Sie wich ihm aus, wo sie konnte, auf der Promenade und in Gesellschaften. Aber da hatten ja die braven Spießbürger den Beweis für das, was man sich in die Ohren flüsterte. Sie wollte ihre Neigung vor dem Publikum verbergen! Jawohl! Sie mußte erfahren, daß, wo sie erschien, man seinen Namen mit dem ihren zusammen nannte. Ihre Zurückhaltung half gar nichts; bei dem Publikum stand fest, daß sie mit dem Grafen eine Liaison habe. Das wäre an und für sich nichts Schlimmes gewesen, allein sie ärgerte sich über die Klatscherei, die doch ganz unbegründet war. Und so entschloß sie sich, der Sache ein Ende zu machen. Sie wollte dem Grafen derb die Meinung sagen.

So schrieb sie ihm denn ein Billet, in dem sie ihn um eine Zusammenkunft bat. Sie wollte ihn abschrecken, indem sie ihn rauh und wegwerfend behandelte.

Die Zusammenkunft fand statt, allein das Resultat war ein ganz anderes. Kurzum, die Liaison wurde nach der Zusammenkunft zur Wirklichkeit. Die Spießbürger hatten noch viel mehr zu schwazen, als bisher. Aennchen fuhr nun mit dem Grafen aus und promenirte mit ihm; sie schienen ein Herz und eine Seele. Und in der Tat, Aennchen verliebte sich in den Grafen; bei ihm war ja selbstverständlich, daß er bis über die Ohren in die schöne und interessante Künstlerin verliebt war.

Das dauerte so einige Monate, und man hörte, Aennchen würde sich demnächst öffentlich mit dem Grafen verloben. Nun waren die Damen der Stadt aber doch voll Neid über diese „gute Partie". Sie hatten's nicht nötig, denn plözlich erschien wie ein deus ex machina der Papa des Grafen auf dem Schauplaz, näselte etwas von Mesalliance und nahm den Sohn mit auf das Schloß seiner Ahnen.

Der Skandal war ein ungeheurer. Aennchen verschwand, nachdem sie Urlaub genommen, und kam erst nach etwa einem Jahre wieder zum Vorschein. Niemand wußte, wo sie gewesen.

Sie ist wieder der Liebling des Publikums, wie zuvor. Zuweilen ist sie einige Tage unsichtbar, was ihre Verehrer nicht wenig in Erstaunen sezt. Wenn sie es wüßten.

Zu solchen Zeiten fährt Schön Aennchen, von einem alten und treuen Bedienten begleitet, nach einem kleinen Dorf in eine entlegene Bauernhütte. Sie tritt ein, von den Insassen verwundert angesehen, schlägt den dichten Schleier zurück, sieht sich um und stürzt dann in eine Ecke, wo in einem schlechten Korbe, der als Wiege dienen soll, ein Säugling liegt. Sie preßt ihn zärtlich an die Brust, während der alte Bediente der Bäuerin eine Geldsumme einhändigt. Der Säugling ist der Sohn des jungen Grafen, zu dem der Vater sich zu bekennen nicht den Mut hat! Er hat nichts wieder von sich hören lassen.

Nach einigen an die Bäuerin gerichteten Ermahnungen, das Kind gut zu halten, verschwindet die glänzende Dame wieder aus der Hütte. Den Kindern der Bäuerin ist's wie ein Traum, und die Großmutter schimpft über die leichtsinnigen vornehmen Leute, die Bäuerin aber zählt schmunzelnd die gute Einnahme für das Kostkind.

Sie wird das arme Kind knapp genug halten.

Sind aber die Rücksichten Aennchens so stark, daß sie ihr Kind verheimlichen muß? Traut sie sich nicht, den Vorurteilen zu trozen? Glaubt sie so ihrem Kind nützlicher sein zu können? Oder steht das Kind einer künftigen „guten Partie" im Wege? Wer mags wissen!

A. T.

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

Was bietet Queensland dem Einwanderer? Die Kolonie Queensland (Australien) ist 1300 engl. Meilen lang und 800 engl. Meilen breit, enthält also eine Oberfläche von 420 000 000 Acker. Die Bevölkerung beträgt nicht ganz 300 000 Seelen. Die Hilfsquellen des Landes sind sehr bedeutend und man bedarf nur noch tüchtiger Arbeitskräfte und genügender Kapitalien, um dieselben auszunüzen. Das Klima ist angenehm, weder starke Winde noch übermäßige Kälte kommen in der Kolonie vor. Mit Ausnahme der beiden Regenmonate ist das Wetter trocken und gesünder als die meisten warmen Klimate. Todesfälle kommen nur 13 auf tausend Seelen. Für die Anlage einer Wollenfabrik hat die Regierung eine Prämie von 1000 Pf. St. geboten; die Wolle ist berühmt am Londoner Markt. Sie erzielte durchschnittlich 2 s 6 d per Pfund; jezt sind etwa 10 Millionen Schafe in der Kolonie, deren Weiden jedoch 50 Millionen ernähren können. Eine Schwierigkeit, die Schafzucht auszubreiten, bildet der mühsame Transport aus dem Innern, da keine schiffbaren Flüsse vorhanden sind; allerdings sucht man diesem Uebelstande durch Anlage von Eisenbahnen abzuhelfen. Auch mit der Anpflanzung von Wein hat man Proben gemacht und damit gute Resultate erzielt. Die Schäfer erhalten 1 Pf. St. in der Woche und die Kost. — Eine wichtige, sich immer mehr ausbreitende Industrie ist die Zuckerkultur. Vor 18 Monaten waren 20 000 Acker für dieselbe bebaut, jezt sind es deren mehr als 200 000. — Dadurch werden verschiedene Techniker und Handwerker nötig. Schmiede verdienen 50—60 Pf. St. im Jahr und die Lebensmittel, Mechaniker 7 s bis 16 s per Tag ohne Nahrung. Verheiratete Personen werden am meisten gesucht, sie erhalten zwei Rationen, jede bestehend aus 10 Pfd. Mehl, 16 Pfd. Rind- oder Schaffleisch, 2 Pfd. Zucker, 1/4 Tee in der Woche. Die Preise der Nahrungsmittel sind nicht hoch. Rind- und Schaffleisch von guter Beschaffenheit werden zu 1 1/2 bis 3 d per Pfund verkauft. Mehl ist etwa ebenso teuer wie in England, Melonen und Bananen, Früchte verschiedener Art, Gemüse überhaupt kann man zu mäßigen Preisen bekommen. Die Hausmiete ist teuer, doch jeder geschickte Mann kann sich selbst ein Haus aufschlagen. Die Goldgräberei wird eifrig betrieben; Kupfer, Silber, Kohlen und Eisen sind auch in großer Menge vorhanden. Da auch Ueberfluß an Holz besteht, hat man bis jezt keine Kohlen abgebaut, doch beabsichtigt man dies in Zukunft der Ausfuhr nach Indien und China wegen zu thun. Die Kolonie führt bis jezt all ihr Eisen ein, doch hat die Regierung eine Prämie von 1000 Pf. St. für die erste Tonne und eine solche von 10 000 Pf. St. für die ersten zehn Tonnen im Lande fabrizirten Eisens ausgesezt. Die Nachfrage nach Arbeitskräften ist sehr groß und wird noch zunehmen; für alle ist Raum, mit Ausnahme von Männern, die nicht arbeiten und Frauen, die nicht heiraten wollen. Ackerbauer können freie Passage und 160 Acker Land à 2 s 6 d bekommen, die sie in 5 Jahren zu bezahlen haben. Nach fünf Jahren ist dieses freies Eigentum, ohne jede Abgabe. Es ist nur nötig, ein Haus zu bauen und es einzuzäunen. Wer mehr Land haben will, kann bis zu 5120 Acker à 10 s (bezahlbar in 10 Jahren à 1 s) bekommen. Einwanderer, welche sich dem Ackerbau widmen wollen, tun am besten, etwa ein Jahr lang auf einer bestehenden Unternehmung zu arbeiten. Kinder von 5 bis 13 Jahren werden auf Kosten der Regierung unterrichtet; jedes Kind, welches am Ende dieses Zeitraumes ein Examen besteht, kann noch zwei Jahre lang eine höhere Schule besuchen. Nur auf Zucker, Reis und Kleidern besteht ein Einfuhrzoll. Leztere bezahlen 7 1/2, ersteres 25 % vom Werte, Reis 1 d per Pfund, lezteres hauptsächlich, um die Chinesen, die beinahe nur von Reis leben, zu den Staatslasten heranzuziehen. Unter gewissen Bedingungen gibt die Regierung den Auswanderern Beihilfe. Schuhmacher und Schneider und alle Arten mechanischer Arbeiter werden, wenn unter 40 Jahre, für 4 Pf. St., wenn über 40 Jahre, für 6 Pf. St. befordert. Verheiratete erhalten den Vorzug; die Frau erhält für 2 Pf. St. resp. 4 Pf. St. Beförderung. Die Nachfrage nach Frauen, welche sich verheiraten wollen, ist sehr groß. Nach dem lezten Zensus war das Verhältnis der Männer zu den Frauen wie 5 : 3.

(Ausland 1884, 2.)

Ein neuer mohamedanischer Staat hat sich in Zentralasien, auf der Straße von Indien nach dem russischen Turkestan, gebildet, der nun dazu berufen scheint, bei einem Kampfe zwischen England und Rußland über die Herrschaft in Asien eine bedeutende Rolle zu spielen.

Jenseit des Amu-Darja liegen vier kleine Khanate: Kulab, Darwas, Wassa und Schadumani, die teils von Kirgisen, teils von anderen türkischen Stämmen bewohnt sind und bald unter der Botmäßigkeit Bucharas, bald Afghanistans standen. Vor kurzem brach zwischen zweien dieser Khanate eine blutige Fehde aus und der Emir von Afghanistan wollte sie benuzen, um seine Oberhoheit über jene vier wieder herzustellen. Doch kamen ihm die vier Fürsten zuvor, indem sie ihrem Amtsbruder, den Emir von Kulab, zu ihrem Oberhaupt ernannten und ihm den Oberbefehl über das Bundesheer übertrugen. Mir-Kusch, der in der Stadt Sayad residirt, gehört somit heute zu den Khanen Mittelasiens.

(Ausland 1884, 3.)

In Argentinien ist der Tausendfuß für jeden Stadtbewohner das widerlichste Tier, welches er kennt. In Buenos-Aires trifft man eine Art der Myriopoden sehr häufig, und in Kellern, Gewölben oder feuchten Zimmern ist dieses ekelhafte Ungeziefer oft duzendweise vorhanden. Der hier heimische Tausendfuß wird bisweilen über einen Zoll lang und hat die Gestalt einer länglichen Spinne, die nach allen Richtungen hin eine Unzahl krabbelnder und zappelnder Beine ausstreckt. Bei warmem Wetter verbirgt sich das Tier gewöhnlich in Löchern, hinter Bildern, Spiegeln, Kisten u. drgl., sobald aber die Temperatur feucht wird, kommt es aus seinen Schlupfwinkeln hervor und spaziert an den Wänden hinauf. Seine Ausflüge erstrecken sich dann bisweilen auch bis oben an die Zimmerdecke, und von dort fällt es mitunter wiederum auf den Boden oder auf die im Zimmer Anwesenden, zu deren nicht geringem Entsezen. Wo das Tier mit der menschlichen Haut in Berührung kommt, hinterläßt es eine offne, rasch anschwellende Wunde, und läuft es über einen ganzen Körperteil hin, so entsteht auf der ganzen von ihm belaufenen Fläche ein offner Riß, der schon nach wenigen Minuten sich heftig entzündet. Ist die Wunde auch nie lebensgefährlich, so erklärt sich doch leicht, weshalb alle und besonders Europäer vor diesem Tiere eine oft ans Lächerliche streifende Furcht haben. Wenn man es an der Wand sizen sieht, kann man es ruhig mit irgend einem Gegenstande totschlagen, ohne daß es den Versuch macht, zu entfliehen, sobald man aber mit ihm in Berührung oder auch nur der Wand zu nahe kommt, läuft es schnell über den Menschen hin. Hütet man sich stets, an die Wände zu streifen oder sich anzulehnen, geht man nie ohne Licht in einen dunklen Raum, und sorgt man endlich streng für die nötige Reinlichkeit in den Zimmern, welche von den Südländern nur zu häufig vernachlässigt wird, so wird man wohl nie in die Verlegenheit kommen, mit einem Tausendfuß nähere Bekanntschaft zu machen.

Wenn auch harmloser, so doch viel blutdürstiger als jene sind die Flöhe, welche einen Teil der Bevölkerung der „Stadt der guten Lüfte" ausmachen. Geradezu unglaublich ist es, in welch' erschreckender Anzahl diese kleinen Ungeheuer sich hier aufhalten. Sie werden um so häufiger, je mehr man von dem Innern der Stadt sich entfernt; man sieht sie am Tage auf den meist steinernen Fußböden munter umherspringen und tritt man in ein Zimmer hinein, so haben sie natürlich nichts eiligeres zu tun, als an den Beinkleidern des Eingetretenen hinaufzuhüpfen. In der Nähe der ganz am Ende der Stadt gelegenen Calle Centro-America habe ich in einem Almaden (Laden) einen jungen Mann gesehen, dessen weiße Hose vollständig mit Flöhen wie mit kleinen schwarzen Punkten bedeckt war. Und wie verstehen es diese Blutsauger, ihr Opfer zu peinigen! Weder am Tage, noch bei der Nacht hat man Ruhe vor ihnen, beständig verspürt man das unangenehme Jucken, welches sie verursachen, und um mir nur einigermaßen erträglichen Schlaf zu verschaffen, griff ich in der ersten Zeit meines Hierseins stets zu einem verzweifelten Mittel: ich machte den Tag über so viele Märsche oder Spaziergänge, daß ich am Abend mich völlig erschöpft zur Ruhe begab.

Auch die vielen Fliegen, welche es hier gibt, sind nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des hiesigen Daseins zu zählen, wenn sie beiweitem auch nicht so lästig werden, wie die Flöhe. Immerhin aber sind sie höchst überflüssige Gäste, die in dichten Scharen beständig alles Eßbare umschwärmen und vor denen man Fleisch, Brot, Teller, Tassen u. a. aufs sorgfältigste verschließen muß, wenn man mit Wohlgeschmack irgend etwas genießen will. Die Schwärme, welche diese Fliegen bilden, sind so dicht, daß sie eine völlig schwarze und undurchsichtige Masse bilden, und wenn sie auch nicht stechen oder sonst den Menschen quälen, so sind die Mücken doch hier wie in ganz Südamerika wegen des Schmutzes, den sie überall zurücklassen, im höchsten Grade unangenehme Tiere, welche einem förmlich das Leben verbittern können.

Australien. Für 28. November 1883 ist in Sydney eine Federation and Annexation Conference sämmtlicher australischer Kolonien zusammengetreten. Dieselbe bestand aus Delegirten der australischen Regierungen und Parlamente und hatte über eine ins Leben zu rufende Konföderation der Kolonien, sowie über die Annexion von Inselgruppen in der Südsee zu berathen. Bekanntlich stehen die Kolonien zur Zeit wie fremde Staaten zu einander. Man will aber dies System der Isolirung beseitigt haben und verlangt ein geeinigtes Australien, um eine gemeinsame nationale Politik betreiben zu können Es ist dies ein Ziel, worauf die Gouverneure der einzelnen Kolonien schon seit Jahren, bis jezt aber vergeblich, hingearbeitet haben und auf welches der jezige englische Kolonialminister, Earl of Derby, noch jüngst wieder hinwies mit der Andeutung, daß, bevor dies nicht durchgesezt sei, eine Annektirung von Inselgruppen in der Südsee englischerseits nicht zugegeben könne.

Für unsere Hausfrauen.

Ueber die Konservirung des Fleisches.

I.

Unzweifelhaft hat die neuere Naturforschung die Methoden der Konservirung des Fleisches und der übrigen Nahrungsmittel einem tieferen Verständnis entgegengeführt. Man weiß jezt, daß der Prozeß der Fleischfäulnis, wie jeder andere Prozeß, von der Erfüllung gewisser Bedingungen abhängig ist. Kann die eine oder die andere Bedingung nicht erfüllt werden, so kann auch die Fäulnis des Fleisches nicht eintreten. Was gehört nun zur Fäulnis des Fleisches? So viel Widriges dieser Prozeß auch haben mag, wie Pasteur und Andere zeigten, handelt es sich dabei um die massenhafte Entstehung und Ausbildung von Pilzen, die unzweifelhaft Pflanzennatur besizen, nach den allgemeinen Gesezen der Pflanzenwelt wachsen und sich vermehren. Die Keime der Schimmelpilze (Fäulnispilze) sind in der atmosphärischen Luft verbreitet und senken sich daraus auf alle Körper nieder, die mit der Luft in Berührung kommen. Auf einen Porzellanteller abgelagert, können die Sporen der Pilze sich nicht entwickeln, weil ihnen hier die nöthigen Nährstoffe nicht geboten sind. In Berührung mit gut getrocknetem Fleisch gesezt, entwickeln sich die Pilzsporen ebenfalls nicht, weil ihnen hier das Wasser fehlt. Enthält aber die atmosphärische Luft viel Wasser, so kann allerdings ein Anfaulen stattfinden. In Berührung mit Fleisch, dessen naturwüchsiges Wasser in der Kälte gefroren ist, entwickeln sich die Pilzsporen ebenfalls nicht; sie bedürfen zu ihrer Entwicklung flüssiges Wasser und eine zusagende Temperatur. In Berührung mit Fleisch von gewöhnlichem Wassergehalt und gewöhnlicher Temperatur gelangen die Pilze zur kräftigen und schnellen Entwickelung und zur raschen Vermehrung, weil sie da nicht nur die nöthigen Nährstoffe (das Wasser mit einbegriffen), sondern auch eine begünstigende Temperatur finden. Um es kurz zu sagen: Wenn die Fäulnispilze üppig gedeihen sollen, so muß ein gut gedüngter, auch mit Wasser und atmosphärischer Luft versehener Boden nebst einer zusagenden Temperatur geboten sein. Die Verminderung des Volums und des Gewichts des Fleisches bei der Fäulnis hat unzweifelhaft darin ihren Grund, daß die üppig gedeihenden Pilze die Fleischstoffe als ihre Baustoffe an sich nehmen und weiterhin Zersezungen veranlassen, bei welchen Gase entstehen, die in die atmosphärische Luft übergeführt werden.

Die Faktoren der Fäulnis des Fleisches können nach dem Vorgetragenen also bestimmt werden: 1) Fäulnispilze, bezw. die Sporen derselben, 2) Wasser, 3) warme Luft und 4) ein mit reichlichen Nährstoffen versehener Boden, also in unserem Fall das mit stickstoffhaltigen und anderen Stoffen versehene Fleisch. Daß die Bestimmung dieser Faktoren richtig ist, läßt sich leicht beweisen. Bringt man frisches oder besser gekochtes Fleisch in eine zweckmäßig geformte Flasche und verstopft die Oeffnung mit zusammengedrückter Baumwolle (Baumwollenpfropf), so bleibt die Fäulnis entweder ganz aus oder tritt erst sehr spät ein. Sezt man ein mit frischem Fleische gefülltes Gefäß mit der Atmosphäre so in Verbindung, daß die eindringende Luft erst durch konzentrirte Schwefelsäure oder durch ein langes, zur Rothglut gebrachtes Porzellanrohr passiren muß, so erwartet man vergeblich den Eintritt der Fäulnis. Läßt man einen frisch präparirten Muskel in einer Kältemischung gefrieren und bringt ihn dann in einen mit Eis beschickten Schrank (Eisschrank), so bleibt die Fäulnis ebenfalls aus. Uebergießt man dagegen einen frisch präparirten Muskel täglich mit Wasser und hält ihn bei einer Temperatur von zirka 25—30° C. an der Luft, so tritt die Fäulnis mit größter Schnelligkeit ein und schreitet mit größter Schnelligkeit fort.

Aus Prof. C. Ph. Falcks „Das Fleisch", Handbuch der wissenschaftlichen und praktischen Fleischkunde.

Crême-, Schmetten- oder Sahnenkäse zu bereiten. Der Sahnenkäse ist mit Leichtigkeit in jeder kleinen Hauswirtschaft zu bereiten, weil er keine besondere Geschicklichkeit und keine besonderen Gerätschaften erfordert; die beste Zeit ist dazu der Frühsommer, wenn infolge des saftigen Grünfutters die Milch sehr reich ist. Das Verfahren ist folgendes: Man lasse die Milch in einer Schüssel oder Kasserole sechsunddreißig Stunden stehen, schöpfe dann die Sahne so dick als möglich ab und rühre je nach Umständen ein bis zwei Teelöffel voll Salz hinein. Zwei Näpfe (Teeschalen), die man sich bereit gestellt, werden mit einer doppeltgefalteten Serviette oder einem anderen reinen Leinen überdeckt und auf dieses dann die Sahne derart geschüttet, daß beide Schalen gleichmäßig gefüllt sind. Hierauf bleibt der Käse einen Tag stehen, während welcher Zeit die überflüssige Nässe in das Tuch sickert; sollte dies jedoch nicht in gewünschtem Maße der Fall sein, dann bedecke man den Käse für einige weitere Stunden mit einem anderen reinen Tuche. Dann nehme man in jede Hand eine Schale, lege die beiden Käsekuchen zusammen und knete sie unter dem Tuche zu einer runden, etwa einen Zoll dicken Scheibe, welche in ein reines Leinen geschlagen wird, das

innerhalb vierundzwanzig Stunden ein leztesmal gewechselt werden muß, falls es sich zu naß zeigt. Nach diesem bleibt der Käse vier bis fünf Tage liegen und wird reif. Sollte der Käse nicht gleich verspeist, sondern ein bis zwei Wochen und selbst länger aufbewahrt werden, dann muß man ihn, wenn er etwas zu trocknen beginnt, in ein frisches feuchtes Tuch schlagen.

Eine andere Art der Bereitung — die von manchen vorgezogen wird, obwohl sie nicht ein so gutes Resultat liefert — ist die folgende: Man nimmt ein Seidel frischer, reicher Sahne, stellt sie ruhig für zwei bis drei Tage an einen warmen Ort, bis sie gerinnt, worauf man sie leicht salzt und auf einen mit reinem, doppelt gefalteten Linnen bedeckten Suppenteller schüttet. Nachdem die Masse zwei Tage in diesem gelegen, wird sie in ein frisches Tuch geschlagen, und diese Operation, wenn nötig, nach weiteren zwei bis drei Tagen ein leztesmal wiederholt. In einer Woche ist der Käse reif und zum Verspeisen vortrefflich geeignet.

Literarische Umschau.

Französisch für Kaufleute. Unter Mitwirkung von Fachmännern von Charles Toussaint und G. Langenscheidt. Vierte Auflage. Preis ungebunden M. 2, gebunden M. 2,50. Berlin. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. 1884.

Die Metode Toussaint-Langenscheidt ist längst als vortrefflich allgemein anerkannt, und sie bewährt sich auch in dem vorliegenden Buche auf das beste. Dasselbe lehrt die französische Geschäftssprache in ihren von der gewöhnlichen Ausdrucksweise abweichenden Eigenheiten. Daß diejenigen Kaufleute, welche sich des Buches bedienen wollen, die französische Umgangssprache beherrschen, wird vorausgesezt. Der Inhalt des bei vollkommener Uebersichtlichkeit so gedrängt wie möglich gehaltenen Werkes umfaßt 1. den französischen Briefstil im allgemeinen; 2. den französischen Geschäftsstil im besonderen; 3. die Buchführung; 4. die Telegrammatik; 5. Gewicht, Maße, Münzen; 6. Gespräche; 7. Annoncen; 8. ein alle gebräuchlichen Geschäftsausdrücke vereinigendes Vokabular, das zugleich als Register des ganzen dargebotenen Stoffes dient; 9. ein Vocabulaire systematique, welches ohne deutsche Uebersezung die zusammengehörigen Ausdrücke, Bezeichnungen und Redensarten unter geeigneten Rubriken aneinander reiht und dem ohne Hülfe eines Lehrers Studirenden Gelegenheit bietet, durch Uebersezung und Rückübersezung zu prüfen, ob das, was er aus dem Werke lernen wollte, auch völlig sein geistiges Eigentum geworden ist. Die elegante Ausstattung läßt den Preis des Buches als einen sehr mäßigen erscheinen.

Illustrirtes Pflanzenleben, gemeinverständliche Originalabhandlungen über die interessantesten und wichtigsten Fragen der Pflanzenkunde nach zuverlässigen Arbeiten der neueren wissenschaftlichen Forschungen, herausgegeben von Dr. Arnold Dodel-Port, Professor der Botanik an der Universität Zürich. Mit 10 Tafeln als Extrabeilagen und 122 in den Text gedruckte, teils phototypirten, teils xylographirten Figuren, zusammen 433 Detailabbildungen. Verlag von Cäsar Schmidt, Zürich 1883.

Das bekanntlich in einer größeren Reihe von Lieferungen erschienene Werk ist bei seinem Abschlusse zu einem stattlichen, vorzüglich ausgestatteten Bande angewachsen, dessen Inhalt die Erwartungen in hohem Maße befriedigt, mit welchen das Werk des ebenso gelehrten wie liebenswürdig schildernden Verfassers bei Beginn seines Erscheinens begrüßt wurde. Um die Fülle des mit tiefeindringender Sachkenntnis und einem über alle Vorurteile erhabenen Lehreifer entwickelten Stoffes kurz zu karakterisiren, seien hier die behandelten Temata angegeben. Dieselben sind 1. die niederen Pilze, 2. Kontagien und Miasmen, 3. Fleischfressende Pflanzen, 4. Die Kraushaaralge, 5. Ein Blick in die untergetauchte Flora der Adria, 6. 7. 8. Die Liebe der Blumen, 9. u. 10. Auffällige Bewegungserscheinungen im Pflanzenreiche. Einen ganz besonderen Schmuck des interessanten, auf das wärmste zu empfehlenden Werkes bilden die sämmtlich von Professor Dodel-Port selbst mit erstaunlicher Akkuratesse und feinem Kunstgefühl gezeichneten Abbildungen.

Rußland. Land und Leute. Unter Mitwirkung deutscher und slavischer Gelehrten und Schriftsteller herausgegeben von Hermann Roskoschny. Leipzig, Greßner und Schramm.

Dieses mit der einundvierzigsten Lieferung (jede Lieferung zu M. 1) abgeschlossene zweibändige Werk gehört zu jenen „Prachtwerken", welche im lezten Jahrzehnt in so großer Anzahl aus den deutschen Verlagsanstalten hervorgegangen sind und einen weiten Kreis von Käufern sich erobert haben, obgleich die Kritik ihnen nicht immer günstig gewesen ist. In der Tat drängt das anspruchsvolle Hervortreten der Illustrationen in den Prachtwerken die etnographische und kulturgeschichtliche Behandlung des Stoffes vielfach, sehr zu deren Nachteil, in den Hintergrund und verwandelt den Leser, nicht, wie es im Interesse allgemeiner Bildungsbeförderung wünschenswert ist, in einen Studirenden, sondern macht ihn oft zum bloßen Beschauer. Dadurch gerät der Schriftsteller, welcher die Abfassung, beziehentlich die Redaktion, des Werkes übernommen hat, nur zu leicht in die Versuchung, seine Aufgabe möglichst leicht zu nehmen, und dieser Versuchung ist selbst schon mancher unterlegen, dem ein berühmter Name das Interesse des literarisch gebildeten Publikums sicherte. Das sind Uebelstände, welche der Abhülfe bedürfen, einer Abhülfe, welche in der Sorge für einen materiell und formell vollendeten Text unschwer zu finden ist. Offenbar aber heißt es das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man wegen solcher Ausstellungen, zumal dieselben keineswegs bei allen Prachtwerken zu machen sind, diese selbst als eine unerfreuliche Erscheinung auf unserm Büchermarkt betrachtet und behandelt. Die Illustration kann gerade in den Prachtwerken einer nicht zu unterschäzenden Aufgabe dienstbar gemacht werden: die wissenschaftliche Darstellung zu beleben und zu ergänzen, sie dem Interesse und Fassungsvermögen des Lesers näher zu bringen und ihren Inhalt dem Gedächtnisse tiefer als es sonst zu geschehen pflegt, einprägen zu helfen. Diese Aufgabe werden die Prachtwerke bei wißbegierigen Lesern erfüllen, sobald diese sich durch die geistige Nahrung, welche ihnen der literarische Text bietet, befriedigt fühlen. Dagegen mögen Leute beiderlei Geschlechts, welche sich für die Illustrationen so interessiren, daß sie darüber den Text völlig zu vergessen lieben, ungestört die Prachtwerke nur als Bilderbücher betrachten, — an ihnen war schwerlich etwas zu gewinnen oder zu verlieren. — Was der Verfasser des vorliegenden als eine große illustrirte Landes- und Sittengeschichte auftretenden Werkes zu leisten bemüht war, sagt er in der Vorrede zum ersten Bande: „Der Leser wird durch die Städte und Dörfer Rußlands, durch seine Wälder und Steppen, über seine Gebirge, Flüsse und Seen geführt; es werden ihm die Sehenswürdigkeiten der Städte, die Sitten und Gebräuche der Dorfbewohner, die Naturschönheiten des Landes geschildert; er wird vertraut werden mit dem bunten Völkergemisch, aus welchem Rußlands Bevölkerung mosaikartig zusammengesezt ist. In diese Schilderungen werden an geeigneter Stelle jene Mitteilungen verflochten, die dem Leser einen Ueberblick über das gesammte Streben und Wirken der Nation gewähren sollte. Ohne Voreingenommenheit sollen die staatlichen und religiösen Einrichtungen und die sozialen Verhältnisse in den Kreis unserer Betrachtung gezogen werden, ohne zu vergessen, daß unsere Aufgabe nur die objektive Beschreibung, nicht die Polemik ist." Das Werk hat schon während seines lieferungsweisen Erscheinens günstige Aufnahme beim Publikum gefunden und wird überall da willkommen sein, wo man die Ausgabe nicht zu scheuen braucht, welche ein so großartig angelegtes Werk troz der riesigen Hilfsmittel unseres modernen Buchdrucks notwendig verursachen muß, zumal es in deutscher Sprache das erste ist, welches eine derartig umfassende Beschreibung von ganz Rußland in Originaldarstellungen bietet.

Rätsel.

Du, die du das Erste, sei mir das Zweite, dann werde ich ewig sein dein — Erstes und Zweites vereint.

Rebus.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 13. 1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky.

12. Fortsetzung.

13. Kapitel.

Und wieder war anhaltendes Regenwetter eingetreten. Die Regenmenge dieses Frühjahrs war ganz abnorm, und von allen Seiten liefen Berichte ein von Wassergefahr und Zerstörung.

Die Gräfin Dönhof befand sich auf ihrer Villa in Obergau, zur Einsamkeit und Zurückgezogenheit verurteilt, in der übelsten Laune. Sie langweilte sich entsezlich.

Bei Hofe hatte man in lezter Stunde andere Dispositionen getroffen, es hieß, er werde erst in vier Wochen nach Solenbad übersiedeln, und so blieb auch der übrige Adel noch aus.

Auch ihre Schwägerin Marie, die mit Nanny ihren Besuch zugesagt, und die absichtlich diese Frühlingszeit gewählt, wo der Kurort noch keine Frequenz zeigte, war noch nicht gekommen.

Als nun auch am Nachmittag der Regen mit gleicher Regelmäßigkeit gegen die Fensterscheiben schlug, erreichte ihre Ungeduld und nervöse Gereiztheit den Höhepunkt.

Monate hindurch hatte die Bekehrung Elsas ihren Geist beschäftigt und ihr Herz erquickt, und welch anregender Verkehr, welch süße Vertraulichkeit war infolge dessen auch zwischen ihr und dem schönen Jesuitenpater entstanden; jezt war ihren gemeinschaftlichen Bemühungen in der lezten Stunde der Sieg entrissen worden. Sie hatte für das blonde Mädchen eine Neigung entstehen gefühlt von dem Augenblick an, wo sie glauben durfte, daß sie Einfluß auf dasselbe gewonnen, jezt haßte sie es, denn sie hatte mit Elsa zugleich auch Cölestin verloren.

Die beiden hatten sich getroffen und es hatte eine Erklärung zwischen ihnen stattgefunden, ehe sie zusammen in das Pfarrhaus zurückgekehrt waren. Aber er hatte ihr nichts davon mitgeteilt, als, daß alles vergeblich sei, daß man das Mädchen aufgeben müsse. Er hatte ihr hierauf Elsa überlassen und war fortgegangen. Seitdem war eine Woche vergangen und sie hatte ihn nicht wiedergesehen. Wo weilte er denn? Warum hatte er ihr nicht wenigstens eine Zeile geschrieben? Zürnte er ihr? O, sie hatte weit eher Grund, ihn für die plözliche Sinnesänderung Elsas verantwortlich zu machen; er hatte sie wohl durch eine Unvorsichtigkeit provozirt. Sie selbst hatte sich damals durch Elsas ganz verändertes Wesen einschüchtern lassen. Diese war sicher und bestimmt aufgetreten und hatte verlangt, sofort nach der Residenz zurückzukehren. Sie hatte sich gefügt, und so waren sie nur nach ihrer Villa in Obergau gekommen, um daselbst zu diniren. Mit ihnen fast gleichzeitig trafen auch Helene und Reinthal hier ein. Der Baron hatte die fluchtartige Abreise der Gräfin bedenklich gefunden, und er hatte Helene leicht überredet, selbst nach ihrem Schüzling zu sehen. Die Gräfin fühlte sich nun diesem Liberalen gegenüber sehr beängstigt, sie bekam Furcht vor einem Eklat. So hatte sie es Elsa noch Dank wissen müssen, daß sie über all die Vorgänge im Pfarrhause Schweigen beobachtete, und sie selbst tat alles, um ihre Angabe glaubwürdig zu machen. Sie habe das junge Mädchen, das sich unwohl fühlte, nur mit sich genommen, um es in eine bessere Luft zu bringen und zu zerstreuen. Ja, sie hatte sogar den Vorschlag Reinthals und Helenens akzeptirt, der dahin ging, ehe sie zur Station fuhren, die Villa des Barons in Solenbad zu besuchen, sowie die daneben befindliche, etwas kleinere, welche Helene für diese Saison gemietet hatte.

Beide lagen an der Promenade, beide inmitten von Parks, und von Obergau aus waren sie nach halbstündiger Fahrt, die durch liebliche Auen ging, zu erreichen.

In der Villa Reinthals angekommen, hatte man alles in Bewegung gefunden, eine Anzahl Handwerker war hier beschäftigt, und auch ein Teil der Dienerschaft war bereits angelangt.

In seinen Jünglingsjahren hatte Reinthal stets einige Sommermonate hier zugebracht. Sein Vater hatte dies reizende Landhaus erbaut, aber er hatte es vergrößern und verschönern lassen. Nach seinem Roman mit Marie Lefebre, der sich in Solenbad abspielte, schien er durch Jahre die Lust für diesen Aufenthalt verloren zu haben, ja, er vermied es absichtlich, in diese Gegend zu kommen.

Erst mit der zunehmenden Kränklichkeit seiner Gattin hatte er die Idee gefaßt, sie nach Solenbad zu schicken, und Ilona hatte hierauf einige Sommer hier verlebt und war auch hier gestorben. Darnach hatte sich der Baron nicht mehr hier sehen lassen. Suchte er trüben Erinnerungen zu entgehen? Jezt war der Befehl gekommen, alles für seinen Aufenthalt instand zu sezen. Die Zimmer, welche seine Gemahlin bewohnt hatte, sollten frisch tapezirt, teilweise auch neu möblirt werden; Doktor Lefebre

sollte sie bewohnen. Reinthal inspizirte zusammt den Damen dies alles, erbat in einigen Dingen ihren Rat, und lud sie hierauf zu einem kleinen Mahl in den Salon. Er und Helene waren von der muntersten Laune; sie scherzten beide über die nahe Nachbarschaft, und Reinthal behauptete, man werde mit Hülfe eines Opernglases von den Fenstern der Villen aus miteinander kokettiren können. Dabei suchten seine Augen immer wieder denen Elsas zu begegnen. Und nun war es der Gräfin interessant zu bemerken, wie Elsa, obwohl sie sich heiter und lebhaft gab, doch den Baron mit Kälte behandelte und einem Geschick fern zu halten wußte, das sie in Erstaunen sezte.

Der Baron war es also nicht gewesen, der ihren Bekehrungsversuchen im Wege gestanden? Wer war es also? Hatten sie nicht zu vorschnell dies Mädchen wieder freigegeben? Sie bereute jezt ihre Nachgiebigkeit, sie schämte sich ihrer Schwäche, aber es war zu spät. Reinthal benuzte den nächsten Zug, um Helene und Elsa nach der Residenz zu geleiten. Die Gräfin fuhr allein in ihrem Wagen nach Obergau zurück. Heute, wo sie sich in ihrer Einsamkeit diese Vorgänge ins Gedächtnis zurückrief, regte sie sich aufs neue und in noch maßloserer Weise auf. Und er, auf den sie gerechnet hatte, der ihr seine Hilfe zugesagt, er, der ihr geistlicher Beirat geworden, er hatte sie in dem kritischesten Augenblick verlassen und war nicht wieder gekommen. Sie ging im Zimmer auf und nieder und wandte sich wohl auch einmal dem Fenster zu, aber der trübe graue Regenton, der auf allem lag, flößte ihr eine Art Ekel ein. Sie war eben sehr nervös, die gute Natalie, und sie konnte nicht einmal im Gebet Trost finden. Auch dazu fehlte ihr Cölestin.

In diesem Augenblick trat ein Diener ein und meldete den Pater Cölestin.

Die alte aber noch lebhaft fühlende Dame hätte fast einen Freudenschrei ausgestoßen.

Sie warf einen Blick in den Spiegel, und als sie sich überzeugt, daß der innere Grimm ihr weder eine Spizenrüche verknittert, noch ein Bändchen verschoben, und daß ihre Toilette die distinguirteste Nettigkeit zeigte, wandte sie sich der Türe zu, um dem Erwarteten einige Schritte entgegen zu gehen. Cölestin trat ein. Er reichte ihr die Hand, ohne etwas zu sagen. Sie sah ihn mit großen erschreckten Augen an, sie fand ihn sonderbar verändert. Seine Wangen waren eingefallen, und der starke bläuliche Schimmer, den der seit Tagen nicht rasirte Bart darauf verbreitete, ließ sein Gesicht geradezu blaß erscheinen, sein sonst sorgfältig geordneter Anzug hing lose und unordentlich an seiner Gestalt, die darunter hager erschien.

„Sie sind krank gewesen!“ und sie erfaßte in mitleidiger Teilnahme abermals seine Hand; sie war heiß und trocken. „Um Gotteswillen was ist Ihnen?“

Er hatte ein mattes geringschäziges Lächeln.

„Beunruhigen Sie Sich nicht, es ist nichts. Die Luft der Berge, die starke Bewegung hat mir so zugesezt.“

„Wo sind Sie denn gewesen?“

„Ich irrte in der Bergwildnis umher, über Schluchten und Eisfelder bin ich geklommen, und dann wieder nach den Hochtälern herabgestiegen; ich habe die Hochlandsnatur studirt und die Menschen, die da wohnen, da oben, so nahe dem Himmel — dem Himmel! O, ich bin um manche Erfahrung reicher geworden!“ Er lachte, es klang schneidend, bitter.

Sie nötigte ihn Plaz zu nehmen und sezte sich neben ihn. Er sah sich um.

„Ist sie fort?“ fragte er in einem Tone, der heiser, wie aus zusammengeschnürter Brust sich ihm entrang.

„Ja,“ sagte die Gräfin fast hart.

„Sie ist wieder zu Helene zurückgekehrt?“

„Natürlich, Sie haben sie ihr ja selbst ausgeliefert. Sie haben ja dazu geraten, sie aufzugeben.“

Sie wußte, daß sie ihm wehe tat, aber es war ihr eine Art Genugtuung, warum hatte er sie nicht besser gehütet.

Er biß die Zähne zusammen, seine Brust hob sich unter einem schweren Atemzuge. Nach einer Pause begann er leiser und häufig stockend:

„Haben Sie es nicht bemerkt — als wir — damals zurückkamen — sie trug einen Gegenstand in ihr Tuch gewickelt in der Hand — sie hatte ihn aus der Hütte des Arbeiters mitgenommen — erinnern Sie Sich doch!“

Die Gräfin nickte. Ja ja, sie erinnerte sich jezt, es war ihr aufgefallen, und ihre Neugierde war gewachsen, als sie zu bemerken glaubte, daß Elsa diesen Gegenstand zu verbergen, ihrer Beachtung zu entziehen versuchte. Sie hatte ihn in ihren Reisemantel gesteckt, aber die Kammerjungfer war die Indiskrete gewesen und hatte der Gräfin verraten, daß dieser Gegenstand ein Buch war, eine Broschüre, ganz neu, noch nicht einmal aufgeschnitten.

„Es ist richtig!“ rief er, und er sprang auf in heftiger Bewegung und durchschritt das Zimmer, unter den aufstürmenden Gedanken nach Fassung ringend. Jezt blieb er vor der Gräfin stehen, die in ihre Causeuse gelehnt, verwundert und etwas bänglich, jeder seiner Bewegungen gefolgt war.

„Von wem war das Buch?“ fragte er streng.

„Ich weiß es nicht.“

„Sie haben nicht weiter geforscht?“

„Nein.“

„Sie haben also diesem Umstande keine Bedeutung beigelegt, gar keine?“

Sie sah ihn mit ungewisser Miene an, halb ärgerlich, halb erstaunt. „Mein Gott, nein.“

„Ach, ja ja, man ist blind, man ist taub, man sieht nichts; man scheint keine Ahnung zu haben von der Trostlosigkeit unserer Zustände, von ihrer Gefahr; wohin treiben wir, o mein Gott!“

„Ich verstehe Sie nicht.“

Er lachte wieder, es klang nur noch gereizter.

„Ein Arbeiter war es, nicht wahr, ein Arbeiter; nicht etwa einer, der zu dem bereits verdorbenen Proletariate der Städte gehört, nein, ein Gebirgsbewohner, der in dieser Oede sein Leben zugebracht, ein einfacher schlichter Bursche, und der ist im Besiz einer Broschüre, die soeben die Presse verlassen. Also wir finden schon die neuesten Erscheinungen des Büchermarktes unter der ländlichen Bevölkerung verbreitet, die moderne Literatur, oder gar die moderne Wissenschaft in der Hütte der Armen, die ihren lezten Groschen, den sie sich vom Munde abgedarbt, dafür hingegeben. O, dies erklärt mir vieles, es erklärt mir alles!“ Er faßte mit beiden Händen nach seinem Kopfe, als müsse er ihn sichern vor allzu schwindelnden Eindrücken. „Wissen Sie, Gräfin, was ich in diesen Bergen erfahren habe!? Daß diese Aermsten, diese Ausgestoßenen, daß unsere Legionen, Gräfin, auf die wir bisher am festesten vertraut haben, daß auch sie schon angesteckt sind von der Verderbnis, wankend im Glauben, von der Strömung erfaßt, die sie vorwärts reißt, unaufhaltsam!“ Er sah sie mit trockenen geröteten Augen an, in denen ein unheimliches Feuer glühte. „Gräfin, da oben in jener Bergwildnis, da habe ich darüber gewütet und ich habe darüber geweint, heiße blutige Tränen habe ich um die Menschheit geweint und um mich selbst!“

Wie innerlich gebrochen ließ er sich in den Stuhl sinken.

Die Gräfin führte ihr Taschentuch gegen die Augen.

„Gott wird die Sünder züchtigen mit ewiger Verdammnis,“ lispelte sie, als ob sie ihm und sich selbst damit etwas recht Trostreiches gesagt hätte.

Um seine Lippen zuckte wieder jenes Lächeln unsäglicher Verachtung, er stüzte den Kopf schwer in die Hand und schloß die Augen. Und wieder reihten sich ihm Gedanken an Gedanken, Bilder an Bilder. Und wieder stand das blonde Mädchen vor ihm, schöner in ihrem Widerstande noch und begehrenswerter: „Ihre Vorstellungen sind nicht die meinen, Ihr Geist bewegt mich nicht,“ hatte sie gesagt. Ah, er wollte erfahren, was ihr den Geist bewegte. In welchem Verhältnis stand sie zu jenem Arbeiter? Sie hatte ein Buch von ihm genommen, deutete das nicht auf eine geistige Verbindung? — Er wollte für all die sich ihm aufdrängenden Vermutungen Gewißheit!

„Befehlen Sie den Wagen," sagte er, indem er sich erhob.

„Wollen Sie zur Bahn?"

„Ich will Sie bitten, mit mir eine Spazierfahrt zu unternehmen."

„Bei diesem Wetter, und wohin?"

„Nach Amsee."

„Sie scherzen."

„Es wäre vielleicht anzunehmen, daß bei dem Arbeiter Georg Hofer — ich weiß jezt seinen Namen — noch ein zweites Exemplar jener unaufgeschnittenen Broschüre zu finden wäre. Was ich über den Burschen vernommen, rechtfertigt diese Voraussezung."

Es bedurfte keiner weiteren Pression auf die Gräfin; all ihre Neugierde war geweckt und all der Eifer, einer Sache auf den Grund zu kommen, die mit Elsa in Verbindung stand. Zwei Stunden später hielt ihr Wagen vor dem felsengewölbten Tor, durch das man in den Ort Amsee gelangte.

Natalie und Cölestin verließen den Wagen, dem Kutscher die Weisung hinterlassend, sie hier zu erwarten.

Sie schritten, troz des noch immer herniederrieselnden Regens, der Niederung entgegen, die Lahn genannt.

Jezt klopften sie an die Tür der Hofer. Diese öffnete ihnen selbst.

Die Gräfin erzählte, sie sei von Solenbad herübergekommen, um die Kirche und die eigentümliche Anlage des Ortes zu besichtigen; nun am Ende desselben angelangt, bitte sie um die Erlaubnis, sich hier einen Moment ausruhen zu dürfen, ehe sie den Rückweg antrete. Und Cölestin fügte in seiner liebenswürdigen Weise hinzu, die Frau und ihr Hauswesen habe ihm, als er vor acht Tagen hier war, einen so günstigen Eindruck gemacht, daß er die Frau Gräfin in kein anderes Haus führen wollte als in dieses.

Die Hofer wußte vor Ueberraschung und Verwunderung erst gar nicht, wie sie sich zu geben habe.

Sie hatte noch nie mit einer Gräfin gesprochen, und jezt war eine solche in ihre niedere Hütte eingetreten und tat gar nicht stolz, guckte vielmehr so recht freundlich und vertraulich nach allen Seiten herum, und war auch nicht prächtig anzusehen. Sie trug keine schönen Kleider, wie sie sich's bei einer Gräfin immer vorgestellt; einen ganz simplen Regenrock, und auf dem schwarzen Hut nicht einmal eine Feder. Und der gute hochwürdige Herr, mit dem der Georg neulich so wenig Umstände gemacht hatte, er hatte es ihr also nicht nachgetragen und ihr nun solche Ehre erwiesen. Sie fühlte sich ganz gerührt, und ihre Verlegenheit begann zu schwinden. Dazu kam noch das befriedigende Bewußtsein, daß sie soeben gescheuert und rein gemacht hatte. Sie konnte ihre Stube sehen lassen. Das Bett war frisch überzogen, das Duzend Milchlöffel, das sie noch aus der Zeit, wo sie Almerin war, aufbewahrte, war sauber gepuzt und glänzte von dem dunklen Holzgestell hernieder; an der Leine vor dem großen Kachelofen, die Sommer und Winter hier angemacht war, hingen zwei soeben gewaschene Hemden, Georgs Sonntagshemden, und nahebei standen seine neuen hohen Juchtenstiefel, die sie mit Fett geschmiert hatte. Diese Stiefel waren ihr Stolz, der Triumph jahrelanger Sparsamkeit, solcher gab's nicht viele in Amsee, und die Gräfin konnte es an diesen Stiefeln gleich sehen, daß sie zu ordentlichen Leuten gekommen war.

Aber die Gräfin brachte für diese Dinge, die der Hofer ein so gehobenes Bewußtsein verliehen, eine ganz andere Anschauung mit. Die feuchte Luft der niederen Stube, in der die Diele noch nicht völlig aufgetrocknet war, der Geruch der Wäsche und Betten, dieser Geruch der armen Leute, der durch die Juchten ein noch schärferes Aroma erhielt, erregte ihr den heftigsten Widerwillen.

Sie drückte ihr Taschentuch gegen die Nase und wendete sich hilfesuchend nach Cölestin um.

Dieser starrte, nichts um sich beachtend, auf einen Fleck; hier war sie gestanden mit dem schönen, in Begeisterung glühenden Antliz, hier hatte sie ihm das Wort zugeschleudert, daß sie alles trenne.

Eine Woche war erst seitdem vergangen, es dünkte ihn eine Ewigkeit des Schmerzes.

Die Hofer hatte zwei Stühle dicht neben einander hingestellt und bat nun die Herrschaften Plaz zu nehmen.

Cölestins strenger Blick wies die Gräfin an, der Einladung zu folgen. Sie sah es wohl, er bestand auf seinem Vorhaben unter allen Umständen, und so tat sie denn das Einzige, was ihr in diesem Falle übrig blieb, sie trat ans Fenster und machte es auf, dann zog sie ihren Stuhl nahe bei und sezte sich in Gottes Namen darauf nieder.

Cölestin befragte jezt die Hofer in milder, teilnehmender Weise um ihre Verhältnisse. Als Priester hatte er das Recht, sich in das innerste Leben der Familie zu drängen; er fragte nach Georg, und ob er wieder im Salzwerk arbeite.

„Natürlich, Hochwürden, jeden Montag geht er hinauf, und am Freitag wieder herunter, die ganze Woche bin ich armes Mutterl allein."

„Ihr könnt Euch doch am Sonntag seiner erfreuen und mit ihm die Kirche besuchen."

„Das wär' schon recht, wenn — wenn nur —"

Die Hofer machte ein einfältig verlegenes Gesicht.

„Ihr habt doch gewiß als Mutter Eure Pflicht gethan und den Sohn fromm und christlich erzogen," fragte die Gräfin.

„O mein Gott, schon wie! Wie er noch ein winziges Bübel war, hat er schon müssen in die Kirchen gehen, ob er wollen hat oder nicht, und zur Beicht' hab' ich ihn auch fleißig ang'halten, und sein Katechismus hat der Georg auf's Und hersagen können, aber jezt — no, Sie wissen's Euer Gnaden vielleicht auch, was das für eine Mod' bei den Männern ist: 's Kirchengehen und 's Beten haben's ganz uns Weibsbildern allein überlassen. Unsereins könnt' sich schier mattbeten, um unserm Herrgott das Nötigste nur zu leisten. Und ich gar, ich hab's in die Füß, ich kann keine Prozession mehr mitmachen — aus is! Aber ich laß halt dafür hie und da eine Meß' lesen."

„Jeder wird dereinst für sein eigenes Tun und Lassen sich zu verantworten haben," ermahnte Cölestin und hierauf, in drängender innerer Ungeduld, direkt auf sein Ziel losgehend: „Versucht es doch wenigstens, ihn zum Lesen guter und gottesfürchtiger Bücher anzuhalten. Ihr habt doch solche Bücher?" Seine Augen wandten sich fragend dem Schrank zu, hinter dem er diese vermuten konnte.

„O mein — Bücher haben wir g'nug, aber ob's gottesfürchtig sind? — Ich vermein', die seind's nicht, die ihm der alte Kezer vermacht hat, der —" sie stockte, „ich weiß halt nicht, wie Hochwürden von ihm denken, weil's mit seiner Fräulein Tochter bekannt sind."

„Ihr Instinkt hat Sie sicher geleitet," rief die Gräfin dazwischen, „es kann ihm kein Segen kommen von dieser Seite."

„Aber noch weit gefährlicher wirken die neuen Bücher, die man jezt allenthalben unter den Arbeitern zu verbreiten sucht, wißt Ihr — jene ganz neuen — die auch ihm unlängst zugekommen sind."

„Aus is!" rief sie, und schlug in Ueberraschung und Schreck die Hände zusammen, „Hochwürden wissen davon!"

„Diese enthalten das schlimmste, das gefährlichste Gift für Ihren Sohn."

„Ja ja, was ich halt immer gesagt hab', die sakrischen Bücher! Deshalb hat er auch gar so heimlich damit getan, und hat sie vor mir versteckt g'halten."

„Sie befinden sich also nicht in jenem Schranke?"

„G'wiß nicht, — aber so was — ich hab' mir's gleich denkt, denn — denn —"

„Erleichtert Euer Gewissen, gute Frau," sagte der Pater mit erheuchelter Sanftmut, indes er in ungeduldiger Pein die Fingernägel in die geballte Hand drückte.

Die Hofer holte tief aus zu dem Bekenntnis: „Sehn's, die Truhen dort am Fenster, in der er sein Sacherl hat, ist immer offen g'standen, mein Gott, er hat nicht viel drin, und seinen Bergrock nimmt ihm keiner — plözlich war's zugesperrt. Und von da an hat er den Schlüssel immer bei sich tragen, sogar bei der Nacht, ich hab ihm nicht drauf kommen können; aber die Neugier hat mich nöt g'ring peinigt, und ich hab' mir

g'sagt, was der Bua vor seiner leiblichen Mutter so verstecken tut, das kann nichts Gutes sein — und da —"

„Habt Ihr die Truhe erbrochen!"

„Das hätt' ich mir nöt traut', niemals nöt, und —" ihr Gesicht nahm einen ungemein verschmitzten Ausdruck an, „da wär' mir der Georg halt auch gleich drauf kommen. Na, das hab ich nöt tan, aber ich hab' alle Schlüssel zusammg'sucht, die ich nur hab' finden können, und hab' so lang probirt, bis einer paßt hat und da — no und da ist halt die Truhen gleich offen g'west."

„Euch hat die beste Absicht geleitet, und so ist kein Unrecht dabei."

„Ich küß 'd Hand Hochwürden, es ist mir ein wahrer Trost, daß Sie so reden."

„Ich will auch jede weitere Verantwortung übernehmen, aber zeigt mir die Bücher."

„Sie müssen es tun," fügte die Gräfin hinzu, „als Mutter haben Sie die Pflicht, nicht nur das leibliche, sondern auch das geistliche Wohl Ihres Sohnes zu überwachen und alles Schädliche hintan zu halten."

Die Hofer holte den Schlüssel. Sie sperrte auf und schlug den Deckel zurück.

Cölestin und die Gräfin waren herzugetreten, erwartungsvoll beugten sie sich vor, der Pater in fiebernder Spannung.

Die Hofer war niedergekniet. Behutsam legte sie den tuchenen Bergmannsrock bei Seite, das Galakleid ihres Sohnes und die Sonntagsweste, und stöberte hierauf hastiger unter den noch darin befindlichen Gegenständen herum, dann rief sie: „Aus is, die Bücher sind weg!" Cölestin beugte sich hernieder und wühlte nun seinerseits in der Truhe. Er hatte sich bald überzeugt, daß die Frau recht hatte.

„Und Ihr habt es deutlich gesehen, daß er hier Bücher verwahrt gehabt?" Troz der gewohnten Selbstbeherrschung verriet sich die mächtige Erregung in seiner Stimme.

„Bei meiner armen Seel', Hochwürden," versicherte die Hofer, „ich hab' sie selber in der Hand g'habt."

„Und es waren ihrer mehrere?"

„Wohl so a Stück a zehn."

„Von gleichem Aussehen?"

„Ganz gleich, eins wie's andere."

„Und die Aufschrift, der Titel?"

„Ich kann schon lesen, aber das nöt, was da drauf g'standen ist; und einwendig konnt' man grad nur von unten ein bisserl die Nasen 'neinstecken; o ich glaub's schon, daß das die verbotenen Bücher waren, die von allen Seiten zupickt sind, weil man's halt nöt offen und ehrlich lesen darf."

„Er hat sie weiter verbreitet," murmelte Cölestin zwischen den Zähnen, „er ist straffällig." Und dann zur Gräfin: „Sie sehen, alle meine Vermutungen haben sich bestätigt, aber wir sind zu spät gekommen."

„Wir werden wenigstens bis an's Ende gehen," entgegnete sie entschlossen, und ihr Gesicht hierauf wieder in die freundlichsten Falten legend: „Liebe Frau, ich wünsche sehr die Erbschaft kennen zu lernen, die Herr Barr Ihrem Sohne vermacht hat.

Die Hofer sah etwas beängstigt aus.

„Ich wollt, er hätt's mit sich in's Grab g'nommen, der Georg hat sich g'wiß nix Gutes daraus herausg'lesen und doch halt' er so viel drauf, und darum weiß ich halt nicht —"

Aber die Gräfin fragte nicht weiter um Erlaubnis, sie hatte den Bücherschrank geöffnet und ging sofort daran ihn zu durchsuchen, um ihre brennende Neugier zu befriedigen. Sie riß die Bücher heraus, sah selbst nach den Titeln und Autoren, oder gab sie zur Prüfung an Cölestin.

„Goethe — Lessing!" riefen sie, und sie sahen sich an, ganz verdutzt. „Und hier Schiller!"

„Börne!" Die Indignation der Gräfin steigerte sich noch, als ihr jezt Mignets Geschichte der französischen Revolution und Rousseaus Gesellschaftsvertrag, mit seinen Reden und Bekenntnissen zusammengebunden, in die Hände fiel.

Cölestin warf hastig eine alte Encyclopädie aus dem Jahre 40 bei Seite, um zu sehen, was dahinter aufgestellt war.

So wuchs ihre Gier und ihr feindseliges Interesse an diesem Studium. Hier gewannen sie einen Einblick in das Seelenleben eines Individuums, das in der Gesellschaft einen so niedern Rang einnahm, so tief unter dem ihrigen, und das sich nun vermaß, in seinem geistigen Bedürfen sich auf gleiche Höhe mit ihnen zu stellen.

„Und hat Ihr Sohn diese Bücher häufig in die Hand genommen," fragte sie erhizt von der Arbeit und ihrem Eifer.

„Nur jeden Sonntag hat er drin g'lesen, aber dann schon gleich von früh bis abends."

„Arbeiterlesebuch," las jezt die Gräfin, völlig aufatmend, doch endlich auf etwas harmloses zu stoßen, aber schon im nächsten Augenblick stieß sie einen Schrei des Entsezens aus, „von Lassalle!" und als hätte sie Feuer berührt, schleuderte sie das Heftchen, das diesen Titel trug, weit von sich.

Cölestin hatte ein dickleibiges Werk aufgeschlagen, er starrte darauf und es zitterte in seinen Händen. Es war Darwins „Entstehung der Arten".

„Darwin," murmelte er, und seine Augen überflogen die Zeilen, die wie glühende Lettern ihm entgegenbrannten. „Darwin! hier ist der Schlüssel zu allem. Das ist das neue Evangelium, das sie uns entfremdet, das alles untergräbt, was bisher als Offenbarung die Welt erklärt und uns in ihr. — Ihre Vorstellungen sind nicht die meinen, hat sie gesagt; sie hat Recht, es sind total veränderte. Sie haben eine andere Poesie, einen andern Idealismus, eine andere Begeisterung — sie entgöttern alles und sezen an deren Stelle ein unerbittliches Naturgesez, die Notwendigkeit. Es ist ein furchtbares, ein äzendes Gift in alledem, das weiter frißt, weiter, weiter!" Aufstöhnend griff er nach seinem Herzen, als wäre auch ihm bereits etwas von diesem Gifte eingeimpft, als säße es ihm im Blute und alles Wehren sei vergeblich, denn auch er war untertan diesem Naturgesez.

„Darwin!" schrie jezt laut die Gräfin, die einen zweiten Band erwischt, und sie schleuderte auch ihn zu Boden, um beide Hände über dem Kopfe zusammenzuschlagen. „Und das hat Barr verschuldet, dieser Elende, dieser Volksverführer, o, daran erkenne ich ihn, nicht genug, daß er sein eigenes Kind, seine Tochter in der Gottlosigkeit erzogen hat, er sucht nun auch diesen Arbeiter zu verderben."

Cölestin lachte höhnisch und bitter auf, seinen innern Qualen gleichsam Luft machend.

„Meinen Sie, dieser Fall stehe vereinzelt?! Haha, ich sagte es Ihnen ja doch, es ist alles, alles von diesem neuen Geist erfüllt, die Reichen, die Armen, die Menschen in den Städten, die Menschen in den Bergen, da oben, hoch oben, sie haben dieses Buch oft gelesen, sie kennen seinen Verfasser nicht einmal dem Namen nach, und sie folgern in ähnlicher Weise und möchten sich alles erklären können — erklären! Hahaha! So schreitet die Verderbnis immer weiter, von allen Seiten drängt sie heran, wir übersehen sie nicht mehr, wir können ihrer nicht mehr Herr werden, o, es ist wie ein Fluidum, ein geheimnisvolles Etwas, das die Welt durchdringt!"

„Sie übertreiben," sagte die Gräfin, mit all dem angebornen Hochmut, der die feindlichen Kräfte gering schäzt. „Es gilt nur dafür zu sorgen, daß diese giftige Saat noch rechtzeitig erstickt werde, und wir werden dafür sorgen. Ich selbst werde an maßgebender Stelle berichten, was ich in diesem Erdenwinkel, im Hause der Armut angetroffen habe."

Sie sah ungemein belebt aus und auch ihre Augen blizten. Ihr war in ihrer Unbeschäftigtheit eine Aufgabe zugefallen, in der sie ihren Haß betätigen konnte. Ihr war, als nehme sie damit Revanche für all die Unbill, die sie von Elsa erfahren hatte.

Die beiden hatten sich entfernt, die alte Hoferin aber stand händeringend vor dem geleerten Bücherschrank und überblickte ratlos in heller Verzweiflung die wirr durch einander geworfenen Bücher.

„Aus is! so a Wirtschaft, und da verlassens mich! Mein Lebtag bring ich das nicht allein in Ordnung. Mein Gott, mein Gott, wenn's nur keine Bücher auf der Welt gäb — ich stell g'wiß alles verkehrt hinein!"

(Fortsezung folgt.)

Die Erlöserkirche in Moskau.

Aus dem Herzen des Moskowitertums.

Jene altberühmte Stadt an der Moskwa, das „heilige" Moskau, dessen Geschichte so reich ist an Katastrophen, Greueln, Umwälzungen und Schlachten, jenes „Mütterchen", wie die Russen zärtlich diese ihre liebste Stadt nennen, man darf sie wohl als das Herz des alten, unverfälschten Moskowitertums bezeichnen. Petersburg am baltischen Meer repräsentirt mehr das moderne Rußland in Verbindung mit dem westlichen Europa; in Moskau drängen sich die Traditionen und die Erinnerungen des alten Rußland zusammen. Petersburg wird bei dem Nationalrussen niemals auf die Anhänglichkeit und die Begeisterung rechnen können wie Moskau, das nicht nur nach seinen Traditionen und nach seinen historischen Denkmälern, sondern auch nach seiner geographischen Lage das Herz des eigentlichen Rußland bildet. In Petersburg ist der Russe mit mehr oder weniger europäischem Firnis überzogen, den man freilich, wie jenes Sprichwort sagt, nur abzukrazen braucht, um den Halbasiaten zum Vorschein kommen zu lassen; in Moskau, wie im innern Rußland überhaupt, haben sich die alten Formen, Sitten, Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten des Moskowitertums bis in unsere Tage herein erhalten. Man findet hier ein Volk vor, das in seiner Veranlagung und historischen Entwicklung durchaus auf den Orient hinweist. Und die Eigentümlichkeiten dieser Bevölkerung haben sich erhalten, trozdem der moderne Verkehr nun auch vielfach nach Rußland hineingedrungen ist und das Land schon ca. 22000 Werst an Eisenbahnlinien besizt.

Lawotschnik.

Dieses Volk hat in seinem Karakter etwas Unruhiges und Unstätes; es befindet sich in steter Bewegung und eine Menge von Existenzen lassen sich nicht an einen bestimmten Ort fesseln. Das sind die Ueberbleibsel des alten Nomadentums, das aus der langen und oft innigen Berührung mit den Stämmen des inneren Asiens entstanden ist. Das alte „heilige" Moskau aber bildet den festen Punkt, um den sich diese zahlreiche und unruhige Bevölkerung gruppirt; es ist für diese Menschen der Mittelpunkt der Welt.

Die Stadt Moskau wird im Jahre 1147, also zur Zeit des Kreuzzuges des Kaisers Konrad III. zum erstenmal urkundlich erwähnt, und die Stadt mag lange Zeit keine größere Bedeutung gehabt haben. Bald wurde sie der Zielpunkt der Angriffe der Tartaren, die wiederholte und großartige Vorstöße nach dem Westen unternahmen und 1241 sogar bis nach Breslau vordrangen, nach der Schlacht bei Liegnitz aber sich zurückzogen. Im Jahr 1237 wurde Moskau von den Tartaren verbrannt, dann von den Moskowiten wieder aufgebaut und zur Residenz des Großfürsten auserwählt. Der Kreml, der als gewaltige Steinveste im Jahre 1367 emporstieg, bildete von da ab die Burg des Großfürstentums, wo es sich gegen Angriffe von Osten und Westen zu halten verstand. Moskau brannte mehrmals ganz ab und immer ward es verhältnismäßig rasch wieder aufgebaut. Doch wurden immer wieder eine Anzahl von hölzernen Gebäuden errichtet und dadurch die alte Feuersgefahr aufrecht erhalten. Denn der Moskowiter hat gern sein eigenes Haus, und wenn er sich, was meistens der Fall ist, keines aus Stein bauen kann, baut er sich eben eines aus Holz. Nach dem großen Brande bei Napoleons Einfall von 1812 wurde Moskau in seiner Bauart etwas verbessert; es waren von über 9000 Häusern noch etwa 500 steinerne und etwa 2000 hölzerne übrig geblieben. Die Tartaren nahmen Moskau auch 1382 ein und verbrannten es; 1571 wurde es von dem Khan Dewlet Girai belagert und zur Hälfte niedergebrannt. Im Anfang des 17. Jahrhunderts wurde es auf einige Zeit von den Polen besezt, bei deren Vertreibung 1612 die Stadt ebenfalls niederbrannte. Residenz des Zarenreichs blieb Moskau bis 1714. In diesem Jahr siedelte der Hof nach dem neuen St. Petersburg über.

Man begreift, daß diese Invasionen, Katastrophen und Eroberungen tiefe Nachwirkungen auf die Gestaltung der Stadt, auf die Sitten und Neigungen ihrer Einwohner zurücklassen mußten. Nachdem sich die russischen Großfürsten einmal in Moskau festgesezt und dort einen Mittelpunkt für die Ausbreitung ihrer Macht und Herrschaft gefunden hatten, waren sie naturgemäß zunächst darauf bedacht, sich gegen Invasionen und Angriffe zu sichern. Dies suchten sie durch einen eisernen Despotismus zu erreichen, mittels dessen sie alle Selbständigkeit niederdrückten und austilgten und aus der Bevölkerung eine stumme und zitternde, blind gehorchende Masse von Sklaven machten. Wie überall besaßen die Städte und Gemeinden auch in Rußland eine Anzahl von feierlich gewährten Rechten und wohlverbrieften Privilegien. Wie sehr auch die Mongolen und Tartaren mit Schwert und Feuer gehaust, wie sehr sie geraubt und geplündert hatten — die alten Rechte der Städte und Gemeinden waren aufrecht erhalten geblieben. Die Hansa war bis tief nach Rußland hinein vorgedrungen, und die alte Stadt Nischnei-Nowgorod gehörte diesem Bunde an. Sie hatte sich als Republik aufrecht erhalten und bildete ein mächtiges Bollwerk gegen die Mongolen und Tartaren. Allein dem furchtbaren Despoten Iwan IV., dem Schrecklichen, erschienen die Tartaren und Mongolen nicht so gefährlich als die unabhängige Stadt Nischnei-Nowgorod; um

1570 überfiel er die Stadt und ließ an 60 000 Menschen umbringen. Mit blutiger Grausamkeit unterdrückte und vernichtete er alles, was sich von selbständigen Elementen in Rußland noch vorfand. Die Strafe folgte bald, denn das so geschwächte Rußland unterlag 1571 den Tartaren, welche Moskau bis auf den Kreml eroberten und über 100 000 Gefangene mit sich fortschleppten.

Von der Zeit Iwans ab datirt die eigentliche Zwingherrschaft der Zaren. Die Neuerungen Peters I., den seine Schmeichler den Großen genannt haben, haben an dem innern Wesen des russischen Despotismus wenig oder gar nichts geändert. Starr und düster wie jener steinerne Riesenpalast, der Kreml, liegt auf Rußland heute noch der Bann eines Regierungssystems, das für seinen Bestand keinen anderen Grund mehr anführen kann, als daß es eben schon Jahrhunderte lang bestanden hat.

Das heutige Moskau ruft in dem Geschichtskundigen diese Erinnerungen durch sein Aeußeres wach. Schon der Anblick des weit ausgedehnten Häusermeeres zeigt, daß man es mit keiner eigentlich europäischen, sondern orientalischen Stadt zutun hat. Man erblickt über fünfzehnhundert Türme mit den verschiedenartigsten Kuppeln, die zum Teil mit den buntesten Farben geschmückt sind, zum Teil in reicher Vergoldung strahlen. Da sind Kirchen, Kathedralen, Kapellen, Synagogen und Bethäuser von allen Formen und Farben vertreten. Man deutet dies dahin, daß in Rußland große und allgemeine Religionsfreiheit bestehe, da ja so verschiedene Glaubensgenossenschaften in Rußland ihre Gotteshäuser haben. Allein uns däucht, die russischen Regierungen hätten hier nur ihr wohlverstandenes Interesse gewahrt, indem sie all den Stämmen, die dem Zaren untertan und zinspflichtig sind, die Ausübung ihres Kultus gewährleisteten. Das ist auch die einzige Konzession, die man in Rußland gemacht hat, und sie ist offenbar für Volksstämme berechnet, die auf einer noch wenig befriedigenden Kulturstufe stehen, denn bei fortgeschrittenen Völkern verlangt man heute denn doch etwas mehr als die bloße Duldung ihrer religiösen Kultusformen.

Kaldun.

Die Berührung mit dem Orient findet sich aber auch in Moskau bei näherer Betrachtung der Bauformen selbst vor. Da ist selten ein rein moderner oder europäischer Stil zu finden; namentlich die Kirchen und Paläste weisen eine seltsame Mischung von byzantinischen und tartarischen, ja ans Chinesische erinnernden Formen auf, zwischen denen sich wiederum da und dort Anklänge an einen westlichen Stil vorfinden. Auch an die merkwürdige Bauart der Perser mit ihren zwiebelförmigen Kuppeln erinnernde Gebäude sind vorhanden. Das hervorragendste aller Gebäude ist natürlich der Kreml, der alte Zarenpalast Rußlands, dessen Beschreibung und Abbildung vor einiger Zeit schon in diesen Blättern enthalten war*). Der Kreml bildet einen ganzen abgesonderten Stadtteil für sich und ist eigentlich eine kleine Stadt, aus Palästen, Kirchen, Kapellen, Höfen, Mauern, Türmen und Toren bestehend und etwa 2000 Einwohner zählend, deren es früher noch mehr waren.

In dem riesigen Zarenpalast, der über 700 Säle und Zimmer zählt, sind jene märchenhaften Schäze aufgehäuft, welche das Zarentum im Laufe der Jahrhunderte an sich gebracht hat. Hier befinden sich die goldenen, mit Edelsteinen geschmückten Kronen; darunter eine vom Jahr 1116, die vom griechischen Kaiser Kommnenos geschenkt wurde; die Krone des lezten Zaren von Kasan wird auf etwa 700 000 Rubel geschäzt. Dann stehen hier auch die Trone, darunter einer von massivem Silber und einer, der mit 2300 Edelsteinen besezt ist und von dem persischen Schah Abbas herrührt. Man sieht hier eine solche Masse von Gold- und Silbergeschirr, daß man an die Märchen von Tausend und Eine Nacht erinnert wird. Dazu kommen noch die kostbaren Waffensammlungen und das Rüstzeug; darunter befindet sich z. B. ein Sattel, den der türkische Sultan geschenkt hat und der auf 200 000 Silberrubel geschäzt wird. Eine lange Reihe von Schazkammern, Kellern, Gewölben und Speichern dient dazu, diese Fülle von Schäzen aufzunehmen. Als Napoleon 1812 in Moskau einrückte, hätte er selbstverständlich gern die Schäze des Kreml erwischt und nach Paris geschleppt, wie er überall tat. Allein man hatte die Schäze des Zaren in Sicherheit gebracht, während die Privatpersonen zum großen Teil sich der abergläubischen Zuversicht hingaben, daß in das „heilige“ Moskau kein Feind gelangen könne. In der Tat war seit des falschen Demetrius Zeiten, da die Polen in Moskau waren, also seit gerade 200 Jahren, kein Feind mehr in die Stadt an der Moskwa eingedrungen. Die Schäze des Kreml sind also noch da. Aber wer denkt heute an sie und was sollen sie heute dem Zaren? Man denkt an die furchtbare und tiefgehende Krisis, welche heute Rußland erschüttert und nicht an die Krone des Kaisers Kommnenos oder an den vergoldeten Tronsessel des Schahs Abbas von Persien.

Unser Bild (S. 297) zeigt die berühmte Erlöserkirche. Es gibt zwei Erlöserkirchen, erstens „die Erlöserkirche hinter dem goldenen Gitter.“ Das sogenannte goldene Gitter ist aus den Kupfermünzen gegossen, die 1670 die Unzufriedenheit des Volkes erregt hatten und infolge eines Aufstandes eingezogen wurden. Diese Kirche ist eine Hauskirche des Zaren. Die auf unserem Bilde dargestellte Erlöserkirche befindet sich außerhalb des Kreml und wurde vom Kaiser Nikolaus zum Andenken an das Jahr

---

*) Siehe „Rußlands Zarenpalast“, Neue Welt 1883, Nr. 31. Wir tragen heute noch einiges zu jenem Aufsaze nach.

1812 erbaut. Es ist ein großartiges weißes Marmorgebäude mit einer ungeheuren Kuppel, die vielleicht die größte derartige Kuppel ist und deren Vergoldung allein eine million Rubel gekostet hat. Da hat das Land seinen Sieg über Napoleon doppelt teuer bezahlen müssen.

Von der Erlöserkirche hinter dem goldenen Gitter geht es aus dem Kreml hinaus durch das düstre, mit einem gewaltigen Turm versehene Erlösertor. Durch dieses Tor pflegte früher der Zar bei seinem Einzug in den Kreml den Esel zu führen, auf dem der Metropolit saß; diese vielverspottete, aber der Tradition des Zarentums bei der Masse dienende Sitte wurde von Peter I. abgeschafft. Durch das Erlösertor geht es hinaus auf den sogenannten roten Plaz, den früheren Richtplaz, der jezt natürlich keine Spuren seiner früheren furchtbaren Bestimmung mehr aufweist. Die Köpfe der Hingerichteten wurden auf diesem Plaze auf eiserne Stäbe gesteckt. Wahrscheinlich hat der „rote Plaz“ seinen Namen von dem vielen Blute, das dort geflossen ist. Hier fanden die gräßlichsten Würgeszenen der an solchen Dingen so reichen russischen Geschichte statt und im Jahre 1570 wurde hier von den Henkern Iwans des Schrecklichen jene große Massenhinrichtung vollzogen, bei welcher die des Einverständnisses mit der Stadt Nischnei-Nowgorod Angeklagten den schrecklichsten Martertod erleiden mußten. Wahrscheinlich hatten die meisten der so schmählich hingerichteten Moskowiter durch ihren Reichtum den Neid des Zaren erregt. Auf demselben roten Plaze hatte im Jahr 1547 derselbe Zar Iwan vor versammeltem Volke sich selbst seiner Grausamkeiten angeklagt, da er Reue empfand. Die Reue hat freilich nicht lange angehalten. Auf dem roten Plaze wütete auch Peter, den man den Großen nennt, gegen seine Leibgarde, die Strelizen. Diese Strelizen waren von den Zaren, genau wie die Prätorianer im alten Rom von den Cäsaren, gehätschelt und bevorzugt worden; sie hatten daher sich auch in die Rolle der Prätorianer hereingefunden, und wenn sie auch nicht gerade wie jene Kaiser nach Belieben ab- und einsezten, so war die Befestigung der Herrschaft eines Zaren doch von ihrer Zustimmung abhängig. Peter suchte den Einfluß dieser Garden zu beseitigen, und es gelang ihm, indem er die Sache in seiner brutalen Weise angriff. Seine Schwester Sophie hatte sich mit den Strelizen wider ihn verschworen. Sie entging kaum dem Tode und wurde lebenslänglich eingesperrt; auf dem roten Plaze aber wurden einige hundert Strelizen hingerichtet, teils mit dem Beil, teils durch den Galgen, und Sophie mußte von einem Fenster aus zusehen. Peter soll eigenhändig Henkerarbeit verrichtet haben.

Heute stehen auch die Kapellen, die man den Hingerichteten erbaut hatte, nicht mehr. Ein lebendiges Treiben wogt jezt auf dem Plaz, der so grausige Szenen gesehen.

In diesem düsteren Zwingpalast, dem Kreml, hat sich nie heiteres und fröhliches Leben entwickeln können. Die Kaiserinnen und die Frauen im Palast wurden wie Nonnen von der Außenwelt abgesperrt; sie durften den Hoffestlichkeiten nur durch ein kleines Guckfenster zusehen. Und auf diese Periode klösterlicher Abgeschlossenheit der Zarinnen folgte die der größten Ungebundenheit im 18. Jahrhundert; es kam Katharina I. mit ihrem merkwürdigen Vorleben und nach ihr kamen die Zarinnen Anna, Elisabeth und Katharina II., die sich bekanntlich keinen Zwang auferlegten. So schnell entfernte man sich im aufblühenden Petersburg von den starren Traditionen des Kreml.

Ein für geistreich geltender Diplomat, der Fürst von Ligne, sagte, Moskau gliche einer Anzahl von Dörfern, bei denen die Hütten der Bauern um das Schloß des Gutsherrn herumstehen. Er hat damit das alte Moskau, vor dem Brande von 1812, gemeint, und es mag auch seine Richtigkeit damit haben.

Wie kam es, daß dieses Volk sich so lange Jahrhunderte unter einem eisernen Despotismus beugen konnte und heute noch beugt? Es ist eben ein gar eigentümlicher Menschenschlag. Man darf den Moskowiten nicht nach den Kriegsberichten oder nach dem Gebrüll panslavistischer Blätter oder nach dem Nihilismus beurteilen wollen. Der Moskowit ist im ganzen der friedfertigste und sanfteste Mensch von der Welt. Das zeigt sich besonders in den Wirkungen des vielen Schnapses, den er trinkt. Bei uns in Deutschland gibt es bei den Betrunkenen nur zu häufig Streit; man schimpft und prügelt sich und wird oft noch dafür bestraft. Das kommt beim Russen selten vor. Der vom Schnaps berauschte Russe wird zärtlich, was in manchen Fällen für den Mitmenschen vielleicht schlimmer ist, als wenn er streitsüchtig würde. Betrunkene Russen prügeln sich nicht, sondern umarmen und küssen sich. Diesen naiven Menschen imponirt der eiserne Zarendespotismus mit seinen drohenden Waffen und seinen starren Traditionen. Dazu kommt, daß auch in der großen Stadt Moskau die Bildung unter der Masse nur ein geringes Niveau erreicht. Diese Masse ist furchtsam, verarmt, fromm, abergläubisch, wenn auch wieder in anderer Beziehung anstellig und geschickt. Aus ihr lassen sich jene Regimenter drillen, die mit blindem Gehorsam ins Feuer gehen; in ihrer Furcht erscheinen dieser Masse die Gebote der Disziplin wie ein Fatum. Im Handel sind sie verschmizt, wenn sie auch noch so demütig erscheinen.

Dwornik.

Als eine der interessantesten Figuren der russischen Bevölkerung gilt der Lawotschnik (S. 298), in dessen Lawka (Laden)

alles zu haben ist, von der Stiefelschmiere an bis zu den feinsten Delikatessen. Stets zuvorkommend, freundlich und unermüdlich tätig ist er gewissermaßen das Orakel seiner nächsten Umgebung. Er weiß alles, er kennt alles und raisonnirt über alles. Mit geheimnisvoller Miene erzählt er Maria Iwanowna, daß Alexander, der Sohn der Geheimrätin, die doch auch nicht viel in die Suppe zu brocken habe, gestern 1000 Rubel im Spiel verloren; sie solle sich daher vorsehen, denn das wisse er ganz genau, Alexander habe ein Auge auf ihre Tochter geworfen. Wenn aus seinen Schwäzereien Unannehmlichkeiten entstehen, so weiß er sich mit einer unglaublichen Schlauheit und mit der unschuldigsten Miene von der Welt aus der Schlinge zu ziehen. Sagt man doch sprichwörtlich, daß ein Jude zehn Deutsche betrügen, ein russischer Handelsmann es aber getrost mit zehn Juden aufnehmen kann, und das will etwas heißen.

Eine typische Figur ist ferner der „Dwornik". Im Gegensaz zu seinem Landsmann, dem Lawotschnik, ist er schweigsam und kehrt auch eine gewisse Würde heraus, die sich wohl durch die Verantwortlichkeit seiner wichtigen Stellung im russischen Gemeinwesen langsam herausgebildet hat. Die altrussischen „Dworniki" waren weiter nichts als Haus- oder richtiger Hofknechte, die für Reinlichkeit und Ordnung in Hof, Haus und Keller zu sorgen hatten. Mit dem Entstehen der großen Städte, namentlich Petersburgs, brachte die westeuropäische Kultur auch die Unsitte der großen Häuser, die in Petersburg und teilweise auch in Moskau geradezu ungeheure Dimensionen annahmen. So sind Häuser mit einer Einwohnerzahl von 500—600 Personen etwas ganz gewöhnliches. In der Apraxin-Perenlok in Petersburg befinden sich sogar einige Gebäude, die über 9000 Menschen beherbergen. Daß in solchem Gewühl eine strenge Aufsicht nötig ist, wird einleuchten. Zu dem Amte des „Dwornik" werden denn auch nur solche zugelassen, die in jeder Beziehung zuverlässig sind. Der Dwornik hat zunächst die Verpflichtung, jeden Einwohner des Hauses zu kennen und sich zu vergewissern, ob derselbe auch im Besize eines Passes ist, ohne den in Rußland bekanntlich niemand existiren kann. Tag für Tag hat er dem Polizeiamt seines Reviers Meldung zu machen über Ab- und Zugang seiner Hauseinwohner, und die dabei in Frage kommenden Pässe vorzulegen. Bei dieser scharfen und unerbittlichen Kontrole streift es geradezu ans wunderbare, daß sich die geheimen Klubs und Gesellschaften lange Zeit unentdeckt halten können. An den Dwornik gehen auch alle gerichtlichen und polizeilichen Vorladungen der Hauseinwohner, so daß er genaueste Kenntnis von dem Leben und Treiben der lezteren erlangt, und diese daher das größte Interesse haben, mit dem „Hausknecht" auf gutem Fuße zu stehen. Der Dwornik ist sodann auch der Kassirer des Hauseigentümers. Der Zeichner unseres Bildes führt uns in vortrefflicher Auffassung den ernsten Mann vor, wie er im Begriff ist, vor seinem Chef zu erscheinen, um ihm die ansehnlichen Erträge seines, des „Hausherrn-Schweißes" zu überbringen. Paris und Baden-Baden wissen davon zu erzählen, wohin die „fettigen" Banknoten wandern, während „Mutter Russia" daheim darbt und im Elend verkommt.

Eine der widerlichsten Erscheinungen im russischen Volksleben ist der „Kaldun", ein sog. Zauberer, ein auf den krassen Aberglauben seiner Landsleute spekulirender arbeitsscheuer Wicht zweifelhaftesten Karakters. Er ent- und behext Vieh und Acker und ist überall gefürchtet. Man entledigt sich seiner daher gerne durch Gaben aller Art. Diesen dunklen Existenzen ist allein durch Volksbildung beizukommen. Wenn in Rußland ein menschenwürdiges Unterrichtswesen bestände, so wäre damit schon einiges geholfen, wenn auch nicht sehr viel.

Poetische Aehrenlese.

Epistel.

Gedicht von Heinrich Leuthold.

Bilder von dem heutigen Stande
Der Kultur im deutschen Lande,
Winke wünschest du mitunter . . .
Danke schön, es steht recht munter.

Seit die Literarfabriken
Unsern Schönheitssinn erquicken,
Feiern Dichter und Verfasser;
Denn ihr Handwerk geht am Wasser.

Geht am Wasser, geht am Dampfe . . .
In dem großen Bildungskampfe
Stehen nebst des Geistes Essen
Fünfzehntausend Dampfdruckpressen.

Diese Monstredampfmaschinen
Muß ein Mohrenvolk bedienen,
Daß es uns'rer Bildungsmutter
Presse nicht gebricht an Futter.

Zwar ich habe ihrer Pressen
Pferdekräftezahl vergessen
— Leipzig, Stuttgart, Hildburghausen, —
Doch ich denke dran mit Grausen:

Was in Deutschland die Verleger
Als der „wahren Bildung" Träger
Mit so vielen Pferdekräften
Leisten in Kulturgeschäften.

Alles wird mit Dampf betrieben,
Nur gedruckt, nicht mehr geschrieben;
Uns're Literaten-Mohren
Sind ja nur zum Druck geboren.

Einst, wenn der Kulturbediente
Deutschlands ganz entwöhnt der Tinte,
Bricht dem Sprichwort auch die Spize,
Daß er „in der Tinte size".

Die Elen Amerikas und Asiens.

Von Dr. Langkavel.

Drei Tierarten, sagt Kapitän Butler in seinem Buche „The Wild North Land", das eine Winterreise quer durch den nördlichen Teil von Nordamerika enthält, haben ihr Heim an den Ufern des Place River und seiner Nebenflüsse (südlich vom gr. Sklavensee): der Bär, das Moostier und der Biber. Alle drei sind dem Indianer wertvoll wegen des Fleisches und Felles, alle drei gelangen hier zu größerer Vollkommenheit als in irgend einem anderen Teil des Landes. Das erste und dritte legen sich zum langen Winterschlafe nieder, aber das Moostier durchwandert die Wälder und nährt mit seinem Wildpret die Besazungen der Forts und die Indianer entlang dem ganzen Flußufer. Gegen 100 ausgewachsene Moostiere wurden auf

den 4 Militärstationen während der Wintermonate verzehrt in frischem Fleische. Es ist ein gewaltiges Tier, dessen Körper 3—600 Pfund wiegt. Viele hundert Tiere sicherlich werden von den Indianern verspeist; es gibt dort aber so viele und der Jäger verhältnismäßig so wenige, daß wahrscheinlich jetzt noch eben so viele Moostiere dort hausen wie vor 50 Jahren. Athabasca verschickt jährlich gegen 2000 Häute. Wenig Tiere sind wohl ungestalter als dieser Riesenhirsch. Sein Nacken neigt sich etwas von den Schultern herab und endet in einem Kopfe, der so groß ist wie der des Pferdes, und der Kopf endet mit einer Nase, gekrümmt, ähnlich der eines Kamels, die für die Witterung ausgezeichnet gut, für das Auge des Beschauers garstig ist; aber so häßlich auch Nase und Ohren sind, sie verleihen ihm die Hauptschuzmittel gegen seinen Feind, und in dem großen, unvorteilhaften Kopfe wächst ein Gehirn von bewundernswerter Schlauheit. Durch Nase und Ohr ist es befähigt, leicht den Gefahren zu entrinnen. Mit Ausnahme des Indianers und des Halbindianers kann hier niemand mit Aussicht auf Erfolg das Moostier jagen. Ich weiß sehr wohl, daß Engländer und Canadier dagegen opponiren werden, aber wahr bleibt dieser Ausspruch dessenungeachtet; denn es ist ein großer Unterschied, das Tier jagend zu verfolgen und — es wirklich auch zu erlegen. Es ist etwas anderes, den schlauen Lachs mit allen möglichen Kunstgriffen zu angeln, und etwas anderes den geangelten zu töten. Das Moostier zu jagen erfordert jahrelange Uebung. Wenn der frühe Morgen graut, sucht sich das Moostier einen Plaz zur Rast; es hat geäst an den grauen und goldenen Weidenzweigen, an denen es gemächlich entlang ging, seine Spur ist markirt im Schnee oder im weichen Lehm. Behutsam geht es auf dieser Spur zurück, biegt dann plözlich so ab, daß es die Witterung etwaiger Verfolger bekommen kann und tut sich dann in Büchsenschußweite im Dickicht nieder. Um den Lagerplaz des Moostieres zu erspähen, bricht der Indianer Twa-poos (Drei Daumen) am Morgen auf. Er bemerkt die Spur und folgt ihr; sorgfältig prüft er die abgebrochenen Weidenzweige oder die Fährte, und Erfahrung lehrte ihn kennen, ob beide Anzeichen des in der lezten Nacht hier äsenden Wildes tragen. Er verläßt die Spur in einem weiten Halbkreise unter dem Winde abbiegend, kehrt behutsam wieder nach derselben zurück und verläßt sie wiederum im Bogen, wie wenn er die Halbkreise des Buchstabens B abgehen wollte; bei jedem Rückgange prüft er aufmerksam die Weidenzweige und beurteilt darnach die Nähe des Wildes. Schließlich erkennt er mit absoluter Gewißheit, daß das Moostier in geringer Enfernung im Dickicht liegen muß. Jezt ist die größte Vorsicht nötig. Er legt alle Kleidungsstücke ab, die das geringste Geräusch verursachen könnten im Walde, sogar auch die Moccassins, und nähert sich behutsam auf den Zehenspizen — eine Ballettänzerin möchte ihn um diese Sicherheit bewundern — dem Wilde. Jezt wird jeder Busch geprüft, jedes Dickicht. Sieh, plözlich bleibt er stehen, du folgst seinem Blicke, du siehst nicht das geringste. Er lacht innerlich und zeigt nach einem Weidengebüsch. Nichts, gar nichts ist dort zu sehen. Geräuschlos spannt er den Hahn. Du blickst wieder und wieder dorthin und siehst nichts. Jezt streckt Twa-poos seine Hand aus und bricht einen kleinen trockenen Zweig von einem überhängenden Ast ab. In demselben Augenblicke richtet sich 30—40 Meter von dir ein großes dunkelhaariges Tier aus den Weiden empor; es wirft einen Blick nach der Richtung, wo du stehst, dieser Blick ist aber auch sein lezter, Twa-poos hat geschossen, und das Moostier bleibt entweder tot im Gebüsch liegen oder schleppt sich höchstens 100 Schritte weit. Noch ein Wort über den feinen Gehörssinn dieses Tieres. Der günstigste Tag es zu jagen ist der bei starkem Winde, wenn die trockenen Aeste durch ihn krachend zu Boden fallen; aber auch dann brechen die Indianer, wenn sie des Tieres ansichtig geworden, einen trockenen Zweig ab und bemerken, daß plözlich das Wild stuzt — es unterscheidet genau das Abbrechen mit der Hand von dem durch den Wind.

Wie roh und unmenschlich ist dagegen das sinnlose Niedermezeln der Moostiere im östlichen Canada, in Neu-Braunschweig, wenn wegen des oberflächlich hart gefrorenen tiefen Schnees die armen Tiere den Menschen auf ihren schnellen Schneeschuhen und den wilden unerzogenen Meuten nicht entkommen können! Leith Adams erzählt uns davon in seinen Field ond Forest Rambles: Nach einer mühevollen mehrtägigen Wanderung in den Wäldern kehrte ich nach der Hütte zurück, um meinen Freund, den Moostier-Schläger, zu treffen, der seit Jahren mit seinen Nachbarn Jagden auf diese Tiere mit Axt und Kugel obgelegen und dann in wenig Wochen mehr als 20 niedergeschlagen hatte. Eben hatte ich mit ihm über die Grausamkeit und das völlig verkehrte gesprochen, hochbeschlagene Tiere, die sich schwerer fortbewegen können, mit der Axt niederzuhauen, als die niedrige Türe geöffnet wurde und Leute, begleitet mit einigen Hunden, eintraten. Hollah! rief mein Gefährte, da kommen die Moostier-Wächter! Die Distriktsbehörden haben nämlich bestimmte Männer angestellt, darüber zu wachen, daß in der Schonzeit die Tiere nicht von den Kolonisten und Engländern geschossen werden; aber gerade diese sind die Wölfe aus der Fabel, welche die Schafe hüten sollen. Vierzehn englische Meilen von hier waren sie drei Tieren auf die Spur gekommen, hatten sie in die Nähe dieser Hütte getrieben und forderten nun den Besizer derselben auf, morgen mit ihnen zusammen die Tiere zu erlegen. Wenn auch anfänglich mit Widerstreben, vielleicht infolge der vorangegangenen Unterhaltung, sagte er doch endlich zu, und ich versprach, aber nur als untätiger Zuschauer, sie zu begleiten. Am folgenden Morgen verteilten sich alle auf Schneeschuhen im Walde, um die Fährten der Tiere aufzusuchen. Sie waren bald gefunden, und nun beeilten sich Menschen und Hunde, so viel es die Natur des Bodens zuließ, sie zu verfolgen. Auch hier waren, wie gewöhnlich, die drei Tiere in einem „einzigen Faden" gegangen, indem die zwei fast genau in der Spur des ersten trollten. Unser „Start" war sicherlich ein seltsamer. Die ungeschlachten langbärtigen Hinterwäldler in Pelzkappen und eigen gefertigten Kleidern paßten vollkommen zu den zehn oder zwölf auf den verschiedenen Farmen aufgegriffenen Hunden, die als heterogene Köterkollektion um uns herum belferten und bellten in völliger Unkenntnis darüber, weshalb sie überhaupt mitgenommen waren. Jeder der sogenannten Wächter trug eine schlechte Flinte und eine Axt, mein Freund einen langen Speer. Die Tiere standen in einem Erlenbruch. Als sie das laute Gebell der Köter hörten, ergriffen sie in verschiedenen Richtungen die Flucht. War auch die Entfernung eine bedeutende, Hunde und Menschen kamen ihnen bald sichtlich näher, weil sie auf der festen Schneekruste nicht einbrachen; die kräftigen Läufe der schweren Tiere aber durchbrachen wiederholt dieselbe, und dann versanken sie fast bis zu den Flanken in den tiefen Schnee. In solcher Lage wurde das eine von ein paar Hunden wütend angefallen, blutig gebissen und verendete durch den Axthieb des „Wächters". Das zweite arbeitete sich mühsam bis zum Flusse durch, brach dort durch und verschwand unter dem Eise. Das dritte, die stärkste Elenkuh, hatte von den Hunden, als es bis zu den Blättern in den Schnee eingesunken war, starke Bisse in die Nase bekommen und eine Blutlache stand dort, wo es sich wieder herausgearbeitet hatte. Ein schlecht gezielter Flintenschuß brachte ihm eine neue Wunde bei, und dennoch floh es weiter. Endlich nach einer halben Stunde fanden wir das Tier atemlos und erschöpft auf dem Schnee liegen und „herum im Kreis, von Mordsucht heiß" die blaffenden Köter. Auch dies wurde durch einen Axthieb getötet und aus ihm ein fast ausgewachsenes Junges herausgezogen. So endete der ruhmlose Sport, an den ich mit Abscheu stets zurückdenken werde. Mit Ausnahme eines waren alle mit ihrem Jagderfolge zufrieden; dieser aber, ein abgehärteter Hinterwäldler, hatte die Fährte eines vierten Moosthieres entdeckt und folgte dieser, wenngleich er nur ein Stück Brotrinde und wenig Käse in der Tasche mit sich führte. Erst am nächsten Abende kehrte er nach unserer Hütte zurück. Er hatte die Nacht im Walde kampirt, früh morgens die Spur wieder aufgenommen und endlich durch einen Schuß die Elenkuh erlegt, die mit zwei Kälbern ging. Hat

nun auch das Gesez als Zeit für die Jagd der Moostiere das Ende des Sommers und den Herbst bestimmt, was nüzt es, wenn sogar die bestellten „Wächter" zu jeder Jahreszeit und noch dazu so roh die Tiere dezimiren, und wenn niemand dagegen einschreitet, daß auf offener Straße in den Städten das stets schmackhafte Wildpret angeboten wird.

Vergleicht man den Fuß des Ren- und des Moostieres, so könnte es seltsam erscheinen, daß die Natur das Ren so sehr bevorzugt und das leztere so stiefmütterlich behandelt haben sollte. Nach den Füßen zu urteilen, müßte in Amerika das Ren sich länger halten als das Moostier und der virginische Hirsch, denn seine leichten, hohlen, expansiven Schalen befähigen es schneller über den Schnee zu laufen, in den die beiden andern bis zu den Keulen einsinken. Der virginische Hirsch trollt sehr gut auf hartgefrorener Fläche, ist aber in großem Nachteil bei tiefem und weichem Schnee, in welchem er leicht gefangen wird, die Schalen des Ren jedoch mit den abgerundeten Spizen und scharfen Rändern lassen es auch über Eisflächen mit vollkommener Leichtigkeit laufen. Es würde schwer fallen, ein besseres Beispiel der Adaption eines Gliedes zu finden um Schwierigkeiten zu überwinden, als die Konstruktion des Caribaufußes, aber auch wohl keine schlechtere als die soliden, schweren, scharf zugespizten Schalen des Moostieres. Daher stammen auch die verschiedenen Gewohnheiten beider im Winter. Das Moostier sucht die Stellen auf, wo sein Lieblingsfutter, Acer pennsilvanica und Dirca palustris, in Menge steht, und bleibt dort so lange, bis von diesen und den jungen Pappeln, die seine Hauptnahrung bilden, alles Gezweige abgenagt und die Rinden abgeschält sind. Es liebt dichte Wälder. Das Ren zieht aber offene Gegenden vor, wandert von Plaz zu Plaz und frißt Gras, Moos und Flechten. Das immer größere Aussterben dieser beiden Tiere durch die Eingriffe der Menschen und der ungleiche Kampf ums Dasein mit ihren Feinden ähneln in gewisser Beziehung dem Verschwinden mancher ihrer Verwandten in prähistorischen Perioden, ganz besonders dem des Riesenhirsches Irlands.

Wenn der Elenhirsch aufgeregt wird durch das Mahnen des Tieres, durch das tiefe Orgeln und Plärren eines Rivalen, durch die nachahmenden Laute des Indianers, stürzt er sinnlos durch das Dickicht mit ausgedehnten Nüstern und zurückgeworfenem Geweih, um so durch die beengenden Aeste zu dringen und den gesinnungstüchtigen Gegner zum Zweikampf herauszufordern. Diese sinnlose Aufregung der brunstenden Hirsche ist wunderbar groß. Ich kenne Beispiele, wo der Hirsch Kaschmirs schon dadurch allein in die Nähe des schußfertigen Jägers eilte, daß dieser Zweige im Walde abbrach, und jener, vermeinend den frechen Rivalen zu treffen, blindlings dorthin fiel, um zu spät seinen Irrtum gewahr zu werden. Aehnlich ist es auch beim Moostier. Der Kolonel Saunders der neubraunschweigischen Miliz besizt zwei Paar Geweihe, die beim Zweikampf der Tiere so fest sich ineinander verschlungen hatten, daß die Tiere elendiglich umkommen mußten. Derartiges kommt auch bei horntragenden Männchen, bei Antilopen und Steinböcken, vor.

Glaubwürdige Personen versichern gesehen zu haben, daß, wie bei uns im Mai die Elche Kuhblumen fressen, so in Amerika sie die Blätter von Nymphaeaceen lieben und, um sie zu erlangen, die Köpfe unter Wasser stecken. Dann können sie sich bisweilen unglücklicherweise mit den Geweihen in Baumwurzeln verwickeln, und das wäre eine teilweise Erklärung für die im Schlamm gefundenen irischen Hirsche und für die zahlreichen Elchreste an der Fundy Bai.

Die Indianer behaupten, daß die Hirsche die abgeworfenen Geweihe vergraben; deshalb sollte man in den Gegenden, wo viele hausen, doch stets nur wenige finden. Auch im Himalaya findet man nur wenige Geweihe. Man darf aber nicht vergessen, daß manche Hirscharten gewohnheitsgemäß an den dichtesten und für Menschen unzugänglichsten Stellen der Wälder dieselben abwerfen, und deshalb nur wenige aufgefunden werden. Die häufigen Geweihfunde in Marschgegenden erklären sich dadurch, daß die Moostiere das Geweih gern an Erlenstämmen in den Sümpfen sich abstoßen. Dort finden die Indianer auch viel mehr als in den Wäldern. Die Zeit des Abwerfens ist auch bei diesen Tieren nicht stets dieselbe; in Amerika z. B. fällt sie in Neu-Schottland früher als in Neu-Braunschweig. Die meisten werden früher abgeworfen als das Eis die Seen bedeckt; manche Spießer und Gabler tragen sie bis zum Dezember, während die Renkühe und die jungen Ren sie häufig bis zum März behalten.

Einige Moostiere tragen Geweihe von enormer Größe und Gewicht. Während der Anwesenheit des Prinzen von Wales in Kanada wurde ihm ein Schädel mit Geweih überreicht, der 65 Pfund wog und dessen Geweihbreite 70 Zoll betrug. Ein anderer Schädel wog 50 Pfund, das Geweih hatte 19 Enden und seine Breite 60 Zoll. Einem Engländer, der reiche Erfahrungen in der Jagd und im Waldleben besaß, erzählte einst ein Indianer, eine Elenkuh getötet zu haben, die ein kleines Geweih besaß. Solche Anomalien sind auch bei anderen Hirscharten nicht sehr selten und bilden vielleicht ein Mittelglied zwischen den knochigen Protuberanzen der weiblichen Wapihi und den völlig ausgebildeten der Renkühe.

Die Anzahl der Moostiere in den östlichen Gegenden nimmt stetig ab; man muß sich verwundern, daß dort noch überhaupt welche leben bei der ins großartige getriebenen Vernichtung durch Kolonisten, durch von der Kultur beleckte Indianer und leider auch durch Engländer, welche daheim sich scheuen würden, auf ein brütendes Rebhuhn zu schießen, hier aber unter Mißachtung der Schonzeit und der Grundsäze jedes rechtlich denkenden Jägers, ja überhaupt jedes nur etwas gefühlvollen Menschen, dem hochbeschlagenen Moostiere, wenn es mühsam durch den tiefen Schnee sich fortschleppt, das Gehirn mit der Spizkugel fortblasen. Von dem in Neu-Braunschweig beliebten Massakre liefert vielleicht schon das eine Faktum einen schlagenden Beweis, daß in den sechsziger Jahren am Ufer des Magaguadavieflusses durch die Kolonisten während einer „Saison", und nur der Häute halber, nicht weniger als tausend abgeschlachtet wurden. Eine andere Ursache für das allmäliche Eingehen des Moostieres liegt in der Vernichtung der Wälder durch Menschenhand und Feuer. Wenn wir in solchen Betrachtungen des Lebens und Treibens der prähistorischen Menschen gedenken, sollte da die Annahme so ungereimt sein, daß die größeren Vierfüßler, wie noch jezt in den verschiedenen Weltteilen, vornehmlich dann verschwanden, wenn sie Zeitgenossen des sich verbreitenden Menschen wurden? Alce malchis ist nach Allen in Massachusets jezt ausgerottet. In Labrador scheinen die Tiere noch sehr verbreitet zu sein; wenigstens trafen die Mitglieder der amerikanischen astronomischen Expedition noch zahlreiche Fährten derselben an dem Nordende der Halbinsel. Im ganzen britischen Nordamerika leben die Tiere nur noch etwa bis zum Parallelkreise der großen Seen in größerer Anzahl. So weit sind sie in der historischen Zeit, und besonders in der Gegenwart wieder zurückgedrängt worden, sie, die in der posttertiären Zeit bis Virginien vordrangen, nachdem sie in ihrer Blüteperiode, zur Diluvialzeit, durch die Erkältung des Nordens aus ihrer Jugendperiode, der Polarzone verdrängt, nach Süden hin eine weite Ausbreitung gefunden hatten. Während dieser Zeit lebten sie auf der ganzen Erdhälfte, in Asien bis zum Himalaya. Wie in diesem Erdteile, in Sibirien nämlich, die Lebensweise des Elen sich gestaltet, wie verschieden die Jagd auf diese Tiere hier ist, mögen die nachfolgenden Zeilen zu schildern versuchen.

Die Wogulen am mittlern Ural jagen das Elen besonders im August und September, wenn die Tiere am fettesten sind. Zu ihrem Aufenthalt bevorzugen hier die Elen die Inseln, welche aus den Morästen jener Gegenden sich erheben, und durch üppigen Graswuchs und reichliches Unterholz ihnen hinlängliche Nahrung gewähren. Die Jagd auf sie ist aber eine überaus mühselige, da es dem Wogulenjäger oft erst nach vier bis sechs Tagen gelingt, das flüchtige Tier einzuholen. Ist es endlich erlegt, so trocknet er an Ort und Stelle das in dünne Streifen geschnittene Fleisch und birgt es auf einem Baume oder auf hohen Pfosten, die ihm als Vorratskammern dienen.

Die Heimkehr der Sieger. Nach ein

Gemälde von Franz Defregger. (Seite 315.

In den Demidoff'schen Besizungen am Ural, die gegen 234 Quadratmeilen umfassen, sollen noch viele Elen und von seltner Größe vorkommen.

Hat sich gegen Ende des Winters der Schnee gesenkt und mit einer Eiskruste überzogen, dann beginnt der Ostiake auf das Elen die Jagd. Auch hier ist dieselbe mit großen Schwierigkeiten verbunden, und doch konnte ein Jäger dieses Volksstammes, der nicht einmal alljährlich auf die Jagd auszog, im Laufe von 25 Jahren gegen 200 erlegen. Wie bei den Ainos der Bär, bei den Mongolen der Wolf, so spielt bei den Ostiaken das Elchwild eine große Rolle. Das Sternbild des großen Bären nennen sie Los, d. h. Elen. Der gesteigerte Verkehr und der Eigennuz des Menschen drängt auch hier das Einsamkeit und ungestörte Ruhe liebende Elen mehr und mehr zurück. Bei Beresow kommen sie jezt fast gar nicht mehr vor. Die nomadischen Tungusen von Bauntowk und der Angara beginnen im Turan, dem ersten Sommermonate (März), wenn die verschiedenen Tiere mit gespaltenen Hufen in dem tiefen Schnee versinken, auf Schneeschuhen mit ihren Hunden die Jagd auf das Elen. Im Ilkum (Juli) dagegen legen sie sich zur Nachtzeit in einen Hinterhalt an den zahlreichen Seen. Hierher kommt in der Nacht oder bei Tagesanbruch das Tier, um die Wurzeln der Lycopodium solago, das die sumpfigen Seen bedeckt, zu fressen. Es geht ins Wasser, taucht bis auf den Grund und wühlt mit den Zähnen die Wurzeln heraus. Dann kommt es wieder an die Oberfläche oder ans Ufer, je nachdem es ihm bequem ist, seine Beute hier oder dort zu verzehren. Im leichten Kahne aus Birkenrinde erreicht es bald der Tunguse und ersticht es mit dem Spieße. Die Jagd ist jedoch selten erfolgreich, weil das Elen den Feind sehr weit wittert und überdies klugerweise größtenteils nur in finstern Nächten oder bei Tagesanbruch, wenn der Nebel anfängt sich über die Wasserfläche auszubreiten, an die verräterischen Seen zieht. Ist zu Anfang des Yrkin (September) der erste Schnee gefallen, dann folgt der Tunguse der Fährte, und im Walde gelingt öfter eine bessere Jagd.

In den dichten düstern Nadelholzwaldungen des bergigen Terrains des mittleren Stromgebietes von Bratskij-Ostrogg bis an den Jenisseiskischen Kreis ist das Elen Hauptgegenstand der Jagd. Auch hier schleichen sich die Jäger bisweilen an die Seen, um die von Myriaden von Mücken verfolgten Tiere, welche im Wasser den Insekten entgehen wollen, aus sicherem Versteck niederzuschießen. Die Zahl der Elen ist hier noch so bedeutend, daß eine ungegerbte Haut 3, eine gegerbte 5—7 Silberrubel kostet. Welche Mengen von Tieren müssen hier noch vorkommen, wenn in manchen Jahren in der Stadt Jenisseisk 10000 Häute zum Verkauf gebracht werden.

In den weiten Gebieten des an landschaftlichen Schönheiten so reichen Amurlandes haben die beiden Wörter Jagdtier und Elen dieselbe Bedeutung. Die mehrere hundert Werst oberhalb des in den Amurfluß mündenden Gorin hausenden jagdlustigen Kile und Golde stellen dem Elen nur mit Pfeilen und Bogen nach. In den vorwiegend von Laubholz bestehenden Wäldern trifft man die Fährten der Tiere überall an. In diesen Amurgegenden, sonst aber nirgend mehr auf der Erde, begegnen noch einander Ren, Elen und Tiger. Am Altai, wo noch kurz vor Humboldts Ankunft der Tiger, dessen gewöhnliche Nahrung fast überall die zahlreichen Wildschweine bilden, als besonderen Leckerbissen bisweilen ein unvorsichtiges Elen erhaschen konnte, sind jezt schon dieselben verschwunden. Wie der Eibenbaum in der jezigen Flora ein Fremdling, ein Märchen aus guten alten Zeiten, so sind auch vielleicht die Tage des Elen in seinem gegenwärtigem Greisenalter schon gezählt; und geht die rapide Ausrottung dieses edlen Jagdtieres wie bisher mit Riesenschritten weiter, so wird nach Ablauf eines neuen Jahrhunderts vielleicht nur noch die Sage von ihm melden und die Museen werden allein noch zeigen, welch riesiger Hirsch auch bei uns einst sein stilles Heim hatte.

Wer trägt die Schuld?

Novelle von **E. Langer.** (Fortsezung und Schluß.)

Endlich, es war schon völlig Tag und Franz bereits aufgestanden, erwachte Klara von einer hellen Stimme geweckt, die in der Etage über ihr in langgezogenen Tönen eine ihr bekannte Melodie sang. Sie konnte sich nicht gleich besinnen, wie der Text dazu lautete. Endlich fiel er ihr ein. Es war die Melodie des englischen Liedes: „Lang, lang ist's her,“ und die Töne klangen in der nüchternen Morgenfrühe so resignirend, so öde und hoffnungsleer, daß die Erinnerung an das Geschehene und an ihr Elend sie mit doppelter Gewalt ergriff.

Erst der Gedanke an Reinhold rüttelte sie aus ihrer Vernichtung empor. Gegen ihn hatte sie noch Pflichten zu erfüllen und diese waren alles, was ihr noch übrig blieb. Während des Ankleidens wurde sie ruhiger, ja es kam eine Art Märtyrerfreudigkeit über sie. Die furchtbare Kränkung, die sie empfand, wollte sie durch die hingebendste Pflichterfüllung rächen und die Sühne gewissermaßen an sich selbst vollziehen.

Gefaßt betrat sie die gemeinschaftlichen Wohnräume. Franz war schon ausgegangen. Salon und Speisezimmer waren leer. Als sie an der Tür des Krankenzimmers klopfte, kam ihr Gertrud mit verweinten Augen und dem Finger auf den Lippen entgegen. Es stand sehr schlecht mit Reinhold. Die Nacht wäre leidlich gewesen, doch gegen Morgen hätte sich sein Zustand auffallend verschlimmert. Franz sei nach dem Arzt gegangen. Gertrud fügte hinzu, sie hätte Klara nicht „inkommodiren“ wollen, da sie nicht, wie sie versprochen, von selbst gekommen wäre, sie in der Nachtwache abzulösen.

Klara achtete kaum auf den halb pikirten, halb verlegenen Ton, in dem die lezten Worte gesprochen wurden. Sie dachte nur an den Kranken. Sie schob Gertrud bei Seite und trat leisen Schrittes an das Bett. Reinhold lag schwer atmend mit halb geschlossenen Lidern da, als Klara jedoch sich über ihn beugte, zuckte etwas wie ein seliges Lächeln über die eingesunkenen Züge und die Brust schien freier zu atmen. Sie legte die Rechte leise auf die abgezehrte Hand und sezte sich, mit der Linken das Gesicht verhüllend, neben ihn.

Gleich darauf wurden männliche Schritte laut und Franz trat mit dem Doktor herein. Das peinliche Wiedersehen zwischen den Gatten wurde durch die Aufmerksamkeit, mit der alle den Ausspruch des Arztes erwarteten, gemildert. Dieser beobachtete einige Sekunden den Kranken und wandte sich dann mit seinen Fragen und Anordnungen über Gertrud hinweg, welche neben ihm stand, an Klara, wie er es in der lezten Zeit stets getan hatte. Der Mann mußte das Gefühl haben, daß sie hier der rechte Kopf und die zuverlässigere von beiden Frauen sei, vielleicht auch diejenige, welche den größten Anteil an dem Kranken nehme. Während er sich gegen Klara stets mit Zartheit und Hochachtung benahm, ignorirte er Gertrud meistens oder gab auch wohl auf ihre Fragen eine kurze Antwort. Gegen Franz äußerte er sich beim Weggehen dahin, daß seine Kunst ein Ende habe und die Katastrophe nahe bevorstehe. Sie sollten auf alles gefaßt sein, er könne jedoch nicht sagen, ob das Leben nach Stunden oder Tagen zählen würde.

Franz hinterbrachte diese Kunde den Frauen in schonendster Weise. Klara hatte dieselbe nicht anders erwartet und nahm sie demgemäß mit stiller Resignation auf, während Gertrud sich einer wilden Verzweiflung überließ und von Franz aus dem Krankenzimmer geführt werden mußte.

War es Heuchelei, war es Reue und Gewissensangst oder die Furcht vor der ungewissen Zukunft, was dieses Weib, welches an dem Sterbebette ihres Gatten mit einem anderen,

einem verheirateten Manne, ein verräterisches Spiel trieb, eine so wilde Szene aufführen ließ? Klara wußte keine Antwort auf diese Frage. Was lag ihr auch daran? Der Gedanke, das Herz des Gatten verloren zu haben, verloren an dieses seiner so gänzlich unwürdige Geschöpf, war der einzige, den sie denken konnte, und er bohrte sich wie glühendes Eisen in ihr Gehirn. Wäre der Kranke nicht gewesen, für den sie zu sorgen hatte, sie hätte unbeweglich in einer Stellung verharrt. Wie beneidete sie jezt ihn, der bald den schweren Kampf des Lebens ausgerungen haben würde. Sein Grab und das kleine Grab ihres Kindes, das war dann alles, was ihr im Leben blieb! Das Grab ihres Kindes! Wie eine leuchtende Vision stieg es auf einmal vor ihrem Geiste auf. Das war die Stelle, wo sie ihre starre Verzweiflung ausweinen, wo sie Ruhe, Resignation finden würde. Eine allmächtige Sehnsucht erfaßte sie, dorthin zu eilen. Und dann war es ihr plözlich, als säße sie an dem Krankenbette ihres Kindes, und alle Zärtlichkeit, die sie für dasselbe gehegt hatte, schwellte ihre Brust für den blassen Jüngling, der ihr in den kurzen Wochen ihrer Bekanntschaft so teuer geworden war.

Sie sah hinfort nichts als ihn. Alle übrigen Personen, die sich um sie her bewegten, erblickte sie nur wie durch einen Nebelflor. Sie wich Franz aus, wo sie konnte, und er kam ihr nicht entgegen, indem er nur selten zu Hause war. Um den Frauen die Pflege zu erleichtern, aß er außer dem Hause. Alle Bande der Häuslichkeit waren aufgelöst. Keiner legte sich mehr völlig zu Bett. Klara wachte fast die ganzen Nächte, während Gertrud sich wenigstens einige Stunden niederlegte. In diesen traurigen unheimlichen Nachtstunden, wo die Schatten gespenstig in den Ecken herumhuschten und der Kranke mit den Gestalten seiner Fieberphantasien flüsterte und zischelte, faßte Klara allerlei Entschlüsse. Sie wollte vor die beiden treten, sie des Verrates an sich beschuldigen, sie zwingen, ihren Verkehr aufzugeben; doch nein, ihr Stolz empörte sich dagegen — sie wollte fliehen — fort — gleichviel wohin; dann wieder wollte sie sich Franz an die Brust werfen und demütig flehen, sie wieder an sein Herz zu nehmen — sie konnte ja nicht leben ohne seine Liebe! — Aber die Worte wären ihr nie über die Lippen gekommen, sie besaß die Scheu aller edlen Naturen, den Schaz ihrer Empfindungen wie gewöhnliche Scheidemünze aufs Brett zu zählen. Sie nahm sich vor, ihm zu schreiben — und eines Nachts tat sie es wirklich. Sie trug den Brief den ganzen Tag bei sich, um ihn Abends, wenn sie sicher war, daß er ihn in Ruhe lesen würde, auf seinen Schreibtisch zu legen. Und so geschah es. Mit pochendem Herzen saß sie am Bette Reinholds und lauschte auf den Schritt ihres Gatten. Endlich gegen Mitternacht kam er heim. Leise trat er in das Krankenzimmer, um sich nach dem Bruder zu erkundigen und reichte Klara flüchtig die Hand. Gertrud hatte sich im Salon angekleidet auf das Sopha gelegt, um Klara später abzulösen. Franz sah sich nach ihr um, scheute sich aber nach ihr zu fragen, sagte gute Nacht und ging in seine Stube. Mit stürmisch klopfendem Herzen saß nun Klara und malte es sich aus, wie er den Brief finden, ihn lesen und dann gerührt zu ihr kommen würde, um ihr wenigstens durch einen Händedruck zu beweisen, daß sie, wenn auch nicht mehr seine Liebe, so doch sein Vertrauen und seine Freundschaft besaß. Aber es erfolgte nichts der Art. Die Nachtstunden verrannen wie gewöhnlich.

Ermattet überließ sie gegen Morgen ihren Plaz Gertrud, um an deren Statt sich auf dem Sopha im Salon niederzulegen. Als sie die Shawls und Decken, die zerwühlt darauf lagen, ordnete, fiel ihr ein Blatt Papier in die Hände. Was war das? Himmel, ihr Brief an Franz! Wie kam der hierher? War es denkbar, daß Franz ihn der Schwägerin zu lesen gegeben — daß er sie noch aufgesucht hatte, nachdem er nach Hause gekommen war? Doch nein, eines so schmachvollen Verrates an ihrem Vertrauen konnte sie ihn nicht für fähig halten und ihre ganze Seele sträubte sich dagegen. Gertrud mußte vor seiner Heimkehr in seinem Zimmer gewesen sein, den Brief gefunden und ihn mit sich genommen haben. Ja, gewiß, so verhielt es sich! Aber wenn es so war — ein Schwindel überkam sie, und sie mußte sich an dem Tische halten, an dem sie stand, um nicht zu Boden zu sinken. Wenn Gertrud zu einer solchen Indiskretion sich ermächtigt halten durfte! Allmächtiger Gott!

Leise schleichende Tritte näherten sich dem Zimmer. Franz trat herein und blieb betroffen stehen, als er seine Frau erblickte. Sie trat ihm rasch einen Schritt entgegen, hob den Brief gegen ihn auf, wollte sprechen und vermochte es nicht.

„Du hast Gertrud den Brief lesen lassen?“ kam es endlich wie ein Keuchen über ihre Lippen.

Sie bedurfte seiner Antwort nicht; sie las die Bestätigung in seinen Mienen.

„Klara, ich bitte dich — diese Empfindlichkeit — ich werde dir erklären — —“

Sie hörte ihn nicht mehr; sie war ohnmächtig hingestürzt.

IV.

Der folgende Tag war Reinholds lezter. Die drei Menschen, die sein Sterbebett umstanden, waren weniger zu beneiden als er. Ein Dämon hatte ihnen die Herzen im Busen vertauscht, die Liebe darin getötet und unheilige Flammen an ihrer Statt entzündet. In Klaras Seele war es öde, tot.

Ihre Bewußtlosigkeit in der Nacht hatte kaum einige Minuten gedauert. Schon in den Armen ihres Gatten, wie er sie aufhob, war sie wieder zu sich gekommen und hatte sich mit einer heftigen Geberde aus ihnen frei zu machen gesucht. Er hatte sie gebeten, sich zu Bett zu legen, aber sie hatte sich geweigert. Er hatte ihr erklären wollen, auf welche Weise der Brief in Gertruds Hände gekommen war, aber sie hatte ihm fortgewinkt; sie wollte, sie mußte allein sein, und er hatte sie verlassen.

Er war nicht so schuldig, wie Klara ihn glauben mußte.

Als er ihren Brief gelesen hatte, war er finster brütend unablässig in dem kleinen Gemach auf- und abgeschritten. Von Klaras herzbewegenden Worten erschüttert, versuchte er zum erstenmale seit der Wandlung, welche in seinem Herzen vorgegangen war, sich ernstlich Rechenschaft davon zu geben. Allein die Leidenschaft für das reizende Geschöpf, das seine Sinne gefangen hielt, verblendete ihn zu sehr, als daß er der Reue zugänglich gewesen wäre, zwischen sich und seinem Weibe ein unparteiischer Richter zu sein vermocht hätte. Er hatte Klara von ganzer Seele geliebt und hochgehalten, selbst damals, als sie sich etwas zu selbstsüchtig in ihren Gram um das Kind eingesponnen hatte. Sie war ihm immer die liebe Gefährtin, die ernste treue Freundin geblieben, und allmälich hatte sie wieder mit der ganzen Ausschließlichkeit ihrer hingebenden Natur für den geliebten Mann zu leben begonnen. So war das Verhältnis wieder das alte innige gewesen, als Franz nach der Residenz gekommen war. Die junge Schwägerin hatte anfangs nur den Eindruck eines hübschen verwöhnten Kindes auf ihn gemacht. Er hatte mit ihr getändelt wie mit einem solchen und sich an ihrer Anmut, ihren Kaprizen, ihrem brüsken und doch wieder so einschmeichelnden Wesen ergözt. Nun war Klara gekommen. Der Kontrast zwischen beiden war ein großer. Dort die Zierlichkeit und Beweglichkeit eines Wesens, das nur für äußeren Tand und Vergnügen lebte, hier die schlichte und heitere Ruhe einer tiefen, in der Liebe still befriedigten Natur. Zum erstenmale fiel es Franz auf, daß Klara sich unvorteilhaft kleide. In den Kreisen, in welchen er bisher gelebt, hatten sich die Frauen alle schlicht und einfach getragen. Sie hatten alle mehr oder weniger geistige Interessen gehabt. Sein Auge war an diese Einfachheit gewöhnt gewesen und die Frauentoilette dem in seinen Idealen Lebenden überhaupt als ein Ding erschienen, welches kaum der Beachtung wert war. Um so mehr Eindruck machte jezt der Schick auf ihn, mit dem Gertrud sich zu kleiden verstand. Sie erschien ihm täglich neu, war es auch nur durch ein kokett angebrachtes Band, eine Schleife oder Veränderung der Haartracht. War sie gestern rührend lieblich gewesen, so sprühte sie heut von Feuer und Leben. Franz konnte sich diesem Zauber nicht entziehen. Schon als Klara anlangte, hatte er das berauschende Gift eingesogen und um die Wirkung zu

vollenden, fehlte nichts, als daß sie sich vom ersten Augenblick an gegen Gertruds Wesen ablehnend verhielt, während sie sich der Pflege Reinholds ganz und gar bemächtigte. Nicht umsonst machte sie sich später Vorwürfe, daß sie Gertrud unbewußt vom Bette ihres Gatten entfernt und zu Franz hingedrängt hätte. Dieser fand bald ein ungekanntes Vergnügen daran, mit der hübsch geputzten, reizenden jungen Frau am Arm durch die belebten Straßen zu wandern, ihr Geplauder zu hören, ihre tausend kleinen Wünsche zu erfüllen, Abends im Salon mit ihr zu tändeln oder ihr auch wohl diese oder jene Frage der Tagespolitik zu erklären, wenn sie, seine Schwäche kennend und wissend, daß ihm dies schmeichelte, darüber Auskunft verlangte. Allmälich, ganz allmälich zogen sich die Fäden des Netzes zusammen, in dem die nach Lebensgenuß dürstende und in ihm ein Mittel zu deren Befriedigung erblickende Circe seine Phantasie, wenn nicht sein Herz gefangen nahm und die Liebe zu seinem Weibe erstickte. An jenem Abend, als Klara beide in dem schwülen Tête-à-tête überrascht hatte, war es zu einem Geständnis seiner Leidenschaft gekommen. Gertrud hatte es stumm und kalt und halb beleidigt, aber mit Blicken aufgenommen, die die Glut in seinem Herzen nur noch stärker anfachen mußten. Dann war sie plötzlich aufgesprungen und mit krampfhaftem Schluchzen ins andere Zimmer geeilt, welches sie hinter sich abgeschlossen hatte. War es eine tugendhafte Wallung oder nur Koketterie gewesen? Er mußte das erstere glauben und auf deren Rechnung die Zurückhaltung schreiben, mit der sie ihm am nächsten Morgen begegnete. Klaras geschärfter Blick freilich erkannte darin nichts als Berechnung.

Alles das ging an Franzens Seele vorüber, nachdem er den Brief seiner Frau gelesen hatte. Er fühlte sich nicht frei von Schuld; aber was entzog er denn seiner Frau, wenn er sich dem Liebreiz dieser gaukelnden Libelle hingab? Er hatte ja noch gar nicht an eine Trennung seiner Ehe gedacht; er war Klara nur in Gedanken untreu gewesen. Was wollte sie denn? Was konnte er dafür, daß ihm die Augen aufgegangen waren, daß er gezwungen worden, Vergleiche zwischen ihr und Gertrud anzustellen und daß diese zu ihrem Nachteil ausgefallen waren? Er hatte erfahren, welche Erquickung ein Wesen wie Gertrud wäre und daß alle Tugenden und alle Bildung der Welt ohne diese Frische und naiv kokette Grazie die Frauen nur zu langweiligen Pedantinnen machten.

Die Vergangenheit war hinter ihm versunken. Das stille häusliche Glück, welches er genossen hatte, erschien ihm nüchtern und langweilig, die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit seiner Frau nur als ein Mangel an Geist und Geschmack. Das Kind freilich war ihm für alles Ersatz gewesen, allein das Kind war tot, eine neue Hoffnung nicht vorhanden; welches Unrecht beging er also nun, wenn er die Lücken seines Daseins einen kurzen Augenblick durch die Hingabe an diese Neigung ausfüllte? Es würde schnell genug vorüber sein! Es war nicht anders zu erwarten, als daß die reizende junge Witwe von Anbetern bald umlagert werden würde, vor denen er, der ältliche Mann, bald zurücktreten müßte. Dann würde ihn Klara ja wieder haben, all' ihre Rechte, auf die sie pochte, wieder über ihn ausüben können. O ja, die Ehe war eine Sklaverei, nicht nur für die Frauen; auch die Männer waren gebunden, geknebelt an Händen und Füßen auf Lebenszeit!! —

Ueber den Sturm in seinem Innern hatte er ein leises Klopfen an seiner Tür nicht gehört, welche sich jetzt sachte öffnete. Es war Gertrud. Mit bleichem Gesicht, die großen schwarzen Augen von dunkeln Ringen umgeben, jenen rührend hilflosen Ausdruck in den Mienen, die sie für Franz so unwiderstehlich machte, stand sie da.

„Franz, sei nicht böse, daß ich dich störe," sagte sie. „Ich hoffte, du würdest mir noch guten Abend sagen kommen. Ich bedarf so sehr eines freundlichen Trostwortes. Klara ist jetzt immer so abweisend, du bist den ganzen Tag nicht zu Hause und mein armer Reinhold —"

Hier brach sie in Tränen aus und sank auf den Lehnstuhl vor dem Schreibtisch nieder.

Franz war außer sich. Liebe, Mitleid, Entrüstung, Verlegenheit kämpften in seiner Seele, während er in beschleunigtem Tempo seine Wanderung fortsetzte. Endlich blieb er mit einer kurzen Wendung vor Gertrud stehen und sagte finster:

„Komm fort aus diesem Zimmer. Wir werden beobachtet, wir haben Späheraugen um uns und könnten leicht verdächtigt werden." Sie hob das weiße Gesichtchen traurig fragend zu ihm auf, und er erzählte ihr, daß Klara ihm geschrieben, daß sie seine warme Freundschaft für sie mißbillige und ihm bittere Vorwürfe mache über seine Gleichgültigkeit gegen sie.

Es lag Hohn in dem Blick, mit welchem Gertrud ihres Schwagers Mitteilungen anhörte.

„Laß mich den Brief lesen," bat sie. „Wie komisch an seinen Mann zu schreiben, mit dem man doch zu jeder Stunde reden kann. Ich möchte das lesen. Und diese Eifersucht, wie albern!"

Sie biß sich auf die Lippen, aber das übereilte Wort war heraus. Es verletzte seine Eitelkeit und vermehrte nur seinen Groll gegen seine Frau. Er zögerte Gertrud den Brief zu geben, aber als sie ihre Bitte wiederholte, tat er es dennoch und sie floh damit in den Salon.

Seltsam! In dem Augenblick, als er den Brief aus der Hand gab, war es ihm, als hätte er damit eine schwere Entscheidung getroffen, eine schicksalbestimmende Tat getan. Wie gern hätte er ihn wieder zurückgenommen! Gertrud hatte es komisch genannt, daß Klara an ihn geschrieben. Sie hatte kein Verständnis für eine so innerliche Natur wie die seiner Frau, der es nicht gegeben war, ihren Gefühlen in Worten Luft zu machen. Er fühlte etwas wie Rührung über den Weg, den sie eingeschlagen hatte. Nur still in sich gesammelt war es ihr möglich gewesen, ihm ihr Inneres darzulegen. Und diesen Erguß eines in seinen heiligsten Gefühlen gekränkten Herzens gab er rücksichtslos fremden Blicken Preis! Nein, er mußte den Brief zurück haben und eilte in den Salon. —

Doch das Schicksal hatte seinen Lauf gehabt, Klara den Brief gefunden. Vernichtet sank er in seinem Zimmer auf den Lehnstuhl und vergrub das Gesicht in beiden Händen. So saß er bis tief in den Morgen hinein und Gertrud ihn an das Sterbebett ihres Mannes rief. Düsteren Blickes trat er dort seiner Frau gegenüber. Er hatte sie begütigen, ihr Aufschluß geben, sie ihn nicht hören wollen. Sein Herz war voll Groll gegen sie über die Ungerechtigkeit, mit der sie ihn ungehört verurteilte, und er wühlte sich tiefer und tiefer in Trotz und Erbitterung hinein. Nun mochte geschehen was wollte, die Folgen kamen über ihr Haupt. Ach, wenn er nur einen Blick in die Zukunft hätte tun können! Es war, als ob der Tod, der die Lippen seines Bruders schloß, auch die seinigen versiegelt hätte.

Still und bleich stand Klara da, als der Sterbende den letzten Seufzer ausgehaucht hatte, während Gertrud sich wie eine Rasende über ihn warf und ihn mit den zärtlichsten Namen zurück ins Leben rufen wollte. Voll Widerwillen wandte sich Klara von dieser Szene ab und schritt hinaus, es ihrem Gatten überlassend, die verzweifelnde Wittwe zu trösten.

Die Tage bis zum Begräbnis hielt sie sich in ihrem Schlafgemache auf. Franz hatte mit den Anordnungen dazu zu tun, Gertrud mit ihrer Trauertoilette. Es war ein beständiges Kommen und Gehen. Endlich war auch das vorüber. Klara hatte auf diesen Zeitpunkt gewartet, als ob er ihr Erlösung bringen müßte — was, das wußte sie nicht. Die Stille, welche im Hause plötzlich eingetreten, war drückend. Klara vermochte sie nicht länger zu ertragen! Franz wich jedem Alleinsein mit ihr aus; doch einmal, als er ein solches nicht umgehen konnte, faßte sie sich ein Herz und fragte ihn, ob er Rat wüßte? Was nun geschehen sollte? „Was wird geschehen sollen?" gab er ungeduldig zurück. „Wieder das alte Lied. Begreifst du denn nicht," fuhr er mit verhaltenem Grimm fort, „daß es Gefühle gibt, in denen man nicht wühlen darf, die man sich selbst überlassen muß, wenn sie zur Ruhe kommen sollen?"

Klara stockte das Blut. Das war ein offenes Geständnis.

„Wie, du verlangst noch mehr Schonung von mir?" hauchte sie.

Besteigung einer Pyramide. (Seite 315.)

„Ja, ja, die verlange ich," rief er mit blizenden Augen. „Du glaubst, daß du nur allein leidest und ein Recht zu fordern hast und erkennst das Kämpfen und Ringen anderer nicht an."

Das war zu viel. Zu der tiefen Wunde, die er ihr geschlagen, fügte er auch noch diesen grausamen Vorwurf hinzu. Er zerriß ihre Seele mehr als der Verlust seiner Liebe, und voll Verzweiflung verließ sie ihn. Jezt galt es einen Entschluß zu fassen. Das Grab ihres Kindes hatte ihr immer als der Ort vorgeschwebt, an dem sie ihren heißen Schmerz ausweinen, sich die gepreßte Brust befreien könnte. Dort würde sie auch das Richtige finden, was sie in dieser schweren Prüfung zu tun hätte. An eine Trennung von Franz vermochte sie troz alledem noch nicht zu denken. All ihr Denken und Fühlen war ja mit ihm verwachsen. Aber für den Augenblick war es besser, sie ließ ihn allein. Ach, ihr einst so seliges Beisammensein war jezt für beide eine Qual. Aber sie wollte fort ohne Abschied zu nehmen. Sie hätte ihn nicht ertragen. In dem ihrem ehemaligen Gut benachbarten Städtchen lebte eine Freundin von ihr und von dort wollte sie ihm schreiben. Ob sie ihm mittlerweile durch ihr Verschwinden Angst einflößte, daran dachte sie in ihrem verworrenen Seelenzustande nicht.

Es konnte ihr nicht schwer werden, ihre Abreise ohne jedes Aufsehen zu bewerkstelligen. Franz war fast den ganzen Tag abwesend, Gertrud in ihren Zimmern. Gepäck brauchte sie keins. Mit einer Handtasche am Arme verließ sie eines Morgens still das Haus, sezte sich in die nächste Droschke und fuhr zum Bahnhof. Dort mußte sie freilich einige Stunden warten, bis der nächste Zug abging, aber was kam es darauf an, wo sie ihren Gedanken nachhing? Als die Glocke geläutet wurde, die den Abgang ihres Zug verkündete, fuhr sie wie aus einem Traume auf. Sie wußte nicht, wie lange sie so da gesessen. Jedes Zeitmaß war ihr abhanden gekommen. Und so verging ihr auch die Reise wie im Traum. Sie fuhr den ganzen Tag und die ganze Nacht ohne Aufenthalt. Bei Morgengrauen langte sie in dem Städtchen, welches das Ziel ihrer Reise war, an. Sollte sie die Freundin zu solcher Stunde stören, ihr jezt Aufklärung über ihr plözliches Erscheinen geben? Es schauderte ihr davor. Nein, sie wollte gleich dorthin, wohin es sie von so weit hergezogen hatte, an das kleine Grab am Ende des Parkes. Es war bis dahin nur ein kurzer Feldweg, den sie genau kannte. Sie fand ihn troz des dichten Herbstnebels, der die Landschaft einhüllte und ihr kaum erlaubte, fünf Schritte vor sich zu sehen.

Ringsum herrschte noch die Stille des Schlummers. Kein Insekt, kein Vogel regte sich. Feld und Flur waren leer und erfüllten die Luft mit dem scharfen Geruch verdorrter Stoppeln und welkenden Krautes. Durch den Nebel gedämpft ließ sich Hahnengeschrei wie aus weiter weiter Ferne hören. Hier und da traten Föhrenwaldungen aus dem Nebel hervor, an denen seine feuchten Schleier in Fezen hingen. Sie schritt auf dem feuchten Wege fort, ihre Erschöpfung nicht achtend und angestrengt durch den Nebel nach den Bäumen des Parkes spähend, die sich jezt schon zeigen mußten. Aber noch immer kein Park. War sie denn irre gegangen, oder hatte sie den Verstand verloren? Sie befand sich vor einem Schienenwege, der hier nie gewesen, und doch erkannte sie die Gegend ringsumher. Da — plözlich — kam ihr eine Erinnerung. Kurze Zeit nachdem sie in die Stadt übergesiedelt waren, hatte sie davon gehört, daß die im Bau begriffene Zweigbahn unmittelbar an ihrem Gut vorübergeführt werden sollte, die Sache hatte sie aber nicht interessirt und war ihr wieder entfallen. Mit furchtbarer Klarheit ging es ihr jezt auf, daß ihr auch das lezte geraubt worden sei, daß das Ziel, wonach ihr ganzes Sein gestrebt hatte, zu dem es sie Meilen um Meilen hergetrieben hatte, daß dies Fleckchen Erde, welches ihr einziges Gut barg, für sie verschwunden, unkenntlich geworden war. Die ganze Verzweiflung, gegen die ihr gesunder Sinn bisher angekämpft hatte, bemächtigte sich jezt des beklagenswerten Weibes, dessen physische Kraft endlich gleichfalls zu unterliegen begann. Wie betäubt sank sie auf einen Steinhaufen am Wege nieder und starrte vor sich hin. Jezt erst gab sie sich verloren, sah sie keine Rettung mehr für sich und Franz. Wilde Gedanken wälzten sich chaotisch durch ihren Geist.

Mittlerweile war die Sonne in unheimlich roter Glut, welche blutige Reflexe auf die Schienen warf, aufgegangen, und von ihren Strahlen erwärmt, begann der Nebel sich zu ballen und hin und her zu wogen. Wie Schlachtreihen zogen die Nebelmassen am Horizonte auf und prallten gegeneinander. Mit fieberglühenden Augen folgte Klara ihrem phantastischen Spiel, in welchem ihre aufgeregte Phantasie allerhand Gestalten erblickte, die sie angrinsten und die Arme nach ihr ausstreckten. Dabei fielen ihr die Riesen und Ungeheuer bekannter Märchen ein und Scenen aus ihrer Kindheit und Jugend, und sie wunderte sich, daß sie an so gleichgültige Dinge denken konnte. Aber es war, als ob ihr Geist, scheu vor der Gegenwart, sich in die Vergangenheit flüchtete. Sie sah sich an dem Sterbebette der Mutter, an dem des Vaters, mit einer Tante auf Reisen, am Gardasee, dort wo Franz mit seinem offenen, lebensfrohen Gesicht ihr zum erstenmale vor das Auge getreten und ihm ihr ganzes Herz sogleich entgegengeflogen war. Franz! Ja, jezt erfaßte sie die Gegenwart wieder mit zermalmender Gewalt. Was sollte sie tun? Konnte sie zu ihm zurück, jezt, da er den ersten Schreck über ihre Entfernung bereits überwunden hatte? Sie hatte die Schiffe hinter sich verbrannt. Zum erstenmal fiel es ihr ein, daß sie ihm Schreck verursacht hatte — ob auch Schmerz? sie glaubte es nicht. Hatte er ihr nicht gesagt, daß er zu kämpfen, zu ringen hätte, daß sie eine lieblos Fordernde sei, die ihn an der Kette der Pflicht festhielt? Hieß das nicht, daß er einem Glück entsagen müßte, daß er an ihrer Seite fortan ein Gefühl des Mangels, der Leere empfinden würde? Konnte sie mit diesem folternden Bewußtsein, mit dieser Kluft zwischen sich und dem Manne, mit dem sie das innigste Herzensverhältnis bisher verbunden hatte, das Leben ertragen? Und schrecklicher als alles: fühlte sie nicht auch ihren Glauben an das hohe sittliche Ideal, welches er ihr gewesen war, erschüttert? — Nein, sie konnte nicht leben. —

Da — welch ein Ton, welch ein dumpfes Brausen! Um die Waldecke dort schoß der Zug hervor und glitt gespenstisch näher und näher. Wer vermag zu schildern, was in Klaras Seele vorging? Mit totenblassem Gesicht und krampfhaft auf die Brust gepreßten Händen, die weitgeöffneten Augen starr auf das nahende Ungetüm geheftet, stand sie da. Das war ein Wink des Schicksals? Wozu zaudern? Es war ja nur ein Augenblick! — „O Gott — Franz — lebewohl —"

Damit stürzte sie sich über die Schienen und im nächsten Augenblick hatte die Maschine sie erfaßt. Unfern der Stelle, wo das Kind gebettet worden, hatte die Mutter Ruhe und Frieden gefunden. — —

Als Franz den Abend nach Klaras heimlicher Entfernung nach Hause kam und seine Frau nicht in ihrem Zimmer fand, das sie seit Reinholds Tode nicht mehr verlassen hatte, hoffte er, daß sie endlich „Vernunft angenommen" und hinüber zu Gertrud gegangen sei, um ein erträglicheres Verhältnis anzubahnen. Erleichterten Herzens schritt er hinüber. Salon und Wohnzimmer waren leer. Jezt klopfte er leise an Gertruds Schlafgemach.

„Störe ich?" fragte er, als diese öffnete. „Klara ist doch hier?"

„Klara? Ich habe sie den ganzen Tag nicht gesehen."

„So ist sie fort," sagte Franz tonlos und beide starrten einander mit bleichen Lippen und weitgeöffneten Augen an. Das Dienstmädchen wurde befragt, wußte aber keine andere Auskunft zu geben, als daß Frau Livonius den ganzen Tag abwesend gewesen sei. In Klaras Zimmer verriet nichts eine Flucht oder eilige Abreise. Die Nacht verging in der furchtbaren Pein der Ungewißheit. Am Morgen machte Franz Anzeige bei der Polizei. Erst am Abend des zweiten Tages langte eine amtliche Depesche an, durch welche Franz aufgefordert wurde, sich nach dem kleinen Ort in der Nähe seines ehemaligen Gutes zu begeben, um die Leiche einer auf den Schienen ver-

unglückten Dame, in welcher man seine Frau erkannt haben wollte, zu rekognosziren. Nach den furchtbaren Tagen und Nächten, die er durchlebt hatte, konnte diese Nachricht ihm kaum noch Entsezen bereiten. Er war auf das Aergste gefaßt gewesen, eine starre Resignation war alles, was er empfand. Unverzüglich reiste er nach dem genannten Orte ab. Der Abschied zwischen ihm und Gertrud war unter diesen Umständen hastig und kühl. Er versprach wiederzukommen und ihre Verhältnisse zu ordnen. Alles, was er an baarem Gelde entbehren konnte, ließ er ihr.

Eine schreckliche Stunde war ihm noch vorbehalten, als er in der Frühe des nächsten Morgens sein Ziel erreichte. Ein Blick auf den entstellten Leichnam genügte, um sein Weib, sein Teuerstes auf Erden, von dem er sich nur einen kurzen Augenblick zu einer anderen verirrt hatte, zu erkennen. Starr und tränenlos stand er an der Leiche und starr und tränenlos brachte er die nächsten Tage hin, immer Klaras lezten Augenblicken nachgrübelnd. Ihr Tod war für ihn kein Rätsel. Wer so geliebt hatte wie sie, konnte das Glück des Herzens nicht überleben.

Endlich mußte er daran denken, sein Dasein wieder neu einzurichten. Nach der Reichshauptstadt kehrte er nicht zurück. Er übertrug einem befreundeten Rechtsanwalt das Ordnen von Gertruds Angelegenheiten und dieser selbst sezte er ein Jahrgeld bis zu ihrer Wiedervermählung aus. Die Art, wie sie alles annahm, ja, wie sie ihre Unzufriedenheit mit den Anordnungen äußerte, überzeugte Franz nur zu sehr, daß Genußsucht und Eigennuz ihr Spiel mit ihm getrieben hatten und daß der kurze Rausch durch den Tod seines Weibes mit einem furchtbar hohen Preis erkauft worden sei.

Nach Jahresfrist schickte Gertrud eine Verlobungsanzeige. Das Verhältnis löste sich jedoch bald wieder auf und erst nach vollen fünf Jahren gelang es ihr, einen alten reichen Witwer zu erobern.

Franz blieb unvermählt.

Ulrich Zwingli.

Mit einleitenden Bemerkungen zur Frage der kulturellen Bedeutung der Reformation. Von **Bruno Geiser.** (Schluß.)

Zunächst ging Zwingli an die Abschaffung dessen, was er als Mißbrauch beim kirchlichen Ritus ansah.

Um die Anhänglichkeit des Volkes an das Hergebrachte möglichst zu schonen, ging er jedoch nur in vorsichtigen Schritten vom Unverfänglichsten aus.

So führte er vorerst eine deutsche Taufagende an Stelle der lateinischen ein und bereitete dann seine Gemeinde auf die Abschaffung der Messe vor, unter anderem durch die Schrift „De canone Missae epichiresis“, in der er auch zum erstenmal seine eigene Auffassung von der Art, wie die Abendmahlfeier gehalten werden solle, durchblicken ließ.

Indessen begann das von Zwingli zur Reformation aufgerufene Volk über die durch das Zeitbedürfnis bedingten Ziele der Bewegung in jenem unverständigen Fanatismus hinauszuschießen, der unwissenden und roh veranlagten Neuerern meist nur zum Schaden der Sache, welcher sie zu dienen meinen, eigentümlich zu sein pflegt.

Die sinnlose Wut dieser Fanatiker richtete sich zunächst gegen die Altäre und Bilder in den Kirchen. Plözlich wurden hier und da Lampen in den Kirchen zertrümmert, die Weihwasserkessel ausgeschüttet, und ein Schuhmacher Hottinger ließ sich durch eine von Ludwig Hezer geschriebene wirkliche Hezschrift, betitelt: „Urtel Gottes, unsres Ehgemahls, wie mit sich mit allen Gözens-Bildnissen halten soll,“ mit einigen Genossen zur Umstürzung eines großen Kruzifixes hinreißen.

Nun mußte der Rat einschreiten: Hottinger und Genossen wurden in Haft gebracht; aber da die Prediger, Zwingli voran, die Tat zwar verdammten, die Täter aber nicht allzu hart verurteilt wissen wollten, so kamen sie mit dem Leben davon.

Aus der Verlegenheit, in welche ihn die rohe Bilderstürmerei gegenüber der katolischen Kirche und ihren treuen Anhängern gebracht hatte, suchte sich der Züricher Rat durch Anberaumung einer neuen Disputation auf den Oktober 1523 zu ziehen, bei der es herging wie bei der ersten, — ein schon vor Beginn der Disputation, der nicht weniger als 900 Personen beiwohnten, fertiges Urteil wurde mit leichter Mühe plausibel gemacht, da weitaus die größte Zahl der Anwesenden Zwingli und seiner Sache geneigt war.

Der Beschluß lautete: „Die Bilder und Gözen, welche durch das siegreiche Wort Gottes in seinen Organen und Instrumenten überwunden, sollen durch die Obrigkeit, jedoch ohne Aergernis, entfernt werden.“

Dies war das Resultat des ersten Tages der Disputationsversammlung; an den zwei weiteren Tagen ging es auch der Messe zuleibe, indem die Tese fast einstimmig angenommen wurde, daß die Messe kein Opfer und bisher in Widerspruch mit der Einsezung Christi mit vielen Mißbräuchen gehalten worden sei.

Nun war die Zwinglische Reformation als festbegründet zu betrachten, und dieser Tatsache gab die im November 1523 erfolgende Veröffentlichung der Zwinglischen Schrift „Eine kurze christliche Anleitung“ zur allgemeinen Darnachachtung in Glaubenssachen deutlichen Ausdruck.

Im Laufe des nächsten Jahres wurde mit der Umgestaltung des Gottesdienstes Ernst gemacht. Die meisten Aeußerlichkeiten, wie das Weihen von Palmen, Salz, Wasser, Kerzen und Kräutern, das Trauer- und Vespergeläute, selbst das Orgelspiel und die lezte Oelung wurden abgeschafft, und die Abendmahlsfeier wurde „nach Art der Einsezung Jesu und dem Gebrauche der Apostel und der ältesten Kirche“ reformirt und nur als Gedächtnisfeier beibehalten.

Ueber diese Auffassung des Abendmahls gerieten die Reformatoren unter einander in Streit. Luther verlangte, der Christ solle glauben, daß er beim Abendmahle den wirklichen Leib Christi genieße, was Zwingli als sinnlos bezeichnet hatte.

Nun fiel Luther in seinem „Sermon von dem Sakrament des Leibes und Blutes Christi wider die Schwärmgeister“ in gewohnter Grobheit über ihn her, „verdammte ihn als den verderblichsten Kezer, als den echten und wahren Antichrist, gegen den der Pabst als ein Engel des Lichts und das katolische Dogma als lauterste Wahrheit erscheine.“

Zwingli antwortete anfang 1527 verhältnismäßig sehr ruhig, aber mit siegreichen Gründen, und fand so viel Anerkennung, daß er hoffen durfte, seine Anschauung bald überall die lutherische überwinden zu sehen.

Der Schriftenstreit ging lange herüber und hinüber, und er führte insofern zum Siege Zwinglis, — der sich in der Art, wie er den Kampf führte, seinem wittenberger Gegner überlegen gezeigt hatte, — daß er der züricher Reformation eine ebenbürtige Stellung neben der lutherischen eroberte.

Im Oktober 1529 kam es zu einer persönlichen Begegnung von Luther und Zwingli. Die Anhänger beider wollten eine Vereinigung der reformirten Kirche herbeiführen. Aber daraus wurde nichts, obgleich beide Reformatoren die Uebereinstimmung ihrer Fundamentallehren zugaben.

Zwingli, auf dessen Seite in dem Punkte der Abendmahlsfeier die menschliche Vernunft stand, konnte hierin nicht nachgeben, und Luther hat überhaupt nie in seinem Leben nachgegeben und nie der Vernunft eine entscheidende Stimme eingeräumt.

Ursprünglich war er zwar durchaus derselben Ansicht, wie sie Zwingli hegte, geneigt gewesen und bereit, im Abendmahle

nichts weiter zu sehen, als Brod und Wein und nicht den Leib Christi selbst. So bekannte er z. B. im Jahre 1524 selbst: Hätte ihn fünf Jahre vorher jemand berichten mögen, daß im Abendmahl bloßes Brod sei, so wäre ihm hiermit ein großer Dienst getan worden, und er habe selbst auch harte Anfeindung darüber erlitten, indem er gesehen, daß er damit dem Pabsttum den ärgsten Puff hätte geben können*), später aber wäre er tiefer in den Sinn des Einsezungswortes, wie es vom Herrn Christo selbst herrühre, eingedrungen und dieser hielte ihn nun gefangen.

Demgegenüber wird eine unparteiische Geschichtsforschung höchst wahrscheinlich dem vollkommen zustimmen müssen, was der ausgezeichnetsten einer unter den lebenden Kennern der Reformationsgeschichte, Döllinger, zu diesen interessanten Punkten in Luthers Glaubenslehre sagt; nämlich folgendem:

„Indes pflegten ihn (Luther) die klarsten Bibelstellen, wenn sie mit seinen Lieblingslehren in Konflikt gerieten, nicht zurückzuhalten, und er hatte eben erst während des Streites mit Erasmus**) in Mißhandlung und gewaltsamer Verdrehung klarer Schrifttexte das Unglaubliche geleistet. Es war die Opposition, erst gegen Carlstadt, dann gegen Zwingli und Oekolampadius, die ihn antrieb, sich mit aller Kraft seines Geistes in die Ueberzeugung hineinzuarbeiten, daß die streitigen Texte der Schrift nur von einer substantiellen Gegenwart und Mitteilung des Leibes Christi verstanden werden könnten. Den Glauben hielt er fest, daß er ein von Gott auserkorenes und mit allen erforderlichen Gaben reichlich ausgerüstetes Werkzeug zur Wiederbringung des verlorenen Evangeliums, zur Wiederherstellung der seit den Zeiten der Apostel verfallenen Kirche sei, daß daher auch im langen Laufe der Jahrhunderte niemand erschienen, der mit ihm an Reichtum der Gaben und Erhabenheit der Sendung verglichen werden könne. Jezt sah er in der Schweiz und in Oberdeutschland eine von ihm unabhängig sich entwickelnde Partei, an deren Spize Zwingli stand, sich erheben und rasch um sich greifen; so mischte sich auch die Bitterkeit der Eifersucht und des verlezten Stolzes in den Streit, und Luther gab dies selber durch den nachher ausgesprochenen Vorwurf zu erkennen: Zwingli trachte seinen Ruhm als Reformator zu schmälern, er habe sich in das Werk, welches ihm, Luther, eigentümlich sei, hineingedrängt. Die gereizte Gehässigkeit und Leidenschaftlichkeit seiner Stimmung und seines polemischen Verfahrens ward aber dadurch noch erhöht, daß er jezt eben die Waffen gegen sich gekehrt sah, die er selber geschmiedet hatte: willkürliche, von aller Tradition losgerissene Interpretation einzelner Schriftstellen, und daß er bald genug auch erkennen mußte, wie auf diesem Boden der Streit schlechthin unausgleichbar und endlos werden würde. Er selbst hatte die Hauptbollwerke des Dogmas, das er nun verkündigte, niedergerissen, durch seine Verwertung der Verwandlungslehre hatte er bereits den einfachen Sinn der Einsezungsworte verlassen und die Figur einer Synekdoche***) angenommen; es sei, erläuterte er auf der Konferenz zu Marburg, eine eingefaßte Rede, wie man etwa von einem Schwert rede, aber mit dem Schwerte auch zugleich die Scheide meine; denn der Leib Christi sei im Brode, wie der Degen in der Scheide." †)

Diese Stellung Luthers zu der Abendmahlfrage erklärt, weshalb es in Marburg zu einer vollen Einigung mit Zwingli nicht kommen konnte; und sehr widerwillig nur ließ sich Luther zu der übereinstimmenden Erklärung bewegen, daß er und Zwingli sich künftighin freundlich begegnen und den gegenseitigen Streit den gemeinsamen Feinden gegenüber beiseite lassen wollten. — Der Forderung, die auch von vielen seiner Anhänger gestellt wurde, daß er Zwingli und die mit diesem eines Glaubens waren, als Brüder anerkenne, gab er jedoch nicht nach, und es hätte sich in der Tat auch gar seltsam ausgenommen, wenn er Zwingli und den Seinen die Bruderhand gereicht hätte, nachdem er kurz zuvor von ihnen behauptet hatte, sie hätten ein „eingeteufeltes, durchteufeltes, überteufeltes, lästerliches Herz und Lügenmaul, kein Christ solle für sie beten und er müsse sich selber in den Abgrund der Hölle verdammen, wenn er mit ihnen Gemeinschaft haben sollte".

Der Streit mit Luther und dessen äußerliche Beilegung in Marburg war für Zwingli, wenn auch der bedeutsamste, so doch keineswegs der schwierigste und anstrengendste. Viel mehr zu schaffen machten ihm auf der einen Seite die Anhänger des Pabsttums in der Schweiz und auf der anderen die grimmigsten Feinde des Pabsttums, welche viel weitergehende und nicht blos auf Kirche und Religion zu beschränkende Reformen wollten, als er selbst, — nämlich die schweizerischen Wiedertäufer.

Dieser lezte der drei großen Kämpfe, welche Zwingli auszufechten hatte, war ihm nach seinem eigenen Bekenntnis der schwerste von allen, — konnte er sich doch nicht verhehlen, daß er sich hier gegen Menschen wendete, welche im Grunde mit ihm auf demselben Boden standen, gewissermaßen seine „Hausgenossen" waren.

Die hervorragendsten der Wiedertäufer in der Schweiz, Wilhelm Steublin, Simon Stumpf, Ludwig Hetzer, Felix Manz und Konrad Grebel, hatten in der Tat längere Zeit mit Zwingli Schulter an Schulter den harten und gefahrdrohenden Kampf gegen den Pabst geführt. Sie nahmen es aber noch viel ernster mit der Rückkehr zum Urchristentum als Zwingli selbst. Eine Menge fanatisch erregter Handwerker umgab sie und trieb sie vorwärts, Schwärmer, die nun endlich das Himmelreich auf Erden eingerichtet sehen und sich mit den schönen Predigtworten allein nicht mehr begnügen wollten. Die Zwinglische Staatskirche gefiel diesen Stürmern und Drängern der schweizerischen Reformation, je näher sie sie kennen lernten, desto weniger, — sie war ihnen noch lange nicht volkstümlich genug, — deshalb hielten sie gottesdienstliche Versammlungen in ihren eigenen Häusern und reformirten auf eigene Faust, so gut sie es eben konnten und verstanden, unter anderem in der Taufe, die ihrer Meinung nach nur den Erwachsenen, und nicht den noch nicht zum Glauben herangereiften Kindern zuteil werden sollte.

Nach der Meinung der meisten Wiedertäufer war es unbedingt nötig, mit dem Bestehenden ganz und gar zu brechen und total neue Zustände herbeizuführen. Wie sollte das nun aber geschehen? Nun, sehr einfach: genau nach den Vorschriften der Bibel. Ernst mußte gemacht werden mit dem Evangelium, Christus müsse jedem Christen zum Vorbild dienen, dem er in allen Dingen auf das genaueste nachzufolgen habe. Luther und Zwingli gehörten nach ihnen zu jenen Weltkindern, die den Heiden gleichen, mit denen sie als Kinder Gottes keinen Umgang pflegen durften. Luther wurde u. a. von den Wiedertäufern direkt vorgeworfen, daß er in Wittenberg mit den Doktoribus Bier trinke und die Laute schlage, was, wie wir wissen, Zwingli gleichfalls tat. Ein rechter Christ, meinte der große Hause der Wiedertäufer, dürfe so etwas nicht tun, sondern müsse sich von der Welt absondern. Darum verschmähten es die echten und rechten Wiedertäufer, den „Weltkindern", d. h. allen, die nicht so evangelisch „radikal" dachten wie sie, auch nur die Hand zu geben oder sie zu grüßen; sie nahmen nicht Teil an den Freuden der Welt, nicht einmal an festlichen Hochzeiten, und suchten sich auch durch allerlei sonderbare Aeußerlichkeiten, z. B. in einem eigentümlichen Schnitt und Stoff ihrer Kleidung, von den „Heiden" rings um sie her möglichst zu trennen.

Neben vielerlei verworrenen und törichten Dingen steckte in den Gedanken und dem Streben der Wiedertäufer jedoch auch manches verhältnismäßig oder wirklich Vernünftige und Gute.

---

*) Realenzyklopädie für protestantische Teologie und Kirche, II. Aufl. 9. Bd. 1881. S. 58.

**) Erasmus, einer der allerhervorragendsten Humanisten, über den und dessen Streit mit Luther wir in einer späteren Abhandlung „Der Humanismus und die Reformation" ausführlicheres berichten werden.

***) Die Synekdoche ist eine rhetorische Figur, bei der durch einen einzelnen oder besondern Gegenstand das Ganze oder Allgemeine oder umgekehrt durch das Ganze oder Allgemeine ein Teil oder ein Besonderes bezeichnet werden soll. Also z. B. wenn man sagt: „Ein Cicero" für „ein großer Redner", oder andererseits: „Der Deutsche ist ein Träumer", während man meint: „die Deutschen überhaupt sind Träumer."

†) Katolisches Kirchenlexikon, Bd. VI, 1851, S 664.

So wenn sie Christus nicht als Allversöhner auffaßten, dessentwillen allen Christen ihre Sünden vergeben sein sollten, sondern eben nur als nachahmungswertes Vorbild; wenn sie ferner die Beseitigung aller leiblichen Not erstrebten, freilich nur auf Grund des kindischen Gedankens einer in Wahrheit gänzlich unmöglichen Gemeinschaft aller Güter; endlich, und wahrlich nicht zum mindesten, wenn sie Christus als einen Menschen betrachteten, der da war wie andre Menschen auch und nicht als Gott in eigener Person.

Da sie aber dennoch von der christlichen Religion nichts aufgeben mochten und dem leitenden Prinzipe der Reformatoren gleichfalls anhingen, wonach für Christentum und christliches Leben allein die Bibel maßgebend war, und da sie noch dazu die Prinzipienstarren waren, welche sich kein Tüpfelchen über einem biblischen J, selbst des alten Testamentes, abhandeln lassen wollten, so mußten sie notwendig sogleich mit allen Andersmeinenden in schwere Konflikte kommen.

In der Schweiz traten die Wiedertäufer allerdings im ganzen nicht so gar schroff auf; es fiel ihnen nicht ein, ihren Tesen mit Gewalt Verbreitung schaffen zu wollen, aber die Zeit der Lehrfreiheit für alle Meinungen war noch lange nicht angebrochen und kann im Machtbereiche irgend einer der Religionen, welche die Kulturgeschichte der Menschheit kennt, — mit einziger Ausnahme etwa eines geläuterten Buddhismus, — auch niemals anbrechen.

Die schweizerischen Wiedertäufer mußten also mit Zwingli in Kampf geraten, und diesen versuchte man, wie üblich, durch eine Disputation auszufechten. Dieselbe fand im Großmünster vor einer zahlreichen Zuhörerschaft statt und dauerte drei Tage (vom 6. bis 8. November 1525). Auf Seiten der Wiedertäufer stritten Grebel, Manz und der ehemalige Mönch Blaurock und neben Zwingli standen Leo Jud und Megander.

Auch diesmal hatte der züricher Rat zu entscheiden und entschied natürlich wie immer zu Gunsten Zwinglis. Die Wiedertäufer wurden „als unzuläßige Sekte und Rotte“ erklärt und ihre Führer „ernstlich vermahnt, ihrem Irrtum zu entsagen.“ Einige sperrte man ein, ließ sie jedoch bald wieder frei, verbot dagegen die Wiedertaufe bei Strafe von ein Mark Silber.

Man kann sich denken, daß damit die Bewegung noch lange nicht erstickt war. Herüber und hinüber wogte noch lange der Kampf, insbesondere mit dem nach Zürich gekommenen wiedertäuferischen Propheten Balthasar Hubmeyer. Allerlei sittliche Exzesse, zu denen sich die Wiedertäufer auf ihre evangelische Freiheit trozend verstiegen, gaben den willkommenen Anlaß zu energischem Einschreiten gegen sie — sie lehrten ut unum habemus spiritum, ita et unum corpus sumus*) und feierten diesem Grundsaze gemäß fleißig nuptiae spirituales**) bei denen es über die Maßen fleischlich zuging.

Daraufhin erließ man wider sie am 7. März 1526 eine Verordnung, wonach auf die Wiedertaufe und deren Begünstigung die Ertränkung gesezt wurde. Auch jezt verharrten die Wiedertäufer bei ihren Glaubensmeinungen, — da sie die Schwächeren waren, sehr zu ihrem Schaden, denn nun tat man, wie gedroht worden war.

Viele wurden Landes verwiesen, Blaurock wurde ausgepeitscht und der gelehrte Manz und nach ihm noch zwei andere wurden wirklich ertränkt.

Mit dem Bunde der Städte Zürich, Bern, St. Gallen, Basel und Schaffhausen zu einem gleichförmigen Vorgehen gegen die Wiedertäufer, vom 14. August 1529, war deren Schicksal in der Schweiz besiegelt; nicht mehr als kleine, stille, einflußlose Sekten blieben von ihnen übrig. —

Der lezte der drei großen Kämpfe, die Zwingli auszufechten hatte, sollte weit minder glücklich für ihn persönlich ausgehen, als die beiden anderen — der Kampf mit Rom und seinen Anhängern in der Schweiz.

*) Wir wir allesammt eines Geistes sind, so sind wir auch ein Leib.

**) Geistige Hochzeiten.

Zu ernstlichem Widerstande gegen die weit um sich greifende Reformation hatten sich die Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg miteinander eng verbündet.

Zürich, dessen Rat u. a. auch darum von der Zwinglischen Reformation nicht lassen wollte, weil sie ihm durch die Einziehung der Klosterschäze ungeheure Reichtümer an Gold, Silber und Kostbarkeiten aller Art eingetragen, hatte dagegen bei Zeiten zum Kriege gerüstet und sich der Treue seiner Gemeinden nach Möglichkeit versichert.

Indessen, ehe es zum blutigen Kampfe kam, versuchte man noch einmal ein großes Religionsgespräch; diesmal aber wurde es von den Päbstlichen ganz nach dem Muster der züricher Reformirten so präparirt, daß es zu Gunsten Roms ausfallen mußte.

Der gelehrte Generalvikar Dr. Faber wollte Revanche für den Mißerfolg auf seiner lezten Disputation mit Zwingli haben, daher wurde das neue Gespräch nicht in Zürichs Mauern, sondern nach dem kleinen Ort Baden verlegt, wo die Päbstlichen die Oberhand hatten. Am 26. Mai 1526 begann die Redeschlacht; als Hauptkämpe der Katolischen war der gefürchtete Dr. Eck aus Ingolstadt erschienen, indes die Reformation durch Oekolampadius vertreten wurde. Zwingli war wohlweislich nicht erschienen, der züricher Rat hatte ihm die persönliche Teilname daran sogar ausdrücklich verboten. Es wäre ihm diesmal auch sicherlich nicht nur an die Lehre, sondern vielmehr ans Leben gegangen. Eck und Faber hatten bereits offen erklärt, daß man wider die Kezer am besten mit Feuer und Schwert disputire, und zehn Tage vor Beginn der Disputation waren in Schwyz unter Fabers Vorsiz auch schon zwei Männer, deren einer der Prediger Hügli war, wegen ihrer Reformationsfreundlichkeit verbrannt worden.

Daß Zwingli während der ganzen Dauer des Gesprächs mitwirkte, indem er auf die täglich seitens seiner Freunde an ihn ergehenden Mitteilungen über das, was Eck gesprochen, Tag um Tag in furchtbarster Arbeitsanstrengung Material zur Widerlegung Ecks zusammentrug und nach Baden sandte, nüzte gar nichts. Die große Mehrheit der Anwesenden erklärte die Reformation für besiegt und abgetan, Eck verdammte Zwingli als Tyrannen von Zürich, als Heiligenschänder und Kirchenräuber und Dr. Murner schimpfte womöglich noch ärger auf ihn und seine Feigheit, die ihn von Baden ferngehalten hätte.

Nun verhängten neun Kantone über ihn und seine Freunde den großen Bann, die Verbreitung reformatorischer Schriften wurde auf das strengste verboten und der Rat von Zürich aufgefordert, Zwingli zum Schweigen zu bringen.

Lezterer antwortete in einer geharnischten Schrift und der Rat nahm ihn tapfer in Schuz.

Zweifellos wäre es schon jezt zum Bürgerkrieg gekommen, wenn nicht König Franz I. von Frankreich große Werbungen zu einem Kriege gegen den Kaiser unternommen und dies die eidgenössische Kriegslust augenblicklich in andere Bahnen geleitet hätte.

Zwingli und seine Gesinnungsgenossen benuzten diese Gunst der Zeit mit Aufgebot aller Kräfte, und es gelang ihnen im Jahre 1528 Bern völlig auf ihre Seite zu ziehen. Anfangs 1529 folgten Basel, St. Gallen und kurz darauf auch Schaffhausen nach, Appenzell, Außer-Rhoden wurden gleichfalls ganz gewonnen, in Graubünden, Glarus und Solothurn machte die Reformation vielverheißende Fortschritte.

Zum Schirme der evangelischen Lehre hatte Zürich zuerst mit Konstanz, jezt nun auch mit Bern, St. Gallen, Biel, Mühlhausen, Basel, Schaffhausen und Straßburg ein Bündnis abgeschlossen.

So stand 1529 alles gut für die schweizerische Reformation und Zwingli auf der Höhe seiner Macht und seines Ansehens.

Jedoch der Kampf mit den dem Pabsttum anhängenden Kantonen kam nicht einen Augenblick zur Ruhe und ging schließlich in eine Reihe unerträglicher Plänkeleien und gegenseitiger Anfeindungen über, welche den offenen Krieg als unvermeidlich erscheinen ließen.

Im Mai 1529 gab der Ueberfall, welcher von päbstlicher Seite wieder den Pfarrer Jakob Kaiser von Zürich verübt wurde, und die Verbrennung dieses Mannes der Reformation den Anlaß zum Beginn der kriegerischen Feindseligkeit. Zürich schickte seine Krieger wie angenommen wird, einem von Zwingli selbst entworfenen Operationsplan folgend, nach verschiedenen Richtungen wider die feindlichen Kantone aus. Zwingli selbst zog nicht als Prediger, sondern als waffengerüsteter Kämpfer mit der 4000 Mann starken Hauptmacht an die zuger Grenze.

Am 10. Juni sollte es zur Schlacht kommen, da gelang es dem als Friedensstifter herbeigekommenen Landammann Aebli von Glarus noch einmal zu vermitteln. Zwingli war damit zwar sehr unzufrieden, denn seiner streitbaren Natur widerstand das stete Umgehen des offenen Kampfes mit Feinden, mit denen er einen dauernden und ernsthaften Frieden doch für unmöglich hielt. Darum formulirte er seine Vorschläge für die Friedensbedingungen so scharf als möglich; Freiheit für die Predigt des Evangeliums in der ganzen Eidgenossenschaft, Aufkündigung aller Sonderbündnisse, insbesondere der mit Oesterreich, Verbot der Pensionen vom Auslande her und strenge Bestrafung der Förderer des Pensionswesens in den fünf feindlichen Kantonen.

Die Friedensliebe und die Scheu vor einem Kriege der Eidgenossen untereinander war trozdem stark genug, es noch einmal zu einem Frieden, dem sogenannten ersten Landfrieden vom 25. Juni 1529 zu bringen, freilich auf wesentlich gemäßigte Ansprüche von Seiten Zürichs hin, dem ohnehin dabei das Uebergewicht über seine Feinde und Freunde zufiel.

War es nun Zwingli nicht gelungen, die päbstlich gesinnten Eidgenossen mit dem Schwerte zu unterwerfen, so richtete er sofort sein Streben auf höhere politische Ziele.

Der Zusammenstoß mit Luther in Marburg bot ihm dazu willkommenen Anlaß. Er dachte an ein großes Bündnis wider das spanisch-österreichische Kaiserhaus und suchte dazu zunächst den Herzog Ulrich von Würtemberg, den Landgrafen Philipp von Hessen und den Stadtmeister Jakob Braun von Straßburg zu bewegen.

Die Fürsten sollten dem Bunde Sachsen und die übrigen Gegner des Kaisertums in Mittel- und Niederdeutschland zuführen, indes Zwingli, als Leiter der Politik Zürichs, die reformirten Kantone der Schweiz und die süddeutschen Reichsstädte gewinnen wollte und selbst Venedig und Frankreich mit in die Koalition ziehen zu können hoffte.

Glückte der gewagte Plan, so sollte über den Kaiser hergefallen, derselbe seiner Würde beraubt und Landgraf Philipp an seine Stelle gesezt werden; Zwingli wäre alsdann in der Tat das geistliche Haupt des gesammten Reichs und der evangelische Pabst geworden.

Indessen scheiterte das großartige Unterfangen schon in den Vorbereitungsstadien. Die katolischen Mächte Venedig und Frankreich verweigerten höflich aber entschieden genug ihre Mitwirkung und schließlich kam es nur zu einem Bunde Zürichs mit dem Landgrafen.

Die hohe Politik hinderte Zwingli nicht, in Zürich die Reformation an Haupt und Gliedern, so wie er sie auffaßte, fortzusezen.

Am 26. März 1530 trat auf sein Betreiben ein Sittengesez in Kraft „im Namen Jesu Christi unseres Seligmachers, ihm zu sonderem Lob und Wohlgefallen", welches u. a. jedermann „aufs allerernstlichste zum wenigsten" den Besuch des Gotteshauses an jedem Sonntage unter der Drohung anbefahl, daß die Zuwiderhandelnden „bis sie sich zum christlichen Gehorsam ergeben" von Zunft und Gemeinde ausgeschlossen, ihnen der Genuß der bürgerlichen Nuzungen entzogen, in der Stadt die Ausübung ihres Gewerbes oder Berufes untersagt werden solle. Die Mißachtung der Feiertage ward mit einer Buße von zehn Schillingen belegt, die Zahl der Wirtshäuser sehr bedeutend vermindert; alles Spiel, es sei mit Karten, Würfeln, Bretten, Schachen, Kegeln, Wetten, Grade- oder Ungradmachen u. s. w. bei Strafe einer Mark Silber unbedingt verboten.*)

Das war nun eine arge Tyrannei, welche das Volk von Zürich und auch manches Mitglied des Rats, auf den sich die teologische Herrschsucht des in seinem Machtbewußtsein mehr und mehr sich aller Rücksichten entledigenden Leutpriesters auch erstreckten, heftig gegen Zwingli einnahmen und ihm empfindliche Reibungen innerhalb seines bisherigen Anhängerkreises zuzog.

Aber der Reformator wich und wankte nicht, er trieb sogar Zürich noch zu gewalttätigem Vorgehen gegen die eifrigst katolischen Kantone an. So riß lezteres die Hoheitsrechte des Abts von St. Gallen wider offenbares Recht an sich und verkaufte die Gebäude und die Schäze des Klosters zu eigenem Nuzen. Die katolischen Kantone konnten es sich jezt nicht länger mehr verhehlen, daß es um ihre selbständige Existenz geschehen sei, wenn sie sich nicht mit Waffengewalt zur Wehre sezten. Da sich nun auf dem zu dieser Zeit zusammengekommenen Reichstage zu Augsburg zeigte, daß Zwingli und die Seinen von den Mächtigen im Reich keine Unterstüzung zu gewärtigen hatten, so getrauten sich die fünf feindlichen Kantone nun wieder offen gegen Zürich vorzugehen.

Zürich beantwortete Feindseligkeit mit Feindseligkeit und Zwingli trat mit einem neuen großen Plane hevor: die Eidgenossenschaft von Grund aus umzugestalten und alle Kantone der Herrschaft von Zürich und Bern zu unterwerfen.

Das rief alle seine Feinde, auch in Zürich selbst, gegen ihn auf, — ihn nannte man nun allerorten den Störer des eidgenössischen Friedens, und man sezte ihm so hart zu, daß er am 26. Juni von dem großen Rat seine Entlassung verlangte und Zürich verlassen zu wollen erklärte.

Da verstummte wenigstens in den Züricher Behörden seine Gegnerschaft, man bewog ihn zu bleiben und unterwarf sich wieder ganz seinem Einflusse, den er dazu benuzte, jedes Nachgeben den katolischen Kantonen gegenüber unmöglich zu machen.

Aber es zu einem Bündnis wider dieselben oder auch nur zu ernstlichen Rüstungen in Zürich selbst zu bringen, gelang ihm nicht mehr.

Daher stand Zürich im Oktober, als ihm plözlich die wohlgerüsteten feindlichen Städte den Krieg erklärten, allein und höchst ungenügend vorbereitet an der Schwelle blutiger Entscheidung.

Am 10. Oktober hatten sich die Feinde bereits bei Zug gesammelt. Am 11. rückten die schlagfertigen Mannschaften Zürichs — von 4000 Kriegern nur 700 — unter dem Befehle Rudolf Lavaters aus der Stadt; Zwingli hoch zu Roß und schlachtgerüstet mitten unter ihnen.

Diesmal sah er nicht siegesgewiß in die Zukunft, wenigstens nicht für seine Person. Dennoch trieb er zum Angriff. Und es kam zur Schlacht, in der den Zürichern nur 2000 Kämpfer gegen 8000 Feinde zur Verfügung standen.

Der ungleiche Kampf war bald entschieden, — die Züricher flohen und Zwingli lag zu Tode wund mitten unter einem Haufen Toter und Sterbender. Tapfer bot er die Brust dem Todesstoß, welchen ihm ein unterwaldener Hauptmann versezte. Am folgenden Tage wurde der Leichnam des Kezers gevierteilt und verbrannt.

Seiner Reformation vermochten die Feinde nichts anzuhaben. Wie er kurz vor seinem Tode vorausgesagt hatte, blieb sie bestehen und behauptete ihre ebenbürtige Stellung neben der Reformation Luthers.

*) Evangelische Realencyclopädie, Bd. XVIII, S. 753.

Unsere Illustrationen.

Die Heimkehr der Sieger. (S. 304—305.) Der berühmte Maler Franz Defregger ist in Tyrol geboren, in demselben Pustertal, wo 1809 der Aufstand gegen die Truppen Napoleons zuerst losbrach. Der Künstler ist seiner poesievollen Heimat mit ihren lebensvollen Erscheinungen und kraftvollen Formen immer treu geblieben. Seine frischen und lebenswarmen Darstellungen aus der Vergangenheit und Gegenwart seiner Heimat erwarben ihm seinen Ruhm, und sein Name ist heute geehrt und angesehen weit über die deutschen Grenzen hinaus. Der Künstler ist aber immer in seinen Schöpfungen wieder zur Heimat zurückgekehrt. Außer einer Reihe von Bildern, die in origineller Auffassung die kräftigen Gestalten der Tyroler und Tyrolerinnen in ihren eigentümlichen Trachten so naturwahr wiedergeben, hat auch Defregger die reiche Geschichte seines Vaterlandes zum Gegenstand seiner Darstellungen gemacht. Bekannt sind die Darstellungen von Andreas Hofer, wie er seine Bestätigung von der kaiserlichen Regierung in Wien als „Regent von Tyrol" erhält, und wie er in Mantua zur Hinrichtung geführt wird; wie der Tyrolerführer Speckbacher seinen noch minderjährigen Sohn Anderl empfängt, der schon tapfer gegen die Franzosen gekämpft hat u. s. w. u. s. w. Auch das von uns reproduzirte Bild: „Die Heimkehr der Sieger" gehört zu den renommirten Bildern des Künstlers der Alpenlande.

Wie sollte auch jene bewegte Zeit einem schöpferischen Künstler nicht Stoff genug zu historischen Bildern liefern! Die Franzosen waren unter Napoleon 1809 wieder über den Rhein gerückt, denn Oesterreich hatte abermals zu einem entscheidenden Kriege die Waffen erhoben. Zwar war Oesterreich schon vier Jahre zuvor von Napoleon bei Ulm und Austerlitz entscheidend niedergeworfen worden, obschon es sich mit den Russen verbunden hatte; aber inzwischen hatte sich Napoleon in neue Kämpfe mit England und Spanien verwickelt, deren Ende nicht abzusehen war. Schon im Februar wurden die diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Regierungen abgebrochen, und Ende März erging eine Proklamation des österreichischen Kaisers, die als eine Kriegserklärung betrachtet werden konnte. Sobald der Kampf zwischen Oesterreichern und Franzosen in Bayern losging, erhoben sich auch die Tyroler und überwältigten die bayerischen und französischen Truppen, die in Tyrol standen. Der Sandwirt von Passeyr, Andreas Hofer, Josef Speckbacher, Major Teimer, der Kapuziner Haspinger u. a. waren die Führer dieser kühnen und glücklichen Erhebung. Nach mehreren siegreichen Gefechten nahmen die Tyroler Insbruck mit Sturm, und bis auf Kufstein war Tyrol von Bayern und Franzosen frei.

Auf dem großen Kriegsschauplaz aber gestaltete sich die Sache ganz anders. In jenen bewunderungswürdigen Manövern, die heute noch als musterhaft gelten, warf Napoleon in wenigen Tagen die Oesterreicher aus ganz Bayern hinaus, nachdem Erzherzog Karl, einer der fähigsten Feldherrn jener Zeit, bei Abensberg und Eckmühl geschlagen war. Die Franzosen besezten Wien, und wenn auch Erzherzog Karl in der Schlacht von Aspern den Angriff Napoleons abschlug — eine Leistung, die man weit überschäzt hat — so entschied die Schlacht von Wagram doch endlich den Krieg. Oesterreich unterlag.

Der kriegstüchtige Wrede hatte als französisch-bayerischer General die wenigen Oesterreicher, die man den Tyrolern unter Chasteler zu Hilfe geschickt hatte, bei Wörgl geschlagen. Aber Wrede zog ab, und die Tyroler erhoben sich troz der unrühmlichen Flucht Chastelers mit doppeltem Ungestüm. In der blutigen Schlacht am Iselberg schlugen die Tyroler die Franzosen und Bayern, und es half nichts, daß Napoleon den kriegstüchtigen Marschall Lefebvre, einen seiner besten Generale, gegen Tyrol sandte. Auch Lefebvre wurde in mehreren heißen Treffen besiegt und mußte Tyrol verlassen. Der Kampf war beiderseits mit geradezu mittelalterlichen Greueln und Grausamkeiten geführt worden.

Diese so viel gefeierte Tyroler Erhebung erscheint aber ganz anders, wenn man von den kriegerischen Heldentaten absieht und nach dem moralischen, inneren Werte der Bewegung forscht. Die österreichischen Erblande waren damals, wie gewöhnlich, so schlecht regiert, daß eine Franzosenherrschaft, selbst wenn es die tyrannischste gewesen wäre, unmöglich mehr Schaden hätte anrichten können. Aber die altösterreichische Pfaffheit befand sich bei diesen Zuständen ganz wohl, und ihr hing das bigotte Volk der Tyroler mit blindem Fanatismus an. Andreas Hofer zog mit dem Rosenkranz zur Schlacht. Die österreichischen Agenten hatten daher in Tyrol leichtes Spiel, und es war dem Tyroler Volke um keinen Preis begreiflich zu machen, daß die von der bayerischen Regierung für Tyrol geplanten Reformen dem Wohle des Landes weit besser entsprochen hätten, als die verfaulten österreichischen Regierungsmaximen.

Die Treue der Tyroler wurde von Oesterreich schlecht gelohnt. Hatte schon der österreichische General Chasteler feige die Flucht ergriffen, als Napoleon ein Aechtungsdekret gegen ihn erließ, so handelte die österreichische Diplomatie geradezu verräterisch an Tyrol. Wahrlich, die Aufopferung der Tyroler wäre einer besseren Sache würdig gewesen. Denn beim Friedensschluß mit Napoleon ließen die österreichischen Staatsmänner Tyrol gänzlich fallen und gaben es der Rache Napoleons preis. Viele Tyroler legten nun die Waffen nieder, allein der Kampf entbrannte bald von neuem, und die Tyroler wurden von dem nun übermächtigen Feind niedergeworfen. Die Führer, deren man habhaft wurde, wurden erschossen oder gehängt. 1810 wurde Andreas Hofer in Mantua erschossen.

Wahrlich, die Treue zu Oesterreich ist den Tyrolern teuer zu stehen gekommen. Sie waren auch zulezt über den österreichischen Verrat so erbittert, daß die österreichischen Agenten und Offiziere aus dem Lande flüchten mußten, um nicht erschlagen zu werden.

Unser Bild zeigt uns, wie die kriegerische Mannschaft eines Tyroler Dorfes aus einem siegreichen Treffen heimkehrt, in der Mitte ein erbeutetes feindliches Geschüz, eine feindliche Fahne und mehrere Gefangene, die tief beschämt sind, von den Bauern gefangen worden zu sein. Voran schreitet ernst der „Hauptmann" des siegreichen Schlachthaufens, hinter ihm ein lustiger Fähndrich und Trommler und Pfeifer geben dem Einzug die gebührende Feierlichkeit. Die Sieger werden von der weiblichen Bevölkerung des Dorfes begrüßt, und da man keine weinenden Frauen und Kinder sieht, so scheint das Treffen recht glücklich abgelaufen zu sein. Nun werden sich die Sieger nach dem blutigen Strauß aber auch gütlich tun, wobei nur zu befürchten steht, daß in den Wirtshäusern und auf den Tanzböden blutig weiter „gerauft" wird.

W. B.

Die Pyramiden Aegyptens. (Seite 304—305.) Die ägyptische Architektur, die Bauwerke von so kolossalem Umfang und fast unerreichter Dauerbarkeit geschaffen hat, läßt sich in ihren ältesten Spuren bis in das vierte Jahrtausend vor Christus zurückverfolgen. Außer großen und tiefen Felsengräbern, deren Wände mit kunstvollen Skulpturen geschmückt sind, außer den Obelisken ꝛc. sind es vor allen Dingen die Pyramiden, die heute noch das Staunen und die Bewunderung des Beschauers erregen. Sie sind Bauwerke, deren Grundfläche ein gleichseitiges Viereck bildet, während die Seiten sich in schiefer Richtung in einer Spize vereinigen. Die ägyptischen Pyramiden sind die ältesten großen Bauwerke der Welt; nur bis zum Jahr 2300 vor Chr. sind solche erbaut. Sie sind ursprünglich klein angelegt; alljährlich aber wurde ihnen, wie der Kunstausdruck lautet, ein neuer Steinmantel umgelegt, und so nahmen sie mit der Zeit eine bedeutende Größe an. Die Seiten entsprechen den Himmelsgegenden und der Eingang befindet sich an der nördlichen Seite. Die Pyramiden wurden ursprünglich in Stufenform angelegt; dann wurden die Stufen ausgefüllt, und wenn der König, der die Pyramide hatte erbauen lassen, gestorben war, so wurde sie mit einem geglätteten „Mantel" umgeben. Diese Glättung ist natürlich im Laufe der Zeit wieder verschwunden. Das Baumaterial besteht gewöhnlich aus Bruchsteinen, zuweilen auch aus ungebrannten Ziegeln. Diese Steinhaufen bildeten die Grabdenkmäler ägyptischer Könige, und die Grabkammer befindet sich entweder im Mauerwerk oder sie ist in den Felsen eingehauen, der gewöhnlich den ganzen Bau trägt. Man zählt in Aegypten etwa sechszig Pyramiden, durch welche jene Könige sich „unsterblich" zu machen glaubten, deren Taten ihnen keine Gewähr boten, auf die Nachwelt zu kommen. Aber nur wenigen ist dies gelungen, und für diese ist es gerade kein besonderer Nachruhm, wenn die Nachwelt weiß, daß jene Despoten viele tausende von armen Menschen gezwungen haben, jahrelang an der Aufschichtung dieser öden und nuzlosen Steinmassen zu arbeiten. Die berühmteste Gruppe von Pyramiden befindet sich bei dem Dorfe Gizeh unweit von Kairo. Hier fand am 21. Juli 1798 die Schlacht statt, in welcher der aus Frankreich herübergesegelte junge republikanische General Bonaparte das glänzende Heer der Mamelukken vernichtete und bei deren Beginn er das berühmte Wort sprach: „Soldaten, denkt daran, daß von dem Gipfel dieser Monumente vierzig Jahrhunderte auf euch herabsehen!" — Drei Pyramiden stehen hier, und die größte ist diejenige des Königs Cheops, der von 3091 bis 3064 vor Chr. regiert hat. Herodot sagt, daß an dieser Pyramide 100 000 Menschen, die man von Vierteljahr zu Vierteljahr ablöste, dreißig Jahre lang gearbeitet hätten. Da Cheops aber nur 24 Jahre regierte, so müssen besondere Umstände mit der Erbauung dieser Pyramide verknüpft gewesen sein oder man hat eben nur 24 Jahre daran gebaut. Jede Seite dieser Pyramide ist 227½ Meter lang; die Perpendikularhöhe beträgt 137,18 Meter; früher etwa 146 Meter. Ein 33 Meter langer schmaler Gang führt in das Innere, wo der Königssaal sich befindet, in dem auch noch der Sarkophag des Cheops steht. Zwei schräge Oeffnungen dienen als Fenster dieses Saales; nebenan befindet sich der Saal der Königin. Die Pyramide des Chephren ist 136 Meter, die dritte 62 Meter hoch. Und diese Steinhaufen sollen das Andenken von Leuten erhalten, von denen die Geschichte nichts zu berichten weiß, als daß sie regiert haben! — Wie schwierig damals die Herstellung dieser Monumente war, kann man daraus ermessen, daß Herodot meldet, man habe zehn Jahre allein verwenden müssen, um die Transportwege herzustellen, auf denen man die Bausteine aus dem Mokkatamgebirge jenseits des Nils herbeischaffen mußte. Früher ging die Sage, daß sich in den Pyramiden die Schäze der darin begrabenen Könige befänden. Ein arabischer Schriftsteller meldet, daß der Khalif Mamun die Pyramide des Cheops zuerst öffnen ließ und nach Schäzen suchte, aber nichts fand (Mamun regierte 813—833 nach Chr.). Der berühmte Sultan Saladin (1169—1193) suchte auch nach Schäzen, fand aber ebensowenig. Sein Nachfolger wollte aus unbekannten Gründen die kleinste der drei Pyramiden bei Gizeh zerstören lassen; nach achtmonatlichen Arbeiten stand man indessen davon ab. Daß die Pyramiden vielfach beschädigt worden sind, kommt auch daher, daß man sie zeitweise als Steinbrüche benuzt hat. Diese Steinmassen werden noch lange stehen, um ein Zeichen zu sein, zu

welchen Zwecken die menschliche Eitelkeit, wenn sie die Macht in Händen hat, die Arbeitskraft der Volksmassen mißbrauchen kann.

Unser Bild stellt dar, wie die Besucher einer Pyramide, unter denen sich auch Europäer mit einer Dame befinden, von der Höhe des riesigen Monuments wieder herabklettern. Es ist ein mühsamer Weg, aber nicht zu mühsam für den herrlichen Ausblick, den man von der Höhe herab auf den in der afrikanischen Sonne glänzenden Nil und auf die Stadt Kairo hat. A. T.

Industrie und Technik.

Elektrische Beleuchtung der Kettenbrücke zwischen New-York und Brooklyn. Bei Beginn des Baues der kürzlich dem Verkehr übergebenen Kettenbrücke zwischen New-York und Brooklyn dachte niemand an die Möglichkeit elektrischer Beleuchtung. In der jüngsten Zeit erst holten die Ingenieure Gutachten bei den verschiedenen Gesellschaften ein, welche sich mit der Verbreitung des elektrischen Lichtes in Amerika beschäftigen.

Die Vorschläge der Kompagnie Edison auf Verwendung von Glühlampen fanden keine günstige Aufnahme; man hoffte unter den vorliegenden Verhältnissen eine vollkommnere Verteilung des Lichtes und einen geringeren Aufwand an Betriebskraft durch Anwendung von Bogenlichtern erreichen zu können. Unter diesen zog die Kommission besonders die Lampen der Kompagnie Weston und die der Kompagnie Brush in Betracht, endlich entschied man sich für das System Weston, weil dieses größere Betriebssicherheit und bessere Ausnuzung der Betriebskraft verhieß; die Brückengesellschaft selbst muß den Elektrikern die nötige Kraft liefern.

Um Beschädigung von Personen von den metallenen Leitungsdrähten aus möglichst zu verhüten, wurden nach der Revue industrielle (1883, S. 254) die Lampen so konstruirt, daß die Kohlenstäbe nur sehr wenig von einander entfernt sind; die Bogenlänge mißt nur $0{,}8$ Millemeter, während sie bei anderen Lampen $1{,}5$ bis 3 Millimeter beträgt. Daher ist auch die Spannung des Stromes geringer als in anderen Fällen, überdies ist der Gleichstrom der Westonmaschine von geringerer Gefährlichkeit als die Wechselströme welche die Brushmaschinen liefern.

Die Stromleiter mußten sorgfältig gegen die Brücke isolirt sein, weil leztere ganz aus Metall besteht. Die nötigen 70 Lampen liegen in zwei Stromkreisen zu je 35. Die Hauptöffnung hat 14 Lampen, die bei den Zugangsöffnungen zusammen 50 erhalten; der Rest kommt auf die äußersten Stationen und den Maschinenraum, welcher auf der Seite von Brooklyn liegt. Die beiden Stromkreise sind ganz unabhängig von einander und enthalten 6 Kilometer Kabel; die aufeinander folgenden Lampen liegen abwechselnd in dem ersten und dem zweiten. Jeder Stromkreis wird von zwei hintereinander gehaltenen Dynamomaschinen von 20 Lichtern gespeist, welche durch eine Carlißmaschine getrieben werden. Das Kabel besizt über dem metallenen Leiter eine Isolirschicht und darüber ein Geflecht. Es ruht in gewissen Abständen auf metallenen Trägern mittels hölzerner, mit Paraffin getränkten Unterlagen.

Die Lampen enthalten doppelte Kohlenstifte und dadurch eine längere Brenndauer.

Für den an sich höchst unwahrscheinlichen Fall, daß einmal beide Stromkreise gleichzeitig versagen sollten, hat man dafür gesorgt, daß man sie an das elektrische Beleuchtungsnez der Stadt New-York anschließen kann.

Konservirung von Hölzern. Auf Grund langjähriger Erfahrungen und Beobachtungen über die Haltbarkeit der Hölzer in natürlichem, unpräparirten Zustande oder nach der Imprägnirung mit Teer oder Eisenvitriol kommt, wie die „Pharm. Centralh." (1883, S. 81) mitteilt, Fayol zu dem Schluß, daß durch den Teer die Haltbarkeit von Tannenholz kaum erhöht, die von Eichenholz etwa verdoppelt wird, während entsprechende Behandlung mit Eisenvitriol die Dauerhaftigkeit beider Holzarten verzehnfacht. In Bergwerken z. B. hält sich Eichenholz in natürlichem Zustande nur zwei Jahre, nach der Sulfatisirung dagegen bis zu dreißig Jahren. Zur Sulfatisirung genügt vierundzwanzigstündiges Eintauchen in eine zwanzigprozentige Eisenvitriollösung, wobei die Wirkung dieselbe ist bei trocknem wie bei grünem Holz. — Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit noch eines andern Mittels zur Holzkonservirung. Dieselbe kann mittels eines billigen Anstriches leicht vorgenommen werden. Hierzu werden auf 300 Teile gewaschenen und gesiebten Sandes 40 Teile präzipitirten Kalks, 56 Teile Harz und 4 Teile Leinöl gemischt, in einem eisernen Kessel verkocht und diesem Gemenge je ein Teil Kupferoxyd und Schwefelsäure zugesezt. Der neue fertige Anstrich wird noch warm mit einem Malerpinsel aufgetragen. Ein Zusaz von Leinöl verhindert das Dickflüssigwerden dieser Anstrichmasse und läßt sie rasch trocknen. An der Luft wird dieselbe rasch hart und unempfindlich und bewahrt hierdurch vor manchen Verlusten.

Literarische Umschau.

Geschichte der deutschen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Von Dr. Franz Hirsch. Band I. Mittelalter. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Der Verfasser will parteilos schildern und urteilen; den Zusammenhang jeder Erscheinung mit dem Ganzen kulturhistorisch begründen; die deutsche Gesammtproduktion, auch in lateinischer Form sowie im modern-journalistischen Gewande, vorführen und endlich: Alles durch die Selbstreden der karakterisirten Literaten illustriren.

Wer am dreistabsprechenden, hochmütig formlosen Gervinus, am formgewandten doch prinzipiell verrannten Vilmar u. s. w. sich überdrüssig gelesen hat, nimmt mit Freuden diese neue anspruchslose Geschichte des Volkgeistes zur Hand. Ein kundiger Wegweiser leitet uns durch die oft pfadlosen Wildnisse des überreichen deutschen Schrifttums, das besonders im Mittelalter ein Dickicht scheint. Er beginnt mit der Urheimat und ihren Nachklängen in unserm heutigen Wohnsiz, Mitteleuropa; erwähnt die Grundbedeutung von „Deutsch", bei Ulfilas soviel als heidnisch, hernach blos volkstümlich im Gegensaze zur Kirchensprache — worin aber leise Ironie durchschimmert, sofern die Kirche das Volkstum ausrotten und christianisirend romanisiren wollte. Vergebens. Die germanische Urkraft ist nie zerstört. Unsre Märchen bewahrten die verkleideten Nationalgötter. Das Mittelalter zeigt das ewige Wiederauftauchen der alten Germanenanschauung. Uralte Stoffe sind bis zu Richard Wagner Gemeinbesiz Deutschlands und des Nordens geblieben.

Wir deuten mit alledem nur an, was der Leser im Werke des bekannten Redakteurs mehrerer leipziger Blätter finden wird, und wünschen dem hübschgeschriebenen freisinnigen, vor allem gediegenen, Werke der Leser recht viele. Dr. A. P.

Buchstabenrätsel.

1 2 3 4
Winkt wonnig dir.
1 3 2 4
Hat jeder schier.
4 3 2 1, 4 1 3 2
Stehn in der Reih
Der Menschenmörder obenan,
1 2 3 4 dich gleichfalls töten kann.

Rösselsprung.

frem	der	du	mit	in	wie	ein	und
so	flieh	der	in	bist	mir	fern	va
frem	de	sterb	und	doch	ter	sei	sam
ent	mit	mein	haus	ich	weib	im	aus
sei	de	hier	und	herz	wirst	und	mein
ter	va	nicht	haus	und	auch	zen	mei
sein	gehst	land	dein	ruh	nem	bleibst	al
und	va	ter	du	du	lein	an	her

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 14. 1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky.

13. Fortsetzung.

14. Kapitel.

In dem Konversationssaal des Parlamentsgebäudes, in den das Sonnenlicht von oben durch eine Glasdecke gedämpft hereinfiel und auf dem glatten Parkettboden ruhte, der mit einem breiten Laufteppich von Velours bedeckt war, war es zur Stunde leer und stille.

Die Sizung hatte begonnen und hielt die Mitglieder des Parlaments gegen ihre sonstige Gewohnheit in dem großen Sizungssaale fest.

Es war ja ein tägliches Vorkommnis, daß, während ein Mitglied der Rechten sprach und seine Ansichten darlegte und verfocht, die Linke einstweilen den Saal verließ, um erst nach Beendigung des Speechs wieder zurückzukehren, und in gleicher Ungenirtheit lichteten sich die Reihen der Rechten, sobald einer von der linken Seite des Hauses das Wort ergriff.

Man wußte ja im vorhinein, welche Anträge gestellt würden, was dieser oder jener darin vorbringen würde, und sollte in der Tat eine neue, geistreiche Wendung vorkommen, wie unvorhergesehene Apostrophen eintreten, so konnte man das bequemer und in aller Ausführlichkeit aus den Zeitungen erfahren.

Nur wenn ein Redner Pikantes erwarten ließ, oder wenn die Debatte zu einem Interessenkampf der Parteien anwuchs, wo die Leidenschaften heftiger aneinander plazten und persönliche Gegnerschaft zum Worte kam, da pflegten nur wenige zu fehlen, und dann bot das Haus den imposanten Anblick seiner gesammten Mitglieder, und außerdem den eines dicht gedrängten Auditoriums in den Logen und auf den Galerien.

Ein solcher Fall war auch heute zu verzeichnen. Die Versammlungssäle und Couloirs waren verödet; nur Huissiers, die weiße Binde am Arm, glitten geräuschlos hin und wieder, und ebenso sachte traten die Stenographen auf, die, eben abgelöst, aus dem Sizungssaale kommend, ihre stenographischen Aufzeichnungen zu revidiren suchten.

Ein großer wohlbeleibter Mann, mit dem roten Gesicht des Apoplektikers und einem weit herabfallenden Demokratenbart, kam jezt durch das Vestibule hereingeschritten; er sah höchst imponirend aus und nickte den Huissiers herablassend zu. Sein Gang, seine ganze Persönlichkeit hatte etwas Wuchtiges.

Man sah es diesem Manne an, er war von dem ungeheuersten Respekt gegen sich selbst erfüllt und von der Ueberzeugung, daß die übrige Menschheit alle Ursache hätte, ihm gegenüber es auch zu sein.

Er kam in die engen Couloirs, die um den Sizungssaal herum sich erstrecken. Hier konnte man die Stimme des Redners schon mit einiger Deutlichkeit vernehmen.

Es war eine klare, volltönende Stimme; sie klang ruhig und bestimmt, und schien durch Wohlklang und rhetorische Gewandtheit die Zuhörerschaft zu fesseln.

Der Wuchtige warf den Kopf in den Nacken.

„Baron Reinthal?“ fragte er nachlässig einen an ihm vorüberhuschenden Huissier.

„Ja, Herr Biedermann, der Baron spricht schon seit einer Stunde.“

Herr Biedermann zog die breiten Lippen ironisch herunter und murmelte etwas von „breitgetretenen Phrasen“ in seinen Demokratenbart. Da wurde die Stille plözlich unterbrochen, ein Sturm tobte durch das Haus.

Es war ein ganz wütendes Händeklatschen, ein lautes Bravorufen, von Zischlauten und höhnischem Lachen durchmengt, und als diese lärmende Kundgebung sich gelegt, pflanzte sich die Erregung, einem dumpfen Brausen gleich, durch den immensen Raum noch fort.

Herr Biedermann hatte eine der kleinen Türen, die von den Couloirs aus zu den obersten Bänken der Abgeordneten führen, geöffnet, und steckte den Kopf durch dieselbe. Seine Augen überflogen den Saal, der in seiner überreichen Architektur und Dekoration, der imponirenden Anzahl der Parlamentsmitglieder und dem distinguirten Publikum seiner Galerien einen glänzenden und bewegten Anblick bot.

Der Redner stand noch aufrecht auf seinem Plaz auf der linken Seite des Hauses. Er hatte eine Pause eintreten lassen und erwartete den Moment, wo der Lärm sich gelegt haben würde, um fortzufahren.

Das Oberlicht des Saales warf durch matte Gläser eine gedämpfte Helle über das hocherhobene Haupt des Baron Reinthal. Seine Haltung war vornehm und geschmeidig wie immer,

er lächelte, als hätte er nur Liebenswürdiges gesagt, das alle Welt entzücken müßte, und doch hatte er soeben die Regierung in heftiger Weise angegriffen, ihre Sünden und Unterlassungen ihr vorgehalten, ihre Maßnahmen der herbsten Kritik unterzogen. —

Die Mehrzahl der Abgeordneten der Rechten, die ihre Bänke verlassen, hatten sich im Parkett unter dem Redner zusammengeschaart, in dichten, kompakten Massen umstanden sie ihn, erregten Antlizes, in heftiger Gestikulation das soeben Gehörte untereinander diskutirend.

Auf den Galerien, die von der Opposition besezt waren, wirkte die freudige Bewegung, die aufflammende Bewunderung über die Kühnheit des Redners noch fort, und besonders die Blicke der Damen, mit oder ohne Lorgnon, weilten mit schwärmerischer Begeisterung auf dem schönen Parlamentarier.

Dieser führte ein Glas Wasser an seine Lippen, um sie zu nezen; seine Augen richteten sich nach einer Loge, in welcher eine Dame von üppiger Schönheit und geschmackvoller Toilette Plaz genommen. Neben ihr saß ein junges Mädchen von äußerster Einfachheit, das der ganzen Debatte mit Aufmerksamkeit zu folgen schien.

Es war Helene und Elsa, Reinthal grüßte sie mit den Augen, und sich hierauf wieder seinem Auditorium zuwendend, begann er aufs neue.

Der Präsident, der scheinbar kalt, in strenger Würde auf seinem Stuhle saß, griff instinktiv nach der Glocke, um den Sturm, den er voraussah, nach Möglichkeit zu beschwören.

Herr Biedermann zog seinen Kopf zurück und schloß die Tür. Er wendete sich dem kleinen Buffet zu, das hier zunächst aufgestellt war, um die Herren Abgeordneten in bequemster Weise mit Erfrischungen zu versorgen.

Herr Biedermann fand es vernünftiger, eine solche zu nehmen, als in den heißen Saal zu treten und den Schluß einer Rede anzuhören, die, seiner Meinung nach, aus seinem Munde viel bedeutsamer geklungen hätte.

Er war, wenn auch ein reicher Gutsbesizer, doch ein Mann aus dem Volke, ein Demokrat, seiner Popularität kam keine gleich, denn hinter ihm standen „Millionen", wie er wiederholt sich gerühmt, und nun dachte dieser Aristokrat ihm dieselbe streitig zu machen, sich selbst als Volksmann aufzuspielen. Es wurmte ihn. Unmutig warf er sich in einen Sessel neben dem Buffet und bestellte eine Flasche Bordeaux. Er trank gern und viel, der Herr Abgeordnete.

Der Lärm im Saal hatte sich gelegt, und wieder ertönte hell und klar die Stimme des Sprechers, die nur von einzelnen kurzen Ausrufen, Zeichen des Widerspruchs oder des Beifalls, unterbrochen wurde.

Mehrere Abgeordnete der Rechten, die in den Couloirs auf und abgegangen, um sich zu sammeln oder der überfließenden Galle Luft zu machen, eilten wieder in den Saal zurück.

Prinz Stein, der mit seinen großen, gepflegten Händen erregt über die Haare seines Hinterkopfes fuhr und sie vom Genick aus aufwärts strich, kam mit Graf Falkenau und einem vielbekannten Professor der Nationalökonomie im eifrigen Gespräch vorüber.

„Ich stimme Ihnen ja zu," sagte Falkenau, „er hat viel Vortreffliches gesagt, einiges mag als unanfechtbar gelten, und er hat vor allem bewiesen, daß er ein glänzender Redner ist."

„Der uns gleichwohl nicht in dem Maße imponirt, als Sie so gerne glauben möchten, mein lieber Professor," fügte Prinz Stein spiz hinzu.

Der Professor wiegte den Kopf hin und her:

„Ich wollte Ihre Aufmerksamkeit ja nur auf das Werk lenken, aus dem Baron Reinthal seine Sachkenntnis geschöpft hat, und das ihm ein so logisch gesichtetes und gegliedertes Material an die Hand gegeben hat, das er mitunter wörtlich zitirt."

Prinz Stein strich noch immer an seinen Haaren herum.

„Es ist also ein Werk, das unter euch Katedermenschen einiges Aufsehen erregt?"

„Es ist zugleich der Beachtung des Politikers und Staatsmannes werth," entgegnete der Professor.

„Und von wem ist es?" fragte Falkenau.

„Der Verfasser zeichnet Manlius, jedenfalls ein Pseudonym."

„Und das Werk ist soeben erst herausgekommen?"

„Es ist ganz neu, Baron Reinthal mußte wohl auf sein Erscheinen schon vorbereitet sein."

„Ah, dieser Manlius ist also von ihm inspirirt?"

„Das ist er nicht. Der Verfasser gelangt darin zu Schlüssen und positiven Vorschlägen, die durchaus nicht im Sinne der liberalen Partei liegen. Er vertritt vielmehr die Sache der untersten Stände."

„Ich werde das Buch lesen," sagte Falkenau bestimmt. Er nahm seine Tafel und zeichnete darein den Namen Manlius.

„Ein fähiger Kopf," bemerkte der Professor, und leiser, nur gegen das Ohr Falkenaus geneigt, „man sollte den Verfasser zu erfahren suchen."

„Ich werde ihn erfahren," sagte Falkenau.

Sie verfügten sich in den Saal zurück.

Herr Biedermann füllte sein zweites Glas.

„Die Rechte ärgert sich," meinte er, indem er einem jungen Mann zunickte, der Advokat war, und in diesem Hause gleich ihm der äußersten Linken angehörte, „sie ärgert sich gewaltig, und hat doch nicht Ursache dazu."

„Nun, Baron Reinthal spricht gut und scharf," entgegnete der junge Doktor. „Er hat heute einen glänzenden Tag, und es nimmt mich Wunder, daß ihm der Präsident noch nicht den Ordnungsruf erteilt."

„Pah, einer, wie der Baron, tut ihnen ja doch nicht wehe." Biedermann verzog den Mund zu einem wegwerfenden Lächeln, das in ein sehr bewußtes überging, „ja, wenn ich mich bei der Debatte zum Wort gemeldet hätte, ich hätte ihnen das ein wenig anders gesagt." Er warf sich in die Brust und steckte die Finger in die Aermelausschnitte seiner Weste, es war die Haltung, die er auch als Parlamentsredner anzunehmen beliebte. „Sie, man kennt meine Schmerzensschreie über die Lage des Volkes, man kennt auch ihre Wirkungen auf das Volk, hier hat man freilich die Gepflogenheit, über alles zu lachen, und so lachen sie auch über mich. Sie haben gut lachen, die in der Wolle sizen."

„Nun, Sie sizen ja auch hübsch warm, Herr Biedermann."

„Das genirt mich nicht, aber sie mögen sich hüten! Wenn sie mich wieder einmal provoziren, so werde ich ihnen grade heraus und unverblümt die Wahrheit sagen. Ich habe den Mut dazu, bei Gott, ich bin kein Feigling!"

„Wir wissen das, nachdem Sie es uns so oft gesagt haben."

„Man kennt meinen Patriotismus."

„Sie sind doch eigentlich ein Roter?"

„Etwas schattirt; nur in gewisser Hinsicht bin ich ein Roter, und in dieser Hinsicht werde ich immer röter."

Der junge Doktor nickte malitiös, indem er das apoplektische Gesicht des andern betrachtete.

„In dieser Hinsicht ist jeder Zweifel ausgeschlossen."

„Ich gehöre nicht zu denjenigen, die nicht Farbe bekennen, ich trage meine Gesinnung stets offen zur Schau. Ich bin ein Volksmann durch und durch, und ich sehe meine höchste Aufgabe darin, das Volk zu beglücken."

„Sie werden am Ende noch dazu gelangen, die soziale Frage zu lösen."

„Das kommt später, das drängt noch nicht, wir haben vor der Hand noch Wichtigeres zu tun. Uebrigens wäre diese Lösung nicht allzuschwer, es kommt nur darauf an, die Sache beim rechten Zipfel anzufassen."

„Ja, darauf wird es ankommen."

„Aber die Begriffe sind da ziemlich verwirrt, ich sage Ihnen, mein lieber Doktor, es herrscht so gut wie gar keine Klarheit in der Sache. Da streiten die Leute um die Lohnverhältnisse herum, da bringen sie etwas auf von einem Maximalarbeitstag, Unsinn, darum kann sichs vor der Hand noch nicht handeln. Es handelt sich zunächst um eine bessere Vormundschaft für das arbeitende Volk."

„Wie meinen Sie das?“

„Die Leute wohnen miserabel, man müßte ihnen aber befehlen, ihre schlechten gesundheitsschädlichen Quartiere zu verlassen, diesen Herd der Ansteckung. Sobald sie besser wohnen, werden sie gesünder sein, sie werden dann mehr arbeiten können und mehr verdienen, da haben Sie die Lösung. Dann vermöchte auch unsereiner mit ihnen umzugehen, um im guten Sinne, im echt christlichen Sinne, Sie verstehen mich, auf sie zu wirken, aber so —. Sehen Sie, bei meiner ungeheuren Popularität — ich habe Millionen hinter mir, muß ich doch hie und da mit den Leuten verkehren — sie drängen sich an mich, und da kneipe ich dann mit ihnen. Aber es kostet mich einige Ueberwindung, ich leide unter ihrer Armseligkeit, und mitunter auch unter ihrer Dummheit.“

Der Doktor nickte wieder in seiner anzüglichen Weise: „Die Welt hat am häufigsten unter der Dummheit zu leiden.“

„Entschieden, ganz entschieden, deshalb trete ich auch für die Aufklärung ein, für die Bildung des Volkes,“ er schenkte sich den Rest aus seiner Flasche ein und stürzte ihn hinunter, „ich kämpfe unaufhörlich dafür, aber —“ er nahm eine geheimnisvolle Miene an, „es gibt jezt solche Strömungen —! Da haben Sie die Christlichen und die Sozialen, die gehen auseinander, ich habe nun die Idee, das heißt, ich habe auch die Idee, sie miteinander zu verbinden. Dabei werde ich immer die persönliche Freiheit verteidigen. Das Individuum muß frei sein. Ich muß z. B. tun können, was ich will. Meine Stellung, meine Bildung bieten sichere Garantien, daß ich nie etwas Dummes tun werde.“

Ein tosender Lärm, lautes Bravorufen, wütendes Händeklatschen schnitt jede weitere Auseinandersezung ab. Der Doktor und Biedermann näherten sich der Tür, aber diese ward aufgerissen und eine Anzahl Abgeordneter drang in die Couloirs in augenscheinlicher heftiger Bewegung.

„Er hat den Ordnungsruf erhalten.“

„Der Präsident hätte ihm längst das Wort entziehen sollen.“

„Es ist unerhört!“

„Und die Galerien haben mitgeklatscht und mitgejubelt.“

„Er hat die Regierung in der frechsten Weise angegriffen.“

„Das kann zu einer Krise führen.“

So erscholl es wirr durcheinander.

Bald darauf trat Reinthal mit mehreren Mitgliedern der Linken ein. Er hatte seine Rede beendet. Alles drängte sich ihm nach. Seine Anhänger beglückwünschten ihn und die Ovationen, die dem geistvollen Redner, dem freimütigen Abgeordneten schon im Saale dargebracht wurden, sezten sich hier fort.

Reinthal dankte allen in seiner liebenswürdigen gewinnenden Weise; sein Lächeln war strahlend und sein schönes Gesicht leuchtete förmlich in Befriedigung auf.

Prinz Stein und Graf Falkenau waren aus den Couloirs in das Konversationszimmer gekommen; ein hoher geistlicher Würderträger gesellte sich ihnen zu.

„Er ist wahnsinnig in seiner Opposition,“ sagte Graf Falkenau halblaut, an seinem Schnurrbart herumbeißend, „von der Kritik der bestehenden Verhältnisse ist er zu Anklagen übergegangen und von seinen Forderungen zu Drohungen.“

„Und seine Partei steht wie ein Mann zu ihm,“ rief Prinz Stein, und nicht ohne teatralische Emphase sezte er hinzu: „Diese Elenden, als Freunde des Volkes schreien sie sich aus, und doch ist ihr einziges Streben, dieses Volk seiner höchsten und wertvollsten Güter zu berauben und uns jeder Macht über dasselbe.“

„Die Kurzsichtigen! Diese Bestrebungen, die uns verdrängen sollen, werden nur ihren eigenen Ruin besiegeln.“

„So ist es, sie kokettiren mit ihrem Volkstum und prahlen mit ihrer Aufklärung und Freigeisterei, aber noch einen Schritt weiter und die Geister, die sie heraufbeschworen, werden sie nicht mehr los.“

Der Kirchenfürst hatte ruhig zugehört, er hatte ein feines kaltes Lächeln und gleich kühl und ruhig war der Ton, mit dem er jezt in die Konversation eintrat: „Sie sind in der Minorität, darum wagen sie sich so weit vor; sie stellen Forderungen, weil sie voraussezen, daß sie nicht angenommen werden.“

„Ah, Sie meinen, Eminenz —“

„Daß sie nur den Schein der Freisinnigkeit für sich in Anspruch zu nehmen gedenken. Es ist auch nur eine Scheinfreiheit, die sie brauchen, es ist die Freiheit des Kapitals. Sobald es sich darum handeln würde, das Proletariat zu demokratisiren und wahrhaft freiheitliche Institutionen zu schaffen, würden sie die ersten sein, die dagegen aufträten.“

„So würde es sich denn für uns darum handeln, diesen Schein zu zerstören?“ fragte halb bestätigend der Graf.

„Es wird sich für uns darum handeln, den Boden, den uns der Liberalismus entzogen hat, wieder zu gewinnen, das Vertrauen der Massen zurück zu erobern.“

„Der Liberalismus hat tiefe Wurzeln geschlagen.“

„In den höheren Klassen, bei dem wohlhabenden Bürgertum, allerdings, aber der Kleinbauer, der Arbeiter —“ der Kirchenfürst dämpfte seine Stimme zu einem Flüsterton herab, während ein Strahl hämischer Freude aus seinen Augen sprühte, „wir werden das Proletariat gegen die Bourgeoisie ausspielen.“

„Das ist ein gefährliches Spiel, Eminenz.“

„Das wir gewinnen werden, gewinnen müssen, sobald wir die Initiative ergreifen. Wir müssen wieder Fühlung mit dem Volke gewinnen, und wir werden für seine Rechte eintreten.“

„Auch für seine Freiheit?“ fragte der Graf scharf.

Seine Eminenz hatte ein fast mitleidiges Achselzucken. „Was ist Freiheit!? Eine Phrase. Wir werden das materielle Loos der unteren Klassen in etwas verbessern, wir werden es wenigstens versuchen, und das ist auch alles, was sie verlangen.“

„O, sie begehren auch Teilnahme an der Politik, und ihr leztes Ziel würde der Volksstaat sein,“ versezte der Prinz und fügte dann mit unsäglichem Hochmut hinzu: „Aber niemals werden wir den Anfang mit Konzessionen machen, die uns auf das gleiche Niveau mit dem Proletariat herabdrücken würden, wir können es nicht, es wäre schlimmer als alles, es wäre Selbstmord.“

„Das Volk ist wie Wachs in der Hand desjenigen, der es zu lenken weiß,“ versezte der Priester sententiös, dann mit einem geistvollen Aufblick und indem seine Gestalt sich empor richtete, „aber die Kirche allein war allezeit erleuchtet und mächtig genug, um die wild aufsprießenden Keime des Verderbens und all den Sturm und Drang der Zeiten in geordnete Bahnen zu lenken. Sie vermochte es, da sie, einsichtig und weise, sich stets bemüht hat, die Zeit und ihre Bedürfnisse zu studiren. So war die Kirche es gewesen, die den Bildungsdrang des Volkes begriffen und die Schule errichtet hat.“

„Sie wäre auch wohl ohne das Hinzutun der Kirche errichtet worden,“ bemerkte der Prinz, in seiner Erregung zum Widerspruch gestimmt.

Der Kirchenfürst hatte einen Blick von oben herab, den seinen Mund umspielte sein überlegenstes Lächeln. „Sie wäre vielleicht auch ohne Zutun errichtet worden,“ wiederholte er langsam, „aber, daß sie durch uns zustande kam, bezeugt unsere Weisheit. Wir hatten die Initiative ergriffen und wir hatten uns dadurch zum Schöpfer und Herrn dieser Institution gemacht. Wir hatten die Schule in *unserem* Sinne geschaffen, unser Recht darauf unter allen Umständen behauptet, und seien Sie überzeugt, wir werden es auch künftighin behaupten. Heute stellt der Zeitgeist eine neuerliche Forderung auf, die Bedürfnisse der Massen sind gewachsen, ihr Erwerb hat sich vermindert; der Materialismus der Bourgeoisie und ihre unersättliche Geldgier treibt dieses Uebel zu entsezlicher Höhe, wir haben den Pauperismus, die Massenarmut vor uns, und die soziale Frage erhebt sich als ein drohendes Gespenst. Vielleicht vermöchte die Notwendigkeit selbst diese Frage zu lösen, aber wir werden und dürfen es nicht darauf ankommen lassen, dürfen den Gesellschaftskörper nicht solchen Konvulsionen und Kämpfen überantworten; auch hier müssen wir das Prävenire spielen, wir müssen die Lösung der Frage in die Hand nehmen und werden sie in unserem Sinne, das heißt, im besten Sinne lösen: Wir werden

dem Volke Arbeit geben, und wir werden damit alle Macht auf dasselbe zurückerlangt haben; wir werden uns, nach wie vor, auf die unteren Klassen stützen können und dadurch den Uebermut des Bürgertums in Schach zu halten vermögen."

Der Prinz streckte dem Priester die Hand hin.

„Ich beuge mich in Ehrfurcht, Eminenz," sagte er, „Sie bleiben doch in allem der Meister."...

Die Sizung war zu Ende. Der Saal leerte sich rasch. Alles drängte durch die Korridore nach der großen Zentralhalle, die in gewaltigen Dimensionen gehalten, und von klassischer Schönheit, mit ihren roten mächtigen Marmorsäulen, den reichen goldenen Kapitälen, den weißen Marmorwänden und dem glatten Mosaikboden einen wahrhaft großartigen Anblick gewährte.

Hier lösten sich die kompakten Massen; einzelne traten wieder zu Gruppen zusammen. Man grüßte, drückte sich die Hände, tauschte flüchtige Bemerkungen und strebte dann den verschiedenen Ausgängen zu.

Arnold war in das Konversationszimmer gekommen, um, gleich so vielen anderen, Baron Reinthal zu beglückwünschen und ihm die Hand zu drücken. Dieser hatte ihm vertraulich zugelächelt und ihm auf die Schulter geklopft. „Ich habe es dir heute recht gemacht, nicht wahr?" flüsterte er ihm zu. „Du kannst mit mir zufrieden sein; allons, wir werden noch weiter zusammen arbeiten."

Arnold war hierauf gegen Schluß der Sizung in die Loge getreten, um Gräfin Helene und Elsa durch die Korridore zu führen und nach dem Wagen zu geleiten. Reinthal war leider in dieser Zeit seiner politischen Tätigkeit und seiner parlamentarischen Erfolge persönlich ungemein in Anspruch genommen und vor der Aktualität der Forderungen, die die Oeffentlichkeit an ihn stellte, war er, all seinen Privatneigungen gegenüber, zur Passivität verurteilt.

„Ich gehöre nicht mehr mir selbst an," seufzte er, nicht ohne Beimischung befriedigter Eitelkeit; aber er tröstete sich, daß der Schluß der Sizungen so nahe bevorstehe, und er nahm sich vor, alsdann der Residenz und all den gesellschaftlichen Ansprüchen den Rücken zu wenden, und sobald er in seiner Villa in Solenbad Aufenthalt genommen, alles bisher Versäumte wieder nachzuholen. Er mußte sich leider eingestehen, daß sich Elsas Benehmen ihm gegenüber durchaus verändert hatte. Sie war ruhig, kühl und bestimmt; es kam ihm vor, als würde sie ein werbendes Wort mit aller Energie zurückweisen und damit all seinen Hoffnungen ein Ende machen. Dem wollte er sich nicht aussezen. Er glaubte noch immer, daß er dem Mädchen wirkliche Neigung eingeflößt, und daß nur der nachteilige Einfluß der Dönhof und des Paters diese Veränderung bewirkt hatten. Aber wie oft war es ihm nicht schon geglückt wieder zu gewinnen, was er schon für verloren gehalten? Es galt nur diplomatisch zu Werke zu gehen. Seine Erfolge, ja Triumphe in diesen Tagen ließen überdies eine ernstliche Besorgnis gar nicht aufkommen. Und in der Tat, sollte ihm, dem Vielumschmeichelten, der den Glanz eines eben aufgehenden Gestirnes um sich verbreitete, das alle Welt zu blenden schien, die Eroberung eines jungen Mädchenherzens mißglücken, sobald er nur erst Zeit haben würde, sie ernstlich in Angriff zu nehmen?

Er fühlte sich frisch und zuversichtlich und er verlor keine Gelegenheit aus den Augen, um Elsas Interesse wieder zu gewinnen und zugleich ihren Ehrgeiz aufzustacheln. Elsas Wünsche kamen ihm hier entgegen. Sie zeigte ein plözliches feuriges Interesse und eine Wißbegierde für Dinge, um die sich Mädchen sonst nicht zu kümmern pflegen, und die in Helenens Gegenwart sonst nie zur Erörterung kamen. Ihre geistigen Kräfte waren ungemein rege und ihr Horizont schien sich erweitern zu wollen. Er hatte sie eingeladen, einer Parlamentssizung beizuwohnen und sie hatte sofort eingewilligt. So hatte er in schlauer Kombination sie zur Zeugin seiner glänzenden oratorischen Leistung und seines parlamentarischen Erfolges gemacht. Er war der Held des Tages; sie müßte kein Weib sein, um davon unbeeinflußt zu bleiben.

Als aber Elsa nun mit Arnold zusammentraf, als ihre Hände in einem warmen Druck sich begegneten, da schien es, als wolle sie ihre Bewunderung dem Sohne allein entgegenbringen. Ein schöner Blick des Dankes, des Entzückens traf ihn aus ihren Augen. Sie kannte sein Werk so gut, und all die Ideen und Ausführungen, die Reinthal ihm entnommen, die wuchtigen Anklagen, die sachlichen Begründungen, sie hatte sie bereits zu ihrem Glaubensbekenntnis gemacht. Arnold war es, der heute sprach, nicht Reinthal; sie bemerkte es gar nicht, wie viel Geist und Scharfsinn er auch seinerseits ins Treffen geführt, wie seine Formgewandtheit dies alles erst für den parlamentarischen Gebrauch zurechtgestuzt; ihr Denken schälte sich den Kern absichtslos heraus, und die Empörung, den Zorn, den diese Ausführung auf der einen Seite erregten, brachten ihr eine wilde Freude; die Zustimmung, die Begeisterung, die ihnen von der anderen zuteil wurde, reichten nicht zu der ihrigen hinan.

Der Diener hatte die Umwürfe gebracht. Helene schritt an Arnolds Seite die Treppe hinab; sie plauderte in ihrer lebhaften, ungenirten Weise, und teilte ihm mit, daß sie mit Elsa schon in den nächsten Tagen die Stadt verlassen und ihre Villa in Solenbad beziehen werde.

„Es ist ja niemand mehr hier," sagte sie, einen übermütigen und geringschäzigen Blick über die Menge gleiten lassend, an der sie vorbeischritt. In der Tat, sie fand nicht ein bekanntes Gesicht, nur Bürgervolk.

„Das Parlament wird auch ehestens geschlossen," bemerkte sie, ihre Gedanken fortsezend, „und dann wird auch der Baron nach Solenbad kommen. Sie kommen mit ihm, oder vielleicht schon früher hinaus?" Sie wendete ihm voll ihr Gesicht zu, und ihr Blick, ihr Lächeln sagte ihm, wie sehr sie dies leztere wünsche.

Er verneigte sich: „Es ist dies meine Absicht, Gräfin." In dem Augenblick kam Graf Falkenau gegen sie heran; Helene winkte ihm zu und reichte dem Onkel zum fröhlichen Gruß die Hand. Der Graf bot ihr seinen Arm, nachdem er Elsa und Arnold begrüßt, und flüsterte ihr in sarkastischer Weise zu: „Reinthal hat dich also zu dieser Sizung wie zu einer Komödie geladen, bei der er eine Glanzrolle zu spielen hat?"

Sie lachte fröhlich ohne jede Malice und entgegnete ebenso leise: „Nun, er hat seinen Applaus davongetragen und Ihr eine Niederlage. Ich versichere dich, Robert, es war sehr interessant. Die Kühnheit eines Mannes verfehlt doch niemals Eindruck auf uns zu machen, und wenn ich seine Werbung nicht bereits so entschieden abgewiesen hätte, wer weiß —."

Kichernd und scherzend schritt sie die Treppe hinab.

Arnold war an Elsas Seite getreten, und sie waren sofort ihrer Umgebung entrückt, sie hatten einander so viel zu sagen, so viel zu fragen. Sie begehrte Nachricht von Frieder und seiner Tochter und bemerkte, daß sie es kaum erwarten könne hinaus zu kommen. Ihre Angelegenheiten hier seien indes noch immer nicht in Ordnung. Ihr Rechtsanwalt habe sie auf die sich häufenden Schwierigkeiten aufmerksam gemacht. Ihre Kapitalien könnten nicht sofort gekündigt werden und so stehe sie noch immer in einem Abhängigkeitsverhältnis, das ihr nun plözlich drückend geworden sei. Arnold beriet einiges in fliegenden Worten und ermahnte sie zur Geduld.

Sie waren an das Portal gekommen, vor dem die Wagen aufgestellt waren.

Die Damen stiegen in ihre Equipagen.

Graf Falkenau und Arnold tauschten wenige Worte der Höflichkeit, dann trennten auch sie sich.

Falkenau fuhr zu seinem Buchhändler. Er begehrte das soeben erschienene Werk von Manlius.

Der Buchhändler lächelte.

„Es ist heute das zwanzigste Exemplar, das ich abseze, Exzellenz. Ich hatte nicht erwartet, daß das Werk eines Unbekannten eine solche Aufnahme finden würde."

„Sie kennen den Verfasser?"

„Durchaus nicht, Exzellenz."

Fahrender Musikant. (Seite 338.)

„Sie verstehen, ich würde einen hohen Wert darauf legen, mit ihm in Verbindung zu treten. Der Mann scheint begabt und kenntnisreich.“

„Gewiß, er scheint auch ein Mann von Karakter zu sein, und als solcher würde er eine gewisse Herrschaft über das Volk auszuüben im Stande sein. Sehen Sie, Exzellenz“ — er zeigte ein Heft vor — „hier haben wir eine Broschüre dieses Verfassers, es ist eigentlich nur ein Auszug aus seinem größeren Werke, zugleich in populäre Form gebracht, auch darnach ist schon Nachfrage, und aus den Provinzen sind ganz ansehnliche Bestellungen darauf eingelaufen.“

Der Graf besah aufmerksam die Broschüre.

„So, so,“ sagte er nachdenklich, „nun, ich werde auch die Broschüre mitnehmen.“

Noch an demselben Abend war der feudale Graf mit der Lektüre dieser sozialpolitischen Erörterungen beschäftigt.

(Forts. folgt.)

Zur Lage der Landwirtschaft.

Von **Wilhelm Blos.**

Der Parzellenbauer ist noch immer das Ideal der Mehrzahl unserer modernen Staatsmänner. Die Ursache davon ist nicht schwer zu entdecken; die bäuerliche Bevölkerung ist heute am leichtesten zu regieren im Vergleich zu den übrigen Klassen der Gesellschaft. Der trozige Widerstand des Großgrundbesizers und Großkapitalisten, der sich fühlbar macht, sobald es sich um Interessenfragen handelt, ist bei dem Bauer eben so selten, wie die Beweglichkeit und die Unruhe des städtischen Proletariats. Der Bauer hat wenig oder kein Verständnis für die modernen Fragen, welche die übrigen Klassen so sehr in Bewegung sezen. Wir wollen damit nicht sagen, daß *allen* Bauern dies Verständnis abgehe; bei der großen Mehrzahl ist es aber sicherlich der Fall. Der Parzellenbauer ist kaum weniger als der frühere Hörige, ein glebae adscriptus, ein an seine Scholle gefesselter Mensch, mit dem Unterschied, daß er heute, wenn er will, sein Vaterland verlassen und sich über dem Meer ein neues Heim suchen kann, was ihm früher nicht so leicht war. Das kleine Stück Boden, das dem Bauer gehört, nimmt ihn ganz in Beschlag, und er ist nicht gewohnt, seine Blicke auf Dinge zu richten, die außerhalb seines engen Interessenkreises liegen. Naive Poeten haben das Leben des Bauern auf seiner Scholle als das schönste gepriesen; die nüchterne Nationalökonomie denkt darüber anders. Der Bauer hat einen schweren Kampf ums Dasein zu führen, und seine harte Arbeit lohnt sich in den meisten Fällen nur gering; daraus und aus den Nachklängen früherer Zustände, da der Bauer den raubritterlichen Adel mit seinen Frohnden und seinen Abgaben erhalten mußte, hat sich bei dem Bauer das verhärtete Vorurteil erhalten, als lebten alle nichtbäuerlichen Glieder der Gesellschaft auf seine Kosten, ein Vorurteil, das sogar einmal in wissenschaftlichem Gewand auftrat in der Schule der sogenannten Physiokraten, welche behaupteten, daß der Grund und Boden die Quelle allen Reichtums sei.

Das Naturell des Bauern ist in der Verwachsenheit mit seiner Scholle ein konservatives geworden; er klammert sich mit fast unüberwindlicher Zähigkeit an das Alte; genau so wie es sein Vater und Großvater getrieben hat, will er es auch machen; von Neuerungen, und seien sie ihm noch so nüzlich, ist ihm nur schwer ein Begriff beizubringen. Daher ist er die Freude konservativer Regierungen, weil an seinem Schädel moderne Ideen gewöhnlich wirkungslos abprallen; er bleibt ein Verehrer der alten Autoritäten, die ja sein Großvater schon verehrt hat, und wenn ihm gelegentlich ein Schmeichelwörtchen gesagt wird, dann hat man ihn ganz. Wir haben ja schon oft gesehen, wie es so ging; wenn man nun gar, wie gegenwärtig bei uns in Deutschland, bei fast allen agrarischen und steuerpolitischen Gesezentwürfen betont, daß der Grundbesiz entlastet, das bewegliche Kapital aber zu erhöhten Leistungen herangezogen werden müsse, da muß der Bauer schon glauben, es sei nun ein goldenes Zeitalter für ihn im Anzug.

Man vergißt nur zu leicht, daß allein diejenigen ökonomischen Formen einen Anspruch auf Dauer haben, die sich mit dem allgemeinen Entwicklungsprozesse in Einklang befinden. Und was hat heute überhaupt Dauer im wirtschaftlichen Leben, da jede neue Periode uns neue und tiefgreifende Umgestaltungen bringt? Die Parzelle, das Grundstück des Kleinbauern, steht zunächst im Widerspruch mit der klaren Tendenz des großen Eigentums, das kleine, zersplitterte an sich zu ziehen, eine Tendenz, die auf eben so natürlichen Voraussezungen beruht, wie das Gesez der Schwere, die Gravitationsteorie. Aber es hat sich bei uns in Deutschland auch die Bevölkerung gewaltig vermehrt und vermehrt sich noch; bei aller Massenarmut ist doch die Lebenshaltung im Ganzen eine andere geworden. Den Ansprüchen, welche die Ernährung der Gesellschaft heute an Grund und Boden stellt, kann durch das Parzellensystem nicht genügt werden.

Um alle diese Teorien kümmert sich der Parzellenbauer so wenig wie um den Mann im Monde. Um so empfindlicher muß er die rauhe Hand der Wirklichkeit verspüren. In Wirklichkeit herrscht heute in der breiten Masse des Grundbesizes die Parzellenform vor, aber sie ist schon vielfach untergraben und verliert alljährlich mehr an Terrain. An gewissen Punkten hat sich ein wohlhabender Bauernstand, durch besondere Verhältnisse begünstigt, noch zu erhalten gewußt; das ist aber schon eine Seltenheit im Verhältnis zum Ganzen. Man vernimmt Beschwerden und Klagen von allen Seiten. Hier beschwert man sich über Verschuldung der Grundstücke, dort über die Verwüstungen, welche die Güterausschlächter anrichten; hier klagt man über die geringe Rentabilität des Bodens, dort über die allzugroße Abgabenlast, hier über die steigende Zahl der Zwangsverkäufe von Grundstücken und anderwärts über das Mißverhältnis der allgemeinen Waarenpreise zu dem Durchschnittseinkommen des Landmannes. Von der Situation des ländlichen Proletariats, von der großen Masse der Taglöhner, wollen wir hier nicht sprechen; dies verdient ein eigenes Kapitel und ist eines der traurigsten. Wir haben es nur mit dem Parzellenbauer, dem Kleingrundbesizer, zu tun.

Die Situation der Bauernschaft ist natürlich in den verschiedenen Provinzen Deutschlands verschieden. Recht wohlhabende Bauern findet man in Oldenburg, wo aber in neuerer Zeit die Viehzucht überwiegen zu wollen scheint; in Mecklenburg, wo sich auf den mittleren Bauerngütern noch patriarchalische Verhältnisse mit ihren Vorzügen und Fehlern vorfinden, in Holstein, wo der Bauer verhältnismäßig viel Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten nimmt, in der Wetterau u. s. w. Eine erschreckende Armut herrscht unter der Landbevölkerung gewisser Teile von Schlesien und Sachsen; desgleichen vielfach in Thüringen, auf der Rhön, im Taunus, im Odenwald u. s. w. In Süddeutschland gibt es eine Menge von bäuerlichen Gemeinden, die noch Gemeineigentum haben, jene Form von Grundbesiz, die man als *Allmenden* bezeichnet. Diese Art von Grundbesiz war früher sehr ausgedehnt; jeder Gemeindebürger hatte Anspruch auf sein Loos und dadurch war ihm förmlich die Existenz garantirt. Die neuere Gestaltung des Grundbesizes hat auf das Allmendwesen zerstörend eingewirkt. In einigen Städten besteht diese Einrichtung noch in bedeutendem Maße, so in Göppingen und Freudenstadt in Württemberg. Auch die bekannten Hauberge in Westfalen fallen in diese Richtung. Das Allmendwesen liefert den Beweis, daß es bei gemeinsamer Bodenbewirtschaftung durchaus nicht an jenem Tätigkeitstrieb fehlt,

den manchesterliche Teoretiker nur durch den Egoismus des Parzellenbauers bewirken zu können glauben*).

Interessant ist auch der in Württemberg in den dreißiger und vierziger Jahren in den hohen politischen und wissenschaftlichen Kreisen geführte Kampf über Gemeindebesiz und Parzellenbesiz, wobei die Regierung nachdrücklich durch den Professor Knaus in Tübingen die Vorzüge der Gemeindebewirtschaftung des Grund und Bodens verfechten ließ, während der berühmte Schuzzöllner List das Allmendwesen heftig angriff, woraus man ersieht, daß man ein guter Schuzzöllner und doch ein Manchestermann sein kann.

Eine umfassende Statistik, die uns einen tieferen Einblick in die Gesammtlage der deutschen Landwirtschaft geben könnte, ist nicht vorhanden. Es wäre keine leichte Arbeit, eine solche festzustellen, allein sie wäre auch keine Unmöglichkeit. Die Statistik scheint sich lieber mit dem Handel und dem städtischen Gewerbewesen zu befassen; in der Landwirtschaft haben es die einzelnen Staaten noch nicht einmal zu einer genauen Feststellung der auf dem Grund und Boden haftenden Schuldenlast gebracht. Man hat sich begnügt, die jährlich stattfindenden Zwangsversteigerungen an Gütern und Liegenschaften zu notiren; aber haben wir genaue Feststellungen über den Durchschnittsertrag des Bodens? In den einzelnen Staaten weiß man nicht, in welchem Verhältnisse Ackerbau und Viehzucht zu einander stehen müssen, um den Bedürfnissen des Landes zu entsprechen. Man beachtet auch viel zu wenig, daß sich in vielen Industriebezirken die Bevölkerung schon in eine halb bäuerliche und halb industrielle umgewandelt hat, vorläufig zum Schaden beider Teile. Und ist es wahr, was der berühmte Chemiker Justus von Liebig sagt, daß nämlich die Landwirtschaft eine Kuh sei, die man mit dem Fleische füttere, das man ihr von ihren eigenen Rippen schneide?

Nun, es ist unter diesen Umständen immerhin eine an sich verdienstliche Sache, wenn eine Regierung sich entschließt, bezüglich der Lage der Landwirtschaft zuverlässige Belege zu schaffen. Die badische Regierung hat diesen Entschluß gefaßt und auch ausgeführt. Diese Regierung, die als liberal gilt, war wie es scheint, betroffen über die vielen Klagen und Beschwerden, die aus den bäuerlichen Kreisen erhoben wurden, umsomehr, als man gemeinhin die ländliche Bevölkerung Badens als eine wohlhabende zu bezeichnen pflegte. Wer ein wenig näher mit diesen Zuständen bekannt war, der mußte sich schon vor längerer Zeit sagen, daß das Wort Wohlhabenheit, allgemein auf den süddeutschen resp. badischen Bauernstand angewendet, nur eine leere Phrase war. Wenn auch das Jahr 1848 die auf dem Bauernstand ruhenden Feudallasten beseitigt hatte, so mußte doch der „freie" Parzellenbauer bald in die oben geschilderten Widersprüche mit unserer modernen wirtschaftlichen Zeitrichtung geraten und so konnten die mannichfachsten Klagen nicht ausbleiben. Das Ministerium des Großherzogtums Baden tat ganz gut daran, der Sache offen ins Auge zu sehen. Man hatte wahrscheinlich gehofft, die Untersuchung würde ergeben, daß ein großer Teil der Beschwerden, die ja nicht immer von den Bauern selbst, sondern auch von Kammerrednern, Journalisten und politischen Agitatoren erhoben worden sind, unbegründet sei. In dieser Hoffnung hat man sich offenbar getäuscht.

Es wurde also, nach erfolgter Anregung durch die Kammern, von der badischen Regierung im Jahre 1883 eine Enquête, eine statistische Erhebung über die Lage der Landwirtschaft im Großherzogtum Baden angeordnet. Man hätte Arbeit und Kosten nicht scheuen und die Erhebung über das ganze Ländchen erstrecken sollen. So aber wählte man 37 von den etwa 1600 Gemeinden Badens als „Erhebungsgemeinden" und zwar in den verschiedenen Kreisen des langgestreckten Großherzogtums.

Aus der Lage der Landwirtschaft in diesen Erhebungsgemeinden glaubte man einen Schluß auf deren Lage im ganzen Großherzogtum ziehen zu können, eine Annahme, die ja im allgemeinen als zuläßig gelten mag, wenn man auch besser gethan hätte, die Enquête nicht auf die 37 „Erhebungsgemeinden" zu beschränken.

*) Siehe Laveleye, Das Ureigentum. Deutsch von Bücher. Leipzig 1876.

Die Regierung steht offenbar dem Ergebnis der Enquête mit gepreßtem Herzen gegenüber; wenn sie in ihrer Schlußbetrachtung über die Ergebnisse der Erhebung sagt, daß die Verschuldung des Grundbesizes in dem größten Teil des Landes „nicht den vielfach besorgten Umfang erreicht" habe; wenn ferner dem hinzugefügt wird, daß es auch Gemeinden „mit beträchtlichen Kapitalansammlungen" gibt, so kann man fragen, ob denn in diesem Fall das Beispiel der 37 Gemeinden zur Beurteilung des ganzen Landes hinreicht. Aber bevor die Ergebnisse der amtlichen Erhebung veröffentlicht wurden, erschien in einer Fachzeitschrift*) ein sehr interessant und objektiv geschriebener Aufsaz, eine Art Vorbericht, betitelt: „Die Lage der bäuerlichen Bevölkerung im Großherzogtum Baden", verfaßt vom Ministerialrath Adolf Buchenberger in Karlsruhe, dem in seiner amtlichen Stellung die Resultate der Erhebung früher zugänglich waren, als dem größeren Publikum. Auch er ist in seinem Schlußworte bestrebt, die bäuerlichen Verhältnisse Badens als im ganzen und großen gesund darzustellen. Indessen vermögen die Schlußbetrachtungen Buchenbergers die drastischen Wirkungen der Ergebnisse der Erhebung ebensowenig abzuschwächen, als die schon erwähnten Schlußbemerkungen der Regierung. Die Regierung hat offenbar vergessen, daß Seite 67 ihres Berichts zu lesen steht:

„Bei alledem zeigen die Berechnungen, daß, wenn auch die Produktivität des Bodens gegen früher gesunken sein mag, weil die Steigerung der Roherträgnisse mit dem Steigen der Betriebskosten nicht gleichen Schritt hielt, diese Produktivität doch nicht bis zu dem Grade gemindert ist, daß eine Wiedererzeugung des Werts des Grund und Bodens durch Wirtschaftsüberschüsse zur Unmöglichkeit gemacht oder mit andern Worten, daß dem Grund und Boden die wichtige Eigenschaft, reproduktiv zu sein, völlig genommen wäre."

Also ein ganz ferner und schwacher Hoffnungsschimmer ist noch da. Welch trübe Resignation! Mit dieser Stelle, die uns als die wichtigste und bedeutsamste in der ganzen Denkschrift der Regierung erschienen ist, verrät man den Kern dessen, was die Enquête festgestellt hat: das Parzellenwesen, das in Baden vorherrschend ist,**) hat die Produktivität des Grund und Bodens vermindert, ein Schaden, an dessen Wiederherstellung unter den gegenwärtigen Verhältnissen gar nicht zu denken ist.

Unter den 37 Gemeinden befinden sich 13, welche noch Allmendland besizen, und es wird einstimmig konstatirt, daß die Allmenden für die unbemittelten Gemeindeglieder von größter Bedeutung sind. In einem Ort (Hemsbach) bildet das Allmendland ein Drittel der Gemarkungsfläche; „dennoch wirkt die außerordentlich weitgehende Parzellirung des Grund und Bodens erschwerend für den Betrieb."***)

Aus dem reichen Material, das der Bericht der Regierung über die Ergebnisse der Erhebung enthält, begnügen wir uns einiges hervorzuheben. Die Nachteile des bäuerlichen Kleinbetriebs, resp. der Parzellenwirtschaft, treten in den von den Erhebungskommissären konstatirten Tatsachen scharf hervor.

Im südlichen und nördlichen Hügelland Badens kommt noch die alte, die sog. reine Dreifelderwirtschaft vor, die primitivste Art der Bodenbewirtschaftung, während an einigen Orten die verbesserte Dreifelderwirtschaft besteht, welch lezteres System schon von Karl dem Großen eingerichtet worden

*) „Bäuerliche Zustände in Deutschland." Bericht, veröffentlicht vom Verein für Sozialpolitik. 3. Band. Leipzig 1883. Duncker und Humblot.

**) „Offenbar greift in Baden eine sehr weitgehende Teilung des Grundbesizes plaz; fast ein Drittel des landwirtschaftlichen Geländes fällt in die unterste Besizgruppe. . . . Der Großgrundbesiz ist nur sehr schwach vertreten. . . . Die eigentlichen bäuerlichen Betriebe bildeten 59% oder erheblich mehr als die Hälfte des landwirtschaftlichen Areals." Buchenberger, Bäuerliche Zustände, S. 245.

***) Buchenberger, a. a. O. S. 281.

sein soll. Im Schwarzwald findet man die Feldgraswirtschaft, in der fruchtbaren Rheinebene die Fruchtwechselwirtschaft und die sogenannte freie Wirtschaft oder Faustwirtschaft, die man auch Raubbau nennen kann und die ins entgegengesetzte Extrem wie der Parzellenbau verfällt, den Boden rücksichtslos ausnuzt und seine Produktivität auch schwächt.

Die Mängel des bäuerlichen Kleinbetriebs werden in der Denkschrift der Regierung von allen Seiten beleuchtet. Es werden von den Bauern keine Bücher geführt, und sie sind sich über ihre Einnahmen und Ausgaben selten im klaren. Sie behalten Pferde, wo sie mit Rindvieh auskommen können; sie können nicht richtig berechnen, wieviel Arbeitskräfte sie brauchen, nehmen oft zuviel und verteuern sich den Betrieb; sie zahlen oft zu hohe Preise beim Ankauf und zu hohe Pachtzinse, weil sie ohne Buchführung nichts vorher berechnen können, und sie lassen sich beim Viehhandel von den Zwischenhändlern übers Ohr hauen. Bringt man dies noch in Verbindung mit der unvollkommenen Betriebsweise überhaupt, so kann man sich denken, daß die Rentabilität des Bodens nur eine geringe sein kann.

Im allgemeinen wird schlecht gelebt im badischen Bauernstand. Die Regierung hat sogenannte Kostzettel ausfüllen lassen. Bei großbäuerlichen Landwirten stellt sich der Kosttag auf 60—70 Pf., bei einem Großbauern im Dorfe Dittmar auf 49 Pf. Man nennt dies leztere „einfach und sparsam“ leben; wir nennen es schlecht leben. Am besten leben die Bewohner der Weinorte, bei denen der Kosttag auf 80, 81, ja 93 Pf. kommt, freilich nur bei den mittleren Bauern. Wie viel die ärmeren Bauern und die Tagelöhner täglich für Essen ausgeben können, ist leider nicht angeführt, man kann sichs aber denken, wenn man von den angeführten Ziffern zurückschließt. Das ist wenig bei so harter Arbeit, und es läßt sich leicht denken, daß bei fast gänzlicher Ermangelung höherer Lebensgenüsse der Mensch stumpf und dumpf werden muß, wenn er es nicht schon ist.

Bezüglich der Rentabilität der Grundstücke sind sichere Daten vorhanden. In der Gemeinde Königsbach bei Pforzheim, teilt Buchenberger mit, wurde „für eine großbäuerliche Wirtschaft mit einem Besiz von 22 ha*) ein Verzinsung des Steuerkapitalwerts der Liegenschaften und Gebäude, (Grundrente) von 0,77 %, für einen kleinbäuerlichen Betrieb (5,57 ha) eine solche von 1,2 % berechnet. In den sogenannten Haushaltungsrechnungen, bei welchen die gesammten baaren Einnahmen und die gesammten baaren Ausgaben der Wirtschaften tunlichst zu ermitteln gesucht wurden, ergab sich ein durchschnittlicher jährlicher barer Ueberschuß bei dem Großbauer von nur 304 Mk., bei dem Kleinbauer von nur 199 Mk., während bei einem der Berechnung unterworfenen Taglöhnergütchen ein Defizit von 300 Mk. sich herausstellte, das im Taglohn verdient werden muß, was übrigens gut möglich ist, da der Familie desselben nach Abzug der auf die Bewirtschaftung der 0,59 ha fallenden Arbeitstage noch etwa weitere 350 Arbeitstage zur Verfügung stehen.**)

Das sind wahrlich keine rosigen Zustände.

Die Gemeinde Richen bei Pforzheim wird zu den „glücklich situirten“ des Landes gezählt. Ein merkwürdiges Glück, denn für ein Bauerngut von 20 ha wurde eine Rente von 1,8 %, für ein solches von 12,92 ha eine Rente von 0,88 % berechnet. Was sollen unsere Börsenmänner davon denken, daß man, um eine winzige „Rente“ zu erzielen, bei jeder Witterung auf dem Felde arbeiten muß!

Aus Unadingen in der Baar wird berichtet: „Bei einem Bauerngut von 22,3 ha ergibt sich nach Bestreitung aller baaren Auslagen ein Ueberschuß von durchschnittlich 1000 Mk., der als Arbeitslohn des Wirtschafters und als Verzinsung des Betriebskapitals betrachtet werden kann, während für das Grundkapital im Steuerkapitalwert von rund 40 000 Mk. eine nennenswerte Verzinsung sich nicht ergibt.“

In Oberwolfach auf dem Schwarzwald erzielten die größeren Bauerngüter eine Rente von 1,6 bis 2,8 Prozent; einige mittlere und kleinere Bauerngüter gar keine Rente.

In Bischoffingen, in der besten Gegend am Kaiserstuhl, hat ein Großbauer (mit 11 ha) ein Defizit von 933 Mk. gemacht, ein Kleinbauer hat einen Ueberschuß von 191 Mk. erzielt. Dieser Ueberschuß war nur dadurch möglich, daß der Kleinbauer für Kost nur 48 Pf. pro Tag und Kopf ausgab. Darnach lebt also ein Kleinbauer (5 ha) in der fruchtbarsten Gegend Badens auch nicht viel besser als ein sächsischer oder schlesischer Weber leben kann, und der Großbauer, der besser leben will, stürzt sich in Schulden.

In Hemsbach an der Bergstraße stellte sich bei einem größeren Bauerngut (9 ha) die Verzinsung des Grundkapitals von 19 600 Mk. auf 0,27 %, die Verzinsung des Grund- und Betriebskapitals zusammen auf 0,99 %, bei einem mittleren Bauerngut (4,7 ha) die Grundrente auf 0,75 %, die Grund- und Betriebskapitalrente auf 1,4 %. Die Rentabilität ist zurückgegangen.

Diese Ziffern sind sehr lehrreich. Natürlich gibt es Leute genug, denen sie keinen Kummer machen. Namentlich die sich nach feudalen Zuständen sehnenden Junker finden, daß die Lebenshaltung der badischen Bauern, von welcher wir durch jene Ziffern ein untrügliches Bild bekommen haben, ganz den Umständen angemessen ist.

Bezüglich der Verschuldung des ländlichen Grundbesizes sind genaue Ziffern in dem Bericht der Regierung enthalten, die wir natürlich nicht hier anführen können. Bei der Immobiliarverschuldung der rein landwirtschaftlichen Betriebe beginnt die Belastung bei 7,26 % und steigt bis zu 112,67 % des Steuerkapitalwerts. Die Regierung tröstet sich damit, daß sie anführt, ein erheblicher Bruchteil der landwirtschaftlichen Bevölkerung habe sich von jeder Verschuldung freigehalten. Leider wird nicht dargelegt, ob die Verschuldung in Zunahme oder Abnahme begriffen ist; allem Anschein nach ist sie in der Zunahme begriffen. So wird der „erhebliche Bruchteil“, der noch schuldenfrei ist, bald zusammengeschmolzen sein.

In dem Aufsaz Buchenbergers wird die Verschuldung der Grundstücke darauf zurückgeführt, daß der Liegenschaftserwerb — bei den kleinen Leuten namentlich, die am meisten verhältnismäßig verschuldet sind — gewöhnlich auf Borg erfolgt. „Eine Besserung dieses wenig erfreulichen Zustandes ist nur dann zu erwarten, wenn die ländliche Bevölkerung sich entschließen kann, bei dem Ankauf von Grundstücken mehr mit den eigenen Mitteln zu rechnen.“ — Allein wenn diese Mittel nicht da sind? Dann muß der Betreffende Tagelöhner werden und, wie der alte Homer sagt, „einem dienenden Mann das Feld bestellen“, ein Schicksal, das schon der Schatten des Helden Achilleus in der Unterwelt als das Schlimmste bezeichnet hat.

Daß unter diesen Umständen die badische Landwirtschaft für das Land das nicht leisten kann, was sie sollte, ist völlig klar.

Ein von Natur so reichgesegnetes und so fruchtbares Land, das gar nicht übervölkert, dessen Bevölkerung gar nicht übermäßig rasch gewachsen ist — es mögen jezt 1 570 000 sein — deckt seinen Bedarf an Getreide nicht. Nur der Kreis Konstanz bringt seinen Bedarf an Getreide selbst auf; alle übrigen Kreise nicht. Es müssen jährlich 2 600 000 Zentner eingeführt werden. So teilt der ministerielle Bericht auf Seite 78 mit. Es werden 51,4 % der gesammten Bodenfläche mit Getreide bebaut. Der Kartoffelbau hat vielfach den Hülsenfrüchten- und Körnerbau verdrängt.

Für uns geht aus den Resultaten der Erhebung mit unanfechtbarer Gewißheit hervor, das eine auf dem Parzellensystem beruhende Landwirtschaft innerhalb der heutigen Verhältnisse dem Verfall nicht entgehen kann. In Baden hat dieser Verfall begonnen, die Produktivität des Bodens ist zurückgegangen, seine Rentabilität unter dem Kleinbetrieb ist eine geringe, die Verschuldung ist stark und das alles sieht aus, als ob es sich nicht

*) 1 Hektar = 100 Ar; 1 Ar = 100 Quadratmeter.

**) Buchenberger, a. a. O. S. 244. Was wird aus den armen Kindern, wenn Mann und Frau in die Fabrik oder auf das Feld müssen, um das Defizit ihrer Scholle zu decken?

verbessern, sondern verschlimmern wolle. Wir wüßten auch nicht, wie es sich verbessern sollte! Der Parzellenbauer wird in Baden wie anderwärts jenen grausamen ökonomischen Prozeß durchzumachen haben, dem auch der kleine Handwerker der Städte immer mehr verfällt. Der zersplitterte Grundbesitz schließt sich zu großen Komplexen zusammen, die einen rationellen Großbetrieb ermöglichen. Es ist eine lange und schmerzliche Umgestaltung, die begonnen hat, und daß sie durchzumachen ist, darf zu einem nicht geringen Teil auch den Einwirkungen des römischen Rechts zugeschrieben werden, das den alten Gemeinden ihr freies und unveräußerliches Eigentum an Grund und Boden entrissen hat.

Wie sehr die heutige Landwirtschaft entartet, das tritt besonders in jenen Bezirken hervor, wo sie sich mit der Industrie vermischt. Die armen Leute, die jene kleinen sogenannten Taglöhnergütchen bebauen, sind — laut Erhebung — am schwersten verschuldet. Sie sollen zugleich ihr Gütchen bebauen und müssen zugleich in die Fabrik gehen. In der Fabrik werden sie schlecht bezahlt und drücken dadurch auch den Lohn der andern Arbeiter herab. Die Art, wie diese Leute die Bewirtschaftung ihrer Parzelle betreiben, kann nur eine äußerst unvollkommene sein. Viele haben nur am Sonntag Zeit zur Bestellung ihres Ackers, weshalb wir schon bei vielen großes Widerstreben gegen das Verbot der Sonntagsarbeit gefunden haben. Was soll aber bei solchen Zuständen schließlich herauskommen?

Während sonach das Parzellensystem auf der einen Seite die Produktivität des Grund und Bodens schwächt, schafft es auf der andern Seite eine ganz in sich abgeschlossene Bevölkerungsklasse, die, in einen engen Interessenkreis gebannt, für das Verständnis der modernen Zeitfragen unzugänglich, allen Neuerungen abhold und zäh an das Alte und Hergebrachte sich klammernd, eine schwer zu erschütternde Phalanx gegen allen gesunden Fortschritt bildet. Sogar die moderne Technik und Wissenschaft mit ihren großen auf die Landwirtschaft anwendbaren Verbesserungen bleiben dem Parzellenbauer ein Buch mit sieben Siegeln; er selbst hat nicht die Mittel, sich diese Verbesserungen zu Nuze zu machen und sie auf genossenschaftlichem Wege zu erlangen, dazu ist er zu indolent. Was sich auf dem Lande an Genossenschaften organisirt hat, ist im Verhältnis zum Ganzen sehr gering*). Der Bauer weiß, daß sein Großvater nach jenem System gewirtschaftet hat, das zur Zeit Karls des Großen eingeführt wurde, und das ist für ihn oft Grund genug, neuere Systeme zu verwerfen.

Wenn es in Baden so aussieht, wie mag es in den an Natur ärmeren und weniger fruchtbaren Teilen Deutschlands aussehen! Leider fehlt eine zuverlässige Statistik; vielleicht gibt die von der badischen Regierung vorgenommene Erhebung den Anlaß dazu, daß man sich auch anderwärts entschließt, einmal zu erforschen, unter welchen Verhältnissen die ländliche Bevölkerung lebt.

*) In Schleswig-Holstein haben die Genossenschafts-Molkereien einen ziemlichen Umfang angenommen. Sie führen zum Teil ihre Produkte nach entfernten Gegenden aus. Ihr Einfluß auf die Situation der Landwirtschaft im ganzen ist indessen kaum bemerkbar.

Zweierlei Perpetuum mobile.

Unterhaltungen zur Aufklärung. Von Ingenieur **P. Köhler.**

I.

Hauptsächlich Schuster, bankerotte Kaufleute und pensionirte Offiziere sind nach Julius Zöllner berufen resp. verurteilt, an der Lösung des Problems einer ewig gehenden Maschine zu arbeiten. Aus eigener Erfahrung kann ich jedoch versichern, daß die „Fachmänner“ des Perpetuum mobile sich am allerwenigsten aus den Zirkeln der Bankrotteure und Pensionäre rekrutiren; ich fand die stillen Schwärmer für die ewige Bewegung nirgends zahlreicher als im werktätigen Volke vertreten. Vor allem sind es die Gewerke der Mechaniker, Maschinenbauer, Schlosser, Tischler und Drechsler, auch wohl der Uhrmacher, Gelb- und Zinngießer, unter deren Mitgliedern, und zwar vorzüglich den gedankenvollsten und strebsamsten, die Idee der ewig währenden Maschine leicht Wurzel faßt. Es rührt das einfach her von der Verwandtschaft des fraglichen Problems mit den zahlreichen Fragen der Matematik, Mechanik und Physik, welche den Angehörigen der genannten Berufskreise bei ihren Arbeiten sehr oft, ich möchte sagen täglich aufstoßen. Wären unsere Volksschulen, wie sie sein sollten und erhielte die Jugend statt des Gemisches von eingeprügeltem trockenen Wissen und dem vorgeschriebenen Ballast in erster Linie den Unterricht der ungeschmälerten Naturwissenschaften und was dazu gehört in fesselndem, durch Experimente illustrirten Vortrage, so würde unter anderem auch der unfruchtbare Glaube an die unaufhörliche Bewegung von Eisen und Messing aus dem Volke so spurlos verschwinden, daß die Maschinen-Ingenieure von Beruf in dieser Beziehung nichts mehr im voraus haben würden.

Was man eigentlich unter einem Perpetuum mobile zu verstehen hat? Die bereits gelegentlich gegebenen Uebersezungen der lateinischen Bezeichnung erläutern das Ding freilich noch nicht vollständig, sondern geben nur Andeutungen, daß dasselbe teils etwas mit Maschinerie, teils mit der Ewigkeit zu tun habe. Das erschöpfende Verständnis kommt erst mit Beispielen. Also:

Ein Perpetuum mobile ist eine metallene Kugel, welche auf einem gleichfalls metallenen Teller unaufhörlich im Kreise herumrollt und zu diesem Zweck sich selbst nach jedem Umlaufe mittels von ihrem eigenen Gewicht bewirkter momentaner Schiefstellung oder Schwankung des Tellers einen neuen Anstoß erteilt. Ein Perpetuum mobile ist ein Schwungrad, welches ursprünglich von Menschen- oder anderer Kraft in „schnelle“ Umdrehung versezt, durch seinen eigenen Schwung mit Hülfe von Hebelwirkungen eine Spiralfeder spannt oder aufzieht, die nach jeder Auslösung das Rad in neuen Schwung versezt. Ein Perpetuum mobile ist eine Dampfmaschine, welche — nach dem ernsten Vorschlage Dr. W. F. A. Zimmermanns*) — die zum Betrieb nötigen Dämpfe im Dampfkessel durch Reibung erzeugt. Im Dampfkessel befindet sich ein Rohr mit enganschließendem Kolben; lezterer wird von der Dampfmaschine aus in Umdrehung erhalten und die dabei entstehende Reibungshize liefert nach Aufhören des Feuers ununterbrochen den Betriebsdampf.

Ein Perpetuum mobile ist auch eine Wasserrad, welches seine Kraft dazu verwendet, das unten abfließende Wasser durch Anwendung von „kraftersparenden“ hydraulischen Druckvorrichtungen, Winden 2c. immer wieder nach oben zu heben, welche Einrichtung die Aufstellung von Wasserrädern auch dort gestattet, wo gar kein fließendes Wasser vorhanden ist. Auch ein magnetoelekterisches Perpetuum mobile ist anzuführen: Eine dynamoelektrische Maschine (der Generator) wird zu anfang des ewigen Laufes von irgend einem Motor in Umdrehung versezt; der dadurch in der Maschine erzeugte Strom wird nach einer daneben stehenden zweiten dynamo-elektrischen Maschine (dem Rezeptor) geführt, die jezt als Elektromotor ihre Kraft darauf verbraucht, die erste stromerzeugende Maschine, vielleicht mit Hülfe geeigneter Uebersezungen (Räder oder Riemenwerke) in der einmal erteilten Umdrehung zu erhalten. Das klassische Beispiel bleibt aber die Uhr, welche sich selbst immer wieder aufzieht.

Hinsichtlich des Perpetuum mobile scheiden sich die Menschen, soweit sie diesem Begriff nicht gänzlich unbekannt gegenüber stehen, in zwei grundverschiedene Parteien: die Partei der

*) Siehe dessen „Handbuch der Physik“, 2. Bd., S. 274. (Berlin, Gustav Hempel, 1857.)

Mechaniker — damit bezeichne ich diejenigen, welche Mechanik studirt haben und zu denen unter anderen die praktischen Maschinen-Ingenieure gehören — und die Partei der Nichtmechaniker*). Während die erstere Partei, um bei dieser Bezeichnung zu bleiben, vollständig von der Unmöglichkeit eines irdischen Werkes, das ewig von selbst umläuft, überzeugt ist und sich grundsätzlich nicht mit der Erfindung eines solchen befaßt, steckt die andere tief in der Ungewißheit, zweifelt und hofft, und hält die Sache noch gar nicht für so ausgemacht. Zudem sind einzelne Auserwählte aus den Reihen dieser Partei permanent, Tag und Nacht nämlich, an der Arbeit, den Konstruktionsprinzipien des Perpetuum mobile auf die Spur zu kommen. Ich schäze die Anzahl dieser Auserwählten in Deutschland allein auf tausende. Vielfach ist der Beweggrund zu jenen Bestrebungen der, durch eine möglichst unerhörte Erfindung mit einem Schlage steinreich zu werden. So steht es z. B. in diesem Augenblick mit einem Fabrikanten meines Wohnorts, der noch vor kurzem hinter verschlossenen Türen mit einem Schlosser an der Lösung des Problems arbeitete, um mit einem Werke gedachter Art seinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen.

Wie man auf den Gedanken geraten konnte, eine Maschine verfertigen zu können, die von selbst, aus eigener Kraft, ohne Unterbrechung bis an das Ende der Tage läuft, ist verschieden zu erklären. Mit der Einführung der Räderuhren im 14., 15. und 16. Jahrhundert**) war eine Veranlassung für allgemeinere Verbreitung perpetuum-mobilistischer Ideen gegeben. Die ersten Räderuhren wurden, wie noch heute die meisten stationären Uhren von Gewichten betrieben. Der noch nie gesehene stunden- und tagelange Lauf, die regelmäßige Bewegung eines solchen Uhrwerks, der Ausschlag des rastlosen Perpendikels entzückte offene, empfängliche Naturen, wie jetzt noch die Kinder vielfach beim ersten Erwachen der Reflexion eine Uhr mit höchstem Interesse betrachten. Ich kannte einen Knaben, der buchstäblich stundenlang still und aufmerksam dem Fortrücken der Zeiger und dem Gang des Räderwerks einer von den Eltern neuangeschafften Wanduhr zuschauen konnte. Auch unseren Voreltern vor vierhundert Jahren mochte die regelmäßige, selbständige Bewegung der neuen Zeitmesser unerhört und wunderbar genug vorgekommen sein. Aber dem europäischen Menschen wird das Neue mit der Zeit alt und das Unerhörte, Wunderbare natürlich und „selbstverständlich", und es entsteht das Bedürfnis nach weiteren Neuheiten und Wundern. Die Idee, der Glaube an noch unbekannte, verborgene Neuheiten und Wunder ist stets im Gefolge eingetretener Entdeckungen und Erfindungen gewesen. Das Sinnen und Grübeln über vollkommen selbständige, sozusagen lebendige Mechanismen wurde zum guten Teil durch die Räderuhren erweckt.

Während ein Teil der alten Mechaniker bestrebt war, die Uhren als Zeitmesser praktisch zu vervollkommnen, ein anderer Teil diese Werke, besonders die Turmuhren — man denke an die Uhr des Straßburger Münsters — mit allerlei beweglichem Beiwerk umdichtete, eine dritte Gruppe sich auf die Konstruktion von Spielereien, Automaten mit Uhrwerken: tanzenden, schreibenden, gestikulirenden Menschen, laufenden und bellenden Hunden, schwimmenden Enten u. dgl. verlegte, machte sich eine vierte Richtung an die Erfindung von Uhrwerken, die gar nicht aufgezogen zu werden brauchen, und die Herstellung einer ewig gehenden Maschine wurde zur Lebensaufgabe, zur „fixen Idee" so manchen strebsamen Meisters der alten Uhrmacherei.

Man glaubte — und glaubt noch heute — an geheimnisvolle, noch unbekannte Kombinationen von Mechanismen oder noch unentdeckte Mechanismen selbst, die wirksamer und wunderbarer als Hebel, Differenzialrad und Schraube die Bedingungen für Krafterhaltung und Kraftvermehrung in sich tragen, ähnlich wie in vergangenen Jahrhunderten Gelehrte und Einfältige an die Möglichkeit glaubten, die Zusammensezung des Goldes aus gemeinen Stoffen entdecken zu können.

Eine Ursache anderer Art, eine immer wiederkehrende und wirksame, so lange es ununterrichtete Menschen geben wird, ist in den fehlerhaften, oberflächlichen Vorstellungen zu suchen, die sich Handwerker und andere von dem Wesen und der Wirkungsweise der sogenannten einfachen Maschine bilden. Mit Hebel, Differenzialrad und Schraube meint man alles machen, Bewegung von Maschinenteilen kostenlos unterhalten, wirkliche motorische Kräfte ersezen zu können. Man weiß, daß z. B. mit einem Hebel oder mit differenziellen Räderwerken geringe Kräfte beliebig in sehr große oder umgekehrt geringe Geschwindigkeiten in große verwandelt werden können, wie der Hebebaum, das Brecheisen, die Winde, die Nähmaschine u. s. w. zeigen. Daraus schließt man fälschlich auf die beliebige Vermehrung und Vergrößerung der Kraftwirkungen überhaupt. Dort steht ein Drechsler an seiner Drehbank. Mit ein paar Fußtritten erhält er das Tretrad derselben in bedeutendem Schwunge. Er sinnt und sinnt, wie er die paar Fußtritte, die das Rad für die Fortsezung der Drehung braucht, durch einen Hebelmechanismus besorgen lassen kann, der seinerseits den Antrieb von dem offenbar sehr kräftigen Schwunge des Rades empfängt. Nicht, wie man glauben könnte, um dann damit die Drehbank zu treiben — so weit versteigt sich seine Hoffnung noch nicht — nein, vorläufig denkt er nur an die einfache Andauer der Radbewegung. Später, wenn dieses erreicht und erfunden ist, kann man es ja durch „Verbesserungen" vielleicht so weit bringen, daß noch etwas getrieben werden kann. So wie diesem intelligenten Drechsler oder ähnlich ist hunderten und tausenden die Versuchung, das große „Problem" durch gründliches Nachdenken zu lösen, nahegetreten.

Dagegen verhalten sich, wie schon berührt, die Techniker dem Perpetuum mobile gegenüber durchaus ablehnend, und zwar drückt sich diese negirende Stellung nicht etwa durch hin und her erscheinende kritische Abhandlungen in technischen Zeitschriften, woselbst alljährlich wohl hunderttausend Fragen aus allen Gebieten des Faches diskutirt werden, oder durch sonstige Erörterungen in spezifisch technischen Kreisen aus, sondern sie drückt sich einfach dadurch aus, daß unser Gegenstand im Ernst gar nicht mehr erwähnt wird. In einem längeren Gutachten des Amerikaners Haseltine, welches die englische Regierung bei ihren Untersuchungen über die Frage der Reform des Erfindungspatentwesens im Jahre 1872 mit eingefordert hatte, heißt es z. B.: „Eine Patentsteuer von fünf Pfund Sterling ist hinreichend, zahlbar zwei Pfund Sterling bei der Einreichung des Gesuches und drei Pfund Sterling bei der Patenterteilung; außerdem kann alle drei Jahre eine Taxe von fünf Pfund Sterling erhoben werden; dadurch werden unsinnige (insensate) Patente, wie z. B. auf Perpetuum mobile aus der Welt geschafft."

Angesichts dieser Stellung der berufensten Kreise und der Tatsache, daß schon viele hoffnungsvolle Existenzen über den schnarrenden und rollenden Mysterien des Perpetuum mobile zu Grunde gegangen oder schwer geschädigt worden sind, wird es zweckmäßig sein, auf die wissenschaftliche Seite der Frage etwas tiefer einzugehen.

Zweierlei Wege gibt es für die Erkenntnis des Tatsächlichen: die unmittelbare Empirie, d. h. die Ueberzeugung durch Augenschein und durch die Sinne überhaupt und: die logische Verwendung und Verwertung von erfahrenen Tatsachen. Man bezeichnet gewöhnlich den ersteren Weg als den der Praxis, die praktische Erkenntnis, und den anderen als den teoretischen, spekulativen Weg, als Teorie; doch sind im Grunde genommen beide Wege praktisch, denn beide beruhen auf der Erfahrung. Teorie ist nichts weiter, als systematische, geordnete, vernünftige Praxis, geordnete Verwertung und Anwendung der Erfahrung, wogegen alle Arbeit ohne Teorie nur planlose Vergeudung von Zeit und Arbeit darstellt.

Auf jedem dieser Wege gelangt die Menschheit schließlich

*) Es gibt nämlich Mechaniker, welche keine Mechaniker sind, d. h. die keine Ahnung von der Wissenschaft der Mechanik haben.

**) Nach einigen Schriftstellern sind die Räderuhren von dem Italiener Pacificus von Verona um das Jahr 850, nach anderen von den Sarazenen erfunden, von denen sie die Kreuzfahrer nach Europa gebracht haben.

zur Erkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse, aber der Weg der reinen, der unmittelbaren Praxis ist langwieriger als der andere. Dagegen ist die Teorie vortrefflich geeignet, den Prozeß der Erkenntnis beträchtlich zu beschleunigen und abzukürzen. Praktisch ist die Erkenntnis der gesammten Tierwelt, die Erkenntnis der Urmenschen, die Erkenntnis der Ungebildeten; praktisch z. B. die Erkenntnis, daß Hunger der beste Koch ist. Auf praktischer Erkenntnis, d. h. auf Erfahrung unmittelbar beruht zum großen Teil die Entwicklung zum besseren in der Welt der geistig wenig entwickelten Organismen. Aber erst in der teoretischen Erkenntnis erwuchs der Menschheit die kraftvollste Helferin bei der Entwicklung, nachdem die Sprache und Schrift entstanden und erfunden war, weshalb heute in der Zeit der billigen Gedanken- und Nachrichtenverbreitung das Menschengeschlecht in fünfzig Jahren dem schließlichen Ziele rascher zugeschritten ist, als unsere Urahnen in zehn Jahrtausenden.

Unsern Gegenstand betreffend schreiten die Mechaniker, Uhrmacher, Drechsler, Maschinenbauer, soweit sie von dem Glauben an die Möglichkeit ewig gehender Mechanismen beseelt sind, auf dem Wege der rein praktischen Erkenntnis: sie überzeugen sich schließlich wohl oder übel von der Wahrheit, daß kein Mechanismus von selbst ewig läuft, und zwar durch die Nuzlosigkeit aller Anstrengungen, die sie selbst oder andere in dieser Beziehung gemacht haben. Allerdings hat es Leute von fabelhafter Ausdauer und, sozusagen, geringem wissenschaftlichen Mutterwiz gegeben, welche ihr ganzes Leben lang nicht überzeugt worden sind, doch hat dieser musterhafte Glaube dennoch nichts zur Herbeiführung des ersehnten Resultates beigetragen. Ich will an dieser Stelle nur konstatiren, daß es bis heute auf dem ganzen Erdballe noch kein Perpetuum mobile gibt.

Vom Standpunkte des Praktikers ist es nun noch kein zureichender Beweis für die Unmöglichkeit eines perpetuellen Werkes, wenn es bis dato noch kein solches gibt — man sieht, wie ungeheuer langwierig der Prozeß der praktischen Erkenntnis ist — aber was die Erfahrung und die Anstrengungen von Jahrhunderten noch nicht zurgenüge bewiesen haben, das beweist die Teorie in einigen Säzen. Wenn der Herr Geheimrat Goethe noch lebte, so würde ich mirs zum Vergnügen machen, ihn darauf hinzuweisen, daß sein Saz von der „grauen" Teorie*) doch nicht von so allgemein giltiger Wahrheit ist, als er vielleicht selbst geglaubt hat. Ich würde beweisen, daß unter Umständen die Teorie sehr frisch, grün und jugendkräftig sein kann, während die Praxis des Lebens oft vor aschgrauer Altersschwäche zu schwachsinnig geworden ist, um überhaupt noch etwas leisten zu können.

Die Zeitlichkeit der Bewegung eines sich selbst überlassenen Werkes ist zunächst begründet in der Tatsache, daß die Geschwindigkeit bewegter Körper nie von selbst **größer** werden kann, als sie schon ist, mag die Bewegung um eine Axe, wie beim Schwungrad, oder geradlinig vor sich gehen. Würde auf eine abgeschossene Kanonenkugel nicht die Schwere und der Luftwiderstand wirken, so würde dieselbe mit ewig gleichbleibender Geschwindigkeit in gerader Linie durch den Weltraum fliegen, wobei wir natürlich auch voraussezen müssen, daß dieser Raum absolut leer und von andern Weltkörpern nicht besezt sei. Wir nennen in der Mechanik die aller Materie zugehörige Eigenschaft, irgend einen Zustand der Ruhe, der langsamen oder schnellen Bewegung unverändert beizubehalten, so lange keine Ursachen für eine Aenderung dieses Zustandes vorhanden sind, die Trägheit oder das Beharrungsvermögen, eine Eigenschaft, welche gleichsam das Fundament aller Ursächlichkeit darstellt, und es besagt der Saz von der Trägheit nichts weiter, als daß ein Klumpen Stoff sich niemals willkürlich, ohne Ursach da- oder dorthin, schnell oder langsam fortbewegen, oder aus Ruhe in Bewegung oder umgekehrt übergehen kann, sondern daß dazu stets eine Ursache erforderlich ist. Die Ursachen, welche dagegen die genannten Zustandsveränderungen veranlassen können, heißen wir im allgemeinen Kräfte.

Es besteht ferner das wichtige Faktum in der Körperwelt, daß die fortbewegende, beschleunigende Wirksamkeit der Kräfte, wo eine solche stattfindet, in allen Fällen nur eine zeitweise und begrenzte ist, während die bewegungverzögernden und hemmenden Ursachen von selbst eine ununterbrochene, vom ersten Moment einer jeden Bewegung bis zu Ende andauernde Tätigkeit entfalten und außerdem zu Zeiten mit überwiegender Stärke auftreten. Bei einem vom Turme herabfallenden Steine wirkt zwar die Schwere vom ersten Moment der Bewegung bis zum lezten; allein der Widerstand des Erdbodens ist so übermächtig, daß die Fallbewegung notwendig ihr Ende erreicht. Uebrigens kann für unsern Zweck jede Fallbewegung, welche in gewöhnlicher Weise durch Auftreffen des Körpers auf dem Erdboden ihr Ende erreicht, als eine unvollendet gebliebene Bewegung betrachtet werden. Befände sich im Erdboden ein großes Loch, ein Schacht, welcher mitten durch den Erdball bis zu den Pflanzungen der Antipoden reichte, so würde der Stein, in diesen Schacht fallend, doch im Mittelpunkt der Erde, also mitten im Schachte und zwar durch die Schwere selbst, zur Ruhe kommen, nachdem er sich noch eine Weile pendelartig durch den Mittelpunkt (Schwerpunkt) der Erde auf und nieder geschwungen haben würde. So sehen wir, daß die Schwere z. B. in jedem Sinne nur eine begrenzte oder zeitweise Wirkung als Ursache von Bewegung ausüben kann, daß dieselbe Schwere umgekehrt zulezt dauernd in Bewegungswiderstand umschlägt.

Mit allen übrigen Kräften verhält sichs ebenso, sobald sie sich an der Fortbewegung und der Beschleunigung der Bewegung eines Körpers versuchen. Ich muß es dem Leser überlassen, sich von der Richtigkeit dieses Sazes durch die Betrachtung aller hie in Frage kommenden einzelnen Ursachen, welche Bewegung oder Beschleunigung veranlassen können, zu überzeugen.

Eine verzögernde und jeder Bewegung feindliche Ursache ist u. a. die Reibung. Diese ist ein Widerstand, der unter allen Umständen entsteht, wo zwei Stoffe mit ihren Oberflächen aneinander gleiten; er wirkt stets dem Gleiten entgegen und hört in seiner Wirksamkeit nicht eher auf, als bis das Gleiten der Oberflächen zu Ende ist. Und da in jedem maschinellen Werke an den verschiedensten Stellen ein Gleiten von Oberflächen stattfindet, so wirkt also auch jederzeit der Bewegung einer Maschine die Reibung entgegen.

Die Reibung läßt sich nicht beseitigen. Keine Fläche ist absolut glatt. Die bestpolirte Metallfläche zeigt unter dem Mikroskop Erhöhungen und Vertiefungen und wird stets solche zeigen, schon deshalb, weil alle Stoffe porös sind. Bei einem Uebereinandergleiten stoßen die beiderseitigen kleinen Erhöhungen gegen einander und die Bewegung nimmt nur dann ihren Fortgang, wenn die Erhöhungen abgestoßen (abgeschliffen) oder über einander weg gehoben werden, und darum verursacht jedes Gleiten ein Geräusch, das Reibegeräusch. Es könnte auch durch die feinste Politur und die allergrößte Dichtheit des Materials nichts gewonnen werden; denn sowie zwei Körper in einer genügenden Anzahl von Punkten sich berühren, entsteht der Widerstand der Adhäsion, der bis zu einer Verschmelzung der Flächen auf kaltem Wege sich steigern und dann nur mit sehr großer Kraft bewältigt werden kann. Der Maschinenbauer bezeichnet diese bei allen feinpolirten Flächen hin und wieder eintretende Verschmelzung als „Ausfressen": Die Welle hat in ihrem Lager, der Schieber der Dampfmaschine auf dem Schieberspiegel „gefressen".

---

*) Grau, Freund; ist alle Teorie, doch grün des Lebens goldner Baum. (Mephisto im „Faust".) Der Verfasser.

Unser Herr Mitarbeiter hat nicht erkannt, weshalb der Herr Geheimrat Goethe diese Worte keinem andern in den Mund gelegt hat, als dem Mephisto, der, um den Schüler irre zu führen, Wahres und Falsches diabolisch gemengt zum Besten gibt. Das Ziel, nach dem er strebt, hat Mephisto in dem Eingangsmonologe zu dieser Szene deutlich genug gesagt:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, —
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich dich schon unbedingt.

Der Herr Geheimrat Goethe ist denn auch so ziemlich der lezte, der des Hinweises auf die Bedeutung der Teorie bedurfte. D. Red.

Der Geburtstagskuchen. Gemälde von Gustav Igler.

iner Photographie von Franz Hanfstängl in München. (Seite 338.

Das einzige Mittel, die Reibung genügend polirter Flächen zu vermindern, ist die Schmierung. Durch die Schmiere werden die Vertiefungen einigermaßen ausgefüllt, wodurch auch die verschiedenartigen Widerstände dieser Erhöhungen in ihrer Wirkung abgeschwächt werden. Könnte man zwischen reibende Flächen so dicke Schichten von Schmiere bringen, daß gar keine Berührung der Oberflächen mehr stattfände, so wäre wohl die Reibung vergleichsweise viel geringer, doch nicht ganz beseitigt; denn selbst auf den schmierenden Flüssigkeiten ist ein Bewegungswiderstand vorhanden.

Was soll nun wohl aus einer Maschine schließlich werden, die in Bewegung versezt ist, diese ihre Bewegung selbst nie vergrößern kann und die einerseits im besten Fall nur eine zeitweise Vergrößerung der Geschwindigkeit durch die Schwere niedergehender Gewichte oder andere Ursachen erfährt, dabei andererseits dem Einfluß des durch nichts, außer durch das Ende der Bewegung selbst unterbrochenen Widerstandes der Reibung unterworfen ist? Gar nichts anderes, als ein stillstehender Haufen Metall! Die unbedingte Ueberlegenheit der Mißstände hinsichtlich der Wirkungsdauer führt notwendig zu diesem Resultat. Es muß einleuchten, daß auch alle kunstvollen Einrichtungen im Innern der Maschine, die verschiedenen Hebel, Räder, Federn, Gewichte, Kugeln und Wellen nichts an dem Resultat ändern können, wenn das Mißverhältnis zwischen den aktiv wirksamen Kräften — die nur zeitweise und endlich wirken — und den Widerständen — welche stets von Anfang bis zu Ende des Laufes tätig sind — nicht aufgehoben oder abgeändert werden kann.

Das einfachste Beispiel, wie das komplizirteste, zeigt diese Wahrheit. Ein Stück Eis, welches wir über die spiegelglatte Fläche eines gefrorenen Sees mit Kraft dahinschleudern, kommt früher oder später zur Ruhe, obgleich hier die Reibung die zwischen festen Körpern denkbar geringste ist. Ebenso ergeht es allen hin und wieder auftauchenden und in den Zeitungen verkündigten Wunderwerken: eines Tages ist das Schauspiel zu Ende.

Es erübrigt noch, auf die Rolle der einfachen Maschinen oder der Maschinenelemente (Hebel, Differenzialrad, Schraube 2c.), welche diese bei der Frage des Perpetuum mobile spielen, einen Blick zu werfen. Es ist wahr, ein herabgehendes Gewicht kann eine Maschine treiben und mit Hilfe von Hebeln oder Räderwerken ein anderes, sogar größeres Gewicht (oder eine Feder) für den nachfolgenden Betrieb aufziehen, das bei seiner Auslösung auch eine größere Kraft ausüben kann, als das zuerst arbeitende Gewicht. Aber in dem Maße, als die Kraft (resp. der Zug nach unten), welche von dem arbeitenden Gewicht für den Aufzug verwendet wird, geringer ist, als die, welche das neu aufgezogene Gewicht in seiner Schwere repräsentirt, in demselben Maße ist auch die erreichte Höhe (Fallhöhe) geringer, als die vom treibenden Gewicht bei seinem Betrieb zurückgelegte Höhe — und die Arbeit, die eigentliche Leistung, welche das aufgezogene Gewicht nachher liefern kann, wird niemals größer sein, als die, welche das erste Gewicht liefert und ebenso gut, ja noch besser unmittelbar für den Betrieb der Maschine verwenden kann.

Man kennt nämlich in der Mechanik ein Gesez, die sogenannte goldene Regel der Mechanik, welches lautet: Was an Kraft gewonnen wird, geht am Wege oder an der Zeit verloren. Zu allen Zeiten, an allen Orten, mit allen nur denkbaren Maschinenelementen probirt, hat sich dieses Gesez als unumstößlich bewährt. Daraus geht hervor, daß man durch alle Mechanismen eigentlich überhaupt nichts an mechanischer Arbeit (einem Produkt von Kraft, Zeit und Geschwindigkeit) gewinnen kann. Durch Hebel, Schraube, Differenzialrad, schiefe Ebene 2c. kann man nur an Kraft gewinnen, wo übrige Zeit, oder an Zeit gewinnen, wo überflüssige Kraft vorhanden ist, das ist alles.

Auf unser leztes Beispiel angewandt, ist es also eine ganz nuzlose Einrichtung, durch den Schwung eines Rades oder den Niedergang eines Betriebsgewichtes eine andere Kraftquelle durch Aufziehen eines andern Gewichtes erzeugen zu lassen, denn diese Kraftquelle ist hinsichtlich der Zeitdauer der von ihr unterhaltenen Bewegung gewisser Maschinenteile nicht wirksamer, als die erste Betriebsquelle, welche das Gewicht aufzog. Am schließlichen Schicksal des Werkes ändert also die Art und Zahl der Mechanismen nichts; dieses ist vielmehr ausschließlich durch das vorhin dargelegte Mißverhältnis besiegelt.

Das Gesagte gilt überhaupt für alle maschinellen Vorrichtungen, deren Bewegung darauf verwendet wird, neue Kraftquellen, Spannungen 2c. für den späteren Betrieb zu erzeugen. Eine gespannte Feder, ein elektrischer Kraftsammler, ein Schwungrad, eine komprimirte Luftmasse, emporgehobenes Wasser, durch Reibung erzeugte Hize kann auf keine Weise mehr mechanische Arbeit leisten, als zur Spannung der Feder, zur Ladung des elektrischen Kraftsammlers, zur Bewegung des Schwungrades, zur Pressung der Luft, zum Emporheben des Wassers, zur Erzeugung der Reibungshize an mechanischer Arbeit vorher aufgewendet wurde. Warum das so ist? Auf diese Frage gibt es keine eigentliche Antwort. Begnügen wir uns für heute damit, zu wissen: es ist so. Es sind Erfahrungen, systematisch aufgesuchte Tatsachen, die keiner weiteren Erklärung im gewöhnlichen Sinne unterzogen werden können. Auch das Gesez von der Unveränderlichkeit der Energie im Weltall (Gesez der Erhaltung von Kraft und Bewegung) bietet keine Erklärung für jene Tatsachen, sondern ist umgekehrt nur eine Ableitung davon. Hier ist einer der Punkte, wo sich auch die Teorie auf die Erfahrung stüzt.

Hängen wir einen Körper an einem Faden auf, so haben wir alle „Probleme“, mit denen der Konstrukteur des Perpetuum mobile zu rechnen hat, in der einfachsten Form bei einander, und wir können an diesem Beispiel die vorgetragenen Säze kurz rekapituliren. Wir geben dem Körper einen Stoß, und in diesem Moment beginnt das bekannte Pendelspiel. Wenn der Körper auf dem höchsten Punkt seines Ausschlags angekommen ist, fällt er mit stets sich vermehrender Geschwindigkeit wieder abwärts. Der dadurch entstandene Schwung treibt den Körper jezt nach der andern Seite bis zu einem gewissen Höhepunkte wieder hinauf. Der Schwung verbraucht sich also dazu, eine neue Fallhöhe für den Körper zu gewinnen, von wo alsdann ein zweiter Abschwung seinen Anfang nimmt. Wenn wir dabei bemerken, daß die Höhepunkte fortwährend niedriger werden, so finden wir den Saz bestätigt, daß durch den Umsaz von Niedergang einer Masse in Fallhöhe mindestens nichts gewonnen wird, weil nicht einmal der erste Ausgangspunkt wieder erreicht wird. Wir können ferner sehen, daß, während die aktiv tätigen Kräfte (hier die Schwere) nur zeitweise (beim Niedergang) wirken, die Reibung an der Aufhängung des Fadens und der Luftwiderstand unausgesezt daran sind, die Bewegung zu beseitigen.

Man kann Mechanismen herstellen, die auf Grund der natürlichen Geseze sehr lange wackeln, klappern oder ticken — je nachdem — und die den Unwissenden als ewig sich bewegende Werke „aufgebunden“ werden können, wie es tatsächlich vorgekommen ist. Eine Taschenuhr, auf geeignete Weise von einem Gewicht von 100 Kilogramm betrieben, welches 10 Meter tief niedergehen kann, würde ungefähr 10 Jahre laufen. Zehn Jahre! Eine lange Zeit — aber die Ewigkeit ist bekanntlich länger.

Aus der Franzosenzeit.

Erzählung von Franz Lehmann.

Eines Tages, ich war damals dreizehn Jahre alt, saß ich in der Stube meines Großvaters diesem gegenüber und bemühte mich, einige Rechenaufgaben zu lösen, die er mir gestellt hatte, um meinen Schulkenntnissen auf den Zahn zu fühlen.

Da trat der Briefträger mit seinem langen, kanariengelben Rocke, wir hatten in unserem Ländchen königlich sächsische Post, ins Zimmer und brachte meinem Großvater einen Brief, der mit vielen Stempeln bedeckt und mit zwei fremden Marken beklebt war.

„Aus Bor—de—auks!“ sagte der alte Junker, den Abgangsstempel buchstabirend.

„Ah, aus Bordeaux, vom Sohn meiner verstorbenen Schwester Luise,“ rief mein Großvater freudig aus, dem Briefträger statt des pflichtmäßigen Dreiers ein Zweigroschenstück zuschiebend, während er zugleich durch eine Handbewegung andeutete, daß er nichts heraushaben wollte. „Es ist doch schön von den fernen Verwandten, daß sie manchmal an mich alten Mann denken.“

„War ein hübsches Mädchen, die Luise; habe sie wohlgekannt und kann mich noch recht gut auf die große Hochzeit entsinnen, die hier gefeiert wurde, ehe sie mit dem Franzosen so weit fortzog. Ich war gerade vierzehn Jahre alt,“ sagte der Briefträger, indem er freudig schmunzelnd das Zweigroschenstück einsteckte. „Gehorsamer Diener, Herr Hofapoteker.“

„Adieu Junker.“

„Großvater, wie kam es denn nur, daß sich die Tante Luise so weit fort verheiratet hat?“ frug ich, nachdem der Briefträger gegangen war, in der stillen Hoffnung, von dem vermaledeiten Rechnen, mit dem ich unter allen Wissenschaften auf dem gespanntesten Fuße stand, loszukommen, wenn ich den strengen Revisor zum Erzählen brächte; denn ich wußte, daß mein Großvater gern von seinen Erlebnissen und vergangenen Zeiten berichtete.

Doch heut hatte ich entschieden einen unglücklichen Tag.

„Das ging gar merkwürdig zu, und um es dir zu erzählen, brauche ich längere Zeit,“ meinte mein Großvater, „aber wenn du deine Aufgaben richtig lösest und dich dann noch eine Stunde lang im Schönschreiben geübt hast, sollst du es in der Dämmerstunde erfahren und dann auch zum Abendbrot gebackene Klöße bei mir essen.“

Resignirt fügte ich mich in das Unvermeidliche, durch die Aussicht auf die Erzählung des Großvaters und auf die gebackenen Klöße einigermaßen über den Verlust der Spielzeit getröstet. Endlich waren die Aufgaben gelöst und in der Kalligraphie das Mögliche geleistet; ich eilte heim, um meinen Eltern zu melden, daß ich zum Abendessen nicht nach Hause kommen würde, und als die untergehende Sonne ihr rötliches Licht über die Stadt ausgoß, saß ich auf dem kleinen hartgepolsterten Kanapee neben meinem Großvater und wartete mit Ungeduld auf die versprochene Geschichte.

„Das Jahr 1806,“ begann er endlich, „war ein verhängnisvoller Zeitabschnitt für Deutschland, es brachte uns eins der schlimmsten Uebel im Völkerleben, den Krieg. Napoleon, nicht zufrieden mit seinen Erfolgen in Italien und Oesterreich, hatte seine begehrlichen Augen auf Deutschland geworfen, und bald war ein Vorwand zum Beginn der Feindseligkeiten gefunden.

Es hieß, die Franzosen beabsichtigten über den Thüringer Wald in Norddeutschland einzudringen und Preußen bereite sich vor, ihnen den Weg durch das Saaltal zu verlegen. Die Gerüchte erfüllten uns mit banger Sorge, denn wenn sie sich bewahrheiteten, konnte leicht unsere Gegend zum Schauplaz des Kampfes werden; ich hatte vor fünf Jahren das Schlachtfeld von Hohenlinden kurz nach der Schlacht besucht und noch graute mir, wenn ich an den Anblick zurückdachte, den die zerstörten Ortschaften und zertretenen Felder boten. Aber auch wenn uns nicht das Schlimmste bevorstand, mußten wir, falls unsere Truppen zurückgeschlagen wurden, von der Willkür und Plünderungssucht der Sieger alles fürchten, und deshalb sahen wir uns bei Zeiten nach einem sicheren Versteck für unsere Wertsachen um.

Du kennst doch die Kammer, die im obersten Stockwerk des Hauses nach dem Hofe zu liegt und die wir die Altanstube nennen, weil sich früher ein Altan unter dem Fenster hinzog.

Dieses einfenstrige Kämmerchen war mein Schlafzimmer, und ich hatte es mir so abenteuerlich wie möglich aufgepuzt. Früher war es üblich gewesen, die Apoteken mit allerhand fremdartigen Tier- und Pflanzengebilden und ähnlichem Hokuspokus auszustatten, und als mein Vater diese hier übernahm, hatte er eine Menge solches Zeug vorgefunden. Er hatte den ganzen unheimlichen Krimskrams entfernt und in die Rumpelkammer verbannt; aber als ich nach vollendeten Studien auf seinen Wunsch nach Hause zurückkehrte, um ihn als Provisor zu unterstüzen, hatte ich es mir nicht nehmen lassen, die früheren Schaustücke aus ihrem Winkel hervorzuholen und meine Stube damit zu dekoriren, troz des Widerspruchs meiner Mutter und Schwestern.

In der einen Ecke am Fenster, meinem Bette gegenüber, stand ein wohlpräparirtes menschliches Gerippe, über dem Bett hing an der Decke ein ausgestopftes, drei Fuß langes, junges Krokodil, daneben wiegte sich mit ausgebreiteten Flossen ein getrockneter fliegender Fisch und über dem Fenster war ein mächtiger Uhu an die Wand genagelt. Zwei wie kleine Luftballons aufgeblasene Stachelfische, ein sogenannter Basilisk in Spiritus und mehrere sonderbare Pflanzenpräparate vollendeten die eigentümliche Ausstattung. Es war kein Wunder, daß die Frauenzimmer behaupteten, es grusele ihnen vor der Stube, und sie nach Einbruch der Dämmerung nicht wagten, dieselbe zu betreten.

Damals zog sich eine dicke Feueresse, die später weggerissen wurde, durch das Zimmer; sie stieg rechts neben der Tür empor und blieb noch anderthalb Fuß von den beiden Wänden entfernt, welche die Ecke bildeten, in der sie stand. Dieser Zwischenraum war ein Gegenstand immerwährender Klagen meiner Mutter gewesen, denn hier ließ sich den Spinnweben und dem Staub nur schwer beikommen, und um dem ein Ende zu machen, hatte mein Vater die Kluft auf beiden Seiten mit Backsteinen zusezen und das ganze Zimmer frisch übertünchen lassen, so daß von dem Raum zwischen der Esse und der Wand nichts mehr zu bemerken war.

Diesen verborgenen Winkel hielten wir für das sicherste Pläzchen im Hause. und beschlossen, unser wertvolles Eigentum hierher zu verstecken.

Unser Silberzeug, sämmtliche Schmucksachen und eine nicht unbedeutende Summe baares Geld, welche mein Vater erst vor kurzem als das Erbteil meiner Mutter empfangen hatte, wurden in einen festen Sack eingenäht; mein Vater und ich gingen auf den Boden über der Altanstube, rissen dort einige Dielen auf und brachen neben der Esse eine Oeffnung in den Fußboden, so daß wir von hier aus zu dem Versteck gelangen konnten, ohne die Vermauerung in meiner Kammer beschädigen zu müssen. Der Sack mit seinem kostbaren Inhalt wurde hinuntergelassen, mein Vater warf einen Haufen alter zerrissener Säcke darüber, und dann verschlossen wir das Loch mit den herausgenommenen Brettern und Balkenstücken wieder so sorgfältig, daß es niemand der Stelle ansehen konnte, welche Veränderung hier vorgegangen war. Zum Ueberfluß ließen wir auch noch in den nächsten Tagen einige Klaftern Brennholz, welches eben gespalten wurde, dort aufschichten, und nun hielten wir unsern Schaz für genügend gesichert.

Noch früher als wir erwarteten, sollten wir erfahren, daß wir nicht umsonst besorgt gewesen waren. Es war am 11. Oktober 1806, die lezten Flüchtlinge von der Tags vorher bei

Saalfeld geschlagenen Avantgarde des preußischen Heeres waren auf dem Wege nach Jena weiter gezogen und eine fast unheimliche Stille lagerte nach dem kriegerischen Lärm der lezten Tage über der Stadt. Endlich hörten wir gegen Mittag Pferdegetrappel, französische Husaren sprengten, den Säbel oder die gespannte Pistole in der Faust, durch die Straßen; erst einzelne, dann immer stärkere Trupps, zulezt ein ganzes Regiment. Diesen folgten zwei Bataillone Infanterie mit klingendem Spiel und dann sechs Kanonen nebst einer Menge Wagen; aber alle diese Truppen marschirten durch das Jenaische Tor wieder hinaus und lagerten sich mit anderen, die an der Stadt vorbeigezogen waren, bei der großen Linde, die eine Viertelstunde von hier an der Chaussee nach Jena liegt; die Chaussee war damals noch nicht gebaut.

Wir hofften schon von Einquartirung verschont zu bleiben, da erscholl von neuem vom oberen Tor her Militärmusik, ein Regiment Voltigeurs kam die Roßgasse herunter; aber anstatt, wie die andern, durch die Salzgasse weiter zu ziehen, schwenkten sie auf den Markt ein und stellten sich dort auf; der ganze Plaz war voll Soldaten. Nicht lange darauf lösten sich die Reihen, und die Franzosen verteilten sich in die Straßen und Häuser. Auf das unsrige kamen drei Mann zu, ein Korporal und zwei Gemeine.

Ich eilte vor die Tür und begrüßte die ungebetenen Gäste höflich auf französisch. Der Korporal, ein kräftig gebauter junger Mann von mittlerer Statur, mit schwarzem Schnurbart und einem Paar blizender dunkler Augen in dem intelligenten Gesicht, war sichtlich erfreut, einen Quartiergeber zu finden, mit dem er sich in seiner Muttersprache unterhalten konnte und erwiderte meinen Gruß freundlich. Ich kann sagen, der Mann gewann auf den ersten Blick mein Vertrauen; um so weniger aber gefielen mir die beiden Gemeinen, die ein paar rechte Galgenphysiognomien zur Schau trugen. Doch ließ ich mir davon natürlich nichts merken, sondern führte die Soldaten durch die Offizin und die Treppe hinauf, in diese Stube.

Auf Anordnung meines Vaters hatte meine Mutter bereits einige Flaschen Wein, Weißbrod, Wurst und Schinken auf den runden Tisch gestellt, den du noch hier siehst, denn durch gute Beköstigung hofften wir am ersten die Feinde uns günstig stimmen zu können, und die Franzosen ließen sich auch nicht lange nötigen, den Lebensmitteln zuzusprechen.

Während sie aßen, unterhielt ich mich mit ihnen, und erfuhr dabei, daß der Korporal Charles Morin hieß und aus Vichy, einem kleinen Städtchen dicht bei Bordeaux gebürtig war. Sein Vater besaß dort ein Landgut, und Charles war nur infolge der Konskription und gezwungen Soldat geworden; doch hatte er sich gut in das Kriegsleben gefunden und war vor dreiviertel Jahren, nach der Schlacht bei Austerliz, zum Korporal avancirt. Die Gemeinen waren alte Troupiers und standen schon lange unter den Fahnen.

Der Korporal hatte eben den lezten Bissen eingenommen, als ein Soldat eintrat und ihm den Befehl seines Kapitäns brachte, sofort zu diesem zu kommen.

„O weh," wendete er sich an mich, „ich muß Sie verlassen, so gern ich auch noch länger in der Gesellschaft eines so liebenswürdigen Wirtes geweilt hätte. Aber ich weiß schon, was der Befehl zu bedeuten hat, ich werde als Ordonnanz zu den vor der Stadt liegenden Truppen gehen müssen; und da unser Regiment jedenfalls bald zu diesen stoßen wird, werden wir uns wohl nicht wieder sehen."

Auch mir tat es leid, daß der Unteroffizier sobald wieder fort mußte, doch gegen die Ordre ließ sich nichts tun, und so schieden wir im besten Einvernehmen.

Morin war kaum die Treppe hinunter, als sich das Benehmen der beiden Soldaten plözlich änderte. Sie hatten bisher ruhig auf ihren Stühlen gesessen und ihre kurzen Pfeifen geraucht. Jezt verlangten sie herrisch mehr Wein, und als ich ihrem Wunsche nachkam, hatten sie bald zwei weitere Flaschen geleert; auch Braten wollten sie haben, und als ich erklärte, daß wir keinen solchen im Hause hätten, fluchten sie lästerlich, und der eine warf eine leere Weinflasche nach mir, daß dieselbe an der Wand in tausend Scherben zersprang; hätte er mich getroffen, so wäre ich wohl ernstlich verlezt worden. Sie fluchten und schimpften in einem fort, und um so heftiger, je mehr ihnen der Wein in die Köpfe stieg. Nichts konnten wir ihnen recht machen, und nichts war ihnen gut genug.

Endlich sprangen sie auf und frugen, ob wir Waffen im Hause verborgen hätten. Als ich dies verneinte, meinten sie, sie wollten selbst nachsehen, und fingen an die Schränke und Kommoden in der Stube zu durchsuchen. Da sie weder Waffen noch sonstiges fanden, was sie hätten mitnehmen können, und auch in den anstoßenden Räumlichkeiten kein anderes Resultat erreichten, stiegen sie in das oberste Stockwerk hinauf.

Ich wollte ihnen folgen, doch trieben sie mich mit dem Bajonet zurück, und als ich ihnen erwiderte, daß ich ihnen nur die Türen öffnen wolle, wies der eine lachend auf den Kolben seines Gewehres. „Das sei sein Kapitalschlüssel," sagte er.

Ich verstand den Doppelsinn des Wortes „Kapitalschlüssel" recht wohl, so gut, wie ich keinen Augenblick darüber in Zweifel gewesen war, daß das Suchen weniger versteckten Waffen, als unserm Gelde galt. Angstvoll lauschend standen wir alle an den untern Stufen der nach oben führenden Treppe. Wir hörten, wie eine Tür nach der andern unter den Kolbenschlägen und Fußtritten der Plünderer zusammenbrach, wie sie die Möbel aufrissen oder zerschlugen, und deren Inhalt umherstreuten, und jedesmal, wenn sie wieder über der den Vorsaal schritten, fluchten sie lauter und heftiger.

Endlich kamen sie auch an meine Kammer, es war der lezte Raum, den sie zu durchsuchen hatten. Ich hörte sie einen Ruf des Erstaunens ausrufen.

„Eine wahre Menagerie!" rief der eine.

„Sprich lieber, eine Hexenküche", sagte der andere.

Dann hörte ich, wie der Deckel meines Koffers aufkrachte, und die übermütigen Franzosen meine Raritäten kurz und klein schlugen.

„Sacré mort de dieu!" rief einer wieder nach einer Pause, „auch hier nichts gefunden; ich glaube, in dem ganzen Nest ist nicht soviel Geld, daß man sich eine Pfeife Tabak dafür kaufen könnte. Komm Jaques, wir wollen noch im Keller suchen, sollen wir uns denn ganz umsonst geplagt haben?"

Ich atmete hoch auf; mochten die Franzosen im Keller unsere Weinflaschen zerschlagen, wenn ihnen das Vergnügen machte, aber unser Geld war gerettet, denn sie hatten nichts von dem Vorhandensein des Versteckes bemerkt. In der Freude meines Herzens eilte ich die Treppe hinauf.

„Kommen Sie, Messieurs, ich will Ihnen den Weg zum Keller zeigen!" rief ich.

„Hallunke, willst du uns noch verspotten?" schrie der, welcher vorhin Jaques genannt worden war, und führte einen Schlag mit dem Kolben nach mir, der mir den Kopf hätte zerschmettern können.

Ich sprang beiseite, und der Hieb traf nur die Wand. Aber ich hatte, um auszuweichen, in die Kammer springen müssen, und wollte nun das Fenster öffnen, um auf den Altan hinunterzuklettern, doch ehe ich mich hinausschwingen konnte, packte mich der zweite Franzose im Genick und drückte mich mit eiserner Faust zu Boden. Er rief seinem Kameraden zu, herbeizukommen, und ich konnte nichts anderes erwarten, als daß beide ihre Wut in brutaler Mißhandlung an mir auslassen würden.

Der andere blieb jedoch neben der Türe stehen, als ob er sich auf etwas besänne, und führte dann noch einen Schlag gegen die Stelle, welche sein Kolben getroffen hatte.

„Wahrhaftig", rief er, „hier klingt es hohl. Allons Bernard, vielleicht finden wir doch noch etwas, was unsere Mühe lohnt!" und hämmerte dabei emsig gegen die Wand.

„Mein Gott, das ist ja nur unsere Feueresse," rief ich, während ich mich vergeblich bemühte, mich frei zu machen. „Sie ruiniren Ihr Gewehr nur unnüzerweise an einem alten Schlot."

Der Franzose warf mir einen spöttischen Blick zu. „Sie sind ja sehr besorgt für die Waffen Ihrer Feinde," erwiderte er, und klopfte weiter. Ein Stein gab nach und stürzte mit dumpfem Gepolter hinter das Gemäuer, mehrere andere folgten, und bald war eine Oeffnung frei, gerade groß genug, daß ein Mensch hindurchkriechen konnte. Zwei Minuten später hielt der Voltigeur den schweren Sack mit unserem Gelde in der Hand.

Der, welcher mich bis jezt festgehalten hatte, ließ mich los und schnitt den Sack mit seinem Seitengewehr auf.

„Ei, mein Freund," wendete er sich beim Anblick der silbernen Löffel und der Geldrollen höhnisch an mich, „Sie haben ja merkwürdige Dinge in dem Raume, den Sie Ihre Feueresse nennen. Gewiß wissen Sie nicht mit diesen Kleinigkeiten umzugehen, da Sie ihnen einen so ungeeigneten Plaz gegeben haben; und um Sie von dieser Verlegenheit zu befreien, wollen wir die Sachen einstweilen in Verwahrung nehmen."

Ich blieb wie erstarrt, keines Wortes mächtig, in meiner zusammengekauerten Stellung; der Schreck hatte alle meine Glieder gelähmt, und ich sah regungslos zu, wie die Kerle sich darüber machten, unser Eigentum zu teilen. — Ein silbernes Geräte, eine Geldrolle, ein Schmuckstück um das andere war schon in die leinenen Brotbeutel gewandert, die sie an der Seite trugen, als meine Mutter und meine beiden Schwestern in die Kammer traten. Ein einziger Blick zeigte ihnen, um was es sich handele, und laut weinend sanken sie vor den Franzosen in die Kniee und flehten, uns doch nicht alles zu nehmen.

Doch hier war nichts von der berühmten französischen Galanterie gegen die Damen zu spüren; die Banditen teilten ruhig weiter.

Der eine hielt einen einfachen Ring in der Hand und schien eben zu überlegen, was er als Aequivalent dafür seinem Kameraden überlassen sollte.

„O laßt mir wenigstens diesen Ring," bat meine achtzehnjährige Schwester Luise, die etwas französisch sprechen konnte, „er hat für euch nur geringen, für mich aber unendlichen Wert, er ist mein einziges Andenken an eine verstorbene, liebe Freundin!"

Der Franzose blickte auf, der Ring war wirklich kaum zwei Taler wer. „Hier, mein schönes Fräulein," sagte er mit einem widrigen Lächeln, Luisen den Ring überreichend. „Doch halt," fuhr er fort, als diese den Reif dankend in ihre Tasche gesteckt hatte, „ganz umsonst überlasse ich Ihnen den Ring nicht; geben Sie mir wenigstens einen Kuß dafür," und streckte mit einem Blick, der mir das Blut in den Adern kochen machte, seinen Arm nach dem Mädchen aus.

„Nie, nie!" rief meine Schwester zurückweichend, „lieber gebe ich den Ring zurück."

„Keineswegs, mein Kind," spöttelte der Franzose, „der Handel ist einmal geschlossen, und ich verlange mein Recht!" Dabei bog er sich vor und hatte mit raschem Griff Luise um die Taille gefaßt. Doch als er sein schmuziges, gelbliches, von einem struppigen Barte umrahmtes Gesicht dem Luisens näherte, stieß sie ihn mit Aufbietung ihrer ganzen Kraft vor die Brust, daß er einen Schritt zurücktaumelte; dabei trat er auf ein Knochenstück von dem zerschlagenen Gerippe, der Knochen rollte, und der Franzose stürzte seiner ganzen Länge nach rücklings zu Boden, mit dem Kopfe hart auf die Dielen aufschlagend.

„Mille tonneres!" fluchte er, sich mühsam wieder erhebend. „Wer hätte das von der kleinen Kanaille gedacht. Aber warte nur, mein Täubchen, du sollst mich dafür entschädigen, jezt bin ich nicht mehr mit einem Kuß zufrieden!"

Die meteorologische Beobachtungsstation auf dem Säntis in der Schweiz: **Das Anemometer.**

Luise hatte durch den heftigen Stoß beinahe selbst das Gleichgewicht verloren, und ehe sie entfliehen konnte, hatte er sie von neuem gepackt und bemühte sich jezt, das sich vergeblich sträubende Mädchen nach der gegenüberliegenden Stube zu drängen.

Eine namenlose Wut ergriff mich, und alles vergessend, stürzte ich auf den Franzosen, ihn von Luisen losreißend und gegen die Wand schleudernd. Im nächsten Augenblick aber schmetterte mich ein Kolbenschlag nieder, und in halber Betäubung blieb ich auf den Dielen liegen; ich sah und hörte wohl wie durch einen Schleier alles, was um mich vorging, konnte aber kein Glied bewegen. Ich sah, wie der Franzose sich Luisens wieder bemächtigte und meine jüngere Schwester

Hannchen roh zurückstieß, während meine Mutter sich über mich warf und das Blut zu stillen suchte, welches mir über die Stirne floß.

Mein Vater hatte das Schreien der Frauen in der Offizin gehört und kam die Treppe heraufgestürzt; aber kaum hatte er die Kammer betreten, da drückte ihn der andere Franzose in eine Ecke und sezte ihm die Spize seines Bajonetes auf die Brust, mit der Drohung, sofort zuzustoßen, wenn mein Vater sich zu rühren wage. — Es war eine entsezliche Lage; meine Schwester in den Händen des Buben, unser Vermögen geraubt, und ich mußte das alles ruhig mit ansehen. Ich versuchte die Augen zu schließen, um das Schreckliche nicht mehr schauen zu müssen, aber auch das gelang mir nicht, ich hatte völlig die Herrschaft über meine Nerven verloren. (Schluß folgt.)

Das Innere der Erde.

Eine Auseinandersezung über den gegenwärtigen Stand einiger Fragen der Wissenschaft.

Von **Bruno Geiser.**

„Das würde grade solche kolossale Ignoranz zeigen, als wenn jemand bestritte, daß das Innere des Erdkörpers sich in feuerflüssigem Zustande befindet", — so hörte ich vor wenigen Jahren einen, wie seine Freunde versicherten, hochgebildeten Mann, einen Juristen seines Zeichens, sprechen.

Der Jurist stritt sich mit einem katolischen Teologen über die Schöpfung der Welt; und er war offenbar fest überzeugt, mit dem wiedergegebenen Saze einen nicht zu überstechenden Trumpf ausgespielt zu haben wider die Zweifel des Teologen an der Vertrauenswürdigkeit der mit juristischer Spizfindigkeit und Meinungsdreistigkeit ausgespielten „wissenschaftlichen" Gründe.

Er hatte sich nicht getäuscht, — der Teologe wurde ziemlich kleinlaut und wagte zwar noch, es in Frage zu ziehen, ob die Darstellung der Weltschöpfungs- oder richtiger Planetenentstehungsgeschichte, wie sie der Jurist gegeben, wirklich ganz so zweifellos sei, als die „Tatsache" der Feuerflüssigkeit des Erdinnern, riskirte aber wohlweislich nicht gegen diese leztere modern-wissenschaftliche Anschauung selbst den leisesten Zweifel geltend zu machen.

Wohlweislich! sage ich mit Bedacht, denn die Meinung, daß das Erdinnere feuerflüssig sei, steht für alle die, welche als Moderngebildete anerkannt sein wollen, durchaus fest, sie ist keine mehr oder minder beweisunterstüzte Hypotese, nein, sie wird als Dogma angesehen, ausgesprochen und verbreitet.

Ja, aber die moderne Wissenschaft kennt doch keine Dogmen! werden mir manche der freundlichen Leser, zur Vorsicht mahnend, zuzurufen geneigt sein.

Und sie haben ganz recht: die moderne Wissenschaft kennt keine Dogmen, sie darf keine in ihrem Machtbereiche dulden, denn das Dogma enthält einen feststehenden Lehrsaz, der geglaubt werden muß, indes die moderne Wissenschaft sich eben dadurch vor der Religion und der Scholastik auszeichnet, daß sie sich und alles, was sie umfaßt, als ein mit der Erweiterung der menschlichen Erkenntnis und der Schärfung und der Entwicklung des menschlichen Verstandes selbst nicht nur Erweiterndes, sondern auch Fortschreitendes, Sichentwickelndes, bis zu einer gewissen, nicht abzusehenden Höhe geistig Erhebendes gibt.

Also die moderne Wissenschaft nicht, dagegen von den modernen Gelehrten gar manche und von den Gebildeten unserer Tage weitaus die meisten halten an Dogmen fest, klammern sich an diesen oder jenen Saz unserer Wissenschaften an, insbesondere unserer Naturwissenschaften, wie an unzerstörbare, unübertrefflich-vollendete, felsenfest gegründete Säulen menschlicher Erkenntnis!

Um diese Behauptung zu beweisen, darf nur an das erinnert werden, was die gebildete Welt unter dem Darwinismus zu verstehen, oder richtiger nicht zu verstehen pflegt.

Wage 'mal Einer in „gebildeter" Gesellschaft Zweifel zu äußern an irgend etwas, was als darwinistische Wissenschaft auftritt! Er wird unfehlbar wie ein Böotier behandelt werden, wie ein Mensch, dessen Gedankengang zu folgen, dessen Gründe zu hören, für einen wahrhaft naturwissenschaftlich Erleuchteten unverantwortliche Torheit wäre, — mit dem zu diskutiren genau so unfruchtbar wäre, wie wenn sich ein hochzivilisirter Europäer mit einem Hottentotten in eine akademische Unterhaltung über Spektralanalyse einlassen möchte.

Und man würde sicher selbst dann auf vornehmes Achselzucken stoßen, wenn man den Buchstabengläubigen des Darwinismus auseinandersezen wollte, daß dieser bestenfalls doch nichts anderes sein kann, als eine Stufe unserer Erkenntnis, die zweifelsohne von anderen Erkenntnisstufen, auf welche sich die Wissenschaft der Zukunft schwingen wird, überragt werden muß, ganz abgesehen davon, daß der mit vollem Recht sogenannte Darwinismus, nämlich die Selektionsteorie, d. i. die Hypotese der natürlichen Zuchtwahl auch von den hervorragendsten Darwinianern nur als Hypotese erklärt wird, als ein mit gutem Fug geistreich und scharfsinnig genannter Erklärungs**versuch** für die Entstehung der Arten der Lebewesen, und im Grunde nicht mehr ist als **einer** der Schlüssel zu einem mit vielen grundverschiedenen Schlössern verwahrten Gebäude.

Der Darwinismus ist nicht das einzige Dogma des modernen Bildungsphilisters. Der „Materialismus" ist ein anderes, der „Ateismus" ein drittes.

Wenn es darauf ankäme, könnte ich, ohne lange nachzusinnen, etliche Duzend solcher Dogmen aufzählen, jedenfalls erklecklich mehr, als der köhlergläubigste Christ als unumstößliche Grundsäze seiner Religion in seinem dürftig möblirten Hirnkasten durch die Gedankenwüste seines Daseins schleppt.

„Heiliger Büchner, dieser Mensch da ist weder Materialist noch Ateist, — kreuzigt ihn, Gesinnungsgenossen des Radikalismus und Nihilismus, steinigt den Verräter!"

Schrecklich aber wahr: weder Materialist noch Ateist!

„Er ist geständig, — also Teist und Idealist, Spiritualist, Spiritist, Anhänger, Sklave des Bestehenden, des Vergangenen, der Geistesnacht, ein verkappter Feind der Zukunft und des Lichts, — — schauderhaft, — laßt ihn nicht mehr zu Worte kommen, er verführt uns das Volk, Knebel her, daß wir ihm den Mund stopfen, während wir mit ihm kurzen Prozeß machen — —"

Gemach, ihr Herren, ihr, die ihr euch fühlt und anerkannt wissen wollt als berufene Vertreter vorurteilsloser Gerechtigkeit werdet doch nicht verurteilen ohne den Beschuldigten zu hören, werdet doch nicht morden, anstatt zu richten!?

Ja noch mehr: ihr, die ihr nur Dank der aus dem Boden des modernen Kulturfortschritts erwachsenen Toleranz der Vertreter des Bestehenden, der Anhänger des Vergangenen neue, wie ihr selbst meint, grundstürzend radikale Gedanken laut aussprechen dürft, — ihr werdet doch nicht jezt die roheste, blutigste Intoleranz zur Schuzwehr eurer zukunftssicheren, siegesmächtigen Welt- und Lebensanschauung machen wollen?

Nun — und wenn ihr wolltet, hier, wo **diese** Zeilen ans Licht der Oeffentlichkeit treten, herrscht unbeschnittene, absolute Meinungsfreiheit, hier darf jeder, sei er, **wer** er mag, sprechen frei von Herz und Hirne weg, und hier wird nur eines nicht geduldet: die Unduldsamkeit.

Und da mich nun die Einleitung zu meinem Tema zufällig auf Materialismus und Ateismus geführt hat, so will ich darüber klipp und klar meine Meinung sagen, um dann das von meinem Tema speziell berührte Bildungsdogma ein wenig näher zu beleuchten.

Der volksbekannteste Prophet des Materialismus ist Ludwig

Büchner, der Verfasser des in Palast und Hütte gelesenen, auf allen Kanzeln und Katedern wieder und immer wieder genannten, in die Hölle verdammten oder in alle Himmel erhobenen Werkes „Kraft und Stoff“.

Dieses weltberühmte Buch liegt seit vorigem Jahre der Welt in fünfzehnter, „vollständig umgearbeiteter“ Auflage vor und enthält über Materialisten und Materialismus einen sehr interessanten Abschnitt.

Es heißt dort:

„Die Materialisten — obgleich diese seit dem Erscheinen dieser Schrift gewissermaßen landläufig gewordene und bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit an den Haaren herbeigezogene Bezeichnung gar nicht oder sehr schlecht auf die Verfechter jener Lehre paßt, welche Stoff, Kraft und Geist nicht als etwas Getrenntes, sondern nur als verschiedene Seiten oder verschiedene Ausdrucks- oder Erscheinungsweise desselben Ur- oder Grundprinzips betrachtet — werden von ihren zahllosen Gegnern mit einer großen Menge von Beschuldigungen oder Anschuldigungen überhäuft, unter welchen der Vorwurf der (geistigen oder moralischen) Roheit eine Hauptrolle spielt. Sie können sich darüber mit dem Beispiel des großen griechischen Philosophen Anaxagoras trösten, welcher mit einer für seine Zeit wunderbaren Naturkenntnis oder Voraussicht die Sonne nicht für einen Gott, sondern für einen feurigen Klumpen, für eine glühende Steinmasse erklärt hatte und Athen deshalb verlassen mußte. Sein großer Zeitgenosse, der spiritualistische Philosoph Sokrates, nannte ihn dieser Teorien halber einen „rohen Menschen“ — eine Bezeichnung, welche, wenn begründet, heutzutage auf die ganze gebildete Menschheit angewandt werden müßte.

„Uebrigens muß der ganze, immer noch fortgeführte Streit zwischen Materialismus und Spiritualismus, noch mehr aber derjenige zwischen Materialismus und Idealismus demjenigen als sinnlos und grundlos erscheinen, der einmal zu der Erkenntnis der Unhaltbarkeit der dabei immer zugrunde liegenden dualistischen Vorstellungen durchgedrungen ist. Alle bisherigen philosophischen Systeme sind fast ohne Ausnahme mehr oder weniger dualistisch gewesen, d. h. sie haben eine bestimmte Trennung gemacht zwischen Stoff und Kraft, Materie und Form, Sein und Werden, Bewegung und Beweger, Natur und Geist, Welt und Gott, Leib und Seele, Erde und Himmel, Tod und Leben, Zeit und Ewigkeit, Endlichem und Unendlichem und haben alle diese Dinge oder Begriffe mehr oder weniger einander gegenübergestellt oder als Gegensäze behandelt — während die Wissenschaft der Neuzeit gezeigt hat, daß jene Gegensäzlichkeit nicht besteht, und daß die Trennung nur in Gedanken angenommen werden kann. Es gibt keinen Stoff ohne Kraft, aber auch keine Kraft ohne Stoff; keinen Geist ohne Materie, aber auch keine Materie ohne Geist; keine Natur ohne Ordnung, aber auch keine Ordnung ohne Natur; keine Erde ohne Himmel, aber auch keinen Himmel ohne Erde. Es gibt keine Zeit ohne Ewigkeit, aber auch keine Ewigkeit ohne Zeit. Es gibt kein Endliches ohne Unendliches, aber auch kein Unendliches ohne Endliches.

Natur ist weder Kern noch Schale,
Alles ist sie mit einemmale. (Goethe.)

Die Wissenschaft ist weder idealistisch oder spiritualistisch, noch materialistisch, sondern einfach natürlich; sie sucht überall Tatsachen und deren vernünftigen Zusammenhang zu erkennen, ohne dabei von vorherein einem bestimmten System in dieser oder jener Richtung zu huldigen. Systeme können überhaupt nie die ganze, sondern immer nur die halbe Wahrheit enthalten und stecken der Forschung gewisse feststehende Ziele, welche diese in ihrem unaufhaltsamen Voranschreiten jeden Augenblick zu überschreiten genötigt ist oder genötigt sein kann. Die ‚Wissenschaft sollte weder Neigungen noch Ueberzeugungen besizen;‘ sagt Goethe, ‚Wahrheit sei ihr einziges Ziel‘“ *).

Und über das Prinzip des Materialismus sagt ein anderer Philosoph, der darum nicht weniger Fachmann und Sachverständiger ist, weil er sich, etwas seltsam, gerne als Lohgerber bezeichnet, nämlich Dietzgen:

„Darin ist das materialische Prinzip unzureichend, daß es den Unterschied zwischen dem Besonderen und Allgemeinen nicht anerkennt, das Individuelle dem Generellen gleichstellt. Es will die quantitative Ueberlegenheit, die übersichtliche Genialität des Geistes über die körperliche Sinnenwelt nicht zugestehen. Der Idealismus anderseits vergißt über dem quantitativen Unterschied die qualitative Einheit. Er ist überschwenglich, macht die relative Trennung zu einer absoluten.

„Der Widerspruch beider Parteien dreht sich um das mißverstandene Verhältnis unserer Vernunft zu ihrem gegebenen Objekt oder Material. Der Idealist sieht die Quelle der Erkenntnis in der Vernunft allein, der Materialist in der sinnlich gegebenen Welt. Zur Vermittlung des Widerspruchs bedarf es nur der Einsicht in die gegenseitige Bedingung dieser beiden Erkenntnisquellen. Der Idealismus sieht nur die Verschiedenheit, der Materialismus nur die Einheit von Körper und Geist, Erscheinung und Wesen, Inhalt und Form, Stoff und Kraft, Sinnlichem und Sittlichem — alles Unterschiede, welche in dem einen Unterschied des Besonderen und Allgemeinen ihre gemeinschaftliche Gattung finden*).“

Und so klar und scharf wie überhaupt möglich, durchaus den Nagel auf den Kopf treffend, tut den Streit zwischen Materialismus und Idealismus und damit Materialismus und Idealismus selbst ab, Johann Jacoby in folgendem:**)

„Kann nach alledem über den wahren Wert des Materialismus und Idealismus noch ein Zweifel stattfinden? Der Materialist läßt nur den Körper (das Ding), der Idealist nur den Geist (das Ich) gelten; jener hält das Materielle für die allein wirkliche Welt, das Ideelle für bloße Erscheinungsform, Aeußerung oder Eigenschaft der Materie; dieser dagegen legt eine wirkliche Existenz nur allein dem Ideellen bei, sezt das Materielle zu einer blos eingebildeten Vorstellung, zu einer bloßen Traum- und Schattenwelt herab. Beide sind in gleicher Weise Ontologen; sie operiren mit abgezogenen Begriffen, ohne sich über die genetische Entstehung, über die vage und dehnbare Natur derselben Rechenschaft abzulegen; leere Worte und eingebildete Vorstellungen dienen ihnen als Dinge und Tatsachen; sie haben daher ein leichtes Spiel, aber keinerlei Frucht und Gewinn dabei. Materialist und Idealist betrachten ein und dieselbe Sache, aber jeder von einer andern Seite, und zwar jeder immer nur von seiner Seite, so daß er einzig und allein die ihm gegenüberliegende Seite der Sache gewahr werden kann. Notwendig müssen sie daher uneins sein, und der Streit zwischen ihnen kann nie enden. Jeder hat von seinem Standpunkt aus Recht, und jeder hat zugleich — vom Standpunkt des andern aus, also auch in den Augen des andern — Unrecht. Versöhnen könnten sie sich nur dann, wenn sie den Standpunkt wechselten und nach einander die Sache von beiden Seiten — und zwar mit gleich gewissenhafter Aufmerksamkeit — betrachteten, d. h. mit andern Worten — wenn sie aufhörten, Materialist und Idealist zu sein. Nicht die betrachtete Sache ist die Schuld an der „absoluten Unverträglichkeit“ des Materialismus und Idealismus, sondern die beiden gemeinsame — Einseitigkeit der Betrachtungsweise. —

„Das bisherige bezieht sich auf den konsequenten, entschiedenen Materialismus und Idealismus. Wir müssen aber hierbei eingedenk bleiben, daß selbst der konsequenteste und entschiedenste Anhänger des einen wie des andern Systems nicht imstande ist, in seinem Denken Körper und Geist vollkommen zu trennen, d. h. die wirkliche Einheit des betrachteten Gegenstandes auch nur momentan begrifflich aufzuheben, oder mittelst Abstraktion vollständig zu entzweien. Streng genommen, ist es ihm unmöglich, die Sache einzig und allein von der einen

*) Kraft und Stoff, 15. Aufl. 1883. Nr. 75 ff.

*) Dietzgen, Wesen der menschlichen Kopfarbeit, S. 79 u. 80.
**) Jacoby, Materialismus und Idealismus, in der Zeitschrift „Die Wage,“ 1876, Nr. 35, S. 548 ff.

Seite zu betrachten mit völligem Ausschluß der andern Seite; troz seines Bemühens, davon abzusehen, wird dennoch stets auch diese andere Seite ihr Recht geltend machen und wider seinen Willen sich ihm aufdrängen. Nur deshalb, weil er den eigenen Denkprozeß nicht nach Gebühr prüft, entgeht ihm der Einfluß, der von der andern Seite her auf ihn ausgeübt wird, — nur deshalb, weil er sich dieser Einwirkung nicht bewußt ist, gibt er sich der Selbsttäuschung hin, zu glauben, er habe die beabsichtigte Abstraktion und mithin auch die begriffliche Scheidung vollständig ausgeführt. — Man sieht also, daß — im strengsten Wortsinne genommen — es eigentlich einen konsequenten, entschiedenen Materialismus und Idealismus gar nicht geben kann. Es handelt sich nicht um ein starres Entweder-oder, sondern immer nur um ein Mehr oder Minder, — nämlich darum, ob die eine oder die andere Seite des betrachteten Gegenstandes, ob die sogenannten körperlichen oder die sogenannten geistigen Erscheinungen mehr unser Augenmerk auf sich ziehen und daher mehr und stärker in unser Bewußtsein treten. Die Bezeichnungen Materialismus und Idealismus sind demzufolge äußerst schwankend und vieldeutig, und zwar in demselben Maße schwankend, als es verschiedene Abstufungen in der Stärke unserer Aufmerksamkeit und in der Deutlichkeit unseres Bewußtseins gibt. Daß durch diese Vieldeutigkeit der erwähnten Ausdrücke mannichfaches Mißverstehen, endlose Verwirrung und unnüzer Streit entsteht, ist sehr natürlich; ingleicherweise leuchtet nunmehr ein, weshalb (wie Fichte richtig bemerkt) die Wahl des einen oder des andern Systems lediglich davon abhängt, was für ein Mensch der Wählende ist, — ob derselbe sich nämlich — seiner Karaktereigentümlichkeit und seinem Bildungsgrade nach — mehr den sog. geistigen oder den sog. materiellen Tatsachen zuwendet, auf diese oder auf jene ein größeres Gewicht legt. Im Leben wie in der Wissenschaft begegnen uns überall dergleichen mehr oder minder entschiedene, mehr oder minder konsequente Spielarten materialistischer und idealistischer Auffassung. Der wahre, sich klar bewußte Denker hingegen wird die Einseitigkeit beider Auffassungen durchschauen und daher weder ausschließlich dem Materialismus noch ausschließlich dem Idealismus huldigen; er wird lediglich die unteilbare Einheit des betrachteten Gegenstandes festhaltend und selbst bei der minutiösesten Detailforschung nie ganz aus den Augen lassend — die spekulative Trennung in Materie und Geist für das erkennen, was sie wirklich ist, für bloße Illusion und Selbsttäuschung; er wird demnach den ganzen Steit zwischen Materialismus und Idealismus als einen leeren Wortstreit von sich abweisen."

Den Ausführungen Jakobys habe ich an dieser Stelle wenig hinzuzufügen. Nur kurz will ich auf den idealen Zusammenhang hindeuten, welcher den Materialismus mit dem Liberalismus verknüpft: Der Liberalismus ist die Politik, der Materialismus die Philosophie unserer grob materiell gesinnten Bourgeoisie.

Und so kann denn wahrer Freisinnigkeit und konsequentem, vorurteilsfreien, furchtlosen Denken der eine so wenig wie der andere genügen, muß der eine so sehr wie der andere als Ausfluß und Beweis geistiger Beschränktheit erscheinen.

Was wird nun aber der Inhalt einer Philosophie sein müssen, welche sich von der materialistischen wie von der idealistischen Beschränktheit gleich frei hält, wird man fragen.

Nun, die Antwort gibt eigentlich schon die Kritik der beiden philosophischen Anschauungsweisen: diese gleich hoch über beiden stehende, allein der Höhe unserer wissenschaftlichen Errungenschaften entsprechende Philosophie wird die materielle wie die ideelle Seite der Erscheinungen in gleicher Weise zu berücksichtigen, die Art, wie das materielle mit dem ideellen Moment zusammenhängt, beziehentlich wie sich das eine vom anderen unterscheidet, wie das eine und das andere wirksam ist, wie weit diese Wirksamkeit reicht und wodurch sie bedingt wird, zu untersuchen haben, und zwar mit all den Mitteln, welche alle Wissenschaften, insbesondere die Naturwissenschaften, solchen Untersuchungen in immer reicherem Maße in die Hand geben.

Damit ist freilich keine neue Aufgabe für die Philosophie formulirt; im Gegenteil: es ist das die alte, aber ewig junge Aufgabe, jedoch gereinigt von den Schlacken, womit sie die philosophischen Systeme, gleichviel welchen Namens, umgeben haben.

Dieser lezteren Tage sind — dem Genius der Kulturmenschheit sei Dank! gegenwärtig wohl vorüber.

Nicht die Philosophie ist mit dem Hegelschen absoluten Idealismus zu Grabe getragen worden, — wie vorzugsweise ehemalige Hegelianern, — das Kind mit dem Bade ausschüttend — behauptet haben, — sondern die philosophischen Systeme sind unmöglich geworden, als das raffinirteste, das je ausgeklügelt worden ist, elend in Scherben ging.

Indes der Materialismus eine besondere Art philosophischer Beschränktheit darstellt, ist der Ateismus der Inbegriff totaler Gedankenlosigkeit.

Während jener die Philosophie der Bourgeoisie ist, soweit bei derselben von Philosophie die Rede ist, kann dieser nicht besser, wie etwa als die Religion der Weinreisenden gewürdigt werden und nebenbei sehr vieler anderer Leute, welche das Bedürfnis fühlen, ungeheuer gebildet und freisinnig zu erscheinen, aber zu gewissenhaftem Studium und ernstem Nachdenken entweder nicht die Zeit oder nicht die Lust oder endlich nicht die Fähigkeit haben.

So ist denn auch der geistige Inhalt des Ateismus total erschöpft, wenn man ihn in die seinem Wesen in jeder Beziehung entsprechende, geschmackvolle Phrase: „Gott is nich" übersezt.

Unter einer Fahne, welche diese Devise zeigt, könnten sich Papuas mit berliner Universitätsprofessoren, dümmste Buddhisten mit den geistreichsten Panteisten und Materialisten brüderlich zusammenschaaren.

Unglücklicherweise ist der Ateismus, wie er sich nun einmal historisch entwickelt hat und philosophisch zu geben vermag, so stupid, daß er selbst auf die Frage: Welcher Gott is nich? eine einigermaßen befriedigende Antwort schuldig bleibt.

Den alten Griechen gegenüber, welche an der Vielheit ihrer Volksgötter festhielten, waren Anaxagores und Sokrates, welche nicht die Gottheit, sondern die Götter leugneten, Ateisten; ebenso wie die Leugner der heiligen Dreieinigkeit, wenn sie auch noch so fest an Gott Vater glaubten, für strenggläubige Christen mit Recht als Ateisten, Gottlose, erschienen.

Ob der Mann, der ihm huldigt, blos das Vorhandensein oder die Möglichkeit eines Beweises für die Existenz eines Gottes leugnet, oder ob er sich einbildet, Beweise erbringen zu können gegen das Sein Gottes, verrät der Ateismus nicht, — Ateist ist dieser wie jener.

Bestreitet ein Ateist, daß es einen Gott gebe, wie ihn sich die christliche Religion vorstellt, einen außer- und überweltlichen, unumschränkten Schöpfer und Beherrscher der Welt und ihrer Naturgeseze u. s. w., so ficht er für eine Sache, über welche die Akten wissenschaftlicher Diskussion längst geschlossen sind, worüber heutzutage unter wissenschaftlich gebildeten, ehrlichen Menschen kein Wort des Meinungszwistes mehr erhoben wird; kämpft dagegen ein Ateist wider den Gedanken einer Durchgeistigung oder Allbeseelung der gesammten Weltmaterie, so urteilt er vorlaut und naseweis wie ein Schulbub über eine Frage ab, über welche die Akten der wissenschaftlichen Untersuchung eben erst von neuem eröffnet worden sind, sicher nicht, um in unserem Jahrtausend, vielleicht um für uns Menschen nie geschlossen zu werden.

Und wenn dem auch nicht so wäre, wenn der Ateismus irgend eine klare Behauptung von wissenschaftlicher Bedeutung gäbe, so wäre er doch noch keinen Schuß Pulver wert wegen der Form, in welche er diese Behauptung kleidet — der Form der Negation.

Eine Lehre, die nur begreiflich macht, daß etwas nicht ist, sei es nun ein Gott oder ein Prophet, ein Himmelreich oder ein Erdteil, den man zu entdecken ausgezogen ist, wird in dem Augenblicke für den forschenden Menschengeist schon wertlos, in welchem sie sich als wahr erweist:

„Das und das ist, nicht — gut! — Was aber ist?“ Man kann sich den Ateismus als Portier und Stiefelputzer an der Pforte des Vorhofs vom Tempel unserer Wissenschaften gefallen lassen, — über diese Pforte herein darf aber solch ein hohler Geselle nie und nimmer.

Wer nichts, gar nichts weiter ist, als Ateist, ist ein amens, — ein Narr; wer kein Narr ist und sich dennoch mit seinem Ateismus brüstet, nun der vergrabe sich etliche Jahre tief, recht tief in die Bücher, wo sie am dicksten sind, — in Philosophie und Naturwissenschaften, in Antropologie und Kosmologie, damit er dereinst, wenn er wieder nach seiner Weltanschauung gefragt werden sollte, eine bessere Antwort zu geben vermag, als das öde: Is nich!

(Fortsezung folgt.)

Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart.

Die Pascher.

Rabenschwarze, finstre Nacht!
Hör' den Sturm vom Berge droben
Wild ins Tal herniederkoben, —
Wie es in den Forsten kracht!
Jezt ist's Zeit! Kein Grünrock wacht!
Laßt uns schnell die Ballen teilen,
Hurtig durch die Wälder eilen,
Daß, bevor der Tag erwacht,
Unsre Arbeit sei vollbracht!

Wenn Gefahr auch nicht dabei,
Ist doch Vorsicht nie zum Schaden!
Nehmt die Büchsen drum, geladen,
Auch für Pulver sorgt und Blei!
Ob man auch gesichert sei
Noch so sehr vor Ueberfällen
Tückisch-czechischer Gesellen,
Erst am Ziele sind wir frei
Vor der Schergen Spürerei!

Und es geht hinab, hinauf
Ueber Berge, durch die Tale,
Bei des Monds zerriss'nem Strahle
Schweigend, keuchend zieht der Hauf'.
Und sie sind im raschen Lauf
An der Grenze bald vorüber,
Nur noch schnell ins Tal hinüber
Und gesichert ist der Kauf;
Jeder atmet freudig auf.

Und so geht's seit grauer Zeit!
Mancher wetterharte Alte,
Mancher Jüngling fand im Walde
Jäh den Tod in blut'gem Streit,
Wenn die Grenzwacht lag bereit.
Doch die sturmerprobten, kecken
Pascher kann Gefahr nicht schrecken,
Sie sind vor der Furcht gefeit,
Sterben ohne Laut und Leid.

Nicht der Uebermut, nur Not
Treibt den Armen, kühn zu wagen
Leib und Leben ohne Zagen,
Denn das eiserne Gebot:
„Schaffe deinen Kindern Brot!“
Führt ihn auf des Unrechts Wegen,
Treibt ihn dem Gesez entgegen,
Ob es auch mit Strafen droht;
Er braucht Nahrung, sonst — den Tod.

Linus Jungmann.

Das deutsche Lied in Nordamerika.

Daß die deutsche Instrumentalmusik sich die Welt erobert hat, ist bekannt, wie aber auch das deutsche Lied in der neuen Welt sich eine tonangebende Stellung errungen hat, geht in höchst amüsanter Weise aus einem Briefe hervor, den Dr. Hagen, Professor an dem Cambridge College zu Boston, an Felix Dahn in Königsberg gerichtet hat und der anläßlich einer neuen Auflage des Reichskommersbuches auf die Umwandlung von deutschen Studentenliedern in amerikanische Volkslieder hinweist. Das bemooste Haupt schreibt:

„Oft wenn ich durch die Straßen ging, hörte ich in den Studentenzimmern singen. Wohlbekannte deutsche Lieder mit anderem Text. Keiner hatte eine Idee, woher das Lied stamme. Sonntags Abend ging ich mit meiner Frau an der Episcopal High Church, die im Turm ein Glockenspiel hat, das wie ein Klavier mit langen Stricken gespielt wird, vorbei. Wir blieben stehen, die Hymne zu hören. Es war: ‚Freut Euch des Lebens‘. Ein anderes Lied als Hymne hörte ich in Buffalo. In einer Baptistenkirche hier wird als Hymne ‚Die Wacht am Rhein‘ gesungen, ohne daß den Leuten bekannt ist, wo das Lied herstammt. Eine andere Hymne ist: ‚Im tiefen Keller siz' ich hier‘. Der ‚Landesvater‘ ist auch als Hymne arrangirt. Eine Kantate ‚Esther‘ von Barnaby, einem Amerikaner, ist fast nur aus Studentenlieder zusammengesezt. Auf einem Dampfboote hörten wir singen: ‚O Dannebohm ꝛc.‘ Als ich mich über das alte deutsche Lied freute, wurden die Leute empfindlich und belehrten mich, daß es: ‚Oh Maryland, oh Maryland‘ sei, ein Kriegsmarsch der südlichen Rebellen. Das Nationallied ‚Amerika‘ ist ‚Heil dir im Siegeskranz‘. Professor Lane fragte mich um einen passenden Stoff für ein Lied zu einem Studentenfest oder vielmehr Philisterfest. Ich gab ihm ‚Den schwarzen Walfisch‘ nebst Melodie. Er hatte es gut übersezt und schoß den Vogel ab. Nach einigen Jahren sah ich im Buchladen das Lied gedruckt mit Text ohne weitere Bemerkung, und der Verleger war sehr verblüfft, als ich ihm den Ursprung angab. Er hatte es als echt amerikanisch verlegt. Zu ähnlichem Zwecke und mit gleichem Erfolg hatte ich einem Studenten ‚Grad' aus dem Wirtshaus‘ beigebracht.“

Dr. Hagen teilt hier nichts neues inbezug auf die Verpflanzung deutscher resp. europäischer Melodien auf amerikanischen Boden mit. Hat doch auch eine solche Annexion hinsichtlich des Yankee Doodles stattgefunden. Derselbe ist bekanntlich das Volkslied der Amerikaner. Die Melodie desselben soll von einem Dr. Shackburg komponirt worden sein, der im Jahre 1755, als die Truppen der nördlichen Kolonien nach Albany zum Angriff auf die französischen Posten von Niagara und Frontenak marschirten, dem britischen Heere zugeteilt war. Die Kleidung dieser Rekruten stand in sonderbarem Gegensaz zu der gewöhnlichen Ausstattung der englischen Soldaten und die Musik, nach welcher sie marschirten, war ebenso veraltet und „outrirt“ wie ihre Uniformen. Shackburg, der einige musikalische Kenntnisse besaß, komponirte eine Melodie für die jungen Krieger und sagte ihnen, sie sei eine der berühmtesten im britischen Heere. Zur großen Belustigung der Briten nahmen die Provinzialen das Geschenk an und Yankee-Doodle wurde bei ihnen sehr beliebt. Die Melodie ist indes kein ursprüngliches Werk Schackburgs, es finden sich vielmehr Spuren derselben in England schon zur Zeit Karl I. Während der Regierung seines Sohnes finden wir ein Akkompagnement zu einem Liedchen auf eine damalige bekannte Dame leichter Tugend, das sich als Ammenlied fortgeerbt hat:

„Lucy Locket loss her pocket,
Kitty Fisher found it;
Nothing in it, nothing in it,
But the binding round it.“

Etwas später tritt zum erstenmal der furchtbare Mann Yankee-Doodle auf. Er scheint selbst auf dieser frühen Stufe seiner Laufbahn seinen karakteristischen Zug, allen möglichen Vorteil aus sich selbst zu ziehen, gezeigt zu haben:

„Yankee-Doodle came to town,
Upon a kentish pony;
He stuck a feather in his hat
And called him Macaroni.“

Es ist indes viel wahrscheinlicher, daß der Yankee-Doodle aus Holland stammt. Ein unter den Arbeitern, welche zur Erntezeit aus Deutschland nach den Niederlanden wandern, wo sie für ihre Arbeit so viel Buttermilch, als sie trinken können und einen Zehnten des durch sie eingeheimsten Getreides erhalten, übliches Lied lautet:

„Yankee didel, doodel down,
Didel, doodel lanter,
Yankee viver, voover, vown
Botermilk an Tanther.“

Dr. A. Berghaus (in der „Europa“).

Unsere Illustrationen.

Fahrender Musikant. (S. 321.) „Sie glauben gar nicht, wie angenehm es ist, einer Menge Menschen Dinge vorzusagen, die man selbst nicht glaubt, die aber von ihnen geglaubt und mit offenem Munde angehört werden“, hat einmal ein Missionär gesagt, und wie mancher Kuttenträger denkt wie jener Missionär. Es liegt ein eigener Reiz in jener Sorte von Lügen, die man in Deutschland Aufschneiderei oder Münchhausiade, in Frankreich Gasconnade nennt. Der Aufschneider weidet sich an den buntschillernden Blasen seiner Phantasie wie an dem Effekt, den er auf die Zuhörer macht und der Bewunderung, welche diese ihm zollen, der so merkwürdige Dinge erlebt, beziehungsweise so erstaunliche Taten vollbracht hat. Hang zum Aufschneiden ist ganz besonders den Reisenden eigen (a beau mentir qui vient de loin, „Wer von ferne kommt, kann schön lügen“), denen das Außergewöhnliche, das sie wirklich gesehen haben, nicht genügt, weshalb sie der Phantasie lustig den Zügel schießen lassen, zuerst übertreiben und dann aus dem ff lügen, zumal man ihnen nicht leicht das Gegenteil beweisen kann. Münchhausiaden finden sich schon in den ältesten Literaturwerken, und ich bin geneigt, die Wunder des alten und des neuen Testaments, worüber sich aufgeklärte Teologen zumteil noch jezt die Köpfe zerbrechen und sie bald rationalistisch, bald mytisch auffassen, ganz einfach als biblische Münchhausiaden zu bezeichnen. Wenige mögen wissen, daß auch der Talmud, welcher sonst eine überaus ernste und heilige Miene zur Schau trägt, seine Münchhausiaden enthält. Im Traktat Baba Batra (fol. 73 ff.) erzählt Raba bar Chana u. a. folgende Seeabenteuer. Als wir einmal auf dem Meere waren, sahen wir einen Vogel, der bis zu den Knöcheln im Wasser stand und mit dem Kopf in den Himmel ragte. Wir dachten, hier müsse das Wasser seicht sein und wollten an dieser Stelle baden. Da hörten wir eine Stimme, welche rief: Gehet nicht ins Wasser! Ein Zimmermann ließ an dieser Stelle seine Axt fallen und noch ist sie nicht auf dem Meeresboden angelangt. Ein andermal sah er einen Fisch, der so groß war, daß dessen Leichnam, als ihn das Meer auswarf, sechzig Städte zerstörte. Von dem Fleisch des Fisches nährten sich sechzig Städte und aus einer einzigen Augenhöhle flossen dreihundert Maß Oel. Als die Reisenden nach einigen Jahren wieder in die Gegend kamen, baute man die zerstörten Städte aus den Knorpeln des Fisches wieder auf. Ein andermal sah er einen Fisch, der die Größe von sechzig Häusern hatte; derselbe wurde von einer Schlange verschlungen, diese wieder von einem Seefisch und dieser endlich von einem Vogel, der sich hierauf auf einen Baum sezte. Man kann sich denken, bemerkt hiezu der Erzähler, welch ungeheure Größe der Baum gehabt haben muß! Ein anderer Rabbi fügte hinzu: Wenn ich nicht selbst dabei gewesen wäre, ich würde es nicht geglaubt haben. Vielleicht sollten diese Aufschneidereien eine Satire auf jene „glaubensstarken“ Kreise sein, welche die unmöglichsten Dinge glaubten. Keinesfalls sind es moralische Allegorien, wozu sie seichte Kommentatoren stempeln wollen. — Der Typus aller humoristischen Aufschneider ist unser klassischer Münchhausen. Zu den besten Stückchen gehören die Geschichten von dem schönen schwarzen Fuchs, den er so lange peitschte, bis er aus der Haut fuhr, so daß diese nicht verdorben wurde; von dem Windspiel, das sich die Beine so abgelaufen hatte, daß es nur noch als Dachs gebraucht werden konnte; von dem Wolf, der sich so lange in das Pferd hineinfraß, daß er an dessen Stelle im Geschirr steckte und den Reisenden in den ersten Gasthof Petersburgs kutschirte; von den festgefrorenen Tönen des Waldhorns, die hinter dem Ofen plözlich auftauend sich hören ließen; von dem General mit dem silbernen Hirnschädel, der nie betrunken wurde, weil er von Zeit zu Zeit den Hirnschädel lüftete und die Weindünste entweichen ließ; von dem Ueberrock, der von einem tollen Hund gebissen wurde und unvermutet in der Garderobe in Tobsucht und Raserei verfiel; von dem langen Zopf, mit dessen Hülfe Münchhausen sich und sein Pferd aus dem Morast zog; endlich von jener Winternacht im hohen Norden, wo er seinen Gaul an einen Pfahl band, sich in seinen Mantel hüllte und entschlief, währendes Tauwetter eintrat und der Schnee schmolz, so daß Münchhausen, als er aufwachte, sein Pferd oben an der Kirchturmspize hängen sah, die er für einen Zaunpfahl gehalten hatte. Er nahm sein Pistol, schoß den Halfter entzwei, das Pferd kam herunter und Münchhausen ritt weiter. Noch im Tode konnte er seine Streiche nicht lassen. Das Volk rief: Es lebe Münchhausen! und der Tote richtete sich auf und rief: In Ewigkeit! und legte sich auf die andere Seite. — Eine unverdient in Vergessenheit geratene, von Geist, Humor und Satire sprühende, in bester Prosa abgefaßte Münchhausiade in großem Stil sind die Memoiren des „Friz Beutel“ von dem rühmlich bekannten Herman Marggraff († 1864). Die Lügenbeutelei wird darin so weit getrieben, daß sogar den einzelnen Kapiteln aufgeschnittene Mottos vorgesezt worden sind, was einmal zu einem ergözlichen „Reinfall“ Anlaß gab. Der bekannte Kalender des Lahrer Hinkenden Boten pflegt die leeren Räume seines Kalendariums mit Sentenzen aus den Klassikern — beiläufig bemerkt: nicht immer in geschmackvollster Auswahl — auszufüllen. Unter diesen fand sich vor einigen Jahren folgendes merkwürdige Zitat:

> „Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
> Wo man daheim sich nicht behaglich fühlt;
> Dann rat ich dir, mach' schnell dich auf die Strümpfe,
> Sofern du welche hast! . . . .
>
> Schiller.“

Ich traute meinen Augen kaum, als ich dieses Zitat las; wo in aller Welt hätte Schiller diese Strumpfpoesie geleistet?! Es könnte allenfalls eine humoristische Parodie der Verse in Wallenstein sein:

> Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
> Wo man dem Weltgeist näher ist als sonst
> Und eine Frage frei hat an das Schicksal.

(NB. Ein Saz, der sich wohl im Munde des dem astrologischen Aberglauben ergebenen Wallenstein gut ausnimmt, der aber leider, wie manche andere etwas schwülstig formulirte Sentenz des großen Dichters, von konfusen Köpfen mit Vorliebe gebraucht wird.) Sicherlich aber hatte der Kalender den Saz als echtes Schillerzitat reproduzirt, da sämmtliche übrigen Zitate echt und ernsthaft waren. Da fiel mir der „Friz Beutel“ ein, und richtig, das Zitat findet sich als Motto vor dem zweiten Kapitel. Der gute Lahrer hatte sich die Sache leicht gemacht und statt seine Sentenzen aus den Dichterwerken selbst mühsam herauszuklauben, dieselben aus Zitatensammlungen genommen, wozu ihm auch Friz Beutel mit seinen zahlreichen Mottos brauchbar schien, da man bei oberflächlichem Lesen nicht merkt, daß die Zitate humoristisch parodirt sind. Heutzutage sind es die Handlungsreisenden, welche in der hyperbolischen Schilderung der Großartigkeit ihrer Häuser sich gegenseitig an Münchhausiaden überbieten. Behauptet der eine, in seinem Geschäft verbrauche man jährlich für 1000 Mk. Tinte, so versichert der andere, in seinem erspare man 1000 Mk. Tinte dadurch, daß man die Tüpfelchen aufs i nicht mache. Prahlt der eine, sein Haus brauche einen eigenen Hausknecht, um die Freimarken der Briefe anzufeuchten, so überbietet ihn der andere mit der Versicherung, in seinem Geschäft müsse der Buchhalter zweispännig vom Soll ins Haben fahren. Der eine erzählt, bei ihm werden so große Lieferungen Sand aus der Wüste bezogen, daß sich einmal ein lebendiger Löwe darin vorgefunden habe. Das sei noch gar nichts, meint der andere; bei ihm sei auch einmal ein Löwe im Sand gewesen, derselbe habe sich aber in den weitläufigen Magazinen verlaufen, so daß er bis dato noch nicht aufgefunden wurde. — Alte Soldaten und Waidmänner gleichen den Reisenden und schneiden auf, „daß sich die Balken biegen“. So der Soldat, der von einem Tambourmajor erzählte, er habe ein so feines Gehör gehabt, sogleich zu wissen, ob ein Trommelfell von einem ein- oder zweijährigen Kalb genommen sei, und wenn er durch das Brandenburger Tor zog, habe er mit solcher Kraft und Geschicklichkeit seinen Stock mit dem Silberknopf über das Tor hinweggeworfen, daß er sich für einen Groschen Obst kaufen, durchs Tor schreiten und seinen aus der Luft kommenden Stock wieder auffangen konnte. Jägerlatein ist es, wenn ein Landjunker erzählt, er sei Nachts auf Rebhühner ausgegangen, habe seinem Hund eine Laterne an den Schwanz gebunden und so bei Laternenschein Feldhühner zu Duzenden geschossen; oder daß er mit einer trächtigen Hündin eine trächtige Häsin gehezt habe, die starke Bewegung beschleunigte die Stunde der Geburt, die Hündin warf, der Hase sezte und das junge Hündchen jagte instinktmäßig das junge Häschen. Der fahrende Musikus auf unserem Bilde gehört offenbar zu dem edlen Geschlechte derer von Münchhausen. Das echte Kirschwasser, das man in den Dorfschenken häufiger vorgesezt bekommt, als in den vornehmen Hotels, hat ihn in die richtige Laune versezt, und er traktirt sein kleines Publikum dafür mit echtem Musikantenlatein. Die Bauern hören ihm gläubig zu; denn es kostet sie ja nichts. „Wers nicht glaubt, zahlt einen Bazen“ schlossen früher die Märchenerzähler. Würde es umkehrt lauten, so würden manche fromme und profane Märchen weniger Glauben finden, bei Bauern wie bei andern Leuten. — A menteur, menteur et demi (auf einen Lügner anderhalbe) ist das beste Hausmittel gegen Aufschneidereien. Erzählt einer, er habe aus Gram in einer Nacht graue Haare bekommen, so erzählt man, daß einmal eine kohlschwarze Perrücke durch einen plözlichen Schrecken ihres Trägers schneeweiß geworden sei. Hat jemand Kohlhäupter gesehen, so groß, daß Roß und Reiter darunter Plaz hatten, so hat man den Kessel zu diesem Kohl gesehen, der so groß war, daß die Arbeiter, die ihn fertigten, einander gar nicht hämmern hörten. Hat jemand einen Flötisten gekannt, der die Flöte auseinanderblasen konnte, so dient man ihm mit dem Waldhornisten, der sein Horn kerzengerade blies. Wer oben am Münster eine Fliege sizen sieht, den überbietet man mit der Versicherung, daß man sie sumsen hört. — Es gibt indes Leute, die ihre Aufschneidereien so oft erzählen, daß sie schließlich selber daran glauben.

St.

Der Geburtstagskuchen. (S. 328—329.) Großvater feiert heute seinen siebenzigsten Geburtstag. Man sieht es ihm kaum an, denn seine Gestalt ist weder gebückt noch hinfällig und seine Bewegungen sind immer noch elastisch. Nur das silberweiße Haar, das von dem schwarzen Sammtkäppchen hell absticht, läßt uns erraten, daß mehr als sechzig Jahre über dies Haupt hinweggezogen sind. Der Mann hat ein Leben voll Pflichttreue und Entbehrung hinter sich; nahezu ein halbes Jahrhundert hat er mit den Tücken des Schicksals und der Verhältnisse unverzagt gerungen, um bei seinen Kindern den Grund zu einer auskömmlichen Zukunft zu legen. Mancher hat schon gedarbt und sich mit seinen Händen abgequält, um die Zukunft seiner Kinder zu sichern; wenigen ist es gelungen. Ihm scheint es bis zu einem gewissen Grade geglückt zu sein, denn seine Kinder haben alle einen lohnenden Broterwerb gefunden. Sein ältester Sohn ist sogar in einer großen Stadt Prokurist bei einer angesehenen Firma geworden und seine Einkünfte sind groß genug, daß er den alten Vater bei sich haben könnte.

Allein der Alte hat es immer abgelehnt. Er will in dem bescheidenen Hinterstübchen wohnen bleiben, wo er die guten und schlimmen Zeiten seines Lebens verbracht, wo er gearbeitet, gesorgt, gedarbt und gerungen hat, und wo heute die Sonnenstrahlen so traulich durch die halbblinden Scheiben fallen. Dem Alten ist es heute doppelt behaglich zu Mut, denn seine Kinder haben ihn nicht vergessen. Ein duftiger Strauß steht auf dem Tisch und von auswärts ist eine vielversprechende Kiste angekommen, gewiß von dem ältesten Sohn, die zwei Flaschen seinen Wein und eine Kiste guter Zigarren enthalten hat. Einen Geburtstagskuchen hat die älteste Tochter gebacken, die mit ihrem Mann in demselben Hause wohnt und wir sehen, wie die lustige Truppe der Enkel erscheint, um mit dem Großpapa den Geburtstagskuchen zu teilen, wozu der gute Alte auch gern bereit ist. Der Künstler (Gustav Igler) hat die Begierde der ungezügelten Jugend nach dem bevorstehenden Hochgenuß vortrefflich darzustellen gewußt; namentlich ist der eben erst zur Gratulation erschienene Herr Enkel so von dem Vorgeschmack des Geburtstagskuchens hingerissen, daß er noch nicht einmal Zeit gefunden hat, seinen Hut und seinen mächtigen Regenschirm abzulegen, welch letzteres Familienstück er, wie es scheint, nur „aus Ulk" mit sich führt. Seine ältere Schwester, die den jüngsten Bruder auf dem Arm trägt, nimmt dagegen schon eine etwas „gesetztere" Haltung ein.

Es ist ein bescheidener und pflichtgetreuer Kämpfer ums Dasein, dessen Lebensabend der Künstler verherrlicht. In einem solchen Leben ist viel von Entsagung und wenig von Genuß vorhanden; es ist eine Art stillen Heldentums, das sich am Ende seiner Laufbahn mit einer so bescheidenen Vergütung für seine Mühen und Entbehrungen begnügen muß! Ach, und wie vielen wird diese geringe Vergütung nicht zu Teil.

A. T.

Die Organisation der wissenschaftlichen Wetterbeobachtungen.

(Illustration S. 333.)

Man läßt es sich heutzutage gewaltig sauer werden das Geschäft des Wetterbeobachtens und Wettererforschens, und man ist auf dem besten Wege allgemach, wenn nicht Wetter zu machen, so doch insofern Herr der Witterung zu werden, daß man sie durch Erkundung der Wege, welche Wind und Wetter nehmen, durch Erforschung der Weise ihrer Entstehung, und endlich durch Vorausverkündung der Zeit ihres Eintreffens an den verschiedenen Punkten ihrer Bahn ihnen gewissermaßen die Zähne ausbricht, sie vergleichsweise unschädlich macht. Das kann nun absolut nicht anders geschehen, als durch beständige Beobachtung der mit Klima und Witterung in irgend einer Beziehung stehenden atmosphärischen Erscheinungen. Zu dieser Ueberzeugung war man schon vor langer Zeit gekommen; dies lehren die sorgfältig aufgezeichneten Beobachtungen, welche seit Anfang des vorigen Jahrhunderts auf der Sternwarte zu Paris gemacht worden sind, und nicht minder die vom pfälzischen Kurfürsten Karl Theodor herrührende Gründung der Societas meteorologica palativa (pfälzischen meteorologischen Gesellschaft) zu Mannheim im siebenten Jahrzehnt desselben Jahrhunderts. Doch erst Alexander Humboldt brachte es dahin, daß man sich in wissenschaftlichen und auch vielfach in Regierungskreisen für meteorologische Beobachtungen im großen mehr zu interessiren begann. Seinem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß Friedrich Wilhelm III. von Preußen 1865 eine Kabinetsordre erließ, welche die Errichtung eines statistischen Bureaus befahl und als erste der 12 Aufgaben, welche diesem Bureau gestellt wurden, aufführte: Meteorologische Beobachtungen über die Lufttemperatur, physikalischen Einfluß auf das Wachstum des Getreides der Pflanzen, des Holzes 2c. Wirklich bedeutende Erfolge hätte die Meteorologie auch bei großartigster Organisation des Beobachtungswesens nicht zutage fördern können, wenn ihr nicht der Telegraph zu Hilfe gekommen wäre. Schon als der optische Telegraph erfunden worden, erwähnte der französische Deputirte zur Konstituante Romme (1793) einen der Dienste, welche die neue Erfindung zu leisten vermöchte, die Möglichkeit, kommende Unwetter Küstenbewohnern und Landleuten zu signalisiren. Dieser wichtigen Aufgabe war jedoch erst der elektrische Telegraph gewachsen, und der österreichische Meteorologe Kreil ist der erste, welcher sich Mühe gegeben hat, ein telegraphisch-meteorologisches Netz zu organisiren. An dem gewaltigen Sturm, der im Juli 1841 durch ganz Europa fegte, und in Süditalien am Vormittage des 17. Juli losbrach, in Prag jedoch erst ungefähr 30 Stunden später eintraf, nämlich am Abend des 18. nach 5 Uhr, wies er die weit überlegene Geschwindigkeit elektrisch-telegraphischer Mitteilung gegenüber der Bewegungseile auch des stärksten Orkans nach. Aber auch jetzt kam es noch immer nicht zu einer Organisation für die Zwecke der Meteorologie; erst Mitte der 50er Jahre begann man in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Frankreich und in Italien von einer Reihe über die betreffenden Länder verteilter Beobachtungsstationen Witterungstelegramme an eine Zentralstation zu senden, und erst 1858 gelang es dem Direktor des niederländischen meteorologischen Instituts Buys-Ballot seine Regierung zu einer Verordnung zu bewegen, welche anbefahl, der Schiffahrt zu Nutzen regelmäßig telegraphische Witterungsberichte nach den Hafenorten zu befördern.

Dem Beispiel der Niederlande folgte England 1861, Frankreich 1863, später auch die übrigen Kulturländer. Von höchster Bedeutung für die Erkenntnis des Zusammenhangs der Witterungserscheinungen ist nun die Einsicht, wie sich dieselben gleichmäßig auf einem größeren Teile der Erdoberfläche darstellen. Diese Einsicht zu gewinnen hat man die sogenannten synoptischen Karten eingeführt, und dadurch, daß man mit Hilfe der Telegraphie täglich für einen großen Teil Europas solche synoptische Karten zeichnete, gewann man die Erkenntnis, daß die Veränderungen unserer Witterung von einer Aufeinanderfolge gewaltiger Luftwirbel abhängen, welche zumeist von West nach Ost über Europa hinziehen. Auf dieser Grundlage bauten nun schon seit längerer Zeit mit dem größten Eifer die europäischen Stationen und Institute der Meteorologie fort. Erstere spannen ihr Nez gegenwärtig schon so ziemlich über den ganzen Erdball aus, sind aber nirgends so zahlreich und auch nirgends besser organisirt und ausgestattet als in Nordamerika, wo die Offiziere aller Militärstationen die Pflicht haben, mittels der meteorologischen Apparate das Wetter zu beobachten und täglich nicht weniger als dreimal über den Barometerstand, die Temperatur, die relative Feuchtigkeit, die Richtung und Geschwindigkeit des Windes, den Zustand des Himmels, die Richtung des oberen Wolkenzugs und die seit der lezten Beobachtung gefallene Regenmenge dem Zentralinstitute telegraphisch Bericht zu erstatten. Von dem in Washington befindlichen Zentralinstitute werden nun Sturmwarnungen an alle Hafenstädte und Wetterprognosen an ein paar Duzend sogenannte Verteilungszentren telegraphirt, d. h. an geeignet gewählte Städte, von wo aus mittels der Eisenbahnen, der Dampfboote und Posten gedruckte auf die Beobachtungen von 11 Uhr Abends basirte Wetterprognosen bis in die kleinsten Orte gesendet und bereits durch die Morgenblätter des nächsten Tages jedem, der Zeitungen liest, zugänglich werden. Ueber den gegenwärtigen Stand des meteorologischen Beobachtungswesens in Deutschland berichten wir später einmal. In der Schweiz, wohin uns unsere Illustration führt, wurden die meteorologischen Stationen mit Unterstüzung der Bundes- und Kantonsregierungen durch die schweizerische naturforschende Gesellschaft gegründet und die Zentralstelle nach Zürich verlegt. Die Schweiz bietet besonders günstige Gelegenheit zu meteorologischen Höhenbeobachtungen und diese sind von hoher Wichtigkeit, da wir uns auf dem Boden des atmosphärischen Ozeans befinden, wo Witterungserscheinungen zur Geltung kommen, welche ihre Ursache in den atmosphärischen Strömungen und sonstigen atmosphärischen Vorgängen höherer Regionen haben. Möglichst hochgelegene, über ihre Umgebung frei emporragende Bergstationen sind daher von der allergrößten wissenschaftlichen Bedeutung; solcher Stationen besizt aber auch die Schweiz vorläufig unter der großen Zahl ihrer Höhenstationen überhaupt erst drei, nämlich die auf dem Gäbris in einer Höhe von 1253 Meter, die auf dem Rigi 1790 Meter, endlich die am 1. September 1882 eröffnete auf dem 2467 Meter hohen Säntis. Das Hauptinstrument der Säntisstation sehen unsere Leser vor sich, ein in London nach dem System Beckley hergestelltes Anemometer (Windmesser), welches auf der alten eisernen Signalpyramide auf der höchsten Säntisspize angebracht ist, welche leztere in ihrem Innern die Vorrichtung zur Registrirung von Geschwindigkeit und Richtung der Winde birgt und durch eine starke sechsseitige Holzverschalung einen neuen Schuz gegen die gewaltigen Unbilden der Säntiswitterung empfangen hat.

Das Anemometer besteht aus vier, meist blechernen hohlen Halbkugeln, welche senkrecht an einem rechtwinkligen Kreuze befestigt sind, das sich um eine senkrechte Achse sehr leicht zu drehen vermag. Der Wind treibt nun die Hohlkugeln stets mit der konvexen (erhabenen) Seite voraus im Kreise um und bewirkt, daß die senkrechte Drehachse mit Hilfe von Transmissionsstangen und Schrauben die Drehbewegung des Schalenkreuzes in die fortschreitende Bewegung eines Schreibstiftes verwandelt, der die Merkzeichen der Windgeschwindigkeit auf einem durch eine Uhr bewegten Papierstreifen notirt. Ebenso geschieht die Aufzeichnung der Windrichtung, wobei die zwei auf unsrer Zeichnung hervortretenden Windflügel wieder zur Verwendung kommen. Die starke, eiserne, $1^1/_2$ Meter im Durchmesser haltende Galerie, welche in einer Höhe von $4^1/_2$ Meter das Anemometer umgibt, dient hauptsächlich dem Zweck, dasselbe gegen die zerstörenden Einflüsse starker Entladungen der atmosphärischen Elektrizität (Blizschläge) zu schüzen, und hat deshalb in gleichen Abständen sechs 3 Meter lange Blizableiterstangen zu tragen, von denen 7 Millimeter dicke Kupferdräte in die Erde hinabgehen und mit dieser verbunden gute Elektrizitätsableitungen bilden. Dem auf der Säntisstation postirten Beobachter, Herrn John Beyer aus Hytwylen im Kanton Thurgau ist eine aufopferungsvolle Aufgabe geworden, er hat da oben in weltferner Einöde zu überwintern, alljährlich monatelang sich auf den Umgang mit seinen gelehrten Instrumenten und dem Säntiswirt Dörz, der ihn nicht verlassen will, zu beschränken, auf alle nicht wissenschaftlichen Freuden der Welt aber ganz und gar zu verzichten.

E. A.

Mitteilungen aus dem Gebiete der Landwirtschaft.

Enten als Gartenpolizei. Schnecken und Regenwürmer waren uns eine schreckliche Plage. Alles haben sie verzehrt oder beschädigt, unsere Erbsen, Bohnen, unseren Salat, kurz alles Grüne in unserem Garten. Wir versuchten alles mögliche, um uns von dieser Pest, welche sich im Garten eingenistet hatte, zu befreien. Aber nur mit schwachem Erfolge. Denn während wir in einem Teil des Gartens der Jagd auf das kriechende Wild oblagen und es dort ausgerottet hatten, war dasselbe in verstärkter Anzahl in den anderen Beeten erschienen. Wir wußten uns zuletzt keinen Rat, bis wir uns erinnerten, daß die Enten große Freunde fetter Schnecken und Regenwürmer seien. Demgemäß

entschlossen wir uns, sie in den Gemüsebeeten auf Insekten jagen zu lassen. Das wurde an einem milden Frühlingsmorgen ins Werk gesetzt. Der Sprühregen, welcher zeitweilig fiel, war dem Unternehmen günstig. Es war lustig mit anzusehen, wie die Enten sich das Gewürm schmecken ließen und wie sie die Kohlstengel emsig nach Insekten absuchten. Die Anzahl von Würmern, welche sie heißhungerig verschlangen, war wirlich erstaunlich. Zuletzt hatten sie ihre Kröpfe so gefüllt, daß sie kaum weiter watscheln konnten. Aber ihr Appetit war augenscheinlich noch nicht gestillt. Sie hätten noch weiter nach Insekten gesucht, wenn wir der Jagd nicht Einhalt geboten hätten. Aber das mußten wir tun. Denn es zeigte sich bald, daß das Mittel fast so schlimm, wie das Uebel sei. Denn im Eifer der Jagd liefen sie über die Pflanzen, die unter dem Gewicht der Tiere zusammenbrachen oder sonst beschädigt wurden. Hätten wir die Enten länger hausen lassen, so wäre weder für uns noch für die Schnecken etwas übrig geblieben. So mußten wir sie troz ihrer Erfolge in der Würmer- und Insektenjagd von den Beeten entfernen. Später als die Pflanzen stärker geworden und höher standen, sodaß die Enten sie nicht mehr zertreten konnten, pflegten wir die Enten gelegentlich auf die Schnecken loszulassen. Aber das Resultat war immer dasselbe. Der Erfolg der Insektenvertilgung war durch die Beschädigung der Pflanzen beeinträchtigt.

Dieses Jahr sind die Insekten zwar nicht so zahlreich, aber immerhin haben sie sich unangenehm bemerkbar gemacht. Aber anstatt die alten Enten auf den Insektenfang zu schicken, haben wir es diesmal mit den jungen versucht. Wir verwendeten dazu Enten, die zwei oder drei Wochen alt waren. Mit Ausnahme von zwei sehr regnerischen Nächten waren sie fortwährend im Freien gelassen worden und waren dabei wunderbar gediehen. Freilich hatten wir einige verloren, aber nicht durch die Kälte, sondern aus anderen Ursachen, die wir ein anderesmal vermeiden werden. Aufgezogen wurden die jungen Enten in der folgenden Weise: Im Garten selbst wird die Henne unter einen Korb gesezt, sodaß die jungen Enten, sobald sie kalt oder naß haben, sich bei der Henne trocknen und wärmen können. Abends wird der Korb mit einem Sack zugedeckt, um Regen und kalten Wind abzuhalten. Die Enten werden Morgens hinausgelassen und bleiben den ganzen Tag über im Freien. Sie bekommen mehrmals des Tages weich gekochtes Futter aus Gerstenmehl, gemischt mit Ziegenmilch, oder eine Art Suppe, in welcher eine alte Henne oder Fleisch gekocht wurde. Darin oder in Milch besteht ihr Getränk. Wenn sie Morgens ausgelassen werden, berühren sie höchst selten ihr Futter, sondern rennen flugs in die Beete, um Insekten zu suchen. Erst wenn sie kalt oder naß haben, kehren sie zur Henne zurück, und dann erst nehmen sie von dem für sie zubereiteten Futter. Nach kurzer Ruhe eilen sie wieder zu den Beeten zurück, und es ist ein hübsches Schauspiel, sie unter den Pflanzen herumtrippeln zu sehen, wenn sie so schnell als ihre Füßchen sie tragen, einem Schmetterling nachjagen. Der Schaden, den sie den jungen Pflanzen zufügen, ist sehr unbedeutend und die Anzahl von Schnecken und Insekten, die sie gierig verschlingen, ganz unglaublich. Denn ihren scharfen Augen entgeht auch nicht der kleinste Wurm, und was sie sehen, das entkommt ihnen nicht. Der Nuzen, den wir dieses Jahr von unserer Idee ziehen, ist ein doppelter. Unser Garten bleibt von den Insekten verschont, und die Enten selbst wachsen zusehends und sind sehr fett. Sie werden gerade zur Zeit für die Tafel reif, wenn die ersten Erbsen kommen. Diesmal haben wir reichlich junge Erbsen gehabt, denn die Schnecken, welche sie sonst vor unseren Augen verspeist haben, die haben gerade die Enten fett gemacht, die zu den jungen Erbsen gehören. („Geflügelzüchter.“)

Tier- und Pflanzenkunde.

Ueber die Beringsinsel und ihre Tierwelt hat Nordenskjöld, welcher das entlegene Eiland auf seiner großen Fahrt um den Nordrand Asiens besuchte, in der dänischen „Geografisk Tidskrift“ eine Abhandlung zu Ehren Berings veröffentlicht, in welcher er mannigfache, in geographischer und naturhistorischer Hinsicht interessante Mitteilungen macht. Zur Zeit der Forschungsreisen Berings war auf der nach ihm benannten Insel vor allem die Tierwelt reichhaltig vertreten und es gab viele Arten, welche heute dort nicht mehr vorkommen. Zu den merkwürdigsten derselben gehörte die Seekuh (Rhytina Stelleri), ein „schwimmender Dickhäuter“. Sie war dunkelbraun von Farbe und mit Haaren bedeckt, die zu einer Art von Außenhaut zusammengewachsen waren, welche der Rinde einer alten Eiche glich. Die Länge der Seekuh betrug nach Steller, einem Begleiter Berings, welcher nach dessen Tode die naturwissenschaftlichen Forschungen auf dem Eiland fortsezte, gegen 10 m und das Gewicht 500 Zentner. Zu Berings Zeiten grasten diese Tiere, in großen Herden wie Hornvieh vereint, überall längs der Küste und er wie seine Begleiter töteten eine große Anzahl derselben. Man sah sie beständig die an der Küste reichlich vorkommenden Seepflanzen abweiden, wobei sie sich durch die Gegenwart von Menschen nicht stören ließen. Später bildete die Jagd auf die Seekühe einen wichtigen Nahrungszweig für die Russen, welche von Kamtschatka nach den Aleuten hinübersegelten; sie wurden fast ausgerottet, so daß sie zu Stellers Zeiten nur noch auf der Beringsinsel vorkamen. Die genauesten Untersuchungen, welche die berühmten Akademiker v. Baer und v. Brandt später angestellt haben, ergaben die auffallende Tatsache, daß die Rhytina Stelleri überhaupt niemals früher von jemand gesehen worden ist, als im Jahre 1741, und daß nachweisbar das lezte Exemplar dieser Tierart im Jahre 1768 getötet wurde. Wie die Untersuchung der Weidepläze der Seekuh durch den Botaniker der „Vega“, Dr. Kjellmann, ergab, hatte das Tier seinen Aufenthaltsort an einem der algenreichsten Meere gewählt. Der Meeresboden zeigt sich hier an günstigen Stellen mit Algenwäldern bedeckt, welche eine Höhe von 20 bis 30 m erreichen und in welchen die Stämme so dicht stehen, daß das Schabeisen bei Grundnezuntersuchungen nur schwierig unten zwischen ihnen eindringen kann. Dergestalt waren die Verhältnisse als Nordenskjöld mit dem Gelehrtenstabe der „Vega“ seinen Besuch auf der Insel machte. Es mußte ihm daranliegen, über die Seekuh Stellers genaue Informationen zu erhalten. Nordenskjöld suchte daher möglichst viele Skeletteile des Tieres zu erwerben und über seine Geschichte Auskunft zu erhalten. Beides gelang über Erwarten. Die Harmlosigkeit und Zutraulichkeit, welche zu Zeiten Stellers auf der Beringsinsel die Seekühe auszeichnete, hat sich auch bei einer Reihe von anderen Tiergeschlechtern der Insel bis jezt erhalten. Nordenskjöld gibt in dem vorliegenden Aufsaz hierüber Auskunft. Es betrifft zunächst den schon zu Stellers Zeiten in ungeheurer Anzahl auf der Insel vorhandenen Seebär. Die Alaska-Kompany, welche das Alleinrecht auf die Jagd der Seebären besizt, erlegte im Jahre 1879, als Nordenskjöld die Insel besuchte, an 13 000. Bei Eintritt der Jagdzeit umringt eine Anzahl Jäger die Tiere und treibt sie die Küste hinauf bis zu einem bestimmten Schlachtplaz. Es bietet einen wunderlichen Anblick, wie die Männer, an Ort und Stelle angekommen, jedes Tier, das sie erst auf die Schnauze schlagen, dann einfach mit einem Messer erstechen. Wie der Landwirt anderswo Herden von Rindern oder Schafen zieht, so behandelt die Alaska-Kompany die zahlreichen Herden von Seebären fast wie Herden zahmer Tiere.

Rätsel.

Ich führe dich vom Hennegau hinüber nach Brabant,
Und wenn du willst auch weiter noch hinein ins Niederland.
Ich trample, ein gehörnter Troß, hoch droben überm Meer,
Und breit' mich unter meinem Fuß als Wiesenteppich her.
Ich führe schier im Wolkenreich ein einsam Menschensein,
Und bette mich als Haide öd in deutsche Gauen ein. S. N.

Rebus.

Mit diesem Heft schließt das II. Quartal des 9. Jahrganges der „Neuen Welt“. Die geehrten Post-Abonnenten werden ersucht, die Bestellungen auf das III. Quartal ungesäumt aufzugeben, damit keine Unterbrechung in der Zustellung des Blattes eintritt.

Die Expedition der „Neuen Welt.“

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 15. 1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Unsere Zeit.

Von Rudolf Lavant.

Wohl ist es eine Zeit von Eisen,
In der zu wirken uns bestimmt,
Die rauh den Dichtern und den Weisen
Die Sammlung und die Stille nimmt,
Die vorwärts drängt auf Sturmesflügeln
Mit schrillem Pfiff, mit grellem Schrei,
Wo sonst in Tälern und auf Hügeln
Gewebt der Mondnacht Zauberei.

Doch diese rauhe Zeit zu hassen —
Verstockte Blindheit nur vermags;
Es gilt nur eins — sie recht zu fassen,
Die Dämm'rung dieses neuen Tags,
Der aus dem Zwielicht grauer Dome,
Wie es der Kinderzeit gebührt,
Die Menschheit rasch dem vollen Strome
Des goldnen Lichts entgegenführt.

Weckt aus der Asche die Heroen,
Die Roms und Hellas' Größe sahn —
Wie würden ihre Augen lohen,
Beträten staunend sie die Bahn!
Wie würden sie bewundernd preisen
Die siegreich-frohe Geisterschlacht,
Die neue Zeit, die Zeit von Eisen
In aller ihrer Wundermacht!

Wenn zag und scheu die Alten standen
Vor dem Geheimnis tiefverhüllt,
Und sich hinweg am Ende wandten,
Von ahnungsvollem Graun erfüllt;
So haben wir uns durchgerungen
Auf schwacher, oft verlorner Spur,
Und sie in unsern Dienst gezwungen,
Die Riesenkräfte der Natur.

Prometheus, sei um deine kühne
Glorreiche Tat von uns gegrüßt,
Der du den Raub, den ohne Sühne
Wir jezt begehen, schwer gebüßt!
Seit das Geschenk der heil'gen Flamme
Vom Tisch der Götter du gemacht,
Ward ungestraft dem Menschenstamme
So manche Gabe dargebracht.

Doch welche Zeit kann sich berühmen
So ungebrochnen Siegeszugs?
Wer ahnt das Ziel des ungestümen,
Des adlergleichen Sonnenflugs?
Wo ist die lezte feste Schranke,
Wo weiß kein tiefes Sinnen Rat,
Wo schwindelt haltlos der Gedanke,
Wo sinkt der Arm der kühnen Tat?

So Unerhörtes ward errungen
In einer kurzen Spanne Zeit,
So Urgewalt'ges ward bezwungen —
Und vor uns liegts wie Ewigkeit!
Wer möchte nicht die Hände heben
Voll Inbrunst, wie es nie geschehn,
Und flehen um ein langes Leben
Um mehr der Siege noch zu sehn?

Im großen Heer mit Karst und Feder,
Das kühn des Weltgeists Schlachten schlägt,
Soldaten wir, von denen jeder
Den Marschallsstab im Ranzen trägt!
So laßt als treue Zeitgenossen
Uns fest denn zu einander stehn
Und durch die Reihen fest geschlossen
Ein siegesfrohes Rufen gehn!

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky. 14. Fortsetzung.

15. Kapitel.

In Solenbad hatte die Saison ihren Anfang genommen. Der Badeort war in der Mode und die Badeliste zeigte täglich neue und darunter sehr illustre Gäste.

Auch in der Villa der Gräfin Dönhof, in dem benachbarten Obergau, herrschte einige Lebhaftigkeit. Gräfin Marie war mit den Kindern gekommen, und Cölestin weilte ebenfalls noch als Gast in ihrem Hause.

Seit ihrem Besuche bei der Hofer, über den sie an maßgebender Stelle Bericht erstattet und gleichsam Klage geführt, fühlte sich Gräfin Dönhof auch ihrerseits berufen, mit allen Mitteln diesen verderblichen modernen Strömungen entgegen zu arbeiten, und sie wußte die passive Marie, die mit den Ueberzeugungen einer Ortodoxen auch deren Schwerfälligkeit besaß, ebenfalls für ihre Bestrebungen zu gewinnen. Sie besuchten zusammen die katolischen Institute, die von den Nonnen geleiteten Mädchenschulen und wohnten hie und da einer Unterrichtsstunde bei. In einer monotonen sinnbetäubenden Manier hörten sie die Zöglinge unisono die Sprüche und Gebete nachplappern, welche die Lehrerin ihnen vorsprach.

Es war ein klägliches Schauspiel, diese ihren Gebirgsdialekt sprechenden Kinder, hochdeutsch gedrechselte Säze, die Selbstlaute und Endsilben in affektirter Deutlichkeit betonend, herunterleiern zu hören, und zu sehen, wie sie dabei alle, in gleich prononzirter Weise, automatenhaft die Lippen und Kiefern bewegten. Nicht ein Wort konnten sie von dem hochtrabenden Schwulst verstehen, mit dem sie hier Tag für Tag gequält wurden und ihre natürlichen Anlagen und Fähigkeiten erhielten dadurch gewiß keine Förderung. Aber die Gräfinnen zeigten sich nichts destoweniger befriedigt, und sie wünschten nur, daß die Anzahl der Kinder, die der Wohltat einer „Erziehung" teilhaftig wurden, eine größere sein möge.

Um diesen Wunsch tatkräftig zu unterstüzen, votirten sie für die Dauer der Sommermonate einen Betrag, für welchen den Kindern täglich eine Pflaumen- oder Grüzensuppe verabreicht werden sollte. Das war gewiß das beste Mittel, um alle Säumigen heranzulocken, und selbst die protestantischen Mädchen. Der Futterschale konnten diese armen Kinder nicht widerstehen, und sie würden alle kommen, ohne Unterschied.

Gräfin Marie, in ihrer frommen Ehrlichkeit und Beschränktheit, freute sich aufrichtig über dieses Auskunftsmittel mit seinen ersprießlichen Folgen. Die Nonnen mit den schwarzen groben Kleidern und den weißen flügelartig gebundenen Tüchern waren nun die täglichen Besucherinnen der Villa, und fromme Uebungen kamen daselbst immer mehr in Schwung. Ein zweiter Jesuit, Pater Franziskus, der vor einigen Tagen nach Solenbad gekommen und durch Cölestin bei den Gräfinnen eingeführt worden, leitete dieselben.

In der Gesellschaft kursirten über Pater Franziskus, der ein strenges asketisches Aussehen hatte, die verschiedensten Vermutungen. Vor allem diskutirte man den Grund seines Hierseins. War er zur Kräftigung seiner Gesundheit gekommen, oder hatte er eine Mission zu erfüllen? War er vielleicht zur Ueberwachung Cölestins bestimmt, und hatte dieser zu Mißtrauen Anlaß gegeben? Man erschöpfte sich in diesen und ähnlichen Schlüssen. Jezt war die Fürstin Lilli in Solenbad eingetroffen, und gleichzeitig auch Helene und Elsa.

Am nächsten Morgen erwartete die Dönhof Pater Cölestin, der mit ihr zu frühstücken pflegte, vergebens.

Ein Billet, das ihr zugestellt wurde, meldete seine Abreise.

Er habe Ordre erhalten, hieß es darin, und müsse gehorchen.

Die Dönhof war außer sich darüber.

Sie vermutete, daß sein Ordensbruder Nachteiliges über ihn berichtet habe, und daß Cölestin von dem Ordensgeneral selbst zur Verantwortung gezogen werden könnte.

Auch die vornehmen Damen des Kurortes, die mit ihren Sympatien den schönen Jesuitenpater heimlich verfolgt hatten, zeigten sich aufgeregt über dies plözliche Verschwinden.

Sie liebten ihn doch eigentlich alle, ihn, der keine lieben durfte. Sie fanden das so pikant und so traurig, und hätten ihm gerne, um ihn zu entschädigen, eine unbeschränkte Macht über ihr Gewissen eingeräumt.

Nach acht Tagen erhielt die Dönhof einen Brief aus Nizza, der sie indes wieder beruhigte. Cölestin teilte ihr darin mit einiger Ausführlichkeit mit, daß er hieher an das Krankenbett seines Bruders berufen worden sei, der an der Riviera von den Segnungen des Klimas und der Kunst der Aerzte die lezte Hilfe erwarte, — wie es scheine, leider vergebens.

„So stehe ich denn," so schrieb er, „schmerzerfüllt an dem Lager des einzigen Bruders, der, seit ich ihn wieder gesehen, meinem Herzen so wunderbar nahe getreten ist. Ich wußte bisher nicht, was das heißt, einen Menschen zu lieben und um ihn zu zittern, in Mitleid und Angst ihn an die klopfende Brust zu ziehen, sich selbst hingeben zu mögen, um ihn zu retten, jezt lerne ich diese süße Bitternis kennen."

Die Dönhof schüttelte den Kopf; das klang nicht geistlich. Der Ausdruck seiner brüderlichen Liebe und Barmherzigkeit hatte etwas weltliches und etwas leidenschaftliches an sich. Und er hatte auch nicht einmal seinen Ordensnamen darunter gesezt.

Er hatte Ernesto Giuliano unterzeichnet. Es war sein Familienname, und Papier und Siegel zeigten das gräfliche Wappen.

Die Gräfin wußte, daß sein Bruder der Erbe eines großen Namens und eines fürstlichen Vermögens war, aber das konnte nimmer auf ihn übergehen, der Professe von drei Gelübden war, der dem Orden Gehorsam, Keuschheit und Armut zugelobt. Oder gedachte er aus dem Orden zu treten? Wollte er wieder weltlich werden? Es war nicht denkbar, es konnte nicht sein, und sie verwarf diesen Gedanken mit Entrüstung.

Zwei Tage behielt sie in eifersüchtiger Ausschließlichkeit den Brief für sich allein. Dann erst teilte sie ihn Marie und auch Helenen mit. Sie hatte mit Vergnügen bemerkt, daß zwischen Helene und Elsa eine Erkältung eingetreten war, und daß ihr Zusammensein nur mehr von kurzer Dauer sein würde.

Zum erstenmal tauchte in ihr eine Ahnung auf von der Gefährlichkeit dieser Unbekehrten, und auch sie wünschte sie aus ihrem Kreis entfernt, sobald wie möglich.

Mit Helenens Auftreten war in das bisher kühle und monotone Badeleben eine erhöhte Temperatur gekommen. Man umdrängte sie und schmeichelte ihr und hätte sie gern zum Mittelpunkt der Geselligkeit gemacht.

Sie zeigte indes keineswegs jene Heiterkeit und ungetrübte Laune, die man an ihr gewohnt war. Seit Wochen war eine Unruhe und eine Reizbarkeit über sie gekommen, die sie vorher nicht gekannt hatte. Ihre Oberflächlichkeit und noch mehr ihre Bequemlichkeit hatten sie bisher davor bewahrt, irgend etwas zu hassen oder zu lieben.

Ihr einziges Bestreben war gewesen, sich zu unterhalten, und diesem Bestreben hatte sich nichts entgegen gesezt.

Jezt stiegen mit einemmale Wünsche in ihr auf, deren Erfüllung sie begehrte und vor der ihr gleichzeitig bangte.

Sie war entschlossen, sich wieder zu vermählen, und zwar demnächst.

Sie hatte die Auswahl unter den ersten und reichsten Kavalieren, aber ihre Wünsche gingen nach einer andern Seite.

Aber war es nicht eine Tollheit, ihnen einen Menschen vorzuziehen, der nicht einmal Baron war?

Freilich, er war der Sohn Reinthals, und man könnte ihn poussiren — man könnte, man könnte! — So ward sie in der lezten Zeit immer zu Kombinationen gedrängt, die ins Ungewisse gingen, die sie an etwas Unfertiges knüpfen sollten, an etwas, das erst zu schaffen war.

Ah, wie sie das ermüdete, wie sie das langweilte, und wie es ihre Nerven angriff!

Auch Elsas Nähe schien sie jezt zu irritiren. Sie hatte sie Reinthal zugesprochen gehabt und Elsa hatte für den Baron ein anschmiegendes Interesse gezeigt, warum war sie nun plözlich andern Sinnes geworden? warum? Ihr weiblicher Instinkt gab ihr die richtige Antwort, aber diese war nicht geeignet, ihren Groll und ihre Gereiztheit zu mindern.

Aber Elsa sollte Arnold nicht haben, auch dann nicht, wenn sie selbst ihn aufgab. Aber wollte sie das? Ach, sie wußte selbst nicht, was sie wollte.

Sie hatte heute Empfangsabend.

Sie saß vor ihrem Spiegel und ihre Kammerjungfer hatte noch mehr als sonst unter ihren Kapricen und Launen zu leiden.

Im Salon erschien sie indes strahlend wie immer, und vielleicht in einem noch bestrickenderen Reiz.

So versicherte wenigstens ihr Cousin Hugo, der kaum mehr von ihrer Seite wich.

Er war es, den ihre schlimme Laune am häufigsten und nachdrücklichsten traf, aber er ertrug sie auch am geduldigsten, ja, er schien sich mit einer wahren Wonne von ihr malträtiren zu lassen. Er ward deshalb allgemein als ein Aspirant auf ihre Hand betrachtet, und — auf ihr Vermögen — wie seine Kameraden sich lächelnd zuraunten. Diese wußten es nur zu genau, wie dringend Hugo eines rettenden Engels bedurfte, der seine Schulden bezahlen würde, von denen sein Papa, ihrer Größe wegen, nichts wissen wollte.

Helenens erster Empfangsabend war sehr besucht.

Auch Arnold war gekommen, und sie konnte nun mit inniger Befriedigung bemerken, wie alle Welt ihm ein zuvorkommendes Interesse entgegenbrachte.

Die wachsende Bedeutung Reinthals kam ihm augenscheinlich zugute.

Der Baron wurde von vielen schon als künftiger Minister betrachtet, und es war selbstverständlich, daß auch dieser junge Mann bald einen bedeutenden Posten inne haben werde.

Helene glaubte indes, diese liebenswürdige Aufnahme nur auf Rechnung seiner persönlichen Anmut sezen zu dürfen, oder vielleicht auf ein geringes Maß von Vorurteil in der Gesellschaft. Sie freute sich, zu sehen, daß sie in ihren aristokratischen Bedenklichkeiten von andern nicht überholt wurde, sie verloren dadurch an Bedeutung in ihren eigenen Augen.

Dies alles erhöhte ihre Lebhaftigkeit und ihre Heiterkeit, und sie war an diesem Abend wieder so kokett und reizend, wie nur je.

Nachdem die Salons sich geleert, die Schwiegermama Aglaya von Falkenau wieder auf ihr Zimmer gebracht worden war, und man nun en petit comité beieinander saß, brachte Hugo das interessante Tema von den zunächst zu arrangirenden Vergnügungen aufs Tapet.

Das beständige Regenwetter hatte bisher alle Vergnügungsprojekte, allen Sport vereitelt, und nun klagte man, daß auch morgen noch an kein Rennen zu denken sei, da der Boden vollständig durchweicht sei.

„Dann reiten wir auf die Felsen hinauf," rief Helene übermütig, und sezte hinzu, daß sie sichs schon längst vorgenommen habe, eine Bergpartie zu machen, nicht nur auf den Berg hinauf, sondern auch in den Berg hinein. Sie wollte das Salzbergwerk kennen lernen. Hugo fand diese Idee kostbar und versicherte, dies müsse morgen ausgeführt werden, selbst wenn es regne. Er erinnerte daran, daß Elsa heute schon denselben Wunsch ausgesprochen habe, nach Amsee zu fahren, um eine ihrer früheren Freundinnen zu besuchen, sie könnten nun mit einander die Tour zu Pferde machen.

Helene wandte sich mit einer ungnädigen Miene von ihm ab und Arnold zu.

„Es ist selbstverständlich, daß Sie mitkommen, Sie wissen gewiß am besten von allen Bescheid."

Er verbeugte sich.

„So werden wir denn zusammen in die Unterwelt hinabsteigen," lächelte sie, „und Sie werden mich an der Hand halten, wenn es mir allzubänglich würde und mich die Angst überfiele vor Gnomen und Berggeistern."

Man trennte sich in der besten Laune und rief sich zu: „Auf morgen also!"

16. Kapitel.

Ein herrlicher Junimorgen war angebrochen. Ein fast wolkenloser Himmel spiegelte seine sanfte Bläue in dem See wider, auf dem einzelne Boote ruhig schwammen; sie waren gefüllt mit Menschen, die vom Landungsplaze zunächst der Kirche von Amsee zustrebten.

Im Orte selbst herrschte eine für einen Tag, wo im Salzberg gearbeitet wurde, ganz ungewohnte und höchst auffallende Regsamkeit.

Ein Bittgang war für den heutigen Morgen anberaumt und die Prozession der Bittgehenden sollte, nachdem der Pfarrer die Messe gelesen, vom Gotteshause aus ihren Weg nach einer drei Stunden weit entfernten Waldkapelle nehmen, in der ein wundertätiges Marienbild sich befand. Es gab so viel der Drangsal, so viel des Elends, nur ein Wunder konnte da helfen, und so wollten es denn die guten Leute wieder einmal versuchen, in corpore die Fürbitterin anzurufen, in deren sänftigenden und wohltätigen Einfluß auf die Entschließungen des Gewaltigen sie das innigste Vertrauen sezten. Ach, der liebe Gott suchte sie auch mit immer neuen Leiden heim!

Der dauernde Regen der lezten Monate hatte bereits großen Schaden angerichtet, und jezt, mit dem Schmelzen des Schnees im Gebirge, war noch Schlimmeres zu befürchten.

Aber auch der Plattenberg wollte seit dem lezten Deckeneinsturz nicht wieder zur Ruhe kommen.

Die Wand begann schon wieder zu „schreien", wie die Steinbrecher sagten, das heißt, im Innern der Felsmassen gab es ein ewiges Grollen, ein Knistern und Rieseln. Das Forstamt, dem der Schieferbruch gehörte, hatte darüber an das Bergamt berichtet, und dieses hatte demnächst eine Kommission in Aussicht gestellt, die alles durch Augenschein untersuchen und hierauf ein Referat abstatten sollte.

Die armen Leute fürchteten indes nichts so sehr, als die Einstellung der Arbeit.

Und so wollten sie's denn heute nebst der Bitte um Aufhören des Regens der heiligen Mutter ans Herz legen, daß sie dahin wirke, daß die Arbeiter im Schieferbruch nicht um ihr leztes Stück Brod gebracht würden.

Vor vier Wochen schon, gleich nachdem das Unglück im Schieferbruch sich ereignet, war der Aufruf zu diesem Bittgang ergangen, aber der Herr Pfarrer selbst hatte ihn bisher hinausgeschoben.

Erst vorgestern, am Sonntag, war der Tag des Ausganges der Prozession an der Kirchtüre angeschlagen gewesen, nachdem der Pfarrer mit lächelnder Befriedigung das Steigen des Barometers beobachtet und die meteorologischen Berichte gelesen hatte, die allerdings nicht an der Kirchentüre angeschlagen waren.

Der helle Morgen hatte die Anzahl der Bittgeher bedeutend anwachsen lassen; der Himmel schien ihnen im vorhinein seine Gunst zuzuwenden, und wer da konnte, wünschte davon zu profitiren. So hatten denn auch mehrere der Kleinbauern aus den benachbarten Ortschaften sich hier zusammengefunden.

Die Messe war vorüber.

Alles drängte aus der Kirche und stellte sich am Friedhofe und auf der Terasse auf.

Während der Herr Pfarrer sein Frühstück einnahm, traten Männer und Weiber zu einem Diskurs zusammen.

Unter den Schuljungen, die sämmtlich aufgeboten waren, war es bereits zu Streitigkeiten gekommen, und sie rannten hinter die Totenkammer, um ungestört auf einander losschlagen zu können.

Die kleinen Mädels aber umstanden zwei ihrer Genossinnen, die Töchter eines Steigers, die in weißen Kleidern erschienen waren, mit Blumenkränzen aus Organtin und Draht in den blonden Haaren, die in tausend Löckchen gebrannt, ihnen weit vom Kopfe abstanden.

Die weißen Mädchen sahen ungemein stolz aus, sie rührten sich nicht von der Stelle und nahmen die bewundernden Blicke der andern gleich einem Tribut entgegen, nur ihren besten Freundinnen ein wenig zulächelnd, was diese ermutigte, sie bei der Hand zu nehmen, um dann ebenfalls mit gehobnerem Bewußtsein um sich zu blicken.

Die Matronen schauten in gutmütiger Behaglichkeit auf die Kinder, und die eine oder die andere trat dann wohl an ihr Enkelkind oder Großnichtchen heran, um dieser das rote wollene Kopftuch fester zu binden, oder jener eine Schürze, die sich seitwärts geschoben, wieder an die rechte Stelle zu rücken.

„Die unsere hat neulich ein neues Fürtuch kriegt“, erzählte das eine Mütterchen mit einem kleinen Lächeln der Eitelkeit, „und sie hats heut umbinden dürfen, ist das a Freud' g'wesen! Und schaut's nur auf den Steiger seine Kinder, unser Herrgott muß selbst sein' Freud' dran haben.“

„Na, und das schöne Wetter dazu,“ erwiderte eine Zweite, fromm die Hände faltend, „die Heiligen haben halt doch ein gnädiges Einsehen.“

„Ich halt so viel auf die Bittgäng“, mischte sich eine Dritte ein; „man bringt sich doch immer ein wengerl ein Trost mit und ein wengerl a Hoffnung, und man kann sich halt wieder ein zeitlang auf unsern Herrgott verlassen.“

„Ja ja, so ein Tag ist nicht wie ein anderer; wenn man aufsteht, ist man schon ein ganz anderer Mensch und man denkt nicht an seine täglichen Sorgen, und das tut so gar wohl.“

„Und 's gibt doch auch was zu sehen“, versezte ein junges Weib, das ihr erstes Kind noch zu erwarten hatte, „und unsereiner kommt so gleich nirgends mehr hin. Jesus, heut wirds ja besonders schön, da kommt schon der Vorbeter, und schauts nur! jede Gmeind' hat ihren eigenen Herrgott, und ihre eigene Fahn'!“

Unter den Männern war die Unterhaltung nicht minder lebhaft gewesen.

Der Bauer Gschwandtner aus Niederndorf, mit kleinen schlauen Augen und einem großen, lachenden Mund, einen langen Tuchrock tragend, an dem noch silberne Knöpfe glänzten, war einer der wenigen, die noch etwas besaßen. Er rühmte sich, vor kurzem wieder ein „sakrisch gutes G'schäftl“ g'macht zu haben, da er das Stück Wald, das ihm noch übrig geblieben war, um „ein höllisch g'salzenen Preis“ weg'bracht hätt'.

„Freilich, 's waren schöne Eichbäum d'runter,“ schmunzelte er, „jezt san's schon z'samm g'haun, alles is schon g'fällt.“

„Aber 's heißt ja, es soll nichts mehr g'fällt werden bei uns, weil so schon alles abg'holzt is“, entgegnete der alte Michel, der, seit wir ihn zum leztenmal gesehen, zu den Jubilanten gehörte, weil ihm der Salzberg so mächtig aufg'wachsen war, daß er ihn nimmer zwingen konnte, „und 's ist ja a Straf' von fünfzig Kreuzern ausg'schrieben worden für jeden g'fällten Baum.“

Der Gschwandtner lachte, und mit seinen Augen zwinkernd: „No, so zahlt man halt die fünfzig Kreuzer, das macht weiter was aus, wenn man dafür fünfzig Gulden herein kriegen kann.“

„Wenn nur das ewige Regenwetter ein End' nehmet,“ klagte ein Männchen mit einem zusammengeschrumpften, vergrämten Gesichte, „mein Grund liegt am Wasser, und alle Jahr nimmt's mir was mit, das lezte Hochwasser hat mich ruinirt, wenn mir unser Herrgott nicht hilft, bin ich ein g'schlagener Mann.“

„Ja ja, der Regen,“ bestätigte der Michel, „mir hat's meine Hütten ganz unter Wasser g'sezt, und das bisserl Holz, das ich hab aufg'speichert g'habt, ist wegg'schwemmt.“

„Ja ja, der Regen“, seufzten alle.

„Ich weiß nöt, seit die lezten zehn Jahr ist das so ein Teixels-Wetter!“ rief der Gschwandtner, in Gewichtigkeit die Füße noch mehr auseinander spreizend, „und ich sag euch's, paßt's auf, es wird auch in dem Sommer noch nicht besser werden, und was uns nicht verfault, schlagt uns der Hagel z'samm; darum —“ er öffnete seinen großen Mund zu einem pfiffigen Grinsen, „wenn wir von der Kapellen zurück kommen, geh ich gleich nach Solenbad übri und laß mir meine Felder wieder assekuriren.“

Der Vergrämte mit den eingefallenen Wangen schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht, es lauft jezt alles zu den Juden und laßt sich verassekuriren, aber glaubt's ös denn wirklich, daß euch unser lieber Herrgott dann nimmer beikommen könnt?“

Der Gschwandtner ließ den Mund hängen und verlegen kraute er sich hinter den Ohren.

„Des mein ich nöt, Gott behüt', aber man hat halt doch a Sicherheit.“

„Da gibts keine Sicherheit, Gschwandtner,“ entgegnete der Alte mit einem fast unheimlichen Gekrächze, „und wenn unser Herrgott dich strafen will, so hat er Mittel genug, und wenn du dir deine Felder zehnmal gegen den Hagel versichern laßt, so kann er den Berg rutschet werden lassen und der deckt dir dann alles zu, und dich selber mit.“

Alle bekreuzigten sich.

„Red' nicht so was,“ verwies der Gschwandtner, „ich geh ja drum auch zum Bittgang, aber ich denk mir halt, doppelt bunden reißt nicht.“

Der Holzhauer Franzel, sein Beil über die Schulter geworfen, kam mit raschen Schritten daher. Als er die Leute gewahr wurde und die Fahnen und Kreuze, blieb er stehen. Er zog seinen Hut und machte ein Kreuz, dann winkte er den Männern zu und wollte an ihnen vorüber. Aber diese riefen ihn an und luden ihn ein mit ihnen zu kommen.

„Unser Herrgott bringt dir's schon wieder ein, wenn du ihm zu lieb etwas versäumst,“ meinte der alte Michel.

„Glaub's schon, aber ich hab keine Zeit,“ entgegnete der Franzel. „Ich komm vom Plattenberg, ich sag euch, es schaut grauslich da oben aus.“

„Geh, was ist's denn, erzähl doch,“ alle drängten sich näher an ihn, mit ängstlich fragenden Mienen.

„Ha, im Sattel, grad oberm Bruch, gibts ein Stück Wald, das schon im vorigen Herbst anzeichnet worden ist, das sollt g'haut werden. Ich steig hinauf, aber eh ich noch an die Stell komm, fallt mir's auf, daß der Boden so viel Riß zeigt.“

„Weißt, Franzel,“ unterbrach ihn der alte Michel, den, nach einer Seite geneigten Kopf in gemütlicher Weise schüttelnd, „drüber brauchst dich gewiß nicht zu ängsten, da oben hat der Berg die Riß schon seit zehn Jahren, 's ist auch schon untersucht worden, aber da laßt sich halt nichts machen.“

„Weiß' schon,“ entgegnete der Franzel ungeduldig, und sezte dann kräftiger hinzu: „Na, ich bin dafür bekannt, daß ich kein Hasenfuß bin, und wenn ich einmal eine G'fahr seh', dann wird's damit schon seine Richtigkeit haben. Ich und die Wildhüter, wir haben's gar oft schon verspürt, wenn's unten mit Dynamit sprengen, was das für a G'walt hat, wie da oben der Boden schüttert, aber so wie heut hab ich's noch nie verspürt; und wie ich näher zuschau, seh ich, daß manche Tannen ganz kreuz und quer stehen, wie von unten in der Wurzel g'hoben. Und wieder kommt ein Sprengschuß, und da war mir g'rad, als wenn ich den Boden unter meinen Füßen verloren hätt', und ich seh wie die Bäum' zittern und mir wird's schwarz vor den Augen. Wie wieder alles ruhig worden is, spring ich auf, nimm meine Hacken und da bin ich. Da oben aber wird nix mehr g'haut, das ist g'wiß, und unten sollt nix mehr g'sprengt werden.“

In dem Augenblick trat der Pfarrer im Ornat aus dem Hause, und der Vorbeter suchte nun, gleich einem General, den Zug zu organisiren.

Der Stadtherr auf dem Lande. (Seite 362.)

Die Männer aber, von dem Bericht des Franzel aufgeregt, hörten nicht auf die heiser kreischende Stimme des Vorbeters.

„Was willst denn tun, Franzel?"

„Wohin gehst denn?"

„Du willst die Anzeig machen?"

„Aber denkst auch dran, wie viel Menschen du damit um's Brot bringen kannst?"

„Laß es gehen."

„Begeh' keine Voreiligkeit. Mein Gott, die Berg' steh'n schon so viel tausend Jahr auf dem Fleck, seit die Welt erschaffen ist, und sie werden steh'n bis zum jüngsten Tag."

So erscholl es im wirren Durcheinander, und alle Augen richteten sich dabei unwillkürlich gegen die steilen Wände des Plattenberges, der, nach der einen Seite zu, einen starken Ueberhang zeigte.

„Da oben, das Stückel das so überhängt, das stürzt g'wiß amal herunter," urteilte der Gschwandtner, der, nicht aus demselben Ort, die Sache kritischer betrachtete.

„Aber wann, das ist die Frag," erwiderten die anderen geradezu erbost und gereizt. Der alte Michel aber mit den guten frommen Augen faltete die Hände: „Wir stehen in Gottes Hand, und ohne sein Wille wird uns so ein schweres Unglück nicht treffen."

Aber nun sprang der Vorbeter in die Gruppe, die Leute energisch mit Schreien, Schieben und Stoßen in die Ordnung zwängend.

(Forts. folgt.)

Nach Australien.*)

Heute steht Australien durch eine nicht geringe Anzahl von Dampferlinien von Westen her in Verbindung mit der alten Welt. Drei von ihnen befördern in regelmäßigen Fahrten die Post zwischen Europa und den australischen Kolonien. Unter ihnen darf der Reisende wählen. Die älteste und bedeutendste ist die große Peninsular and Oriental Steam Navigation Company, welche mit 55 großen Dampfern von bis 5000 Tonnen Tragfähigkeit von Southampton bis Jokohama und Sydney fährt. Wer den mehrfachen Wechsel der Schiffe scheut, mag in ununterbrochener Fahrt denselben Dampfer von Southampton über Gibraltar und Malta durch den Suezkanal nach Point de Galle auf Ceylon benuzen, wo ein Dampfer derselben großen Gesellschaft wartet, um die Reise nach Australien fortzusezen. Wer es aber vorzieht, die Seefahrt abzukürzen, und einen Blick auf Aegypten zu werfen wünscht, hat nach seinem jeweiligen Aufenthalt die Wahl über Paris und den Mont Cenis oder den Rhein hinauf über Gotthard oder Brenner, über Wien und den Semmering nach Venedig oder Brindisi, wohin jene englische Gesellschaft, kurzweg die P. and O. Company genannt, ihre Dampfer gleichfalls entsendet, um den Reisenden nach Alexandrien zu führen. Von dort kann er nach Besteigung der Pyramiden und Besichtigung anderer Wunder des Pharaonenlandes über Kairo, am Süßwasserkanal und den Großen Kanal entlang schnell genug durch die Eisenbahn Suez erreichen, um den inzwischen von Southampton angelangten Dampfer zu besteigen und in 14 Tagen die oben besprochene Fahrt über Aden nach Point de Galle zu machen. Den australischen Kontinent berührt er zuerst an seiner südwestlichen Ecke. Dort ist Albany am King George's Sund Kohlenstation, das nach 15 Tagen erreicht wird; 5 Tage später ankert man auf der Rhede von Glenelg unweit Adelaide, um die Postfelleisen auszuladen. Hier wie auf westaustralischem Gebiet bietet sich Gelegenheit zu kurzer Umschau auf dem Lande. Nach drei Tagen wird Melbourne erreicht und abermals drei Tage bringen uns nach Sydney, wenn wir nicht vorziehen, nun die Eisenbahn zu benuzen und so in der halben Zeit die Ufer von Port Jackson zu erreichen. Briefe und Zeitungen haben schon lange diesen Weg eingeschlagen. Durchschnittlich gebraucht ein Brief, um von London nach Melbourne zu gelangen, auf der Route Southampton-Melbourne 48 Tage und $15\frac{1}{2}$ Stunden, via Brindisi nur 40 Tage und $15\frac{1}{2}$ Stunden, also 8 Tage weniger. Auf dem Rückwege ist die Durchschnittszeit nach Southampton 51 Tage $9\frac{1}{4}$ Stunde, nach Brindisi 43 Tage $5\frac{1}{2}$ Stunden. Doch haben die Postdampfer ihren Bestimmungsort auch schon zehn Tage früher als die angegebene Zeit erreicht und sind in Melbourne von London nach 38, von Melbourne in London nach 41 Tagen angekommen. Die Dampfer der Orientlinie, welche von Plymouth über St. Vincent und das Kap der Guten Hoffnung zuerst Adelaide, dann Melbourne und Sydney anlaufen, brauchen durchschnittlich nicht viel mehr als 47 Tage bis Adelaide, haben aber diese Entfernung auch schon in 41 Tagen zurückgelegt. Nach Sydney brauchen sie 49 Tage. Für diejenigen Reisenden also, welche die Dampfer der P. and O. Kompagnie von Southampton aus benuzen, ist die Fahrt nach Australien keineswegs kürzer als mit der Orientlinie, welche leztere für Waaren entschieden vorzuziehen ist, da dieselben so, ohne während der Fahrt verladen zu werden, direkt an ihren Bestimmungsort gelangen. Die Entfernung beträgt in Seemeilen von Plymouth über St. Vincent, Kapstadt, Adelaide und Melbourne nach Sydney 12 820 Seemeilen, von Southampton über Gibraltar, Malta, Port Said, Suez, Point de Galle, King Georges Sund, Adelaide, Melbourne nach Sydney 11 979 Seemeilen, die Differenz ist also rund 900 Seemeilen. Eine Seemeile mißt 1,85 Kilometer.

Eine dritte Dampferlinie zwischen England und Australien ist die zwischen London und Brisbane laufende der British India Steam Navigation Company. Die Dampfer dieser Gesellschaft berühren Port Said und Suez, Aden, Batavia oder Singapore, die Thursday-Insel in der Torresstraße und die queensländischen Häfen Cooktown, Townsville, Bowen und Rockhampton. Die durchschnittlich gebrauchte Zeit, um die Post von London nach Brisbane zu befördern, beträgt via Plymouth 54 Tage, via Brindisi 47 Tage, umgekehrt werden 55 Tage, resp. 47 Tage 3 Stunden gebraucht. Die Entfernung von London über Suez und Singapore nach Brisbane beträgt 11 531 Seemeilen, ist also geringer als die der beiden vorhergenannten Linien.

Endlich bleibt uns noch ein vierter und sehr oft gewählter Weg, der nämlich über die Vereinigten Staaten. Die Fahrt nach New-York wird von Bremerhaven in 13, von Hamburg in 14 Tagen zurückgelegt. Die Reise mit der Pacific-Eisenbahn nach San Francisco dauert $6\frac{1}{2}$ Tag, doch sind die Passagiere nicht gebunden, diese Strecke in ununterbrochener Folge zurückzulegen, vielmehr hat ihr Billet, für das sie 22 Dollars gezahlt haben, drei Monate Gültigkeit, und Ausflüge können an jedem Punkt der Linie gemacht werden. Man mag die Wunder des Niagara anstaunen, das Treiben von Chicago und Omaha studiren und von Ogden mit seinen prächtigen Berglandschaften die Mormonenstadt am Salzsee besuchen. In der Goldstadt San Francisco warten die Dampfer der Pacific Mail Company. Honolulu wird in acht Tagen erreicht, Auckland nach weiteren vierzehn Tagen und nach nochmals fünf Tagen laufen wir in den Hafen von Sydney ein. Die lezte Fahrt hat 27 Tage gedauert und hat uns über 7218 Seemeilen geführt. Von London aus gebraucht ein Brief 46 Tage $5\frac{1}{2}$ Stunden, um auf diesem Wege nach Sydney zu gelangen, zurück sind 44 Tage $12\frac{1}{2}$ Stunden erforderlich.

Mit Ausschluß der Orientlinie erhalten alle diese Linien Subventionen. Da eine solche für die Besorgung bis Point de Galle von der englischen Regierung an die P. and O. Company

*) Aus „Der Weltteil Australien", von Dr. K. Emil Jung. Bd. 1 u. 2. Verlag von Freytag & Tempsky. Leipzig und Prag.

gezahlt wird, so haben die australischen Kolonien nur die weitere Fortsetzung durch eine Zweiglinie an ihre Küsten zu unterstützen. Für die Linie Point de Galle, King Georges Sund, Adelaide; Melbourne, Sydney zahlen England und die betreffenden Kolonien zusammen 85 000 Pf. St. oder 1 700 000 Mark. Ueber die Teilung des Portos für Postsachen sind bestimmte Abmachungen zwischen England und den vier Kolonien getroffen, wonach jeder Kontrahent einen bestimmten Teil erhält.

Queensland hat einen Kontrakt für sich allein geschlossen und zwar für 55 000 Pf. St. oder 1 100 000 Mark unter der Bedingung (worauf früher hierher laufende Dampfergesellschaften nicht eingehen wollten), daß seine Hauptstadt Brisbane der Endpunkt der Linie sei. An dem dritten Kontrakt mit der Pacific Mail Company partizipiren Neusüdwales und Neuseeland zu gleichen Teilen, indem sie zusammen 89 950 Pf. St. oder 1 799 000 Mark an die eben genannte Gesellschaft zahlen.

Zu diesen und andern, durch englisches Geld und im englischen Interesse unterhaltenen Dampferlinien haben sich in neuester Zeit, veranlaßt durch die wachsende kommerzielle Bedeutung des australischen Kontinents für die Industriestaaten Europas, mehrere Dampferlinien gesellt, welche teils durch die Subsidien der betreffenden Staaten unterstützt werden, teils bei dem lebhaften Frachtverkehr auch ohnedies ihre Rechnung finden.

Die deutsche Linie von R. Sloman in Hamburg gehört zu der zweiten Kategorie. Ihre Expeditionen zuerst über Kapstadt nach Adelaide, Melbourne und Sydney dirigirend, hat sie bald den Weg durch den Suezkanal gewählt, durch welchen sie jetzt regelmäßig in monatlichen Zwischenräumen ihre Dampfer entsendet. Zur ersten gehört die der wohlbekannten Messageries maritimes, deren Schiffe schon längst bis Mauritius gingen, und welche nun ihre Kurse bis zu den großen Handelsplätzen Australiens: Kings Georges Sund, Adelaide, Melbourne, Sydney und von da nach Neukaledonien fortsetzt. Die Entfernung von Marseille bis Numea beträgt 13 963 Meilen. Für diesen Dienst erhält die Gesellschaft 15 Jahre lang 2 638 000 Mark jährlich. Um eine Verbindung mit seinem Besitz am indischen Ozean zu haben, hat Südaustralien einen Kontrakt mit der British India Steam Navigation Co. abgeschlossen, wonach es dieser Gesellschaft 50 000 Mark für den Dienst zwischen Palmerston und Adelaide zahlt. So ist denn heut dem Reisenden wie dem Kaufmann die mannichfachste Gelegenheit geboten, mit dem fünften Weltteil in regelmäßige und schnelle Verbindung zu treten, und jährlich mehren sich die Wege, welche zu ihm führen.

Statistische Uebersicht über die wirtschaftlichen Verhältnisse der australischen Kolonien 1880—81.

Kolonie	Flächen-Inhalt qkm.	Bevölkerung 3. April 1881.	Verkaufte Kronländer ha.	Ertrag daraus Pfd. St.	Bebautes Land ha.	Weizen: Bestelltes Areal ha.	Weizen: Ertrag hl.	Hafer: Bestelltes Areal ha.	Hafer: Ertrag hl.	Gerste: Bestelltes Areal ha.	Gerste: Ertrag hl.
Neusüdwales	799 139	751 468	13 307 906	30 296 717	282 799	101 016	1 483 494	7 169	142 448	3 156	64 241
Victoria	229 078	862 346	4 861 011	19 608 398	797 566	390 576	3 886 620	53 564	943 384	27 392	425 400
Südaustralien	2 341 611	279 865	3 576 971	12 029 626	1 028 796	693 417	3 442 604	1 742	20 028	5 230	60 754
Queensland	1 730 721	213 525	1 823 889	3 568 484	48 352	4 378	89 297	56	831	600	13 573
Westaustralien	2 527 283	28 668	677 248	unbekannt	25 561	11 075	165 458	528	10 032	2 546	45 821
Tasmanien	68 766	115 705	1 693 148	1 942 581	149 320	20 009	300 016	7 941	175 788	3 319	67 622
Zusammen	7 696 598	2 251 577	25 940 173	67 445 806	2 332 394	1 220 471	9 367 489	71 000	1 292 511	42 243	677 411

Kolonie	Mais: Bestelltes Areal ha.	Mais: Ertrag hl.	Kartoffel: Bestelltes Areal ha.	Kartoffel: Ertrag Tonnen	Wein: Bepflanztes Areal ha.	Wein: Ertrag hl.	Pferde	Rinder	Schafe	Schweine	Postverkehr Stück
Neusüdwales	90 272	1 793 383	7 598	51 936	1 889	26 293	395 984	2 580 040	32 399 547	308 205	33 987 160
Victoria	708	19 720	16 909	124 706	1 992	19 781	275 446	1 285 487	10 355 266	241 836	38 394 169
Südaustralien	—	—	2 235	16 170	1 735	22 543	157 915	307 177	6 463 897	131 011	16 131 540
Queensland	17 644	563 843	2 444	16 177	296	3 845	179 152	3 162 752	6 935 967	66 248	9 229 349
Westaustralien	13	179	188	1 649	264	—	34 568	63 719	1 231 717	24 232	1 172 932
Tasmanien	—	—	4 168	32 548	—	—	25 267	167 187	1 783 611	48 029	5 028 229
Zusammen	108 637	2 377 125	33 542	243 186	6 176	72 462	1 068 332	7 566 362	59 170 005	819 561	103 943 379

Kolonie	Eisenbahnen: im Betrieb km.	Eisenbahnen: im Bau km.	Telegraphen: Linien km.	Telegraphen: Drähte km.	Einfuhr Pfd. St.	Ausfuhr Pfd. St.	Einkünfte Pfd St.	Ausgaben Pfd St.	Staatsschuld Pfd. St.	Schulden an England überhaupt Pfd. St.	Bankdepositen 31. Dez. 1881 Pf. St.
Neusüdwales	1 365	23	12 728	21 101	13 950 075	15 525 138	4 904 230	5 560 078	14 903 916	25 000 000	10 279 324
Victoria	1 783	730	5 144	9 630	14 556 894	15 954 559	4 621 282	4 875 029	22 060 749	31 000 000	12 280 551
Südaustralien	1 090	510	7 606	11 046	5 581 498	5 574 505	2 027 964	1 923 605	9 865 500	15 000 000	2 183 754
Queensland	933	274	6 229	13 040	3 087 296	3 448 160	1 612 314	1 673 695	12 182 150	16 000 000	2 067 845
Westaustralien	118	32	2 486	2 547	353 669	499 183	180 050	204 338	361 000	750 000	?
Tasmanien	277	—	1 405	1 754	1 369 223	1 511 931	439 780	423 745	1 943 700	3 250 000	858 784
Zusammen	5 566	1 569	38 598	59 118	38 898 655	42 513 476	13 785 620	14 660 490	61 317 015	91 000 000	27 670 258

Kolonie	Handelsflotte: Segelschiffe Zahl	Segelschiffe Tonnen	Dampfer Zahl	Dampfer Tonnen	Insgesammt Zahl	Insgesammt Tonnen	Schiffsverkehr: Eingang Schiffe	Eingang Tonnen	Ausgang Schiffe	Ausgang Tonnen	Zusammen Schiffe	Zusammen Tonnen
Neusüdwales	493	54 565	277	32 708	770	87 333	2 008	1 242 458	2 043	1 190 321	4 151	2 432 779
Victoria	251	43 469	84	15 161	335	58 630	2 076	1 078 885	2 115	1 101 014	4 191	2 179 899
Südaustralien	207	24 567	73	6 798	280	31 365	1 045	590 085	1 111	610 813	2 156	1 200 904
Queensland	59	3 167	35	1 896	94	5 057	1 225	633 673	1 221	621 909	2 446	1 255 576
Westaustralien	109	6 643	12	569	121	7 212	165	123 985	168	126 444	333	250 429
Tasmanien	181	14 263	20	3 280	201	17 543	654	205 217	655	208 086	1 309	413 303
Zusammen	1 300	146 674	501	60 412	1 801	207 140	7 173	3 874 303	7 313	3 858 587	14 586	7 732 890

Unter dem Direktorium.

Von **Wilhelm Blos.**

(Siehe Illustration Seite 352—353).

Zur Zeit der großen Umwälzungen von 1789 bis 1815 haben in Frankreich verschiedene Regierungsformen miteinander abgewechselt. Die Berufung der ersten Nationalversammlung und die Erstürmung der Bastille leiteten die Bewegung für die konstitutionelle Monarchie ein, die mit der Verfassung vom 3. September 1791 ihren Abschluß fand. Die konstitutionelle Monarchie dauerte bis zum 10. August 1792, an welchem Tage die Tuilerien erstürmt wurden und die Nationalversammlung den König suspendirte. Vom 10. August bis 21. September 1792 folgte ein Interregnum unter der eigentlichen Regierung Dantons; am 21. September wurde die französische Republik proklamirt. Die dritte Nationalversammlung, der Nationalkonvent, übernahm neben der Vertretung auch die Regierung und Verwaltung des Landes, die er durch seine Ausschüsse (Wohlfahrtsausschuß, Sicherheitsausschuß u. s. w.) besorgen ließ. Vor Ablauf seiner dreijährigen Legislaturperiode schuf der Konvent eine neue Verfassung, die Verfassung vom Jahre III*) genannt, welche ein aus fünf Männern bestehendes Direktorium als Exekutivgewalt einsezte und ein Zweikammersystem einführte. Die Verfassung vom Jahr III, die vom 4. November 1795 an bestand, wurde von Napoleon Bonaparte am 9. November 1799 umgestürzt. Die Republik blieb dem Namen nach über vier Jahre bestehen, während Napoleon als Konsul mit absoluter Gewalt herrschte; im Jahr 1804 ließ er sich zum erblichen Kaiser ernennen und dankte 1814 ab; von Elba zurückgekehrt, regierte er nochmals hundert Tage, bis die Schlacht von Waterloo seinen endgiltigen Sturz und die abermalige Herrschaft der Bourbonen herbeiführte.

In dieser Zeit der großen Staatsumwälzungen, die ganz Europa eine veränderte Gestalt gaben, ist die Episode von 1795 bis 1799, da Frankreich von einem Direktorium regiert wurde, eine der interessantesten, und zwar deshalb, weil wir in dieser Periode die bürgerliche Gesellschaft, welcher die alte aristokratische Gesellschaft hatte Plaz machen müssen, ganz ledig sehen jener Rücksichten, die sie während der sogenannten Schreckenszeit hatte nehmen müssen gegenüber den stürmischen Volksmassen der großen Städte, namentlich gegenüber der revolutionären Bevölkerung der Vorstädte von Paris. Die zur Herrschaft gelangte Klasse genoß ihren Triumph mit vollen Zügen. Wenn vorher die Freiheit das Stichwort der Revolution gewesen war, so wurde es jezt die Gloire, der militärische Ruhm, womit sich die neue bürgerliche Gesellschaft den Soldaten erzog, der ihr den Fuß auf den Nacken sezen sollte.

Nachdem man die Verfassung vom Jahre III vollendet hatte, wurden die fünf Männer gewählt, denen man die Geschicke Frankreichs anvertrauen wollte. Es waren Rewbell, ein Advokat aus Kolmar im Elsaß, dem man große Kenntnisse in der Verwaltung zuschrieb; Letourneur, ein ehemaliger Genieoffizier; Barras, ein ehemaliger Adeliger; Larevellière-Lépaux, ein für einen neuen Kultus schwärmender Advokat, und Siéyes, der einen großen Ruf als staatsmännischer Denker besaß. Der ehemalige Abbé Siéyes lehnte ab und seine Stelle nahm der berühmte Carnot ein, der sich als Leiter des Kriegswesens im Wohlfahrtsausschuß einen Weltruf verschafft hatte.

Die Umstände, unter denen diese fünf Männer die Regierung antraten, waren nicht besonders ermutigend. Der Konvent, der sich am 25. Oktober aufgelöst, hatte die Republik in einer gänzlichen Erschöpfung zurückgelassen. Geld war fast gar keins mehr da; man mußte also wieder zu dem peinlichen Mittel seine Zuflucht nehmen, neues Papiergeld (Assignaten) auszugeben, dessen Wert damals auf $^{10}/_{15}$ Prozent stand und später auf $^{1}/_{2}$ Prozent sank, so daß man für 200 Franks Papiergeld einen Frank in Münze erhielt. Man konnte den Generalen nicht einmal die acht Franks in Silber auszahlen, die sie als eine Monatszulage zu ihrem papiernen Gehalt erhalten sollten. Als die Direktoren in dem Luxembourgpalast, den man ihnen als Wohnung angewiesen hatte, ankamen, fanden sie nicht ein einziges Stück Möbel darin*). Vom Kastellan liehen sie sich einen Tisch, der sehr wackelig war, und fünf Strohstühle, deren Geflecht sehr schadhaft erschien. Im Kamin war Feuer, das mit vom Kastellan geborgtem Holze geschürt wurde. Man hatte kluger Weise einige Bogen Papier mitgebracht, und darauf schrieb man die Botschaft nieder, durch die das Direktorium den zwei gesezgebenden Körperschaften anzeigte, daß es konstituirt sei.

Der Konvent hatte dieser Regierung eine sehr schlechte Erbschaft hinterlassen; eine unermeßliche Schuldenlast und eine in den Revolutionsstürmen schlaff gewordene Menge. Die republikanische Begeisterung war geschwunden; sie bestand fast nur noch in den Heeren, die an den Grenzen kämpften. Der Royalismus trat drohend hervor; man hatte soeben (5. Oktober 1795) erst einen royalistischen Aufstand der pariser Bürger mit Kartätschen unterdrücken müssen. Die Republik unter dem Direktorium unterschied sich übrigens von einer Monarchie nur durch den Namen, wenngleich die Phraseologie des Konvents noch in den öffentlichen Erlassen beibehalten wurde.

Die Direktoren teilten sich in die Beaufsichtigung der Staatsgeschäfte. Rewbell beschäftigte sich mit der Justiz, den Finanzen und den auswärtigen Angelegenheiten, vergaß aber nicht, für seinen Geldbeutel zu sorgen; Larevellière-Lépaux übernahm den Unterricht und Verwandtes und beschäftigte sich mit seiner neuen Religion; Letourneur hatte die Marine und die Kolonien unter sich. Carnot beschäftigte sich mit dem Kriegswesen, wie er im Wohlfahrtsausschuß getan. Er war der einzige Demokrat im Direktorium, und sein reiner Karakter mußte sich von der Atmosphäre von Korruption, die das Direktorium umgab, abgestoßen fühlen. Carnot ist für die Schmach und die Verbrechen, mit denen sich das Direktorium beladen hatte, nicht haftbar**).

Barras, der von den Geschäften wenig verstand, übernahm es, die Regierung zu repräsentiren. Da er sich den Anschein gab, als sei er die Seele der Regierung, so wurde er sie auch. Die eigentliche Geschäftsleitung überließen die Direktoren, mit Ausnahme Carnots, den Ministern***).

Barras ist so ziemlich der Typus der neugeschaffenen, wenn man sagen darf, bürgerlichen Aristokratie, welche damals in Frankreich herrschte, und zugleich ist seine Person das beste Bild von dem moralischen Zustand dieser Klasse. Er war ursprünglich Vicomte de Barras und hatte in Ostindien als Lieutenant gedient. Beim Ausbruch der großen Bewegung wählte man ihn in die Generalstände. Er spielte in dieser großen Versammlung keine Rolle, beteiligte sich aber an fast allen revolutionären Akten. Im Konvent hielt er sich mit Tallien, Freron und Bourdon von der Oise zu der Partei Dantons. Er stimmte für den Tod des Königs. Als Konventskommissär wurde er 1793 nach dem Süden gesandt und war bei der Eroberung von Toulon und Marseille zugegen, wo er dem Siege eine blutige Rache folgen ließ. Er gehörte zu den Gegnern Robespierres und der Sturz desselben war zum großen Teil sein

*) Die Franzosen hatten eine neue Zeitrechnung und einen republikanischen Kalender eingeführt. Die neue Zeitrechnung (das Jahr I) begann mit dem 22. September 1792.

*) Nach Bailleul, Examen critique u. s. w.

**) Nach seiner Ausstoßung aus dem Direktorium deckte Carnot in einer Denkschrift die Schändlichkeiten seiner Regierungsgenossen auf.

***) 1798 wurde ein Deutscher unter dem Direktorium Minister des Auswärtigen. Es war Karl Friedrich Reinhard, geb. 1761 zu Schorndorf in Württemberg, gest. 1837 zu Paris.

Werk. Barras war gewöhnlich träge, aber im Moment der Gefahr konnte er eine außerordentliche Entschlossenheit beweisen. Nicht nur beim Sturze Robespierres, sondern auch am 5. Oktober 1795, als die pariser Royalisten, 30000 Mann stark, den Konvent angriffen, war Barras der Mann der Situation. Er sagte: „Ich kenne einen kleinen Korsen, der es ihnen besorgen wird." Dieser kleine Korse war Napoleon Bonaparte, den Barras bei Toulon kennen gelernt hatte. Bonapartes Kartätschen schmetterten die Royalisten nieder, allein damit war die Bahn eröffnet, auf welcher Frankreich in die Hand eines glücklichen und verwegenen Artillerielieutenants kommen sollte. Uebrigens stand Barras zu Bonaparte noch in anderen Beziehungen betreffs der späteren Kaiserin Josephine. Diese Josephine, eine heißblütige Kreolin, erfreute sich keines guten Rufes. Schon ihr erster Gemahl, der General Beauharnais, hatte die Scheidung gegen sie beantragt. Beauharnais ward 1794 guillotinirt und Josephine ward die intime Freundin von Barras, der sie an Napoleon Bonaparte abtrat, wozu der „kleine Korse" auch den Oberbefehl über die italienische Armee bekam, an deren Spize er seinen Ruhm und seine Macht begründen sollte.

Barras und die Bourgeoisie, die der Zeitrichtung entsprechend republikanische Manieren angenommen hatte, konnten sich unter dem strengen Tugendregiment Robespierres nicht behaglich fühlen. Diese Klasse wollte ihren Sieg über die alte Aristokratie genießen. Unter der blutigen Herrschaft des Schreckens war dies nicht möglich gewesen. Ein verwöhnter Gaumen konnte seinen Besizer schon vor das Revolutionstribunal bringen; man weiß, daß Dantons Schmausereien in der Anklage gegen ihn eine große Rolle spielten*). Man mußte spartanisch leben, um nicht den Spionen Robespierres verdächtig zu werden; man mußte sich stellen, als nähme man seine trockenen Tugendpredigten ernst, und man beugte sich der dogmatischen Strenge seines Genossen Saint Just. Paris kämpfte täglich mit einer Hungersnot und das Dasein der verarmten Massen war nichts weniger als ein menschenwürdiges. Die schönen Reden im Konvent und das Revolutionstribunal konnten über diesen Zustand nicht hinwegtäuschen und die sich so oft wiederholenden Aufstände der Vorstädte legten nur zu deutlich Zeugnis ab von der Not der großen Menge.

Das Schreckenssystem spendete dem Volke Hinrichtungen statt Brod, weshalb auch die große Masse ihren früheren Abgott Robespierre so gleichgültig fallen und töten ließ. Die Barras und Genossen hatten wohl die Zustände benüzt, um Robespierre und seine Genossen zu verdächtigen; in Wahrheit dachten sie aber noch weit weniger daran, dem Elend der Masse zu steuern. Sie wünschten nur für sich, für ihre Klasse das alte Paris zurück mit seinen Genüssen, seinem Prunk, seinen galanten Frauen, seinen glänzenden Schauspielen und seinen leichtfertigen Sitten. Der Unterschied war nur der, daß die Direktoren im Luxemburg die Stelle des alten Hofes in den Tuilerien vertraten. Auf die Rückkehr der alten leichtfertigen Sitten lauerte eine zahlreiche Menge, der das strenge Schreckensregiment ein Greuel war. Schon beim Sturze Robespierres zeigte sich dies. Als der geächtete Diktator zum Schaffot geführt wurde, erschienen an den Fenstern eine Menge von schamlos entblößten Frauen, die man früher bei solchen Gelegenheiten nie gesehen hatte. Sie witterten, daß ihre Zeit wieder gekommen sei. Indessen förderten auch noch andere Umstände die Wucht der neueintretenden Reaktion. Das Schreckenssystem hatte nicht nur die feineren Lebensgenüsse verpönt, sondern es hatten auch einige rohe Menschen die Kunst, die Wissenschaften und die Gelehrsamkeit in banausischer Weise verfolgt. Das kam alles zusammen, um nach dem Sturze Robespierres den Rückschlag um so größer zu machen.

Während man die Jakobiner verfolgte, die Aufstände der Vorstädte niederschlug und während an den Terroristen blutige Racheakte vollzogen wurden, die den Ausschreitungen des Schreckenssystems nicht nachstanden, sammelte sich in Paris die neue Gesellschaft, die aristokratische Bourgeoisie, die ihre Herrschaft genießen wollte. Während der reaktionär gewordene Konvent jene wutschnaubenden Dekrete erließ, in denen die Jakobiner als Blutsäufer (buveurs de sang) bezeichnet wurden, eröffnete Frau Tallien ihren berühmten Salon, in dem sich die „feine" Gesellschaft und die berühmten Namen jener Zeit zusammenfanden. Madame Tallien war eine Spanierin*); sie hatte in Bordeaux die Bekanntschaft Talliens gemacht, der dort als Konventskommissär blutig gegen die Anhänger der Girondisten wütete, zu deren Aufspürung man u. a. auch Hunde abgerichtet hatte. Tallien verliebte sich leidenschaftlich in die schöne Spanierin und bald beherrschte sie ihn; sie soll viele Verhaftete gerettet, aber auch Geld nicht verschmäht haben. Tallien, der im ganzen ein nichtsnuziger Mensch war, wurde abberufen und Frau von Fontenay als verdächtig verhaftet. Um sie zu retten war Tallien sehr tätig, ein Komplott gegen Robespierre zusammen zu bringen, was ihm um so eher gelang, als niemand mehr seinen Kopf sicher fühlte. Tallien leitete den Angriff gegen Robespierre, der dessen Sturz herbeiführte, ein, und so ward die zwanzigjährige Spanierin eine der Ursachen jener großen Katastrophe vom 27. Juli (9. Thermidor) 1794.

Die Frau Parlamentsrätin ward nun Frau Tallien und gab unter den glänzenden, genußsüchtigen, leichtsinnigen und frivolen Besuchern ihres Salons den Ton an. Man wollte in vollen Zügen genießen; deshalb ward zunächst die Ehescheidung erleichtert. Schon „die Unzuträglichkeit der Gemütsstimmung" (incompatibilité d'humeur) reichte hin, eine Scheidung zu begründen. In der Mode, bei denen wiederum Madame Tallien den Ton angab, beflissen sich die Frauen einer mehr als griechischen Nacktheit. Die Männer bewohnten, um mit Viktor Hugo zu reden, ungeheure Halskrausen und waren bemüht, die Steifheiten und Lächerlichkeiten des ancien régime wieder zu beleben oder womöglich noch zu übertreffen. Die Tracht der Frauen schien förmlich darauf berechnet zu sein, die äußerte Zügellosigkeit da einzuführen, wo sie nicht vorhanden war. Ein Schriftsteller nannte die Mode, bei der Frau Tallien den Ton angab, das costume de nudité (die Tracht der Nacktheit). Die Damen erschienen in weiten weißen Gewändern, die an den Seiten weit offen waren vom Gürtel an, der ungemein hoch, dicht unter der Brust, um den Leib gelegt war. Brust und Nacken waren ganz entblößt. An den Füßen trug man statt der Stiefelchen Sandalen; auch die Strümpfe fand Madame Tallien überflüssig, um die elegante Form ihres Füßchens besser bewundern lassen zu können. Sie brachte die Mode auf, an den großen Zehen kostbare Ringe zu tragen. Zuweilen beschränkte man die Kleidung auch auf das Aeußerste und die Damen erschienen in fleischfarbenen Trikots. In diesem Kostüm, „das nichts verhüllt," wurde die Tallien häufig abgebildet.**)

Unter der Menge gab es natürlich Frauen, die weit über die Lascivität der Tallien hinausgingen. Es schien, als wolle man zu einem ganz und gar paradiesischen Kostüm zurückkehren. Eines Tages entstand ein gewaltiger Straßenauflauf in Paris. Drei junge Mädchen, die Töchter angesehener Familien, waren

---

*) Die Wütriche des Revolutionstribunals schlachteten eine arme Frau, bei der man im Kehricht einige faule Eier gefunden hatte. Dies wurde als Verbergen von Lebensmitteln betrachtet und darauf stand der Tod.

*) Therese Tallien war die Tochter des Grafen Cabarrus in Saragossa; sie heiratete sehr jung den Parlamentsrat Fontenay, von dem sie sich scheiden ließ, um Tallien zu heiraten. Napoleon gehörte auch zu ihren Verehrern, brach aber bald mit ihr. Sie ließ sich von Tallien scheiden und heiratete den Fürsten Chimay. Sie starb 1835.

**) Der bekannte Historiker Wachsmuth hat mehrere von diesen Abbildungen gesehen. Eine Broschüre aus jener Zeit, betitelt: „Brief des Teufels an die verworfenste Dirne von Paris" zählt die Sünden der Tallien auf und spricht von ihren abgeschnittenen Haaren, ihrer entblößten Brust und ihren fleischfarbenen Beinkleidern. Ein Volkslied besingt die Mode der dünnen Kleider, durch welche alles durchscheint und die so sehr bequem sind:

„Grâce à la mode
On n'a qu' un vêtement,
Ah! Que c'est commode;
On n'a qu'un vêtement —
Il est transparent" etc.

von der Sucht nach der Nacktheit dermaßen angesteckt worden, daß sie sich auf die Straße begaben, ohne mit etwas anderem als mit einem ganz dünnen Schleier, der von den Schultern bis zu den Knieen ging, bekleidet zu sein. Sie wurden von der Volksmasse unter Spott und Hohn nach Hause gejagt.

Der Kleidung entsprach das Leben, das diese Gesellschaft führte, und Barras wurde bald für die männliche Welt dasselbe, was die Tallien für die weibliche war. Die Wohnung des Direktors wurde der Schauplatz wüster Orgien. Da man Barras als die Seele des Direktoriums betrachtete, so trug seine Beteiligung an allen Ausschreitungen der vornehmen Welt nicht wenig dazu bei, Haß gegen das Direktorium zu erwecken und zu nähren. Der dritte im Bunde mit Barras und Tallien war Fréron, dessen Zeitung das Lieblingsorgan dieser zügellosen Gesellschaft war.

Damals hatte schon jenes Erpressungssystem begonnen, mit dem das Direktorium den bis zur Leistungsunfähigkeit geschwächten Finanzen Frankreichs wieder aufhalf. Wo seine Heere einbrachen, wurden Millionen und aber Millionen als Kriegskontributionen erpreßt und nach Paris gesandt. Man begnügte sich nicht mit Geld, sondern nahm auch berühmte Gemälde und Statuen, überhaupt alle kostbaren Kunstsachen mit, die den französischen Generalen gefielen. Die Direktoren sandten den Generalen lange Anweisungen bezüglich der Erpressungen. Die Bonaparte, Masséna, Augereau, Soult, Moreau, Vandamme, Jourdan, Hoche, Kellermann, Souham, Saint Cyr, Kleber u. s. w. haben Millionen über Millionen erpreßt und nach Paris gesandt. So hatte das Ausland die Orgien dieser republikanischen Aristokratie zu bezahlen.

Unsere Illustration (S. 352/53) stellt einen Vormittag bei Barras vor. Der lüderliche Direktor nimmt die Huldigungen der nur zu zwei Dritteln bekleideten Damen entgegen, die seinen Hofstaat bilden. Die Staatsmänner und Generale treten zurück vor der Pracht und dem Glanz der weiblichen Toiletten, und auf Barras niederträchtigem Gesicht liegt ein Lächeln der Befriedigung. Aber in der Ecke rechts steht der junge Mann mit langgelocktem Haar, dessen Bayonete bald diese verfaulte Gesellschaft*) über den Haufen werfen werden, um an ihre Stelle einen eisernen Militärdespotismus zu setzen — Napoleon Bonaparte. Hinter Napoleon steht in glänzender Husarenuniform Murat, der in den Zeiten revolutionärer Hochflut sich „Marat“ nannte und später König von Neapel werden sollte. Der Blick, den der „kleine Korse“ auf Barras wirft, verkündet den ganzen Ehrgeiz, der in seiner Brust stürmt und tobt.

*) Napoleon nannte den Barras und seine Partei „die Verfaulten“ (les pourris).

Die Direktorialregierung, die in der Tat „verfault“ war, mußte bald ihrem Schicksal verfallen, wenn auch Barras und Tallien mit allen Parteien konspirirten*). Umsonst stieß man beim Staatsstreich von 1797 den edlen Carnot aus; umsonst verletzte Barras die Verfassung und ließ eine Anzahl Mitglieder der Opposition in den gesetzgebenden Körpern verhaften und zur Deportation verurteilen; die Position des Direktoriums wurde immer unhaltbarer. Die Personen wechselten; Merlin von Douay, Treilhard u. a. kamen ins Direktorium, und zuletzt der hinterlistige Sieyes, der sich sogleich nach Bonapartes Rückkehr aus Egypten mit dem berühmten jungen General zum Sturz der Regierung verband. Aber Bonaparte überließ ihm nicht die Regierung, wie er gehofft hatte, sondern nahm alles für sich in Beschlag, und Sieyes sagte sich: „Wir haben einen Herrn“. Man hatte diesen Herrn auch verdient.

Barras, der bis zuletzt im Direktorium geblieben war, wurde von Napoleon genötigt, sich auf sein Gut Grosbois zurückzuziehen, wohin ihn Napoleon „zum Schutze“ durch eine Schwadron Husaren begleiten ließ. Er lebte noch eine Weile in Frankreich; da Napoleon aber von seinen Konspirationen Kenntnis bekam, mußte Barras Frankreich verlassen.

1816 wurden alle Konventsmitglieder, die für den Tod Ludwig XVI. gestimmt hatten, aus Frankreich ausgewiesen, soweit sie noch am Leben waren; nur Barras und Tallien blieben davon ausgenommen. Man hielt sie deshalb für geheime Anhänger der Bourbonen. Als Barras 1829 starb, ließ die Regierung seine sämmtlichen Papiere sofort mit Beschlag belegen. Tallien starb verachtet und vergessen 1820 zu Paris.

Wenn der Kulturhistoriker Kolb sagt, die Verfassung vom Jahre III sei für Frankreich die vernünftigste gewesen, so kann man darüber streiten; das aber steht fest, daß selten eine Verfassung auf einer korrupteren Basis stand, als jene Verfassung, die sich auf die Schultern der aristokratischen Bourgeoisie der Direktorialzeit gestützt hat.

*) Barras konspirirte mit Royalisten, Demokraten und sogar, wie es scheint, mit dem Kommunisten Babeuf; Tallien wurde als heimlicher Royalist verdächtig; um seinen Ruf wieder aufzufrischen, hatte er 1795 nach der Schlacht von Quiberon etwa 600 gefangene Emigranten, die Frankreich mit den Waffen in der Hand und mit englischer Hilfe angegriffen hatten, erschießen lassen.

Aus der Franzosenzeit.

Erzählung von Franz Lehmann. (Schluß.)

Der eine Schurke hatte Luisen, die einer Ohnmacht nahe war, schon zur Tür hinausgeschoben, und der andere machte sich das teuflische Vergnügen, meinem Vater das Bajonet so fest gegen die Brust zu drücken, daß es den Rock durchdrang und die Haut ritzte. Da klang ein neuer Schritt auf der Treppe; ich konnte nicht sehen, wer kam, aber ich hörte einen kurzen, heftigen Wortwechsel in französischer Sprache, und gleich darauf trat der Korporal Morin, die leblose Luise in den Armen haltend, von dem Voltigeur gefolgt, dessen Augen Blitze ohnmächtiger Wut zu sprühen schienen, in die Kammer.

Er legte das Mädchen sanft auf mein Bett, dann schlug er das Bajonet zur Seite, das noch immer meinen Vater bedrohte.

Er brauchte nicht viel zu fragen. Die Situation, in der wir uns befanden, die schweren Leinwandsäcke der Soldaten, das Loch in der Mauer sagten ihm alles.

„Schurken, Hunde, die Ihr seid,“ schrie er die Voltigeurs an, „ist das eure Tapferkeit, wehrlose Bürger auszuplündern und zu verletzen; habt Ihr den gestrigen Armeebefehl vergessen, der bei strenger Strafe die Schonung des Privateigentums anordnet? Auf der Stelle gebt euren Raub wieder und entfernt euch, wenn Ihr nicht wollt, daß ich eure Handlungsweise dem Kapitän melde. Ihr wißt, was euch dann erwartet!“

Ohne ein Wort zu entgegnen leerten die Kerle ihre Brotbeutel wieder aus und schlichen wie ein paar begossene Hunde die Treppe hinunter.

„Gott sei Dank,“ sagte Morin, uns allen die Hand reichend, „daß mich mein Dienst nochmals in die Stadt zurückführte. Ich ahnte ähnliches und eilte, nachdem ich mich meines Dienstes entledigt, nochmals hierher. Gottlob kam ich noch zu rechter Zeit.“

Keines von uns war eines Wortes mächtig, nur durch Blicke konnten wir dem wackern Manne danken. Doch dieser schien nichts davon zu bemerken, seine Augen ruhten allein auf Luisen, die sich eben von ihrer Betäubung zu erholen begann.

Da schallte Trommelwirbel von der Straße herauf, Morin fuhr wie aus tiefem Traume erwachend auf und strich sich mit der Hand über die Stirn, als ob er einen Gedanken, dessen Ausführung unmöglich war, verscheuchen wolle.

„Es wird Allarm geschlagen, ich muß fort, lebt alle wohl!“

rief er und schüttelte uns nochmals die Hände; Luisens Hand aber zog er einen Augenblick an seine Lippen, dann wandte er sich und stürmte hastig hinaus.

Eine Viertelstunde später war kein Franzose mehr in der Stadt zu sehen. Auf den Rat des schleunigst herbeigerufenen Arztes wurde meine Wunde mit Eiswasser gekühlt, und am andern Tage konnte ich bereits wieder umhergehen. Das Geld und die Wertsachen hatte mein Vater am Abend desselben Tages außerhalb der Stadt in unserm Garten vergraben, wo sie unentdeckt blieben, bis wir sie nach Beendigung des Krieges wiederholten; an ihrer Stelle warf ich die Trümmer der zerschlagenen Kuriositäten in die Höhlung, und sezte das Loch einstweilen mit den herausgebrochenen Backsteinen, so gut es ging, wieder zu. Da wir nicht gleich einen Handwerker bekommen konnten, der die Wand gründlich reparirt hätte, wurde ein Kleiderschrank vor die beschädigte Stelle gerückt und beschlossen, daß das Loch erst zugemauert werden solle, wenn die Kammer im nächsten Sommer frisch getüncht werde, aber da aus verschiedenen Gründen kurze Zeit darauf mein Bett in einem andern Raume aufgeschlagen wurde, unterblieb das Tünchen, und auch das Loch wurde nicht vermauert.

Wir erinnerten uns noch oft jenes Schreckenstag, aber von Morin vernahmen wir nichts wieder, so sehr sich auch mein Vater bemühte, seinen Aufenthaltsort zu erfahren, um ihm wenigstens schriftlich unsern Dank ausdrücken zu können.

Seitdem waren sieben Jahre vergangen, ich hatte mich verheiratet und die Apoteke übernommen. Napoleons Glücksstern war in Rußland verblichen, und die Völkerschlacht bei Leipzig hatte seinem Verhängnis das Siegel aufgedrückt.

Die kämpfenden Heere blieben diesmal unserer Gegend fern, nur endlose Wagenkolonnen oder Gefangenentransporte zogen manchmal durch unser Tal. Eines Tages, es war im November 1813, und nach vielen kalten Regentagen noch verhältnismäßig recht milde Witterung, eskortirten etwa fünfzig österreichische Infanteristen und ebensoviel Kosaken eine Schaar von fünf- bis sechshundert gefangenen Franzosen durch die Stadt. Die Oesterreicher marschirten an der Spize und am Ende des Zuges, zu dessen beiden Seiten die Kosaken ritten. Sie schienen wohlgenährt und wohlgekleidet zu sein; um so schlimmer waren aber die armen Gefangenen daran, man merkte es ihnen an, daß sie schon viele angestrengte Tagemärsche bei schlechtem Wetter und ungenügender Verpflegung zurückgelegt hatten. Kleider und Schuhwerk waren abgerissen und beschmuzt, und viele schleppten sich nur mühsam weiter. Ich sah wie einer zusammenbrach, aber die Kosaken prügelten ihn so lange, bis er sich wieder aufraffte, nach fünfzig Schritten stürzte der Arme wieder zu Boden und von neuem regnete es Hiebe auf ihn, er wankte abermals einige Schritte weiter, dann fiel er abermals auf das Pflaster, und als er nun troz aller Schläge bewußtlos liegen blieb, stach ihn ein Kosak mit seiner Lanze in den Rücken, und ebenso machten es dessen Kameraden, die noch an dem Leblosen vorüberritten, der ganz durchlöchert wurde.

Die ganze Kolonne lagerte sich auf der von der Saale und dem Mühlgraben gebildeten Insel, über welche die große steinerne Brücke führt, und von der Bürgerschaft mußten schleunigst eine Menge Kartoffeln, Brot, Fleisch und Bier geliefert werden, um die Gefangenen und ihre Eskorte für den Abend und andern Morgen zu verpflegen.

Uns und unseren beiden Nachbarn zur Rechten und Linken war aufgegeben worden, je ein Brod zu liefern, und da ich mir das Lagerleben gern ansehen wollte, packte ich unserm alten Stößer Haupt die drei Brote in einen Tragkorb, nahm auch noch einen großen Topf voll Wurstsuppe mit, wir hatten kurz vorher geschlachtet, und ging mit Haupt hinunter nach der Insel.

Die Franzosen waren von einer dichten Postenkette umstellt, doch wurden wir ohne weiteres durchgelassen und gaben unsere Brode dem Proviantmeister ab; der Topf mit der Wurstsuppe ging von Mund zu Mund, und dieselbe schien den Franzosen ausgezeichnet zu schmecken, beinahe hätten sie mir den Topf zerbrochen, so drängten sie sich herum.

„O, Monsieur, 'aben Sie nicht noch ein wenig von die gute Bouillon für ein Kranker," sprach eine schwache Stimme hinter mir.

Ich wendete mich um und schaute in ein blasses, eingefallenes Gesicht, dessen Augen tief in ihren Höhlen lagen. Leider hatte ich keinen Tropfen Suppe mehr im Topf und wollte dem Franzosen eben ein kleines Geldstück geben, als derselbe meine Hand ergriff und mich starr anblickte.

„O, mein Gott, Sie sind es, Monsieur F.," rief er endlich auf französisch. „Kennen Sie mich nicht mehr? — Ich heiße Morin!"

Jezt wußte ich, warum mir die Stimme so bekannt vorgekommen war. Ja, er war es, unser einstiger Retter, und mit einem Freudenschrei fiel ich ihm um den Hals.

„Morin, armer Freund," sagte ich, „wie sehen Sie aus; ich hätte Sie kaum wieder erkannt."

„Ich habe auch viel erduldet, seit unser Heer den Rückzug aus Rußland antreten mußte," erwiderte er, „das meiste aber seit meiner Gefangennahme vor vierzehn Tagen. Ich werde wohl bald ausgelitten haben, denn ich kann mich kaum noch fortschleppen und — haben Sie gesehen, wie es heut einem meiner Kameraden ging, den die Kosaken niederstachen, weil er nicht mehr weiter konnte? So ist es in den lezten Tagen schon mehreren gegangen, und dasselbe Schicksal wird auch mich ereilen."

„Bei Gott, das soll nicht werden," rief ich, „ich rette Sie, mag es gehen, wie es will!"

„Wie! Sie wollten, Sie könnten —" antwortete Morin, und seine Augen blizten freudig auf.

„Ruhig!" antwortete ich, „wir fallen auf, wenn wir uns zu laut und zu lange unterhalten. Gehen Sie jezt scheinbar von mir weg, aber halten Sie Sich in meiner Nähe; ich will unterdessen überlegen, wie es am besten geht."

Morin gehorchte, und ich ging scheinbar planlos zwischen den Soldaten und den Kochfeuern umher. Endlich war ich hinter einen Weidenbusch gekommen; auf meinen Wink trat Morin hinzu, und im Nu hatte er den langen Rock des alten Haupt über seine Uniform gezogen und den Korb auf dem Rücken. Ich stülpte ihm noch die Zipfelmüze des Stößers über den Kopf und schritt dann mit ihm einer Stelle zu, an der die Posten etwas weiter auseinanderstanden.

Ich sah, daß die Leute aus der Stadt, welche Lebensmittel gebracht hatten, von den Wachen wenig beachtet wurden, und hoffte, daß auch ich mit meinem Schüzling unbehelligt durchkommen würde. Wir mußten in einer Entfernung von etwa zehn Schritten an der nächsten Schildwache vorbeigehen; der Mann sah gerade nach einer anderen Richtung, da eben zwei große Fässer mit Bier in das Lager gefahren wurden, und ich wollte diesen Augenblick benuzen, um mit Morin vorbeizukommen. Doch gerade, als wir dem Oesterreicher am nächsten waren, drehte sich dieser um und rief uns ein donnerndes „Halt" zu. — Ich war zum Tod erschrocken, und auch Morin war noch bleicher geworden.

„Wohin wollen Sie mit dem Franzosen?" fragte der Posten.

„Sie irren sich, es ist ein Arbeiter von mir, der mir einen Korb voll Brod getragen hat," antwortete ich, mich gewaltsam fassend, indem ich zugleich dem Soldaten ein Zehngroschenstück in die Hand drückte.

Dieser hielt die Münze eine zeitlang zweifelnd zwischen den Fingern, dann steckte er sie ein; ließ uns aber nicht passiren, sondern zeigte auf die weißen Militärhosen Morins, welche unter dem Rocke hervorsahen, und trieb uns, ohne ein Wort zu verlieren, mit dem Bajonet nach dem Lager zurück.

„Gott sei Dank, daß Sie wenigstens nicht arretirt wurden," sagte Morin, „lassen Sie mich und bringen Sie meinetwegen nicht auch Ihr Leben in Gefahr."

„Nein," antwortete ich, „ich denke noch nicht daran, Ihre Rettung aufzugeben. Bei Tage geht es freilich nicht, wir hatten beide nicht daran gedacht, daß die Hosen Sie verraten müßten; aber glauben Sie wohl, daß Sie Sich in der Nacht

Unter dem Direktorium: Ei

emittag bei Barras. (Seite 348.)

zwischen den Posten durchschleichen könnten? Wir haben bedeckten Himmel, es wird sehr finster werden."

„Es wird schon möglich sein."

„Nun gut; sehen Sie das Gebüsch jenseits des Mühlgrabens, dort will ich Sie heute Nacht, wenn es in der Stadt zwölf Uhr geschlagen hat, erwarten. Bis dahin leben Sie wohl."

Wir schieden, und ich erwähnte zu Hause von der Begegnung mit Morin und meinem Plane vorläufig nichts, band es auch Haupt auf die Seele, zu schweigen, denn ich wollte die Meinigen nicht vor der Zeit aufregen. Gegen Mitternacht schlich ich mich mit einem Bündel Kleidungsstücke durch die Hintertür und gelangte, ohne jemand begegnet zu sein, in das Gebüsch, welches ich Morin bezeichnet hatte.

Bald darauf schlugen beide Turmuhren der Stadt zwölf. Es war so finster, daß man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte, drüben im Lager glommen nur noch einige kleine Feuer und zum Ueberfluß fing es auch noch leise zu regnen an.

Ich brauchte nicht lange zu warten, nach einer Viertelstunde hörte ich, wie jemand vorsichtig durch den Mühlgraben watete.

„Pst," machte ich leise.

„C'est moi," tönte es ebenso zurück.

Es war Morin. Rasch hatte er seine zerlumpte Uniform abgeworfen und sich mit den trocknen Sachen bekleidet, die ich ihm reichte, dann schritt er an meiner Hand der Stadt zu. Wir waren noch keine zehn Schritt weit gekommen, als wir in dem Lager den lauten Ruf einer Schildwache hörten; gleich darauf folgte ein lauter, schrecklicher Schrei von derselben Stimme, und dann klang es, als ob eine Person in das Wasser spränge und hastig nach dem diesseitigen Ufer herüberstrebe.

Wir achteten nicht auf das, was weiter folgte, sondern eilten so schnell wir konnten in die Stadt. Um etwaige Verfolger irre zu führen, ging ich nicht direkt auf mein Haus zu, sondern machte einen Umweg; doch blieb hinter uns alles ruhig und ich zweifelte nicht mehr daran, daß wir unbemerkt heimkommen könnten.

Um zu meiner Hintertür zu gelangen, hatten wir nur noch ein enges Gäßchen zu durchschreiten, welches so schmal war, daß kaum zwei Personen nebeneinander gehen konnten. Wir befanden uns gerade in der Mitte derselben, als plötzlich ein heller Lichtschein vor uns auftauchte; ein Mann mit einer Handlaterne kam uns entgegen. Es war der Barbier L., der aus der Kneipe nach Hause ging; ein heruntergekommener liederlicher Mensch, der mich haßte, weil ich ihn einmal wegen unbefugten Verkaufs von Medikamenten hatte bestrafen lassen. Er leuchtete uns mit seiner Laterne ins Gesicht und ging dann ohne Gruß weiter.

Zwei Minuten später traten wir in mein Haus ein, und ich brachte Morin einstweilen in unserm Gastzimmer unter.

Ich begab mich gleichfalls zu Bett und dachte lange darüber nach, wie erstaunt meine Angehörigen sein würden, wenn ich ihnen beim Kaffeetrinken Morin vorstellte, machte Pläne, wie und wo ich ihn bis zur Beendigung des Krieges verbergen wollte, und was mir sonst noch durch den Kopf ging, denn die gehabte Aufregung ließ mich lange nicht einschlafen, erst gegen Morgen fielen mir die Augen zu.

Ich hatte noch nicht lange geschlummert, und es war noch dunkel, als ich durch heftiges Läuten der Nachtklingel wieder geweckt wurde. Aergerlich ging ich zum Fenster und fragte, wer unten sei und was gewünscht werde.

„Ach, Herr Apoteker, kommen Sie rasch mal herunter, ich muß Ihnen etwas Wichtiges sagen," rief eine gedämpfte Stimme herauf, die ich als die des alten Haupt erkannte.

Ich eilte die Treppe hinunter und ließ den Alten, der am ganzen Leibe zitterte, eintreten.

„Denken Sie nur, Herr Apoteker," sagte er, „was ich eben gehört habe. Sie wissen doch, daß ich mit dem Barbier L. in einem Hause wohne. Diese Nacht kam er, wie gewöhnlich, erst gegen eins mit seiner Laterne nach Hause, er war auch ohne diese illuminirt genug; kaum war er die Treppe hinauf, da pochts unten an der Haustüre und es ruft jemand, L. solle sogleich zum Doktor kommen und mit diesem einen Weg machen. Das war gerade nichts wunderbares, denn da L., troz seiner Versoffenheit, ein geschickter Chirurg ist, nimmt ihn der Doktor oft mit, wenn er eine schwierige Operation oder so etwas ähnliches vor hat. Aber vorhin kommt L. wieder heim und lacht in seiner Schlafkammer, die von der meinigen nur durch eine dünne Wand getrennt ist, so laut auf, daß ich davon munter werde. Als ihn seine Frau frug, was er denn habe, sagte er, jezt habe er aber dem Apoteker, dem verfluchten Neunundneunziger, eine Suppe eingebrockt, an der dieser zu löffeln haben werde. Es seien zwei von den gefangenen Franzosen ausgerissen und hätten einen von den Oesterreichern, der sie jedenfalls habe aufhalten wollen, erstochen. Man habe sie zwar gleich verfolgt, aber nicht erwischt, doch hätte man die Montur des einen am andern Ufer des Mühlgrabens gefunden, und daraus geschlossen, daß dort jemand auf ihn gewartet und ihn mit andern Kleidern versehen haben müsse. Da habe er, L., dem österreichischen Offizier erzählt, daß er diese Nacht Ihnen mit einem fremden Mann, der, er wisse es genau, Ihren alten graugescheckten Rock angehabt habe, im Gäßchen begegnet sei; Sie hätten den Mann an der Hand geführt und mit in Ihr Haus genommen. Dann habe ein Soldat erzählt, daß schon gegen Abend ein Bürger versucht hätte, einen der Franzosen aus dem Lager zu führen, und die Beschreibung des Mannes hätte ganz auf Sie gepaßt, das habe er auch dem Offizier gesagt. Darauf habe dieser geäußert, daß er mit Tagesanbruch die Apoteke wolle umstellen und durchsuchen lassen. L. meinte, wenn der Franzose bei Ihnen gefunden werde, würde er unfehlbar erschossen, und Sie mit, oder Sie kämen wenigstens ein paar Jahre ins Zuchthaus, weil Sie einen Feind des Vaterlandes unterstützt hätten."

Ich war wie vom Donner gerührt. Mein erster Gedanke war, Morin mit Haupt aus der Stadt zu schicken, aber schon graute der Tag, und sie konnten gerade den Soldaten in die Hände laufen. Nein, das ging nicht, er mußte im Hause versteckt werden; aber wo? — Da fiel mir der Winkel hinter der Feueresse ein, in welchem wir damals unser Geld verborgen hatten, und ohne mich weiter zu besinnen, eilte ich mit Haupt die Treppen hinauf, weckte Morin und führte ihn, nachdem ich ihn von der drohenden Gefahr benachrichtigt hatte, in die Altanstube.

Ich hatte dort einen großen Glaskasten stehen, in dem ich mir vier Kreuzottern hielt, weil ich mich seit einiger Zeit damit beschäftigte, an lebendigen Tieren, meist Kaninchen, die Wirkung verschiedener Gegengifte gegen den Biß dieser Reptilien zu studiren.

Wir wagten kein Licht anzuzünden, und in der Dunkelheit stieß Morin das Tischchen mit dem Glaskasten um. Doch hatten wir jezt keine Zeit, uns um die Schlangen zu bekümmern, wir schoben den Schrank, der noch vor dem Loche stand, zur Seite, ich nahm die Steine weg, und Morin kroch durch die Oeffnung. Dann sezte ich die Steine flüchtig wieder ein und schob mit Haupt den Schrank an seinen Plaz zurück.

Es war die höchste Zeit gewesen; wir waren kaum die erste Treppe herunter, da donnerten schon Kolbenschläge gegen den Laden der Offizin, und als ich öffnete, drang der österreichische Offizier mit zehn Soldaten herein.

Nun wurde ich einem scharfen Verhör unterworfen, und da ich nichts gestand, das Haus vom Keller bis zum Boden durchsucht. Es fand sich keine Spur von dem Franzosen, und ich hoffte schon, daß die Oesterreicher unverrichteter Sache wieder abziehen würden; aber der Offizier hatte einen kleinen Hund bei sich, und diese Bestie ließ nicht nach, vor meinem Kleiderschrank zu bellen und zu scharren, bis der Offizier endlich aufmerksam darauf wurde.

Da sich in dem Schrank nichts Auffälliges fand, der Hund sich aber gar nicht beruhigen wollte, befahl der Offizier das Möbel wegzurücken.

Mir schwindelte, als ich den Befehl hörte; erblickten die Soldaten das Loch, so war Morin entdeckt und wir beide verloren.

„Halt," rief ich, „laßt den Schrank stehen. Ich habe gestern den Behälter da zerbrochen, in dem ich giftige Schlangen aufbewahrte; sie haben sich hinter den Schrank verkrochen, Ihr seid des Todes, wenn Ihr sie verjagt."

Die Soldaten lachten mich nur aus und taten, wie ihnen geheißen war.

„Was ist das?" fragte der Offizier, als zwar keine Schlangen zum Vorschein kamen, wohl aber das Loch sichtbar wurde.

Mir stockte fast der Atem vor Angst, doch erzählte ich möglichst ruhig von den Vorgängen an jenem elften Oktober und behauptete zugleich, die Schlangen würden wohl hinter die Esse gekrochen sein.

„Nun, wir wollen sehen," meinte der Offizier und befahl einem Soldaten, die Steine herauszunehmen und durch das Loch zu kriechen.

Der Mann gehorchte, war aber noch nicht mit halbem Leibe in der Kammer, als er mit einem Schrei zurückfuhr. An seiner rechten Hand hing der Totenkopf; er hatte mit zwei Fingern gerade in eine der Augenhöhlen gegriffen und sich leicht festgeklemmt. Mit Hülfe eines Kameraden gelang es ihm, sich von dem Anhängsel zu befreien, aber als dieser den Schädel zu Boden warf, ringelte sich zu aller Schrecken eine große Kreuzotter daraus hervor, die, ehe wir uns besannen, wieder hinter der Esse verschwand. Zugleich bemerkte ich an dem Mittelfinger des Soldaten der in den Totenkopf gegriffen hatte, einen kleinen blutigen Biß, dessen Ränder sich schon schwarzblau färbten. Ich machte den Offizier darauf aufmerksam und bat ihn, den Mann sofort mit mir in die Offizin gehen zu lassen, da er sonst unfehlbar verloren sei. — Jetzt wagte sich keiner mehr durch das Loch; der Offizier selbst schien es für unmöglich zu halten, daß sich ein Mensch dort in der Gesellschaft der Giftschlangen befinde, und das Gebahren des Hundes auf Rechnung der Ottern zu sezen, alle begleiteten mich in die Offizin. Dort wandte ich bei dem Gebissenen, dem schon die ganze Hand geschwollen war, alle mir bekannten Mittel gegen den Otternbiß an, und nach einer halben Stunde hatte ich die Freude, zu sehen, daß die Geschwulst nachließ und die Oesterreicher mit ihrem Kranken abzogen.

Voll banger Sorge um Morin eilte ich nun wieder nach oben, diesmal von meiner ganzen Familie begleitet, denn ich konnte den Meinigen den wahren Sachverhalt nun nicht mehr verschweigen.

Unsere erste Umschau galt den Kreuzottern. Drei derselben lagen zusammengerollt unter einem Haufen Papier in einer Ecke der Kammer und wurden leicht getötet. Nur eine befand sich in Morins Versteck, doch gelang es mir, auch diese ohne Gefahr unschädlich zu machen, und nun rief ich Morin zu, hervorzukommen.

Soll ich dir das Wiedersehen beschreiben? Es würde mir doch nicht gelingen; meine Angehörigen fanden kaum Worte, ihre Freude auszudrücken.

Glücklicherweise war das die lezte Gefahr gewesen, in der wir schwebten. Unser Gast blieb fortan unbehelligt in unserem Hause verborgen, und da du weißt, daß er später meine Schwester Luise heiratete, kannst du dir leicht denken, was nun folgte. Ehe Morin uns nach dem Friedensschlusse verließ, hielt er bei meinen Eltern um Luisens Hand an, und da wir ihn während seines Aufenthaltes bei uns nur noch lieber gewonnen hatten, er auch über seine Vermögensverhältnisse genügende Nachweise brachte, gaben meine Eltern gern ihren Segen, zumal da Luise gestand, daß sie Charles ebenso innig liebe, wie er sie. Im nächsten Jahr kam Morin wieder, von seinem Vater begleitet, und nachdem ihm Luise hier angetraut worden war, nahm er sie mit sich nach seiner Heimat."

Zum Kapitel des deutschen Studententums.

Von einem bemoosten Haupte.

Die Geschichte des deutschen Studententums ging von jeher Hand in Hand mit unserer politischen und wissenschaftlichen Geschichte — der gegenwärtige Zustand unseres akademischen Lebens ist aber so extravagant und im großen und ganzen so widersprechend mit der Aufgabe, ja selbst mit dem Namen der Wissenschaft und deren Toleranz, daß eine nähere Betrachtung dieser Frage sich entschieden verlohnt. —

„Die Studenten brauchen keine Politik zu treiben", das ist ein allgemein geltender und begründeter Saz. Sie brauchen keine Politik zu treiben — aber sie sollen sich den Eindrücken der Politik und der öffentlichen Fragen nicht entziehen! Wir sind allerdings in keinem Perikleischen Zeitalter, in keiner griechischen oder römischen Republik, aber dennoch ist es selbstverständlich, daß die akademische Jugend von heute schon morgen am Staatsruder stehen und die Geschicke des Vaterlandes lenken wird oder Bildung und Fortschritt im Volk verbreiten soll — daß sie sich demgemäß vorzubereiten hat auf diese ernste und verantwortungsvolle Aufgabe; daß sie den Atem unseres Jahrhunderts in sich aufnehmen muß, nachdem sie mehr als ein Jahrzehnt den Bücherstaub vergangener Zeiten gesogen — kurz, daß sie unsere Zeit und ihre Forderungen studiren und erkennen lernen muß. — Das ist keine „Politik" — das ist einfach ihre Pflicht! Wie steht es aber mit der Erfüllung dieser Pflicht, und ist unser Studententum, die „Elite" und der „Kern der Nation", dieser Aufgabe wirklich gewachsen und würdig?

Betrachten wir in kurzem unser studentisches Leben — oder vielmehr unsere Studenten, den Einzelnen wie die Gesammtheit, wie sie in der Oeffentlichkeit erscheinen.

Wir stehen am Portale einer Universität — es ist Pause und die Auditorien entleeren sich ihres gläubigen Inhalts. Da wälzt sich eine Völkerwanderung meist altehrwürdiger Gestalten und Gesichter heraus — Veteranen mit zerfezten Gesichtern — „alte Herren" mit Stimmen, die der Gram des nahen Examen verdüstert — lauter Leute in einem Alter, in dem andere Sterbliche, die freilich niemals an dem Nektar der Universitätsweisheit genippt, sich längst schon mit einem Kranz von schreienden Babys umgaben. Aber unsere Helden sind von dem betreffenden Porte noch fern. Sie stehen zirka im zehnten bis zwölften Semester, die „verbummelten" Semester haben sich gerächt, die Posaune des Examens gellt furchtbar an ihr Ohr, hinten der drohende Vater, vorn der schnappende Rachen des Untiers „Examen" — in ihrem Herzen der Wurm einer ewigen Angst des Schuldbewußtseins, eine Unbehaglichkeit ohne gleichen, die ihr Opfer rastlos vom Kolleg ins Repetitorium treibt, und von dort nach dem ersten zurück — die unseligsten Menschen! Ein Semester soll genügen, um die fünffache Anzahl zu ersezen — da wird denn mit Dampfkraft darauf losgearbeitet, alles mechanisch, für den Augenblick nur und mit Zittern und Zagen.

Oder ein Spaziergang unter „den Linden". Elegante buntfarbige Müzchen auf hohlen, oft sehr hohlen, nichtsbergenden Schädeln — das Gesicht voll „Kompressen" und Narbe an Narbe — die Glacéhandschuhe nachlässig vornehm in einer Hand — die andere führt einen ungeheuren „Renommirhund" an der Leine — die Manschetten fallen tief über die Hand und die Finger (mitunter sehr dicke rotglänzende Finger) — gekräuselte Haare und ein Scheitel à la Kellner, von vorn nach hinten, bis tief in den Nacken — dazu noch ein graziöser, selbstbewußter Gang; eine Miene, die der ganzen Welt den Handschuh hinwirft und im Portemonnaie ein Halbdutzend unbezahlter Rechnungen und Schneidernotas. —

Oder weiter: eine rauchige, schlechtriechende Kneipe — umgefallene zerbrochene Gläser — die Uhr zeigt auf Mitternacht, denn sie geht nach. Um einen Tisch sizen geistreich, die bierschweren Köpfe auf die Arme gestüzt, die „Jünger der Musen" bei dem wichtigen „Spiele der Karten". So vergeht Abend um Abend — selbst Mittag um Mittag, denn zum Kaffee spielt sichs allerliebst Karten; dann legt sich der Musensohn noch ein paar Stunden aufs Ohr, und des Abends dann wiederum Spiel oder Kneipe.

Wie sie dasizen, unsere Jünger germanischer Musen! — Die Gesichter gerötet und die Köpfe so voll; — von der Weisheit ihrer Studien voll oder voll unsterblicher Gedanken? Ei bewahre, lieber Freund, voll von Zahlen und „Zehnern", und „Buben" und „Damen" — vielleicht auch in Wirklichkeit Damen — doch darüber schweigen die Aerzte.

Oder endlich: keine Müzen, keine Farbe, nicht einmal einen Hund, ja vielleicht nicht einmal eine Narbe. Man unterhält sich — o Wonne! — man spielt hier nicht Karte, man philosophirt! — Drum sei mir gegrüßt, du erfreuliches Bild — du das einzige, herrliche! — Diogenes hat endlich Menschen gefunden, und er sezt sich zu euch nieder und hört zu, denn das Gespräch ist interessant, mitunter selbst stürmisch. Es dreht sich wohl um die neuesten Resultate der Naturwissenschaft? um das neueste Buch eines Häckel? um die neueste Erscheinung der Literatur? — Wenigstens der Ton der Sprechenden läßt darauf schließen — denn begeistert blizen ihre Augen, nur ihre Mienen sind so heldenhaft männlich, teutonisch — sie selber so Jüngling durch und durch, jeder Zoll ein Germane — die Jünger und Recken der Wissenschaft, des Fortschritts — o laßt mich euch sagen — pardon, lieber Leser — gefehlt! — man bespricht sich hier nur über eine — Adresse an Stöcker. „Heiliger Zorn" erfüllt ihre Mienen; allerdings und mit Recht, denn man berät sich über eine telegraphische Bitte nach Varzin, um sofortige Verbrennung resp. Verbannung aller Juden. — O diese Jünglinge sind praktisch und ideal und religiös und tolerant — so tolerant! Dafür spricht auch die zweifelhafte Hebe, der der christgermanische Senior ganz vertraulich in die Wangen kneift — und das Bändchen mit „V. d. St.", das Mann für Mann dieser geistreichen Jünglinge im Knopfloche trägt — als vorläufiger Ersaz für ein anderes Bändchen, das die Zukunft erst bringt.

Oder ein anderes Bild: ein elegantes Café. Ich size am Tische und lese eine Zeitung (die „Nordd. Allg." etwa), nebenan sizt ein junger Streithahn und bläst mir den Rauch seiner Zigarre sehr unmanierlich in die Nase. Ich sehe auf, etwas verwundert. „Mein Herr" (steht der Streithahn an meiner Seite) „Sie fixirten mich — Ihre Karte!" —

Nur Blut kann das offenbar sühnen — nur Blut!

In einem feinen, hochfeinen Restaurant sizen einige Studirende „ritterlichen Standes" beisammen, sie erzählen — ja, was man da nicht alles erfährt — von der lezten Jagd, von den so und soviel Hasen oder Enten, die der jugendliche Nimrod geschossen — von dem prächtigen Rennen, wo „man" den Schimmel zu Tod ritt (ein Renommist reitet überall Pferde tot). Dann spricht man von Hunden — von Weibern. — „Famose Raçe das — ja?" — Dann vom Bruder Lieutenant bei dem Gardes-du-Corps — von der Cousine Baronesse, die sich mit dem Grafen Schnickschnack verlobt hat — dann vom Onkel General und vom Paten Minister. Man kommt auch auf die Politik und auf die Arroganz dieser Fortschrittspartei, dieser „Rebellen- und Aufruhrpartei," schlimmer als die Sozialdemokraten, und auf Eugen Richters Arroganz gegen unsere Gardes-du-Corps, „unser" „Garde-du-Corps" — „man" hat ja selbst dort gedient und Bruder Kurt und Onkel Ottokar oder Willibald stehen glorreich dabei — es ist unbegreiflich, unerträglich — diese Arroganz! — Auch auf die Presse kömmt die Gesellschaft zu sprechen und schleudert ihr Anatema. Armes „Tageblatt" du, du Antichrist in Person, dein Verderben ist besiegelt, wenn erst diese Herren in der Preßzensur sizen! (Vorerst sizen sie noch vor dem Referendariat und dem Repetitorium) — also beruhige dich. Dann spricht man von „Religion" — denn man ist begeisterter Anhänger Stöckers und Christ-Germane — denn die Frömmigkeit gehört heute ja zum „bon ton" unserer aristokratischen Salons. So disputirt die edle Gesellschaft allen Ernstes (und der Verfasser kann es bezeugen) gleich einer mittelalterlichen Synode oder Kirchenversammlung über eine äußerst wichtige und epochemachende teologische Frage — es ist eine Streitfrage, die von dem jungen Referendariatskandidaten, Herrn Baron von Sitz-Blitz, ausgegangen ist — „ob die alten Griechen oder Römer wohl der christlichen Hölle oder des christlichen Himmels teilhaftig geworden, und wie es mit den Juden in dieser Hinsicht bestellt sei." Lieber Leser, ich mache keine schlechten Wize; ich habe auch nicht blos ein Phantasiegemälde aus tendenziöser Absicht entworfen, sondern ich könnte dir Namen für Namen die aristokratische Gesellschaft zitiren; doch die leidige Höflichkeit verbietet das. Und diese Herren waren nicht etwa Teologen, auch keine Zöglinge des tübinger „Stifts" — sondern Juristen in den höchsten Semestern und aus der „Crême" der höchsten berliner Gesellschaft! Das Resultat der Synode habe ich nicht mehr erwartet; ich hoffe indessen, daß die Humanität triumphirte, und wenn auch nicht alle, so doch Plato und Moses einen Freiplaz im christlichen Himmel erlangten. — Ja, die Humanität! Diese Herren werden einst die Hüter der Humanität sein und die Wächter über die Rechte der Wissenschaft, der Presse und der freien Gedanken — allerdings ihre „Wächter", aber was für Wächter!

Meine Bilder sind trüb, aber wahr! Wir leben (— oder ich irrte mich sehr?) doch im 19. Jahrhundert, an der Schwelle des 20sten selbst! — Und trozdem ist es wahr: Die große Mehrheit unserer heutigen akademischen Jünglinge, auf den humanistischen Hochschulen wenigstens, steht dem Fortschritt und den Konsequenzen der Wissenschaft feindlich entgegen!

Der allererste und fundamentale Grund für die studentische Korruption liegt ganz entschieden in der Schule, im Gymnasium! Denn das Gymnasium entspricht ganz einfach den Anforderungen unserer Zeit nicht im geringsten, und erzieht alles, nur nicht brauchbare Bürger eines Rechtsstaats. Es gibt sich keine Mühe, die zukünftige Elite des Volkes historisch und politisch zu bilden — es verachtet die Naturwissenschaft und die Forschung und erstickt jede selbständige Regung im Schüler durch das Dogma. Man staune, das Gymnasium, diese einzige Vorschule der Universität, weist grundsäzlich alle Doktrinen zurück, die an allen naturwissenschaftlichen Fakultäten ganz Europas längst ihren siegreichen Einzug gehalten — es verschweigt seinen Schülern jede neue Idee, es will mittelalterlich bleiben, ciceronisch und scholastisch; und bei Leibe keine Bildung, die die geistigen Augen erschlösse! — An einer Anregung, oder nur an Herstellung einer Basis für das Verständnis der großen Idee, die doch früher oder später im Leben auf den Schüler einstürmen, fehlt es gänzlich. Aber dafür nimmt der Junge einen entsezlichen Wust teologischer Weisheit und scholastischen Quarks in die Welt mit hinaus, der er dann richtig für den Inbegriff irdischer Weisheit betrachtet.

Ueber das alles wurde schon viel und von fachmännischer Seite geschrieben; und dennoch führe ich noch ein schlagendes Beispiel hier an, so treffend, so vernichtend, daß es den rosigsten Optimisten und Schwärmer für unser Gymnasium von seinem Wahn befreien muß. In der Unterprima des Gymnasiums zu U. wurden u. a. in der Religionsstunde (Physik, Chemie, Zoologie 2c. gibt es nicht!) folgende Scholasticismen zum Auswendiglernen diktirt (wörtlich): „Der katolischen Lehre gegenüber, die erstens die Erkenntnis der Sünde und den Schmerz über dieselbe abschwächt, zweitens die Rechtfertigung als eine Gegenleistung Gottes für den guten Willen des Menschen auffaßt — verlangt die protestantische Lehre:

1) Bedingung der Rechtfertigung ist die contricio, Zerknirschung, die nicht in Furcht vor der Strafe, sondern in den „veri terrores conscientiae" besteht, „quae deum sentit irasci et dolet se peccavisse".

Der Ehrtanz. Gemälde von Hugo Kauffmann. (Seite 363.)

2) Der Glaube ist ein Akt des Willens, das instrumentum, quo Christum apprehendimus, gleichsam die Hand des Bettlers, die sich der dargebotenen Gabe öffnet und dieselbe ergreift (sic!).
3) So wird der Mensch gerecht sola fide und zwar per fidem, nicht propter fidem, d. h. nicht als Belohnung für die sittliche Tat des Glaubens (!). Die Rechtfertigung selbst besteht negativ in der Vergebung der Sünden, positiv &c.... Der Akt der Rechtfertigung ist also keine Gerechtmachung, sondern ein „actus forensis" (?). Indem der Mensch durch den Glauben Christi und sein Verdienst gleichsam als Schild und Schirm gegen Gottes Gerechtigkeit vor sich hält, sieht Gott denselben als durch die Gerechtigkeit Christi gedeckt an" — — — (!) — &c. — —

Mit solcher scholastischen Kazenmusik mordet man in deutschen Gymnasien die kostbare Zeit! Mit scholastischer Weisheit, die in ein Priesterseminar gehört, aber nicht in eine Erziehungsschule für unsere künftigen Politiker und Lehrer! — nicht vor sechzehn- bis siebzehnjährige Jungen, die besser in der Naturgeschichte oder in einem Physikbuch studirten. Aber die Naturwissenschaft ist ja der „böse Feind", vor dem man das Kreuz schlägt und deren Verachtung man dem jugendlichen Scholastiker schon frühe einprägt. Keine Gelegenheit wird versäumt (und jüngere Leser werden das aus der eigenen Gymnasialzeit bezeugen), um so früh als möglich den Widerwillen gegen jede fortschrittliche Errungenschaft zu säen — um an die Männer der neuen Zeit, besonders natürlich an Darwin — den tendenziösesten Spott zu vergeuden! Tatsächlich muß in den Augen des jungen aufwachsenden Weltbürgers die Freiheit oder der Fortschritt als identisch mit Zügellosigkeit und Verbrechen erscheinen. — Ein anderer Grund fällt für die Zustände von heute nicht weniger ins Gewicht — die tendenziöse Entstellung der Geschichte und ganz besonders die allgemeine Vernachläßigung der historischen Kenntnis der Neuzeit. Da ist wohl von Griechen und Römern, und zumal von den römischen Imperatoren bis ins kleinste Detailchen die Rede; die Neuzeit dagegen und die Kulturgeschichte (die doch vor allem bleibenden Wert hat) bleibt dem Schüler verschlossen. Der Zusammenhang aller neugeschichtlichen Ereignisse bleibt ihm ewig verschleiert. Für die Verneinung der Rechtsbegriffe und für die Abstumpfung der guten natürlichen Vernunft sorgt nicht blos der Religionslehrer, sondern selbst die Herren klassischen Philologen sorgen dafür und der konservativste derselben, der römische Cicero mit seiner Heze auf die „homines novarum rerum cupidi" — die Freunde des Neuen, der fortschreitenden Entwicklung. Ergo ist alles, was nach freiheitlicher Entwicklung riecht, der Mephisto, der Teufel unseres Volkes.

Es scheint wirklich mitunter, als seien unsere Gymnasien kein Institut für Verbreitung von Wissenschaft und Humanität, sondern eine Zuchtanstalt für Minnigerodes und Redakteure der „Kreuzzeitung"!

So betritt also der Gymnasiast mit einem Tornister voll Dogmen und lateinischer Sentenzen die Universität; hier erwartet ihn zunächst nicht ein ernstes Studium, das ihn allein noch retten könnte aus der geistigen Versumpfung — sondern die Genüsse, die lange ersehnten idealen „Biertöpfe Akademiens". Es gehört zum bon ton, daß der moderne Studiosus die paar ersten Semester „verbummelt" — das „wie" haben wir geschildert. Ob aber ein solches Leben gerade belebend oder anregend auf die schon erschlafften Nerven, auf das eingeschläferte Gehirn wirken kann, ist eine Frage, die die Herren Aerzte beantworten mögen.

Das Verbindungsleben unserer deutschen Jugend hat unstreitig seine idealen Seiten (vielleicht hatte es diese nur). Die Erziehung des jüngeren Mitglieds durch die Korporation zum „forschen Burschen" oder zum „Mann" (wie man sich ausdrückt) trägt aber oft einseitige Früchte. Man gewöhnt sich allerdings ein sicheres Auftreten an, lernt Gehorsam und den Skat, alles sehr löbliche Aufgaben unseres Jahrhunderts. Der Nachteil an der Sache ist leider nur der, daß das sichere männliche Auftreten, wie es zur Zeit der Befreiungskriege bis zu den dreißiger und vierziger Jahren herrschte, heutzutage mit Vorliebe in ein keckes, provozirendes Wesen umschlägt. Und ob die schwer definirbare studentische „Ehre" nicht sehr oft das Duell aus einer Waffe des Rechts und des Gekränkten, zum Spielzeug oder zur Waffe des Unrechtes und frivolen Uebermuts macht, das ist sicher eine eigene schwerwiegende Frage. Wir verweisen hierbei nur auf die Vorschläge Dr. Kösters über eine studentische Reform; speziell in den Burschenschaften. — Aber revenons à nos moutons — unser Studententum krankt entschieden an einem sehr ernsten und sehr traurigen, vielleicht unheilbaren Leiden — an demselben, wie ein Teil unserer Armee. Die frische frohe Luft von ehemals ist geschwunden — die Luft von heute ist mit schädlichen Gasen geschwängert. Unser Studententum schält sich immer mehr vom Volksleben los, tritt über und außer das Volk, bildet einen Staat, eine Sphäre für sich, die in diametralem Gegensaze mit den Interessen der Gesammtheit steht. Zu keiner Zeit war der Abstand von Studententum und Volksleben — der in den Jahren des sog. „Befreiungskriegs" bekanntlich gar nicht existirte und z. B. auch in Frankreich noch heute nicht existirt — so markirt, als in unserer Zeit.

Je mehr die Regierung sich in gewissen Gegensaz stellt zu den Interessen der Bevölkerung und in geistiger Beziehung die Zensur und die Intoleranz wieder einführt — in demselben Verhältnisse folgt ihr unsere akademische Jugend, die auf die Staatskarriere angewiesen ist à tout prix! Die „Staatskarriere" bildet heute eine ganz andere Lockung als früher. Vor allem ist der leitende Staatsmann, der „eiserne Kanzler," der die Telegramme unserer Studirenden entgegennimmt und beantwortet, natürlich das Ideal jedes jungen Juristen, jedes Strebenden oder auch — Strebers. Ihm gleichzukommen, oder nur wenigstens unter ihm eine Rolle zu spielen ist der einzige Wunsch aller fünf Fakultäten. — Also Karriere machen um jeden Preis! Karriere und Orden und Titel!

Das ist zu beklagen, denn der Egoismus muß jedes Ideal, jedes höhere Streben ersticken. Der Karriere opfert der jugendliche „Streber" alles — vielleicht die leise, halb unbewußte Regung des Rechts, die troz seiner Erziehung hin und wieder sich in ihm geltend macht. Auch der Zusammenhang mit dem Militär hat seine sonderbare Wirkung. Denn das Ideal unserer Studenten ist nicht mehr das, sich zu bilden, zu erziehen für das Volk, für die Menschheit — hinauszugehen in die Nacht des Geistes mit der Fackel der Erleuchtung, der Aufklärung — mit dem Schlechten zu kämpfen, komme es von oben oder von unten — und auf eine bessere Zukunft zu hoffen. Gott bewahre! unser Durchschnittsstudent findet seinen siebenten Himmel allein in dem rotblauen Rock mit den Lieutenants-Epauletten. — Reservelieutenant — meine Wonne, mein Stolz und mein Glück! — Es ist keine tendenziöse Lüge und keine Phantasie, daß selbst kollegienergraute und narbenvolle Häupter mit fast kindlichem Schauer Abends und Morgens um die Epauletten beten. — — Und welch Hochgefühl erst, darf sich der junge Reservelieutenant an einem Feste in Uniform zeigen! — Welch paradisische Wonne! — auf Ehre!

Dies ist der Boden, auf dem die antisemitische Propaganda Wurzel fassen mußte. — Und in der Tat, sie fand auch einen Widerhall auf unseren Universitäten, der um so stärker war, als die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse und die Schlußziehung aus denselben auf einen relativ kleinen, auserwählten Kreis der Hörer der naturwissenschaftlichen Fakultät beschränkt ist. Die rüstige Agitation des „Vereines deutscher Studenten", der Nobelgarde Stöckers, erregte in der Reichshauptstadt Sensation — denn sie nannten sich „Studenten" d. h. der Wissenschaft Beflissene! — Wer lacht nicht mit? Der Altgermanismus schoß endlich so dick in die Halme, daß bald, vielleicht heute noch, weder Korps, Burschenschaften, andere Couleurverbindungen, noch selbst Turnvereine Israeliten oder freisinnige Studenten aufnahmen! — Es kam sogar vor, daß Mitglieder dimittirt wurden, nur weil sie Ver-

wandte von Ruf in der Volks- oder Fortschrittspartei hatten — oder weil sie vor Jahren mit einem politischen Geseze in leichte Kollision gekommen waren! — Früher waren unsere Korps und Korporationen toleranter! Und ist das nicht ein leidiger Beweis für das oben Gesagte?

So sind eben israelitische oder freidenkende Studenten dazu verdammt, auf die Bänder und Narben zu verzichten, und sich — o Jammer! o Gipfel des Elends! — mit geistiger und wissenschaftlicher Unterhaltung über ihr Mißgeschick zu trösten.

Die Gedankenlosigkeit scheint ansteckend zu wirken — bei geistigem Interesse soll das seltener der Fall sein. Die akademische Jugend ist zumteil (und auf systematischem Wege zwar) unfähig geworden, die Fragen der Zeit zu beurteilen, sie nur zu erfassen. Davor schüzt sie die empörende Einseitigkeit ihrer Anschauung, ihrer Unselbständigkeit, die lieber einer „Autorität", einem „großen Manne" nachplappert, statt selbst denkt — und das Bier, das sie zu reichlich genießt, um sich nüchternen Urteils zu erfreuen. — Dazu kommt noch ein Kastengeist ersten Ranges, der andere Kreise, besonders den Kaufmanns- und Gewerbestand mit hochmütigem Lächeln betrachtet.

Und doch hat auch die freiere Richtung noch Boden auf unseren Universitäten — troz aller Antisemiten und „V. d. St."! Das Hauptkontinget der „loyalen" Partei (Loyalität, Patriotismus, Religion hat natürlich nur sie als Monopol) dieser Gesellschaft stellt die Beamtenwelt und der Adel. Der bureaukratische Hausgeist hat den Jungen zur Hochschule begleitet, läßt ihn nicht los und inspirirt ihm dort immer von neuem sein herrliches, glänzendes, adliges Selbst — und er ist stolz darauf, unser Junge, in den Lackstiefeln, mit der Reitgerte in der Hand. Vielleicht waren auch Väter und Ahnen, ein halb Duzend Generationen, bis zur indogermanischen Völkerwanderung hinauf, im „Dienste des Staates" — ein Privilegium, das zum Dünkel berechtigt, ganz abgesehen von dem Vererbungsprozeß, den der Junge selbst dem Namen nach nicht kennt. — Das Gymnasium oder die Brandenburger Ritterakademie hat sich auch mit wichtigeren Dingen zu beschäftigen, als mit naturgeschichtlichen Hypotesen.

Das Gros der liberalen Richtung der Studentschaft (und hoffentlich dereinst die Armee unserer Presse) rekrutirt sich fast ausschließlich aus bürgerlichen Kreisen, aus den Familien des höheren und niederen Mittelstandes, der Großindustriellen, Advokaten ꝛc., aus Familien, die vom Staate unabhängig sind und deren Väter vielleicht aus vergangenen Jahrzehnten einen Funken wahrhaft freien Sinnes herübergerettet. — Aber die selbstverständlich stille, geräuschlose Rolle der freisinnigen Studentschaft tritt notwendig zurück vor der lärmenden Renommage, deren die „alte Schule" sich eifrigst befleißt; und es macht auf Laien oder Fremde (Tissot) den Eindruck, als bestände das ganze akademische Leben beim „Volk der Dichter und Denker" im Bramarbasiren und Trinken! — Und so kommt es, daß hieraus mitunter Konsequenzen gezogen werden, die dem deutschen Volke und seiner akademischen Jugend kein gutes Prognostikon stellen. —

Wir wiederholen: wie bei keinem gebildete Volke, weder in Frankreich noch England, hat das Studentenleben bei uns schöne und herrliche Seiten, und eine Tradition, deren weder Volk noch Geschichte sich schämt. — Es ist noch heute Romantik dabei — aber nur ein Stück, nur ein Stückchen; nur eine Ruine aus einstigen besseren Zeiten. Der deutsche Student hat es nicht verstanden, gleichen Schritt mit der Geschichte, mit der Neuzeit zu halten — obschon er ein Kind dieser Zeit und ein Produkt dieser Verhältnisse ist — und das bricht ihm den Stab. — Unsere Zeit ist unerbittlich — die Romantik zerbröckelt und die Ruine stürzt zusammen unter dem Sturm der Wissenschaft und der neuen Interessen; und mit der Ruine verschwindet auch hoffentlich ihr schlimmer unheimlicher Geist, der die geistige Entwicklung unserer reiferen Jugend aufs empfindlichste schädigt.

Das Innere der Erde.

Eine Auseinandersezung über den gegenwärtigen Stand einiger Fragen der Wissenschaft.

Von **Bruno Geiser**. (Schluß.)

Nun also zu unserem Haupttema: der Frage nach der Beschaffenheit des Erdinnern.

In der 1867 beendeten zweiten Auflage des großen Meyerschen Konversationslexikons findet sich im Artikel Erde folgender Passus:

„Wahrscheinlich ist das ganze Innere der Erde eine feurigflüssige geschmolzene Masse, und die alte Teorie eines Zentralfeuers wäre somit wieder zu Ehren gelangt."

Besagtes Zentralfeuer, auf welches danach unsere moderne Wissenschaft glücklich zurückgekommen wäre, ist der Gegenstand einer Hypotese, die zum mindesten ein außerordentlich ehrwürdiges Alter für sich hat.

Schon die Pythagoräer (500 J. v. Chr.) meinten, dieses Zentralfeuer als Mittelpunkt und belebendes Element des Weltganzen entdeckt zu haben, und vielen Männern der modernen Wissenschaft kam es deshalb wieder „wahrscheinlich" vor, weil die Kant-Laplace'sche Teorie der Planetenentstehung, welche heute noch so ziemlich allgemein als richtig angenommen wird, von dem Gedanken eines ursprünglichen feuerflüssigen Zustandes des Erdkörpers überhaupt ausgeht, woraus man sich durch Abkühlung von außen nach innen den Erdball in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit hervorgegangen dachte.

Einen erneuten Beweis, welch ein zähes Leben in der Teorie dieses Zentralfeuer hat, liefert u. a. die neueste Auflage des großen Brockhaus'schen Konversationslexikons, die in ihrem zu Ende 1883 erschienenen 5. Bande unter Erde über das Erdinnere sich so vernehmen läßt:

„Ueber die Beschaffenheit und den Zustand des Innern der Erde (des Erdkerns) liegen keine direkten Beobachtungen vor, da man mit Bohrlöchern und Schächten nur wenig über 1000 bis 1200 Meter tief in die Erdrinde eingedrungen ist. Jedoch läßt sich daraus, daß die Erdwärme mit der Tiefe überall zunimmt, ferner aus der allgemeinen Verbreitung von warmen und heißen Quellen, aus der Eruption geschmolzener Gesteinsmassen (Laven), aus der Bildung von Gebirgsfalten durch Abkühlung und Zusammenziehung der Erdrinde schließen, daß deren Inneres glühend oder glutflüssig ist. Ferner weist das hohe spezifische Gewicht der Erde (= 5,6) und die Zunahme der Dichtigkeit derselben gegen ihr Zentrum darauf hin, daß das Erdinnere aus Metallmassen, vorzüglich aus Eisen bestehen dürfte. Endlich geht aus der Entwicklung enormer Gas- und Dampfmassen und Vulkane und Lavamassen hervor, daß dieses glutflüssige Innere von Gasen und Dämpfen durchtränkt ist."

Also: es bleibt beim bald $2\frac{1}{2}$ Jahrtausende alten pythagoräischen Zentralfeuer, für das es zwar keine direkten Beweise gibt, auf das man jedoch aus einer ganzen Reihe von höchst plausiblen Gründen „schließen kann".

Betrachten wir uns den gegenwärtigen Zustand der hier maßgebenden geologischen Wissenschaft etwas genauer.

Wir können uns dabei der bewährten Führung des berühmten Geologen Prof. Dr. von Lasaulx überlassen, der darüber in einer tiefeindringenden und alles Wichtige umfassenden Abhandlung, betreffend den Erdball als Ganzes und seine

Beschaffenheit, im Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Paläontologie, welches den ersten Teil der zweiten Abteilung der „Encyclopädie der Naturwissenschaften“ bildet, Rechenschaft gibt.

Professor v. Lasaulx geht, wie die gesammte Geologie der Gegenwart, auch von der Kant-Laplace'schen Teorie aus, wonach die Erde ein aus dem gasförmigen und flüssigen Zustand durch allmäliche Abkühlung und Verdichtung festgewordener Planet sei.

Er führt eine Reihe sehr triftiger Gründe dafür ins Feld, darunter den einen, daß die Erde in ihrem Innern „einen nach der Tiefe zunehmenden Wärmeschaz birgt, der nicht aus äußeren noch jezt wirksamen Vorgängen hervorgeht oder sich erneuert, nicht erst jezt in derselben erzeugt wird, sondern nur als Rest einer noch höheren Wärmemenge aus früheren Entwicklungsstadien“ seine Erklärung findet.

Dazu kommt des weiteren die durch die astronomischen Beobachtungen über Bahn und Bewegung der Erde völlig unzweifelhaft erwiesene Tatsache, daß der Schwerpunkt der Erde mit ihrem Mittelpunkt zusammenfällt, woraus hervorgeht, „daß im großen und ganzen die Verteilung der Dichtigkeit der Erde um diesen Mittelpunkt eine allseitig symmetrische ist, d. h. es müssen vom Mittelpunkte aus konzentrische*) Schichten, der abgeplatteten ellipsoidischen**) Gestalt der Erde konform (gleichgestaltet) verlaufend, aufeinander folgen, die nach dem spezifischen Gewicht in einer nach der Peripherie abnehmenden Skala (Stufenfolge) sich ordnen.

„Eine solche regelmäßige Anordnung nach dem spezifischen Gewicht sezt aber wiederum für die früheren Phasen der Erdentwicklung eine Beweglichkeit der Schichten voraus, die nicht wol anders als in ursprünglich flüssigem Zustande gefunden werden kann. — —

„Endlich ist auch die abgeplattete sphäroïdische***) Gestalt der Erde eine solche, daß dieselbe nur in der Annahme ihre Erklärung findet, daß sie die Folge ist der Rotation einer noch nicht in den festen Zustand übergegangenen Sphäre (Kugel). Keine der andern bis jezt versuchten Erklärungen, welche von einem früheren flüssigen Zustand der Erde Abstand nahmen, z. B. diejenige, welche die Abplattung wesentlich als Werk der Verwitterung darzustellen versucht, haben sich als stichhaltig erwiesen. — —

„So stimmen denn alle Erscheinungen der Gestalt, der Dichte und der Wärme an der Erde vollkommen mit der Annahme der langsamen Abkühlung und des allmälichen Uebergangs aus einem gasförmigen in einen flüssigen und aus diesem in einen festen Zustand des Erdkörpers überein.“

Dem Professor von Lasaulx ist damit nun aber die Frage nach der Beschaffenheit des Erdinnern noch keineswegs entschieden.

„Denn,“ sagt er im strikten Gegensaz zu der unwissenschaftlichen Leichtherzigkeit der Beweisführung in dem betreffenden Artikel des Brockhaus'schen Konversationslexikons†), „keine der im Vorhergehenden angeführten und erörterten Beobachtungen führt auch unter Zugrundelegung der Kant-Laplace'schen Teorie mit Notwendigkeit auf die Annahme eines bestimmten Aggregatzustandes im Innern der Erde hin. Wir werden im Verlaufe unserer Betrachtung sehen, daß selbst die flüssige Form der geschmolzenen Laven, die aus dem Erdinnern an die Oberfläche treten, doch nicht die Annahme eines flüssigen Aggregatzustandes des gesammten Erdinnern oder auch nur einzelner Teile notwendig macht, so wenig wie gasförmige Emanationen einen solchen Zustand des Innern erweisen. Beide können sehr wohl unter gewissen Bedingungen lokal aus dem festen Aggregatzustand*) hervorgehen.“

*) Konzentrisch sind Kreise verschiedener Größe, welche den Mittelpunkt mit einander gemein haben.

**) Einer Ellipse ähnlich; eine Ellipse ist einer der drei sogenannten Kegelschnitte; die zwei andern heißen Parabel und Hyperbel. Eine Ellipse ist die Schnittfläche eines durch eine Ebene nicht parallel der Grundlinie durchschnittenen Kegels.

***) Ein Sphäroïd ist ein in seiner Gestalt der Kugelform nahekommender Körper.

†) Auf dessen wissenschaftliche Vortrefflichkeit damit übrigens keineswegs ein Schatten geworfen werden soll.

Lasaulx unterwirft nun folgende Möglichkeiten seiner kritischen Betrachtung:

1) Die Erde ist durch und durch fest.

2) Die Erde hat einen flüssigen oder gasförmigen Kern und eine feste Rinde.

2) Die Erde hat einen festen Kern und eine feste Rinde, zwischen beiden liegt eine flüssige oder teilweise dampfförmige Zone.

4) Die Erde ist größtenteils fest und nur einzelne Reste flüssiger oder gasförmiger Masse finden sich im Innern.

Um uns über den gegenwärtigen Zustand des Erdinnern aufzuklären, müssen wir uns den Vorgang der Verdichtung und Abkühlung, soweit es unsere Wissenschaft erlaubt, mit allen Einzelheiten vor Augen führen.

Als die Erde noch eine glühende Gasmasse von einem natürlich ungeheuer viel größeren Durchmesser war, als der Durchmesser der Erde in der heutigen Gestalt ist, stellte sie unzweifelhaft auch ein Sphäroid dar, dessen Schwerpunkt eben da gewesen sein wird, wo der Erdmittelpunkt liegt.

Auf die glühenden Gasteilchen im Innern dieses Sphäroids übte nun die Gashülle einen Druck nach dem Schwerpunkt hin aus, der desto größer war, je näher die Gasteile dem Schwerpunkte sich befanden.

Die Druckverschiedenheit in den verschiedenen Regionen des Gasgemenges war vermutlich die einzige Differenz zwischen dessen Teilen; die ungeheure Wärme ließ keinen andern Zustand als den völliger Dissoziation**) aller Elementarbestandteile zu.

Der beträchtliche Druck in den Gasschichten um den Schwerpunkt erzeugte auch eine beträchtliche Spannung (Tension) des Gases; jedoch geht aus dem Umstande, daß keine Auflösung und Zerstreuung der Gasmasse in den Weltraum erfolgte, daß vielmehr eine Entwicklung der Erde nach der Richtung größerer Dichtheit hin stattfand, die Tatsache hervor, daß der Druck wenigstens noch um ein kleines erheblicher war, als die Tension.

Dieses wenn auch nur geringe Uebergewicht des Druckes im Innern des sphäroidischen Gasgemenges veranlaßte hier zuerst den Uebergang der gasigen Teile in den flüssigen Aggregatzustand, so daß sich also zunächst um den Mittelpunkt eine glutflüssige Schicht bildete.

Je mehr nun die Temperatur des gesammten Sphäroides abnahm, desto weiter schritt die Kontraktion (Zusammenziehung) desselben vor. Allerdings erfolgte die Abkühlung in erster Linie an der äußeren, dem Weltraum zugewendeten Fläche, hier würde also auch zuerst eine flüssige Schicht vorhanden gewesen sein, wenn nicht die durch die Abkühlung flüssig gewordenen Teile infolge ihrer größeren Verdichtung auch schwerer geworden wären und in dem leichteren Gasmeere notwendig dem Schwerpunkt zu hätten niedersinken müssen.

Der Umstand, daß die flüssig gewordene Masse bei ihrem Versinken im Gasmeere stetig in Regionen höherer Temperatur kam und somit unter sonst gleichen Verhältnissen wieder in den gasförmigen Aggregatzustand hätte zurückkehren müssen, konnte eine Aenderung in den Zusammenhangsverhältnissen der Flüssigkeitsteilchen nicht bewirken, weil mit der Temperatur, wie wir uns eben überzeugt haben, auch der Druck, welcher auf die sinkende Flüssigkeit von allen Seiten her wirkte, mehr und mehr wuchs, — der zusammenhaltende Druck also die Wirkung der ausdehnungbeflissenen Wärme aufhob.

Troz der an der Oberfläche des Gassphäroides zunächst wirkenden Abkühlung mußte also der Uebergang aus dem gasförmigen Aggregatzustand in den flüssigen von innen nach außen

*) Aggregatzustand ist die Art, wie die Teile eines Körpers mit einander verbunden sind, d. i. entweder fest oder flüssig oder gasförmig.

**) Zersezung der Körper durch Wärme, welche bei einem gewissen Temperaturgrad beginnt und bei einer gewissen höheren Temperatur ihren höchsten Grad erreicht.

erfolgen und die Erde im letzten Stadium dieser Entwicklungsepoche sein ein glutflüssiges Sphäroid, welches die Gashülle allseitig umgab. „Das wäre also etwa," wie Lasaulx sagt, „die Sonnenphase unseres Planeten gewesen".

Bei einem bestimmten Grade der Abkühlung dieses Sonnenkörpers trat, wieder anfänglich an einzelnen Teilen der Oberfläche, die Verwandlung des flüssigen Aggregatzustandes in den festen ein.

Dabei wird nun ein anderer bedeutungsvoller Umstand eine gewichtige Rolle gespielt haben: nämlich der, daß in dem Sphäroid, „in dem alle Elemente und deren Verbindungen in einer schmelzflüssigen Lösung gleichzeitig vorhanden waren," und der im Verhältnis zu seinen elementaren Bestandteilen ein mittleres spezifisches Gewicht aufzuweisen hatte, bei dem Punkte der Erkaltung, wo eine Scheidung und ein Festwerden einzelner Stoffe oder Verbindungen beginnen konnte, diejenigen Elemente oder Elementarverbindungen zuerst erstarren mußten, die den höchsten Schmelzpunkt haben, d. h. bis zu einem sehr hohen Temperaturgrad im festen Aggregatzustande zu beharren vermögen.

Es wird sich nun fragen, wie hoch das spezifische Gewicht dieser schwerstschmelzbaren und damit am leichtesten festwerdenden Stoffe ist.

In folgender Tabelle stellt Prof. v. Lasaulx die wichtigsten Elemente nach ihrem Schmelzpunkte und spezifischen Gewicht zusammen:

Zuerst die Schwermetalle, d. h. diejenigen Metalle, deren spezifisches Gewicht mehr als 5,0 beträgt:

	Schmelzpunkt	spez. Gewicht
Iridium	2700°	23,0
Platin	2000°	21,5
Wolfram . . .	1700°	16,6
Nickel	1600°	8,8—9
Mangan . . .	1600°	7,2
Kobalt	1400°	8,9
Kupfer . . .	13 – 1400°	8—9,0
Eisen	1200°	7,6
Gold	1100°	19,3
Silber . . .	1000—1100°	10,5
Antimon . . .	425°	6,7
Zink	412°	7—7,2
Blei	325°	11,37
Kadmium . . .	320°	8,6
Wismut	267°	9,9
Zinn	225°	7,3
Quecksilber . . .	— 39°	13,6

Dann die Leichtmetalle und Metalloide:

Silicium . . .	2000°	2,1—2,6
Baryum . . .	Rotglut*)	3,6
Aluminium . .	„	2,56
Calcium . . .	„	1,5
Magnesium .	dunkle Rotglut	1,75
Natrium . . .	95°	0,972
Kalium	62,5°	0,865
Phosphor . . .	44°	1,8—2,1

Aus dieser Tabelle ersehen wir, daß die Stoffe, welche am schwersten schmelzbar sind, meist auch ein sehr hohes spezifisches Gewicht haben, so Iridium, Platin, Gold, Wolfram u. s. w., wenn auch der Grad ihrer Schmelzbarkeit nicht genau mit der Höhe ihres spezifischen Gewichtes übereinstimmt, wie dies z. B. beim Gold nicht der Fall ist, welches spezifisch schwerer ist als Wolfram und doch bei erheblich geringerer Temperatur schmilzt als dieses; des weiteren lehrt die Tabelle, daß mit den schwersten Metallen diejenigen Elemente in der Schwerschmelzbarkeit oder, anders ausgedrückt, in der Fähigkeit, leicht fest zu werden, konkurriren, beziehentlich ihnen nahe kommen, welche vorzugsweise an der Bildung der **Silikate** beteiligt sind, d. h. jener Kieselsäuresalze, aus denen die große Masse der Mineralien besteht.

Danach erstarrten an der Oberfläche des glutflüssigen Sphäroids zuerst die schwersten Metalle und dann die Kieselsäure*) und die Silikate.

Jene schwersten Metalle nun waren viel schwerer als das ein mittleres spezifisches Gewicht aufweisende Gemenge, woraus das feuerflüssige Sphäroid bestand, sie mußten daher, durch den erhöhten Druck immer fester und starrer werdend, nach dem Mittelpunkt hin untersinken und sich um denselben als Erdkern herumlagern.

Die Kieselsäure und ihre Salze dagegen waren erheblich leichter als das feuerflüssige Gemenge, blieben deshalb auf der Oberfläche und vermochten allgemach eine feste, die ganze Erde umhüllende Rinde herzustellen, die von der darunter befindlichen Schmelzflüssigkeit getragen wurde.

Beide, Kern und Rinde, wuchsen bei fortschreitender Erkaltung des gesammten Sphäroids einander entgegen, indem sich alle ein höheres spezifisches Gewicht, als die zwischen Rinde und Kern liegende Schmelzflüssigkeit, habenden Elemente und Elementarverbindungen dem Kern und alle spezifisch leichteren der Erde in festem Aggregatzustande anlagerten; ein Vorgang, der die Möglichkeit sehr wohl zuläßt, daß sowohl in den erstarrten Schollen des Kerns als in denen der Rinde mechanisch eingeschlossen solche Körper zurückgehalten wurden, welche entweder spezifisch zu leicht waren, um sich selbständig an den Kern anzusezen, oder spezifisch zu schwer, um ohne jenen mechanischen Einschluß Bestandteil der Rinde zu werden.

Dieser Teorie der Erstarrungsvorgänge an unserm Erdkörper entspricht die Annahme einer Mittelzone, Medianzone, wie sie Lasaulx nennt, welche zuletzt erstarrt ist oder sich vielleicht heute noch im feuerflüssigen oder doch wenigstens im sogenannten viscosen Zustande befindet, d. h. dem der Erstarrung vorangehenden Zustande der Halbflüssigkeit. Aus der Annahme der Existenz einer solchen Medianzone lassen sich vulkanische Eruptionen und verwandte Naturerscheinungen auf das leichteste und ungezwungenste erklären.

Was nach der im Vorstehenden in gedrängtester Kürze entwickelten Teorie, welche den heutigen Standpunkt der geologischen Wissenschaft in der Frage nach dem Erdinnern bezeichnet, zusammenfassend über dieses gesagt werden kann, ist nun nach Lasaulx Folgendes:

1) Das Innere der Erde enthält eine intensive Wärmequelle als Rest eines früheren heißflüssigen Zustandes.

2) Die Dichte der Erde läßt eine zonenweise Zunahme desselben nach dem Innern, also die Folge immer schwererer Schichten in der Erdfeste voraussezen. Auch das ist die Folge einer nur im schmelzflüssigen Zustande möglichen Anordnung.

3) Die Erde ist demnach ein erkaltender Körper und infolge dessen ein sich kontrahirender Körper.

4) Die Erde ist **größtenteils fest**, d. i. erstarrt. Zwischen der festen äußeren Rinde und einem festen Kern liegt eine zulezt erstarrte oder vielleicht noch in dem viscosen Zustande befindliche Medianzone.

5) Diese Medianzone befindet sich jedenfalls in einem über ihren Schmelzpunkt um ein Bedeutendes überhizten Zustande. Durch Aufheben des auflastenden Druckes kann sie stellenweise in den leichtflüssigen Zustand zurückgeführt werden. Das Emportreten flüssiger Laven ist kein Beweis für das Vorhandensein eines flüssigen Erdinnern, das astronomisch und physikalisch unwahrscheinlich ist.

*) Die Rotglut beginnt so ziemlich gleichmäßig bei allen Körpern etwa um 400°, am ehesten bei Gesteinen, insbesondere kalkhaltigen, bei Flußspat schon bei 300°, und verwandelt sich bei 1000° Hize in Gelbglut, bei 1200—1300° in Weißglut, welche leztere ihre größte Intensität bei 1500—1600° erreicht.

*) Die Kieselsäure, Siliciumsäure oder Kieselerde, ist eine Verbindung von Silicium mit Sauerstoff; sie erscheint am reinsten krystallisirt als **Bergkrystall**, ferner als Quarz, Topas, Opal, Chalcedon, Feuerstein, Sandstein, Sand u. s. w.

Im Konzert Bilse.

Eine musikalische Plauderei. Von **J. Stern.**

Der prachtvolle Festsaal der Stuttgarter Liederhalle war bis auf den letzten Platz besetzt. So stark auch das Publikum in der verflossenen Saison mit Musik aller Art überfüttert worden war, Bilse zu hören durfte man nicht versäumen. Da stand er auf dem Podium, reich dekorirt wie ein General mitten unter seinen Stabsoffizieren, die musterhaft diszipliniert jeder Bewegung des Taktstocks in gleichem Schritt und Tritt folgten. Stürmischer Beifall brauste durch den Saal, als das Stück zu Ende war, währenddessen ich den leidlich passirbaren Mittelgang zu gewinnen suchte, um vielleicht doch noch einen Platz zu erobern. Es ist ein unbehagliches Gefühl, wenn man so als Zuspätgekommener, wie der Poet bei der Teilung der Erde, Spießruten laufen muß zwischen den Leuten, die mit impertinenter Behaglichkeit ihre sicheren Plätze behaupten und einen starr angaffen, wie einen unbefugten Eindringling. Schon wollte ich wieder den Rückzug antreten, als ich einen nicht eben sanften Schlag auf den Rücken erhielt. Mich rasch umwendend fiel mein Auge auf einen älteren Herrn, der seine Garderobe, Hut und Ueberzieher, von einem Stuhl nahm und mir winkte, Platz zu nehmen. Diese hierorts nicht eben häufige Liebenswürdigkeit stach gegen den stark ins Mephistophelische spielenden Gesichtsausdruck des Unbekannten auffällig ab. Sarkastisch verzogene Mundwinkel, gekniffene, schadenfrohe Aeuglein, lauernde Haltung des Hauptes — sollte mich der Mann zum Opfer seiner satirischen Laune ausersehen haben? Ich überlegte nicht lange und setzte mich hin, während die Kapelle die nächste Programmnummer in Angriff nahm. Es war ein Potpourri. War der Applaus vorhin stürmisch, so war er diesmal orkanartig. Da Capo! brüllte es von allen Seiten, während die Physiognomie meines Unbekannten sich bis zum Grinsen verzerrte und sein Kopf immer heftiger verneinend schüttelte. Auf die Gefahr, von ihm satirisch geschunden zu werden, begann ich: Bilse hat nicht Ihren Beifall? — Sie verstehen mich falsch, mein Herr; gegen Bilse habe ich nichts, aber gegen die Komposition. Daß ein Kapellmeister von Geschmack solchen Kohl auftischen mag, begreife wer kann. — Wenn ich Sie recht verstehe, sagte ich, hat Ihnen dieses Potpourri nicht gefallen. — Dieses Potpourri, was soll denn just d i e s e s Potpourri verbrochen haben? Es ist nicht schlimmer als seine Kameraden. Wissen Sie, was so ein Potpourri ist? Eine Harlekinsjacke, aus bunten musikalischen Fetzen zusammengeschneidert, oder besser, zusammengeschreinert. Schreiner heißt ja wohl der Kerl (er sah durch seinen Kneifer auf das Programm), der das Zeug fabrikmäßig herstellt. — Sie brechen also den Stab über das Potpourri, das beim Publikum so beliebt ist? — O das süße Publikum mit seinen Midasohren! höhnte er. Aber wann hätte ich denn den Stab darüber gebrochen? Wo es hingehört, laß ichs gelten, in einer Fastnachtsreunion ist es an seinem Platz; aber Abend für Abend derlei Ulk anhören zu müssen, noch dazu auf Beethoven! — Die Musik unterbrach unsern Dialog, ein Walzer von Johann Strauß wurde gespielt. Wissen Sie, wie mir so ein Straußscher Walzer mit seiner feierlichen Einleitung vorkommt? begann mein Nachbar wieder, als eine Pause eingetreten war. Wie in „Robert der Teufel“ die gespenstischen Nonnen. Plötzlich werfen sie die Kapuzen ab und stehen in ihrer wahren Gestalt da, als leichtfertige Balleteusen. Edles Patos als raffinirte Folie für die Lüderlichkeit! und das im Zeitalter Richard Wagners! — Sie lieben Wagner? Stellen Sie ihn auch über Mozart? — Sancta Simplicitas! versetzte mein Unbekannter, muß man denn immer einen Genius verkleinern, wenn man einen andern erhebt? Hat der Olymp oder meinetwegen der Parnaß nicht Platz für viele Götter? Weil Sie nun aber doch Mozart und Wagner zusammengestellt haben, will ich Ihnen mit einem Gleichnis dienen. Hören Sie: Mozart ist Champagner, Wagner Rheinwein; oder wenn Ihnen das zu trivial klingt: Mozart führt uns durch einen lachenden Blumengarten, Wagner durch einen brausenden Eichenwald. — Das wieder beginnende Spiel der Musik ließ mir Zeit, über den sonderbaren Vergleich nachzudenken. Nachdem dieselbe geendet hatte und die große Pause eingetreten war, fuhr er fort: In allen Künsten lassen sich zwei Hauptrichtungen unterscheiden. Die eine fließt aus einem mit der Welt zufriedenen Gemüt. Des Künstlers Auge ruht mit innigem Wohlgefallen auf den Erscheinungen des Daseins, seine Seele ist mit Entzücken über alles Große und Schöne getränkt und sie strömt es aus und spiegelt es wieder wie der Tautropfen die Strahlen der Morgensonne. So Raffael, Goethe, Mozart. Die andere Richtung ist jenen Geistern eigen, deren Blick auf das Unvollkommene in der Welt gerichtet ist, auf die Schranken des Daseins und Dissonanzen des Lebens. Nicht passiv verhalten sie sich dagegen wie zu etwas Unabänderlichem, sie sind vielmehr von dem heroischen Drang beseelt, jene Schranken zu durchbrechen, in die Speichen des Kulturrads mächtig einzugreifen, die Welt umzugestalten und eine bessere Zukunft herbeizuführen. Die Werke dieser Künstler atmen nicht eitel Wohllaut und Weltfreude, absolute Schönheit, wie die der ersteren. Die Stimmung, in welcher sie konzipirt werden, ist V e r s t i m m u n g, die sich bald in tiefer Wehmut äußert, bald in finstrem Groll, bald aber auch in energischem Ringen und Rütteln, in willenskräftigem, titanischem Stürmen (was aber nicht mit dem Sturm und Drang der Unreife zu verwechseln ist). Haben Sie schon die Propheten und Sibyllen gesehen, welche der Titane Michelangelo an die Decke der Sixtina gemalt hat? Haben Sie gemerkt, wie diese gewaltigen Gestalten in tiefernste Betrachtung und gramvolles Brüten versunken oder von stürmischer Erregung bewegt sind? Von tiefstem Gefühl für die Schäden ihrer Zeit erfüllt, vereinigen sie den reinsten Willen und die stärkste Kraft, eine bessere Zukunft herbeizuführen und tragen in ihrer Brust die kommenden Geschicke. Der männliche, heroische Stil Michelangelos ist auch der Richard Wagners, spröde, herbe Großheit des Stils ist beiden gemeinsam, beide sind Meister im Ausdruck energischen Wollens, mächtiger Tatkraft. —

Wie war der Mann nunmehr so ganz verändert! Jeder satirische Zug war verschwunden und aus seinem Auge blitzte das Feuer jugendlicher Begeisterung. Als aber die Musik eine Quadrille aus „Carmen“ zu spielen begann, war er plötzlich wieder verwandelt, wie von Circe's Stab berührt. Carmen, musikalischer Zolaismus, brummte er. Tingeltangel-Operette, die Gott danken mag, daß ihr der Librettist einen tragischen Ausgang gegeben hat, denn ihm allein verdankt sie ihre Aufführung auf besseren Bühnen. — Diese Carmen, bemerkte ich, war in der letzten Saison das beste Zugstück unseres Hofteaters. — Glaubs gern, war seine Antwort, und ich wette, fuhr er fort, daß Figaro und Fidelio vor leeren Bänken gespielt werden. — So ist es in der Tat. — Und doch ist das dumme Wort vox populi vox Dei noch nicht polizeilich verboten. Da fällt mir eine Erzählung aus dem Talmud ein. Zwei gelehrte Rabbiner gingen mit einander auf Reisen und kamen in eine große Stadt, wo sie mehrere Vorträge halten wollten. Der eine sprach ernst und eingehend über religiöse und sittliche Gegenstände, doch kaum ein Dutzend Zuhörer hielten bei seinen Vorträgen aus. Der andere unterhielt das Publikum mit Parabeln, Anekdoten und Witzen und fand ein begeistertes Auditorium. Hierüber war der erstere schwer gekränkt; sein Kollege aber tröstete ihn und sagte: Zwei Händler schlugen ihre Buden auf. Der eine verkaufte bunte Glasperlen, der andere ächte Brillanten. Weißt du, zu welchem von beiden die Leute liefen? Zu dem, welcher bunte Glasperlen feilbot. — Gute Nacht, mein Herr!

Unsere Illustrationen.

Der Stadtherr auf dem Lande. (S. 345.) In recht anmutiger Weise hat der Zeichner unseres Bildes ein Stück glücklichen Dorflebens zur Anschauung gebracht und den wohltuenden Eindruck geschildert, den derselbe in seiner Einfachheit, Ungezwungenheit und robusten Gesundheit auf den Sommerfrischler macht, der seinen Lungen das Labsal eines frischen Sauerstoffs und seinen Beinen die Wohltat einer Fußtour bereitet, nachdem er zehn Monate an das Aktenpult in der dumpfen Schreibstube gebannt war. Wie geht ihm das Herz auf in der freien Natur mit ihren grünen Tälern und Höhen, dem erquickenden Geruch der buntbepflanzten Felder und dem majestätischen Anblick des Waldes, der sich am tiefblauen Horizont malerisch abzeichnet. Wie entzückt ihn der melodische Schlag der Schwarzamsel, der aus einem nahen Gehölz tönt und mitunter von den muntern Wirbeln einiger Buchfinken unterbrochen wird. Die halsbrecherischen Koloraturen der Primadonna des königlichen Hofteaters, die er neulich am Geburtsfest Seiner Majestät pflichtschuldigst angehört hat, haben nicht entfernt so auf ihn gewirkt, wie dieses Konzert der Natursänger, die mit der geringen Gage von mehreren Fruchtkörnern und ein paar Würmchen des Tages vorlieb nehmen. Nicht minder behagt ihm die trauliche Gruppe, die wir auf unserem Bilde sehen, und er läßt sich sogar herbei, von dem barfüßigen Rotznäschen einen Patsch zu verlangen. Der Kleine aber weiß diese Herablassung noch nicht zu würdigen und sträubt sich gegen die Liebkosung; vielleicht wittert er in dem Fremden einen jener konservativen Bauernfänger, die sich um die Gunst des armen Mannes so angelegentlich bemühen. — O rus (O Land!) ruft schon der alte Horaz sehnsüchtig aus, mitten in den Herrlichkeiten der prächtigen Roma, und bis herab zu Schiller, der in seiner „Braut von Messina“ singt:

> Wohl dem, selig muß ich ihn preisen,
> Der in der Stille der ländlichen Flur,
> Fern von des Lebens verworrenen Kreisen
> Kindlich liegt an der Brust der Natur

ist dieses Tema in zahllosen Weisen variirt worden. Niemals aber hat das Lob des Landlebens so böses Blut gemacht, als das des N i k o d e m u s F r i s c h l i n, des hochberühmten, freimütigen und vielangefeindeten Gelehrten und Dichters aus dem 16. Jahrhundert. Seine „Rede über das Bauernleben“ war es, mit welcher er einen Sturm gegen sich heraufbeschwor, der seine Wohlfahrt in den Wurzeln erschütterte und schließlich seinen tragischen Tod herbeiführte. Denn neben Lobpreisungen des Landlebens enthält die auch jetzt noch sehr lesenswerte Rede heftige Ausfälle auf den Adel seiner Zeit, so daß sie ihm beinahe den ganzen Adel seines Landes auf den Hals hetzte. „Was soll ich aber sagen,“ heißt es darin u. a., „von dem grausamen Wüten, das adelige Leutfresser an ihren Bauern verüben? Es gibt an gar vielen Orten zahlreiche Edelleut, von welchen ein jeder etliche ganz unschuldige Bauern um geringer Ursach willen auf den Tod oder auch gar zu tot geschlagen hat. Und wer hat dennoch jemals gehört, daß man einem solchen den peinlichen Prozeß gemacht oder gar mit dem Henker gestraft hätte? Versucht es aber einmal jemand, dem von einem solchen Bauernschinder eine Schmach widerfahren ist, solche zu rächen, so hängen sich alle Adlige wie die Glieder einer Kette einander und veranstalten gegen den einzelnen eine Meuterei, wie vor Zeiten Catilina in Rom. Es bewiesen fürwahr die deutschen Fürsten, und sonderlich der Kaiser, den Menschen eine große Gnad, wenn sie solche Onmenschen mit ihren

Pferden und Schlössern vertilgten und man sollte sie ihres adligen Namens und Vorrechts anderer Gestalt nicht lassen genießen, denn daß man sie als höhere Personen auf einen höheren Galgen hängte als andere Leute." Die Rede handelt weiter „von den groben, onerfahrenen, stolzen Prachthansen unter dem Adel, die nit meinen, daß die Bauern auch Leut seien und gedenken, es müß jedermann ihrer Gnad geloben. Was ist das für eine Hoffahrt derjenigen, welche niemand für edel halten, er könnte denn seiner Voreltern rostige Bildnisse oder Wappen aufweisen und sein Geschlecht von seinen vier Ahnen oder Urahnen auswendig erzählen? Daher kommt es, daß die rohesten und unwissendsten Edlinge die gelehrten und besten Leute verachten, und weil sie mit dem dummen Wahn ihres Herkommens aufgeblasen und geschwollen sind, so wollen sie allenthalben am Brett sizen, in allen Dingen den Vorzug haben, in Höfen und in Kanzleien sollen wir ihrer Gnade froh sein und ihnen zu Füßen fallen. Ich aber halte dafür, daß nichts Närrisches und Eitleres jemals von Menschen erdacht sei und welches weniger Festes zum Greifen in sich habe, als der Adel." Daß auch hie und da wackere und tüchtige Edelleute gefunden werden, räumt Frischlin ein; diese seien auch von seiner Rede nicht betroffen, sondern allein „die übermütigen Scharrhansen und Onmenschen, die vornehmen Rottirer, da ich wünsche, daß einmal ein anderer Herkules käme, als da war Kaiser Maximilianus der Erste, der sie ausrottete." Unter den Tugenden des Landvolks wird von Frischlin besonders die Mäßigkeit gerühmt und damit werden „unsere schwizenden, rülpsenden, gleich Mastochsen ausgestopften Hofleute" verglichen. Dann fährt er fort: „Aber in Fürsten- und Herrenhöfen, da ein jeder begehrt, reich zu werden, da sind gemeiniglich unruhige Herzen und ein solcher Mißgunst, der nit wohl kann größer sein. Denn da mißgönnt einer dem andern sein Glück und will ein jeder zum besten bei dem Herrn daran sein, damit er zum meisten davon bring, und wenn er sieht, daß ein anderer neben ihm in gleichen Gnaden, so lügt er, wie er ihn könn durch List, durch Verleumdungen, durch Schmachreden, durch allerlei Trug von seinem Glück abtrennen und bei dem Fürsten in Ungnad bringen. Da er das nicht kann, so stellt er demjenigen nach dem Leben heimlich, welchen er gern untergedrückt sehen möcht. Dieser Hofneid und Mißgunst erstreckt sich weit und breit, fürnehmlich aber übt er seine Macht wider die Gelehrten und Erfahrenen, denn solche stehen ihnen am meisten im Weg. An den Höfen herrscht der Neid, die Verleumdung, die Wüterei. Deshalb billig das Leben der Bauern und Hirten zu loben und die Ackerleut zu lieben, bei welchen kein solch Bubenstück, Sünd, Laster und Schinderei in Schwank gehet." Ein andermal redet er von „Schreiern und Schnarchern, die ihr Leben lang noch nicht weiter gekommen, denn ein Mühlkarr und trozdem sich gegen männiglich übermütig aufbäumen" und er nennt eine Anzahl Adeliger „grobe Knöpf, welche, wenn sie zu Rosen aufgehen sollten, so würden die Blätter aussehen wie Eselsohren." — Mit dieser Rede hatte Frischlin in ein böses Wespennest gestochen. Man nannte adeligerseits die Schrift eine Sturmglocke des Aufruhrs, deren Verfasser als Staatsverbrecher und Schänder der Ehre und des Ansehens der Obrigkeit den Galgen verdiene und der Haß der blaublütigen Junker ging so weit, daß sie Meuchelmörder gegen Frischlin aussendeten. Zahlreiche Attentate wurden auf ihn versucht wie gegen andere, die ihm ähnlich sahen oder ähnliche Namen hatten und daher mit ihm verwechselt wurden. Ein Dr. Freschel z. B. wurde einmal zwischen Anspach und Schwäbisch-Hall von zwanzig Berittenen angefallen und entging ihnen nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes. Im Bären zu Stuttgart saß ein Mann harmlos beim Frühstück; auf einmal hat ihn ein Hans Wolf von Stammheim beim Bart und will ihn erstechen, was unfehlbar geschehen wäre, wenn nicht andere dazwischen getreten wären. Er hatte den Fremden für Frischlin angesehen. Um sich unkenntlich zu machen, mußte er auf Reisen streckenweise seinen langen Bart in den Mund nehmen, und selbst wenn er nur in seinen Garten ging, trug er zwei Büchsen unter dem Mantel. „Ich will mich mit Gottes Hilf an den Scharrhansen, den ehr- und treulosen Schelmen, die mir nach meinem Leib und Leben trachten, rächen und sollte es mir den Hals kosten," sagte er zu seinen Schülern. Leider hat es ihm in der Tat den Hals gekostet. Sein Streit mit dem Adel wurde immer verwickelter, neue Streitigkeiten mit dem pedantischen Professor Crusius kamen hinzu, der mutige, geistvolle Poet und Reformator der lateinischen Grammatik mußte aus dem Lande und nach allerlei Irrfahrten und Drangsalen wurde er auf der alten schwäbischen Bergveste Hohen-Urach gefangen gesezt. Ungefähr ein halbes Jahr hatte er den Verlust seiner Freiheit ertragen, dann übermannte ihn der Drang nach Freiheit. Er unternahm einen Fluchtversuch und ließ sich an zusammengeknüpften Bettüchern aus seinem Kerker herab; aber diese rissen und zerschmettert stürzte der erst 43jährige herab. Das geschah Ende November 1590. Wir werden später das Leben und Wirken dieser hochinteressanten Persönlichkeit näher schildern. St.

Der Ehrtanz. (S. 357.) „Ein Alter, wenn er tanzet, ist wohl ein Greis an Haaren, doch jung an Geist und Herzen" singt Anakreon, der lebensfrohe Greis, der im Dezember seines Lebens noch vollen Mai im Herzen hatte. Der Alte auf unserm Bilde ist nun zwar kein Anakreon, so wenig wie die Alte mit der gewaltigen Pelzmüze; aber der heutige Tag läßt auch ihnen die längst entschwundene Jugend wieder flüchtig auftauchen und erweckt in ihrem welken Herzen einen Schimmer jener seligen Zeit, wo sie den Kelch der Liebe in vollen Zügen geschlürft haben. Und diese holde Erinnerung beflügelt ihren des Tanzes längst entwöhnten Fuß, und fröhlich folgen sie der Aufforderung des jungen, neuvermählten Paares, ihrer Kinder, und schicken sich an, der schönen Volkssitte gemäß, den Ehrentanz mit ihnen zu tanzen. — Die Jugend mit dem Alter im fröhlichen Hochzeitsreigen, es ist ein köstliches Motiv für den Pinsel eines Malers wie Hugo Kauffmann, der es so recht versteht, humoristische und zugleich gemütsinnige Szenen aus dem Volksleben in trefflicher Individualisirung zu schildern. Die Werke des im besten Mannesalter stehenden Münchener Künstlers sind bereits durch Vervielfältigung mittels Lichtdruck in weite Kreise gedrungen, und Karl Stieler hat dieselben mit hübschen Versen in oberbaierischer Mundart begleitet. Wir können unser Bild mit keinem besseren Text begleiten als mit dem Gedichte Stielers:

Was waar' denn jezt dös,
Dös Gedruck in der Stuben?
Geht's hint'ri, ös Dirndle,
Geht's hint'ri, ös Buben!

„Ah, der Ehrvater, ah!"
Und der tanzt und der schnauft
Wier a Braunbär, der grad
A jung's Lampl abrauft.

„Jezt kimmt ja der Ehrtanz,
Den müss'ma ja sehgn."
So geht's nur grad hintri,
Ees sehgts ihn deswegen*).

Und der Hochzeiter ziehgt
Halt die Ehrmutter hin,
Wie der Fuchs die alt' Henna,
Daß s'flutschert**) vor ihm.

Ja, mein Gott, an Ehrtanz,
Den muaß ma scho ham,
Z'lezt kommen die Richtigen
Do' wieder z'samm. St.

Mitteilungen aus dem Gebiete der Industrie, Technik und Landwirtschaft.

Funkenchronograph. Eins der feinsten Instrumente auf der elektrischen Ausstellung in Wien war der Funkenchronograph. Dieses sauber gearbeitete kleine Instrument besteht aus einem Uhrwerk, von welchem es möglich ist, den einmillionsten Teil einer Sekunde abzulesen. Sobald das Uhrwerk in Tätigkeit gesezt wird, beginnt es eine kleine Trommel mit einer Geschwindigkeit von 6000 Umdrehungen in der Minute herumzuschleudern; es kommen demnach auf die Sekunde hundert Umdrehungen, und diese werden durch ein jemaliges Glockenzeichen angegeben. Nach diesem Uhrwerk wird nun der Strom geleitet, welcher mit dem zu messenden Instrument in Verbindung steht, und der z. B. beim Messen der Geschwindigkeit einer Gewehrkugel beim jedesmaligen Berühren eines Leitungsdrahtes einen Funken auf die Trommel wirft, der sich durch einen gelben Fleck auf dem Stahl oder durch einen blanken Punkt, wenn die Trommel berußt ist, anzeigt. Mit der Trommel steht nun außerdem ein hundertteiliges Zifferblatt in Verbindung, das beim Messen eine ganze Umdrehung macht, wenn die Trommel eine Hundertstelwendung vollbracht hat Der ganze Trommelumfang zeigt also eine Hundertstelsekunde an, die einmalige Umdrehung des Zifferblattes somit eine Zehntausendstelsekunde, und eine Hundertsteldrehung des Zifferblattes wiederum davon den hundertsten Teil, also eine Millionstelsekunde, ein Maß, mit dem sich erklärlicherweise die ungeheuersten Geschwindigkeitsphasen messen lassen. K. H. Z.

Oberbaierisches Petroleum. Das Vorkommen von Petroleum in den oberbaierischen Alpen, namentlich bei Tegernsee, ist seit langem bekannt; über die Ergiebigkeit dieser Petroleumquellen fehlen zwar noch sichere Ermittelungen, die Beschaffenheit des Oels im Vergleich zu dem von Oelheim bei Hannover darf indessen günstig genannt werden. Während nämlich in Oelheim ein verhältnismäßig schweres Oel angetroffen wird, ergibt sich bei Tegernsee schon in geringer Tiefe leichteres Oel mit reichlichem Brennöl (bis zirka vierzig Prozent) und ansehnlichem Paraffingehalt, wodurch es dem nordamerikanischen Rohöl ziemlich gleichwertig erscheint. Das Petroleum von Tegernsee soll sich bedeutend leichter destilliren lassen als das norddeutsche; weitere Aufschlüsse können daher nur wünschenswert erscheinen.

Für unsere Hausfrauen.

Ueber die Konservirung des Fleisches.

II.

A. Konservirung des Fleisches durch Trocknen.

Diese Metode der Konservirung ist alt, wurde schon in der vorchristlichen Zeit in Egypten und anderwärts geübt. Heutzutage kommt sie am meisten bei der Konservirung der Fische zur Anwendung. Außerhalb Europas werden höchst bedeutende Mengen von Fischen so zur Ernährung der Menschen dienlich gemacht. Innerhalb der Grenzen Europas wird das Trocknen der Fische weniger stark betrieben, am meisten noch bei der Herstellung des Stockfisch aus dem Kabeljau, des Stockfisch-Leng (getrockneter Leng) aus dem frischen Lang. In Südamerika werden große Mengen von Rindfleisch durch Trocknen konservirt. Man bringt die fertige Waare unter dem Namen „Charqui" in

---

*) Ihr seht ihn ja dennoch gut. **) flattern, mit den Flügeln schlagen.

den Handel. Man tötet die Tiere durch Verblutung, schneidet das Fleisch von den Knochen und zerlegt es in schmale lange Stücke; diese werden übereinander geschichtet, durch Lagen von Kochsalz von einander getrennt. Nach 12 Stunden werden die Stücke umgewendet und aufs neue mit Salz behandelt. Am nächsten Tage werden sie der Luft und Sonne exponirt, die nach 2—3 Tagen eine vollständige Austrocknung zustande bringen. Man unterscheidet nach der Qualität verschiedene Arten dieses Charqui: am besten, weil am meisten von Sehnen befreit, ist der „Pato“, demnächst folgt „Manta“; das schlechteste, an Sehnen reichste Fleisch heißt „Tasajo“. Nur mageres Fleisch kann in der angegebenen Weise konservirt werden. Man benuzt die Waare bei der Beköstigung der Arbeiter in den Anden. Den Nahrungswert hat man in England und Frankreich günstig beurteilt. Das Fleisch ist aber nach der Zubereitung in der Küche unschmackhaft, zähe und schwer verdaulich. Auch in Großbritannien hat man den Versuch gemacht, das Fleisch der Rinder durch Trocknen zu konserviren. Arthur Hill Hassall erhielt auf folgendes Verfahren ein Patent. Das Fleisch wird von Fett und Sehnen getrennt und, in ähnlicher Weise wie bei dem Wurstmachen, zu einem zarten Brei verkleinert. Diesen Brei bringt man in dünnen Schichten auf Tafeln von verzinntem Eisenblech in eine vorgerichtete Trockenstube und läßt denselben von einem warmen Luftstrome nicht unter 62,5 und nicht über 75 Grad Celsius bestreichen. Dieses Trocknen sezt man so lange fort, bis die Masse sich leicht reiben oder bröckeln läßt, worauf sie zwischen Mühlsteine gebracht, gemahlen und schließlich als Pulver in mit Zinnfolie gefütterte Blechbüchsen gefüllt und eingepreßt wird. Dieses Fleischmehl, in Wasser gekocht, quillt stark auf und gibt eine sehr gute Fleischsuppe. Etwas ähnlich ist die Metode von Verdiel. Hier wird das Fleisch in fingerdicke Streifen geschnitten, solche in einer Kammer aufgehängt und einem Wasserdampfe von 4 Atmosphären Spannung etwa $^1/_4$ Stunde lang ausgesezt, so daß das Fleisch wie gedämpft erscheint. Nach dem Dämpfen wird es dann ebenfalls durch warme Luft getrocknet und in Blechbüchsen mit etwas Salz eingepreßt. — Soubeiran empfahl 1871 eine Metode der Fleischkonservirung, bei der das Fleisch bei 50—55 Grad Celsius getrocknet und dann gepulvert wird. Wenn das Trocknen des Fleisches vorsichtig geschieht, so verliert es dabei nur Wasser und einige wenige flüchtige Stoffe. Den Verlust dieser Stoffe hat man nicht zu beklagen; denn das Wasser kann man alsbald wieder ergänzen, man braucht nur das getrocknete Fleisch zu kochen, wie es auch bei dem Hassallschen Präparat in der Regel geschieht. Wird das Trocknen des Fleisches so betrieben, daß dabei keine Fäulnis eintreten kann, also in zweckmäßig eingerichteten Trockenstuben, so bekommt das Fleisch keinen unangenehmen Geschmack und sein Genuß bekommt auch gut. Gleichwohl ist der Gebrauch des getrockneten Fleisches für Menschen nicht sehr zu empfehlen. Durch das Trocknen wird das Fleisch so verdichtet, daß es sich später bei der Behandlung in der Küche nur schwer wieder auflockern läßt. Es bedarf, wie beim Stockfisch, mehrtägiger Behandlung mit Wasser, bevor das Fleisch wieder eine annehmbare Beschaffenheit erlangt.

Einfache Prüfung des Mehls. Um die mehr oder minder große Güte verschiedener Mehlsorten kennen zu lernen, ohne erst Probegebäck machen zu müssen, kann man in folgender Weise verfahren, wodurch man mit unumstößlicher Gewißheit die relativen Werte der einzelnen Sorten beurteilen kann. Angenommen, man hat aus verschiedenen Bezugsquellen die besten, mit 0 und 00 bezeichneten Mehlsorten zu prüfen, so nehme man von jeder Sorte, genau gewogen, 1 Lot ($16^2/_3$ g), schütte es in eine Porzellantasse, gieße auf jedes Lot $^1/_2$ Lot ($8^1/_3$ g) reines Wasser und vermenge das Mehl mit dem Wasser gut zu einem Teige. Darnach befühlt und besieht man die verschiedenen Teige. Der festeste Teig berechtigt zu dem Urteil, daß hierzu das beste Mehl verwendet wurde, der weichste Teil deutet auf das schlechteste Mehl, weil die Güte des Mehles in der Hauptsache von dessen Ausgiebigkeit abhängt. Das Mehl, von welchem man einen festeren Teig bekommt, muß schon darum ausgiebiger und somit besser sein als jenes, von welchem man einen weicheren Teig bekommt, weil man zu irgend einer Gebäcksorte, zu welcher weicher Teig erforderlich ist, bei besserem Mehle mehr Flüssigkeit zu verwenden vermag, und somit mehr Teig und Gebäck erzielt, oder bei gleicher Flüssigkeit weniger Mehl benötigt, um diese Teig- und Gebäcksmasse quantitativ und qualitativ zu erzielen.

Sprechsaal für jedermann.

Auf den Artikel über Ausnüzung von Brennstoffen durch Zimmeröfen in Nr. 9 Ihrer werten Zeitschrift erlaube ich mir Ihnen Folgendes zu entgegnen: Mit den Angaben über allgemeine Ausnüzung der Brennstoffe erkläre ich mich einverstanden, der Behauptung aber, dieselbe geschehe durch eiserne Oefen besser als durch Kachelöfen trete ich an der Hand von Beweisen entschieden entgegen. Zunächst, und das wird jedem Laien einleuchten, hat das Feuer, beziehentlich der Rauch, durch einen nur halbwegs gut gesezten Kachelofen einen weiteren Weg zu machen als in einem eisernen, es ist also bei ersterem vom Schornsteinheizen weniger die Rede als bei lezterem. So auch nehmen die ausgefüllten Kacheln die Wärme besser auf und teilen sie der Zimmerluft allmälich und anhaltender mit als dies die Eisenteile tun, wovon auch nur der Feuerungsraum der Wärme ausgesezt sein kann, daher, wie jeder Leser oder Leserin beobachtet haben wird, die angenehme Wärme bei einem Kachelofen gegenüber der stechenden, luftaustrocknenden eines eisernen. Ein Kachelofen heizt mit demselben Brennmaterial ein Zimmer besser als ein eiserner Ofen, ist reinlich und für die Kinder, die man allein lassen muß, nicht gefährlich. Sodann läßt sich im Kachelofen (praktisch eingerichtet) gut kochen und das Küchenfeuer ersparen. Luftdicht sind die Kachelöfen besser, als jeder andere, durch die sogenannten Balkentüren zu machen, bei leztern sind beide schließende Flächen zusammen geschliffen.

Bitte also nach dem Angeführten unsern alten guten Kachelofen nicht so ins Hintertreffen zu stellen. J. F., Töpfer, Dresden.

Doppelcharade.

Ohne die Erste, so klein,
Kein Mensch würde sein.
Kein Sperling flöge in Lüften daher,
Kein Walfisch schwämme im weiten Meer,
Kein Löwe brüllte in Afrika,
Selbst das winzigste Mäuslein wär' auch nicht da.
Die Zweite und Dritte in engem Verein
In der winzigen Ersten stecken sie drein;
Sind selbst auch das Ganze, so unscheinbar —
Den reichsten Lebensquell stellen sie dar.
Trenn' nun 's Ganze in Eile
In andre Teile:
Die Erste ein ernsthaft gewichtig Werk,
Doch kann es leisten der schwächlichste Zwerg.
Die andern ein Fluß- und Seepirat,
Dem das Handwerk noch legte kein einziger Staat,
Hat lang nach dem Tod oft es fertig gebracht,
Daß er vielen Menschen gar warm gemacht.

S. N.

Rösselsprung.

bern	lie	der	her	au	lang	in	glüht
magst	dein	grä	du	herz	ze	du	he
ge	stehst	ben	an	so	lie	und	kommt
lie	die	daß	und	lie	wo	warm	so
o	sor	du	lieb	ein	trägt	de	hegt
stun	ben	klagst	be	lang	be	lang	ent
und	lieb	o	kommt	gen	noch	und	stun
kannst	de	schlägt	so	lie	die	ge	ihm

Mit diesem Heft beginnt das III. Quartal des 9. Jahrganges der „Neuen Welt“. Die geehrten Postabonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen ungesäumt aufzugeben, damit keine Unterbrechung in der Zustellung des Blattes eintritt.

Die Expedition der „Neuen Welt.“

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 16. 1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von **M. Kautsky**. 15. Fortsetzung.

Die Tête des Zuges war schon gebildet; die Fahnenträger und die Träger des Kreuzes schritten voran, ihnen folgte der Pfarrer, dann kam die männliche Schuljugend, hinter ihnen die Mädchen. Jezt traten die Männer ein und den Schluß machten die Weiber.

Unter diesen herrschte keine Disziplin, sie gingen wie sie wollten und konnten.

Der Vorbeter schritt zur Seite des Zuges, alles wohl im Auge behaltend und dabei mit seinem trivialen versoffenen Tenor seine Litanei herunterschreiend, die von den wirr ineinander tönenden Stimmen der Bittgeher nachgeplappert wurde.

Hier beim Ausgang war die Gebetskraft noch eine bedeutende und zumal jezt, unmittelbar nach den üblen Berichten des Franzel, verlegte man sich mit allem Feuer auf die Anrufung der Heiligen. Die Weiber und Kinder, die sich hier versammelt hatten, aber nicht mit konnten, sahen mit schweren Herzen den Dahinscheidenden nach. Auch die Hofer war unter denen, die umkehren mußten, sie hatte es in den Füßen, und gerade heute mußte sie's auch in der Hüfte verspüren. Sie wischte sich mit dem Schürzenzipfel die Tränen aus den Augen.

Ach, diese katolischen Gebräuche, dieser Kultus war ja das einzige, was einen Funken Poesie in das arme freudlose Leben dieser Menschen brachte, das einzige, das ihre Phantasie erregte, das sie, für Stunden wenigstens, der Not, dem Jammer ihres Daseins entriß. Es befriedigte doch, wenn auch in der unvollkommensten Weise, das ideale, das künstlerische Bedürfen, das angeborene Lustbedürfen dieser Menschen.

Auch der Holzhauer Franzel stand da, den Hut in den schwieligen Händen, und er sah dem Zuge nach, dem die flatternden Fahnen vorangingen und der unter Gesang auf dem sonnenbeschienenen Wege längs des im smaragdenen Grün schimmernden Sees dahinwallte. Lange sah er ihm nach und eine innere Stimme, oder richtiger, das anerzogene Empfinden, drängte ihn, ihm zu folgen, sich ihm anzuschließen. Aber dann wendete er sich plözlich um und schaute rückwärts nach dem Plattenberg, und er stülpte den Hut auf den Kopf und entschlossen rief er: „Ich mach doch die Anzeige, es ist meine Pflicht.“

Er schritt wacker aus und kam bald dem Zuge vor, der ihn auch nicht mehr einholte.

Die vorderste Abteilung desselben kam indes bald in Unordnung, die Fahnenträger und der Herr Pfarrer blieben stehen und drückten sich auf die Seite. Ein Trupp Reiter kam ihnen auf der nicht allzubreiten Straße entgegen. Auf der einen Seite waren die Felswände, auf der andern der See, ein Ausweichen war nicht gut möglich, und die Reiter sprengten wie Besessene daher.

Die Litanei stockte, einige Schreie wurden hörbar und schließlich kletterte die Mehrzahl auf die vorspringenden Stellen der Felswand, um die berittene Schaar vorüber zu lassen. Es war Helene in Begleitung Elsas und ihrer Kavaliere.

Helene war allen voran, und als sie ihrerseits den Zug erblickte, mäßigte sie keineswegs den scharfen Trab ihres Pferdes. Dieses begann vor dem Flattern der Fahnen sich zu scheuen, vor den Rufen der Menge, aber sie versezte ihm einen Hieb, daß es sich bäumte und dann vorwärts rannte. Sie hielt erst an, als sie unter der Kirche angekommen war und lachte auf im Uebermut und Wohlgefallen an der eigenen Kraft. Sie saß aber auch so fest im Sattel. Sie erwartete hier die übrigen, die in einem mäßigeren Tempo ihr gefolgt waren; ihre Augen verfinsterten sich, als sie bemerkte, daß Arnold an Elsas Seite ritt, und daß sie beide den Schluß der Kolonne bildeten.

Sie rief ihm in einem gereizten Tone zu, an ihre Seite zu kommen.

„Sie sind der einzige, der die Terrainverhältnisse des Ortes kennt, und Sie bleiben en queue.“

„Ich werde mit Vergnügen die Führung übernehmen,“ sagte er mit einer kleinen Neigung des Hauptes, „sobald ich erwarten darf, daß Sie Sich derselben unterordnen.“

Sie warf den Kopf, auf dem der dunkle Männerhut saß, ein wenig zurück und zeigte ihm ihr kapriziösestes Gesicht: „Ich bin gewohnt meiner Laune, meinem Temperament zu folgen —“ es war Gereiztheit des Herzens in dem Ton, die aufstachelnd auf ein anderes wirkt, „aber versuchen Sie es doch, ergreifen Sie die Zügel und — zwingen Sie mich, Ihnen zu gehorchen.“

Wie sie das nur sagte, halb in demütiger Bitte, halb in

kühner Herausforderung und in Haltung und Blick lag jener fesselnde undefinirbare Reiz, den Frauen üben, die sich ihrer Macht bewußt sind.

Um seine Lippen legte sichs wie Spott und er antwortete fast scharf: „Die Verhältnisse, Gräfin, werden diese Unterordnung lehren, besser als jeder persönliche Eingriff. Sehen Sie, die Straße ist zu Ende, wir sind im Orte. Ihr Pferd wird bald keinen Fußbreit ebenen Terrains mehr finden und alle Vorsicht nötig haben, um nicht zu stolpern. Ich werde seine Gangart ein wenig nach der meines Althan richten, Komtesse, und auch Sie, meine Herren, werden gut tun, gleichfalls darauf zu achten."

Er griff Helenens Pferd in die Zügel und drängte es nahe an das seine heran.

Helene sagte kein Wort; ein wenig nach seiner Seite geneigt, schien sie sich ganz seiner Leitung zu überlassen. Es ging langsam vorwärts. Die Weiber und Kinder kamen an die Türen und schauten ihnen neugierig nach. Die Damen erregten besonderes Interesse. Sie sahen aber auch so hübsch, so pikant aus, daß sie wohl überall und unter allen Umständen die Blicke auf sich gezogen hätten. Sie trugen dunkelblaue, ganz eng anliegende Reitkleider, deren Röcke so kurz waren, daß sie die Füße, die in zierlichen Lackstiefletten staken, ein wenig sehen ließen, runde Männerhüte mit einem kurzen Schleier saßen auf dem lichten Haar, das rückwärts in dichten Flechten über den Nacken herabfiel. Sie sahen in der gleichen Tracht fast wie Schwestern aus.

Bald wurde der Weg so eng, daß ein Pferd hinter dem andern gehen mußte. Arnold nahm die Tête, aber er sah sich häufig um und begegnete dann immer Helenens Blick.

Man hatte die „Lahn" erreicht und konnte auf dem weiten Terrain sich wieder vereinigen. Elsa ritt an Helene heran und reichte ihr zum Abschiede die Hand. „Ich bin am Ziele, und meine kleine Freundin erwartet mich," sagte sie.

Die Herrn versuchten es nochmals, ihren Entschluß zu erschüttern und sie zum Mitkommen zu bewegen. Sie versicherte, daß sie das Salzwerk sehr gut kenne und begehrte sofort abzusteigen, da sie die wenigen Schritte bis zum Hause des Frieder zu Fuß zurückzulegen gedenke.

Es war bestimmt worden, daß einer der Reitknechte mit der Komtesse zurückbleiben solle; er half ihr jezt vom Pferde und erhielt von Elsa die Weisung, im Gasthause, wo er die Pferde einstellte, zu warten, bis sie ihm einen weiteren Befehl zukommen ließ.

Sie grüßte dann alle mit der Hand und wendete sich einem Fußwege entgegen.

Sie hörte, wie die Pferde wieder in Trab versezt wurden und nach einigen Minuten wandte sie sich um, um ihnen nachzusehen. Sie hatten bereits den Waldweg erreicht, der in Serpentinen den Salzberg aufwärts führte, bis zu den Arbeitshäusern und den Stollen, die in einer Höhe von dreihundert Metern in den Berg hineingingen.

Arnold ritt an Helenens Seite. All ihre Munterkeit schien dieser wieder zurückgekehrt zu sein. Der Wind trug ihr den Ton ihrer Stimme zu und ihr helles Lachen. Und sie saß so schön zu Pferde, die seltene Geschmeidigkeit und Elastizität ihres Körpers mußte jedes Auge bestechen. Jezt erhob sie sich ein wenig im Sattel und mit der einen Hand knickte sie von einem den Weg überschattenden Baume einen Blütenzweig; Arnold riß ihn erst vollends herunter, und sie teilte ihn nun an die Kavaliere aus; sie wußte all ihre Anmut dabei zu entfalten.

Elsa seufzte; sie empfand als Weib, daß jene gefiel, weil sie gefallen wollte, ihm gefallen wollte, und wieder durchdrang das junge Herz der Stachel der Eifersucht. Aber hatte er ihr nicht gesagt, es sei ein Irrtum, und er werde jene niemals lieben können? Sollte sie an ihm zweifeln? Nein! So rief es fast laut in echter Herzensfreudigkeit. Wenige Minuten später lagen sich Elsa und Evi in den Armen und küßten sich auf Mund und Wangen. Engumschlungen traten sie zusammen in die ärmliche Hütte am Fuße des Plattenberges.

17. Kapitel.

Es ist fast Mittag. Die sonndurchwebte Luft ist klar und mild, sie zittert ein wenig.

Ein würziger Harzduft dringt aus den Wäldern ringsum, und ein leiser Wind führt ihn weiter und mengt ihm das zarte Aroma bei, das aus den niederen, am Boden wuchernden Kräutern emporsteigt.

In dem einsamen Aeter hoch oben kreist ein Adler mit langsam majestätischem Flügelschlag. Er scheint in der Luft gleichsam zu stehen, sich im Aeter zu baden. Im Dunstkreis der Erde aber tummeln sich unter den gleichen belebenden Einflüssen Miriaden der kleinsten Lebewesen und bringen ihr Lustgefühl zum sinnlichen Ausdruck. Sie alle freuen sich des frischerglühenden Tages, und die Sonne ist ihnen allen Labsal und Freude. Und höher steigt sie und die Temperatur nimmt zu.

Aber die Bergleute, diese menschlichen Maulwürfe, genießen nicht ihre Wohltaten.

Ausgeschlossen sind sie von Licht und Wärme; die fürchterliche Nacht umgibt sie und sie arbeiten Winter und Sommer in der gleichen feucht-frostigen Temperatur von nur vier Grad Wärme.

Und sie arbeiten zumeist allein.

Jedem ist seine Stelle angewiesen in einem Gange, der entweder durch frühere Auslaugungen zu einer Kammer sich erweitert hat oder so enge ist, daß ein Mann nur eben aufrecht darin zu stehen vermag. Oft vermag er nur in gebückter Stellung die Bohrlöcher einzuschlagen für die Sprengungen, die alsbald die Felsenmassen, die für die Ewigkeit gefügt schienen, in wilder Kraft auseinander reißt und zum Stürzen bringt. Das Steinsalz wird hinausgeschafft, und in die also gewonnenen Räume wird das Wasser eingeleitet, das gierige Element, das am Boden, an den Wänden, an der Decke weiterfrißt, mit Salz sich sättigt, bis es den nötigen Prozentsaz der Sole in sich aufgenommen hat und in Röhren nach den Sudhäusern abgelassen wird.

Georg arbeitet heute in einer solchen Kammer. Sie reicht hoch hinauf und ihre Decke entzieht sich seinem Blicke. Die Grubenlampe, die mit einem eisernen Haken in den Felsen eingestoßen ist, erhellt im engen Umkreis nur eine Wand. Dort glizert es feucht, und rötliche und weißlich graue Salze schimmern da entgegen, von dunklen symmetrisch laufenden Adern durchzogen, mit Ton gemischt, an manchen Stellen wieder ganz rein kristallisirt, gleich Edelsteinen blizend. Die kleine Oellampe raucht und qualmt darüber hin; ihr Docht ist frei, durch nichts geschüzt, und ihre Füllung reicht für eine sechsstündige Schicht gerade aus.

Georg steht aufrecht, das als Spizkeil wirkende Eisen in der linken, das Fäustel in der rechten Hand; er sezt das Eisen an die Wand, und indem nun jeder Schlag dasselbe treffen muß, höhlt er ein zylindrisches Loch in den Felsen. Das flackernde trübe Licht erleuchtet sein blasses Gesicht und zeigt auf dem dunklen Gekräusel seines kurzen Bartes im grauen Schimmer winzige Salzkristalle.

Er arbeitet im Geding, und unaufhaltsam sezt er die monotone Arbeit fort. Seine intelligenten Augen sind nur auf den einen dunklen Punkt gerichtet, den er zu treffen hat. Er räuspert sich von Zeit zu Zeit; die Lunge muß des abscheulichen Brodems, den sie einatmet, sich entledigen. Das Geräusch seiner Lunge klingt in dieser tiefen Stille und Abgeschlossenheit, die keinen Ton hinausläßt, dem Ohr hart und metallisch, gleich den Schlägen seiner Haue. Sonst alles lautlos um ihn herum; doch nein, ein Tropfen fällt, silbern tönt er, und wieder einer, und wieder — es tropft und rieselt von den feuchten Wänden. Es ist das einzige Zeichen des Lebens außer ihm, das einzige Zeugnis von den ewig wirkenden Kräften in der Natur, das ihm hier zum Bewußtsein kommt.

Armseliges Leben!

Die Bohrlöcher sind gemacht, mit Pulver gefüllt, und die Bohrnadel ist eingeführt. Den übrigen freien Raum um die-

selbe verstopft und verrammelt er mit trocknem Lehm, dem sogenannten Schießkuchen. Jetzt wird die Bohrnadel wieder herausgezogen und an dessen Stelle ein Schilfröhrchen mit dem Schwefelfaden eingeführt. Da die Arbeiter im Geding von ihrem kargen Ertrag die Sprengstoffe, Licht und Lunte selbst zu beschaffen haben, so nehmen sie, um zu sparen, die Lunte möglichst kurz. Und nun — er entzündet die eine und die andere und stürzt mit seiner Lampe hinweg. Wehe ihm, wenn er auf dem nassen schlüpfrigen Salzboden ausgleitet, wenn er fällt, wenn sonst ein Hindernis, und sei es auch nur das einiger Sekunden, seine Flucht hindert, er ist verloren.

Er wirft sich auf einen Haufen ausgelaugten Gesteins, das in der Kammer hügelartig den Boden bedeckt — die Detonation erfolgt und mit entsezlichem Krachen bricht ein Stück der Wand zusammen.

Wie jeder Muskel seines Körpers bebt, wie ihm das Herz pocht!

Und nun erfüllt den Raum stinkender Pulverdampf und mischt sich mit der matten Grubenluft und dem Qualm der rauchigen Lampe an seiner Seite, die dem Manne das bischen Sauerstoff in der Luft streitig macht. Er verharrt einen Augenblick in seiner Lage, in tiefen schweren Atemzügen, die Hand gegen die pochenden Schläfen gedrückt. Und wenn ihn nun die entsezliche Kraft erfaßt und ihn zermalmt hätte, unter den stürzenden Felsen begraben? Was wäre daran gelegen!? was bedeutet denn ein so armselig elendes Leben?! um so elender, weil ihm bereits die Erkenntnis aufgegangen für all das Erhabene, das eine Menschenbrust erfüllen kann, für all das Glück, dessen sie fähig ist. Und er sollte immer ausgeschlossen bleiben, und sein heißes Sehnen würde niemals gestillt werden? jener Durst nach Bildung, nach Wissen, nach Wahrheit?!

Es ist wieder ruhig geworden um ihn herum; nur einzelnes Gestein und Blättchen Salz bröckeln noch herunter. Und wieder hört er die Tropfen fallen, tack — tack — tack! Ihn durchschauerts. Ein Ekel überkommt ihn vor sich selbst. Ein Tier dünkt er sich, das in der Höhle haust und sie durchwühlt um seines Fraßes willen. Und nicht einmal gesättigt! nicht einmal das niederste Bedürfnis befriedigt, nicht einmal dies!

Und jetzt taucht — ein furchtbarer Kontrast — in der Phantasie des Arbeiters ein Bild auf, das ihm all die Poesie des Lebens verwirklicht, ihm die Bildung des Geistes vereint zeigt mit der edelsten Herzensbildung: Elsa.

Schon als Knabe hat er sie geliebt, unter den beschämendsten Martern, und er hätte sich eher die Zunge ausreißen lassen, ehe er eingestanden, wie viel sie ihm gegolten. Jetzt steht er ihr als Mann gegenüber, und wieder wäre Schweigen sein Teil? ein Insichverschließen alles dessen, was ihm die Brust bewegt? Nein!

Er fühlt, daß es inzwischen anders geworden ist, sie haben ein gegenseitiges Anrecht auf einander, und zwischen ihnen gibt es ein Gemeinsames, ein Etwas, das mächtiger ist als Blutsverwandtschaft und dauernder als die Liebe. Es ist das gleiche Ziel, der gleiche Endzweck, es ist das, was Menschen einer Zeit verbindet, sie unter gleichen Ideen und Voraussezungen zum Handeln drängt.

Auch er wird handeln, und er wird dem heißen intellektuellen Drange folgen, der ihn, einem Geseze gleich, erfaßt hat, von dem er sich nicht mehr losringen kann und nicht mehr losringen will. Und er wird die Kraft finden, seine elende Lage zu ertragen, seitdem er weiß, daß es sein heiligstes, sein moralischstes Recht ist, sie zu verbessern, und so wird auch er an dem großen Werke der Zukunft mit arbeiten, und was ihm selbst wohl unerreichbar bleibt, für andere wenigstens erringen helfen.

Er erhebt sich.

Er streicht das wirre Haar aus seinem Antliz, seine Augen sehen wieder klar und fest und ruhig.

Er stößt die Lampe ein und ergreift sein Werkzeug, um seine Arbeit wieder aufzunehmen.

Horch, drei Schläge; dumpf und leise tönen sie. Sie kommen aus einem andern Gang, aber sie sind deutlich hörbar.

Sein Wandnachbar fragt bei ihm an, und verlangt von ihm ein Zeichen, das Kunde gibt, daß er die Sprengung ohne Schaden ausgeführt.

Georg schlägt als Antwort mit dem Fäustel dreimal an den Felsen.

Nach kurzer Zeit wiederholt der andere das Klopfen. Sechs Schläge sinds. Ah, es ist Mittag, und in der Tat, seine Lampe droht zu erlöschen.

Er reißt sie aus dem Gestein und wirft Haue und Eisen von sich und ohne einen Blick auf die vollbrachte Arbeit wendet er sich ab. Er verläßt die Kammer und durcheilt mehrere Gänge.

Sie sind enge und verengen sich immer mehr. Der Berg wächst, wie es in der Bergmannssprache heißt.

Schon sind die mächtigen Balken der Streckenzimmerung zum Teil geborsten, zersplittert, und sie beugen sich immer mehr und mehr unter den stetig anschwellenden Gesteinsmassen. Jezt gelangt er in den Stollen, in dem die Geleise für die „Hunde" gelegt sind. Sie sind mit Steinsalz beladen und Arbeiter treiben sie vor sich her.

Aus allen Stollen treffen nun die Bergleute zusammen, für alle ist nach der sechsstündigen Schicht die Zeit des Ausfahrens gekommen.

Von Nacht zum Licht.

Sie schreiten vorwärts ohne ein Wort zu verlieren. Da vernimmt man Stimmen im wirren Durcheinander; wie aus weiter Ferne klingen sie, und doch wieder in einzelnen Lauten so seltsam schrill. Und jezt ein Lachen — das sind nicht Bergarbeiter — im Berg lacht keiner — und dies ist ein besonders heller Ton, es ist das Lachen einer Frau.

Die Arbeiter sind bei einem Schacht angelangt, der, einem großen schräglaufenden Schlot vergleichbar, von einem oberen Stollen herunter führt. Auf einer sogenannten Rutsche, einem glattpolirten Balken, der eine Neigung von fünfzig Grad besizt, fahren die Bergleute abwärts, und es ist dies sicherlich das rascheste Beförderungsmittel, das man sich denken kann. Einer kommt da knapp hinter dem andern zu sizen, und er nimmt sein Licht in die Linke, während er mit der Rechten, die durch ein Handleder geschützt wird, das lose hängende Seil ergreift, das mit der Rutsche paralell läuft und ihm nun während des Abrutschens durch die Finger saust.

Dem Ende zu verläuft die Rutsche etwas horizontal, wodurch der Absturz abgeschwächt und die Gefahr verringert wird.

Georg und seine Genossen wollen an dem Schacht vorübergehen, dessen Endpunkt von einigen Lichtern erleuchtet ist, als sie von dem Steiger, der hier aufgestellt war, angerufen werden. Er bedeutet ihnen zurückzugehen und zu warten, bis der Herr Verwalter mit den Herrschaften da oben, er wies den Schacht aufwärts, herabgefahren wäre.

Die Arbeiter gehorchten.

Von denen, die mit ihren Lichtern im obern Stollen stehen und sich zur Abfahrt durch den Schacht bereit halten, war natürlich nichts zu sehen; aber wieder vernahm man im lebhaften Durcheinander Stimmen, und alle übertönend, herausfordernd und übermütig, die helle Frauenstimme.

„Ich habe keine Furcht, Sie sollen sehen!" und nachher: „Ich lege meine Hand auf Ihre Schulter, Doktor Lefebre, so sind wir unlöslich verbunden für diese Höllenfahrt."

Und wieder lachte sie.

Dann wurde es stille, ganz stille, niemand sprach ein Wort.

Und jezt der Ruf: los!

Ein Sausen und die Menschenkette rutscht abwärts, im jähen Fall und unaufhaltsam — schon sieht man die Lichter — sie sind unten.

Der Verwalter, der den Vorreiter gemacht, verläßt die Rutsche, und er hebt die Lampe, um nach den fremden Herrschaften zu sehen.

„Die Frau Gräfin scheint ohnmächtig geworden," ruft er erschreckt, und er hebt den blassen Kopf der schönen Frau, der auf Arnolds Schultern ruhte.

„Es ist nur ein Schwindel,“ flüstert sie matt, indem sie sich in die sie umfangenden Arme Arnolds zurücksinken läßt, der sich rasch nach ihr umgedreht. — — — — — — —

Die Arbeiter waren ausgefahren. Sie begaben sich in die Arbeitshäuser und sammelten sich in dem großen Mittelraum um die daselbst aufgestellten Sparherde.

Sie haben ihr Mittagsessen selbst zu kochen und treffen nun in hastiger Eile alle Vorbereitungen dafür.

Der Hunger treibt sie.

In den zwei Herden von übergroßer Dimension ist das Feuer bald angemacht und Holzscheiter werden fleißig nachgeschoben, um es zu erhalten.

Indes öffnet jeder mit seinem Schlüssel das ihm zugewiesene Schränkchen in der Mauer, in dem er sein Kochgeschirr und seinen Eßvorrat für die ganze Woche zu verwahren hat.

Bald entsteht ein Gedränge um die Auslaufbrunnen; die einen füllen ihre Näpfe, die andern wollen trinken, mancher Lässige hat wohl auch sein Geschirr vom Abend her zu reinigen.

Man sieht diese Männer hin und her laufen, alle sind in stummer, geschäftiger Bewegung. Da diese Küche zugleich der Eßraum ist, so sind die Tische in Reihen hier aufgestellt und zu beiden Seiten mit Bänken versehen.

Diejenigen, die nur eine Wassersuppe zu kochen und das Wasser dafür schon zugesezt haben, genießen nun den Vorteil, sich einer vorläufigen Ruhe hingeben zu können.

Sie versuchen dies auch, da aber alle diese Bänke, wahrscheinlich um ihre Rücken nicht zu verwöhnen, ohne Rückenlehnen und äußerst schmal sind, schmal wie alles hier oben, so ist es keine so leichte Sache, eine Stellung ausfindig zu machen, die dem ermüdeten Körper ein Ausruhen ermöglicht. Sie legen endlich beide Arme über den Tisch und den Kopf darauf. Die Mehrzahl ist eben dabei ihre Nocken zu machen, das tägliche Essen der Salzarbeiter. Stehend halten sie ihre hölzernen Schalen vor sich und rühren Mehl und Wasser zu einem Teige wacker durcheinander; das Fett ist aufgestellt und sobald es heiß geworden, legen sie die Nocken hinein.

Es ist ein sonderbarer Anblick, alle diese Männer, in wollenen Hemden, in schmuzgefleckten Beinkleidern und Holzschuhen vor den rotglühenden Herden und den prasselnden Pfannen zu sehen, den Oberkörper stark vorgebeugt, mit Stäbchen die im Fett schwimmenden Nocken wendend, gierig den Augenblick ersehnend, wo sie herausgebacken sein werden.

Bald konnten sie das fertige Gericht auf den Tisch stellen, und da die, die nur ihre Wassersuppe zu verrühren hatten, ebenfalls damit zu Ende gekommen waren, so konnten nun all diese hungernden Mägen, gleichzeitig und so gut es eben ging, befriedigt werden.

Arnold kam herein. Er drückte Georg und einigen andern die Hand, die sich durch seine Anwesenheit nicht stören ließen. Er spricht auch nicht zu ihnen, er sieht wohl, die da können jezt gar nichts anderes tun als essen, und um irgend welcher Anteilnahme sicher zu sein, mußte er warten, bis sie gesättigt waren. Er stellt sich an die offene Tür und die Arme gekreuzt, den Kopf an den Türpfosten gelehnt, sieht er hinaus in die helle sonnige Landschaft, die ein Stück Hochland ihm zeigte von fesselnder Großartigkeit.

Wie schönlinig sind diese Berge, die den See einschließen von allen Seiten, von ihren zackigen Gipfeln blinkt der Schnee, aber sein Glanz ist gemildert durch einen feinen bläulichen Duft, der diese Höhen umhüllt und sie noch großartiger erscheinen läßt, indem er sie in weitere Ferne rückt. Tief unten erblickt man ein Endchen des Sees, die südlichste Bucht desselben, dunkelgrün erscheint es und goldig durchleuchtet.

Er selbst steht so hoch, er überragt den Mittelgrund, die schönen Bäume des Salzberges, Laub und Nadelholz gemischt, um ein bedeutendes, er sieht hoch über ihre Wipfel hinweg. Vor ihm im Vordergrund breitet sich eine Blöße aus; unbewaldet und steinig ist hier das Terrain, und rechts von den Arbeitshäusern erstreckt sich eine große grüne Matte den Abhang hinunter. Es war das uralte Gräberfeld der Kelten.

Arnold überblickt es lange und sinnend.

Dieser historisch so interessante Fleck drängt zu Gedanken und Vergleichungen.

Hier war also eine Niederlassung jenes leichtbeweglichen intelligenten Volkes gewesen, das man das goldreiche genannt, das vielerfahren im Bergbau war und in der Bearbeitung der Metalle. Von den kräftigen Germanen bedrängt, mußte es allmälich in die geschüzteren und weniger zugänglichen Orte sich zurückziehen. In solchen Bergwildnissen wie hier mochte es sich wohl am längsten behauptet, sich in seiner Eigenart und unvermischt erhalten haben.

Die Kelten waren mit Weib und Kind und ihren Herden herauf in dieses Hochtal gekommen, um hier den Bergbau zu betreiben.

Es war ein schöner und kräftiger Stamm, der dem langen Winter und der Witterung troz bot. Reichliche Felle und ihre dichten Flausröcke, die sie aus der Wolle der Schafe sich zu bereiten wußten, schüzten sie vor Frost und Kälte. Die Weiber besorgten den Herd und die Herde und verstanden sich vortrefflich auf die Käsebereitung, ihre Knaben oblagen der Jagd. So hatten sie Milch und Fleischnahrung in Menge und sie genossen all der Traulichkeit eines engen Familienlebens. Aber außer diesem Notwendigen besaßen sie auch manches an Schmuck und Zier, das das Auge erfreut, den Sinn für das Schöne zeitigt, die Kunstfertigkeit steigert und hebt. Den Beweis dafür hatten diese Keltengräber geliefert.

Man hatte sie in jüngster Zeit geöffnet und die Wissenschaft jubelte über die historisch interessanten und wichtigen Funde, die dabei gemacht wurden. Es waren nur die Gräber von Bergleuten, nicht von Häuptlingen und Großen gewesen, aber den Toten waren fast ohne Unterschied Waffen und Zieraten mitgegeben worden und Geschirr manigfachster Art.

Neben den Gerippen der Männer fand man Messer und Lanzenspizen von Bronce und Eisen, die Waffen von Noricum waren ja berühmt zu Cäsars Zeiten schon. Die Gerippe der Weiber aber waren behängt mit Schmuck in Bronce und Gold und Silber.

Den Kelten war die ganze Eitelkeit der Gallier eigen, und sie besaßen Geschmack und technische Findigkeit schon damals.

Man hatte in diesen Grabstätten auch Tongegenstände, Schalen und Krüge von edler Form gefunden, auch Münzen, ein Beweis von Handelsverkehr. Und so lebten denn die rauhen Kelten in diesen Bergen in vorchristlicher Zeit als kräftige und gesunde, arbeitstüchtige und glückliche Menschen.

Arnold hatte das gedankenschwere Haupt gegen die Brust gesenkt, jezt zwang es ihn unwillkürlich sich umzusehen nach dem Innenraum des Arbeitshauses, nach den Nachkommen jenes uralten Volkes.

O diese christliche, sich erhaben dünkende Kultur des neunzehnten Jahrhunderts, im Herzen Europas, in einem Distrikte, wo durch die Arbeit Weniger Millionen dem Staate gewonnen werden, bietest du ein Bild der äußersten Schmach, — des Elends!

Da sind in diesem Raume an sechzig Menschen zusammengedrängt; in schmuzigen zerfezten Kleidern, Holzschuhe an den Füßen sizen sie da, an langen Tischen auf schmalen Holzbänken, die der Gebrauch polirt hat, und sie müssen sich mit einer Kost begnügen, so schlecht und jämmerlich, die ihnen nie die Kraft ersezt, die sie in Arbeit verbrauchen. Das Geschlecht kommt auch von Generation zu Generation herunter. Die Bevölkerung wächst nicht, sie nimmt in erschreckender Weise ab. Diesen da, wenn sie sterben, hat man nichts ins Grab zu legen, es fehlt ihnen ja am nötigsten so lange sie leben.

Und nicht einmal gesunde Luft haben sie zu atmen. Zwölf Stunden des Tages arbeiten sie im Berg, atmen Grubenluft, und in den wenigen Stunden, die sie außerhalb verbringen, und in den Stunden ihrer Nachtruhe selbst atmen sie nur verdorbene Luft.

Wie schmuzig und häßlich kahl sind die Wände dieses Eßraumes, der auch zugleich die Küche ist, von Rauch und Ruß

Sennenhunde im Kampf mit einem Wolf.

geschwärzt, der sich überall ansezt, in dichten Schichten angesammelt hat. Der Boden ist wohl gedielt, aber er ist schwarz und schlüpfrig, nun ja, sie bringen ja die Feuchtigkeit schon an den Sohlen mit; er ist überdies bedeckt mit Abfallsstoffen. Dort in dem rückwärtigen Teil, wo das Quellwasser in hölzernen Röhren hereingeleitet ist, wo alle Reinigungen vorgenommen werden, wo die Männer, in begreiflicher Eile, sich selbst und ihr Geschirr zu waschen haben, wird der Boden morastig und stinkend. All die Reinigung, die ganze Instandhaltung des Arbeitshauses, das so viele Menschen beherbergt, all ihren Bedürfnissen genügen soll, das einen Aufwand von Säuberung erheischte, ist den Arbeitern allein übertragen, sie haben nach ihrer Arbeitszeit dafür zu sorgen; aber der helfenden Gefährtinnen beraubt, vermögen sie nicht das hier nötige zu leisten.

Es ist unmöglich! Jezt ists Sommer, Türen und Fenster sind geöffnet, der helle freundliche Sonnenschein dringt herein und die köstliche würzige Luft, und macht die Existenz hier freundlicher und erträglicher. Aber der Sommer ist gar kurz hier oben und der Winter so lang und rauh. Stürme umheulen dann die von Schneemassen umhüllten Arbeitshäuser, und dann sind die Tische verlassen, alles umdrängt die Herde, die in diesen Riesenräumen allein die Wärme spenden und des Abends auch teilweise das Licht ersezen müssen, denn die einzige Lampe, die von der Decke herabhängt und nur eine Flamme zeigt, reicht eben nur hin, um die Oede und traurige Düsterheit hier zu beleuchten. Jedes andere Licht ist verboten.

Wozu brauchen sie auch Licht! Wenn sie um acht Uhr abends ausfahren und hierher kommen, sind sie totmüde und wenn sie ihre Suppe gekocht und gegessen haben, wollen sie schlafen und im Schlaf Vergessenheit suchen. Die Schläfsäle sind zwar eisig kalt, keine Heizvorrichtung befindet sich darin, aber hier steht Bett an Bett, und wo dreißig Menschen in einen Raum gepreßt sind, ist er bald durchwärmt, die angesammelte tierische Wärme ersezt das Brennmaterial.

Ihr Arbeiter des neunzehnten Jahrhunderts, ihr erfreut euch wunderbarer Segnungen der Zivilisation! Aber ist denn die Zivilisation auch für euch da? Die christliche Religion, diese Religion des Armen hat euch dulden und beten gelehrt, hat euch gelehrt, all eure Erniedrigung, all das lebenverkürzende Elend als göttliche Fügung hinzunehmen, als die notwendige Prüfungszeit, um euch ein besseres Jenseits zu verdienen. Und wenn diese armen abgerackerten, ausgehungerten Menschen dann am Sonntag, um geistige Nahrung sich zu holen, in die Kirche kommen, dann hören sie nur wieder die zornigen Ermahnungen des Priesters, der sie vor der Habsucht und dem Geize warnt, vor der sündigen Lust nach dem Mammon, und er beschwört sie, sichs nur mit dem Wenigen genügen zu lassen, damit sie nicht den Himmel verwirken und das ewige Leben. Und sie senken demütig das Haupt, sehen auf ihre Kümmerlichkeit und schleppen ihr Leben weiter, das ihnen der Allgerechte als eine Buße auferlegt.

Arnold wischte mit der Hand über die Stirne. Diese Betrachtungen brannten ihm im Gehirn und machten sein Blut sieden.

Die Arbeiter hatten ihr Mal beendet und ihre Töpfe gewaschen. Sie nahmen die Pfeifen und traten aus dem Hause; sie warfen sich auf den sonnenbeschienenen Boden, dem Mose und duftige Alpenkräuter entsproßten. Ah, die Sonne, die Wärme, das tat ihnen so wohl, so wohl! Wie selten konnten sie sich ihrer erfreuen und nur auf Augenblicke. Einige hatten sich alsbald der Länge nach hingestreckt und schlossen in Ermüdung die Augen. Andere saßen, da ihre Pfeifen rauchend, und nur hie und da ein Wort wechselnd, ein Scherzwort tauschend.

Arnold schritt mit Georg an der rückseitigen Front des Hauses auf und nieder im eifrigen Gespräch. Sie glaubten sich hier ungestört. Arnold, der wohl wußte, daß man es nicht gerne sehe, wenn Fremde mit den Arbeitern verkehren, wollte Georg nicht unnüzerweise Verlegenheiten bereiten. Aber ihr Zusammensein war dennoch verraten worden.

Der zweite Verwalter, ein noch junger Mann, den seine schwarze Bergmannstracht sehr günstig kleidete, kam auf sie zugeschritten, und indem er den Arbeiter mit einer Geberde hinwegwinkte, meldete er dem Herrn Doktor im höflichsten Tone, daß die Frau Gräfin ihn bitten lasse, zur Gesellschaft zurückzukehren.

(Fortsezung folgt.)

Bilder aus der Schweiz.

Von J. Mareck.

Die landschaftlichen Schönheiten der Schweiz sind schon tausendmal beschrieben worden, vielleicht am meisten von allem, was Europa an landschaftlichen Schönheiten aufweist. Mehr aber noch, als sie beschrieben werden, werden sie besucht, und wer sie zehnmal gesehen, kehrt zum elften mal zu ihnen zurück, wenn er Gelegenheit dazu findet. Das ist sehr erklärlich, denn dem Eindruck dieser großartigen Alpenwelt kann man sich niemals entziehen und man wird immer wieder neu angeregt, mag man nun bloßer Beschauer oder zugleich auch Schilderer und Darsteller derselben sein. Wer immer zwischen diesen Bergriesen haust, dem wird ihr Anblick freilich bald alltäglich, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß die Wirkung der Umgebung bei dem einsamen Bergbewohner ganz andere Anschauungen, Sitten und Lebensart hervorgebracht hat, als bei dem zahlreich zusammenwohnenden Volke des Tals. Da unten wimmelt und strömt alles durcheinander in hastigem Getriebe, bewegt von vielfach sich durchkreuzenden Interessen und seufzend unter seinen Leiden. Da oben aber weht eine andere Luft und den seltenen Besucher mutet es an, der Menschheit Qual sei verbannt von diesen Höhen. Diese unerschütterlichen Alpenhäupter mit ihren mächtigen Schneekronen — wie klein erscheint ihnen gegenüber aller Eigenwille und Dünkel des Menschen, jenes Wesens, das sich zum Herren alles Irdischen eingesezt wähnt. Drunten ist so vieles kleinlich, hier oben atmet alles schweigende Majestät. Wie der Dichter sagt:

Alle Herzen stolz und heiß
Müssen dort verbluten,
Darum in der Gletscher Eis
Flücht' ich meine Gluten.

Kaum mag es in Europa Pläze geben, die mehr zu innerer Sammlung anregen, als in den Alpenregionen. So hat sich eine umfangreiche Alpenliteratur gebildet, in der die Alpenpoesie einen breiten Raum einnimmt. Auch die Volkspoesie hat sich dieses Stoffes bemächtigt, und wer kennt nicht das schöne Lied von dem Schweizer, der in Straßburg das Heimweh nach seinen heimatlichen Alpen bekam und vom Regiment desertirte?

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da fing mein Trauern an,
Das Alphorn hört ich blasen u. s. w.

oder die Variation:

Zu Straßburg auf der langen Brück',
Da stand ich eines Tags
Und sah aufs Vaterland zurück,
Im Morgennebel lags.
Wie war's von ferne doch so schön,
Von wunderbarem Reiz,
Mit seinen Alpen, seinen Höh'n,
Mein Vaterland, die Schweiz!

Diese vielgesungenen Volkslieder beweisen, wie mächtig die Alpenwelt das Volksgemüt bewegt hat und immer noch bewegt. Bei dieser Gelegenheit sei auch eines Alpendichters erwähnt, der nicht als Gelehrter, wohl aber als Dichter so ziemlich ver-

gessen ist. Wir meinen Karl Albrecht von Haller, jene große Leuchte der Wissenschaft im vorigen Jahrhundert, der bei seinen Zeitgenossen nicht genügende, aber doch so hohe Anerkennung fand, daß sie nur noch in der einen von den vielen Wissenschaften, in welchen er Epochemachendes leistete, in der Botanik, den berühmten Linné über ihn stellten. Haller war der erste Dichter, der auf die großartigen Naturschönheiten der Alpenwelt in umfassender Weise aufmerksam machte und sie in wohlklingenden Versen besang, so daß seine Zeitgenossen die Alpen dadurch erst würdigen lernten. Früher war man bei Beurteilung der Alpen mehr von der Anschauung ausgegangen, daß sie in erster Linie schwer und mühsam zu umgehende Verkehrshindernisse seien. Wurde doch selbst der vorschauende und seinem Zeitalter so weit vorauseilende Goethe erst durch die Gesänge Hallers auf die Alpenschönheiten aufmerksam gemacht und zu einer Alpenreise bewogen. Wir sezen einige Strophen aus Hallers berühmtem Lehrgedicht „Die Alpen", das 1729 verfaßt ist, hierher. Er beschreibt den Anblick der Alpen beim Sonnenaufgang:

Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und See'n
Fällt, nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Gesicht,
Die graue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höh'n,
Worauf ein schwarzer Wald die lezten Strahlen bricht:
Bald zeigt ein nah Gebirg die sanft erhabnen Hügel,
Wovon ein laut Geblök im Tale widerhallt;
Bald scheint ein breiter See ein Meilen langer Spiegel,
Auf dessen glatter Flut ein zitternd Feuer wallt;
Bald aber öffnet sich ein Strich von grünen Tälern,
Die hin und her gekrümmt sich im Entfernen schmälern.

Dort senkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
Den ein verjährtes Eis dem Himmel gleich getürmt,
Sein frostiger Krystall schickt alle Strahlen wieder,
Den die gestiegne Hiz' im Krebs umsonst bestürmt.
Nicht fern vom Eise streckt voll futterreicher Weide
Ein fruchtbares Gebirg den breiten Rücken her;
Sein sanfter Abhang glänzt von reifendem Getreide
Und seine Hügel sind von hundert Herden schwer.
Den nahen Gegenstand von unterschiednen Zonen
Trennt nur ein enges Tal, wo kühle Schatten wohnen.

Hier zeigt ein steiler Berg die mauergleichen Spizen,
Ein Waldstrom eilt hindurch und stürzet Fall auf Fall,
Der dick beschäumte Fluß dringt durch der Felsen Rizen
Und schießt mit jäher Kraft weit über ihren Wall:
Das dünne Wasser teilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau,
Ein Regenbogen strahlt durch die bestäubten Teile
Und das entfernte Tal trinkt ein beständig's Tau;
Ein Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn und sich in Wolken gießen.

Doch wer den edlern Sinn, den Kunst und Weisheit schärfen,
Durchs weite Reich der Welt empor zur Wahrheit schwingt,
Der wird an keinen Ort gelehrte Blicke werfen,
Wo nicht ein Wunder ihn zum Stehn und Forschen zwingt.
Macht durch der Weisheit Licht die Gruft der Erde heiter,
Die Silberblumen trägt und Gold den Bächen schenkt;
Durchsucht den holden Bau der buntgeschmückten Kräuter,
Die ein verliebter West mit frühen Perlen tränkt;
Ihr werdet alles schön und doch verschieden finden
Und den zu reichen Schaz stets graben, nie ergründen.

Diese klangreichen Verse erschlossen den Schoß der Alpen, und man ist ihnen mit der Zeit insofern immer näher gerückt, als man Mittel und Wege fand, auch in diesen Gebirgen den Verkehr zu erleichtern. Hannibal und Napoleon waren von ihrer Zeit angestaunt — der erstere wohl am meisten — weil sie mit Heeresmacht das eisbedeckte Felsenmeer überschritten; unsere Zeit, die mit immer mehr sich entwickelnden technischen Kräften arbeitende, hat nicht minder Großes vollbracht, indem sie den felsigen Riesenleib des Gotthard durchstach und so das große Verkehrshindernis zwischen dem Norden und Süden völlig aufhob.

Auf diesen Bergen und in den Tälern haust ein freies Geschlecht, das sich selbst seine Geseze gibt und das in unzähligen Kämpfen, meistens siegreich, für seine Unabhängigkeit gestritten und geblutet hat. Die heutige Schweiz leidet, wie alle modernen Staaten, auch an den modernen Uebeln; allein die Geschichte dieser kleinen und freiheitsliebenden Eidgenossenschaft ist voll erhabener Erscheinungen und kühner Taten. Sie sind nicht alle historisch, diese Heldengestalten, aber in der Sage erscheinen sie als die Verkörperung des heldenhaften Geistes dieses Bergvolkes, das seine Feinde so oft todesmutig niederwarf. So wie Follen den sagenhaften Helden Arnold von Winkelried besingt:

Im Harst*) von Unterwalden, da ragt ein Heldenkind
Hochhäuptig über alle, die selbst gewaltig sind;
Schön steht er wie der Engel des Herrn aus Edens Gauen,
Finster und verschlossen, fast grausig anzuschauen —

so wie dieser gewaltige Recke, den die Sage die Speere der Feinde sich selbst ins Herz drücken läßt mit den Worten: „Ich will euch eine Gasse machen, liebe Eidgenossen; sorgt für mein Weib und meine Kinder" — so müssen sie gewesen sein, jene Tapferen, die bei Morgarten, bei Sempach, am Stoß siegten, die bei St. Jakob die Uebermacht der Armagnaken („armen Gecken") aufhielten und die in drei blutigen Schlachten ihren furchtbarsten Feind, den Herzog Karl den Kühnen von Burgund, troz seiner Uebermacht schlugen und endlich vernichteten. Im ganzen war es ein armes, und rauhes Volk, das seine Heimat so tapfer verteidigte, wie denn die Erscheinung häufig ist, daß ein armes Land von seinen Bewohnern viel tapferer verteidigt wird, als ein solches, dessen Bewohner durch Ueppigkeit entnervt sind.

Den Gemeindeangehörigen war und ist noch zum großen Teil die Existenz garantirt durch das Anrecht auf die Parzelle (Allmend), die die Gemeinden ihren Bürgern zuloosten und noch zuloosen; aber viele tausende trieb und treibt die Armut alljährlich hinaus, um sich draußen in der großen Welt einen lohnenden Erwerb zu suchen. Man trifft überall Söhne der alten Helvetia; viele kehren wieder zurück, wenn sie sich etwas erworben. Im Auslande haben sie schon oft fremden Herren gedient und häufig in Kriegen für schlechte Zwecke in großen Massen gefochten; nie aber hat man gehört, daß Schweizer unter fremden Eroberern gegen ihr Vaterland gekämpft haben.

Die Dichtung hat sich bald der großen Schweizersagen bemächtigt und keine jener Heldengestalten in Sage und Geschichte ist populärer geworden, als Wilhelm Tell, den Friedrich Schiller mit dem ganzen Zauber seiner Phantasie und der ganzen Kraft seines poetischen Genius geweiht hat. Daß Tell keine historische Person ist, tut garnichts zur Sache, ist längst bekannt und brauchte nicht immer wieder mit einer gewissen Schadenfreude betont zu werden; bewundern wir doch die Gestaltungskraft des Dichters, der eine sagenhafte Gestalt so zu beleben wußte, daß sie — von Unkundigen — für eine historische gehalten wurde. Im Tell wird uns gezeigt, welche Gestalten der Geist jener Zeit zu schaffen befähigt war. Da stehen wir heute am Vierwaldstättersee, der im Schoße eines tiefen Gebirgskessels sich hinstreckt, und da sind sie alle, die bekannten Orte, die Schiller in seinem Drama vorführt. Da ist das Rütli, wo die Männer der drei Waldkantone den Schwur taten, frei zu sein, wie die Väter es waren, da ist der verhängnisvolle Weg nach Küßnacht, wo Tell dem Geßler erscheint, und dort ist auch die Tellplatte, wo er, der Gefangene in des Landvogts Gewalt, dessen Hut er nicht grüßen wollte, den kühnen Sprung in die Freiheit tat. Wir wollen es hier nicht übergehen, wie der Dichter seinen Helden diese Tat erzählen läßt:

Tell.
Ich lag im Schiff, mit Stricken festgebunden,
Wehrlos, ein aufgegebner Mann, — nicht hofft' ich
Das frohe Licht der Sonne mehr zu sehn,
Der Gattin und der Kinder liebes Antliz,
Und trostlos blickt' ich in die Wasserwüste —

Fischer.
O armer Mann!

Tell.
So fuhren wir dahin,
Der Vogt, Rudolf der Harras und die Knechte.
Mein Köcher aber mit der Armbrust lag
Am hintern Gransen bei dem Steuerruder.

*) Schlachthaufen.

Und als wir an die Ecke jezt gelangt,
Beim kleinen Axen, da verhängt' es Gott,
Daß solch ein grausam mördrisch Ungewitter
Jählings hervorbrach aus des Gotthards Schlünden,
Daß allen Ruderern das Herz entsank
Und meinten alle, elend zu ertrinken.
Da hört' ich's, wie der Diener einer sich
Zum Landvogt wendet' und die Worte sprach:
Ihr sehet eure Not und unsre, Herr,
Und daß wir all' am Rand des Todes schweben —
Die Steuerleute aber wissen sich
Vor großer Furcht nicht Rat und sind des Fahrens
Nicht wohl berichtet. — Nun aber ist der Tell
Ein starker Mann und weiß ein Schiff zu steuern.
Wie, wenn wir sein jezt brauchten in der Not?
Da sprach der Vogt zu mir: Tell, wenn du dir's
Getrautest, uns zu helfen aus dem Sturm,
So möcht' ich dich der Bande wohl entled'gen.
Ich aber sprach: Ja, Herr, mit Gottes Hilfe
Getrau ich mirs und helf uns wohl hindannen.
So ward ich meiner Bande los und stand
Am Steuerruder und fuhr redlich hin;
Doch schielt' ich seitwärts, wo mein Schießzeug lag,
Und an dem Ufer merkt' ich scharf umher,
Wo sich ein Vorteil auftät zum Entspringen.
Und wie ich eines Felsenriffs gewahre,
Das abgeplattet vorsprang in den See —

Fischer.

Ich kenn's, es ist am Fuß des großen Axen,
Doch nicht für möglich acht' ich's — so gar steil
Geht's an — vom Schiff es springend abzureichen —

Tell.

Schrie ich den Knechten, handlich zuzugehn,
Bis daß wir vor die Felsenplatte kämen,
Dort, rief ich, sei das Aergste überstanden —
Und als wir sie frischrudernd bald erreicht,
Fleh ich die Gnade Gottes an und drücke,
Mit allen Leibeskräften angestemmt,
Den hintern Gransen an die Felswand hin.
Jezt, schnell mein Schießzeug fassend, schwing ich selbst
Hochspringend auf die Platte mich hinauf,
Und mit gewalt'gem Fußstoß hinter mich
Schleudr' ich das Schifflein in den Schlund der Wasser —
Dort mags, wie Gott will, auf den Wellen treiben!
So bin ich hier, gerettet aus des Sturms
Gewalt und aus der schlimmeren der Menschen.

Die Felsplatte am See trägt jezt die Tellkapelle (siehe Illustration), welche vaterländische Verehrung dem Plaze geweiht hat, den die Sage so reich ausgezeichnet hat. Und in goldenen Buchstaben ist auf jenem Plaze auch der Name des Dichters zu lesen, der der Tellsage die Unsterblichkeit gesichert hat. Zu Tausenden wallen sie aus allen Ländern hieher, die Verehrer des deutschen Dichters, um die klassische Stätte zu betreten und den berühmten See zu sehen, der bald spiegelglatt in der Sonne glänzt, bald vom Sturme „aus des Gotthards Schlünden" aufgewühlt braust und schäumt und so die schwere Not darstellt, aus der eines Helden kühne Hand seine Mitmenschen befreit hat.

Gletschertisch.

Aber auch wenn wir die historischen und mytischen Erinnerungen verlassen, bietet sich des Interessanten, Anziehenden und Großartigen eine solche Fülle, daß man kaum weiß, was man sich zur besonderen Betrachtung herausnehmen soll. Wollen wir die schneegekrönten Alpenhäupter beim Alpenglühen betrachten, im Abendrot, wenn sie wie flüssiges Gold glühen:

„Berg an Berg und Brand an Brand
Lodern hier zusammen!
Welch ein Glühen; ha, so stand
Ilion einst in Flammen!"

Oder sollen wir die wunderbaren Formen bewundern, die sich in diesen Eisregionen oftmals herausbilden? Als ein solch seltsames Gebild erscheint uns der Gletschertisch (siehe Illustr.), der sich bildet, wenn ein Steinblock auf einem Untersaze von Eis sizen bleibt. Der Wanderer, der die Höhe erstiegen hat, muß sich aber wohl oder übel einen anderen Frühstückstisch suchen.

Viel des räuberischen Getiers treibt sich in den einsamen Gebirgen umher. Der Steinadler kreist und läßt seinen scharfen Schrei ertönen, der Bär und auch der Wolf machen gewisse Partien unsicher. Der Wolf kommt im Tessin und im Engadin noch vor; es gibt dort noch zahlreiche Wolfsfamilien. Der Hund ist der grimmigste Feind des Wolfs, wagt aber selten ihn allein anzugreifen. Zu zweien werden die Hunde mit dem gierigen Raubgesellen schon fertig. (Siehe Illustr. S. 369.)

Die Eigentümlichkeiten des schweizerischen Alpenlandes eingehender zu behandeln haben wir hier keinen Raum. Schließen wir damit, daß wir gegenüber der „Ueberkultur" an manchen Pläzen, wo sich Hunderttausende und Millionen zusammendrängen, auf die reine Gebirgsatmosphäre hinweisen, wo in mancher Beziehung die Kultur den dort lebenden Menschen noch etwas nachhelfen könnte, wo aber immerhin die Brust des in der dumpfen Luft des Zusammengedrängtseins Lebenden aufatmet und sich von einer mächtigen Last wenigstens für den Moment befreit fühlt.

Die rechtliche und soziale Stellung des mohammedanischen Weibes nach den Lehren des Koran.

Von Karl Frohme.

Ein sicheres Kennzeichen der höheren oder niederen Kultur eines Volkes ist die, dem weiblichen Geschlechte vom männlichen, nach Gewohnheitsrecht oder auf Grund geschriebenen Gesezes, eingeräumte rechtliche und soziale Stellung. Die bedeutendsten Verschiedenheiten in dieser Hinsicht weisen bekanntlich die Kulturvölker des Orients auf. Wohl befindet sich durchweg bei ihnen allen das weibliche Geschlecht in Abhängigkeit vom Manne, aber nicht überall ist dieselbe gleich vollkommen und unbedingt. Verhältnismäßig am mildesten und eingeschränktesten finden wir sie bei denjenigen orientalischen Völkern, welche sich zu den im Koran niedergelegten Lehren des Mohammed, also zum Islam bekennen. Die ziemlich allgemein verbreitete

Die Tellkapelle.

Ansicht, daß das mohammedanische Weib nach Herkommen und koranischem Gesez vollständig rechtlos und der Willkür des Mannes unterworfen sei, ist ein grober Irrtum.

Gerade bei dem Volke, welchem Mohammed selbst entsprossen und welches sich zuerst zu seinen Lehren bekannte, bei den Arabern, genoß das weibliche Geschlecht, troz seiner absoluten Abhängigkeit vom Manne, von jeher die größte Verehrung. Daraus erklärt sich von vornherein zur Genüge der hohe Grad wirklichen Wohlwollens, welchen die das Weib betreffenden Geseze des Mohammed so vorteilhaft karakterisirt.

Während das Christentum für die Unterordnung des Weibes unter den Mann sich beruft auf das bekannte Bibelwort: „Und er soll dein Herr sein," — erklärt der Koran: „Die Männer sind über die Frauen gesezt wegen der Vorzüge, mit denen sie Gott begabt, und weil jene diese unterhalten müssen." Indem Mohammed weiter lehrt: nicht minder gerecht und gewissenhaft gegen das weibliche Geschlecht zu sein, als gegen Waisen, es freundlich zu behandeln und „zu fürchten ihm böses zu tun", stellt er die Pflichten des Mannes gegen das Weib auf eine Stufe des Pflegers gegen unmündige Waisen. — Allerdings verlangt auch er vom Weibe Gehorsam gegen den Mann. „Weiset," so heißt es im Koran, „die widerspenstigen Frauen zurecht; hilft das nichts, so enthaltet euch ihrer, und hat auch dies keinen Erfolg, so züchtigt sie. Gehorchen sie aber, so habt ihr kein Recht, sie zu mißhandeln." — Aber diese Pflicht des Gehorsams erscheint nicht als eine unbedingte, ihr sind

vielmehr, wie wir weiterhin sehen werden, gewisse Grenzen gesezt.

Von hoher Bedeutung für die zivilrechtliche und soziale Stellung der mohammedanischen Frauen und Mädchen ist, daß der Koran das Erbrecht auf sie ausdehnt und sie hinsichtlich der Testirfreiheit mit den Männern gleichstellt. Es gibt sieben Erben weiblichen Geschlechts, nämlich: die Tochter, des Sohnes Tochter, die Mutter, die Großmutter, die Schwester, die Gattin und die Herrin eines Sklaven, dem sie die Freiheit geschenkt. Von diesen Erbinnen bleiben nie ohne Anteil: die Gattin, die Mutter und die leibliche Tochter. — Zwei Töchter sollen so viel erhalten als ein Sohn. Hinterläßt jemand mehr als zwei Töchter aber keinen Sohn, so erhalten sie zwei Dritteile der Verlassenschaft; der übrige Dritteil verfällt auf die Verwandten des Verstorbenen, und nicht, wie häufig irrtümlich angenommen worden, in den öffentlichen Schaz. Die Tochter, oder die Tochter des Sohnes erhalten dann die Hälfte, wenn kein Bruder miterbt. Die Mutter eines Verstorbenen, der Kinder hat, erhält, wie der Vater, den sechsten Teil der Verlassenschaft. Stirbt jemand aber kinderlos, so beerben ihn seine Eltern ganz, und zwar erhält der Vater zwei Dritteile, die Mutter ein Dritteil der Verlassenschaft. Hat der Verstorbene zwei oder mehr Geschwister, so erhält die Mutter nur den sechsten Teil nach Abzug der Legate und Schulden des Verstorbenen. Die Großmutter erbt ein Sechstel, wenn keine Mutter mehr lebt. Den Männern gehört die Hälfte von dem, was ihre Frauen hinterlassen, wenn sie kinderlos sterben; hinterlassen sie aber ein Kind, so gehört den Männern der vierte Teil der Erbschaft nach Abzug der von der Frau gemachten Legate und Schulden. Die Frauen erben einen vierten Teil von dem, was die Männer hinterlassen, wenn keine Kinder da sind; sind solche aber da, so erhalten sie nur den achten Teil nach Abzug der Legate und Schulden. Stirbt eine Frau kinder- und elternlos, hinterläßt aber einen Bruder und eine Schwester, so erhält jeder von diesen einen sechsten Teil der Verlassenschaft; sind mehr als zwei Geschwister da, so erhalten sie zusammen ein Dritteil nach Abzug der Legate und Schulden. Dasselbe ist der Fall, wenn eine Frau einen entfernten Anverwandten zum Erben einsezt.

Aus diesen erbrechtlichen Bestimmungen bereits ist zu entnehmen, daß es für die Mohammedaner eine eheliche Gütergemeinschaft in unserem Sinne nicht gibt. Das Vermögen der Frau bleibt von dem des Mannes völlig geschieden; sie erbt und vererbt für sich; sie macht selbständig Legate und Schulden, die von ihrem Vermögen bezahlt werden; sie kann selbständig testiren. Daß diese auf den Besiz materieller Güter bezüglichen „Anordnungen Gottes, des Allgütigen und Allwissenden," wie Mohammed sie nennt, den Frauen gegenüber den Männern eine gewisse Selbständigkeit überhaupt garantiren, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Entgegen der bis dahin bei den Arabern bestandenen Sitte räumte Mohammed den Frauen auch das Recht ein, bei abzuschließenden Verträgen als Zeugen zu fungiren für den Fall, daß keine Männer vorhanden. „Sie sollen," sagt er, „sich nicht weigern zu kommen, wenn sie zu zeugen gerufen werden. Wenn die eine dann sich irrt, so kann die andere ihrem Gedächtnis zu Hilfe kommen."

Im ganzen Koran zerstreut finden sich die Geseze über Heirat, eheliches Leben, Ehescheidung, Bestrafung des Ehebruchs 2c. — Wir wollen versuchen, dieselben ihrem Zwecke nach richtig und übersichtlich zu ordnen:

Während Mohammed, nach „göttlicher Offenbarung," sich selbst das Recht verlieh, eine beliebige Zahl von Frauen zu besizen („diese Freiheit," heißt es im Korantext, „sollst du haben vor den übrigen Gläubigen"), erlaubte er seinen Gläubigen höchstens vier zu heiraten, und zwar, um Zerrüttung im Hauswesen zu vermeiden. Wer fürchtet, „nicht gerecht sein zu können," der soll nur eine nehmen oder mit Sklavinnen leben, die er erworben.

„Nehmt," heißt es weiter, „keine Gözendienerin (d. h. Andersgläubige) zur Frau, bis sie gläubig geworden. Wahrlich, eine gläubige Sklavin ist besser, als die freie Gözendienerin, und wenn sie euch auch noch so sehr gefällt. Verheiratet auch keine an einen Gözendiener, bis er gläubig geworden." — In dieser Bestimmung haben wir es mit einem Stücke der dem ganzen Islam eigenen Intoleranz zu tun. Es erklärt sich daraus das weitere Gebot: „Wer nun auch nicht die Mittel hat, eine freie Gläubige zu heiraten, der heirate ein gläubiges Mädchen, das seine Rechte erworben," — d. h. eine eroberte, gekaufte, ererbte, oder ihm zum Zweck der Heirat von jemand überlassene Sklavin. Doch muß dieselbe tugendhaft sein und „sowohl öffentlich als im Verborgenen züchtig leben." Diese Erlaubnis, gläubige Sklavinnen zu heiraten, gilt besonders für diejenigen Unbemittelten, welche fürchten, sie möchten, wenn sie unverheiratet bleiben, ihre Leidenschaft auf sündhafte Weise befriedigen; es ist ihnen verstattet, selbst solche Sklavinnen, die bereits verheiratet sind, zur Frau zu nehmen.

Hier mögen nun auch gleich die Heiratsverbote ihren Plaz finden. Das vornehmste derselben, worauf Mohammed den meisten Nachdruck gelegt zu haben scheint, ist Folgendes: „Heiratet nicht die Frauen eurer Väter, denn das ist eine Schändlichkeit und Verworfenheit. Doch wird auch das Geschehene verziehen." Aus dieser Bemerkung geht hervor, daß es bei den Arabern Sitte war, des Vaters Frauen zu heiraten, und daß zu Mohammeds Zeit manche noch solche Gattinnen hatten, die er ihnen zu behalten erlaubte. Verboten ist ferner zu heiraten: die eigene Mutter, die leiblichen Töchter und Schwestern, die Schwestern des Vaters und der Mutter, die Töchter der Brüder und Schwestern, die Säugammen und Milchschwestern, die Mütter der Frauen und deren beigebrachten Töchter (Stieftöchter). „Heiratet auch nicht die Frauen eurer von euch abstammenden Söhne, auch nicht zwei Schwestern zusammen. Doch wird auch das Geschehene vergeben (d. h. wer derartige Frauen hat, der möge sie behalten), denn Gott ist gnädig und barmherzig. — Jede verheiratete Frau ist euch verboten, mit Ausnahme derer, welche eure Rechte erwirbt (d. h. welche ihr als Sklavinnen durch Eroberung 2c. erwerbt). — Alle übrigen Frauen sind euch erlaubt."

Mohammed hat sich bei diesen Eheverboten sehr enge an das mosaische Gesez gehalten; die von ihm verbotenen Ehen sind es auch nach dem mosaischen Gesez, mit Ausnahme der Nichte, welche Moses zu heiraten erlaubte.

Im Orient war es — wie auch aus vielen Stellen des alten Testaments erhellt — von jeher Sitte, daß der Mann die Frau förmlich erkaufte mit einer sogenannten „Morgengabe", d. h. er überwies oder übergab ihr ein bestimmtes, mit ihr selbst oder ihrem Vormunde vorher vereinbartes Vermögen zum vollen Eigentum. Diese Sitte hat das koranische Gesez beibehalten, wie wir weiterhin sehen werden. Daneben bestand bei den alten Arabern die recht üble Sitte, daß der Mann die Frau, wie eine tote Sache, als unbedingtes Eigentum betrachtete. Danach gehörten die Frauen gewissermaßen zur Verlassenschaft; starb der Mann, so fielen sie mit dem ganzen Vermögen desselben dessen nächsten Verwandten als Erbe zu. Diesem Gewohnheitsrecht machte Mohammed ein Ende durch das Gebot: „O, ihr Gläubigen, es ist euch nicht erlaubt, Frauen verstorbener Verwandten gegen ihren Willen euch durch Erbschaft anzueignen, und sie zu hindern, einen andern zu nehmen." —

Hinsichtlich der Ehescheidung ist die Frau gegenüber dem Manne im Nachteil. Der Mann kann die Frau nach Willkür dreimal entlassen und sie ohne neuen Ehevertrag, selbst gegen ihren Willen, wenn sie schwanger ist während ihrer ganzen Schwangerschaft, und wenn sie nicht schwanger, vor Ablauf dreier Monate wieder zurücknehmen. Die Frau hingegen kann eine Scheidung nur verlangen bei schweren Vergehen oder leiblichen Gebrechen des Mannes; als solche Gebrechen werden angesehen Geisteskrankheit, Aussaz und mehrere die Erfüllung der ehelichen Pflichten hindernde Uebel.

Bricht Zwiespalt unter Ehegatten aus, der eine Scheidung zur Folge haben könnte, so soll ein Schiedsrichter aus der Fa-

milie des Mannes und einer aus der Familie der Frau ernannt werden, um sie wieder mit einander zu versöhnen. Gelingt das nicht, und gelobt der Mann, sich von der Frau zu trennen, so soll er „es vier Monate bedenken.“ — Dieser Frist folgt eine weitere von drei Monaten, Idda genannt, während welcher die Frau keine neue Ehe eingehen und auch nicht verheimlichen darf, „was Gott in ihrem Leibe geschaffen, wenn anders sie an Gott und den jüngsten Tag glaubt.“ — Für schwangere Frauen erstreckt sich die Idda auf die ganze Zeit ihrer Schwangerschaft. Der Mann hat die Verpflichtung, während der Idda in dem einen wie in dem andern Falle für die Frau zu sorgen. Ist die Frist verstrichen, so hat der Mann kein Recht mehr über die Frau; er kann sie alsdann bei einer ersten und zweiten Scheidung nur mit ihrer Einwilligung wieder heiraten, bei einer dritten aber nicht eher, bis sie inzwischen einen andern Mann gehabt, der entweder gestorben ist, oder ihr auch einen Scheidebrief gegeben hat. Will nach Ablauf der Idda die Frau sich wieder versöhnen mit ihrem ersten Gatten, so soll der Vormund sie nicht hindern. „Es ist,“ so heißt es im Djalalein, einem am Ende des neunten Jahrhunderts entstandenen Kommentar zum Koran, „der Unschuld und Sittenreinheit förderlicher, wenn sie nach einer Versöhnung sich wieder heiraten, weil man gegen ein gewesenes Ehepaar mißtrauisch sein muß, wegen der Anhänglichkeit, die zwischen den ehemaligen Gatten bestehen könnte.“ In einem solchen Falle sind neue Ehepakten erforderlich.

Verstößt jemand eine Frau, welche ein Kind säugt, so muß er, bis das Kind zwei Jahre alt ist, für die Mutter sorgen. „Ihm liegt es dann ob, ihr Nahrung und Kleidung nach Billigkeit zu geben.“ Niemand ist aber gezwungen, über seine Kräfte zu geben. Wer will, kann auch eine Säugamme für das Kind nehmen, wenn er derselben nur „den eingegangenen Lohn nach Billigkeit gibt.“ Wenn Vater und Mutter nach gemeinschaftlicher Beratung und in Uebereinstimmung das Kind vor der Zeit (zwei Jahre) entwöhnen wollen, „so haben sie keine Sünde davon.“ Was das Schicksal des bei der geschiedenen Frau verbleibenden Kindes nach Ablauf der zwei gesezlichen Säugjahre ist, ob alsdann lediglich der Mutter die Unterhaltung desselben obliegt, oder ob der Vater zu weiterer Alimentation verpflichtet ist, darüber bestimmt der Koran nichts näheres und sind seine Ausleger geteilter Meinung. Einige halten dafür, daß die Mütter, wenn ihr bei der Scheidung ihre Morgengabe oder ein Teil derselben geworden, verpflichtet sei, für das Kind bis zum Heiratsalter (bei Mädchen das fünfzehnte, bei Knaben das achtzehnte Lebensjahr) zu sorgen; andere weisen diese Pflicht unbedingt dem Vater zu.

Fühlt ein Mann, daß der Tod ihm nahe, so soll er seiner Frauen Unterhalt auf ein ganzes Jahr bestimmen, und sie nicht aus dem Hause treiben. „Verlassen sie dasselbe freiwillig, so habt ihr (die Männer) keine Sünde davon, wenn sie nach Billigkeit mit sich verfahren.“ — Eine Frau, deren Mann verstorben, darf, wenn sie schwanger ist, vor ihrer Entbindung nicht wieder heiraten; ist sie nicht schwanger, so muß sie vier Monate und zehn Tage warten. „Ist diese Frist herum, dann ist es keine Sünde, wenn sie mit sich nach Billigkeit verfahren.“

Bei einer Frau, welche vor Vollzug der Ehe (ehe der Mann sie berührt) verstoßen und geschieden wird, findet gar keine Wartefrist (Idda) statt; sie kann sofort wieder heiraten. Ist ihr vom Manne noch kein Vermächtnis (Morgengabe) verschrieben worden, so hat sie Anspruch auf Alimente, es soll „der Reiche und der Arme, jeder nach Umständen und Billigkeit, für ihren Unterhalt sorgen. Dies ist des Gerechten Pflicht.“ Wie lange diese Alimentation zu dauern hat, ist nicht angegeben; man nimmt ziemlich allgemein die Zeit bis zu einer Wiederverheiratung an. — Entläßt der Mann eine Frau, bevor er sie berührt, aber nachdem er ihr bereits ein Vermächtnis verschrieben, so hat sie Anspruch auf die Hälfte des Verschriebenen, wenn nicht anders sie oder der, welcher die Ehepakten in Händen hat — also etwa der Vormund, der neue Ehemann 2c. — in dieser Hinsicht Nachgiebigkeit zeigt. „Zeiget ihr (die verpflichteten Männer) aber Nachgiebigkeit (d. h. zahlt ihr die Hälfte der Morgengabe ohne weitere Umstände) so nähert ihr euch um so mehr der Frömmigkeit.“ — Aehnliche Ermahnungen an die Männer, den geschiedenen Frauen gerne ihre Morgengabe zu geben, kehren öfter wieder, wie z. B. die folgenden: „Haltet eure Gattinnen, an denen ihr keinen Gefallen mehr findet, nicht ab, einen anderen zu heiraten, in der Absicht, einen Teil ihrer Morgengabe ihnen vorzuenthalten, außer, wenn sie eine offenbare Schändlichkeit (Ehebruch) begehen. Behandelt sie mit Güte, selbst wenn sie euch mißfallen.“ In diesem Koranverse gebietet Mohammed den Männern geradezu, ihnen mißfällige Gattinnen zu entlassen, damit dieselben durch fruchtlose Absonderung nicht gequält werden. „Wollt ihr eine Gattin mit einer andern vertauschen (d. h. euch von einer Gattin scheiden und eine andere nehmen), so dürft ihr derselben nichts von ihrer Morgengabe entziehen. Wie wollt ihr ihnen etwas nehmen, nachdem ihr miteinander vereinigt waret und mit ihnen einen festen Vertrag geschlossen habt?!“

Die Förmlichkeiten bei einer Ehescheidung sind sehr unbedeutend. Zu derselben sollen „rechtliche Männer aus der Mitte der Gläubigen“ hinzugezogen werden. Der Ehemann gibt vor diesen Zeugen die schriftliche Erklärung, daß er die Frau entlasse — und die Scheidung ist vollzogen. Bis zu Mohammed war es Sitte der Araber, wenn sie sich von einer Frau scheiden, diese aber dennoch im Hause behalten wollten, daß sie erklärten: „Sei mir wie der Rücken meiner Mutter,“ wodurch die Frau für den Mann und alle übrigen Verwandten wirklich in das Verhältnis einer Mutter trat. Diese Sitte hob Mohammed auf, indem er jene Erklärung als „ungerecht und falsch“ verpönte. „Diejenigen, welche sich von ihren Frauen trennen mit der Erklärung, daß sie dieselben wie den Rücken ihrer Mutter betrachten wollen, später aber das, was sie ausgesprochen, gern wieder zurücknehmen (d. h. die Frau wieder als Gattin anerkennen) möchten, die sollen, ehe sie sich wieder berühren, einen Gefangenen frei machen (loskaufen). Wer aber keinen Gefangenen zu befreien findet, der soll zwei Monate fasten, der aber, welcher dies nicht vermag, soll sechzig Arme speisen. Dies sind Verordnungen Gottes, und die Ungläubigen erhalten peinliche Strafe.“

Sehr streng, teilweise sogar barbarisch, ähnlich denen im mosaischen Gesez, sind die Bestimmungen betreffend derjenigen Frauen und Mädchen, die sich des Ehebruchs schuldig machen. „Sie sollen,“ heißt es in einer Sure des Koran, „in ihren Häusern eingekerkert werden, bis der Tod sie heimsucht, oder Gott ihnen einen anderes Mittel zur Befreiung anweist.“ Später ward verfügt, daß verheiratete freie Frauen zur Steinigung, freie Mädchen zu hundert Stockstreichen und ein Jahr Verbannung und die an einen freien Mann verheirateten Sklavinnen zur Hälfte der lezteren Strafe, also zu fünfzig Stockstreichen und einem halben Jahr Verbannung zu verurteilen seien. Den freien Frauen und Mädchen wurde zugleich verboten, sich mit züchtigen Gläubigen zu verheiraten; sie sollen einen Ehebrecher oder einen Gözendiener zum Manne nehmen.

Ueber die Strafe der Steinigung findet sich nun allerdings im Koran nichts; die Muselmänner behaupten jedoch, dieselbe sei in einem verloren gegangenen Koranverse ausgesprochen gewesen. Sie berufen sich dabei auf Mohammeds Sekretär Omar Iba Chattab, der gesagt: „Bei Gott, wir haben diesen Vers auswendig gelernt! Der Gesandte Gottes selbst hat Ehebrecher gesteinigt und wir taten dasselbe nach ihm, bei vier Zeugen, bei Selbstgeständnis oder bei Schwangerschaft in Abwesenheit des Mannes. Ich fürchte, es möchte mit der Zeit jemand sagen: Im Buche Gottes ist nirgends vom Steinigen bei Ehebruch die Rede, und so möchte ein göttliches Gebot verloren sein.“ Tatsache ist, daß Mohammed einmal die Strafe der Steinigung wegen Ehebruch vollziehen ließ, aber nicht an einer Frau, sondern an einem Manne, Namens Maaf. Danach hätte also diese Strafe einstmals für beide Geschlechter bestanden und hätten die Männer sich späterhin davon frei gemacht.

Um die Strafe der Steinigung über Frauen und Mädchen

Die Fischotterjagd. Originalz

ung von Ludwig Beckmann.

zu verhängen, ist — wie schon in dem oben zitirten Ausspruch Omars angedeutet — notwendig, daß entweder vier Männer auftraten, welche den Ehebruch bezeugen, oder daß die Uebeltäterin ihre Schuld eingestehe, oder daß die Frau in Abwesenheit ihres Mannes schwanger wurde, ihre Schuld also selbst beweise. Die Bedingungen für Verhängung der Strafe sind demnach ziemlich schwierige. Noch schwieriger werden sie durch eine Reihe weiterer Bestimmungen. Derjenige, welcher eine ehrbare Frau des Ehebruchs beschuldigt, und dies nicht durch vier Zeugen beweisen kann, der soll achtzig Geißelhiebe erhalten und nie mehr zu einem Zeugnis zugelassen werden, „denn er ist ein Bösewicht“. Nur die Ehemänner, welche ihre eigenen Frauen des Ehebruchs beschuldigen, und kein anderes Zeugnis als ihr eigenes darüber beibringen können, sind von dieser Strafe ausgeschlossen. Ein solcher Ehemann soll jedoch „viermal bei Gott schwören, daß er die Wahrheit gesprochen, und das fünftemal rufe er den Fluch Gottes auf sich, so er ein Lügner.“ — Der beschuldigten Frau hingegen steht ein **Reinigungseid** zu; sie hat viermal bei Gott zu schwören, daß ihr Mann ein Lügner sei, und das fünftemal den Zorn Gottes über sich herab zu rufen, so er die Wahrheit gesprochen. Dieses Zeremoniell scheint Mohammed dem mosaischen Gesez nachgebildet zu haben. Nach diesem mußte die von ihrem Gatten des Ehebruchs angeschuldigte Frau auch einen Reinigungseid schwören. Sie ward im Tempel entschleiert; der Priester nahm ein Gefäß mit Wasser, in das er Staub vom Boden des Heiligtums mischte, und sagte ihr einen Eid vor, welcher die schrecklichsten Flüche auf sie herabrief für den Fall, daß sie schuldig war, worauf sie „Amen“ sagen mußte. Diese Verwünschungen wurden dann aufgeschrieben, die Schrift in dem Wasser, das der Priester in der Hand hielt, wieder ausgelöscht, und dieses Wasser mußte die Angeklagte trinken, worauf sie als entlastet galt. —

Leistet die von ihrem Gatten des Ehebruchs angeschuldigte mohammedanische Frau den Reinigungseid, so galt sie damit als geschieden. Der Mann darf sie in seinem Leben nicht mehr berühren und — selbst wenn sie es wollte — nicht wieder heiraten.

Ueber den Mangel an Schuzgesezen gegen verleumderische Beschuldigung des Ehebruchs kann die Mohammedanerin sich also nicht beklagen, wie u. a. auch noch folgende Bestimmung beweist: Die, welche ehrbare gläubige Frauen, die leichtsinnig in ihrer äußerlichen Haltung scheinen, durch freieres Benehmen und ungezwungene Haltung zu falscher Beschuldigung Anlaß geben, fälschlich verleumden, „sollen in dieser und jener Welt verflucht sein und peinliche Strafe erleiden.“

Diese Bestimmung leitet uns auf das bekannte, von Mohammed unter Berücksichtigung des mosaischen Gesezes erlassene Gebot der **Verschleierung**. „O Prophet“ — so will er von Gott offenbart bekommen haben — „sage deinen Gattinnen, deinen Töchtern und den übrigen Frauen der Gläubigen, sie sollen einen Teil des Uebertuchs (mulâtun) über sich herabhängen lassen, dadurch werden sie eher erkannt als freie Frauen und nicht beleidigt, wie Sklavinnen, die mit unverhüllten Gesichtern ausgehen.“*) Den gläubigen Frauen ist ferner geboten, ihre Augen niederzuschlagen, sich zu bewahren vor Unkeuschen, so besonders davor, von ihrem nackten Körper mehr sehen zu lassen, „als was notwendig sichtbar werden muß,“ d. h. Gesicht und Hände. „Sie sollen ihren Schleier um ihren Busen schlagen“ und sich jeglicher Entblößung enthalten, außer vor ihren Männern oder vor ihren Vätern, Schwiegervätern, Söhnen, Stiefsöhnen, Brüdern und sonstigen nahen Verwandten, sowie vor ihren Kammerfrauen, Gespielinnen, Ammen und solchen Männern, von denen keine Leidenschaft zu fürchten, wie Greise und Verschnittene. „Auch sollen sie ihre Füße nicht so werfen, daß man den Schmuck bemerke“, d. h. den Zierrat, welchen die orientalischen Frauen an den Knieen zu tragen pflegen. Schon Jesaias (3, 16) wirft den israelitischen Frauen ihren buhlerischen und verführerischen Gang vor, wodurch sie jenen verborgenen Schmuck sichtbar zu machen suchten.

*) Dieses Gewand, gewöhnlich aus weißer Leinwand, bedeckt die Frauen vom Kopfe bis zu den Füßen und hat nur eine kleine Oeffnung vor den Augen.

Alle diese Korangebote betreffend die Verschleierung rc. sind auf die furchtbare **Eifersucht**, von der Mohammed gegen seine eigenen Frauen erfüllt war, zurückzuführen. Lediglich für **diese** waren die Gebote ursprünglich gegeben. Die Frauen jammerten darob, um sie zu trösten, dehnte Mohammed die Gebote auf **alle** freien Frauen der Gläubigen aus. So legte er den Grund zur **Haremswirtschaft**, schloß das weibliche Geschlecht aus dem öffentlichen Leben aus und machte dasselbe zu einem Gegenstande des Mißtrauens, während es, wie schon bemerkt, vorher unter den Arabern die höchste Verehrung genossen hatte.

Den **Sklavinnen** ließ Mohammed einen nicht zu unterschäzenden Schuz angedeihen, indem er bestimmte: „Ihr sollt euren Sklavinnen, wenn sie ehrbar und keusch leben wollen, keine Gewalt antun und sie, aus Verlangen nach irdischen Gütern, nicht dem Laster preisgeben.“ Lezteres Verbot erschien, als die Sklavinnen eines gewissen Abdhalla Ibn Ubeji, sich beim Propheten darüber beklagten, daß ihr Herr sie gezwungen habe, sich als öffentliche Dirnen mißbrauchen zu lassen und ihm vom Erlös eine gewisse Summe zu entrichten. — Bemerkt sei noch, daß die Sklavinnen mit dem Sklaven gleichberechtigt sind zu der Forderung, gegen Zahlung eines gewissen Lösegeldes in Freiheit gesezt zu werden.

Schließlich wollen wir noch einem ziemlich allgemein verbreiteten Irrtum entgegentreten, dem nämlich: daß nach den mohammedanischen Dogmen die Frauen seelenlose Wesen sind und deshalb von den von Mohammed versprochenen „Herrlichkeiten des Paradieses“ ausgeschlossen bleiben. Das Studium des Korans und seiner Kommentare, sowie der Lebensgeschichte Mohammeds lehrt ein anderes. So ist u. a. folgende Tatsache verbürgt: Eine Frau beschwor den Propheten einst, er möchte doch für sie beten, daß sie ins Paradies komme. Er sagte ihr: „Es darf kein altes Weib ins Paradies.“ Als sie deshalb zu weinen anfing, sagte er ihr, sie möge sich trösten; Gott gestalte im Paradiese auch die alten Weiber wieder zu Jungfrauen um. Diese Versicherung findet sich in der 56 Sure des Korans wieder. In einer anderen Sure (33) heißt es: Für die **Moslems** und **Mosleminnen**, für die gläubigen Männer und **Frauen**, für die wahrhaftigen geduldigen und demütigen Männer und **Frauen**, für die Almosen gebenden, für die fastenden und für die keuschen Männer und **Frauen**, die oft Gottes eingedenk sind, hat Gott Versicherung und großen Lohn (im Paradiese) bereitet!“ Und in Sure 24 wird gesagt: „Böse Frauen werden im zukünftigen Leben vereinigt mit bösen Männern, gute Frauen aber mit guten Männern.“ Eines weiteren Beweises dafür, daß diejenigen, welche meinen, Mohammed habe die Frauen von seinem Paradiese ausgeschlossen, im Irrtum sind, bedarf es wohl nicht.*)

* * *

Wir haben uns im Vorstehenden bemüht, die auf die rechtliche und soziale Stellung des weiblichen Geschlechts bezüglichen koranischen Geseze so übersichtlich und gemeinverständlich als nur möglich wiederzugeben. Daß wir dabei nicht einen einzigen Punkt übersehen haben, glauben wir getrost behaupten zu dürfen.

Selbstverständlich decken sich jene Geseze bei weitem nicht mit unsern Rechts- und Moralbegriffen; die durch sie begründete Stellung des mohammedanischen Weibes entspricht nicht im entferntesten den Anforderungen unsrer Kultur. Vergleicht man sie jedoch mit den für die Stellung und Behandlung des weiblichen Geschlechts bei den **nicht**mohammedanischen orientalischen Kulturvölkern — den Indiern und Chinesen — in Betracht kommenden Gesezen und Gewohnheitsrechten, so bedeuten sie allerdings einen **Fortschritt** für das ganze Morgenland.

Daß sie die **Polygamie** gestatten, verringert ihren Wert

*) Schon der berühmte Orientalist **Eduard Lane** ist (1842) diesem Irrtum entgegengetreten; nichtsdestoweniger hat er sich erhalten.

in dieser Hinsicht nicht, denn bekanntlich ist dieselbe eine über den ganzen Orient verbreitete uralte Sitte. Zudem kommt in Betracht, daß die Polygamie der Mohammedaner sich von derjenigen der Indier und Chinesen in mehrfacher Beziehung vorteilhaft unterscheidet. In Indien wie in China galt von altersher nur eine der einem Manne gehörigen Frauen als rechtmäßige Frau; die übrigen genossen keine gesezliche Stellung, sie galten lediglich als eine Art Concubinen. Nach dem Koran jedoch sind alle Frauen rechtmäßig und in gesezlicher Stellung; das ist ein Vorteil sowohl in moralischer als in rechtlicher Beziehung.

In Indien wie in China kannte man stets nur männliche Erben, das Weib blieb gesezlich vom Erbrecht völlig ausgeschlossen; es konnte nie Vermögen erwerben, wie es denn überhaupt durchaus unselbständig war und zu dem Manne im Verhältnis der absolutesten Abhängigkeit sich befand. Nach dem Buche des Manu und andern indischen Gesezbüchern erscheint die Frau als Sklavin, als Eigentum des Mannes. „Sie soll den Mann, selbst wenn er ungetreu wäre und sie mißhandelt, verehren wie einen Gott. Spricht sie Abschen wegen Trunksucht, Spielsucht, Roheit oder Krankheit gegen ihn aus, so soll sie zur Strafe drei Monate verlassen werden." — Der indischen Frau war rechtmäßig die Ehe nur in ihrer Kaste gestattet; eine zweite Ehe war ihr versagt; sie sollte, wenn ihr Mann gestorben, selbst nicht den Namen eines andern Mannes aussprechen, sondern bis zum Tode als Witwe verharren, „alle harten Pflichten erfüllend und allen Sinnenreiz meidend." — „Eine Frau, die mit ihrem Manne stirbt, wird mit ihm das ewige Leben genießen" — dieser Saz im Zig-Voda gab Anlaß zu der wahnsinnigen Sitte der Witwenverbrennung. — Die Chinesen behandelten stets das Weib mit großer Geringschäzung; bei ihnen läuft der Zweck des ehelichen Lebens hauptsächlich auf die Erzeugung männlicher Nachkommen hinaus. Daher die so häufige Aussezung neugeborner Mädchen; daher die Unsitte, daß der Vater die eigenen Töchter öffentlich als Lustdirnen verhandelt.

Der Koran stellt das weibliche Geschlecht in all diesen Hinsichten unendlich viel günstiger; er statuirt das Erb- und Eigentumsrecht des Weibes, mildert seine Abhängigkeit vom Mann und hebt dieselbe unter gewissen Umständen ganz auf; er erlaubt der Frau, zu heiraten wen sie will, wenn er nur ein Gläubiger ist, und zu heiraten so oft sie will, wenn sie geschieden worden oder der Mann gestorben ist; es gibt ferner Bestimmungen zum Schuze des Weibes überhaupt und zum Schuze der Unmündigen und Sklavinnen insbesondere. Damit allerdings, daß er die Frauen vom öffentlichen Leben ausschließt, gewährt er denselben keinen Vorzug vor ihren indischen und chinesischen Schwestern; er bringt sie aber auch gerade nicht sehr in Nachteil, denn das Weib in einer gewissen Abgeschlossenheit zu halten ist bekanntlich im ganzen Orient Sitte.

Nach alledem glauben wir berechtigt zu sein zu dem Urteil, daß das weibliche Geschlecht des Orients rechtlich, moralisch und gesellschaftlich am besten da gestellt ist, wo der Koran Geltung hat.

„O die Freunde!"

Von M. N. Lerei.

Es ist doch ein recht bitteres Bewußtsein, ein armer Teufel zu sein, — besonders für Jemanden, der ein entschieden großmütig angelegtes Naturell hat, — wie dein ergebener Diener, liebster Leser!

„Oho, der beginnt zu allem Anfang schon, sein Lob zu singen!" — sagst du. — Ich bitte dich, tue mir nicht unrecht; — es geschieht nicht zu dem Zwecke, um mit der einzigen guten Eigenschaft, die ich besize, zu poussiren, — (wer weiß, ob diese Eigenschaft überhaupt eine gute ist), — es ist mehr eine Klage, die ich dir vorbringe, — denn was nüzt mich eine zu Großartigem angelegte Großmut, — wenn ich ihr nicht die Zügel schießen lassen kann! Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren, — und es war nichts; — gar nichts; — absolut nichts!

Elternlos stand ich auf der Welt. — Verwandte, — ja, ich hatte Verwandte, — sogar einige recht wohlhabende Leute darunter, die sich wohl hie und da ein kostspieliges Vergnügen hätten versagen können, um dem armen Vetter, respektive Neffen in gegebenen Momenten beizuspringen, — aber die Idee des Springens kam eben nicht, — und ich war zu stolz, sie dazu aufzufordern. — Auch sah ich sie nur selten. Die Onkels glaubten genug getan zu haben, wenn sie mir zwei Finger der Hand gnädig zum Gruß reichten, — und die Vettern? — Nun, die Vettern fühlten sich immer kühl angehaucht, wenn ich in ihre Nähe kam. — Sie vermieden es, soviel sie konnten, mit mir allein zu sein; — fürchteten sie, daß sie der arme Cousin um ein Almosen angehen werde? — Sie hatten unrecht, das zu glauben! — — —

Ich lebte von meiner Armut, — das heißt — ich bezog als Sulalternbeamter eine sogenannte Besoldung. — Besoldung heißt: Der Lohn in klingender Münze, der irgend einer geleisteten Arbeit entspricht; — Beamtenbesoldung sollte jedoch auf andere Weise definirt werden, denn sie entspricht der Arbeit wie ungefähr 1 : 10!

Um acht Uhr morgens saß ich in der Kanzlei; — (das Bureau beginnt erst beim Altheilungschef, und karakterisirt sich durch einen reichgarnirten Schreibtisch, ein Sopha, um Besuche zu empfangen, und ein Mahagonitischchen mit Wasserkaraffe nebst Glas, — während der Kanzlei all dieser Luxus fehlt) — um sechs verließ ich den Arbeitstisch, — auch oft erst um acht, — hie und da, wenn es pressantes gab, — um zehn Uhr! — Für diese Dienstleistung bezog ich den entsprechenden Lohn: 325 Gulden jährlich!

Ich war seit jeher ein Freund matematischer Probleme gewesen, — und so war denn mein Erstes, dieses Problem zu lösen, — nämlich diese Summe so einzuteilen, daß sie mir für den Lebensunterhalt reichte.

325 Gulden, auf 365 Tage verteilt gaben ein Resultat von 89 Kreuzern pro Tag, plus einen Ueberschuß von 5 Kreuzern am Schluß des Jahres. — Stellte ich nun meine Berechnung, statt auf Tage, auf die 12 Monate des Jahres, — so ergab dies 27 Gulden pro Monat plus 1 Gulden Ueberschuß am Ende des Jahres!

Ich entschied mich für die lezte Kombination. — Nachdem ich vorher meine Garderobe gemustert und gefunden, daß ich mit Bekleidung und Beschuhung für mehr als ein Jahr versehen war, wurde folgendes Budget dem Parlament vorgelegt und mit Akklamation angenommen:

Wohnung sammt Verköstigung	18	Gulden
Wäscherin	3	"
Beleuchtung	1	"
Zigarren und sonstige Exzesse	5	"
Summa	27	Gulden

27 Gulden × 12 Monate = 324 Gulden
Einnahme . . . . 325 "

Verbleibt zu meinen Gunsten ein Rest von 1 Gulden ö. W.

„Hohes Haus! — Ich beantrage diesen Gulden zu einem wohltätigen Zweck zu votiren, — etwa, einem armen Teufel damit eine Freude zum Sylvesterabend zu machen; — wer dafür ist, wolle die Hand erheben!" — Ich erhebe beide Hände: „Meine Herren, der Antrag ist einstimmig angenommen!" —

Das wird ein Fest werden, — nur heißts Karakter zeigen, die monatlich festgesetzte Summe um keinen Kreuzer überschreiten!

Ich hatte Freunde, — wenigstens nannte ich sie so. — Im Kaffeehause machte ich mit verschiedenen Leuten meines Alters Bekanntschaft, und da wir uns fast alle Tage sahen, — so endete dieses oberflächliche Kennen mit mehr oder weniger intimen Bündnissen. — Im Kaffeehause! — Ja lieber Leser, — im Kaffeehause; — erschrick nicht, ich werde dir sogleich haarklein beweisen, daß ich diesen Ort aus Sparsamkeitsrücksichten frequentirte: statt an kalten Winterabenden zu Hause zu sizen, unmutig im ungeheizten Zimmer zu frieren und Licht zu brennen, ging ich nach dem Abendessen auf eine oder zwei Stunden ins Café. — Dort hatte ich alles umsonst: Licht, Wärme, Lektüre und Gesellschaft! — Gegen einen allabendlichen Tribut von 5 Kreuzern, wofür ich Anspruch auf ein Glas Zuckerwasser hatte (sehr gesundes Getränke vor dem Schlafengehen, war mir von einer zukünftigen medizinischen Autorität versichert worden, weil Pepsin enthaltend) — was mir das Recht eingeräumt, mich dort als Habitué zu geriren, und an allen Zerstreuungen teilzunehmen, die der Ort bot: ich konnte einer Billard- oder Schachpartie zusehen, an den Kartentischen „kibizen", — und, was mir den Hauptgenuß bereitete, — lesen. — Illustrirte Wochenschriften, sowie allerlei Tagesblätter standen mir in Massen zur Verfügung.

Nach mehreren Monaten, — nachdem ich stillschweigend als Einer von der Zunft anerkannt wurde, ersuchte mich Einer oder der Andere, sein Spiel auf einen Augenblick zu übernehmen, — und da ich einmal das Glück hatte, einen „Ultimo" (14 Gulden 37 Kreuzer standen im Juden) brillant zu gewinnen, — geschah es nicht selten, daß ein Spieler, der „Pech" hatte, eine Ausrede erfand, um sich auf ein paar Minuten zu absentiren und mir sein Spiel anzuvertrauen. — Doch hielt ich mich nie zu lange an den Kartentischen auf; — der Lektüre wurde, wie gesagt, die meiste Zeit gewidmet.

Meine Freunde aus dem Café waren fast alle ziemlich gut situirte Leute; ein Einziger unter ihnen, — er hieß Hans Rehbein, — mochte den Ort aus denselben Beweggründen, aus denen ich es tat, besuchen. — Die Uebrigen kamen, um zu spielen, zu plaudern, Kaffee, Thee und Schnäpse zu sich zu nehmen.

Es waren darunter Bankbeamte, Privatiers, — und sogar ein Vertreter der höheren Finanzwelt, Baron Taler, der hieher kam, um seiner Passion, dem Schachspiel zu fröhnen. — Mein Leidensgenosse und Bruder in der Armut, — Rehbein war ein Meister auf dem Schachbrett, und diesen hatte sich Baron Taler als permanenten Gegner ausersehen. — Natürlich war der reiche mit dem Geldbeutel zum Ritter geschlagene Banquierssohn großmütig genug, seinem Spielgenossen während der Partie einen „Schwarzen" zu zahlen. — Mir bot er einmal dieselbe Erfrischung an, — aber ich lehnte dankend ab, mit der Behauptung, daß meine Nerven das starke Getränke nicht vertrügen.

Da mein Name einen guten Klang hatte (ein Onkel war Kammerherr, und ein anderer Mitglied des Herrenhauses), so fand es Baron Taler angezeigt, mich hin und wieder in seinen Freundeskreis zu ziehen, — besonders für solche Gelegenheiten, wo er einer Staffage bedurfte, um mit dem nötigen Nimbus aufzutreten. — „He, lieber Königstein!" — hieß es da alle Augenblicke, denn indem er meinen in der Stadt allbekannten Namen mit seiner näselnden Stimme (es war unter der jeunesse dorée bon ton in einer Art zu sprechen, als drücke ihnen Jemand gewaltsam die beiden Nasenflügel zusammen) hinausposaunte, — konnte er mit Sicherheit rechnen, von der Menge für ein Mitglied jener Kaste gehalten zu werden, die sich ungemein viel darauf zu Gute tut, weil einer von ihren Ahnherren vor vier- oder fünfhundert Jahren höchsteigenhändig reisende Kaufleute ausgeplündert und dann lebendig geschunden hat! —

Dank seiner Manie wurde mir nicht selten Gelegenheit, das Teater zu besuchen; Baron Taler hatte eine Jahresloge. Auch nahm ich manchmal an seinen Spazierfahrten in den Prater teil; dieses leztere Vergnügen mußte ich mir jedoch für die Sonntage reserviren, denn in der Woche hielt mich der Dienst zurück.

Die Dinge gingen so ihren alltäglichen Lauf, als ich eines Morgens avisirt wurde, daß ich den Chef auf einer Inspektionsreise nach F. zu begleiten habe. Da noch dienstliche Vorbereitungen zu treffen waren, wurde ich in der Kanzlei bis 10 Uhr abends zurückgehalten. Müde und hungrig eilte ich nach Hause; es hieß noch packen, mich für zweiwöchentliche Abwesenheit mit Wäsche und Kleidern versehen. — Diese Arbeit abgetan, sah ich nach der Uhr: Mitternacht! — Um 6 Uhr mußte ich am Bahnhof sein, mithin zog ich es vor, mich aufs Ohr zu legen, statt noch das Kaffeehaus aufzusuchen.

Am nächsten Morgen dampften wir davon.

F. ist ein kleines Städtchen, wohin sich mit besonderer Vorliebe Pensionisten zurückziehen. — Die Lage ist schön, die Luft gut, das Leben billig, — mithin waren dem ersten, der diese Vorzüge entdeckte, bald andere gefolgt und der Ort glich wirklich, als wir hinkamen, einer Versorgungsanstalt für arbeitsunfähige Alte. — Nichts, als graubärtigen, grauhaarigen Gestalten begegnete man; — die jungen Leute schienen über das Weichbild der Stadt hinaus verbannt worden zu sein.

Die Inspektionsarbeiten nahmen fast meine ganze Zeit in Anspruch. — Erst am nächsten Sonntag war es mir gestattet, ein wenig Atem zu schöpfen, ein paar Stunden in der Stadt zu flaniren. — Die allgemeine Promenade oder der „Stadtpark", wie man den Ort hier nannte, wurde mir bald langweilig. Ich lenkte meine Schritte gegen die Brücke, über welche man in die Vororte und von dort ins Freie angelangt. — In der Vorstadt angelangt, bemerkte ich plözlich vor mir einen großen Fleischerhund, der mit grimmiger Geberde auf ein kleines Hündchen, von der ewig zitternden Rasse der Zwergwindspiele, losstürzte und dasselbe mit einem rohen Stoß der Schnauze auf den Boden rollte.

Es macht mir immer das Blut in den Kopf steigen, wenn ich es sehen muß, wie ein großer, starker Lümmel über einen Schwachen herfällt und an demselben sein Mütchen zu kühlen sucht und ich kann mich dann nie enthalten, zu Gunsten des Schwächeren zu interveniren; — so auch heute. — Ohne weiter zu zögern, faßte ich meinen wuchtigen Stock kampfbereit — und ein sausender Hieb fiel auf das Rückgrat der großen Bestie, die nun laut heulend und brüllend einen Luftsprung machte, um sich hierauf racheschnaubend dem neuen Gegner zu stellen. — „Oho, du hast nicht genug?" — Ein zweiter, wohlgezielter Hieb auf eines der Schienbeine bewirkte, daß der Feind unter unaufhörlichem Schmerzensgeheul das Feld räumte.

Ich beugte mich über den zitternden Miniaturhund, der ergebungsvoll dalag und geduldig des Momentes zu harren schien, wo er den Todesstreich empfangen sollte. Durch einiges Streicheln gelang es mir, das Tier zu überzeugen, daß es keinen weiteren Feind für den Augenblick zu befürchten habe. . . .

„Herr, wer hat Ihnen das Recht gegeben, meinen Hund lahm zu schlagen?" — vernahm ich eine brutale heisere Stimme hinter meinem Rücken. — Ich wandte mich um: ein gemein aussehender Kerl stand vor mir.

„Wer hat Ihrer großen Bestie das Recht gegeben, den kleinen Hund aufzufressen?"

„Gehört das miserable Tier Ihnen?"

„Was geht das Sie an?"

„Ich möchts nur wissen, — denn wenn die Kröte nicht Ihr Eigentum ist, so hat Sie die ganze Geschichte schon gar nichts angegangen!"

Die Passanten waren von der lauten Art, in welcher unser Zwiegespräch stattfand, nach und nach angezogen worden; eine Gruppe hatte sich um uns gebildet, die neugierig der Dinge wartete, die da kommen sollten; mit offenen Mäulern standen die Leute und horchten auf die Worte, die der Grobian zum besten gab. — Der Kerl schrie sich immer mehr und mehr in Zorn hinein, besonders, als er sah, welch aufmerksames Publikum er vor sich hatte; — er begann schließlich anzüglich — fast drohend zu werden.

Maienröslein.

Entzückend, wie ein Maienmorgen,
Des Lebens Mai in junger Brust!
Nie hat die Bitternis der Sorgen
Vergiftet ihr den Kelch der Lust.
Wie schwellen ihre jungen Glieder
Von Lebensübermut gestrafft!
Wie pocht ihr unterm engen Mieder
Das Herz mit ungestümer Kraft!

Es schweifen ihre trunknen Augen
Hinaus in das beblümte Tal,
Wo tausend Blüten wonnig saugen
Der Frühlingssonne goldnen Strahl,
Wo Schmetterlinge froh sich paaren
Und Käfer in der Flügel Pracht.
Doch sie, noch hat sie nicht erfahren
Der Liebe wunderbare Macht.

Doch rasch kommt er herangeflogen,
Da zum Verderben, dort zum Heil,
Der Gott mit seinem goldnen Bogen,
Mit seinem Köcher, seinem Pfeil. —
Von süßen Wonnen, bittren Schmerzen,
Fühlt ihren Busen sie geschwellt
Und aus dem liebewunden Herzen
Erblüht ihr eine neue Welt.

J. Stern.

Jezt erst, nach geraumer Zeit (wie das ja immer der Fall ist) kam ein Stadtpolizist herbei; — ich winkte den Mann heran und erklärte ihm den Sachverhalt, zugleich gab ich mich als Mitglied der Kommission zu erkennen, — natürlich ohne zu betonen, daß ich von dieser hierarchischen Kette das unterste Glied bilde. — Das wirkte Wunder. — Im Lande hat man vor den Gerichtskommissionen noch einen heiligen Respekt: Kommission aus dem 19. oder Inquisition aus dem 13. Jahrhundert gilt bei diesen beschränkten Leuten so ziemlich für einerlei. — Kein Wunder also, daß der Fleischer die erste Gelegenheit benüzte, um sich aus dem Staube zu machen; auch die aufgelaufenen Pflastertreter wichen zur Seite und gaben mir Raum, um meinen Weg weiter fortzusezen.

Ich hatte kaum einige Schritte gemacht, als ich eine weibliche Stimme vernahm: „Mein Herr, erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen besten Dank sage; Sie haben Sich in ritterlicher Weise benommen.“ — Eine kleine alte Dame stand an meiner Seite.

Ich zog meinen Hut und behielt ihn in der Hand (wie ich es zu tun die Gewohnheit habe, wenn mir eine Frau die Ehre erweist, mich auf der Straße anzusprechen): „Ich habe ohne Zweifel das Glück gehabt, Ihren Hund vor einem harten Biß zu retten, meine Gnädige?“

„Nein, mein Herr; ich besize keinen Hund, aber die großmütige Art, wie Sie Sich des Wehrlosen annahmen, hat mir gezeigt, daß Sie ein Herz besizen — und dafür danke ich Ihnen.“

Ich muß gestehen, daß ich mich perplex und beschämt fühlte; ich schwieg und dankte nur mit einer Verbeugung.

„Ich war Zeugin der Szene vom Anfang bis zum Ende, und als ich sah, daß Sie mit dem ungebildeten Menschen in einen ernstlichen Streit kommen könnten, rief ich einen Polizeidiener herbei.“

Nun war die Reihe an mir, zu danken.

Die alte Dame lächelte freundlich und sagte: „Bedecken Sie Sich, mein Herr. Ich habe Ihren Namen vernommen, als Sie ihn dem Polizisten nannten. Ihren Großvater habe ich recht gut gekannt; wir nannten ihn „den lezten Ritter“, — aber ich glaube, er hat dieses Amt auf Sie übertragen. Wollen Sie mich ein Stück begleiten, — oder noch besser, darf ich Ihnen eine Tasse Kaffee in meiner Behausung anbieten?“

Mit Vergnügen nehme ich die Einladung meiner sympatischen alten Frau an und marschire an ihrer Seite die Straße hinab. — Ganz am Ende der Vorstadt, mit der Aussicht auf die Berge und den See, lag das niedliche kleine Nest.

Mein Sonntagsnachmittag war prächtig ausgefüllt. Ich lernte in der Hausfrau eine hochgebildete Dame kennen, — eine Philosophenkandidatin, — wie sie sich selbst nannte, — die ein gutes Stück Welt gesehen, endlich zum Bewußtsein gekommen, was man eigentlich von dieser schönen Welt zu halten habe.

„Stellen Sie Sich vor“, sagte sie, nachdem der dampfende Kaffee auf den frischgedeckten Tisch gestellt worden war, — „ich lebe hier einsam wie eine Nonne. Seit Jahren hat niemand, außer meiner alten Dienerin, diese Schwelle übertreten; Sie sind der erste Gast, den ich wieder einmal empfange.“

Ich verbeugte mich dankend, denn sie hatte diese Auszeichnung, die sie mir zuteil werden ließ, ganz besonders betont.

„Und doch“, fuhr sie fort, „bin ich so glücklich, viele Freunde zu besizen.“ — Sie wies bezeichnend nach den langen Schränken, in welchen zahlreiche gebundene Bücher sich stattlich Band an Band reihten. — „Diese stillen Freunde sind meine treuen Genossen; — sie vermögen mir die Zeit zu vertreiben, ohne daß sie dabei egoistische Hintergedanken hätten, — und wenn mich ein neues Werk ganz besonders anzieht, so schreibe ich dem Autor, — hier in diesen wohlgefüllten Mappen liegen die lieben Korrespondenzen aufbewahrt, ein wahrer Schaz für Autographensammler, — doch mir liegt diese Passion ferne; — ich schreibe einfach dem Verfasser, um ihm für die guten Stunden zu danken, die er mir bereitet hat, — und diese kleine Aufmerksamkeit scheint den Betreffenden nicht unlieb zu sein, denn sie alle schreiben mir ein paar herzliche Worte zurück.“

„Fühlen Sie Sich aber trozdem nicht hie und da einsam? — Man sollte meinen, daß es wohltun müßte, an einem lieblichen Ort, wie dieser es ist, Gleichgesinnte, Freunde zu empfangen und seine Freuden mit ihnen theilen zu können!“

„Meinen Sie, daß es so leicht sei, Gleichgesinnte, Freunde zu finden?“

„Das vielleicht nicht; aber an Ihrer Stelle würde ich mich doch darnach sehnen, nebst diesen stummen Freunden auch einige sprechende zu haben.“

„Hüte dich vor den Freunden!“ — sagte sie ernst. — „Uebrigens keiner von ihnen würde so gut sprechen, wie diese Bücher, und nur um überhaupt menschliche Stimmen zu hören, — des Klanges wegen, — nun, da habe ich ja meine alte Dienerin, — die mir hie und da ihre Stimme zu vernehmen gibt.“

„Aber doch wenigstens ein Haustier, ein Hund.“

„Natürlich; — Sie können Sich keine alte Jungfer ohne jene Attribute denken; entweder Hund oder Kaze oder Papagei; — es muß so sein, denn es steht ja in den Büchern, — es sind stehende Typen geworden, und ein angehender Schriftsteller würde glauben, einen schweren Verstoß gegen alle Regeln der Kunst zu begehen, wenn er seiner alten Heldin nicht einen quietschenden Pintscher, — eine wohlgenährte Kaze, — oder einen schnatternden Papagei an die Seite stellen würde! — Und kann man's den armen Alten im Grunde genommen verargen? — Die Welt selbst ist daran schuld, wenn diese endlich nach langem Kämpfen und Ringen, nach unzähligen Enttäuschungen zur Ueberzeugung kommen, daß sie bei jenen niederen Wesen mehr Dank und Treue finden, als bei den höheren: beim Menschen!“

Der Kaffee war das vortrefflichste Gebräu, das ich noch in meinem Leben getrunken; die dicke, wohlschmeckende Sahne, — die wir Wiener „Obers“ nennen, — das zarte Milchbrod, — alles das mundete mir vortrefflich, und ich leistete Unglaubliches, indem ich zwei große Tassen mit sichtlicher Passion zu mir nahm.

Schmunzelnd beobachtete mich die alte Dame: „Ich fühle mich ganz stolz, daß Ihnen mein Kaffee zusagt. Es freut mich umsomehr, als die Bewohner Wiens doch verwöhnt sein sollten; der dortige Kaffee hat ja eine starke Reputation.“

„Ich trinke nur selten dort Kaffee, — er ist, — er ist, — meist zu stark für meine Nerven.“ — Ich fühlte mich erröten. Das durchdringende Auge der alten Frau drang mir bis in die Seele, davon war ich überzeugt, während ich diese Entschuldigung stammelte; — sie erriet recht gut, was der eigentliche Grund meiner Enthaltsamkeit war.

Es begann schon zu dämmern, als ich das freundliche Haus verließ. —

Ein paar Tage hieß es nun wie ein Ungar arbeiten, — und dann wurde mir eben so plözlich, wie es für die Herreise geschehen war, mitgeteilt, daß wir noch heute abends, unmittelbar nach der lezten Sizung nach Wien abreisen würden. — Mit Subalternbeamten braucht man ja nicht viele Umstände und Ceremonien zu machen.

Es blieben mir gerade fünf Minuten, um von meiner alten Dame Abschied zu nehmen. — — —

Die Monate vergingen in rascher Folge. — Mein Budget war mit strikter Gewissenhaftigkeit eingehalten worden, — ja, ich hatte die Sparsamkeit zu einer solchen Virtuosität gebracht, daß ich sogar noch einen Gulden von der zu den Exzessen genehmigten Summe monatlich zurückzulegen begann; nach dem dritten Monat hatte ich damit angefangen, somit mußte das bis zu Neujahr 9 Gulden ergeben! — Was ich mit diesem ersparten Kapital anfangen würde, — das war mir noch nicht recht klar, jedenfalls aber etwas Enormes, vermutlich eine Anzahlung beim Schneider für einen neuen Anzug!

(Schluß folgt.)

Dein Auge.

Gedicht von Peter Cornell.

I.

Dein Auge dünkt mir gleich der blauen See,
Und ich mich selbst dem armen Fischer gleich,
Von dem die Mähr geht, daß mit stillem Weh
Er stundenlang sah in der Wogen Reich.

Seit ihm in milder Mondnacht einst erschien
Auf weitem Meer ein blondgelocktes Weib,
Birgt keine Freuden mehr die Welt für ihn
Und stiller Harm verzehrt den jungen Leib.

Nur nächtlich, wenn des Tages Müh' schon lang
Die Schiffer sinken ließ in tiefe Ruh,
Eilt er zur See und hört dem Rytmenklang
Der langgestreckten flücht'gen Wellen zu.

Doch wie sein Blick auch in die Tiefe starrt,
Wie viele Seufzer er auch schickt aufs Meer, —
Die Liebste, die sein krankes Herz erharrt,
Bringt nimmer ihm die kalte Woge her.

So ist auch dir mein Sehnen zugewandt,
Seit in des Auges lichten Tiefen ich
Das Leben deiner Seele hab' erkannt, —
Doch warum trachtest du zu fliehen mich?

II.

Das ewig heit're Auge lieb' ich nicht,
Das stets sich gleich in frohem Lächeln strahlt;
Aus dessen Tiefen nie die Klage spricht,
In dem sich nie ein Weh der Seele malt;
Das, immer sonnig vor sich seinen Pfad,
Verzweiflungsvoll ins Weite nie gestarrt,
Und nie den Morgen unter Tränen hat
In banger Nacht mit heißem Fleh'n erharrt.
Ich kann nicht glauben, daß ein hoher Geist
Nach Wahrheit dort und edlen Zielen ringt
Und nicht zum Auge, das man oft doch preist
Als Seelenspiegel, seine Stimmung dringt.

Doch wenn ich in ein schönes Auge seh',
Das hinter zarter Wimper eine Welt
Voll Leid und Sorg' und unterdrücktem Weh'
Geheimnisvoll in sich verschlossen hält,
Und dem doch nicht, wie hart das Los auch fiel,
Des Lebens Drang die Zartheit abgestreift,
Dem nur durch eig'nes Leiden Mitgefühl
Für Andrer Sorg' und Trübsal ist gereift;
Dann ist es mir, als wenn ein hehrer Glanz —
Der Seele Wiederschein — das Auge schmückt;
Als hätt' der Menschheit Geist den Duldungskranz
Auf solche Stirn als seine Gab' gedrückt.

Und weißt du, Lizzi, warum ich so gern,
Wenn Abendgold säumt rot des Himmels Blau,
Und an dem Aeter auftaucht Stern an Stern,
Mit sel'ger Wonne in dein Auge schau?
In diesen Augen, die so oft der Schmerz
Mit Tränen bittrer Wehmut angefüllt,
Hat sich dein edles, liebevolles Herz
In seinem ganzen Reichtum mir enthüllt; —
Es drang mir durch der Augen stillen Gram
Zum Herzen wie ein traurig schönes Lied,
Daß mir in dessen Grund gar wundersam
Und still verborgen ist die Lieb' erblüht.

Der Marschendichter Hermann Allmers.

Eine literarische Karakterskizze von Dr. L. Bräutigam.

Ueber Hermann Allmers, jedenfalls die bedeutendste und populärste Persönlichkeit in Nordwestdeutschland, die dort fast jedes Kind kennt, ist schon viel geschrieben worden. Seine literarischen Leistungen werden nicht blos in seiner engeren Heimat, sondern auch im großen Vaterlande hochgeschätzt und zwar nicht blos in den sogenannten besseren Ständen, sondern auch namentlich — und das ist das wichtigste — bei dem eigentlichen Volke. Dichterische Größen, die nichts fühlen von dem geheimen und doch so warmen Pulsschlage volkstümlichen Lebens, die nur in einem kleineren Kreise „Mode" sind, verschwinden nach einigen Dezennien rasch von der Schaubühne, während die Spur der wahren Volksdichter „nicht in Aeonen untergeht." Allmers ist ein echter, gesunder Sohn des Volkes. Er entstammt einem alten Geschlechte der Friesen, das seit fünf Jahrhunderten in der Osterstader Marsch, im Dorfe Rechtenfleth (einige Stunden südlich von Bremerhaven) auf einem Marschhofe erbangesessen ist. Dort wurde der Dichter am 11. Februar 1821 geboren. Sein Vater starb früh, und die Mutter, deren er mit rührender Kindesliebe in dem Gedichte „In der Fremde" gedenkt, wünschte dringend, daß er sich auf dem väterlichen Erbe der Wirtschaft widme. Erst nach ihrem Tode ging der hochstrebende Jüngling, getrieben van mächtigem Wander- und Bildungsdrange, hinaus in die Welt, um sich wissenschaftlich und künstlerisch auszubilden. In Bremen, Berlin, Jena, München, Rom und an anderen Orten fand er nachhaltige Anregung, und mit geistigen Schätzen reichbeladen kehrte er in seine Heimat

zurück, der er für immer treu geblieben ist. So oft er auch kleinere und größere Reisen unternimmt — und das geschieht häufig, denn bei keiner bedeutungsvollen Festlichkeit, bei keinem wichtigen Unternehmen in Norddeutschland fehlt Hermann Allmers — immer sucht er sein Rechtenfleth, seinen Bauernhof, der jezt reiche Kunstschäze birgt, wieder auf. In seiner Heimatgemeinde war er auch längere Zeit Vogt, Vorsteher; dort ist er noch in der mannigfachsten Weise tätig, so daß er von allen geliebt und verehrt wird. Seinen Ruhm begründete unser Dichter durch sein bekanntes „Marschenbuch, Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe", das im Jahre 1857 in der ersten Auflage, 1875 zum zweitenmale erschien, und das in Wahrheit eine neue Entdeckung der gesegneten, herlichen Marschen in Deutschland herbeiführte und vielen eine neue Welt erschloß. Wir machen uns gerne über die Ausländer, namentlich über die Franzosen lustig, wenn sie so wenig Bescheid wissen in unserem deutschen Lande. Wie viele gibt es aber bei uns, die in der eigenen Heimat fremd sind! Mit Recht sagt Allmers in den Vorrede zu seinen Stammesgenossen: „Hinter den Bergen wohnen auch Leute, und wenn Ihr wüßtet, wie unbekannt bei diesen, wie im ganzen anderen Deutschland, unsere Marschen sind und welch' falsche, zum Teil ganz abgeschmackte Begriffe dort, ja oft selbst noch in den nächsten Städten, über unser Land und seine Zustände herrschen, dann würdet Ihr gewiß nicht mehr lächeln und kopfschütteln, sondern — so denke ich mir — euch von Herzen freuen, daß ich versucht habe, ihnen einmal ein Bild unserer Heimat zu entwerfen." In dem reizvollen, mit der liebevollsten Hingabe an die Heimat geschriebenen Buche ist kein Merkmal der Marschen unberücksichtigt geblieben: das Größte und Kleinste, das Vergangene und Gegenwärtige, das Ernste und Scherzhafte, alles wird in interessanter und liebenswürdiger Weise geschildert. Wie viele tausende haben sich an dem Marschenbuche schon erfreut! Wie oft und gerne habe ich es in die Hand genommen! Denn es enthält keine trockene, gelehrte Beschreibung, sondern in der anziehendsten Darstellung, wie sie eben nur aus der Tiefe eines wahren Dichtergemütes hervorgehen kann, werden uns die mannigfachen Bilder aus den Marschen vorgeführt. Einfache, schlichte Bauern in Sachsen, die selten zum lesen kommen, ergözten sich wahrhaft, als ich ihnen das Buch lieh; es wanderte von Haus zu Haus, einer empfahl es dem andern. Es ist wirklich ein Volksbuch der seltensten Art, das in Norddeutschland kaum seines Gleichen hat. Wenige Schriftsteller dürfen sich aber auch eines Erfolges rühmen, wie ihn Allmers mit seinem Marschenbuch geerntet. Hier nur einen Beweis. Schon im Jahre 1864 widmete der Dichter Schlönbach sein großes Epos: „Der Stedinger Freiheitskampf" Hermann Allmers mit folgenden Worten: „Ihr klassisches Marschenbuch, bedeutsam für den Historiker wie für den Naturforscher, — für den Dichter wie für den freidenkenden Volksmann, — war mir bei meinen „Stedingern" von großer Anregung und Belehrung. Darum — ohne Sie persönlich zu kennen — widme ich ihnen meine Dichtung mit innigster Verehrung und Dankbarkeit."

Im Jahre 1860 erschienen die Dichtungen von Hermann Allmers (vor wenigen Jahren die zweite Auflage), innige, gemütstiefe Poesien, von denen „Auf der Rudelsburg", wozu er selbst den Text komponirte, am bekanntesten geworden ist, während das herrliche Fragment „Die Stedinger" mehr in den Kreisen, die der plattdeutschen Sprache mächtig sind, gefeiert wird. Die bedeutendsten Musiker der Gegenwart, wie z. B. Johannes Brahms, haben die formvollendeten lyrischen Gedichte unseres Marschendichters zu Kompositionen verwandt. Eins der schönsten und sinnigsten — Feldeinsamkeit — lautet:

Ich ruhe still im hohen, grünen Gras
Und sende lange meinen Blick nach oben,
Von Grillen rings umschwirrt ohn Unterlaß,
Von Himmelsbläue wundersam umwoben.

Und schöne Wolken ziehn dahin
Durchs tiefe Blau, wie schöne stille Träume; —
Mir ist, als ob ich längst gestorben bin,
Und ziehe selig mit durch ewige Räume.

Allerdings darf man nicht verhehlen, daß die Dichtungen von Hermann Allmers lange nicht den Erfolg gehabt haben wie das Marschenbuch, obwohl sie die meisten dichterischen Ergüsse der lezten Jahrzehnte bergehoch überragen. Größeres Aufsehen in der literarischen Welt erregte Allmers durch seine „Römischen Schlendertage" (1872, 3. Auflage), die zu den besten Schriften gehören, die über Italien geschrieben worden sind. Noch viele andere dichterische Leistungen rühren von ihm her, so das Drama „Elektra", verschiedene Novellen, kunst- und kulturgeschichtlichen Inhaltes, eine Schrift über die Pflege des Volksgesanges u. a. Unermüdlich ist er noch tätig. So wird er in der nächsten Zeit eine volkstümliche Schrift über den bremer Patrioten Johann Böse herausgeben, der im Jahre 1813 auf eigene Kosten eine Jägerkompagnie gegen die Franzosen ins Feld stellte. Der Stoff ist sehr einfach, aber wie großartig weiß ihn Allmers zu beleben!

Das erfuhr ich an einem interessanten Abende in der historischen Gesellschaft zu Bremen, woselbst unser Dichter einen Vortrag über den genannten Patrioten hielt. Wohl kaum habe ich die alte Wahrheit, daß das Herz den Redner macht, so erfahren wie in diesen schönen Stunden! —

Dieser kurze Hinweis auf die Werke von Hermann Allmers möge hier genügen. Welche Eigenschaften sind es nun, welche uns diesen Schriftsteller so lieb und wert machen? — Als ich zum erstenmale die Widmung von seinen Dichtungen las: Lieben Menschen in Liebe geweiht, da war ich tief ergriffen. Ja, er selbst ist ein lieber Mensch mit einem warmen, weichen Herzen, mit einem weichen, tiefen, sinnigen Gemüte, das nur Güte und Liebe atmet. Er steht nicht unter den ersten Dichtern der Neuzeit, es gibt größere, die in ihren Poesien genialer wirken, aber ich kenne keinen, der liebenswürdiger, edler wäre als Allmers, keinen, in dem ein milder, warmer Humanismus schöner zur Geltung käme als bei ihm.

Tausende gehen gleichgültig, ja mit Verachtung im kalten Herzen an den armen Auswanderern in unseren Hafenstädten vorüber. Allmers sagt von sich: „Mein Besuch dieses Hauses (der Auswanderungshalle zu Bremerhaven) gehört zu den interessantesten Erinnerungen meines Lebens, und manche Stunde schon trieb ich mich umher unter dem bunten Gewimmel, daß von oben bis unten seine Räume füllte, mischte mich unter die Gruppen der Männer und Frauen, frischen Burschen und rosigen Mädchen, redete freundlich mit ihnen." Allmers beurteilt eben die Menschen nicht nach dem Aeußeren, nach ihrem Kleide, ihrem Vermögen.

Er sagt:

Und findst du einen treuen Freund,
Sei's wo und wer und was er sei,
Sei stolz darauf und halt ihn hoch
Und sag es laut und sag es frei.

Und ob er eines Königs Sohn
Und ob er eines Bauern Knecht,
Sei stolz darauf und freue dich,
Und lieb ihn treu und lieb ihn recht.

Ein Kleinod ist ein treues Herz,
Und wenn man dir's entgegenträgt,
Sei stolz darauf und frag nicht lang,
In wessen Mannes Brust es schlägt. —

Güte, Liebe, Humanität sind die Grundzüge seines Wesens, das uns überall gleichsam seinen schönen Spruch zujubelt, der das Fremdenzimmer seines Hauses schmückt:

Jegliche Lust wird alt und verblüht,
Doch nimmer die Freude am Menschengemüt.

Es ist aber in Allmers nicht ein verschwommener, süßlicher Humanismus. Nein, voll Mannesmut und Freiheitsdrang tritt er auf. Er ist wie im Aeußeren, in seiner kräftigen Gestalt mit dem mächtigen Haupte und den blizenden und doch so treuen Augen, so auch im Innern ein echter Friese. Das sagt alles. Bekanntlich war dieser zähe, unüberwindliche Volksstamm der einzige in Deutschland, der durch heldenmütigen Kampf frei blieb von den Banden des Lehnswesens, das überall den Bauern-

stand in Deutschland in entehrende Fesseln schlug. Wie gegen die wilden Wogen der Nordsee, Weser und Elbe, so wehrten sich die kühnen Friesen gegen herrschsüchtige Adelige und Priester. Sie grüßten sich, wie auch Allmers in seinem herrlichen Gedichte „Friesengruß" erwähnt, mit dem stolzen Gruß „Eala frya Fresena", Heil freier Friese, und ihr Wahrspruch lautete: „Lieber tot als Sklav." Noch heute zeigt namentlich die Landbevölkerung Frieslands dieses von den Vätern ererbte stolze Selbstbewußtsein. Wie herrlich schildert uns Allmers in seinem Marschenbuche die ruhmreichen Freiheitskämpfe der Stedinger und der Wurster, jener Stämme, die wahre Großtaten vollbrachten, die von der deutschen Nation noch lange nicht genug gewürdigt worden sind, obwohl ja wohl die Stedinger in vielen Poesien verherrlicht worden. Allmers widmet ihnen einen Gesang in plattdeutscher Sprache, der großartig wirkt, besonders, wenn er von einem echten Friesenjungen vorgetragen wird, und der die herrlichste Dichtung von allen ist, die dieses herrische Bauernvolk besingen. Es heißt auch im Marschenbuche: „Hätte der Stedinger Krieg einen würdigen Geschichtsschreiber gefunden, er wäre wert, ebenso in allen Schulen gelehrt und bekannt zu werden, wie die Kämpfe des Schweizervolks." Schon wegen des Kapitels: „Das Stedingerland" sollte man das genannte Buch für alle Biblioteken anschaffen. Wo nur irgend Tyrannei und despotische Gelüste zu spüren sind, da kämpft unser Marschendichter mit heiliger Entrüstung. Aus allen seinen Schriften spricht mächtig der Sinn für Freiheit und Manneswürde, die in politischer und religiöser Hinsicht stolz ihr Recht der Selbstbestimmung so vertritt:

„Was du für wahr hältst, sei's auch, was es sei,
Dran glaube ruhig und bekenn es frei.
Was du für Recht erkannt, das übe gern,
Weil's Recht dir ist, ein andrer Grund sei fern.
Denk nie, daß etwas dir dafür beschieden,
Und hab' genug an deinem eigenen Frieden."

Wie wohltuend wirkt die religiöse Freisinnigkeit, die Hermann Allmers verkündet. Wie glücklich wären wir, wenn sein Spruch überall Anerkennung fände:

„Wer fromm das heil'ge Dogma glaubt,
Sei glücklich, daß er glauben kann;
Wer kraftvoll sich davon befreit,
Sei glücklich, daß er brach den Bann;
Und doppelt glücklich, jeder seis,
Daß er den andern glücklich weiß." — —

Es würde zu weit führen, all die andern edlen Eigenschaften des Dichters zu beleuchten: seinen Kunstsinn (seinen Marschenhof zu Rechtenfleth hat er mit vielen Kunstschäzen geschmückt, so daß er eine Sehenswürdigkeit Norddeutschlands bildet), seine werktätige Liebe, seine Bescheidenheit, seinen Humor. Welch' schöne Stunden haben mir in jeder Hinsicht seine Schriften bereitet! Wie unvergeßlich sind mir die anregenden persönlichen Begegnisse mit Hermann Allmers! Das schöne Schlußwort aus seiner „Weihe eines jungen Erdenbürgers", auf welches Gedicht ich noch ganz besonders hinweisen möchte, darf er mit freudigem Herzen, dem alle gut sein müssen, von sich sprechen:

„Ich ward ein Mensch und es war meine Sendung,
Zu helfen mit euch an der Menschheit Vollendung.
Ich tat, was ich konnte; — was ich gesollt,
In redlichem Streben hab ich's gewollt."

Ueber Viehzucht im Westen Nordamerikas.

Es ist unbestrittene Tatsache, daß die Viehzucht einen viel größeren und sichreren Gewinn abwirft, als irgend ein anderes Geschäft. Der gewöhnliche Kaufmann ist hierzulande (Nordamerika) mit einem Gewinn von 10 bis 20 Prozent zufrieden, und ist auf einen solchen sicher zu rechnen, so wird sein Geschäft als ein sehr gutes betrachtet. Um aber einen Nettogewinn von 10 bis 20 Prozent zu machen, muß mindestens ein Bruttogewinn von 30 bis 40 Prozent aufzuweisen sein. Miete, Löhne, Verzicht auf abgelagerte Waare und viele kleine Nebenausgaben verlangen eine sehr genaue Rechnung, um überhaupt einen Gewinn zu erbringen.

Betrachten wir dagegen die Viehzucht! Die großen Ausgaben für Miete fallen vollständig weg. Das Land ist frei und ist derjenige Besizer, welcher davon Besiz ergreift. Der Verlust, den der Kaufmann durch Ueberlagerung seiner Waare erleidet, ist gerade die Quelle des Gewinns für den Viehzüchter. Die Lohnausgaben sind die einzigen Spesen, welche bei beiden Teilen gleich sind. Aber hier müssen wir für die Viehzüchter noch die Kost der Hirten (cow-boys) berechnen.

Ich habe mit Hülfe der erfahrensten Viehzüchter dieser Gegend (Dacota) eine Rentabilitätstabelle über Viehzucht ausgefertigt und bemerke, daß in dieser Rechnung die Ausgaben hoch und die Einnahmen niedrig berechnet sind.

Beginnen wir mit 20000 Dollars, dafür kaufen wir 1000 Rinder. Von zweijährigen nehme ich 50 Prozent als kalbend an und von dreijährigen und älteren 75 Prozent. Von den Kälbern berechne ich die Hälfte als Kuhkälber und die andere als Bullkälber resp. Stiere.

Ende des siebenten Jahres besizen wir eine Herde von 8115 Haupt Vieh, ferner 2942 Kälber. Bei Annahme der niedrigsten Preise verkaufen wir diese 8115 à 30 Dollars. Bei Verkauf eines ganzen Brandes werden die Kälber gratis zugegeben. Hierdurch erhalten wir eine Bruttoeinnahme von 243 450 Dollars.

Bei den Ausgaben berechne ich zehn Hirten Winter und Sommer für sieben Jahre. Drei Mann sind für jeden Winter sowie für die ersten zwei Jahre genügend.

9 Mann à 40 Doll. pr. Monat à Jahr	4320
1 „ „ 100 „ „ „ „ „	1200
Kost 10 „ „ „ „ „	1800
Summa der laufen Ausgaben Doll.	7320
Laufende Auslagen auf 7 Jahr . .	51240 Doll.
100 Ponnys für Hirten à 50 Doll.	5000 „
100 Bullen à 60 Doll.	6000 „
1000 Rinder als Stamm	20000 „
Summa sämmtlicher Auslagen	82240 Doll.

Ziehen wir diese Summe von der Bruttoeinnahme von 243 450 Dollars ab, so erhalten wir einen Nettogewinn von 161 210 Dollars. Welches andere Geschäft, professionirter Wucher ausgenommen, kann einen solchen Gewinn in sieben Jahren aufweisen?

Aufmerksame Leser werden mittlerweile gefunden haben, daß ich keinen Verlust durch Abgang im Vieh berechnet habe. Ich habe dies aus zwei Gründen nicht getan. Erstens ist es unmöglich, den Verlust genau zu berechnen, und zweitens habe ich den Zuwachs und die Ausgaben so hoch berechnet, daß dies sämmtliche Verluste, so hoch wie sie irgend ein Züchter hier bisher erlitten hat, reichlich decken wird.

Das Beste bei dem Geschäfte des Viehzüchters ist die Sicherheit des Gewinns, sowie der hier verschwindend kleine Teil an Verlusten. Die Verluste an sich gehen selten höher als ein Prozent.

Viele Leser werden sagen: Ja, ich sehe aber keine Ausgaben berechnet für Ställe, Futter 2c. — Nun, mein lieber Freund, das ist etwas hier Unbekanntes: Ställe sieht das Vieh hier zeitlebens nicht und Heu bekommt es höchstens in den strengsten Schneesturmtagen, indem es in die Nähe der Mieten getrieben wird.

Bei Gründung einer Herde wird das Vieh mit dem für dieselbe angenommenen Eisen gebrannt, alsdann in die weite Prairie getrieben und sich selbst überlassen! Im Sommer halten es die Hirten in einem Umkreise von zirka zehn Meilen (englische) zusammen, je nach Größe der Herde, und machen gleichzeitig den nötigen Heuvorrat. Gegen Winter wird das Vieh in die Nähe des Flusses getrieben und sich alsdann bis zum nächsten Frühjahr wieder allein überlassen. Die Hirten, welche den Winter über gehalten werden, beaufsichtigen das Vieh nur insoweit, daß es nicht gestohlen werden kann. Im Frühjahr, nachdem der Schnee verschwunden und das Gras zu wachsen beginnt, wird sämmtliches Vieh der Umgegend zusammengetrieben und nach den Bränden sortirt; die Kälber folgen stets den Müttern.

Jeder Züchter treibt jezt sein Vieh auf seine rang. Die Kälber werden gebrannt und geschnitten, etwaiges Verkaufsvieh wird sortirt und der Rest der Herde wieder in die Prairie getrieben.

A. v. Steiger.
(Little Missouri, Medora P. O. Billings u. Cy.
Dakota Terr. N. A.)

(Aus d. „Deutschen landw. Ztg." v. 15. März 84; verkürzt.)

Das Spießrutenlaufen.

Man klagt, daß alle Lieb und Treue sei verloren,
Daß aller Segen sich verkehr in Fluch;
Allein, wenn ich die Zeit, die vorhergeht, durchsuch',
So dank ich Gott, daß ich in dieser bin geboren.
(Christian Wernicke, 1720.)

Von all' den ungeheuren barbarischen Strafmitteln des Mittelalters, als da sind: Säcken, Lebendigbegraben, Verbrennung, Einmauerung, Pfählen, Teeren oder Federn, Vierteilen, Rädern, Blendung, Pranger, Vogelfreiheit, Reichsacht, Bannfluch u. s. w. ist das Spieß-

rutenlaufen wohl eins der wenigen, die die Menschheit noch vor hundert Jahren in Schrecken versetzten, und alle, die immer wieder den Verlust der „guten alten“ Zeit beklagen, werden in Anbetracht der Rechtszustände damaliger Zeit gerne mit dem Dichter in obiges Motto einstimmen. In Leipzig wurde noch im Jahre 1806 ein Spießrutenlauf abgehalten. Für viele gleichsam ein delikates Schauspiel, konnten es selbst Frauen nicht über sich gewinnen, demselben fern zu bleiben, und hieß es: „Heut' gibts ein Spießrutenlauf,“ so strömte alles mit Kind und Kegel auf den Schauplaz, die Arbeit ruhte plözlich, und, wie üblich, bildeten auch hier große Schlägereien eine unentbehrliche Zugabe.

Der Vorgang beim Spießrutenlaufen, auch Gassenlaufen genannt, war in Kürze folgender:

Nachdem Soldaten unter Musikbegleitung, welche die Melodie des bekannten Gassenhauers: „Zieh! Schimmel, zieh!“ zum besten gab, herangerückt waren, wurde von denselben, die in einer Stärke von mehreren hundert Mann erschienen waren, eine Gasse von ungefähr sieben Fuß Breite gebildet; nachdem hierauf der Delinquent, bis zum Gürtel vollständig entblößt, eine Bleikugel im Munde, mit auf der Brust kreuzweise gebundenen Armen erschien und die Soldaten von einem mit dem Namen „Stäpchen“ bezeichneten militärischen Individuum mit in Wasser geweichten Birken- (Spieß-) Ruten versehen waren, begann die Prozedur: Der Delinquent mußte die gebildete Gasse in nicht zu schnellem Tempo, woran ihn überdies ein ihm mit umgekehrtem Gewehr vorangehender Unteroffizier hinderte, passiren, wobei er von jedem Soldaten einen heftigen Schlag mit der Rute auf den entblößten Rücken erhielt. Wie wohl anzunehmen, hatte der Delinquent unter den Soldaten viele gute Freunde, die ihm die Strafe nicht zu derb fühlen lassen wollten und daher ihre Ruten in der Mitte durchknickten; doch wurde von Offizieren, denen dies wohl bekannt war, viel darauf geachtet, daß dergleichen nicht vorkam. Je nach der Zahl der bereits empfangenen Hiebe wurde der Rücken hintereinander rot, blau und grün; ein sechsmaliges Spießrutenlaufen durch etwa 300 Mann hatte gewöhnlich den Tod zur Folge.

Nur solche, die sich der Desertion schuldig gemacht, nicht aber den Spizbuben, war es gestattet, nach der Exekution, sofern sie es noch vermochten, ein wenig Geld von den Umstehenden einzusammeln. Namentlich wurde unter Friedrich Wilhelm I. die Strafe des Spießrutenlaufens oft ausgeübt, und zwar wurde auch einzelnen Mannschaften seiner aus aller Herren Länder zusammengewürfelten Riesengarde, welche nicht selten sich ihrem aufgezwungenen Soldatentum durch die Flucht zu entziehen suchten, troz Friedrich Wilhelm I. Vorliebe für seine „blauen Kinder“, die Strafe des Spießrutenlaufens auferlegt.

Diese barbarische Strafe wurde fast durchgängig nur den Soldaten zuteil; große Aehnlichkeit mit derselben weist der im Mittelalter auch an bürgerlichen Personen ausgeübte, gewöhnlich mit Landesverweisung verbunden gewesene Staupenschlag auf; hierbei wurde der Delinquent vom Henker durch die Straßen geführt und dabei auf den entblößten Rücken gepeitscht.

Zum Schluß wollen wir nicht verfehlen, noch eine kurze Karakterisirung des „Stäpchen“ zu geben. Eine von allen verachtete, namenlose Person, gewöhnlich des Profossen Laufbursche, mußte das „Stäpchen“ beim Eintritt ins Bataillon vor einem von Soldaten gebildeten Kreis, in der sich der Major befand, um einen Namen bitten, alsdann bis in die Mitte des Kreises auf allen Vieren hindurchkriechen, hierauf erhielt er einen Schlag, stand auf, küßte den Steigbügel des Majors und wiederholte dabei seine Bitte um einen ehrlichen Namen, welchen er alsdann mit einer nagelneuen Uniform erhielt; „Stäpchen“ war also hiermit ins Bataillon eingeführt, erhielt eine Stelle als Trommler und versah dabei das Geschäft des Spießrutenverteilers und anderes mehr. —

„Die ‚gute, alte‘ Zeit! Sie ist vorüber!“ N. L.

Unsere Illustrationen.

Die Fischotterjagd. (S. 376—377.) Es muß schon ein ziemlich passionirter Jäger sein, der sich auf die Gewinnung des Pelzes der Fischotter, resp. auf die Jagd dieses merkwürdigen marderartigen Tieres verlegt, das, wie der Biber und die Wasserratte sich ebensoviel im Wasser als auf dem Lande aufhält. Es gehört viel Geduld dazu, um diesen rüstigen Schwimmer zu erlegen. Wie sauer in früherer Zeit einem armen Leibeigenen die Otterjagd werden konnte, findet sich trefflich geschildert in Scheffels berühmtem historischen Roman „Ekkehard“. Dort wird erzählt, wie ein armer Hirtenknabe Namens Audifax der von ihm geliebten Gänsehirtin Haduwoth gerne eine Pelzhaube schenken möchte. Zu diesem Zwecke will er eine Fischotter fangen, aus deren weichem Pelz die Haube hergestellt werden soll. Er hat weder genügende Waffen noch genügende Zeit. Doch hören wir Scheffel selbst:

„Auch Audifax traf seine Vorbereitungen für Weihnachten. . . . . Darum stieg er oft nächtlich ins Tal hinunter ans Ufer der Aach, die mit trägem Lauf dem See entgegen schleicht. Beim morschen Steg stand ein hohler Weidenbaum. Dort lauerte Audifax manches Stündlein, den erhobenen Rebstecken nach des Baumes Oeffnung gerichtet. Er stellte einer Fischotter nach. Aber keinem Denker ist die Erforschung der lezten Gründe alles Seins so schwierig geworden, wie dem Hirtenknaben seine Otterjagd, denn aus dem hohlen Ufer zogen sich noch allerlei Ausgänge in den Fluß, die der Otter wußte, Audifax nicht. Und wenn Audifax oft vor Kälte zitternd sprach: izt muß er kommen! so kam weit stromaufwärts ein Gebrause hergetönt, das war sein Freund, der dort die Schnauze übers Wasser streckte und Atem holte; und wenn Audifax leise dem Ton nachschlich, hatte sich der Otter inzwischen auf den Rücken gelegt und ließ sich gemächlich stromab treiben.“

So schwierig macht man sich heut den Otterfang nicht mehr. Das Tier wird geschossen, indem man es beschleicht, während es frißt oder indem man sich auf den Anstand legt; man hat besondere Fischotterfallen und Fischotterneze; auch wendet man den Schlagbaum, das Tellereisen und das Stangeneisen bei der Jagd auf die Fischotter an.

Es gibt eine ganze Anzahl von Fischotterarten; sie kommen in Europa, Asien und Amerika vor. Der Kürschner, der sich mit der Verarbeitung von Otternfellen beschäftigt, weiß die Felle der einzelnen Arten gar wohl zu unterscheiden. Die Otter, ein äußerst lebendiges und gewandtes Tier, sieht wie ein Marder aus. Zwischen den Zehen hat die Fischotter Schwimmhäute. Die Fischottern schwimmen und tauchen mit ungemeiner Geschicklichkeit; einzelne Arten kommen auf dem Lande schlecht, andere besser fort. Sie leben in Höhlungen, die sie sich an den Ufern von Flüssen und Bächen graben und leben hauptsächlich von Fischen; dann aber auch von Wasservögeln, Krebsen, Fröschen und Wassermäusen. Der Fischbestand wird von den Ottern sehr verwüstet; man jagt sie deshalb oft weniger ihres Pelzes wegen, als um den Fischbestand zu schonen. Man kann die Fischotter auch zähmen und zum Fischfang abrichten, was schon in den ältesten Zeiten geschehen ist. Das Fleisch wird gegessen und wurde früher von den Katoliken als Fastenspeise genossen, da man die im Wasser lebende Fischotter als Fisch betrachtete. Aus den Haaren der Otter werden die den Kastorhüten ähnlichen Hüte, aus den Schwanzfedern feine Malerpinsel angefertigt. Ihr Fell gilt als sehr wertvoll. Man nimmt an, daß jährlich etwa 50000 Felle von Fischottern in den Handel kommen, wovon Nordamerika etwa die Hälfte liefert.

Mit Hunden ist die Fischotter nur schwer zu jagen, da sie auf dem Lande der Fährte des Tieres nicht folgen. Zuweilen gelingt es den Hunden, die Fischotter im niedrigen Wasser zu überraschen und einen solchen Fall stellt unsere Illustration vor. Die überfallene Otter wehrt sich verzweifelt und die Meute scheut vor dem scharfen Gebiß des verzweifelten Feindes. Aber der Ueberzahl wird die Fischotter unterliegen müssen, um so eher, als vom Ufer die Jäger mit den für den Otternfang bestimmten Waffen herbeieilen. Im übrigen sei bemerkt, daß diese Fleischerarbeit uns sowohl seitens der Hunde als seitens der Jäger gleich wenig anmutig erscheint. W. B.

Aus dem Bereiche der Antropologie und Gesundheitspflege.

Ein neues Mittel gegen Zahnweh infolge hohler Zähne, sowie gegen Kopfschmerzen, welche durch Blutandrang verursacht sind, empfiehlt Prof. Jäger in seinem „Monatsblatt“. Es handelt sich dabei um weiter nichts, als daß man bei der morgendlichen Waschung sich zuerst das Gesicht naß macht und es erst abtrocknet, nachdem man die anderen Teile gewaschen und getrocknet hat und daß man außerdem bei dem Trocknen der Arme diese vom Ellbogen zur Hand hinab frottire. Die Wirksamkeit dieser Maßregel erklärt Prof. Jäger, indem er sagt: „Kopf und Arme stehen inbezug auf die Durchblutung im Konkurrenzverhältnis, weil auf der einen Seite Kopf- und Armschlagader aus Gablung eines Gefäßstammes hervorgehen, auf der andern Seite sehr nahe beieinander von der Körperschlagader entspringen. Bei den angeführten Uebeln ist es nun wichtig, daß gleich morgens, wenn der Körper aus der wagrechten in die senkrechte Lage übergeht, die Verteilung des Bluts zwischen Arm und Kopf festgestellt wird, daß die größte Portion die Arme, die kleinere der Kopf bekommt. Dies geschieht dadurch, daß man durch Nässung des Gesichts und die dort längere Zeit andauernde Wasserverdunstung die Kopfgefäße zwingt, ein kleineres Kaliber anzunehmen, und andererseits die Armgefäße zur Erweiterung veranlaßt dadurch, daß man die vordere Armhälfte sammt Hand leicht frottirt. Wird dieser Gegensaz gleich morgens festgestellt, so hält er auch den Tag über im allgemeinen an. Die ganze Prozedur kann natürlich auch wiederholt, beziehentlich nachgeholt werden, wenn Zahn- oder Kopfschmerz eintritt. — Die Leser der „N. W.“, welche an den bezeichneten Schmerzen leiden, werden uns zu Dank verpflichten, wenn sie uns über ihre etwaigen Erfahrungen mit diesem Mittel Nachricht geben.

Ueber die Cholerabaccillen, d. h. jenen mikroskopischen Organismen, welche die spezifische Ursuche der Choleraerkrankung sein sollen, hat der Leiter der deutschen wissenschaftlichen Kommission zur Erforschung der Cholera, Geh. Regierungsrat Dr. Koch, von Kalkutta im Laufe des Februar einen neuen Bericht erstattet. Dr. Koch meint, die besondere Baccillenart, welche die Cholera verschuldet, ganz sicher festgestellt zu haben und nennt sie ihrer Gestalt wegen „Kommabaccillen“. Als ein vornehmlich interessantes Ergebnis der Kochschen Forschung ist zu registriren, daß das Wachstum der Kommabaccillen nur in alkalisch reagirenden Nährsubstanzen regelrecht erfolgt. Schon eine sehr geringe Menge freier Säure, welche das Wachstum anderer Baccillen noch nicht merklich beeinträchtigt, hält sie in der Entwicklung auffallend zurück. Im normal funktionirenden Magen werden sie getötet, daher muß der

menschliche Magen in besonderer Art angegriffen resp. erkrankt sein, um den Cholerabaccillen das Leben und die gefahrdrohende Entwicklung zu ermöglichen.

Ueber Schlangenbisse. Die Frage der Wirkung des Schlangengifts und etwaiger Gegenmittel ist in der Presse mehrfach zur Besprechung gelangt, in Anbetracht dessen, daß unsere deutsche Heimat auch eine gefährliche Giftschlange, die Kreuzotter, beherbergt, deren Biß schon manches Leben zum Opfer fallen mußte. In einer Sitzung der Niederrheinischen Gesellschaft zu Bonn hat nun kürzlich Herr Professor Binz einen Vortrag über Heilmittel bei Schlangenbissen gehalten, und dabei insbesondere eins, den neuerdings empfohlenen Salmiakgeist, besprochen. Die „Köln. Ztg." entnimmt dem Vortrage das Folgende:

Infolge der früheren diesbezüglichen Mitteilungen des Vortragenden, welche hier veröffentlicht worden, ging mir in dankenswerter Weise ein Brief aus Port Elizabeth am Kap der guten Hoffnung von Herrn S. A. Behr und gleichzeitig ein Fläschchen eines Geheimmittels zu, welches dort unter dem Namen „Shaws Sure Cure" verkauft wird. Zwanzig Tropfen davon sollen gleich nach der Verwundung innerlich, mit etwas Wasser verdünnt, genommen und die durch einige Messerschnitte aufgerizte Wunde damit ausgewaschen werden. Gemäß der mitgegebenen Anweisung zum Gebrauch ist das Geheimmittel ein Auszug aus afrikanischen Pflanzen. Der Darsteller lebt in einem Gebiet, das sehr stark von Kaffern bevölkert ist, er steht bei ihnen in großem Ansehen, ist mit ihrer Sprache und ihren Sitten sehr vertraut und soll das „Geheimnis der Fabrikation" von ihnen mitgeteilt bekommen haben. Die von dem Vortragenden angestellte Untersuchung der braunen Tinktur ergab, daß sie wesentlich aus Salmiak besteht, der durch einige brenzlich riechende und schmeckende Stoffe maskirt ist. Da man kaum annehmen darf, daß die Kaffern ihre chemischen Kenntnisse und Fertigkeiten bis auf die Bereitung von Salmiakgeist ausgedehnt haben, so wird der leztere also wohl den gewöhnlichen zivilisirten Quellen entsprungen sein. Das Fläschchen von etwa 50 ccm. Inhalt kostet 7 sh. und 6 d. (nahezu 8 M.). Der Fabrikant warnt vor Nachahmungen und schließt mit der für ihn gewiß sehr wichtigen Mahnung, man möge sein Leben niemals billigen Präparaten anvertrauen!

Der Salmiakgeist ist nun in der Tat bei den Bissen von gewissen Schlangen von großem Nuzen. Darüber hat der im Zululande geborene Sohn eines eingewanderten deutschen Arztes, Dr. A. Schulz, Versuche angestellt und diese in seiner Doktor-Dissertation (Berlin 1881) beschrieben. Er ließ Meerschweinchen von der Kreuzotter beißen und behandelte die Wunde gleich nachher mit Aezkali oder Salmiakgeist oder gar nicht. Jene Behandlung bestand darin, daß ein halbes oder ein ganzes Gramm der Flüssigkeit mit der gewöhnlichen Morphiumsprize in die Bißwunde eingeführt wurde. Die mit Aezkali oder gar nicht behandelten Tiere gingen sämmtlich zu Grunde, während die mit Salmiakgeist behandelten alle am Leben blieben. Dies ist ein sehr merkwürdiges Ergebnis, welches auch bei uns, wo zuweilen Kreuzottern vorkommen, Beachtung verdient. Nicht vergessen werden darf, daß der Salmiakgeist bei den Bissen mancher andern Schlangen vollkommen ohne Wirkung bleibt. Man kann ihn mit dem Gift der Brillenschlange innig mischen und dieses nun erst dem Tiere beibringen, er wird dann das Gift in keiner Weise zerstören. Das gibt wenigstens Fayrer in seinem großen Werk auf Grund einer ganzen Reihe mitgeteilter Versuche an.

Einen viel größeren Wirkungskreis als Dr. Schulz weist ein deutscher Kaffeepflanzer, Herr A. Schaar in Misantla (Mexiko, Prov. Verakruz), dem Salmiakgeist bei Schlangenbissen an. In einem Brief an die Kölnische Zeitung, der dem Vortragenden zur Verfügung gestellt war, schreibt er: „Während meiner Anwesenheit hier, habe ich mehr als in sechzig Fällen Schlangenbisse geheilt. Kein einziger der Gebissenen ist gestorben, obgleich einige gefährlich krank waren. Die gebissenen Glieder waren stark angeschwollen, das Blut brach aus Mund und Ohren hervor, die Besinnung war schon geschwunden. Ich gebe dem Gebissenen jede halbe Stunde zwanzig Tropfen Salmiakgeist mit Wasser oder Branntwein verdünnt ein, so lange der Puls nicht in Ordnung oder der Kranke Beengung in der Brust fühlt. In den schwersten Fällen waren die Kranken auf diese Weise binnen vierundzwanzig Stunden jeder Gefahr enthoben. An der Wunde darf nichts geschehen; es ist auch vollkommen überflüssig, denn das Gift geht sofort in's Blut über und der Gebissene hat häufig schon nach wenigen Minuten kaum die Kräfte, sich zu erheben. Um die Geschwulst zu vermindern, gebrauche ich zuweilen kalt's Wasser mit Karbolsäure vermischt; nasse Tücher mit dieser Mischung werden auf die Geschwulst gelegt. Wenn trozdem so viele Fälle auch hier vorkommen, daß Indianer am Schlangenbiß sterben, so liegt die Ursache darin, daß diese Leute ihre unbrauchbaren Hausmittel oder ihre Wundermittel zuerst anwenden und dann erst ihre Zuflucht zum Salmiakgeist nehmen, wenn der Kranke bereits im Sterben liegt. Meine Arbeiter in den Kaffeepflanzungen werden häufig von Giftschlangen gebissen. Es sind Fälle vorgekommen, in denen der Gebissene unterstüzt werden mußte, um den eine Viertelstunde weiten Weg bis zum Hause zurückzulegen.

Die schwersten Symptome waren schon eingetreten, dennoch wurden diese Kranken binnen vierundzwanzig Stunden vollständig wieder hergestellt. Häufig sind drei Gaben von Salmiakgeist ausreichend, in Fällen dagegen, wenn über den Gebrauch von Hausmitteln die Zeit vergangen war, mußte ich vierundzwanzig Stunden lang mit dem Salmiakgeist fortfahren und habe dann stets Erfolg gehabt. Kurz, der Salmiakgeist ist ein so sicheres Mittel gegen Schlangengift, wie das Chinin gegen Wechselfieber."

Der Vortragende bemerkt hierzu, daß diese Mitteilungen eines Laien ihm sehr auffallend erscheinen und daß er nur wünschen könne, sie seien frei von jedem Irrtum. Durch anderweitige Versuche an Tieren und durch Beobachtungen am Menschen ist allerdings erwiesen, daß der Salmiakgeist, in mäßigen Gaben ins Blut gelangend, die Tätigkeit eines durch krankhafte Einflüsse geschwächten Herzens anfacht und auch die sinkende Atmung hebt und belebt; daraus folgt teoretisch seine Nüzlichkeit beim Schlangenbiß, das Herz und das Atmungszentrum sind ja die ersten Angriffspunkte vieler Schlangengifte. Daß aber der Salmiakgeist, wie der obige Brief ihn schildert, unfehlbar lebensrettend sein kann, entspricht wenigstens nicht den Erfahrungen, welche die wissenschaftliche Heilkunde in andern Zuständen bei uns gemacht hat. Auch Fayrer hat seinen Tieren, die er von indischen Giftschlangen beißen ließ, den Salmiakgeist unmittelbar ins Blut nachgeschickt, aber die Tiere starben alle an dem Schlangengift. Es handelte sich allerdings an dem Wohnorte des Herrn Schaar um andere Arten dieser Reptilien. Jedenfalls wäre es von höchstem und dankenswertestem Interesse, wenn die Ergebnisse unseres Landsmanns in Misantla durch einen wissenschaftlich geschulten Arzt auch nur zu Hälfte bestätigt würden. Der Salmiakgeist wäre dann selbst mit dem Preise, den der Geheimmittelfabrikant Shaw am Kap der guten Hoffnung für ihn fordert, nicht zu hoch bezahlt.

Handel und Verkehrswesen.

Die Länge des Eisenbahnnezes der Erde. Das Eisenbahnnez der Erde erreichte zu Ende des Jahres 1882 eine Gesammtlänge von 411 667 km. Hiervon entfallen auf Europa 180 137, auf Asien 17 282, auf Amerika 200 316, auf Afrika 5149 und auf Australien 8783 km. Die Bahnlängen der europäischen Staaten, geordnet nach der Dichtigkeit des Nezes, ergeben sich aus folgender Tabelle:

Länder.	Ganze Länge.	Auf 1000 qukm. entfallen.	Länder.	Ganze Länge.	Auf 1000 qukm. entfallen.
	km.	km.		km.	km.
Belgien	4293	1458	Spanien	9810	197
Luxemburg . . .	360	1391	Portugal	1673	187
Großbritannien .	26619	941	Schweden	6305	140
Deutsches Reich .	35500	657	Rumänien . . .	1475	113
Schweiz	2682	648	Türkei	1432	54
Niederlande . . .	2022	613	Norwegen . . .	1524	47
Frankreich	28804	545	Rußland	22890	46
Dänemark	1770	462	Bulgarien . . .	224	35
Oesterreich-Ungarn	19735	317	Finnland	1171	31
Italien	8775	304	Griechenland . .	73	11

Der größte Teil der asiatischen Bahnen entfällt auf Britisch-Indien mit 15 892 km. oder 70 km. auf 10 000 qukm.; die übrige Länge verteilt sich auf Java mit 613 und auf Ceylon, Japan und Kleinasien mit je 200 bis 300 km. In Amerika betrug die Bahnlänge in den Vereinigten Staaten 168 677 km. oder durchschnittlich 183 km. auf 10 000 qukm., in Kanada 12 224, in Brasilien 4865, in Mexiko 4654, in Argentina 2811, in Peru 2510, in Chile 1855 und auf Kuba 1382 km.; außerdem sind noch 12 amerikanische Staaten mit Eisenbahnen ausgestattet, deren Längen zwischen 22 und 376 km. liegen. In Afrika finden wir Algerien, die Kapkolonie und Egypten mit 1531, 1543 beziehungsweise 1518 km. Eisenbahn vertreten; an der verbleibenden Länge beteiligen sich Tunis mit 226, Natal mit 159 und Mauritius mit 132 km. Von den australischen Bahnen endlich entfallen auf Australien selbst 6381, auf Neuseeland 2075, auf Tasmania 276 und auf Hawaii 51 km. Eisenbahn.

Das Eisenbahnnez der Erde hat von 1879 auf 1880 um 12 853 km., von 1880 auf 1881 um 23 261 km. und von 1881 auf 1882 um 31 371 km. zugenommen. (Nach der Wochenschrift des österreichischen Ingenieur- und Architektenvereins, 1884, S. 8.)

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

Ein Besuch auf der schwimmenden Insel. Wir hatten von einer Naturmerkwürdigkeit gehört, die sich nicht weit hinter der preußisch-russischen Grenze in den baltischen Provinzen befindet. Es handelte sich um eine schwimmende Insel, die allsommerlich aus der Tiefe eines Sees an die Oberfläche steigt und mit Beginn des Winters wieder spurlos in das Wassergrab versinkt.

Ein namhafter Naturforscher aus Königsberg begleitete uns, und so fuhren wir, drei Herren, an einem festgesezten Tage zunächst von Eydtkuhnen über Dünaburg nach Kokenhusen, einer Station der Riga-Dünaburger Eisenbahn. Es war an einem prächtigen Herbsttage, als wir in Kokenhusen eintrafen. Hier nahmen wir Postpferde und erreichten nach mehrstündiger Fahrt und nach etlichem Pferdewechsel das

im gleichnamigen Kirchspiel unweit Schloß Erlaa liegende Gut Festen, wozu die schwimmende Insel gehörte. Wir wurden gastlich aufgenommen und zurechtgewiesen und bald standen wir am Ufer des Ilsingsees, der in seiner Mitte die Wunderinsel beherbergt. Nichts verriet an dem umfangreichen grünen Eilande die Heimtücke, die ihm innewohnt. Da es bald dunkelte, konnten wir nicht mehr zu der schwimmenden Insel hinüberrudern. In der Nacht fror es einige Grad, und am andern Morgen hieß es, schon heute könne die Insel versinken.

Gegen zehn Uhr ruderten wir auf einem Floß, welches durch sehr lange Stangen von lettischen Bauern fortbewegt wurde, zu der Insel hinüber. Ich kann wohl sagen, daß die Insel für mich etwas von jenem geheimnisvollen Zauber hatte, der die vielgenannten Inseln Juan Fernandez und Salas y Gomez umwebt. Erstere, die Robinson-Insel, ist noch in diesem Augenblick für die Segler der Linie Lima-Buenos-Ayres, was die mitten im stillen Weltmeer liegende, durch Chamisso berühmt gewordene, nur aus einem Haufen weißer Felsen bestehende Insel Salas y Gomez für die Dampfer der Linie Santago-Haiti ist, nämlich ein märchenhaftes Eiland. Wir aber landeten nun auf der Wunderinsel des Ilsingsees und wandelten so über einem bodenlosen Abgrund, der uns jeden Augenblick verschlingen konnte. Der Naturforscher machte sich sofort daran, die filzige, torfige Beschaffenheit der Insel zu untersuchen. Ich bohrte eine von den langen Ruderstangen in den Grund, und gleichsam als Antwort des Erdgeistes stiegen große, mit Luft gefüllte Blasen in die Höhe. Der dritte in unserem Bunde hielt sich vorsichtig am Rande der Insel und in der Nähe des Flosses auf, um bei etwaigem Eintritt der Katastrophe mit kühnem Sprunge das rettende Fahrzeug zu gewinnen. Die lettischen Leute jedoch meinten, noch niemand habe die Insel hinabsinken und emporsteigen sehen. Alles geschehe geheimnisvoll in der Nacht. An einem Morgen sehe man plötzlich die Insel und nach einem halben Jahr, nach Eintritt der ersten Nachtfröste, sei sie eines schönen Morgens verschwunden. Im Sommer bauen die Vögel ihre Nester darauf, und die Sense wird auf ihr geschwungen, wie auf der schönsten Wiese, doch im Spätherbst bildet die Inselstelle ein schauerliches Wassergrab, darüber sich unheimlich die Nebel wälzen. Die Frage, ob sich wohl schon jemand vor Zeiten auf der Insel angesiedelt habe und dann mit seiner Habe versunken sei, konnte nicht beantwortet werden.

Der Naturforscher jedoch war bald über den Karakter der merkwürdigen Insel im klaren. Der Stoff der Insel war von einer solchen Unmasse Gasblasen durchdrungen, daß diese wirken mußten wie die luftgefüllten Ballons an einem Schiffe, das versenkt war und durch die Ballons gehoben wurde. Im Sommer gehe auf dem Grunde des Sees eine mächtige Gasentwickelung vor sich und die Insel werde so gehoben. Bei Eintritt des Frostes jedoch, welcher die Gasentwickelung hemme oder vermindere, versinke die Insel, weil das Gas sie nicht mehr tragen könne. Es wurde nun längere Zeit darüber gesprochen, ob nicht aus noch unbekannten Ursachen das Wasser steige und falle und so die Insel, die vielleicht fest sei, verschwinden mache und wieder freilege. Das Ergebnis der Besprechung und weiteren Untersuchung ergab, daß ein Steigen und Fallen des Wassers völlig ausgeschlossen sei. Der Naturforscher erklärte uns an einem Stück des schwammigen Stoffes der Insel die gewaltige Gasdurchdringung. Gern wären wir tiefer in das Geheimnis gedrungen; vor allem hätten wir gerne erfahren, wie es zwischen dem Boden der Insel und dem Grunde des Sees ausschaue, doch wir sagten uns, daß selbst ein mit allen Erfindungen der Neuzeit ausgerüsteter Taucher wohl schwer zu bewegen sein würde, in die Tiefe zwischen Insel und Seegrund hinabzusteigen. Während wir noch mit den scharfen Messern an der Inselsubstanz schnitten und in die tausende von Gasaugen blickten, hatte uns ein Nebel so dicht eingehüllt, daß wir das Ufer des Ilsingsees nicht mehr sehen konnten. Der Nebel erhebt sich — beiläufig bemerkt — in jenen nordischen Ebenen oft so plötzlich, wie im Gebirge, namentlich im Spätherbst. Ich fragte gerade den Naturforscher, was er meine, ob die Katastrophe des Versinkens wohl plötzlich oder langsam eintrete, so daß man noch Zeit habe, sich in das Boot oder auf das Floß zu retten — da gluckste das Wasser so eigentümlich.

„Das Ereignis tritt nach meinem Dafürhalten plötzlich ein", antwortete er. „Die Gurgeltöne des Wassers, die wir jezt hören, rühren von dem Auseinandergehen der Gasblasen her, die am Boden der Insel vielleicht einen beträchtlichen Umfang haben mögen. Das Wasser tritt an die Stelle der auseinandergehenden Gasblasen und dann erfolgt das Glucksen oder Gurgeln."

„Sie haben also schon früher über diese merkwürdige Insel gehört?"

„Gewiß habe ich manches gehört, aber ich wollte immer das merkwürdigste Stück Land, welches es vielleicht gibt, mit eigenen Augen sehen."

„Hören Sie nur, wie es tief gluckst."

„Die Insel wird bald dem Gesez der Schwere nachgeben."

„Meine Herren", tönte es jezt aus dem Nebel, „retten Sie Sich! Die Insel sinkt; ich bin bereits auf dem Floß. Wir müssen weit von der Insel fort sein, wenn sie sinkt, sonst wird auch das Floß mit in den Schlund gezogen."

Diese Worte, welche der Dritte in unserem Bunde rief, der sich bereits auf das Floß in Sicherheit gebracht hatte, verfehlten ihre Wirkung nicht. Wir glaubten, er müsse eine ungewöhnliche Bewegung an der Insel wahrgenommen haben und stürzten auf das unheimlich im Nebel liegende Floß zu.

„Was haben Sie gesehen?" fragten wir aufgeregt.

„Ich habe nicht blos gesehen, sondern auch gehört. Der Geist aus der schauerlichen Tiefe sendete uns Warnungsrufe. Wehe uns, wenn wir sie nicht beachten! Seht, seht, sie sinkt! Rudert Leute, rudert! so rief er und hätte in seiner Aufregung fast einen Ruderer vom Floß gestoßen.

Wir sahen nichts mehr. Der Nebel hatte die Insel unseren Blicken entzogen; sie lag aber jedenfalls noch so unbeweglich, wie vorher. Das aber hatten wir deutlich wahrgenommen, daß man sich leicht in Furcht jagen lassen kann. Wir glaubten, es müsse etwas Wahres an den Worten des Dritten sein. Uns war ebenfalls unheimlich zumut geworden. Als wir landeten und der Dritte zuerst vom Floß, aber in eine tiefe Stelle sprang, glaubte der Aufgeregte, wir hätten, durch den Nebel irre geführt, wieder an der unheimlichen Insel angelegt. Erst die wiederholten Versicherungen und Untersuchungen, daß wir wirklich Festland unter den Füßen, verscheuchte bei ihm und — weshalb soll der Mensch seine schwachen Augenblicke nicht eingestehen — auch bei uns die Furcht. (Isis.)

Rätsel.

Mit M hast du mir viel zu danken,
Mit K siehst mich im Wasser schwanken,
Mit L mußt mich in Böhmen suchen,
Mit B auf Brot und auch auf Kuchen.
Mit F bin Mensch und Tieren schwerlich
Im ganzen Leben je entbehrlich. S. N.

Rebus.

Berichtigung.

In meiner Abhandlung „Zweierlei Perpetuum mobile. I" finde ich auf Seite 327, Spalte 2 einen Irrtum meinerseits. In einem durch die Erde reichenden Schachte würde ein Körper nicht unmittelbar infolge der Schwere im Mittelpunkt der Erde in Ruhe kommen, sondern vermöge des Widerstandes der Luft, die zufolge der Schwere auch den Schacht ausfüllen würde. Wäre der Schacht vollkommen luftleer und alle sonstigen Störungen ausgeschlossen, so besäße man in dem losgelassenen Stein ein wirkliches Perpetuum mobile: eine ewige Pendelbewegung auf und nieder ohne jede Verminderung des Ausschlags würde stattfinden. Paul Köhler, Ingenieur.

Hinzugefügt sei, daß es auf S. 230, Spalte 1, Zeile 20 von oben statt „Mißstände" „Widerstände" heißen muß.

Die Neue Welt.

Gerechtigkeit

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 17. 1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky. 16. Fortsezung.

Nachdem Helene der schmucken Bergmannstracht sich entkleidet, die sie vor ihrer Einfahrt in den Berg angelegt und die für Damenbesuch bereit lag, war sie auf die Einladung des Verwalters in dessen Garten gekommen, wo sich ihre Kavaliere im Schatten einer Wildenweinlaube bereits niedergelassen hatten.

Auch ihr gefiel es hier einen Augenblick zu ruhen, ehe sie den Heimweg antraten, und sie nahm mit Dank ein Glas Milch entgegen, das ihr der Verwalter kredenzte.

Die adelige Gesellschaft befand sich hier ein gutes Stück abwärts von den Arbeitshäusern und ihren Augen ward eine neue Szenerie erschlossen, der Ausblick auf die schneebedeckten Höhen, die hinter dem Salzberg noch hoch emporstiegen und in westlicher Richtung bis zu den Eisfeldern sich erstreckten, aus denen einzelne Felskolosse hervorragen.

So waren sie der Richtung nach von Vorgängen ausgeschlossen, die an der Vorderseite der Arbeitshäuser sich abspielten und ungemein bewegt, ja drohend sich gestalteten. Georg hatte, gleich seinen Kameraden, an dem sonnigen Abhang sich auf das niedere duftende Gras hingestreckt, das zwischen den Steinen emporwuchs. Er hatte seine Pfeife angezündet und auf einen Arm gestützt, blickte er vor sich hin, über die sanft rauschenden Wälder hinweg, nach jenem grünen glizernden Endchen des Sees.

Die Mittagsglut lagerte über ihnen, aber sie wirkte nicht sengend hier oben. Nur ruhiger schien alles Weben und Leben, und stärker flimmerte die Luft. Da hebt Georg den Kopf, er lauscht — war das der Wald? Nein, er vernimmt es jezt deutlicher, es ist der Hufschlag eines gallopirenden Pferdes, das den Serpentinenweg heraufkommt.

Der Kamerad an seiner Seite hatte es ebenfalls gehört. „Auch einer von der nobligen Gesellschaft, der noch dabei sein muß,“ sagte er mit einer kaustischen Grimasse, und er legte sich wieder zurück und schloß die Augen.

Georg wendete den Kopf, was kümmerte es ihn. Immer näher kam es indes, und man hörte jezt das Wiehern des Pferdes.

Georg sprang mit einemmale in die Höhe. Roß und Reiter waren sichtbar geworden, sie hatten den Waldweg hinter sich und sprengten nun die Anhöhe hinan. Eine Dame saß im Sattel, er hatte sie sofort erkannt, es war Elsa.

Wie der unvermutete Anblick sein Blut in Aufruhr brachte! Seine Schläfen färbten sich dunkel, und sein Herz pochte in stürmischen Schlägen.

Aber er stand wie gebannt an seinem Plaz, er rührte nicht den Fuß, um ihr entgegenzugehen, und mit keinem Wort gedachte er seine Anteilnahme zu verraten.

Was sollte er auch? sie kam nicht zu ihm, dem Arbeiter, sie suchte jene auf, jenen drängte es sie entgegen, mit denen sie im täglichen Verkehr stand, mit denen sie, wie ihm Arnold gesagt, nach Amsee gekommen war.

Aber wie sie daher jagte! Vorgebeugt saß sie im Sattel und der Wind wehte den Schleier ihres Hutes hoch über ihren Kopf empor. Jezt hatte sie die Stelle erreicht, wo der Weg ungemein steil und über Geröll aufwärts führt, das Pferd bleibt stehen, es weigert sich offenbar, da hinauf zu gehen. Was will sie nur? Hat sie nicht den Fuß aus dem Steigbügel gezogen?! Welche Verwegenheit! sie springt vom Pferd und wirft ihm die Zügel über den Hals. Und sie besinnt sich keinen Augenblick, sie hastet empor, fast im Laufe springt sie die steile Anhöhe hinan. Ihr Kleid hat sie heraufgenommen, um ihre Füße nicht zu hindern, ihr Gesicht ist erhizt und glühend, und ihr goldiges Haar verwirrt; es hat sich unter dem Hut gelöst und wogt und wallt über ihre Schultern herab. Er hat die Pfeife den Kameraden zugeworfen und stürzt ihr entgegen.

Auch sie hat ihn erblickt und winkt ihm zu.

„Georg!“ ruft sie, dann steht sie still, ihre Kräfte scheinen sie zu verlassen, sie ringt nach Atem.

Schon ist er an ihrer Seite und unwillkürlich erfaßt er ihre Hand. Sie zitterte in der seinigen, er fühlte die heftigen Schläge ihres Pulses.

„Fräulein! was treibt Sie zu so wahnsinniger Eile, Sie sind außer sich — weshalb? Die, die Sie suchen, sind ja noch hier, sie sind im Garten des Verwalters, ich werde Sie dahin führen.“

Sie wollte antworten, aber die Stimme versagte ihr und so im Innersten bewegt und in ihrem physischen Unvermögen sich zu äußern, stürzten ihr die Tränen in die Augen und ein krampfhaftes Schluchzen hob ihre Brust.

Er sah sie an, angstvoll, bestürzt.

„Es ist etwas geschehen!“ rief er.

Sie schüttelte den Kopf, als wolle sie alle Besorgnis verneinen, sie versuchte zu lächeln, und in dem einzigen Bemühen, ihn zu beruhigen, legte sie ihre zarte weiße Hand auf die derbe schwielige des Bergarbeiters.

„Es ist nichts — gewiß nichts — nichts, das Sie erschrecken müßte — es ist nur die Empörung, der Zorn — der mich erfaßt — die mich heraufgetrieben — zu Ihnen, Georg.“

„Zu mir!“

Ihr Auge blitzte flammend auf.

„Ja, widerrechtlich ist man bei Ihnen eingedrungen, widerrechtlich hat man Sie beraubt — es ist abscheulich!“ In seinem Kopfe brauste es auf, aber in sein Herz senkte sich ein Gefühl süßer Trunkenheit. Er fühlte es in dem Augenblick so tief, daß sie ein Hohes, ein Geistiges verband.

Ihm war ein Unrecht geschehen und sie empfand es bitterer, als hätte man es ihr selbst getan, und es erregte ihren Zorn und Schmerz und brachte ihr Tränen in die Augen. Wie machten sie sie ihm teuer, diese Tränen!

„Sprechen Sie nicht, jezt noch nicht,“ bat er, als er ihre Lippen sich abermals bewegen sah, „ruhen Sie Sich aus, erholen Sie Sich zuvor.“

Er führte sie an der Hand nach der Stelle, wo die Arbeiter sich gelagert hatten. Erschöpft ließ sie sich nieder.

Die Gruppe der Lagernden kam in Bewegung.

Einige rückten zurück, andere standen auf, um sich zu entfernen.

Sie machte eine Geberde, um sie zurückzuhalten.

„Bleiben Sie, ich bitte Sie, hören Sie, was ich zu sagen habe, es betrifft auch Sie — es ist ein Eingriff geschehen in Ihr aller Recht.“

All diese treuderben Gesichter wandten sich mit einem neugierig fragenden Ausdruck ihr entgegen.

„Was ist's denn, was ist gescheh'n?!“

„Man durchsucht Eure Häuser!“ stieß sie hervor.

„Wer tut das? Und wie so? Warum?“ tönte es im Chor rundum.

„Ein Kommissär, begleitet von einem Gendarmen, sie dringen in die Wohnungen, sie durchstöbern alles.“

„Polizeiliche Hausdurchsuchungen also auch bei uns,“ sagte Georg bitter, aber in einem männlich gefaßten Ton.

In den Mienen seiner Kameraden aber spiegelte sich Erstaunen und Bestürzung. Ein Gemurmel ging durch die Reihen. Die Mehrzahl unter ihnen schien das Geschehnis gar nicht erfassen zu können.

„Bei Georg Hofer haben sie angefangen,“ fuhr Elsa fort, „hierauf sind sie zum Frieder gekommen. Ich war mit Evi in der Küche, als sie eintraten. Das arme Mädchen war aufs tiefste erschreckt, und ihr Vater, der alte kranke Mann zitterte am ganzen Leibe; er suchte sich gleichwohl den Eindringenden entgegenzustellen.“

„Hatten sie eine gerichtliche Vollmacht?“ fragte Georg.

„Ich fragte sie darum; der Kommissär wies mir ein Papier vor und fügte hinzu, daß hier im Orte Druckschriften in ungesezlicher Weise verbreitet worden seien, darunter“ — Elsas Augen trafen in einem tieferen Blick auf Georg — „eine Broschüre, die verboten ist. Man war gekommen, um sie zu konfisziren.“

Die Bewegung unter den Arbeitern hatte zugenommen, andere waren herbeigeeilt und rasch informirt worden. Auf alle wirkte das Wort „konfiszirt“ sensationell; laut und in erregter Weise ging es von Mund zu Mund.

„Konfiszirt, das heißt weggenommen! — sie haben uns die Broschüre wegg'nommen! Warum haben sie das getan? warum?“

„Habt Ihrs denn nicht g'hört: weil sie verboten ist,“ rief der kleine Feistinger dazwischen, der seit Jahren als Spion verdächtig war, und dessen roter Schnurrbart jezt noch struppiger in die Höhe stand, als zu der Zeit, wo wir ihm zuerst begegnet waren.

„Wir haben die Broschüre durch den Buchhandel bezogen, wie hundert andere auch,“ rief Georg ihm entgegen, „und wir haben sie zu einer Zeit bezogen, wo sie noch nicht verboten war; wir waren vollberechtigt in den Besiz derselben gelangt und es war kein Grund vorhanden, uns darin zu stören.“

„O, man hat sich nicht damit begnügt,“ fuhr Elsa fort, die nun freier atmen konnte und ihrer Herzensempörung kräftigeren Ausdruck verlieh. „Man hat bei dem Frieder alles durchwühlt, alles Lesbare in Beschlag genommen, und ich konnte aus ihren Worten schließen, daß man vorhabe im Orte überall ein gleiches zu tun. Ich eilte fort, ich konnte es nicht länger ruhig mit ansehen; ich kam in das Gasthaus, wo mein Pferd eingestellt war, dort stand ein Karren, den sie mitgebracht hatten, ich sah Bücher und Schriften, die soeben darauf verladen wurden, ich erkannte Ihre Bücher, Georg, diejenigen, die mein Vater Ihnen hinterlassen hatte.“

Georg biß die Zähne zusammen: „Es war mein Teuerstes.“

„Und sie gehen von Haus zu Haus?“ fragten die anderen sich herandrängend, mit immer höher erregten Gesichtern.

„Von Haus zu Haus,“ bestätigte Elsa.

„Und sie nehmen auch uns die Bücher?“

„Sie haben sie Euch schon genommen!“

Wie ein dumpfes Brausen, ein unterdrücktes Grollen durchlief es die Reihen.

Jedem war der Mißmut aufgestiegen und der Grimm, den eine Handlung der Ungerechtigkeit erzeugt. Und jedem schien es jezt, und wenn er auch nur einige alte abgegriffene Büchlein sein eigen nannte, als wäre ihm damit sein Kostbarstes entrissen worden; jener kleine Schaz, den er unter tausend Entbehrungen nur erwerben konnte, den in seiner Lage nur ein fast heroischer Wille, ein unabweislicher Drang nach Wissen zustande gebracht. Jeder erinnerte sich in dem Augenblick, wie er sich den Bissen vom Munde abgedarbt, wie er Kreuzer um Kreuzer zusammengelegt, wie er ein dringendes Bedürfen von Weib und Kind oft zurückgewiesen, um sich eine Zeitschrift oder ein Buch zu kaufen.

Und dies so sauer Erworbene, es sollte ihnen genommen worden sein? Das Friedlichste der Gewalt anheimgefallen?!

Und das Grollen wurde lauter, es steigerte sich, es loderte empor zu drohender Zornesäußerung.

„Es war unser sauer erworbenes Eigentum!“

„Meiner Treu, es war nicht gestohlen!“

„Und das sollte man uns nehmen dürfen?“

„Es ist ein Gewaltakt!“

„Müssen wir uns das gefallen lassen?“

Aller Blicke wandten sich Georg zu, wie einem geistigen Oberhaupte, von dem man das Wort des Rechts und der Entscheidung erwartet.

Er stand da, blasser noch als gewöhnlich, und er antwortete nicht sogleich, er suchte den eigenen überwallenden Zorn hinabzukämpfen.

Da wandte sich Feistinger höhnisch ihm zu.

„Na, was bist denn so stad, du kannst ja sonst reden, so red jezt auch! Du hast ihnen ja alleweil die Bücher anempfohlen, du hast sie ihnen ja kolportirt und du hast's dahin gebracht, du, daß jezt alle lesen.“

Georg hob den Kopf, sein Gesicht nahm einen harten energischen Ausdruck an.

„Warum hätte man uns denn lesen gelehrt, als um zu lesen? Ja, wir lesen, lesen alle, und weil wir lesen und seitdem wir lesen, sind wir imstande die Wahrung unserer Interessen selbst in die Hand zu nehmen, und so wird auch unsere Sache durch uns selbst zur Entscheidung gebracht werden!“

„Hört Ihr den Aufwiegler?“ rief Feistinger giftig, „na, die Herren wissens alle, daß er euer Capo ist, und daß er es ist, der die Broschüre eingeschmuggelt und kolportirt hat. Wenn die Polizei bei ihm zuerst die Hausdurchsuchung g'halten hat, so hat sie sicher g'wußt warum.“

„Wenn sie's g'wußt hat, so hat sie's nur durch einen Spion erfahren,“ schrien einige der Männer ihm entgegen, „und wir

wissens ebensogut, daß wir durch einen Spion denunzirt worden sind."

„Ja, ja, wir sind denunzirt worden!" schrien nun alle wild durcheinander. Die Empörung brach mit einemmale in helle Flammen aus; der innerlich wütende Zorn hatte einen Gegenstand gefunden, an dem er sich auslassen, einen greifbaren Gegenstand, über den man sich sofort hermachen konnte.

„Der Feistinger ist's, er ist die Kanaille, er ist der Angeber, faßt ihn!"

Im Nun sah sich der kleine Mann umringt und er stand vor erhobenen Fäusten, die sich ihm dräuend entgegenballten. Aber ebenso rasch hatte sich Georg an seine Seite gestellt.

„Was wollt Ihr mit ihm? Er ist ein Schuft, aber für das was euch geschehen, was sich in euren Häusern soeben vollzieht, dürft Ihr ihn nicht verantwortlich machen, und keinen Einzelnen überhaupt. Ein System kämpft gegen uns und wir gegen ein System."

„Wir müssens also dulden? und dem Lumpen sollt' nur der Kamm anschwellen, daß ihm seine Schufterei so gut gelungen ist? Nichts da, der Kerl muß gehauen werden, und das tüchtig!"

Schon hatten sie ihn an den Armen gepackt und sofort ward er in nicht eben sanfter Weise in den dichten Menschenknäuel hineingerissen.

„Pfui, schämt euch!" rief Georg, der sich ihm nachzudrängen versuchte, „Alle gegen Einen, die Starken gegen diesen Schwächling!" Aber die Erbitterung war im Wachsen.

„Ei was!" schrie man ihm entgegen, „wir sollen uns immer schämen, nicht wahr? warum schämt man sich denn nicht uns gegenüber?!"

„Wir g'hören auch zu den Schwachen, meinst nicht? Und doch sind wir unser Lebtag von den Starken bedrückt worden."

„So ist's!" riefen alle.

„Und ich mein's halt wieder anders," rief ein hochgewachsener Arbeiter dazwischen, „ich sag, was uns jezt trifft, das dürft nimmer g'schehen, wenn wir uns nicht selbst zu den Schwachen zählen täten und zu den Hilflosen."

„Hilflos!" lachte ein junger Bursche, der ein kühngeschnittenes Gesicht hatte, laut auf, „das wollen wir einmal sehen, kommt's mit mir 'nunter, wir nehmen uns z'ruck was unser ist, und meiner Seel, wer uns dran hindern wird, dem geht's schlecht!"

„Ruhe!" schrie Georg mit einer Donnerstimme in den tollen Haufen hinein. „Seid ihr wahnsinnig, wollt Ihr euch gegen ein Gesez empören?"

„Wir wollen unsere Bücher wieder haben!"

„Wir werden die Zurückgabe auf gesezlichem Wege erreichen!"

„Haha! das ist ein langer Weg."

„Und ein z'widrer Weg."

„Und was einmal g'nommen ist, das kennen wir, das kriegt man nimmer!"

„Und doch können wir nur auf diesem Wege vorwärts kommen — hört mich!"

Georgs Stimme gewann jenen Ausdruck geistiger Kraft, der auf andere bestimmend wirkt: „Ich fordere euch auf, keine Unbesonnenheit zu begehen, sie könnte euch teuer zu stehen kommen. Und nun gebt den Feistinger frei, und laßt uns in Ruhe zu einer Beratung zusammentreten."

Es war verhältnismäßig stiller geworden. In diesem Augenblick trat der Verwalter unter die Leute.

Die Steiger waren schon vorhin herbeigeeilt, vermochten sich aber in dem anwachsenden Lärm nicht verständlich zu machen.

Auch der aristokratischen Gesellschaft war die Kunde geworden von dem Tumult unter den Arbeitern. Sie waren dem Verwalter gefolgt und trafen auch den Moment auflodernder Empörung.

Helene vernahm dies wüste Ineinanderschreien, sie sah die erregten Gesichter, die leidenschaftlich drohenden Geberden, und sie überkam ein Zittern.

Elsa war Arnold entgegengeeilt, in kurzen fliegenden Worten gab sie ihm Aufklärung über das Geschehnis.

Der Verwalter aber fragte nicht, forschte nicht erst nach den Ursachen; mochten sie sein welche immer, sie konnten hier oben nichts ändern. In seiner Eigenschaft als Verwalter verlangte er pünktliche Erfüllung der Dienstpflicht und volle Disziplin, und er war hier in seinem Recht.

„Es ist zwei Uhr," rief er, „an eure Arbeit, Leute, sofort! Kein Lärm mehr, keine Widerrede."

Und als die Ruhe doch nicht sofort eintrat, ja Rufe und Gegenrufe sich vernehmen ließen, und das Begehren laut wurde, daß einige von ihnen nach Amsee entsendet werden mögen, schrie er den Steigern zu: „Die Tafel zur Hand und die Uhr, wer in zwei Minuten nicht in den Schlafsälen sich zum Gebet versammelt hat, wer beim Aufruf fehlt, ist entlassen."

Eine plözliche unheimliche Stille folgte diesen Worten.

Sie wußten es alle, was eine Widerseglichkeit zu bedeuten habe.

In all den Gemütern tobte noch der Zorn, die Herzen dieser Männer klopften wild, ihre Muskeln bebten, und doch suchte jeder seinem Blute zu gebieten, den lodernden Grimm zu bändigen.

Keiner durfte in dem Augenblick an sich denken, er mußte an Weib und Kind sich erinnern und die greisen Eltern. Er durfte sie nicht verlassen, um seine Kräfte anderwärts zu verdingen, er war durch die eiserne Notwendigkeit gefesselt an diesen Boden. Sie gingen alle — alle.

Es gibt auch einen Heroismus des Gehorsams.

18. Kapitel.

Zwei Tage später finden wir Baron Reinthal in einem Eisenbahncoupé erster Klasse; er fuhr mit dem Schnellzuge nach Solenbad.

Das Parlament hatte seine lezte Sizung gehalten, er war frei und gedachte diese Freiheit auf das beste zu nüzen.

Die Politik und alles was mit ihr zusammenhängt, wollte er für die nächsten Wochen völlig bei Seite schieben. Aber unsere besten Vorsäze kommen gegen alte Gewohnheiten nicht auf.

Er hatte einige Stationen allein in dem Coupé gesessen, hatte seine Zigarre geraucht und zum Fenster hinausgesehen; aber die Gegend war langweilig und seine Zigarre zu Ende. Er griff in seine Rocktasche und entnahm ihr eine Broschüre, in der er zu blättern begann.

In der Station Falkenau legte er das Büchelchen neben sich auf den Siz und sah zum Fenster hinaus.

Schon hatte er den Kopf wieder zurückgezogen und schon war das Zeichen zur Abfahrt gegeben, als die Waggontür aufgerissen wurde und Graf Falkenau zu ihm in das Coupé stieg.

Man schüttelte sich die Hände und verständigte sich über das gemeinsame Reiseziel.

Auch Graf Falkenau fuhr nach Solenbad, er besuchte seine Familie, die sich daselbst vortrefflich befand, und er gedachte, die günstige Disposition seiner Gattin benüzend, selbst durch vier Wochen die Bäder zu gebrauchen.

Der Baron zeigte sich von der Aussicht entzückt, in ländlicher Traulichkeit einige Wochen mit dem Grafen und seiner Familie zusammen zu sein, und betonte all die geselligen Vorteile, die ihm daraus erwüchsen.

Der Zug rollte und schütterte indes vorwärts mit einer Geschwindigkeit von sechs Meilen die Stunde.

Die Broschüre lag noch immer auf dem Polster neben Reinthal, er hatte auf sie vergessen. Allmälich nur rutschte sie auf dem Tuchkissen vorwärts; jezt, bei einem besonders heftigen Ruck fiel sie zu Boden. Der Graf hatte es bemerkt, er bückte sich um sie aufzuheben, und legte sie in verbindlicher Weise in die Hand des Barons, die dieser rasch entgegenstreckte.

Nichtsdestoweniger hatte er einen Blick auf das Titelblatt geworfen und hob nun den Finger in scherzhafter Drohung.

„Auf was ertappe ich Sie da! Schon wieder Manlius, wissen Sie auch, daß diese Broschüre verboten ist?"

So weltgewandt der Baron auch war, er konnte einen leichten Verdruß nicht verbergen.

„Es ist mir bekannt," bemerkte er mit einem gezwungenen Lächeln, „aber ich weiß, daß solche Vorsichtsmaßregeln gewöhnlich die entgegengesezte Wirkung haben."

„Wie Figura zeigt," bemerkte der Graf jovial, von der Broschüre auf den Baron weisend, „man tut indes was man kann."

„Und schreibt damit dem Werkchen und seinem Verfasser eine Bedeutung zu, die beide nicht verdienen." Reinthal sagte es in einem wegwerfenden Ton, aber es steckte dahinter eine Gereiztheit, die der aufmerksamen Beobachtung des Grafen nicht entging; mit seinem ironischsten Lächeln nickte er dem andern zu: „Jedenfalls sind Sie der erste gewesen, der dem bisher unbekannten Verfasser die Ehre angetan hat, ihn in öffentlicher Parlamentssizung zu zitiren. Man behauptete damals, Sie stünden demselben persönlich nahe."

Die Hände des Barons griffen nervös an der Broschüre herum, indes sein Gesicht den gewohnten nachlässig-lächelnden Ausdruck beibehielt.

„Das Werk, von dem diese Broschüre nur ein Auszug ist, hat in nationalökonomischer Hinsicht manches erörtert, das von Interesse war; es strebt dabei nach wissenschaftlicher Begründung, und nur insofern, als diese zulässig, habe ich es benuzt."

„Und nur insofern, als Ihnen die scharfe Kritik der bestehenden Verhältnisse gerade paßte, aber" — der Graf hatte ein überlegenes Lachen — „man könnte den Spieß auch umwenden und jene daran gerügten Mißstände dem früheren Regime in die Schuhe schieben."

„Nun, wir wollen jezt nicht darüber streiten," sagte der Baron versöhnlich.

„Sie haben Recht."

„Und eben so wenig dürfen Sie glauben, daß ich persönlich mit den Tendenzen dieses Manlius übereinstimme."

„Ich habe Sie nie für so unvorsichtig gehalten, dergleichen im Ernste zu propagiren. Das sind nur Trümpfe, die von den Liberalen gegen uns ausgespielt werden, aber es könnte kommen, daß wir den Gewinn einziehen."

„Die wissenschaftliche Diskussion ist das Recht unseres Jahrhunderts, das Recht des Liberalismus und seine vornehmste Eigenschaft," sagte der Baron mit Bewußtsein.

„Wohl, aber der Liberalismus mit seiner ursprünglich ins Weite gehenden Tendenz hat die Beschränkung solcher Lehren innerhalb der Wissenschaft so gut wie unmöglich gemacht. Das Buch ist unter uns diskutirbar, zugegeben, aber da halten Sie auch schon eine Volksausgabe in den Händen, und diese Broschüre ist bereits in Masse verbreitet, nicht nur in den Städten, nein, auch auf dem Lande, selbst in den kleinsten Dörfern und Nestern hat sie Eingang gefunden. Was soll das dem gemeinen Mann? Ihm ist es ein gefährliches Gift und es ist die Pflicht eines jeden Wohldenkenden, ihn davor zu bewahren."

Der Baron biß sich auf die Lippen. Seine Nervosität und sein geheimer Grimm, sein Grimm auf Arnold nahmen zu, laut aber sagte er: „Ich bin hier ganz Ihrer Meinung. Dem großen Haufen müssen gewisse Dinge und gewisse Einsichten ewig vorenthalten bleiben, und ich versichere Ihnen, ich billige es durchaus, daß diese Broschüre, die für einige Kreuzer zu haben ist und dadurch allen zugänglich gemacht werden soll, verboten wurde. Der jugendliche Verfasser hat damit eine Unbesonnenheit begangen, die seine Freunde selbst mißbilligen müssen."

Der Graf nickte gemessen. Er wollte es nicht merken lassen, wie sehr es ihn befriedigte, den Baron in Harnisch gebracht zu haben, wobei dieser, so vorsichtig er auch war, sich manches entschlüpfen ließ, was ihm Anhalt bot, zu weiteren Kombinationen.

Seit Graf Falkenau die nationalökonomischen Essays dieses Manlius gelesen, hatte er alles in Bewegung gesezt, um den wirklichen Namen des Verfassers zu erkunden. Es war nicht allein das Talent, das Wissen, das ihm in dem Werk imponirend entgegentrat, es war auch der Karakter, der in dem Ganzen sich aussprach. Es lag ein Zug darin, der etwas mit ihm Verwandtes hatte, und wenn sie sich persönlich nahe traten, so konnte möglicherweise eine Verständigung erzielt werden.

Aber bisher war es ihm nicht geglückt, Bestimmtes zu erfahren, und er hatte nur Vermutungen.

Es existirte eine Version, daß Reinthal selbst der Verfasser sei, diese hatte Falkenau lächelnd verworfen; für eine zweite, daß es jener junge Gelehrte sein könne, für den sich Reinthal in so nachdrücklicher Weise verwendete, und von dem man sich ins Ohr flüsterte, daß es sein Sohn sei, suchte er Beweise.

Der Baron lieferte sie ihm wider Willen.

Er hatte von jugendlicher Unbesonnenheit gesprochen, er kannte ihn also, aber er wahrte mit Aengstlichkeit sein Inkognito und äußerte sich selbst über das Tema so vorsichtig, daß man wohl merkte, daß er nahe und unmittelbar dabei interessirt sei. Nun machte es ihm weiter ein unsagbares Vergnügen, zu sehen, wie der Baron sich plözlich von dem, seiner Tendenzen wegen verdächtigten Manlius zurückzog, wie er ihn verleugnete und diese selbst zu bekämpfen vorgab. Auf diese Weise wurde ein Konflikt geschaffen, der Manlius seiner Partei, den Altkonservativen, in die Arme trieb: wenn Reinthal ihn fallen ließ, Falkenau würde ihn aufnehmen.

Seine Partei hatte es längst eingesehen, daß etwas für das Volk geschehen müsse — aber nicht durch das Volk. Wenn Manlius aber, wie er nicht bezweifelte, Einfluß auf die unteren Klassen besaß, wenn er das Vertrauen derselben genoß, so konnte er der Regierung außerordentlich nüzlich werden. Es handelte sich dann nur darum, Manlius zu gewinnen, und man hatte damit seinen ganzen Anhang in den unteren Ständen gewonnen, die ja, wie der Graf meinte, nicht selbst denken, sondern von ihren Führern sich leiten lassen. Es galt also vor allem, den Riß zwischen den Baron und Manlius zu erweitern.

„Sie billigen das Verbot?" fragte er Reinthal.

„Durchaus."

„Nun, dann kann ich Ihnen auch gestehen, daß die Polizei beauftragt ist, in diesem Fall mit aller Strenge vorzugehen. Gerade in Solenbad und Umgebung scheint diese Broschüre massenhaft kolportirt zu sein. Es sind Konfiskationen vorgenommen worden, und es hat sich dabei herausgestellt, daß die modernen Ideen und Doktrinen auch in diesen Gegenden eine Verbreitung gefunden, die bisher nicht einmal geahnt wurde. Wahrlich, es tut Not, dem Volke seinen Gott und seinen Glauben wieder zurückzugeben," fügte er mit einem anklagenden Blick auf Reinthal hinzu, „und wir werden notgedrungen Strenge walten lassen müssen, um die Leute wieder zur Besinnung zu bringen. Daß diese Broschüre," er zeigte in absichtlicher Deutlichkeit auf dieselbe, die Reinthal unter seinen Fingern krampfhaft zerknüllte, „in solcher Menge und gleichzeitig in Stadt und Land verbreitet wurde, zeigt auf eine gewisse agitatorische Tätigkeit und es ist zu vermuten" — er machte eine Pause und ein stechender Blick traf den Baron — „daß der Verfasser selbst derselben nicht fern stehe. Die Polizei fahndet daher auf Manlius und da es überall Verräter und Spione gibt, so ist wohl anzunehmen, daß sie in kurzem diese äußerst interessante Bekanntschaft gemacht haben wird."

Reinthal saß da mit einem blassen Lächeln auf den Lippen, im Herzen den heißen Zorn über die Malice des Grafen und das frevle Spiel Arnolds, der ihn in all den ehrgeizigen Hoffnungen, die er auf ihn gesezt, getäuscht und betrogen hatte.

(Fortsezung folgt.)

Der Notschuß.

Nach Egypten.

Reiseskizze von Ewald Paul.

Ich habe wirklich merkwürdiges Pech in meinem Leben. Will ich da nach Südafrika fahren, komme nach Hamburg und verpasse durch ein Mißverständnis den Dampfer. Will ich dann das Land der Pyramiden hindurch nilaufwärts ins Innere des schwarzen Erdteils vordringen und bleibe mitten in meinem Vorhaben stecken, weil es einem ingrimmigen Araber, der auf den holden Titel Mahdi hört, eingefallen ist, sich als Propheten von dem dummen also größeren Teile der Egyptenbewohner verehren zu lassen, den Krieg gegen alle nicht an ihn glaubenden Christen und Mohammedaner zu erklären und jedem, der ihm in die Hände gerät, recht langsam aber gründlich den Hals zu durchschneiden. Da ich aber am besagten Körperteil besondere Empfindlichkeit besitze, so kehrte ich um und — da sitz' ich nun, ich armer Tor und bin so klug als wie zuvor. Vor mir liegt das Tagebuch meiner Reise, über deren Beginn ich jetzt den Lesern berichten will. Die flüchtig hingeworfenen Bleifederstriche formen sich zu Gebilden. Es tauchen alte Erinnerungen vor mir auf, Gemälde aus alter und neuer Zeit, aus der heiligen wie der profanen Geschichte. Ich sehe die Tochter Pharaos, wie sie prächtig geschmückt und von ihrem Gefolge umgeben, am Ufer des Nil steht und ein Knäblein beschaut, das soeben den Fluten entrissen worden. Doch die heilige Schrift weiß noch nichts von den Pyramiden, jenen Denkmälern, welche die Griechen „Wunder der Welt" nennen. Ich sehe dieselben, unweit vor ihnen den Nil, nicht weit davon auf einem Hügel ein altes Gebäude, das zu einer englischen Kaserne umgeformt ist. Im Sande zieht mit klingendem Spiel eine englische Truppe vorüber. Einige hundert Schritte davon erblickt das Auge eine Reiterschaar. Es sind Beduinen. So treten sich die Gegensätze in Egypten schroff gegenüber: hier die finsterblickenden stolzen Repräsentanten des Orients in ihrem malerischen Kostüm, dort die nicht minder stolzen Vertreter des Abendlandes in ihrer wenig kleidsamen Tracht.

Eine Reise ist für den Geist, was ein Umzug für die Wirtschaft, sagt der geistvolle Lothar Bucher. Der Umzug bringt uns nicht nur in eine neue Umgebung, unter neue Dinge und Menschen; er öffnet auch Rumpelkammern, die wir jahrelang nicht betraten, zieht Reste alter Zeit, Zeugen vergangenen Leides und vergangener Freuden hervor. So auch die Reise. Die gewohnte tägliche Arbeit wird abgeschüttelt, ein neues regeres Leben beginnt. Man fühlt sich als ein anderer Mensch und handelt als ein solcher. Die Beobachtungsgabe schärft sich, alte Kenntnisse werden hervorgekramt und neue gesammelt. Ich hätte nie geglaubt, daß ich an den Ufern des Nils derartigen Stimmungsbildern nachhängen könnte, wie ich das wirklich getan und wie solche jetzt beim Durchblättern meines Tagebuches wieder auftauchen, daß ich, der eifrige Kämpfer für den Fortschritt auf allen Gebieten, so sehr für den streng konservativen Orient eingenommen sein könnte. Der Zauber desselben hielt auch mich gefangen. Doch über diesem sentimentalen Geplauder vergesse ich beinahe, daß ich jetzt meine Erlebnisse erzählen will. Ich sitze hier schon geraume Zeit vor meinem Schreibtisch, blase Rauchwolken in die Luft und sehe in denselben Gebilde, anstatt in die nackte Wirklichkeit zurückzukehren, wie solche meine Reise bietet. Also ich hatte die Absicht, nach Egypten zu reisen. Die Vorbereitung machte mir als erfahrenem Touristen wenig Schwierigkeiten. Ich packte am Vorabend meinen Handkoffer mit der nötigen Wäsche und Kleidung, legte einige gute Bücher zur Zerstreuung in trüben Stunden bei, begab mich zur Ruhe und erwachte gerade eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges, also zeitig genug, um Bahnhof und Zug erreichen zu können. Richtig traf ich auch fünf Minuten vor der festgesetzten Abfahrtszeit ein, löste ein Billet bis Halle, musterte die den Perron belebenden Personen und stieg in ein Coupé. Der Schaffner schlug die Türe zu, die Lokomotive pfiff recht hell, verschiedene Passagiere winkten aus den Fenstern der Waggons nach den auf dem Perron Stehenden und bekamen dabei schmutzigen Rauch ins Gesicht, andere winkten von drüben nach hüben. Dahin ging die wilde Jagd. So wild fuhren wir nun eigentlich nicht, sondern recht behutsam, da ich mir den sogenannten Bummelzug ausgewählt hatte, um die schönen Gegenden, die ich durchkreuzte, besser beschauen und an einigen Orten Freunde, die meiner dachten, besuchen zu können. Es war Juni und die Sonne schien recht schön warm auf die herrliche Kulturlandschaft, die sich zur Linken und zur Rechten hinzieht und die die Provinz Sachsen als besonders von Gott begnadet erscheinen läßt. Ueberall herrschte reges Leben in der Natur, die Vögel sangen so lustig draußen; ab und zu tauchte eine Kirchturmspitze auf, um dann wieder zu verschwinden und in einigen Minuten näher und deutlicher vor uns zu stehen. Landleute stiegen in den Zug, um ihre Bodenerzeugnisse zur Stadt zu schaffen. Ich hatte Muße, die Mitinsassen meines Coupés zu beobachten. Es waren deren drei, die sich aus zwei jungen Handlungsreisenden und einem, seinen Erfahrungen und Kenntnissen nach im ersten, seinem verhauenen Gesichte nach im achten Semester befindlichen Studenten zusammensetzte. Erstere sprachen sehr lebhaft, natürlich vorerst über ihre geschäftlichen Erfolge und Kniffe, versuchten auch mich in das Gespräch zu ziehen und tischten mir die auf ihren Reisen gesammelten Witze auf. Leider waren mir diese zumeist einem Zufall ihr Entstehen verdankenden Geistesprodukte auf meinen Kreuz- und Querfahrten, die mich oft mit Vertretern des sehr selbstbewußten Standes der Handlungsreisenden zusammenbrachten, schon bekannt geworden und ebenso zähe von jenen Erzählern als eigene Erlebnisse ausgegeben, wie diesmal von diesen, so daß alle Versuche, mich zu belügen oder mit Lügen zu unterhalten, fehlschlugen. Der Student war schweigsamer und ließ nur ab und zu einige Stichworte fallen, wie solche bei unserer studirenden Jugend so sehr beliebt und bei einem tüchtigen Korpsbruder unentbehrlich sind. Ich war froh, als der Pfiff der Lokomotive unsere Ankunft in Halle meldete, stieg aus, nahm von einem Freunde Abschied, stieg Abends wieder ein und fuhr nach Leipzig, wo ich im strömenden Regen ankam, mehrere Bekannte aufsuchte und am nächsten Morgen bei abscheulich naßkaltem Wetter über Dresden nach Prag weiterdampfte. Bald sah ich die Elbe und mit ihr eine wunderbare Gebirgsgegend, deren entzückender Genuß nur durch strömenden Regen beeinträchtigt wurde. Langsam fuhren wir jetzt entlang der Elbe und der sächsisch-böhmischen Sandsteingebirge in das Böhmerland hinein. Jetzt taucht eine blaue Uniform auf, da mehrere; der Zug hält an, wir sind in Bodenbach, wo uns eine Gepäckrevision nach steuerbarem Gut erwartet. Da Wäsche, Kleidungsstücke und Bücher nichts Steuerbares sind, so war ich bald frei und benutzte die Zeit, um in einem, dem Bahnhofe benachbarten Hotel ein vorzügliches Glas böhmischen Bieres zu trinken. Hier sah ich auch eine niedliche Sammelbüchse für den deutschen Schulverein aufgestellt, der jetzt eifrig gegen die Slavisirung der deutsch-böhmischen Bevölkerung ankämpft. Das Ding bestand aus einer Schießscheibe mit davorstehendem Schützen. Letzterer schoß das ihm auf das Gewehr gelegte Geld durch die Scheibe in den dahinter befindlichen Becher. Ihm zur Seite stand eine Fahne mit der Aufschrift „Für den deutschen Schulverein". In Bodenbach wechselte ich mir auch einen Teil meines deutschen Geldes um, das man hier sehr gern nimmt, namentlich Gold, welches nach dem Course bezahlt wird. In Prag bewunderte ich den auf einem Berge gelegenen Hradschin mit seinen prächtigen Bauten, vor allem den großartigen Dom und belegte einen Platz bis Wien. Unterwegs hatte ich Gelegenheit, den Sport des österreichischen Nationalitätenstreits im Coupé zu erleben. Der Zufall wollte es, daß sich in demselben eine bunt zusammen-

gewürfelte Gesellschaft traf, nämlich ein Stockczeche, ein Pole, ein Kroate und ein Ungar. Der Pole war obendrein Jude, und so entwickelte sich denn im Laufe des Gespräches ein Streit politischer und religiöser Richtung, der mit einer allgemeinen Prügelei geendet haben würde, wenn die Leute eben nicht den gebildeten Ständen angehört hätten. Zuerst fing der Czeche an, über Unterdrückung durch die Deutschen zu klagen. Die Deutschen in Böhmen seien Renegaten, da solche mit Deutschland gingen. Nun, sein Kopf war nicht groß, er konnte also nur sein Teil darüber sprechen. Im weiteren Verlaufe des Streites fühlte sich der Ungar durch die verächtlich betonte Behauptung des Czechen verletzt, daß eigentlich nicht die Ungarn, sondern die Czechen die tonangebende und am meisten steuerpflichtige resp. leistungsfähige Nation bildeten, und so gab ein Wort das andere. Wirklich ein karakteristisches Bild der Zustände in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Mittlerweile kamen wir in Wien an, wo ich die Bekanntschaft eines jungen Kaufmanns, eines trefflichen Deutschböhmen, machte, der schon ein großes Stück von der Welt gesehen hatte, eben aus Konstantinopel kam und nach Alexandrien, meinem vorläufigen Reiseziele, in Stellung ging. Da ich fand, daß er ein ganz intelligenter Mensch war, mit dem man wohl vernünftig reden konnte, so duldete ich nicht nur seine Gesellschaft, sondern freute mich sogar darüber. Wir durchstreiften gemeinschaftlich Wien und dampften dann nach Triest. Von Wien ab ging's bergan. Nun bekam die Gegend Romantik. Wir fuhren über Abgründe, an Bergkegeln herum, passirten den tausend Meter hohen Semmering, von welchem Wien sein köstliches Trinkwasser empfängt, an dem wir uns hier an der Quelle labten, und freuten uns an den kräftigen Gestalten der Gebirgsbewohner, wie uns solche in Jägern, die von der Jagd kamen, in drallen Dirnen, die uns Edelweiß in die Waggons reichten, entgegentraten. Bis Bierbach hatten wir das Vergnügen, mit einer fürstlichen Persönlichkeit in einem Zuge zusammen zu sein. Es war der Erzherzog Karl Ludwig, der Bruder des Kaisers, nebst Gemahlin und kleinem Gefolge, der gerade von den Krönungsfestlichkeiten in Moskau zurückkehrte. Es war also Gelegenheit da, in Bierbach am geschmückten Bahnhof vorzufahren, beflaggte Häuser zu sehen und den Empfang des Fürsten bequem beobachten zu können. Jetzt gings durch die Krainer Alpen hindurch nach Laibach, das durch den Kongreß von 1821 bekannt, durch seinen Deutschenhaß jetzt berüchtigt und durch seine Käsefabrikation berühmt ist. Hier war noch überall geflaggt, da der österreichische Kaiser vor einigen Tagen die Stadt besucht hatte. Bald hinter Laibach wurde die Gegend einförmig öde, überall ist nichts als Kalk sichtbar. Erst kurz vor Triest belebt sich das Bild, in dessen Hintergrunde ein blauer Streifen: das Meer erscheint. Die Kalkgebirge treten an die Küste heran. Wir fahren an hohen Felsenwänden entlang und genießen einen Ausblick über das Meer. Wie wunderbar — dicht neben uns, zur linken Seite, das Karstgebirge, so nahe, daß wir es mit ausgestrecktem Arm berühren können, auf der anderen Seite, aus der Tiefe hervorblickend, der breite Spiegel des Golfs von Triest, belebt von vielen Barken und Schiffen und eingerahmt von südlich grünenden Hügelketten, mit ihren üppigen Weinbergen, Gebüschen und blühenden Gartenanlagen bis an den Rand des Gebirges. So fahren wir denn zwischen Wüste und Meer, zwischen Wildnis und Fruchtbarkeit dahin. Die Weinberge treten näher heran, mit ihnen das Meer. Da, am jäh abfallenden Strande unter uns, taucht ein weißer Bau auf, der sich in den klaren Fluten spiegelt. Es ist das von herrlichen Anlagen umgebene kaiserliche Lustschloß Miramare, einer der schönsten Punkte unserer Erde. „Hast du das Schloß gesehen, das hohe Schloß am Meer, golden und ruhig wehen die Wolken drüber her.“ Vielleicht hat Uhland, als er diese Worte dichtete, Miramare vor Augen gehabt. Mit der südlichen Vegetation ist auch die Bevölkerung eine andere geworden. Die Arbeiter, die unseren Blicken ab und zu erschienen sind, ebenso die Bahnbeamten tragen den italienischen Typus. Die in den Waggons angebrachten Verhaltungsparagraphen sind in italienischer und deutscher Sprache gedruckt. Das österreichische Blau vermischt sich mit dem italienischen — das Deutschtum verschwindet unter der italienischen Tünche. Jetzt sehen wir die Oberstadt, deren Häuser am Bergabhange übereinander liegen, und da breitet sich vor unseren erstaunten Blicken die schöne, sich dem Ufer des Meeres anschmiegende Neustadt aus. Der Zug hält, wir sind in Triest. Es ist schon elf Uhr Vormittags, und in einer Stunde fährt der Dampfer ab, der uns nach Egypten bringen soll. Wir eilen also zum Lloyd, lösen unser Billet, nehmen uns vorsorglich einige Liter des triestiner Weines mit, laden unser Gepäck auf einen Karren und wenden uns nach dem Hafen. Unterwegs werden wir zum öfteren von Kerlen mit echt italienischen Galgengesichtern angefallen, die uns ihre Dienste als Führer, Dolmetscher und, Gott weiß, was noch, anbieten. Wir antworten mit einem kurzen Niente. Man hat uns aber doch den Deutschen angemerkt, die finsteren Blicke, die unter den breitkrämpigen Hüten der Vorübergehenden zu uns herüberblicken, verraten das. Es ist ein unruhiges Volk, das triestiner. Der Irredentismus hat hier mächtig Wurzel gefaßt und läßt ab und zu einige Bomben springen, so daß den Oesterreichern die Freude über ihre Eroberung oft verdorben wird. Man schließt sich von ihnen ab, so weit das irgend möglich ist — kurz, es geht den Oesterreichern in Triest wie es den Deutschen in Metz geht. Wie lezteres alles Französische beibehalten hat, so ersteres alles Italienische. Die Namen der Straßen und Gebäude sind italienisch, die Schilder haben italienische Aufschriften, das Volk spricht italienisch und die österreichischen Beamten müssen notgedrungen, um sich verständigen zu können, auch Italienisch lernen. Wir lösen unser Billet bei dem österreich-ungarischen Lloyd, also einer deutschen Gesellschaft, aber man sprach mit uns italienisch und gab uns einen italienischen Passageschein für den Dampfer Achille, den wir bei diesen Betrachtungen eben erreicht haben. Es ist fast zwölf Uhr, die Landungsbrücke noch vorhanden. Wir steigen auf, nachdem wir mit dem schuftigen Italiener, der unser Gepäck besorgt hat und uns bei der Bezahlung prellen will, einen Streit gehabt haben, und werden durch einen breitschultrigen, bärtigen Matrosen in Empfang genommen, dem wir unsere Billets einhändigen und der uns nach dem Cameriere weist. Endlich haben wir lezteren gefunden. Der Mann spricht natürlich nur Italienisch, nennt sich Cameriere Giovanni, was ungefähr dem deutschen Kammerdiener Johann entspricht, nimmt das Gepäck ab und zeigt uns unsere Betten. Nach stattgehabter Instruktion kehren wir auf Deck zurück, um vom Lande Abschied zu nehmen. Es ist schon zwölf Uhr durch und eben sind die lezten Passagiere, ein langer dünner und ein kurzer dünner Mensch, an Bord gekommen. Der erstere ist seinem Aussehen nach ein Deutscher, der andere ein Engländer. Jetzt wird die Landungsbrücke fortgeschafft, der Anker hochgewunden; die Maschine beginnt zu arbeiten. Langsam sezt sich das Schiff in Bewegung und entführt uns den Blicken der am Ufer stehenden Menge, die zum Abschied mit Tüchern nachwinkt. Wir fahren aus dem Hafen hinaus und lassen zu unserer Rechten das durch die Beschießung Alexandriens berüchtigte Kriegsschiff Inflexible. Jezt liegt der Koloß friedfertig vor Anker. Rotröcke lehnen über die Brüstung, Blaujacken sizen im Tauwerk; sie winken uns glückliche Reise zu. Die Maschine arbeitet heftiger, der Schaum sprizt hoch zu uns empor und erfrischt uns nach der ausgestandenen Hize. Eine leichte, angenehme Brise läßt sich ebenfalls bemerken. Noch ein Blick zurück nach dem schönen Triest und der über der Stadt belegenen Optschina, von wo man eine wunderbare Fernsicht über das Meer genießt. Zur Seite sehen wir Miramare; wir nehmen auch von diesem schönen Punkte Abschied. Nun traten die Küsten mehr und mehr zurück und bald werden wir aus dem Golf hinaus und im adriatischen Meere sein. Jezt machte sich aber auch die Hize bemerkbar. Die Sonne steht im Zenit, ihre Strahlen fallen senkrecht auf uns. Die Sonnensegel werden aufgespannt und wir nehmen unter ihnen Plaz. Jezt ist die Gelegenheit da, die übrige Schiffsgesellschaft zu studiren. Kajütenpassagiere sind nur wenige auf dem Schiff, unter ihnen besagter kurzer,

dünner Engländer, ein Jüngling von vielleicht achtzehn Jahren, der sehr wenig spricht und augenscheinlich viel Neigung zum schlafen hat. Er betrachtet den Schlaf als einzig vernünftigen Zeitvertreib und benuzt die Lektüre einiger langweiliger englischer Romane als Schlafmittel. Der lange dünne Mensch ist Deutsch-Schweizer von Geburt, ungefähr zehn Jahre älter als der Engländer, macht sich über die Deutschen lustig und gerät dadurch mit meinem deutsch-böhmischen Bekannten in Streit. Die Sache schlichtet sich aber schließlich wieder. Beide sind intelligente junge Leute, die in der Welt herumgekommen sind, gehen in demselben Berufe nach einem Orte des Auslandes, hegen für einander Sympatie und schließen troz einiger Verschiedenheit in ihren harmlosen politischen Gefühlen Freundschaft. Auch zwei junge Triestiner, die in Egypten ein Geschäft begründen wollen, teilen unsere Kajüte. Beide sind Italiener, der eine zeichnet sich durch wunderbar schöne braune Augen, der andere durch seinen furchtbaren Deutschenhaß aus. Der braunäugige junge Mann ist sehr still und scheint Neigung zu sentimentalen Schwärmereien zu haben; der andere, obwohl sein Gefährte und zukünftiger Geschäftsteilhaber, bildet den grellen Gegensaz zu ihm, ist sehr lebendig und erzählt uns, daß er gezwungenermaßen im österreichischen Heere gedient und schon da seine irredentistischen Ansichten zur Schau getragen habe. Ob er dafür Strafe geerntet hat, sagt er nicht, ich vermute es aber, da sich sein Deutschenhaß, eigenem Geständnis zufolge, seitdem wesentlich gesteigert hat. Trozdem kann man sich ruhig mit ihm unterhalten, ohne einen feindlichen Angriff von ihm erwarten zu dürfen. Ueberhaupt ist Mut keine seiner Tugenden, und er hütet sich wohl vor tatsächlichen Beleidigungen der Deutschen, da er überzeugt ist, daß ihm mein deutsch-böhmischer Freund, dessen Leidenschaftlichkeit er kennt und dessen Kraft er besonders fürchtet, von der Zweckmäßigkeit jüngst genossenen Boxunterrichts Beweise beibringt. Er hält sich also sehr bescheiden und kleidet seine Angriffe in eine höfliche Form. Unter den Deckpassagieren erregen besonders drei meine Aufmerksamkeit, nämlich ein junger Russe mit klugen, ein schmuziger Ungar mit dummen und last not least ein reinlicher Araber mit schlauen Augen. Der junge Russe kommt eben von der Universität und geht als Arzt in die von vertriebenen Juden, seinen Glaubensgenossen, nahe bei Jaffa, dem Haupthafen von Palästina, gegründete Kolonie. Wenig über zwanzig Jahre alt, wagt es der junge Mann, der übrigens ein bemerkenswertes Beispiel von dem Wissensdrange der russischen Jugend gibt, doch schon, seinem schweren Berufe, weit von der Heimat entfernt, selbständig nachzugehen und stüzt sich nicht allein auf tüchtige Kenntnisse in der ärztlichen Wissenschaft, sondern auch in den allgemeinen Naturwissenschaften.

Wenn sich der Russe, der auch der deutschen und französischen Sprache mächtig ist, durch seine Kenntnisse auszeichnet, so tut dies der Ungar durch den Mangel an solchen. Schon das Aeußere dieses Kerls ist abschreckend. Sein stupides Gesicht, das auch einen Beweis für die Lehre der Abstammung des Menschen vom Tiere bietet, weist ein paar Augen auf, bei deren Anblick man unwillkührlich zweifelt, ob der Besizer dieser Sehorgane jemals eine Idee von Schulunterricht und Menschenbildung gehabt hat. In hohen Stiefeln, schmieriger Hose und ebenso schmierigem Rock, mit ungekämmtem, borstenähnlichen Haar und schmuzigem Gesicht lungerte er auf dem Deck herum und brachte uns durch die Naivetät, mit der er sich zu uns auf die für Kajütenpassagiere bestimmte Bank sezte, in Gefahr, einige Ausreißer seiner Menagerie zu erwerben. Da der widerliche, mit allen möglichen und unmöglichen Gerüchen die Luft verpestende Kerl nicht von unserer Seite wich und nur ungarisch sprach, also die an ihn gerichteten Aufforderungen, sich zu entfernen, nicht verstand, sahen wir uns genötigt, ihn durch einen Matrosen mit Gewalt an seinen alten Plaz zurückführen zu lassen. Was dieser Mensch ohne Geldmittel und ohne Sprachkenntnisse draußen in Palästina, wohin sein Billet lautet, beabsichtigt, ist uns allen unklar geblieben. Jedenfalls waren wir froh, wenn seine Gestalt aus unserer Sehweite entschwand, und fühlten uns ganz auf der Seite des Arabers, der ihn zum öfteren einem Reinigungsprozeß im Meere unterziehen wollte. Besagter Araber ist ein intelligenter und ausnahmsweise hübscher Jünger Mohammeds, der sich in seinem Nationalkostüm: roter Fez, arabischer Jacke und Beinkleid präsentirt. Die Jacke, die besser Jäckchen genannt werden kann, sowie das bis auf die halbe Wade hinabreichende Beinkleid sind von einem hellblauen, wollenen Stoff, der mit einfacher Stickerei verziert ist. Bei besonderer Gelegenheit trägt er reich mit Gold gestickte Kleider in gleicher Farbe, aber von Seide. Solch' ein arabisches Beinkleid ist ein wunderbar einfaches und dabei bequemes Ding. Aus einem Stück bestehend, das zwei Oeffnungen für die Füße enthält und um die Mitte des Leibes, wo Hose und Jacke sich berühren, durch einen zwei Hände breiten, aus einem länglich gefalteten Shawl bestehenden Gürtel festgehalten wird, läßt diese, große Falten werfende Kleidung doch den Beinen genügenden Plaz zum Bewegen. Auch der Gürtel resp. Shawl ist praktisch, er drückt nicht wie unsere modernen Hosenträger, hält Hose und Eingeweide zusammen und ist namentlich für Leute, die viel Bewegung und Anstrengung haben, praktischer Ersaz des einschneidenden Ledergurts. Die französische leichte Infanterie in Algier, die unter dem Namen „Zuaven" bekannt ist, hat sich diese Tracht angeeignet und dadurch ist ihre Leistungsfähigkeit erklärlich. Unser Araber sieht in dem kleidsamen Kostüm sehr hübsch aus, und da er auch sonst sehr liebenswürdig ist, weiße Wäsche trägt und für Reinlichkeit seines Körpers sorgt, so gestatten wir ihm, sich zu uns zu sezen. Er bietet mir mit echt orientalischer Zuvorkommenheit seine Tabaksdose. Ich drehe mir eine Zigarette und die Unterhaltung beginnt, indem er mich auf italienisch fragt, woher ich käme und wohin ich wolle. Da sein Italienisch mindestens ebenso mangelhaft ist als das meine, antworte ich ihm versuchsweise in englischer Sprache, und siehe da, mein Nachbar kennt auch diese Sprache. Er teilt mir nun mit, daß er Hamed Ibrahim heiße, Shipchandler, das ist jemand, der die Schiffe mit allerlei Bedarfsartikeln versorgt, in Alexandrien sei und von einer Geschäfts- und Vergnügungsreise durch Europa zurückkehre. Inzwischen ist die Zeit zum Mittagsessen, das man auf dem Schiffe um fünf Uhr Nachmittags einnimmt, herangekommen. Es klingelt, und wir Kajütenpassagiere begeben uns in den Salon, während unsere neuen Freunde, der Russe und der Araber, sich mit dem dicken Koch behufs Lieferung eines besonderen Diners ins Einvernehmen sezen. Seeluft und Eisenbahnfahrt haben den Appetit rege gemacht und dieser hält einstweilen eine Konversation nieder. Erst gegen das Ende der Mahlzeit beginnt eine solche. Die an der Tafel mitspeisenden Offiziere und Maschinisten sprechen nur italienisch, wir unter uns deutsch. Es zeigt sich auch hier eine gewisse Abneigung gegen die Deutschen, die uns aber nicht irritirt. Endlich sind wir wieder frei und gehen auf Deck zurück. Das Meer ist etwas unruhig geworden, das Schiff schlingert stark. Zwei Deckpassagiere stehen an der Brüstung und schauen dem Wellenspiel zu; der eine will soeben seinem Nachbar etwas sagen, er öffnet den Mund, aber die Sprache der Natur stopft ihm plözlich denselben zu — er ist seekrank und bringt Neptun sein Opfer. Wir retten uns vor dem trostlosen Anblicke auf das Hinterdeck und beobachten hier das aufgeregte Element. Inzwischen hat sich der Himmel mit seinem Sternenheer bedeckt. Da ist der große Bär, da der Polarstern und im Osten der Abendstern. Es sind alte Bekannte. Araber und Russe haben sich zu uns gesellt; beide sind gleich seetüchtig wie wir und von gleichen Empfindungen beseelt. Himmel über uns, Wasser unter uns und ringsherum. Nur wenige Bretter trennen uns von dem Tode. Der eine staunt, empfindet aber ein gewisses Grauen vor dem nassen Element, der andere bewundert, verehrt und sehnt sich nach ihm. Die meisten fühlen sich hilflos und elend, alle sind ihrer Kleinheit in der Schöpfung bewußt. Die Sonne sinkt tiefer und tiefer. Ihre Strahlen färben das Meer rosig golden. Jezt taucht der Feuerball in die Fluten. Halb sieht er noch heraus — es ist ein entzückendes Schauspiel — der Halbkreis wird kleiner, er verschwindet ganz. Nun ist es Nacht

und was für eine Nacht. Millionen Sterne funkeln am tiefblauen Firmament und spiegeln sich in den krystallenen Fluten. Ein leiser Luftzug kühlt unsere Stirn. Ueberall Ruhe, aber ein neues großartiges Bild soll bald unsere Aufmerksamkeit fesseln. Ein Feuerball ist untergegangen, ein anderer taucht auf: der Mond. Erst reckte sich die Scheibe ein wenig aus dem Wasser heraus, sie kam höher und höher und Luna schwamm d'rüber, nämlich über dem Meere. Mit dem Monde hat sich aber die Szenerie verändert. Wir fahren unter einem Sternenhimmel und durch ein Feuermeer dahin. Es ist Meerleuchten. Rings um das Schiff tauchen Feuerfunken auf. Feuer sprüht unter dem Bug hervor — ein feuriger Schweif zeichnet den Weg, den wir gekommen. Das Meer ist schwarz geworden, darüber schwebt weißer Schaum, der durch die Bewegung des Schiffes entstanden, in diesem weißen Schaum und schwarzen Meer eine Menge leuchtender Punkte, über dem Ganzen der Mond — es war eine feenhafte Nacht. Schweigend und friedlich stehen wir nebeneinander: Deutscher, Russe und Araber. Es liegt ein stilles Einverständnis in diesem Schweigen. Wir haben uns satt gesehen, drücken uns stumm die Hände und begeben uns zur Ruhe.

Der Araber hat sich in seinen Burnus gewickelt, der Russe liegt neben ihm und sieht träumend in das Meer und den Mond. Beide werden bald in Morpheus' Armen liegen. Auch ich habe mich in die Kajüte und ins Bett begeben. Es ist spät geworden, die Hize ließ uns nicht früher schlafen. Im Schlafzimmer ist es noch immer warm. Zum Glück sind die Deckfenster weit geöffnet und lassen ab und zu die erfrischende Seeluft herein. Endlich bringt mir das Schaukeln des Schiffes den nötigen Schlaf, aus dem ich gegen Morgen durch Rufen geweckt werde. Ich blicke nach oben und sehe durch das geöffnete Deckfenster das Gesicht meines arabischen Freundes mir entgegenlächeln. Er will besonders höflich sein und mich deutsch anreden: „Slopen noch, min Frind?" (Schlafen noch, mein Freund?) tönt es aus seinem Munde. Also wirklich hat er mit kleiner Umänderung einen deutschen Saz zusammengebracht. Ich mutmaße, daß er das Wort „slopen" am Abend gehört hat, freue mich über sein gutes Gedächtnis und beschließe, seine Fähigkeiten im Erlernen fremder Sprachen auf die Probe zu stellen. Bald wird aber die Unterhaltung englisch geführt. Where are the other gentlemen? Wo sind die anderen Gentlemen? frägt er. Natürlich läßt seine Höflichkeit ein geringeres Wort denn Gentlemen nicht zu. Sie sind alle Gentlemen. Es hat überhaupt seine eigentümliche Bewandnis mit diesem Worte, für welches wir keine brauchbare Uebersezung haben. Gentlemen in seiner englischen Bedeutung entspricht etwa dem Deutschen „feinen Mann", dem „Mann ohne Tadel". Das Wort mit Edelmann wieder zu geben, würde unsinnig sein. Im übrigen geht es dem Ausdruck wie der in Oesterreich üblichen Anrede „Euer Gnaden". Es wird ein jeder damit belegt. Der Verkäufer nennt den Käufer so, an den er eben einen Gegenstand mit gutem Verdienst losgeworden, der Trinkgeldnehmer den Trinkgeldgeber und schließlich heißt ein jeder „Euer Gnaden". Doch mit unserem Araber ist es anders. Er wird nur seine Freunde, gleichgestellte und höhere, kurz gebildete Leute, als Gentlemen bezeichnen, nie aber jemanden aus der niederen Klassen, wie z. B. einen robusten Matrosen oder gar den Ungar. Also die anderen Gentlemen steigen aus ihren Betten, was, da sich zwei Betten nahe übereinander befinden, eine gewisse Gewandtheit erfordert und oft mit Anschlagen des Kopfes oben oder seitwärts verbunden ist. Da wir drei Neulinge in der Kajüte hatten, so gab ich wohl acht auf jedes Geräusch und hörte richtig dreifaches Trommeln, das wie das Werfen eines hohlen Kürbis gegen ein Brett klang und dem sofort ein dreifacher Schmerzensruf folgte. Bald nach diesem Ereignis saßen wir zusammen auf Deck, versammelt zu löblichem Tun, der Russe lud mich zu einer Partie Schach, der Araber spielte mit dem Schweizer Domino und der Engländer erzählte, daß sein dickgeschwollenes und blutunterlaufenes Auge von einem Kampf mit drei Räubern herrühre, die ihn am hellen Tage dicht bei Triest angegriffen hatten. Ich bedauerte ihn deshalb, gab ihm gute Ratschläge zur Heilung des entstandenen Ungemachs, bedauerte dann den Araber, weil solcher soeben im Dominospiel verloren hatte und schließlich mich selbst, weil ich durch die geteilte Aufmerksamkeit schachmatt geworden war. Am Nachmittage gab mir Hamed Ibrahaim, der arabische Gentleman, Aufklärungen über seine Geschäfts- und Vergnügungsreise nach Europa. Er hatte als intelligenter Mensch die Welt sehen wollen, dabei das Angenehme mit dem Nüzlichen verbunden und sich den verschiedenen Schiffseignern, deren Schiffe Egypten berühren, als Shipshandler vorgestellt und empfohlen. Da er in arabischem Kostüm reist, hat er umsomehr Erfolg für seine Empfehlung zu erwarten: man hat sich allseitig für ihn interessirt. Er hat Italien und Frankreich bereist, dort entgegen den Vorschriften des Koran Wein und in Deutschland, das er ebenfalls durchreiste, gutes deutsches Bier getrunken und schließlich in Dänemark, Schweden und Norwegen von der Kälte zu leiden gehabt. Besonderes Interesse hegt er für Berlin, wo er „große Glas Bier" (seine Bezeichnung für das in großen Humpen ausgeschenkte Weißbier) getrunken und für Hamburg, wo er im Krankenhause gelegen hat. Da er in Erinnerungen an besagte „große Glas Bier" schwelgt, das ihm nicht sowohl quantitativ als auch qualitativ imponirte, liegt die Vermutung nahe, daß die kaum 2 Tage später erfolgte Niederlassung im Hospital zu Hamburg die natürliche Folge eines durch übermäßigen Biergenuß verdorbenen Magens ist. Zwar behauptet er, daß ihn das Fieber geplagt habe, aber ich bin Zweifler und traue mir mehr Urteilskraft zu, umsomehr als die Symptome des Fiebers denen unseres deutschen „Katers", wie es in der Biersprache heißt, entsprechen. Daß der „Kater" bei ihm später auftrat und länger gedauert hat als bei anderen Menschen, ist dadurch zu begründen, daß sein Magen nicht an Bier gewöhnt war, am wenigsten aber an viel Bier, vielleicht gar verschiedene Sorten. Uebrigens hat es ihm troz seinem Leiden doch ganz gut in Hamburg gefallen. Namentlich lobt er die Behandlung und Verpflegung im Krankenhause.

Da er nun einige Wochen in Deutschland gewesen ist und ihm die deutschen Lieder gut gefallen haben, möchte er auch ein solches lernen, um es später seinen lieben Bekannten in Egypten vortragen zu können. Er hat sich das schöne Lied: „Der Wenzel kommt, der Wenzel kommt, der Wenzel ist schon da" ausgewählt, das er wahrscheinlich von einem berliner Schusterjungen gehört hat und das ihm durch seine Kürze besonders gefällt. Das W in Wenzel hat bei ihm Aehnlichkeit mit dem englischen W, Wenzel klingt also wie U-enzel. Den Refrain hat er in Liralirala, Liralirala umgeändert und ist stolz darauf, seine Kenntnisse um einen neuen Schaz bereichert zu haben. Gemäß seinem Wunsche erkläre ich mich bereit, ihm das Lied richtig vorzusingen. Er paßt genau auf und singt es dann, ohne auf unsere Verbesserungen zu achten, ruhig in seiner Weise nach. Auch einige deutsche Schimpfwörter hat er gehört und gelernt, doch geht ihm das Verständnis dafür ab. So wendet er z. B. eines derselben bei dem Schweizer an, in der kostbaren Ansicht befangen, sich dadurch einzuschmeicheln. Natürlich machte uns diese Begriffsverwechslung sehr viel Spaß und in das allgemeine Gelächter stimmte Hamed Ibrahim, der Sänger des herrlichen Liedes vom Wenzel, kräftig mit ein. Ein anderes mal mußten wir lachen, als bei einer politischen Unterhaltung, in der Bismarck erwähnt wurde, der Araber hinzutrat, den Namen Bismarck aussprach und mit dem Zeigefinger auf die Stirn zeigte, eine Manipulation, die bei uns als Beleidigung ausgelegt wird. Wir waren darüber umsomehr erstaunt, als unser Freund sonst eine hohe Meinung von unseres Staatsschiffes Lenker hatte, frugen ihn nach der Bedeutung des Zeichens und erfuhren nun, daß er damit andeuten wolle, Bismarck's Kopf sei eben so kahl wie der seinige. In der Tat trug dieser zivilisirte Mohammedaner einen kahlgeschorenen Schädel. So verging die Zeit auf dem Schiffe ganz angenehm im ernsten und heiteren Tun und Treiben. Ab und zu betrachteten wir durch ein Fernrohr die zu unserer linken Seite gelegene, traurig öde dalmatische Küste, deren weiße Kalksteinmassen wie eine Mauer

aus dem Meere auftauchen und vor denen eine Kette größerer und kleinerer Inseln vorgelagert ist, und ließen dann unsere Blicke zu der rechtsseitig liegenden italienischen Küste hinüberschweifen, der wir uns zusehends näherten. Am dritten Tage unserer Seereise, etwa um Mitternacht, haben wir Brindisi, den südlichsten Hafen Italiens am adriatischen Meere, erreicht und somit die halbe Strecke zurückgelegt. Schon eine Stunde vorher haben wir auf dem Vorderdeck gestanden und die sich langsam nähernde Küste beobachtet. Jezt zeigt sich ein Licht: der Leuchtturm wird sichtbar. Mehr Lichter folgen — die Stadt liegt vor uns. Sie trägt ein entschieden südliches Gepräge. Die Bauart der Straßen und Häuser beweist das. Wir fahren jezt in den Hafen ein. Am Lande ist alles still. Da mit einemmale ertönt ein Krach, dem lautes Schreien nachfolgt. Wir sind gegen ein Schiff gerannt und haben ein anderes gefährdet. Glücklicherweise ist die Sache nicht schlimm. Es hat etwas Kleinholz gegeben hüben und drüben, bei uns sind einige der das Sonnensegel tragenden Stangen heruntergerissen. Sie werden sofort wieder ersezt. Ein Boot naht sich. Der darin sizende Beamte fordert die Hafenabgabe. Unser Kapitän verweigert eine solche, weil der Hafenkapitän die Schuld an dem eben stattgehabten Unfall trage. Ein anderes Boot bringt drei russische Frauen an Bord. Schade, daß es Nacht ist und wir nicht Gelegenheit haben, die Bevölkerung kennen zu lernen, die hier ein sehr heftiges Temperament und viele Untugenden besizt, zu deren hauptsächlichsten Aufdringlichkeit und Unehrlichkeit gegen die Fremden gehört. Sehr oft ist der Hafen Schauplaz von Kämpfen der Facchini, die halb Arbeiter, halb Bummler, sich um die Ehre, Gepäckträger der Angekommenen zu sein, balgen und häufig, ohne daß der Fremdling etwas dagegen tun kann, mit dessen Gepäck im Gedränge auf Nimmerwiedersehen verschwinden. Ein Kenner dieser Zustände macht deshalb den Vorschlag, die Hafenbehörde von Brindisi möge nur solche Gepäckträger zulassen, die mit einer Schnur zum Festhalten versehen sind. Da aber diese Einrichtung bis jezt noch nicht existirt und auch die lautesten Zurufe die Zudringlichen nicht verscheuchen, muß man einstweilen sich mit tüchtigen Stöcken zum Dreinschlagen bewaffnen und so sein Gepäck retten. Wir hatten nun derbe Knüttel zurechtgestellt, jedoch nicht Gelegenheit zum Dreinschlagen. Nicht lange weilen wir in Brindisi. Das Schiff sezt sich wieder in Bewegung, und als wir am nächsten Morgen aufwachen, sind wir im jonischen- und bald darauf im mittelländischen Meere. Wir haben jezt Zeit, uns um die neuen Passagiere zu kümmern. Es sind drei arme russische Weiber, fromme Pilgerinnen, die aus Jerusalem kommen, die Gebeine eines Heiligen in irgend einem Neste Italiens besucht haben und nun durch das schwarze Meer über Odessa in ihre nordische Heimat, eine sogar nach Sibirien, zurückkehren. Sie können sich anfänglich niemandem verständlich machen, bis ihnen endlich der russische Arzt zu Hilfe kommt. Wir erfahren nun, daß sie als Angehörige der ortodoxen griechischen Kirche sich in den zweiwöchentlichen Sommerfasten befinden, während welcher sie nur Wasser und Brot genießen dürfen. Da aber das Schiff schon am Spätabend, statt wie erwartet, am andern Morgen einlief, war es ihnen unmöglich gewesen, sich mit frischem Brot zu versehen und so befinden sie sich in der Gefahr, zu verhungern, welcher sie nur durch die glückliche Dazwischenkunft ihres Landsmannes, der ihnen Brot verschafft, entgehen. Auch der Araber bedauert die armen Geschöpfe lebhaft und läßt ihnen Suppe und Fleisch geben, erfährt aber schnöde Abweisung seines von reiner Menschenliebe getragenen Angebotes. Er vermag es gar nicht zu fassen, daß jemand so töricht sein könne, Brot und Wasser einer Suppe mit Fleisch vorzuziehen und verlangt von mir Auskunft darüber. Ich gebe ihm solche, kann aber nicht verhindern, daß er die Achseln zuckt und die Dummheit der armen Frauen, die so weit um eines Heiligen willen gewandert sind und dabei hungern wollen, bedauert. Hamed Ibrahim ist eben im ganzen ein sehr aufgeklärter Mensch, und es wäre nur zu wünschen, daß auch die übrigen Mohammedaner so vernünftig dächten. Es stände dann besser um sie.

Jezt wird Land sichtbar. Wir fahren an einer kleinen Insel mit eigentümlichen Küsten-Auswaschungen vorbei. Hinter der kleinen Insel liegt eine große, deren uns zugekehrte Südseite sehr gebirgig ist. Es ist Kandia, das Kreta der Alten. Wir lassen beide Inseln links liegen und dampfen auf unser heißersehntes Ziel los, das wir denn auch nach fünftägiger Seefahrt erreichen. Am frühen Morgen kamen wir an. Schon am Abend zuvor ließen sich die Leuchtturmlichter erkennen, denen wir mit einem Anflug von Freude und Neugierde entgegenschauen. Wessen Herz pocht wohl nicht lauter, wessen Geist wird wohl nicht reger, wenn er das erhoffte Ziel vor Augen sieht. Man hat für nichts Sinn als für dies eine, alle Hoffnung hängt an ihm. Manche erwarten im fernen Lande ihr Lebensglück. Vielleicht finden sie es, vielleicht werden sie enttäuscht. Andere kehren zu ihrer Familie heim. Andere beabsichtigen nur einen vorübergehenden Besuch. Alle aber sehnen sich wieder nach festem Boden. Endlich liegt der prächtige Hafen von Alexandria, in den uns ein arabischer Pilot einführt, im Halbkreis vor uns. Durch einen Wald von Masten schweift unser Blick hinüber zu der berühmten, großenteils nach europäischem Muster erbauten Stadt. Jezt wird's lebendig. Boote segeln von allen Seiten auf uns zu, schwarze und braune Kerle klettern mit kazenartiger Gewandtheit auf Deck und bestürmen uns mit dem Angebot ihrer Kähne. Da kein Schiff nahe an's Land heran darf, weil man Schmuggel befürchtet und zu dessen Verhinderung nicht genug Hafenwächter hat, muß man sich im Boot zu Land schaffen lassen. Mein arabischer Freund hat mich zu einer gemeinschaftlichen Fahrt eingeladen. Ich will seiner Einladung eben folgen und ihn deshalb aus dem Gedränge heraussuchen, als ich auch schon mein Gepäck verschwinden sehe und von einem häßlichen Schwarzen mit ungeheurer Schnelligkeit in ein Boot befördert werde. Mich umschauend, finde ich nicht sowohl mein Gepäck als auch den arabischen Gentleman neben mir. Nun fliegen wir pfeilschnell vorwärts und nach einigen Minuten haben wir egyptischen Sand unter den Füßen. Welch' beseligendes Gefühl, auf afrikanischem Boden zu stehen. Ich möchte niederknien, ihn zu küssen, doch der Schmuz verhindert mich daran. Wir müssen jezt einen Torweg passiren, in welchem sich das Zollamt befindet. Ein arabischer Würdenträger läßt sich den Inhalt meines Koffers zeigen, annektirt einige Patronen und will auch den in meiner Rocktasche verborgenen Revolver haben. Ich protestire energisch — er erhält ihn nicht. Ein andrer Beamter blickt mit Kennermiene in meinen Paß, den er natürlich nicht versteht und der durch einen Steuerzettel mit Amtsstempel wahrscheinlich ersezt wäre, und legt denselben in eine Schublade. Meine Bitten um Rückgabe finden taube Ohren. Ich werde grob, schelte deutsch, englisch und französisch, aber ohne Erfolg. Je gröber ich werde, umso liebenswürdiger wird er. Endlich gehe ich, nachdem ich mich von Hamed, meinem arabischen Freunde, getrennt und mit diesem eine Stadtreise für den Nachmittag vereinbart habe. Hamed wurde von seinem Bruder und einem Freunde empfangen, die er beauftragte, mich in ein Hôtel zu bringen, und so eile ich denn in Begleitung besagter brauner Gentlemen und eines schwarzen Gepäckträgers durch den arabischen Stadtteil meinem Ruheorte entgegen.

„O die Freunde!"

Von **M. A. Lerei.**

(Schluß.)

Eines Abends, als ich das Kaffeehaus früher als gewöhnlich verließ, begleitete mich einer meiner Freunde. Er hatte vor mehreren Wochen seine lukrative Stelle bei der Bank aufgegeben, weil er das Talent in sich fühlte, Dichter zu werden. Jene Tagesbeschäftigung mit trockenen Zahlen nahm ihn zu sehr in Anspruch; diese prosaischen Ziffern benahmen und beeinflußten seine poetischen Ideen und deshalb hielt er es für angezeigt, seinen sicheren Posten aufzugeben, (er bezog monatlich 200 Gulden) um sich aufs kapriziöse Roß zu sezen, das schon so viele erbarmungslos abgeworfen hat!

Nach längerer Zeit fleißigen Arbeitens hatte er einen recht hübschen Stoß Manuskripte im Vorrat, aber Absaz konnte er leider keinen dafür finden. Heute eben wollte er mich nach Hause begleiten, um mir seine lezte Erzählung, betitelt: „Der Regenschirm als Hochzeiter" vorzulesen; ich sollte selbst sehen, daß er recht hatte, wenn er von den Redaktionen sagte: „Sie vernachlässigen ihre eigene Interessen!" Ich muß gestehen, daß mir die Sache imponirte: Ein junger Mann, der tagelang bei schönstem Wetter mit dem bewußten Regendache umherirrte, fand endlich doch Gelegenheit, dasselbe nuzbringend zu verwenden, indem eine gefällige Wolke ihre Schleußen öffnete, um eine am frühen Morgen aus dem Opernhause strömende Menge reichlich zu begießen. (Ich erlaubte mir, hier zu bemerken, daß die Opern gewöhnlich nicht bei Tagesanbruch stattfänden, aber der Autor versicherte mich, dies sei eine licentia poëtica). Der junge Mann, oder vielmehr der Regenschirm, denn das war der eigentliche Held, hatte hier eine reichliche Auswahl; er warf seine Augen unter die Menge (ich fand das hübsch gesagt, kühn aber entschieden hübsch), und entdeckte endlich diejenige, für welche sein seidenumspanntes Herz schlug. Sie akzeptirte den dargebotenen Arm (des Jünglings, nicht des Schirmes), und schließlich konnte sich das glückliche Regendach, — nein, der Besizer desselben, nicht mehr losmachen, was er mit den schließenden Worten zu erraten gab: „Der Arm wurde für immer konfiszirt, und so blieb denn mein überglücklicher Rest daran hängen, um mit ihr ein zufriedenes Erdenkinderpaar zu bilden!"

„Wirklich, ich begreife nicht!"

„Was?" Der Autor stellte diese Frage in etwas nervöser Art, als fürchte er irgend eine unliebsame Kritik.

„Ich begreife nicht, daß man diese Erzählung nicht annehmen will!" — „Nicht wahr? Ja, ich sage Ihnen, Freund, es ist unglaublich. Uebrigens seien Sie überzeugt, der Grund ist der, daß man heutzutage frische Talente unter keiner Bedingung aufkommen lassen will!"

„Ja, das muß es wohl sein."

Der Besuch endete damit, daß mich mein Freund H. fragte, ob ich ihm nicht auf eine Woche 4 Gulden puffen könnte; bis dahin mußte die Serie der Annahmen und Honorare unfehlbar beginnen, und dann werde er mir das Geliehene mit bestem Dank zurückerstatten.

Ich rannte dienstbeflissen, fast erfreut zu meiner Sparkasse: „Mit dem größten Vergnügen, lieber Freund!" Warum konnte ich in diesem sublimen Momente nicht ein wohlgefülltes Portefeuille hervorziehen und rufen: „4 Gulden? — bedaure, — wenn Ihnen aber mit 1000 gedient ist, mit Freuden; beunruhigen Sie Sich auch nicht betreffs der Rückzahlung, das hat Zeit, bis wir im Monde zusammentreffen!" Nun, für den Moment war ihm mit der einfachen Vierzahl auch gedient, und ich fühlte eine lebhafte Genugtuung, eine wahre Freude, dem Anderen gefällig gewesen zu sein.

Alles hat seine Serien, auch das Angepufftwerden. So passirte es mir denn, daß ich wenige Tage später (zum Glück war's nach dem Ersten des Monats, sonst hätte ich refüsiren müssen) wieder zu einem ähnlichen Dienst berufen wurde. Diesmal mußten 3 Gulden von der für's Rauchen ausgesezten Summe herhalten.

Nun hieß es sich aber mit den Zigarren ein wenig einschränken; ich verpaffte im Durchschnitt 5 Stück Zweikreuzerzigarren im Tag, drei Stück mußten für diesen Monat genügen.

Im Laufe der Woche hatte ich sogar das unaussprechliche Vergnügen, meinem Freunde Taler aushelfen zu können; nicht, daß er am Ende à sec gewesen wäre, aber es kann ja jedem Menschen passiren, daß er sein Geld zu Hause liegen läßt; so war es auch diesmal geschehen: „Mein lieber Königstein, haben Sie 5 Gulden bei sich? Ich habe die fatale Ungeschicklichkeit begangen, mein Geld in einem andern Rocke zu Hause zu lassen."

„Mit Vergnügen bester Taler, bitte."

Taler war leider sehr vergeßlicher Natur und ich kam für volle 30 Tage ums Rauchen; doch es war auch zu ertragen, ja, ich begann mit dem Gedanken umzugehen, diesen Luxus ganz aufzugeben, denn wenn ich ihn einen Monat hindurch entbehren konnte, so mußte es doch auch für die Zukunft möglich sein.

H. kam eines Abends freudestrahlend ins Kaffeehaus. Er schob mir ein Blatt hin: „Da lesen Sie, lieber Freund."

„Der Regenschirm als Hochzeiter", las ich gedruckt; ich hatte es schwarz auf weiß vor mir. „Gratulire, lieber H.! Nun, somit wäre ja die Klippe überschritten; wir werden Sie wohl bald neben Hackländer, Spielhagen und den Anderen nennen hören!"

Er lachte selbstbewußt; endlich nach einer Pause: „A propos, sind Sie wegen der 4 Gulden sehr pressirt?"

„Nicht doch, nicht doch!"

„Umso besser, denn ich wollte Ihnen eben einen diesbezüglichen Vorschlag machen. Sehen Sie, dieses Blatt zahlt keine Honorare, dafür hat es mir aber ein ganzjähriges Abonnement bewilligt. Wenn Sie erlauben wollten, daß ich die Exemplare an Sie adressiren lasse, so, — so wären wir dann quitt; nicht wahr?"

„Gewiß, gewiß."

„Wenn Sie aber darauf bestehen, daß ich Ihnen die 4 Gulden in natura zurückstelle" —

„Durchaus nicht, bester Freund; zediren Sie mir das Abonnement."

Nach Hause gekommen sezte ich mich an den Tisch, um folgendes Problem zu lösen:

Ausgeliehen an Freund H.: 4 Gulden. — Freund hat für den „Regenschirm als Hochzeiter" ein Freiabonnement erhalten und dasselbe mir zedirt: 4 Gulden.

Es wollte mir einen Moment scheinen, als habe eigentlich ich, und nicht die Redaktion, auf diese Weise das Honorar erlegt, aber ich ließ diese Idee mit Entrüstung fallen; hatte ich doch dafür das Blatt! Freilich konnte ich's im Kaffeehause umsonst lesen! — — — — — — — — —

Das Jahr ging seinem Ende zu. Am Sylvestermorgen hatte ich meine lezten vier bei Seite gelegten Banknoten glücklich an den Mann gebracht. Drei fanden sich nämlich in der Sparkasse, und der vierte Gulden war derjenige, den ich für das Sylvesterfest bestimmt gehabt hatte, aber ich konnte nicht anders: Einer meiner Amtskollegen war mit Tränen in den Augen in die Kanzlei gekommen. Sein Kind lag krank im Bette, und nichts zu Hause, nicht so viel um eine Suppe zu kochen!

Ich benüzte die Mittagspause, um unter einem Vorwand nach Hause zu rennen, und dem armen Teufel meine Ersparnisse zu bringen; wären es nur hundert oder tausend gewesen!

Sonderbar, von allen meinen Verwandten und Bekannten war Rehbein der einzige, der mich nie um einen ähnlichen Dienst angegangen hatte! Ja, er lud mich sogar ein, den heutigen Abend mit ihm zuzubringen. Er wollte im „Mirakelkeller" das neue Jahr erwarten und mich traktiren. Ich nahm die Einladung mit herzlichem Danke an, doch wollte ich vorerst noch nach Hause gehen, um meine Wirtin zu benachrichtigen, daß

sie mich nicht zum Abendessen erwarten möge. Wir sollten uns um 8 Uhr im Keller treffen. Die Hauswirthin kam mir ziemlich erregt entgegen: „Herr von Königstein, der Briefträger war vor einer halben Stunde hier; es war wegen eines rekommandirten Schreibens, das er nur Ihnen übergeben darf; er hat versprochen, noch einmal zu kommen."

Wer konnte mir wohl zu schreiben haben? Ich hatte zwar nicht das Geringste zu erwarten, aber dennoch pochte mir erwartungsvoll das Herz. Plözlich hörte ich schwere Schritte auf der Treppe, — man klopfte an meine Tür. „Herein!" Es war richtig der Briefträger: „Herr von Königstein, ein rekommandirtes Schreiben!" Und dann, nach wenigen Sekunden: „Wünsche ein glückliches neues Jahr, Gesundheit, Wohlergehen." Ich suchte krampfhaft in meinen Taschen, obwohl ich wußte, daß sie leer waren, aber es war Sitte, fast Pflicht, die Neujahrswünsche der Briefträger zu berücksichtigen. Jezt legt er mir gar ein Postbüchl auf den Tisch! „Bitte, warten Sie einen Augenblick." Ich renne zur Hauswirthin; unterwegs zögere ich; lächerlich, seit zwölf Monaten habe ich pünktlich und gewissenhaft bezahlt, sie wird sich eine Ehre daraus machen: „Bitte, Frau Holzbügel, haben Sie die Güte, mir — mir bis auf morgen einen Gulden zu — zu leihen?"

„Wie, bitte?" — plözlich sehr schwerhörig.

Ich wiederhole mein Anliegen.

„Bedaure recht sehr, Herr von Königstein, aber ich habe einmal das Prinzip, nie Geld auszuleihen, nein, es bricht die Freundschaft."

Die Schamröte stieg mir in die Wangen, während ich wieder zurückeilte. „Lieber Freund," wandte ich mich an den erwartungsvoll Dastehenden, „man konnte mir leider nicht wechseln, aber sprechen Sie morgen vor, dann sollen Sie Ihr Neujahr haben." Der brave Mann geht ohne eine Silbe zu erwidern.

Aus dem alten Hamburg: **Hof im Kehrwieder.**

Nach einer Photographie.

Nun zum unerwarteten, fast unerklärlichen Brief. Ich wende und drehe ihn vorerst nach allen Seiten; der Poststempel ist verwischt. Endlich öffne ich das Kouvert; ich entnehme ein Schreiben und eine in ein Papier gewickelte Beilage. Rücken wir das Licht näher und lesen wir vorerst das Schreiben:

„F., 30. Dezember 18—.

Euer Wohlgeboren

Habe ich zu benachrichtigen die traurige Pflicht, daß Fräulein Amalie von Hallern vor drei Tagen von einem Schlagflusse getroffen worden ist und wenige Stunden darauf ihren Geist aufgegeben hat." Ich blicke vom Schreiben auf: meine arme, liebe, alte Freundin, wie tut es mir leid um sie! Mechanisch lese ich weiter: „Gleichzeitig habe ich die Ehre, Ihnen, in meiner Eigenschaft als gewesener Sachwalter des besagten Fräuleins, die Mitteilung zu machen, daß Sie testamentarisch zum Universalerben eingesezt worden sind, und ich lege hier in der Beilage ein Privatschreiben des seligen Fräuleins bei; das Couvert trägt, wie Sie sehen werden, Ihre Adresse.

Da mir die leztwillige Verfügung meiner Klientin schon bei deren Lebzeiten bekannt war, und dieselbe mir die Pflicht auferlegte, Ihnen sogleich nach ihrem eventuellen Ableben einen Vorschuß zukommen zu lassen, beehre ich mich einen Check auf 5000 Gulden anzuschließen, den Sie gütigst bei der Boden-Kreditanstalt flüssig machen wollen.

Indem ich mich Ihrem Wohlwollen bestens empfehle, bin ich Euer Hochwohlgeboren ergebenster

Dr. Frischauf.
Notar.

P. S. Das Leichenbegängnis findet am 2. Januar 10 Uhr Vormittags statt." — — —

Ich legte die Arme vor mich auf den Tisch, das Gesicht darauf und weinte. Schmerz um die Dahingeschiedene, Dankbarkeit, und warum soll ich's verheimlichen, Freude drängten sich gleichzeitig im Herzen zusammen! — Es war Mitternacht, als ich mich aus dieser Stellung gewaltsam aufrüttelte. Die Glocken schlugen den Neujahrsgruß an. Fast fünf Stunden hatte ich so, wie betäubt gesessen!

Jezt erst dachte ich daran, den Brief meiner Wohltäterin zu lesen:

„Mein lieber junger Freund!

Es freut mich, zu denken, daß wenn Sie diese Zeilen lesen, Ihre Segenswünsche und auch ein paar aufrichtige Freundestränen mir nachfolgen werden. Nicht wahr, Sie gedenken meiner mit liebendem Herzen? Herz! Haben Sie Hauffs Geschichte vom steinernen Herzen gelesen? Ich habe in meinem Leben so viele bittere Erfahrungen gemacht, daß ich mich ernstlich dem Glauben hinzugeben begann, alle Herzen auf dieser Welt seien versteinert! Durch eine kleine Tat haben Sie mir das Gegenteil bewiesen, und deshalb dankte ich Ihnen dafür.

Ihre mehr als bescheidenen Verhältnisse sind mir bekannt. Wird Ihnen von jezt an noch immer der Kaffee zu stark für die Nerven sein?

Wie gerne wäre ich Ihnen schon damals mit meinem Ueberfluß zu Hilfe gekommen, aber ich getraute mich nicht; ich fürchtete, Ihren Stolz zu beleidigen. Ihr Großvater war in diesen Dingen ein sehr stolzer Mann, und ich vermute, der Enkel hat das von ihm geerbt.

Ich fand mithin diesen Ausweg. Ich bin verwandtenlos. Bevor ich Sie kannte, hatte ich mein Vermögen dem Staate vermacht, jezt vernichte ich das Testament, um Sie zum Erben einzusezen.

Genießen Sie die Freuden dieses armseligen Lebens, lassen Sie Ihrer Großmut (Sie müssen diese Eigenschaft in ziemlich hohem Grade besizen) die Zügel schießen, Sie können und werden viel Gutes wirken, — aber hüten Sie Sich vor den Freunden! Ich, eine alte Welterfahrene, rufe Ihnen diese Warnung zu. Prüfen Sie die Menschen erst gründlich, bevor Sie ihnen einen Teil Ihres braven Herzens schenken.

Das ist alles, was ich Ihnen zu sagen habe, lezter Ritter.
Amalie von Hallern."

Bis Tagesanbruch saß ich über meinen Briefen, dann legte ich mich auf den Divan, um ein wenig Schlaf zu suchen.

Natürlich schien mir das Ganze, als ich spät am andern Morgen erwachte, weiter nichts als ein Traum. Erst als ich mich erhoben hatte und sinnend am Bettrand saß, wagte ich nach dem Tisch hinüberzuschielen, denn, war die Geschichte wahr, so mußten ja dort die Dokumente noch liegen. Wirklich, es lagen dort Papiere, aber konnten es nicht irgendwelche wertlose Blätter sein, ich hatte ja die leidige Gewohnheit, mich abends diesem Zeitvertreib hinzugeben!

Zögernd näherte ich mich dem Tische; wenn mir nur nicht ein neckischer Sylvesterkobold da einen sehr unpassenden Streich gespielt hat!

Nein, es war wahr, die reine, volle Wahrheit!

Ich las den Brief des Notars noch einmal durch; wie? „P. S. Das Leichenbegängnis findet am 2. Januar 10 Uhr morgens statt." Das hatte ich gestern ganz übersehen! Da

Aus dem alten Hamburg: **Fleetpartie. Im Hintergrunde die Katharinenkirche.**

Nach einer Photographie.

bleibt mir ja Zeit nach F. zu reisen und meiner Freundin die lezte Ehre erweisen; doch heißt es keine Zeit versäumen! Rasch kleidete ich mich an und steckte meinen Check zu mir. Ich war ja ohne Kreuzer, und mußte doch Geld haben, um die Reisekosten zu zahlen. Auch sollte ich mich als Hauptleidtragender in Trauergewändern präsentiren.

Ich eilte zur Bodenkreditanstalt: geschlossen! Ja, richtig es ist ja Neujahr, und noch dazu Sonntag. Was nun tun? Bah, das ist doch einfach: Den einen oder andern Freund aufsuchen, Taler zum Beispiel. Mit 200 Gulden vorläufig genug.

Ich mache mich auf den Weg zum großen Zinspalais, das er mit seinem Vater bewohnt. Unterwegs schießt mir wie ein Bliz eine Idee durch den Kopf: Die Worte meiner seligen Freundin: „Hüten Sie Sich vor den Freunden, prüfen Sie vorerst!" Wenn ich bei dieser Gelegenheit den Versuch machte, da konnte ich ja gleich sehen, ob Taler der wahre Freund ist. Ich brauche von der Erbschaft vorläufig nichts zu erwähnen, einfach sagen: „Lieber Freund, Sie könnten mir mit 200 Gulden aus einer großen Verlegenheit helfen; ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie die Summe in drei Tagen zurückbekommen." Ich komme am Hause an. Der Portier steht schon um 9 Uhr morgens in „vollem Wichs" unterm Tor (wozu hält man sich einen Portier, wenn man ihn nicht ausnüzen will). „Baron Taler, der Jüngere, zu Hause?"

„Ich glaube," erwidert der Gefragte ziemlich ungnädig, denn ich habe es bisher versäumt, ihm ein klingendes Zeichen meiner Hochachtung vor seinem silberbeschlagenen Rock zu übermitteln. Ich eile die teppichbelegte Treppe hinauf und finde den Freund, in seinem üppig ausgestatteten Kabinet den Morgen-Tschibuk rauchend; dazu schlürft er behaglich seinen Kaffee. „Ach,

Sie sinds, lieber Königstein? Das ist schön, daß Sie mich aufsuchen. Danke bestens, gleichfalls!" Diese lezte Phrase galt ohne Zweifel einem ergebenen Neujahrswunsch, den ich gar nicht angebracht hatte.

Ich rückte ohne weiteres mit meinem Anliegen heraus.

Taler wird sehr rot und schnaust krampfhaft an seinem Tschibukrohr; gleichzeitig steckt er mit einer wahren Raubtierhast ein dickes, angeschwollenes Portefeuille, das vor ihm auf dem Rauchtischchen gelegen, in die Brusttasche; endlich: „Mein liebster Freund, Sie sehen mich wirklich in Verzweiflung. Ganz unvorhergesehene Auslagen, noch dazu der Neujahrstag, das alles nimmt meine Kasse in empfindlicher Weise in Anspruch. Wirklich, ich bedaure von ganzem Herzen, Sie können sich nicht vorstellen, wie es mir unangenehm ist, aber, — aber ich muß Ihnen den Dienst abschlagen, wirklich, Sie werden" — „Bitte, bemühen Sie Sich nicht mit weiteren Entschuldigungen." — Wie ein Pfeil bin ich zur Türe draußen.

Ich renne zu einem anderen Freunde. Dieselbe Ausrede.

Nun überlege ich mirs: Teufel, wenn das so fortgeht, so komme ich in aller Wirklichkeit nicht nach F.! Wozu brauche ich auch 200 Gulden; die Reise hin und zurück kostet im besten Falle 30 Gulden; ja aber der Traueranzug! Doch, da fällt mir ein; ein Ausweg: Aus der Hinterlassenschaft meines Vaters war mir dessen Uniform überkommen, die er als Landstand zu tragen die Berechtigung gehabt hatte. Freilich, damals gab es noch Landstände, vor anno 48, aber jezt! Würde es nicht lächerlich sein, heutzutage in diesem Aufzuge zu erscheinen? Ebensogut könnte ich mir aus der Oper das Kostüm eines altrömischen Kriegers ausleihen? Ei was, Not bricht Eisen, und F. ist ja ein kleines Nest, da kann es immerhin angehen. Während ich so in Gedanken weiterrenne, ruft mir Jemand „glückliches neues Jahr" zu. Es ist H. „Denken Sie Sich, lieber Freund, die Ueberraschung: Mein Onkel hat mir meine frühere Stelle bei der Bank wieder verschafft! Seit vier Tagen habe ich das Schriftstellern aufgegeben, und sitze wieder über den Zahlen. 200 Gulden sicher sind doch besser, als tausende in den Satteltaschen des Pegasus, besonders wenn dieser stüzig ist!"

„Das ist prächtig! Gratulire von ganzem Herzen. Doch, bester H., Sie könnten mir auf drei Tage wohl 30 Gulden puffen; mein Wort, nur auf drei Tage."

„Einen Augenblick; dort geht mein Chef, ich muß ihm meine Glückwünsche darbringen; entschuldigen Sie." H. war in wenigen Minuten außer Gesichtsweite!

Es ging mir bei allen nicht besser, und endlich entschloß ich mich, zu Herrn Baron S. zu gehen; ein junger Künstler hat ihn mir vor langer Zeit schon als Mann für alles anempfohlen. Dort war ich sicher, auf meinen Check hin ein Anlehen (gegen gute Prozente natürlich) machen zu können. Dort brauchte ich nicht auf Freundschaft zu rechnen, da ging die Sache geschäftsmäßig, aber sicher.

„Recht schön, die Leute bis Mitternacht umsonst sizen zu lassen!"

Ich wende mich zur Seite: „Ah, Sie sind's Rehbein; entschuldigen Sie, aber eine Todesnachricht, die ich erst bei meiner Nachhausekunft erfuhr, hat mich verhindert."

„Wirklich!" sagte er teilnehmend, „das hat Ihnen eine traurige Sylvesternacht bereitet."

Ich gab keine Antwort.

„Doch Sie haben's eilig. Wohin rennen Sie nur?"

„Ich suche einen gewissen Baron S."

„Einen Geldverleiher!" sagte er fast vorwurfsvoll. Meine bisherige Sparsamkeit und Ordnungsliebe war ihm kein Geheimnis geblieben, und er hatte eben deshalb viel auf mich gehalten.

„Ja, lieber Freund; ich brauche etwas Geld. Ich muß es unbedingt haben, um zum Leichenbegängnis einer mir werten Person zu fahren."

„Verzeihen Sie meine Frage: Ist es viel?"

„Hm, mindestens 30 Gulden."

„Dann erlauben Sie mir, Ihnen auszuhelfen. Es ist sicherer und einfacher, als wenn Sie Sich einem Wucherer in die Arme werfen."

„Sie?" — meine Frage war fast impertinent gedehnt.

„Ja, ich!" er lachte. „Es ist ein kleiner Nebenverdienst, den ich mir durch Notenschreiben gemacht habe."

Ich nahm das Anerbieten an. „Rehbein, in drei Tagen bin ich bei Ihnen!" Das war alles, was ich zu sagen vermochte. — — —

Gestern habe ich meine selige alte Freundin zu Grabe geleitet!

Die Uniform erregte Aufsehen, und durchaus nicht im Sinne, wie ich es gefürchtet. F. ist eine konservative kleine Stadt, und man fand eine zarte Aufmerksamkeit von seiten des Erben darin, daß er in einem Anzuge „der guten alten Zeit" der Verstorbenen die lezte Ehre erwies.

Meine Unterredung mit dem Sachwalter dauerte nicht lange; natürlich blieb es mit ihm beim Alten. Ich hatte die Absicht, nach F. zu übersiedeln; nicht das geringste Band fesselte mich an Wien.

Das liebe traute Häuschen soll nun mein Heim werden. Da das Baarvermögen bedeutend ist, der Notar sprach von 200 000 Gulden, so werde ich für immer aller Sorgen ledig sein.

Ich war in Wien noch einige Tage zurückgehalten. Allerlei Geschäfte, besonders meine Entlassung aus dem Staatsdienst, nahmen diese Zeit in Anspruch. Ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, meine ehemaligen Freunde von dem Ereignis zu benachrichtigen, ihnen jedoch mitzuteilen, daß F. von Wien zu weit gelegen sei, um eine fernere Verbindung zu gestatten. An Taler schrieb ich:

„Herr Baron!

Es wird Sie vielleicht interessiren, zu erfahren, daß ich eine bedeutende Erbschaft gemacht habe; nichtsdestoweniger würden Sie mich verbinden, wenn Sie mir die 5 Gulden zukommen ließen, die Sie mir seit vier Monaten schulden.

Sie wissen vielleicht nicht, daß ich damals dieser 5 Gulden wegen das Rauchen einen ganzen Monat hindurch entbehren mußte! Es war hart, aber ich glaubte einem sogenannten Freunde das Opfer bringen zu müssen. Wollen Sie Sich jedoch mit der bewußten Summe nicht selbst bemühen; der Besuch Ihres Dieners wird mir angenehm sein. Ihr

Königstein."

Endlich hatte ich meine Sachen in Ordnung. Der Briefträger war in die Luft gesprungen, als er nach zweimaligem vergeblichen Kommen zum drittenmale eine „Fünfzigerbanknote" erhielt.

Meine Hausfrau trug das Gepäck eigenhändig in den Wagen, sie behauptete plözlich, es sei ihre Pflicht, und wollte nichts von einem Dienstmann wissen. Erwartungsvoll blieb sie am Wagenschlag stehen, als ich mich placirt hatte, aber sie erhielt nichts!

Ich fürchte fast, ich bin rachsüchtig geworden! — — —

Rehbein ist bei mir in F. Er hat auch den Dienst verlassen, denn da ich die Absicht habe, während der kalten Monate des Jahres Reisen in sonnige Länder zu machen und das Reisen zu Zweien besser ist, so wird mich der gute Kerl begleiten und hierauf überhaupt ganz bei mir bleiben; er hat des Zeugs dazu, fürs Leben mein Freund zu bleiben, und sollte ich ihn früher verlassen müssen, so werde ich ihn nicht vergessen; ich verspreche dirs, meine alte Freundin!

Ueber einige der wichtigsten Heilpflanzen in unserer nächsten Umgebung.

Von **Bruno Geiser.**

Erdbeere. — Lattich. — Petersilie. — Kohl. — Karotte. — Spargel. Kürbis. — Zwiebel. — Knoblauch. — Brennnessel. — Kornblume. Sterndistel. — Maiblume. — Engelwurzel.

Die Erdbeere war bereits bei den alten Römern als Heilpflanze bekannt. Apulejus berichtet darüber ausführlich. Auch in dem während des Mittelalters fast allein im Gebrauch befindlichen Apotekerbuch des Nikolaus Alexandrinus ist die Erdbeere als wesentlicher Bestandteil einer gegen Schwindsucht und Schwachbrüstigkeit empfohlenen Arzneimischung erwähnt. Wurzel und Kraut der Erdbeere enthalten eisenbläuenden Gerbstoff, sind im übrigen jedoch wissenschaftlich nicht näher untersucht. In den Früchten fand man Spuren eines wahrscheinlich in einer organisch-sauren Aetherverbindung bestehenden flüchtigen Oels, dann Zitronensäure, Aepfelsäure, Pektin, Schleimzucker, roten Farbstoff, wachsartiges Fett, fettes trocknendes Oel, eisenbläuenden Gerbstoff und Proteïnsubstanz. Wurzel und Blätter werden im Aufguß angewendet. Die frischen Blätter kann man zur Herstellung von Maitrank benuzen. Sammelt man sie ganz jung und trocknet sie rasch, so soll man einen Tee erhalten, der dem chinesischen an Güte garnicht oder wenig nachsteht. Eine Einkochung der grünen Blätter mit dem dreifachen Gewicht Branntwein soll 3- bis 6stündlich einen Eßlöffel voll mit Erfolg gegen Ruhr und reichliche, wässrig-schleimige, dabei gelbliche und von Kolikschmerzen begleitete Durchfälle angewendet werden. Die Beeren wirken kühlend und gelind abführend, sie sollen die Harnsäure im Urin vermindern und daher — auch in Syrupsform — bei Gicht und Gries, bei Harnverhaltung, Blasen- und Nierenleiden zu empfehlen sein. Der berühmte Naturforscher Linné versichert, daß er durch den Genuß von Erdbeeren von der Gicht vollkommen geheilt worden sei. Des Morgens bei noch leerem Magen roh oder auch mit Zucker genossen werden sie als vortreffliche Frühlingskur wider die oben angeführten Leiden, sowie auch bei Brustleiden, selbst Lungenschwindsucht angeraten. In überreichlicher Menge verzehrt erzeugen sie bei dazu besonders disponirten Menschen leicht Hautausschläge, beziehentlich die Nesselsucht. Auch Würmer und selbst den Bandwurm soll der Genuß von Erdbeeren vertreiben. Eine Abkochung der ganzen Pflanze sammt Wurzel wird als nützlich bei Blutflüssen empfohlen.

Unser gewöhnlicher Gartensalat, Lattich, Lactuca sativa, ist ein bescheidner Gesell, eine oft kaum beachtete Zugabe zu üppigen wie zu frugalen Mahlzeiten. Und er hat es doch garnicht nötig, so bescheiden zu sein, denn er ist auch ein Wohltäter des von so gar vielerlei Unpäßlichkeit und Krankheit geplagten Menschengeschlechts. Die alten Griechen und Römer schäzten ihn, wenn er gekocht war, teils als ein vorzüglich beachtenswertes Mittel zur Hebung der durch schwere Krankheit zerrütteten Verdauungskräfte, und um ihn stets frisch zu haben, hielten sie ihn eingesalzen vorrätig. Der berühmte römische Arzt Galenus, im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, rühmt an dem Gartensalat die Fähigkeit, viel Blut zu erzeugen und die, welche ihn fleißig genießen, in hervorragendem Maße arbeitskräftig zu erhalten, sowie alte Leute gegen die durch geistige Ueberanstrengung erzeugte Schlaflosigkeit zu schüzen. Auch die Fähigkeit, die Milch säugender Frauen zu vermehren und Schmerzen zu stillen, wollen Griechen und Römer an ihm entdeckt haben. Zum Genuß bei Skorbut wird der Lattich noch heute gleich dem Sauerkraut ärztlicherseits empfohlen. Frische Salatblätter sollen, bei Entzündungen der Augen und der Haut aufgelegt, gute Dienste tun. Macht man Einschnitte in die geschossenen Samenstengel des Lattich, so tritt ein Milchsaft heraus, der an der Luft zu einer braunen, krazend bitter schmeckenden, opiumähnlich riechenden Masse eintrocknet, welche in der Arzneikunde unter dem Namen Laktucarium als Schlaf- und Beruhigungsmittel vielfach in Anwendung kam, in neuester Zeit jedoch hinter das Opium zurücktreten mußte, obgleich es die gesundheitsschädigenden Nebenwirkungen dieses Narkotikums nicht besizen soll.

Gleichfalls nicht heimisch bei uns, aber in Küchengärten vielfach kultivirt, ist die Petersilie, Petroselinum, welche unter der lezteren Bezeichnung schon den alten Griechen bekannt und zu Heilzwecken benuzt wurde. Zur Anwendung gelangen die Wurzel, das Kraut und die Frucht (der Same). In der noch nicht näher untersuchten Wurzel findet sich äterisches Oel, Zucker, Schleim; in dem Kraut ein eigentümlicher krystallinischer Körper, der geruch- und geschmacklos ist und aus heißer wässriger Lösung gelatinirt; in den Früchten 1,30 Prozent äterisches Oel, das schwerer als Wasser ist und etwa zur Hälfte aus Petersilienkampher besteht, 7,07 Prozent eines schleimigen, gallertartigen, in Wasser löslichen Stoffes, 5,62 Prozent eines dickflüssigen Fettes, 16,50 Prozent Stearin, 2,60 Pflanzenleim, 6,90 Gummi, Schleim, Stärkemehl, 3 Prozent Albumin ꝛc. Von den Aerzten der Alten preist Pasikrates die Petersilie als Diuretikum (harntreibendes Mittel), Celsus als Mittel gegen Kopfweh, Aretäus gegen Verdauungsbeschwerden und Alexander Trallianus wendete sie in Brot eingebacken wider Blähungen an. Als Diuretikum und treffliches Mittel wider den Stein hat sich der abgekochte Same bis heute in Ruf gehalten. Ein Tee aus 15—20 Gramm Petersilie auf 1 Liter kochenden Wassers regt neben der Harnabsonderung auch den Appetit an und soll Verdauungsschwäche beseitigen. Früher ward die Wurzel gegen Wassersucht und Gonorrhöe angewendet, die Früchte gleichfalls gegen Wassersucht, besonders in deren Anfangsstadium, und gegen Ungeziefer, das frische zerquetschte Kraut gegen Augenentzündungen und Sonnenbrand, gleichwie zur Zerteilung von Geschwülsten, Milchknoten, Drüsenverhärtungen. Ein Kügelchen aus frischem Petersilienkraut gekocht und in das Ohr gesteckt, soll sich auch in neuester Zeit wiederholt gegen Zahnweh (auf der Seite des Ohrs, wohinein das Kügelchen gesteckt wird) bewährt haben. Reibt man mit solch einem Kügelchen Insektenstiche, so soll der Schmerz nachlassen. Bis vor nicht langer Zeit fürchtete man sich vor Verwechslung der wahren Petersilie mit der Hundspetersilie, die man für giftig hielt; in neuester Zeit ist das als Irrtum wissenschaftlich nachgewiesen worden.

Eine überall in unsern Gemüsegärten vorhandene und unsern Hausfrauen so gut wie nur irgend eine andre bekannte Nuzpflanze ist der Kohl (brassica), der die Blätter seiner vielen verschiedenen Arten unserm Nahrungsbedürfnisse als vorzüglich brauchbare Speise darbietet. Diese Blätter enthalten Schleim, Salze, organische Säuren, Pektin, Gummi, Albumin u. s. w. und standen schon vor mehr als 2000 Jahren auch als Heilmittel in Ruf. Das Kantion des Aristoteles, der Rhaphanos des Theophrast, der Krambe hemeros des Dioskorides sowie der Krambe des Plinius — bezeichnen alle unsern Kohl. Mögen nun die Alten auch den Heilkräften der unterschiedlichen Kohlsorten, wie die arzneiliche Bedeutung so mancher andern Pflanze, übertriebene Bedeutung beigelegt haben, so viel kann immerhin als sicher angenommen werden, daß auch er die Nichtachtung nicht verdient, mit welcher die Heilkünstler unserer neunmalweisen Zeit ihm begegnen. Die alten Römer rühmten den roten Kohl als vorzügliches Heilmittel in Lungenkrankheiten, und noch heute empfehlen hausmittelkundige Ungelehrte das Wasser, worin Kohl gekocht worden ist, mit Honig einzusieden, um damit Husten, Heiserkeit und Brustleiden mannigfacher Art zu beseitigen. Gegen das Auflegen frischer Kohlblätter auf wunde Hautstellen, Geschwüre und entzündete Geschwülste haben auch heilpflanzenkundige Gelehrte nichts einzuwenden. Dem von Fieberhize gequälten Kopfe soll das Auflegen von Kohlblättern

gleichfalls gut tun. Wieder Kopfgrind wendete der in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts hochberühmte berliner Arzt Geheimrat Heim folgendes Mittel an: Er ließ die Haare abschneiden, die Grindkrusten mit Baumöl bestreichen, dann doppelt zusammengelegte Weißkohlblätter darauflegen und damit 14 Tage fortfahren. Alsdann soll der Grind zumeist abgeheilt gewesen sein. Das aus zerschnittenem und mit Salz eingekochten Weißkohl bestehende Sauerkraut, welches bald in eine viel Milchsäure erzeugende Gährung übergeht, bietet, insbesondere in seiner Lauge, bei Verdauungsschwäche und sogenanntem verdorbenen Magen ein gutes Hilfsmittel dar, desgleichen auch bei Skorbut, jener gefährlichen Allgemeinerkrankung, die sich durch große Hinfälligkeit, Trübsinn, erdfahles Aussehen, Gliederschmerzen, Anschwellen des Zahnfleisches, Blutunterlaufungen und Blutungen an verschiedenen Körperstellen äußert und sehr oft tötlichen Ausgang nimmt.

Von der Karotte (Karote), auch gelbe Rübe, Mohrrübe, Möhre, wissenschaftlich Daucus carota sativa, genannt, wurden verschiedne Teile schon in den ältesten Zeiten als Arzneimittel verwandt. Die eigentümlich gewürzhaft riechenden und stark aromatisch bitterlich schmeckenden Früchte finden jedoch schon seit langem keine Anwendung mehr, dagegen ist die Wurzel vielfach in volksarzneilichem Gebrauch. In frischem Zustande enthält sie äterisches Oel, eigentümlichen roten krystallinischen Farbstoff (Karotin), krystallisirbaren und unkrystallisirbaren Zucker, fettes Oel, Albumin, Schleim und Stärkemehl. Die oft bis 1 Fuß lange Wurzel riecht gleichfalls eigentümlich aromatisch und schmeckt süß, etwas schleimig und leicht gewürzhaft. Sie ist leichtverdaulich, wirkt ernährend, reizmindernd und auflösend. Man gibt sie entweder roh oder preßt den Saft aus und verwendet ihn frisch oder eingedickt hauptsächlich gegen Eingeweidewürmer, daneben auch gegen Unterleibsbeschwerden, Gicht und Stein. Der Saft von gekochten Karotten ist bei hartnäckigem Husten und Heiserkeit trefflich zu gebrauchen. Der Brei aus frischen geriebenen oder geschabten Wurzeln mindert bei bösartigen Geschwüren, Flechten und dergleichen Leiden den Schmerz und beschleunigt die Heilung. Bei Brandwunden kühlt dieser Brei und verhindert die Blasenbildung. Ein Aufguß des Samens der Möhre regt den Appetit an und fördert die Verdauung. Zerschnittene und geröstete Möhren braucht man als Kaffeesurrogat.

Der Spargel (asparagus) findet seit dem Altertum sowohl als Gemüse, wie als Arzneipflanze Verwendung. Seine wesentlichen Bestandteile sind Bitterstoff, Zucker, Gummi, ein eigentümlich riechendes Harz, Eiweiß und Salze. In dem Safte der jungen Sprossen wurde 1805 das Asparagin entdeckt. Die Beeren enthalten einen besonderen gelben Farbstoff, Chrysoidin genannt, und einen Coïdin genannten roten Farbstoff. Die Aerzte in Europa verordnen die das beliebte Gemüse gebenden jungen Sprossen des gemeinen Spargel (asparagus officinalis) gegenwärtig nur noch als diätetisches Mittel, indem sie den Patienten während der Spargelzeit täglich Mittags und Abends Spargel essen lassen. Der so oft wiederholte Genuß in größeren Quantitäten kann jedoch ungünstig wirken und zwar Unterleibs- und Blasenbeschwerden hervorrufen; selbst Gichtanfälle sollen dadurch schon veranlaßt worden sein. Bei mäßigem Genuß übt der Spargel jedoch gegen Harnzwang, Harnwinden, Blasenleiden und Wassersucht, Gelbsucht und Steinbeschwerden, Gicht und Podagra günstige, mindestens erleichternde Wirkung aus, und das tun nicht blos die Sprossen, sondern auch die grünen Stengel, das Kraut und die Wurzeln. Selbst das Wasser, worin Spargel gekocht wird, soll öfter schon Befreiung von Blasenleiden gebracht haben. In Frankreich bereitet man sich einen beliebten Syrup, indem man die jungen Spargeltriebe schneidet, in einem Mörser stößt, dann den Saft in einem Tuche auspreßt und ihn mit 1 Kilogramm Zucker auf 500 Gramm Saft einkocht. Darauf schäumt man das Eingekochte ab, filtrirt es und bewahrt den Syrup an kühlem Plaze auf. — Man sagt dem Spargel, insbesondere den Beeren und dem Samen, auch eine die Geschlechtsfunktionen reizende Wirkung nach. Eine Spargelart in Ostindien, asparagus falcatus, soll dort in syphilitischen Krankheiten als blutreinigendes Mittel angewendet werden.

Eine bei uns häufig in Gärten kultivirte Pflanze, welche zu Heilzwecken Verwendung finden kann, ist auch der Kürbis (cucurbita), der schon im Mittelalter in Europa allgemein verbreitet war, und z. B. in den Gärten der Landgüter Karls des Großen gepflegt wurde. Zu Heilzwecken kommt in Benuzung vornehmlich der Same, daneben auch Fruchtfleisch und Blätter. Der wesentliche Bestandteil des Samens ist ein fettes Oel, welches der dickschalige, mildschmeckende Kern enthält. Im Genuesischen ist der Kürbissame schon seit langer Zeit als Wurmmittel im Gebrauch, indem er entweder ohne alle Zubereitung gekaut und verschluckt wird oder zu gleichen Teilen mit Zucker in einem Mörser zu Brei gestoßen wird. Man vermengt auch 30 Gramm frische gestoßene Kürbiskerne mit 180 Gramm Honig zu einer Latwerge und gibt diese in drei Gaben mit je einer oder zwei Stunden Zwischenraum gegen Bandwurm, wie behauptet wird: mit völlig sicherem Erfolge. In Westindien legt man das Fruchtfleisch bei Augenentzündungen auf; in Brasilien macht man Umschläge von warmem Kürbisbrei gegen den Kropf; in Ostindien wird eine Abkochung der Blätter als Arznei wider die Gelbsucht ins Feld geführt.

Die gemeine Zwiebel, die Wurzel des gemeinen Zwiebellauchs (allium cepa), die auch Zipolle genannt wird, ist, wie die meisten andern Arzneipflanzen, auch schon in uralter Zeit bekannt gewesen und arzneilich angewendet worden. Sie enthält ein scharfes, schwefelhaltiges, äterisches Oel, viel Zucker, Gummi, Schleim, Eiweiß, Essigsäure und Zitronensäure. Die Zwiebel wirkt zunächst antiseptisch, d. h. fäulniswidrig, und wurde zur Beseitigung von bösen Dünsten und Ansteckungsstoffen schon von den alten Egyptern verwendet. Bei den Griechen und Römern, sowie im Mittelalter blieb sie in gutem Ansehen als Heilmittel. Noch im 17. Jahrhundert wird gerühmt, daß sie „öffne, ausführe, aufblehe, gut zur Lunge“ sei, wenn mit Honig bereitet gegessen, den Harn treibe, dann, äußerlich gekocht aufgelegt, zeitige und öffne sie die „Agosteme“, d. s. Eitergeschwüre und Geschwülste, mit Salz vermischt und aufgelegt stille sie „die Hize, wann man sich verbrennet hat und in böser pestilenzischer Luft schneidet man eine große Zwibel auf, henkt sie in das Zimmer, so zieht sie die böse Luft an und wird diker.“ Von den neueren Aerzten wurde sie, wie so vieles andere, gänzlich beiseite gesezt, erhielt sich dagegen in der Hausmittelpraxis einen Teil ihres mehrtausendjahralten Ruhmes. In neuester Zeit haben nun auch Aerzte wieder auf ihre arzneiliche Nuzbarkeit aufmerksam gemacht, und zwar geschah dies von England und Amerika her. Die antiseptischen Eigenschaften der Zwiebel und ihre Brauchbarkeit zur Zerteilung und Erweichung von Geschwüren und Geschwülsten dürften keinem Zweifel unterliegen. Gegen die Folgen feuchter und kalter Witterung, Erkältung, Flußschnupfen, Husten, sowie älteren, verschleimten und künstlicher Nervenerregung bedürftigen Personen wird sie auch neuestens wieder von Aerzten empfohlen. Ebenso bei allen Katarrhen, Asthma, Blähungsbeschwerden und Koliken. Zwiebeln, jeden Morgen mit Butter und Brot gegessen, sollen Verdauung und Schleimhautabsonderung befördern und Blähungen sowohl wie Würmer abtreiben. Dieselbe Wirkung soll der ausgepreßte Saft äußern. Gegen Keuchhusten soll der Brei von gebratenen Zwiebeln warm auf den Magen gelegt, und dies mit stets frisch zubereitetem Brei öfters wiederholt, heilsam sein. Gleichem Zwecke soll folgende Zubereitung dienlich sein: Zwei mittelgroße zerschnittene Zwiebeln werden mit $1\frac{1}{2}$ Liter Wasser auf $\frac{1}{3}$ dieses Quantums eingekocht. Dann wird die Flüssigkeit durchgeseiht, $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{2}$ Pfund Kandiszucker zugesezt, und dann das Ganze bis zur Syrupsdicke weiter eingekocht. Von diesem Syrup nun gibt man ein paarmal am Tage, vornehmlich des Morgens nüchtern und Abends vor dem Zubettgehen, einen Kaffelöffel voll. Der Syrup läßt sich in verkorkten Flaschen gut aufbewahren und kann bei den verschiedensten Hals- und Brustbeschwerden in Anwendung genommen werden.

Ein naher Verwandter der Zwiebel, der Knoblauch, die Wurzel von allium sativum, wirkt ähnlich wie jene, nur erheblich stärker. Gegen Würmer wird eine Knoblauchzehe in 1/4 Liter Milch gekocht und dieses den Kindern zu trinken gegeben; sogar gegen Trichinen ist er benuzt worden. Andere als ältere und nervenstumpfe Personen sollten ihn zu anderen Zwecken nicht anwenden. Auch hat er die üble Eigenschaft, dem ganzen Körper seinen widerlichen Geruch mitzuteilen. Aeußerlich, mit Oel zu einer Salbe gestoßen, ist er bei Geschwulsten und Quetschungen jedoch durchaus zu empfehlen.

Ueberall an Wegen, in Hecken und in Gärten findet man zwei Nesselarten, die etwa einen Meter hoch werden, die große Brennnessel, urtica dioica, und die kleine oder Eiernessel, urtica urens, welche noch nicht ganz einen halben Meter hoch wird. Die erstere wird bereits von dem Römer Plinius, die andere von dem Griechen Dioskorides als Heilpflanze erwähnt. Benutzt wurde die Wurzel der großen Brennnessel, sowie Blätter und Samen beider Arten. Die wesentlichen Bestandteile der Wurzel sind äterisches Oel, Stärkemehl, Gummi, Zucker, Albumin und zwei Harze. In den Blättern findet sich Gerbsäure, Gummi, Gallussäure, Wachs und freie Ameisensäure, welch lezte den Schmerz verursacht, den man bei leichter Berührung der Pflanze empfindet. Der Same ist reich an Schleim. Die mir vorliegenden Mitteilungen aus dem 17. Jahrhundert erwähnen die Blätter als Mittel wider Krebs und kalten Brand; „in einer Brüh genommen", soll es „laxiren", die Nieren reinigen und den Harn treiben. Der ausgepreßte Saft ist heute noch als Volksmittel bei Brustbeschwerden, selbst gegen Schwindsucht in Anwendung. Mit der ganzen Pflanze peitschte man rheumatisch und paralytisch gelähmte Glieder. Die schleimige Abkochung des Samens wird auch gegenwärtig noch von wissenschaftlichen Autoritäten als sehr wirksames Mittel gegen Diarrhöe bei Kindern anerkannt.

Im Hochsommer erblickt man in Deutschland auf allen Getreidefeldern weit und breit die Kornblume oder blaue Flockenblume, Tremse, Ziegenbein, Cyane, wissenschaftlich Centaurea cyanus. Auf ihre Zusammensezung ist sie noch nicht näher untersucht; man weiß nichts weiter, als daß sie neben blauem Farbstoff eisengrünenden Gerbstoff enthält. Ihre Anwendung als Arzneimittel reicht gleichfalls bis ins graue Altertum. Im 16. Jahrhundert ward ein Absud der Blumen bei Herzklopfen und ein mit Bier bereiteter Auszug wider Harnleiden und Gelbsucht benuzt. Im 17. Jahrhundert wurden sie auch wider „pestilenzische Fieber" und Kornblumenwasser gegen Entzündung und Schmerzen der Augen und gegen Wassersucht empfohlen. Endlich wurde auch ein Kornblumensaft bei Mundfäule u. dgl. zum Gurgeln verwendet. Gegenwärtig verwendet man die Kornblume höchstens noch zum Färben von Räucherpulver, gibt aber wissenschaftlicherseits zu, daß wenigstens das bitterschmeckende Kraut und die noch bittrer schmeckenden Früchtchen mehr Beachtung verdienen als ihnen gewidmet wird.

Der Alchymist. (Seite 409.)

In einem großrussischen Gouvernement, in dem sich große Sümpfe befinden und daher das Wechselfieber heimisch ist, ziehen die Bauern dagegen mit einem Aufguß aus Kornblumen zu Felde, an Stelle dessen sie im Winter einen weingeistigen Auszug verwenden, den sie durch Uebergießen der ganzen Blüten mit Branntwein bereiten. Die Kranken trinken von diesem Medikamente, soweit es ihnen behagt, enthalten sich aber während der Kur des Genusses von Milch, Sauerkraut, Fischen und des Kwas, eines in Rußland gebräuchlichen, aus geschrotenem Getreide bereiteten Getränkes. Derselbe Tee soll auch bei Wassersucht helfen.

Eine nahe Verwandte der Kornblume, die gewöhnlich Sterndistel genannte Centaurea calcitrapa, welche in ganz Deutschland, vornehmlich in dessen südlichen Teilen, auf sandigen mageren Stellen, an Flußufern u. s. w. gefunden wird und wie die Kornblume unter anderem Bitterstoff und eisengrünenden Gerbstoff enthält, wurde übrigens früher auch viel und in Frankreich noch bis in die neueste Zeit als Fiebermittel gebraucht, entweder in Pulvern zu einer Drachme oder in dem ausgepreßten Saft zu vier bis sechs Unzen zu Anfang des Fieberfrostes genommen oder als Extrakt zu zwei Drachmen. Die Blumen werden noch in diesem Jahrhundert von wissenschaftlichen Autoritäten als fiebertreibendes Mittel gerühmt; es ähnle der Chinarinde in der Wirkung und könne in Pulver, Aufguß, Absud und Extrakt gegeben werden; die beste Form aber sei ein weiniges Infuso-Decoctum, vier bis sechs Unzen davon im Anfange des Fieberanfalls, und noch kräftiger werde das Mittel mit der Wurzel von Polygonum Bistrote abgekocht. Aeußerlich wird sie gegen Flecken der Hornhaut angewandt.

Eine in ganz Europa, desgleichen im nördlichen Asien und in Nordamerika in Laubwäldern und trockenen, schattigen Hainen vorkommende Pflanze ist das durch seine duftigen glockenförmigen

weißen Blüten viel beliebt gewordene Maiglöckchen, auch Maiblume, Maililie und Springauf, wissenschaftlich Convallaria majalis genannt. Es ist eine alte Arzneipflanze, deren Blume ein Bitterstoff und eine krystallinische kampherartige Substanz enthalten; Wurzel, Blumen und Beeren galten lange Zeit als spezifisches Mittel gegen Epilepsie, insbesondere die nicht angeborene und auch gegen Würmer wurden sie angewandt. Als Vorbeugungsmittel gegen Schlagfluß und wider halbseitige Lähmungen infolge von Schlaganfällen nahm man wöchentlich ein- bis zweimal einen Eßlöffel voll von einer Medizin, die man sich bereitet hatte, indem man ein paar Hände voll Maiblumen in möglichst gute Kleie legte, das Gefäß zwölf Tage luftdicht verschloß, darauf die Flüssigkeit durchseihte und halb soviel Lavendelspiritus zusetzte. Man stellt sich auch noch heute durch Einweichung der Blüten in gutem Essig einen Maiblumenessig her, den man gegen Kopfschmerz benützt. Bei der Arzneiwissenschaft werden heute die getrockneten Blumen nur noch als Niesmittel gebraucht. Im Innern Rußlands gebraucht jedoch das Volk auch gegenwärtig noch einen Aufguß der Maiblümchen gegen Epilepsie und Kinderkrämpfe. Man zerstößt die Blumen in einem hölzernen Gefäße, setzt sie dann in einen irdenen Topf und gießt siedendes Wasser darüber. Den so erhaltenen Tee seiht man durch, zuckert ihn und gibt davon Kindern dreimal täglich einen Eßlöffel voll, während Erwachsene ebenso oft am Tage hindurch ein Weinglas voll trinken. Merkt man, daß der Anfall im Anzuge ist, so verdoppelt man die Gabe. Die Wirkung soll darin bestehen, daß die Epilepsieanfälle darnach immer länger ausbleiben und allmälich verschwinden. Mehrfache ärztliche Versuche sollen die Nützlichkeit solcher Kur bestätigt haben. Zum Gebrauch im Winter bewahrt man die Blüten in Branntwein auf; dieselben sollen aber dadurch an ihrer Heilkraft Einbuße erleiden.

Die Engelwurzel oder Angelika (sowohl die edle, welche auch unter den Namen Brustwurzel, Erzengelwurzel, Gartenangelika, Heiligengeistwurzel, Luftwurzel, Wasserangelika und Zahnwurzel bekannt ist, als die wilde), gehörte zu den Heilpflanzen. Sie wurde schon im 14. Jahrhundert von Mönchen kultivirt und als ein besonders wirksames Mittel gegen die Pest angewendet. Ein Engel war angeblich extra deswegen auf der Erde erschienen, um diese kostbare Arzneipflanze den durch die furchtbarsten der Krankheiten geängstigten Menschen zu überbringen; daher ihr Name. Im 16. Jahrhundert waren die Angelikawurzeln berühmt, welche die Mönche zu Freiburg im Breisgau in ihren Gärten zogen, außerdem wurden sie damals in Pommern und Norwegen zum Versandt gepflanzt. Jetzt erfreuen sich die türkischen und sächsischen Wurzeln des besten Rufes. Zur ärztlichen Anwendung gelangen sie in neuester Zeit nur noch in der Tierheilkunde. In der Volksmedizin sind die gebräuchlichen Teile der Angelika Wurzeln und Stengel, früher waren es auch das Kraut und der Samen. Die Wurzeln müssen von starken, zweijährigen Pflanzen im Frühling oder auch im Spätherbst gesammelt werden. Sie riechen stark und eigentümlich angenehm gewürzig, schmecken zunächst süßlich, dann beissend aromatisch und nicht unangenehm bitter. Die Wurzeln der wilden Angelika riechen und schmecken schwächer und noch etwas angenehmer als die der edlen. Der Same riecht und schmeckt fast ganz so als die Wurzel, das Kraut ist dagegen nahezu geruch- und geschmacklos. Die hauptsächlichsten Bestandteile der Wurzel der wilden Angelika sind zweierlei äterisches Oel, eine Angelikasäure genannte flüchtige krystallinische Säure, ein anderer Angelizin genannter krystallinischer Stoff, eine besondere Wachsart, das Angelikawachs, außerdem Bitterstoff, Gerbstoff, Zucker, Stärkemehl und Pektin. Die Wurzel der wilden Angelika ist wissenschaftlich noch nicht näher untersucht. Die Wirkung der Angelikawurzel auf den Verdauungskanal ist die eines aromatischen Reizmittels; auch befördert sie darin die Gasentwicklung und die Schweiß- und Harnabsonderung, daher wird sie bei verdorbener Verdauung und Blähungen gebraucht; auch bei Nervenübeln, insbesondere nervösem Kopfweh, dann bei Bleichsucht und Krämpfen aus Schwäche wird sie angewendet. Früher galt sie als trefflich wirksames Mittel auch gegen Typhus und bösartige Hautausschläge. Als brauchbar für wassersüchtige, mit Bronchialkatarrh und geschwächter Herztätigkeit behaftete Kranke wird sie auch ärztlicherseits erwähnt, ohne angewendet zu werden. Statt der Wurzel benutzt man zuweilen auch einen Aufguß der jungen Stengel in der Menge von 20 Gramm auf einen Liter Wasser. Aeußerlich kommt zuweilen noch der Spiritus angelicae compositus in Anwendung, der bereitet wird, indem man Alkohol über dem Kraut von Angelika, Baldrian und Skordium destillirt und mit etwas Kampher vermengt, und zwar geschieht diese Benuzung wider skorbutisches Zahnfleisch und Typhus. Die Blattstiele der Angelika genießt man in Frankreich mit Essig, Oel, Salz oder anderen Gewürzen als Delikatesse, auch stellt man daraus eine Art Kuchen her. Die Wurzel wird auch zur Anfertigung eines magenstärkenden Kräuterlikörs, z. B. im Riesengebirge, und eines sogenannten Choleralikörs verwendet.

Hier schweigt der Stolz!

Gedicht von Fritz Hampel.

Traf dich ein großes schweres Leid,
Tat wehe dir ein stolzer Sinn,
Zur Stätte der Vergänglichkeit,
Zu einem Friedhof geh' dann hin.
Wie von des Frühlings Sonnenschein
Das Gletschereis der Berge schmolz,
So wird dein Leid verschwunden sein —
Hier ruht der Haß, hier schweigt der Stolz.

Ob dich das Leben aufwärts trug
Zu schwindelhafter, stolzer Höh',
Ob es dir tiefe Wunden schlug,
Dir Leid gebracht und bittres Weh,
Gleichviel, gleichviel, es war ein Traum,
Ein steter Kampf und nichts als das, —
Nur in dem letzten, engen Raum
Da schweigt der Stolz, da ruht der Haß.

Die sich vielleicht im Leben Feind,
Hier schlafen sie jetzt ohne Groll,
Hier liegen sie so eng vereint,
So still, so stumm, so demutsvoll,
Und eine eigne Sprache spricht
Das Kreuz von Marmor oder Holz:
„O liebt, ihr Menschen, zürnet nicht,
Hier ruht der Haß, hier schweigt der Stolz!“

Der Alchemist.

(Illustration Seite 497.)

Wer weiß heutzutage nicht, was ein Alchymist oder Alchemist ist oder vielmehr war — denn in unserm aufgeklärten, von „streng wissenschaftlicher Bildung“ durchwehten Jahrhundert ist diese Spezies des Genus homo total ausgestorben.

Ein Alchemist war ein lächerlicher, alberner, hirnverbrannter Mensch, der den „Stein der Weisen“ suchte, der seine Arbeit, oft sein ganzes Leben an einen Blödsinn sondergleichen vergeudete, sehr oft sogar ein elender Gauner, der mit Hilfe der frechen Lüge, Gold machen zu können, leichtgläubige Menschen, selbst — Gott sei das Majestätsverbrechen geklagt — gesalbte und gekrönte Häupter um ihr wohlerworbenes Gut und Geld, ihren, in saurem Schweiß mühselig zusammenregierten — nun, wie sagt man am besten? — Entbehrungslohn — zu prellen bemüht war.

Also kann man sich, — wenn man nicht „gebildet“ genug ist, um es selbst zu wissen — von jedem Dorfschulmeister oder Pfarrer belehren lassen. Das Tema ist damit jedoch noch nicht erschöpft, — wie das überhaupt so zu gehen pflegt mit unserer modernen Bildungsweisheit, — es ist im Gegenteil mit solchem Urteil nur die alleroberflächlichste Oberfläche berührt, und nicht einmal diese schaut uns daraus in ihrem ganzen Umfange und ihren wesentlichsten Merkmalen entgegen, sondern nur einige wenige grobe Züge des Bildes, die mit dem Wesen der Sache, um welche es sich handelt, wenig oder gar nichts zu tun haben.

Ein Alchemist, wie ihn unser Bild zeigt, war sehr oft ein für seine Zeit sehr gelehrter Mann, der mit Ernst und aufopferndstem Eifer sich der Wissenschaft hingegeben hatte, an sie nur dachte und an seine Mitmenschen, denen er mit der Förderung seiner gelehrten Bemühungen in allerhöchstem Maße nüzlich werden zu können überzeugt war, — und nicht an sich und die Begründung eigenen Wohllebens.

Ein Alchemist war oft der strebenseifrigste, wissens- und einflußreichste, geistvollste Mensch seiner Zeit, — ein Mensch, den die Geschichte menschlicher Kultur zu den Besten aller Zeiten zu zählen hat.

Und was die von betrügerischen Alchemisten schnöde hintergangenen gekrönten Häupter anlangt, nun so hatten diese sich am wenigsten zu beklagen, denn einesteils waren viele von ihnen selber zeitlebens fanatische Alchemisten, andererseits zogen sie den Goldmacherwahn und -Betrug förmlich an den Haaren in den Bereich ihres allezeit nach Gelde heißhungrigen Hofes, und endlich hat desgleichen gar mancher Fürst mit seinem Hof- und Staatsalchemisten die getreuen Untertanen viel schlimmer betrogen, als er je hätte betrogen werden können, indem er aus dem alchemistisch gemachten wertlosen „Golde“ Geld schlug und es um denselben Preis wie echtes Gold den Lieben und Getreuen in die Taschen und Kasten praktizirte.

Es ist eine uralte Kunst, die vorzugsweise als Alchemie oder Alchymie bezeichnete Kunst Gold zu machen.

Woher der Name stammt, ist man noch nicht recht einig: entweder von dem Griechischen χυμος (Chymos), Flüssigkeit, Saft bedeutend, dem der arabische Artikel al vorgesezt ist, oder von dem koptischen Namen des alten Egyptens kemi mit eben dem arabischen al soll es herkommen.

In Wahrheit war die Alcheme vieler vergangener Jahrhunderte bis in das 17. der christlichen Zeitrechnung nichts weiter als die Chemie derselben, man kann sie sogar als das gesammte gelehrte Wissen von der Natur ansprechen, wie es aus der schließlich ineinanderfließenden Kulturarbeit der alten Egypter und Griechen, der Araber und Spanier hervorgegangen war.

Da sich nun das Streben der Alchemisten des Mittelalters allgemach sammelte wie in einem Brennpunkte, in dem heißen Bemühen, Mittel zu finden, aus unedlen Metallen durch chemische Kunst edle herzustellen, und da der Gedanke, daß solch' eine wissenschaftliche Leistung unbedingt möglich sein müsse, im Verein mit der naheliegenden aber freilich trügerischen Hoffnung, mit Gold alle Glückseligkeit der Welt erkaufen, all' Leid und Not verscheuchen zu können, — — da ist es wohl erklärlich, daß auch die Schaar der Ungelehrten ihre gespannteste Aufmerksamkeit, ihr wärmstes, fieberhaftes Interesse den alchemistischen Retorten und Schmelztiegeln zuwandte und Hoch und Niedrig generationenlang an nichts anderes dachte, von nichts häufiger und lebhafter träumte, als von dem weißen und dem roten Löwen, dem Stein der Weisen und der Panacee des Lebens.

Der weiße Löwe, auch die weiße Tinktur oder das kleine Magisterium, d. i. Meisterstück, genannt, war das wunderbare Geheimmittel (Arkanum), womit man alle unedlen Metalle in Silber zu verwandeln vermochte; der rote Löwe, auch rote Tinktur, großes Magisterium oder großes Elixir und Panacee des Lebens geheißen, verwandelte die unedlen Metalle gar in Gold.

Die wissenschaftliche Vorstellung, von der die alten Chemiker ausgingen bei ihren Versuchen, aus den unedlen Metallen edle zu machen, enthielt den Gedanken, die unedlen Metalle seien im Grunde den edlen wesensgleich und nur noch nicht so reif, so perfekt, wie diese, und es müßten sich Mittel herstellen lassen — Arkana —, die Reifung, die Perfektion, der unreifen, imperfekten Metalle künstlich herbeizuführen.

Solch ein herrliches Mittel, welches eine der wundersamsten Kräfte der Natur in die Hände des Menschen spielen sollte, müßte, — so kalkulirte man weiter, — auf alles, was da auf Erden ist, gewaltige Einwirkung ausüben, die gestaltenden und erhaltenden Kräfte stählen, Leben fördern und Lebendiges auch wider die lebenzerstörendsten Einflüsse widerstandsfähig zu machen im Stande sein; mit ihm werde der gläubige Alchemiker, wenn es ihm erst einmal gelungen sein würde, aus Blei oder Quecksilber Gold herzustellen, sich und andere auch unsterblich machen können.

Wenn man solche Ziele für erreichbar hielt, — wer in der Welt, der den Drang zu leben, zu genießen, zu gebieten, sich bewundern und verehren zu lassen in der Brust fühlte, — hätte ihnen nicht zustreben sollen, — zustreben erst mit Liebe und Begeisterung, dann je öfter und härter herbe Enttäuschung der stolzen Hoffnungsfreudigkeit zusezte, mit steigender Verbitterung und Verbissenheit, endlich mit verzweifeltem, oft genug zu Geistesverwirrung sich steigernden Fanatismus.

Und noch ein gewichtiges Moment kam hinzu, die Hoffnung immer von neuem anzufachen, die unsägliche Mühe und Zeit, welche man auf die Erreichung dieser weltfernen Ziele verwendete, nicht als nuzlos vergeudet erscheinen zu lassen.

Wurde Blei und Quecksilber auch nicht zu echtem Silber und Gold, so stieg doch von qualmendem Schmelzherde und aus rußiger Retorte manch' eine neue Erfahrung und Erfindung empor; man fand zwar nicht, was man suchte, aber man fand doch häufig etwas, was des Suchens sich wert zeigte und die Schäze des menschlichen Geistes und des materiellen Besiztums vermehrte. —

Als die Väter der Alchemie führt die Geschichte das uralte, vor vielen Jahrtausenden schon auf erstaunliche hohe Kulturstufe emporgedrungene Egyptervolk auf.

Für den Erfinder ihrer Kunst hielten spätere Alchemisten eine Person der egyptischen Myte, den sie Hermes den dreimal Größten, d. i. griechisch Trismegistos, nannten, und den die Egypter unter dem Namen Thoth verehrten. Er war der Gott der Wissenschaften und Künste und wurde bildlich mit einem Ibiskopfe dargestellt. Die alten Griechen achteten ihn ihrem Götterboten Hermes, den die Römer Merkur hießen, gleich; daher ist dem egyptischen Thoth in späterer Zeit der griechische Name Hermes geblieben.

Den Egyptern war Thoth der Erbauer vieler Städte und ihr ältester Gesezgeber; er sollte die gottesdienstlichen Gebräuche erfunden, desgleichen Matematik und Astronomie, Tonkunst und

Gymnastik, Heilkunde und Hieroglyphenschrift begründet haben. So glaubte man auch Magie und Alchemie ihm verdanken zu müssen, die man daher die „hermetische Kraft" oder die „hermetische Philosophie" nannte und als Geheimlehre von den Meistern auf die Schüler in „hermetischer Kette" übertragen werden ließ.

Man hat dem Hermes Trismegistos eine ganze Menge Schriften untergeschoben, von denen bis auf unsere Zeit manche erhalten geblieben sind, welche in des Franc. Patricius 1591 zu Ferrara erschienenen Werke: Nova de universis philosophia gesammelt sind.

Auch zahlreiche andere alchemistische Schriften, die Egypten entstammen, sind heute noch in Handschriften aus dem 5. und 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung vorhanden; ihre Verfasser waren jedoch zumeist Griechen, die in Egypten den Wissenschaften obgelegen hatten und auf ihre siegreiche Feinde, die Araber, ihre gelehrten Kenntnisse vererbten.

(Schluß folgt.)

Unser alter Professor.

Humoreske von Erich Jeschke.

Auf dem Gute meines Vaters, von einem tüchtigen Hauslehrer so weit herangebildet, daß ich für die Tertia eines Gymnasiums reif war, brachten mich meine Eltern in die unserm Wohnsiz zunächst gelegene, größere Provinzialstadt. Das Eisenbahnnez, welches jezt ganz Deutschland mit dichten Maschen überzieht, war damals noch sehr weitläufig, unsere Gegend hatte noch nichts davon abbekommen. Man berechnete die Entfernung auf sechs Poststunden, doch legten wir mit unsern schnellen Pferden dieselbe in der Hälfte der Zeit zurück. Nach langem Hin- und Herreden, Anfragen und Erkundigungeneinziehen von Seiten meiner Eltern war beschlossen worden, mich in das Pensionat des Professor Schulze zu bringen. In liebenswürdiger, echt mütterlicher Weise, wurde ich von der Gattin meines künftigen Pflegevaters und Erziehers aufgenommen, mein dreizehnjähriges Kinderherz fühlte sich sofort zu ihr hingezogen, und ich habe ihr und ihrem braven Gatten die treuesten und dankbarsten Gefühle bewahrt, von jener Stunde an bis auf den heutigen Tag.

Mein alter Professor war ein guter, prächtiger Mann, ein tüchtiger Lehrer, ein gewissenhafter Erzieher — aber ein Original durch und durch.

Außer mir befanden sich in der Pension noch fünf andere Knaben, ein Primaner, zwei Sekundaner, ein Quartaner und ein Quintaner. Wir mußten tüchtig und gewissenhaft arbeiten, dafür sorgte der alte Herr. Täglich gingen wir, wie das Wetter auch sein mochte, zwei Stunden in seiner Begleitung spazieren. Meist gingen wir nach dem, eine kurze Strecke vom Stadttore entfernt liegenden, der Garnison gehörigen Exerzierplaze. Hier durften wir uns tummeln, jagen und laufen nach Herzenslust, doch nie uns weiter von ihm entfernen, als der Ton seines Waldhorns reichte, welches er stets zu diesem Zwecke an einem grünen Bande um den Hals gehängt trug. Der Primaner hatte bei ihm nicht mehr Freiheit und Rechte als der kleine Quintaner.

Hoffahrt und Eitelkeit gehörten nicht zu seinen Eigenschaften, er kleidete sich weder prunkend noch nett. Am ersten April, nicht einen Tag früher oder später, gleichviel, ob ein verfrühtes Mailüfterl wehte oder ob die Aprilschauer kleine Hagelkörner, in meiner Heimat heißen sie Graupeln, ans Fenster trieben — am ersten April zog er sein Sommerkostüm an, welches in einem hellen Beinkleide und einem blauen Frack mit blanken Knöpfen bestand. Sobald er über die Straße ging wurde dieses Kostüm durch weiße, waschlederne Handschuhe vervollständigt. Am ersten Oktober, ebenfalls nicht einen Tag früher oder später, wurden diese scheinbar unverwüstlichen Kleidungsstücke in den Schrank gehängt, um ihrer sicheren Auferstehung am ersten April entgegen zu harren, und dafür das Winterkleid heraus genommen, welches in einem dunkeln Beinkleide und einem ziemlich langen Rocke von undefinirbarer Farbe, die meiste Aehnlichkeit hatte sie noch mit gestoßenem Zimmt, bestand. Handschuhe wurden im Winter von ihm nicht getragen, er behauptete, sie machten kalte Hände; die Kopfbedeckung war keinem Wechsel unterworfen, sie bestand Sommer und Winter in einer schwarzseidenen Schirmmüze. Eines Mantels oder Ueberziehers bediente er sich niemals, doch vertauschte er im Hause seinen Rock stets mit einem blau und schwarz geblümten Schlafrock. Die Brille, welche er seiner Kurzsichtigkeit halber auf der Straße und beim Unterrichten zu tragen pflegte, legte er im Hause bei der Arbeit ab. Seiner Erscheinung nach war er ein Mann von mittlerer Größe, starkknochig und mager, etwas in den Schultern sizend, mit frischgeröteten Backen und von einer entsezlichen Beweglichkeit sowohl des Körpers wie des Geistes. Sein Geist war dermaßen mit Wissen und Gelehrsamkeit vollgefüllt, daß er darüber oft das Nächstliegende vergaß und in seiner Zerstreutheit merkwürdige Dinge zu Tage förderte. Einmal des Nachts, von einem ihn mächtig quälenden Hustenanfalle erwachend, rief er seiner Gattin zu: „Steh auf, liebe Frau, koche Tee, es hustet jemand so sehr." Er war gebürtig aus dem Lande der Thüringer und hatte sich sein Leben lang vergeblich bemüht, den Unterschied der beiden Buchstaben K und G zu erfassen, doch wiegte er sich in dem süßen Wahn, jedem derselben genau sein Recht zu geben. Nun war in meiner Klasse ein Gunz und ein Kunz. Rief er den Kunz, so antwortete Gunz, sollte es der Gunz sein, so erhob sich Kunz, da wurde denn allemal seine Erregung groß und er rief ihnen mit Stentorstimme zu: „Werdet Ihr denn nie den Unterschied von K und G erfassen! Du heißt nicht Gunz, du heißt Gunz und du bist Gunz und nicht Gunz." Hierauf natürlich homerisches Gelächter, Bestrafung der ganzen Klasse und — möglichst häufige, mit Absicht hervorgebrachte Wiederholung ähnlicher Szenen.

Die Gewissenhaftigkeit des alten Herrn uns Pensionären gegenüber war grenzenlos, er gönnte sich nie Ruhe, im wahren Sinne des Worts waren wir eigentlich nie ohne seine Aufsicht. Selbst in unsern Mußestunden war die Tür seines Arbeitszimmers, welches neben dem unsrigen lag, nur angelehnt. Der jedem Knaben innewohnende Drang nach Freiheit, das Verlangen, die Abhängigkeit auf Stunden wenigstens abzuschütteln, machte sich auch bei uns geltend, es wurde allerlei versucht, ihn hinters Licht zu führen, und hierzu zeigte sich der eine der beiden Sekundaner, mit Namens Bär, besonders talentirt. Er besaß eine wahrhaft großartige Erfindungsgabe; nachfolgende kleine Geschichten mögen davon Zeugnis geben.

Die Fenster unserer Wohnung lagen nach der städtischen Promenade hinaus, welche man von ihnen aus ein ziemlich langes Stück übersehen konnte. Es war ein freier Nachmittag, zur Arbeit verurteilt saßen und standen wir an unsern Pulten und kauten an den Federn, gähnten und warfen sehnsüchtige Blicke nach den Fenstern, zu denen die liebe Sonne so verlockend hereinschien; da plözlich erfolgt das Klirren einer Fensterscheibe, ein mächtiger Stein fliegt mit Donnergepolter mitten ins Zimmer. Bär, dessen Pult dem Fenster zunächst stand, stößt ein förmliches Gebrüll aus: „Herr Professor! Herr Professor! ein Stein flog dicht an meinem Kopfe vorbei, o, es konnte mein Tod sein!" Zitternd zeigt er dabei, dem in der Eile, natürlich ohne Brille, Herbeigestürzten eine auf der Promenade ruhig dahin schreitende Gestalt. „Dort läuft der Verruchte! o, es konnte mein Tod sein!" Bär war ein vollendeter Schauspieler. Der Herr Professor war überzeugt, den Bösewicht laufen zu sehen. „Lauft was Ihr könnt, ich sah ihn laufen, fangt ihn, bringt den Verruchten her zu mir!" Noch ehe das Wort seinen Lippen entflohen, waren wir sämmtlich zur Tür hinaus, auf der Jagd, den Verruchten zu fangen. Unter unserm Fenster hob Bär schnell im Vorüberlaufen einen Stein auf, der leicht an ihm zum Verräter werden konnte, denn er war es, der die Scheibe zertrümmert, indem er einen Stein hinaus und einen andern ins Zimmer warf. Nach Verlauf einer Stunde kamen wir atemlos wieder, alle unsere Bemühungen waren vergeblich gewesen, der Vorsprung war ein zu großer gewesen, der Verruchte war uns entwischt.

Unsere hochverehrte Pflegemutter besuchte allwöchentlich einmal ein Kaffeekränzchen. Bevor sie die Wohnung verließ, pflegte sie alle Schränke und Fächer abzuschließen, die Schlüssel im Schlüsselkörbchen in ihren Schreibtisch zu stellen, dessen Schlüssel sie zu sich steckte. Freund Bär hatte dies in Erfahrung gebracht und traf seine Maßregeln danach. Nachdem die Frau Professor die Wohnung verlassen, wollten auch wir unsern täglichen Spaziergang unternehmen, da, o Schrecken! fehlt der Schlüssel am Kleiderschranke des Herrn Professors, welcher augenblicklich das Sommer- und Winterkostüm vereinigt umschließt. Was war zu tun? Der liebe alte Herr konnte sich absolut nicht auf den Namen der Dame besinnen, bei welcher das Kränzchen war, und uns ging es ebenso: wir konnten uns auch nicht besinnen, Bär war ganz unglücklich und zerknirscht über sein schlechtes Gedächtnis; der Schlüssel konnte also nicht herbeigeschafft werden. Endlich kam es dem alten Herrn sehr lächerlich vor, daß seine liebe Frau in ihrer großen Zerstreutheit seinen Schrankschlüssel abgezogen hatte. Wir fanden es ebenfalls äußerst komisch und erhielten schließlich die Erlaubnis, einmal ausnahmsweise allein spazieren zu gehen, da der Herr Professor im Schlafrock uns doch nicht gut begleiten konnte.

Es sollten aber nicht alle unsere losen Streiche so gut ablaufen; einmal ging die Sache schief. Freund Bär hatte beschlossen, seinen auf den dritten Juni fallenden Geburtstag mit einer „italienischen Nacht" zu feiern. Hinter unserm Hause befand sich ein nicht allzugroßer Garten, welcher in dem Wallgraben der vor alten Zeiten befestigt gewesenen Stadt angelegt war. Obgleich wir den Garten nur mit besonderer Erlaubnis des Herrn Professors betreten durften, hatte ihn Bär dennoch zum Schauplaz seiner Geburtstagsfestlichkeit ausersehen. Bunte Papierlampions, Zigarren und kleine Lichte in überflüssiger Anzahl hereinzuschmuggeln, war eine Kleinigkeit; doch machte uns das Hereinbringen des edlen Bierstoffes zur richtigen Zeit großes Kopfzerbrechen. Wir überzeugten uns immer mehr, daß es sich nicht anders würde bewerkstelligen lassen, — wir mußten uns entschließen, das alte Dienstmädchen ins Geheimnis zu ziehen. Ein Zufall war uns dabei günstig. Mine hatte heftige Kopfschmerzen, Bär zeigte sich bei diesem Ereignis von der teilnehmendsten Seite, er brachte ihr allerlei mögliche und unmögliche

Mittel herbei, und wenn dieselben die gewünschte Wirkung nicht erfüllten, zeigte er sich geradezu untröstlich. Mine gewann Vertrauen zu ihm und gestand ihm denn auch in einer Schmerzensstunde, an allen ihren Leiden seien nur die vielen Süßigkeiten schuld, von denen sie nun einmal nicht lassen könne; Kuchen äße sie für ihr Leben gern und trüge dafür manchen Groschen zum Kuchenbäcker. Von nun an war Freund Bär beflissen, sie förmlich mit Kuchen zu nudeln. Der Freundschaftsbund befestigte sich mit jedem Stückchen Streußelkuchen mehr und mehr und endlich war er so fest geworden, daß er es wagen konnte mit seinem Anliegen herauszurücken. Anfangs verwarf Mine diese Zumutung mit großer Entrüstung, doch als ihr Bär klar machte, daß für ihn Bier dasselbe bedeute, wie für sie Kuchen, da wurde sie milder gestimmt und versprach endlich ihre Hilfe bei Herbeischaffung des bewußten Fäßchens.

Der verhängnisvolle Tag kam und wollte gar kein Ende nehmen; noch niemals hatte uns der Ruf: „Zu Bett!" so bereitwillig gefunden wie diesen Abend. In drei Säzen waren wir im Bett und schon nach wenigen Minuten erhob sich ein melodisches Schnarchsextett. Als der Herr Professor die lezte Runde machte, konnte er konstatiren, daß wir alle wohlbehalten und tief versunken in Morpheus Armen lagen. Kaum hatte er das Lokal verlassen, da husch, husch, schlüpften wir, einer nach dem andern, aus den Federn, die Schuhe in der Hand zur frischgeölten Tür hinaus, die Treppe hinunter, in den Garten. Mine hatte Wort gehalten; Bär als Gastgeber besorgte das Arrangement der Beleuchtung und des Anzapfens mit bewunderungswürdiger Gewandtheit, und so saßen wir denn bald glückselig schwelgend in trauter Runde. Biertrinken war uns ungewohnte Arbeit, die erheiternde Wirkung desselben blieb nicht aus. Der kleine Stein, jezt wohlbestellter Quartaner, äußerte sich plözlich, die italienische Nacht sei sehr schön, aber eigentlich sei es keine richtige italienische Nacht. Er habe einmal gelesen, daß Musik und Gesang dabei sein müsse. — Sein hieraufzielender Vorschlag, etwas zu singen, wollte aus Vorsichtsgründen zuerst keinen Anklang finden; jedoch, der Professor schlief außerordentlich fest und nach der Straße hinaus, und wenn wir ganz, ganz leise sangen, konnte es am Ende gewagt werden. Und so begannen wir denn mit gedämpfter Stimme ein „Gaudeamus igitur", und siehe, es lief glücklich ab. Nun ließ es aber unserm musikalischen Quartaner nicht länger Ruhe, er verlangte nach Rundgesang und Rebensaft, denn es brannte ihm schon längst auf der Zunge, den Namen der kleinen Bäckerstochter von gegenüber, mit den knallroten Backen und den semmelblonden Zöpfen, zu nennen. Der Rundgesang begann mit dem vorschriftsmäßigen pianissimo, wurde piano und allmählich mezzo forte; sei es nun, daß das Bier uns so mutig machte oder war es das Feuer der jugendlichen Herzen, welches uns jede Vorsicht vergessen ließ, genug, als wir an Bär die Worte richteten: „Bruder, deine Schöne heißt?" befanden wir uns im Stadium des Fortissimo. Und ehe noch das Wort seinen Lippen entflohn, erklang ein Fenster, und o Grauen! in der schwarzen Fensteröffnung wurde eine helle Gestalt sichtbar, die Frau Professorin im weißen Gewande der Nacht. Minutenlang saßen wir, als wären wir wie weiland Loths Weib zu Salzsäulen geworden, da nahte auch schon die rächende Nemesis, — das würdige Ehepaar, gefolgt von der händeringenden Mine, trat in den Lichtkreis unserer italienischen Beleuchtung. Was des Bieres Menge begonnen, das vollendete jezt das Entsezen, meine Sinne umflorten sich, mir war, als stünd ich am Ufer des Meeres, die Brandung rauschte zu mir empor, und durch das Brausen der Brandung tönten aus weiter Ferne einzelne Worte an mein Ohr: „Pflichtvergessene Buben! Eltern schreiben! Pension verlassen!" Dann wurde es dunkel um mich her, und ich fühlte, wie eine rettende Hand mich vom Abgrunde fort zog und in einen sichern Hafen geleitete.

Das war das Ende der poesievollen italienischen Nacht.

Schrecklich war das Erwachen am folgenden Morgen. Bleich und schuldbewußt betraten wir das Zimmer des alten Herrn, der gleich dem Jupiter tonans vor uns trat und in mächtiger Rede unsere Sünden geißelte. Wir sollten kommenden Ersten die Pension verlassen, da wir nach solcher pflichtvergessenen Aufführung keine Ansprüche mehr auf sein Vertrauen machen könnten. Wie vernichtet waren wir von seinen Worten, denn wir verehrten und liebten den alten Herrn, troz aller seiner Wunderlichkeiten und troz aller unserer dummen Streiche, wirklich von ganzem Herzen. Da ergriff Bär das Wort und erging sich in längerer Rede, die selbst den alten Herrn durch ihre Dialektik zu fesseln schien, denn die drohenden Wolken auf seiner Stirn fingen an sich nach und nach zu verziehen. Bär nahm alle Schuld auf sich, er klagte sich an des schwärzesten Undanks, er war der zerknirschteste Sünder, den je die Sonne beschien, er war bereit sich für die andern zu opfern, fortzugehen, nur sollte der Herr Professor den durch ihn verführten, verirrten Schafen Verzeihung gewähren. Und er gewährte Verzeihung, nachdem wir alle mit aufrichtigem Herzen bereut und Besserung gelobt hatten.

Der Verrat der braven Mine ist nie an das Tageslicht gekommen, es müßte denn sein, daß die Frau Professorin diese Angelegenheit durchschaut und in aller Stille mit ernstem Wort geahndet hätte.

Manches Jahr ist seitdem verflossen, Freund Bär ist ein tüchtiger Landwirt geworden; zu Ostern will er mir seinen ältesten Sohn bringen, ich soll ihn mit dem meinigen erziehen. Unsern alten guten Professor und seine würdige Gattin deckt schon längst der Rasen, doch die Erinnerungen an sie bleiben lebendig.

Unsere Illustrationen.

Aus dem alten Hamburg. (S. 400 u. 401.) Wer mit den Verhältnissen der alten Hammonia nicht genauer bekannt ist, der kann sich kaum vorstellen, welche Umwälzung der Zollanschluß in diesem ehrwürdigen Gemeinwesen hervorbringen muß. Ganze Stadtteile müssen abgerissen und umgebaut werden. Der moderne Mensch sieht es im allgemeinen gar nicht ungern, wenn an Stelle altersgrauer, düstrer und unbequemer Gebäude neue, freundliche und mit allen Bequemlichkeiten versehene Wohnhäuser kommen. Allein damit ist die Sache nicht abgetan; man gewinnt gegenüber den alten Gebäuden, den stummen Zeugen der Vergangenheit, eine gewisse Anhänglichkeit, um nicht zu sagen Vertraulichkeit; sie werden dem Bewohner lieb und wert, namentlich wenn er den schönsten Teil seines Lebens, die goldene Jugendzeit, zwischen den alten, düstern und oft feuchten Mauern verbracht hat. So mag es auch den alten Hamburgern zu Mute gewesen sein, als 1842 die stolze Hammonia niederbrannte und die Wohnstätten, die von den alten Hanseaten gebaut waren, zum größten Teil in Asche legte. Eine neue Stadt mit modernen Gebäuden stieg wie ein Phönix aus der Asche empor, allein der Hamburger mag oft troz der neuen Behaglichkeit schmerzerfüllt zurückgedacht haben an die alten Häuser mit den spizen Giebeln und den niedrigen Stuben. Man hatte sich eben daran gewöhnt und die Gewohnheit ist eigentlich die stärkste Macht beim Menschen. Wenn sie den Eskimo in seinen Schneegefilden, den Indianer in seinen weiten Prairien, den Araber in seiner Wüste zurückhält, warum soll sie nicht den Kulturmenschen des Abendlandes mit doppelt starken Banden an den Ort fesseln, wo seine Vorfahren gelebt und gehaust und wo er selbst sich in fröhlicher Jugendzeit getummelt hat. Die altersgrauen Häupter steinerner Dome, die er von Jugend auf gekannt, winken ihm wie gute Bekannte zu, und es gibt manche alte Mauer, mit deren Fall ihm ein Stück aus seinem eigenen Dasein entschwunden zu sein scheint.

So mag es auch jezt sein mit den Hafenpartien in Hamburg, die mit dem Zollanschluß fallen müssen. Dort befanden sich eine Menge von alten Straßen, die von dem großen Feuer von 1842 verschont geblieben waren. Auch die Baulust hat diese Viertel verschont, während sie im Innern der Stadt weit mehr aufgeräumt und auch einen Teil der sogenannten „Gängeviertel" beseitigt hat. Diese „Gängeviertel" waren ein seltsames Denkmal mittelalterlichen Zusammenlebens. Die „Gänge" waren lange Straßen, so enge, daß man die beiden Wände zugleich mit ausgestreckten Armen erreichen konnte. In diesen finsteren und ungesunden Massenquartieren wohnten viele Tausende zusammen. Am Hafen waren die Straßen weniger eng, aber immer noch eng genug. Diese Gegend wird durchkreuzt von jenen merkwürdigen Kanälen, Fleets genannt, welche unter dem Einflusse von Ebbe und Flut stehen und welche die Schäze der hamburger Kaufmannschaft in mächtigen Kähnen bei eingetretener Flut aus dem Hafen an die Waarenspeicher treiben. Diese Fleets sind für den Handel sehr wichtig; für die Gesundheit der Anwohner sind sie sehr nachteilig. Wenn das Wasser bei Ebbe abgelaufen ist und der Schlamm auf dem Grunde bloßliegt, so entwickeln sich Miasmen, die kaum zu ertragen sind, namentlich wenn die Sonne des Sommers auf die Schlamm- und Kotmassen scheint.

An diesen Kanälen erheben sich auch jene merkwürdigen Gebäude mit den spizen Giebeln und den vielen Fenstern, die für die alten Hansestädte karakteristisch sind. Manch wohlbekanntes altes Gebäude wird nun verschwinden müssen. Da ist zunächst das bekannte „Zippelhaus", in welchem sich die Bardowiekerinnen aufhalten. Auch dies Gebäude ist ein Opfer des Zollanschlusses. Es erinnerte an jene einst so blühende Stadt, deren Bewohner dem furchbaren Welfen, Heinrich dem Löwen zu trozen wagten und so schrecklich bestraft wurden. Aus den großen Quadern der bardowicker Stadtmauern wurden die hamburger Quaimauern hergestellt. Auch die Poppenmühle ist dem Untergang geweiht und die originellen alten Gebäude am Wandrahm, wo die alten hamburger Kaufleute noch immer stolz waren zu wohnen, trozdem die Wohnungen dort gar nicht sehr modern aussehen.

Seit Jahren schon sind alte Straßen und Gebäude hinweggeräumt worden; ganze neue Stadtteile sind entstanden. Nun ist auch die Zeit für die alten Stadtteile am Hafen gekommen; sie werden neuen und schönen Gebäuden und Straßen plazmachen. Die alte Originalität wird dabei freilich verloren gehen. Allein man darf die Sentimentalität gegenüber alten Bauten auch nicht zu weit treiben. Man wohnt in den modernen Gebäuden gesünder, bequemer und angenehmer als in den Häusern, die unsere Vorfahren gebaut haben. Mit dem Zollanschluß selbst, der für Hamburg diese Veränderungen mit sich bringt, ist es freilich eine andere Sache; er wird Hamburg keine besonderen Vorteile bringen. Aus den Trümmern der alten Häuser aber werden neue und schönere erstehen. W. B.

Der Notschuß. (S. 393.) Ein trüber, naßkalter, schwermütiger Septembertag. Dichte Wolkenmassen haben die Sonne umhüllt, als ob sie nie mehr der Erde ihr Antliz zeigen sollte. Die Aequinoctialstürme treiben ihr Unwesen auf der weiten Wasserwüste und fürchterlich tost und grollt die Brandung. In der dürftig möblirten Stube sizt der wettergebräunte Lootse behaglich im Kreise der Seinen und erzählt von seinen Abenteuern auf der See und an fernen Küsten. Pochenden

Herzens lauscht der junge Niklas den mit etwas Seemannslatein verbrämten Geschichten, brennend vor Begierde, auf dem unermeßlichen Ozean umherzuschweifen, ferne Länder zu sehen, kühne Abenteuer zu bestehen und reich mit Schätzen beladen zum väterlichen Herd heimzukehren! Mutter und Schwester, mit Netzeflicken beschäftigt, blicken lächelnd auf die gespannten Mienen des jungen Robinson. Plötzlich ertönt ein Schuß und schreckt sie allesammt auf. Sie wissen, was der Schuß bedeutet, es ist ein Notschuß, von einem auf See befindlichen Schiff abgefeuert, als Signal, daß ein Unfall geschehen und schleunige Hilfe Not tue. Jählings wirft sich der Lootse in die Kleider, um dem gefährdeten Segler mit dem Rettungsboot zu Hilfe zu eilen. Das Rettungsboot (canot à sauvetage franz., life boat engl.) ist ein gutes Seeboot, läßt sich gut rudern, um durch die Brandung zu kommen, segelt aber auch gut und sicher, um event. weite Strecken zurücklegen zu können; im oberen Teil desselben sind abgeschlossene Luftkästen angebracht, während der Ballast möglichst tief gelagert wird. Infolge dieser Einrichtung sinkt das Boot, selbst wenn es mit Menschen und Wasser angefüllt ist, nicht einmal so tief, daß das Rudern gehemmt wird, und wenn es kentert, richtet es sich von selbst wieder auf. Obgleich stark gebaut ist es doch leicht und transportabel und aus kannelirtem Eisenblech (Francis-Boot) oder aus Mahagoniholz diagonal (Peake-Boot) konstruirt. Der Boden ist bis ca. $^1/_3$ der Gesammttiefe als Luftkasten gebaut und durch diesen führen vertikale Röhren, welche mit Ventilen versehen sind, die sich wohl nach unten, aber nicht nach oben öffnen, so daß durch eine Welle in das Boot gelangtes Wasser sehr schnell wieder abfließt. Die gebräuchlichsten Rettungsboote sind zehnrudrig, ca. 10 Meter lang, 2,5 Meter breit und in der Mitte 1 Meter tief. Das Boot steht gewöhnlich vollständig ausgerüstet auf einem besonders konstruirten Wagen in einem Schuppen der Station. Wird nun ein Schiffbruch gemeldet, so eilen auf das Signal die Mannschaften herbei, Pferde oder Menschen bespannen den Bootswagen ꝛc. und man sucht alsdann eine günstige Stelle an der Küste in der Nähe des Wracks, möglichst luvwärts (windwärts), um das Rettungsboot ins Wasser zu lassen. Das Boot, mit dem Bug nach See zu, alle Mann in demselben und festgebunden, um nicht herausgespült zu werden, die Ruder zur Hand, wird in einem günstigen Moment, wo die Brandung einer Welle fast zu Ende ist, mit dem Wagen ins Wasser geschoben, bis es schwimmt und fortgerudert werden kann. Ein besonders schwieriger Moment ist die Annährung an das Wrack, an dem zerschmettert zu werden das Boot Gefahr läuft, wenn nicht mit äußerster Vorsicht verfahren wird. Das erste unversinkbare Rettungsboot baute 1785 ein Londoner Wagenbauer, Lionel Lukin. Eine hervorragende Rolle als Erbauer von Rettungsbooten spielte James Peake, der 1852 das erste seiner noch heute in England am meisten gebräuchlichen Boote erbaute. — Eine sehr interessante Beschreibung von Schiffbruch und Rettung des „Orient“, von Schiffskapitän A. Schück, findet sich im Neue-Welt-Kalender für 1884. St.

Mitteilungen aus dem Gebiete der Industrie, Technik und Landwirtschaft.

John Ericson's Sonnenmotor. In einem der letzten Hefte der englischen Zeitung „Nature“ veröffentlicht der bekannte englisch-amerikanische Erfinder Kapitän John Ericson unter dem Titel „The Sun motor and The Sun's temperature“ einen mit Abbildungen versehenen längeren Aufsatz, durch welchen nachgewiesen wird, daß die bisher häufig bezweifelte Möglichkeit einer Nutzbarmachung der Sonnenwärme zur Erzeugung einer mechanischen Triebkraft doch vorhanden ist. Nach etwa zwanzigjährigem Studium und einer endlosen Reihe von Versuchen ist es dem Genannten jetzt endlich gelungen, eine praktische Lösung der Aufgabe, welche er sich gestellt und die er „das größte Werk meines Lebens“ nennt, durchzuführen und eine Maschine herzustellen, welche in höchst befriedigender Weise arbeitet und dabei so einfach und billig ist, daß sie für die verschiedenartigsten Betriebe als anwendbar bezeichnet werden muß. Als eine kennzeichnende Eigenschaft des Ericson'schen „Sun motor“ ist die Ansammlung (Konzentration) der Sonnenwärme durch einen Reflektor von folgender Einrichtung anzusehen. Leichte eiserne Spanten sind mit ihren Ecken an einen viereckigen Eisenrahmen befestigt und in parabolischer Linie, deren Brennpunkt in dem Mittelpunkt des Eisenrahmens liegt, nach unten gebogen. Rechtwinklig zu diesen Spanten stehend, ruhen auf denselben drei Zoll breite dünne Holzbretter, die dicht aneinandergefügt sind, sodaß sie den ganzen von den Spanten gebildeten, nach unten gebogenen Boden zwischen den Seiten des Eisenrahmens bedecken. Die Bretter haben eine Länge von 11 Fuß, während der Reflektor nach der Richtung der Spanten hin eine Breite von 16 Fuß zeigt. Mit 3 Zoll breiten und 26 Zoll langen reflektirenden, auf ihrer untern Seite mit Silber belegten Platten aus Fensterglas bedeckt, sind sie geeignet, die Sonnenwärme eines Strahlenbündels von durchschnittlich 23 400 Quadratzoll aufzufangen. Der Reflektor selbst besitzt die Gestalt eines rechtwinkligen Trogs mit gerundetem Boden. Die von dem Reflektor aufgefangenen Wärmestrahlen werden von den versilberten flachen Glasplatten gegen einen zylindrischen Wärmeapparat geworfen, welcher, $6^1/_4$ Zoll im Durchmesser und 11 Fuß in der Länge messend, über den Eisenrahmen in paralleler Richtung mit den Seiten desselben befestigt ist und das Medium — Dampf oder Luft — enthält, durch welches die Sonnenwärme auf den Motor selbst übertragen wird. Die ganze Vorrichtung — Reflektor und Erwärmungsapparat — ruht auf einer senkrechten Achse, um die sie mit der größten Leichtigkeit bewegt zu werden vermag. Außerdem ist eine wagerechte Achse zu dem Zweck, die Stellung des Reflektors gegen die Sonne zu regeln, vorhanden. In dieser Weise ist eine parallaktische Bewegung hergestellt, durch welche der Reflektor mit großer Genauigkeit der Sonne zugewandt werden kann. Das Gleichgewicht des Ganzen ist ein so genaues, daß die durch eine einzige Umdrehung entwickelte Kraft der Maschine mehr als genügend erscheint, den Apparat während eines ganzen Tags in der zum Auffangen der Sonnenstrahlen erforderlichen Lage zu erhalten. Der durch die Wirkung der Sonnenstrahlen gebildete Dampf wird aus dem Erwärmungsapparat durch gebogene Röhren einer Maschine zugeführt, deren Arbeitszylinder einen Durchmesser von 6 Zoll hat. Die durch den Boden des Zylinders geführte Ziehstange treibt eine Druckpumpe von 5 Zoll Durchmesser. Die Bewegung der Ziehstange wird in der sonst üblichen Weise auf ein oberhalb der Maschine befindliches Schwungrad übertragen, durch welches dann wieder Pumpen, Mühlen oder andere Apparate getrieben werden können. Wie die im letzten Sommer angestellten Proben ergaben, betrug die durchschnittliche Geschwindigkeit der Maschine 120 Schläge in der Minute mit einem unbedingten Druck auf die Arbeitsstange von 35 Pfund auf den Quadratzoll. Der Dampf arbeitet mit einer Spannung von 1 : 3, während im Kondensator ein fast völliges Vakuum bewahrt wurde. Infolge der ungemein einfachen Beschaffenheit des Sonnenmotors läßt sich derselbe, in entsprechender Größe eingerichtet, in diejenigen Gegenden, wo starke Sonnenwärme vorhanden ist, zu mancherlei Zwecken mit großem Vorteil verwenden. Kapitän Ericson hat schon früher darauf hingewiesen, daß die Strahlen der Sonne zwischen dem Aequator und dem 45. Breitengrad im Lauf von 9 Stunden eine mechanische Kraft von durchschnittlich $3^1/_2$ Wärmeeinheiten auf den Quadratfuß und die Minute erzeugen, welche Kraftleistung ungefähr einer Pferdekraft auf einen Quadratfuß Oberfläche entspricht, und man würde demnach auf einem nur eine englische Meile breiten Strich jener Gegenden, der 220 000 millionen Quadratfuß enthält, und wo das zur etwaigen Dampfsbildung erforderliche Wasser vorhanden ist, nicht weniger denn 22 millionen Sonnenmotore von 100 Pferdekräften täglich neun Stunden lang in Betrieb halten können. Man braucht jetzt also nicht mehr mit Bangen dem Zeitpunkt entgegenzusehen, in welchem die Kohlenlager der Erde geleert sein werden, denn der Sonnenmotor wird — mit Hilfe kräftiger Maschinen, denen die Sonnenwärme als Kraft und die atmosphärische Luft als Leiter dient — die Menschheit in Stand setzen, weite Strecken, die, wie die Hochebenen Kaliforniens, sowie verschiedener anderer Länder, infolge der sengenden Glut der Strahlen des Tagesgestirns wasserarm und pflanzenlos sind — durch die Kraft der Sonnenwärme mit Wasser zu versehen und zu fruchtbaren Gefilden umzugestalten.

Verbrennungsprodukte von Lichtern. Die Zeitschrift „Nature“ gibt über die Verbrennungsprodukte verschiedener Lichter für je 100 Kerzen bei einer Stunde Brennzeit folgende Zusammenstellung:

	Wasserdampf Kg.	Kohlensäure Cbm.	Wärme-einheiten.
Elektrische Bogenlampe .	0.00	0.00	57
Elektr. Incandescenzlampe	0.00	0.00	290
Gas-Argandbrenner . .	0.86	0.46	4860
Petroleumlampe	0.80	0.95	7200
Rüböllampe	0.85	1.00	6800
Paraffinkerze	0.99	1.22	9200
Unschlittkerze	1.05	1.45	9700

Einfache Versilberung von Metallgegenständen. Frisch gefälltes Chlorsilber, welches gut mit heißem Wasser ausgewaschen wurde, mischt man mit je gleichen Teilen Kochsalz und Weinstein, so daß ein Brei daraus entsteht, wenn nötig unter Wasserzusatz. Der zu versilbernde Gegenstand wird zuerst mittelst einer steifen Bürste mit warmer Sodalösung und Seife gewaschen, um allen Schmutz zu entfernen, dann mit warmem Wasser gut abgespült. Empfehlenswert ist eine nochmalige trockene Reinigung mit fein geschlemmter Kreide, Bimssteinpulver oder Quarzpulver. Mit kaltem Wasser gut abgespült, wird vor dem Trocknen mittels eines Bäuschchens Baumwolle, welches in Musselin gehüllt ist, mit feinst pulverisirtem Kochsalz abgerieben, so daß der Gegenstand mit einer feinen Schicht Kochsalz bedeckt ist, worauf etwas von dem Silberbrei aufgerieben wird, bis die ganze zu versilbernde Fläche schön gleichmäßig versilbert ist. Daraufhin wird schnell etwas Weinstein mit ähnlich hergestelltem Bäuschchen aufgerieben und schließlich abgewaschen. Der Ueberzug ist schön, rein und schneeweiß. (Goldschmied-Ztg.)

Handel und Verkehrswesen.

Das Verlorengehen von Postkarten bildet den Gegenstand häufiger Beschwerden, und wenn auch die Postverwaltung mehrfach zum Sündenbock für die Unterlassungssünden anderer gemacht und namentlich bei pflichtmäßigen Geburtstagsgratulationen und dergl. das Unmögliche, d. h. das Anlangen nicht abgesandter Karten verlangt wird, so ist doch nicht zu leugnen, daß ab und zu auch wirklich dem Briefkasten anvertraute Korrespondenzkarten — und mit solchen allein haben wir es zu tun — nicht an ihren Bestimmungsort anlangen. Desfallsige Nachfragen bei der Post sind, wie nicht anders möglich, völlig zwecklos und

machen die „Ind. Bl." ihre Leser auf ein ebenso einfaches wie probates Mittel aufmerksam, um der erwähnten Fatalität vorzubeugen; dasselbe ist einem auf eine Beschwerde erfolgten Bescheide nebst daran geknüpftem Rate von dem Staatssekretär Stephan selbst, also der höchsten und unbestritten ersten Autorität in dieser Sache, entnommen. Es wird darin nämlich angeführt, daß erfahrungsgemäß dadurch die meisten Postkarten ihre Bestimmung verfehlen, daß sie beim Einwurf in die meisten Briefkasten sich in andere Sendungen, namentlich Kreuzbandsendungen 2c. hineinschieben. Dies sei am besten dadurch zu vermeiden, daß man die Postkarten, ehe man sie in den Briefkasten einwirft, zur Hälfte umknifft, wodurch bewirkt wird, daß dieselbe nicht flach hineinfällt, sondern hohl auf die anderen Briefschaften zu liegen kommt, mithin sich nicht in solche hineinschieben kann. Auch in den späteren Stadien der Bearbeitung (beim Leeren der Briefkasten, Sortiren 2c.) wird dadurch ein Verschieben der Kreuzbandsendungen wesentlich verhindert, und hat dies einfache Mittel in allen Fällen, wo es bisher angewendet wurde, den gewünschten Erfolg gehabt. (Allg. Rundschau auf dem Gebiete der Kunst, Industrie u. Gewerbe.)

Jagd und Fischerei.

Jagdausbeute Böhmens. Nach den statistischen Ausweisen wurden im Jahr 1882 in Böhmen 1 072 424 Stück Wild erlegt. Dabei waren: 1439 Stück Rotwild, 1596 Stück Damwild, 9338 Rehe, 476 Stück Schwarzwild, 376 242 Hasen, 17 011 Kaninchen, 865 Auerhähne, 3653 Spielhähne, 374 Haselhühner, 53 Schneehühner, 6 Steinhühner, 528 404 Rebhühner, 40 539 Fasanen, 13 955 Wachteln, 3369 Waldschnepfen, 1211 Moßschnepfen, 262 Wildgänse, 10 712 Wildenten, 2668 Füchse, 1925 Marder, 9071 Iltisse, 1513 Wiesel, 339 Fischottern, 240 Dachse, 226 Wildkatzen (?), 22 Falken, 30 054 Habichte und Sperber, 133 Uhus, 16 458 andere Tiere. Gegen das Jahr 1881 hat sich die Summe des erbeuteten Wildes um 99 165 Stück erhöht. Die Zahl der bediensteten Jäger beträgt 3966.

Zur Hebung des Fischbestandes in den Gewässern des Regierungsbezirks Köln sind im lezten Vierteljahr 1883 mit Hilfe eines vom landwirtschaftlichen Ministerium bereit gestellten Zuschusses acht Brutapparate für Forellen mit 35 000 Eiern beschafft und von Privaten aufgestellt worden. Ebenso wurde auf Veranlassung des Rheinischen Fischerei-Vereins zu Bonn eine große Anzahl junger in Galizien gezüchteter Zander in den Rhein, wo dieser schmackhafte Fisch bisher noch nicht vorkam, ausgesezt. (Westf. Post.)

Tier- und Pflanzenkunde.

Die Alpenveilchen. Um die Weihnachtszeit, wenn die Blumen selten und von großem Wert sind, kommen die verschiedenen Alpenveilchen in Blüte, und sie bieten dann einen prächtigen Zimmerschmuck. Mit der Frage der Anzucht und Behandlung dieser dankbaren Pflanzen beschäftigte sich vor einiger Zeit die englische Zeitschrift „Field", und zwar wurde das dortige Verfahren erörtert. Diejenigen, schreibt „The Field", welche Alpenveilchen säen, nehmen dazu den auf gewöhnliche Weise oder noch besser den von vorher künstlich befruchteten Pflanzen gewonnenen Samen. Die künstliche Befruchtung wird vorgenommen, um der Tiefe der Farbe, Reinheit der Form, Größe der Blume nachzuhelfen, und die feinen neuen Spielarten, welche beständig gezogen werden, sind die Ergebnisse sorgfältiger Befruchtung. Der Samen dieser Pflanzen wird vor Juli, August nicht reif, meist erst im leztern Monat; die Blumen, welche im März hervorkommen, sind die besten Samen-Erzeuger. Das H. B. Smith'sche Verfahren des Säens sei hier kurz angegeben. Der Samen wird Ende August oder Anfang September in Töpfe (Nr. 48) oder in Kästen (Pfannen), welche trocken und ziemlich bis an den Rand mit feiner, leichter, fruchtbarer Erde gefüllt sind, gesät und leicht in den Boden eingedrückt. Nachdem man die Töpfe ins Haus gestellt, hat man sie etwas verdeckt und den Boden einigermaßen feucht zu halten, auch darauf acht zu geben, daß sie vor der unmittelbaren Einwirkung der Sonnenhize geschüzt bleiben. Sind die Keimlinge genug vorgeschritten, so werden sie einzeln gesezt und wachsen nun an kühlen Orten den ganzen Sommer hindurch weiter; die Pflanzen hat man überhaupt kühl und frisch zu halten und von oben zu besprengen, an den Wurzeln oder Blättern dürfen sie nicht trocken werden. Bei dieser Behandlung kommen die Pflanzen im Oktober und November zur Blüte; vor fünfzehn oder zwanzig Jahren brachte man sie noch früher dahin. Falls die Alpenveilchen entsprechend gepflegt werden, können sie bis fünf und sechs Jahre wachsen und dann so groß sein, daß sie 150 bis 250 Blumen hervorbringen. Den besten Erfolg erreicht man, wenn man ihnen ein überdachtes Haus anweist und sie während der Perioden des Wachsens und der Ruhe mit gleicher Aufmerksamkeit behandelt. (Isis.)

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

Ueber die vieldiskutirte Beschaffenheit der Sahara in vergangenen Zeiten hat Prof. Zittel umfassende Forschungen angestellt, deren allgemeine Ergebnisse er in 17 Säze zusammenfaßt, von welchen wir hier folgende anführen: Während der Diluvialzeit war die Sahara sowie ein Teil des südlichen und östlichen Mittelmeeres Festland. — Die Hypotese eines diluvialen Saharameeres wird weder durch den geologischen Bau, noch durch die Oberflächenbeschaffenheit der Wüste bestätigt. Im günstigsten Falle stand die Region der tunesischen Schotts mit dem Mittelmeere, und vielleicht auch die schmale Depression zwischen Alexandria und der Ammonsoase mit dem (Rothen ?) Meere in Verbindung. — Während der Diluvialzeit herrschte in Nordafrika ein feuchtes Klima, das wahrscheinlich bis zum Beginn der heutigen Erdepoche fortdauerte. — Die karakteristische Gestaltung der Oberfläche der Sahara, die Ausarbeitung zahlreicher Trockentäler, die Auswaschung von beckenförmigen Vertiefungen, die Entstehung der Steilränder, Inselberge u. s. w. sind der erodirenden Tätigkeit süßer Gewässer zuzuschreiben. — Der Wüstensand ist aus Zersezung von Sandstein hervorgegangen, welcher in der mittlern und südlichen Sahara überall das herrschende Gestein bildet. Seine Verteilung und seine Anhäufung zu Dünen wurde vorzüglich durch den Wind bewirkt. — Die Salzsümpfe, sowie die salz- und gipshaltigen Oberflächenbedeckungen entstanden durch Auslaugung älterer Gesteine aus der Verdunstung der in abflußlosen Niederungen sich ansammelnden Gewässer. — Für eine wesentliche Aenderung der klimatischen Verhältnisse der Sahara in historischer Zeit liegen keine Beweise vor. — Lezterer Saz gilt nicht nur für die Sahara, sondern für ganz Nordafrika. Die Verödung des Landes ist nicht einer Verschlechterung der klimatischen Verhältnisse zuzuschreiben, sondern nur der Vernachlässigung der Bewässerungsanlagen, der Verwüstung der Wälder und der dauernden Mißregierung. Schon zur Römerzeit, wo Numidien die Kornkammer Italiens war, kamen Trockenzeiten von mehrjähriger Dauer vor und beruhte der Ackerbau in ganz Südtunesien auf Barragen und kolossalen Cisternenanlagen. Wo man diese wieder hergestellt hat, erweist sich die Fruchtbarkeit durchaus nicht geringer als im Altertum. (Globus.)

Für unsere Hausfrauen.

Ueber die Konservirung des Fleisches.

II.

B. Konservirung des Fleisches durch Wärmeentziehung.

Im Jahre 1804 fand man die wohlerhaltene Leiche eines Mammuth im gefrorenen Boden des nördlichen Sibiriens (an der Mündung des Flusses Lena). Man sieht hieraus, wie lange ausdauernde Kälte die tierischen Organe zu erhalten vermag. Unzweifelhaft handelt es sich bei dem aufgefundenen Tiere um eine Existenz von vielen Jahrtausenden.

Soll die Wärmeentziehung als fleischkonservirende Kraft praktisch verwertet werden, so wendet man sich in der Regel zum Eis. Man bringt das Fleisch in einen Eiskeller oder in ein Eishaus, wo es sich immer einige Wochen hält, aber endlich doch fault. Die Erhaltung des Fleisches unter Benuzung des Eises eignet sich vorzüglich für Mezgereien, Gasthöfe, Restaurationen, wo es sich in der Regel darum handelt, kleinere Mengen von Fleisch für kurze Zeit in brauchbarem Zustande zu erhalten. Länger hält sich freilich das gefrorene Fleisch. In Rußland läßt man Wildpret, Geflügel und Fische frieren und schafft die gefrorene Waare auf den Markt. Die großen Märkte von Petersburg und Moskau werden so aus den entlegensten Teilen des Reichs mit eßbaren Tieren aller Art versehen. Liegt recht viel daran, Fleisch in Eis zu erhalten, so empfiehlt es sich, solches in Zinnkästen oder auch hölzerne Kisten zu verpacken, schwach mit Salz zu bestreuen und die Kisten so zu sagen in Eis zu vergraben. Kleinere Tiere, als Vögel, Fische u. s. w. können mit Pergamentpapier umgeben und so zwischen das Eis gelegt werden. Der Zweck des Einschlusses in Papier und Kisten ist der, das Naßwerden des Fleisches in Berührung mit schmelzendem Eis zu verhüten. Man hat sich vielfach überzeugt, daß das Eindringen selbst von eiskaltem Wasser in die Muskelsubstanz den Wert derselben beträchtlich herabsezt.

Ueber die Herbeischaffung des Eises zu Zwecken der Fleischkonservirung kann ich hier nicht handeln. Ein normaler Winter versorgt uns immer in der billigsten und einfachsten Weise mit dem ganzen Bedarf an Eis, so daß wir weiter nichts zu tun haben, als es in die Eiskeller bzw. in die Eishäuser zu verbringen. Versagt uns ein gelinder Winter den Bedarf an Eis, so haben wir uns an die Länder zu wenden, wo vortreffliches Eis das ganze Jahr nicht fehlt. Aus Norwegen werden unglaubliche Mengen von Eis nach Großbritannien und Deutschland verschickt. Dieses Eis kommt in Form glänzender krystallinischer Würfel in den Handel. Der Hauptimport wird durch die Wenham-Eiskompagnie bewirkt. Auch aus den Alpen werden beträchtliche Mengen von Eis nach Süd- und Mitteldeutschland verbracht. Auf die Bereitung des künstlichen Eises, von dem ebenfalls heutzutage ein umfassender Gebrauch gemacht wird, kann ich hier nicht näher eingehen.

Eiskeller richtet man jezt ohne große Kosten in der einfachsten Weise ein. Man legt die herbeigebrachten Eisblöcke zusammen, füllt die Zwischenräume mit zertrümmertem Eise aus, übergießt diese Stellen mit Wasser und läßt die Gesammtheit der Eisstücke zu einem einzigen großen Klumpen zusammenfrieren. Man schichtet das Eis bis zu 5—10 Meter hoch auf und hüllt die ganze Masse in einen dichten, 1 Meter dicken, aus Stroh, Moos u. dergl. angefertigten Mantel.

Daß auch die Basis der Eissäule mit einem schlechten Wärmeleiter zu versehen ist, ist selbstverständlich.

Durch die Eisenbahnen unterstützt, wissen wir uns zu jeder Zeit Eis zu verschaffen, und es können deshalb Unternehmungen gemacht werden, an die unsere Vorfahren nicht denken durften. In Amerika hat man Eisenbahnwagen gebaut, die die Herstellung einer Temperatur von 1—2° C. im Innern gestatten. Man benutzt dabei ein Gemenge von Kochsalz und gestoßenem Eis. Diese Wagen, welche großes Aufsehen erregten, heißen Davis'sche Kühlwagen (Davis's refrigerator car). Unter Benutzung dieser Wagen transportirt man Nahrungsmittel aller Art aus Kalifornien nach New-York. Die Waaren kommen nach 24tägiger Fahrt in völlig unverändertem Zustand am Markte an. Auch Fleisch wird so transportirt. Herr S. Schreiber in Hannover erhielt ein Patent für einen Kühlapparat zur Konservirung frischen Fleisches, der auf Schiffen wie auf Eisenbahnwagen eine Stelle finden kann. Er dient dazu, größere Mengen frischen Fleisches (das Fleisch von ca. 30 Stück größten Hornviehs oder von 300 Schafen) in einen hermetisch geschlossenen Raum aufzunehmen, mit starker Abkühlung weit zu transportiren und bei guter Beschaffenheit zu erhalten. Das Fleisch bleibt rein, saftig, frisch und schön, wird nicht ausgetrocknet und nimmt an Feinheit und Zartheit, gleich dem vom Schlächter am trocknen und kühlen Ort aufbewahrtem Fleisch, während der Reise zu.

Im Oktober 1875 wagte es T. C. Eastman in New-York, das Quantum von 18 000 Kil. frischen Rind- und Hammelfleisches (Wert 2800 Dollars) nach England auf den Markt zu bringen. Das Unternehmen glückte vollständig. Seit jener Zeit hat der Export des frischen Fleisches aus Amerika nach England einen erstaunlichen Umfang gewonnen. 45 große Ozeandampfer mit 72 Kühlkammern (Refrigerators) waren schon vor ein paar Jahren für den Transport frischen Fleisches in Tätigkeit gesetzt. Der Wert des verschifften Fleisches betrug 1875 die Summe von 16 3000 Dollars, im Jahre 1876 die Summe von rund 2 000 000 Dollar, im Jahre 1877 die Summe von rund $5^1/_4$ millionen Dollars. Schottland liefert nach London jährlich über 15 000 000 Kil. frischen Fleisches unter Verwendung der Kühlkammern. Im Lokalverkehr von Großbritannien werden jährlich über hundert millionen Kil. Fleisch nach London geschafft.

Die Konservirung des Fleisches durch Abkühlung verändert dasselbe am wenigsten. Gerät freilich das Fleisch in faulen Zustand (was durch gute Einrichtungen immer zu verhüten ist), so werden im Fleisch neue Stoffe gebildet, die in chemischer Beziehung noch völlig unbekannt sind. Einige davon sind unzweifelhaft giftig (Sepsin u. s. w.).

Auf den Wunsch des „Vereins Deutscher Lehrer in England" bringen wir folgendes zum Abdruck:

Aufruf.

In einer am 29. Dezember vorigen Jahres in Tolmers' Square Institute, London, unter dem Vorsitze des Herrn C. Tuchmann, früheren Präsidenten der Deutschen Wohltätigkeits-Gesellschaft, abgehaltenen Versammlung von deutschen Lehrern und solchen, die sich für dieselben interessiren, wurde beschlossen, unter dem Titel: German Teachers' Association einen „Verein Deutscher Lehrer in England" zu gründen, der sich folgende Hauptaufgaben stellt:

1. Der Verein bezweckt, die soziale und materielle Lage des deutschen Lehrers in England nach Möglichkeit zu heben; politische Bestrebungen irgend welcher Art sind ausgeschlossen.

2. Der Verein übernimmt für seine Mitglieder für eine geringfügige Entschädigung die Vermittlung von Stellen in englischen Schulen und Familien.

3. Der Verein will neu herübergekommenen deutschen Lehrern, sowie andern Mitgliedern, die sich an ihn wenden, mit Rat und Tat an die Hand gehen und den sich hier aufhaltenden Lehrern und Mitgliedern in einem Vereinslokale ein Heim bieten, mit Lesezimmer, Bibliotek u. s. w.

4. Der Verein unterhält eine stete Verbindung mit den deutschen Hochschulen und der deutschen Presse, um auf die Sachlage inbezug auf den wirklichen Bedarf deutscher Lehrer in England aufmerksam zu machen.

5. Der Verein wird ferner die Aufgabe übernehmen, für die Kinder englischer Eltern passende Schulen auf dem Kontinent, wie auch umgekehrt solche Schulen resp. Familien für deutsche Kinder in England nachzuweisen, den Austausch von Kindern zum Zwecke der Erlernung der englischen und kontinentalen Sprachen zu vermitteln u. s. w.

6. Endlich hofft der „Verein Deutscher Lehrer in England" im Laufe der Zeit und mit Unterstützung der kaiserlich deutschen Regierung in den Stand gesetzt zu werden, in London ein „Deutsches Institut zum Studium der englischen Sprache", dessen Grundzüge bereits von einem Komitémitgliede in einer Denkschrift ausgearbeitet werden, zu gründen.

Der Lord-Mayor von London, sowie andere hervorragende Persönlichkeiten haben bereits ihre Beteiligung, event. ihre Protektion zugesagt, und die vorläufigen Kosten sind durch die Güte des Herrn C. Tuchmann teilweise schon gedeckt, doch sind noch erhebliche Mittel erforderlich, um den Verein so weit lebensfähig zu machen, daß er auf eigenen Füßen stehen und die oben berührten Projekte zur Ausführung bringen kann. Aus diesem Grunde wendet sich das untengenannte Komité vertrauensvoll an alle deutschen Lehrer und Studirenden, auch ihrerseits die gute Sache nach Kräften zu fördern, entweder durch Beitritt zu dem Verein oder durch Beiträge.

So weit sich bis jetzt übersehen läßt, würden die Jahresbeiträge der Mitglieder zehn Mark nicht übersteigen, und würden diese Beiträge alle Mitglieder zu dem Schutze und den Wohltaten des Vereins berechtigen, deren Umfang nach den oben angegebenen Grundsätzen s. Z. in den Statuten näher festgestellt werden wird.

Beitrittserklärungen, sowie Beiträge werden von dem mitunterzeichneten Sekretär, sowie von Herrn Dr. Bernhard, Schatzmeister des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, Kurstraße 34/35, Berlin C., entgegengenommen.

London, im März 1884.

Das Comité des Vereins deutscher Lehrer in England.

Chas. Tuchmann (früherer Präsident der Deutschen Wohltätigkeits-Gesellschaft), Vorsitzender. H. Baumann, Direktor der deutsch-englischen Knabenschule in Brixton. Otto Delfs, Oberlehrer an King's Kollege, Sherborne. J. Holthusen, Redakteur der „Londoner Zeitung Hermann". C. Mengel, Direktor der ersten deutschen höheren Töchterschule zu Islington. Dr. E. Oswald, Royal Naval Kollege, Greenwich. Dr. W. Rolfs, Erzieher S. K. H. des Prinzen Alfred von Edinburg. Dr. Schneider, Vertreter der „Kölnischen Zeitung" für England. Dr. Schöll, Pastor an der deutschen luterischen Kirche in Cleveland Street, Fitzroy Square, W.C. C. Wagner, Pastor an der deutschen evangelischen Kirche, Sydenham, S.E.

H. Reichardt, Oberlehrer an der höheren Mädchenschule, Park Road, Haverstock Hill, London, N.W., Sekretär.

Charade.

Mein Erstes ragt vieltausendfalt zum Himmel hoch empor,
Mein Zweites bringt den Himmel dir auf Erden schon hervor.
Mein Erst' und Zweites ragte einst wie's Erste vielgestalt
Zum Himmel wohl vom Ersten auf beherrschend Feld und Wald.
Mein Zweit' und Erstes findest du dreimal im deutschen Land,
In Hessen, Baiern, Schlesien ist's dem Kundigen bekannt.

S. N.

Rösselsprung.

nie	o	trost	und	flu	ent	auf	gen
ßen	neu	der	stern	den	schwillt	thet	mond
lü	her	licht	so	lacht	geht	ge	in
ein	sü	es	hol	ner	mei	dem	dei
mir	ge	schö	ne	le	nem	mei	le
der	nicht	ben	mild	o	see	zu	meer
nicht	ver	lit	ein	wie	em	froh	ner
ge	stern	gleich	spricht	und	nacht	das	vor

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 18. 1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky.

17. Fortsetzung.

In Obergau angekommen, wurde Graf Falkenau von der ganzen Familie auf das freudigste begrüßt.

Nachdem er sich von dem Wohlbefinden aller überzeugt und mit den Seinigen eine Viertelstunde lang Fragen und Antworten in rascher Folge getauscht, begab er sich auf sein Zimmer, um sich umzukleiden.

Seine Gattin, eine besorgte Hausfrau, folgte ihm dahin, um nachzusehen, ob in dem fremden Hause auch alles seinen Gewohnheiten entspreche.

Der Graf hatte seine Kravatte abgelegt, die Weste aufgeknöpft und streckte sich im Lehnsessel behaglich aus, er versicherte, er sei ganz durchrüttelt und habe Hunger.

Gräfin Marie setzte sich neben ihn, gerade und steif wie immer.

„Du hast doch hoffentlich unterwegs etwas zu dir genommen?“

„Nur einen Bissen; es schmeckte mir nicht, ich hatte vorher zu viel geraucht, aber wenn man mit Reinthal zusammen ist, raucht man immer. Apropos“, fügte er mit einer gewissen Lebhaftigkeit hinzu, „Reinthal hat mich mit einigen schwärmerischen Huldigungen für dich beauftragt. Er will morgen herüberkommen, um dir seinen Schützling vorzustellen, Doktor Lefebre.“

„Es ist sein Sohn,“ sagte sie kalt.

„Bist du dessen sicher?“

„Ich bin es.“

„Dann bitte ich dich, ihm eine liebenswürdige Aufnahme zu bereiten, mir wäre daran gelegen, den jungen Mann an uns zu fesseln.“

Sie schloß die Lippen fest aufeinander. Ihre Haltung erschien in diesem Augenblick noch eckiger und schroffer als gewöhnlich, und wenn ihre Ablehnung auch stumm war, so war sie nur allzudeutlich.

Seine Stirne furchte sich. In einer Bewegung der Ungeduld schlug er die Beine übereinander.

„Es wird dir nicht allzuschwer fallen, Herr Lefebre ist liebenswürdig.“

„Dann bringe ihn mir ohne seinen Vater.“

Er schüttelte den Kopf unter einem Lachen, in dem sich viel Aerger aussprach. „Nun, wahrhaftig, du bist in deinen Antipatien von einer extremen Zähigkeit! Aber so sind die Frauen, und in dem Punkt halten sie einmal alle zusammen: weil der Baron eben kein Muster von einem Ehemann geworden ist, so hat er deine Gunst für immer verscherzt; nun, du wirst ihn jetzt in seinem neuen Verhältnis als Vater kennen lernen, und vielleicht wird er dir darin besser gefallen.“

Die schmale Brust der Gräfin durchschütterte es wie im Krampf, es war ein stummes und verächtliches Lachen.

„Ich kenne ihn auch als Vater, kenne ihn zur Genüge, aber ich wüßte nicht zu sagen, ob er als Vater oder als Ehemann sich besser benommen.“

„Willst du damit sagen, daß er seinen Sohn nicht liebt?“

„Ich will damit sagen, daß dieser Mensch niemals etwas geliebt hat, noch jemals etwas anderes lieben wird als sich selbst.“ Die großen sonst so ruhigen grauen Augen der Gräfin hatten einen Aufbliz des Hasses. Mißbilligend schüttelte er den Kopf.

„Du übertreibst,“ als er aber nun der Beobachtungen gedachte, die er während der Fahrt gemacht, fügte er nachdenklicher hinzu: „Allzufest scheint das Band allerdings nicht zu sein, das die beiden verknüpft, und wenn politische Gegnerschaft hinzukäme -- Reinthal würde ihn fallen lassen; aber der Sohn wird dies Aeußerste hintanhalten, er wird den Vater nicht missen wollen“ -- wie fragend wandte er sich seiner Frau zu.

„Wenn der Sohn wüßte, was ich weiß, er würde sich für immer von ihm abwenden, denn er müßte ihn hassen.“

Der Graf beugte sich in erregtem Interesse ihr entgegen. „Sprich dich doch einmal darüber aus, Marie; was sind das für Geheimnisse, die deine Freundin Ilona dir anvertraut hat? Ich hatte bisher niemals darnach gefragt, mein Gott, was Frauen einander zu klagen und anzuvertrauen haben, man kennt das, aber nun wäre ich fast geneigt, diesen Dingen einige Bedeutung beizulegen.“

Marie erhob sich, all ihre Ruhe und Gemessenheit schien ihr wieder zurückgekehrt.

„Ich kann dir nichts weiter darüber sagen. Dieser Mann, der das Weib nicht achtet, er hat das seltene Glück gehabt, daß er bisher nur mit Frauen zu tun hatte, die edel und selbst-

vergessen, ihn geschont haben, die seine Fehler verbargen, die selbst seine Nichtswürdigkeit mit ihrer Liebe zu decken suchten. Und wenn mir die arme Ilona in ihrem Schmerz ein Geheimnis verraten hatte, so geschah dies, weil sie wußte, daß sie sich auf mich verlassen konnte und ich meinen Schwur halten würde, dies Geheimnis bis ans Grab zu bewahren. Ich habe meiner Antipatie bisher keine Worte geliehen, und ich hätte es auch heute nicht getan, aber in lezter Zeit ist dein Verkehr mit diesem Manne ein häufigerer geworden, und er selbst scheint sich mit einer gewissen Absicht an unsere Familie heranzudrängen. Ich erkläre dir aber, Robert, daß ich jede wie immer geartete Verbindung mit ihm verabscheue, und daß ich ihn nicht mehr zu empfangen gedenke."

In ruhiger Würde und ungebeugter Haltung schritt sie an ihm vorüber und zur Türe hinaus.

Ihr Mann sah ihr nach in ungemessenem Erstaunen. So viel auf einmal, dünkte ihm, hätte sie noch nie gesprochen, aber zugleich erfaßte ihn eine Art Bewunderung. Ihre Sittenstrenge, die Lebhaftigkeit ihres Rechtsgefühls kamen ihm fast erhaben vor. „Solche Art wird selten," sagte er sich, dann aber hatte er doch einen tiefen Seufzer; der stattliche Graf bedauerte vielleicht, daß diese Tugenden so gar dürr erschienen und nicht mit etwas sinnlichem Reiz geschmückt waren. — — — — — —

In der Villa herrschte seit der Ankunft des Barons eine sehr aufgeregte Geschäftigkeit. Jezt wußte man doch wieder, daß dies das Haus eines Kavaliers sei, und daß die Herrschaft anwesend.

So lange der Doktor allein hier wohnte, hatte sich die Dienerschaft durch seine Bedürfnislosigkeit geradezu verlezt gefühlt, und seine häufige Abwesenheit, sowie sein unvermutetes Wiedererscheinen irritirte sie ebenfalls.

Jezt wurde es sofort allen behaglicher.

Die Diener, die in der Stadt zurückgeblieben, waren ebenfalls mit herausgekommen, und alles wurde nun wieder standesgemäß organisirt.

Es war acht Uhr Abends, und im Salon und Rauchzimmer wurden die Lichter angezündet. Der Kammerdiener des Barons, der geschmeidige Felix, und der kaum minder schlaue Julian, der für den jungen Herrn aufgenommen worden war, standen plaudernd in dem Entrée, durch dessen geöffnetes Fenster noch Tageshelle hereindrang.

Julian arrangirte Blumen in einer Vase und Felix musterte alles mit einem überlegenen Lächeln, eine Hand unter den Ellbogen gelegt, mit der andern sich das glatt rasirte und gepuderte Kinn streichelnd.

„Es wird gleich wieder läuten, Sie werden sehen," sagte er, „er ist sehr aufgeregt, kein Wunder, die Sache ist doch höchst alarmirend."

„Ich hatte schon immer das Gefühl, daß der Doktor Dummheiten mache," versezte Julian mit wichtiger Miene, „aber daß er sich so gemein machen würde, hätte ich ihm doch nicht zugetraut."

„Jezt wird's wohl mit der Adoption aus sein, meiner Ansicht nach ist sie ganz unmöglich geworden, denn wie —"

„Pst," unterbrach Julian, „hat er nicht geläutet?"

Beide horchten.

„Nein."

„Mich wunderts, gelesen hat er's doch gewiß schon."

„Natürlich, übrigens hat er schon etwas wissen müssen, wie er von der Gräfin zurückgekommen ist; ich kenne meinen Herrn, er hatte seine Miene, und die Zeitungen hat er in einem Ton begehrt, in einem Ton! — na, ich hab sie ihm gleich mit der Seite hingelegt, wo die Volksversammlung annoncirt war und die Einberufer und Redner; wie er das Blatt anschaute, mußte ihm der Name Lefebre in die Augen fallen."

„Er muß wütend sein," sagte Julian.

„Hören Sie, es ist aber auch keine Kleinigkeit, eine solche Aufführung! mit Arbeitern verkehren — in Volksversammlungen öffentliche Reden halten — und was das für Folgen haben kann; und das muß ihm mit seinem Sohn passiren, ihm, der soviel auf Anstand und Noblesse hält!"

„Ja, nobel ist er, das muß man ihm nachsagen."

„Und er hätte auch das Notwendige, um seinen Namen mit Glanz aufrecht zu erhalten."

„Er muß höllisch reich sein?"

Felix hatte die hochmütigste Miene von der Welt: „mehrfacher Millionär!"

„Hm, hm!" machte Julian voll Bewunderung und dann mit schlauer Miene und etwas Heimlichkeit den Zeigefinger erhebend: „aber bei ihr wird ihm das doch nichts nüzen."

„Was meinen Sie?"

Jezt hatte Julian das insolente Lächeln, jezt war die Reihe an ihm, sich als Eingeweihter zu geben.

„Sie wissen," sagte er nachlässig, „nachdem er ein Bad genommen und sich umgezogen, ist er gleich hinüber zur Gräfin Helene."

„Die Gräfin war ausgeritten."

„Hab ich ihm gesagt, er ist aber doch hinüber gegangen."

Felix zwinkerte indiskret mit den Augen. „Erst recht, die Helene tangirt uns nicht mehr, wir wollen jezt die blonde Komtesse, die Elsa."

Julian zuckte die Achseln. „Da kann ich ihn nur bedauern."

„Wie so?"

„Nachdem, was mir Josefa berichtet — Sie verstehen mein Lieber, wir stehen auf gutem Fuß miteinander — also, er ließ sich bei der Komtesse melden, worauf sie zurücksagen ließ, daß sie allein sei, und er möge daher entschuldigen, wenn sie ihn nicht empfange. Unser Baron nahm hierauf eine Karte und schrieb einige Zeilen darauf, es war englisch. Josefa kann leider noch immer zu wenig englisch, sie konnte das Geschriebene nicht entziffern, sie übergab die Karte. Die Komtesse soll eine Weile überlegend gestanden haben, dann sezte sie sich an den Schreibtisch und ließ indes den armen Baron im Salon auf ihre Antwort warten.

Er soll fürchterlich blaß geworden sein, als ihm Josefa das Briefchen überbrachte und er, der sonst nie auf seine Schuldigkeit vergaß, ist diesmal ohne Dank davongeeilt."

„Mein armer Baron!" sagte Felix mit einem bedauernden Lächeln, dem eine kleine Schadenfreude beigemischt war. „Ja, das mag ihn freilich wurmen, wir sind auch dergleichen nicht gewohnt, haben immer Succes gehabt, enormen Succes."

Julian neigte sich vertraulich an das Ohr seines Kameraden. „Wenn Sie's nicht verraten wollen, Josefa hat mir's nämlich unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit anvertraut —"

„Das versteht sich unter uns."

„Sie meint, die Elsa und unser Doktor, die hätten was miteinander."

„Ah!" rief Felix ganz indignirt.

„Die Josefa hat nämlich schon zweimal Briefe auf die Post getragen, und darauf stand: Arnold Lefebre."

„Wenn er's erfährt, das schlägt dem Faß den Boden aus."

„Von uns aus bleibt es Geheimnis."

„Natürlich, natürlich," beteuerte Felix.

In dem Augenblick läutete es stark und Felix begab sich in die Gemächer.

Er kam sofort wieder zurück.

„Was wollte er denn?" fragte Julian.

„Ach nichts, er hat nur gefragt, ob der Doktor noch nicht zurückgekommen sei."

„Aha, er kann es nicht erwarten, na, das sezt noch was zwischen den zweien, Sie werden sehen."

Wieder läutete es.

„Er ist recht angenehm heute," murmelte Felix verdrießlich, „das haben wir alles dem jungen Herrn zu verdanken." Er ging hinein und kam wieder zurück.

„Jezt sollen Sie auch hinein kommen, Julian."

„Was will er denn?"

„Er will jezt wieder wissen, wer der Mensch war, mit dem der Doktor heute fortgegangen ist."

„Ich hab's ihm ja schon gesagt, ein Arbeiter war's, ein ganz ordinärer Kerl, hat Juchtenstiefel angehabt, und hat auch

darnach gerochen, daß es mir fast den Magen umgedreht hat; und ganz keck ist er herein gekommen und hat sich auch noch anmelden lassen.“

„Wie hat er denn geheißen?“

„Ich hab mir nur seinen Vornamen gemerkt: Georg, weil ich einmal mit einem Georg in die Schule gegangen bin.“

„Es ist wirklich eine Blamage für das ganze Haus,“ versetzte Felix indignirt, während er mit Julian, leicht und leise auftretend, den Speisesaal durchschritt. „Na, ich hätte sollen da sein, ich hätte dem Burschen den Standpunkt klar gemacht.“

Julian nahm einen weinerlichen Ton an: „Sie haben leicht reden, Sie sind immer um den Baron, aber ich war ja gewissermaßen dem jungen Herrn attachirt, und der hatte mir anbefohlen, jedermann vorzulassen, wer es auch sei, und hat mir noch besonders aufgetragen, höflich mit diesen Leuten zu sein. Ja, ja, unser einer hat mitunter einen schweren Dienst und man muß sich viel gefallen lassen, aber das hat mir noch kein Kavalier zugemutet und ich hab's schon bei vielen probirt.“

„Pst!“ machte Felix, auf die anstoßende Tür zeigend, „er ist im Rauchzimmer.“

Sie verschwanden in der Tür desselben.

Gleich darauf kam Arnold in die Villa, und es ward ihm sofort hinterbracht, daß der Baron angekommen sei und ihn zu sprechen wünsche.

Er wechselte den Rock und trat bei ihm ein.

19. Kapitel.

Das elegante Rauchzimmer mit Holztäfelung und Holzplafond in herrlicher Arbeit sah in dem Lichte der zwölf Kerzen, die auf dem schweren Broncelustre flackerten, äußerst vornehm und düster aus. Sämmtliche Türen, die einflügelich mit dem Getäfel der Wand zusammengingen, waren geschlossen und nur die großen eisernen Türbeschläge von kunstvoller Arbeit und die ebenso schönen Klinken verrieten die Ausgänge.

Ueber dem reichen Kamin befand sich, nach pariser Art, eine Maueröffnung, und darin war eine Spiegelscheibe gesezt, die nach dem Salon zeigte, der unter dem blendenden Lichte eines Gaslustres in Helle gebadet schien. Ein Strahl dieses Lichtes brach durch die Scheibe und traf den erhöhten Erker des Rauchzimmers, zu dem einige Stufen, mit einem zierlichen Holzgeländer versehen, hinanführten.

Ein mächtiges Fenster bildete den Fonds des Erkers, es stand in diesem Augenblick geöffnet und ließ die milde Abendluft hereinströmen und alle Wohlgerüche des Gartens.

Zwei schwellende Divans nahmen die Breitseiten des Erkers ein, und Vater und Sohn hatten darauf einander gegenüber Plaz genommen. Ein Rauchtisch stand zwischen ihnen.

Reinthal hatte eine Zigarre angezündet, aber er war zu erregt, um sie zu rauchen, und hatte sie wieder weggelegt.

Er lehnte sich in den mit einem persischen Teppich überdeckten Divan zurück und im Vollbewußtsein all seiner Ueberlegenheit bemühte er sich, äußerlich wenigstens, ruhig zu erscheinen.

„Du hast mir eine sonderbare Ueberraschung bereitet, wahrlich, ich hatte das nicht vorausgesehen. Ich habe deiner Bildung und ich habe auch deinem Feingefühl vertraut, und weiß nun nicht, ob ich deine Unbedachtsamkeit bedauern soll oder deine Rücksichtslosigkeit. Du hast mich in allem verlezt und du wußtest, daß du mich damit verlezen würdest.“

„Ich verstehe dich nicht ganz,“ sagte Arnold ruhig und fest, aber es lag jene Sanftmut in dem Ton, die beschwichtigen will. „Ich habe dir aus meinen Gesinnungen nie ein Hehl gemacht, und wenn wir uns mündlich über unsere sozialpolitischen Gesinnungen auch nicht vollständig ausgesprochen haben, weil du darin mir auszuweichen scheinst, so warst du doch über meine Bestrebungen vollständig unterrichtet. Ja, du hast, was ich darüber geschrieben, mir nachgesprochen.“

„Weil ich zu mancher dieser Anschauungen mich ebenfalls bekenne,“ entgegnete Reinthal stolz. „Ich erlaube niemanden an meiner durchaus aufgeklärten fortschrittlichen Gesinnung auch nur zu zweifeln; ich bin hierin weiter gegangen als die meisten, und habe mich kühn allen Neuerungen vorangestellt.“

„Und warum willst du mir aus dem gleichen Vorgehen einen Vorwurf machen?“

„Weil du weiter gegangen bist als ich,“ rief der Baron, und sein kühler vornehmer Ton schlug plözlich in einen zornig erregten um, „zu weit, bis zum Absurden! Du verkehrst direkt mit Arbeitern, du hast dich sogar nicht entblödet, sie in meinem Hause zu empfangen. Du kennst die jezige Stimmung in den maßgebenden Kreisen, willst du nun auch mich der Agitation unter diesen Leuten verdächtig machen? Was gab dir ein Recht, mich in dieser Weise zu kompromittiren?“

Arnold zuckte unter diesem vehementen Angriff nicht mit den Wimpern; sein Antliz blieb ernst und ruhig.

„Ich dachte nicht dich zu kompromittiren, indem ich Recht und Aufklärung, mit denen du dich identifiziren willst, in weiteren Kreisen zu verbreiten suchte.“

Der Baron hatte ein höhnisches Lachen.

„In weiteren Kreisen — sage lieber in den weitesten Kreisen, in jenen dunklen Kreisen selbst, in denen sie kein Licht verbreiten, sondern nur Verwirrung. Weshalb geschah dies und zu welchem Zweck? Ich frag dich, du sollst mir Antwort geben.“

In dem jungen Herzen des Sohnes mochte es heißer aufwallen, aber seine Augen behielten den bittenden Ausdruck.

„Vater, nehmen wir die Sache nicht allzuschroff, du bist gereizt und ich bin nicht ganz ruhig, aber höre mich an.“

Reinthal hatte in nervöser Erregtheit sich erhoben, er war die teppichbelegten Stufen, die aus dem Erker führten, hinabgeschritten und näherte sich dem Tisch, der in der Mitte des Zimmers sich befand, und um den vier Fauteuils in breiter Rückenlehne aufgestellt waren. Arnold war ihm gefolgt. Beide sezten sich hier einander gegenüber. Das rötliche Kerzenlicht erleuchtete ihre Gesichter; hier konnten sie sich in die Augen sehen, jeder in den Mienen des andern lesen, sie fühlten das Bedürfnis hierzu.

Arnold begann in einem gedämpften Ton:

„Es war mein Jugendtraum gewesen, Vater, dich für Ideen zu gewinnen, die mich selbst im Innersten bewegten, weil sie der großen Entdeckung einer neuen Wahrheit entsprungen waren.“ Sein Mund verzog sich zu einem schwachen Lächeln. „Ich bin seither davon zurückgekommen; ich weiß nun, daß unsere Anschauungen von ihren ursprünglichen Berührungspunkten sich immer weiter entfernen und entfernen müssen: der Liberalismus, für dich der Höhepunkt der menschlichen Entwicklung, ist für mich der Ausgangspunkt einer neuen —“

Reinthal hatte eine Geberde der Ungeduld, Arnold legte, gleichsam beschwichtigend, die Hand auf seinen Arm. „Aber dies kann unsere Herzensneigung nicht alteriren und troz der Verschiedenheit unserer politischen Ansichten gibt es so vieles, das uns verbindet. Lebt in uns beiden nicht das gleiche Streben nach Wahrheit und wissenschaftlicher Erkenntnis? Darauf habe ich bei dir gebaut und ich baue noch heute darauf.“ Sein Ton gewann noch an Wärme und Herzlichkeit. „Vater, ich kann nicht glauben, daß du dem Sohne, der ein Mann der Wissenschaft ist, hemmend in den Weg treten willst, und wenn er auch zum rücksichtslosen Forscher würde, und wenn er auch die Kühnheit hätte, weiter zu gehen als du selbst.“

„Und wenn er auch zerstören wollte, was ich aufgebaut?! O, du bist kühn auch in deinen Voraussezungen, sehr kühn. Du pochst auf meine väterliche Liebe und auch auf deine Unverlezlichkeit als Gelehrter, nachdem du alles getan, beides zu untergraben.“

„Wie meinst du das?“

„Ich habe dich bisher gefördert in jeder Weise, dein Wissen verdankst du mir. War es nun so ganz unberechtigt zu wünschen, du solltest es dereinst unter meiner Leitung, dir selbst zur Ehre und zum Gewinn verwerten? Wie hast du aber diesen Erwartungen gegenüber dich verhalten? Du hast ein Buch veröffentlicht, anonym, in welchem du die Lage des arbeitenden Volkes untersuchst und nationalökonomisch feststellst; gut, ich hatte

nichts dagegen, du hattest dich damit in die Reihen der gelehrten Forscher und Staatsmänner gestellt. Das Buch hatte sofort in diesen Kreisen Aufsehen erregt und die Neugier nach dem Verfasser erweckt. Aber wenn man auch deinen Namen erfahren, und selbst wenn man ihn mit dem meinigen zusammen genannt hätte, ich hätte dich nicht verleugnet und es hätte nicht dir, nicht mir geschadet. Uns Gebildeten liegt ja die Pflicht ob, das Wohl des Volkes inbetracht zu ziehen und darüber nachzudenken. Du aber hast dich nicht damit begnügt. Du hast Broschüren unter das Volk geworfen, unter das ungebildete und unwissende Volk, und du hast damit den Keimen der Unzufriedenheit, die in ihm gähren, neue Nahrung zugeführt. Das konnte nicht geduldet werden: die Broschüre ist verboten worden. Und nun ist ihr Verfasser kein Gelehrter mehr, er ist ein Agitator — man sucht ihn, man will ihn zur Verantwortung ziehen — und du, du tust das Lezte, das Kompromittirendste, du denunzirst dich gleichsam selbst, indem du als Redner auftrittst in einer Volksversammlung. Willst du es leugnen?"

Arnold hatte den Kopf erhoben, sein Blick hatte das Feuer eines stolzen Bewußtseins. „Keineswegs, mein Vater."

„Und du willst in öffentlicher Versammlung zu diesen Leuten reden?"

„Ich werde damit einer sittlichen Pflicht Genüge leisten."

„Und tags darauf wirst du über deine Beziehungen zu den Arbeitern in allen Journalen Berichte finden und Kommentationen."

„Ich werde mich der Tatsache nicht zu schämen haben, daß ich in Schrift und Wort die Gedanken und positiven Erfahrungen unserer modernen Wissenschaft denjenigen übermittle, die ihrer bedürfen und am heftigsten darnach verlangen, diejenigen, die erst noch heranzuziehen sind für ihre Aufgabe im Staat und in der Gesellschaft, und die der Höhe dieser Aufgabe sich noch nicht voll bewußt sind."

„Das heißt mit andern Worten, sie für die politische Aktion zu dressiren," rief Reinthal mit leidenschaftlicher Schärfe, „aber wisse, die Mitberatung und Entscheidung über ihr Schicksal kann den unteren Ständen nicht eingeräumt werden, sie sind noch lange nicht reif dazu."

Auch Arnold fuhr in einem unwillkürlichen Ruck in die Höhe.

„Nicht reif! Wahrlich, es dürfte nicht verwundern, wenn das Volk diese Reife nie erlangte, da alles, was sein geistiges Anrecht ausmacht, ihm verkümmert wird. Aber du solltest diese bequeme Phrase nicht im Munde führen, die althergebrachte. Du weißt es wohl, daß, wie in der ganzen Natur, es auch im Völkerleben ein ewiges Gesez der fortschreitenden Entwicklung gibt, und dieser Werdeprozeß der Menschheit läßt sich nicht eindämmen und nicht zurückhalten; die geistige Bewegung durchdringt gegenwärtig alle Schichten, und an ein Ausschließen und Geheimhalten philosophischer und ökonomischer Wahrheiten ist in unseren Tagen nicht mehr zu denken, damit ist es vorüber. Die Emanzipation der unteren Stände schreitet unaufhaltsam vorwärts und sie manifestirt sich in dem heißen Bildungsdrange derselben und in der Erkenntnis, wie wenig bisher dafür geschehen ist. Die Arbeiter wissen ganz gut was ihnen fehlt; mit tiefer Beschämung erkennen sie ihren tiefen Stand an Wissen und Bildung. Sie wollen daher lernen, aber sie sehen ein, daß sie sich die Möglichkeit dafür selbst verschaffen müssen. Und wenn sie nun zuerst und vor allem eine Verkürzung ihrer Arbeitszeit verlangen, so ist es nicht um weniger zu arbeiten, sondern um Zeit zu erübrigen, ihren geistigen Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Sich durchzuringen zur Vernunft und Klarheit, zum politischen Verständnis ihrer Lage ist ihr höchster Wunsch, sie stellen ihn über den augenblicklichen materiellen Vorteil, denn der Arbeiter ist noch Idealist, glaube es mir, und er kämpft hier nicht einen Kampf um leibliche Interessen allein, in ihm ruht noch in voller Kraft und Reinheit das lang zurückgedrängte etische Bedürfnis nach Vervollkommnung."

Reinthal stieß ein kurzes zorniges Lachen aus.

„Der Idealist bist du, und es ist dein Idealismus, der den ihrigen voraussezt. Aber wenn auch du noch in Idealen und Utopien befangen bist, ich bin es nicht mehr." Er richtete sich hoch empor und sein geistvolles Auge traf fest auf den Jüngeren; „als Mann von Erfahrung, als Mann, der die Verantwortung für seine Handlungen zu übernehmen gewohnt ist, urteile ich anders. Wir haben zunächst und vor allem das Bestehende an Intelligenz zu wahren, die schwererrungene Kultur, die Rechte der Gebildeten, und darum sage ich dir, niemals werden wir Maßnahmen begünstigen, die ein Volksregiment hervorrufen würden, niemals werden wir uns mit dem Pöbel verbünden, um unsere höchsten Errungenschaften diesem Pöbel zu überantworten."

In drohender leidenschaftlicher Feindseligkeit standen sich Vater und Sohn gegenüber und all die Gegensäze ihres Karakters und ihrer verschiedenartigen Entwicklung traten in der Erbitterung noch verschärft hervor.

„Ihr überantwortet euch dem Pöbel," rief Arnold von seinem Blute fortgerissen, „ihr tut es, indem ihr die gerechten Forderungen des Volkes als lästig und unbequem zurückweist. Nicht diese, die nach Wissen schreien, die ein erhöhtes Leben begehren, ein menschenwürdiges Dasein, nicht diese sind der Pöbel, aber jene dumme gedankenlose Masse aller Stände, der niederen und höheren, die nur dem Alten und Gewohnten sich fügt, die nur die Wirkungen gewahr wird, in ihrer Gedankenlosigkeit aber niemals die Ursachen durchdringt, diese sind der Pöbel, und er wird gegen euren Willen, aber unter eurer Flagge die Anarchie herbeiführen, einen unübersehbaren Rückschritt."

„Genug!" rief Reinthal mit der Stimme des Gebieters, „und mehr als genug, ich verlange nicht deine hirnverbrannten Teorien zu hören, ich kenne sie bis zum Ekel."

„Wie du willst — ich will dir dann gute Nacht sagen. Ich bedauere, daß ich mich habe fortreißen lassen — aber es mußte einmal alles klar werden zwischen uns."

„Ganz recht, drum bleib! Wir müssen miteinander völlig ins Reine kommen."

Arnold, der sich zum Gehen gewendet, blieb stehen; er suchte sich zu fassen, er wollte seine Ruhe zurückerlangen, seine Besonnenheit.

Reinthal schritt vor dem Kamin auf und nieder; auch er schien etwas niederkämpfen zu wollen, das wild in ihm aufstürmte gegen den rebellischen Sohn. Jezt blieb er dicht vor ihm stehen und sagte in erkünstelter Ruhe:

„Unsere Ansichten trennen uns. Glaube nicht, daß ich mich jemals zu den deinen bekehren lasse, aber ich rechne ein wenig darauf, daß du die deinigen ändern wirst — nicht sofort" — fügte er rascher hinzu, als er die widerspruchsvolle Geberde Arnolds gewahrte — „ich weiß es, aber späterhin sicher."

Wider ging er auf und nieder, dann sagte er in all seiner gebieterischen Vornehmheit und ohne seine Promenade zu unterbrechen: „Einstweilen wirst du die Güte haben, deine Gesinnungen für dich zu behalten und ein öffentliches Auftreten in Volksversammlungen ꝛc. zu vermeiden. Ich verlange, daß du deine agitatorische Tätigkeit aufgibst und alles, was damit zusammenhängt. Du wirst begreifen, daß ich dergleichen, so lange du in meinem Hause bist, nicht dulden kann und nicht dulden mag." Er blieb stehen und wandte den Kopf ihm zu, er erwartete eine Antwort, als er aber in das bleiche entschlossene Gesicht seines Sohnes sah, fügte er lauter und schärfer noch hinzu: „Du bist ökonomisch abhängig von mir, ich halte deine Existenz in der Hand, dein ganzes Lebensglück, du hast dich also nicht zu besinnen."

„Was ich zu tun habe, steht klar vor mir, und ich besinne mich keinen Augenblick, lebe wohl."

Arnold tat einen Schritt gegen die Tür, dann blieb er stehen und in halber Wendung streckte er dem Vater rasch die Hand entgegen. „Laß uns ohne Groll scheiden, ich bitte dich."

Reinthal brach in ein frivoles Lachen aus.

„Wie abgeschmackt du bist, wie geistlos! Höre, Arnold, du müßtest doch ernstlich in Verlegenheit kommen, wenn man dich fragen würde, wie du deine Haltung mir gegenüber rechtfertigen wolltest. Was denkst du dabei? Willst du großartig sein, mit antiker Tugend dich brüsten? Ich versichere dich, sie wirkt burlesk in unserer Zeit. Ein Philosoph in der Tonne, der aus der hohlen Hand trinkt, würde polizeilich beanstandet werden.

Bilder aus dem Schwarzwald: **Bergstraße.**

Also gib dich keinen albernen Illusionen hin und sei ein wenig vernünftig.“ Er näherte sich ihm, und sein Sarkasmus verwandelte sich in Bonhommie. „Von was willst du denn leben? Sieh nur einmal deine Hände an, wie fein sind sie, wie zart, die sind nicht gewohnt zu arbeiten. Willst du mir darauf antworten, daß du hinlängliche geistige Anlagen und Kenntnisse besitzest, um alles Nötige dir zu erwerben? Zugegeben. Aber da du sie nicht in unserem Dienste zu verwerten gedenkst, so wirst du sie jenen Armen und Unterdrückten zur Verfügung stellen, und du wirst also diesen Aermsten für das problematische Glück deiner Teilnahme das karge Brod vom Munde wegstehlen.“ Sein Ton wurde ernster noch und eindringlicher. „Meiner Treu, sie werden es dich verdienen lassen! Du wirst in harter Frohnde arbeiten und ihnen immer noch nicht genug tun, und sie werden dich verantwortlich machen für alle Mißerfolge, und sie werden dich verdächtigen und dich verleumden, denn du gehörst nicht zu ihnen, du bist keiner der ihrigen und so wirst du ihnen immer als ein Eindringling erscheinen, als ein Mensch, der auf ihre Kosten lebt, den sie mit ihrem Schweiße mästen. Ja, mein Lieber, die Menschen sind nun einmal viel geneigter, das Gemeinste vorauszusetzen als das Höchste, das Idealste, und so darfst du nimmer auf Dank rechnen für all die Opfer, die du ihnen gebracht haben wirst, nie und niemals! Aber du wirst ein Leben voll Mühsal und Entbehrung auf dich genommen haben, von beständigen Aufregungen erfüllt, von der Mißgunst und der hämischen Bosheit besudelt. Und dir wird nicht einmal die innere Befriedigung geworden sein, wirklich etwas erreicht, etwas geschaffen zu haben, das andern zu Gute gekommen wäre, und du, der den Trieb nach Glückseligkeit bei allen Geschöpfen so tief gefühlt hat, du wirst dich selbst, diesem Trieb entgegen, zum Unglückseligsten gemacht haben.“

Reinthal sprach es warnend aus, voll Ueberzeugung; er gehörte zu denen, die die Gemeinheit der Menschen studirt haben, und mit Wollust darauf hinzeigen, weil sie die Verachtung rechtfertigt, die egoistische Lieblosigkeit, die sie für die gesammte Menschheit im Busen tragen.

Arnolds Haltung blieb unbewegt, und er entgegnete fest und einfach: „Was man als gut und recht erkannt hat, ist eine Macht in uns geworden, die mehr als alles uns bindet und bestimmt. Und wer sich seinen Ueberzeugungen mit ganzer Seele hinzugeben vermag, der hat bereits seinen Anteil am Glück.“

Reinthal biß die Zähne zusammen, dann trat er dicht an den Sohn heran und in einem übermütig herausfordernden Ton fragte er: „Wirst du ihr dieselbe Antwort geben?“

„Was meinst du?“

„Ob du dem Weibe, das dich liebt, nur dies Martyrium zu Füßen legen und als ein Ausgestoßener aus der Gesellschaft um sie zu werben gedenkst? Ah, du wirst rot — Gott sei Dank, du hast also doch, außer dieser unfruchtbaren Liebe für die Allgemeinheit noch ein wärmeres Gefühl im Herzen, du liebst das Weib — du liebst Helene!“

Arnold trat einen Schritt zurück und Ton, Blick und Geberde gaben dem Wort alle Bekräftigung: „Nein!“

„Nein? Aber du wirst dich vielleicht trotzdem entschließen sie zu heiraten. Du gewinnst mit dieser Frau ein fürstliches Vermögen, das dir die ersehnte Unabhängigkeit und Freiheit geben wird, das dich allein instand setzen kann“ — sein Blick traf Arnold mit durchbohrender Schärfe — „was du als deine Mission ansiehst zu fördern, die Interessen der Armen mit Nachdruck zu unterstützen, das dir ermöglicht, für deine große Idee etwas wirklich Ersprießliches zu leisten. Nun, du Idealist, für einen solchen Zweck wird dir doch kein Opfer zu groß sein!? Und das Martyrium an der Seite eines reizenden Weibes dürfte vielleicht doch jedem andern vorzuziehen sein?!“

„Du irrst, ich kann für meine Ideen mich selbst opfern, aber nicht meine Ehre.“

„Ah, du wagst sie anzuklagen! Aber du wirst mich nicht täuschen, das ist nicht dein wahrer Grund, und wenn du sie verschmähst, geschieht es nur, weil du eine andere liebst, weil du eine andere zu besitzen wünschest — Elsa!“

„Und wenn es so wäre?!“

„Du liebst sie?“

„Ich liebe sie!“ laut, bewußt, einem Jubelruf gleich, der aus tiefstem Herzen sich löst und seine Seligkeit verrät, tönte es ihm entgegen.

Es reizte ihn auf's höchste, zu maßlosem Grimm; Reinthal kannte sich nicht mehr, und seine Züge, soeben noch höhnisch kalt, verzerrten sich in Wut.

„Elender! das Mädchen war mein, ehe du gekommen warst, sie war mir zugetan, du wußtest es, und dennoch hast du um sie gebuhlt, du hast sie mir geraubt!“

„Das tat ich nicht, und mit keinem Wort habe ich ihr bisher gestanden, was ich fühle. Aber wir kannten uns schon lange vorher, noch ehe du sie gesehen, und fühlten uns verbunden. Sie wußte, daß ich dein Sohn sei, sie kannte unser gegenseitiges Verhältnis und wenn sie dir zugelächelt hat, so galt dies nur dem Vater!“

Reinthal stieß einen bebenden Ruf des Zornes aus. Ohne es zu wollen, hatte ihn Arnold an seiner empfindlichsten Stelle getroffen, an seiner Eitelkeit.

Sie hätte in ihm also nur den Greis gesehen, wie?! Aber was Elsa ihm heute geschrieben, die wenigen Worte, die er sich bisher nicht recht zu deuten gewußt, nicht deuten wollte, sie waren ihm jetzt klar geworden, sie sagten dasselbe.

Doch er erkannte darin nicht das eigene Unrecht, er erkannte darin nur ein Unrecht der andern.

„Mir aus den Augen!“ schrie er, „niemals noch hat ein Sohn seinen Vater so in allem verletzt, so in allem beleidigt wie dieser Bube mich. Wer bist du denn?! Aus Mitleid nur hatte ich dich aufgenommen, weil du sonst verkommen und verdorben wärst; mir bleibt jetzt nur die Reue, daß ich's getan, daß ich dich jemals Sohn genannt, dich, den Bastard eines Mädchens, mit dem ich mich gerichtlich ausgeglichen habe; ich bin dieser Person nichts schuldig geblieben —“

„Als die Achtung, die ihr Sohn für sie fordert,“ schrie Arnold in wilder Empörung ihm entgegen. „Kein Wort mehr über meine Mutter, ich müßte dich sonst — Schurke nennen, denn sie hat dich geliebt!“

Arnold wandte ihm den Rücken und verließ das Zimmer.

(Forts. folgt.)

Bilder aus dem Schwarzwald.

(Siehe Illustrationen Seite 419 und 423).

In der großen Biegung des Rheins, die dieser Strom in seinem Laufe vom Bodensee an der badischen Süd- und Westgrenze macht, erhebt sich der Schwarzwald, die Silva Marciana der Römer, mit seinen zahlreichen Berggipfeln, seinen blühenden Tälern und seinen dunkeln Tannenwäldern, von denen er seinen Namen hat. „Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,“ sagt mit Recht der Dichter. Dessenungeachtet aber bildet das Gebirgsland, das diesen Namen trägt, einen der schönsten und reizvollsten Flecken der Erde. Vom Oberrhein, wo dieser die Grenzlinie zwischen Baden und der Schweiz bildet, erstreckt sich der Schwarzwald nördlich bis nach Pforzheim, wo ihn der Kraichgau vom Odenwald trennt. Im Osten reicht der Schwarzwald weit nach Würtemberg hinein, wo er von dem jungen Neckar durchschnitten wird. Das Tal der Kinzig, wo Ochsenburg liegt, scheidet den Schwarzwald in den oberen oder südlichen und den unteren oder nördlichen Schwarzwald. Den Hauptgebirgsstock bildet der Feldberg, der vier große Ausläufer hat und dessen Hauptkuppe die Höhe von 1493 Meter erreicht; ganz respektablen Kuppen begegnet man noch beim Belchen (1411 M.), Blauen (1178 M.), Schau-in's-Land

(1287), Kandel (1243). Im nördlichen Schwarzwald erheben sich der Kniebis (973 M.), die Hornißgrinde (1164 M.), der Kazenkopf (1153 M.). Das aus Gneiß, Granit und Buntsandstein bestehende Gebirge zeigt zunächst eine Menge von herrlichen Tälern, die von klaren und fischreichen Flüssen durchströmt sind; so das Wiesental, das Albtal, das Elztal, das Kinzigtal, das Murgtal u. s. w. Der Schwarzwald hat gegen sechzig Mineralquellen, an denen eine Anzahl berühmter Bäder liegen, wie Baden-Baden, Peterstal, Rippoldsau, Badenweiler u. s. w. Hoch oben auf dem Gebirgsplateau befinden sich Seen, so der Feldsee auf dem Feldberg, der Titisee bei Neustadt und der Mummelsee an der Hornißgrinde, ein sagenberühmter See mit dunklem Wasser, der keine Fische hat und einen melancholischen Eindruck macht, ähnlich wie der Ugleisee bei Eutin in Holstein. Ein fleißiges Volk wohnt in diesen zahlreichen Tälern; blühende Städte und Dörfer sind allenthalben zu schauen. Man baut Wein und zieht berühmte Sorten; Holzhandel wird viel getrieben und die schlanken Stämme der Tannen werden bis Holland hinabgeflößt. In den Waldtälern besteht jene großartige Uhrenfabrikation, die freilich nicht mehr das ist, was sie früher war und bei der sich auch immer ganz eigentümliche Gepflogenheiten und Gebräuche erhalten haben; im Elztal findet man jene Granatschleifereien, die heute den Arbeitern keine beneidenswerte Existenz mehr gewähren; auch die Drehorgeln, mit denen in den Straßen unsere Hörorgane gepeinigt werden, sind zum größten Teil dort gefertigt. Vor allem das Wiesen- und Kinzigtal sind industrielle Gegenden geworden; doch ernährt sich die Mehrzahl der nichtstädtischen Bevölkerung, wie natürlich, von Ackerbau, Viehzucht, Weinbau und Holzflößerei. Zahlreiche Bahnlinien durchschneiden den Schwarzwald, der wegen seiner reichen und großartigen Naturschönheiten ein Hauptreiseziel der Touristen ist.

Wir können die hervorragenden Reize des Schwarzwaldes nicht alle mustern und lassen den Mummelsee sowie die berühmten Wasserfälle bei Allerheiligen und Triberg liegen. Auch um die vielen Ruinen adeliger Raubschlösser können wir uns nicht kümmern. Wir wenden uns nach Freiburg, jener prächtigen Stadt mit ihrem großartigen Münster und ihren reinlichen, von klaren Bächen durchflossenen Straßen. Die Stadt lehnt sich mit dem Rücken an den Schwarzwald und blickt vor sich in die weite Rheinebene hinaus. Wir betreten das breite, von grünen Höhen und Weinbergen umsäumte Tal, das sich hinter Freiburg öffnet und in den Schwarzwald hineinführt. Wir sind in einem herrlichen Landstrich, alles scheint ein einziger Garten zu sein; wir sehen ganze Wälder von Obstbäumen, zwischen denen die weißen Häuser freundlicher Dörfer hervorblinken. Das ist das Himmelreich — so nennt man diese Gegend. Aber plözlich wird das Tal ganz enge, je weiter wir kommen, desto drohender türmen sich rechts und links gewaltige Massen rötlichen Gesteins, zuweilen mit spärlichem Fichtenholz oder mit den Ruinen eines Raubschlosses gekrönt. Hier sind wir in dem berühmten Höllental, das seinen Namen von den düstern, drohenden, zackigen Felsmassen, die es einrahmen, erhalten hat. Durch das enge Tal fließt ein kleiner Bach, der Mühlen treibt und an dem auch viele Wirtshäuser liegen; aus den hohen Preisen ersehen wir, wie die Kultur sich schon hier festgesezt. Hier liegt das Schloß Falkenstein, das einst die trozigen Bürger von Freiburg brachen; hier führte der General Jean Victor Moreau, Feldherr der ersten französischen Republik, 1796 seinen berühmten Rückzug durch. Nachdem wir im lezten „höllischen" Wirtshaus, im „Stern", uns erfrischt, steigen wir auf einer gewundenen Straße aus dem tiefen Talkessel hervor und gelangen bald in das freundliche Gebirgsstädtchen Neustadt, wo wir es gut treffen, denn dort ist gerade Jahrmarkt. Wir können die malerischen Trachten der Schwarzwaldbewohner hier bewundern. Sie sind sich nicht an allen Punkten des Schwarzwaldes gleich; hier tragen die Bauern Kniehosen mit hohen Strümpfen, rote Westen und Wämser oder Röcke mit langen Schößen, auf dem Haupt der Dreispiz. Der reiche Bauer stolzirt mit stattlichen Vatermördern einher. Die Mädchen haben eine sonderbare Tracht; ein kurzer, vielgefältelter Rock, weiße Strümpfe von Kaninchenhaaren, lange Haarzöpfe mit Bändern drin, die fast bis auf den Boden reichen, rotes Mieder und auf dem Kopf einen Strohhut von ziegelroter Farbe und genau von der Form der Cylinderhüte, vulgo Angströhren. Geschmackvoll ist diese Tracht gerade nicht. Es macht einen merkwürdigen Eindruck, wenn diese Mädchen in Masse zusammen sind und man die vielen grellroten Cylinderhüte sieht. Die Frauen tragen vielfach ein Kopftuch; die im Rheintal so häufige schwarze Flügelhaube findet man hier oben fast gar nicht. Bei Festlichkeiten, namentlich Hochzeiten, tragen die Mädchen einen kostbaren Kopfschmuck, das sogenannte Tschäppele, das wie eine Krone aus Perlen und Flittergold aussieht. Auf dem Jahrmarkt sehen wir das gewöhnliche Treiben: Buden, Orgeln, Marktschreier, Händler, Karoussels, Menagerien, Seiltänzer 2c.; die Schwärzwälder kommen aber von weit und breit, um, wie sie hoffen, etwas Billiges zu erlangen. Wenn die Mädchen mit den langen Zöpfen beisammenstehen, macht sich wohl ein mutwilliger Bursch das Vergnügen, sie mit den langen Zöpfen zusammenzubinden; wenn sie dann auseinander wollen, merken sie es erst und werden ausgelacht. Die Wirtshäuser sind voll, und es erschallt fröhlicher Gesang und Lärm; man singt hier am liebsten noch nach der Vererbung aus alter Zeit der Bedrängnis:

„Napoleon, du Schustersgeselle,
Du sizest so fest auf deinem Tron,
In Deutschland regierst du so strenge
Und in Rußland bekamst du deinen Lohn!

Ach hättest du niemals an Rußland gedacht,
Und hättest mit Rußland den Frieden abgemacht,
So wärest du Kaiser geblieben
Und hättest den allerschönsten Tron."

Hier sind wir auch nicht sehr weit von den Quellen der Donau, die aus zwei kleinen Bächlein entsteht, so daß man jenen klugen Ungarn begreifen kann, der mit seinem Wasserstiefel das Wässerlein staute und sagte: „Nun werden sie sich in Pest wundern, warum die Donau ausbleibt!"

Wir haben aber keine Zeit, uns nach Donaueschingen zu begeben, sondern müssen wieder hinab an den Rhein und wählen dazu das Albtal, das wir mit dem Postwagen durcheilen. Wir kommen durch höchst romantische Täler mit zerklüftetem Gestein und tiefen Schluchten. Oft sehen wir in schroffe Abhänge und Abgründe hinab. Wir kommen dabei an St. Blasien mit seiner altberühmten Abtei vorüber und erreichen, je nachdem wir wollen, zu Albbrück oder zu Waldshut den Rhein.

Die Furien des Kriegs sind oft durch diese friedlichen Täler gebraust. Die Franzosen sind gar oft über den Schwarzwald nach Deutschland eingefallen; bei Freiburg ward die große Bundschuhverschwörung gestiftet; der Bauernkrieg tobte 1525 in diesen Gegenden und 1848 wie 1849 sah man hier die Bevölkerung im Aufstand. Aber auch die Poesie hat in Sage und Dichtung ihren verklärenden Schein über diese Berge und Täler ausgegossen und Herzog Ernst von Schwaben, der Trompeter von Säckingen und andere Traumgestalten erscheinen uns, wenn wir im Schatten der dunklen Tannen ein wenig eingeschlummert sind.

Ein kräftiges, urwüchsiges Volk ist hier von jeher zuhause. Wenn es auch unter den modernen Verhältnissen leidet, so hat Uhland doch nicht zu viel gesagt, wenn er den Schwarzwälder Hirtenknaben in seinem Berglied singen läßt:

„Sind Bliz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;
Er braust vom Fels im wilden Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf!"

Der Zauber dieser Gebirgslandschaft wird immer neu bleiben. Möchten sich recht viele von jenen, die mühselig und beladen sind, daran erfreuen können. A. T.

Aus dem Familienleben der Vögel.

Von Damian Gronen.

Das Familienleben der Vögel trägt im ganzen einen solchen Karakter, daß es füglich mit der Ehe des Menschen verglichen werden kann und gewiß in solchem Sinne gewürdigt zu werden verdient, umsomehr, als wir jener Lebensweise bei keiner anderen Tierklasse in gleichem Maße begegnen.

Längst hat die aufmerksame Forschung nachgewiesen, daß nur die Vögel in Einehe leben, also wirkliche Ehen schließen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß alljährlich ein und dasselbe Paar sich wiederfindet. Fast untrügliche Beobachtungen an Schwalben, Störchen, Raub- und Singvögeln haben dargetan, daß bei ihnen vollkommene Einehe herrscht, und daß, wenn keine außerordentlich störenden Verhältnisse die Gatten trennen, diese sich alljährlich nicht allein wieder zusammengesellen, sondern auch ihre alten Brutörter aufsuchen. Auch die inbrünstige Zärtlichkeit der Paare während des Nistens, die Dienste, welche sie sich gegenseitig leisten durch Zutragen der Nahrung, durch Freude und Wonne, welche sich bei vielen durch Geberde, Laut und Gesang in dieser Zeit so feierlich verkündet, endlich das lange Verweilen vieler Eltern bei ihren Jungen bis in den Herbst hinein: dies alles deutet auf ein Verhältnis unter den Vögeln, dem man den schönen Namen der Ehe kaum vorenthalten sollte.

Um Ausdrücke des menschlichen Familienlebens beizubehalten: von der Schließung der Ehe bis zur Wochenstube ist in der Regel nicht weit. Und diese ist es nebst der Erziehung, wie sie bei dem Volke der Lüfte wahrgenommen wird, welche uns hier hauptsächlich beschäftigen soll. Wir folgen darin im allgemeinen den liebenswürdigen Beobachtern der Tierwelt, den Brüdern Müller und deren prächtigem Buche über Wohnungen und Eigentümlichkeiten in der Tierwelt, dessen Empfehlung wir bei dieser Gelegenheit gern wiederholen.

Die Sorgfalt, mit welcher der Vogel seine Wohnung zum Schuze seiner Jungen herrichtet, erhöht sich womöglich noch, wenn die Hausfrau in die Wochen kommt und das Pärchen „kleine Familie“ erhält. Nichts ist rührender, als die Liebe der Vögel zu ihren Jungen, und nichts wird versäumt, diese lezteren vor Gefahr zu schüzen. Manche verursachen zwar ihren Eltern wenig Mühe, indem sie, ihrer raschen Entwicklung gemäß, gewöhnlich nur der Führung und des Schuzes derselben vor Kälte, in den wenigsten Fällen aber des Aezens und Fütterns bedürfen. Gänse und Enten, Land- und Wasserhühner, Trappen, Schnepfenvögel und Strandläufer folgen meist bald und viele sofort, nachdem sie dem Ei entschlüpft sind, den Alten, unter deren Leitung ihre Nahrung suchend, und sich höchstens Nachts oder bei unwirtlichem Wetter unter die Flügel der Mutter bergend.

Schwer wird im allgemeinen die Sorge um die Heranziehung der Jungen denjenigen Vögeln, deren Nestlinge oft mehrere Wochen im elterlichen Hause verweilen, bis sie flügge geworden sind und selbst dann noch einige Zeit ernährt werden müssen. Sie bedürfen einer viel sorgfältigeren Pflege und Wartung. Die Pflege äußert sich bei diesen Vögeln in der ersten Zeit durch Erwärmung der kahlen oder mit dünnen Flaumen versehenen zarten Jungen. Nachts oder bei schlechter Witterung behütet das treue Elternpaar, besonders aber die Wöchnerin, durch Sizen über den Jungen, diese vor Kälte und Nässe, auch wenn deren Federn schon längst mit Fähnchen versehen sind.

Das Bedecken wird mit dem Heranwachsen der Jungen ein immer loseres, luftigeres, so daß die Nestlinge hinlänglich Luft und Raum unter Brust und Flügeln der Alten behalten. Höhlenbewohnende Vögel, z. B. Schwalben, räumen sogar, wenn die Behausung mit dem Größerwerden der Kinder für sie zu enge wird, Nachts das Nest, um in dessen Nachbarschaft, oft neben demselben, zu schlafen. Bis zur Zeit, wo die Brut das Nest verläßt, halten die Eltern dasselbe im saubersten Zustande. Die Insekten fressenden Vögel haben bei der Erziehung ihrer Kinder die größte Last, da oft fünf bis sechs, bisweilen ein Duzend Gelbschnäbel unaufhörlich der kleinen Kerbtierbissen harren, welche die rührigen Alten von früh bis spät dem Wasser und der Luft, der Erde und den Gewässern abjagen müssen. Man hat beobachtet, daß ein Zaunkönigpärchen, durch die unablässige Kerbtierjagd für ihre zahlreichen Kinder totmüde auf Augenblicke neben dem Nest, den Kopf zwischen den Flügeln sich einem kurzen Schlummer hingab.

Alle Vögel lassen, wenn sie Junge haben, eigentümliche Warn- und Angsttöne hören, bei welchen das junge Völkchen, je nach der Eigentümlichkeit, entweder sich verbirgt oder in dem Schreien nach Futter plözlich verstummt und gewöhnlich regungslos dasizt. Die Grasmücken warnen mit „Gätz“ oder „Gätsch“ und „Jäck“, der Mönch und die fahle Grasmücke mit einem heimlichen „Döch“ neben dem schallenden „Deck“, das Rotkehlchen mit seinem langgezogenen „Zieh“, der Stiegliz mit einem dem menschlichen Pfeifen ähnlichen leisen, verhältnismäßig tiefen Ton. Den Baumpieper verläßt die Sorge um die Nachkommenschaft den ganzen lieben Tag nicht und preßt ihm ein unaufhörliches „Zi-zi-zi“ aus. Die Nachtigall klagt mit „Vit“ und „Grrrvit“, Singdrossel und Amsel lassen ein wiederholtes „Tack“ hören. Besonders sind es unter unseren einheimischen Vögeln die grauen Fliegenfänger und die Edelfinken, welche ihre Besorgnisse für ihre Kinder bei der Annäherung an die Wochenstube durch ein wahres Angstgeschrei ausdrücken.

Hübsch liest sich das Tagebuch, welches Michelet führte, als sein Zeisigweibchen ihr erstes Kind bekam. „Zuerst muß ich,“ erzählt er, „bemerken, daß das Zeisigweibchen im Käfig geboren war und niemals ein Nest, also das Wochenbett, hatte machen sehen. Sobald ich sie über ihre bevorstehende Mutterschaft in Unruhe sah, öffnete ich ihr häufig die Tür ihres Käfigs und gestattete ihr, im Zimmer die Stoffe zu dem Lager zu suchen, dessen das Kleine bedürfen mußte. Sie sammelte allerdings dies und jenes ein, ohne aber zu wissen, was sie damit anfangen sollte. Sie trug die Stoffe in eine Ecke des Käfigs zusammen und stieß und drückte daran herum. Es war offenbar, daß die Kunst zum Bauen ihr nicht angeboren war.

„Ich gab ihr ein fertiges Nest, oder wenigstens den Korb dazu. Nun machte sie die Matraze, indem sie die Wände, so es gehen wollte, filzte. Dann brütete sie ihr Ei sechszehn Tage lang mit rührender Ausdauer. Nur wenige Minuten des Tages unterbrach sie die so ermüdende Pflicht, und auch dann nur, wenn es dem Männchen genehm war, sie abzulösen.

„Am sechszehnten Tage brach die Schale entzwei und man sah im Neste kleine Flügel ohne Federn, kleine Füße, ein unbestimmtes Etwas sich bewegen, das sich Mühe gab, die Schale ganz los zu werden. Der Körper bestand aus einem großen kugelförmigen Bauche. Die Mutter betrachtete vom Rande des Korbes aus mit vorgestrecktem Halse, großen Augen und auf- und niedergehenden Flügeln ihr Kind, das mit Ausnahme weniger Flaumen an den Flügeln und auf dem Kopfe ganz nackt war.

„Am ersten Tage gab die Zeisig-Wöchnerin ihrem Kinde blos zu trinken, wobei dieses schon einen sehr respektablen Schlund öffnete. Von Zeit zu Zeit entfernte sie sich etwas, damit das Junge besser atmen könne; dann nahm sie es wieder unter ihre Flügel und frottirte es zart und leise. Am fünften Tage waren die Augen minder hervorstehend, am sechsten Tage brachen an den Flügeln schon die Federn hervor, und der Rücken wurde dunkler. Am achten Tage öffnete der junge Vogel, wenn man ihn rief, die Augen und begann zu lallen. Bis dahin hatte es die Wöchnerin allein ernährt. Jezt versuchte es auch der Vater, ihm Nahrung beizubringen. Oft sezte sich die Mutter auf den Rand des Nestes und betrachtete mit offenbarer Liebe ihr Kind.“

Bilder aus dem Schwarzwald: **Jahrmarkt.**

Die Erziehung macht den Eltern oft große Sorge, oft ist sie wenig mühsam, je nach den Verhältnissen. Einige Arten brauchen ihre Jungen nur an das Meer zu führen, das Nahrung in Masse für sie bereit hält. Bei der Ente ist die Erziehung schon zusammengesezter. Michelet erzählt, daß er auf einem Weiher eine Ente, welche ihren Kindern den ersten Unterricht gab, beobachtet habe. „Die um sie gescharten freßgierigen Zöglinge verlangten nur zu leben. Die Mutter gab ihrem Geschrei nach, tauchte unter und brachte einen Wurm oder kleinen Fisch mit herauf, den sie unparteiisch verteilte, indem sie ein und denselben Jungen niemals zweimal hintereinander gab. Das Rührendste bei diesem Schauspiel war, daß die Mutter, deren Magen doch wahrscheinlich auch sein Recht begehrte, nichts für sich behielt. Augenscheinlich lag ihr nur daran, ihre Familie dahin zu bringe, daß sie es mache, wie sie, und unerschrocken unter dem Wasser verschwinde, um dort die Beute zu fassen. Mit eigentümlicher Stimme forderte sie dieselben zu dieser Handlung des Mutes und des Vertrauens auf, und wirklich tauchte bald darauf eines nach dem andern, vielleicht mit Zagen, in den Abgrund. Damit war aber auch die ganze Erziehung vollendet."

„Will man," fährt Michelet fort, „zwei wunderbar ähnliche Dinge sehen, so betrachte man einerseits die Menschenmutter bei dem ersten Gehen ihres Kindes, andererseits die Schwalbe, welche ihr Kind im Fliegen unterrichtet. Dieselbe Besorgnis, dieselbe Ermutigung und Lehre! Der Unterricht ist merkwürdig. Die Mutter hebt sich auf den Flügeln, das Junge sieht aufmerksam zu und hebt sich auch ein Bischen. Dann sieht man es flattern . . . es sieht wieder die Mutter an, bewegt dann die Flügel . . . Das geht alles ganz gut, denn es geschieht noch im Neste. Die rechte Schwierigkeit beginnt erst damit, wenn das Nest verlassen werden soll. Nun ruft die Mutter, zeigt eine verlockende Beute, verspricht eine Belohnung, versucht durch den Köder einer Fliege es zu ermutigen. Noch zaudert das Kleine, und wer möchte es ihm verdenken? Hier handelt es sich nicht darum, wie beim Kinde, im Zimmer unter der Hut von Mutter und Wärterin, ein paar Schritte im sicheren Raume zu machen und höchstens etwa auf ein Kissen zu fallen. Die Kirchenschwalbe, die hoch oben auf dem Turme ihren Unterricht im Fliegen erteilt, hat Mühe, ihr Kind zu diesem entscheidenden Schritte zu ermutigen. Das Schwalbenkind vertraut der Mutter und schwingt sich auf, vom Odem des Windes unterstüzt. Von jezt an wird es nun fliegen troz Wind und Wetter."

Michelet's Buch „Das Leben der Vögel" enthält bei vielem Gesuchten und Phrasenhaften sehr interessante Beobachtungen über das Volk der Lüfte, so daß es eine angenehme Lektüre bildet. Aus dem Müller'schen Werke fügen wir noch einiges über die „Nesthocker" hinzu. Es gibt nämlich, wie in den Menschenfamilien, auch bei den Vögeln unartige Kinder, die nur immer von den Eltern leben wollen, Zärtlinge, denen es „bei Muttern" gar zu gut gefällt. Die Eltern, denen dies nicht einleuchten will, sind dann bemüht, die faulen Kinder durch allerlei Kunstgriffe aus dem Neste zu vertreiben, um sie schneller der Selbständigkeit zuzuführen. Der Haussperling sucht gewöhnlich die flüggen Jungen durch folgendes Mittel zum Ausfliegen zu bewegen. Er kommt mit Futter im Schnabel geflogen, erweckt nahe am Neste der Jungen Freßbegierde und fliegt dann unter gezogenen Locktönen langsam hinweg zum nächsten Gegenstande. Nach und nach folgen die durch das wiederholt angewandte Mittel hungrig gewordenen Jungen; zuweilen muß aber auch zur Gewalt geschritten werden. In diesem Falle zerren die „Herren" Eltern einen der allzu behäbigen Insassen nach dem andern mittels des Schnabels aus dem Neste, wodurch die Jungen genötigt sind, ihre erste, meist vortrefflich von Statten gehende Flugprobe auf den nächsten Baum oder ein benachbartes Gebäude zu unternehmen.

Allzu zärtliche Eltern könnten sich ein Beispiel hieran nehmen!

Wie im Leben der Menschen, so kommen auch bei den Vögeln Fälle der ehelichen Untreue vor, die denn auch der Ahndung nicht entgehen. Wenigstens liegen sichere Nachrichten vor, daß über die Ehebrecherin bei den Störchen ein förmliches Gericht gehalten wird. Scheitlin, der den Storch im Freien und in der Gefangenschaft vielfach beobachtet hat, schreibt, daß manchmal die Störche einer ganzen Gegend sich versammeln und nach langem beratenden Klappern mit dem Schnabel, was vorzüglich von Seiten der älteren geschieht, Krieg mit den Störchen einer andern Gegend beginnen. Der Kampf wird in hoher Luft mit dem Schnabel geführt, und sie verwunden sich oft gefährlich. Scheitlin spricht ferner auch vom sogenannten Gericht der Störche, wobei sie einen Kreis bilden und nach gepflogener Beratung plözlich auf einen in der Mitte stehenden, entweder eine Ehebrecherin oder einen Schwächling oder sonst Mißliebigen losstürzen und ihn durchbohren. Schon Aelian erwähnt dieses Gericht.

In einem ungarischen Blatte erzählt ein Korrespondent die nachstehende Geschichte. Auf einem Hause nistete seit vielen Jahren ein Storchenpaar. Ein Knabe machte sich einmal den Spaß, auf's Dach zu steigen, während die Störche weggeflogen waren, und zwei von den Storcheiern mit Gänseeiern zu vertauschen. Die Störche bemerkten nichts und brüteten die Eier aus. Dann erst, als die Jungen ausgekrochen waren, gewahrten sie die fremden Eindringlinge. Nachdem sie dieselben eine Weile betrachtet hatten, fing das Männchen zu klappern an, als wolle es seiner Ehehälfte Vorwürfe über ihre Untreue machen. Diese sah melancholisch und stumm darein. Dann flog das Männchen fort, kehrte jedoch nach einiger Zeit mit mehreren Störchen zurück. Auch diese staunten eine Weile die ausgebrüteten Ungeheuer an. Hierauf begannen sie stark zu klappern, als hielten sie Rat, und zulezt, nachdem das Urteil gefällt war, stürzten sie insgesammt auf das arme Storchweibchen her und hieben so lange mit ihren Schnäbeln auf dasselbe ein, bis es aufgehört hatte zu leben. Nach Vollstreckung des standrechtlichen Urteils entfernten sich die fremden Störche; nur der Hausstorch blieb trauernd zurück. Noch eine Reihe von Jahren besuchte er sein altes Nest, doch stets allein: nie brachte er eine Störchin mit, so sehr hatte er sich die vermeintliche Untreue seines Weibes zu Herzen genommen.

Das Gericht der Störche erwähnt auch Keyßler, indem er einen Fall aus Tübingen erzählt. Im Hofplaze des Kollegiums daselbst lebte seit vielen Jahren ein zahmer Storch. In ein Storchennest auf einem benachbarten Hause tat ein im Kollegium studirender Graf von Gräfenitz einst einen Schuß, durch welchen wahrscheinlich der im Neste sizende Storch verwundet ward, weil er mehrere Wochen nicht ausflog. Dann zog er mit den übrigen zur gewöhnlichen Zeit fort. Im folgenden Frühling kam ein Storch in den Hof des Kollegiums und fiel den zahmen mit Wut an. Verjagt kam er immer wieder und beunruhigte den zahmen den ganzen Sommer hindurch, wobei das übrige Federvieh dem zahmen beistand. Im folgenden Jahre kamen vier Störche über den zahmen, im dritten Frühling über zwanzig und töteten ihn, ehe man Zeit gewann, ihm zu Hilfe zu kommen. Dies sezt einen förmlichen Plan voraus, und Keyßler glaubt, daß die Störche in unrichtiger Gedankenverbindung jenen Schuß, der einen Kameraden verwundete, als von dem zahmen Storche ausgegangen annahmen. Daß die Rache nicht gleich im ersten Frühjahr ausgeübt wurde, kann seinen Grund darin haben, daß es dem Verwundeten nur allmälich gelang, den anderen seine Ueberzeugung beizubringen.

Zuweilen wird das Familienleben von äußeren Feinden auf's grausamste gefähret oder wohl gar zerstört. So nimmt die Turmschwalbe häufig in brutalster Weise von Sperlingsnestern Besiz, deren Insassen sie von Haus und Hof treibt. Die Brüder Müller haben zu verschiedenenmalen diese Austreibung beobachtet. Zur Zeit ihres Knabenalters nahmen sie an dem Seminargebäude zu Friedberg alljährlich alsbald nach Ankunft der Turmschwalben, Anfangs Mai, immer ein Zetergeschrei und eine sehr auffallende Erregtheit unter den Sperlingspaaren wahr, welche in den Rizen der steinernen Wände genistet hatten. Die Mauersegler trieben die brütenden Weibchen

aus ihren Wohnungen, warfen Eier oder nackte Junge und Teile des Nestes schonungslos heraus und richteten sich die Höhlen zu eigenen Brutstätten ein.

Der Leser stelle sich ein Menschen-Elternpaar vor, in dessen Behausung ein Räuber eindringt, der die Kinder, unbekümmert um deren Schicksal, vier Stock hoch auf die Straße hinunterwirft. O es gibt heiligen Schmerz, heiliges Leid nicht nur bei den Menschen, sondern auch bei den Tieren!

Aus dem Sklavenlande.

Von Spiridion Gopcevic.

„Ship ahoy!"

Auf der Höhe von Gabne, an der Westküste von Afrika, haben sich zwei Schiffe begegnet. Das eine ist Ihrer britischen Majestät Dampfsloop „Rattler" von 7 Kanonen, 200 Pferdekraft, 951 Tonnen; das andere des triester Schiffsrheders Gopcevic Dreimast-Barkschiff „Crnogorac" von 4 Kanonen, 1120 Tonnen.

Der „Rattler" hat den „Crnogorac" angerufen.

Pero Rajkovic, Kapitän des letzteren, hißt als Antwort die österreichische Flagge auf und ruft durch das Sprachrohr den Namen des Schiffes, Eigentümers, Kapitäns, Bestimmungsortes und der Ladung hinüber. Dann will er seinen Weg fortsetzen.

„Stop!" hallt es jedoch von der Kriegssloop herüber und ein blinder Kanonenschuß unterstützt diesen Befehl.

Rajkovic legt bei.

Vom „Rattler" löst sich eine Jolle ab und hält auf den „Crnogorac" zu. Ein Offizier steht aufrecht im Boote.

Kapitän Pero läßt die Fallreeptreppe hinab, der britische Offizier schwingt sich auf das Verdeck und grüßt ihn nachlässig.

„Es tut mir leid, Herr Kapitän, daß ich gezwungen bin, Ihr Schiff zu durchsuchen, wenngleich es fremde Flagge führt. Es sind uns nämlich wiederholt Fälle vorgekommen, daß sich die Sklavenschiffe falscher Flagge bedienten. Wollen Sie mir die Schiffspapiere vorweisen."

Der Kapitän kam diesem Wunsche nach. Alles in Ordnung.

„Nun noch einen Blick in den Schiffsraum, wenn ich bitten darf."

„Mit Vergnügen, Herr Lieutenant."

„All right, Sir, thanks."

„Jetzt erlauben Sie mir eine Frage, Herr Lieutenant. Weshalb diese genaue Kontrole?"

„Weil uns ein Dreimaster entschlüpft ist, welcher sich an diesem Teil der Küste herumtrieb, offenbar in der Absicht, Sklaven zu laden. Wir kreuzen jetzt in diesen Gewässern, um dem Burschen aufzulauern, wenn er mit gefüllten Räumen den Rückweg nach Brasilien antritt. Vielleicht begegnen Sie dem Piraten. Sollte dem so sein, würden Sie Sich um die Zivilisation ein großes Verdienst erwerben, wenn Sie das Schiff aufbrächten. Sie können versichert sein, daß Ihnen unsere Regierung alle etwaigen Verluste und Spesen ersetzen würde."

„Welche Zumutung für einen Kauffahrer!" lachte Rajkovic.

„Wieso? Sehe ich doch vier gewaltige Geschütze auf dem Verdeck, 48pfündige Karronaden, wie mich däucht, das ist schon die Ausrüstung eines Kriegsschiffes. Sie können den Sklavenhändler getrost angreifen."

„Vielleicht! Jedenfalls zerbreche ich mir darüber noch nicht den Kopf; vorerst müßte ich dem Sklavenschiffe begegnen."

Die beiden Offiziere schüttelten sich die Hände; der Brite kehrte zum „Rattler" zurück.

Die Sloop dampfte in nördlicher Richtung weiter, der „Crnogorac" nahm seinen Weg nach dem Kap.

Am folgenden Morgen, kurz nach Tagesanbruch, ertönte abermals der Ruf:

„Schiff in Sicht! Ostsüdost!"

Der Kapitän nahm sein Rohr zur Hand. Ein dreimastiger Schooner steuerte in der erwähnten Richtung. Sein Aeußeres war sehr auffallend. Hohe, starke Masten mit schwerer Leinwand, niederer Rumpf, wassergrauer Anstrich, ein gewisse Unsicherheit in den Bewegungen, — sollte es der Sklavenhändler sein?

„Bramsegel in Gei! Weg das große Marssegel und die Fock! Steuer luvwärts!"

Mit Schnelligkeit wurden diese Befehle vollzogen. Der „Crnogorac" wandte sich dem Verdächtigen zu.

„Holla, der Bursche scheint schlechtes Gewissen zu haben!" schrie der Kapitän seinem Freunde, dem Dr. Ramini zu, welcher als Passagier die Reise nach dem Kap mitmachte.

„Weshalb?"

„Weil er alle Segel beisetzt, vom großen bis zu den Sternkräzern, und weil er nach Süden hält, offenbar in der Absicht, unsere Begegnung zu vermeiden."

„Das ist freilich sehr verdächtig!" rief Dr. Ramini zurück. „Gewiß ist es das Sklavenschiff. Wollen wir es verfolgen?"

„Ich hätte nicht übel Lust, aber . . ."

„Was aber? Es handelt sich um Menschlichkeit und Zivilisation!"

„Recht schön, aber was hat sich ein österreichischer Kauffahrer um brasilianische Sklavenschiffe zu kümmern?"

„Ihr Rheder würde nicht so sprechen!"

„Ich weiß, aber Herr Gopcevic kann über sein Eigentum nach Gutdünken verfügen, während ich für jeden Schaden, der Schiff, Ladung oder Mannschaft trifft, ihm verantwortlich bin."

„Unter solchen Verhältnissen jedoch könnten Sie Ihre Handlungsweise ihm gegenüber leicht rechtfertigen. Zudem riskiren Sie ja bei der starken Armirung des „Crnogorac" gar nichts."

„So sei es denn."

„He, Bursche, auf das Segel dort Jagd gemacht. Alle Mann auf Deck! Bis auf Großoberbram und Oberkurzbram alle Segel wieder beigesetzt! Stengenstagsegel gerefft!"

„Das dürfte ein Kapitalspaß werden," meinte der Arzt vergnügt, indem er sich die Hände rieb.

Die Besazung des Barkschiffes war einschließlich des Arztes und seines Famulus 32 Mann stark. Unter den Matrosen befand sich ein Neger, ein Krumann von Guinea, welcher als Pilot aufgenommen worden war. Er hieß Neptun Kibundo und erwies sich als in jeder Beziehung sehr verläßlich.

„Komm her, edler Meeresgott," rief ihm der Doktor zu, eine Zigarette verständnisinnig in der Luft schwenkend.

Die Züge des Krumanns verzogen sich zu einem breiten Grinsen.

„Danke schön, Doktor; Neptun an Sie denken wird, wenn er raucht."

„Das wird sehr liebenswürdig von dir sein, schwarzer Teufel."

„Schwarzer Teufel?" frug Neptun erstaunt. „Der Teufel ist doch bekanntlich weiß!"

„Ganz richtig; ich vergaß, daß bei euch der Gottseibeiuns schneeweiß ist. Andere Länder, andere Anschauungen!"

„Also was sagst du dazu, daß wir weiße Teufel uns eben anschicken, eine Heerde schwarzer Teufel aus den Händen von braunen Teufeln zu befreien. Ich seze nämlich voraus, daß die Sklavenhändler schon seit längerer Zeit ihre sonnengebräunten Gesichter nicht gewaschen haben."

„Ha, ha, ha," grinste der Neger; „sehr gut! Herr Doktor macht immer guten Spaß. Wenn Neptun nur besser verstehen könnte!"

„Das macht nichts. Die besten Wize sind jene, welche der andere nicht versteht."

„Bist du über unsere Absichten erfreut?"

„Au, au, Herr Doktor hat wieder Absichten? Neptuns Zähne ganz gut!"

Zum Verständnis dieses Ausrufes sei erwähnt, daß Ramini einige Tage vorher dem Krumann einen hohlen Zahn gezogen hatte, nachdem er gesagt, er habe die Absicht, Neptun von seinen Schmerzen zu befreien. Der Neger, welcher nur schlecht englisch verstand, hielt die Worte: „I have the intention" für gleichbedeutend mit „Ich will dir einen Zahn ziehen".

„Nein, guter Neptun," lachte der Doktor. „Heute lasse

Fürst Roman Galitzki verweigert der Gesandtschaft des Pa

ich dein Gebiß in Ruhe. Aber sieh jenes Schiff dort; es ist mit deinen Brüdern beladen, welche wir befreien wollen."

„Ah, das ist schön! Sehr gute weiße Männer hier an Bord!"

Unterdessen war der „Crnogorac" dem vermeinten Sklavenschiffe auf Schußweite nahegekommen. Um es zu rekognoszieren hißte er die österreichische Flagge auf.

Der Schooner war unartig; er tat nichts dergleichen.

„Wart, wir wollen dem Burschen Höflichkeit lehren," dachte sich der Kapitän und befahl einen blinden Schuß abzugeben.

Der Schooner sezte nur noch mehr Segel bei und suchte zu entkommen.

„Elender Kerl!" fluchte Rajkovic, der jezt anfing sich zu ärgern. „Du wirst mir bald Rede stehen müssen.

Ladet die Karronade am Bug mit einer Vollkugel und brennt dem naseweisen Burschen dort eins auf den Pelz!"

Innocentius III. die Annahme des katolischen Glaubens.

Mit Hurrahgeschrei kam die Mannschaft dem Befehle nach. Die Kugel sauste über die Köpfe der Matrosen des Schooners hinweg.

Jezt erst entrollte lezterer die brasilianische Flagge.

„Ship ahoy! Stop!" rief Rajkovic durch das Sprachrohr hinüber.

„Was wollt ihr?" tönte die Antwort zurück.

„Euer Schiff durchsuchen. Ihr führt Sklaven an Bord."

„Seid ihr ein Orlogsschiff?"

„Nein, aber vom Kapitän des englischen Kriegsdampfers „Rattler" zur Durchsuchung eines Schooners ermächtigt."

„Kümmert euch um eure eigenen Angelegenheiten!" scholl es vom Schooner zurück; „sonst bohren wir eure Nußschale in den Grund!"

Dr. Ramini brach in lautes Gelächter aus. Der also drohende Schooner war dreimal kleiner als das Barkschiff. Liliput drohte Brobdignac!

Der Kapitän nahm die Sache weniger humoristisch auf.

„Wollt ihr euch also nicht ergeben?"

Statt aller Antwort blizte es drüben auf und eine Kugel schlug krachend in die Wand des „Crnogorac".

„Das sollt ihr Schufte bereuen!" schrie Rajkovic flammenden Blickes.

„Geschüze gerichtet; fertig; Feuer!"

Eine Salve krachte. Jammergeschrei tönte vom Schooner herüber.

„So ist's recht!" rief der Kapitän. „Aber unsere Karronaden können auf diese Entfernung nicht gut wirken. Laßt uns dem Schooner näher auf den Leib rücken."

Die Karronaden haben nämlich den Nachteil, daß sie nur schwach geladen werden können, weshalb auch ihre Trag- und Treffähigkeit jener der Kanonen nachsteht. Dafür haben sie freilich den Vorteil, schwerere Geschosse schleudern zu können, ohne an Rohrgewicht den Kanonen gleichzukommen. Eine 48pfündige Kanone hätte 90 Zentner gewogen, während die 48pfündigen Karronaden des „Crnogorac" nur je 30 Zentner schwer waren. Auf Kartätschenschußweite (60) Schritte) waren ihre Schüsse von vortrefflicher Wirkung. Es mußte daher in der Absicht des Barkschiffes liegen, sich dem Schooner möglichst zu nähern.

Dieser war mit zwei gewöhnlichen Achtpfündner von zwölf Zentner Rohrgewicht armirt, Kanonen, welche auf weitere Distanzen noch gut wirken, in der Nähe jedoch mit den Karronaden keinen Vergleich aushalten. Der Schooner war daher in die Notwendigkeit versezt, sich möglichst fern vom „Crnogorac" zu halten, um der verheerenden Wirkung der Karronadenschüsse zu entgehen.

Es hing alles davon ab, welches der beiden Schiffe besser segeln und manövriren werde, und da zeigte es sich gleich anfangs, daß der Schooner gegen seinen Feind nicht aufkommen konnte.

Nach einigen gelungenen Manövern befand sich das Barkschiff nur mehr dreihundert Schritte vom Schooner entfernt und beschoß ihn ohne Unterlaß. Zwei Karronaden gaben Vollkugeln in den Rumpf, die beiden anderen schleuderten Kartätschen auf das Verdeck und das Kleingewehrfeuer der Oesterreicher räumte unter den Sklavenhändlern auf.

Die beiden Achtpfünder des Schooners fügten wenig Schaden zu. Erstens waren ihre Geschosse schwach, zweitens wurden sie schlecht bedient und drittens brachten sie schon einige Kartätschensalven zum Schweigen.

Unterdessen herrschte auf dem Schooner Verwirrung und Bestürzung. Von der 22 Mann starken Besazung war bereits die Hälfte gefallen, der Besahnmast war über Bord gegangen und eben meldete ein Matrose dem Kapitän, daß die Geschosse des Feindes mehrmals unter der Wasserlinie getroffen hätten. Das Wasser drang im Sturm ein und drohte den Schooner zu versenken.

„Fesselt ein paar Duzend Schwarze los und laßt sie an den Pumpen arbeiten," befahl der Kapitän. Dann sagte er zu seinem Lieutenant: „Was glaubst du, wäre es nicht am besten, wenn wir alle Neger entfesseln und bewaffnen würden? Wenn man ihnen erzählte, die vom anderen Schiff wollten sie morden und auffressen? Wir könnten dann entern und uns der Barke bemächtigen."

„Die Idee wäre nicht so übel, wenn wir uns auf das Ebenholz verlassen könnten."

„Laß nur mich dafür sorgen."

Dies sagend begab sich der Kapitän in das Zwischendeck und den untern Schiffsraum, wo etwa 350 Neger zusammengepfercht lagen.

„Hört mich an, Bursche!" rief er ihnen in ihrer Sprache zu. „Das Schiff drüben gehört den Menschenfressern, welchen schwarzes Fleisch am besten schmeckt. Sie haben eure Auslieferung verlangt und als wir erklärten, euch nicht fressen lassen zu wollen, haben sie uns angegriffen. Unser Schiff beginnt bereits zu sinken. Wenn ihr weder ertrinken noch aufgefressen werden wollt, so helft uns, die Menschenfresser drüben umzubringen. Wollt ihr das?"

Die Neger sahen sich erst stumpfsinnig an, dann besprachen sie sich. Nach kurzer Beratung riefen einige, sie wären bereit zu kämpfen; die anderen stimmten hierauf ebenfalls zu.

Sofort ließ der Kapitän 100 Schwarze losbinden und bewaffnen. Der Rest blieb einstweilen gefesselt.

Mittlerweile hatte der Kampf nicht aufgehört. Beide Schiffe lagen sich jezt auf hundert Schritte nahe.

Plözlich öffnet sich an Bord des Schooners die große Luke und mit schrecklichem Geheul stürzt ein Rudel halbnackter Gestalten auf das Verdeck. Sie kamen eben recht, eine volle Kartätschenladung in Empfang zu nehmen.

Die Wirkung war furchtbar. Etwa zwanzig Neger wälzten sich in ihrem Blute, die anderen erhoben ein so schauerliches Geheul, daß selbst dem abgehärteten rauhen Rajkovic das Herz blutete.

„Die Schurken haben ihre Sklaven losgefesselt und gedenken sie gegen uns zu verwenden; schade, daß diese Salve so fürchterlich unter ihnen aufgeräumt hat."

„Der Schooner sinkt!" schrie ein Matrose.

„Der Schooner will uns entern!" ergänzte der Steuermann.

„Aufgepaßt!" tönte des Kapitäns Stimme durch den Lärm. „Neptun! sprich mit deinen Brüdern, sag ihnen, sie sollen sich gegen ihre Unterdrücker wenden; sag ihnen, daß wir sie befreien wollen!"

Neptun trat an das Bugspriet und schrie die Neger an. Sie horchten erstaunt, verstanden ihn aber nicht. Der Krumann sprach einen anderen Dialekt. Aber aus seinen Geberden erricten sie den Inhalt seiner Worte.

„Entert!" donnerte der Sklavenkapitän seinen Leuten zu. Gleichzeitig feuerte er gegen Neptun einen Schuß ab; glücklicherweise ging dieser fehl.

„Entert nicht, meine Brüder!" schrie Neptun den Negern zu; „wir müssen sonst unter euch schießen. Wir wollen euch retten, schlagt eure Tyrannen tot!"

Die Neger begannen zu schwanken. Hätten sie Neptuns Worte verstanden, hätten sie sicherlich seinen Rat befolgt. Allein da dies nicht der Fall war, glozten sie ratlos den Krumann an.

Der Schooner sank immer tiefer.

„Entert!" wiederholte der brasilianische Kapitän wütend.

Seine weißen Matrosen, nur mehr sechs an der Zahl, zogen sich mit den Enterhaken an den „Crnogorac".

Der Moment war kritisch. Ließ Rajkovic die Schwarzen auf sein Schiff kommen, so war es wahrscheinlich, daß sie in ihrem Wahn ihre Befreier niedermezelten. Andererseits scheute sich der brave Bocchese, seine Geschüze gegen jene zu richten, welche er befreien wollte.

Aber es blieb ihm keine Wahl. Der sinkende Schooner enterte und achtzig Neger machten sich bereit, auf das Verdeck des „Crnogorac" zu springen.

„Nun denn, wenn es sein muß!" rief Rajkovic bitter, „da es die Wahnsinnigen so wollen, richtet alle vier Geschüze auf die schwarze Masse!"

Es geschah.

In demselben Augenblick, da die Neger Miene machten, das Verdeck zu ersteigen, krachten Karronaden und Gewehre der Oesterreicher. Ein Kartätschenhagel entlud sich in die dichte Masse der Enterer.

Betäubendes Jammergeschrei zerriß die Lüfte. Rajkovic wischte sich eine Träne aus dem Auge.

„Ich konnte nicht anders," murmelte er vor sich hin; „bei Gott, ich konnte nicht anders!"

Die Generalsalve hatte in einem Augenblick das Verdeck des Schooners mit Leichen besäet. Von achtzig bis neunzig Mann, welche vor der Salve aufrecht standen, waren mindestens siebzig gefallen. Das Wehgeheul der Verwundeten war gräßlich.

Nur der brasilianische Kapitän wurde hiervon nicht gerührt. Blos vier Matrosen hatte er zu seiner Verfügung. Er eilte mit ihnen in das Zwischendeck hinab und band auch den Rest der Sklaven los.

Unterdessen war das Duzend Neger, welches die lezte Salve überlebt hatte, von den Oesterreichern gefangen genommen worden. Man suchte ihnen begreiflich zu machen, daß man nichts Böses gegen sie im Schilde führe, im Gegenteil sie retten wolle. Sie schienen endlich zu verstehen und verhielten sich ruhig.

Der Schooner war mittlerweile bis zu den Luken des Zwischendeckes gesunken. Im lezten Augenblicke stürmten hundert bewaffnete Neger auf das Verdeck und wollten, geführt von dem brasilianischen Kapitän, den „Crnogorac" entern.

Diesmal schrien ihnen ihre eigenen Brüder zu, man werde ihnen nichts zu Leide tun. Sofort warfen sich die Verzweifelten auf die Brasilianer, um sie zu töten. Der Kapitän entkam jedoch, indem er die Luke hinabsprang. Die Neger stürzten ebenfalls in den Raum, um die noch unten schmachtenden Weiber und Kinder zu befreien. Bevor dies jedoch geschehen konnte, erfolgte eine Explosion, der Hinterteil des Schooners ging in Stücke und das Schiff versank unmittelbar darauf. Offenbar hatte der rachsüchtige Brasilianer Feuer an die Pulverkammer gelegt.

Die während der Explosion auf dem Verdeck befindlichen Neger waren größtenteils mit dem Leben davon gekommen. Sie schwammen im Wasser umher und suchten sich mit Hilfe der einzelnen umhertreibenden Schiffstrümmer auf der Oberfläche zu erhalten.

Schlimmer war es den noch im Zwischendeck angeschmiedeten Weibern und Kindern ergangen. Nur wenige waren dem Tode entronnen und selbst diese waren größtenteils schrecklich verstümmelt. Die Meisten hatten Arme und Beine in den Eisenringen gelassen, an welche sie geschmiedet waren. Man sah einzelne Schiffsplanken im Meere treiben, in deren Eisenringen menschliche Glieder hingen.

Von allen Seiten zerriß schreckliches betäubendes Hilfe- und Wehgeschrei die Lüfte. Die schnell ausgesezten Boote des Barkschiffes konnten leider nicht überall rechtzeitig an Ort und Stelle sein, die Hilferufenden aufzunehmen.

Werfen wir einen Schleier über diese schreckliche Szene!

Von den 360 Negern, welche auf dem Schooner verfrachtet waren, hatte der „Crnogorac" 91 gerettet. Von seiner eigenen Mannschaft hatte Rajkovic zwei Tote und fünf Verwundete zu beklagen. Das Schiff hatte ebenfalls sehr gelitten: Vorbram-, Kreuzbram- und Kreuzstange, Kluverbaum und Bugstag waren abgeschossen, der Rumpf an verschiedenen Stellen durchlöchert.

Im Zwischendeck arbeitete Dr. Ramini an seinen Verwundeten. Der eine hatte einen Schuß in den Arm erhalten. Die Flinkenkugel stak noch im Fleische. Unter dem kläglichen Aechzen des armen Burschen wurde sie herausgezogen.

Einem anderen war von einer Kanonenkugel der halbe Schenkel weggenommen worden. Eine Amputation schien unvermeidlich. Nachdem der Matrose betäubt worden, sezte der Arzt die Säge an und begann den Knochen durchzusägen. Das schrille Schlürfen der Säge ging durch Mark und Bein. Der Matrose, welcher seinen Freund zu halten hatte, sank ohnmächtig zusammen, ein anderer hielt sich die Ohren zu und enteilte dieser Stätte des Jammers.

Nachdem die weißen Seeleute versorgt waren, kamen die verwundeten Neger dran.

Doch verschonen wir den Leser mit den Details dieser traurigen Beschäftigung.

„Wohin wollen wir zunächst steuern, Herr Kapitän?" frug der Obersteuermann, nachdem wieder Ordnung geworden.

„Fragen wir die Neger, woher sie stammen."

Dies hat Neptun bereits getan. Nach ihrer Explikation müssen sie aus Innerafrika kommen. Sie wurden in Loango eingeschifft.

„In Loango, dessen Küste ist nicht ferne. Sezen wir sie dort aus."

„Welcher Punkt der Küste liegt uns am nächsten?"

„Nach meiner lezten Beobachtung das Kap Piedras."

„Gut, so steuern wir auf dieses Kap los. Vielleicht erfahren wir dort Näheres über die Heimat der Unglücklichen."

Nahe dem Kap öffnete sich eine kleine Bai, in welcher der „Crnogorac" vor Anker ging.

„Wir müssen hier gleich unsere Schäden ausbessern," meinte der Kapitän. „Holz wird hoffentlich vorhanden sein, um unsere abgeschossenen Stangen und durchlöcherten Planken durch andere ersezen zu können."

„Ha, ein Dorf!" rief Dr. Ramini, indem er auf das Land zeigte.

Hinter einem niederen Hügel sah man einige Hütten auftauchen.

„Warum aber keine Einwohner sichtbar sind?" bemerkte der Kapitän verwundert.

„Da sind sie schon!" versezte der Doktor, auf einige halbnackte, schwarze Gestalten zeigend, die den Hügel hinabliefen und ein großes Geschrei erhoben.

„Wie sollen wir sie empfangen?

„Freundlich jedenfalls. Indem jedoch Vorsicht die Mutter der Weisheit ist, wollen wir auf der Hut sein. Kein Schwarzer darf unser Schiff betreten, bevor wir über die Verhältnisse dieser Gegend orientirt sind."

Währenddem hatte der „Crnogorac" Anker geworfen.

Am Strande versammelte sich nach und nach das ganze Dorf. Einige kühnere Neger bemannten mehrere Boote und versuchten es, an Bord zu kommen. Sie schienen überrascht, als man sie zurückwies.

„Schaluppe segelfertig gemacht, Geschüze gegen den Strand gerichtet!" befahl Rajkovic.

„Wer wird denn an das Land gehen?" frug Dr. Ramini.

„Ich selbst muß als Kapitän auf meinem Schiffe bleiben, aber wenn Sie Lust haben, übergebe ich Ihnen das Kommando der Expedition."

„Sehr gütig. Wie viel Leute darf ich mitnehmen?"

„Den Untersteuermann zur Führung, sechs Matrosen zum Rudern der Schaluppe, den Bootsmann und sechs Matrosen als Eskorte nach dem Kraal, Neptun und einen der befreiten Sklaven als Dolmetscher; zusammen 16 Mann. Die Schaluppe führt eine zweipfündige Drehbasse am Bug, Sie haben also nichts zu fürchten."

Nach fünf Minuten war die Schaluppe ausgerüstet und stach in die See. Nach weiteren zehn Minuten lief sie an den Strand.

Eine weiße Flagge in der Linken, eine Pistole in der Rechten, stieg Dr. Ramini an das Land. Seine Eskorte und die beiden Neger umringten ihn, die Gewehre im Anschlag. Die sieben bei der Schaluppe zurückbleibenden Seeleute taten desgleichen.

Solche Vorsichtsmaßregeln waren jedoch überflüssig, denn die Eingebornen schienen keine feindlichen Absichten zu haben.

Neptun und Fituki (so hieß der zweite Neger) hatten sich nach und nach verstehen gelernt.

„Geh, Fituki", sagte Neptun zu ihm, „frage die Leute, wo sich ihr Häuptling befindet."

Fituki gehorchte.

Die Eingebornen schienen ihn zu verstehen, denn sie antworteten ihm.

„Was haben sie gesagt?" frug der Doktor.

„König Langori befinde sich in seinem Palaste."

„Sapperlot, den zu sehen wäre ich neugierig."

„Sie werden uns hinführen."

(Schluß folgt.)

Die Verhältnisse von Industrie und Handel in Deutschland während des Jahres 1882.

Von Bruno Geiser.

Schon in vorigem Jahrgange der „Neuen Welt“ bin ich bemüht gewesen, unserm Leserkreise einige Aufklärung über die Verhältnisse der deutschen Industrie und des deutschen Handels, speziell in Rücksicht auf deren Beziehungen zum Welthandel zu vermitteln. Gegenwärtig liegen mir nun in der von dem Verein zur Förderung der Handelsfreiheit herausgegebenen umfangreichen und noch mehr inhaltvollen Broschüre „Deutschlands Industrie und Handel im Jahre 1882 mit besonderer Rücksicht auf die Zollpolitik, Auszüge aus den Handelskammerberichten für 1882“ ein trefflich präparirtes Material vor, welches mir eine sowohl bei weitem eingehendere und umfassendere, daher auch lehrreichere Berichterstattung erlaubt.

Selbstredend war ich bei der Benüzung des Materials unausgesezt des bedeutsamen Umstandes eingedenk, daß dasselbe ausgewählt, gesichtet und zusammengestellt ist — von Beauftragten eben des, liberaler, manchesterlicher Parteipolitik dienenden, Vereins zur Beförderung der Handelsfreiheit, daher auf Objektivität in der Darstellung der Tatsachen sorgfältig geprüft werden muß, ehe es zur Grundlage einer selbständigen und vorurteilsfreien Kritik unserer wirtschaftlichen Lage tauglich wird.

Diese Prüfung wird mir ermöglicht, beziehentlich erleichtert durch die inbetracht kommenden Veröffentlichungen der statistischen Aemter des Reichs und der deutschen Einzelstaaten, abgesehen von den Originalen der wichtigsten Handelskammerberichte, welche ich überall da zu Rate gezogen habe, wo mir eine Parteilichkeit bei der Wahl der Auszugsstellen zu Ungunsten der Zollpolitik der Reichsregierung und zu Gunsten freihändlerischer Bestrebungen, der Tendenz des Vereins zur Förderung der Handelsfreiheit entsprechend, nicht ausgeschlossen schien.

Sollte irgend jemand nachweisen können, daß das Nachfolgende tatsächliche Unrichtigkeiten, wenn auch nur von wenig Belang, enthält, so würde er mich und jedenfalls auch die Leser der „N. W.“ zu besonderem Danke verpflichten, denn was ich hier wie sonst erstrebe und was allein unsern Lesern und dem Volke insgesammt, vorzüglich auch inbezug auf die wirtschaftliche Lage, frommen kann, ist allein die unverhüllte, ungeschminkte Wahrheit. —

Nun zuerst zu den genannten gegebenen Berichten.

Die Aeltesten der berliner Kaufmannschaft haben in ihrem Handelskammerberichte die Zustände der gesammten deutschen Industrie und des deutschen Handels im In- und Auslande während des Jahres 1882 geschildert. Diese Schilderung lautet im Auszuge wie folgt:

Die deutsche Industrie, in fast allen Zweigen erstarkt in der zweiten Hälfte des Vorjahres und durch ihre günstigen Erfolge mit Vertrauen erfüllt, hat sich weder durch politische Beängstigungen, noch durch die Nebenwirkungen eines übrigens der Volkswirtschaft vorteilhaften milden Winters entmutigen lassen, sondern ist auf ihren Bahnen vorwärts geschritten, belebt von der Hoffnung, daß eine reichliche Ernte eine allgemeine Wendung zum Besseren herbeiführen würde. In der Tat übernahmen viele Zweige der Industrie aus dem Vorjahre ein regeres geschäftliches Leben und lebhaftere Umsäze. Der Kreis der Konsumenten hatte sich durch die guten Preise, welche bis in den Juli l. J. die Landwirte für ihre Produkte erhielten und durch die regelmäßigere Beschäftigung, deren sich die industriellen Arbeiter zunehmend erfreuten, vermehrt. Einige landwirtschaftliche Gewerbe, insbesondere die Brennerei und die Rübenzuckerfabriken erfreuten sich hoher Blüte; die Kartoffelernte von 1882 fiel dagegen ungleich dürftiger aus in Quantität und Qualität; vielfach hat Getreide, soweit es weniger für menschliche Nahrung geeignet war, aushelfen müssen. Die Spiritusproduktion konnte im Herbst nicht gleichen Umfang wie in der Brennsaison erlangen; und da ihr der großartige Export derselben nicht zur Seite stand, gingen die Preise von August bis Dezember abwärts. Die Rübenzuckerindustrie hat sich dagegen im Verlauf des Jahres fortwährend erweitert, und in allen Teilen Norddeutschlands (Sachsen, Hannover, Holstein, Ost- und Westpreußen, Brandenburg, Posen, Schlesien) immer weiter ausgebreitet, stüzte sie sich auf eine abermals sehr reichliche, wenn auch hin und wieder qualitativ weniger befriedigende Ernte und ziemlich gleichmäßige Exportfrage, doch mußte die ungemein große Produktion schließlich auch auf die Preise Einfluß gewinnen.

Die im ganzen günstige Lage der Montan-Industrie beruhte weniger auf der Zunahme der Ausfuhr als auf der vielseitigen und regelmäßigen Tätigkeit der Gewerbe, welche des Eisens und der Kohle bedürfen. Wohl ist 1882 die Ausfuhr von Eisenerzen, Eisen- und Stahlstein erheblich höher gestiegen, aber die Ausfuhr von Roheisen, Brucheisen ist erheblich gesunken (die Einfuhr dagegen gestiegen); auch in Stabeisen, Radkranz- und Pflugschaareisen, in Eck- und Winkeleisen, in Schienen und anderem eisernen Eisenbahnmaterial ist die Ausfuhr gesunken, und nur in Eisenplatten und Blechen, in Eisendraht (von 1 594 162 auf 2 274 196 D.-Ztnr.), in groben Eisengußwaaren, Kanonenrohren und Ambossen, schmiedeeisernen Röhren, in Drahtstiften und in feineren Eisenwaaren zeigt sich ein mehr oder weniger bedeutender Fortschritt der Ausfuhr. Auch der Steinkohlenexport ist von 74 582 475 D.-Ztnr. auf 76 315 350 gestiegen. Der Haupthebel für die Montanindustrie war aber die fortgeschrittene Belebung der auf Kohlen und Metalle angewiesenen Industrien. Die zunehmende Beschäftigung der Hochöfen, der Eisen- und Stahlwerke, sowie der Kohlenförderung brachte selbst einen vermehrten Bedarf an maschinellen Einrichtungen mit sich.

Auch Berlin, wiewohl dessen Großindustrie zum Teil unter ungünstigen Bedingungen arbeitet und durch die Konkurrenz der Provinzen bei Submissionen an unserem Plaz nicht selten aus dem Felde geschlagen wird, nahm doch auch einigermaßen Teil an der lebhafteren Tätigkeit der betreffenden Gewerbe und an den umfangreichen Aufträgen der Staats- und Privatbahnen. Die Gießerei hat sich jedenfalls auf der Höhe des Vorjahres behauptet; in Konstruktionen für Bauzwecke lag nicht der gleiche Bedarf vor; der Lokomotivbau ist stärker, wenn auch nicht lohnender betrieben worden. Der Werkzeugbau war lebhaft beschäftigt; für Militärzwecke ward ganz erheblich gearbeitet; landwirtschaftliche Maschinen, Brauereiapparate u. dgl. fand guten Absaz; Nähmaschinenfabrikation steigerte ihre große Tätigkeit. In ganz Deutschland hatte diese Großindustrie mit den erhöhten Roheisen- und Walzeisenpreisen zu rechnen. Die Preise der fertigen Waare ließen, zumal bei der ungemeinen inländischen Konkurrenz, nur einen schmalen Gewinn übrig; indes war es ein wertvoller Umstand für unsere Industrie, daß sie so ziemlich unausgesezt beschäftigt blieb. Wesentlich war es für die deutschen Werke und für die Eisenindustrie überhaupt, daß die deutschen Werften ganz ungewöhnlich beschäftigt waren. Hierzu trugen mehrere Umstände bei: der große Auswanderertransport, der allmäliche Uebergang von Segelschiffen zur Dampfschiffahrt, vom Holzschiff zum Eisenschiff, also die Notwendigkeit, zahlreiche Dampfer zu bauen, endlich die vermehrte Benuzung der Wasserstraßen.

Wenden wir uns nun zu der zweiten Hauptgruppe des deutschen Gewerbefleißes, zur Textilindustrie, so war dieselbe begünstigt durch verhältnismäßig billige und überwiegend stabile Preise der Rohmaterialien; die Baumwollenpreise blieben in der ersten Hälfte des Jahres ziemlich stationär, gingen erst im Juli und August, zumteil infolge der egyptischen Verwicklung höher, wichen seit Mitte August in Aussicht auf eine große amerikanische Ernte. Wolle beharrte bei reichlicher

Zufuhr und starkem Konsum fast unverändert auf demselben Preisniveau; Flachs war namentlich im ersten Vierteljahr sehr billig infolge der reichlichen Ernte Rußlands 1881 in diesem Gewächs und seiner sinkenden Valuta und ging erst später etwas höher, als man die russische Ernte von 1882 etwas weniger günstig taxirte. Rohseide wurde seit der Ernte um einige Mark höher gehalten, als im vorigen Jahre; ging aber in der zweiten Hälfte des Jahres, trozdem die Ernte einen Ausfall in der Qualität erlitten hatte, wieder abwärts. Aus den Berichten, welche über die Hauptdistrikte der Textilindustrie veröffentlicht sind, ist es zu ersehen, daß die Nachfrage des Inlandes eine noch lebhaftere, für mehrere Zweige auch die des Auslandes noch eine erheblichere gewesen ist, als im Vorjahr. Da und dort tritt auch eine Lohnerhöhung hervor, und allgemein ist eine regelmäßigere Beschäftigung der Arbeitskräfte zu erkennen. Jedoch machte sich in mehreren Branchen gegen Ende des Jahres eine gewisse Abschwächung bemerkbar, teils infolge der Witterung, teils weil auf Veranlassung sinkender Rohstoffpreise (Baumwolle) die Halb- und Ganzfabrikate nicht mehr die ihnen früher bewilligten Preise erlangen konnten, teils weil die ausländischen Märkte überfüllt waren, die weiteren Zollerhöhungen Rußlands das Geschäft nach dort fast völlig lahm legten und in den Vereinigten Staaten das Schicksal der Zolltarifrevision gänzlich im Ungewissen lag.

Die chemische Industrie hat sich in Deutschland in günstiger Lage befunden. Unter anderem wird Soda stark fabrizirt und neue Fabriken wurden errichtet, aber auch der Konsum steigt. Die Einfuhr hat weiter abgenommen. Die Kaliindustrie erweitert sich, die Preise von Soda, Chlorkalk, Glaubersalz, Salpeter, Borax, Säuren blieben das ganze Jahr mit geringen Schwankungen unverändert; Industriezweige, welche große Mengen von Chemikalien verwerten, wie Glas-, Steingut-, Emaillegeschirr-, Papierfabriken befanden sich in günstiger Lage; nur kaustische Soda und Pottasche gingen im Preise etwas abwärts. Die Farbenfabrikation vergrößert sich fortwährend und ihr Export ist im Steigen begriffen. Auch Farbholzextrakte werden in Deutschland jezt zunehmend hergestellt. Aeznatron hat in badischen Fabriken einen großen Aufschwung genommen und verdrängt die englische Konkurrenz. Der Spezialbericht über Drogen läßt erkennen, daß in mehreren wichtigen Artikeln dieser Branche der gewerbliche Fortschritt in Deutschland die Beziehungen von auswärts überflüssig gemacht hat. Auch die Herstellung und Verwendung künstlicher Dungmittel hat sich infolge Erweiterung der Zuckerrübenkultur und Verschlechterung des Peruguano nicht unwesentlich vergrößert, sie hatte ein sehr lebhaftes Frühjahrsgeschäft; der Herbst täuschte mit der großen Nässe, die es den Landwirten teilweise unmöglich machte, die Felder genügend zu bestellen, die gehegten Hoffnungen.

Die Papierfabrikation befand sich in erträglicheren Verhältnissen; der Verbrauch zu gewerblichen Zwecken hat, seitdem man in Deutschland die Nothwendigkeit erkannt hat, auf Verpackung und Ausstattung im Waarenverkehr größeren Wert zu legen, erheblich zugenommen. Holzschleifereien und Strohstoffabriken sind schon in Ueberzahl entstanden und haben sich technisch vervollkommnet. War manchen unter ihnen das Frühjahr mit seinem niederen Wasser nicht günstig, so war es umsomehr das zweite Semester mit hohem Wasserstand. Die Produktion dieser Surrogate hat sich außerordentlich gemehrt, Preise sind natürlich in der zweiten Hälfte des Jahres gesunken. Auch Lumpen sind im Preise abwärts gegangen. Die Nachfrage und Vorliebe für besseres Papier hat zugenommen. Die wesentlich vermehrte Tätigkeit der Fabriken ließ in den lezten Monaten die Papierpreise wieder etwas sinken, zumal Oesterreich fort und fort lebhaft konkurrirt. Doch hat die Einfuhr 1882 etwas abgenommen, die Ausfuhr recht erheblich zugenommen. Auch die Herstellung von Kartonnagen ist bedeutender als je gewesen.

Von den einzelnen Zweigen der Lederindustrie erfreuten sich die Kalblederfabrikation im Elsaß, in den Rheinprovinzen und in Sachsen, für welche meist über Berlin enorme Importe von Rohwaare aus Rußland bezogen wurden, ferner die Glacéléderfabrikation Berlins, Magdeburgs, Münchens und anderer Pläze, die Roßlederfabrikation Berlins besonderen Aufschwungs; auch die Gerberei ostindischer Kipse zeigt sich befriedigt; weniger günstig war bei teuren Einkaufspreisen von Häuten und zu Zeiten mangelndem Absaz die Sohlledergerberei situirt; auch die Fabrikation von Geschirr-, Sattler- und Maschinen-Riemenleder ist wenig befriedigt.

Deutsche Rindhäute gingen stark nach Amerika und Rußland, nach lezterem Lande auch troz der Zollerhöhung nach Mitte des Jahres. Die erhebliche Mehrausfuhr belegt die Statistik für 1882. Sie läßt auch das Steigen der Ausfuhr in allen Sorten Leder erkennen.

Die Schuhwaarenfabrikation hat an einzelnen Pläzen Deutschlands (Mainz, Stuttgart, Erfurt, Berlin) eine große Ausdehnung erlangt und ist auch im vorigen Jahr fortgeschritten; aus Dresden werden erfolgreiche Exportversuche gemeldet.

Die Gummiwaarenfabrikation ist troz des hohen Standes der Rohstoffpreise, da die Verwendung des Artikels für technische und viele andere Zwecke fortdauernd zunimmt, hinter der vorjährigen Produktion nicht zurückgeblieben; sowohl die Einfuhr des Rohstoffs, als namentlich der Export der Fabrikate (sowohl Waaren als Gewebe aus Gummi) zeigt im Jahre 1882 eine Vermehrung.

Die Gold- und Silberwaarenfabrikation Deutschlands befindet sich überall (auch in Süddeutschland) in dem schwierigen Uebergang von der Duzendwaare geringer Qualität und beispiellos billigen Preises zum soliden, guten, stilgerechten, mehr kunstgewerblichen als handwerklichen Fabrikat, und dieser Uebergang ist schwierig, die zu machenden Auslagen sehr groß, denn die Kundschaft muß selbst erst erzogen werden. Daß dies allerdings schwer aber doch mit einigem Erfolg geschieht, zeigen die Berichte aus Würtemberg, Baden, Köln und Berlin. Von einem größeren Gewinn kann vorläufig nicht die Rede sein; aber aus Baden z. B. wird von Vermehrung und besserer Bezahlung geschickter Facharbeiter berichtet. Frankfurt a. M. berichtet von Export nach England und Frankreich.

Die Herstellung musikalischer Instrumente weist fortwährend steigende Exportziffern auf; im Jahre 1881: Fortepianos und Klaviaturen 53 669 D.-Ztnr., 1882: 67 412 D.-Ztnr, andere musikalische Instrumente 1881: 29 459 D.-Ztnr., 1882: 35 544 D.-Ztnr. Auch der inländische Bedarf ist fort und fort im Wachsen, so daß man aus den sächsischen, süddeutschen und preußischen Fabrikationsstädten fast nur Günstiges über die Lage der Industrie vernimmt. Die große Konkurrenz läßt aber auch in dieser Branche einen Druck der Preise wahrnehmen. Der Export der Fortepianos geht überwiegend nach überseeischen Ländern über Hamburg, England, Niederland, doch ganz beträchtliche Mengen auch nach Rußland, Oesterreich und Schweden.

Die deutsche Möbelindustrie hat durch die kunstgewerbliche Richtung der lezten Jahre neue Impulse erhalten und findet auch in anderen Ländern vermehrte Kundschaft. Das geht nicht allein aus den Erfahrungen Berlins, sondern auch aus den Berichten aus Stuttgart, Mainz und anderen Städten hervor. Die deutsche Ausfuhrstatistik läßt ein Ansteigen der Ausfuhr von Tischler-, Drechsler-, Böttcher- und Wagnerarbeiten von 219 535 D.-Ztnr. im Jahre 1881 auf 225 362 D.-Ztnr. 1882; von geschnittenen Fournieren und Parketböden von 7058 auf 10 351 D.-Ztnr.; von Möbeln und Möbelbestandteilen von 19 591 auf 23 858 D.-Ztnr. bemerken.

In Nürnberger, Sonneberger und sächsischen Spielwaaren zeigte sich im ersten Semester eine umso belebtere Fabrikation, als Zollerhöhungen in Frankreich, Rußland und Schweden bevorstanden und der Absaz in Nord- und Südamerika rege war; die Exporthäuser werden die Schwierigkeiten des französischen Tarifs zu überwinden suchen; da der Zoll nunmehr nach Gewicht erhoben wird, werden sie die am stärksten betroffenen großen und schwerwiegenden Artikel durch kleinere mit geschmack-

voller und solider Ausführung ersezen. Diese Richtung hat bereits Erfolge erzielt und ist für die Industrie selbst heilsam. Die deutschen Spielwaaren in ihrer Eigenart vom französischen Markt zu verdrängen, wird nie gelingen. Die Ausfuhr Deutschlands in feinen Holzwaaren ist 1882 von 109 623 auf 118 751 D.-Ztnr. gestiegen.

Die Schwarzwälder Strohflechterei wird durch die Flechtschulen im besten Gange erhalten.

Die deutsche Glasindustrie hat sich in den lezten Jahren entschieden gehoben, auch 1882 wieder recht gute Fortschritte gemacht. Nur in rohem ungeschliffenen Spiegelglas findet noch eine sehr starke Einfuhr von außen statt, welche die inländische Industrie nicht aufkommen noch weniger zu erträglichen Preisen gelangen läßt; wenn sie zeitweise sich in etwas besserer Lage befand, verdankte sie es dem Export nach Amerika (Nürnberg). Alle anderen Glaserzeugnisse, Fensterglas, Hohlglas, Preßglas, Beleuchtungsartikel, Milch- und Alabasterglas, geschliffenes, polirtes, dekorirtes Glas erfreuten sich guter Nachfrage und zumteil gehobener Preise, und der Export ist in allen Artikeln 1882 erhöht worden.

Auch der Export von Porzellan hat sich vermehrt, im Inlande konkurriren überaus zahlreiche Fabrikationsstätten, so daß die Preise gedrückt bleiben. Die königliche Manufaktur tut sich hervor durch neue, vorzügliche Dekorationen und durch Glasuren von herrlicher Leuchtkraft. Auch für die königliche Porzellanmanufaktur scheint sich der Geschäftsgang günstiger gestaltet zu haben.

Ueber die Steingutfabrikation wird aus mehreren Betriebsstätten besseres als bisher berichtet.

Die süddeutsche Uhrenfabrikation, zu Anfang des Jahres wegen geringer Nachfrage stagnirend, fand allmälich wieder flott zu tun, klagt aber über gedrückte Preise. Die wenig zahlreichen Taschenuhrenfabriken in Schlesien und Sachsen haben prächtigen Fortgang genommen. In Pendulen, Regulatoren, Turmuhren, Kontroluhren, Uhrwerken zu technischen Zwecken wird in Deutschland tüchtiges geleistet und auch nach Außen Absaz gefunden. Der Aufschwung der inländischen Kunstguß- und Bronceindustrie hat die ausländischen Stuzuhren verdrängt.

Die Goldleistenfabrikation behauptete ihren Absaz nach England, Frankreich, Spanien, sowie nach Irland.

Die Steinnußknöpfe haben den größten Teil des Jahres unter der Bevorzugung der Metallknöpfe etwas gelitten, hatten aber im vierten Quartal wieder flotten Absaz.

Die Hutfabrikation Deutschlands hat sich immer mehr, selbst inbetreff des Seidenhutes (Cylinders), von Paris emanzipirt. Berlin ist für den Seidenhut im Inlande ziemlich tonangebend geworden und von Einfluß auch auf Schweden und Dänemark; die Haarfilzhüte liefern süddeutsche Fabriken unter lebhafter Konkurrenz Oesterreichs; in den Wollfilzhüten ist Berlin am produktivsten; neben ihm Frankfurt a. O., Luckenwalde, Brandenburg, Kottbus; in den Strohhüten prävaliren Breslau und Dresden; der Sommer war lezteren nicht günstig.

Die Brauereien dürften wohl bei zunehmendem Konsum und bei mäßigen Hopfenpreisen, während die Braugerstenpreise sich durch den großenteils unentbehrlichen Bezug aus Mähren, Ungarn und Rumänien verteuerten, ein ziemlich befriedigendes Geschäft bis zur nächsten Ernte gemacht haben; seit dem Herbst ist Hopfen bedeutend im Wert gestiegen und Braugerste muß gleichfalls, weil im Inlande vielfach verringert, zum großen Teil dem Auslande entnommen werden. Bier bildet einen überall willkommenen Exportartikel Deutschlands. Der leztjährige Export betrug 1 285 475 D.-Ztnr.

Die Tabaksindustrie hat sich auch im vorigen Jahre nicht belebt. Der Konsum hat sich stark gemindert; Export der Fabrikate ist seit Erhöhung der Steuer enorm zurückgegangen und ist auch erst seit dem 1. Dezember 1882 zu erhöhten Steuerrückvergütungssäzen möglich. Aber diese Säze gelten nur für Fabrikate aus inländischen Blättern.

Auch die Mühlenindustrie lag größtenteils darnieder, bis zur Beseitigung des Identitätsnachweises zu Gunsten der Exportmüllerei. Infolge des Eingangszolls auf Getreide hatte der Mehlexport nach dem Auslande zumteil aufgehört, weil die Rückvergütung auf importirtes Getreide, wegen des in der Praxis sich herausstellenden schwierigen Nachweises der Quantität, nicht benuzt werden konnte. Hollands, Schwedens und Dänemarks Mühlenindustrie macht sich diese mißliche Lage der deutschen seit 1880 bestens zunuze; die Quantitäten Mehl, welche unsere Mühlen für das Ausland erheischen, drückten auf den innern Markt; das Mühlengeschäft wurde unrentabel. Der Uebelstand wurde erst durch das Reichsgesez vom 23. Juni 1882 gemindert, das auf die Klausel des Identitätsnachweises verzichtete und zugleich den Mühlen steuerfreie Lager gestattete, und nun gilt es, das verlorene Terrain im Ausland erst wieder zu erobern. Einigen Einfluß scheint die Einrichtung schon geäußert zu haben; denn von Weizenlagern (Gesez vom 23. Juni 1882) sind in Deutschland seit 1. Juli 567 280 D.-Ztnr. exportirt. Daß sich seitdem die Mühlenindustrie wieder gehoben hat, bezeugen Berichte u. a. aus Halle, Nürnberg, Gleiwitz, Glogau, Holstein; dagegen ist das Hauptabsazgebiet von Görlitz, Böhmen, durch die österreichischen Zölle verschlossen worden. Mehrere Mühlen dort haben fallirt. In Berlin hat man von oben erwähnter Erleichterung wenig Gebrauch gemacht, weil gleichzeitig verlangt wird, daß Verkäufe von Getreide nicht ohne Genehmigung der Steuerbehörde stattfinden. —

Soweit der Bericht der Aeltesten der berliner Kaufmannschaft. Danach befanden sich im Jahre 1882 also folgende deutsche Industriezweige in hoher Blüte, beziehentlich in entschiedenem und erheblichen Fortschritte: die Brennerei und Rübenzuckerfabrikation, die Nähmaschinenfabrikation, die chemische Industrie, die Holzschleiferei und Strohstoffabrikation, die Fabrikation der feinen Lederarten, die Schuhwaarenindustrie, die Fabrikation musikalischer Instrumente, die Spielwaarenindustrie und die Glasfabrikation.

Im ganzen günstig oder wenigstens günstiger als in den Vorjahren hatte sich die Lage gestaltet der Montanindustrie, der Maschinen- und Werkzeugbau, der Textilindustrie, der Papierfabrikation, der Gold- und Silberwaarenindustrie, der Möbelfabrikation, der Strohflechterei, der Porzellan- und Steingutfabrikation, der Uhrenindustrie, der Hutfabrikation und der Brauerei.

In entschieden ungünstiger Lage und im Rückgange befanden sich nur die Tabak- und Zigarrenfabrikation und die Mühlenindustrie, welch leztere sich jedoch stellenweise gegen Ende des Jahres wieder etwas zu heben begann.

(Schluß folgt.)

Der Alchemist.

(Fortsezung statt Schluß.)

Die den alchemistischen Bestrebungen zugrunde liegende Anschauungsweise ging von dem hochberühmten griechischen Philosophen Aristoteles aus, der gelehrt hatte, daß alle Körper aus ein und derselben Gesammtmaterie beständen und nur mit verschiedenen Eigenschaften ausgestattet seien.

Von der Mitte des achten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung an wurde dieser wissenschaftliche Grundgedanke von den seit 711 in Spanien festsizenden Arabern zu einer völlig durchgearbeiteten Teorie erweitert, wonach alle Metalle aus zwei Bestandteilen zusammengesezt seien, „von deren Mengenverhältnis und verschiedenem Grade der Reinheit die Natur des Metalls abhängt. Beiden Metallen wurden Namen

darstellbarer Stoffe beigelegt, Schwefel und Quecksilber; die angenommenen Bestandteile teilen jedoch nicht alle die Eigenschaften der darstellenden Substanzen gleichen Namens; der Schwefel und der Merkurius der Metalle haben von dem gemeinen Schwefel und dem gemeinen Quecksilber den Namen und sollen darin in großer Menge enthalten sein, aber die Eigenschaften sind dessenungeachtet verschieden."*)

Der arabische Alchemist Geber (im 8. Jahrhundert) mit seinem vollständigen Namen Abu-Mussa-Dschafar-al-Sofi, geht von dieser Teorie aus und legt dar, daß Gold und Silber reich sei an reinem Quecksilber und reinem Schwefel, Gold enthalte weißen Schwefel und Silber roten; „in den anderen Metallen seien die Grundbestandteile weniger rein, gröber, der Schwefel auch von verschiedener Färbung."**)

Wer sich nun zu dieser wissenschaftlichen Teorie bekannte, dem konnte es nicht allzuschwer und keinesfalls unmöglich erscheinen, Gold und Silber aus anderen Metallen herzustellen, handelte es sich doch nur darum, das Quecksilber und den Schwefel, die in allen Metallen vorhanden waren, gehörig zu reinigen und zu verfeineren.

Daher waren denn auch alle Gelehrten jener Zeit, die sich mit der Naturwissenschaft befaßten, und das waren fast immer Aerzte, Alchemisten.

Den teoretischen Auseinandersezungen Gebers fügten die nächsten Jahrhunderte nichts, was wissenschaftliche Bedeutung gehabt hätte, hinzu, — dagegen verbreitete sich vom 10. Jahrhundert an die Alchemie von den Arabern auf die abendländischen Völker. Auch bei diesen waren alle hervorragenden Gelehrten Alchemisten, eine Tatsache, die den Anschein des Verwunderlichen verliert, wenn man bedenkt, daß die geistig hervorragenden Leute des Mittelalters in allen Wissenschaften tüchtig sein, das ganze Wissen ihrer Zeit in ihrem Kopfe vereinigen mußten.

Vorzüglich im dreizehnten Jahrhundert treten uns aus der großen Zahl der Alchemisten glänzende Namen entgegen. Albertus Magnus, d. h. Albert der Große, wie der im Jahre 1193 geborene und 1280 gestorbene Universalgelehrte Albert Graf von Bollstädt genannt wurde, ferner der nicht minder hochangesehene Engländer Roger Bacon, von 1212 bis 1294 lebend.

Albert der Große, der dem Mönchsorden der Dominikaner angehörte, hat sich das Verdienst erworben, durch eine Zusammenstellung der Forschungen des Aristoteles und der byzantinischen, arabischen und jüdischen Kommentare derselben in einer großen Schriftensammlung der scholastischen Wissenschaft seiner Zeit die Grundlage der Aristotelischen Philosophie gegeben und außerdem auf dem Gebiete der Naturwissenschaften die Aristotelische Lehre durch eigene Errungenschaften erweitert zu haben.

Für seine Zeit war er mit Recht der Doctor universalis, mit Unrecht aber auch ein Hexenmeister, dagegen ist er heute noch als eine der bedeutendsten Erscheinungen der Wissenschaften anzuerkennen.

Der kaum um zwei Jahrzehnte später geborene britische Franziskaner Roger Bacon überragt Albert den Großen noch an wissenschaftlicher Bedeutung, — er muß schlechthin als einer der großartigsten Geister aller Zeiten genannt werden.

Auch für ihn haben die Zeitgenossen einen ehrenden Beinamen, — er war ihnen der Doctor mirabilis (der Wunderbare), — und wunderbar in der Tat ist, wie außerordentlich weit dieser Mann seiner Zeit an wissenschaftlicher Erkenntnis voraus war.

Er begründete die realistische Richtung in den Naturwissenschaften und kämpfte mit großer Entschiedenheit gegen die Unfruchtbarkeit der scholastischen Philosophie an. Zugleich erstrebte er eine Reform des gesammten Unterrichtswesens, der Kirche und der Religion im Sinne desjenigen Humanismus, welcher die Kirchenreformation des 16. und 17. Jahrhunderts einleitete und ermöglichte.

Dabei machte er eine ganze Menge wichtiger Erfindungen und Entdeckungen; so erfand er die Vergrößerungsgläser, ferner ein im Wasser brennendes, vermutlich von phosphorartigem Körper herrührendes Feuer, dann einen aus Schwefel, Salpeter und Kohle zusammengesezten Explosivstoff, eine Art Schießpulver, mit dem er den Bliz nachmachte u. v. a. m. Zu seinen wichtigen Entdeckungen gehörte seine Lehre der Strahlenbrechung und Perspektive, und besonders auch seine Erkenntnis der Irrtümer des Julianischen Kalenders, dem er einen dem exakt richtigen sehr nahe kommenden selbstangefertigten Kalender gegenüberstellte.

Auch Roger Bacon galt seiner Zeit als Zauberer, aber ihn, den mit den Irrtümern damaligen Geisteslebens scharf ins Gericht gehenden Neuerer, ließen die Mächtigen der Kirche und des Staates nicht so unbehelligt als Albert den Großen. Er ward verkezert und verfolgt und endlich auch in den Kerker geworfen, wo er zulezt nicht weniger als zehn Jahre schmachtete, bis ihn einflußreiche Verwendung für den kurzen Rest eines nur der Wahrheit und dem Menschenwohl zugewandten Forscherlebens befreite. Auch Arnold de Villanova, oder Arnoldus Villanovanus, und Raimund Lull — oder Lullus — waren große Gelehrte und nach manchen Richtungen hin Förderer der Wissenschaft, lezterer besonders inbezug auf Grammatik, Logik und Dialektik; ihm schreibt man auch in der Alchemie große praktische Erfolge zu, während Albertus Magnus und Roger Bacon mehr als teoretische Alchemisten anzusehen sind.

Lullus soll nämlich unter anderem, während er sich in in London aufhielt, für den König Eduard I. die stattliche Menge von 50000 Pfund Quecksilber in Gold verwandelt haben, aus dem alsdann die Rosenobel genannten Goldstücke geprägt worden seien. Er selbst rühmt sich auch alle Edelsteine und Perlen anfertigen zu können, und zwar aus geheimnisvollen erdigen Wassern, die mit einer ebenso geheimnisvollen färbenden Flüssigkeit behandelt werden müßten.

Lullus blieb für lange Zeit der bewunderte Lehrmeister der Alchemisten; die nachkommenden waren nichts als Nacheiferer und Nachahmer und keiner von ihnen hat sich in den Wissenschaften zu einer so bedeutenden Stellung emporgeschwungen wie er, oder wie sie gar Albert der Große und Roger Bacon erreicht haben.

Den Stein der Weisen behaupteten gleich Lullus aber viele zu besizen und gleich ihm behaupteten sie, wovon man während der Jahrhunderte vor Lullus nichts geschrieben hatte, daß dem Stein der Weisen auch universelle Heilkraft zukomme.

Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts trat wieder ein Alchemist von selbständiger wissenschaftlicher Bedeutung auf, Basilius Valentinus genannt, der in der Chemie und Medizin reformirend wirkte, indem er sie auf eine ganze Reihe sorgfältiger Beobachtungen zu begründen suchte, auf chemischem Wege Arzneimittel darstellte und vielerlei Entdeckungen machte.

So erwähnt er zuerst des Wismuts und des Zinks, entdeckte das Knallgold, dessen explodirende Eigenschaft er beschrieb, und die Salzsäure, die er aus Vitriol und Kochsalz darstellte. Auch Quecksilbersalpeter und Bleizucker stellte er zuerst dar und lehrte zuerst die Präparate des Antimon (Spießglanz) genauer kennen.

Neben so manchem anderen noch hat ihm die Nachwelt auch die ersten Spuren eines einigermaßen ausgebildeten Verfahrens in der quantitativen chemischen Analyse zu danken.

(Schluß folgt.)

---

*) Kopp, Geschichte der Chemie, Braunschweig 1843, Bd. I S. 45 u. 46.

**) Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, Bd. X, Entwicklung der Chemie von Hermann Kopp, München 1873, S. 14.

Poetische Aehrenlese.

Ewige Jugend.

Von **Adolf Friedrich Graf v. Schack.**

Schön war's, als aus dem Morgenrot
Mein Leben anhub aufzustrahlen,
Und mir die Lust in vollen Schalen
Die reichsten ihrer Spenden bot;
Doch nicht die Jugend, schnell verweht
Und bleichend mit den braunen Haaren,
Ich preise die, die nie vergeht
Und schöner aufblüht mit den Jahren.

Das Götterbild, das immerdar
Ich feierte mit Hymnensange,
Sie schüz' es, daß es ewig prange
Auf meines Herzens Weihaltar,
Und meine Leier stimme sie,
Daß alles Herrliche und Schöne
In voller sel'ger Harmonie,
Aus ihren Saiten wiedertöne!

Sie trage aufwärts meinen Geist,
Auf daß er hoch und höher ringe,
So wie in Jugendkraft die Schwinge
Den alten Aar nach oben reißt;
Er schwebe, himmelsluftgewiegt,
Indes, vom Lichtglanz ungeblendet,
Er auf die Welt, die unten liegt,
Die Sonnenblicke niedersendet.

Häuft dann des Alters Wintertag
Den lezten Schnee auf meine Locken,
Nicht schrecken mich die weißen Flocken,
Ich weiß, ein neuer Lenz folgt nach;
Und heller noch, als da ich jung,
Wie Abendrot der Alpen Firne,
Umleuchte mir Begeisterung,
Wenn sie zum Grab sich neigt, die Stirne.

Gedrückt hat so der Genius
Dem einundachtzigjähr'gen Greise,
Dem hehren Sophokles, noch leise
Auf Stirn und Mund den Weihekuß;
Und während er im Morgenlicht
Sein Opfer bracht' am Musenherde,
Noch auf den Lippen ein Gedicht,
Ward er entrückt von dieser Erde.

Unsere Illustrationen.

Fürst Roman Galitzki verweigert der Gesandtschaft des Papstes Innocenz III. die Annahme des katolischen Glaubens. (Bild S. 426,27.) Die Statthalter dessen, der gesagt hatte, mein Reich ist nicht von dieser Welt, sezten sich gegen dieses Wort ihres Meisters in besonders grellen Widerspruch. Ihr Reich war sehr von dieser Welt, und ihre Herrsch- und Eroberungslüste waren noch um verschiedene Pferdekräfte stärker als die der weltlichen Machthaber. In der langen Reihe der Päpste ragen in dieser Hinsicht besonders zwei hervor: Gregor VII. und Innocenz III. Jener, besonders bekannt durch seine Händel mit Kaiser Heinrich IV., der den berühmten Gang nach Canossa zu ihm machen mußte, hatte zuerst die unbeschränkte Oberherrschaft der Hierarchie über alle weltlichen Mächte mit aller Energie angestrebt und Innocenz III. suchte das Werk Gregors zu vollenden. Er verschaffte dem Grundsaz Geltung, daß die Kirche über dem Staat, das geistliche Oberhaupt über dem weltlichen stehe, daß die Macht sämmtlicher Fürsten nur ein Ausfluß der päpstlichen sei und folglich alle Gewaltigen der Erde sich vor der höheren Autorität des Papstes beugen und denselben als obersten Lehnsherrn und Schiedsrichter anerkennen müßten. Wie am Himmel — schrieb er einst — zwei große Lichter strahlen, die Sonne und der Mond, so leuchten am Firmament der Menschenwelt die päpstliche Hoheit und die königliche Gewalt. Wie aber der Mond das kleinere Licht ist und von der Sonne sein Licht empfängt, so erhält auch die königliche Macht den Glanz ihres Amtes von der päpstlichen Hoheit, mit welchem Saz jedoch der geistvolle, gebildete und freidenkende Friedrich II., dessen Regierung einen fortwährenden Kampf zwischen Kaiser- und Papsttum darbietet, keineswegs einverstanden war. Wie diese herrschsüchtigen Päpste sich mit dem angeführten Wort Jesu zurechtfanden, ist schwer zu sagen; vielleicht aber dachten sie wie der schwäbische Pfarrer Flattich, der einmal heftig gegen alle weltliche Lustbarkeit, besonders auch gegen das Weintrinken, eiferte. Als ihm hierauf jemand bemerkte, daß Jesus selbst auf der Hochzeit zu Kana Wasser in Wein verwandelt habe, meinte er lakonisch: „Hätts auch können bleiben lassen.“ — Es verriete indes große Beschränktheit, wollte man die teokratischen Bestrebungen der römischen Bischöfe lediglich auf kleinliche, selbstsüchtige Beweggründe zurückführen. Ihr Ziel war ein universelles, ideales, in seiner Grundidee gar nicht unberechtigtes: sie proklamirten die Suprematie des Geistes über die Staatsgewalt, und manchmal griff in der Tat die Hierarchie als Korrektiv der weltlichen Mächte heilsam in den Gang der Geschichte ein, und es wäre das gewiß in noch weit höherem Grade der Fall gewesen, wenn sie von der Vernunft statt vom Dogma beseelt gewesen wäre. Jede absolute Machtstellung aber, welche keiner Kontrole unterworfen ist, artetet leicht in Mißbrauch aus, die idealen Ziele werden allmälich außer Acht gelassen und dem Gesichtskreis entrückt, das Streben für das Gemeinwohl schrumpft zu engherzigem, egoistischen Wollen ein, die Grenzen des Rechts und der Vernunft werden nicht mehr respektirt, Rücksichtslosigkeit und Willkür treten an die Stelle des Prinzips. Dies zeigt sich in der Glanzperiode der Hierarchie ebensowohl wie in den verschiedenartigsten Formen der weltlichen Macht, es zeigt sich im Parteiwesen, es zeigt sich tausendfach im Treiben der Bureaukratie wie im Verhalten der Arbeitgeber gegen die Arbeiter. Innocenz III. hatte nicht genug an seinen romanischen und germanischen Staaten; auch die slavischen sollten dem Krummstab unterworfen werden. In Rußland wurde das griechische Christentum durch Wladimir I. 987 zur Staatsreligion erhoben. Um 1200 herrschte der tapfere aber grausame Roman Fürst von Wolhynien, den die wolhynische Chronik den Großen und Autokraten von Rußland nennt. Sein Name war der Schrecken seiner Feinde. Rom und Konstantinopel buhlten um seine Freundschaft und eines Tages schickte Innocenz III. seine Gesandten zu ihm mit dem lockenden Versprechen, ihm Städte zu geben und ihn kraft des von Petrus empfangenen Schwerts zum König von Rußland zu machen, wenn er sich zur römisch-katolischen Kirche bekennen würde. Roman aber erhob sich stolz, streckte den Gesandten sein eigenes Schwert entgegen und rief: „Ist des Papstes Schwert ein solches? Nur mit dergleichen kann man Städte erobern und verschenken; solange ich dieses an meiner Hüfte trage, brauche ich kein anderes und werde schon, wie meine Vorfahren, Rußland zu erweitern wissen.“ Diese Szene hat der Maler auf unserem Bilde sehr drastisch zur Darstellung gebracht. St.

Mitteilungen aus dem Gebiete der Industrie, Technik und Landwirtschaft.

Noch einmal über Kältemischungen. Vor noch nicht langer Zeit, als man noch nicht auf physikalischem Wege mit Hilfe praktisch konstruirter Eismaschinen das billigste Eis herzustellen verstand, wurde den chemischen Mischungen zur Erzeugung von Kälte weit mehr Beachtung geschenkt, als dies jezt der Fall ist. Für gewisse Fälle können aber immerhin solche Kältemischungen von Vorteil sein, besonders wenn es sich darum handelt, höhere Kältegrade, weit unter dem Gefrierpunkt des Wassers, hervorzubringen. In jeder Brauerei sollte deshalb eine geeignete Kältemischung vorrätig gehalten werden, um im Momente des Gebrauches bei der Hand zu sein; es handelt sich nur darum, bei der großen Zahl dieser Kältemischungen die für den Brauer geeignetste herauszufinden. Es wird dies diejenige sein, welche zunächst weder direkt noch durch entwickelte Gase oder Dämpfe Metallgefäße anzugreifen oder durch leztere die Betriebsräume zu verunreinigen und Material zu schädigen vermag; diese Kältemischungen sind von vornherein schon ausgeschlossen. Dabei soll dann die Benützung möglichst wenig kostspielig sich gestalten und das Material jederzeit durch Eindampfen wieder zu restituiren sein, so daß man also eigentlich ebenso wie bei den Eismaschinen durch Kohle oder Hize die Kälte erzeugt. Ferner soll man auch keines Schnees oder gestoßenen Eises bedürfen, da dies die Umständlichkeit sehr vermehrt. Da man, wie bereits angedeutet, stets auf Wiedergewinnung der Kältemischung durch Eindampfung zu sehen hat, so darf diese keine solche sein, welche aus Salzen besteht, die sich bei der Lösung gegenseitig angreifen oder verändern, auch ist darauf zu achten, daß man der Kältemischung, um deren beste Ausnüzung zu erzielen, möglichst wenig Wasser zuzusezen nötig hat und somit auch dann wieder ein leichteres Eindampfen ermöglicht. Man ersieht daraus, daß, so viele Kältemischungen es auch geben mag, doch nicht sehr viele allen diesen Punkten entsprechen, und daß man, um das Rationellste zu treffen, wohl eine sorgfältige Auswahl treffen muß. Eben weil man früher diese leztere übersah oder es zu leicht nahm, hat man wenig praktisch günstige Erfahrungen mit den Kältemischungen machen können und ist nur zu rasch fast ganz von denselben abgekommen. Es ist offenbar für den Kostenpunkt nicht gleichgiltig, ob man die Kältemischung nach dem Gebrauch als wertlos wegwerfen muß, oder ob man sie durch Eindampfen wieder neuerdings brauchbar machen kann, bei lezterem hinwieder nicht gleichgiltig, ob man die Hälfte oder das Doppelte an Wasser zu verdampfen hat. Nach diesen Anhaltspunkten muß man sich also die rationellste Kältemischung für seinen Gebrauch auswählen und wird dann des besten Erfolges sicher sein dürfen. Bei dem nach dem Gebrauche gelegentlich erfolgenden Eindampfen der Kältemischung ist auch noch darauf zu achten, daß dieselbe derart sei, daß sie nicht blos möglichst wenig Wasser enthalte, sondern daß auch ihr Kochpunkt möglichst niedrig sei und auch insoferne das Braumaterial geschont werden könne. Beispielsweise sind alle Kältemischungen, welche Chlorkalzium enthalten, erst bei sehr hoher Temperatur, den höchsten einer Salzlösung überhaupt, zum Kochen zu bringen, insofern also nicht besonders geeignet und empfehlenswert, zumal seine richtige Ausnüzung zur Kälteerzeugung noch Schnee erfordert. Alle anderen Salzmischungen lassen sich bei geringerer Temperatur nicht bedeutend über den Kochpunkt des Wassers einkochen und sind deshalb weit empfehlenswerter. 1 Gewichtsteil Salz oder Salzmischung (d. h. nicht Kochsalz) und 1 Gewichtsteil Wasser ist inbezug auf erleichterte Eindampfung schon ein günstiges Verhältnis, aber es gibt auch Salzgemische, welche auf 2 Gewichtsteile blos 1 Gewichtsteil Wasser benötigen, und diese verdienen selbstverständlich den Vorzug und demnach dürfte wohl die Kältemischung, welche aus 1 Gewichtsteil salpetersaurem Ammoniak und 1 Theil Soda besteht und blos 1 Teil Wasser erfordert, am vorteilhaftesten erscheinen. (Brauerzeit. „Gambrinus“.)

Manganfirnisse. Die Manganfirnisse werden unter Zuhilfenahme von Manganoxydul, Manganoxyd, ganz besonders aber mit Manganborat bereitet. Namentlich liefert das leztgenannte Präparat einen Firniß von so vorzüglichen Eigenschaften, daß es anderen zu gleichem Zwecke benüzten Präparaten vorzuziehen ist. Manganborat-Firniß stellt man nach folgendem Verfahren dar: 2 Kilogr. vollkommen trockenes und eisenfreies weißes Manganborat, welches in ganz feines Mehl verwandelt ist, werden allmäich in 10 Kilogr. Leinöl eingerührt, das in einem passenden Gefäß erhizt wird. Durch beständiges Rühren bewirkt man gleichmäßige Verteilung des Salzes in der Flüssigkeit und erhizt so lange, bis das Oel eine Temperatur von etwa 200⁰ angenommen hat. Es ist zu bemerken, daß nur völlig eisenfreies Manganborat einen schnell trocknenden Firniß liefert. Gleichzeitig bringt man in den Firnißkessel 1000 Kilogr. Leinöl, erhizt dieses, bis es Blasen zu werfen beginnt, läßt die Mischung aus Leinöl und Manganborat in einem dünnen Strahl in den Kessel fließen, verstärkt das Feuer und läßt das Ganze heftig aufkochen. Nach etwa 20 Minuten langem Aufwallen beginnt man mit dem Ausschöpfen des fertigen Firnisses, den man noch heiß durch Baumwolle filtrirt und sogleich verwenden kann. Holztafeln, welche in den noch heißen Firniß getaucht wurden, waren nach 16—18 Stunden mit einer vollkommen trockenen, glasartigen Firnißschicht überzogen. Nach angestellten Versuchen ergab sich, daß dem Manganborat die Eigenschaft zukommt, schon bei verhältnismäßig niederen Temperaturen Leinöl in schnell trocknenden Firniß zu verwandeln; es genügt hierzu eine Temperatur von 40⁰. Hängt man in eine etwa 10 Liter fassende Flasche mit Leinöl, die in einem mit Wasser gefüllten Topf steht, ein Leinensäckchen mit etwa 30 Gramm Manganborat und stellt das Ganze an einen warmen Ort, so ist nach 10—14 Tagen das Leinöl in rasch trocknenden Firniß verwandelt. (Der Metallarbeiter.)

Elektrisches Licht im Wasser. Ein recht interessantes Experiment wurde nach der „Z. f. d. elektr. Ausst.“ und dem „Mähr. G. B.“ auf dem Ausstellungsplaze der Maschinen von Ganz & Co. in der Nordgallerie der wiener elektrischen Ausstellung gezeigt, ein Bogenlicht, welches unter Wasser brennt und leuchtet. Der untere Teil des Apparates mit den zwei Kohlenstäben ist in ein mit Wasser gefülltes Gasgefäß getaucht, während der Regulator aus demselben emporragt; sobald der Strom in die Kohlenstäbe geleitet wird, so entsteht zwischen denselben im Wasser der Lichtbogen, als ob die Stäbe sich in atmosphärischer Luft befänden, allerdings nicht mit der gleichen Intensität und Beständigkeit des Lichtes. Das Wasser, in welchem sich die Kohlenstäbe befinden, erwärmt sich nicht in dem Grade, als man glauben würde, da die Wärme, welche von den Stäben ausstrahlt, zwar von großer Intensität, aber von geringer Menge ist. In dem Wasser sieht man auch die chemische Arbeit, welche der Strom bewirkt, indem die gasförmigen Bestandteile des durch den Strom zersezten Wassers in brodelnden Blasen emporsteigen, so daß es den Eindruck macht, als ob das Wasser kochte, was aber, wie gesagt, nicht der Fall ist. Man sieht ferner, daß die Kohle nicht wirklich verbrennt, denn was von den Kohlenstiften verzehrt wird, lagert sich in Staubform auf dem Boden des Gefäßes ab. Mit diesem Experiment wird demonstrirt, daß das Bogenlicht die atmosphärische Luft nicht nötig hat; vielleicht ließe sich das Experiment praktisch zur Beleuchtung unter Wasser befindlicher Bauobjekte und dergleichen verwerten.

Neues Licht. A. v. Chotinsky in St. Petersburg benuzt eine sinnreich abgeänderte Form des Drumond'schen Kalklichtes zu einem eigentümlichen Lichte, indem ein unschmelzbares Prisma oder ein Stift aus einer Magnesiakomposition in einem Strom von Sauerstoff und Leuchtgas unter niedrigem Druck zum Glühen gebracht wird. Die Brenner und Prismen werden in verschiedenen Größen und Formen von 25 bis 300 Normalkerzenstärke fabrizirt. Derartige Lampen werden in geschlossenen Glasglocken aufgestellt und sollen ein sehr weißes Licht geben, welches die Farben auch Abends deutlich unterscheiden läßt. Die Erzeugung von Sauerstoff ist dazu natürlich notwendig. Dem reinen Gaslicht und der elektrischen Glühlampe wäre damit eine Konkurrenz geschaffen.

Tier- und Pflanzenkunde.

Der Maikäfer. Wenn der warme Mai ihn aus seinem dunkeln Lager herausgebracht hat, benagt er das junge Laub unserer Bäume, und nachdem er innerhalb 14 Tagen verschiedene Bekanntschaften gemacht, beginnt die Kopulation, die sich oft bis Ende Juni hinzieht. Das Weibchen bohrt, wenn das Wetter günstig, nach einigen Tagen 1—3 Löcher in die Erde, legt etwa in Summa 30 Eier hinein und hat den Zweck seines Daseins, Ernährung und Fortpflanzung, erfüllt. Nach 4—6 Wochen kriecht aus jedem Eichen, wenn die Umstände günstig sind, ein wurmartiges Tierchen mit sechs Beinen und kräftigen Kauwerkzeugen, der Engerling. Art läßt nicht von Art; wie der Maikäfer, kennt auch er kein Maß bei seinen Mahlzeiten, nur muß er sich dieselbe erst durch mühevolle Arbeit erringen. Sind aber Lebensmittel vorhanden, man kann's ihm nicht verdenken, dann macht er sichs bequem, legt sich auf den Rücken, läßt den frischen Saft der weichen Wurzel durch seine Kinnbacken fließen und hört damit nicht eher auf, bis ihn die Not auf neue Suche treibt Nun geht's ihm aber grade wie dem Menschen; mancher ist vorsichtig bei der Wahl seiner Eltern, mancher nicht. Hat der Käfer aus Leichtsinn, Not oder Unerfahrenheit seinen Nachkommen ein mageres Feld mit wenigen und harten Wurzeln gewählt, so ist die Arbeit sauer und die Kost mager. Da hält es schwer, auf einen grünen Zweig zu kommen, und während die reichen Verwandten auf einem weichen Zuckerrübenacker sich gütlich tun und wachsen und gedeihen, daß es ihnen leicht wird, schon im ersten Jahre ihr Kleid abzuwerfen und sich ein neues, jedoch genau nach altem Muster, nur etwas größer, anzuziehen, ist es den armen Vettern im steinigen Lande oft kaum möglich, im zweiten Jahre zu wechseln, wodurch sie ein Jahr in ihrer Entwicklung aufgehalten werden. Kommt der Winter in's Land, gehts tiefer in die Erde zum Schlaf. Gelinde Witterung reizt jedoch die Freßlust wieder und manches Keimchen unter dem bergenden Schnee sieht den Frühling nicht mehr. Dieses Leben führt der Engerling, das Geburtsjahr eingerechnet, 3—4 Jahre und ist abhängig von der Witterung und Nahrung. Hat er sich Jahre hindurch redlich gequält, wird er müde und verpuppt sich. Das alte Kleid wird abgelegt und in die Ecke gestellt. Das neue ist nach ganz anderem Muster gearbeitet, ähnlich dem der Schmetterlingspuppe. Ei, sieh' doch, wie eitel das gefräßige Tier werden kann! Im Juli oder August, wenn du zufällig einmal einem Hamstergräber bei seiner Arbeit zusiehst, ist es dir vielleicht vergönnt, eine solche Puppe zu bekommen, (sie liegen meist tiefer, als der Pflug geht) betrachte sie genau, Aus dieser Puppe entwickelt sich im September oder Oktober der Käfer für das folgende Jahr. Was

ist nun gegen den gefräßigen Käfer und seine gefräßige Brut zu tun? Lieb ist er niemanden, und wenn die Kinder sich auch über ein gefangenes Müllerlein mit weißlichem Rocke freuen, ist er dem Landmanne doch ein häßliches Ding. Mittel, ihn zu vertilgen, giebt es gar viele, aber es ist mit ihm wie mit anderen Landplagen: sind sie einmal da, gewöhnt man sich daran. Man schreibt über die Reblaus, den Borkenkäfer, den Kartoffelkäfer, man zieht gegen sie zu Felde mit Feuer und Schwert, und Maikäfer und Erdflöhe, so wie viele andere schädliche Gäste, gehen frei aus. Die Polizeiverwaltungen zwingen dich, und das mit Recht, die Raupennester von deinen Bäumen zu schaffen; warum zwingen sie dich nicht, die Maikäfer zu vertilgen? Wäre es ungerecht? Außerdem kommt dir beim Vertilgen der lästigen Käfer so manches zu Hilfe. Da sind erstens unsere Spazen und Krähen, dann die Staare, Würger, Falken, Spechte u. a., und wenn du am Abend zur Ruhe gehst, kommt die Eule, die Fledermaus und die Nachtschwalbe, die Zielscheiben mancher Sonntagsjäger. Lasse sie leben, lieber Freund, sie nüzen im Freien dir mehr als an deinem Torwege oder im Glaskasten. Den Engerling suchen die Dohle, die Krähe und der Maulwurf. Von der Tätigkeit der ersteren haben wir hinlänglich Beweise, mit dem lezteren kannst du einmal den Versuch anstellen. Wenn du ein Weizen- oder Roggenfeld hast, das Reihe bei Reihe verwelkt, und du untersuchst die schadhafte Stelle, dann wirst du die Ursache bald finden: es sind Würmer. Hast du Gelegenheit, fange einen Maulwurf, lasse ihn sich an der ärgerlichen Stelle eingraben und gehe fort. Nach einigen Tagen hat er dem Treiben der Würmer ein Ende gemacht. Reihe bei Reihe, auf und nieder grub er, verzehrte die Würmer, und dein Weizen ist frei. Siehe, so hat die Natur mit ihrem unendlichen Leben und Schaffen dir manches gegeben, das dir nicht lieb; doch suche sie nur in ihrer Tätigkeit zu belauschen, dann wirst du auch finden, daß sie dir überall liebreich die Hand bietet bei der Besserung deines Daseins.

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

Die Produkte Ecuadors und ihr Export. (Von Emil Marburg.) Eines der fruchtbarsten Länder Südamerikas ist das direkt unter dem Aequator gelegene, herrlich bewässerte Ecuador. In dem heißen feuchten Tieflande erzeugt die Natur alles, was die Tropen nur immer hervorbringen können, während auf den Hochplateaus die europäischen Getreidearten und Feldfrüchte ebensogut wie in ihrer Heimat gedeihen. Daß das Land sich trozdem nicht für deutsche Auswanderung eignet, hat andere Gründe, die ich weiter unten angeben werde. — Der Export dieses Staates würde außerordentlich umfangreich sein, wenn die Bevölkerung eine zivilisirtere und regsamere wäre, und die Ruhe des Landes nicht durch fortwährende Revolutionen und Pronunciamentos ehrgeiziger Generale gefährdet würde. Seit dem Tode des Präsidenten Garcia Moreno hat Ecuador keine ruhigen Tage gesehen; erst Ende Januar d. J. ist eine neue Revolution gegen den mit unerhörter Grausamkeit herrschenden Diktator, General Veintemilla, ausgebrochen.

Im ganzen Lande gibt es höchstén 100 000 Einwohner rein kaukasischer Abstammung, welche meistenteils Handwerker, Kaufleute und Landeigentümer sind. Die Arbeiterklasse wird durch die farbige Bevölkerung vertreten; sie ist im allgemeinen gutmütig und genügsam, aber leider sehr dem Genusse des berauschenden Agua ardiente und Chincha ergeben, weshalb sie auch ungezwungen selten arbeitet und deshalb arm bleibt. —

Die gesammte Ausfuhr Ecuadors über Guayaquil, seinen Haupthafen, belief sich im Jahre 1880 auf 32 828 268 Mk., die Einfuhr auf ca. 30 Millionen. Der Außenhandel ist fast ganz in deutschen Händen. — Im Jahre 1879 liefen 226 Schiffe von dem Gesammtgehalt von 215 831 Tonnen, darunter 21 deutsche mit 6566 Tonnen an.

Der Hauptexportartikel ist und bleibt der Kakao, von dem 1880 15 876 938 kg produzirt wurden, im Werte von 22 934 408 Mk. Ich will deshalb auch die Kakaokultur in Ecuador etwas ausgedehnter besprechen.

Der Kakaobaum verlangt zum Gedeihen einen schattigen feuchtwarmen Boden, weshalb sich auch die Küstenstriche und das Waldland an den Ufern der Flüsse vortrefflich für eine Kakaopflanzung eignen. — In den ersten drei Jahren verlangt die junge Pflanze viel Pflege und Sorgfalt, weil dann das Unkraut fern gehalten und sie besonders vor einer gefährlichen, großen Schlingpflanze gehütet werden muß. Bis der junge Baum selbst ein so großes Laubdach hat, sich zu beschatten, müssen die kleineren Bäume in der Nähe stehen bleiben und erst später dürfen sie entfernt werden. Im vierten Jahre liefert der Baum schon eine volle Ernte. Es gibt zwei Arten von Kakao, den weißen und den dunkelbraunen. Der weiße steht höher im Preise. Um Guayaquil trifft man die geringste Sorte, in der Nähe von Esmeraldas schon eine bessere, aber der gewürzreichste wächst am Pailon, südlich von der kolumbischen Grenze. —

Ein zweiter Hauptexportartikel sind Steinnüsse. Der Wert ihrer Ausfuhr betrug im Jahre 1880 ca. 4 Millionen Mark. Die Nüsse wachsen am Stamm, dicht unter der Krone, der Negrito-Palme heraus. Ist die Nuß noch unreif, so ist der Kern dünnflüssig, später verdickt er sich und verhärtet sich dann immer mehr und mehr, bis er so hart wie Elfenbein ist. In Europa kommt die Steinnuß unter dem Namen vegetabilisches Elfenbein in den Handel und wird zu Knöpfen, Schachfiguren, Billardkugeln und verschiedenen Spielereien verarbeitet. —

In Ecuador besonders ist der Chinabaum heimisch, dessen Rinde als äußerst wichtiger, offizineller Artikel nach der ganzen Welt ausgeführt wird. Die beste wird bei Loxa gewonnen. Im Jahre 1879 wurde für 2,76 Millionen Mark exportirt. Es wird im Lande auch ein ganz vortrefflicher Kaffee gebaut, und besonders um Ibarra herum gibt es ausgezeichnete Sorten.

Zuckerrohr wird in allen Provinzen gepflanzt, aber fast nur zur Bereitung einer schlechten Sorte von Agua ardiente verwandt, aus welchem auch durch Komposition der Anisado und der Guarapo, zwei andere Branntweine, gewonnen werden. Guter Zucker wird sehr wenig bereitet, nur Syrup wird öfter eingekocht.

Ein ferneres Produkt ist der Tabak. Der vortrefflichste wächst bei Esmeraldas, der an Güte dem Ambalema gleichkommt. Bei Guayaquil trifft man eine schwerere Sorte von sehr schöner Farbe, die viel exportirt wird.

Weniger Sorge verwendet man auf Indigo, Vanille und Baumwolle, obgleich alle drei vortrefflich hier gedeihen, aber die Ecuadorianer scheinen keine rechte Freude am Anbau dieser Artikel zu haben.

Ein wichtiges Produkt hingegen ist der Kautschuk. Wenn man die Gummi-elasticum-Bäume schonen will, bohrt man sie nur an, läßt die Gummimilch ablaufen und den Baum dann neue Kraft sammeln. Viele begnügen sich aber damit nicht, sondern verlangen eine größere Quantität Milch und fällen den Baum, wodurch viel Schaden entsteht. An Güte steht der Gummi Ecuadors den andern Sorten nach, weil er eine starke Säure besizt, die vor der Benuzung entfernt werden muß und nicht selten die Säcke, in die er verpackt ist, durchfrißt. Von den Eingeborenen wird der Gummi auch geknetet und in Formen von Stangen zu Fackeln benuzt, die sehr lange und hell brennen.

In Ecuador werden außerordentlich feine, sogenannte Panamahüte verfertigt, über deren Herstellung ich einige Worte sagen will:

Es wächst hier die Guynul- oder Mocarra-Palme, aus deren Blättern die Hüte geflochten werden. Leider reicht aber ein Baum immer nur zu ca. drei Hüten aus, da man nur die ganz jungen Blätter verwenden kann. Dazu wird die Palme gefällt, die Blätter welk und dadurch biegsam gemacht und dann gespalten. Die Hüte stehen sehr hoch im Preise, oft bis 200 Mark, weil die Eingeborenen äußerst langsam arbeiten und zu einem Hut, bei einer täglichen Arbeitszeit von einer Stunde, vier bis fünf Monate brauchen.

Ecuador ist auch die Heimat der wertvollsten Hart- und Farbhölzer. Die geschäztesten sind: 1) Guacacan, einer der edelsten Bäume: 2) Biquarri, welcher eine außerordentliche Härte besizt: in der Erde wird dies Holz fast wie Stein; 3) Marekende, Chanul, Noble, Hahua und eine große Anzahl anderer, welche sämmtlich schon zum Export verwandt werden. — Es kommt hier auch eine Art von Mahagonibaum vor, der in der Güte dem brasilianischen nicht viel nachsteht.

Alles bisher besprochene gehörte fast ausschließlich der Tropenwelt an und fand hauptsächlich in den flachen Küstenniederungen sein Gedeihen; besuchen wir nun einmal das Hochland, von dem es heißt, daß dort ewiger Frühling herrsche. Hier finden wir vor allem unsere heimische Kartoffel, den Weizen, Mais, Bohnen und Erbsen. Die besten Kartoffeln gibt es in der Umgegend von Quito, nächstdem bei Ibarra.

Sehr wenig wird der Weinbau betrieben, und gerade hierfür paßten einige Provinzen ganz ausgezeichnet. Früher wurden einmal in Ecuador alle Reben ausgerottet, damit das benachbarte Peru das Wein-Monopol hätte. Es lag auch gar nichts allzu Unsinniges in dem Gesez, denn während Ecuador noch mannigfache Produkte lieferte, war Peru allein auf den Weinbau angewiesen. Noch weniger beschäftigt man sich mit der Bierbrauerei, obgleich das Land vortreffliche Gerste zieht. Die Ecuadorianer sagen, es sei kein guter Hopfen zu bekommen. Inwieweit dies richtig ist, will ich dahingestellt sein lassen, jedenfalls wäre das notwendige Malz dazu im Ueberfluß zu erlangen.

Wir haben gesehen, daß das Land reich genug an Ausfuhrartikeln ist, und daß es mit jedem andern Staate Südamerikas nach Verhältnis im Export konkurriren könnte, wenn eben die Bevölkerung nicht zu indolent wäre und die Verkehrsmittel in besserem Zustande wären. Ecuador gehört allerdings dem Weltpostverein an, verfügt aber über nicht zu viel Postämter und Telegraphenlinien. Außer der von Garcia Moreno erbauten Straße Quito-Guayaquil bestehen nur kürzere feste Wege. Eisenbahnen gibt es 122 km. Eine schmalspurige Strecke von Pueblo Nuevo, östlich von Guayaquil, bis zum Rio Chimbo.

Ehe das von Schulden überlastete Land, wie schon oben erwähnt, nicht innerlich zur Ruhe kommt und von einer einsichtsvollen Regierung wie z. B. Chili und Argentinien, beherrscht wird, wird auch der Handel nie einen großartigen Umfang annehmen. (Aus allen Weltteilen.)

Literarische Umschau.

Eckart Warners Briefe moderner Dunkelmänner.

Besprochen von Dr. L. Bräutigam.

Motto: Ins faule Fleisch einen tiefen Schnitt.

„O Jahrhundert! die Studien blühen, die Geister erwachen, es ist eine Lust zu leben!" ruft Ulrich Hutten, der Feuergeist, der am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts unermüdlich gegen die Schäden seiner Zeit kämpfte. Ein Drang nach Freiheit namentlich im kirchlichen Sinne

ging damals durch alle Schichten des deutschen Volkes, und mit Freuden wurden sowohl die volkstümlichen als auch die gelehrten Schriften begrüßt, die die Entartung der Kirche, die Entsittlichung des geistlichen Standes geißelten. Unter all' den literarischen Erscheinungen aus dieser Zeit stehen weit in erster Reihe die epistolae obscurorum virorum, d. h. Briefe der dunkeln (unbekannten) Männer, oder wie man sagt: Briefe der Dunkelmänner, an deren Abfassung verschiedene Gelehrte, aber namentlich Crotus Rufianus u. Ulrich Hutten gearbeitet haben. In ihnen stellen Anhänger des alten mittelalterlichen Systems das Leben und Treiben der Pfaffen und Professoren dar. Die geistlose, öde Wissenschaft jener Männer, ihre Kriecherei vor den Oberen, ihre Faulheit, Unzucht und Völlerei, ihr Dünkel, ihre Bornirtheit werden der Wirklichkeit nachgezeichnet. Die Absicht der Briefe, dem schon in der öffentlichen Meinung gesunkenen Mönchs- und Priesterstande eine Niederlage zu bereiten, wurde vollständig erreicht. Und als der Papst die Schriften verdammte, begann man erst recht, sie zu lesen und nachzuahmen. — Unser Zeitalter hat viel Aehnlichkeit mit den Jahren, die der Reformation vorangingen. Wer zählt all' die literarischen Leistungen aus der Gegenwart, welche anstürmen gegen die Bollwerke der Priesterherrschaft, des religiösen Zwanges, des Wunderglaubens? Auch bei uns erwachen die Geister, wenn wir auch noch nicht sagen dürfen, daß es eine Lust sei zu leben. Ein erfreuliches Zeichen aber ist es, daß schon die Waffen der Satyre gegen unsere „Dunkelmänner“ geschwungen werden, um sie dem Spotte preiszugeben. Vor kurzem erschien unter obigem Titel ein Buch, das in dieser Beziehung von großer Wirkung sein und sich sicher aus der Hochflut des heutigen Büchermarktes in die fernste Zukunft retten wird. Der Verfasser soll ein freisinniger Pfarrer Norddeutschlands sein. Jedenfalls kennt er ganz genau den „Rummel“, der im ortodoxen Lager verübt wird. Mit großer Gewandtheit, mit köstlichem Humor und beißendem Wiz gibt er die feinsten Schilderungen, ja wahre Photographien der modernen Dunkelmänner, wie auch wir kurz all' die Reaktionäre auf religiösem Gebiete nennen wollen. Die verschiedensten Personen aus der Schaar der lichtscheuen Gestalten werden uns vorgeführt. Wir lernen einen gläubigen reichen Kaufmann kennen, der sich mit seinen Familienangehörigen zu den Kindern Gottes rechnet, aber nichtsdestoweniger Jahr aus, Jahr ein in seiner Habgier Gözenbilder für China fabrizirt; ferner seinen Sohn, dem als junger Teologe die neuere Wissenschaft ein Greuel ist, während er als Endziel seines Strebens nur eine fette Pfründe kennt. Dem Leben entnommen sind auch die Gestalten der gläubigen Pfarrer Frosch und Aalglatt, von denen der leztere durch allerhand in sittlicher Beziehung mehr als bedenkliche Mittel als königl. preußischer Superintendent gegen den Unglauben in seiner Diözese ankämpft. Seine Scheinheiligkeit, seine auf den äußeren Effekt berechnete Frömmigkeit, sein Komödiantentum bei der Predigt, sein Haß gegen die liberalen Protestantenvereinler, seine Herrschgier, seine lächerliche Sucht nach dem Umgange mit Adligen sind meisterhaft geschildert. Aus einem Schreiben eines Dorfschullehrers lernen wir das ergözliche Treiben auf einem Missionsfeste kennen. Auch ein Staatssozialist, ein ehemaliger Sozialdemokrat, der zu den Christlich-Konservativen übergelaufen ist, tritt auf und gibt uns seine Ansichten zum besten. Grade dieser Brief ist ein Meisterwerk in der ganzen Sammlung. E. Warner läßt ihn u. a. schreiben: „Aber wir jreisen jezt det janz anderst an und ville richtiger, mit hohe obrigkeitliche Bewilligung und mit den jöttlichen Beistand des heiligen Geistes und unsern hochwürdigen Königlich Preußischen Oberhofprediger S t e c k e r. Der Mann hat mir bekehrt und hat mir meine Seele jerettet wie einen Brand aus dem Feier. Det hat er mir selber jesagt, dann muß et doch wahr sin, denn der Mann lügt nich, der k a n n nich lügen, der sagt die Wahrheit, wenn sie ooch die reichen Jeizmagen nich jefällt. Den Mann mußte kennen lernen, Bruder Rindfleisch, denn weeßte erst wat wahres Christentum is und wat et zu bedeiten hat. Dat steht schon janz klar in die Apostelgeschichte, ick jloobe im zweeten Kapiddel, det die ersten Apostel und Urchristen keen Privateigentum nich jehabt haben, villmehr hatten sie allens jemeinsam und keener durfte sagen von seine Jiter: Det is mein. Siehste, lieber Bruder, so muß et kommen, von o b e n r u n t e r muß et kommen, det is een u n g e h e i r e s Verdienst von unsern Stecker, daß er diese Wahrheit wieder auf die Beene gebracht hat. Ick sage dir, du mußt ihm mal reden hören, denn kannste erst sagen, dat du wat erlebt hast. Een neier Luter soll er sind? Ach wat Unsinn! Ick sage dir, Luter is jar nischt jejen ihm, Luter und Stecker wie kann man die beeden nu wohl verjleichen, Luter is ja det reine Kaff jejen Stecker. Wenn se noch sagten: Een neier Heiland, det ließe ick mir noch e h e r jefallen; der Mann konnte et wirklich werden, wenn er man wollte, er is man blos zu bescheiden dazu, seine christliche Demut is eben so jroß, wie seine Wahrheitsliebe, et is wirklich schade drum.“ — Wirkt dieser Brief recht erheiternd, so möchte man vor Zorn erglühen, wenn man das Gutachten des Präsidenten „Dusterling“ liest, welches weiter nichts bezweckt, als dem Monarchen den Nachweis zu erbringen, daß religiöse Toleranz der gefährlichste Feind des Staates sei. Man sagt sich sofort, dieses Gutachten ist nicht erfunden, so denken und schreiben die hunderte derjenigen höheren Beamten, denen Junkerherrschaft und Priesterstand die göttliche Ordnung im Staate ausmachen. — Ich gestehe, daß ich schon manches „starke Stück“ von unseren evangelischen Priestern gewohnt bin, aber auch ich würde manches in den Briefen moderner Dunkelmänner für erfunden halten, wenn der Verfasser nicht die fast unglaublich erscheinenden Tatsachen, die er von seinen Leuten erzählen läßt, durch besondere Anmerkungen bewiese. Auf einer evangelischen Missionsversammlung ist wirklich der Vorschlag mit Entzücken aufgenommen worden, für die Heiden nach Nummern zu beten. Ein Superintendent hat tatsächlich auf der Kanzel gesagt, daß über den Verdammten am Eingang zur Hölle ein, zwei, drei Duzend Teufel mit glühenden Eisenstangen herfallen mit dem Geschrei: „Haut ihn! haut ihn!“ u. s. w.

Seine große Gewandtheit und seine satyrische Kraft beweist Eckart Warner auch dadurch, daß er gleich selbst seinen Briefen eine Reihe von Rezensionen hinzufügt, welche er einer gewissen frommen Partei zur Verfügung stellt. Der „Reichsbote“, die Kreuzzeitung u. s. w. brauchen diese nur abzudrucken. — Mancher Leser der „Neuen Welt“ wird wohl sagen: Was sollen wir mit einem Buche, das das Leben und Treiben ortodoxer Priester geißelt, die wir zurgenüge kennen? Ich bemerke darauf: Hier handelt es sich um mehr, hier in den Briefen moderner Dunkelmänner erhalten wir eine treue und geistreiche Illustration zur heutigen Kultur- und Sittengeschichte, die für jeden, mag er einer Partei angehören, welcher er will, von hohem Interesse sein muß.

Für unsere Hausfrauen.

Ueber die Konservirung des Fleisches.

II.

C. Konservirung des Fleisches durch Ausschluß der atmosphärischen Luft.

Handelt es sich darum, Fleisch mit Gelatine zu konserviren, so durchsticht man jedes Stück mit einem Messingdrat und bildet damit eine Schlinge zum Aufhängen. Alsdann befreit man das Fleisch von allem oberflächlich gelagerten Fett. Jezt kocht man Gelatine mit Wasser zu einer ziemlich dicken Lösung und läßt diese auf 60° C. abkühlen. Alsdann versenkt man das Fleisch in die Leimlösung und läßt es darin eine Minute lang. Nach dem Herausnehmen hängt man das Fleisch an Stangen auf, sezt Gefäße zum Auffangen des abtropfenden Leims unter und läßt den neu gebildeten Ueberzug erstarren. Alsdann untersucht man jedes Fleischstück darauf, ob der Ueberzug auch vollständig gelungen sei und hilft nötigenfalls durch Bepinseln der mangelhaften Stellen nach. Die so präparirten Fleischstücke werden an einem kühlen, zugigen Orte aufgehangen; beim Versenden werden sie mit Sägespänen in Kisten verpackt. In analoger Weise verfährt man, wenn das frische Fleisch mit anderweitigen Stoffen überzogen werden soll. Man experimentirte mit Paraffin, Collodium, Wasserglas, Talg, Melasse, Glycerin, Holzkohle u. s. w. Nur über das Paraffin möchte ich noch einige Worte verlieren. — Man wählt mageres, frisches Fleisch aus und entfernt das etwa noch vorkommende oberflächliche Fett, bestreicht das Fleisch mit einer Auflösung von Salicylsäure und taucht es mit einer Schlinge an einer Stange befestigt in geschmolzenes auf 60° C. erhiztes Paraffin und hält es darin so lange, bis keine Wasserdämpfe mehr entweichen. Man kann dies daran abnehmen, daß das beim Eintauchen eintretende prasselnde Geräusch allmälich nachläßt und endlich ganz aufhört. Der beim ersten Eintauchen entstandene Ueberzug ist zu dünn, um genügenden Schuz bieten zu können. Man taucht deshalb das Fleischstück nach vollständigem Erkalten zum zweitenmal in ein Paraffinbad, das aber weniger hoch temperirt ist. Der mittlere Schmelzpunkt der aus der sächsischen Braunkohle gewonnenen Paraffinsorten liegt bei circa 50° C., man erhizt also jezt bis etwa 60° C. Statt der Salicylsäure kann man auch eine schwache Salzlösung gebrauchen. G r a n h o l m war wohl der erste, der den Talgüberzug beim Fleisch zur Konservirung verwendete. T a l l e r m a n in Melbourne benuzte das Ueberziehen mit Talg für den Transport des Fleisches aus Australien nach Europa, also für den Großhandel. Er tauchte die frischen Fleischstücke einige Minuten lang in geschmolzenen Talg, packte sie dann sofort in trockene Fässer und übergoß sie darin mit geschmolzenem Talg. L e t h e b y in London fand Proben des so präservirten australischen Fleisches sehr gut. — Vorteilhafter möchte es wohl sein, das Fleisch erst nach dem Kochen in den geschmolzenen Talg zu tauchen. Während des Krimkrieges wurden in Frankreich die Keulen kleiner Vögel (Gänse u. s. w.) so präparirt und in die Krim gesendet. Sie fanden dort den größten Beifall. Das Verfahren von A p p e r t ist wohl das älteste von allen, bei welchen die Luft ausgeschlossen wird. Es wurde im Jahre 1809 entdeckt und 1810 von der französischen Regierung mit dem Preise von 12000 Frcs. prämiirt. Es bildet die Grundlage der Konservirung sowohl für Fleisch als für andere Nahrungsmittel. Das A p p e r t'sche Verfahren ist folgendes: Das Fleisch wird kurze Zeit gekocht und dann in feste Glasflaschen gebracht; nachdem leztere fast ganz damit angefüllt sind, werden sie verkorkt und demnächst für einige Zeit in ein kochendes Wasserbad gesezt, worauf endlich vermittelst Pech der Kork luftdicht verschlossen wird. G a y - L u s s a c erklärt die Wirksamkeit dieser Prozedur dadurch, daß der Sauerstoff der atmosphärischen Luft sich unter der Einwirkung der hohen Temperatur mit einem der Bestandteile des Fleisches verbindet, so daß von der Luft nur der unschädliche Stickstoff übrig bleibt. Im Sinne der Pasteur'schen Lehre hat man wohl anzunehmen, daß die Hize die in der Luft enthaltenen Pilzkeime zerstört.

Das Appert'sche Verfahren wurde im Laufe der Zeit vielfach abgeändert, ohne daß deshalb das Prinzip verlassen wurde. Hierher gehört das Fastier'sche Verfahren. Bei demselben ist das Wasserbad durch eine Salzlösung ersezt, wodurch der Siedepunkt bis auf 110° C. erhöht wird. Das Fleisch befindet sich in Büchsen, die aus bestem verzinntem Eisenblech gefertigt sind; die aufzulötenden Deckel besizen je ein feines Loch, so daß die atmophärische Luft beim Kochen des Inhalts tunlichst entweichen kann. Durch schließliche Zulötung dieser Oeffnung wird dem Wiedereintritt der atmosphärischen Luft entschieden vorgebeugt. Fonssagrives lobt die Fastier'schen Konserven sehr und stellt sie nach seinen Erfahrungen, wie nach den Aussprüchen von Seeoffizieren und Soldaten, weit über die Appert'schen.

Bei dem Angilbert'schen Verfahren wird die atmosphärische Luft aus den Büchsen mittelst Wasserdampf ausgetrieben. Die Metode wird seit dem Jahre 1823 geübt, wurde aber im Laufe der Zeit zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gebracht. Im großartigsten Maßstabe wird die Metode jezt in Australien für die Präservirung des Fleisches verwertet. Das in den australischen Fabriken beliebte Verfahren beruht auf dem s. g. Chlorcalcium-Prozeß. Die rohen, knochenfreien Fleischstücke werden in Mengen von 1—4 Kil. unter Zusaz von etwas Wasser in Blechbüchsen gebracht; leztere werden zugelötet; jeder Deckel wird mit einer feinen Oeffnung versehen. Alsdann werden die Büchsen in eine Chlorcalciumlösung gesezt und darin bei einer Temperatur von 100—110° C. 4 Stunden lang gehalten. Durch diese Prozedur wird sowohl das Wasser wie die atmosphärische Luft aus den Büchsen durch die feinen Oeffnungen getrieben. Ist dies genügend geschehen, so werden die Oeffnungen der Deckel der Büchsen sorgfältig zugelötet. Die Büchsen läßt man aber noch immer eine Stunde im heißen Bade. Schließlich werden die Büchsen zum Abkühlen hingestellt, mit Oelfarbe überstrichen und noch einige Tage beobachtet, um zuzusehen, ob keine Fehler bei der Konservirung geschehen sind. Fäulnisgase, wenn sie gebildet werden, bemerkt man leicht.

Der in den schottischen Konservefabriken übliche s. g. Aberdeen-Prozeß hat einiges Abweichende. Dabei werden die mit Fleisch gefüllten Büchsen sofort ganz luftdicht verschlossen, alsdann in eine kochende Salzlösung gestellt und darin 2—3 Stunden gelassen, worauf sie aus dem Salzwasserbade entfernt werden. Die Lötung wird alsdann an einer kleinen Stelle geöffnet, so daß Wasserdampf und Luft entweichen können, und nun wird sofort wieder zugelötet. Die Büchsen werden dann aufs Neue wieder 2—3 Stunden in das Bad gebracht, wiederum geöffnet und wieder verlötet. Selbst zum drittenmal wird dies alles durchgeführt. Endlich werden die Büchsen der Kälte ausgesezt, sodann in gewöhnlicher Weise bemalt und in einem heißen Zimmer auf ihre Brauchbarkeit geprüft. — Die Fleischkonserven, die mit Hülfe dieses Verfahrens hergestellt sind, halten sich außerordentlich lange und vortrefflich. Da nur das beste Fleisch zu ihrer Bereitung verwendet wird, so ist ihr Nährwert sehr hoch anzuschlagen. Nur eine begründete Ausstellung ist gegen sie zu machen: Das Fleisch befindet sich infolge der hohen Temperatur, welcher es stundenlang ausgesezt wird, in einem überkochten Zustand, ist faserig und minder schmackhaft, so daß sein Genuß auf die Dauer Widerwillen erregt. Diesen Uebelständen hat man in verschiedener Weise abzuhelfen versucht, namentlich durch Vermeidung des zu langen Kochens bei sehr hoher Temperatur. Richard Jones kombinirte das Auskochen der Luft mit dem Auspumpen derselben. Durch eine im Deckel der Büchse angebrachte Röhre wird der Inhalt der ersteren mit einem Vacum in Verbindung gesezt; man entfernt so einen Teil der Luft, der Rest wird durch kurzes Kochen völlig ausgetrieben. Mc Call brachte eine kleine Menge schwefligsauren Natrons, welches eine große Verwandtschaft zum Sauerstoff hat, in die Büchsen und kürzte dadurch die Dauer des Kochens ab.

Der Konservirung des Fleisches in Büchsen steht unzweifelhaft eine große Zukunft bevor. Man hat es schon dahin gebracht, das Fleisch aller eßbaren Säugetiere, aller Arten Geflügel, Fische, Krebse und selbst Muscheln so zu konserviren. Wie bequem es ist, über eine größere Zahl solcher Büchsen zu verfügen, weiß jeder, der unerwartete Gäste in größerer Zahl ohne Verzug zu bewirten hatte. Für Restaurationen und Gasthöfe sind diese Präparate unentbehrlich.

Süßeingemachte Kürbisse. Die Kürbisse werden geschält, von den Kernen gereinigt und in messerrückendicke Stücke geschnitten. Darauf übergießt man sie mit gutem Essig, worin sie einige Stunden liegen bleiben. Dieser Essig wird alsdann abgeschüttet und mit Zucker (auf den Liter 1 Pfund), ganzem Zimmt und einigen Nelken gut abgekocht. Wenn dieser Saft eine halbe Stunde gekocht hat, werden die Schnitten hineingetan und darin aufkochen lassen. Darauf werden sie herausgenommen und in ein Sieb zum Abtropfen gebracht. Den Saft läßt man aber noch etwas kochen und schüttet ihn dann siedend über die Kürbisse. Nach 2 Tagen schüttet man den Saft wieder ab, kocht ihn noch einmal auf, läßt ihn aber dann erkalten, ehe man ihn wieder über die Kürbisse schüttet. In gut verschlossenen Gefäßen aufbewahrt, halten sie sich sehr gut und bilden eine wirklich delikate und pikante Zuspeise zu Rindsfleisch, Braten 2c. Sauer werden Kürbisse ganz wie Gurken eingemacht.

Beim Fleischkochen wird häufig der Fehler gemacht, daß dasselbe vorher zu lange in Wasser gelegt wird, damit das Blut ausziehen soll; das geschieht nun allerdings, zugleich aber geht von der Oberfläche der kräftigste Bestandteil des Fleisches verloren. Statt dessen sollte man nichts weiter tun, als die etwa an der Oberfläche klebenden Unreinigkeiten zu entfernen, und dazu genügt einfaches Abwaschen oder noch besser: Abbürsten. Aber das Fleisch auf dem Lande ist nicht immer ganz frisch, hat zuweilen schon Wildpretgeruch und dann muß man es doch wässern, wird manche Hausfrau sagen. Da läßt sich jedoch besser Rat schaffen. Man koche nur einmal stark riechendes Fleisch mit Wasser und einigen frisch ausgeglühten Holzkohlenstückchen, dabei bekommen Suppe und Fleisch den reinen Geschmack wieder. Ebenso geht es bei schon modrig gewordenen Fischen, wenn man sie mit Holzkohle kocht.

Alte beschmuzte Waschschwämme zu reinigen. Ein neues, sehr gerühmtes Verfahren ist folgendes: Man wäscht sie zuerst in Seifenwasser gut aus, spült sie dann mit Wasser, bis sie vollkommen frei von Seife sind. Darauf legt man sie drei Minuten in eine schwache Auflösung von übermangansaurem Kali und wäscht sie wieder gut mit Wasser aus. Sie sind nunmehr vollkommen rein. Will man ihnen aber eine schöne hellgelbe Farbe geben, so legt man sie noch in eine starke Auflösung von Sauerkleesalz (Oxalsäure).

Sprechsaal für jedermann.

Das in Nr. 16 der „Neuen Welt" als neues Mittel gegen Zahnweh mitgeteilte, von Herrn Prof. Jäger empfohlene Verfahren ist nicht neu, sondern schon sehr alt. Der ergebenst Unterzeichnete, jezt 41 Jahre alt, gebrauchte dasselbe bereits im Jahre 1875 infolge großer Schmerzen, veranlaßt durch einen hohlen Zahn, auf Anraten eines alten Mannes mit gutem Erfolg, und hat seitdem niemals wieder Zahnweh gehabt und einen zweiten hohlen Zahn nicht bekommen. Auch hat mir der alte Mann damals Ursache und Wirkung des Verfahrens in derselben Weise erklärt, wie Herr Prof. Jäger angegeben.

Joh. Karl Friedrich.

Rätsel.

Stehst du in mir und bin ich gut,
So sei getrost und wohlgemut.
Begibst du dich mal in Gefahr,
So sei auf mir, daß dir kein Haar
Gekrümmet werde. Doch stell' und sez' dich nicht auf mich,
Wenn du für gutes Geld mich hast erworben,
Ein Schaden wär's ganz sicherlich,
Denn ich wär flugs total verdorben.

S. N.

Rebus.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 19. 1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky. 18. Fortsezung.

20. Kapitel.

Arnold traf unverzüglich alle Vorbereitungen um das Haus seines Vaters zu verlassen. Er wollte keinen Augenblick länger darin verweilen, als es unumgänglich nötig war. Julian hatte den Befehl erhalten, einen Koffer zu packen, er selbst raffte einige Bücher und seine Schriften zusammen.

Er trat an den Schrank mit eingelegter Arbeit und schloß ihn auf.

Innen zeigten sich rechts und links eine Anzahl kleiner Schubfächer.

Die alte Haushälterin hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß die verstorbene Frau Baronin hier ihren Schmuck und ihre sämmtlichen Briefschaften verwahrt gehalten, und er hatte nun auch seine Papiere hier untergebracht.

Er öffnete die Laden und entnahm den Inhalt.

Als er sie wieder zurückschob, schloß die eine nicht völlig, als ob ein Gegenstand dazwischen steckte.

Dieselbe war ziemlich angefüllt gewesen, es war leicht möglich, daß das oberste Papier zurückgeschoben worden und nun zwischen der Lade und der rückwärtigen Wand sich spießte.

Er zog die Lade vollständig heraus, um nachzusehen.

Erst konnte er nichts bemerken, als er aber mit dem Lichte hinleuchtete, sah er ganz in eine Ecke gepreßt ein Stück Papier.

Er nahm es hervor, es war ganz zerknittert und zusammengeballt.

Es gehörte nicht zu seinen Schriften, dies mußte sich schon früher einmal hier festgespießt haben, und man war es bei einer flüchtigen Durchsicht des Schrankes nicht gewahr worden. Hatte er doch selbst schon wiederholt diese Lade herausgezogen, ohne daß er einen Widerstand verspürt hätte.

Es war ein Brief; er strich ihn glatt und wollte ihn in die Lade zurücklegen.

Sein Blick fiel auf die Adresse und blieb daran haften.

Baronin Ilona Reinthal las er, und diese Worte waren von seiner eigenen Hand geschrieben.

War es möglich, täuschte er sich nicht?!

Nein, es war seine Handschrift.

Hastig besah er den Poststempel, und nun war ihm mit einemmale alles klar geworden. Hier in Solenbad hatte er selbst vor zwölf Jahren diese Worte geschrieben; die ganze Situation von damals erstand vor seinem geistigen Auge. Er sah die sterbende Frau vor sich, die Großmutter, mit dem tief traurigen Blick, die erst im Augenblick des Hinscheidens ihren Groll beseitigt und ihren Enkel dem Vater zurückgegeben.

„Schreibe die Adresse, ich kann nicht mehr," hatte sie geseufzt, und als er sie erstaunt gefragt, warum sie sich nicht direkt an den Vater wende, hatte sie gestöhnt: „Es ist besser so". Jezt, in dem Augenblick, fuhr es ihm wie ein Stich durchs Herz. Hätte er kein Herz dazu gehabt? wäre seine Mutter doch nicht so rein gewesen, wie es ihm bisher Bedürfnis war zu glauben? Sein Vater hatte heute ein abscheuliches Wort gesprochen, ein tiefverlezendes für seine arme Mutter, durfte er es? Er wollte Gewißheit, und dieser Brief mußte sie ihm bringen.

Er wendete sich der Lampe zu und seine Hand zitterte, eine hochgradige Aufregung war über ihn gekommen.

Er schlug den Brief auseinander, die unklaren Schriftzüge seiner Großmutter tanzten ihm vor den Augen.

Da wurde die Tür nicht ohne Geräusch geöffnet und Julian trat herein. Er meldete, daß alles in Ordnung sei, und fragte, ob der Herr Doktor noch weitere Befehle für ihn habe.

Sein Lächeln war dabei so insolent, daß man deutlich merkte, er sei von dem Vorgefallenen hinlänglich unterrichtet und nicht gesonnen, den Doktor fürderhin als seinen Herrn zu betrachten.

Arnold, den Brief in der Hand, wies ihm die Tür, und er mußte sich zurückziehen.

Aber war es nun Zufall, war's Verabredung, jezt kam Felix herein und überbrachte ein Billet.

„Der Ueberbringer wartet auf Antwort," sagte er nachlässig.

Arnold schob den Brief seiner Großmutter in die Brusttasche.

Er wollte ihn nicht mehr in diesem Hause lesen, er mußte ruhiger werden und hier irritirte ihn alles.

Er öffnete das Billet, es war vom Grafen Falkenau, er erbat darin für morgen Vormittag die Ehre seines Besuches.

„Ich möchte einiges mit Ihnen besprechen, ehe Sie die Volksversammlung besuchen," hieß es darin.

Arnold trat an den Schreibtisch und antwortete mit einigen Zeilen, in denen er sein pünktliches Erscheinen in Aussicht stellte, dann nannte er das Hotel, wohin man seine Effekten zu bringen habe, nahm seinen Hut und verließ das Haus.

Er durcheilte den Park und die Anlagen. Die Bewegung tat ihm gut, aber das Blut wallte noch immer stürmisch durch seine Adern.

Er ging den Fluß entlang. Die milde sternfunkelnde Nacht, die Stille um ihn herum, das in einer ewigen Melodie rauschende Wasser, das alles wirkte besänftigend auf ihn, es übertäubte, was sich allzu wild in seinem Kopfe zusammendrängte und ihm das Herz bewegte. Zorn und Bitterkeit lösten sich allmälich in ein sanfteres Empfinden und die ganze Weichheit seines Naturells brach durch. Unwillkürlich griff er nach dem Brief, der an seiner Brust ruhte und ein leises zärtliches Wort sprachen seine Lippen in die Nacht hinaus: „Mutter!"

Sie war seine erste Liebe und seine erste Sehnsucht gewesen, er hatte ihr Andenken so heilig gehalten, sollte er auch hier enttäuscht werden, nicht mehr an sie glauben dürfen? Es dünchte ihm ein Verlust, schmerzlicher als der des Vaters. Und jezt, in dem Gefühle tiefer Verlassenheit, brannte eine neue unendliche Sehnsucht in seinem Herzen auf, eine neue unendliche Zärtlichkeit, die Liebe zum Weibe.

Er liebte, und liebte mit all der Kraft, mit all dem Feuer der Jugend, mit all der sinnlichen Glut, mit der man zum erstenmale liebt. Und ein Gefühl des Triumphes, der Wollust war es gewesen, ein wahnsinniges Entzücken hatte ihn erfaßt, als er seinem Vater zurief, ich liebe sie! Und hätte er nicht mit dem gleichen stolzen Bewußtsein sagen dürfen, sie liebt mich wieder? Er glaubte es, er fühlte es. Er sprang empor, wie im Taumel des Glücks. Er wollte zu ihr, es war ein allmächtiges Verlangen, das ihn ihr entgegentrieb, er wollte sie sehen, sie sprechen, er wollte — Tor, was willst du?! rief er sich zu. Bist du nicht ein Ausgestoßener, ein Bettler? Was soll sie an deiner Seite? Willst du sie hineinziehen in Kampf und Streit und Verfolgung? Soll sie durch dich das Unglück kennen lernen, sie, die im Glücke aufgewachsen ist und Glück verlangt? Du wärest ein Elender, wenn du es tätest! Und wenn sie dich auch so innig liebte, um dein Schicksal mit dir zu teilen, du dürftest dies Opfer nicht entgegen nehmen. Sie ist zu unerfahren noch, sie kennt noch nicht die volle Tragweite desselben, sie hat noch keine Ahnung, was es für sie bedeuten könnte. In heftigen Schritten ging er den Weg nach der Esplanade zurück. Seine Liebe kämpfte mit seiner besseren Einsicht und suchte seine Vernunft zu hintergehen. Mußte er nicht doch zu ihr? Mußte er Elsa nicht mitteilen, was geschehen war? Und wenn er nun ging, und er wollte am nächsten Abend schon Solenbad verlassen, mußte er nicht vorher Abschied von ihr nehmen? Noch einmal wollte er die süße Wonne genießen, ihr in die treuen Augen zu sehen. Aber konnte dies jezt geschehen? heute noch? Es war halb zehn, sie würde ihn nicht mehr empfangen. Ein Seufzer entstieg seiner Brust: Auf morgen also! dann schritt er rascher aus.

Er wollte ins Hotel, um seinen Brief zu lesen. Und nun befand er sich wieder an der Esplanade und kam an dem Park vorbei, der Helenens Villa umgab. Unwillkürlich hemmte er, vor dem Gittertore angekommen, seinen Schritt, und nun geschah es wie ein Märchen: beide Flügel taten sich weit und geräuschlos vor ihm auf.

Ueberrascht blieb er einen Augenblick stehen, dann schritt er hindurch.

Kaum hatte er einige Schritte die dunkle Allee entlang getan, als ihm die rotschimmernden Laternen eines Wagens entgegen kamen, der von der Freitreppe der Villa dem offenen Tore zufuhr.

Gleichzeitig eilte der Portier, die Schlüssel in der Hand, hinter ihm drein, um sich den Eindringling genauer anzusehen und ihn zu fragen, was er hier wolle.

So kam es, daß das Eingangstor eine Minute lang ohne Hüter geblieben und, als hätte er auf diesen Moment gelauert, trat, von der Esplanade aus, ein hochgewachsener Mann durch dasselbe, der mit einem Saz das nahestehende Gebüsch erreicht hatte und dahinter verschwand.

Arnold hatte von dem Portier erfahren, daß die Frau Gräfin zur Soirée der Fürstin Cilli fahre, und da rollte ihre Equipage auch schon an ihm vorüber.

Da ertönt von innen das Zeichen, der Wagen hält, und ehe noch der Bediente vom Bocke springen konnte, wird der Wagenschlag aufgerissen und eine weißumhüllte Gestalt beugt sich weit daraus hervor.

„Doktor Lefebre," ruft sie, ihn heranwinkend.

Er zögerte, er hatte der Dunkelheit vertraut, die ihn verbergen sollte, aber da trat auch schon der Lakei ihm entgegen, er mußte dem Rufe gehorchen.

Er kommt an den Wagen heran.

„Wie finden Sie meine Augen Doktor?" ruft Helene ihm lustig zu, „ich habe Sie erkannt, troz der Dunkelheit, das heißt, ich habe Sie geahnt."

Aus einer Wolke weißer Spizen reichte sie ihm die Hand entgegen.

„Sie sind gekommen, um mich zur Soirée der Fürstin abzuholen? steigen Sie ein."

„Nicht doch," sagte Arnold, „ich bin gekommen um — er konnte nicht die ganze Wahrheit sagen und so sagte er nur die halbe, „um Abschied von Ihnen zu nehmen."

„Und da kommen Sie so spät?"

„Sie haben ganz recht, dies sonderbar zu finden, ich will auch gehen und zur gelegeneren Zeit wiederkommen."

Er grüßte, sie aber hielt ihn fest.

„Nein, nein, dieser späte Besuch hat etwas zu bedeuten, und Sie sollen mir das auseinandersezen. Wir haben ja Zeit, man kommt bei der Fürstin immer sehr spät zusammen. Zurückfahren!" rief sie dem Diener zu, der, in einiger Entfernung stehend, ihrer Befehle harrte. Der Wagen wendete sich um und fuhr wieder der Villa zu.

Arnold folgte zu Fuß.

Die dunkle Männergestalt, die wie ein Dieb sich hereingestohlen, hatte indes die Freitreppe erreicht und war auf die mit Blumen besezte Terrasse gelangt; in dem Augenblick, wo der Wagen sich wendete, öffnete der Mann die Tür, die von hier aus in den Salon führte, und trat ein.

Der Salon war erleuchtet; er sah sich um; es war niemand anwesend. Jezt huschte es in dem anstoßenden Zimmer hin und her, es war wohl die Kammerjungfer Helenens. Er schlüpfte in das gegenüberliegende Gemach, das von einer Lampe nur schwach erhellt war, und stellte sich hinter der Portiere auf. Und jezt ward auch schon die Tür von der Terrasse her aufgerissen und Helene und Arnold überschritten die Schwelle.

Die laute Stimme ihrer Herrin hatte die Kammerjungfer sofort herbeieilen lassen. Mit erstaunten Augen sah sie auf die Gräfin und den Doktor.

„Ich bitte Sie, machen Sie mir kein so dummes Gesicht," lachte diese übermütig, „und lösen Sie mir den Schleier, schnell!"

Sie warf sich in einen Sessel, um das Herabnehmen zu ermöglichen, aber sie war nicht imstande ihren Kopf einen Augenblick ruhig zu halten.

„Geben Sie doch acht, wie ungeschickt! ich will heute noch zur Fürstin und Sie raufen mir das Haar."

Hierauf in reizender Beweglichkeit sich wieder an Arnold wendend: „Allons, ich begreife noch immer nichts, — Sie wollen Abschied von mir nehmen?"

„Und von Komtesse Elsa, wenn es mir gestattet ist."

Helene warf in ungeduldiger Heftigkeit den Kopf zurück. „Sie zerren! Mein Gott, Josefa, sind Sie denn noch nicht fertig, Sie haben ja nur zwei Nadeln herauszunehmen." Aber schon war der Schleier, der ihr Haupt umhüllt hatte, herabgenommen.

„Ist Komtesse Elsa noch sichtbar?" fragte sie aufstehend die Zofe.

„Die Komtesse ist auf ihrem Zimmer und hat Frau Gerta bereits entlassen.“

„Dann dürfen wir sie nicht mehr stören,“ versetzte Helene heiter und entschieden, „ein Umstand, mein Herr, der Sie zwingen wird, morgen wiederzukommen. Ich denke, Sie verlassen uns doch nicht auf lange?“

Die Kammerjungfer hatte sich entfernt.

Helene hatte auch den Mantel abgeworfen und stand nun in der Mitte des Salons unter dem Gaslustre in ihrer herrlichen weißen Robe, von oben bis unten von Spizen umflutet, die glänzenden Schultern entblößt, umbordet von einer Guirlande von frischen Rosen. Sie war pikant, duftend, voll sinnlichen Reizes.

Sie wußte es, und mit einem strahlenden Blick, mit einem süßen herausfordernden Lächeln sah sie zu dem blassen Manne hinüber, der in jener Ecke auf dem Divan plaz genommen und, den Kopf gegen einen Polster gelehnt, mit etwas zerstreutem Ausdruck die Augen über ihre Gestalt gleiten ließ.

„Ich verlasse das Haus des Barons und gedenke nach England zu gehen,“ sagte er ruhig.

Sie hatte eine Bewegung des äußersten Erstaunens. Wie, er ging?! Aber er trennte sich zugleich von Elsa. Der Gedanke verstörte sie und hatte dennoch etwas befriedigendes. Rasch ging sie auf ihn zu und blieb vor ihm stehen.

„Was ist geschehen, was drängt sie von uns zu gehen? Stünden Sie nicht mehr gut mit dem Vater?“

Er schüttelte lächelnd den Kopf.

Aber wie sie nun, den Körper vorgebeugt, ihm forschend ins Antliz sah, glaubte sie einen Zug darin zu finden, der ihr neu war, einen Zug des Leidens, ein Etwas, das von heimlichen Kämpfen sprach, von heimlichem Weh, und das ihn unendlich interessant machte.

Seine Hand lag in dem braunen Haar, das ihm in Partien in die Stirne gefallen war, und das er nun wie in Gedanken zurückschob und es dadurch noch üppiger verwirrte.

Sie fand ihn schön in diesem Augenblick.

Sie empfand den ganzen Zauber seiner Persönlichkeit und war davon entflammt, berückt, verwirrt fast, denn sie wußte nicht, was sie mit dieser aus dem Herzen lodernden Empfindung beginnen sollte. Sie war blasirt und doch einem innigeren Gefühl gegenüber ein Neuling. Ihr Herz hatte bisher nicht gefordert, sie hatte bei anderen Verlangen erweckt und hatte übermütig darüber spotten können; auch ihre Ehe, eine Monstrosität, hatte ihr Herz unberührt gelassen, und nun brannte es auf in einem Begehren, das um so heißer und ungezügelter sie überfiel, da es noch niemals befriedigt worden.

Aber sie hatte eine entzückende Ahnung bekommen; seit jenem Tage, wo sie neben ihm in dem dunklen Schacht gestanden, mit ihm heruntergefahren, wo sie, im Augenblick, als ihr die Sinne schwanden, beide Arme um seinen Hals gelegt, um diesen weichen jugendlichen Hals, seit diesem Tage wußte sie, daß es ein unsägliches Glück sein müsse, an seinem Herzen zu ruhen, von ihm umschlungen ihm in die Augen zu sehen, ihn wieder umschlingend.

Und möchte darnach auch kommen was da wolle, sie hätte doch einmal, einmal in ihrem Leben erfahren, was Glück sei und Seligkeit, und sie würde diesen Augenblick nie bereuen können, wo sie im Taumel des Entzückens alles vergessen, die ganze Welt.

„Es ist eine lange Geschichte, und die Politik spielt auch hinein, es dürfte Sie kaum interessiren, Gräfin,“ hatte er gesagt.

Sie hatte sich an seine Seite gesezt.

„Warum glauben Sie das? Mich interessirt alles, was Sie betrifft, alles, Arnold.“ Er reichte ihr dankend die Hand. Ihre Finger berührten sich leicht; gleich ihm lehnte sie sich in die Polster zurück, eine süße Mattigkeit wollte sie überschleichen, ein Klingen und Singen umtönte sie, während ein kleiner Seufzer über ihre Lippen sich drängte. Wenn er doch empfände wie sie! Und doch ist sie es, die in diesem Augenblick kokett von ihm hinweggerückt. Sie kann sich nicht geben, sie muß sich erobern lassen.

Der Mann hinter der Portiere, von dessen Dasein niemand im Hause Kenntnis hatte, hatte dies alles beobachtet, und es war ein Lächeln des Triumphes, einer wilden Befriedigung, das seine Lippen umkräuselte. Er verließ jezt seinen Lauscherposten, und lautlos glitt er über die weichen Teppiche dieses Gemaches hinweg. Mit gleicher Vorsicht durchschritt er die weiteren Gemächer und blieb nun vor einer geschlossenen Türe stehen. Er hatte sein Ziel erreicht. Elsas Zimmer lag am weitesten vom Salon entfernt, nach einer anderen Richtung, seine Fenster gingen nach dem rückwärtigen Teil des Gartens. Sie hatte noch Licht, aber sie war allein. In ein leichtes, loses Kleid gehüllt, wie sie es im Vaterhause zu tragen gewohnt war, saß sie in einen tiefen Sessel zurückgelehnt und las.

Sie befand sich in der den Fenstern entgegengesezten Ecke in der Nähe des Kamins. Ein Lampe, in einem verschiebbaren Geleise gehend, hing gerade über ihr von der Decke hernieder und warf ein starkes aber ruhiges Licht auf das Buch, das sie in den Händen hielt und auf ihren weißen Arm, von dem der weite Aermel zurückgefallen war, und der auf der gepolsterten Seitenlehne sich aufstüzte.

Aus ihrem Haar waren die Nadeln entfernt, in zwei losen Flechten fiel es hernieder; die eine schmiegte sich, einer goldenen Schlange gleich, an die Brust, die andere hing über den Sessel und berührte den Boden.

Sie bewegte sich nicht, die geschmeidigen Glieder ruhten so lässig bequem; nur die Brust hob und senkte sich unter den ruhigen gleichmäßigen Atemzügen.

So bot sie ein Bild der Schönheit, der Reinheit und eines heiteren Friedens.

Durch das eine Fenster, das geöffnet stand, wehte die milde Nachtluft herein und bewegte ein wenig den weißen Spizenvorhang vor demselben.

Die tiefe Stille in dem Gemache wurde jezt durch ein Flattern und Surren unterbrochen.

Ein kleiner Nachtschmetterling war hereingeflogen und stieß mit eigensinniger Beharrlichkeit gegen den Zylinder der Lampe, die, nahe dem Fenster, auf einem Tische stand.

Er hatte sich bereits die Flügel verbrannt, aber nur umso heftiger und rascher umschwirrte er die Lampe, bei jedem Anprall sich aufs neue versengend, bis er ermattet in die Flamme fiel.

Das Geräusch hatte Elsas Aufmerksamkeit auf sich gezogen, sie blickte gegen die Lampe und wollte eben aufstehen und das Fenster schließen, um andere Flügler vor dem gleichen Loos zu bewahren, als ein eigenartiges Gefühl, das dem Gehör vorausgeht, sie zwang, sich nach der Türe umzuwenden. Dort hatte jemand an die Klinke gedrückt. Sie sprang empor. Eine dunkle Gestalt war eingetreten und schon stand sie vor ihr im Zimmer.

Es war Cölestin.

Er grüßt sie stumm. Sie blickt ihn mit großen Augen an, den Mund etwas geöffnet, lautlos, wie im Schreck erstarrt.

Ist er es auch wirklich?! Sie hat ihn seit jenem Morgen, wo sie in dem Hause des Salzarbeiters zusammengetroffen waren, nicht gesehen, — wie grausam ist er seitdem verändert; abgemagert, die hohe Gestalt gebeugt, die Wangen eingefallen, blaß, vergrämt und doch noch immer von eigenartiger Schönheit.

„Sie kennen mich nicht mehr?“ sagte er leise, und seine Lippen, die jezt ein schwarzer junger Bart umschattete, lächelten schmerzhaft.

„O doch,“ sagte sie, „aber ich begreife nicht — wie Sie zu mir — unangemeldet — zu solcher Stunde —“

„Vergeben Sie mir.“

Weich und zitternd klang das, wie die Bitte eines Kindes; und jezt kam es ihr vor, als wanke die hohe Gestalt, und in der Tat, er stüzte sich, als vermöge er nicht länger sich aufrecht zu erhalten, auf einen Stuhl.

„Ein Schwindel,“ murmelte er, „ich bin sehr krank.“

„Sezen Sie Sich.“

Beklemmt sah sie ihn an, und doch nicht ohne Teilnahme.

Ja, er war krank, daran war nicht zu zweifeln, und seine Augen lagen so tief, ihr bangte vor seinem Blick.

Sie blieb vor ihm stehen. „Ich bitte mir zu erklären," sagte sie schroff, und dann, als käme ihr ein anderer Gedanke, wandte sie sich dem Telegraphen zu. „Sie erlauben, daß ich Gerta herbeirufe, um Gräfin Helene von Ihrem Hiersein in Kenntnis zu sezen."

Er machte eine Bewegung.

„Unterlassen Sie es; Gräfin Helene ist im Salon, im eifrigen Diskurs mit einem Herrn, der mit mir zugleich gekommen war."

Elsa atmete auf.

Helene hatte Besuch angenommen, und sie wußte also, daß der Pater hier und bei ihr sei; es beruhigte sie merklich.

Sie kam wieder gegen ihn heran.

Er hatte die Augen nicht von ihr gewendet und war jeder Bewegung ihres Körpers gefolgt.

Sein Herz pochte in rasenden Schlägen und schien dann plözlich zu stocken.

Seit Wochen hatte er sich auf diesen Augenblick vorbereitet, wo er sie wiedersehen würde, wo die Entscheidung fallen sollte über das Schicksal seines Lebens, und jezt — jeder Nerv zitterte unter dem Aufruhr seiner Gedanken und Gefühle, und sein Wille arbeitete dem nicht entgegen. Er wollte seine Bewegung nicht verbergen, sie sollte sehen, was sie aus ihm gemacht hatte, sie sollte wissen, wie elend er geworden war. Er streckte seine feine weiße Hand ihr entgegen.

„Komtesse, wollen Sie nicht die Gnade haben sich zu sezen, Sie zwingen mich sonst, mich ebenfalls zu erheben — und dies —" er erblaßte noch mehr.

Unwillkürlich sezte sie sich auf den Stuhl, der knapp an seiner Seite stand.

„Sie haben eine traurige Zeit verlebt, ich hörte, Ihr älterer Bruder wäre in Nizza zum Tode erkrankt."

„Er ist gestorben."

„Das ist traurig."

Eine kleine Pause erfolgte, dann sagte sie sanft: „Sie haben Ihren Bruder wohl sehr geliebt?"

Er hatte ein trübes, melancholisches Lächeln.

„Ich lernte ihn erst lieben, als es zu spät wahr, nachdem ich gekommen war, den ewigen Abschied von ihm zu nehmen. Vorher waren wir uns fremd geblieben. Ich habe nie in der Familie gelebt, und weder für meinen Vater noch für meine Brüder hat sich etwas wie Zärtlichkeit in meinem Herzen geregt, und nicht einmal ein Gefühl der Anhänglichkeit, der Zusammengehörigkeit war mir erstanden. Nur wenn ich weit zurückdachte, an meine Kinderjahre, dann erinnerte ich mich einer schönen Frau, die mich zuweilen in ihre Arme nahm, es war meine Mutter, ich liebte sie, aber auch das war vergessen und — ich habe erst in jüngster Zeit wieder daran denken müssen."

„Und doch waren Sie auf die erste Nachricht, daß es mit Ihrem Bruder schlimm stehe, sofort zu ihm geeilt."

Er wendete sich zum erstenmale von ihr hinweg und seine Augen senkten sich.

„Es war kein so lauteres Motiv wie Bruderliebe, das mich so eilends dahingeführt," sagte er leise mit einer seltsam verschleierten Stimme.

Eine Pause entstand, dann hob er den Kopf rasch, seine Züge belebten sich und seine Augen gewannen einen schönen, innigen Ausdruck.

„Komtesse, ich war von Nizza hierhergekommen, um Sie um diese Unterredung zu bitten. Hören Sie mich, ich flehe Sie darum an."

Sie hatte sich erhoben.

„Was können Sie mir zu sagen haben?"

„Den Inhalt meines Lebens."

„Ich kann Ihre Vertraute nicht sein und will es auch nicht sein."

„Sie werden mein Richter sein. In diesem Falle ein Richter über Tod und Leben!"

Er sprang empor und mit einer Behendigkeit, deren sie ihn vorhin nicht für fähig gehalten, stellte er sich vor sie hin, ihr den Weg zur Tür wie zum Telegraphen abschneidend.

„So müssen Sie mich hören!"

„Pater Cölestin!" rief sie, als wolle sie ihn zur Besinnung bringen.

„Nennen Sie mich nicht Pater, ich bin es nicht mehr!"

„Sie sind Jesuit."

„Ich gehöre nicht mehr dem Orden an. Ich habe mit meiner Vergangenheit gebrochen, als ein freier Mann stehe ich vor Ihnen."

„Sie sind ausgetreten, freiwillig!?"

„Freiwillig?! nein! ich hatte keinen freien Willen mehr, dieses Anrechts hatte ich mich begeben. Aber der Ordensgeneral hat alle Macht und er kann unser Gelübde lösen, er kann uns entlassen und wieder aufnehmen, wie es der Vorteil des Ordens heischt. Nun denn, der Vorteil des Ordens heischte — meine Entlassung."

Es war Cölestin gelungen, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln und er fuhr fort.

„Das nahe Ende meines Bruders war vorauszusehen; ich war der nächste und legitimste Erbe und damit in den Besiz eines großen fürstlichen Vermögens gekommen, wenn ich nicht, als Professe von drei Gelübden, auch das der Armut abgelegt hätte, das mir persönliches Eigentum versagt. Sobald ich aber dieses Gelübdes entbunden war, trat ich in meine bürgerlichen Rechte ein, und die Erbschaft fiel mir zu. Man sollte mich also freigeben; ich wünschte es und der Orden wünschte das Gleiche. Wir unterhandelten um den Preis meiner Freiheit und sind darüber einig geworden. — Ich bin entlassen, und als Graf Ernesto Giuliano gehöre ich wieder meiner Familie, gehöre mir selbst an."

„Und Ihr ganzes früheres Leben war nur eine Lüge."

„Elsa, verurteilen Sie mich nicht, ohne mich gehört zu haben!"

Er hatte ihre Hand ergriffen und mit sanfter und doch so zwingender Gewalt, mit einem flehenden Blick seiner Augen leitete er sie zu einem Sofa und sezte sich neben sie.

(Forts. folgt.)

Die außerordentliche Reproduktionskraft verschiedener Tiergattungen.

Von Realschullehrer Otto Lehmann.

[**Der Punktsalamander. — Die Schildkröte. — Die Waldschnecke. — Der Strandkrebs. — Der Regenwurm. — Das Wasserschlängelchen. — Die Polypen. — Die Rotiferen.**]

Eines der merkwürdigsten Naturvermögen, welches wir an allen organischen Körpern wahrnehmen, ist die sogenannte Reproduktions- oder Wiedererzeugungskraft, welche darin besteht, daß sich bei diesen, besonders bei den animalischen Körpern, gewisse verstümmelte oder gänzlich verloren gegangene Teile von selbst wieder ergänzen und ersezen. In dieser bewunderswürdigen Begabung erblicken wir ohne Zweifel eine der zweckmäßigsten Einrichtungen der Natur. Denn da nicht blos die Verrichtungen der vegetabilischen und tierischen Geschöpfe, sondern auch die ihnen drohenden Gefahren höchst vielfach und mannichfaltig sind, so können Verlezungen ihres Körpers unmöglich ausbleiben, und man würde mithin an diesen organischen Körpern unendlich viele Verstümmlungen wahrnehmen, wenn nicht die Natur eben durch jene Reproduktionskraft für die Wiederherstellung jener Bildungen gesorgt hätte. Daß diese Wiederersezung durchaus auf dem System der Ernährung und Assimilation beruhe, kann natürlich dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen; und

Edeldame aus dem 16. Jahrhundert. Nach einem Bilde von Fr. Kaulbach.

hieraus sehen wir denn ganz vorzüglich, wie sehr sich die Werke der Natur von denen der Menschenhände unterscheiden. Denn während die geringste Pflanze und das niedrigste Tier jene wunderbare Kraft in sehr hohem Grade besizen, ist auf der andern Seite die künstlichste und vollkommenste Maschine, sobald nur ein kleines Rädchen oder Federchen in derselben seinen Dienst versagt, außer Stande, sich von selbst wieder herzustellen; diese Eigenschaft ihren Bildungen mitzuteilen, vermögen menschliche Werkmeister nicht.

Bei näherer Vergleichung jedoch ergibt es sich, daß wiewohl kein einziger organischer Körper der Reproduktionskraft gänzlich ermangelt, diese Kraft dennoch bei den auf einer niedrigen Naturstufe stehenden Geschöpfen sich stärker äußert als bei den vollkommneren Gattungen. So finden wir, daß der Mensch, das vollkommenste Wesen der Natur, sowie die ihm zunächst stehenden Tiere die eingeschränkteste Reproduktionskraft besizen, während wir dieselbe ganz vorzüglich an einigen Amphibien, Insekten, Würmern und Weichtieren, z. B. an mehreren Eidechsengattungen, an den Krebsen, den Schnecken, den Regenwürmern, Seesternen, Armpolypen wahrnehmen; und auch in dieser Anordnung zeigt sich die Natur sehr weise. Denn allerdings stehen demjenigen Geschöpf, das mit den höheren Seelen- und Geisteskräften begabt ist, ganz andere Mittel zu Gebote, um sein Dasein zu schüzen und sich vor Verlezung und Verstümmelung zu bewahren.

Betrachten wir nun einige dieser Geschöpfe aus dem Reiche der Tiere, bei denen sich die wiedererzeugende Kraft am stärksten äußert, etwas näher. Einen schlagenden Beweis für bezeichnete Kraft liefert uns z. B. der Punktsalamander. Der Körper dieses Tiers, das an Größe die gemeine Eidechse nicht sehr übertrifft, ist oberhalb von hellbrauner, unterhalb abrr von rötlicher Farbe und überall mit kleinen runden schwärzlichen Flecken besezt; der Rücken des Männchens zeigt im Frühjahre einen fortlaufenden zierlich gezackten Kamm. Nehmen wir eines dieser Tiere, welches ein Bein glatt vom Leibe weg verloren hat, und sezen es in ein Wasserbecken, wo wir gewiß sind, daß es nach acht Tagen wiederzufinden, so werden wir nach Verlauf dieser Zeit an der Stelle des abgeschnittenen Gliedes einen Stumpf finden, der sich bereits zu der Form eines Ellbogens verlängert; nach einigen Tagen hat dieser Stumpf bereits eine ausgeprägte Form angenommen, und wir entdecken nun leicht den Arm und Vorderarm, dessen Ende sich schon in die Gestalt einer Pfote ausbreitet, an der wir in kurzer Zeit sich auch die Zehen werden bilden sehen. Endlich nach Verlauf eines Monats, je nachdem das Wetter warm ist, hat unser Salamander sein vollständiges Bein wieder erlangt, das den übrigen, wie ein Ei dem andern, gleicht; Muskeln, Nerven, Adern, Knochen und Ligamente, alles ist vollständig. Wollten wir grausam sein, so könnten wir nun dem Tiere das Bein zum zweitenmale abnehmen, um es in kurzer Zeit ebenso wieder ersezt zu sehen. Ja zwei, drei und alle vier Beine könnten wir dem Tier abnehmen und es würde darum doch nicht sterben, sondern alle diese Glieder wieder erzeugen. Man sollte glauben, daß hiermit die ersezende Kraft dieses Tieres aufhörte. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Sogar ein Auge, wenn es ihm ausgerissen, würde auf dieselbe Weise wieder entstehen, und zwar in seiner ganzen ehemaligen Vollkommenheit. Dieser Umstand scheint an das Fabelhafte zu grenzen, und doch ist es nicht das Aeußerste, wozu dieses Tier fähig ist. Nehmen wir z. B. das Gehirn. Bei allen Tieren der höheren Gattung, bei dem Menschen selbst, ist das Gehirn bei weitem der edelste unter allen inneren Teilen, die Wurzel aller Nerven, und überhaupt der ursprüngliche Siz aller tierischen Sensibilität. Die geringste Verlezung des Gehirns äußert bei den vollkommenern Tieren die traurigsten Folgen. Sie werden stumpf und dumpf, verfallen in Letargie, Lähmung und endlich in den Tod; allein so ist es keineswegs bei dem Salamander. Man öffne ihm mit einem feinen Instrumente die Hirnschale, nehme ihm das Gehirn heraus, und das Tier wird dessenungeachtet in seinem ursprünglichen Element, dem Wasser, selbst in diesem verstümmelten Zustande noch fortleben.

Ein anderes ungemein reproduktives Tier, wenngleich nicht ganz in so hohem Grade, als der Salamander, ist die Schildkröte. Auch diese ersezt, obwohl nicht in so kurzer Zeit, ein verlorenes Glied. Besonders ist es die griechische Landschildkröte, welche unter ihresgleichen die größte Reproduktionskraft äußert. Diesem gewöhnlich nur 15 bis 20 Centimeter langen Tiere, dessen hochgewölbtes Rückenschild jedoch, gleich einer Mosaikarbeit, auf das kunstvollste gezeichnet, und welches in Griechenland, Dalmatien, im südlichen Frankreich, Sardinien und Frankreich heimisch ist, wurde unlängst von einem französischen Naturforscher die Hirnschale geöffnet und ihres Inhalts entleert. Nach dieser Verstümmlung, die freilich sehr grausam ist, lebte das Tier noch sechs Monate lang in dem Garten des Besizers, wo es erst durch den Winterfrost getötet wurde.

Allein wir brauchen die Beispiele für diese außerordentliche Eigenschaft nicht erst in weitentlegenen Landen zu suchen. Jeder von uns kennt die kleine Waldschnecke, welche in ganz Deutschland auf Bäumen, in Gebüschen und Hecken, an Wänden und andern Orten sich aufhält und durch Aufzehrung des Laubes häufig sehr schädlich wird. So klein und schwach dieses Tierchen erscheint, eine so bewunderungswürdige Reproduktionskraft besizt es. Fassen wir es in dem Augenblick, wo es, ohne einen Feind zu vermuten, langsam, mit ausgestreckten Fühlhörnern vorwärts schreitet und schneiden ihm mit einem scharfen Messer den Kopf ab; augenblicklich wird sich das Tier vor Schmerz und Angst in sein Haus zurückziehen und es wird eine geiferartige klebrige Feuchtigkeit in ziemlicher Masse hervorfließen. Diese Feuchtigkeit vertrocknet sehr bald an der Luft und verklebt auf diese Weise den untern Rand der Schneckenschale dergestalt, daß diese fest auf der Stelle haftet, wo man sie hingestellt hat. Bringt man nun das Tierchen in diesem Zustande an einen Ort, der vor den widrigen Einflüssen der Luft und der Witterung, sowie vor den vertrocknenden Sonnenstrahlen geschützt ist, so wird es hier in einem völlig unbeweglichen Zustande etwa 14 oder 20 Tage hindurch verharren, so daß man glauben sollte, es sei tot; allein was während dieser Zeit unter der so verklebten Schneckenschale vorgeht, könnte man in Wahrheit ein Mysterium der Natur nennen. Was unglaublich erscheint, das finden wir hier durch die Wirklichkeit bestätigt, denn sowie die oben genannte Zeit verstrichen ist, fängt sich nach und nach und anfänglich ganz unmerklich das Schneckenhaus an zu heben und zu bewegen. Eine Feuchtigkeit dringt allmälich darunter hervor und befreit nach und nach das Gehäuse von jener klebrigen und verhärteten Masse. Jezt löst das darunter verborgene Tier sein Haus völlig von dem Boden ab, und man sieht es alsbald, mit neuen vier Fühlhörnern und mit einem ganz neuen durchaus vollständigen Kopfe versehen hervordringen, an welchem der naturkundige Beobachter auch nicht das kleinste wesentliche Merkmal vermissen wird.

Versezen wir uns nun an die sandreichen Gestade des Meeres, um ein neues Tier kennen zu lernen, dem die Natur auf ähnliche Weise die Wiedererzeugungsfähigkeit seiner verlorenen Gliedmaßen verliehen hat. Hier sehen wir eine Auster auf dem Sande liegen; sie öffnet die beiden Flügel ihrer Schale, um die angenehme Sonnenwärme auf sich wirken zu lassen. Dies bemerkt einer ihrer vorzüglichsten Feinde, der Strandkrebs oder die Strandkrabbe. In dem Augenblick, wo er sich der Auster bemächtigen will, klappt diese ihre Schale zu und der Krebs muß froh sein, daß er nicht eine seiner Scheeren dazwischen gelassen hat. Nach einiger Zeit öffnet die Auster ihre Schale wieder und der Krebs nähert sich ihr aufs neue. Allein während dieser Zeit kommt ein zweiter Krebs hervor, der die Auster gleichfalls bemerkt hat, sich als Nebenbuhler des ersten aufwirft, und es kämpfen nun beide um die gemeinschaftliche Beute. Bei diesem Kampfe büßt einer der beiden Krebse die Hälfte einer Scheere ein. Sogleich zieht sich der verwundete Krebs in das Wasser zurück, und das konvulsivische Zucken seines ganzen Körpers beweist, wie sehr ihn die Wunde schmerzt. Es ist gewiß, daß der Krebs, dessen empfindlichster Teil die Scheeren mit sind, an dieser Wunde sterben müßte, wenn er sich nicht

auf irgend eine Art davon zu heilen suchte, und hiezu eben hat ihm die Natur die Mittel und den Trieb verliehen. Der Krebs fängt nämlich an, sein verwundetes Glied zuerst ganz langsam zu bewegen. Die Bewegung wird nach und nach immer geschwinder, bis endlich die verlezte Scheere sich vom Körper ablöst. Von diesem Augenblick an hat der Krebs nichts mehr zu fürchten, denn von nun an äußert sich bei ihm die allen Krustaceen eigentümliche Reproduktionskraft, und es bildet sich eine neue Scheere, die aber erst nach langer Zeit die Größe der ersten erreicht. Dies fällt bei diesen Krebsen so oft vor, daß nur selten einer gefangen wird, bei dem beide Scheeren von völlig gleicher Größe sind.

Noch auffallender fast ist die Reproduktionskraft bei dem gemeinen Regenwurm. Wenn nämlich die Leute ihre Gartenbeete umgraben, so glauben sie die heraufgeworfenen Regenwürmer dadurch zu töten, daß sie dieselben mit dem Spaten in zwei Stücke zerstoßen. Damit verdoppeln sie aber nur ihre Existenz, weil nämlich nach den vielfachen Versuchen des berühmten Naturforschers Spallanzani sich aus diesen beiden Stücken zwei ganz vollkommene Würmer bilden, wovon jeder mit Kopf und Schwanz versehen ist. Bei einer andern Wurmart, dem sogenannten Wasserschlängelchen, ist die Reproduktionskraft noch bewundernswürdiger; während nämlich ein solcher Wurm am hintern Teil seines Leibes Junge hervortreibt, kann man ihm den Kopf abschneiden; dieser wächst nicht nur wieder, sondern die Entwicklung der Jungen geht auch ungehindert von statten. Einen ganz besonderen Artikel in der Geschichte der tierischen Reproduktion nimmt die natürliche und künstliche Vermehrung der Polypen ein. Schon die natürliche Fortpflanzung der Armpolypen ist höchst merkwürdig. Diese geschieht nämlich ganz auf dieselbe Weise wie bei den Pflanzen, durch Ableger, so daß die jungen Polypen, wie die Zweige eines Baumes, aus dem Körper des Alten hervorwachsen. Es zeigt sich nämlich an der Seite des Körpers ein sehr feiner Punkt, der wie ein Pflanzenauge gestaltet ist. Dies ist der junge Polyp nach seiner Geburt, er wächst fort und dehnt sich aus an dem Stamm der Mutter und reißt sich von diesem erst los, wenn er selbst schon wieder Junge getrieben hat. Noch merkwürdiger als diese natürliche Fortpflanzung ist die künstliche Vermehrung dieser seltsamen Pflanzentiere. Wenn man nämlich den Polypen in Stücke zerteilt, so wird man in kurzem ebenso viele vollständige Polypen haben, als es vorher Teile waren. Auf dieselbe Weise kann man dieses Tiergewächs von oben nach unten zwei-, drei-, vier- und mehreremal spalten, worauf sich alle diese Aeste zu vollkommenen Polypen ausbilden, und wenn man die Teile nicht gänzlich getrennt hat, unten wie an einer gemeinsamen Wurzel zusammenhängen. Auf diese Weise läßt sich ein einziger Polyp bis ins Unendliche vervielfältigen, da jeder, auch der kleinste, abgeschnittene Teil wieder zu einem Ganzen wird. Einige Naturforscher gingen noch weiter. Sie schnitten den Kopf des Polypen ab und sezten ihn wieder auf den Rumpf, worauf er von neuem anwuchs. Ja, es gelang sogar der Versuch, zwei Polypen völlig so ineinander zu pfropfen, wie es der Gärtner mit den Baumzweigen tut, um sie auf diese Weise zu vereinigen. Andere brachten es sogar mit vieler Mühe dahin, einen Polypen nach Art eines Handschuhes umzukehren, worauf derselbe sich anfangs zwar in die vorige Lage zurückzuversezen strebte, als ihm dies aber nicht gelang, so fuhr er in dem umgewandten Zustande, ebenso wie früher, fort zu leben und seine Nahrung zu verschlingen. Nach anderweitigen Beobachtungen sah man einen großen und einen kleinen Polypen, die sich ihre Beute, welche aus einem kleinen Gewürm bestand, streitig machten. Jeder Polyp hatte den Wurm bei einem Ende gefaßt und indem jeder von seinem Stück zehrte, näherten sie sich beide einander. Jezt nun, da der kleine Polyp seinen Raub nicht fahren lassen wollte, wurde er sammt dem Wurm von dem größeren Polypen verschlungen. Weit entfernt jedoch, daß er dadurch aufgehört hätte zu leben, zerriß er vielmehr den Magen des großen Polypen und ging ganz unverlezt daraus hervor. Solcher mühsamen und künstlichen Versuche haben die Naturforscher unzählige mit diesen seltsamen Geschöpfen angestellt, die wahrhaft staunenerregend sind.

Schließlich müssen wir noch, um unsern Gegenstand zu vervollständigen, die sogenannten Rotiferen erwähnen, die gleichfalls zum Molluskengeschlecht gehören. Der Körper dieser Tiere ist oval geformt und gallertartig. Man unterscheidet daran ein Maul, einen Magen, Eingeweide und einen After. Das Tier endigt sich in einem aus vielen ineinander gefügten Gliedern bestehenden Schwanz, der zulezt in zwei Fasern ausläuft; am Vorderteil des Körpers befindet sich ein ganz eigentümliches lappenförmiges Organ mit gezähnten Rädern, das in einer fortwährenden Schwingung und Drehung begriffen ist. Auch bemerkt man am Halse zwei Erhöhungen, in deren Mitte ein farbiger Punkt sich befindet, den man nicht mit Unrecht für das Auge hält. Sobald man diese sonderbaren Tiere aus dem Wasser nimmt und auf ein Stück Schreibpapier legt, so sieht man sie in dem Maße, wie die Feuchtigkeit ausdünstet, sterben, da sie in keinem andern Elemente ihr Dasein zu fristen vermögen. Nach und nach vertrocknet ihr Körper ganz, entstellt sich und gleicht zulezt einem kleinen Stückchen dürren Holzes, an dem kein Zeichen des Lebens mehr zu erkennen ist. In diesem Zustande, wenn man das Papier zusammenfaltet, kann man es Wochen, Monate, ja sogar mehrere Jahre hindurch aufbewahren, und man wird bei endlicher Wiedereröffnung diese Tierchen noch immer in demselben verdorrten Zustande finden, wie früher. Nur mit der größten Vorsicht darf man sie anrühren, weil sie sonst augenblicklich in Staub zerfallen würden. Allein demungeachtet kommt es nur auf uns an, sie sogleich wieder ins Leben zurückzurufen. Denn wenn man sie nur einen Augenblick dem Dampf von warmem Wasser aussezt, so fangen sie in dem Maße, wie dieser Dampf sie durchdringt, an, zu erweichen und wie kleine Schwämme aufzuschwellen. Dieser Belebungsprozeß steigert sich noch, wenn man sie in das Wasser tut, wo sie bald ihre ursprüngliche Gestalt wieder erlangen. Nicht lange währt es, so kann man ihren ovalen Leib, gegliederten Schwanz und das lappenartige Vorderteil unterscheiden. Eine Minute später fängt der Schwanz an, sich zu bewegen und sich in Zwischenräumen zu verlängern und zu verkürzen. Die kleinen gezahnten Räderchen des Vorderteiles drehen sich wieder und das kleine Tierchen erwacht aus seiner langen Erstarrung. Es bewegt sich, schwimmt anfangs langsam, dann lebhafter und erreicht zulezt wieder seine ganze vorige Lebenskraft, wird aber auch sogleich wieder in den Zustand der Erstarrung zurückversezt, sobald man das obige Verfahren mit ihm erneuert. Ehrenberg hat solche Rädertierchen im luftleeren Raume unter Anwendung von Chlorkalk und Schwefelsäure wochenlang ausgetrocknet, sie dann einer Hize von 120 Grad ausgesezt, und dennoch waren sie nur scheintot und gelangten unter geeigneten Umständen wieder zum Leben. Fontana belebte durch Zugießung eines einzigen Wassertropfens ein Rädertierchen, welches 2½ Jahre lang getrocknet war. Ja, Backer behauptete sogar, im Jahre 1771 ein sogenanntes Kleisterälchen (Vibrio) wieder belebt zu haben, welches 27 Jahre unbeweglich und ausgetrocknet aufbewahrt worden war. Eine größere Reproduktionskraft, als diese Tierchen besizen, findet man also wohl in der ganzen tierischen Schöpfung nicht wieder. Denn dieser Belebungsprozeß ist im wahren Sinne des Wortes eine Auferstehung von dem Tode zu nennen.

Aus dem Sklavenlande.

Von Spiridion Gopcevic. (Schluß.)

Hinter dem Hügel erhob sich auf einer niederen Anhöhe der „Palast" Seiner Majestät, eine Schilfhütte, deren Baumeister sehr auf Luftigkeit gehalten haben mußte. Vor ihr war ein Signalmast errichtet, auf welchem ein alter — Zylinderhut hing. Dieser moderne Geßlerhut war die Oriflamme des Reichs, der sich die Großen (und Kleinen) nur mit gebührender Ehrfurcht nahten.

Zur Steuer der Wahrheit sei jedoch erwähnt, daß sich der Schilfpalast des Königs Langori sehr vor den Hütten seiner Untertanen auszeichnete. Einmal war er hoch genug, um den Eintritt stehenden Fußes zu erlauben. (Bei den andern Hütten mußte man sich nämlich auf den Bauch legen, wenn man in das Innere kriechen wollte.) Ferner hatte er verschiedene runde Löcher, welche als Fenster dienten, ein Luxus, den sich Langori's Untertanen nicht erlauben durften. Endlich war er groß genug, um eine Abteilung in zwei Gemächer zu gestatten. Das erste diente als Tronsaal, Audienzsaal, Speisesaal und Schweinestall, das zweite war Schlafzimmer, Boudoir, Arbeitszimmer und Küche.

Die Einrichtung des ersten Gemaches entsprach seiner Bestimmung. Als Tron diente eine zerrissene, fettige, höchst unappetitliche Matraze, welche die Mitte einnahm. Offenbar für die Audienz Nehmenden waren einige um den „Tron" gruppirte Matten bestimmt. Eine Anzahl Schüsseln, Krüge und dergleichen in der einen Ecke wiesen auf den Speisesaal, ein niedliches Schweinchen in der andern auf den Saustall hin.

Dr. Ramini war schon sehr heiter gestimmt, als er den Palast betrat. Nur mit Mühe konnte er jedoch einen lauten Ausbruch seiner Heiterkeit unterdrücken, als sich Seine Majestät hereinwälzte.

Bekanntlich wählen die Negerstämme vom Aequator bis zum Oranje-Fluß den Fettesten und Schwersten zum König. Auch Langori I. war infolge seiner gerechten Ansprüche auf den Tron — er wog nämlich mindestens 200 Kilo! — zum König ernannt worden.

Wenn er aufrecht stand, sah man nur eine riesige eiförmige Walze vor sich, auf deren Gipfel eine kleine Kugel — der Kopf — saß. Rechts und links hingen zwei kurze, ungeschlachte Fleischklumpen herab — die Arme — während der ganze Eibecher auf zwei kleinen, ebenso langen als breiten Walzen ruhte.

„Eine Sehenswürdigkeit, ein Naturspiel!" flüsterte der Bootsmann dem Doktor zu, als er dies sah; „dem König wachsen die Waden aus dem Sitzfleisch heraus!"

Seine Majestät war natürlich im Krönungsornate. Eine rote, gesteppte Bettdecke, aus deren zahlreichen Löchern die Wolle heraussah, umfloß als Krönungsmantel Langori's zarte Glieder. Eine blau-weiß gestreifte Schwimmhose, deren Nähte an verschiedenen Stellen aufgesprengt waren, stach von der schwarzen Brust trefflich ab. Strohpantoffeln, wie sie in Bädern gebräuchlich sind, bildeten die königliche Fußbekleidung. Als Krone figurirte ein Zylinder ohne Deckel, dessen oberer Rand zackenförmig ausgeschnitten war, um die täuschende Aehnlichkeit mit einer wirklichen Krone noch mehr zu erhöhen. Die fettige abgegriffene Krämpe war jedoch geblieben, um das Aufsezen und Abnehmen der Krone zu erleichtern, — eine praktische Neuerung, welche Nachahmung verdiente. Als Szepter diente ein — Stiefelzieher!

„Ich möchte doch wissen, welcher Spaßvogel von Schiffskapitän den armen König zu einen solchen Faschingsnarren herausgeputzt hat," flüsterte Dr. Ramini lachend seinen Gefährten zu. „Kaum kann ich den nötigen Ernst bewahren. Der Anstand und die Würde, mit welcher König Longori seinen Stiefelzieher handhabt, ist zu drollig."

Auch die Matrosen fanden dies, denn sie brachen in ein schallendes Gelächter aus. Verdutzt blickte sie Langori an.

Mit seltener Geistesgegenwart sagte der Doktor schnell zu seinem Dolmetsch:

„Versichere den König, daß bei uns eine solche Lachsalve Zeichen der ehrerbietigsten Begrüßung ist."

Diese Versicherung beruhigte auch vollständig den schwarzen Souverän. Würdevoll ließ er sich auf den Tron, d. h. die Matraze, nieder und gab seinem Generaladjudanten den Befehl, ihm — das Ungeziefer abzulesen.

Dann überraschte er seine Gäste mit einigen spanischen Worten.

Glücklicherweise verstand Dr. Ramini etwas spanisch und so ersparte er die langwierige Vermittlung zweier Dolmetscher.

„Welche Geschenke bringt ihr mir mit?" war des Königs erste Frage.

Man hatte auf solche vergessen. Als gewandter Diplomat erwiderte jedoch der Doktor, daß man sich erst nach dem Wunsche und dem Geschmacke Seiner Majestät habe erkundigen wollen.

„Am liebsten sind mir Schießwaffen, Munition und Schnaps," versezte der König mit rührender Offenherzigkeit.

„Ich werde deine Wünsche dem Kapitän mitteilen. Jezt erlaube mir eine Frage. Kannst du mir sagen, woher dieser Neger stammt? Fituki sprich in deiner Sprache."

Fitcki gehorchte.

„Er stammt aus dem Reiche meines Nachbars, des Königs Nambari . . ."

„Nambari, mein König!" rief Fituki entzückt.

„Die Sache scheint richtig zu sein," dachte sich der Doktor. Dann fuhr er laut fort: „Fituki wurde nebst 360 Genossen von einem brasilianischen Sklavenhändler eingeschifft. Wir haben jedoch sein Schiff in den Grund gebohrt und 91 Sklaven befreit. Sie befinden sich auf unserm Schiffe und sollen in ihre Heimat zurücktransportirt werden. Nachdem nun Nambari's Reich an das deinige anstößt, könntest du deine Brüder leicht dorthin schaffen."

Langori hatte mit Aufmerksamkeit zugehört. In seinen Zügen malte sich etwas, was einen aufmerksamen Beobachter hätte argwöhnisch machen können. Dr. Ramini jedoch übersah den Eindruck, welchen seine Worte auf den König machten.

„Recht gerne will ich mich dieser Mühe unterziehen," versezte endlich Langori. „Schiffe nur die Sklaven aus."

„Das soll noch heute geschehen."

„Wollt Ihr mit uns in keinen Tauschhandel eingehen?" fuhr der König fort. „Könnt ihr nichts aus meinem Lande brauchen?"

„Was habt Ihr denn?"

„Goldstaub, Elfenbein, Straussfedern, Gummi."

„Das sind schon Dinge, welche wir mitnehmen könnten, wenn ihr nicht zu teure Preise macht."

„Nun, wenn du mit den Sklaven und den Geschenken kommst, werden wir hoffentlich handeleins werden."

Damit war die Audienz zu Ende.

Rajkovic war von dem Resultat derselben sehr befriedigt. Er wurde die Neger los und hatte Aussicht, wertvolle Waaren gegen Tand einzutauschen.

Nachmittags fuhr abermals die Schaluppe an das Land. Die Eskorte war um zwei Matrosen vermindert worden, und da auch Fituki schon vorhin bei Langori zurückgeblieben war, befanden sich blos 14 Personen im Boote. Anstatt dessen war der freie Raum in demselben mit den Geschenken ausgefüllt.

Diese bestanden aus folgenden Gegenständen: Ein Fäßchen Schnaps mit Spiritus gemischt; zwei Schaufeln; zwei Spaten; einige Pfund Tabak; drei lange Schnüre falscher Korallen; ein Duzend Schnüre Glasperlen; einige Ellen roten Kattun; ein schäbiges Paraplui; eine gelbe, gesteppte Bettdecke zum Ersaz des schon sehr defekten Krönungsmantels; eine tombakene Taschenuhr von der Größe der nürnberger Eier; drei Taschenspiegel;

vier Glasbecher und — last not least — als Ersaz für den schäbigen Tron des Königs — ein ausgemusterter Nachtstuhl.

Es war Dr. Ramini, welcher um jeden Preis die bizarre Ausrüstung Langori's durch dieses seltsame Möbelstück bereichern wollte.

Während der Audienz sollten die befreiten Sklaven ausgeschifft werden.

Diesmal empfing König Langori seine Gäste in einem anderen Kostüm. Krone und Szepter schmückten ihn zwar noch immer, auch die Strohpantoffel; dagegen hatte er Schwimmhose und Bettdecke durch einen schon stark defekten — Kellnerfrack ersezt. Als der Doktor ihn sah, bedauerte er daher lebhaft, nicht auch ein Hemd unter die Geschenke aufgenommen zu haben, um das Unanständige der königlichen Kleidung zu mildern.

Diesmal war auch die königliche Familie anwesend. Sie bestand aus drei Weibern und zwei Kindern. Erstere waren so häßlich, daß Paris in Verlegenheit gekommen wäre, welcher er seinen Apfel der Häßlichkeit hätte geben sollen. Sie waren durchgehends leicht gekleidet, wie sich dies unter dem Aequator wohl begreifen und entschuldigen läßt. Die eine trug eine Jacke, welche so eng war, daß zwischen den beiden Flügeln derselben ein Raum von anderthalb Spannen unbedeckt blieb. Da sie jedoch üppig gebaut war, schien sie über diese Knappheit des Stoffes nicht trostlos zu sein. Sie ergab sich wenigstens mit Seelenruhe in ihr Geschick.

Die zweite besaß einzig und allein eine Frauenschürze als Kleidung. Sonderbarerweise hing sie nicht vorne sondern rückwärts. Bei den Negerinnen ist nämlich die Kehrseite allein „partie honteuse“.

Die dritte und jüngste Gattin endlich trug ein kokettes Schlafhäubchen und — sonst nichts!

Die Kinder waren ganz so gekleidet — aber ohne Schlafhaube.

„Erhabene Majestät!“ sprach der Doktor den König an, indem er die Geschenke auskramte. „Hier ist vor allem ein neuer, deiner würdigerer Tron, als diese Matraze. Beliebe darauf Plaz zu nehmen.“

Verduzt sah der König den kleinen Nachtstuhl an. Endlich ließ er sich auf denselben nieder.

Aber Dr. Ramini hatte vergessen, daß Langori 200 Kilo wog . . . Ein Krach und der König wälzte sich auf den Trümmern seines Trones.

Ein böses Omen!

Während sich der König mit Hilfe seiner Flügeladjutanten wieder erhob, machte sich eine der Frauen die Gelegenheit zu Nuze und stahl das Sizbrett des ominösen „Trones“. Mit Scharfsinn verwendete sie es als Halskrause, indem sie ihren Kopf durchsteckte.

Schon wollte sie sich triumphirend entfernen, als König Langori ihrer ansichtig wurde. Ein Fußtritt und die Arme flog heulend in eine Ecke, während reichliche Tränen die Halskrause benezten.

Um des Königs Zorn zu besänftigen, beeilte sich Dr. Ramini, das Schnapsfäßchen zu präsentiren.

Langori roch vorsichtig daran, dann leuchteten seine Augen in Wonne und Seligkeit. Er sezte das Spundloch an die Lippen und trank . . . trank . . . trank so lange, bis kein Tropfen mehr in dem Fäßchen war.

„Na, der kann eine gehörige Portion vertragen!“ brummte bewundernd einer der Matrosen, welcher im Rufe stand, ein großer Säufer zu sein.

Kattun, Bettdecke und Tabak fanden ebenfalls Gnade vor Langori's Augen; das Parapluie sogar Bewunderung. Dagegen nahm er die Tombakuhr mit Geringschäzung in die Hand, roch daran, klopfte sie heftig auf einen Stein und warf sie dann seinen Kindern zu, welche sich jubelnd darum balgten. Schaufeln und Spaten schenkte er seinem Ackerbauminister, alles andere schob er verächtlich seinen Frauen zu, welche mit großem Geschrei darum zu raufen begannen.

Endlich fuhr er den Doktor an:

„Ist das alles, was Ihr mir bringt? Wo sind Waffen und Munition? Wie könnt Ihr es wagen, einem König, wie Langori, solche erbärmliche Geschenke zu bieten?

„Oho, da müßt Ihr ja schrecklich verwöhnt sein?“ rief der Arzt überrascht. „Was wir dir gebracht, ist ebenso wertvoll als nüzlich.“

Bei diesen Worten ließ er seinen Blick auf die neue Halskrause der Königin schweifen.

„Waffen und Munition werden wir nur als Tauschobjekte gegen Goldstaub, Elfenbein und Straußfedern hergeben. Zeige uns erst, was du besizest!“

„Zaraibo, führe die Fremdlinge in unsere Schazkammer,“ befahl Langori seinem Obersthofmeister.

„Bin neugierig, was das für Schäze sein werden,“ lachte der Bootsmann; „nachdem die Kronjuwelen in einem Stiefelzieher und einem defekten Zylinder bestehen, mache ich mir von den Schäzen keine hohe Meinung.“

Von Zaraibo geführt, schlugen die Seeleute den Weg nach dem erwähnten Hügel ein, welcher zwischen der Bai und dem Dorfe lag. Vor einer in die Erde gesezten Türe standen vier mit langen Speeren und Schiffskuttlassen bewaffnete Neger Wache. Zaraibo öffnete die Türe und ließ die Seeleute eintreten. Wie staunten diese, als sie sich in einer geräumigen Höhle befanden, welche mit Gummi, Straußfedern, Elfenbein und einigen Kistchen Goldstaub gefüllt war.

„Teufel, da ließe sich ein Geschäft machen,“ meinte der Bootsmann überrascht. „Ich möchte doch wissen, ob der König den Wert dieser Dinge kennt.“

„Das werden wir ja sehen! Auf Grund dieser Schäze läßt sich schon mit Langori unterhandeln.“

Dies sagend, trat Ramini mit seinen Gefährten den Rückweg an.

Plözlich lief ihnen Fituki entgegen und warf sich auf die Knie, rufend:

„Herr, rette uns, wir sollen wieder verkauft werden!“

Mit Hilfe Neptun's erfuhr denn der hierüber erstaunte Doktor folgendes:

Langori war es, welcher seinen Nachbar Nambari mit Krieg überzogen und ihm 360 Gefangene abgenommen hatte, die er dem brasilianischen Sklavenhändler verkaufte. Erst nachträglich erfuhr Fituki, daß er sich in Langori's Reiche befinde. Er verlangte sofort vom Könige, man möge sie alle wieder auf das Schiff zurückbringen. Statt dessen befahl Langori seinen Leuten, sie sollten die Neger fesseln und in das nächste Dorf schaffen.

So geschah es auch und nur Fituki allein gelang es, zu entspringen.

„Wenn Ihr uns nicht nochmals befreit,“ rief Fituki am Schlusse seiner Erzählung, „so werden meine Brüder wieder als Sklaven verkauft werden.“

„Da sei Gott davor!“ rief Dr. Ramini entrüstet. „Eher schießen wir das ganze Nest zusammen.“

Die Gesellschaft betrat wieder den Audienzsaal, schob das auf der Türschwelle schlummernde Ferkel beiseite und nahm auf den Matten Plaz.

„Wie hat euch mein Schaz gefallen?“ frug Langori, indem er heimlich dem Neger Fituki einen gehässigen Blick zuschleuderte.

„Sehr gut. Bevor wir aber weitersprechen sage uns, weshalb du mit Sklaven handelst und warum du Fituki's Freunde gefangen genommen hast?“

„Was kümmert das euch?“

„Sehr viel! Wir haben dir Fituki und seine Landsleute nicht geschenkt, sondern blos zur Heimbeförderung anvertraut. Nachdem es sich jezt herausgestellt, daß du selbst derjenige bist, welcher sie verkauft hat, können wir uns auf deine Ehrlichkeit nicht mehr verlassen. Du wirst uns also die 90 Neger wieder zurückstellen.“

„Sei vernünftig, Freund; laß mir die Sklaven, ich will euch Elfenbein und Gold dafür geben.“

„Wir sind keine Sklavenhändler. Entweder du lieferst die Neger gutwillig aus, oder wir schießen dein Dorf zusammen!“

Als Langori solchen Ernst sah, änderte er seine Haltung.

„Nimm die Neger; ihrethalben wollen wir uns nicht verfeinden. Schließen wir lieber einen Tauschvertrag ab. Was gebt ihr mir für meine Elefantenzähne und den Goldstaub?"

„Ich weiß ja nicht, wie viel Zähne ihr habt und wie schwer euer Goldstaub. Wenn du mir dies angibst, will ich mit dem Kapitän darüber sprechen."

„So sieh dir nochmals die Schäze an und zähle die Zähne."

Arglos begab sich Dr. Ramini mit seinen sieben Gefährten in die Schazkammer. Kaum waren sie jedoch in der Höhle, als plözlich Zaraibo hinauslief und die Türe zuschlug.

Im ersten Momente standen die Seeleute ganz bestürzt da. Dann, nachdem sie sich von ihrer ersten Ueberraschung erholt, stürzten sie auf den Eingang los.

Die Türe, aus dickem Holze verfertigt und kunstgerecht eingefügt, war von außen mit vier starken Querbalken geschlossen worden. Alle Anstrengungen der Gefangenen, sie einzuschlagen, blieben vergeblich. Sie feuerten ihre Gewehre ab und sahen dann durch die in die Türe geschossenen Löcher. Von den vier Wachen war zufällig eine getroffen worden und die anderen rannten spornstreichs querfeldein.

Die Seeleute hatten also keinen Feind draußen, der sie belagerte. Das war schon etwas. Aber wie sollten sie loskommen? Während sie so berieten, vernahmen sie heftigen Kanonendonner.

„Verräterei!" riefen sie sich zu. „Die Wilden haben auch das Schiff angegriffen! Es befinden sich nur 16 Mann an Bord, von denen noch überdies 5 verwundet sind. Zudem ist die Schaluppe mit ihren 7 Mann am Strande schuzlos dem heimtückischen Angriffe der Wilden preisgegeben!

Der Kanonendonner währte fort. Er bewies wenigstens, daß es den Wilden noch nicht gelungen war, Herren des Schiffes zu werden.

Eine peinliche Viertelstunde verging. Der Kanonendonner verstummte. Hatten die Neger den „Crnogorac" erstürmt? Die Seeleute sollten darüber nicht lange im Ungewissen bleiben. Einige Flintensalven ertönten in nächster Nähe. Durch die Schußlöcher blickend, gewahrte Ramini mehrere Neger, welche, von einigen Matrosen gefolgt, das Weite suchten. Der Hochbootsmann befand sich unter den Verfolgern.

Die Gefangenen feuerten ihre Flinten ab; der Widerhall brach sich an den Wänden der Höhle. Der Hochbootsmann vernahm die Salve und blieb stehen.

„He, alter Knabe, öffne uns die Türe unseres Kerkers!" schrie ihm Dr. Ramini zu.

Der Angerufene eilte mit einem anderen Matrosen herbei und befreite seine Gefährten.

„Ist das Schiff gerettet?" waren des Arztes ersten Worte.

„Der Angriff ist glänzend abgeschlagen, doch davon später. Einstweilen laßt uns die Flüchtlinge verfolgen."

Als sie endlich erschöpft zur Bai zurückkehrten, konnte der Hochbootsmann dem neugierigen Doktor den Hergang des Angriffes schildern.

Der Untersteuermann und seine sechs Matrosen saßen eben in der auf den Strand gezogenen Schaluppe, als von allen Seiten die Neger mit geschwungenen Lanzen herbeistürzten und sich unter gellendem Geschrei auf die Schaluppe warfen. Andere eilten in die Kanoes und hielten auf das Schiff los, um es zu entern.

Der Untersteuermann, nicht faul, löste sofort die Drehbasse gegen das schwarze Gesindel und streckte durch einen Kartätschenschuß etwa 4 bis 5 Mann nieder. Unmittelbar darauf gaben die Matrosen Feuer und töteten weitere drei Neger. Durch die Schüsse allarmirt, ließ Rajkovic die Karronaden auf die herangleitenden Kähne richten, von denen er mit der ersten Salve drei in den Grund bohrte. Den andern verging die Luft, und nachdem eine zweite Salve noch vier Kanoes zum Sinken gebracht, wandten sich alle zur Flucht.

Unterdessen hatte der Untersteuermann seine Drehbasse wieder geladen und abermals gegen die Neger abgefeuert. Auch seine Matrosen schossen ohne Unterlaß. Infolgedessen ergriffen alle Wilden das Hasenpanier.

Rajkovic sandte jezt den Hochbootsmann mit sechs Matrosen im Langboot an das Land, um dem Untersteuermann in der Verfolgung und etwa nötig werdenden Befreiung der Gesandtschaft beizustehen.

Nachdem drei Matrosen bei den Booten als Wache zurückgeblieben, machten die übrigen elf Seeleute einen Angriff auf das Dorf. Nach kurzem Scharmüzel wurde es erstürmt und verbrannt, die Sklaven größtenteils befreit und Langori nebst zwei Adjutanten gefangen genommen.

Von den Seeleuten war kein einziger gefallen, dagegen vier durch Speerstiche, Pfeile oder Keulenhiebe verwundet worden.

Als Sieger bemächtigte sich Rajkovic der feindlichen Schazkammer, deren auf 50 000 Gulden geschäzter Inhalt auf das Schiff wanderte.

Von den Sklaven fehlten noch sechs. Rajkovic sandte daher einen der gefangenen Adjutanten Langori's zu den geflohenen Feinden und ließ ihnen sagen, gegen Auslieferung der sechs Sklaven werde er den König und seine Adjutanten freigeben.

Nach einigen Stunden kehrten die fraglichen sechs Sklaven zurück und brachten die Botschaft, daß man auf König Langori gerne verzichte. Er sei ein Tyrann gewesen, habe stets zwecklose Kriege über das Dorf heraufbeschworen und seine Brüder als Sklaven verkauft. Man habe an seiner Statt einen Andern zum König gewählt, welcher ebenso dick sei und wahrscheinlich sogar um einige Pfund mehr wiege. Den zweiten Adjutanten möge man jedoch freilassen.

Dies tat auch Rajkovic und ebenso schenkte er dem König die Freiheit, obwohl er verdient hätte, gehängt zu werden. Wie jedoch der Kapitän scherzend meinte, war keine Raa seines Schiffes stark genug, den Koloß zu tragen.

Aber Rajkovic hatte dem König damit einen schlechten Dienst erwiesen. Im Kampfe hatte Langori seine Zylinder-Krone, das Stiefelzieher-Szepter, den Bettdecken-Krönungsmantel und die königlichen Badschuhe verloren. Blos der zerrissene schäbige Frack war ihm geblieben und der vermochte natürlich seine Blößen nicht zu bedecken. Es schien aber, als sei mit den königlichen Attributen auch der königliche Nimbus geschwunden. Denn kaum hatte Langori seinen Fuß ans Land gesezt, als ihn seine Untertanen mit einem gräßlichen Geheule empfingen. Der dicke Gegenkönig erschien, gab einige Befehle und die Neger schlugen sofort ihren bisherigen König mit Keulen tot.

Der „Crnogorac" blieb noch zwei Tage in der Bai, um seine Schäden zu repariren. Bevor er absegelte, lief auch der „Rattler" ein und warf neben ihm Anker.

Nachdem Rajkovic Bericht erstattet, erbot sich der englische Kapitän, die befreiten Neger auf seiner Sloop nach Liberia oder Sierra Leona zu schaffen, womit diese sich auch einverstanden erklärten.

Der Erlös der erbeuteten „Schazkammer" wurde vom Rheder teils zu Prisengeldern für die Mannschaft, teils zu Entschädigungssummen für die Familien der Gefallenen verwendet.

Ein deutsches Städtebild.

(Siehe Illustrationen Seite 550 und 551.)

Unter den vielen an dem deutschen Uferrande der Ostsee belegenen Städten, in denen fast überall ein kräftiges merkantiles und gewerbliches Leben pulsirt, nimmt Lübeck, das Haupt der alten Hansa, eine hervorragende Stellung ein. Wohl ist die einst so mächtige Stadt in ihrer Einwohnerzahl sowie in ihrer Rhederei von Königsberg, Danzig und namentlich Stettin überflügelt, aber welche Stadt vermöchte es zu überbieten in der großartigen Fülle historischer Erinnerungen, die in mächtigen Bauwerken uns heute noch Kunde geben von der Stärke des deutschen Bürgertums in jenen Zeiten, wo Deutschland zerrissen unter dem Druck zahlloser kleiner und größerer deutscher Fürsten seufzte und der Städtebürger ein stets willkommenes Objekt der rohesten Ausbeutung war. Die alten Stadtgemeinden waren daher gezwungen, durch eigene Kraft sich Land- und Seewege zu sichern und dem verwegenen raub- und rauflustigen Adel und anderen Räubern mit schlagenden Gründen heimzuleuchten. Die Erstarkung der Städte führte denn auch bald dahin, daß die Wehrkraft zur Erlangung guter Handelsbeziehungen benuzt wurde und der immer mehr zunehmende Reichtum gab ihnen eine solche Fülle von Macht und politischer Bedeutung, daß ein Bürgermeister Lübecks als Admiral der hanseatischen Kriegsflotte den König von Dänemark zur See besiegen konnte und Kopenhagen mit seinen Schiffen zu belagern vermochte. Mehr wie einmal ist das ganze Königreich Dänemark in den Händen der Hansa gewesen, und Schweden weiß von den scharfen Hieben, die ihm erteilt wurden, wenn es sich den Interessen des Hansabundes widersezte, ein Lied zu singen.

Die Geschichte der nordischen Reiche ist überhaupt eng mit der Geschichte der Hansa verflochten. Als einer der interessantesten Punkte gilt zweifellos die Einnahme Schwedens durch den Dänenkönig Christian II., der nach seinem feierlichen Einzuge in Stockholm 1520 sein neues Regiment nicht würdiger zu inauguriren vermochte, als durch die Hinrichtung von vierundneunzig der vornehmsten Schweden, denen nahe an sechshundert in der Provinz folgten. Einem Sohne dieser Hingerichteten, Gustav Wasa, der als Geißel nach Dänemark geschleppt worden, gelang es nach Lübeck zu entfliehen und den Hansabund für die schwedischen Interessen gegen Christian II. zu interessiren. Der Uebermut des Dänenkönigs, der den Hansen ihre Privilegien entreißen wollte, mag wohl vorzugsweise zu dem Entschluß Lübecks beigetragen haben, eine Flotte auszurüsten, um Christian II. aus Schweden zu verjagen. Nachdem lübeckische Schiffe Gustav Wasa heimlich nach Schweden brachten, erschien im Jahre 1523 eine starke hansische Flotte vor Stockholm, die denn auch die Uebergabe der Stadt erzwang. König Christian war bereits nach Kopenhagen entflohen, und so konnte Gustav Wasa aus den Händen der beiden lübeckischen Ratsherren Bomhover und Plönnies die Krone Schwedens in Empfang nehmen. Als interessantes Faktum glauben wir hier vermerken zu dürfen, daß die Königin Karola von Sachsen der lezte Nachkomme der Wasas ist.

Das jezige Lübeck ist um das Jahr 1143 von Graf Adolf II. von Holstein-Schauenburg an der Trave, ungefähr zwei Meilen von der Ostsee, erbaut worden, nachdem das ältere Lübeck, an der eine Stunde von der heutigen Stadt entfernten Schwartau belegen, durch Krieg und Feuer vollständig zerstört worden war. Die außerordentlich günstige Lage veranlaßte viele Kaufleute, so namentlich auch aus Bardowiek, sich in Lübeck anzusiedeln. Von einer Feuersbrunst fast vollständig in Asche gelegt, wurde die Brandstätte im Jahre 1158 an Heinrich den Löwen abgetreten, unter dessen Schuzherrschaft die Stadt von neuem entstand und bald kräftig emporblühte. Spätere unglücklich geführte Kriege der norddeutschen Fürsten mit Dänemark ermöglichten es lezterem, einen großen Teil des deutschen Nordens zu unterjochen; auch Lübeck und Hamburg gerieten unter dänische Fremdherrschaft. Eine an Kaiser Friedrich II. heimlich abgesandte Deputation erwirkte 1226 der Stadt den kaiserlichen Freibrief, der den eigentlichen Grundstein zu ihrer Macht legte. Nachdem die Bürger die dänische Besazung teilweise durch List verjagt hatten, mußte das junge Gemeinwesen sich seine Freiheit erst durch Blut erkaufen. In jener berühmten Schlacht von Bornhöved kämpften lübeckische, holsteinische und mecklenburgische Schaaren mit dem Mute der Verzweiflung gegen das verhaßte Dänentum, und endlich, durch das Eingreifen der Dithmarschen, wurden die Dänen vollständig aufs Haupt geschlagen und der deutsche Norden auf lange Zeit hinaus von der blutsaugerischen Fremdherrschaft befreit.

Die Gründung des Hansabundes im 13. Jahrhundert war vorzugsweise darauf gerichtet, überall Handelsniederlassungen zu gründen und Privilegien zum Schuze derselben zu erwerben. Die erste derartige Verbindung wurde im Jahre 1241 zwischen Lübeck und Hamburg abgeschlossen, an der später über neunzig Städte teilnahmen. Die Hansa unter der Führung Lübecks hatte in England, Holland, Norwegen, Schweden, Dänemark, Rußland und auch in Preußen Niederlassungen eingerichtet, die oftmals den Umfang ganzer Städte einnahmen. Der Einfluß der Hansa auf den gesammten nordeuropäischen Handel wurde daher von weitesttragender Bedeutung. Die vorerst zum Schuze der Kauffahrteischiffe dienende Flotte wurde auch bald gegen diejenigen Fürsten angewendet, die sich einen Privilegienbruch zu schulden kommen ließen, so daß der Hansabund, oder vielmehr Lübeck, welches meistens die Suppe auszulöffeln hatte, gar nicht mehr aus dem Kriegszustand herauskam. Nur der unermeßliche Reichtum, der hier zusammenströmte, kann es erklären, daß Jahrhunderte steten Kampfes vergehen konnten, ohne den Wohlstand und die Kraft der Stadt zu brechen.

Innerliche Unruhen im Anfange des 15. Jahrhunderts zeigten jedoch darauf hin, daß in der Leitung des Lübeckischen Staatswesens manches faul sein mußte. Es hatte sich nach und nach eine Aristokratie herangebildet, die das Recht der höchsten Vertretung für sich in Anspruch nahm. Die von den Zünften angefachte, einen demokratischen Karakter tragende Bewegung wurde diesmal noch niedergeworfen, hundert Jahre später gelangte sie zum Siege.

Kluge Köpfe sahen ein, daß das ewige Kriegführen die Kraft der verbündeten Städte langsam untergraben würde, wenn es nicht gelänge, den Bestrebungen der Hansa eine kräftige Stüze in Norddeutschland zu schaffen. Denn der Hansabund hatte nicht nur seine Interessen nach außen zu vertreten, er mußte auch die nachbarlichen Fürsten, die auf die Macht der Städte eifersüchtig waren, stets zu beschwichtigen suchen. Dies ging ohne schwere Opfer selten ab. Der Kopf, welcher der Entwicklung der Hansa eine neue, bessere Wendung geben konnte, sollte sich bald finden.

Die Reformationswehen, welche die meisten deutschen Städte bis in den Grund hinein aufgewühlt, hatten Lübeck fast gar nicht berührt. Ueberall war die römische Kirche teilweise in Blut erstickt zusammengebrochen, während Lübecks Ratsherrschaft mit der römischen Hierarchie unerschüttert in der von allen Seiten heranschlagenden Brandung stand.

„Einen wie ungeheuren Druck," sagt Barthold in seiner ‚Geschichte der Hansa' (3. T., S. 244), „mußten die alten Sazungen der Hansakönigin über die Seelen ausüben, daß in ihren Mauern bis zum Jahre 1528 Bewegungen fast spurlos vorübergingen, welche in allen bundesverwandten Städten von nah und fern, von Westfalen, der Weser, der Mittelelbe, bis nach Livland hinauf, in Hamburg, in Holstein, endlich in den nordischen Reichen nicht allein das alte kirchliche System wesentlich verändert, sondern auch die bürgerliche Verfassung entweder umgestoßen oder bedenklich modifizirt hatten."

Zur vollkommenen Blüte gebrauchten die hansischen Städte vor allem einer freien Gemeindeverfassung, welche allen Bürgern

gleiche Rechte gewährte. Schon im Jahre 1416 hatten, wie erwähnt, die Zünfte den Versuch gemacht, die angemaßten Rechte der städtischen Aristokatie anzutasten. Der Versuch schlug fehl, aber der Spalt im Staatsleben, die stille Unzufriedenheit der bürgerlich Bevormundeten zur Schwächung der Staatskraft, war geblieben. Die patrizischen Lenker der Stadt hatten in schlaffer Halbheit die nachdrücklichste Aufrechterhaltung der errungenen Vorteile in den nordischen Staaten, ohne welche eine gedeihliche Fortentwicklung der Hansa nicht möglich war, preisgegeben. Man hatte unklugerweise auf die Dankbarkeit des Lübeck so sehr verpflichteten schwedischen Königs gerechnet, der über diese Art Staatsklugheit sich füglich lustig machte. — Ein erneuter vergeblicher Kampf gegen die Aristokratie wäre auch diesmal erfolgt, wenn nicht die hereinbrechende religiöse Bewegung, mit welcher auch der demokratische Geist der Bevölkerung wuchs, sich unendlich viel stärker als in früheren Tagen gezeigt hätte.

Leiter und Wortführer der kirchlichen und politischen Widerstandspartei, welche tatsächlich bereits die Gewalt in die Hände genommen, war Jürgen Wullenwever, von dem Barthold sagt, „daß mit dessen Wollen und Trachten, Sieg und Untergang nicht allein die Hansa glorreich noch einmal ihre Machtfülle entwickelte und dann ohnmächtig niedersank, sondern überhaupt eine Wendung des deutschen Gesellschaftszustandes eintrat: die mittelalterliche Herrlichkeit des freien Bürgertums der Aristokratie der Reichsfürsten zur Beute fiel."

Das Holstentor zu Lübeck.

Wullenwever hatte, wenn auch in veredelter Form, von seinen Vorgängern den Grundsaz geerbt, seiner Vaterstadt, für deren Ehre und Wohlfahrt er erglühte, deshalb eine hervorragende Stellung im erschlafften Hansabunde zu erwerben, weil Lübeck unermeßliche Opfer für die unerkenntliche Gesammtheit gebracht und in seinem Schoße die reichsten geistigen und materiellen Mittel barg, um als Mittelpunkt einer gegliederten Konföderation des norddeutschen Bürgertums sich zu behaupten. Ein Gedankenflug, welcher, als Lübeck die Verfechtung demokratischer Interessen des Bürgertums übernommen, allgemeine Anerkennung fand. Wullenwevers sog. „Kolonialpolitik" wollte den altherkömmlichen Zwischenstapel hinsichtlich der Stapelwaaren den Hansischen erhalten wissen, denen durch den direkten Handel der westlichen (an der Nordsee belegenen) und östlichen (an der Ostsee belegenen) Städte großer Schaden zugefügt wurde. Eine Sperrung des Sundes genügte nach seiner Ansicht allein nicht, da die Schiffe in dem Falle unter falscher Flagge fahren würden. Die Spize dieser Politik richtete sich vornehmlich gegen die Niederländer. Wullenwever verfocht die hansischen Interessen in Kopenhagen so nachdrücklich, daß den Niederländern, um sie zur Anerkennung der althergebrachten Sazungen betreffs der Stapelgüter zu zwingen, der Sund gesperrt wurde. Diese Maßregel — wie Wullenwever vorausgesehen — half nicht, und die Niederländer schädigten nach wie vor den hansischen Handel in der Ostsee. Es blieb nur eins übrig: mit Waffengewalt das zu erringen, was Verhandlungen und Verträge nicht zu Wege bringen konnten. Wullenwevers Leistungen in dem nun entbrannten Riesenkampfe nicht nur allein gegen Dänemark, das er auf kurze Zeit fast vollständig in den Besiz Lübecks brachte, wird für alle Zeiten ein Vorbild höchster männlicher Tatkraft bleiben. Er wollte „alle Versehen und unkluge Schritte einer erschlafften, selbsüchtigen Aristokratie wieder gut machen, mit dem Kraftkapital eines einigen freien Staates das überkommene Recht ausfechten, und endlich dasselbe auf gleichartige kirchliche wie bürgerliche Gesellschaftszustände des germanischen Nordens stützen." — Daß so Großes mißlang, bewirkte, abgesehen von einer veränderten Weltlage und den leidigen Folgen jener „Kolonialpolitik", die unermüdlich und geheim wühlende Arbeit der verdrängten Aristokratie, ihre Schlangenklugheit, ihre stumpfe Gleichgültigkeit gegen die höchsten Gemeingüter des Vaterlandes, falls ihr Standesvorteil gefährdet war, endlich die schlaue Fusion ihrer Interessen mit denen der neuen Hierarchie.

Jürgen Wullenwever fiel der Rachsucht seiner Feinde zum Opfer und wurde am 24. September 1537 zu Wolfenbüttel, nach den entsezlichsten Folterqualen, unter welchen er die wahnsinnigen Beschuldigungen seiner zahlreichen Feinde zugegeben, enthauptet. Geschichtsforscher und Dichter der neuesten Zeit haben begeistert des Mannes Wert begriffen und den schlichten Reim des Bergenfahrers verbessert: „Die von Lübeck" (und Deutschland!) „mögen in allen Tagen, den Tod des Herrn Jörg Wullenwever beklagen."

Aus dem prächtigen Gedicht: „die Septembernacht" von E. Geibel, lassen wir hier einige Strophen folgen, in welchen der Dichter den Geist Jürgen Wullenwevers also reden läßt:

O Meeresauge, dunkelblauer Sund,
Du felsumstarrte Ostseepforte,
Wie schaut' ich oft hinab in deinen Grund,
Und zwang zurück ins Herz der Sehnsucht Worte!

Der Marktplaz zu Lübeck.

Dort unten, wo die Welle leiser schoß,
Sah ich den goldnen Zauberschlüssel liegen,
Der uns ein neues Wunderreich erschloß
Von Meeresherrschaft, Glanz und Siegen.

Ich warb um ihn, wie um den Ring der Braut,
Ich warb auf Leben und auf Sterben —
O hätte mir das blöde Volk getraut,
Den Sieg **erzwingen** mußte solches Werben,
Den Sieg der Kampf, der sieben Jahre durch
Im Rat, zur See, im Schlachtfeld grollte,
Der Riesenkampf, der unsrer Hansa Burg
Bis zu den Sternen türmen sollte.

Sie faßten's nicht — es war für sie zu groß —
Sie zitterten die Käufer und Verkäufer;
Da führten meine Feinde schlau den Stoß,
Verräter hieß ich, Wiedertäufer.
Sie rissen von den Stufen mich herab,
Sie saßen trozig zu Gerichte,
Sie brachen über mir den weißen Stab,
Und mehr! — Sie schrieben die Geschichte.

Die ruhmreichen Zeiten der Hansa sind vorüber, nur der Name ist noch geblieben. — Zu anfang dieses Jahrhunderts hatte Lübeck noch schwere Prüfungstage zu bestehen, da „Vater Blücher“ auf der großen Retirade nach der Schlacht bei Jena die Stadt als Stüzpunkt ansah, um noch einmal das tückische Soldatenglück zu wagen. Er wurde, wie vorauszusehen, geschlagen und mit den Trümmern seines Heeres in der Nähe Lübecks bei dem Dorfe Ratekau zur Kapitulation gezwungen. Durch diesen Soldatenstreich hatte Lübeck nicht allein eine Schlacht um und in seinen Mauern auszuhalten, es mußte sich auch noch eine dreitägige Plünderung und die schließliche Annexion an Frankreich gefallen lassen.

Mit der Abschüttlung der Fremdherrschaft kam endlich Ruhe über die geplagte Stadt, aber die Ruhe des Kirchhofs. Handel und Verkehr lagen arg darnieder und das Gras wuchs buchstäblich in den Straßen. Die alte Feindschaft Dänemarks und der kleinliche Partikularismus der deutschen Nachbarstaaten engten die Handels- und Gewerbstätigkeit Lübecks derart ein, daß es völlig von Deutschland abgeschnitten war. Erst in der neuesten Zeit gelang es, die so notwendigen Eisenbahnverbindungen mit Hamburg, Holstein und Mecklenburg herzustellen, die Schiffahrt zu beleben und überhaupt den Verkehr zu heben, daß Lübeck in der Reihe der deutschen Seestädte an der Ostsee wieder eine hervorragende Stellung einnimmt. — —

Unsere Illustrationen zeigen den „Marktplaz zu Lübeck“ und das „Holstentor“. Lezteres, aus Backsteinen erbaut, soll aus dem 14. Jahrhundert stammen. Die Verzierungen aus farbigen glasirten Ziegeln verleihen dem Ganzen ein gutes Aussehen. Jedenfalls ist die Erhaltung dieses prächtigen Baudenkmals aus dem Mittelalter dem Lübecker Gemeinsinn hoch anzurechnen, und zwar umsomehr, als der niedrige Geschäftssinn unserer Zeit gern alles, „was im Wege steht“, hinwegräumen möchte.

Der Marktplaz mit dem Rathause (rechts) und der im Hintergrunde mächtig emporstrebenden Marienkirche bietet dem Beschauer ein Architekturbild von so großartiger Wirkung, wie es wohl kaum eine zweite Stadt in Deutschland aufzuweisen hat. Der unter dem Rathause sich befindende Ratsweinkeller ist leider nicht von der Spekulationswut verschont geblieben. Man hat die alten stattlichen Räume, die Jahrhunderte gesehen, vollständig modern herausgepuzt, so daß dem Besucher allerlei Bedenken aufsteigen, ob nicht vielleicht auch der früher dort gebotene **gute Tropfen** von der modernen Kunst ergriffen worden sei. Hoffen wir im Interessen aller wackern Zecher, daß dem nicht so ist.

Leider verbietet uns der Raum, weiteres über die große Zahl der vorhandenen alten Bauten und Merkwürdigkeiten zu berichten, die Skizze sollte vorwiegend eine historische sein. Wenn unsere geneigten Leserinnen und Leser manches vermissen und manches des Erzählten für überflüssig halten, so mögen sie sich mit dem Spruch an dem altehrwürdigen Schifferhause zu Lübeck trösten: „Allen zu gefallen ist unmöglich!“ H. D.

Des Kaisers Schwägerin.

Historische Skizze von **Wilhelm Blos.**

Als Napoleon, der einstige Artillerielieutenant, sich zum Kaiser der Franzosen emporgeschwungen hatte, war die erste Sorge des ehrgeizigen Korsen, eine große und dauerhafte Dynastie der Napoleoniden, resp. der Familie Bonaparte, herzustellen. Murat, der Gatte seiner Schwester Karoline, ward zum König von Neapel, sein Bruder Ludwig Bonaparte zum König der Niederlande, sein Bruder Joseph zum König von Spanien, sein Bruder Hieronymus zum König von Westphalen gemacht. Nur Napoleons Bruder Lucian, nach ihm der bedeutendste Kopf in der Familie, der ihm bei seinem Staatsstreiche am 9. November 1799 so wesentliche Dienste geleistet hatte, trug nie eine Krone. Es gab deshalb Leute, die Lucian Bonaparte für einen unerschütterlichen Republikaner, einen überzeugten Gegner der monarchischen Regierungsform hielten. Nichts ist weniger begründet. Den Aufschluß, warum Lucian keine Krone getragen, findet man vielmehr, wenn man sich an das berühmte Wort hält: „Cherchez la femme!“*) Das Verhältnis Lucians zu seiner Frau ist das Rätsel. Dieses merkwürdige Weib, die Gattin eines Wechselagenten, hatte gegen den Willen Napoleons in dessen Familie hineingeheiratet. Alle Anstrengungen des mächtigen Kaisers, sie wieder hinauszudrängen, blieben erfolglos; der Sieger von Marengo, Austerlitz und Jena konnte dieses Weibes nicht Herr werden, das sich mit dem Aufgebot aller weiblichen Schlauheit und Zähigkeit gegen den gewaltigsten Mann seiner Zeit zu verteidigen wußte.

Die Geschichte des Kampfes Napoleons mit seiner Schwägerin gewährt uns zugleich einen Einblick in das Familienleben der Napoleoniden, der dies allzusehr verherrlichte Geschlecht einmal in einem anderen als dem gewöhnlichen Licht erscheinen läßt.

Lucian Bonaparte war ein jüngerer Bruder des Kaisers Napoleon I.; er war zu Ajaccio 1775 geboren. In den ersten Zeiten der großen Revolution, auf deren Schultern seine Familie so hoch emporsteigen sollte, war er nach der Mode des Tages wütender Jakobiner und Anhänger Robespierres, nach dessen Sturze er gleich seinem Bruder Napoleon stellenlos wurde und in bittere Not geriet. Lucian war in einer kleinen Stadt bei Toulon als Magazinaufseher angestellt gewesen. Dort hatte er sich in die Tochter eines Gastwirts Namens Boyer verliebt und machte ihr eifrig den Hof, wodurch sie ins Gerede kam. Als nun eines Tages Lucian nach der Art jener Zeit eine große Rede über die Freiheit und Gleichheit gehalten hatte, trat Boyer zu ihm und sagte: „Du hast ganz gut über Freiheit und Gleichheit gesprochen, aber wenn wir gleich sind, warum heiratest du meine Tochter nicht? So schadet das Verhältnis nur ihrem guten Ruf. Wenn du also ein ehrlicher Kerl sein willst, darfst du die Heirat nicht länger verschieben.“ — Lucian, vor einer ganzen Versammlung so angeredet, war bestürzt, allein er versprach, das Mädchen zu heiraten und erfüllte sein Versprechen gleich darauf.

Seine junge Frau, Christine Boyer, war ein Wesen von sanftem und anspruchslosem Karakter, aber glücklich war das Loos nicht, das sie gezogen hatte. Zunächst geriet sie mit ihrem Manne in Not, dann kamen die blutigen Verfolgungen gegen die Jakobiner im Süden Frankreichs, denen Lucian nur mit großer Lebensgefahr entging. Er flüchtete nach Paris, wo inzwischen der Glücksstern seines Bruders Napoleon aufgegangen

*) Man sehe nach der Frau.

war. Lucian wurde durch den Einfluß Napoleons Mitglied des Rats der Fünfhundert und unterstützte Napoleon bei seinem Staatsstreiche kräftig, indem er den Grenadieren Napoleons vorlog, im Rat der Fünfhundert seien Dolche gegen Napoleon gezückt worden, worauf die Soldaten den gesezgebenden Körper auseinander sprengten.

Napoleon ward nun allmächtiger erster Konsul und Lucian Minister des Innern. Lucian behielt aber seine Stellung nicht lange, da er seinem Bruder hochfahrend entgegentrat, was dieser nicht vertrug. Man schickte nun Lucian als Gesandten nach Spanien und Portugal. Der feurige und einflußreiche junge Mann spielte bald als Diplomat eine bedeutende Rolle, ließ aber auch seiner Leidenschaft für das weibliche Geschlecht keine Zügel mehr anlegen*). Er schloß 1801 den Frieden Frankreichs mit Portugal und Spanien, was ihm fünf Millionen eingebracht haben soll.

Seine Frau Christine Boyer, die ihm zwei Töchter geboren hatte, war in Paris geblieben. Sie kränkelte schon lange und der Gram über die zahllosen Liebesaffairen des von ihr geliebten Lucian mag ihr Ende beschleunigt haben. Er ließ ihr nach ihrem Tode ein prächtiges Grabmal errichten, eine schlechte Sühne für das Herzeleid, das sie hatte erdulden müssen.

Lucian wurde Senator und führte von da ab ein lockeres und ausschweifendes Leben. Er hauste auf seinem Gute Duplessis-Chamand bei Paris, wo er sich eine Art Hof einrichtete und wo er mit seiner Schwester Elise zusammenwohnte. Diese Elise Bonaparte hatte einen korsischen Edelmann Namens Bacchiochi geheiratet und wurde später Großherzogin von Toskana, als welche sie mit tollen Launen regierte. Sie stand im Rufe des Atheismus. Die Skandalchronik hat sich viel mit ihrem Aufenthalt in Duplessis-Chamand beschäftigt; doch gehört dies nicht weiter hierher.

Viele Gelage wurden auf dem Landsize Lucians gefeiert und manche mögen zu Orgien ausgeartet sein. Zu einem solchen Gelage brachte einst einer der lustigen Schmausbrüder eine von ihm unterhaltene junge Dame mit. Lucian verliebte sich in sie und der Freund trat sie ihm ab. Sie nannte sich Alexandrine Laurence Jouberteau, geborene Bleschamp, und wurde später Lucians Gattin.

Aber wer war diese Dame von so zweifelhaften Sitten?

Ihre Jugend kennt man nicht genau; sie wurde zu St. Malo oder zu Calais im Jahre 1781 geboren, war also, als sie mit Lucian zusammentraf, 21 Jahre alt. Ihr Vater soll Marinekommissär mit einer sehr zahlreichen Familie gewesen sein. Deshalb brachte man Laurence frühzeitig nach Paris, wo sie bei einer Tante die Puzmacherei erlernen sollte. Obwohl sie in fast klösterlicher Zurückgezogenheit leben mußte, hatte sie doch bald eine größere Anzahl von Verehrern, die ihre wohlgebildeten Gesichtszüge und ihren schönen schlanken Wuchs bewunderten.

Die Sitten waren unter dem Konsulat Napoleons in Paris so leichtfertig als jemals; die Ausartungen der „guten" Gesellschaft unter der Direktorialregierung, da man sich einer griechisch sein sollenden Nacktheit inbezug auf weibliche Toiletten befliß, waren noch in voller Nachwirkung. Und so kam es, daß einer seine Augen auf die junge Puzmacherin warf, der mit ihren Reizen glaubte ein Geschäft machen zu können. Es war ein Wechselagent Namens Jouberteau, der, ein professioneller Spieler, nebenbei auch mit jungen Mädchen Handel trieb. Dieser Mensch von zweifelhafter Existenz faßte alsbald den Plan, die junge Bleschamp zunächst für sich zu erschnappen und sie dann gegen gute Zahlung an andere abzulassen. Solche Geschäfte waren damals in Paris sehr im Schwunge.

Jouberteau wußte das junge Mädchen auf einen Ball zu bringen und auf dem Heimwege brachte er seine Liebeserklärung vor. Er hatte geglaubt, diese werde bei der jungen und armen Puzmacherin einen überwältigenden Eindruck machen. Allein da täuschte er sich gewaltig. Wo er geglaubt hatte, die Unbesonnenheit, die Leidenschaft und das blinde Vertrauen der Jugend zu finden, da stieß er auf kühle und raffinirte Berechnung und Ueberlegung. Die junge Puzmacherin wies seine Anträge halb verächtlich ab und gab ihm zu verstehen, daß sie mit ihren Reizen viel höheren Gewinn zu erzielen imstande sei, als er ihr geboten habe.

Indessen verständigte man sich doch. Von Jouberteau wurde ein reicher Roué aufgetrieben, der sich die schöne Waare ansah und einwilligte, für ihren Unterhalt zu sorgen. Fräulein Bleschamp fand sich mit vieler Gelehrigkeit in den Plan. Jouberteau hielt um ihre Hand an und bekam sie auch. Sie wurden getraut, und am Hochzeitstage besaß die junge Frau schon ein prächtiges, behagliches Haus mit luxuriöser Einrichtung, eine Equipage, reichen Schmuck und reiche Garderobe und Dienerschaft. Sie bezog eine Reihe glänzend eingerichteter Zimmer im ersten Stock, wo sie am Abend des Hochzeitstages der brave Mann erwartete, dessen Kapital in diesem Unternehmen angelegt war. Herr Jouberteau aber wohnte im Erdgeschoß und war so galant, sich täglich nach dem Befinden der „gnädigen Frau" erkundigen zu lassen.

Das famose Ehepaar hatte schon mehreremale den „gnädigen Herrn" gewechselt und dabei keine schlechten Geschäfte gemacht. Zulezt zog ein Schmausbruder Lucians in den ersten Stock ein, den dann Madame an den von ihr entzückten Lucian abtrat. Herr Jouberteau war Lucian lästig, und man gab ihm eine bedeutende Summe Geldes, um in Amerika damit Geschäfte zu machen. Der „Mann seiner Frau" ging in der Tat nach Amerika und war so gefällig, dort bald am gelben Fieber zu sterben; doch lebte er noch, als Lucian mit Madame Jouberteau getraut wurde. Die leztere verließ nunmehr auch das Haus, in dem sie bisher die Rolle der „gnädigen Frau" gespielt hatte, und bezog ein Palais auf dem Plaze des gesezgebenden Körpers, das Lucian durch einen geheimen Gang mit seiner nebenan gelegenen Wohnung verbinden ließ. Sie sah inzwischen ihrer Entbindung entgegen und Lucian versprach ihr, sie zu heiraten, wenn das Kind ein Knabe sein würde. Es war ein Knabe, der Prinz Lucian Bonaparte, der 1849 Präsident der römischen Konstituante war und 1857 zu Paris gestorben ist.

Napoleon, dem dies alles durch seine Schwester Elise, die Lucian verlassen hatte, mitgeteilt wurde, geriet in furchtbare Wut. Er träumte damals schon von der Kaiserkrone und von der Verbindung seiner Familie mit fürstlichen Häusern durch Heirat. Und jezt schlich sich diese übelberüchtigte Frau eines Wechselagenten in seine Familie ein! Er ließ Lucian kommen, sprach in den stärksten und beschimpfendsten Ausdrücken von seiner Geliebten und verbot ihm geradezu die Heirat. Dadurch goß er aber Oel ins Feuer, denn Lucian, in seinem Stolze empfindlich gekränkt, beschloß nun, Madame Jouberteau unter allen Umständen zu heiraten, in welchem Vorsaze sie ihn natürlich bestärkte. Die Trauung wurde gleich auf den folgenden Tag festgesezt.

Um die von ihrem Familienhaupt gegebenen Geseze bekümmerten sich die Napoleoniden nicht allzuviel. Lucian befahl dem Maire des zweiten Departements daher einfach, nach seiner Wohnung zu kommen und die Zivilstandsregister zu einer Trauung mitzubringen. Wahrscheinlich hatte Napoleon durch seinen überall spionirenden Polizeiminister Fouché von dem Vorhaben Lucians Kunde erhalten. Der Maire, dem Lucian völliges Schweigen anempfohlen hatte, erhielt also an dem für die Trauung angesezten Tage von Napoleon selbst den Befehl, nach Schluß der Bureaustunden nach Hause zu gehen, die Zivilstandsregister auf seinem Bureau zu lassen, streng auf alle Förmlichkeiten zu achten und Abends seine Wohnung nicht zu verlassen. Der Maire teilte Lucian mit, daß er durch diese Befehle verhindert sei, zur Trauung zu kommen.

Der heftige Lucian brach in eine Flut von Schmähungen gegen Napoleon aus und schwieg nicht eher, bis seine Stimme ihn im Stiche ließ. Dann saß er wieder mit seiner Geliebten

*) Einige Historiker behaupten, der bekannte portugiesische Tronprätendent Dom Miguel sei ein Sohn Lucians und der Königin Charlotte gewesen.

bestürzt und ratlos da, bis er endlich zu einem Entschlusse kam. Er ließ seine alten Zech- und Schmausbrüder zusammenrufen und seine Wagen bespannen. Dann fuhren alle, Madame Jouberteau natürlich dabei, nach Lucians Gute Duplessis-Chamand. Es war 11 Uhr Nachts, als man daselbst ankam. Lucian ließ dem Maire und dem Pfarrer des Ortes sagen, sie möchten sofort zu einer Trauung auf sein Schloß kommen. Der Maire war abwesend und das war gut für ihn. Der Pfarrer, der öfters den Maire vertrat, kam und erklärte sich arglos zur Vornahme der Trauung bereit. Man errichtete einen Altar und schaffte für den Pfarrer Ornat und Silbergerät herbei, worauf er sowohl den bürgerlichen als auch den kirchlichen Trauungsakt vollzog. Lucians Zechbrüder fungirten als Zeugen.

Schon am anderen Morgen erfuhr Napoleon, was geschehen war und seine Wut kannte keine Grenzen. Gegen Lucian selbst einzuschreiten bot sich ihm keine Handhabe; den ahnungslosen Pfarrer aber ließ er sofort durch ein Detachement Gensdarmerie verhaften und nach den Tuilerien bringen. Der arme Pfarrer hatte kaum den Audienzsaal betreten, als Napoleon erschien und ihn mit furchtbarer Stimme andonnerte: „Elender, Sie haben meinen Bruder getraut!“ Der Pfarrer fiel vor Schreck in Ohnmacht. Nachdem er wieder zu sich gekommen, stammelte er einige Entschuldigungen und sagte, daß er sich keiner strafbaren Handlung bewußt sei. Napoleon aber donnerte ihn von neuem an und drohte ihn bei seinem Bischof zu verklagen. „Entfernt euch, Elender,“ rief der erste Konsul, „und erwartet in eurer Wohnung die Folgen meines gerechten Zornes.“ Das Pfäfflein gab eiligst Fersengeld, doch geschah ihm weiter nichts.

Lucian kam gleich darauf mit „Madame Lucian“, wie man allgemein nunmehr Frau Jouberteau nannte, nach Paris zurück.

Von Frau Jouberteau hat ein Zeitgenosse eine Federzeichnung hinterlassen, die wir hier wiedergeben wollen:

„Mehr angenehm als hübsch zeichnet sich Madame Jouberteau durch ein lebhaftes Auge, weißen Teint, ziemlich schöne Formen und durch eines von den ausdrucksvollen Gesichtern aus, die mehr unterjochen als interessiren. Sie imponirt vielleicht mehr durch ihren Wuchs und ihre Manieren, als durch regelmäßige Züge, sie hat den Karakter von asiatischer Schönheit, der sich von der Freundlichkeit der französischen Gesichter, wie von dem Ernst der griechischen und römischen Physiognomien entfernt. Obgleich sie sich nicht übertrieben puzt, so weiß sie doch bei außerordentlichen Gelegenheiten mit Pracht zu erscheinen. Ihr von Natur heftiges und auffahrendes Wesen konnte sie nur durch Anstrengung und unaufhörliche Aufmerksamkeit auf sich selbst im Zaume halten, aber es nie ganz ablegen, denn häufige Aufwallungen, unfreundliches Anfahren und herrisches Benehmen verraten es noch. Seit ihrer Verheiratung mit Lucian zeigt sie sich als treue Gattin und vortreffliche Mutter, aber auch als eifersüchtige und neidische Stiefmutter. Sie schreibt mit Leichtigkeit und macht selbst einen leidlichen Vers.“

Das war die Frau, welche Lucian so sehr an sich fesselte, daß er ihretwegen Kronen ausschlug, und welche der gewaltige Schlachtenkaiser nicht besiegen konnte.

Sie war ehrgeizig und die Liebe war ihr offenbar nur Nebensache. Sie führte in ihrem Haushalt die Kasse selbst und war bei Bedienten und Kaufleuten sehr unbeliebt wegen ihrer Knauserigkeit. Es war kein Fehler, daß sie die Wäsche selbst nachsah, allein sie ließ sich von den Lieferanten über mehr, als sie bezahlte, quittiren. Für ihre erste Tochter legte sie sogleich einen reichen Brautschaz an, dagegen nahm sie den Töchtern Lucians von seiner ersten Frau die Edelsteine weg, die ihnen Napoleon geschenkt hatte, und trug sie selbst. Auch eine kleine aus massivem Gold gearbeitete Orgel, die Napoleon den Kindern geschenkt hatte und die als Kunstwerk berühmt war, nahm sie an sich. Der Haushofmeister Lucians nahm seine Entlassung, weil er sich mit Madame Lucian nicht vertragen konnte. Von den Kaufleuten soll sie Geschenke und Nadelgeld verlangt haben. Die Männer mit breiten Schultern sollen ihr am besten gefallen haben. Die Skandalchronik von Paris beschäftigte sich viel mit der auf so merkwürdige Weise emporgekommenen Frau, doch auf eine Art und Weise, die nicht hierher gehört.

Madame Lucian nährte selbstverständlich mit großem Eifer und mit noch größerer Kunst den Zwist zwischen Napoleon und ihrem Gatten, welch lezteren sie vollständig beherrscht zu haben scheint.

Beiden Brüdern war die republikanische Staatsform nur noch Nebensache; sie arbeiteten beide an der Herstellung einer neuen Dynastie. Napoleon hatte in Italien ein Königreich Etrurien geschaffen, das von 1801 bis 1807 bestand und das Gebiet von Toskana umfaßte. Dies von dem Oberhaupt einer Republik geschaffene Königreich stand erst unter der Herrschaft des Prinzen Ludwig von Parma, der im Mai 1803 starb, dann unter der Regentschaft seiner Gemahlin Maria Luise, einer Infantin von Spanien. Napoleon wünschte nun, sein Bruder Lucian solle die Königin von Etrurien heiraten, wozu nötig war, daß er Madame Jouberteau verstieß. Aber Lucian lehnte das Angebot rund ab und machte sich lustig über das neugebackene Königreich, dem er keinen Bestand zutraute, und über die Königin Maria Luise, die er als beschränkt und bigott bezeichnete.

„Wie,“ sagte Napoleon, „ich biete Ihnen eine Heirat mit einer spanischen Prinzessin und ein Königreich an, das ich vergrößern will, und Sie schlagen beides aus? Und für wen? Für eine Elende von zweifelhaftem Rufe, die Sie geheiratet haben?“

„Das mag alles richtig sein,“ entgegnete Lucian, „allein ich bin damit Ihrem Beispiel gefolgt, nur daß die von mir Erwählte jung und hübsch war.“

Das war eine boshafte Anspielung auf Napoleons Frau Josephine, die allerdings auch einen zweifelhaften Ruf — und wohl mit Recht — hatte. Ihr erster Mann hatte schon gegen sie auf Scheidung geklagt; später war sie Barras Geliebte gewesen. Sie war eine der Modedamen der korrumpirten Direktorialzeit und beiläufig sechs Jahre älter als Napoleon.

Dieser wurde durch die Anspielung Lucians tief getroffen.

„Meine Frau,“ sagte er wütend, „hat meine Beförderung und damit Ihr Glück gemacht; durch meine Taten habe ich meine Familie, die mir alles verdankt, in die Höhe gebracht. Ich will meine Brüder auf Trone sezen und Sie, der mich dabei unterstüzen sollte, Sie, den ich liebe, Sie finden nur Vergnügen daran, Torheiten zu begehen. Sie wollen sich mutwilliger Weise entehren, allein Sie kennen mich zu gut, um auf meine Zustimmung zu hoffen.“

Die Brüder trennten sich voll Mißmutes. Indessen war der Streit zwischen Josephinen und Lucian schon älteren Datums. Josephine, die ihrem ersten Mann, dem General Beauharnais, zwei Kinder geboren hatte*), blieb in ihrer zweiten Ehe kinderlos. Deshalb hatte Lucian schon im Jahr 1801 seinem Bruder Napoleon vorgeschlagen, sich von Josephine zu trennen und eine spanische Infantin, die sechszehnjährige Isabella, zu heiraten, um einen Erben zu erzielen. Allein Josephine wußte Napoleon davon abzuhalten, namentlich durch ihre Tochter Hortense, die troz ihres üblen Rufes immer ein Liebling Napoleons war. Damals erschien auch eine von Lucian verfaßte Schrift, betitelt: „Cromwell, Monk und Bonaparte,“ die sich für die Erblichkeit des Konsulats, also für die Monarchie aussprach. Im Sommer 1801 kam Josephine sehr aufgeregt in das Kabinet Bonapartes, sezte sich auf seinen Schoß und strich ihm schmeichelnd über das Haar. „Nicht wahr, Bonaparte,“ sprach sie, „du machst dich nicht zum König? Ich weiß, der häßliche Lucian drängt dich dazu. Bitte, höre doch nicht auf ihn!“ Aber Napoleon antwortete: „Du bist närrisch, meine arme Josephine. Deine alten Weiber aus dem Faubourg Saint Germain erzählen dir dies Märchen. Du langweilst mich damit; laß mich zufrieden.“

Man ersieht daraus und wird noch weiter ersehen, daß der

---

*) Eugen, der spätere Vizekönig von Italien und Herzog von Leuchtenberg, und Hortense, Königin von Holland und Mutter Napoleons III.

Prairiebrand. (Seite 461.)

Streit zwischen Napoleon und Lucian keineswegs darin seinen Ursprung hatte, daß Lucian von unbeugsamer republikanischer Gesinnung gewesen wäre. Wie hätte sonst Lucian so eifrig zum Staatsstreich vom 9. November 1799, durch den der eigentliche Umsturz der Republik bewirkt wurde, mithelfen und den ganzen Verrat einleiten können? Der ehrgeizige Lucian hielt sich für einen großen Staatsmann und glaubte sich mit Unrecht durch Napoleon verdunkelt. Er beneidete seinen Bruder um dessen Ruhm und Macht. Dieser Neid und der Einfluß der Madame Jouberteau bestimmten seine Haltung gegenüber Napoleon.

Die Aufreizungen der Madame Jouberteau brachten Lucian so weit, daß er eine Partei gegen seinen Bruder zu bilden begann. In seinem Hause durfte der Name Napoleon nicht ausgesprochen werden; einen seiner Sekretäre, welcher Napoleons Bild besaß, wollte Lucian entlassen. Auch seine Brüder Joseph und Jerome*) reizte Lucian gegen Napoleon auf. Endlich wurde Lucian von Napoleon, der ihn nicht verhaften lassen wollte, aus Frankreich verbannt. Im April 1804 schied Lucian von Paris und begab sich nach Mailand. Als er hörte, daß Napoleon sich in Mailand zum König von Italien krönen lassen wolle, verließ er auch diese Stadt und lebte teils in Rom, teils auf seinen Landgütern.

Zahlreiche Versuche seitens der anderen Familienmitglieder, die feindlichen Brüder zu versöhnen, waren vergebens. Napoleon verlangte immer als erste Bedingung die Scheidung Lucians von seiner Frau und darin gab Lucian nicht nach. Er schlug Trone aus und so veränderte sich die Gestalt der europäischen Reiche um der Frau Jouberteau willen. Der Oheim Lucians, der bekannte Kardinal Fesch, bot für Lucians ältesten Sohn das Herzogtum Parma an und wollte die Ehe mit Frau Jouberteau für ungültig erklären. Aber Lucian schlug alles ab; er befreundete sich mit dem Pabste und blieb Napoleons Feind. Auch die Vermittlungsversuche seines Bruders Joseph wies Lucian zurück.

Als 1807 Napoleon nach Italien kam, gelang es Joseph, eine Zusammenkunft zwischen den beiden feindlichen Brüdern in Mantua zustande zu bringen. Ein diplomatischer Agent hatte an Lucian geschrieben: „Lassen Sie Sich von Ihrer Frau scheiden, so steht Ihnen der Himmel offen und die Trone liegen zu Ihren Füßen." Lucian aber antwortete darauf: „Mein Herr, wir können uns nicht verstehen, Ihre Sprache ist mir unbekannt."

Allein so republikanisch sich Lucian in diesem Briefe geberdete — bei der Zusammenkunft mit Napoleon schienen ihm die Kronen schon etwas begehrenswerter zu sein. Napoleon verlangte immer wieder die Scheidung. „Ich kann davon nicht abstehen," sagte der Kaiser; „trennen Sie Sich wenigstens auf einige Zeit von Ihrer Frau und wir wollen sehen." — „Keine Stunde!" antwortete Lucian. Nun sprach Napoleon nicht mehr von Lucian selber, sondern von dessen Kindern. Er erbot sich, für seine zwei ältesten Töchter zu sorgen, welche ihm Christine Boyer geboren hatte. Die älteste Tochter Charlotte bestimmte er zur Gemahlin des Prinzen von Asturien. Wenn Lucian wirklich Republikaner gewesen wäre, so würde er auch diesen Vorschlag gleich anfangs zurückgewiesen haben. Er tat es aber erst später, als wieder die Scheidung verlangt wurde.

Als diese Abmachung in die Oeffentlichkeit drang, glaubte man, Lucian solle König von Italien werden. Das war ein Irrtum. Napoleons Abneigung gegen Lucian war mit der Zeit so gestiegen, daß die Schwester Elise Lucian nicht mehr bei Tage zu empfangen wagte. Aber der Prinz von Asturien, der nachmalige König Ferdinand VII., hielt in der Tat 1807 bei Napoleon brieflich um die Hand der ältesten Tochter Lucians an, allein der Brief ward aufgefangen und der Prinz verhaftet. In Spanien entstand ein Aufruhr, infolge dessen der König von Spanien abdankte. Er schrieb an Napoleon, daß die Abdankung erzwungen sei, worauf Napoleon dem Prinzen von Asturien dem Tron entsagen ließ. So kam die Heirat nicht zustande, wozu Lucian und Madame Jouberteau bedeutend mitwirkten. Man sprach davon, Frau Jouberteau solle ein Herzogtum erhalten, wenn sie sich scheiden ließe. Letzteres ist sehr unwahrscheinlich. Auch für die Heirat von Lucians Tochter mit dem spanischen Kronprinzen stellte Napoleon die Bedingung der Scheidung von Frau Jouberteau. Letztere wußte Lucian abermals gegen Napoleon einzunehmen, so daß er plötzlich alles abwies und an Napoleon schrieb: „Ich werde nie zugeben, daß meine Kinder Ihrer Politik aufgeopfert werden." Könnte man dies Wort für aufrichtig halten, so würde es Lucian viel Ehre machen. Aber er war zuvor auf das Heiratsprojekt eingegangen, ohne es gleich abzuweisen. So verhinderte Frau Jouberteau die spanische Heirat, welche wahrscheinlich der ganzen spanischen Politik Napoleons eine andere Wendung gegeben hätte. Die ehemalige Frau des Wechselagenten hatte in der Tat viel Einfluß auf die politische Gestaltung Europas.

*) Jerome, der bekannte König von Westfalen („Morgen wieder lustick!") war mit einer Amerikanerin Namens Patterson verheiratet, von der er sich auf Napoleons Andrängen scheiden ließ, um eine württembergische Prinzessin zu heiraten.

Auf dem Gute Canino, das Lucian 1808 erworben — 1814 ernannte ihn der Pabst zum Fürsten vom Canino — beschäftigte er sich mit Jagd, Ackerbau, Intriguen und mit literarischen Arbeiten. Seine Heldengedichte und Romane fanden keinen Anklang; interessant dagegen sind seine Memoiren (es gibt von ihm auch geheime Memoiren), denen wir Verschiedenes zu diesem Aufsatz entnommen haben. Zu Canino erhielt er von neuem die Aufforderung, seine älteste Tochter an den Hof Napoleons zu schicken, und diesmal tat er es auch. Man sprach in ganz Europa davon, daß Napoleon, der sich eben von Josephinen hatte scheiden lassen, selbst Lucians Tochter heiraten wolle. Seine Werbung um die österreichische Prinzessin Marie Louise machte diesen Gerüchten ein Ende.

Charlotte, die Tochter Lucians, die erst 1796 geboren, also vierzehn Jahre alt war, wurde von Napoleon gut aufgenommen. Aber Madame Lucian hatte hier die Hand im Spiel. Ehe das junge Mädchen abreiste, legte sie ihm die „heilige Pflicht" auf, alles, was sie am Hofe sehen und hören würde, gewissenhaft an sie (die Jouberteau) zu berichten. Die junge Dame führte denn auch verständnisinnig eine Art von Tagebuch, das sie gewissenhaft von Zeit zu Zeit nach Hause sandte. Allein sie hatte nicht an die Brieferbrecher Napoleons gedacht, welche es dem Kaiser ermöglichten, die ganze geheime Korrespondenz des jungen Mädchens zu überwachen. Er amüsirte sich, wenn er die Bemerkungen der Briefschreiberin über die leichtfertigen Abenteuer seiner Schwestern und ihrer Hofdamen las; als er aber sich selbst in den Briefen verspottet sah, geriet er in Zorn. Er sprach über diese Sache mit seiner jüngsten Schwester, der Königin von Neapel, der Gemahlin Murats, und diese sagte: „Der Madame Lucian werde ich es nie verzeihen, daß sie ihre Kinder nicht besser erzieht. Diese Frau hasse ich aufs Aeußerste, denn sie ist an dem Zwist in unserer Familie schuld." Uebrigens war die Königin von Neapel auch keine musterhafte Gattin.

Napoleon blieb indessen doch dabei, die Tochter Lucians zu versorgen und so machte er den Vorschlag, sie mit dem damaligen Großherzog von Würzburg, Ferdinand von Toskana, zu verheiraten. Das war Lucian offenbar ein zu geringes Angebot für seine Tochter, für die er den spanischen Königstron ausgeschlagen hatte; er schrieb an Napoleon: „Wenn Sie meine Tochter nicht schicken, so werde ich sie, trozdem ich geächtet bin, selbst aus den Tuilerien holen!" — Napoleon befahl Charlotten,*) binnen vierundzwanzig Stunden Paris zu verlassen. Da wurde bekannt, daß Lucian sich auch beim preußischen Gesandten in Rom heftig gegen Napoleon ausgesprochen habe, und es langte ein Brief von ihm bei Napoleon an, worin es hieß: „Ich weiß recht gut, daß Ihre Wut imstande ist, Sie dahin zu bringen, einen Brudermord zu begehen."

*) Diese Charlotte, zweimal und zwar zuletzt mit einem Arzt verheiratet, starb 1865 in Rom. Lucians zweite Tochter von der Boyer, erst mit einem Schweden, dann mit einem Engländer vermählt, starb 1847. Die Kinder Lucians waren insofern glücklich, als sie, da sie keine Kronen trugen, bei Napoleons Sturz auch keine zu verlieren hatten.

Jetzt fürchtete man, daß der aufs Aeußerste gereizte Napoleon keine Schonung gegen Lucian mehr kennen werde. Lucian flüchtete aus Italien, wobei ihm König Murat von Neapel behilflich gewesen sein soll. Man sagt, Murat habe dafür an Napoleon eine Strafe von zehn millionen Francs zahlen müssen.

Lucian wollte sich mit seiner Familie in Nordamerika niederlassen, er fiel aber englischen Kreuzern in die Hände, die ihn nach Malta brachten, worauf man ihn in England internirte. Seine englischen Pässe wurden nicht beachtet; er mußte unter Aufsicht eines englischen Offiziers in der Nähe von London leben. Dort machte er wieder Verse, die keine Anerkennung fanden.

Dem ersten Sturze Napoleons sah Lucian ruhig zu. Aber 1814, als Napoleon sich auf Elba befand, wurde eine Aussöhnung angebahnt durch Pauline Borghese, welche die Lieblingsschwester Napoleons war. Diesmal mußte Napoleon die Madame Jouberteau mit in den Kauf nehmen; sie hatte ihren Willen durchgesezt. Lucian kehrte nach Rom zurück und ward 1815, als Napoleon von Elba entflohen war, nach Paris berufen. Er schlug nun die Würden nicht mehr aus, die Napoleon ihm anbot. Nur konnte ihm Napoleon keine Königreiche mehr anbieten. Während der hundert Tage (bis zum zweiten Sturze Napoleons) war Lucian Pair von Frankreich, kaiserlicher Prinz, sowie Mitglied der Regierungskommission, welche Napoleon einsetzte, bevor er ins Feld rückte. Napoleon ward bei Waterloo geschlagen und als er nach Paris zurückkam, fand er wenig Freunde, fast lauter Feinde. Der gewohnte Erfolg fehlte. Lucian suchte ihn zu einem Staatsstreiche zu bewegen; er schlug ihm vor, die widerspenstige Kammer zu sprengen und eine Diktatur zu übernehmen. Aber Napoleons Energie war gebrochen. „Was wollen Sie?“ sagte Lucian zu einem General, der über Napoleons Unentschlossenheit bestürzt war, „der Pulverdampf von Mont Saint-Jean (Waterloo) hat ihm den Kopf verdreht. Er ist ein verlorener Mensch.“ So urteilte Lucian zulezt über Napoleon.

Darauf verlas Lucian in der Kammer die von ihm entworfene Abdankungsakte des Kaisers Er wollte die Proklamation des unmündigen Napoleon II. zum Kaiser bewirken und hoffte dadurch für sich die Regentschaft zu erhalten. Aber man rief ihm zu, er als Korse habe kein Recht, Frankreich einen Souverain aufzudrängen. Man sezte eine provisorische Regierung ein und der Sturz Napoleons war zum zweitenmale besiegelt.

Lucian ging wieder nach Rom. Er ward vom österreichischen General Bubna gefangen genommen und auf die Zitadelle von Turin gebracht. Er berief sich darauf, daß er sich fortwährend den Plänen seines Bruders widersezt habe, auf welch unedle Art sich kein anderes Mitglied der Familie Bonaparte aus der Schlinge gezogen hat. Der Pabst erwirkte Lucians Freilassung, worauf er als Fürst von Canino unangefochten im Kirchenstaat lebte, den er jedoch erst nach 1830 wieder verlassen durfte. Er starb 29. Juni 1840 in Viterbo bei Rom.

Bei genauer Erwägung der angeführten Tatsachen kommt man zu der Ansicht, daß sich Lucian seinem Bruder Napoleon nicht auf Grund einer politischen Ueberzeugung, sondern aus Neid und Mißgunst einerseits, unter dem Einflusse seiner Frau andererseits widersezt hat. Sein Betragen gegen Napoleon war noch weniger edel, als das Napoleons gegen ihn.

Frau Jouberteau lebte als Wittwe in den vierziger Jahren in Paris, wo viele literarische Berühmtheiten in ihren Salons verkehrten; sie spielte die geistreiche Dame. Später zog sie wieder nach Rom und starb in Surigaglia 12. Juli 1855.

Sie hat Lucian fünf Söhne und vier Töchter geboren. Enkel von ihr leben noch eine ganze Anzahl. Ihren ältesten Sohn haben wir schon erwähnt. Ein Sohn von Lucian und der Jouberteau war auch jener berüchtigte Peter Bonaparte, genannt „Mordpeter“, der Viktor Noir erschoß und dadurch ganz Frankreich in Entrüstung versezte. Enkelinnen von ihr sind u. a. die bekannte Madame Rattazi und Adele Wyse-Bonaparte, die Frau des Garibaldischen Generals Türr. Die jüngste Tochter Lucians, Konstanze, 1823 geboren, ist Abtissin des Klosters zum Heil. Herzen in Rom.

So ist die einstige Puzmacherin, von der einst das Zustandekommen von Königreichen abhing, die Stammmutter einer Anzahl von sonst nicht sympatischen, aber begüterten und politisch oft einflußreichen Familien geworden. Und das alles, weil sie der Wechselagent Jouberteau eines Abends vom Ball nach Hause begleitet hatte.

Der Alchemist.

(Schluß.)

Die Tatsache, daß so hochbedeutende Männer, wie die im vorigen Abschnitt aufgeführten, Alchemisten waren, und daß der Glaube an den Stein der Weisen troz des für uns selbstverständlichen, tausendfältigen Mißerfolges auch bei den emsigsten und geistvollsten Bemühungen sich durch viele Jahrhunderte in ungelehrten und gelehrten Kreisen erhielt, ist jedoch keineswegs allein der Aristotelischen Teorie von der Wesensgleichheit aller Materie und den aus ihr erwachsenen wissenschaftlichen Anschauungen zuzuschreiben. Vielerlei kam hinzu, welches nicht, wie Unkundige und oberflächliche Beurteiler wohl eher annehmen möchten, das hartnäckige Festhalten an dem Glauben, daß aus unedlen Metallen Gold gemacht werden könnte, verwunderlich, sondern umgekehrt die Emanzipation von diesem Glauben, das Aufgeben der alchemistischen Arbeiten als sehr schwer angängig erscheinen läßt.

Sollte man nicht an die Möglichkeit, Gold zu machen, glauben, wenn es gelang, Metalllegirungen darzustellen, welche in verschiedenen Eigenschaften, hauptsächlich in der Farbe, dem echten Gold und Silber glichen? Zumal in einer Zeit, in welcher man die Metalle auf ihre wesentlichen Eigenschaften noch nicht ausreichend zu prüfen verstand!?

Hierauf sind die angeblich positiven Erfolge der Goldmacher, die Erfolge, an welche zumteil sie selbst glaubten, jedenfalls hauptsächlich zurückzuführen. Das Gold, welches — wie wir im vorigen Abschnitt sahen — Lullus in der kolossalen Quantität von 50 000 Pfd. für den König von England hergestellt haben und woraus die ersten Rosenobels geprägt worden sein sollen, ist — wenn das ganze Faktum nicht eine leere Erfindung ist — zweifelsohne von solcher Beschaffenheit gewesen.

Wie man derartiges Gold fertig brächte, war natürlich nicht allzuschwer herauszubringen: man nahm Kupfer, schmolz es mit Arsenik zusammen und Silber war fertig, oder mit Zink, und Gold glänzte aus dem Tiegel hervor, denn Zink gibt dem Kupfer eine goldgelbe, Arsenik eine silberweiße Farbe.

Der heilige Thomas von Aquino (1224—74) wußte auch ein ganz fürtreffliches Rezept, Kupfer in Silber zu verwandeln, — er ließ es mit Arsenik weiß färben und die Hälfte seines Gewichts an echtem Silber dazu tun, — wer konnte nun noch bestreiten, daß er in der Legirung wahrhaftiges Silber vor sich habe?

Als nun die chemischen Kenntnisse soweit zugenommen hatten, daß man gold- und silberfarbige Legirungen von lauterem Gold und Silber unterscheiden konnte, wie das bereits zur Zeit Albert des Großen einzutreten begann, so fanden die Alchemisten Beweise für die das Gold ermöglichenden Metallverwandtschaften „in anderen Tatsachen, die vollkommen richtig waren, aber auch wieder von ihnen falsch ausgelegt wurden. Die Scheidekunst stand in den ersten Zeiten der Alchemie und noch bis zu 1600 auf einer sehr niedrigen Stufe; kleine Mengen eines Metalls in Erzen nachzuweisen, war der Mehrzahl der Chemiker unmöglich; daß ein Metall in einer salzartigen Verbindung, in einer Form, die auf keinen Metallgehalt schließen läßt, schon

ganz gebildet seiner Natur nach enthalten sei, wurde erst im Anfang des 17. Jahrhunderts genauer erkannt. Darauf gründete sich nun eine Menge von Beweisen für die angeblich künstliche Hervorbringung von Metallen. Geber erzählt schon, daß der Sand gewisser Flüsse die Eigenschaft habe, Kupfer in Gold zu verwandeln; kleine Kupferstücke, der Einwirkung dieses Sandes, des fließenden Wassers und der Sonne ausgesezt, verwandelten sich in Gold. Die wahre Sache ist hier augenscheinlich, daß sich das Kupfer dabei oxydirt und seinen Metallglanz verliert; der im Flußsand enthaltene Goldstaub aber durch das wiederholte Waschen (Schlämmen) sichtbar wird. — In dem blauen Vitriole vermuteten nur wenige Chemiker bis zu 1600 einen Gehalt an Kupfer, und von dem 15. Jahrhundert an finden wir die Fällung des Kupfers aus einer Vitriollösung durch metallisches Eisen als einen Beweis für die Verwandlung des Eisens in Kupfer aufgeführt. — — Endlich gab man noch viele Prozesse an, wodurch jeder sich selbst von der Möglichkeit, unedle Metalle in edle zu verwandeln, überzeugen konnte; es beruhten diese darauf, daß Substanzen mit in Arbeit genommen wurden, die immer oder meist einen kleinen, nicht leicht wahrnehmbaren Gehalt an edlen Metallen haben. — — Beispiele, wo Unwissenheit in der analytischen Chemie zur Stüze alchemistischer Ansichten wurde, gab es bis in die neueste Zeit. Der berühmte französische Chemiker Hoimberg glaubte 1709 Silber, das von allem Gold gereinigt war, in Gold umwandeln zu können, indem er es mit Spießglanz schmolz; das aus dieser Behandlung erhaltene Silber zeigte immer einen deutlichen, wenn auch kleinen, Goldgehalt. Viele Chemiker wiederholten diese Versuche mit gleichem Erfolg, bis endlich entdeckt wurde, daß fast aller natürlich vorkommende Spießglanz einen geringen Gehalt an Gold hat, welches sich dann bei der chemischen Behandlung mit dem Silber vereinigte. Noch 1783 kam ein ähnlicher Fall vor. Ein Apoteker Cappel zu Kopenhagen gab an, daß durch Behandlung von chemisch reinem Silber mit Arsenik dieses teilweise in Gold verwandelt werde. Unter den Chemikern, welche die Sache bestätigt fanden, nenne ich hier nur den berühmten Guyten de Mormeau, welcher 1786 sich gleichfalls für die Richtigkeit der Angabe aussprach. Die Alchemisten jubelten ob ihres Siegs, denn zu dieser Zeit wurde die Möglichkeit ihrer Kunst schon sehr bezweifelt, aber die Freude hatte bald ein Ende, als der österreichische Bergrat von Born 1787 fand, daß man bei Anwendung von salzburger Arsenik, der damals im Handel vorzugsweise verbreitet war, allerdings güldisches Silber erhält, aber nicht mit böhmischem Arsenik: aus dem Grunde, weil in dem lezteren nicht wie in dem ersteren ein kleiner Goldgehalt verborgen ist*)."

Auch an historischen Beweisen für die Wahrheit der Alchemie fehlte es nicht. Noch aus dem 17. und 18. Jahrhundert berichten berühmte und als zweifellos gewissenhaft anzusehende Männer der Wissenschaft von der Verwandlung größerer Mengen unedler Metalle in lauteres Gold, welche unter ihrer eigenen Kontrole oder von ihnen selbst ausgeführt worden ist, — und zwar durchweg solche Männer, denen man ebensowenig die Fähigkeit, echtes Gold von unechtem zu unterscheiden, bestreiten kann, als man ihren Karakter und ihre Glaubwürdigkeit anzuzweifeln ein Recht hat.

Solche Zeugnisse sind Tatsachen, wie sie in der Geschichte der Wissenschaften öfter vorgekommen sind und erst in allerneuester Zeit wieder bei der wissenschaftlichen Untersuchung sogenannter spiritistischer Phänomene zutage getreten sind, — Tatsachen, denen gegenüber, wie Kopp völlig zutreffend sagt, „es einem fast ebenso schwer wird, die Möglichkeit einer Täuschung anzunehmen, als an die Wahrheit der Sache selbst zu glauben."

Eine der interessantesten und bestbeglaubigten Geschichten von gelungener Goldmacherei möge hier nach Kopp**) Plaz finden.

„Dr. Helvetius war um die Mitte des 17. Jahrhunderts Leibarzt des Prinzen von Oranien, ein gelehrter Mediziner, der in hohem Rufe der Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit stand. Er glaubte nicht an die alchemistischen Künste und zeigte sich in mehreren Schriften als ihr bitterer Widersacher. Plözlich trat er 1667 als der eifrigste Verteidiger derselben auf, wie er erzählt auf folgende Art überzeugt.

Ihn besuchte 1666 in seiner Wohnung im Haag ein Fremder, der ein Gespräch über die Alchemie und den Stein der Weisen mit ihm anknüpfte. Helvetius sprach seine Zweifel aus; der Fremde suchte ihn zu widerlegen, und um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben, zeigte er ihm die fragliche Substanz. Helvetius betrachtete sich die Sache genau; wie er den Stein in Händen hatte, suchte er mit dem Nagel seine Härte zu erproben, und siehe, es gelang ihm, ein Stückchen davon abzulösen. Er bat den Fremden sehr, ihm eine Metallverwandlung zu zeigen; dieser lehnte die Bitte ab, mit dem Versprechen, in drei Wochen wiederzukommen und es dann zu tun. Als der Fremde fort war, versuchte Helvetius mit der kleinen Menge des Steins, die ihm an dem Nagel hängen geblieben war, einen Versuch zu machen; er warf es auf schmelzendes Blei, aber ohne allen Erfolg.

Nach drei Wochen kam der Fremde wieder, und da gestand ihm Helvetius die Entwendung und die Fruchtlosigkeit des Versuchs. Der Fremde meinte, Helvetius habe besser zu stehlen als Gebrauch davon zu machen gewußt, und schob die Schuld darauf, daß er nicht die Substanz in Wachs gehüllt auf das Metall geworfen habe, um sie vor den Dämpfen des Bleis zu schüzen. Nach vielem Bitten gab er dem Arzte ein Stückchen Stein, von der Größe eines Rübsamenkorns; Helvetius meinte, es sei dies zu wenig, um einen Versuch machen zu können, aber der Fremde meinte seinerseits nun, es sei noch zu viel, teilte die Gabe und ließ dem Arzt die Hälfte zurück. Er entfernte sich mit dem Versprechen, des andern Tags wiederkommen zu wollen und bei dem Versuche gegenwärtig zu sein.

Er kehrte indes nicht wieder. Als der Abend kam, konnte Frau Helvetius, welcher ihr Mann die Sache erzählt hatte, ihre Ungeduld nicht länger bezähmen. Sie drang in ihn, einen Versuch zu machen. In Gegenwart seiner Frau und seines Sohnes schmolz Helvetius nun 6 Drachmen Blei, warf den Stein, in Wachs gehüllt, darauf, ließ noch eine Viertelstunde schmelzen und goß dann das Metall aus. Es war das reinste Gold; der Münzwardein im Haag und mehrere Goldarbeiter prüften es — es verhielt sich nicht anders.

Helvetius machte diesen Vorfall 1667 in einer eigenen Schrift bekannt, welche den Titel hat: Vitulus aureus, quem mundus adorat et orat. Noch vor der Herausgabe dieses Buches indes bekümmerten sich viele um diese Transmutation; interessant ist namentlich der Anteil, welchen der berühmte Benedikt Spinoza daran genommen hat. Dieser, der sonst nicht zu den Leichtgläubigen gehörte, erkundigte sich genau nach allen Umständen und sprach brieflich seine Ueberzeugung aus, „daß auch für ihn dieser Vorfall vollkommen überzeugend sei."

Münzen wurden übrigens nicht allein in England aus alchemistisch hergestelltem Golde geprägt. Der Alchemist Caspar Harbach machte für den König Christian IV. von Dänemark Gold, woraus 1647 dänische Dukaten geschlagen wurden. 1648 überließ ein gewisser Richthausen dem Kaiser Ferdinand III. ein Gran eines roten Pulvers, mit Hilfe dessen der Oberbergmeister Graf von Ruß 2½ Pfund Quecksilber in Feingold verwandelte. 1675 machte der Augustinermönch Wenzel Seyler für Kaiser Leopold I. aus Zinn Gold, woraus der Kaiser Dukaten schlagen ließ. 1717 wurde dem sich selbst eifrigst aber erfolglos mit Alchemie beschäftigenden Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt von einem Unbekannten eine Probe von roter und weißer Tinktur überschickt mit der Anweisung, wie sie zum Gold- und Silbermachen zu gebrauchen seien; beigefügt war der jedenfalls wohlgemeinte Rat, der Landgraf möge die eigenen Bemühungen, den Stein der Weisen zu finden, einstellen. Der Landgraf wandte die Tinkturen schleunigst zur Bearbeitung von Blei an und erhielt Gold und Silber, aus

*) Kopp, Geschichte der Chemie, II. Band. Abteilung: Spezielle Geschichte der Alchemie, S. 166 ff.

**) Ebenda S. 169 ff.

dem er Dukaten und die hessischen Speziestaler vom Jahre 1717 prägen ließ.

Bei einzelnen dieser der Alchemie verdankten Münzen stellte sich die Unechtheit des Materials später heraus, so bei den aus Wenzel Seylers Zinngold gemachten Dukaten; die hessischen Dukaten und Speziestaler von 1717 aber bewährten sich als echt.

Waren nun die meisten Aerzte und Chemiker der vergangenen Jahrhunderte von der Wahrheit der Alchemie überzeugt, so waren es nicht minder die Juristen. Vielfache Streitigkeiten vor den Gerichten darüber, ob das alchemistisch hergestellte Gold, wenn es durch die Probirkunst von dem natürlichen nicht unterschieden werden konnte, dem natürlichen gleichwert geachtet werden solle, zeugen dafür, weil sie in der Regel zu Gunsten des alchemistischen Goldes entschieden wurden.

1668 verlieh die Ratskanzlei zu Breslau dem Schneidermeister Christoph Kirchhof zu Laubau in der Oberlausiz einen Wappenbrief mit einer silbernen Bulle zu seiner Legitimation und als Belohnung dafür, daß er nicht allein denjenigen Lapillum oder „Stein an das Licht gebracht, sondern auch noch dazu vermittelst göttlicher Hülfe und scharfes Nachsinnen, vornehmlich aber durch sein stetiges und unverdrossenes Laboriren den Spiritum universalem von sich selbst erfunden."

Aber der Stein der Weisen wurde von den Juristen nicht allein als existirend und bereits öfter gefunden behandelt, sondern man kam sogar zuweilen auf den Gedanken, daß es ein Verbrechen sei, an seiner Existenz zu zweifeln. So entwickelte ein Oesterreicher, J. P. v. Rain, im Jahre 1680, „daß die Zweifler an der Existenz des Steins der Weisen sich des Verbrechens der Majestätsbeleidigung schuldig machen; weil nämlich mehrere Kaiser selbst die eifrigsten Alchemisten waren."

Auch die leipziger Juristen haben sich wiederholt zu der Ueberzeugung von der Existenz des Steins der Weisen bekannt. „Im Jahre 1580 fällten sie ein Urteil gegen David Beuther, Leibalchemisten des Kurfürsten von Sachsen. Dieser sollte zufällig in den Besiz einiger Beschreibungen gekommen sein, wie Metallverwandlungen anzustellen seien, und die Ausarbeitung derselben mit Hülfe einiger Anderer versucht haben, welchen er eidlich zusagte, nach Entdeckung des Geheimnisses es ihnen mitzuteilen. Er habe aber nicht Wort gehalten, wohl aber seines Dienstes beim Kurfürsten nur nachlässig gewartet. Das leipziger Urteil besagte, Beuther sei der Kenntnis des Steins der Weisen für überwiesen zu erachten; er solle darum peinlich befragt werden, wegen seiner Untreue gegen den Kurfürsten sei er zur Staupe zu schlagen, wegen seines Meineides gegen seine Genossen habe er zwei Finger zu verlieren, und schließlich sei er zum Wohl des Landes, damit das Geheimnis nicht andern Potentaten bekannt werde, gefangen zu halten. — Noch im Jahre 1725 gab dieselbe Juristenfakultät ein Gutachten ab, wobei es sich um Silber, das in Gold verwandelt worden war, handelte. Die Gräfin Anna Sophie von Erbach hatte auf ihrem Schloß Frankenstein einem als Wilddieb verfolgten Flüchtling Schuz gewährt; zum Dank verwandelte dieser, welcher ein Adept war (Adepten nannte man die Alchemisten, von denen man überzeugt war, daß sie im Besiz des Steines der Weisen wären) der Gräfin sämmtliches Silbergeschirr in Gold. Ihr Gemahl, Graf Friedrich Karl, nahm davon die Hälfte in Anspruch, weil der Zuwachs des Wertes auf seinem Gebiete und in der Ehe erworben worden sei. Die leipziger Rechtsgelehrten gaben ihm unrecht: weil das streitige Objekt vor der Verwandlung als Eigentum der Gräfin anerkannt worden sei, müsse es auch nach der Verwandlung ihr Eigentum bleiben*)."

Bei dem Stein der Weisen hieß es zumeist: glaubet, so wird ihm geholfen — ihm, dem Besizer des Steins nämlich. Gold hatten sie meist wie Heu, denn wenn sie es sich wirklich auch nicht selbst machten, so schleppten es ihnen die Gläubigen in Haufen zu.

So erbaute der französische Adept Nikolaus Flamel gegen Ende des 14. Jahrhunderts von seinem irgendwie alchemistisch zusammengeschlagenen Gelde nicht weniger als vierzehn Hospitäler und drei Kapellen, während er außerdem sieben Kirchen gründlich renoviren ließ.

Der englische Alchemist Georg Ripley griff den 1460 von den Türken hart bedrängten Johannitern mit dem artigen Sümmchen von 100 000 Pfd. — nach einigen Pfd. Sterling, nach andern sogar Pfd. Gold unter die Arme, und um 1500 soll sogar ein anderer französischer Adept, Hieronymus Crinot, sein auf alchemistischem Wege ins Unendliche vermehrte Vermögen zur Stiftung von 1300 Kirchen aufgewendet haben.

Der deutsche Kaiser Rudolph II. starb 1620; in seinem Nachlaß fand man 84 Zentner Gold und 60 Zentner Silber, die er, der ein eifriger Alchemist war, auch mit Hilfe der hermetischen Kunst sich selbst gemacht haben sollte.

Dasselbe sagte man dem Kürfürsten August I. von Sachsen nach, der 1586 siebzehn millionen Reichstaler hinterließ.

Im Laufe der Jahrhunderte steigerte sich die Kraft des Steins der Weisen bedeutend. Lange Zeit gaben die Alchemisten an, daß bei der Verwandlung das spezifisch leichtere unedle Metall sich zusammenziehe und so ein geringeres Volumen Gold ergebe. Aus dem 18. Jahrhundert dagegen sind uns Beispiele aufbewahrt, bei denen eine Gewichtszunahme durch die Transmutation stattfand, so, daß z. B. ein Gran des Steins der Weisen aus drei Lot Silber fünf Lot Gold machte.

Eine völlig unaufgeklärte Geschichte dieser Art ist die des Apotekers Reussing, der in der Offizin des Frankeschen Waisenhauses in Halle a/S. angestellt war und tüchtige chemische Kenntnisse besessen haben soll. Ein Fremder soll ihm 1750 einige winzige Stäubchen eines grauen Pulvers geschenkt haben, die er ihm auf schmelzendes Silber zu werfen anriet. Reussing folgte dem Rate und erhielt in dem Laboratorium der Waisenhausapoteke aus $2^1/_2$ Lot Silber 3 Lot reines Gold. Diese Geschichte erzählte 1774 als vollkommen bestätigt der naturwissenschaftlich trefflich gebildete hallische Berg- und Salinendirektor, Kriegs- und Domänenrat Dr. v. Leysser, welcher ein Schwiegersohn Reussings war.

Aber — wie wir bereits im ersten Abschnitt angeführt haben — der Stein der Weisen war auch eine Panacee des Lebens, d. h. er vermochte auf den menschlichen Körper stärkend, heilend und verjüngend einzuwirken; dieses glaubte man seit dem 8. Jahrhundert erkannt zu haben.

Vielleicht ging dieser Wahn aus einem Mißverständnis hervor.

In den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt glaubte man in dem Stein der Weisen das Mittel ehren zu müssen, das, was man heut die soziale Frage nennt, zu lösen. So schrieb der um 400 n. Chr. lebende alexandrinische Gelehrte Synesius: „Verfährst du richtig nach meiner Vorschrift, so wirst du glücklich sein und die böse Krankheit, die Armut, heilen."

Auch die Araber vom 8. Jahrhundert sprachen vom Heilen durch die hermetische Kunst, sie jedoch bezogen es auf die unedlen Metalle, die sie krank nannten und gesund, d. h. edel machen wollten.

Bei den christlichen Alchemisten des 13. Jahrhunderts findet sich nun die Fähigkeit des Steines der Weisen zu „heilen" auf die menschlichen Krankheiten ausgedehnt.

Raymund Lullus will selber in hohem Alter wieder jung und frisch geworden sein durch seine alchemistischen Künste.

Desgleichen noch viele andere. Der oben erwähnte Basilius Valentinus schreibt: „Keine Armut wird der Besizer des Steins der Weisen spüren; keine Krankheit wird ihn rühren und kein Gebreste ihm schaden, bis zu der gesezten Zeit des Todes, bis zu der lezten Stunde, so ihm von seinem Himmelskönige gesezt ist."

Wahrscheinlich ist, daß die Alchemisten bei der Bereitung ihrer Pülverchen und Tinkturen gelegentlich auch ein Schnäpschen zusammenbrachten, das sie gewissenhaft kosteten und dessen, wenigstens auf einige Zeit, merkwürdig belebende und restaurirende Fähigkeit sie inbezug auf das Resultat ihrer alchemistischen Bemühungen zu ungemessenen Hoffnungen und Uebertreibungen anstachelte.

*) Kolb, ebenda 172, 73.

Hatte sich nun erst einmal ein berühmter Alchemist die wunderbare Stärkungs- und Heilkraft der großen Panacee eingeredet und davon geschrieben, so stand sie fest für die Jahrhunderte, da niemand, der nicht sofort alle seine Geltung als Adept einbüßen wollte, dagegen auftreten konnte. Dazu kam, daß die frommgläubigen Christen des Mittelalters die Wundergeschichten der Bibel von dem langen Leben der Erzväter u. s. w. doch absolut nicht bezweifeln durften, aber gar zu gerne erklärt hätten, — was konnten sie daher besseres tun, als an ein Universallebensverlängerungsmittel zu glauben, das der allgütige Christengott jedenfalls nicht nur für die Juden des alten Testamentes geschaffen haben konnte.

Erklärlicherweise gab es auch sofort Leute, die versicherten und es vielleicht schließlich selbst glaubten, es mit Hülfe der Panacee zu einem mächtigen Alter gebracht zu haben.

So der lateinische Alchemist Orteghius im 12. Jahrhundert, der sich die etwas unbescheidene Zahl von 1000 Lebensjahren beilegte.

Der noch 1700 in der Nähe von Trient als Einsiedler lebende Reichsgraf von Trautmannsdorf war viel bescheidener; er behauptete 1462 geboren, also noch nicht ganz 240 Jahre alt zu sein.

400 Jahre alt soll der 1724 gestorbene Venetianer Friederikus Gualdus geworden und 350 Jahre behauptete der sich Graf St. Germain nennende, von 1770—1795 von sich reden machende Abenteurer alt zu sein.

Damit war es aber mit der wunderbaren Kraft des Steins der Weisen immer noch nicht genug, auch klug, weise, edel, fromm sollte er machen, — nicht nur Armut und Tod, sondern selbst Teufel und Hölle besiegen.

Troz alledem ist der kritische Sinn des Menschengeschlechtes so weit rege gewesen, daß ungeachtet der mächtigen Bollwerke, welche die Alchemie umgaben, und ungeachtet ihrer weiten Verbreitung schon jahrhundertelang Zweifel an ihr rege und Kampf wider sie geführt wurde.

Vornehmlich mögen es die handgreiflichsten Betrügereien gewesen sein, welche den alchemistischen Aberglauben in für die Betroffenen allzufühlbarer Weise ausbeuteten und dadurch erschütterten.

Alchemisten, welche Kunstreisen machten und Vorstellungen gaben, praktizirten allerlei Goldpräparate heimlich in das schmelzende unedle Metall, unter anderem dadurch, daß sie einen hohlen mit Goldkörnern gefüllten und mit Wachs verschlossenen Stab, der gewissermaßen ihren Zauberstab darstellte, in die schmelzende Metallmasse tauchten. Dabei schmolz natürlich das Wachs und das Gold kam in den Schmelztiegel, wo es nun als Beweis für die Richtigkeit alchemistischer Ansichten aufgewiesen wurde, umsomehr als man durch anhaltende Glühhitze das Blei verbrannte oder das Quecksilber zur Verflüchtigung brachte und das Gold allein übrig behielt.

Solche und ähnliche Betrügereien konnten nicht immer verborgen bleiben und mußten die Alchemie überhaupt kompromittiren. Daher kam es, daß schon im 14. Jahrhundert geistliche und weltliche Herrscher wider die alchemistischen Bemühungen durch Edikte einzuschreiten suchten, aber da stets mehr hohe geistliche und weltliche Würdenträger für die Alchemie eingenommen waren als dagegen, so geschah das mit sehr wenig Erfolg.

Im Anfang des 16. Jahrhunderts erklärte sich der berühmte Arzt und Naturwissenschafter Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim wiederholt gegen die Alchemie und nennt die Alchemisten „Narren, die leeres Stroh dreschen, warnt vor absichtlichem Betruge und unwillkürlichen Täuschungen und betont, daß ihm die Bereitung des Steins der Weisen nie gelungen sei. Doch mindestens ebensooft spricht er auch von eben diesem Stein der Weisen, als einer ihm wohlbekannten Sache, rühmt ihn als Universalarznei, begreift nicht, wie man an der Möglichkeit der Metallverwandlung zweifeln könne, und prahlt mit Schäzen, die er mit Hülfe der Alchemie dargestellt habe und deren Kostbarkeit des Kaisers und des Pabstes Reichtümer zusammen nicht zu bezahlen vermöchten."*)

In dieser Weise schwanken selbst die zweifelsüchtigsten und scharfsinnigsten Köpfe, — zu diesen hat Paracelsus tatsächlich gehört, — haltlos zwischen dem Glauben an die Alchemie und dem Kampf für sie einerseits und dem Kampf gegen sie und die sich an sie knüpfenden Betrügereien andererseits hin und her, — was wunder, daß die gerngläubige, goldhungrige, elendgeplagte Menge wie mit eisernen Ketten an den Wundern des roten und weißen Löwen hangen blieb.

Im Anfang des 17. Jahrhunderts machten sich im Abendlande ganze Gesellschaften an die Erforschung des Steins der Weisen, indes aus Fez, an der Meeresküste von Afrika, schon um 1500 von großen Alchemistenzusammenkünften zur Beratung und Förderung der gemeinsamen Bestrebungen in einer Moschee zu berichten war.

Die bedeutendste an Mitgliederzahl und Einfluß ist die der Rosenkreuzer, welche im Anfang des 17. Jahrhunderts gegründet wurde und bis ans Ende des 18. Jahrhunderts bestand**).

Zur selben Zeit bestand in Frankreich ein Collegium roseanum, nach ihrem Stifter Rose, genannte alchemistische Gesellschaft, welche mit den Rosenkreuzern häufig, aber irrig in in denselben Topf geworfen wurde.

Eine andere alchemistische Gesellschaft von Bedeutung war die von Nürnberg, welche 1654 gegründet wurde und über fünfzig Jahre bestanden hat. Ihr berühmtestes Mitglied war der große Philosoph Leibniz, der — allerdings nur zwei Jahre lang — ihr Sekretär war.

Erfolg hatten die Bemühungen der alchemistischen Gesellschaften je mehr sie ehrlich strebten, desto weniger. Von den einzelnen Alchemisten wurden im 16. und 17. Jahrhundert mehr und mehr des Betrugs überwiesen. So ließ 1575 Herzog Julius von Braunschweig-Lüneburg die Alchemistin Anna Maria Ziegler, die Schlüters Ilse genannt wurde, wegen im Namen der Alchemie verübten Betrugs verbrennen. 1590 wurde ein als Graf Bragodino in Deutschland reisender angeblich Gold machender Industrieritter in München in flitterver-goldetem Kleide an einem vergoldeten Galgen erhängt; 1597 ließ es Herzog Friedrich von Württemberg mit Georg Honauer ebenso machen.

Aehnlich erging es vielen anderen. Der bekannteste und großartigste Schwindler unter ihnen war ein Ende des 17. Jahrhunderts zum baierischen Feldmarschall erhobener italienischer Bauernsohn, welcher als Graf Ruggiero und Graf Caetano außer in Baiern auch in Spanien, in Oesterreich, in der Pfalz und in dem neuen Königreiche Preußen als Günstling der betreffenden Fürsten sein ungeheuer kostspieliges Wesen trieb und oft genug als Betrüger erkannt wurde, ebenso oft zu entwischen verstand, endlich aber 1709 in Preußen, nachdem er noch zuguterlezt preußischer General der Artillerie geworden war, wie üblich selbst vergoldet und gehängt wurde.

Nicht viel weniger Aufsehen als der italienische Betrüger Caetano machte der deutsche Gauner Johann Hector von Klettenberg, der nach vielen alchemistischen Kreuz- und Querzügen in Dresden Kammerherr des Königs August II. von Polen und 1720 auf dem Königstein enthauptet wurde.

Ein Jahr früher war ein glücklicherer Alchemist in Sachsen eines natürlichen Todes gestorben und zwar als Direktor der königlichen Porzellanmanufaktur — er hieß Bötticher.

Derselbe war 1701 in Berlin Apotekerlehrling gewesen und als solcher mit dem reisenden Adepten Laskaris bekannt worden, der ihm eine Portion des Steins der Weisen schenkte. Bötticher prüfte in Gegenwart mehrerer Zeugen die Kraft des Steins und die Verwandlung von Quecksilber in Gold soll vortrefflich gelungen sein.

---

*) Kopp a. a. O. Bd. I, S. 97.

**) Was in Meyers großem Konversationslexikon über die Rosenkreuzer geschrieben steht, ist in mehreren Beziehungen durchaus unrichtig. Wir kommen gelegentlich in einem kleineren Feuilletonartikel auf die kulturhistorisch interessante Gesellschaft zurück.

Aus Eitelkeit gab sich Bötticher selbst als Erforscher des großen Geheimnisses aus. Das zog ihm die Verfolgung des Königs Friedrich I. zu, der sich den Goldmacher nicht entwischen lassen wollte.

Bötticher floh nach Sachsen, von wo der preußische König seine Auslieferung verlangte. Dies machte die sächsische Regierung auf ihn und seine Kunst aufmerksam, und der König von Polen verweigerte seine Auslieferung, adelte ihn sogar und wollte ihn für sich selbst Gold machen lassen.

Anfänglich wurde er ungemein freundlich behandelt, aber heimlich bewacht, später auf die Festung Königstein abgeführt, von da aber bald wieder nach Dresden gebracht, um 1706, als eine feindliche Ueberflutung Sachsens durch die Schweden bevorstand, von neuem auf den Königstein in Sicherheit geführt zu werden.

In den nächstfolgenden Jahren wäre nun Bötticher sicher nicht dem Tode durch Henkershand entgangen, wenn ihn nicht schon vorher ein Glückszufall zur Entdeckung des Porzellans geführt und diese dem König reichen Geldgewinn in Aussicht gestellt hätte. —

Von denjenigen Alchemisten, welche nicht vor die Oeffentlichkeit traten und auch nicht an Fürstenhöfe kamen, verfluchten viele, nachdem sie ihr ganzes Leben und Vermögen ihrem fruchtlosen Streben geopfert hatten, sterbend die ganze Alchemie.

In weiteren Kreisen wurde der Glaube an die Alchemie als Wissenschaft jedoch nicht vor dem 18. Jahrhundert erschüttert.

Gleichwie Luther an sie geglaubt hatte, — er schrieb in seiner Canonica: „Die Kunst der Alchemie ist recht und wahrhaftig der alten Weisen Philosophie, welche mir sehr wohl gefällt, nicht allein wegen ihrer Tugend und großen Nuzbarkeit, sondern auch von wegen der herrschenden schönen Gleichnisse, die sie hat mit der Auferstehung der Toten am jüngsten Tage", — so hatte auch noch 1751 Friedrich der Große von Preußen sich ihr geneigt gezeigt.

Erst als sich durch den Einfluß des berühmten Begründers der modernen Chemie, des französischen Gelehrten Lavoisier (1743 geboren, 1794 guillotinirt — eine der vielen Todsünden der revolutionären Schreckensherrschaft!) die Ansicht verbreitete, die Metalle seien chemisch einfache Körper, begann für die Alchemie das Totenglöcklein zu läuten, und als ihre Lebenskraft noch zum leztenmale in der von dem Verfasser der Jobsiade, dem Arzte Kortum in Bochum, gegründeten hermetischen Gesellschaft in den lezten Jahren des vorigen und dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts noch einmal höher aufgeflackert war, starb sie als Wissenschaft völlig dahin.

Insgeheim wurden jedoch alchemistische Versuche tatsächlich noch bis in die fünfziger Jahre unseres 19. Jahrhunderts von wissenschaftskundigen Männern betrieben; und ob es heute auch hiermit ganz zu Ende ist, ja sogar ob eine Wissenschaft von den Mitteln der Metallverwandlung nicht noch dereinst als verjüngte Alchemie deren Auferstehung feiert*), läßt sich kaum sagen.

*) Vergl. dazu Schmieder, Gesch. der Alchemie, Halle 1832.

Aerztliches über Libaut's Regenerationskur.

Von Dr. med. Nienburg.

Vor uns liegt ein Broschürchen, 47 Seiten, von einem gewissen Libaut, angeblich Dr. med. und Ritter der Ehrenlegion, über die wunderbaren Erfolge in 40jähriger Praxis mit seinem Geheimmittel, dem sog. Regenerator. Das Heftchen beginnt mit einer Einleitung, die nichts sagt, als daß Herr Dr. Libaut endlich dem allgemeinen Drängen nachgibt und sein Geheimmittel nicht länger mehr der leidenden Menschheit vorenthalten will. Nach Libaut ist das Blut der alleinige Attentäter aller Krankheiten, und folgt dann dieser vorangestellten Behauptung eine höchst laienhafte Explikation über die Zusammensezung des Blutes überhaupt und dann eine Reihe aller der Krankheiten, die der sog. Regenerator, à Fl. 6 Mk., ganz unfehlbar kurirt. Man höre und staune: Bleichsucht und Blutarmut, Skrophulose und Rhachitis, Tuberkulose und Krebs. Syphilis und Geistesstörung, Nerven- und Gehirnkrankheiten, Epilepsie und als eigene Gattung auch die Merkurialkrankheiten, Schwächezustände und weißen Fuß, Hautkrankheiten und Gicht, Hypochondrie, Hysterie und Rheumatismus, so nebenbei auch noch Sommersprossen, Leberflecke, Pusteln, Finnen, Mitesser, Hautröte, rauhe, rissige Haut — gegen welche „das weibliche Geschlecht besonders empfindlich sei". Alles mit einem und demselben Heilmittel! Bei Kindern unter 2 Jahren genügen täglich schon 2 Teelöffel, bei älteren Sündern 2—3 Eßlöffel!

Wir haben uns der Mühe unterzogen, Erkundigungen nach der Persönlichkeit des angeblichen Herrn Doktors und Ehrenritters anzustellen und da waren einige Autoritäten so hart, ihm die Existenz überhaupt abzusprechen. Aber das wollen wir nicht tun, denn der Zweifel an ihn wird unnachsichtig von der Regenerator-Compagnie in Brüssel und deren Vertreter in Frankfurt a. M., Elnain & Co., nach der Strenge des Gesezes verfolgt. Also warum sich mutwillig in Gefahr begeben zu einer Zeit, in der noch ganz andere Dinge dem Zweifel reichlich Nahrung bieten? Das aber ist unzweifelhaft, daß die wirksamen B standteile des Regenerators die Sarsaparillen, ähnlich dem Zittmanndecoct, nebst einigen andern sog. blutreinigenden Drogen (Sennesblätter, Guajac, Fenchel 2c., wahrscheinlich auch etwas Quecksilber) sind und der reelle Wert statt 6 Mk. etwa 1 Mk. 50 Pf. beträgt. Ein einfacher Holztee, der im Handverkauf in jeder Apoteke abgegeben wird zum Preis von etwa 50 Pf. für 100 Gramm, dürfte denselben „blutreinigenden" Dienst tun; wir empfehlen daher allen denen, welche Bedarf an einer etwaigen derartigen Kur in dem herankommenden Frühjahr verspüren, diese billigere Bezugsquelle eher als die Taschen des Herrn Ehrenritters. Das mag genügen.

Unsere Illustrationen.

Prairiebrand. (Seite 455.) Unter Prairien des amerikanischen Westens sind nach Hellwald im allgemeinen jene Gebiete zu verstehen, die sich westlich von dem Mittellaufe des Mississippi bis an die Felsengebirge und deren östliche Ausläufer erstrecken. Das Wort „Prairie" dient zur Bezeichnung aller offenen, mehr oder minder baumlosen, aber mit Gräsern bewachsenen Landstriche, wenn auch hie und da von mäßigen Hügelreihen durchzogen. Jene weiten Ebenen, welche Nebraska, einen Teil von Dakota, das westliche Kansas und östliche Kolorado umfassen, sind, so trostlos sie dem Wanderer durch ihre bis zum Horizont fortlaufende Einförmigkeit, durch den Mangel jedes Strauches oder Baumes erscheinen, doch anderseits reiche Weidegründe für die dort hausenden Büffelherden und Antilopen, und bilden die Heimat der Prairiehunde, Prairiehasen und Prairiewölfe. Indessen trägt das Vorherrschen der Klapperschlangen, Eulen und Wanderheuschrecken nicht gerade dazu bei, die dortige Fauna zu einer sehr anziehenden zu machen. Einförmig wie die Ebene selbst, einförmig wie ihre Flora und Fauna, ist auch ihre geologische Beschaffenheit, indem die Kreideformation sich gleichmäßig über das ganze Gebiet ausdehnt. Jene Ebenen sind eben weiter nichts als der Boden des einstigen westamerikanischen kolossalen Kreidemeeres, das in Milliarden von Aeonen jene dicken Schichten von Sandstein, Thon, Kalkstein und bituminöser Kohle absezte und die ehemals vorhandenen Berge und Täler gleichmäßig überdeckte. Verläßt man mit der Union-Pacificbahn den Bahnhof von Omaha (Nebraska), so verrinnen blos wenige Stunden und man ist auf jenem Gebiet, welches zu durcheilen das Dampfroß dreißig Stunden braucht. Agrikultur ist auf jenen Ebenen wegen ungenügenden Regenfalls nur da möglich, wo ein Bach oder Fluß künstliche Bewässerung erlaubt. Da sie aber blos wenige Wasseradern durchschneiden, werden sie wohl nie ein eigentliches Kulturgebiet werden. Warum aber jene Ebenen, die doch Feuchtigkeit genug haben, um Gras zu erzeugen, sich dem Baumwuchs durchaus feindlich zeigen, ist bis heute noch ein Rätsel. In einzelnen Teilen indessen, besonders im Norden, wo die Bewässerung es gestattet, ist die Prairie in Fruchtboden umgewandelt. Von einer solchen Prairie in Illinois schreibt der schwäbische Reisende Max Eyth: „Eine Prairie, in ein unabsehbares Feld abgestandener Wälschkornstöcke verwandelt, am fernen Horizont mit einem grauen Waldsaume verziert, dessen schnurgerade Linie hie und da unterbrochen ist, um die Wälschkornperspektive ins Unendliche fortzusezen! Alles baut Wälschkorn, alles ißt Wälschkorn, jedermann sieht jedermann gleich und der scheinbar einzige Gedanke von jedermann ist Wälschkorn." — Die Prairien bestehen fast durchgängig aus einer vorwiegend wellenförmigen (undulirenden) Gegend, die zuweilen von einer Anzahl langer, aber ungemein flach sich abdachender Höhenzüge durchbrochen und von breiten, meist mit niedrigen Ufern versehenen Flußtälern durchzogen, sowie von mehr oder minder tiefen, durch die Gewalt des Wassers gebildeten Rinnsalen durchschnitten ist. Die in breiten Betten sich bewegenden, von niedern Ufern begrenzten Bäche und fast ausnahmslos seichten, zur Schiffahrt somit ungeeigneten Flüsse enthalten nur selten reines und klares, sondern meist trübes Wasser, in welchem nur eine geringe Anzahl von Fischen sich aufhält. Zuweilen ist das Bett der Flüsse mit Flußsand erfüllt, der sich beim Ueberseзen gefährlich erweist. Was die Vegetation der Prairien betrifft, so sind dieselben fast durchweg waldlos; hingegen sehen wir sie mit kurzen Gräsern, darunter häufig mit dem nahrhaften Büffel-

gras bedeckt. Da und dort zeigen sich auch zwerghafte Kakteen; auch erfreut zu gewissen Jahreszeiten ein auf viele Meilen sich erstreckender, ununterbrochener, prachtvoller, zwischen dem dunkelsten Grün hervorsprossender Blumenflor. Gegen die Felsengebirge hin begegnet man steppenartigen Strecken, die nur geringe, oft sogar gar keine Vegetation aufweisen. Von der für die Prairielandschaften karakteristischen Baumlosigkeit machen nur die Flußufer und die ihr Bett begrenzenden Talränder eine Ausnahme; dort finden sich hie und da kleine aus verkrüppelten Weiden, Pappeln, Ulmen u. s. f. bestehenden Gehölze, ein eigentlicher Wald aber findet sich nirgends, und zwar haben die Prairien, als einstiger Boden eines großen Sees, zu allen Zeiten des Waldschmucks entbehrt, was von Schlagintweit nachgewiesen wurde.

Die Prairien mit ihrem Grasozean sind die lezten Zufluchtsstätten der Bisons oder amerikanischen Auerochsen, gewöhnlich Büffel genannt, dessen zahlreiche Horden in den weiten Räumen umhertreiben. Der Bison ist das wichtigste Jagdobjekt der Prairien. Was das Kameel dem Araber, der Seehund dem Eskimo, das ist der Bison dem Indianer. Weil von dem Tiere alles gut zu brauchen ist, wird ihm eifrig nachgestellt, so daß seit vielen Jahren die Zahl erheblich zurückgegangen ist. Der ungeheure Bedarf an „Pemmikan", wie das zu einer festen Masse kondensirte, fette und getrocknete Büffelfleisch genannt wird und wovon Mensch und Tier sich nähren, macht dies begreiflich. Das Fleisch ist sehr wohlschmeckend, die Zunge gilt als Leckerbissen, aus dem Fell bereiten sich die Indianer Kleidungsstücke, Zeltwandungen und Betten, auch beschlagen sie das Gerippe ihrer Kähne mit Bisonfell und verfertigen daraus Sättel, Gurte u. s. f. Die Knochen müssen ihnen Sattelgestelle und Messer geben, aus den Sehnen drehen sie sich Saiten für ihre Bogen und Fäden zum Nähen. Die starken Haare werden zu Stricken gedreht; die Schwänze geben Fliegenwedel. Sogar der Mist wird verwendet, er dient als Brennstoff. — Das Klima der Prairien ist ein extremes, wechselvolles, das besonders im Frühling viel Vorsicht für die Gesundheit verlangt, weil die Luftströmungen vom mexikanischen Golf an bis zum Polarmeer hin nirgends durch Bergwälle abgehalten und gemildert werden. Darum dringt auch die tropische Wärme weiter nach Norden, wie die Polarkälte weiter nach Süden. Auf langandauerndes heiteres Wetter folgt häufig ein langes stürmisches Schneewetter, welches, verbunden mit der großen Trockenheit der Luft, für die Prairie karakteristisch ist, während Nebel selten, Tau nur ungleich beobachtet wird. Wären Wälder vorhanden, so würden sie sicher die Wut der Winterstürme mildern, die den Schnee in feine, alle Rizen durchdringende, sandartige Körnchen auflösen und um so gefährlicher sind, als sie oft plözlich hereinbrechen. Die Kolonisation der Prairien hat darum ihre großen Gefährlichkeiten und Widerwärtigkeiten. Nur südlich des 35.° n. Br. bleibt man von diesen Schneestürmen verschont. Nördlich von dieser Linie hat man nicht selten eine Winterkälte von 25—37,5° C. zu ertragen. Nur der Herbst, der sogenannte indianische Sommer, entschädigt durch warme sonnige Tage, wenn auch des Nachts bereits Fröste sich einstellen. Trozdem hält man das Klima der westlichen Prairien für ein stärkendes, erfrischendes, ansteckenden Krankheiten feindliches; in größeren Höhen soll es einen fast sichern Schuz gegen Lungenkrankheiten ausüben. Näher dem Felsgebirge, wie auch in dem großen Becken von Utah 2c. erscheinen und peinigen den Unerfahrenen häufige Trugbilder der Fata Morgana wie auch elektrische Erscheinungen. — Prairiebrände sind nicht selten, und zwar entstehen solche häufig nach anhaltender Dürre durch die Sommerhize, zuweilen aber werden sie von Menschenhand angestiftet, teils um das alte dürre Gras wegzuschaffen, welches das Wachstum frischen Grases hemmt, teils Jagdzwecke halber. Unser Bild schildert den Effekt eines Prairiebrandes auf die Tierwelt der Prairie. In wilder Bestürzung alle innere Fehde vergessend, suchen sie dem gemeinschaftlichen Feinde zu entrinnen, die stattlichen Wildpferde, die mächtigen Bisons, die räuberischen Prairiewölfe, die ein Mittelglied bilden zwischen Wolf und Fuchs. Auch ein hirschartiges Tier sehen wir im Hintergrunde mit seiner Ehehälfte hastig das Weite suchen. Die schlanken Beine sichern dem Paar einen Vorsprung vor den übrigen; doch schneller noch wird das hoch in den Lüften schwebende geflügelte Kleeblatt dem Bereich der Gefahr entronnen sein. Inwieweit übrigens der Künstler seiner Phantasie den Zügel schießen ließ, müssen wir dahin gestellt sein lassen. St.

Für unsere Hausfrauen.

Bereitung von Sauerkraut. Vor allem muß erwähnt werden, daß das vom Felde eingeheimste Kraut mindestens vierzehn Tage unter gedecktem Raume lagern muß, bevor man es zum Einschneiden nimmt, weiter daß die späte Sorte zum Einsäuern besser geeignet ist als die frühe, und daß der Hobel das Kraut nicht zu grob schneide. Man nehme eine gleichweite Tonne oder ein Geschirr, der Dauer und Dichtigkeit wegen von Eichenholz, von beliebiger Größe oder der des Bedarfs, stelle dieses an einem geeigneten Plaze in einen womöglich luftreinen, trockenen Keller, lasse das Schneiden des Krautes beginnen, nehme auf 100 Liter $1^1/_2$ Kilogramm Kochsalz, 100 Gramm Kümmel, 50 Gramm neue Wachholderbeeren, welche gut zu vermengen sind, dann 1 Stück Quitte, sehr feinblättrig geschnitten, und verfahre wie folgt: Zuerst fülle man ca. 30 Liter geschnittenes Kraut in das Geschirr, lasse es fest treten, bestreue diese Lage mit obigen Gewürzen, gebe dann eine weitere Lage Kraut, lasse wieder treten, wieder bestreuen und so lagenweise fortfahren, bis das Geschirr voll ist. Wasser ist nicht erforderlich. Sodann mit einem passenden Deckel bedeckt und sehr stark beschwert, wird das Kraut mindestens vier Wochen in Ruhe gelassen, unter dem Rande des Geschirrs, je nach der Senkung, ein Loch gebohrt, um dem sich bildenden Wasser einen Abzug zu gestatten. Nach vier, höchstens fünf Wochen ist das Kraut reif, wird abgedeckt, mit einem reinen Tuche zugedeckt und wieder beschwert, und nachdem nun die Wasserbildung aufgehört, nach der Beschwerung mit reinem Wasser ca. 3—4 Ctmtr. hoch bedeckt. Das Kraut muß jedoch nach jedesmaliger Herausnahme wiederholt gereinigt, beschwert und begossen werden, oder wenn dies lästig, kann man sich ein größeres Quantum für eine Woche herausnehmen, welches weniger, aber doch beschwert werden muß. Auf diese Weise bereitet, hält sich dieses köstliche Gemüse, an einem kühlen und trockenen Orte aufbewahrt, mehrere Jahre lang, ohne an seinem guten Geschmacke zu verlieren. Reinliche Arbeit ist bei der Bereitung und Aufbewahrung unerläßlich.

Alter der Eier. Um das Alter der Eier zu erkennen, löst man 120 Gramm Kochsalz in 1 Liter reinem Wasser auf; in die vollständige Auflösung legt man das zu prüfende Ei. Ist es vom selbigen Tage, so wird es auf den Boden des Gefäßes sinken; war es vom vorhergehenden Tage, so wird es den Boden nicht erreichen; ist es drei Tage alt, so schwimmt es in der Flüssigkeit; ist es aber über fünf Tage alt, so schwimmt es an der Oberfläche, und ragt um so mehr über dieselbe hinaus, je älter es ist.

Heringsmilch. Man versteht darunter den Samen der männlichen Fische. Er soll Jod und Brom enthalten und gilt als bewährtes Mittel gegen langwierigen Husten, Lungenschwindsucht und Tuberkeln. Er soll den Auswurf lösen und den Reiz mildern. Da man im Innern des Landes nur selten frische Heringsmilch haben kann, so ist die Milch der gesalzenen Heringe durch Einlegen in Wasser oder Kuhmilch von einem Teile des Kochsalzes zu befreien, wenn der starke Kochsalzgehalt dem Kranken unangenehm ist. Heringsmilch ist auch ein altes Volksmittel gegen alte Katarrhe, Heiserkeit und angehende Halsschwindsucht.

Rösselsprung.

ei	ging	was	wald	lebt	schen	flie	ser
bein	laub	nicht	und	get	welt	da	rau
schen	nes	den	was	schen	der	die	chet
und	zur	lau			krie	ser	das
oh	fi	feld			ich	o	ge
er	rohr	bie	sah	und	wal	euch	und
get	ne	gras	ich	sah	ich	din	ein
und	de	das	haß	die	hört	ich	sag

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 20. 1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky.

19. Fortsetzung.

„Ich war ein Knabe," begann Cölestin, „als man mich nach Oesterreich brachte und den Jesuiten zur Erziehung übergab. Von diesem Augenblick an hatte ich keine Familie mehr und keine Heimat. Meine Lehrer wußten von jeder Empfindung, die für mein schönes Vaterland, für Eltern und Geschwister noch in mir lebte mich loszuschälen. Man lehrte mich den Orden zu lieben, ihn um seiner Verdienste willen zu bewundern, um seiner Machtfülle zu fürchten, man lehrte mich ihm zu gehorchen in allem und jedem. So ward jegliches Gefühl allmälich abgetötet und ich war das Werkzeug einer Macht geworden, vor der ich mich sklavisch beugte.

Ich war als Novize in den Orden eingetreten und legte nach kurzer Prüfungszeit die drei Gelübde ab: der Armut, der Keuschheit, des Gehorsams. Man verlangte den ganzen Menschen, Leib und Seele und all meine Fähigkeiten und all meine Gedanken hatte ich hinfort dem Dienste der Kirche zu weihen. So ward denn meine Energie auf ein Ziel nur gerichtet, und all mein Eifer ward Bekehrungseifer.

Ich trat in die Welt, aber ich liebte die Menschen nicht. Ich erkannte ihren Dünkel und ihre schmuzige Selbstsucht, ich sah, wie sie sich gegenseitig anklagten und befehdeten um des Gemeinsten und Jämmerlichsten willen. Ein heiliges Recht der Kirche schien es mir, diese Menschen unter ihre Autorität zu zwingen. Sie sollten unter ihre Sazungen sich beugen, und wenn wir Priester der Kirche gehorchen mußten, so sollten sie auch zugleich dem Priester gehorchen lernen.

Ihre Bestrebungen, sich diesem Zwange zu entziehen, ihre zumteil bereits errungene Unabhängigkeit empörte mich. Sie verstehen das nicht, aber die, die selbst nicht frei sind, sie hassen und verfolgen am glühendsten die Freiheit anderer.

Ich verbrachte Jahre in Italien und Spanien, dann schickte man mich hierher. — Hier lernte ich Sie kennen und mein erstes Gefühl für Sie war Haß.

Ich war jezt gewohnt, die Gemüter der Frauen zu beherrschen und da traf ich auf ein junges Mädchen, das frei war von jedem Glauben und von jedem Aberglauben. Keine meiner Voraussezungen traf mit den Ihrigen zusammen, und meine Phantasie vermochte nicht die ihre zu entzünden. Was Frauen sonst bewegt, sie ließ es kalt. Sollte hier meine Macht zu Ende sein, die Macht der Kirche? Ich wollte es nicht glauben, ich wollte Sie, die Irrende, uns erringen und ich vermaß mich der Stärkere zu sein. Ich begann den Kampf mit allen Mitteln, wie man ihn mir gelehrt hatte. Jeder Trug, Verrat und List, die überzeugende Macht der Kunst, die Lockungen der Sinne, alles, alles war mir als Kampfesmittel recht, alles dies habe ich gegen sie ins Treffen geführt. Schon glaubte ich mich am Ziele — da stellten Sie mit neuer bewußter Kraft sich mir entgegen. Unverwirrt und größer, herrlicher und freier, gestählt durch den Widerstand sah ich Sie vor mir und wie mit strafender Engelszunge riefen Sie mir zu: „Ihr Geist vermag nichts über den meinen, er bewegt mich nicht!" Da wußte ich's denn, daß alles verloren sei. Ich ging hinweg, ich verließ Sie in Verzweiflung.

Ich klagte Gott an, der solchen durch nichts zu brechenden Unglauben zuläßt, ich lästerte ihn darob, wollte ich doch, daß er mich vernichte.

Und ich irrte tagelang in der Bergwildnis umher, ohne Schlaf, ohne Nahrung, und ich durchkletterte die wildesten Schluchten, bis ich erschöpft zusammenbrach.

Aber ich starb nicht; mein Herz klopfte noch immer, noch immer! Und seine Unruhe und seine Schmerzen enthüllten mir das große Geheimnis der Natur: daß nur Liebe Leben sei, und daß nichts, nichts mit so allmächtiger unauslöschlicher Gewalt die Menschenbrust bewege, als die Liebe zum Weibe! Sie ist das Göttliche, das Eingeborene, sie ist Natur! Sie ist unausrottbar, unbezwinglich wie diese, und hinwelken muß der und sich verzehren, der sie frevlerisch verleugnen will. Elsa, jezt gestand ich es mir ein, was ich heimlich ja längst empfunden, daß es eine Liebe gibt, eine Anbetung, ein Feuer, das verstanden sein will, das nach Gegenliebe lechzt, bettelt. Und jezt, Elsa, ich will nichts mehr vom Himmel, ich habe den Priesterrock von mir geworfen, aber ich will auf Erden so glücklich werden wie andere Kreaturen. Ich will Mensch sein, und ich fordere mein heiliges Menschenrecht, indem ich das Weib meines Herzens für mich begehre. Und so werbe ich um dich, Elsa, sei mein Weib."

Elsa hatte ihm zugehört, an die Stelle gebannt von dem Zauber, den die dämonische Leidenschaftlichkeit eines Willens auf das Gemüt eines anderen Menschen, auf Augenblicke wenigstens, immer zu üben vermag. Jetzt riß sie sich empor, verstört, zitternd, in unbeschreiblicher Aufregung.

Er aber fiel vor ihr auf die Knie und hielt sie am Gewande fest.

„Elsa!" seine Stimme hatte einen tiefen unsagbar melodischen Klang, der vom Herzen kommt und zum Herzen geht. „Ich liebe dich, wie dich noch nie ein Mann geliebt hat, noch jemals einer lieben wird, und glaube mir, so hat sich auch noch kein Mann um ein Weib gequält, abgezehrt, gepeinigt! Elsa, sei mein! Vorerst nur aus Mitleid, nur aus Erbarmen vorerst, bis jenes allgewaltige Gefühl auch dich ergreifen wird, bis deine Liebe sich an der meinigen entzündet. Dünkt es dir denn unmöglich, mich als deinen Gatten zu lieben? Ich bin jung, man sagte mir, ich sei auch schön. Ich bin es jetzt nicht, ich bin versengt, zerstört, aber ich werde es wieder sein; schöner, herrlicher, kraftvoller als je wird mich deine Liebe machen, und in voller Männlichkeit, strahlend von meinem unendlichen Glück will ich dich in die Arme schließen. Ich werde dich hinführen, wohin du willst, und will dich mit dem Luxus einer Königin umgeben. Ich will selbst nur dein Sklave sein, nur dir angehörend, nur lebend durch dich, für dich!"

Seine Stimme wurde hell und jubelnd. Er hatte sich von den Knieen erhoben und er hielt ihre Hände fest und zog sie an sich heran, er wollte sie an sein Herz drücken, und sie sollte ihm nimmer, nimmer entrissen werden. Sie aber stößt einen Schrei aus.

„Lassen Sie mich, ich will nicht!"

Sie hat ihn zurückgestoßen und stürzt nun gegen das Fenster.

„Sobald Sie es wagen mir nahe zu kommen, springe ich hinaus. — Ich bin frei! — Sie werden mich nicht bezwingen, nicht im Glauben, nicht in der Liebe!"

Er stand regungslos, aber jede Muskel bebte an seinem Körper.

„Sie können mich verstoßen, Elsa, aber sie töten mich."

Sie sah ihn an mit großen empörten Augen.

„Sie sind ein Mann, wollen Sie Betrug für Wahrheit tauschen, wollen Sie ein Weib haben, das einen andern liebt!?"

Ein Stöhnen entrang sich seiner Brust. „Ich wußte es!" Dann erhob sich die schlanke Gestalt in ihrer vollen Höhe und wie befehlend streckte er die Hand gegen die Tür aus.

„Gehen Sie, Elsa, und da Sie nur den eigenen Augen trauen wollen, suchen Sie den, den Sie über alles lieben, in Helenens Armen."

Er war beiseite getreten, ihr den Weg freigebend.

Sie stürzte an ihm vorüber und gegen die Tür; wie von Furien getrieben stürzte sie vorwärts. Sie rannte durch die Flucht von Zimmern, immer die Türen aufreißend, die Cölestin hinter sich geschlossen hatte.

Jetzt ist sie in dem Gemache vor dem Salon, die Tür dahin steht offen und sein helles Licht fällt durch dieselbe. Schon ist sie an der Schwelle und hält hier inne. Sie sieht Helene und Arnold, die sich soeben vom Sopha erheben und nun einander gegenüberstehen. Sie sieht ihre Tante in einer Gemütsbewegung, die sie noch nie an ihr gesehen. Ihre Wangen flammen in einem dunklen Purpur, und in den hellen Augen stehen Tränen, die sie vor ihm nicht zu verbergen sucht, ihre Haltung hat etwas demütigendes, das sie verjüngt und sie fast mädchenhaft erscheinen läßt; Arnolds Gesicht kann sie nicht sehen, er ist von ihr abgewendet, Helene zugeneigt. Er spricht mit ihr, flüsternde Worte sind es, und jetzt reicht er ihr die Hand.

Helene bleibt einen Augenblick ohne sich zu regen, dann plözlich breitet sie die Arme aus und fliegt ihm an den Hals, und wie sie ihn umschlingt, bricht sie in ein lautes schluchzendes Weinen aus.

So umfaßt nur die Geliebte den Geliebten.

Elsa wendet sich ab, sie wollte nichts weiter sehen, sich still entfernen, aber ihre Nerven, die in so hochgradiger Aufregung sich befanden, unterlagen dieser neuen und heftigsten Erschütterung, sie sinkt lautlos zusammen.

Der Fall wurde gehört. Arnold hatte sich von Helenens Armen losgemacht und beide eilen nun mit einiger Bestürzung in das anstoßende Gemach. Sie finden Elsa am Boden hingestreckt, bewußtlos. Er nimmt sie wie ein Kind in seine Arme und trägt sie in den Salon.

Er legt sie auf den Divan und kniet vor ihr. „Elsa, Elsa!" ruft er außer sich.

Sein eigenes Herz belehrt ihn, was in dem ihren vorgegangen, und wieder befindet sich dies junge eifersüchtige Herz in einem Irrtum. Niemals hat er sie treuer und zärtlicher geliebt, als in dem Augenblick, wo ihm all der sinnliche Reiz eines anderen Weibes so verführerisch nahe getreten war. Er zieht ihren Kopf an seine Brust, an sein pochendes Herz, sie muß es doch fühlen, daß es nur für sie schlägt, und er streicht über ihre Haare, über ihre Wangen und seine Blicke tun, was sein Mund nicht wagt, sie küssen ihr Augen und Mund. Angstvoll ruft er um Wasser.

Helene hatte bereits nach einem Fläschchen Eau de Cologne gegriffen und bringt es.

„Ueberlassen Sie Elsa mir," sagte sie wie in Empörung. Alles an ihr war verwandelt, ihre Haltung, ihre Farbe, ihr Ton.

Arnolds Zartgefühl hatte sie vor einer Erniedrigung zu bewahren gewußt und sein Feingefühl hatte das ihrige geweckt.

Er hatte ihr gesagt, daß er von ihr scheide für immer, aber dies hatte nichts Verlezendes für sie gehabt, und es war etwas Reinigendes in ihr aufgestiegen, etwas von der Demut eines Kindes, das mit guten edlen Worten zurechtgewiesen wird und nun darüber weint.

Als er sich aber erhob und ihr die Hand bot, als der Augenblick des Scheidens gekommen war, der gefährlichste für ein Weiberherz, der es fast immer schwach findet, da erlag sie dem aufstürmenden Verlangen, einmal noch, ein leztesmal an seinem Halse zu liegen. Elsas Dazwischentreten hatte ihr die selige Harmonie des Augenblicks gestört, alles in eine schrille Dissonanz verwandelt.

Jezt, wo er einer andern gegenüber seine Reserve aufgegeben, wo ihm alle Bedenken geschwunden waren, wo er, aller Form vergessend, sich im Innersten bewegt zeigte, von Leidenschaft durchzittert, wo er an nichts dachte, nichts sah als diese Eine, jezt erst empfand sie die tiefe Demütigung, die ihr geworden. Sie hatte ihm ihr Herz geoffenbart und fand sich nun verschmäht, verstoßen um dieser andern willen.

„Gehen Sie," rief sie, als er seinen Kopf noch tiefer gegen Elsas Gesicht neigte, hatte er doch mit Entzücken bemerkt, daß ihr die Farbe zurückkehrte, und damit auch ein Schimmer des Bewußtseins.

„Ich befehle es Ihnen," fuhr sie nachdrücklicher fort, „oder wollen Sie einer Bewußtlosen gegenüber den Kühnen spielen?"

Sanft legte er Elsa in die Kissen zurück und erhob sich; Helene drängte ihn noch weiter hinweg, und jezt hatte sie die Klingel erfaßt und läutete heftig.

Dann stellte sie sich, gleichsam zu Hut und Schirm, vor Elsa hin.

„Ich muß Sie bitten, sich zu entfernen, Doktor. Sie wollen nach England, nun gehen Sie mit Gott und beunruhigen Sie uns nicht weiter." Sie versuchte zu lächeln, „nun ja, Sie sind uns nun einmal gefährlich, uns beiden! Aber Sie haben es mir ja selbst gesagt, daß Sie Sich mit Ihrem Vater überworfen haben, und Sie nannten sich selbst einen Mann ohne Namen, ohne Stand, ohne Vermögen, Sie haben die Unmöglichkeit erkannt, daß eine Frau ihr Schicksal an das Ihrige knüpfe, denn Ihre Zukunft ist mehr denn ungewiß, sie ist voll Gefahr und Verderben. Könnten Sie Elsa gegenüber anderer Meinung sein? Im Gegenteil!" Ihr Ton wurde höhnisch. „Ich dächte doch, Elsas Jugend und Unerfahrenheit müßten Ihnen eine noch weit größere Vorsicht und Reserve auferlegen, und hier mein Herr, gebietet es Ihre Ehre, daß Sie fortan ihr nicht mehr nahe treten."

Er sah sie an, so stolz, voll echter Manneswürde, dann sagte er fein:

„Was meine Ehre gebietet, das werde ich auch künftig zu tun und — zu lassen wissen, Sie dürfen davon überzeugt sein, Frau Gräfin.“

Ein tiefer Atemzug löste sich von Elsas Brust und sie schlug die Augen auf. Sie sah zu ihm hinüber, ihre Blicke begegneten sich; der ihrige in seiner halben Verschleierung enthüllte ihm doch eine Welt voll Liebe. Dann schloß sie abermals die Augen.

Josefa trat jezt herein, von Frau Gerta gefolgt. Die alte treue Dienerin, die Elsa wie ihr Kind liebte, eilte sogleich auf sie zu und nahm sie in ihre Arme. Sie schien ungemein besorgt.

Sie war bereits im Bette gelegen und eingeschlafen gewesen, als Elsas Schrei, den sie in ihrem Zimmer ausgestoßen, sie aufschreckte; sie hatte sich aufgerappelt, ungewiß, ob es Wirklichkeit war oder ob es nur ein Traum gewesen; als sie sich aber eilends ein wenig angekleidet und in Elsas Zimmer getreten war, um nachzusehen, fand sie diese nicht mehr darin und niemanden. Die Lampen brannten ruhig, aber als sie an das Fenster trat, glaubte sie im Garten Schritte zu vernehmen, die sich eilig entfernten. Sie vermutete Elsa in dem anstoßenden Gemach, und als sie sie auch hier nicht fand, ging sie in das Dienerzimmer um zu fragen, wo die Herrschaften sich befänden. Das Glockenzeichen aus dem Salon rief sie dahin.

Als Arnold den Salon verließ und die Freitreppe herabkam, sah er den Wagen davor stehen und der Kutscher wartete noch immer, die Peitsche steif vor sich haltend, auf die Befehle seiner Gebieterin.

Mit einem schrillen Ton tat sich die kleine Gittertür, die von der Portierloge aus in Bewegung gesezt wurde, vor ihm auf. Rasch schritt er hindurch und rasch die Straße entlang.

Eben hatte er sein Hotel erreicht, als ein Wagen im schnellsten Tempo vorüberjagte; er hatte im Schimmer der Hotellaterne erkannt, wem diese Equipage gehörte und wen sie führe.

Helene von Falkenau fuhr zur Soirée der Fürstin Cilli.

21. Kapitel.

In einem Zimmer des Hotels Elisabet flackern die angezündeten Kerzen unter den einzelnen Windstößen, die durch das geöffnete Fenster hereinschlagen und erleuchteten mit mäßiger Helle den kleinen teppichüberdeckten Tisch, auf dem ein Brief neben dem Couvert liegt, dem er soeben entnommen worden.

Arnold steht abgewendet am Fenster. Er hat seinen Rock abgeworfen, das Halstuch gelöst, das Hemd geöffnet, sein Blut ist in Wallung, er lechzt nach Kühlung. Aber auch der Wind, der plözlich aufgesprungen ist, ist heiß und trocken und wirbelt von der Straße unendlichen Staub in die Höhe und ihm ins Gesicht.

Er hatte den Brief entfaltet, um ihn zu lesen und nun vermochte er's nicht. Das soeben erlebte bebt noch in jeder Fiber nach, es beschäftigt noch seinen Kopf und sein Herz. Er denkt an das Mädchen, das er liebt, und dessen Gegenliebe ihm zur entzückenden Gewißheit geworden war. Jezt aber verfinstern sich mit einemmal die leuchtenden Augen, langsam wendet er sich dem Tische zu und die Hand langt nach dem Briefe seiner Großmutter. Er steht vor dem Geheimnis seines Lebens, im Begriff es zu enthüllen.

Er fühlt, daß er in diesem Augenblick seine Kraft zusammenfassen müsse, um es ohne Sentimentalität entgegenzunehmen, wie ein Mann; mit aller Ruhe, wie ein Richter.

Er hat sich in einen Stuhl niedergelassen; er bringt das Schreiben vor seine Augen und liest:

„Frau Baronin!

Ein Weib, das mit dem Tode ringt, spricht hier zu Ihnen.

Wenn man am Ende eines Lebens sich sieht, das von Kummer und Bitternissen erfüllt gewesen ist, dann ist man abgestumpft gegen alle Leiden, sie bewegen uns nicht mehr, denn man fühlt, daß man bald für immer davon erlöst sein wird.

Aber da zuckt es plözlich noch einmal in dem erstorbenen Herzen auf, und all das Furchtbare, das es erduldet, all die Ungerechtigkeit, die man ihm zugefügt hat, brechen aus in einem lezten Schmerzensschrei.

So einem armen Weibe ist es wohl oft erst in der Todesstunde klar geworden, daß es unter einem schmählichen Druck geseufzt hat sein lebenlang und daß nur falsche Scham es gewesen, die ihm den Mund verschlossen.

Und nun fragen Sie wohl, warum so ein armes Weib in seiner Todesstunde zu Ihnen kommt, seine lezte Bitternis über Sie hinströmt, die es sein lebtag nicht gesehen hat?

Frau Baronin, vor einem halben Jahre noch schien es mir, als wären Sie die lezte, der ich mich anvertrauen dürfte, heute weiß ich, daß Sie die einzige sind, die dem Sohne des Baron Reinthal Gerechtigkeit wird widerfahren lassen. Dieser Sohn ist mein Enkel. Er ist heute fünfzehn Jahre alt und also die Frucht eines Verhältnisses, das lange vorher, ehe Sie Sich mit dem Baron verbunden haben, bestanden, und das der Tod gelöst hat, noch ehe Sie ihn kennen gelernt. Man hat uns Frauen daran gewöhnt, über das, was unsere Männer vor der Ehe geliebt haben, hinwegzusehen, meine Enthüllung wird also kaum die Gattin irritiren; aber ich rechne darauf, daß Sie als Weib mit mir empfinden, und daß Sie, die ja auch nicht glücklich geworden, sich auf meine Seite stellen werden.

Und nun hören Sie das Bekenntnis einer Sterbenden, das nicht lügen kann.

Vor sechszehn Jahren etwa kam ich nach Solenbad, um während der Saison hier Unterricht zu erteilen und zugleich die erfrischende Alpenluft zu genießen. Baron Reinthal war unter meinen Schülern. Er kam wiederholt in meine Wohnung, obwohl ich das nicht gerne sah, und lernte meine achtzehnjährige Tochter kennen.

Ich merkte bald, daß die jungen Leute Neigung zu einander faßten und wollte meine Tochter entfernen.

Da zeigte sie mir die Briefe, die er an sie geschrieben, sie sprachen alle von seiner unvergänglichen Liebe und seiner ernsten Absicht.

Er schwur darin, sie nie zu verlassen, sie hoch zu halten als sein Liebstes und Heiligstes. Ich war davon weder befriedigt noch überzeugt, und er war noch so jung, erst einundzwanzig Jahre alt.

Ich sprach selbst mit ihm und stellte ihm alles vor, das hindernd dazwischen treten könnte, und ich beschwor ihn, zu gehen, mein Kind nicht unglücklich zu machen. Er aber bat und flehte, ihn nicht fortzuschicken. Er sagte, er sei leider noch minorenn, er könne also nicht sofort an eine Heirat denken, aber seine Liebe und seine Ehre fesselten ihn für immer an sie.

Wir glaubten ihm, Leichtgläubige die wir waren! Wir glaubten den Worten eines Edelmanns — es hat unsäglichen Jammer über uns gebracht. — Marie fühlte sich Mutter. Auch da noch suchte er sie über ihren Zustand zu trösten, auch da noch häufte er Versprechungen über Versprechungen. Er machte bereits Rechte geltend und erzwang sich so den fortgesezten Umgang mit der Geliebten. Ich kehrte in diesem Winter nicht nach der Residenz zurück, ich hatte dort Freunde und Bekannte, aber schamvoll wollte ich den Zustand meiner Tochter vor ihnen verborgen halten.

Als die Zeit der Entbindung heranrückte, mußte uns Reinthal verlassen, der Befehl seines Vaters berief ihn nach Wien und zu all den Lustbarkeiten daselbst. Wir durften ihn nicht halten. Aber als nun alles glücklich überstanden und Maria einen Knaben geboren hatte, fanden wir uns mit dieser Freude im bittersten Elend.

Ich hatte den Winter über kaum einige Lektionen erhalten, und Mariens leidendes Befinden zwang mich auch noch die wenigen aufzugeben.

Wir erwarteten nun Hilfe von dem jungen Vater, wir erwarteten diesen selbst. — Er kam nicht. Er beantwortete auch nicht mehr die Briefe, die mein Kind an ihn schrieb.

Waren sie unterschlagen worden? War es der Einfluß des Vaters, vielleicht seine Drohungen, die ihn so schnell seine Pflicht vergessen ließen? Ich weiß es nicht.

Ich sah die verzweifelten Tränen meines Kindes, und selbst in Verzweiflung, wendete ich mich brieflich an den alten Baron, an den Vater Reinthals. Dieser ließ auf die Antwort nicht lange warten. Er schrieb mir kühl und gleichgültig, wie über eine Sache von geringer Bedeutung.

Er stützte sich auf die Minorennität seines Sohnes und gab mir, die ich dessen Jugend gekannt und dennoch ein solches Verhältnis geduldet und unterstützt habe, alle Schuld, er wolle sich jedoch auf das übliche Arrangement verstehen.

Bald darauf erhielt meine Tochter eine polizeiliche Vorladung.

Der Beamte, der sie empfing, eröffnete ihr, daß Baron Reinthal Vater, geneigt sei, ihr eine bestimmte Abfindungssumme zu bezahlen, wenn sie schriftlich die Erklärung abgebe, daß der junge Baron nicht der Vater des Knaben sei, den sie geboren habe.

Mein armes Kind empfand die ganze Schmach, die ihr damit angetan ward, sie traf sie tötlich. Verstört, in unendlicher Aufregung kam sie zu mir zurück. Ihre Augen hatten einen fiebernden Glanz, ihre Lippen bebten.

Es ist unmöglich — unmöglich — unmöglich! rief sie immer wieder aus.

Sie wollte das Ungeheuerliche nicht glauben, sie konnte es nicht glauben, daß derjenige, der sie geliebt habe, sie so tief erniedrigen könne, sie in so schamloser Weise beschimpfen lasse.

Er durfte es nicht. Sie wollte ihn selbst aufsuchen, sagte sie; sie müsse es; kein anderer solle und dürfe mehr zwischen sie treten.

Ich sah ihre verzweifelte Entschlossenheit und konnte nichts daran ändern.

Sie fuhr mit dem nächsten Zug nach Wien; ungeduldig und angstvoll erwartete ich ihre Rückkehr, oder doch eine Zeile, ein Telegramm von ihr.

Nichts kam, und auch am nächsten Tage nichts. Da hielt es mich nicht länger. Ich wußte, in welchem Hotel sie abgestiegen, ich wollte dahin und an ihrer Seite bleiben.

Ich übergab das Kindchen fremden Leuten und eilte nach dem Bahnhofe.

Ich hatte die Fahrordnung nicht angesehen und da ich zu früh gekommen, mußte ich warten.

Ich kaufte eine wiener Zeitung, die ein Knabe mir anbot, sie war vom Abend des vergangenen Tages. Ich durchblätterte sie, und bei den Lokalnachrichten verweilend, las ich, daß im Hotel Viktoria eine junge Dame, die sich in das Fremdenbuch als Marie Reinthal eingetragen, durch einen wohlgezielten Schuß ihrem Leben ein Ende machte.

Ich sank ohnmächtig zusammen.

Ich schwebte einige Wochen zwischen Tod und Leben, auch das Kindchen kränkelte — aber wir überwanden es beide, ich und das Kind.

Erst als ich in der Rekonvaleszenz mich befand, überreichte mir der Arzt den Brief meiner Tochter, die lezten Worte, die sie vor ihrer entsezlichen Tat an mich gerichtet hatte. Ich übergebe sie hiermit Ihnen, Frau Baronin, sie werden Sie besser als alles überzeugen, daß meine Tochter rein war, und daß der Knabe, den sie mir hinterlassen, der Sohn Baron Reinthals ist."

Arnold hatte bisher in atemloser Hast gelesen, seine Zähne waren aufeinandergebissen, seine Augen starr und trocken.

Von Zeit zu Zeit hatte er seine Hand gegen die feuchte Stirne geführt, wie um sich zu vergewissern, daß seine Sinne noch klar, daß das Entsezliche, das ihm das Herz versengte, nicht auch sein Gehirn verbrannt habe.

Als er an dieser Stelle des Briefes angelangt war, schlug er das Blatt um, ohne es zu Ende zu lesen, ein zweites, mit kleinerer, zierlicherer Schrift war daran geschlossen, es war der Brief seiner Mutter, seiner armen in Verzweiflung geendeten Mutter.

Seine Brust hob sich krampfhaft, seine Hände begannen zu zittern, aber die unbarmherzigen Augen gönnten ihm keinen Augenblick, um sich zu fassen, gierig verschlangen sie jede Zeile, jedes Wort. Er las: „Mutter! Heute weiß ich's, ich bin entehrt! Das Gefühl, das mir das Höchste geschienen, das ich wie eine heilige Flamme in meinem Herzen genährt habe, es wird mir zur Schmach, denn ich habe es an einen Unwürdigen verschwendet.

Jeder hat nun ein Recht mich zu verachten, und selbst mein Kind, das einzige, das in meinem Jammer mich trösten könnte, wird mich verachten, denn man wird ihm sagen, deine Mutter ist eine Dirne gewesen, und der Mann, dem sie sich hingab, hat sie hohnvoll von sich gestoßen.

Ich will es nicht hören, Mutter, ich will es nicht hören! Es würde mich wahnsinnig machen! Der bloße Gedanke schon krallt sich in mein Gehirn — Gott, Gott, so unschuldig zu sein, und doch in den Augen der Welt so schuldig! Und jeder Bube dürfte mich jezt beschimpfen, und ich müßte es dulden, und müßte den Schimpf ertragen mein lebenlang?!

Das kann ich nicht — ich kann es nicht — dazu fehlt mir die Kraft. Ich will sterben. Mutter, liebe teure Mamma, verzeih mir's. Du hast mich gewarnt, wie oft, ich hab' dir's nicht geglaubt.

Ach, ma mie, wie konnt ich es denn?! Er war so schön, so gut, so zärtlich, seine Liebe erschien mir das Höchste, und er selbst war mir das Herrlichste, das die Natur gebildet — und nun diesem Manne, dem Einziggeliebten nichts mehr zu sein — nichts, nichts — er hatte mich abweisen lassen, durch seinen Kammerdiener! — Nichts mehr davon — ich will sterben. Mutter, wenn du diesen Brief in den Händen hältst, ist alles gut, und alle Qual hat ein Ende gefunden.

Auch er wird dann anders denken, ich hoffe es. Er beklagt dann wohl das arme junge Ding, das nun stumm geworden für immer, das nun keine Forderungen mehr an ihn stellen wird, keine — auch nicht durch dich Mutter, auch nicht durch meinen Sohn. Mein lieber kleiner Arnold, er soll es nie erfahren, was sein Vater an mir verbrochen hat, hörst du, Mutter, nie! Es ist mein lezter Wille. Er soll seinen Vater nicht hassen. Sag ihm, ich sei bei seiner Geburt gestorben, er wird sein Mütterchen, dem er das Leben gekostet, dann noch lieber haben, er soll mich lieb haben — es ist mein Gebet, mit dem ich hinübergehe. Leb wohl, teure Mamma, dir bleibt ein junges süßes Leben, mein Arnold, nimm ihn in acht!"

Arnold warf sich über den Tisch und brach in ein lautes krampfhaftes Schluchzen aus.

Er weinte um seine Mutter, wie nur ein Kind weinen kann.

Er liebte sie; niemals hatte ein Sohn seine Mutter zärtlicher geliebt, niemals hatte eine Mutter zärtlichere Liebe verdient, und diese Mutter hatte man ihm geraubt, gemordet, mit kaltem Blute gemordet!

Er weinte, er rang die Hände. Ein unendliches Mitleid und Erbarmen mit ihr, die längst ausgelitten, überkam ihn, und vielleicht auch Mitleid mit sich selbst, denn in ihm erhob sich etwas Grimmes, Grauenhaftes, ein wilder Haß gegen seinen Erzeuger.

In diesem Augenblick, wo er seine starke Liebe zu Elsa im Herzen trug, wußte er, was diesem Manne erfüllt worden, welche Seligkeit er in ihren Armen genossen, und nachdem er seinen Himmel erbettelt, hatte er sie, die ihm alles gegeben, in feiger Niedertracht von sich gestoßen, roher als jedes Tier, hatte er sein Junges verleugnet, und mit der Ehre seiner Geliebten zugleich ihr Leben vernichtet.

Und niemand hatte ihn darum angeklagt, niemand selbst von denen, die um seine Schandtat wußten. Und dieser Mann — ach, wie alles Blut sich in ihm empörte — dieser Mann hatte die Frechheit gehabt, die Mutter ihm zu verdächtigen, und vor ihm hatte er es ausgesprochen, daß er ihr nichts schuldig geblieben sei.

Nichts schuldig, der Mörder seinem Opfer!

Arnold erhob sich, und riß den Brief an sich. Jeder Nerv zitterte an ihm.

Er will ihn aufsuchen, will ihm den Brief vorhalten, will ihn zwingen ihn zu lesen, Zeile für Zeile, Wort für Wort, und er will ihn dann fragen, ob er wirklich glaube, daß er seiner Mutter nichts schuldig geblieben sei.

Er greift nach seinem Rock und Hut; unwillkürlich sieht er nach der Uhr, es ist Mitternacht.

Er kann nicht daran denken, den Baron zu Hause zu finden, der ist auf der Soirée der Fürstin. Gleichviel, er will dahin, er will ihn dort aufsuchen, und Aug in Aug, öffentlich und vor allen, will er ihn des Treubruchs anklagen und der Verführung. Da bricht er plözlich in ein lautes, hohnvolles Lachen aus.

Er will ihn anklagen? Wessen anklagen, und vor wem?! Wegen eines Verbrechens, das alltäglich ist, vor einer Gesellschaft, die es gleich einem Privilegium offen betreibt und sich dessen noch rühmt? Und war es nicht ein Organ der öffentlichen Ordnung und Sittlichkeit gewesen, das der alte Baron damit betraut hatte, der Verlassenen jenen schändlichen Antrag zu machen, der ihr eine Abfindungssumme sicherte, sobald sie den Vater verleugnete und lügnerisch sich selbst zur Meze bekannte?

In dieser Gesellschaft ist der Verführer ja unantastbar, auch vor dem Geseze, und er bleibt in Ehren und Würden nach wie vor. Und wenn er jezt unter sie trete mit seinem verzerrten Antliz, mit seinem verwirrten Haar, und wenn er den Brief laut verlesen würde, man würde die Geschichte nur amüsant

Schloß Chillon am Genfersee.

finden, und vielleicht auch skandalös. Skandalös nur von seiner Seite, in der Hintansezung aller Form, in der Verlezung des gesellschaftlichen Anstandes. Er würde diesen Hyänen die Mutter preisgegeben haben, der Baron aber, den sein Renommée, als Unwiderstehlicher, gleich einer Aureole umgibt, den diese Damen darum anbeten, er würde zu dem allen nur die Achseln zucken. Er hätte ja Recht, was die Gesellschaft tolerirt, in der man lebt, das tolerirt man selbst, und es gibt kein anderes Gewissen als die öffentliche Meinung.

Arnold warf den Hut von sich.

Nein, nicht heute, nicht vor dieser Gesellschaft wird er ihn zur Verantwortung ziehen, aber der Augenblick wird kommen, und er wird ihn beschleunigen helfen.

Von diesem Augenblick ist er losgelöst von allen Beziehungen, die bisher an die vornehme Welt ihn noch gefesselt, losgerissen von allen Banden, die ihn an den Vater geknüpft, jezt gehört er voll und ganz jenen Enterbten an, jenen Rechtlosen, deren Sache er bisher, nur von seinem tiefen Rechtsgefühle geleitet, vertreten hatte, zugleich in dem fast unbewußten Drange, der Menschen einer Zeit ergreift und zum Handeln drängt. Jezt ist er ein Proletarier wie sie.

Arnold hatte sich wieder dem Fenster genähert, er scheint verwandelt.

Seine Brust hebt sich hoch unter schweren Atemzügen, seine Hände sind geballt, und seine Augen brennen in einem Feuer, das seiner weichen milden Natur bisher fremd war, in dem Feuer eines wilden verzehrenden Hasses.

(Fortsezung folgt.)

Die religions-philosophischen Schriften des Privatgelehrten Julius Lippert.

Von Leopold Einstein.

Der Tod ist das lehrreichste Kapitel vom menschlichen Leben. Wer diesen Saz noch nicht in seiner tiefsten Tiefe erfaßt, der braucht nur die im Verlage von Theodor Hofmann in Berlin erschienenen Schriften von Jul. Lippert zu lesen, womit dieser geistreiche Etnologe in dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren die Wissenschaft bereichert hat. Dieselben sind:

1) Der Seelenkult in seinen Beziehungen zur althebräischen Religion. 2) Die Religionen der europäischen Kulturvölker in ihrem geschichtlichen Ursprung. — 3) Christentum, Volksglaube und Volksbrauch. 4) Die allgemeine Geschichte des Priestertums, welche in mindestens zwölf Lieferungen erscheint und wovon gegenwärtig bereits die neunte zur Ausgabe gelangte. Ein Beweis, wie sehr Herr Lippert in so kurzer Zeit die Aufmerksamkeit der Gelehrten wie der Gebildeten überhaupt auf sich gezogen, dafür spricht schon, daß wenige Wochen nach dem Erscheinen der ersten Lieferung die Verlagshandlung zur Herausgabe einer neuen Auflage sich genötigt sah. In der Tat, Lipperts Werke sind epochemachend; denn noch kein Kulturhistoriker hat vor unseren Augen ein so tief in das Dunkel der Urzeit des Menschengeschlechts hineinleuchtendes Licht angezündet, das so vieles, was bisher kulturhistorisch dunkel erschien, nun mit einemmale zur völligen Klarheit erhellte. Und alle die reichhaltigen Tatsachen, die er aus dem großen Schaze der vergleichenden Etnologie, der ihm in seltenem Maße zu Gebote steht, hervorhebt, sind nicht etwa wie zur Begründung seiner großartigen Anschauung gemacht, sie erscheinen vielmehr als das Gesammtresultat des von ihm aufgefundenen allgemeinen Grundprinzipes. Dieses besteht darin, daß der Tod, dem der Urmensch schon in den ersten Zeiten seines reflektirenden Denkens als einer Erscheinung gegenüberstand, die ihn mehr als irgend ein anderer Vorgang in der Natur zum Nachdenken über sich selbst angeregt, zum Seelen- und damit zum Gottesbegriff geführt habe, selbst mehr als das ebenfalls nicht so alltägliche wunderhafte Ereignis der Geburt. Denn Blüte und Frucht, Sonnenwärme und Winterkälte, Schneesturm und Regenguß, dieses alles hat der Erwachsene von Jugend auf in steter Wiederkehr als das Gemeine kennen gelernt. Aber daß der Lenker des Hauses nun nicht mehr da ist, oder vielmehr da ist und doch nicht mehr derselbe, daß derselbe Mund nun nicht mehr rede, dasselbe Auge sich nicht mehr bewegen kann, das durchbricht den Kreis des Gemeinen und regt den rohesten Sinn zur ungewohnten Gedankenarbeit an. Er sah, daß der Körper, der mit dem Kinde zum Manne wird und mit diesem zur Schwäche des Greises herabsinkt, mit dem Eintritt des Todes nicht zur Kinderform zurückkehrt, aus der er sich entwickelte, er liegt noch da in ganzer Länge und scheinbar in aller Vollkommenheit — und doch ist etwas Unnennbares von ihm gewichen, und das eben war es, womit er sah und hörte und gebot, womit er lebte. Fand Schreiber dieses doch einmal, welch' ein Grauen seine Hauskaze überkam, als sie ihr Junges, das sie mit so viel Zärtlichkeit aufgezogen, plözlich tot antraf. Wenn auch im ersten Augenblick diesen merkwürdig sonderbaren Zustand nicht begreifend, wurde sie doch schon von einem unbegreiflichen Entsezen und Ekel erfaßt, und wenn sie auch im weiteren Verlaufe selbstverständlich keinen menschlichen Einblick in diese ungewohnte, man möchte fast sagen: unnatürliche Erscheinung erlangte, so drängte sich ihr doch bald in ihrer tierlich-instinktiven Weise die vollste Ueberzeugung auf, daß alles, was bisher an ihrem Pflegling sie erfreute und erwärmte, dahingeschwunden sei, und was ihr dabei an reflektirendem Verstand, der den Gründen einer solchen Tatsache in menschlicher Weise nachforscht, abging, das ersezten ihr die ursprünglichsten der Sinne: der Gefühls- und Geruchssinn. Beide sagten ihr, daß hier alle animalische und damit auch jede geistige, auf Empfindung beruhende Tätigkeit erloschen sei, was wir mit einem Worte das Leben nennen. So verließ sie denn mit Wehmut und Trauer im Herzen die Stätte, wo das geliebte Wesen seine Seele ausgehaucht, und diese meine Beobachtung ist z. B. auch bei Tauben in anderer Weise zu gewahren in der fieberhaften Hast, womit sie sich des gestorbenen Jungen entledigen, indem sie solches sofort aus dem Neste hinauswerfen. Ohne auf weitere Beispiele dieser Art hier eingehen zu können zum Vergleiche mit der Art und Weise, wie wilde Völker in ähnlichen Fällen ähnlich verfahren, so steht schon im allgemeinen fest, wie groß diese Scheuempfindung beim Anblicke des Todes, insbesonderere bei den nächsten und liebsten Angehörigen von Uranfang gewesen sein müsse, wenigstens stimmen alle Tatsachen, welche Jul. Lippert hierüber gesammelt, damit überein. Lebt doch heute noch ein Rudiment dieses Grauens in uns fort zum Beweise, daß nicht leicht etwas in der Welt einen derartigen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf den Urmenschen gemacht und ihn schließlich zum Nachdenken über den Grund dieser lebensvernichtenden Erscheinung geführt haben könnte, als der Tod. Diese ist somit als der erste Keim anzusehen, aus dem der Seelenglaube, der Glaube an eine den Menschen bewohnende Seele sich gebildet hat, die seinen Leib überdauert — und das war der Anfang des Geisterglaubens, der gerade unter den Naturmenschen im furchtbarsten Maße wuchert und in seiner fortschreitenden Ausbildung alle Elemente in sich aufgenommen, welche wir schließlich mit dem Worte „Religion" bezeichnen.

Macht auf den Naturmenschen überhaupt alles Unbegreifliche einen unheimlichen Eindruck, wie viel mehr das geheimnisvolle, unerwartete Ereignis des Todes, das er vor allem menschlicher Bosheit und Tücke zuschreibt, die mit Zauberei in Verbindung steht, daher die Myten, welche in die Vorgeschichte der Menschheit ein unsterbliches Geschlecht versezen, das erst durch böse Einflüsse sterblich wurde, diesen aus der Kindheit der Menschen stammenden Gedanken noch zum Ausdruck bringen, ein Beweis, wie wenig dieselben auf dieser Stufe noch daran denken, die Erklärung des Todes in dem natürlichen Verlaufe der Dinge zu suchen. Was wir daher Seele oder Geist nennen, erscheint ihnen daher als ein Gespenst und sie fürchten mehr den Toten als den Tod, eine Furcht, wie sie selbst noch heute die Abergläubischen in unserem Volkstum vor dem „Umgehenden" beschleicht, den sie nur noch unter Selbstmördern und Hingerichteten zu erblicken vermögen, da ihnen der nicht gewaltsame Tod bereits als ein natürliches Ereignis bekannt ist und daher keinem solchen Spuk mehr Raum gibt. Daher sehen sich die rohen Naturvölker überall allenthalben von spukenden Geistern umgeben, welche nicht, wie gemeinlich angenommen wird, personifizirte Naturkräfte sind, sondern die umgehenden Geister der Verstorbenen, zu deren Versöhnung und Befriedigung alle nur möglichen Veranstaltungen getroffen sind, wie wir sie in den Kultgebräuchen aller Völker und Zeiten aus den Werken Lipperts in Hülle und Fülle kennen lernen, auf welche wir unsere Leser verweisen müssen; denn gerade hierin ist das eigentliche große Verdienst dieses Schriftstellers enthalten, daß er die Tatsachen des Kultus zur Grundlage der geschichtlichen Religionsforschung macht, als sie das am ängstlichsten konservirte und somit am weitesten in die Urvorstellungen der Menschen zurückreichende Element ausmachen.

Nun waren schon Traumerscheinungen hinreichend gewesen, Gedanken an Unsterblichkeit (selbstverständlich noch nicht in unserem ausgedehnten Sinne) wachzurufen, weil hier den Träumenden oft längst verstorbene Ahnen leibhaftig wieder erschienen sind und auf dieser kindlichen Stufe der Mensch noch nicht imstande war, seinen Traum von der Wirklichkeit zu trennen und zu unterscheiden. Hier hätten wir schon die Manen der alten Griechen, die geisterhaften Schattengestalten des Harts, die entflohenen Seelen des Leibes. Daß auch der alte Hebräer diesen Schattenriß für seinen „Geist" angesehen, geht z. B. aus dem 9. Vers im 14. Kapitel des 4. Buches Mose hervor, wo

von den Kanaanitern, deren Land die Israeliten nachmals eingenommen, gesagt wird: „Sie sind unsere Speise (lachmenu), schon ist ihr Schatten (zillam) von ihnen gewichen.“ Das Wort lechem = Brod, arabisch Fleisch, da es von lacham = verschlingen, auffressen, verzehren, auch kämpfen, streiten kommt, daher milchamah = Krieg, läßt uns schon den „Kampf ums Dasein“ erkennen, und wenn nun die feindlichen Kanaaniter den Israeliten zur Speise dienen sollten, so läßt sich, wollen wir diese Stelle nicht bildlich nehmen, wie die Nationalistik sich in klüglicher Weise auszudrücken pflegt, sondern wörtlich nach dem kannibalistischen Sinne der alten Zeit, darunter nichts anderes denken, als was der Saz wirklich besagt, und auch der andere Saz: „Schon ist der Schatten von ihm gewichen,“ bezeichnet nicht etwa, wie Luther übersezte: „den göttlichen Schuz,“ sondern erklärt sich demjenigen, der etwa den Artikel: „Die Zauberin mit dem Abbild“ in der Vossischen Zeitung aus der Feder von Carus Sterne gelesen, ganz leicht und ungezwungen; denn daraus geht hervor, daß der Mensch in seinem Kindheitszustande seinen „Schattenriß“ für seinen „Geist“ gehalten. So sah er im Traume die Schatten oder Seelen (hebräisch zel = Schatten, Seele) der Verstorbenen, mit denen er im Leben verkehrt, umherwandern, und die Naturvölker sind vielfach der Meinung, daß man sein Spiegelbild hübsch in Acht behalten müsse; denn was ihm geschieht, droht auch dem Eigentümer. Daher machte der Verkauf seines Schattens den armen Schlemihl so unglücklich, und der europäische Aberglaube, daß wer sein eigenes Bild von sich getrennt erblickt (Doppelgänger), demnächst sterben müsse, ist genau derselbe, wie der von Rabbi Isaak Loria, welcher am Tage vorher starb, ehe das Jahr zu Ende ging, weil er in jener Nacht seinen Schatten ohne Kopf gesehen, oder der kabbalistische Glaube: Wer in der „Nacht des Zeichens“ (27. September) seinen vollen Schatten im Mondlicht sieht, der soll in diesem Jahre nicht sterben. Körper und Bild gehören eben zusammen wie Leib und Seele, tote Materie und lebendige Form. So erklärt sich uns im Anschluß hieran auch der bekannte Bibelvers: „Lasset uns einen Menschen machen in unserem Bilde“ = bezalmenu, wo das Wort zelem = Bild, Stamm wiederum zel = Schatten, ein Schattenbild, Abschattung, Bild, insbesondere ein Gözenbild als beseelt gedachter Gegenstand oder Fetisch bedeutet, daß der Mensch als das „Bild“ Gottes in dem Sinne gedacht worden sei, in dem es mit solcher Bestimmtheit den Egyptern, den Griechen und Römern als die „Behausung Gottes“ galt (s. Geschichte des Priestertums Bd. I. S. 488 u. Bd. II. S. 286). Insofern beherbergte der erste Mensch (Adam) den Gottesgeist in seinem tönernen Leibe, wie der egyptische König, der insofern von seinem Volke als Fetisch verehrt wurde, oder der israelitische Prophet, in welchem „der Geist Gottes“ war, wie noch jezt der Dalai-Lama in Tibet. Da nun die Schatten hauchartige Gestalten, so mußte die vergleichende Beobachtung dazu führen, dieselben mit dem Lebenshauche des Menschen zu identifiziren. Das Verlassen des warmen Hauches mit dem Stocken und Erkalten des Blutes, womit auch die Kraft der Sinne und der Sprache schwand, rief die Redeweise: „Er hat seinen Geist ausgehaucht“ hervor, daher in allen Sprachen die Begriffe Atem, Seele und Geist in einem Worte enthalten sind, auf deren feinere Unterscheidung hier einzugehen nicht erforderlich ist, genug, daß unter Seele oder Geist ein dunkles, schattiges Luftwesen gedacht wurde, das mit der Geburt in den Menschen hinein- und mit dem Tode wieder aus ihm herausfährt. Daß auch die Hebräer an ein „Todesschattental“ = gej zalmaveth glaubten, wie die Griechen an den Hades, daß bezeugt dieser psalmistische Ausdruck zurgenüge.

Allein nach Jul. Lipperts tiefgehenden Forschungen wäre diese auf dem Wege der natürlichen Vergleichung entstandene Vorstellung nicht die primitive, somit nicht die älteste und ursprüngliche. Es scheint ihm vielmehr die Kulturentwicklung schon ziemlich entwickelt gewesen zu sein, ehe der Mensch die Vorstellung „Geist“ oder „Seele“ determinirt hatte; denn die alten Egypter (s. dessen Geschichte des Priestertums Bd. I. S. 383) besaßen einen höchst umfassenden, ja verschwenderischen Totenkult, noch ehe die zergliedernde Frage, was denn eigentlich vom Menschen fortlebe, gestellt worden war; es genügte zu sagen: Er lebe weiter, eine Formel, die, wie zuerst Dr. Hincks bemerkte, in den Gebeten von Verstorbenen bis zur elften Dynastie hinauf noch vorkommt; aber von jener Zeit an, oder nach anderen genauer seit Amenemha I. von der zwölften Dynastie (nach Beuth 2561 v. Chr.) tritt in der bekannten Gebetformel „Sutonhotap-ta“, die man auch wohl das „egyptische Vaterunser“ genannt hat, an die Stelle der allgemeinen Personalbezeichnung das Wort „Ka“, für dessen Uebersezung Le Page Renouf die Bezeichnung „Genius“ wählte. Die wörtliche Uebersezung wäre aber: imago, das Bild in der Bedeutung des hebräischen zelem, das als ein „lebendes“ in dem Steine oder Holze wohnt, dessen Verehrung Jeremia (Kapitel 2, Vers 27) den Israeliten zum Vorwurf macht. Der genannte Egyptologe hebt einen alten Text hervor, nach welchem Ptah, der Hauptgott von Memphis, die Götter veranlaßt habe, sich in ihre Leiber, d. h. in ihre Bilder von Holz oder Stein, hineinzubegeben. Die Bildbezeichnung scheint eben auf dem Vergleiche zu beruhen, daß wie die Seele das Bild des Leibes, so auch umgekehrt der Leib das Bild der Seele sei, was auch die Abstammung des hebräischen zelem von zel, wie bereits erörtert, schlagend erhärtet. Befragen wir nur unser Volk, und wir finden noch heute, daß nur der Getötete dem „Umgehenden“ die Geistqualität beilegt, für das Volk ist er aber auch nur „Er“, die Person überhaupt, die umgeht. Diese anfängliche Unbestimmtheit des Begriffes, wonach der Mensch überhaupt es ist, der da irgendwie anders (als in seinem Leibe) fortlebt und sich äußert, veranlaßt Lippert, die bereits erwähnten Trauererscheinungen als mächtigen Faktor in der Entwicklung der Ahnenverehrung, die den zeitweiligen Unsterblichkeitsglauben begründete, anzuerkennen, wonach das Andenken der Eltern und Stammhäupter zum fortlebenden Geiste inmitten ganzer Stämme für die Dauer gesichert ward. Das Seelenbild des Vaters, welches den Träumenden umschwebte, wurde durch den zeitlebens ihm geweihten Kult zum Haus- und Familiengotte, das des Häuptlings zum Stammgotte erweitert, der mit dem Zusammenschluß mehrerer Stämme zu einer Nation zum Nationalgotte sich erhob. Dieser wäre sonach in seiner ursprünglichen genetischen Form nicht das Abbild des noch lebenden, sondern des noch nach dem Hinscheiden fortlebenden Menschengeistes, daher der Totenkult, bestehend in Speise- und Trankopfer, Räucherungen und sonstigen Liebesgaben 2c., wie sie die fortlebende Seele zur Nahrung und Erquickung nach dem Tode in gleicher Weise wie vor demselben erheischt, eigentlich ein Götterkult ist und als solcher auch in Israel und Juda bis zur nachexilischen Reformation stark im Gebrauche war. Dieses alles hat unser verdienstvoller Etnologe in seinen sämmtlichen Schriften, insbesondere in seinem neuesten Werke an einer solchen Fülle von Beispielen gezeigt, daß in dieser Hinsicht wohl kaum mehr etwas zu tun erübrigt. Dasselbe geht von den bescheidensten Religionsanfängen bei den Indianern der Südseeinseln und den mongolischen Stämmen Asiens aus und läßt alsdann bei den Schwarzen Afrikas, insbesondere denen des Westens, schon einige Fortschritte erkennen. Hierauf führt es uns auf den Boden von Altmexiko, des Inkareiches von Peru, und ferner von Altegypten. Tritt uns auch hier hundertfältig Neues entgegen, so reißt doch der Faden derselben etnologischen Auffassung nicht ab, wir lernen vielmehr die Formen der Kultur aus denen der Unkultur begreifen. Daran reiht sich das Priestertum in Israel-Juda, dem der Verfasser allein bis jezt die drei zulezt erschienenen Hefte (Nr. 7, 8 u. 9) gewidmet hat, und so sehr wir auch hier auf bekanntem Boden stehen, so müssen wir aufrichtig gestehen, daß uns derselbe viele Rätsel entschleiert, die uns bisher nicht erklärlich waren. Und so folgen wir ihm, wie bisher, mit der größten Spannung und mit gesteigertem Interesse weiter, um uns von ihm in das syrische und iranische Asien geleiten zu lassen, das brahmanische Priestertum kennen zu lernen und zulezt zu den uns näher bekannten Völkern, zu den Staaten des klassischen Altertums, zu unseren germanischen

Vorfahren und deren Nachbarn. Ja wir folgen mit der Wißbegierde des eifrigen Schülers dem dozirenden Meister, den lehrreichen Worten des in seiner Art ganz einzigen, unvergleichlichen Forschers.

Allein wer wäre imstande, den ungeheuren Reichtum seiner Ideen in wenigen Seiten zusammenzufassen? Wir begnügen uns daher, nur ein einziges Beispiel herauszugreifen, in der Absicht, zum Lesen und Studiren der Werke des tiefen Denkers anzueifern, damit schließlich die Wahrheit, wie alle Völker, alle Rassen, alle Menschen ihre Religionen mit ihren verschiedenartigsten Gebräuchen und Sitten nach denselben Grundgesezen von der niedrigsten Stufe bis zu den höchsten Formen allmälich entwickelt habe, alle Menschen durchdringe. Dann wird der der schöne Saz: Tout comprendre, c'est tout pardonner alle religiösen Gehässigkeiten zu Schanden machen; denn die Erkenntnis versöhnt.

So sind es denn gerade die äußerlichen Kultformen und die aus deren Pflege von allem Anfang an entstandene Priesterschaft, die dem Verfasser der Geschichte des Priestertums ihre Geheimnisse geoffenbaret haben, so daß selbst bedeutende Männer der biblischen Exegese daraus so manches lernen dürften, was ihnen von anderer Anschauung aus bisher in falschem Lichte erschienen ist. So wird bekanntlich selbst von Gelehrten ersten Ranges in ihrer Art, wie zum Exempel von einem H. Graetz oder Ernst Renan angenommen, daß die Juden eigentlich erst im Exil den Unsterblichkeitsglauben von den Persern angenommen hätten, weil sich in den Hauptbüchern des alten Testamentes — in den Büchern Mose, wie in den übrigen des Kanons bis zu Daniel kein dieses Dogma deutlich aussprechender Saz vorfinde. Dagegen behaupten die rechtgläubigen Teologen, dieser Glaube sei als so selbstverständlich vorauszusezen, daß seine besondere Hervorhebung gar nicht nötig gewesen sei. Andererseits finden wir aber, daß in vielen Stellen des alten Testaments, wie im Buche Hiob, in mehreren Psalmen ꝛc. der Unsterblichkeitsglaube geradezu mit unverblümtester Ostentation abzuleugnen gesucht wird. Nach der Grundanschauung der Lippert'schen Seelenlehre löst sich uns dieses Dilemma in so einfacher Weise, daß wir gerade hierin eine feste Gewähr für die Richtigkeit seiner Teorie erblicken zu müssen glauben. Denn ist der Seelen- oder Geisterglaube bei allen Völkern auf den niedrigsten Stufen eine ausgemachte Tatsache, woran wir bei dem ungeheuren Beweismaterial, das Herr Lippert in allen seinen Schriften aus der Literatur- und Völkerkunde aller Zeiten beigebracht, keinen Augenblick mehr zweifeln können, wie sollte da dieser Glaube gerade unter den Israeliten, dem „Volk der Religion“ par excellence, nicht auch schon von allem Anfang her vorhanden gewesen oder gar erst nach dem Exile aufgekommen sein, nachdem der alte Götterstaat gestürzt war, um von nun an einem neuen, höheren Gottesstaate Plaz zu machen? Ist es denn für den Bibelgläubigen nicht schon höchst auffällig, daß die alten Israeliten den Unsterblichkeitsglauben mit seinem daran haftenden großartigen Kultapparate nicht schon während ihres langen Aufenthaltes in Egypten in seinem vollsten Umfange sollten kennen gelernt haben? Im Gegenteil hat unser Verfasser in seiner „etnologischen Studie zum althebräischen Seelenkult“ diesen aus zahlreichen Stellen des alten Testamentes nachgewiesen. Aber gerade aus dieser reichhaltigen Kultpflege, welche der Ahnenseele in Juda wie in Israel zuteil ward, geht deutlich hervor, warum die größten Propheten der jüdischen Nation zulezt nichts mehr von demselben wissen wollten; denn nicht nur die heidnischen Gebräuche, die damit unauflöslich verbunden waren, sondern auch, ja vielmehr namentlich das große Hindernis, welches die allenthalben geübte Verehrung der Ahnengeister der von den Gottesmännern angestrebten einheitlichen Gottesidee (der Jahveverehrung) entgegenstellte, ließen sie lieber auf den mit dem Seelenglauben verbundenen Unsterblichkeitsglauben, der ohnehin noch nicht im Sinne der Ewigkeit ausgebildet war, verzichten, als ihn noch weiter zu nähren. Jezt verstehen wir auch, was Jesaja mit den sonst so sonderbar erscheinenden Worten (Kapitel 63, Vers 16): „Du bist unser Vater, denn Abraham kennt uns nicht und Israel sind wir fremd; du also, Jahve, bist unser Vater, du unser Retter, von Anbeginn ist das dein Name,“ sagen wollte; denn daraus geht hervor, daß man einst diese Väter nach der Weise des Ahnenkultus in Israel verehrt hat, und es war Jesaja eben darum zu tun, diese Erinnerung an einen anderen Kult als den Jahve's zu verdrängen. Wenn jedoch Jesaja meint, daß Jahve's Name schon von Anbeginn war, wie er sich ausdrückt, so war dieses bekanntlich in Wirklichkeit nicht der Fall — schon die Stelle im Exodus Kapitel 5, Vers 3 spricht dagegen — aber es war so, wie Lippert sich ausdrückt, im Wunsche des Jesaja.

Nun werden uns aber auch Säze klar, wie sie z. B. in der Beichte (Deuteron, 26, 14) vorkommen, wo der Kultgerechte u. a. von sich bekennt, „daß er wirklich alles aus seinem Hause geschafft,“ was der zentralistische Einheitskult, wie er zu den Zeiten Hiskias und Josias den Privatkulten gegenüber sich ausbildete, beanspruchte, „daß er nichts davon gegessen in seiner Trauer und nichts davon des Toten wegen hingegeben.“ Denn daß ein Kult war, den einst der Tote empfing und der dann in ein „Trauerzeremoniell“ überging, das wußte der Levit noch sehr wohl. Als daher die Haus- und Gemeindekulte dem siegreichen Einheitskulte unterlagen, da mußte auch dem Totenkultus, der Wurzel aller Kulte und der Nahrungsquelle mancher Priesterschaft, das Lebenslicht ausgeblasen werden; denn nun flossen alle diese Gaben nach Jerusalem in den Moriatempel. Aber auch mit den Toten teilte der Jahve des Reiches keines seiner Rechte mehr, daher muß nun auch von jezt an den Juden das Totenmal und das Begraben im Tempel selbst, dessen ganze Bauanlage wir darauf eingerichtet finden (hierüber ausführlich Bd. II. S. 158 ꝛc.), als eine gottlose Verunreinigung erscheinen.

Damit schließen wir unser Referat über Jul. Lippert's neuestes epochemachendes Werk. Wir unsererseits sind ihm zu großem Dank für das bisher Gebotene verpflichtet und sehen mit wissenschaftlicher Sehnsucht den weiteren Belehrungen der so rasch aufeinander folgenden Hefte entgegen. Möge es ihm noch lange gegönnt sein, in diesem Sinne weiter zu wirken zum Heile der reformbedürftigen Menschheit auf dem Gebiete der wahren natürlichen Erkenntnis.

Emanuel Geibel.

Von J. Stern.

> Der Dichter steht auf einer höhern Warte
> Als auf den Zinnen der Partei

hatte Freiligrath einst gesungen, worauf ihm Herwegh erwiderte:

> Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
> Die noch die Mutter aller Siege war!
> Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfehmen,
> Ein Wort, das alles Herrliche gebar?
> Nur offen wie ein Mann: Für oder wider!
> Und die Parole: Sklave oder frei!
> Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder
> Und kämpften auf der Zinne der Partei.

Wer hat recht von beiden? Beide. Der Kultus des Schönen ist die Aufgabe der Poesie wie der Kunst überhaupt, und zwar nicht blos des Formschönen. Das echte Kunstwerk entzückt nicht blos den äußeren Schönheitssinn durch ästetische Formen, sondern erhebt auch die Seele aus der gemeinen Alltagsstimmung, und flößt ihr jene höheren Stimmungen der Wonne aber auch der Wehmut ein, welche ein erhabener, anmutiger, rührender, bedeutender Inhalt erweckt. In der Welt der Kunst wollen wir reine Gebirgsluft atmen, uns an dem Herrlichen in Natur und Menschenleben erquicken und erbauen, was die Akkorde des

Gefühls höher stimmt, die inneren Regungen weckt, die in der Seele schlummern. Erörterungen, welche dem höheren Gefühlsleben ferne stehen, können daher nicht Gegenstand der Poesie im eigentlichen Sinne sein. Reine Belehrung ist Sache der Wissenschaft, Ueberredung und Polemik Sache der Rhetorik.

> Wie mit dem Stab des Götterboten
> Beherrscht er das bewegte Herz;
> Er taucht es in das Reich der Toten,
> Er hebt es staunend himmelwärts
> Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
> Auf schwanker Leiter der Gefühle

singt Schiller von dem Dichter und ähnlich Goethe (Vorspiel zum Faust):

> Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge
> Gleichgültig drehend auf die Spindel zwingt,
> Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
> Verdrießlich durcheinander klingt,
> Wer treibt die fließend immer gleiche Reihe
> Belebend ab, daß sie sich rhytmisch regt?
> Wer ruft das einzelne zur allgemeinen Weihe,
> Wo es in herrlichen Akkorden schlägt?
> Wer läßt den Sturm zu Leidenschaften wüten?
> Das Abendrot im ernsten Sinne glühn?
> Wer schüttelt alle schönen Frühlingsblüten
> Auf der Geliebten Pfade hin?
> Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
> Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?
> Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?
> Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart.

Die Parteipolemik ist darum nicht Sache des Dichters als solchen, welcher „der Leier zarte Saiten, doch nicht des Bogens Kraft“ zu spannen hat, in einer mit dem Staub der Arena geschwängerten Atmosphäre mag die Muse nicht weilen. Das von den vergänglichen Bestrebungen des Tages stets unberührt Bleibende ist allein fähig, den echten poetischen Effekt auf das Herz zu machen und jene erlösende, befreiende Wirkung auszuüben, welche jedes echte Kunstwerk hervorbringt.

Aber ist der Dichter nicht auch Mensch und wird, kann, darf er dem, was seine Zeit bewegt, teilnahmlos gegenüberstehen? Wird er mit verschränkten Armen dem ernsten Kampfe der Parteien zuschauen und während der Streit der Meinungen um ihn wogt und tobt, die Zeit in den Wehen liegt und eine neue Epoche ihrem Schoße sich entringen will, nur von Lenz und Liebe singen und quietistischer Schönheitsseligkeit sich hingeben? Würde er da nicht jenem Hofmann gleichen, von dem Percy (im Shakespeares Heinrich IV.) sagt:

> Als ich, von Wut und Anstrengung erhitzt,
> Matt, atemlos, mich lehnte auf mein Schwert,
> Kam ein gewisser Herr, nett, schön geputzt,
> Frisch wie ein Bräutigam; sein gestutztes Kinn
> Sah Stoppelfeldern nach der Ernte gleich.
> Er war bebalsamt wie ein Modekrämer,
> Und zwischen seinem Daum' und Finger hielt er
> Ein Bisambüchschen, das er eins um andre
> Der Nase reichte und hinweg dann zog.
> Stets lächelt' er und schwatzt' und fragte mich
> Mit vielen Feiertags- und Frühlingsworten.
> Ich, den die kalt gewordnen Wunden schmerzten,
> Nun so geneckt von einem Papagei,
> Antwortete so hin, ich weiß nicht was:
> Er sollte oder sollte nicht. Mich macht' es toll,
> Daß er so blank aussah und roch so süß
> Und wie ein Kammerfräulein von Kanonen,
> Von Trommeln schwatzt' und Wunden u. s. f.

Daher ziemt es dem Dichter wohl, den auf große Ziele gerichteten Bestrebungen der Partei melodischen Ausdruck zu geben und seine Genossen mit seinen Liedern zu befeuern. Schön singt Heine (mit etwas ironischer Uebertreibung):

> Deutscher Sänger! sing und preise
> Deutsche Freiheit, daß dein Lied
> Unsrer Seelen sich bemeistre
> Und zu Taten uns begeistre,
> In Marseillerhymnenweise.
>
> Girre nicht mehr wie ein Werther,
> Welcher nur für Lotten glüht!
> Was die Glocke hat geschlagen,
> Sollst du deinem Volke sagen,
> Rede Dolche, rede Schwerter!
>
> Sei nicht mehr die weiche Flöte,
> Das idyllische Gemüt —
> Sei des Vaterlands Posaune,
> Sei Kanone, sei Kartaune,
> Blase, schmettre, donnre, töte!

Der Sänger in der Hansastadt an der Trave, dessen Harfe vor wenigen Wochen auf immer verstummt ist, ließ von den Zinnen der Partei herab manches feurige Lied ertönen; was ihn aber zum Liebling der Nation machte, waren nicht Lieder dieser Art, sondern jene, die er auf der höheren Warte anstimmte. In ihnen entfaltete sein Genius seine höchste dichterische Kraft. Und diese Kraft war so unerschöpflich und vielseitig, offenbarte sich in einer solchen Fülle herrlicher Schöpfungen von gediegenem Gehalt, tiefer Innigkeit und bezauberndem Wohllaut, daß auch wir, die ihn als Parteimann nicht zu den Unsrigen zählen, ohne Bedenken einen Ehrenkranz auf seinen Grabhügel legen dürfen.

Emanuel Geibel.

Emanuel Geibel*) wurde am 18. Oktober 1815 als das siebente Kind des Predigers Johannes Geibel zu Lübeck geboren und verlebte in seiner Vaterstadt eine angenehme Jugendzeit. Zwanzigjährig verließ er das städtische Gymnasium als Primus der Prima, um in Bonn Teologie zu studiren. Die Neigung zur Dichtkunst, welche schon in der Gymnasialzeit manche Blüten trieb, trat hier noch lebhafter hervor, so daß er die Teologie mit den humanistischen Wissenschaften vertauschte. Ein Jahr später ging er nach Berlin, wo er von Hitzig in die „Literarische Gesellschaft“ eingeführt wurde, in der er mit Chamisso, Willibald Alexis, Gaudy u. a. bekannt wurde. Im Hause Bettina's lernte er die nachmalige Frau Kinkel kennen, durch deren Vermittlung er 1838 eine Hauslehrerstelle bei dem russischen Gesandten, Fürst Katakazi in Athen, erhielt. Von dem klassischen Boden von Hellas, wo sich sein Schönheitssinn

*) Salomon, Geschichte der deutschen Nationalliteratur, XI; Gödeke, E. Geibel.

erheblich bildete, kehrte er 1840 in die Heimat zurück und veröffentlichte seine beiden Erstlinge, ein Heft Uebersezungen aus griechischen Dichtern unter dem Titel „Klassische Studien“ und einen Band „Gedichte“. Der Kritik gegenüber hatte der junge Poet einen schweren Stand. War doch damals alles Tendenz in der Literatur. Erst die zweite Auflage (1848) wurde hin und wieder besprochen. Ein Beurteiler rühmte die große Zartheit lyrischer Empfindungen, die meisterhafte Beherrschung verschiedener Formen und die in seltener Art wohltuende Reinheit der Sprache, des Verses und des Reims. Besonders kam den Liedern das musikalische Element sehr zustatten, weshalb auch die Komponisten bald wetteiferten, die Geibelschen Lieder mit Melodien zu beseelen. Außer Goethe und Heine ist wohl kein Dichter so oft in Musik gesezt worden als Geibel und diese Kompositionen erklangen vom vornehmen Salon bis zur Drehorgel auf den Jahrmärkten. — Im allgemeinen verhielt sich die Kritik kühl bis ans Herz hinan; sie rügte namentlich, daß Geibels Sangesweisen der Eigenart entbehren und vielfach die Lyrik Goethes und Heines, Uhlands und Platens in ihnen nachtönt, so daß ihr Wert wesentlich ein reproduktiver sei. Indessen bewahrte Geibel troz seiner Anlehnung an diese Meister immer noch Selbständigkeit genug, um nicht als Nachahmer zu gelten. — Für das ablehnende Verhalten der Kriktik entschädigten den jungen Dichter die Erfolge, die er beim Publikum errang. Mit einem Schlage gewann ihm die Sammlung die Herzen der Jugend, besonders der weiblichen (weshalb man ihn auch später noch den Dichter der Backfische par excellence nannte), die nichts von Politik und politischer Poesie wissen wollte. Wie sollte diese nicht von Strophen begeistert sein wie:

Und legt ihr zwischen mich und sie
Auch Strom und Tal und Hügel,
Gestrenge Herrn, ihr trennt uns nie,
Das Lied, das Lied hat Flügel.
Ich bin ein Spielmann wohlbekannt,
Und mach mich auf die Reise
Und sing hinfort durchs weite Land
Nur noch die eine Weise:
Ich hab dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich hab dich lieb und grüße
Dich tausend, tausendmal.

Nicht übergangen darf werden, daß der König Friedrich Wilhelm IV. dem Dichter 1842 einen lebenslänglichen Jahrgehalt von 300 Talern bedingungslos aussezte, damit er unbehindert seinen poetischen Studien leben könne, wie es auch Freiligrath geschehen war.

Ein so glückliches Debut konnte Geibel nur zu frischem Weiterstreben auf der beschrittenen Bahn ermutigen und es ist interessant zu sehen, wie seinem Pegasus von Flug zu Flug die Schwingen wachsen. Bald erschienen „Volkslieder und Romanzen der Spanier“ (Uebersezung), die „Zeitstimmen“ und einige Jahre später „Zwölf Sonette. Für Schleswig-Holstein.“ Die Zeitstimmen zeigen, daß der konservativ angelegte, wenn auch der Sache der Freiheit aufrichtig zugetane und von der lautersten Gesinnung erfüllte Pastorssohn über die allgemeinen Ziele und Bestrebungen noch eben so unklar war, wie beinahe das ganze Volk und mit seinen Vertröstungen, nur geduldig auszuharren, dann werde sich noch alles zum Besten wenden, eher der Klärung der politischen Ansichten hinderlich als förderlich war. Die Zeitstimmen enthalten auch jenen poetischen Fehdehandschuh „An Georg Herwegh“, dessen mächtig dröhnenden „Gedichte eines Lebendigen“ mit ihrem hinreißenden Feuer und bezauberndem Wohllaut kurz zuvor bekannt geworden waren und deren radikale Tendenz dem zart wenn auch nicht unmännlich empfindenden, und allem politisch-extremen Wesen abholden Geibel höchst antipatisch waren. Die Muse Herweghs und Geibels waren Gegensäze wie der gewaltige Orkan und der linde Zephyr. Die Apostrophe an Herwegh enthält einen Vers, der besonders heutzutage in den entgegengesezten Lagern beherzigt werden dürfte:

Nein! Glaub, der Tag ist bald erwacht,
Der Morgen naht, wo wirs erringen,
Nicht ohne Kampf, doch ohne Schlacht,
Der Geist ist stärker als die Klingen.

In der Schlußstrophe verwahrt sich der Dichter gegen den Verdacht der Liebedienerei:

Ich sing um keines Königs Gunst,
Es herrscht kein Fürst wo ich geboren;
Ein freier Priester freier Kunst
Hab ich der Wahrheit nur geschworen.

Karakteristisch für die damaligen Zustände ist folgende drollige Zensurgeschichte. Als die Zeitstimmen von Escheberg bei Kassel, wo sich Geibel damals aufhielt, nach Lübeck zum Verlag gesendet wurden, strich der Zensor — nicht etwa Gedichte, welche deutsche Angelegenheiten betrafen, sondern ein Polenlied und den „jungen Tscherkessenfürsten“. Der hamburger „Telegraph“ dagegen nahm das leztere unbeanstandet auf. In Hamburg war unanstößig, was in Lübeck gefährlich schien.

An den freundlichen Aufenthalt in Escheberg schloß sich ein buntes Wanderleben, das ihn mit vielen Zeitgrößen der Literatur und auch des Buchhandels in Berührung brachte, u. a. mit Cotta in Stuttgart, in dem er einen neuen Verleger fand. Im Sommer 1851 verlobte er sich und nun galt es, eine feste Lebensstellung zu erwerben. Doch bevor er die nötigen Schritte dazu tat, erhielt er im Februar 1852 von dem König von Baiern einen Ruf nach München als Professor der Aestetik, dem er, nachdem er seine Braut heimgeführt, im Herbst desselben Jahres Folge leistete. Doch war auch während der Wanderjahre nie eine größere Pause in dem poetischen Schaffen Geibels eingetreten. Im Herbst 1847 war ein neuer Band Gedichte unter dem Titel „Juniuslieder“ erschienen; außerdem hatten ungefähr um dieselbe Zeit zwei dramatische Versuche, das Trauerspiel „König Roderich“ und das Lustspiel „die Seelenwanderung“ das Licht der Lampen erblickt. Die Gedichte weisen einen wesentlichen Fortschritt auf, schlagen hier und da einen männlicheren Ton an und sprechen wärmere Sympatien für die freiheitlichen Bestrebungen der Zeit aus. Juniuslieder nannte er sie, weil sie meistens in der hohen Sommerzeit seines Lebens entstanden waren. Der Mai ist vorüber mit seiner Blumenfülle, nur bisweilen blüht es noch, aber im Laube beginnts zu reifen; eine ruhige stetige Wärme ist an die Stelle der ewig unruhigen Frühlingslüfte getreten. Die Sammlung zeigt uns den Dichter auch als Meister der Ballade und der Spruchdichtung. Einige Proben der lezteren mögen hier ihren Plaz finden.

Das ist's, was mich am Freund zumeist verdrießt,
Wenn er nach Spazen mit Kartätschen schießt.

Das ist klarste Kritik von der Welt,
Wenn neben das, was ihm mißfällt,
Einer was Eigenes, Besseres stellt.

Ich fühle mich nie so groß, so klein,
Als wenn im Shakespeare ich gelesen,
Klein, weil ich denk an das, was mein,
Groß, weil er auch ein Mensch gewesen.

Die Tragödie „König Roderich“ wurde von der Kritik und später von dem Dichter selbst als dramatisches Kunstwerk verworfen. Das Lustspiel „Seelenwanderung“ aber, das später nach mehrfacher Ueberarbeitung unter dem Titel „Meister Andrea“ im Druck erschien und öfters aufgeführt wurde, ist ein ganz allerliebster Schwank, der sich auch auf den Brettern recht gut präsentirt. Ein Lustspiel freilich, das einer gesellschaftlichen oder etischen Verkehrtheit den Spiegel vorhält, ist es nicht, und daß es unter dieser Marke in die Oeffentlichkeit trat, das war es, was die negative Kritik herausforderte.

In München steckte sich Geibel höhere Ziele; er suchte seinen Gedichten einen bedeutenderen Inhalt zu geben und unternahm es sogar, historische Dramen im großen Stil zu schaffen, wohl fühlend, daß die Lyrik ein zu enges Gefäß für den reichen Inhalt seines Geistes sei. Die nächsten Früchte waren die „Neuen Gedichte“ und die Tragödie „Brunhild“, der dann später die Tragödie „Sophonisbe“ folgte.

In den „Neuen Gedichten“ und den 1864 erschienenen „Gedichten und Gedenkblättern“ steht Geibel im Zenit seiner poetischen Bahn. „Die melodischen Lakonismen des ana-

kreontischen Lieds vertiefen und verdichten sich mehr und mehr zu feinsinnigen Gedankendichtungen und markigen Situationsbildern, Oden von volltönendem Psalmenschwung reihen sich an Hymnen von seltener Formenschönheit.“ (E. Ziel in der „A. Z.“)

Zwischenhinein ist eine Reihe Sprüche verstreut von großer Weisheit, Prägnanz und Klarheit und geadelt durch die nobelste etische Gesinnung. Wir lassen einige folgen:

Warum du wider alles Hoffen
Noch niemals mitten ins Schwarze getroffen?
Weil du nicht lassen konntest, beim Zielen
Immer ins Publikum zu schielen.

Lüge, wie sie schlau sich hüte,
Bricht am Ende stets das Bein;
Kannst du wahr nicht sein aus Güte,
Lern' aus Klugheit wahr zu sein.

Als jung und stark wir waren,
Da hatten wir nichts erfahren;
Als wir an Wissen gewonnen,
War unsre beste Kraft zerronnen.

Läßt sich nicht vermeiden der Strauß,
Fasse kühn das Schwert am Hefte,
Im Angriff wachsen dir die Kräfte,
Dem feigen Zaudrer gehn sie aus.

Je größer deine Flügel,
So mehr halt dich im Zügel!
Unkraut auf gutem Acker
Gedeihet doppelt wacker.

Obgleich auf religiösem Standpunkt stehend, gehört der Dichter doch nicht zu den kirchlich Gläubigen, denen er zuruft:

Soll ewig denn als Pförtnerin
Am Kirchtor die Dogmatik stehen?
Gönnt endlich jedem einzugehen,
Der sich bekennt zu eures Heilands S i n n.

Zu dem Schönsten gehört das Gedicht „Geschichte und Gegenwart“, worin der Glaube an den Fortschritt der Menschheit in schwungvollen Strophen begeistert verkündet wird:

Wohl stürzt, was Macht und Kunst erschufen,
Wie für die Ewigkeit bestimmt,
Doch alle Trümmer werden Stufen,
Darauf die Menschheit weiter klimmt.

In den beiden Tragödien schuf Geibel zwei in hohem Grade formschöne und gedankenreiche Werke; aber sein eigener Vers

Sprich als Dramatiker gut, doch wirf dein Stück in die Flammen,
Wenn man den Ausdruck nicht über der Handlung vergißt

reduzirt die Schäzung der Tragödie auf ihren wahren Wert. Gewiß, es sind darin gewaltige Leidenschaften entfesselt und in hochtragische Konflikte gebracht, die sich in spannender Handlung entwickeln; es pulst darin warmes dramatisches Blut und die Karaktere sind markig umrissen und plastisch ausgestattet; und dennoch verdanken sie ihre Bühnenwirkung weit mehr dem hinreißenden Patos und der prächtigen, dichterischen Sprache, weil ihnen die echte dramatische Seele, die innere Glaubwürdigkeit abgeht, weil der tragischen Katastrophe in „Sophonisbe“ die psychologische Motivirung fehlt, während in „Brunhild“ die Recken der Nibelungensage nicht blos zu Normalmenschen, sondern zu modernen Menschen zugestuzt sind. Wenn der Dichter einen antiken Stoff zum Vorwurf nimmt, so kann er dabei von zweierlei Gesichtspunkten ausgehen: entweder will er eine entschwundene Kulturperiode aufwecken und uns ein Stück Menschenleben aus derselben darstellen, in welchem Fall er selbstverständlich sich der größten Treue befleißigen muß, oder aber die antike Fabel reizt ihn deshalb zur Behandlung, weil sie Gelegenheit bietet, interessante Situationen und Karaktere vorzuführen, bedeutende psychologische oder etische Probleme zu behandeln, überhaupt die poetische Kraft nach der einen oder andern Richtung daran zu entfalten. Im lezteren Falle mag der Dichter freier schalten, er wird sich manche Anachronismen gestatten dürfen, wenn er Grund dazu hat, vorausgesezt, daß diese Anachronismen nicht in direktem Widerspruch zu jener Kulturepoche stehen. Mustergiltige Beispiele dieser Art bieten Shakespeares historische Dramen (mit Ausnahme von Troilus und Cressida, das beinahe zu einer Travestie der homerischen Heldenwelt geworden ist); ein mustergiltiges Beispiel der zweiten Art ist Goethes Iphigenie: Agamemnons Tochter (wenn überhaupt die Sage geschichtlichen Untergrund hat, was durch Schliemanns Funde keineswegs bestätigt wird) hatte sicherlich kein so zart besaitetes moralisches Gewissen wie die Goethe'sche Iphigenie. Goethe hat dem antiken Leib eine moderne Seele eingehaucht; trozdem aber ist dieser Anachronismus ästhetisch voll berechtigt, da darin kein Gegensaz zu den hellenischen Anschauungen und Empfindungen liegt, es ist im Gegenteil echt griechisches Wesen, gereift unter einem milderen Kulturhimmel. Auch die Sprache und vollends die dramatischen Motive sind echt griechisch. Wenn dagegen der Dichter eine antike Fabel sich in durchaus modernen Angeln bewegen läßt, welche der betreffenden Epoche total fremd sind oder gar eine förmliche contradictio in adjecto zu derselben bilden, wenn z. B. ein G. Ebers einen egyptischen König aus dem Jahre 1500 v. Ch. mit seiner Tochter im modernen Salon- und Romanstil verkehren läßt, und in dieser Manier auch in anderen Romanen ganz moderne Menschen in ein altes Kostüm steckt und solches Zeug historischen Roman nennt, so ist das eine geschmacklose Maskerade, woran wohl das blasirte, nach Seltsamkeiten lüsterne Leihbibliotekenpublikum, aber nimmermehr die Muse Gefallen finden kann. Soweit konnte sich nun ein Geibel freilich keineswegs verirren und unsere heutige bankerotte Dramatik hat allen Grund, dem Dichter für seine dramatischen Gaben dankbar zu sein, auch wenn sie nicht ganz dem strengsten Maßstabe des Koturns gerecht werden. — Eine weitere Frucht des sechszehnjährigen münchener Aufenthalts waren, außer der Herausgabe des münchener Dichterbuches, einige Bände feinsinniger Uebersezungen französischer Dichter im Vereine mit seinem intimen Freund Paul Heyse, Heinrich Leuthold und A. F. v. Schack.

Die Ereignisse des Jahres 1866 sezten diesem Wirken ein Ziel. Als Preußen mit Oesterreich um die Herrschaft in Deutschland kämpfte, wandte sich Geibel, ohne Rücksicht auf seine Stellung, Preußen zu. Wiederholt forderte er die deutschen Stämme auf, den alten Hader zu lassen und sich zu einem geeinigten Reich zusammenzuschließen, und als er im Herbst 1868 seine Vaterstadt besuchte und der König von Preußen ebenfalls dorthin kam, da passirte dem Dichter jener Hymnus an den Preußenkönig, der mit den Worten schloß:

Daß noch dereinst dein Aug' es sieht,
Wie übers Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht.

Dieses Wort erfuhr in Süddeutschland, besonders in Baiern, die heftigsten Angriffe. G. Herwegh richtete ein Gedicht an ihn, worin es hieß:

Emanuel von Geibel, ach
Wie lang dich nähren soll er?
Bezahlt hat dich der Wittelsbach,
Und du besingst den Zoller.

Der baierische König Ludwig II., der einige Jahre später selbst dem Preußenkönig die deutsche Kaiserkrone anbot, entzog dem Dichter den Ehrensold, der ihm bei seiner Berufung zugesichert war. Darauf legte Geibel sein Amt nieder und siedelte nach seiner Vaterstadt über, die ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannte; zugleich erhöhte der König von Preußen seine Jahrespension auf 1000 Taler. Mit Bezug hierauf apostrophirte ihn Herwegh im Februar 1870:

Ach! ein bairisches Guldenstück
Ist kein preußischer Taler;
Darum folge nur Cäsars Glück,
Nationalliberaler!

Daß die Jahre 1870/71, welche des Dichters politischen Ideale über Erwarten verwirklichten, ihn zu begeisterten Liedern inspirirten, läßt sich denken. Seine Gesänge aus dieser Zeit sind unter dem Titel „Heroldsrufe“ erschienen.

Seine lezte poetische Gabe waren die „Spätherbstblätter“ (1877), von denen Rudolf Gottschall treffend sagte: „Die Lebenssonne wirft schräge Strahlen; es liegt etwas wie Resignation

in der Luft. Die Seele zehrt von Erinnerungen und phantasirt sich in die Lebensbilder der Vergangenheit zurück, welche dadurch in wehmütigen Reflexen erscheinen.“ Indessen atmen die Spätherbstblätter weit mehr die Ruhe und Abgeklärtheit als die Müdigkeit und Imbezillität des Alters und einige kräftig herausgemeißelte historische Situationsbilder großen Stils wie „Nausikaa“ und „der Tod des Perikles“ zeigen, daß noch Vigor genug in dem 65jährigen Poeten vorhanden war.

Eine dramatische Spätfrucht kam noch im vorigen Jahre an die Oeffentlichkeit, es war das kleine Schauspiel: „Echtes Gold wird klar im Feuer“.

Seit länger als Jahresfrist litt Geibel, wie die Tagesblätter mitteilten, an heftigen Anfällen von Herzschwäche, die oft stundenlang währten und einem ohnmachtähnlichen Zustande glichen. Zu der mehr und mehr unregelmäßig werdenden Herztätigkeit, dem schwachen Pulse, gesellten sich dann einerseits Anomalien im Bereiche des Blutkreislaufes, wie Anschwellungen der unteren Extremitäten, andrerseits eine allmälige Abnahme der geistigen Frische, des regen Interesses, der Arbeitskraft und des Gedächtnisses. Nach einer Reihe schmerzvoller Tage und ruheloser Nächte wurde er am Nachmittag des 3. April von einem Schlaganfall ereilt, der die linke Körperhälfte lähmte und das Bewußtsein erlöschen ließ. Aber fast dreimal 24 Stunden noch rang der kräftige Körper mit dem Tode; das Bewußtsein kehrte nicht wieder, das Leben schied aus der sterblichen Hülle nach schwerem Kampfe, doch ohne Qual für den Sterbenden. — Die Leichenfeierlichkeit fand am 12. April in der Marienkirche zu Lübeck statt. Den Zug aus der Kirche auf den Friedhof eröffneten mehrere Vereine, dann folgte der Leichenwagen, hinter welchem die Familie des Verstorbenen und die übrigen Leidtragenden, darunter mehrere Schriftsteller, Deputationen, das Offizierkorps, Gelehrte, gewerbliche Vereinigungen, Turn- und andere Vereine, sowie zahlreiche Wagen folgten. Im Geiste nahm ganz Deutschland innigen Anteil daran. Bevor der Tod seinen Sängermund schloß, hatte er noch die Freude, eine Gesammtausgabe seiner Werke veranstalten zu können.

Ziehen wir die Summe dieses reichen und vielschöpferischen Dichterlebens, so geschieht es am besten nach den Worten Uhlands:

Er sang von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit;
Er sang von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Er sang von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Er war ein Idealist, welcher an das Schöne und Gute glaubte und es nach Wissen und Können zu verwirklichen suchte.

Schäze von unvergänglichem Wert sind seine lyrischen Poesien. In diesen zarten, tiefempfundenen Liedern liegt Musik und viele davon sind zu Volksliedern geworden, denn er selbst schöpfte am Born des Volksliedes nach seinen eigenen Worten:

Zwischen Blumen im Wald hinrieselt ein Brunnen, das Volkslied
Dort ins verjüngende Bad, taucht sich die Muße bei Nacht.

Das Veilchen.

Von B. Oulet.

„Das Veilchen erscheint mir im Frühlingstraum“ heißt es im Mendelsohn'schen Liede und klingt so wehmütig, wie ungestilltes Sehnen . . . Nicht jedem dünkt der Lenz eine lachende Freudenzeit, die nur Blüten und Wonnen aus ihrem Füllhorne schüttet; gar vielen erscheint der warme Hauch, der die schwellenden Knospen sprengt, als eine Mahnung an ungenossenes Glück, an die frühgeknickten Triebe des eigenen Lebens.

Und wenn es eine Blume gibt, rührender als die anderen, so ist es wahrscheinlich das Veilchen. Da blüht es so verborgen, — so zeitig, daß noch kein Schmetterling geboren ist, der es küssen käme . . . dabei ist es so reich an berauschendem Duft, daß es doch wahrhaft würdig wäre, bewundert und umflattert auf hohem Stiel zu prangen, und die glühenden Strahlen der Junisonne einzusaugen, statt unter märzlichen Schneeflocken begraben zu sein. Ein Bild so mancher liebreichen, empfindungstiefen Herzen, welche glücksbedürftig schlagen, und zu welchen nie ein Strahl der Lebenssonne dringt.

* * *

Violette war die Tochter einer pariser Kunstreiterin, welche starb, als das Kind zehn Jahre alt war. Wie das schon mit Zirkuskindern so geht, hatte Violette seit ihrem sechsten Jahre Reit- und Trapezübungen machen müssen, aber durch ihre auffallende Talentlosigkeit und Unlust beim Unterricht hatte sie sich manche harte Strafe zugezogen. Als sie einmal in einer Pantomime erscheinen sollte und man ihr eben ein flitterbesäetes Kleidchen anzog, sezte sie sich so heftig zur Wehr und verfiel in solche Weinkrämpfe, daß man auf ihr Auftreten verzichten mußte.

Und doch war sie sonst ein folgsames, fleißiges Kind, wiß- und lernbegierig. Ihre besten Freunde im Zirkus waren ein schon alternder Clown, Namens Bernard, und dessen gelehrter Pudel Marco — auch der Marcuslöwe genannt, weil er die Gewohnheit hatte, sich auf eine kleine Säule zu sezen, welche in den hinteren Räumen des Zirkus stand, und in dieser Stellung eine auffällige Aehnlichkeit mit seinem Namensvetter von der Piazetta zeigte.

Wenn nun Bernard seinem Pudel Unterricht in der Arithmetik, dem Dominospiel und der Buchstabirkunst gab (Marco konnte die Namen berühmter Feldherren aus dem vor ihm ausgebreiteten Alphabet hervorsuchen), so kam die kleine Violette immer still herbeigeschlichen, wohnte der Lektion bei, stellte dem Clown allerlei Fragen über die Bedeutung der Zeichen, und lernte Buchstaben und Ziffern viel schneller kennen als Marco selbst. Bernard bemerkte, daß die Kleine ungewöhnliche Lust zum Lernen hatte, und unterwies sie im Lesen und Schreiben. Wenn Marco nur einen Funken Ehrgefühl besaß, so mußte er sich gedemütigt fühlen, daß schon nach wenigen Unterrichtsstunden seine kleine Mitschülerin die Namen Napoleons, Cäsars und selbst Alexanders mit Leichtigkeit zusammenstellte, während ihm diese Aufgabe so viel durch Hunger und sanfte Prügel verschärfte Anstrengung kostete.

Das Kind attachirte sich so sehr an seinen Lehrer — und umgekehrt — daß als Violettes Mutter starb, Bernard die Verwaiste in seine Arme nahm und zu den Umstehenden sprach: „Von nun an bin ich dieses Kindes Vater.“ — Die Kleine küßte ihn und rief unter Tränen: „Ja, ja, Papa Bernard, du bist mein Vater — und Marco ist mein Bruder, und ich habe Euch beide am liebsten!“

Nach einiger Zeit sagte Bernard einmal zu seiner Pflegetochter: „Nun, Violette, jezt wollen wir ein wenig arbeiten gehen?“

„O ja, gern, Papa. Hast du mir vielleicht ein neues Buch gebracht?“

„Kein Buch, mein Kind, du sollst eine Reitlektion nehmen — und weil Monsieur Perrini so strenge ist und dich immer weinen machte, so will ich selbst . . .“

„O Papa“, und das Kind lag schluchzend in seinen Armen, „ich mag nicht reiten — ich kann nicht . . .“

„Willst du denn keine Künstlerin werden — wie deine Mama?“

„O nein, nein! Die vielen Leute . . . mit den vielen Augen — ich bin so furchtsam . . .

„Wie? Du fürchtest dich vor den guten Leuten, die alle Bravo rufen, und lächeln und Blumen werfen?“

„Ja, Papa — o wie ich mich fürchte!“

„Armes, kleines, zitterndes Ding — sei ruhig. Du brauchst

Die beiden Könige.

Zwei Könige saßen auf Ordakal,
Hell flammten die Kerzen im Pfeilersaal.

Die Harfner sangen, es perlte der Wein,
Die Könige schauten finster drein.

Da sprach der Erste: „Gieb mir die Dirn!
Ihr Aug' ist blau, schneeweiß ihre Stirn."

Der Andre versetzte in grimmem Zorn:
„Mein ist sie und bleibt sie, ich hab's geschwor'n."

Kein Wort mehr sprachen die Könige drauf,
Sie nahmen die Schwerter und stunden auf.

Sie schritten herfür aus der leuchtenden Hall';
Tief lag der Schnee an des Schlosses Wall.

Es sprühten die Fackeln, es blitzte der Stahl —
Zwei Könige starben auf Ordakal.

Em. Geibel.

nicht reiten zu lernen. Einstweilen kann ich genug verdienen, um uns beide zu erhalten. Aber ich muß dich doch etwas studiren lassen, damit du dir einst dein Leben fristen kannst, falls ich vom Trapez herunterfalle und mir das Genick breche. Willst du Blumen machen lernen, du mein kleines Blümchen?"

„Alles, alles, was du willst, Papa, nur nicht die bösen vielen Augen!"

Bernard hatte eine entfernte Verwandte in Paris, eine alte Frau, die einen kleinen Kunstblumenladen besaß, und selbst im Blumenmachen sehr geschickt war. Dieser vertraute Bernard sein Pflegekind an, und Violette wurde gegen eine verhältnismäßig reichliche Bezahlung von Madame Lenoir in Lehre und Verpflegung aufgenommen.

Der gute Bernard zahlte gern die Hälfte seines Verdienstes, um dem liebgewordenen Kinde eine Zukunft zu sichern, und seine größte Freude war es, an Sonntagen Vormittags sammt Marco zu seiner Violette zu kommen — ihr ein paar Stunden Unterricht zu geben oder sie spazieren zu führen.

So vergingen sechs Jahre. Violette war eine sehr geschickte Arbeiterin geworden und erhielt bereits eine monatliche Zahlung für ihre Leistungen. Sie zählte nun sechzehn — die Zeit des Lebenslenzes. Doch war sie nicht schön. Klein, schwächlich, von bleichem Aussehen und unscheinbaren Zügen. Ihre einzige Schönheit waren ein paar große, veilchenblaue Augen, mit einem eigentümlich schuzsuchenden Blick, und prachtvolle schwarze Haare — so lang, daß dieselben, wenn sie sich kämmte, beinahe bis zum Boden fielen; aber da zu ihrer Zeit alle Mädchen und Frauen einen riesigen Aufbau falscher Zöpfe trugen, so fiel diese Schönheit bei Violette nicht auf.

Sie selbst glaubte sich sehr häßlich, und das tat ihr einigermaßen weh — so ein armes Veilchen kränkt sich manchmal über sein unscheinbares dunkel-lila Kleid und möchte auch lieber das morgenrotfarbene Gewand der Rose tragen. — — Doch im ganzen fühlte sich Violette nicht unglücklich; das stille, arbeitsame Leben gefiel ihr; sie war stolz darauf, sich schon Geld verdienen zu können; die Besuche ihres Adoptivvaters waren ihr stets ein Fest, denn ihr warmes, liebereiches Herzchen hatte sich so innig an ihn geschlossen, und er zeigte sich seinerseits so gut und liebevoll ihr gegenüber, daß ihr seine Nähe stets ein ungeteiltes Gefühl der Freude brachte. Auch den jezt ältlich und ernster gewordenen Marco hatte sie gleich lieb behalten; sie freute sich schon immer auf ihre wöchentliche Partie Domino mit diesem bewährten Freunde, der zum Lohn seines Kunststückes stets ein gutes Stückchen Wurst von seiner Herrin bekam, und troz seines gesezten Alters die tollsten Sprünge machte, wenn ihm der Leckerbissen aus Neckerei ein wenig hoch gehalten wurde. — Zudem die prächtigen Promenaden in den elyseeischen Feldern oder in den dichten Waldpartien des boulogner Holzes — welche reichen Freuden boten diese dem anspruchslosen Kinde . . . Es durchzitterte ihre Seele wie eine Glücksahnung, wenn sie mit Marco durch die duftigen Auen um die Wette lief — die Welt schien ihr so schön — ihr freundlicher Pflegevater so teuer — die Menschen so gut!

Von dem regen Treiben in der großen Stadt um sie her wußte sie nur wenig. Sie sah wol, daß es reiche Leute gab, die in schimmerndem Puz und in prächtigen Equipagen einherfuhren, aber sie beneidete sie nicht. In den Zirkus führte Bernard seine Pflegetochter nie, weil er sich ihr nicht im Clowngewande und auf Stelzen einhergehend zeigen wollte; sie äußerte auch kein Begehr darnach, denn es war ihr aus ihrer Kinderzeit eine große Scheu vor dem Zirkus zurückgeblieben. Teater hatte sie auch noch keines gesehen. Bernard schlug ihr einmal vor, sie in ein Feenspektakelstück zu führen, aber auf ihre bejate Frage, ob sie im Teater mitten unter den vielen Leuten mit den vielen Augen sitzen müsse, bat sie inständig, daß man sie zu Hause lasse. Diese Angst vor versammelten fremden Leuten war ihr als ein beinahe krankhaftes Gefühl haften geblieben, und bei vielen Gelegenheiten wiederholte sie das Wort, das sie einst als zitterndes Kind zu Bernard gesprochen hatte: „Ich bin so furchtsam!"

Zum Lesen hatte sie nur wenig Zeit, und wenn sie ein Buch zur Hand nahm, so war es stets um zu lernen. Grammatik, Geographie, Geschichte, einige klassische alte Dichter — das waren ihre Studien.

Romane las sie nicht, mit Ausnahme eines Feuilletonromans, den sich Madame Lenoir täglich aus der Zeitung vorlesen ließ. Dieselbe war auf das „Petit Journal" abonnirt, und da ihre Augen schwach zu werden anfingen, so ließ sie sich täglich von Violette die „vermischten Nachrichten" und das Feuilleton vorlesen. So erfuhr das junge Mädchen immer, wenn jemand überfahren, oder ein Mörder hingerichtet, oder eine Leiche aus der Seine gezogen wurde. Einmal las sie von einem liebebetrogenen Jüngling, der sich mittels eines unterzündeten Kohlenbeckens das Leben genommen hatte: „Wie ist das möglich?" frug sie.

Madame Lenoir erklärte, wie der Kohlendampf ersticke, und man dabei einschlafe, um nicht wieder zu erwachen.

„Das muß ein süßer Tod sein", bemerkte Violette.

Der laufende Roman war voll von Kulissen- und Boudoir-Intriguen. Hier gewann Violette einen Einblick in die bisher ungeahnte Welt der Galanterie. Abermals stellte sie Fragen an Madame Lenoir, welche ihr dieselben mit Anwendung von Moralmaximen beantwortete, indem sie die Abscheulichkeit der Frauen hervorhob, die der Sünde und Schande verfallen sind. Violette riß ihre großen, erschrockenen Augen auf: „Wie ist das nur möglich!" frug sie.

Madame Lenoir erklärte, wie es Mädchen gäbe, die ihre Ehre und Schönheit verkaufen.

„Das muß ein bitteres Leben sein", bemerkte Violette.

Doch nun sollte sich bald ihr eigener kleiner Roman abspielen. Madame Lenoir, deren Geschäfte nicht gar gut gingen, sah sich veranlaßt, ein überflüssiges Zimmer ihrer Wohnung zu vermieten. Der Mieter war ein hübscher, eleganter, heiterer junger Mann, Schriftsteller seines Zeichens. An seinem Knopfloch prangte beständig ein Veilchensträußchen. Nachdem er drei Monate lang da gewohnt hatte, bemerkte eines schönen Sonntags der gute Bernard, daß seine Kleine, die in lezter Zeit blaß und nachdenklich schien, plözlich rosig aussah, wie ein Maienmorgen, und daß in ihrem sonst so scheu aufblickenden Auge ein Strahl des Glückes glühte.

„Was hast du, mein Kind," frug er, „was geht in deinem Innern vor? Du scheinst mir so verändert."

Violette flog in seine Arme:

„Ja, ich will dir alles, alles sagen. Ach, ich bin so glücklich!"

Und nun erzählte sie die alte, ewig neue Geschichte. Leon Farrol hatte zärtliche Liebesworte zu ihr gesprochen und ihr Herz gefangen genommen. Bis eines seiner Stücke von einem Teater angenommen würde, und er dadurch Geld und Ruhm erlangt hätte, würde sie seine kleine Frau werden: „ja — sa petite femme nannte er mich heute, und hat mich dabei so herzlich und innig geküßt."

Bernard erschrak: „Geküßt? Und das erlaubst du? — Und das sagst du mir erst heute?"

„Es war ja heute zum erstenmale, Papa . . ."

„Wo ist dieser Monsieur Ferrol — ich will ihn sprechen."

„Er ist heute Morgens abgereist. Sein Vater berief ihn in die Provinz — aber er wird wieder kommen — und seine Stücke werden im Theatre Français aufgeführt werden, denn er ist ungeheuer talentvoll . . . mich wird er dann zur Frau nehmen, und du kommst zu uns — weder du noch Marco dürft mehr im Zirkus arbeiten . . . und ich habe Leon so unendlich, so von ganzem Herzen lieb! — Ich ahnte gar nicht, daß es solches Glück gibt auf der Welt, und weiß nicht, wie ich häßliches, unscheinbares Ding dazu komme!"

Bernard eilte nun zu Madama Lenoir und forschte sie über den jungen Mann aus. Doch diese wußte nichts von der ganzen Liebesaffaire, und Leon hatte sie nicht zur Vertrauten seiner Gesinnungen gemacht. Heute früh sei er nach Bordeaux gereist, doch habe er versprochen, in sechs Wochen wieder zurückzu-

kommen. Bernard nahm sich vor, den jungen Mann selbst bei dessen Rückkehr aufzufordern, ihm über seine Absichten Rede zu stehen. Es war sein Lieblingswunsch, daß sein Adoptivkind einst eines redlichen Mannes glückliche Frau werde. Er hatte in der Kunstreiterwelt zu viel des leichtsinnigen Elends gesehen, um nicht die kontrastirende bürgerliche Ehrlichkeit desto höher zu schäzen.

Das war ein ereignißvoller Tag für Violette. Des morgens die Eröffnung eines ihr verheißenen Liebeshimmels, abends — ein gräßlicher Unglücksschlag. Bernard stürzte von seinem Trapez herab und brach sich beide Beine. Sie trugen ihn in seine Wohnung und Violette wurde herbeigeholt. Ihr Schmerz war namenlos, doch dankte sie Gott, daß ihr wenigstens das Leben des Teuren erhalten blieb; und sie wich nun nicht mehr von seinem Krankenbette, ihn pflegend und wartend mit einer Standhaftigkeit und Ausdauer, die man dem blassen, schwächlichen, kleinen Mädchen gar nicht zugetraut hätte.

Violette siedelte nun ganz zu ihrem Pflegevater über, nahm zur Hilfe noch eine Wärterin auf und sorgte für das Herbeiholen der ersten Aerzte der Stadt. Bernard besaß eine kleine ersparte Summe, der Zirkusdirektor hatte auch eine Beisteuer gegeben, und so konnten die Kosten der Kur bestritten werden. Der Arme litt unsägliche Schmerzen; die Aerzte gaben zwar Hoffnung, ihn zu retten, doch würde er zeitlebens auf Krücken gehen müssen. Bei dieser Eröffnung brach Bernard in Tränen aus.

„O Gott, mein armes Kind“, so sprach er, „nun kann ich nichts mehr für uns verdienen!“

„Und bin ich nicht da, Papa — habe ich nicht, Dank deiner Fürsorge, eine Kunst erlernt, die uns beide ernähren kann?“

Nach einem Monat, nachdem die Operateure bezahlt waren, war der kleine Geldvorrat erschöpft. Bernard war noch nicht außer Gefahr. Der Arzt fürchtete sogar, daß sich ein tötlicher Brand in der Wunde einstellen könnte, doch teilte er diese Befürchtung dem jungen Mädchen nicht mit.

Von Madame Lenoir, welche, wenn sie nicht selbst nachsehen kam, sich sonst täglich nach des Kranken Befinden erkundigen schickte, war seit einigen Tagen nichts zu hören gewesen, und da entschloß sich Violette, zu ihr hinzugehen, um auch wieder Arbeit zu verlangen — denn es war notwendig, die versiegte Kasse neu zu füllen. Daß ihr möglicher Verdienst in keinem Verhältnis zu den laufenden Auslagen stand, davon machte sich Violette keinen rechten Begriff, denn es fehlte ihr in diesen Dingen an aller praktischen Erfahrung.

Gegen Abend also, als Bernard ruhig eingeschlafen war, und die Wärterin an seinem Bette saß, trug Violette derselben auf, sorgfältig zu wachen, und begab sich auf den Weg zu Madame Lenoir.

Vor deren Hause angelangt, war sie überrascht, den Laden gesperrt, den Aushängeschild entfernt zu finden; — auch auf der Stiege schien ihr alles ungewohnt — Koffer und Möbel standen am Flur, und als sie in Madame Lenoirs Zimmer trat, sah sie dieselbe mitten unter Kisten und Schachteln an einem Tische — dem einzigen übrigen Möbel — sizend. Sie war in Hut und Mantille und mit Schreiben beschäftigt.

„Ah du bists, Violette“, sagte die alte Frau aufblickend, „du kommst gerade zurecht. Da brauche ich nicht erst bei Euch vorzufahren . . . ich reise in einer Stunde ab.“

„Um Gotteswillen, Madame, was ist denn geschehen?“

„Ach, mein Kind, auch über mich ist das Unglück hereingebrochen. Mein Geschäft ist zu Grunde gegangen — ich mußte alles verkaufen — und nun reise ich auf meine alten Tage noch nach Amerika, wo ich einen Schwager habe, der mich zu sich nehmen wird.

Violette war durch diese Mitteilung schmerzlich erschüttert. Sie liebte die gute Madame Lenoir und würde ihren Verlust bitter empfinden — zudem, wie sollte sie jezt etwas verdienen und ihrem kranken Papa beistehen? — Sie klagte laut ihr Leid.

„Ja, ich kann dir nicht helfen, mein liebes Kind. Nur das eine kann ich noch für dich tun: Nimm diesen Karton, es ist eine Garnitur Blumen darin, die du selbst verfertigt hast. Ich habe im Trubel vergessen sie abzuliefern. Die Dame wollte sie noch heute haben. Gehe selbst hin, überbringe die Blumen, und den Preis von 60 Fr., der dafür zu zahlen ist, den behalte dir. Hier ist die Adresse: Madame de Courterelles, Avenue Friedland, 30. Und nun lebe wohl, mein teures Kind, pflege meinen armen Vetter Bernard — ich hoffe, er wird bald gesund werden — und sei glücklich. Nun wird auch Monsieur Ferrol bald zurückkommen — ich habe Eure Adresse für ihn zurückgelassen. Nimm den Karton und verlange nur mit Madame de Courterelles selbst zu sprechen, sonst wird dir das Paket abgenommen und du erhältst nicht gleich das dir so nötige Geld. Begehre Einlaß . . .“

„Aber, Madame Lenoir, ich bin so furchtsam . . .“

„Sei diesmal mutig, Violette, denke an deinen kranken Papa, und nun gehe — und Gott mit dir!“

Violette nahm unter Tränen Abschied und verließ, um es nie wieder zu betreten, das Haus, welches jahrelang ihr Heim gewesen. Die arme Kleine. An ihrem Horizonte sah es sehr düster aus — — und dennoch wehte es wie Frühlingshoffnungen durch die junge Seele. Das Bild Leons war ihr Reichtum; es hatte ihr die ganze Zeit wie tröstend durch die dunklen Kummerwolken geglänzt, die über dem Krankenlager ihres geliebten Pflegevaters lagerten; — und auch jezt wieder, wo Madame Lenoirs Abreise sie ganz stüze- und arbeitslos zurückließ, klammerte sie sich an den einen Gedanken —; Madame Lenoir selbst hatte den teuren Namen ausgesprochen, und derselbe tönte tröstend im Herzen des armen Mädchens nach. Sie ging eiligen Schrittes durch die erleuchteten Straßen der Stadt, ihr Karton unterm Arme. Er hat gar keine Nachricht von sich gegeben, aber zur bestimmten Frist würde er kommen, und sie zärtlicher lieben als je, wenn er sie so unglücklich wiederfinden wird. Ach und wie er ihr teuer war — wie sie sich nach seinem Anblick sehnte!

„Leon, mein Leon“, sprach sie halblaut vor sich hin.

Bald war sie an der bezeichneten Adresse angelangt. Sie stand vor einem eleganten kleinen Hotel, aus dessen Fenstern heller Schein hinter rotseidenen Vorhängen drang. Mit zitternder Hand zog sie an der Glocke. Ein Diener in großer Livree öffnete die Haustüre.

„Madame de Courterelles?“ frug Violette.

Als der Diener die kleine Gestalt mit dem Karton erblickte, wies er zu einem andern Tore und sagte: „Dort ist l'escalier de service.“

„Ich muß Madame de Courterelles selbst sprechen“, sagte die Kleine in so entschiedenem Tone, daß der Diener ihr Einlaß gab.

Sie befand sich in einem erleuchteten, mit Blumen reich verzierten Vestibul. Eine teppichbelegte Stiege mit vergoldetem Geländer führte nach dem ersten Stockwerke. Der Diener trat jedoch in ein Gemach des Erdgeschosses und durch die geöffnete und wieder rasch geschlossene Tür drang der flüchtige Anblick eines luxuriösen Salons und der Klang zahlreicher heiterer Stimmen. Nach einer Zeit kam der Diener wieder zurück und winkte dem Mädchen einzutreten.

Eine solche Pracht hatte Violette weder je gesehen noch geträumt. Es war ihr als schwankte der weiche Teppich unter ihren Füßen, so sehr war sie von den umgebenden Herrlichkeiten geblendet. Seidene Vorhänge, schwere Stofftapeten, ein Ebenholzflügel, zerstreute Fauteuils und Puffs, Bronzelampen, kleine mit Nippen beladene Tischchen, ein Marmorkamin mit hellodernder Flamme, alles das tanzte vor den geblendeten Blicken des armen Kindes. Gegenüber in der Wand befand sich ein großes quecksilberloses Spiegelglas, durch welches man den anstoßenden Speisesaal sah. Eben war dort eine glänzende Gesellschaft im Begriff sich von der Tafel zu erheben, auf welcher in der malerischen Unordnung des Desserts zwischen Blumen und Silber die bonbongefüllten Teller und halbgeleerten Champagnergläser funkelten.

Jezt wurden die Flügeltüren geöffnet, und eine lärmende, wie es schien, sehr heitere Gesellschaft trat ein. Die Damen in prächtigen schleppenden Roben, mit Blumen und Schmuck in den Haaren, lehnten am Arme der Herren. Im Salon angelangt, ließen sich die ersteren in den ungezwungensten Stellungen auf den verschiedenen Sizen nieder, den Fächer schwingend, mit den sich zu ihnen herabneigenden Herren lachend und schäkernd.

Eine große schöne Frau in weißem tiefdekolletirten Atlaskleide trat auf Violette zu: „Man sagt mir, daß Sie mich durchaus zu sprechen wünschen, Mademoiselle."

„Ich bringe diese Blumen von Madame Lenoir", sagte Viollette zitternd.

„Ach so — nun, das hätten Sie meiner Kammerjungfer geben sollen . . ."

„Verzeihen Sie Madame, es ist nur — daß ich das Geld brauche — gleich brauche, für einen Kranken . . ."

„Ich schlage eine Kollekte vor für die interessante Modistin", sagte eine junge Schöne, indem sie sich von ihrem Size erhob und eine Visitenkartenschale in die Hand nahm — „wer gibt?"

„Bist du närisch, Adine?" lachte die Hausfrau.

„Angenommen, angenommen", riefen mehrere Stimmen; „vive les fleuristes et la vertu!" Und in den Teller regnete es Louisd'or.

„Sie ist gar nicht übel, die Kleine."

„Allons donc — sie sieht ja aus wie ein Sonntag in Schottland."

„Sie soll hier bleiben . . ."

„Sie soll eine von den Unseren werden."

„Wer will ihr Taufpate sein?"

„Hier ist ein Bankbillet, schöne Sammlerin, aber ich pränumerire mich auf den ersten Modistenkuß."

„Da wird dir so mancher étudiant vorausgegangen sein."

„Sprecht nicht übel von den Blumenmacherinnen . . . ich habe zu Anfang meiner Karriere auch Rosen aus Mousseline verfertigt, und jezt streu ich solche auf deinen Lebenspfad, mon vieux chat."

„Seht nur, was sie für schöne Haare hat."

„Ein Chignon — ich wette."

„Ich wette dagegen."

„Es gilt."

So schallten die Gespräche und das Gelächter um Violette her; bei den lezten Worten hatten mehrere Hände ihr die Kopfnadeln weggerissen und ihr prachtvolles Haar fiel zum Boden herab. Mit fieberhafter Röte übergossen, die veilchenblauen Augen zornerglühend, stand das zitternde Mädchen da, von dem schwarzen Mantel ihres Haares umwallt, ein wahrhaft reizendes Bild.

„Diese Haare verdienen mit Perlen durchflochten zu werden," sprach einer der jungen Leute.

„Und ich seze ein diamantenes Diadem darauf," rief ein anderer.

„Zahle lieber erst meinen Juwelier — du verschuldeter Entusiast," sagte zornig eine geschminkte Blondine.

„So, die Sammlung ist geschlossen — hier nimm — was diese Schale enthält, gehört dir."

Violette nahm beinahe unbewußt die dargereichte aufgehäufte Schale, und ließ ihre Augen in die Runde schweifen. Man sah wie sie nach Atem rang. Sie hatte endlich verstanden, in was für einer Gesellschaft sie sich befand. Alle Greuel, die sie in dem Feuilletonroman gelesen, und die denselben begleitenden Schmähungsreden der Madame Lenoir traten ihr vor die Seele.

„Nun, liebes Kind," sagte jezt die Hausfrau freundlich, „gib mir deine Blumen, ich glaube, sie sind dir nicht schlecht bezahlt."

„Meine Blumen, Madame, gebe ich Ihnen nicht." Violette hatte ihre Stimme wiedergefunden, und mit der Stimme auch einen niegekannten exaltirten Mut. „Nicht eine dieser Blumen, die Frucht meiner Arbeit, gebe ich für alle Ihre Diamanten, die Frucht Ihrer Schande — — und Ihr alle, die Ihr ein armes Mädchen beschimpft und verhöhnt, seht wie ich Euer Gold zu schäzen weiß", und mit einer heftigen Geberde warf sie die Schale zu Boden, so daß selbe klirrend an einem Tischfuß zerschellte und die Goldstücke in alle Ecken rollten.

„Die Wahnsinnige, jagt sie fort," rief die Hausfrau, „sie insultirt uns."

Ein junger Mann, der sich, an dem ganzen Auftritt unbeteiligt, bisher in einer unbeleuchteten Ecke des Salons aufgehalten hatte, trat nun in die Gruppe. Violettens Herz stand still: Leon! — Leon, den sie abwesend glaubte, hier — und in solcher Gesellschaft? Aber er würde sie jezt schüzend in seine Arme nehmen, dachte sie, und sie von hier entfernen.

Dies tat er jedoch nicht. Er näherte sich der Hausfrau, beugte sich zärtlich über ihre blendende Schulter und sagte:

„Ereifern Sie Sich nicht, schöne Palmyre, wissen Sie wer es wagt, Sie zu beleidigen, Sie, die stolze einstige Favoritin eines Königs? — es ist — ich habe die Kleine recht gut gekannt — die Maitresse eines Clowns."

Violette stieß einen dumpfen Schrei aus, und wie ein zu Tode getroffenes Wild wankte sie zur Türe, um zu fliehen. Es hielt sie niemand zurück, die Diener öffneten ihr die Hauspforte, so kam sie auf die Straße und stürzte am nächsten Eckstein zusammen. Da weinte und stöhnte sie leise. Ihr armer schöner Liebestraum war also dahin! Doch sie raffte sich schnell wieder auf, da sie sich plözlich ihres Kranken erinnerte; der Clown dessen Maitresse — sie hatte sich die grausamen Worte wiederholt — das war ja ihr geliebter, pflegebedürftiger alter Bernard, zu ihm mußte sie zurückeilen, sie war ja des Armen einziger Trost, sowie er der ihre. „Du verkennst dein Kind nicht, Bernard, du und Marco, Ihr seid die einzigen, die mich gerne haben — und ich Euch auch ... O mein Gott, lasse mir nur den teuren Freund gesunden — für Liebesglück war ich ohnehin nicht geschaffen — ich bin nicht hübsch und nicht liebenswürdig — aber mein Gott, laß mich nur Arbeit finden, damit ich den teuren Kranken gut pflegen kann und damit er noch frohe Tage erlebe durch sein dankbares Kind!"

So betete Violette, während sie sich nach Hause schleppte; die vielen eben erlebten Aufregungen hatten ihre Kräfte arg erschöpft, und sie kam nur mühsam weiter. Endlich war sie bei ihrer Wohnung angelangt und eilte in das Krankenzimmer.

Marco, der neben dem Bette saß, heulte jämmerlich. Violette stürzte zu dem Pflegevater: „Papa, Papa, wie geht es dir — warum bist du allein? Wo ist die Wärterin?"

„Sie ging den Arzt zu holen," antwortete der Kranke mit schwacher Stimme, „mir ist sehr schlecht."

„Papa, um Gotteswillen, was ist dir?"

„Ich fühle, daß es zu Ende geht . . . knie hierher mein Kind . . . ich danke dir für die vielen Freuden, die ich an dir erlebte, und für deine aufopfernde Pflege ... und ich bitte dich um Verzeihung, daß ich nicht besser für deine Zukunft sorgte ... ich kann nichts dafür. Mein Trost ist Madame Lenoir — bei ihr bist du gut aufgehoben. Sei immer aufrichtig mit ihr wie mit einer Mutter — wenn dieser junge Mann — dieser Monsieur Leon wieder da ist, weise ihn an Madame Lenoir. Vergiß mich nicht, mein kleines Veilchen . . . weine nicht so, mein armes Kind. Ich sterbe gern, ich wollte nicht so als Krüppel leben — dir zur Last. Verpflege nur unsern alten Marco. So — und nun höre ich den Doktor kommen . . . er wird mir nicht mehr helfen."

In der Tat, es war der Arzt, den die Wärterin herbeigeholt hatte, und — wie Bernard gesagt — er konnte nicht mehr helfen. Der Brand war zu der Wunde gekommen, ein heftiges Fieber stellte sich ein, und nach einer langen, von Delirien und Todeskampf erfüllten Nacht gab der arme alte Clown seinen Geist auf.

Violette, auf welche zu viele Leiden auf einmal hereingebrochen waren, verfiel selbst in ein so heftiges delirirendes Fieber, daß sie erst drei Tage nach Bernards Beerdigung zur Besinnung kam. Die Wärterin und die Portierin hatten sie

Nur wer die Sehnsucht kennt
Weiß was ich leide.

gepflegt, und nun erzählten sie ihr, daß der Hausadministrator die Begräbnißkosten bestritten habe und dem jungen Mädchen die Erlaubnis erteilt, noch vierzehn Tage dazubleiben, nach welcher Frist die Wohnung jedoch geräumt werden müsse.

Violette nickte zu alledem mit dem Kopfe: sie verstand, daß sie ganz allein auf der Welt stand.

„Wo ist Marco?" frug sie, ihres einzigen Freundes gedenkend.

„Der ist bei mir," antwortete die Portierfrau, „ich habe den braven Pudel sehr gerne. Er hat aber so viel geheult, daß ich ihn von hier entfernte, damit Sie Ruhe hätten, Mademoiselle."

„Bringen Sie mir ihn, ich bitte," bat Violette.

„Gern, armes Fräulein."

Und das gute alte Tier wurde herbeigeholt. Es stürzte auf Violette los und leckte ihre Hände. Die Waise schlang ihre Hände um Marcos Hals, grub ihr blasses Gesicht in seine Mähne und weinte da lange, lange, die ersten lindernden Tränen nach ihrem großen Verlust.

Nach zwei Tagen konnte sie aufstehen. Sie entließ die Wärterin und bezahlte sie mit einem goldenen Armband, das sie noch von ihrer Mutter hatte. Dann ging sie aus, Arbeit suchen. Sie trat in mehrere Kunstblumenläden und trug sich an, doch wurde sie überall mit dem Bescheide abgewiesen, man brauche niemand. Dazu nickte Violette immer schweigend und ergeben das Köpfchen und ging weiter. Es war, als paßten ihr die abweisenden Antworten — sie fühlte sich so furchtbar unglücklich, daß es ihr eine eigene Genugtuung gewährte, das Maß ihrer Leiden sich häufen zu sehen.

Dennoch ging sie zu Madame Mortin, der Portierfrau, sich Rat zu holen, und übergab derselben noch ein leztes Schmuckstückchen mit der Bitte, es für sie zu verkaufen.

Madame Martin brachte dem jungen Mädchen dreißig Franken für das Geschmeide, und gab ihr den Rat, sich behufs Arbeit an ein Arbeitsvermittlungsbureau zu wenden und ein Inserat in die „Petites annonces" zu schicken.

Violette tat wie man ihr sagte, jedoch erfolglos. Die Einlagsumme im Bureau sowie die Insertionskosten schmälerten arg ihr kleines Kapital, und die Zeit kam immer näher, wo sie ihre Wohnung verlassen mußte. Sie kaufte täglich nur ein Laibchen Brod für sich und ein paar Knochen für Marco.

Madame Martin kam auf den Einfall, dem Zirkusdirektor Violettens Lage mitzuteilen, doch die Truppe, zu welcher Bernard einst gehörte, hatte vor einer Woche Paris verlassen und war nun in Holland oder Belgien, — man wußte es nicht genau anzugeben.

Immer noch kamen keine Anträge aus den Blumenhandlungen. Da entschloß sich Violette — wieder auf Madame Martins Rat — sich als Dienstmagd zu verdingen.

Nun ging sie in ein Stellenvermittlungsbureau. Sie legte ihre lezten drei Franken als Einschreibegebühr auf das Pult.

„Wo haben Sie schon gedient, und wo kann man Erkundigungen über Sie einholen?" fragte die Dame vom Comptoir.

„Nirgends," mußte Violette antworten.

„Dann werden Sie schwerlich einen Dienst finden, und ich werde Sie keinesfalls plaziren. Nehmen Sie Ihr Geld zurück."

Violette versuchte es mit einem anderen Bureau. Dasselbe Resultat. Sie wußte sich nicht mehr zu helfen. Die drei Franken dauerten noch einige Tage, und ihr Ausziehtermin war gekommen.

Sie hatte noch zwanzig Sous in der Tasche, die lezten. Morgen oder übermorgen musste sie, um zu essen, die Hand nach Almosen ausstrecken. Gegen Abend ging sie mit Marco aus, einige Einkäufe zu besorgen.

Beim Nachhausegehen trat sie in die Loge der Portierfrau.

„Keine Briefe, keine Nachrichten für mich da, Madame?"

„Wieder nichts, Fräulein Violette."

„Madame, ich habe eine Bitte an Sie. Möchten Sie so gut sein, meinen Marco heute Nacht bei sich zu behalten? Er kommt immer an mein Bett und weckt mich aus dem Schlafe — und ich möchte einmal ordentlich ausruhen."

„Ja, ja, Mademoiselle, lassen Sie mir den Hund da, Sie brauchen wirklich einmal Ruhe, armes Kind. Es ist ein recht grausames Schicksal — morgen ist Ihr Termin, nun ich hoffe man wird Ihnen die kleine Wohnung lassen."

„Ja, ja, man wird mir meine kleine Wohnung lassen. . ."

„Und was haben Sie da in dem Körbchen, unter Ihrem Shawl — sind das Ihre Provisionen?"

„Ja, meine Provisionen. Gute Nacht, Madame." Und Violette reichte der freundlichen Frau die Hand. Dann kniete sie neben Marco nieder und küßte das treue alte Tier auf die schwarzen Lippen. Madame Martin glaubte zu bemerken, daß dabei Tränen von den Wangen des Mädchens auf das wollige Haupt ihres Pudels fielen, doch Violette erhob sich rasch und eilte die Treppe hinauf.

In ihrem Zimmer angelangt, verschloß sie sorgfältig Türen und Fensterläden, steckte ein Licht an und packte die Provisionen aus ihrem Körbchen. Es waren Kohlen. Diese zündete das arme Kind an und legte sich dann zur Ruhe. Sie war so müde und ermattet von den Kämpfen und Schlägen der lezten Zeit.

„Mein Gott," betete sie leise, „verzeihe mir, wenn ich eine Sünde tue — ich habe ja alles, alles verloren und nichts zu hoffen. Ich hätte vielleicht noch ringen sollen, aber die fremden Menschen sehen mich kalt und hart an mit den vielen Augen und ich bin so furchtsam!"

Des andern Morgens, als Madame Martin nach wiederholtem Klopfen an Violettens Tür keine Antwort erhielt, und die Tür schließlich aufgebrochen wurde, fand man das kleine blasse Mädchen entseelt auf seinem Bette liegen. Die Fenster wurden aufgerissen und es strömten Sonnenstrahlen und Frühlingsdüfte herein.

Aber zu spät: „Das Veilchen", wie es in dem wehmütigen Mendelssohn'schen Liede heißt, „das Veilchen war tot".

Der Somnambulismus.*)

Von Karl du Prel.

(Aus der „Gegenwart", Nr. 19 vom 10. Mai 1884.)

1. Der natürliche Somnambulismus.

Wenn der Naturforscher einen Körper wissenschaftlich definiren und karakterisiren will, so genügt es nicht, diejenigen Eigenschaften aufzuzählen, die er unter normalen Umständen zeigt. Diese Umstände müssen vielmehr so lange künstlich abgeändert werden, daß ihm dadurch Gelegenheit geboten wird, auch seine gewöhnlich verborgenen Eigenschaften zu verraten. In dieser Weise unterwerfen der Physiker und Chemiker die Körper dem Experimente, in dessen besonderen Anordnungen an den Körper die Frage gestellt wird: was bist du? Der Körper aber antwortet durch die Art und Weise, wie er auf die ihm aufgedrungenen Umstände reagirt.

Der Mensch, das interessanteste Naturobjekt, aber auch das größte Naturrätsel, hat troz jahrtausendlangen Streites seine wissenschaftliche Definition nur darum noch nicht gefunden, weil er fast ausschließlich in seinem Normalzustande studirt wurde, aber nicht durch Abänderung der Umstände dem Experimente unterworfen wurde.

Es wird das nicht immer so bleiben. Unsere Enkel werden

*) Wir drucken diese Abhandlung aus der Feder eines der geistvollsten Naturwissenschafter der Gegenwart ab, indem wir darauf hinweisen, daß dieselbe ihr hochinteressantes Tema einem Gebiete entnimmt, auf dem die Wissenschaft unsrer Tage eben zu unberechenbaren Fortschritten Anlauf nimmt. R. d. N. W.

Experimentalpsychologie treiben, wie wir Experimentalchemie, und sie werden vielleicht das Rätsel des Menschen lösen, indem sie durch Abänderung seiner normalen Umstände ihn zu Tätigkeitsweisen veranlassen, die sonst latent bleiben und uns Aufschlüsse geben über unsere Natur.

In welcher Weise kann nun aber durch Abänderung der Umstände der psychische Normalmensch zu abnormen Funktionen gebracht werden? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir erst wissen, auf welchem Umstande der psychische Normalzustand beruht.

Der psychische Normalmensch ist karakterisirt, wenn wir wissen, welche Einwirkungen von Seite der Naturdinge er aufnimmt und in welcher Weise er auf diese Einwirkungen zu reagiren vermag. Seine Empfänglichkeiten müssen wir kennen und seine Tätigkeitsweisen. Diese beiden Faktoren bilden den psychischen Menschen und stehen zu einander in genauem Verhältnis: Jemehr Empfänglichkeiten, desto mehr Tätigkeiten. Immer jedoch können von den Natureinflüssen, denen der Mensch unterworfen ist, nur diejenigen inbetracht kommen, die in seinem Bewußtsein eine deutliche Empfindung erzeugen. Einwirkungen auf den Menschen, die, ob sie zwar stattfinden, ihm doch nicht zum Bewußtsein kommen, veranlassen ihn auch zu keiner Reaktion, sind daher für die psychische Definition des Menschen ohne Belang.

Die Natur ist demnach von dem Standpunkte eines jeden psychischen Wesens in zwei Hälften geteilt: die eine wirkt auf sein Bewußtsein, die andere nicht. Zwar wirken alle Dinge der Natur auf den menschlichen Organismus physisch ein, wenn nicht direkt, so doch indirekt; aber es ist ein fundamentales Gesez, daß Naturvorgänge nur dadurch auf ein Bewußtsein wirken, daß die von ihnen ausgehende räumliche und molekulare Bewegung einen gewissen Stärkegrad besizt. Dieser nötigen Minimalstärke auf objektiver Seite der Natur entspricht auf subjektiver Seite des Menschen jener Empfänglichkeitsgrad, der als Empfindungsschwelle bezeichnet wird. Diese Schwelle wird ferner die psychophysische genannt, weil in jedem Bewußtseinsvorgang eine physische Bewegung der Natur, indem sie die Empfindungsschwelle überschreitet, in eine psychische Empfindung sich verwandelt. Naturvorgänge von ungenügendem Stärkegrad bleiben unter der Empfindungsschwelle des Menschen, kommen ihm nicht zum Bewußtsein.

Demnach ist der psychische Normalmensch, den wir gesucht haben, dahin zu karakterisiren, daß er die normale menschliche Empfindungsschwelle besizt. Die in hohem Grade wünschenswerte Experimentalpsychologie aber ist nur dann möglich, wenn die normale Empfindungsschwelle des Menschen der Art abgeändert werden könnte, daß ihm Natureinflüsse zur Empfindung kämen, die für gewöhnlich unter der Empfindungsschwelle bleiben. Diesen abnormen Einwirkungen der Natur würden in der Reaktion auf Seite des Menschen auch abnorme psychische Tätigkeitsweisen antworten. Jemehr wir solche kennen lernen würden, desto vollständiger könnte auch die Definition des Menschen vorgenommen werden. Die Lösung des Menschenrätsels ist also möglich, wenn es eine Experimentalpsychologie geben sollte; diese leztere ist aber nur dann möglich, wenn die Empfindungsschwelle des Menschen veränderlich, verschiebbar sein sollte; unmöglich dagegen, wenn diese Schwelle starr und unveränderlich wäre.

Die Empfindungsschwelle des Menschen ist nun aber verschiebbar. Abgesehen von gelinden Verschiebungen im Wachen, die bei Krankheitszuständen oder auch durch bloße Richtung der Aufmerksamkeit sich einstellen, erfährt der Organismus alltäglich eine sehr bedeutende Verschiebung seiner Schwelle, wenn er dem Schlaf anheimfällt. Im Schlafe sinkt die psychologische Tätigkeit des Menschen zeitweilig unter die Schwelle*). Dafür bringt aber der Schlaf ein innerliches Erwachen mit sich, und diesem gibt gerade die Verschiebung der Schwelle einen Empfindungsinhalt, der uns im Wachen fremd bleibt, weil gegenüber den gröberen Einwirkungen der Außenwelt diese leisen Reize nicht aufkommen können, daher unter der Empfindungsschwelle verlaufen. Diese Reize, meistens aus der inneren Körpersphäre kommend, sind die Ursache unserer Träume.

*) **Fechner**, Elemente der Psychophysik, II, 439.

Der Schlaf enthält also nicht blos Negationen des Wachens, sondern auch positive Seiten. Er verschiebt die Empfindungsschwelle, so daß die Tageswelt aus dem Bewußtsein schwindet; aber eben darum wird das innere Bewußtsein empfänglich für Einwirkungen, die im Wachen die Schwelle nicht überschreiten. So hat auch der Untergang der Sonne nicht nur die negative Folge, daß Dunkelheit sich über die Erde breitet, sondern auch die positive, daß die schwächeren Strahlen der sonst von der Sonne überstrahlten Fixsterne nun zur Geltung kommen.

Die Vorgänge, die im Schlaf zum inneren Bewußtsein kommen, finden auch im Wachen statt, nur daß sie unbewußt bleiben. Der Schlaf erzeugt also nicht neue Einwirkungen für den Organismus, sondern er hebt dieselben blos über die Schwelle, in der sie im Wachen lagen; er erzeugt aber neue Reaktionsweisen des Menschen auf diese nunmehr bewußt werdenden Einwirkungen, und diese Reaktionen nehmen die Gestalt von Träumen an.

Jemehr die Empfindungsschwelle verschoben wird, destomehr positive Seiten des Schlafes würden zum Vorschein kommen und immer neue psychische Reaktionen erzeugen. Darum würde der tiefe Schlaf, weil mit der größten Verschiebung der Schwelle verbunden, uns ohne Zweifel sehr wertvolle Aufschlüsse über die Natur des Menschen geben, wenn er nicht leider erinnerungslos wäre. Für die Experimentalpsychologie erwächst somit die Frage, ob Träume vor dem Vergessen bewahrt werden könnten, oder, falls dieses nicht möglich wäre, ob Träumende zum Reden gebracht werden können.

Diese beiden Probleme werden ohne Zweifel ihre Lösung finden; denn beide haben sie teilweise bereits gefunden, und zwar im Somnambulismus. Der Somnambulismus also, dieses helle innere Erwachen, das im tiefen magnetischen Schlafe eintritt, ist die natürliche Grundlage für die Experimentalpsychologie der Zukunft. Er verdient daher auch mit ganz anderem Eifer studirt zu werden, als es heute geschieht. Das Menschenrätsel steht heut noch so riesengroß vor uns da, daß es nur dem Stumpfsinn der Materialisten vorbehalten ist, dasselbe durch die Behauptung zu leugnen, der Mensch sei eine bloße chemische Verbindung und weiter nichts; dieses Rätsel aber kann allein gelöst werden, wenn wir den Menschen im somnambulen Zustande dem Experimente unterwerfen. Denn, wie Mesmer sagt: „Die Fähigkeiten des Menschen offenbaren sich durch die Wirkungen des Magnetismus, gleichwie die Eigenschaften anderer Körper durch den gesteigerten Wärmegrad, den die Chemie anwendet, sich entwickeln"*).

Die im Somnambulismus auftretenden psychischen Fähigkeiten des Menschen sind lediglich Reaktionen auf solche Natureinflüsse, welche die Empfindungsschwelle des normalen Menschen nicht überschreiten. Demnach macht der Somnambulismus empfänglich für feinere Genüsse, als die von den Sinnen des Wachenden aufgenommen werden. Wie nun die Sinne des Wachenden um so merkwürdigere Fähigkeiten des Menschen hervorrufen, je feiner organisirt sie sind, so muß der im Somnambulismus auftretende Sinn, welcher die für die Tagessinne zu feinen Einflüsse aufnimmt, Fähigkeiten des Menschen entbinden, die denen des Wachenden überlegen sind. In der Tat sind diese Fähigkeiten so merkwürdiger Art, daß schon mancher Arzt in seinem Entusiasmus zu dem Ausspruch verleitet wurde, der Somnambulismus sei ein höherer Zustand als der des Wachenden, während andere darin einen Rückfall in das instinktive Naturleben der Tiere sehen wollen.

Wie so oft, liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte: die Verschiebung der Empfindungsschwelle in den verschiedenen Schlafzuständen ist keine stetig fortschreitende, sondern oft sehr schwankend; ebenso schwankend müssen demgemäß auch die psychischen Fähigkeiten sein, die von jener Verschiebung erweckt

*) Dr. Karl Wolfart, Mesmerismus. S. 211. Berlin 1814.

werden. Demgemäß sind die Aussprüche sogar desselben Somnambulen und in derselben Krise von sehr ungleichem Werte. Aber noch ein weiterer Grund muß uns abhalten, diesen Zustand zu überschäzen: der Sommambulismus ist den Einflüssen der Natur und der Menschen gegenüber ein passiver Zustand, der Mensch ist darin psychisch dezentralisirt, meistens in gänzlicher Abhängigkeit vom Magnetiseur, gegen welchen nur selten ein selbstbewußter Wille sich geltend macht. Insoferne ist der Sommambulismus dem Wachen nicht gleichwertig. Dagegen ist ganz unbestreitbar, daß im Sommambulismus, wenn gleich nur flüchtig, oft Fähigkeiten auftreten, weit überlegen denen des Menschen, dessen äußere Sinne der Welt offen stehen und dessen Empfindungsschwelle normal liegt.

Es läßt sich also die Frage stellen, ob es vielleicht auf anderen Planeten Wesen von günstigerer Empfindungsschwelle gibt, bei welchen die in dem abnormen Zustande des Somnambulismus nur schwankend und keimartig sich zeigenden Fähigkeiten in völliger Entwicklung und als normaler Besiz zu finden wären? Wer der Entwicklungslehre huldigt, wird die Existenz solcher Wesen, die offenbar höher ständen als der Mensch, nicht bezweifeln; er kann wenigstens nicht leugnen, daß solche Wesen um so mehr im Schoße der Zukunft liegen, als ja der Mensch, auf der derzeitigen Spize irdischer Organisation stehend, sie in rudimentärer Weise prophetisch anzeigt.

Wenn aber der Somnambule solche höhere Wesen keimartig anzeigt, aber doch nicht selber zu ihnen gehört, so darf man den Somnambulismus jedenfalls nicht über das Wachen stellen; wohl aber ist er, vom philosophischen Standpunkt betrachtet, wichtiger als das Wachen. Denn jeder geistige Fortschritt ist entweder ein blos historischer innerhalb der sich gleich bleibenden Empfindungsschwelle, oder ein biologischer, durch günstigere Verlegung der Empfindungsschwelle bedingt. Jeder historische Fortschritt hat seine Grenze; in der Empfindungsschwelle ist ihm eine unüberschreitbare Schranke gezogen, jenseits welcher die Lösung gerade der tiefsten Probleme der Menschheit liegt. Darum ist der Somnambulismus philosophisch wichtiger als das Wachen; er greift über den historisch entwicklungsfähigen Menschen hinaus zu dessen biologischem Nachfolger, und wenn er auch diesen nur keimartig andeutet, so zeigt doch das Studium des Somnambulismus ganz deutlich, daß sich für die Entwicklungslehre gar nicht auszudenkende Folgerungen aus der Verlegbarkeit der Empfindungsschwelle ergeben. Zugleich zeigte sich aber sehr klar, daß es eine bloße Anmaßung von Seite der Materialisten ist, wenn sie die Entwicklungslehre für sich als ihre Hauptstüze reklamiren. Eine Lehre, welche behauptet, daß nur das Sinnliche wirklich sei, und welche die unterhalb unserer Empfindungsschwelle liegende Welt negirt, steht mit der Entwicklungsteorie in prinzipiellem Widerspruch.

Der Somnambulismus, eben weil auf Verlegung der Empfindungsschwelle beruhend, liefert der Psychologie eine ganze Zufuhr neuer und zwar sehr schwieriger Probleme. Es liegt nun aber in der Natur des Menschen, neue Probleme lieber irrtümlich zu lösen, als ihre Unlösbarkeit einzugestehen; er verfährt dabei immer in jener Weise, die schon Bacon von Verulam mit den Worten getadelt hat: „Das in sich Neue pflegt trozdem in der Weise des Alten aufgefaßt zu werden"*). (Bacon, Neues Organon. I. § 34.) Der Somnambulismus ist eine in sich ganz neue und ganz eigenartige Erscheinung, und er kann schon darum nicht in der Weise des Alten, nämlich nach Analogie der psychischen Zustände des Wachens, beurteilt werden, weil es sich bei ihm um die Psyche unterhalb, im Wachen aber um die Psyche oberhalb der Empfindungsschwelle handelt. Daraus allein schon ergibt sich, daß es eine Verkehrtheit ist, die von Eigenartigkeit strozenden somnambulen Zustände nach den psychologischen Gesezen des wachen Lebens zu erklären. Den Physiologen, die das noch immer tun, möchte ich empfehlen, die hübsche Geschichte zu beherzigen, die Livingstone von einem Neger erzählt. Er hatte demselben einen Löffel zum Geschenke gemacht und lehrte ihm den Gebrauch, indem er damit aus einer Milchschale schöpfte. Der Neger aber, das in sich Neue in der Weise des Alten auslegend, nahm zwar ebenfalls mit dem Löffel Milch aus der Schale, dann aber goß er den Inhalt desselben in die hohle Hand und trank aus dieser. An dieser Geschichte hat sich vielleicht schon mancher physiologische Gegner des Somnambulismus ergözt, ohne das „de te fabula narratur"*) einzusehen.

Diese eigenartige Erklärung verlangt sogar schon der gewöhnliche Traum. Wenn wir unsere Träume analysiren, so scheint es auf den ersten Blick allerdings, als wäre in denselben lediglich der Stoff des wachen Lebens in aufgelockertem regellosen Zustande durcheinander geworfen und das im Wachen von dem vernünftigen Ich zusammengehaltene Vorstellungsleben im Traume nur dezentralisirt. Bei näherem Zusehen erkennt man aber leicht, daß der Traum auch seine positiven Seiten hat; denn weil er mit einer Verschiebung der Empfindungsschwelle verbunden ist, erfährt der Schlafende zunächst aus der eigenen inneren Körpersphäre Einwirkungen, die vorher unter der Schwelle blieben; sein Bewußtsein erhält also einen neuen Inhalt. Auf diese Einwirkungen reagirt die Psyche mit Fähigkeiten, die im Wachen latent waren; also auch das Selbstbewußtsein erfährt einen neuen Inhalt.

Mit der Verschiebung der Empfindungsschwelle eröffnet sich also eine transzendentale, dem Tagesbewußtsein verschlossene Welt und ein transzendentales Ich. Immer wieder zeigt es sich also, daß das normale Bewußtsein die Welt so wenig erschöpft, als das normale Selbstbewußtsein das Ich. Wir dürfen daher von einem doppelten Bewußtsein, also von einem doppelten Ich in uns reden, dem diesseits und dem jenseits der normalen Schwelle liegenden, und dürfen das um so mehr, als die beiden Ich nur alternirend auftreten, ohne ihren Bewußtseinsinhalt auszutauschen. Der erwachende Somnambule knüpft, erinnerungslos für den Inhalt seiner Träume, an den Zeitpunkt vor dem Einschlafen an. Zudem sind auch die den Wahrnehmungen der beiden Ich korrespondirenden Fähigkeiten so sehr verschieden nach Form wie Inhalt, daß wir troz der Verschiebbarkeit der Empfindungsschwelle von einer doppelten Persönlichkeit in uns reden müssen; aber dieser Dualismus der Personen ist freilich wegen der Flüssigkeit der Schwelle wiederum monistisch aufzulösen in die Einheitlichkeit eines gemeinschaftlichen Subjekts. Weil nun aber nach dem Bilde zweier Wagschalen das innerhalb des Schlafes erwachende transzendentale Ich um so heller erwacht, je größer die Bewußtlosigkeit des Tagesmenschen ist, so müssen notwendig die Zustände des tiefsten Schlafes günstig sein, um durch Traumanalyse zu einer deutlichen Definition und Karakteristik des transzendentalen Subjekts zu gelangen.

Damit sind wir abermals behufs der Lösung des Menschenrätsels an den Somnambulismus verwiesen.

Der Somnambulismus ist gesteigerter Schlaf. Um diese Erscheinung richtig zu verstehen, müssen wir zunächst ihre physiologische Bedeutung für die Oekonomie des Organismus zu erkennen trachten. Dazu muß aber erklärlicher Weise der spontan eintretende natürliche Somnambulismus inbetracht gezogen werden und gefragt werden, wozu die Natur eine so bedeutende Vertiefung des Schlafes herbeiführt.

Die Intensität eines jedem Schlafes entspricht dem Bedürfnisse des Organismus und wird durch noch nicht hinlänglich erkannte physiologische Ursachen herbeigeführt, unbeschadet welcher wir den teleologischen Karakter des Schlafes nicht übersehen dürfen, der sich auch in der Wirkung zeigt. Jemehr das Gehirnleben unterdrückt ist und je länger es im Zustande völliger Ruhe ist, destomehr und länger ist die Reproduktionskraft im Organismus tätig. Der Schlaft stärkt die im Wachen abgenüzten Kräfte, daher fühlen wir uns erfrischt, wenn wir gut geschlafen, und die Intensität der Wirkung entspricht immer entweder der Dauer oder der Tiefe des Schlafes.

In Krankheiten, wenn der Organismus sehr geschwächt ist, tritt häufig ein Schlaf von außergewöhnlicher Länge als Krise ein, in der sich die Krankheit zum Besseren wendet. Jeder Arzt kennt die Heilkraft dieses kritischen Schlafes.

---

*) Wörtl.: Von dir wird die Fabel erzählt.

Langandauernder Schlaf ist häufig, und nicht erst in neuerer Zeit, als zur Genesung führend beobachtet worden. Aus den Philosophical Transactions berichtet Schubert von einem Kranken, der 16 Wochen lang schlief, und als er endlich erweckt wurde, waren Krankheit und Schlafsucht zugleich vergangen. Die Acta eruditorum vom Jahre 1707 wissen von einem Schlafe, der anfänglich 14 Tage, dann aber 6 Monate dauerte; Fichet berichtet von einem Langschläfer, der einen vierjährigen, nur von kurzen Zwischenräumen des Wachens unterbrochenen Schlaf hatte*). Micrulius berichtet von einem Priester in Stettin, der, schon bejahrt, in der Christnacht drei Messen zu lesen hatte, nach der ersten aber das Bedürfnis fühlte, ein wenig auszuruhen, und in seiner Zelle in einen dreizehntägigen Schlaf verfiel*). Der Arzt Mayo weiß sogar von einem zwölfjährigen Mädchen, das in Schlaf verfiel und darin 13 Jahre verharrte, so daß sie innerhalb derselben aus einem Kinde zum reifen Weibe wurde**). Aehnliche Fälle, die häufig den Verdacht der Simulation erregen, sind auch in unseren Tagen dann und wann berichtet worden.

(Forts. folgt.)

*) Schubert, Geschichte der Seele. I. S. 245.

*) Micrulius, Altes Pommerland. II. S. 369.

**) Mayo, Wahrheiten im Volksaberglauben. S. 107.

Der Frühling.

Von Rudolf Lavant.

Gehst du im frühen Lenze durch den Wald,
Des Lebens froh im erst so stillen Reiche,
So haften sinnend deine Blicke bald
Am frischen Wuchs der nächsten jungen Eiche;
Denn neben zarten Laubes grünem Braun,
Das aus den Knospen bricht in krauser Fülle,
Ist fahles Laub an jedem Zweig zu schaun —
Vom letzten Jahr die abgestorbne Hülle.

Es haftet fest und zäh an seinem Ort,
Es sträubt verdrossen sich und will nicht weichen;
Nur ab und zu führt lose Blätter fort
Der laue Frühlingswind als Siegeszeichen,
Und eh' am Boden und auf Weihers Grund
Das letzte Blatt vermodert und verrottet,
Hat raschelnd es das Blühen in der Rund,
Hat es den Frühling hundertmal verspottet.

Und soll das fahle, winterliche Laub
Nicht bis zum Sommer seinen Platz bewahren,
So muß mit sieghaft-fröhlichem Geschnaub
Der Frühlingssturm durch alle Wipfel fahren.
Da tut es nicht das kosend-linde Wehn,
Vor dem die Knospen aller Blumen springen;
Vor sanftem Hauch wird welkes Laub bestehn —
Der Sturm allein kann grüne Eichen bringen!

Und niederrauschen muß in warmer Nacht
Der Regen auch in dichten schweren Güssen;
Dann wird das Laub, das zagend sich und sacht
Herausgewagt, gewaltig wachsen müssen.
Dann hat für Welkes keinen Platz der Baum,
Er kann's nicht länger neben Grünem tragen —
Zu bloßem Spuk, zu bloßem bangen Traum
Wird jenes für den Wald nach wenig Tagen.

Und ist es anders wohl in der Natur,
Als in der Völker, in der Menschheit Leben?
Des Neuen spottet oft des Alten Spur,
Das trozig sucht am alten Ort zu kleben,
Und in den Frühling einer neuen Zeit
Siehst du, gespenstisch fast, das Alte ragen
Und höhnend macht ein Ueberrest sich breit
Aus längst vergangnen überwundnen Tagen.

Da gilt es auch, mit froher Sturmesmacht
Hinwegzufegen, was da hemmt das Sprießen,
Mit milder Flut in lauer Frühlingsnacht,
Das junge Laub, das zage, zu begießen;
Und kam nach langer, winterlicher Not
Herauf des Jahres heißersehnte Wende,
So sei auch aufgeräumt mit dem, was tot,
Und nicht verzögert sei des Alten Ende!

Die Zeit verlangt ein männlich-kühnes Wort —
Ihr frommen nicht die Halben und die Lauen,
Die rechts und links bedenklich immerfort,
Die vor- und rückwärts ängstlich-zaudernd schauen.
In unsre Zelte laden die wir ein,
Die's mit dem Neuen treu und ehrlich halten;
Wir werden Sturm und warmer Regen sein —
Dem Neuen Freund, doch Feind dem Toten, Alten!

Unsere Illustrationen.

Schloß Chillon am Genfersee. (Siehe Illustration Seite 467.) Am östlichen Ufer des Genfersees, wo die Rhone in den See tritt, auf einer Felseninsel, die mit dem Lande durch eine Brücke verbunden ist, erhebt sich das berühmte Schloß Chillon, das heute noch sehr viel besucht wird. Weithin leuchten die weißen Mauern dieser gewaltigen und festen Zwingburg, deren tiefe und finstere Kerker im Mittelalter überall gefürchtet waren. Hier wurde um 1530 Franz Bonivard vom Herzog Philipp von Savoyen gefangen gesetzt. Bonivard, aus einer alten und begüterten genfer Adelsfamilie, hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet und war Prior von dem Kloster St. Viktor bei Genf geworden. Er machte sich um seine Vaterstadt verdient und tat sich in der Pflege der Wissenschaften hervor; indessen darf nicht unerwähnt bleiben, daß er die blutige Gewaltherrschaft des Reformators Calvin eifrigst unterstützte. In den Kämpfen zwischen dem Herzog von Savoyen und der Stadt Genf stand Bonivard auf Seite der lezteren; dadurch machte er sich dem Herzog von Savoyen verhaßt. Im Jahre 1530 ward er von Räubern im Jura gefangen und an den Herzog von Savoyen ausgeliefert, der ihn ohne Urteil und Recht in dem Schlosse Chillon einkerkern ließ. Hier, im tiefsten Verließ, schmachtete Bonivard bis 1536. Am 29. März dieses Jahres eroberten die Berner die Zwingburg und befreiten den Gefangenen. Bonivard (geb. 1496) verheiratete sich nach seiner Befreiung und lebte zu Genf bis 1570, in welchem Jahre er starb.

Vielleicht noch mehr als die Gefangenschaft Bonivards hat Byrons glänzendes Gedicht: „Der Gefangene von Chillon“ (geschrieben im Sommer 1816) dazu beigetragen, die alte Veste berühmt zu machen. In diesen glühenden Versen läßt Byron Bonivard die Qualen der Kerkerhaft dulden, doch hat er sich an die historischen Tatsachen nicht gehalten, da das Gedicht, wie er mitteilt, aus dem Eindrucke der Oertlichkeit entstand, ehe sich Byron über die Geschichte Bonivards unterrichtet hatte. Kaum ist jemals von einem Dichter die Marter eines unterirdischen Kerkers mit solch gewaltiger Glut geschildert worden.

Byron läßt Bonivard mit seinen zwei (nicht historischen) Brüdern

zusammengesperrt sein, die er beide der schrecklichen Kerkeratmosphäre erliegen sieht. Wir zitiren aus dem Gedichte einige Stellen. Im Eingang heißt es:

> In Chillons Kerker tief und grau
> Steh'n sieben Pfeiler von gotischem Bau,
> Steh'n sieben Säulen, dämmrig fahl
> Von dem verirrten Sonnenstrahl,
> Der durch den Mauerspalt einmal
> Hinabfiel in des Kerkers Bann
> Und nun nicht mehr entschlüpfen kann;
> Hin kriecht er über feuchten Stein
> Wie eines Sumpfes Irrlichtschein.
> An jedem Pfeiler ist ein Ring,
> An jedem Ring ist eine Kette;
> Dies Eisen ist ein nagend Ding,
> Noch zeigt mein Fleisch des Zahnes Stätte,
> Und diese Spur verliert sich nicht,
> So lang' ich schau' das neue Licht,
> Das nun die Augen schmerzt — sie waren
> Der Sonn' entwöhnt seit so viel Jahren,
> Daß ich sie nicht mehr zählen mag;
> Ich gab es auf, sie einzukerben,
> Als ich da unten lebend lag
> Und sah den lezten Bruder sterben.

Die erwähnten sieben Pfeiler mit den Kettenringen und die Fußspuren des gefangenen Bonivard in dem Steinboden sind heute noch zu sehen in den finsteren Gewölben des alten Schlosses.

Den schaurigen Kerker beschreibt Byron weiter:

> Der See an Chillons Mauern liegt
> Und tausend Fuß noch unterm Wall
> Fließt seiner Wasser mächt'ger Schwall:
> So weit hinab ließ man das Blei
> Von Chillons schneeiger Bastei,
> Die rings umher die Wog' umschmiegt —
> Zwiefacher Kerker! Wand und Welle
> Macht zum lebend'gen Grab die Zelle
> Und unterm Wasserspiegel lag
> Die dunkle Wölbung, wo wir hausten;
> Wir hörten droben Tag und Nacht
> Einförmig seinen Wellenschlag.
> Und oft hab' ich den Schaum gefühlt,
> Der Winters durch das Gitter spült,
> Wann über unserem Haupt der Föhn
> Hinjauchzt in freien Himmelshöh'n:
> Dann bebte selbst des Felsens Schoß,
> Ich bebte nicht bei Sturm und Stoß:
> Denn lächelnd hätt' ich um die Zeit
> Den Tod begrüßt, der mich befreit.

So könnten wir noch viele schöne Stellen zitiren. Die Tyrannei, welche ihre Widersacher in feuchte Kerker unter dem Wasserspiegel bannte, ist durch den Dichter für die Jahrhunderte gebrandmarkt worden.

W. B.

Aus dem Bereiche der Antropologie und Gesundheitspflege.

Zur Frage nach der Entstehung der Arten der Lebewesen, welche Darwin mit seiner den eigentlichen Darwinismus bildenden Selektionsteorie (der Zuchtwahlhypotese) beantwortet zu haben glaubte, macht Prof. Dr. Moriz Wagner in München im Dezemberhefte des Kosmos 1883, der „Zeitschrift für Entwicklungslehre und einheitliche Weltanschauung“, an welcher alle hervorragenden Darwinianer Deutschlands, Englands ꝛc. mitarbeiten, interessante Mitteilungen. Er schreibt in einer Abhandlung, betitelt: „Leopold von Buch und Charles Darwin“, wie folgt:

„Leopold v. Buch hat die äußere Ursache der Artbildung richtiger erkannt, als Darwin. — — — Leider war seine geniale Hypotese weder in ihrer formellen Fassung genügend, noch auch durch die Mitteilung bezüglicher Tatsachen hinreichend unterstüzt. — — —

„Die betreffenden Stellen in Leopold v. Buchs Werke lauten wie folgt: ‚Die Individuen der Gattungen (Arten) auf Kontinenten breiten sich aus, entfernen sich weit, bilden durch Verschiedenheit der Standorte, Nahrungs- und Bodenverhältnisse Varietäten, welche in ihrer Entfernung nie von andern Varietäten gekreuzt und dadurch auch nie zum Haupttypus zurückgebracht, endlich konstant und zur eigenen Art werden. Dann erreichen sie vielleicht auf andern Wegen auf das neue die ebenfalls veränderte vorige Varietät, beide nun als sehr verschiedene und sich nicht wieder mit einander vermischende Arten. Nicht so auf Inseln. Gewöhnlich in enge Täler oder in den Bezirk schmaler Zonen gebannt, können sich die Individuen erreichen und jede gesuchte Fixirung eigner Varietäten wieder zerstören. . . .

„Deswegen ist es so wichtig, den Standort genau anzugeben und zu bezeichnen, auf welchem die Pflanzen auf den Inseln sich befinden. Er hat fast jederzeit etwas Eigentümliches. Ist er durch natürliche Hindernisse, durch Bergrizen, welche mehr schaden als bedeutende Entfernungen über dem Meer, von andern Orten sehr getrennt, so kann man dort ganz neue, in andern Teilen der Insel nicht vorkommende Arten erwarten. Vielleicht hat ein glücklicher Zufall durch eine besondere Verbindung von Umständen den Samen über die Berge gebracht, sich selbst an der abgeschlossenen Stelle überlassen, wird dann auch hier im Laufe der Zeiten die aus den neuen Bedingungen des Wachstums entstandene Varietät zur eigenen Art, welche sich immer mehr von ihrer ersten ursprünglichen Form entfernt, je länger sie ungestört in dieser eingeschlossenen Gegend erhalten wird.‘

„Migration (Wanderung), Expansion (Ausbreitung) und Isolation (Vereinzelung)“ — fährt im Anschluß hieran Prof. Wagner fort, der bekanntlich selbst der Vater der Migrationsteorie ist, welche die Artenentstehung im Gegensaze zu Darwin nicht durch „natürliche Zuchtwahl“, sondern durch Migration erklärt, — „sind die äußeren Faktoren, welche auf Grund der Variabilität und der Vererbungsfähigkeit persönlicher Merkmale vollständig genügen, um durch Fortbildung und Steigerung geringer individueller Eigenheiten der ersten Kolonisten bei strenger Inzucht und durch die veränderten Lebensbedingungen, welche mit jeder isolirten Kolonienbildung verbunden sind, neue Arten und Varietäten auszuprägen und bei genügender Dauer der Isolirung als stabile Formengruppen zu fixiren. Dieser Prozeß vollzieht sich in der Regel in ganz friedlicher Weise ohne jeden wesentlichen Einfluß eines Konkurrenzkampfes mit Artgenossen und anderen Organismen, welcher in jeder neuen Kolonie meist geringer ist, als im Wohngebiet des Stammes.“

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

Der Stand des öffentlichen Unterrichtes in Brasilien. Ueber den Stand des Unterrichtes in Brasilien schreibt die „Deutsche Post“ aus S. Leopoldo: Für die Schulen wird von der Regierung Geld genug verausgabt, und wenn in den Regierungsschulen doch nicht genug geleistet wird, liegt es wirklich nicht daran, daß die Regierung Geld spart. Man sehe sich nur die folgende Tabelle an.

	Jährliche Einnahme	Jährl. Ausg. für öffentl. Unterricht
	Milreis à 2,20 Mark.	
Amazonas	1 664 000	112 991
Pará	2 742 000	372 603
Maranhao	733 596	108 912
Piauhy	349 421	38 175
Ceara	808 700	198 560
Rio Grande do Norte	308 327	81 689
Parahyba	460 141	84 663
Pernambuko	2 736 457	723 790
Alagoas	692 355	145 352
Sergipe	716 653	120 718
Bahia	3 484 687	556 503
Espirito Santo	358 980	92 518
Rio de Janeiro	6 258 684	915 484
S. Paulo	3 743 460	532 816
Minas Geraes	3 084 440	760 340
Paraná	787 000	115 740
Santa Katharina	342 354	91 107
Rio Grande do Sul	2 917 280	546 713
Goyaz	222 234	36 000
Matto Grosso	241 286	52 260
	32 662 058	5 686 943

Anzahl der Schulen:

Minas Geraes	1 085	Paraná	185
S. Paulo	774	Santa Katharina	151
Pernambuko	771	Maranhao	150
Rio de Janeiro	602	Espirito Santo	104
Bahia	598	Parahyba	91
Rio Grande do Sul	408	Amazonas	86
Pará	289	Rio Grande do Norte	84
Ceara	224	Goyaz	66
Sergipe	206	Piauhy	61
Alagoas	188	Matto Grosso	57

Zusammen 6180 Schulen.

Im Jahre 1874 gab es nur 4012 Schulen; somit hat die Zahl derselben sich in den lezten 9 Jahren um 2168 vermehrt. Rechnet man nach dem lezten Zensus die Zahl der freien Bewohner Brasiliens auf 8 193 639 Seelen, so kommt eine Schule auf 1239 Bewohner.

Für unsere Hausfrauen.

Ueber die Konservirung des Fleisches.

II.

D. Konservirung des Fleisches durch fäulniswidrige Stoffe.

1) Chlornatrium (Kochsalz, Küchensalz, Salz).

Das Chlornatrium, schlechthin das Salz genannt, bildet bekanntlich die Grundlage des altehrwürdigen Pökelverfahrens. Demselben konnte bis jezt nur das Rind- und Schweinefleisch, keineswegs das

Kalb= und Hammelfleisch unterworfen werden. Nach **Payens** Erfahrung läßt sich das Pferdefleisch mit Erfolg salzen.

Das gewöhnliche Pökelverfahren besteht in Einreiben der Fleischstücke mit Salz und Aufbewahrung derselben in der Lake. Dabei findet eine Diffusion statt; das Salz zieht die flüssigen und löslichen Stoffe des Fleisches bedeutend aus und das Fleischstück nimmt dafür Chlornatrium auf. Das Fleisch wird also salzreicher. In die Lake gehen aber die Fleischsalze (Chlorkalium, phosphorsaures Kalium), die Kreide (Kreatin u. s. w.) und selbst Proteinstoffe (lösliches Eiweiß, Myosin u. s. w.). Das Fleisch wird also ärmer gerade an den Stoffen, auf welche der größte Wert gelegt wurde. Girardin fand in der Salzlake vom amerikanischem Pökelfleisch 62,23 % Wasser, 29,01 Chlornatrium, 3,65 andere Salze, 0,48 Phosphorsäure, 1,23 Albumin und 3,4 andere organische Stoffe; der Stickstoffgehalt der Lake betrug 0,267 %. Nach den Untersuchungen von J. v. Liebig verliert das eingesalzene Fleisch, wenn es mit dem aufgestreuten Salze eine Lake bildet, $^1/_3 - ^1/_2$ der s. g. Flüssigkeit. Die Salzlake reagirt sauer, liefert mit Ammoniak versezt, einen reichlichen Niederschlag von phosphorsaurem Bittererdeammoniak; sie ist also reich an Phosphorsäure und Bittererde, weiter an Milchsäure und Kali. Kreatin konnte wegen der großen Salzmenge in der Lake nicht nachgewiesen werden, wohl aber Kreatinin; man erhielt dies nach dem Auskrystallisiren des Kochsalzes durch Zufügung von Chlorzink zu der Mutterlauge als Kreatinindoppelsalz. Albumin läßt sich in der Lake ebenfalls nachweisen. Erhizt man sie zum Sieden, so scheidet sich eine große Menge Albumin als weißes Gerinnsel ab.

Die Auslaugung des Fleisches durch eingeriebenes oder aufgestreutes Chlornatrium erweist sich beim Schweinefleisch minder bedeutend als bei dem Rindfleisch. Gesalzenes Schweinefleisch gilt dem Seemann für eine erträgliche Kost, gesalzenes Rindfleisch wird aber selbst von diesen wenig verwöhnten Leuten mit Widerwillen verzehrt.

Seit dem Jahre 1847, in welchem J. v. Liebig die unliebsamen Effekte des Pökelverfahrens unwiderleglich dartat, hat man dasselbe zu verbessern gesucht. Es kommt darauf an, die Dauerhaftigkeit des Fleisches durch Salzeinfluß zu bewirken, dagegen den Austritt von wesentlichen Stoffen aus dem Fleische möglichst zu verhüten.

J. v. Liebig empfiehlt die Anwendung einer Flüssigkeit, welche die Stoffe, die beim gewöhnlichen Pökelverfahren in die Lake übergehen, bereits enthält. Diese Flüssigkeit enthält auf 50 Kilo Wasser 18 Kilo Kochsalz und 250 Gramm phosphorsaures Natrium; zu je 5,5 Kilo dieses Salzwassers werden noch 3 Kilo Fleischextrakt, 750 Chlorkalium und 300 Gramm Natronsalpeter zugesezt; durch Anwendung dieser Pökelflüssigkeit soll die Auslaugung des Fleisches vermieden werden.

Whiteland will durch ein anderes Verfahren die bekannten Fehler der gewöhnlichen Pökelung zur Ausgleichung bringen. Er nimmt das Salzfleisch mit der Lake auf einen zweckmäßig eingerichteten Dialysator; nach den Gesezen der Diffusion treten die Salze der Lake und des Fleisches in das Wasser; die Eiweißkörper werden aber zurückgehalten. Nach 3–4 Tagen wird das Verfahren der Dialyse unterbrochen; das Fleisch ist jezt ziemlich salzfrei und rivalisirt mit dem frischen Fleisch in Bezug auf Geschmack. Aus der Lake wird durch Eindampfen ein brauchbares Fleischextrakt dargestellt.

Durch das gewöhnliche Pökelverfahren werden die Fleischstücke selten durch die ganze Masse hindurch gleichmäßig verändert. Auf Durchschnitten größerer Stücke bemerkt man Unterschiede von Peripherie und Zentrum bezüglich der Farbe und anderer Verhältnisse. Martin de Lignac hält dieses für einen großen Fehler, den er glaubte verbessern zu müssen. Er preßt eine gesättigte Chlornatriumlösung in das Zentrum des in die Salzlake gelagerten Fleischstücks. Die Lösung soll sich von da nach der Peripherie hin verbreiten. Ein Trokar mit einer passenden Kanüle kommt dabei zur Anwendung.

Für höchst ingeniös hat man das Morgansche Verfahren erklärt. Dabei wird eine Flüssigkeit, bestehend aus 5 Kilo Salzlake, 125 bis 200 Gramm Salpeter, 1 Kilo Zucker, 15 Gramm Phosphorsäure und etwas Gewürz, unmittelbar nach dem Tode des Tieres mittelst einer zweckmäßigen Vorrichtung in den linken Ventrikel des Herzens injizirt und, nachdem das Blut aus dem geöffneten rechten Vorhof ausgeflossen ist, bis in die feinsten Gefäßverzweigungen gepreßt. Nach Beendigung dieser Operation, die 10—20 Minuten dauert, wird das Fleisch getrocknet und in Holzkohle verpackt. Der Vorzug dieser sehr gerühmten Metode besteht darin, daß das Fleisch saftig bleibt und seine ernährenden Bestandteile behält.

Cirio bringt das zu konservirende Fleisch in ein luftdicht verschließbares, mit 2 Tubulaturen versehenes Gefäß, evakuirt dasselbe und läßt dann eine mit 2—5 % salpetersaurem Kalium versezte Kochsalzlösung einfließen. Nach einem Kontakt von wenigen Minuten werden die Substanzen aus der Flüssigkeit genommen und an der Luft getrocknet, wonach sie vollkommen haltbar sein sollen.

Unzweifelhaft gehört das Pökelverfahren zu den Konservirungsmetoden, die billig und leicht auszuführen sind und einen sicheren Erfolg haben. Diese glänzenden Eigenschaften lassen denn auch davon absehen, daß das gesalzene Fleisch nicht alle die Stoffe besizt, welche im frischen Fleische vorkommen. Aber man kann ja die mangelnden Stoffe durch Zufügung anderer Nahrungsmittel zu dem Salzfleische ersezen. Wenn Robert Galloway dies durch das Verspeisen geringer Dosen von phosphorsaurem Kalium erreichen will, so muß man fragen, ob das wohl ernstlich gemeint ist. Durch Zufügung von Vegetabilien (z. B. Kartoffeln) zu dem Salzfleisch ist dem Ausfall der Kaliumverbindungen leicht abzuhelfen. Gut gesalzenes und in der Küche gut zubereitetes Schweinefleisch (Sulperfleisch) wird von vielen unter die Delikatessen gerechnet. Verzehrt man dazu eine Fleischextraktsuppe nach dem Liebig'schen Rezepte, so erhält man die im Sulperfleische fehlenden Kalisalze vollständig ersezt. Eine Tasse Kaffee nach dem Essen oder ein Teller Fleischbrühsuppe vor dem Auftragen des Sulperfleisches dürften ebenso dazu genügen, den Körper mit der genügenden Menge Kalisalze zu versorgen.

Anleitung zum Stopfen von Mousseline, Battist und Leinwand. Diese Arbeit erfordert gute Augen, sehr viel Geduld und Beharrlichkeit, und da sie sehr teuer bezahlt wird, so will ich hier die Beschreibung davon mitteilen.

Man zieht zuerst mit einer feinen Nadel alle zerrissenen Fäden nach der Länge und nach der Breite heraus, soweit als die Fäden schadhaft oder dünn sind. Die ausgezogenen Fäden bilden eine Art Charpie, die sehr hinderlich ist, und deshalb abgeschnitten werden muß. Hierauf nimmt man ein Stück grünes Papier oder Wachstaffet. Auf dieses Papier schlägt man den zerissenen Teil zu Faden, und zwar die rechte Seite der Arbeit auf das Papier gekehrt, weil die Flickerei auf der linken Seite ausgeführt wird. Nachdem man in eine sehr feine, langöhrige Nadel einen zu dem Stoffe passenden Faden eingefädelt (entweder Faden aus einem Stückchen Battist oder Mousseline), zieht man Fäden in der Breite, und zwar je einen an der Stelle des ausgerissenen. Man befestigt die Fäden aber nicht mit einem Knoten am Anfang und am Ende, sondern man verfährt auf folgende Art: anstatt gleich da anzufangen, wo die Fäden abgeschnitten sind, beginnt man viel weiter oben, indem man abwechslungsweise einige Fäden auf die Nadel nimmt und eben so viele liegen läßt, gerade als wolle man auffassen, und so fährt man fort, bis man an das Loch kommt. Auf dieselbe Weise hört man auch auf, und je kleiner man die Stiche macht, desto weniger verzieht man das Zeug. Sind auf diese Weise alle Fäden in der Breite gezogen, so dreht man die Arbeit um, und zieht die Fäden der Länge nach, indem man immer abwechslungsweise einen Faden auf die Nadel nimmt und einen liegen läßt. Es ist sehr wesentlich, daß man nie mehr als **einen** Faden auf einmal nimmt. Ist die erste Reihe gemacht, so wendet man nicht um, sondern schneidet den Faden ab. Die zweite Reihe beginnt man wieder von unten, dicht nach der ersten und zwar so, daß man diesmal den Faden, den man bei der vorhergehenden Reihe liegen ließ, aufnimmt und den vorher aufgenommenen diesmal liegen läßt. Der Faden wird bei jeder Reihe abgeschnitten. Ist die Arbeit beendigt, so schneidet man alle heraus-stehenden Fäden ab, so wie die größeren Stiche, die dazu dienten, die Fäden am Anfang und Ende zu befestigen. Ist die Flickerei gelungen, so soll man sie von dem übrigen Stoff nicht unterscheiden können.

Von der Seife. Wie notwendig die Verbreitung chemischer Kenntnisse ist, lehrt uns das Kapitel von der Seife. Diese, in jedem Hause so unentbehrlich, wird nicht selten in einer Qualität geliefert, welche den gerechten Zorn des Fachmannes erwecken muß. Der Schaden, welcher uns dabei zugefügt wird, ist ein doppelter, einmal werfen wir unser Geld weg und dann ruiniren wir unsere Wäsche ꝛc. Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, alle die tausend Kunststücke aufzuzählen, welche bei Herstellung von Seife gemacht werden und gemacht worden sind. Nur den allergröbsten Schwindel, welcher auch der verbreitetste ist, wollen wir kennzeichnen.

Es ist uns eine Art von Lebensaufgabe geworden, jedes Seifenladenfenster zu studiren. Nämlich schon das einfache Auge genügt häufig, hier den Fehler zu entdecken. Wer hätte es nicht schon erstaunt beachtet, wie die ausgestellten Seifenriegel beschlagen sind mit einer weißen, salzigen Kruste, und wie dieselben sich bei längerem Liegen vollständig krumm ziehen. Diese jeweilige Ausscheidung ist schnöde Soda und das Schrumpfen der Seife kommt vom Wasserverlust. Jede Seife enthält Wasser und zwar in Mengen, die von 10 bis 50 Prozent bei den verschiedenen Seifen schwanken. So wenig es nun dem Interesse des Konsumenten entspricht, Soda und Wasser als Seife zu bezahlen, so häufig läßt sich der Seifenfabrikant durch die schlimme Konkurrenz zu schlechter Fabrikation verführen. Die Soda wirkt nämlich, daß die Seife eine größere Menge Wasser festhält.

Obiges Anzeichen des Auswitterns genügt vollständig für den Laien, und wer künftig Seife kauft, der wolle stets vorher erst das Schaufenster studiren.

Sprechsaal für jedermann.

Ueber den Paraguaytee. Schon zu verschiedenenmalen hatte ich Gelegenheit, Paraguaytee zu trinken, zulezt noch etwa vor sechs Wochen, als einer meiner Freunde von seinem ehemaligen Schulfreunde eine Sendung Yerba Maté erhielt, und zwar mit den gravirten Kürbissen, woraus er getrunken wird, und den Röhren, woran sich unten ein Sieb befindet. Der Maté wurde nun genau nach Vorschrift arrangirt und die Kürbisse machten dann die Runde, genau so, wie der gütige Sender es beschrieben; aber da hätten sie die Gesichter der versammelten neun Personen sehen sollen. Mich überläuft noch eine Gänsehaut, wenn ich an den Geschmack denke. Aber ich war nicht der Einzige, der schleunigst den Mund öffnete nach dem ersten Schluck, alle Uebrigen machten es ebenso, und unser Urteil lautete, das Unkraut schmeckt wie

der ordinärste chinesische Tee, der sogenannte Maloo oder sundried Tea, von welchem schon einmal getrunken ist, bevor er exportirt wird. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß sämmtliche neun Personen, von denen hier die Rede ist, etwas von Tee verstehen, nachdem sie Jahre hindurch ausschließlich damit umgehen.

Dieser Malootee wird in Deutschland gar nicht in den Handel gebracht, weil der Verkäufer gar zu leicht mit dem Strafrichter Bekanntkanntschaft machen könnte, dahingegen wird er gerade nach den südamerikanischen Ländern hier von Hamburg ausgeführt, und zwar sehr bedeutend, die gerade den Paraguaytee mit besonderer Vorliebe trinken. Wie kommt das? Die Leute sind eben nichts Besseres gewöhnt. Es ist richtig, der gute chinesische Tee ist teurer als der Yerba Maté, aber der Maloo ist es nicht, auch im Zollgebiet würde der leztere nicht teurer sein troz des ungleich höheren Zolles, welcher daher kommt, daß für chinesischen Tee, einerlei ob billig oder teuer, ein eigener Saz existirt, während Paraguaytee als Pflanzenteile eingeführt wird. Ich arbeite seit 12 Jahren in der Teebranche und kann wohl sagen recht bedeutend, aber in allen den Jahren hat unser Geschäft noch nicht einmal Maté geführt, weil absolut keine Frage dafür herrscht. Auch wage ich zu behaupten, daß unter 100 Deutschen auch nicht drei sind, die den Paraguaytee zu ihrem steten Getränk erwählen würden, wenn sie die Wahl haben zwischen diesem und chinesischem Tee.

Zu Ihrer Orientirung erhalten Sie anbei einige Proben, und zwar von Maté, ordinärstem, mittel und feinem chinesischen Tee.

Hamburg im Mai. A. H.

Die erfrorenen Indianer. Im Nachfolgenden erlauben wir uns über eine Mitteilung in Nr. 16 der „Neuen Welt", betreffs der erfrorenen Indianer, unsre Meinung zu äußern. Da wir sozusagen Schwärmer für die Indianer gewesen sind und uns auch jezt noch für die Verhältnisse der Indianer interessiren und jede Einzelnheit verfolgen, so können wir wol sehr gut über die betreffende Mitteilung Aufschluß geben. Uns ist nichts bekannt von einem derartigen Ereignis. Wenn es Tatsache wäre, daß 5000 Indianer erfroren wären, so würde doch in hiesigen Zeitungen, die sonst jede Aufsehen machende Angelegenheit haarklein berichten, etwas zu finden gewesen sein. Im übrigen können wir Ihnen mitteilen, daß die Craw-Indianer gar nicht mehr 5000 Krieger besizen. Es ist jedenfalls eine erfundene Geschichte der betreffenden amerikanischen Zeitung, um Aufsehen zu machen. Die Indianer, die hier in Amerika mit den klimatischen Verhältnissen besser bekannt sind als jeder andere Einwohner, würden sich einer derartigen Gefahr niemals aussezen, zumal da in den Territorien, die ihnen zugewiesen sind, genug Nahrung geboten ist, und die Regierung sie soviel wie möglich unterstüzt. Die Indianer sind ein unterdrücktes und bedrängtes Volk, und wir wünschen von ganzem Herzen, daß sie erhalten und zivilisirt werden.

Philadelphia, 28. April 1884.

Richard Gerth, Maschinenbauer. Oskar Seidel, Weber.

Rätsel.

Zwei Worte warens, die die Freundin rief,
Als ich am Rosenhag Euch jüngst belauschte.
Ein Wort von gleichen Lauten jubelt ich,
Als ich darauf mit dir sogleich die ersten Küsse tauschte. S. R.

Rebus.

Ein Nationaldenkmal

für die Brüder Jacob Grimm und Wilhelm Grimm in ihrer Vaterstadt Hanau a. M.

Am 4. Januar 1885 und am 24. Februar 1886 werden hundert Jahre verflossen sein, seit **Jacob** und **Wilhelm Grimm** in **Hanau** das Licht der Welt erblickten.

Die Bürger Hanau's, stolz darauf, daß zwei der berühmtesten Gelehrten und besten Söhne unserer Nation in den Mauern ihrer Stadt geboren sind, haben mit opferbereiter Begeisterung den durch das Herannahen dieser Tage angeregten Gedanken aufgenommen, dem edlen Brüderpaare in seiner Vaterstadt ein seiner würdiges Denkmal aus Erz zu errichten.

Aber nicht nur die Vaterstadt, nicht nur das hessische Heimatland sind zur Ausführung des Werkes berufen: die ganze Nation hat das Recht, wie die Pflicht, das Andenken der unvergeßlichen Männer dankend zu ehren.

Die Brüder Grimm haben die deutsche Altertumswissenschaft begründet und die Schäze der Vergangenheit für das Leben der Gegenwart zurückgewonnen. An „Grimms Märchen" erbauen sich tausende von deutschen Kinderherzen. In unsere Sprache sind die beiden Forscher tiefer eingedrungen als irgend jemand und haben aus ihrem unergründlichen Schachte Schäze zu Tage gefördert, deren Reichtum unser Volk staunend in dem unvergleichlichen Werke erkennt, das ihren Namen trägt und allein genügen würde, ihnen die Unsterblichkeit zu sichern.

Ihr gewissenhafter Ernst, ihr prunkloses Wesen, ihre geistige Tiefe und ihr reiches Gemüt vereinigten die edelsten Züge der deutschen Art zu einem ewig denkwürdigen Bilde brüderlicher Eintracht und volkstümlicher Wissenschaft.

Sie haben das Vaterland mit der reinsten Hingebung geliebt und durch ihr mannhaftes Eintreten für ihre Ueberzeugung die vaterländische Gesinnung in weiten Kreisen geweckt und befestigt.

An alle Deutschen im Reiche und außerhalb desselben bis zu den fernsten Gestaden der neuen Welt ergeht daher der Ruf, Herz und Hand zu öffnen, da es gilt, die Männer zu ehren, welche unserm Volke erst ein klares Bewußtsein vom Werte seiner Muttersprache, dieser unversiegbaren Quelle seiner Volkskraft und sichersten Grundlage seiner nationalen Zusammengehörigkeit, gegeben haben.

Geldsendungen bitten wir an einen der Schazmeister des Comités, Herrn Ludwig Limbert oder Herrn Ph. Heinrich Zeuner, briefliche Mitteilungen und Anfragen an Justizrat Osius oder Dr. Georg Wolff zu richten.

Hanau a. M., am 23. April 1884.

Das Lokal-Comité.

Lang	Freih. v. Broich	Rauch	Osius	Kehl	Dr. Wolff
Landg.-Präsident.	Landrat.	Oberbürgermeister.	Justizrat.	Fabrikant.	Gymn.-Oberlehrer.

Herr Dr. Heuser in Hanau hat uns im Namen des Korrespondenzausschusses vom Grimm-Comité ersucht, vorstehenden Aufruf zu veröffentlichen, und wir kommen diesem Wunsche mit Vergnügen nach, weil die Errichtung eines Nationaldenkmals für Männer, wie die Brüder Grimm, eine Ehrensache für das gesammte Volk ist. Sollten Freunde der „N. W." uns Beiträge einsenden wollen, so erklären wir uns, gleichfalls auf Wunsch des Grimm-Comités, bereit, über dieselben an dieser Stelle zu quittiren und sie weiterzugeben. Die Red. d. N. W.

Mit diesem Heft schließt das III. Quartal des 9. Jahrganges der „Neuen Welt". Die geehrten Post-Abonnenten werden ersucht, die Bestellungen auf das IV. Quartal ungesäumt aufzugeben, damit keine Unterbrechung in der Zustellung des Blattes eintritt.

Die Expedition der „Neuen Welt."

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 21. 1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky.

20. Fortsetzung.

22. Kapitel.

Am nächsten Morgen, es war das Peter-Pauls-Fest, waren die Straßen und Promenaden von Solenbad ungemein belebt.

Es war Markt und alle Kaufläden waren geöffnet und außerdem eine Anzahl Buden aufgestellt. Landvolk und Arbeiter waren hierher gekommen und gingen geschäftig auf und nieder oder durchzogen in Gruppen die Straßen.

Arnold trat aus dem Hotel. Einen Augenblick überflog sein Blick das Gewühl, dann wandte er sich davon ab und der Brücke zu.

Er war in dieser Nacht um Jahre älter geworden. Sein Gesicht war blaß, die tiefliegenden Augen hatten einen strengen düstern Ausdruck, seine Haltung selbst entbehrte der gewöhnlichen Anmut und Leichtigkeit, aber sie war strammer und entschlossener.

Er ging in Gedanken versunken die Straße nach Obergau entlang, als ihm Georg entgegentrat und ihn begrüßte.

Arnold reichte dem Salzarbeiter die Hand und drückte sie fest.

Sie kehrten dann um und gingen nach dem Platze zurück, kurze Worte wechselnd.

Schon gestern war Arnold davon unterrichtet worden, daß Georg von der Salinenverwaltung entlassen worden sei, und daß er zugleich mit seiner Anstellung auch aller Ansprüche verlustig ging, die er sich durch jahrelange Einzahlungen in die Bruderlade erworben hatte.

Das hätte indes den jungen und intelligenten Arbeiter nicht so schwer betroffen, und einen Hungerlohn wie den bisherigen durfte er auch anderswo zu erringen hoffen, aber ihn bedrückte der Gedanke an die Mutter, und er klagte nun dem Freunde, wie die Alte schier außer sich sei, ihm allein alle Schuld beimesse und alle Heiligen anrufe, sie die Schande, die er ihr angetan, doch nicht überleben zu lassen.

Arnold riet ihm, Amsee zu verlassen und sie baldigst in eine andere Umgebung zu bringen.

„Die geht nicht," versicherte Georg, „die ist zu starrköpfig, und ich denke mir selbst, wenn man die versezen tät, ging sie daran zu Grunde."

„Dann gehst du allein."

Georg nickte zustimmend und erwiderte dann mit einem halben Seufzer: „Mir tut's leid um das alte Weib, sie hat sich für ihre Kinder genug geplagt, und nun soll sie ganz verlassen dastehen, denn auch der Valentin geht fort, er geht nach Amerika."

Arnold war von dieser Nachricht überrascht.

Er wußte, daß Valentin die Auswanderung längst geplant, aber nun erfuhr er, daß die Ausführung nahe bevorstände, und daß Elsa es sei, die ihm dabei zu Hülfe gekommen, indem sie ihm eine bestimmte Summe vorstreckte, mit der er die Kosten der Reise und die ersten Wochen seines Aufenthaltes in der Fremde bestreiten konnte. Und auch für den Frieder und seine Kinder wolle sie sorgen, bis der Valentin wiederkäme, um die Eva heimzuholen.

„Ihr Herz ist voll Liebe und Güte," fügte Georg leiser hinzu, und er mußte unwillkürlich nach dem Freunde blicken, dem das beste Teil ihrer Liebe zugefallen war.

Dieser antwortete nicht und kein Lächeln erhellte seine düsteren Züge.

Sie hatten den Markt erreicht und schritten an der Häuserzeile dahin.

Vor einem Laden, der fertige Männeranzüge zum Verkauf ausbot und dessen Auslage weit in die Straße hinaus verlegt war, stand ein junges Paar, das die Waaren musterte, sie prüfend befühlte, sie hin und her wendete und, wie es schien, sich doch nicht getraute in den Laden einzutreten. Aber der Kaufmann kam zu ihnen heraus und begann seine Waare laut anzupreisen. Das Mädchen nickte lächelnd und verlegen und zupfte hierauf ihren Gefährten in verstohlener Weise, worauf sich beide rasch entfernten. Sie steckten die Köpfe zusammen und schienen ihre Beratungen noch fortzusezen, blind für alles übrige.

So kam es, daß sie an Georg anprallten, der, obwohl er sie bemerkt, doch nichts getan hatte, um ihnen auszuweichen.

„Aha!" rief der mit dem Mädchen Daherkommende.

Es war Valentin mit seiner Eva, der, als er den Bruder und Arnold vor sich sah, in ein vergnügliches Lachen ausbrach.

Auch Eva lachte und nickte.

Die Kleine sah überaus hübsch aus. Wie Sonnenschein lag

es auf dem jungen Gesichte und ihr Anzug war nett und kleidsam; man konnte erraten, daß auch hier eine wohltätige Hand im Spiele war.

„Wir kaufen ein," flüsterte sie ganz rot und erhizt und mit einer gewichtigen Miene, denn so etwas war ihr in ihrem Leben noch nicht passirt.

„Für meine Reise," fügte Valentin fröhlich hinzu; „du weißt doch schon, daß ich mich einschiffe."

„Wenn wir nur schon das Gewand hätten," bemerkte Eva, wobei sie verstohlen und mit einem halben Seufzer nach dem Laden zurückblickte. „Er braucht jezt ein Herrng'wand, natürlich, und dort hängt eins, ein nobles, das ihm wunderschön passen tät, aber der Preis, der ist g'salzen, und sie lassen nicht nach, obwohl ich's dem g'sagt hab', daß der Valentin damit bis nach Amerika geht, und daß sie damit eine Ehr' aufheben könnten."

„Und Sie schicken ihn also wirklich fort, den Valentin?" fragte Arnold, den ihre hausmütterliche Vorsorglichkeit zu einem Lächeln reizte.

Sie nickte zutraulich und indem sie den Arm ihres Geliebten an sich drückte:

„Aber er muß mir wieder kommen, ganz g'wiß, das hab' ich ihm gleich g'sagt und er hat mir's auch heilig versprochen, mir und der Elsa."

„Ich hab' mich gleich zwei Dirndln auf einmal verschreiben müssen, zwei allerliebsten zwar, aber" — die Wangen des jungen Arbeiters wurden rot — „ist's nicht eine Schand', daß ein Kerl wie ich von zwei Frauenzimmern sich muß protegiren lassen, um vorwärts zu kommen?"

„Geh, Valentin," verwies die Everl, „red' nicht so wüst daher, sie ist unsere Freundin, und du wirst ihr mit der Zeit alles wieder zurückzahlen."

„Ja, das hoff' ich, na, ihr sollt was erleben, ich will mich ordentlich tummeln, ich werd mich nicht schonen bei der Arbeit, denn jezt hab' ich eine Aussicht und ein Ziel und übers Jahr sind wir zwei schon verheiratet und die glücklichsten Leut' auf der Welt. Na Schorschel," fügte er gutmütig tröstend hinzu, „ich will schon dafür sorgen, daß du mitsammt unserer Alten bald nachkommst, und die Elsa kommt auch und" — er legte die Hand vertraulich auf Arnolds Schulter — „ich wüßte dann noch einen, der am besten tät, wenn er ebenfalls dem alten Europa den Rücken zeigte, wie?"

Arnold reichte ihm die Hand.

„Mein lieber Valentin, ich habe in diesem alten Europa noch einiges zu tun und Georg wird wohl auch ausharren müssen."

„Schau!" rief Everl in dem Augenblick, in dem sie Valentin anstieß und dann hastig und wiederholt mit dem Finger rückwärts nach dem Laden deutete. „Er hat mir zugewinkt, er ruft uns zurück, er hat halt doch ein Einsehen, aber jezt gehen wir nur gleich, sonst vergeht es ihm wieder." Sie drängte Valentin, der nur noch einige Worte mit Arnold und Georg wechselte, die heute stattfindende Volksversammlung betreffend, dann trennten sie sich und er trat mit seiner Everl in den Laden des Konfektionärs. . . . .

Es war fast Mittag geworden, als Arnold nach Obergau fuhr und in der Villa Dönhof zu der von Sr. Exzellenz dem Grafen Falkenau gewünschten Unterredung eintraf.

Er ward in den Salon geführt und fand sich hier einer Dame gegenüber, die ihm bisher fremd geblieben war, es war Gräfin Marie von Falkenau.

Sie empfing ihn mit gemessener Höflichkeit, die von Verlegenheit nicht frei war.

Sie bat ihn, die Abwesenheit ihres Gatten zu entschuldigen, der in einer unaufschiebbaren Angelegenheit nach Solenbad gefahren sei, aber nicht zögern werde zurückzukommen und ihn ersuchen lasse, ihn hier zu erwarten.

Sie wies auf ein Etablissement in der Nähe des Fensters. Sie sezten sich einander gegenüber. Ihr steifes kaltes Wesen und sein düsterer Ernst begünstigten keineswegs die Konversation, sie stockte in jedem Augenblick.

Es entging indes Arnold nicht, daß ihn die Dame, wenn auch verstohlen, mit einer gewissen neugierigen Aufmerksamkeit betrachtete. War denn das, was er litt, ihm auf die Stirne geschrieben? Er glaubte doch völlig Herr seiner selbst zu sein, oder war ihr sonst etwas in seiner Physiognomie aufgefallen?

„Ich bedaure", sagte sie, nachdem wieder eine Pause eingetreten war, „daß Sie mit einer Fremden vorlieb nehmen müssen, die in keine der Beziehungen eingeweiht ist, in welche Sie zu meinem Manne getreten sind. Auch meine Schwägerin und mein Sohn Hugo, die Sie beide kennen, sind vom Hause abwesend."

Er antwortete mit einer Phrase.

Sie fixirte ihn wieder und sagte dann rasch, gleichsam von Innen gedrängt: „Unsere Familie ist heute Morgens durch eine Nachricht allarmirt worden, die Hugo gestern von der Soirée der Fürstin mitgebracht. Es zirkulirte daselbst das Gerücht, Helene Falkenau habe sich mit Baron Reinthal verlobt".

Arnold verneigte sich statt jeder Antwort.

Sie wandte ihm die großen grauen Augen zu und sagte mit herber Offenheit:

„Wir können es nicht glauben, und wollen es nicht glauben, und so ist mein Mann als das Oberhaupt der Familie, zu Helene geeilt, um sie über diese Gerüchte zu befragen, und zu hindern, daß sie zur Wahrheit werden".

Wieder machte sie eine Pause und sezte dann resolut hinzu: „Sie stehen dem Baron sehr nahe, Sie werden mir sagen können, was davon zu halten ist".

„Frau Gräfin, ich stehe keineswegs dem Baron so nahe, um über so intime Vorfälle unterrichtet zu sein".

Sie sah ihn kalt an und sagte schroff:

„Ich kenne genau das Verhältnis, in dem Sie zu ihm stehen, und kenne es seit langen Jahren, er ist Ihr Vater."

„Mein Erzeuger, Frau Gräfin".

„Sie unterscheiden fein, aber Sie haben Recht, er ist Ihr Erzeuger, nur Ihr Erzeuger, denn an dem Vaternamen hängen so viele Pflichten, und er bedeutet einem Kinde das Wohlwollendste und Zärtlichste von seiner ersten Erinnerung an — aber diese Bedeutung kann er Ihnen nie gehabt haben".

Er sah sie erstaunt an.

Sie aber, als spräche sie ein Langzurückgehaltenes mit tiefinnerlicher Ueberzeugung plözlich aus:

„Er hat den Vaternamen und die Liebe eines Sohnes nie verdient. Trennen Sie Sich von ihm!"

„Das ist bereits geschehen".

„Wie, Sie hätten Sich von ihm losgesagt, und dauernd?"

„Für immer".

Sie hob die Augen gegen Himmel und faltete die Hände.

„Gott du bist gerecht!" Dann wendete sie sich dem jungen Manne zu, und indem sie ihm in das blasse, edle Antliz sah, das sie vom ersten Augenblick an sympatisch berührte, sagte sie fast feierlich: „hier leitet Sie eine höhere Macht, gehorchen Sie dieser inneren Stimme. Und nicht wahr, von dem Augenblick, wo Sie Sich von ihm lossagten, trennten Sie Sich auch von seinen Anschauungen und Prinzipien? Sie sind frivol und grundverderblich; aber nun wird Sie nichts mehr hindern, sich mit denen zu verbinden, die allein imstande sind, Recht und Gerechtigkeit walten zu lassen, denn sie unterlegen all ihren Bestrebungen die sicherste Grundlage, den wahren Glauben."

Und als Arnold dieser Exaltation der glaubensstarken Frau gegenüber stumm blieb, faßte sie seine Hand, und in einem vorwurfsvollen aber mütterlich warmen Ton, wie er diesem strengen Karakter nur äußerst selten zu Gebote stand, fuhr sie fort: „Mein Mann hat die besten Absichten mit Ihnen, er schäzt sie, ich weiß es, und er wird Ihnen eine glänzende Zukunft bereiten. Haben Sie daher Vertrauen zu ihm und zu seinen Erfahrungen, acceptiren Sie seine Vorschläge, und Sie, der von Jugend auf allein gestanden, der den Segen des Familienlebens immer entbehren mußte, Sie sollen von nun an wie ein lieber Sohn in unserem Hause aufgenommen sein".

Arnold wurde jeder Antwort enthoben, denn der Graf trat in diesem Augenblick in den Salon.

Er stutzte, als er seine Frau, in augenscheinlicher Bewegung und selbst das Wort führend, neben dem jungen Doktor fand.

Aber er wußte, nach welcher Richtung hin sie allein einer Exaltation fähig war, und lächelte daher in bonhommer Weise.

Er drückte Arnold die Hand und bedauerte, daß er ihn habe warten lassen, dann winkte er beruhigend seiner Gattin zu, und auf seine Mission bei Helene anspielend, sagte er: „Es ist wieder alles in Ordnung. Mein Gott, sie hat keinen ernsten Willen und ist so leicht bestimmbar."

„Und Natalie und Hugo?"

„Sind noch bei ihr. Natalie wird für einige Tage sich bei ihr installiren, um einen Rückfall zu verhindern". Dann mit einer Geberde gegen Arnold: „Es tut mir leid, dir unsern lieben Doktor so bald zu entziehen, aber wir haben Ernstes zu diskutiren".

Bei der Türe angekommen, ließ er Arnold vorausgehen und wendete sich mit einem bedeutsamen Frageblick nochmals gegen seine Frau.

Sie war nahe an ihn herangetreten.

„Alles steht günstig", flüsterte sie, „was du gewünscht, hat sich bereits vollzogen, sie sind getrennt — er wird uns angehören".

Die Konferenz zwischen dem Grafen und Arnold zog sich in die Länge.

Graf Falkenau war äußerst liebenswürdig und entgegenkommend, zeigte sich ziemlich unterrichtet über die Verhältnisse der Großindustrie und die der Arbeiterschaft.

Er haßte das Großkapital, welches eine so bedeutende Macht im Staate geworden, daß es die des Adels überwog.

Er sprach nun unumwunden seine sozialpolitischen Anschauungen aus und betonte die staatliche Notwendigkeit wirtschaftlicher Reformen.

„Auch eine konservative Politik kann in Hinsicht auf die Erhaltung des Staates radikal vorgehen", sagte er mit einem feinen Lächeln, „sogar sehr radikal, sobald es sich um die Aufhebung von Schäden handelt, welche unrettbar zum Verderben führen".

Und nun zeigte er sich empört über die moderne Tendenz der Ausnützung, ja Auspressung der Massen, lediglich zu dem Zweck, um Kapital in einigen wenigen Händen zu konzentriren. Er bezeichnete das Anwachsen des Großkapitals auf der einen, die riesige Vermehrung des Proletariats auf der andern Seite als eine Gefahr für die Gesellschaft, und begriff vollkommen die dadurch hervorgerufene Gährung, die durch Gewalt niemals bekämpft werden könne, ja, der Herr Graf verstieg sich, um Arnold völlig von der Gleichartigkeit ihrer wirtschaftlichen Anschauungen zu überzeugen, zu der Behauptung, daß eine wirksame Bekämpfung dieser Bewegung vielleicht nur auf dem Wegee einer neuen Vermögensbildung werde erfolgen können.

Er sprach auch von seinem persönlichen Wohlwollen für die Arbeiterschaft, und wie diese ihrerseits alle Ursache hätte, ihm und seiner Partei Vertrauen entgegen zu bringen. Er sprach von väterlicher Fürsorge und von der Notwendigkeit, sich mit denen, die diese Verhältnisse untersuchen und wissenschaftlich zu ergründen bestrebt seien, sowie mit den Führern der Arbeiterschaft ins Einvernehmen zu sezen, diese hätten dem Volke klar zu machen, daß nur der Konservativismus die Wunden heilen könne, die der moderne Liberalismus ihm geschlagen.

Mit einer Art Ergriffenheit, die von sittlicher Entrüstung zeugte, wies er auf den Kultus des goldenen Kalbes hin, in dem der Materialismus seine giftigsten Blüten entfalten konnte, und er fand, daß es hoch an der Zeit sei, zu früheren und einfacheren Verhältnissen zurückzukehren. Die Zölle sollten erhöht, die Fideikommisse auch bei den Bauern wieder eingeführt werden, um der Zerstücklung entgegenzuwirken, die Zünfte seien wieder herzustellen und das Kleingewerbe in jeder Weise zu begünstigen. Aber indem man das Volk von dem Industrialismus befreie, müsse man es zugleich von dem Materialismus erlösen, dem es zu verfallen drohe, und nebst der Pflicht, ihm Brod zu schaffen, erwüchse die ungleich höhere, ihm auch seinen Glauben wieder zurückzugeben.

Arnold hatte ruhig und aufmerksam diesen Auseinandersezungen gehorcht, jezt zeigte der Ausdruck seiner ernsten Augen, seine ganze Haltung etwas Verneinendes, durchaus Widerstrebendes.

„Das heißt, Sie werden diese notwendige Abhilfe nur unter Bedingungen gewähren, deren Nichterfüllung Sie sodann zur Strenge autorisiren würde. Aber ist die Erfüllung dieser Bedingungen überhaupt noch möglich? Exzellenz, ich zweifle nicht, daß Ihre Intentionen die besten sind, aber dieses geplante Zurückgehen auf frühere Verhältnisse erscheint mir unverträglich mit unserer Zeit und ihren Bedürfnissen. Jede Zeit hat ihr eigenartiges fortschrittliches Gepräge, und nimmer kann die eine unter der Herrschaft einer andern stehen".

„Das eigenartige Gepräge unserer Zeit, das aber zugleich mit dem innersten Bedürfen des Volkes im Widerstreit ist, ist der Materialismus", versezte der Graf mit einem verächtlichen Lächeln.

„Das Wort paßt nicht ganz, man muß für einen neuen Zustand auch neue Bezeichnungen erfinden".

„Dann nennen wir sie die glaubenslose Zeit".

„Das ist sie sicher, und eben weil sie es ist, so ist es notwendig, sich dies auch einzugestehen".

„Um zugleich diesem Zustand ein Ende zu machen".

„Er entspricht der historischen Entwicklung des Menschengeschlechtes", bemerkte Arnold trocken.

Der Graf schüttelte den Kopf und entgegnete hoch: „Der Glaube entspricht allen Zeiten, raubt man ihn der Menschheit, so hat man ihr alles geraubt, was sie vor Verwilderung noch bewahren konnte".

„Exzellenz, man raubt dergleichen nicht, es schwindet langsam, allmälich verglimmt es, wie das Licht des scheidenden Tages, und plözlich ist es nicht mehr da. Sehen wir doch näher zu, wir finden überall nur mehr den Schein des Glaubens, den mühsam erhaltenen Schein, denn was bereits im Niedergang begriffen ist, hat keine Kraft mehr und keine Macht. In unseren Tagen ist es die Wissenschaft, die alles Ansehen besizt, die belebende, schöpferische Kräfte entwickelt, die das Prinzip der Fortbildung in sich aufgenommen und eine neue Weltanschauung geboren hat".

Der Graf hatte sich in die Lippen gebissen, aber das überlegene Lächeln war nur auf einen Augenblick davon verschwunden.

„Eure Wissenschaft richtet sich nur auf äußerliche Dinge, und dieser ganze Aufkläricht läßt das Herz kalt, denn er ist durchaus lieblos und gemütlos. Der Glaube aber ist voll Gemüt und Poesie; er allein vermag die Armen zu trösten, die Verzweifelten zu beruhigen".

„Und er hat diese Mission durch Jahrtausende geübt, und sie ist für ihre Zeit eine wohltätige und nothwendige gewesen. Aber der Glaube hat das Anwachsen der Armut nicht zu verhindern vermocht und die Leiden dieser Welt, die er in seinem Pessimismus als eine irdische Notwendigkeit bezeichnet, sind nicht durch ihn gebessert worden. Diese Aufgabe, die eine Notwendigkeit geworden ist für die fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechts, ja für ihre Existenz, kann und wird allein durch die empirische Wissenschaft besorgt werden".

„Diese Wissenschaft kann sehr wohl neben dem Glauben bestehen", versezte der Graf.

„Ich leugne dies", entgegnete Arnold bestimmt. „Von jeher, zu allen Zeiten ist der Glaube mit der Wissenschaft im Kampfe, weil in einem direkten Gegensaz gewesen. Zu Kolumbus Zeiten war es ein Verbrechen, zu sagen, daß die Erde rund sei, und Galilei wurde gefoltert, weil er zu behaupten wagte, daß sie sich bewege. Aber troz all dieser Verfolgungen und Beschränkungen ist die Wissenschaft vorgeschritten, weil dieser Fortschritt unaufhaltsam ist, und die exakte Forschung, wo die Natur, das Leben selbst zu uns redet,

hat zu den großen Entdeckungen und Erfindungen der Neuzeit geführt, die die Erde verändern und dem menschlichen Gehirn eine andere Richtung geben. Der Glaube muß vor dem Wissen verschwinden. Sie mögen diesen Verlust beklagen, Herr Graf, aber Sie können es nicht ändern. Aber wir, die wir dieser neuen Richtung angehören, wir müssen nun darauf dringen, daß man nicht länger der Menschheit vorenthält, was sie für diesen Verlust entschädigen kann, und was allein in natürlicher Entwicklung bestimmt ist an seine Stelle zu treten: Bildung".

„Und Sie glauben in der Tat, diese könne jemals vollen Ersaz dafür bieten, und die Wissenschaft könnte dahin kommen, die Leiden dieser Welt zu verringern? Nein, tausendmal nein, dieser Leiden sind unzählige und sie sind endlos, und der Mensch ist ein Nichts Gewalten gegenüber, die fürchterlich und unberechenbar sind, die uns allüberall umgeben, und uns täglich und stündlich mit Zerstörung bedrohen".

„Exzellenz, auch in der Natur ist alles nur Wirkung von Ursachen, die vorhergegangen, und all' diese Kräfte und Gewalten sind ebenfalls an bestimmte Geseze gebunden. Sie bedrohen uns nur, solange wir diese nicht erforscht und erkannt haben. Aber die Wissenschaft leitet uns darauf hin, und diese Kräfte und finsteren Gewalten, denen wir bisher hilflos, furchtsam und zitternd gegenüber gestanden, wir lernen sie nun erkennen und beherrschen. Wir haben den Bliz des Himmels in unseren Dienst gezwungen, er wird für uns arbeiten, und was der Menschheit bisher ein Fluch gewesen, wir verwandeln es zu ihrem Segen. Und immer weiter dringt die Erkenntnis, und immer mehr unterwerfen wir uns die uns nur scheinbar feindlichen Kräfte in der Natur, bis wir uns tatsächlich zu ihrem Herrn aufgeworfen haben, zu ihrem Meister".

„Ein großartiges Bild, voll kühner Voraussezungen, in der Tat, aber selbst wenn diese Hypotesen einige Berechtigung hätten, würden damit die inneren Konflikte der menschlichen Gesellschaft behoben sein? Würden die Leidenschaften des Herzens dadurch gebändigt, und die menschliche Schlechtigkeit, die Sünde, damit aus der Welt geschafft sein?"

(Fortsezung folgt.)

Der Frühling der tropischen Zone.

Von Realschullehrer **O. Lehmann.**

Frühling in der tropischen Zone! Kann auch von einem Frühling in den Gegenden die Rede sein, welche meist eine mehr oder weniger gleichförmige Temperatur haben? So wird vielleicht mancher Leser denken, dem die ewig grünen Gefilde der heißen Zone vor Augen schweben, und der nur zwei Zeiten der Tropen unterscheiden lernte. Gewiß! auch für die Gegenden zwischen den Wendekreisen gibt es einen Zeitabschnitt, der unserm Frühling analog ist, wenngleich er in etwas anderer Form sich zeigt. In den gemäßigten und kalten Zonen wird der Frühling durch die Wärme der wiederkehrenden Sonne karakterisirt, welche schnell die Fesseln löst, mit welchen die Winterkälte die Vegetation lange in einem todähnlichen Zustande gebunden hielt. Es ist ein wunderbarer Uebergang von der Ruhe zur Wirksamkeit, wovon wir in diesen Zonen im Frühlinge Zeugen sind. Ueberall schwellen Knospen auf den Pflanzen, zahllose Blätter und Blumen brechen aus dem Versteck der Knospenhüllen hervor und entfalten sich in der lieblichsten Farbenpracht. Diese in die Augen springenden Gegensäze in der Natur sucht man vergebens in der heißen Zone. Zwischen den Wendekreisen ist die Einförmigkeit eines hohen Temperaturgrades während des ganzen Jahres ein vorherrschender Zug. Die Temperatur wird dort niemals so niedrig, daß die Wirksamkeit der Vegetation dadurch gehemmt wird. Selbst die kälteste Zeit ist doch beinahe immer unserm Sommer gleich. Die Temperatur gibt deshalb in den Tropengegenden keine Veranlassung zu den Jahresabteilungen, welche durch das veränderte Aussehen der Vegetation bezeichnet werden.

Von weit größerer Bedeutung in dieser Hinsicht ist der Feuchtigkeitszustand der Luft, und die lang anhaltende Dürre bringt zwischen den Wendekreisen dieselbe Wirkung auf die Vegetation hervor, wie die Kälte unter höhern Breitegraden, indem sie selbige in einen Ruhestand versezt, welcher den Abfall des Laubes von den baumartigen Pflanzen, das Hinwelken der einjährigen, und das Verschwinden der überirdischen Teile der Zwiebel- und Knollengewächse bewirkt. Die sogenannten Catingas-Wälder in Brasilien zeigen uns eine Sommerlandschaft, welche in ihren wesentlichsten Zügen viele Uebereinstimmung mit unserer Winterlandschaft hat. Der Wald ist seines Blätterschmuckes beraubt, und die grauen oder braunen Stämme schnellen empor mit ihren blumen- und fruchtlosen Zweigen; die krautartige Vegetation der Erdoberfläche ist verschwunden, aber eine Lage verwelkter, zusammengerollter Blätter wird rasselnd von jedem glühenden Windhauche, der durch den öden Wald zieht, in Bewegung gesezt.

Es kann indessen nicht geleugnet werden, daß der hemmende Einfluß der Dürre auf die Vegetation in der tropischen Zone beiweitem nicht so allgemein eingreifend ist, wie die Winterkälte in der gemäßigten und kalten Zone. Die baumartige Vegetation, welche immer einen der wichtigsten Züge in der Landschaft bildet, ist in den Tropengegenden gewöhnlich mit lederartigen, glänzenden, immergrünen Blättern versehen, und allgemeiner Laubfall gehört deshalb zu den Ausnahmen.

Die Tropenbewohner theilen bekanntlich das Jahr nicht in vier Abschnitte, sondern nur in zwei: in die trockene und in die nasse Zeit (Regenzeit).

Ungeachtet sich dies nun so verhält, findet man doch, daß die Pflanzenwelt von einer Periodicität abhängig ist, welche sich, unabhängig von Wärme und Feuchtigkeit, in den beiden wichtigsten Momenten des Pflanzenwuchses zu erkennen gibt. Es ist eine, verhältnismäßig beschränkte Anzahl Pflanzen, welche in der tropischen Zone während des ganzen Jahres blühen und Frucht tragen, sodaß für diese kein Ruhepunkt einzutreten scheint; die beiweitem überwiegende Anzahl Pflanzen ist auf eine Blüte und Fruchtbildung während des Jahres beschränkt; behält man diese Klasse Pflanzen vor Augen, so wird es für den Naturforscher nicht schwierig sein, den Einfluß des Frühlings auf die Vegetation in der tropischen Zone zu bemerken, selbst wenn dieser nicht so stark wie außerhalb der Wendekreise ausgeprägt ist.

Zuerst wenden wir uns nach der Region, welche in dem tropischen Nord- und Südamerika die des ewigen Frühlings genannt wird. In Mexiko nimmt diese Region die Hochebenen ein, welche sich vom Fuße der Gebirge an den Grenzen Neumexikos bis gerade an die Südgrenze des Departements Nuebla, welches an Tehuakan grenzt, erstrecken. Diese Hochebene hat eine Mittelhöhe von 7 bis 8000 Fuß. Eine gleichförmige, verhältnismäßig niedrige Temperatur, trockene Luft mit scharfen Winden sind vorherrschend. Alle Baumvegetation mangelt; verkrüppelte Büsche von harz- oder terpentinreichen Geschlechtern findet man hier und dort; die schwache Vegetationsdecke besteht aus rauhen, blaugrauen, pfriemförmigen Gräsern, Violen, Ranunkeln, Potentillen, Geranien, niedrigen Schirmpflanzen, feinen Sisyrinchien u. dergl.

Der Erdboden ist auf großen Strecken von Salz durchdrungen, welches in den Silberwerken beim Amalgamationsprozeß benuzt wird; es zeugt von frühern Meeresbedeckungen, und der Boden ist so vollkommen horizontal, daß das Auge, indem es über meilenweite Strecken schwebt, nicht die geringste Unebenheit entdeckt. Hier sind vorzüglich die Kaktusarten vorherrschend. Niedrige, kugelförmige Opuntien mit zollangen, leicht abfallenden, strohgelben Dornen, welche mit Häkchen ver-

Es geht bei gedämpfter Trommel Klang.
Wie weit noch die Stätte! der Weg wie lang!
O, wär' er zur Ruh' und Alles vorbei!
Ich glaub', es bricht mir das Herz entzwei!

Ich hab' in der Welt nur ihn geliebt,
Nur ihn, dem jezt man den Tod doch gibt.
Bei klingendem Spiele wird paradirt;
Dazu bin auch ich kommandirt.

Nun schaut er auf zum lezten mal
In Gottes Sonne freudigen Strahl; —
Nun binden sie ihm die Augen zu —
Dir schenke Gott die ewige Ruh'!

Es haben die Neun wohl angelegt;
Acht Kugeln haben vorbeigefegt.
Sie zitterten Alle vor Jammer und Schmerz —
Ich aber, ich traf ihn mitten in's Herz.

Adelbert von Chamisso.

sehen sind, bedecken den salzhaltigen Erdboden und machen das Terrain beinahe unpassirbar: denn sie sind so leicht an die Erde befestigt, und so spiz und anklebend sind die Dornen, daß sie bei der geringsten Berührung sich in so großen Haufen an die Füße des Wanderers oder an die Beine des Pferdes klammern, daß diese förmlich von der stechenden, beschwerlichen Masse eingehüllt werden; große, wunderbar geformte Echinokakteen, zusammengehäufte Massen von Mamillarien, als ob ganze Fuder auf einem Flecke aufgestapelt wären, geben der Hochebene ein trauriges, wüstenähnliches Aussehen; die festlich säulen- oder kandelaberartigen Careen mangeln dagegen hier, sind aber desto häufiger auf steinigen, trockenen, baumlosen Bergabhängen. Die Agaven gedeihen noch gut, und die 5 bis 6 Meter hohen Blumenstengel sind die einzig hervorragenden Pflanzenerzeugnisse in der Landschaft. Der Wassermangel ist in diesen Gegenden groß; die feuchte Luft des atlantischen Meeres, welche beim östlichen Passatwind über das Land geführt wird, scheidet ihre ganze Wassermenge auf der östlichen Seite der Kordilleren aus, deren Spizen hoch über den niedrigen Wolkengürtel ragen. Selbst in der Regenzeit ist die niederfallende Wassermenge gering. Die wenigen flachen Wasserbassins, welche man auf der Hochebene zerstreut findet, trocknen in der dürren Zeit größtenteils aus, und das Wasser ist gewöhnlich brach oder ganz salzig. Deshalb ist der Anbau des Bodens beinahe unmöglich; die äußerst spärliche Bevölkerung, welche über den ungeheuren Flächenraum sporadisch verteilt ist, und deren Wohnungen in der Nähe einer wasserhaltigen Stelle aufgeschlagen sind, baut ein wenig Gerste, Kartoffeln und Agaven, deren Saft beinahe während des ganzen Jahres ihr einziges Getränk ist. Viehzucht ist die wichtigste Erwerbsquelle der Bevölkerung, und sie ist von großer Bedeutung, denn das Areal ist von so geringem Werte, daß ein Besiz von 50 Leguas Land zu dem Gewöhnlichen gehört. Das Vieh, welches auf diesen großen Flächen sich selbst überlassen ist, vermehrt sich stark, und es gibt Meiereien, welche auf ihrem Grunde 20 bis 30 000 Stück Hornvieh, Pferde und Maulesel zählen. Große Verluste entstehen indessen, wenn die Wasserstellen bei anhaltender Dürre austrocknen und das Vieh dann vor Durst umkommt. Bekannt ist es, daß das vom Durst geplagte Vieh selbigen an saftigen, schleimigen Kakteen zu stillen sucht, nachdem die Dornbündel mit den Hufen abgeschlagen sind, aber dies ist doch nur ein unvollkommenes Surrogat für das Wasser. Reiche Mineraldistrikte grenzen gegen Norden an diese Hochebenen, so bei Mazagil und Saltillo; die Bearbeitung hat die reichste Ausbeute gegeben, aber dessenungeachtet war sie nicht vorteilhaft, da die Bedürfnisse für den Minenbau, Lebensmittel, Holzwerk, Kohle u. dergl. aus sehr entfernt liegenden, üppigen Gegenden per Achse herbeigeführt werden mußten. So wenig verlockend ist die Region des ewigen Frühlings Mexikos.

In Südamerika rechnet man zu dieser Region die peruanischen Hochebenen (Punas) von 12 bis 13 000 Fuß Höhe, welche sich zwischen der westlichen Kordillerenkette und der östlichen damit parallellaufenden Andeskette erstrecken. Diese Punaregion wird darauf in der weiter ausgebreiteten bolivischen Hochebene fortgesezt. Die Temperatur in dieser Region ist rauh und kalt; der Sommer, welcher so genannt wird, weil es alsdann seltener schneit, hat gewöhnlich eine Nachttemperatur von —5° R., gegen Mittag steigt die Temperatur bis zu +9° R. Im Winter ist die Nachttemperatur gewöhnlich 0 oder +1° R., der Mittag zeigt +7° R. Uebrigens ist es noch besonders schwierig, die Mitteltemperatur anzugeben, weil die Winde plözliche und sehr bedeutende Veränderungen in dem Gange der Temperatur herbeiführen. Wenn diese von den schneebedeckten Gipfeln der Kordilleren wehen, so können einige Stunden eine Veränderung von 18 bis 12° R. herbeiführen. Kalte West- und Südwestwinde streichen beinahe während des ganzen Jahres über die Hochebenen hin, und wenn diese mit Heftigkeit wehen und von plözlichen, großen Temperaturveränderungen begleitet sind, so wird der mit Recht gefürchtete, sehr schmerzvolle sogenannte Chunu hervorgebracht, der sich durch ein schnelles Austrocknen der Haut zeigt. Auf allen Körperteilen, welche der Einwirkung der Luft ausgesezt ist, wird die Haut pergamentartig, es entstehen tiefe Risse, aus welchen das Blut hervordringt, und alsdann folgt ein starkes Aufschwellen der Teile. Besonders erduldet der Reisende große Leiden, wenn die Lippen und die Augenlider auf diese Weise angegriffen werden; zuweilen ist das Aufschwellen der gesprungenen, blutenden Augenlider so groß, daß Blindheit erfolgt.

Diese Gegenden bieten ein trauriges Ansehen dar, der Baumwuchs mangelt gänzlich; man findet nur eine spärliche Buschvegetation von Ratanjabüschen und Quenjua hier und dort; magere, braungelbe Gräser von winterlichem Aussehen in isolirten Haufen, niedrige, trockene, buschartige Korbblumen, gelbliche, mit Dornen versehene Echinokakteen bilden die Hauptzüge in der Vegetation, deren gleichförmiges, trauriges Aussehen kaum durch die großblühenden Kalceolarien, blauen Gentianen, wohlriechenden Verbenen, niedrigen Kreuzblumen u. dergl. unterbrochen wird, welche man wohl hier findet, die aber größtenteils von verwelkten Gräsern eingehüllt sind. Die spärliche Indianerbevölkerung, welche die Punaregion bewohnt, baut ein wenig Gerste, die jedoch niemals reif wird, sondern grün abgeschnitten als Pferdefutter benuzt wird. Der sogenannte Maka, eine noch nicht näher bekannte Pflanze, wahrscheinlich ein Trapaeolum, dessen Knolle von der Größe einer Kastanie, und die von süßlichem Geschmack ist, ist die einzige angebaute Nahrungspflanze. So dürftig die Pflanzenwelt auf diesen Hochebenen ausgestattet ist, so hat doch gerade hier die größte Anzahl von Südamerikas großen pflanzenfressenden Säugetieren ihre Heimat, denn das Lama und die damit nahe verwandten Arten, Huanucu und Vicunja, leben in der trockenen Zeit, wenn die Kordilleren und Andesabhänge zugeschneit sind, in zahlreichen kleinen Herden auf den Punaebenen. Man bekommt einen Begriff von der Anzahl dieser Tiere durch Garcilaso de la Vegas Bericht über die großen Jagden, welche die Inkakönige in Punas veranstalteten und wobei oft 40 000 Tiere der genannten Art zusammengetrieben wurden.

Aus diesem zweiten kleinen Bilde von der sogenannten Region des ewigen Frühlings wird auch hervorgehen, daß, wenn der Frühling nicht von der belebenden Ueberzeugung einer Sommer- und Herbstperiode begleitet würde, aller Zauber schwände.

Von diesen hochliegenden Gegenden wenden wir uns nun zu dem tropischen Tieflande Amerikas, um das Aussehen der Landschaft im Frühlinge zu betrachten. Wir verlegen die Szene nach der Ostküste Mexikos.

Die Zeit der Nordweststürme ist gegen Schluß des Februars vorbei; sie führten an die Küste keinen Regen mit sich, sondern höchstens kalte, feuchte Nebel. Der Urwald steht grün wie immer, und eine allgemeine Verjüngung des Pflanzenwuchses findet nicht statt. An manchen Waldbäumen sieht man reife und unreife Frucht zusammen mit ungeöffneten Blumenknospen und entfalteten Blumen, sowie auch alte und kürzlich aufgeschossene Blätter.

Nur indem man auf die einzelnen Züge in dem organischen Leben achtet, bemerkt man, daß es Frühling ist. Die Mahagonibäume haben die alten Blätter abgeworfen und treiben junges, lederfarbiges Laub; die großen, holzartigen Kapseln springen auf und fallen zur Erde, indem der geflügelte Same weit und breit vom Winde zerstreut wird. Des Waldes zahlreiche Kopalbäume beginnen mit grünlichen und weißen Blumen zu blühen. Die Palmen öffnen ihre Blumenscheiden und treiben zusammengesezte Blumenbüschel. Die Vanille, deren Frucht kürzlich in den Küstenwäldern eingesammelt wurde, beginnt wieder zu blühen; die parasitischen Tillandsien und Orchideen stehen in dieser Zeit im reichsten Flor. In den Indianerdörfern finden wir einen Teil merkwürdiger Pflanzenformen versammelt, an welchen die Verjüngung des Frühlings sich deutlich zu erkennen gibt. Die Indianer haben ein großes Interesse für schöne oder merkwürdig geformte Pflanzen, welche sie zu religiösen Zwecken, hauptsächlich zu Opfern auf den Altären

vor den Heiligenbildern benuzen. Wo sie solche Gewächse finden, nehmen sie dieselben mit sich und pflanzen sie um ihre Hütten. Hier finden wir um diese Zeit die alten Stämme von Carolinea insignis mit blattlosen Zweigen, bedeckt mit weißen Blumen, aus welchen reiche Büschel hochroter Staubfäden hervorragen; Carolinea macrocarpa, ebenfalls blattlos und mit weißen Blumen bedeckt; ungeheure dornige Stämme von Baumwollenbäumen mit Kronen, welche einige Aehnlichkeit mit weißen Lilien haben; Wittelsbachien von der Größe unserer Eschen, blattlos und mit Zweigen übersät, welche große, schwefelgelbe Kronen tragen, unsern gelben Nymphaeen gleichen. Die prächtigen Plumerien gehören zur allgemeinen Zierde der Indianerdörfer; mehrere Arten und noch mehr Farbenveränderungen (weiße, rosenfarbige, dunkelrote, rotgestreifte, schwefelgelbe) findet man in kleinen Gruppen um die Hütten. Sie wachsen zu einer ansehnlichen Größe empor und bringen mit ihren reichblühenden Halbschirmen eine prächtige Wirkung hervor. Ferner müssen die hochstämmigen Bignonien genannt werden, welche ihre fünfgefiederten Blätter noch nicht getrieben haben, aber gänzlich mit violetten oder gelben Kronen in großen abgerundeten Blumenständen übersät sind. Endlich eine ausgezeichnet hochstämmige Faberna montana, welche im Gegensaz zu den genannten Blumenbäumen ihre lanzettförmigen, glänzenden Blätter behalten hat, zwischen welchen überall weißgelbe, trompetenförmige Kronen hervorgucken. Auf den Stämmen der besprochenen Bäume finden wir blühende Gruppen parasitischer Prachtpflanzen, besonders Orchideen, unter welchen Schomburchia Galeottiana hervorgehoben werden muß. Der Blumenschaft dieser Orchidee ist etwa 2 Meter lang, glänzend schwarz und so zähe, daß er als Reitpeitsche benuzt werden kann; er trägt an der Spize einen Blumenbüschel von 30 bis 60 Centimeter Länge, mit großen violetten Blumen.

Gelbe Onridien, mit schmetterlingähnlichen Blumen, weshalb die Pflanze auch so genannt wird, deren Blumenbüschel von den Zweigen der Bäume herniederhängen, gehören ebenfalls zu den schönsten Erzeugnissen des Frühlings.

Nichts kann prächtiger sein als der Anblick der regelmäßig angelegten Kaffeeplantagen in ihrer Frühlingsblüte. Der Kaffeebaum selbst ist eine sehr edle Pflanzenform, sie bildet einen spizzulaufenden Kegel. Der Stamm ist, durch die horizontal abstehenden oder schwach niedergebogenen, im Kranze stehenden dichten Zweige, reich mit dunkelgrünen, glänzenden, lederartigen Blättern belaubt, gänzlich verborgen. Das Blühen sämmtlicher Kaffeebäume findet zu gleicher Zeit statt. Beim Abendbesuch in der Plantage war ein weißlicher Schein von den zahllosen Blumenknospen über die dunkelgrüne Grundfarbe verbreitet. Am nächsten Morgen bietet die Plantage ein Aussehen dar, als ob ein heftiger Schneefall sich ereignet habe, indem die ganze Pflanzung eine zusammenhängende weiße Blumenmasse zu sein scheint, in welcher die grünen Blätter gänzlich verschwunden sind. Ein balsamischer Duft erfüllt die Atmosphäre. Aber diese Blumenpracht dauert sehr kurze Zeit; kaum zwei Tage später, so sind alle Blüten verwelkt, die Frucht hat sich angesezt und die Pflanzung hat wieder ihr voriges, dunkelgrünes Aussehen.

Unter den Insekten zeigt sich nun auch vermehrtes Leben, während sie in der Zeit der Nordweststürme wie verschwunden waren. Tausende von Cicaden zischen während der heißesten Tageszeit im Grase und bringen einen schneidenden, betäubenden Lärm hervor; sie selbst sind unsichtbar und unter dem Grase verborgen. In dem ersten Teile der Nacht ist der Wald und die Savanne durch Millionen Leuchtkäfer, welche bei einer langsamen Flucht ein intermittirendes, grünliches Licht verbreiten, zu einer Feenwelt verwandelt. Der von der Nacht überraschte Reisende wird durch diese leuchtenden Punkte, welche sich nach allen Richtungen hin verzweigen, gänzlich geblendet und muß es seinem Pferde überlassen, die schwache Wegespur zu suchen. Unter den Ameisen herrscht alsdann auch ein ungewöhnliches Leben, obgleich bei diesen Tierchen immer Leben und Tätigkeit ist. Die jungen Insekten kommen millionenweise aus den Erdhöhlen hervor, die Luft ist von den geflügelten Männchen angefüllt, welche überall niederfallen. Die größern unbeholfenen Weibchen werden von den Indianern für einen Leckerbissen angesehen und überaus massenhaft als Nahrungsmittel eingesammelt; derselbe Geschmack wird von allen insektenfressenden Tieren, Ameisenbären, Waschbären, Füchsen, Schlangen, Eidechsen, einer Menge Vögel, Raubinsekten, geteilt. Eine merkwürdige Emsigkeit herrscht, um die kürzlich hervorgekommenen weiblichen Ameisen auszurotten; man sollte glauben, daß die Natur auf diese Weise sich gegen alles zerstörende Ueberhandnehmen dieses art- und individuenreichen Geschlechts zu beschüzen suchte.

Wir verändern die Szene, um einige Züge aufzuzeichnen, welche von der Gegenwart des Frühlings zeugen, indem wir ein Kanoe besteigen und uns auf einem der langsam fließenden, schlammigen Flüsse, welche in die mexikanische Bucht münden, hinunterführen lassen, und welche, nachdem sie schäumend, siedend, dampfend in tausend Wasserfällen von den Gipfeln der Kordilleren herniedergeschossen, den lezten Teil ihres Laufs mit einem beinahe unmerklichen Falle beendigen und dann ruhig durch dichte, finstere Urwälder gleiten. Der Wald preßt sich bis an den Flußrand; die Fülle der Vegetation ist so groß, daß kein Ufer sichtbar wird. Es sind jedoch keine hohen Waldbäume, welche das Ufer einnehmen. Herrliche, baumartige Gräser, aus der Bambusfamilie, beugen sich in zierlichen Bogen von beiden Ufern auf den Wasserspiegel hernieder, sodaß man an Stellen, wo das Flußbette zusammengekniffen ist, unter dem üppigsten Laubdach dahingleitet. Prächtige Kobäen, Konvolvuli, Passifloren schlingen sich um die Bambusstämme und mischen ihre großen, prahlenden Blumen mit dem feinen, lichtgrünen Laube der Bambusarten.

Tiefer im Walde erheben sich die schlanken Cecropienstämme hoch über alle andern Bäume, sie sind mit neuen, schildförmigen Blättern und herabhängenden Blumenbüscheln geschmückt. Die ungeheuren Stämme von Castilloa elastica, Mexikos Gummielastikumbaum, tragen ihre scheibenförmigen Blumenstände an den Spizen der feinen, blattlosen Zweige, die Stämme selbst sind mit kriechenden, parasitischen Caladien und Dracontien übersponnen, und von den dickern Zweigen hängen reiche Guirlanden wilden, blühenden Weins hernieder. Wo sich Flußschlamm angesammelt hat, stehen Gruppen von Heliconien, mit 1 bis 2 Meter langen Blättern und 2 bis 4 Meter langen Blumenschäften, versehen mit hochroten, schalenförmigen Scheiden, welche mit Regenwasser angefüllt sind, aus denen die schwefelgelben Blumen oder blaßblauen Beeren hervorragen. Cannaarten mit Blättern, welche denen der Heliconien gleichen, gruppiren sich mit diesen zusammen.

Im Flußbette finden wir die zahlreichen, kleinen, triangulären Inseln (die Deltaformation), welche von aufgespültem Sande, Schutt und Ton gebildet und mit einer eigentümlichen Vegetation bedeckt sind, welche hauptsächlich aus Bacchariobüschen besteht, die nun mit weißen und gelben Blumen prangen. Ueber dies dichte Gebüsch ragt die Humboldtsweide hinaus, welche im Aussehen ganz der Trauerweide der alten Welt gleicht und ebenso, wie diese, mit ihren dünnen Zweigen über den Fluß hängt. Die ruhige, tropische Flußlandschaft wird nicht sehr durch die Tiere belebt, welche zum Vorschein kommen. Weiße Ibisse, blaue und graue Reiher stehen unbeweglich im Wasser und lauern auf kleine Fische. Träge Kaimane liegen wie Baumstämme auf den Schlammhügeln im Flusse, um sich zu sonnen. Nur aus dem Walddickicht hört man das Geschrei der schwarzen Wasserhühner; von den Baumwipfeln schallen die regelmäßigen Schläge des sogenannten Zimmermanns. Von den fernen Bergen hört man Donner, der in diesen Küstenwäldern wie beständiger Peitschenknall schallt und als ein sicheres Zeichen der nahen Regenzeit angesehen wird.

Wir wenden uns endlich nach der Region, wo der Frühling sich am deutlichsten zwischen den Wendekreisen ausprägt, nämlich nach der warmgemäßigten Region auf der Ostseite der Kordilleren, zwischen 3000 und 5000 Fuß Höhe. Der Wald

besteht hier größtenteils aus Eichenarten, vermischt mit Arten des Lorbeers, der Myrte, der Terpentinbäume, der Styrax, der baumartigen Scheidepflanzen und Korbblumen. Die allermeisten dieser Baumformen werden zu den immergrünen gerechnet, wegen der lederartigen Beschaffenheit der Blätter, der längern Dauer und des unregelmäßigen Abfalls. Man würde deshalb keine auffallende Veränderung im Aussehen des Waldes bemerken, wenn nicht in dieser Region die Nordweststürme der Winterzeit oft acht Tage hintereinander mit besonderer Heftigkeit rasten und ununterbrochen Nebel oder Regen und die bedeutende Verminderung von 7—8° R. in der Temperatur, welche zwischen den Wendekreisen fühlbar ist, mit sich führten. Des Windes Heftigkeit, im Verein mit der beständigen Feuchtigkeit, bringt auf diese Weise in der Waldlandschaft dieselbe Wirkung hervor, wie die Winterkälte in höhern Breiten, und die Bäume stehen, wenn auch nicht ganz blattlos, so doch bedeutend ihres Schmucks entkleidet. Die Sturmzeit ist gegen Schluß des Februar beendet, der Himmel ist wieder wolkenlos und die Wärme kehrt auf ihren alten Stand zurück; unter solchen Umständen sind acht Tage hinreichend, um die wunderbarste Veränderung im Aussehen der Vegetation hervorzubringen. Ein blutroter oder schwefelgelber Schein breitet sich über den Wald aus. Das junge, hervorkommende Eichenlaub, ehe es sich ganz entfaltet hat, sowie auch die zarten Blätter und Zweigspitzen der Myrten sind blutrot und nehmen nur allmälich die grüne Farbe an; aber ehe dies geschieht, und ehe die Blätter ihre vollkommene Größe erreicht haben, fällt die Blüte der Eichenbäume, wodurch sie von oben bis unten mit hängenden, schwefelgelben Käzchen bedeckt werden, welche dem Walde einen eigenen Farbenton mitteilen. Dieser bestimmte Frühlingskarakter in der Waldlandschaft ist sehr kurz; 8 bis 14 Tage sind hier hinreichend, um den Frühling zum Sommer zu verändern.

Mit dem Aufhören der Sturmzeit sehen wir die Savanne dieser Region welk und öde. Dann wird das trockene Gras in Brand gesteckt; das Feuer breitet sich mit Schnelligkeit über die großen Strecken aus, vertilgt die Pflanzengipfel, ohne die Wurzeln zu töten. Die Asche düngt den unfruchtbaren, eisenhaltigen Tonboden. Wenige Tage nach dem Brande schießen die abgebrannten Gräser feine, saftige Blätter, zugleich keimt eine zahllose Menge Knollen- und Zwiebelgewächse, welche im Erdboden verborgen lagen: Erdorchideen, violette Bletien, gelbgrüne Habenarien, Spirantes und Microstylis, ferner Zwiebelgewächse: wie grünblühende Polyantes, rosenrote Zephirantes; weiße und violette Moräa, und endlich eine Menge Oxalisarten u. dergl. Die nach dem Brande wiedererzeugte Savannavegetation zeigt uns auf diese Weise eins der schönsten Bilder des tropischen Frühlings.

Der Somnambulismus.

Von **Karl du Prel.** (Fortsezung.)

Es scheint mir nun die physiologische Bedeutung des spontanen Somnambulismus darin zu liegen, daß hier die Naturheilkraft den Organismus in einen Schlaf versenkt, dessen Tiefe die lange Dauer ersezt. Wenn nun aber unbeschadet der physiologischen Ursache der Langschlaf und der somnambule Tiefschlaf ihre teleologische Bedeutung haben, so liegt die Annahme nahe, daß auch die merkwürdigen psychischen Fähigkeiten, die im Somnambulismus auftreten, in der Verlängerungslinie dieses teleologischen Prinzips liegen, wenigstens diejenigen, welche mit der Krankheit und deren Heilung in Verbindung stehen. Wenn man sieht, mit welcher instinktiven Sicherheit die Somnambulen Aufschlüsse geben über den Karakter ihrer Krankheit, über Ursache und Entwicklung derselben, über die nötige Behandlung und die anzuwendenden Heilmittel, dann liegt es in der Tat sehr nahe, geradezu mit Schopenhauer zu sagen: „Zum Hellsehen läßt die Natur es eigentlich nur dann kommen, wenn ihre blindwirkende Heilkraft zur Beseitigung der Krankheit nicht ausreicht, sondern es der Hilfsmittel von außen bedarf, welche nunmehr im hellsehenden Zustande vom Patienten selbst richtig verordnet werden. Also zu diesem Zwecke des Selbstverordnens bringt sie das Hellsehen hervor. . . . Also im einen, wie im anderen Falle zündet die Natur sich ein Licht an, um so die Hülfe, deren der Organismus von außen bedarf, aufsuchen und herbeischaffen zu können. Die Lenkung der nun einmal entwickelten Sehergabe der Somnambulen auf andere Dinge, als ihren eigenen Gesundheitszustand, ist ein bloßer accidenteller Nuzen, ja eigentlich schon ein Mißbrauch derselben"*). Diese teleologische Ansicht Schopenhauers liegt, wie gesagt, sehr nahe; sie ist aber logisch nicht unvermeidlich. Es wäre nämlich denkbar, daß nicht blos das über die Leibessphäre des Kranken hinausgelenkte Hellsehen, sondern überhaupt jedes Hellsehen dem Somnambulismus nicht die Ursache, aus welcher das Hellsehen entspringt, sondern lediglich die Bedingung, ohne welche es nicht entstehen kann. Es würde dann physiologisch betrachtet kein direkter Kausalzusammenhang zwischen Somnambulismus und Hellsehen bestehen, und auch teleologisch betrachtet würden die merkwürdigen psychischen Fähigkeiten des Somnambulismus nicht in der Verlängerungslinie einer teleologisch wirkenden Naturheilkraft liegen. Der kausale und zugleich teleologische Zusammenhang würde also zwar gegeben sein zwischen der Naturheilkraft des Organismus — lediglich eine Kollektivbezeichnung der einheitlich zusammenwirkenden organischen Kräfte — und dem nach physiologischen Gesezen eintretenden Tiefschlafe, d. h. der gänzlichen Unterdrückung des sinnlichen Bewußtseins; daß dagegen innerhalb dieser Bewußtlosigkeit das transzendentale Subjekt zum innerlichen Erwachen käme, wäre nicht mehr direkt vermittelt, und der Tiefschlaf wäre nur Bedingung des Hellsehens, aber nicht Ursache, so etwa, wie der Sonnenuntergang Bedingung, aber nicht Ursache des Aufleuchtens der Fixsterne ist.

Es ist um so nötiger, diesen Unterschied zwischen Ursache und Bedingung, causa und conditio, ins Auge zu fassen, weil ja auch der gewöhnliche Schlaf nicht die Ursache, sondern blos die Bedingung des als Traum sich zeigenden innerlichen Erwachens ist. Die zu unseren Traumbildern Anlaß gebenden inneren Empfindungen sind auch im Wachen gegeben, nur daß sie unterhalb der Schwelle bleiben. So sind vielleicht auch die Visionen der Somnambulen nicht neu erzeugt, sondern treten nur über die Schwelle, und wenn die Verschiebung dieser Schwelle nur mangelhaft und schwankend ist, dann sind es auch — was sehr häufig vorkommt — diese Visionen. Wenn endlich der Tiefschlaf nicht psysische Ursache, sondern nur Gelegenheitsursache des inneren Erwachens ist, dann fällt auch der Haupteinwand hinweg, den der Skeptizismus gegen den künstlichen Somnambulismus richtet, daß es nämlich undenkbar sei, durch magnetische Striche jemanden hellsehend machen zu können.

Das von Schopenhauer behauptete teleologische propter hoc (diesertwegen) wobei das Tagesbewußtsein in den Dienst der blinden Naturheilkraft gezogen würde, läßt sich also auch in ein bloßes cum hoc (mit dieser) verwandeln, wobei das transzendentale Bewußtsein sich offenbaren würde, wenn, aber nicht weil das sinnliche Bewußtsein unterdrückt ist. Für den vorliegenden Zweck ist es übrigens ganz gleichgültig, welche der beiden Ansichten der Leser adoptiren will; es soll hier lediglich die Existenz des transzendenten Subjekts bewiesen werden, und dafür ist es ziemlich gleichgültig, ob für das Auftreten desselben der Tiefschlaf Ursache ist, oder bloße Gelegenheitsursache.

Für den Arzt dagegen ist dieser Unterschied sehr wichtig. Es zeigt sich nämlich, daß unsere Aerzte imgrunde gar nichts

*) Schopenhauer, Ueber Geistersehen.

erklären, wenn sie den Somnambulismus kurzweg als Krankheit und Hysterie abtun. Wenn der Somnambulismus häufig krankhaft ist seiner Ursache nach, so kann er doch seinem psychischen Inhalt nach ganz gesund sein, sobald der Tiefschlaf als bloße Bedingung und Gelegenheitsursache für das Auftreten des transzendentalen Subjekts erkannt ist. So wenig alsdann die Nacht die Ursache der Fixsterne ist, sondern nur Bedingung ihrer Sichtbarkeit, so wenig ist Hysterie Ursache des Hellsehens. Der Somnambulismus ist also nicht nur keine Krankheit, sondern im Gegenteil heilt er den Kranken, direkt durch den Tiefschlaf, indirekt dadurch, daß in diesem Tiefschlafe die Somnambulen zu Selbstverordnungen befähigt werden.

Daß der Mensch durch Krankheit in seinen psychischen Fähigkeiten sogar gesteigert werden kann, weil eben ein Unterschied ist zwischen Ursache und Bedingung, das zeigt sich häufig sogar im Irrsinn, indem auch dieser oft die Gelegenheit wird zu solchen Funktionen des transzendentalen Subjekts, die mit den somnambulen Erscheinungen die größte Aehnlichkeit haben. Mesmer hatte also, wie es scheint, sehr recht, wenn er die schweren Nervenkrankheiten, Epilepsie, Katalepsie, Irrsinn ꝛc. einen unvollkommenen Somnambulismus nannte, welche geheilt werden können, wenn die Anstrengungen des Somnambulismus zur Ueberwindung der Krankheit gleichmäßig verstärkt werden durch Anwendung des künstlichen Somnambulismus.

Physiologisch betrachtet ist demnach der somnambule Schlaf eine der Formen der Naturheilkraft. Im Wachen ist nämlich erhöhte Sensibilität des Organismus vorhanden, im Schlafe erhöhte Reproduktionskraft. Darum unterdrückt die Naturheilkraft das sinnliche Bewußtsein, wenn der geschwächte Organismus durch Steigerung der Reproduktion gestärkt werden soll. Das wußte schon Hippokrates, wenn er sagte, daß in der Manie die Ekstase gut sei*).

Ein kritischer Augenblick.

Philosophisch interessant wird aber der Somnambulismus allerdings erst durch das innerhalb der sinnlichen Bewußtlosigkeit auftretende innerliche Erwachen, worin vermöge der Verschiebung der Empfindungsschwelle die gewöhnlich latenten Wirkungsweisen der Naturdinge empfunden werden, wodurch sodann auch die gewöhnlich latenten Fähigkeiten unseres Subjekts frei werden. Diese Fähigkeiten sind so merkwürdiger Art, daß sie noch immer vom rationalistischen Skeptizismus bezweifelt werden. Ihre Darstellung muß ich aber einer besonderen Arbeit vorbehalten. Hier möchte ich nur an ein paar Beispielen zeigen, daß, was sich Skeptizismus nennt, häufig nur Mangel an philosophischer Besonnenheit ist; und zwar wähle ich als Beispiele gerade die am heftigsten angezweifelten Fähigkeiten der Somnambulen: das Hellsehen und den Heilinstinkt.

Das merkwürdigste Merkmal des Hellsehens ist, daß Zeit und Raum darin überwunden werden, daß es also als Fernsehen im Raume und Voraussehen in der Zeit auftritt. Der Rationalist hält das für unmöglich. Nun ist aber doch klar, daß wir, die wir nicht wissen, was Zeit und Raum sind, gar kein Recht besitzen, ihre Ueberwindung in gewissen abnormen Erkenntnisprozessen für unmöglich zu erklären. Es ist nur der Pöbel, welcher zu wissen glaubt, was Zeit und Raum sind; der Philosoph aber gesteht seine Unwissenheit ein. Sollte er aber als Kantianer Zeit und Raum für bloße Formen unserer Erkenntnis halten, dann wäre von diesem Standpunkte des transzendentalen Idealismus das Hellsehen erst recht mög-

*) Hippokrates, Aphorismen VIII, 5.

lich, daher denn Schopenhauer gerade als Kantianer daran glaubte.

Heftigere Angriffe noch hat von Seite der Aerzte der Heilinstinkt der Somnambulen erfahren. Dieser läßt sich aber sogar begreifen durch bloße Berufung auf die alltäglichen Erscheinungen von Hunger und Durst. Diese Empfindungen mahnen den Organismus, die verbrauchten Kräfte zeitenweise wieder zu ergänzen, sind aber ganz allgemein gehalten, d. h. sie beziehen sich nicht auf bestimmte chemische Substanzen. Die Zustände, in welchen Hunger und Durst auftreten, sind demnach leise Krankheiten, für welche uns die Natur das Heilmittel als Allgemeingefühl in die Empfindung bringt, aber noch nicht spezialisirt in die Vorstellung. Wenn aber Hunger und Durst einen hohen Grad erreichen, dann wird auch das Vorstellungsvermögen davon erregt, und es tritt die Vision des Heilmittels ein. So sieht sich der verdurstende Wüstenreisende von Quellen und Bächen umgeben und Trenck in der Sternschanze zu Magdeburg hatte die Vision üppiger Mahlzeiten. Wenn nun aber die Empfindungsschwelle verschoben, d. h. die Empfindung verfeinert wird, dann werden Hunger und Durst spezialisirt; es treten bestimmt gerichtete Instinkte, als Sympatie oder Antipatie, in verschiedenen Krankheiten ein, oder bei schwangeren Frauen, sogar im Gegensaze zum sonstigen Geschmacke und mit einer auf das Bedürfnis des Kindes berechneten Zweckmäßigkeit. Noch mehr spezialisirt sind nun die Bedürfnisse des Organismus in dem hochgesteigerten inneren Leben der Somnambulen, weil eben die Verschiebung der Empfindungsschwelle sehr bedeutend ist; dadurch gelangen Bedürfnisse zum Bewußtsein, die sonst unterhalb der Schwelle bleiben, oder doch auf ein Allgemeingefühl beschränkt bleiben. Wer also den Heilinstinkt der Somnambulen für ein unbegreifliches Wirrwarr hält, soll logischer Weise auch gestehen, daß die nur quantitativ unterschiedenen und weniger spezialisirten Heilinstinkte von Hunger und Durst ebenso unbegreiflich sind.

Der Heilinstinkt ist nicht nur dem Somnambulis eigen, sondern verschiedenen Zuständen, die das gemeinsame Merkmal der Verschiebung der Empfindungsschwelle haben, worin der beste Beweis dafür liegt, daß er eben in dieser Verschiebung seinen Grund hat: im gewöhnlichen Traum, in bewußtlosen Zuständen bei Fiebern, im Wahnsinn und in der Besessenheit, wovon Horst ein Beispiel anführt*). Der Heilinstinkt bezieht sich nicht immer auf bloße Arzneistoffe. Bei den Besessenen tritt z. B. oft plözlich das Bedürfnis einer rapiden plözlichen Bewegung ein**). Diese selbe Bewegung kommt nun beim sogenannten Tanz der Derwische als Erweckungsmittel des Somnambulismus vor; und wenn wir nun sehen, daß auch die Somnambulen sich manchmal dieselbe verordnen, so liegt dem offenbar das Bedürfnis zugrunde, den Somnambulismus zu steigern, d. h. den Schlafzustand zu vertiefen.

In ähnlicher Weise läßt sich auch von den übrigen der Somnambulen zeigen, daß sie nur Steigerungen von Anlagen sind, die sich abgeschwächt schon im gewöhnlichen Traum, ja sogar im wachen Zustande, z. B. bei Idiosynkrasien, finden, so daß nur derjenige, welcher diese Vorstufen nicht kennt, glauben kann, sich gegen die extremen Einflüsse skeptisch verhalten zu müssen. Diese Existenz der Vorstufen ist aber ein weiterer Beweis dafür, daß der Somnambulismus nicht neue Fähigkeiten im Menschen erzeugt, sondern nur bereits vorhandene durch Verschiebung der Empfindungsschwelle aus der Latenz treten läßt.

2. Der künstliche Somnambulismus.

Wie alle Dinge der Natur in ihrer Wesenheit reiner erkannt werden, wenn sie von ihren zufälligen Bestandteilen, gleichsam ihren Schlacken befreit und als Präparate dem Verstande dargeboten werden, so auch der Somnambulismus. Als natürliche Erscheinung tritt er auf im Gefolge von Krankheiten, oder infolge von hochgradiger innerer Aufwühlung — z. B. in

*) Horst, Zauberbibliotek, V, S. 206.
**) Görres, die christliche Mystik, IV, S. 174.

der christlichen Mystik —, oder auch unter dem Einflusse verschiedener chemischer Substanzen — z. B. dem Hexenwesen. In allen diesen Fällen haften ihm aber zufällige Bestandteile an, indem die Symptome dieser Gelegenheitsursachen sich oft mit den Symptomen des Somnambulismus selbst vermischen. Wenn nun die Aerzte den schon besprochenen Unterschied zwischen Gelegenheitsursache oder Bedingung und eigentlicher Ursache nicht erkennen, dann halten sie häufig die Symptome der Schwellenverschiebung im Somnambulismus für Symptome derjenigen meistens krankhaften Ursache, wodurch die Schwelle verschoben wird. So werden z. B. häufig die Symptome religiöser Ekstase, wenn diese im Gefolge — post hoc, aber nicht propter hoc — von Hysterie auftritt, kurzweg als Symptome der Hysterie abgetan, oder des Irrsinns, wenn der Somnambulismus innerhalb des Irrsinns auftritt; und weil im Fieber oft krankhafte Phantasmen auftreten, werden auch die Visionen des im Gefolge des Fiebers häufig vorkommenden Somnambulismus als krankhafte, daher wertlose Phantasmen erklärt.

Zu den Potenzen nun, welche den Somnambulismus erwecken können, gehört der Einfluß, den ein Mensch auf seinen Nebenmenschen ausüben kann; weil aber dieser Einfluß in beliebiger Weise geregelt werden kann — wenn wir auch die Geseze dieser Regelung noch sehr wenig kennen — läßt sich der Somnambulismus auch als künstliches Präparat, gereinigt von seinen zufälligen Bestandteilen, herstellen. Zwar ist auch dieser künstliche Somnambulismus bisher fast nur bei Kranken angewendet worden, deren Empfänglichkeit sogar meistens mit der Krankheit selbst verschwindet; aber eine spätere Experimentalpsychologie wird den Somnambulismus nur um so reiner darstellen, wenn sie den gesunden, wiewohl seltener empfänglichen Menschen zum Objekt ihrer Versuche nimmt.

Der künstliche Somnambulismus stellt sich ein, wenn ein Mensch — Somnambule — durch einen andern Menschen — Magnetiseur — dem Einfluß des tierischen Magnetismus unterworfen wird. Dieser magnetische Schlaf ist viel tiefer, als der durch die Naturheilkraft allein erzeugte, aber wesentlich gleiche Schlaf des natürlichen Somnambulismus; das innere Erwachen ist ferner im magnetischen Schlafe viel vollkommener und klarer*), und demgemäß sind auch in lezterem die psychischen Fähigkeiten der Somnambulen, wiewohl sie in beiden Zuständen wesentlich gleich sind, reiner und gesteigert. Aus allen diesen Gründen ist der magnetische Schlaf geeigneter, uns das Wesen der Sache zu offenbaren, als der natürliche Somnambulismus; aber die wesentliche Gleichheit der Phänomene läßt erkennen, daß in beiden Zuständen physisch und physiologisch derselbe Prozeß vor sich geht, d. h. daß es eine und dieselbe Kraft ist, welche oft spontan im Innern des Organismus entbunden ist, aber auch vom Menschen auf den Nebenmenschen ausströmen kann. Der Mensch kann sich demgemäß auch selber in magnetischen Schlaf künstlich versezen, — eine Kunst, wovon die altindische Geheimlehre in der Vedantaphilosophie mehr wußte, ja wovon die heutigen indischen Fakire, die sich lebendig begraben lassen, mehr wissen, als wir Europäer**).

Der künstliche Somnambulismus sezt also eine innere Anlage voraus, welche durch die magnetische Behandlung nicht eigentlich erzeugt, sondern nur zur Tätigkeit angeregt wird; er erleichtert nur den Eintritt eines Prozesses, den die Natur häufig aus eigener Initiative als heilsame Kraft erweckt, gestattet aber eine beliebige Steigerung und Regelung dieses Prozesses.

Die Entdeckung oder vielmehr — historisch gesprochen — die Wiederentdeckung des tierischen Magnetismus gebührt dem Arzt Mesmer und fällt in das Ende des vergangenen Jahrhunderts. Diese Zeit war sehr ungünstig für die richtige Würdigung dieser Entdeckung. Der Materialismus beherrschte schon damals die der Revolution entgegentreibenden Köpfe. Infolge dessen geschah, was meistens bei wichtigen neuen Entdeckungen geschieht: erst leugnet man die Tatsachen, und wenn sie sich

*) Kieser, Archiv für tierischen Magnetismus. I, 3. S. 15.
**) Preyer, Der Hypnotismus. S. 43—60.

nicht mehr leugnen lassen, werden sie vom Standpunkt des jeweilig herrschenden Systems beurteilt, nach dem Beispiele des oben erwähnten Negers von Livingstone. Zu dieser Beurteilung glaubte sich nun die materialistische Psychologie um so eher berechtigt, als, wie schon gesagt, Symptome der Krankheit häufig mit Symptomen des innerhalb der Krankheit entstehenden Somnambulismus sich vermischen. Man verwechselte also schon damals Ursache und Bedingung, glaubte an einen Kausalzusammenhang zwischen Krankheit und den Erscheinungen des Somnambulismus, und erklärte daher den Somnambulismus seinem Inhalte nach als krankhaft, während doch nur die hinter seiner Bedingung liegende Ursache dieser Bedingung krankhaft ist.

Diese materialistisch-physiologische Beurteilung des Somnambulismus ergab natürlich eine ganz schiefe Auffassung seiner Erscheinungen, die sich mit diesem Maßstabe so wenig messen lassen, als Pfunde mit Ellen. Diese Erscheinungen finden im Materialismus nicht nur keinen Plaz, sondern sind vielmehr sehr geeignet, den materialistischen Ring, der die Köpfe einengt, gewaltsam zu sprengen.

Man würde übrigens Unrecht tun, die damalige Generation für besonders tadelnswert zu halten. Es ist notorisch nachweisbar, daß gerade die Vertreter der Wissenschaft von jeher den wirklich neuen Ideen die größten Hindernisse bereiteten. Und das begreift sich: Goethe sagt irgendwo, daß die größten Feinde neuer Ideen die alten Ideen seien; es muß also die größte aprioristische Voreingenommenheit gegen Neues eben dort zu finden sein, wo man sich der alten Ideen am meisten bewußt ist und sie zu einem System zusammengestellt hat. Sogar muß gerade eine hohe Entwicklung eines Wissenszweiges um so geneigter machen, solche Ideen auszuschließen, welche geeignet sind, den alten Rahmen zu sprengen. In einem Systeme gibt es keinen Plaz für in sich ganz neue Erscheinungen, weil darin die alten Erscheinungen zu einem plannmäßigen scheinbar vollendeten Ganzen verbunden sind, und es nicht in der Natur der Systematiker liegt, durch offen gelassene Lücken das System selbst als lückenhaft hinzustellen. Als z. B. der Akademie in Paris gemeldet wurde, es seien Meteorsteine in Frankreich niedergefallen, verwarf sie das als Aberglauben, und sogar ein Geist wie Goethe verlachte in seiner Jugend den Meteor von Ensisheim. Bei den alten Griechen dagegen waren die vom Himmel fallenden Steine ohne alle Voreingenommenheit als Tatsachen anerkannt. Dieser Rückschritt der Meinungen erklärt sich geradezu aus den Fortschritten der Astronomie. Die der Griechen war noch nicht in dem Grade abgeschlossen und zum System verknöchert, konnte daher neue Tatsachen sich leichter assimiliren, als die hochentwickelte Astronomie der Neueren, welche für unmöglich erklärten, was nur für ihr System unverdaulich war. So wird also die Wissenschaft der Natur gerade durch ihre Ausbildung zum Prokrustesbette der Natur.

So ist auch der Mesmerismus für den Materialismus ganz unverdaulich; der leztere, zum System erstarrt, hat seine Biegsamkeit verloren, und statt das System umzuwandeln, sucht man die Tatsachen umzudeuten, und spricht von Hysterie, Hallucination und schließlich sogar von Betrug, nur um das unbequeme Hellsehen nicht anerkennen zu müssen. Die Physiologen suchen die Formel zur Erklärung des Menschenrätsels lieber in aufgeschnittenen Tierleibern, statt sie aus ihrem eigenen Innern heraufzuholen. Sie gleichen Leuten, die überall nach ihrem Hute herumsuchen, während sie ihn doch auf dem Kopfe haben.

(Schluß folgt.)

Georg Friedrich Kolb.

Von **W. Blos.**

Die Jugend in der Fülle der Lebenskraft hat leicht zu urteilen über das schwache und absterbende Alter. Wie oft sind wir, innerhalb des brausenden und reichen politischen Lebens von heute, nur zu geneigt, die Leistungen derer, die früher gewirkt, zu unterschäzen, ohne zu bedenken, daß jene erst die Formen haben schaffen müssen, innerhalb deren sich heute die junge Generation mit Leichtigkeit bewegt. Was war überhaupt politisches Leben vor einem halben Jahrhundert in Deutschland? Man pflegt zu sagen, daß Johann Jacoby mit seinen „Vier Fragen eines Ostpreußen“ das politische Leben in Preußen erst geschaffen habe. Wenn das wahr ist, so werden wir jener Demokratie, die in der vormärzlichen Zeit mit Johann Jacoby für freiere politische Formen stritt, eine um so höhere historische Mission zuerkennen müssen.

Jene Demokratie konnte in der vormärzlichen Zeit kein anderes Ziel haben, als an Stelle des alten absolutistischen Wesens konstitutionelle und volkstümliche Einrichtungen zu sezen; einen anderen Weg zur Schaffung eines gesunden politischen Lebens gab es nicht. Es war der langwierige und ermüdende Kampf des kaum fixirten gesezlichen Rechts gegen die Willkür einzelner Regierungen. Man denke an die parlamentarischen Kämpfe in Baden, Kurhessen, Württemberg und Sachsen. Man tut Unrecht, diese Kämpfe heute als unbedeutend aufzufassen. In ihnen schlug die politische Pulsader der Nation und rang all jenes Träumen und Sehnen, in dem sich nach den Befreiungskriegen das Volk verzehrt hatte, nach Erfüllung.

In diesen Kämpfen bildeten sich Karaktere und Männer der Situation. Man sah damals jenes merkwürdige, von demokratischem Geiste erfüllte Beamtentum, das unbeugsam auf seinem Recht bestand und das die Pflichten des Staatsamts mit denen einer freisinnigen Opposition in Einklang zu bringen verstand. Die staatsmännisch veranlagten Geister schulten sich in den parlamentarischen Verwicklungen.

Die Bewegung im Frühjahr des Jahres 1848 schnellte alle diese Männer zur politischen Macht empor. Sie nahmen nicht an den Straßenkämpfen teil, aber das Volk beauftragte sie, die neue staatliche Formation festzustellen. Sie erschienen im Vorparlament, im Parlament der Paulskirche zu Frankfurt, in der Nationalversammlung und in der zweiten preußischen Kammer zu Berlin, in den Kammern von Baiern, Württemberg, Baden, Sachsen, Hessen u. s. w. Sie sollten ein freies und einiges Deutschland schaffen.

Wie der Versuch mißlang, ist bekannt; er mißlang durch die überlegenen Künste der reaktionären Partei, durch den Mangel des Volkes an Verständnis für die Situation und durch den Mangel der Volksvertreter an Energie und politischem Scharfblick. Das Verfassungswerk endete kläglich und das Parlament, erst die Hoffnung Deutschlands, ward zu Stuttgart durch etliche Bataillone württembergischen Militärs auseinandergesprengt.

Wir gehören nicht zu denen, welche glauben, mit dem Worte „Schwazparlament“ eine erschöpfende Kritik des Frankfurter Parlaments gegeben zu haben. Die Kraftlosigkeit jener Körperschaft hatte ihren Grund in der jahrhundertlangen Zerrissenheit und Kraftlosigkeit der Nation, deren Folgen sich nicht in einigen Monaten beseitigen ließen. Den Mitgliedern des Rumpfparlaments, die bis zulezt aushielten, wird die Geschichte ihre Anerkennung nicht versagen können, troz aller groben Fehler, die das Rumpfparlament beging. Das Ende dieses Parlaments war eine traurige, niemals aber eine lächerliche Szene. Es hatte den Erfolg nicht für sich und bekam nun den Spott umsonst; im anderen Falle würde man's bewundert haben. So geht es immer.

Die bald darauf eintretenden neuen politischen Strömungen verschlangen die alte Demokratie bis auf einen kleinen Rest. Viele hatten aus Unmut oder um Verfolgungen zu entgehen, das Vaterland verlassen; andere ließen sich gern von den neuen Strömungen fortreißen; noch mehr suchten in den neuen Ver-

hältnissen Macht, Einfluß und Ansehen zu gewinnen, was ihnen die Bewegungsjahre nicht hatten dauernd gewähren können, und sie schmiegten sich den veränderten Anschauungen und Zuständen mit Preisgabe ihres Karakters an. Eine kleine aber auserlesene Schaar blieb auf dem alten Boden stehen. Sie zählte glänzende Namen unter sich; zu ihr gehörten Uhland, Fallmerayer, Moritz Hartmann, Temme, Johann Jacoby u. a. Diese Männer begriffen, daß die Rolle ihrer Richtung vorläufig ausgespielt sei. Sie zogen sich grollend und schweigend zurück. In Zeiten der Gefahr oder der Selbstüberhebung und Verblendung der Massen erhoben sie ihre Stimme, mahnend und warnend. Sie bildeten eine Art Gewissen der Nation. Wer denkt nicht daran, wenn er des greisen Uhland Spruch aus den fünfziger Jahren vor sich hat:

„Umsonst bist du von edler Glut entbrannt,
Hast du nicht sonnenklar dein Ziel erkannt!"

oder sein schönes Wort:

„Wenn ein Gedanke, den die Menschheit ehrt,
Den Sieg errang, so war's der Mühe wert."

Diese Männer konnten nur wenig mehr teilnehmen an den Kämpfen und Bestrebungen späterer Zeit; ihre Begeisterung war abgekühlt worden, und es fehlte ihnen auch vielfach an Verständnis. Sie hielten meist an den rein politischen Fragen fest innerhalb einer Epoche, da die neuen sozialökonomischen Ideen und Gestaltungen dominiren. Das war ein großer Fehler, aber er lag in der Natur der Sache; die Mission dieser rein politischen Demokratie war eben vorüber.

Unter diesem Fähnlein ragte auch hervor die Gestalt des Mannes, der in diesen Lenzestagen aus dem Leben geschieden; wir meinen Georg Friedrich Kolb oder Kolb von Speyer, wie er in den parlamentarischen Körperschaften genannt wurde.

Kolb war ein Kind der Rheinpfalz. In aufgeregten Zeiten sind die Geister der Pfalz so feurig wie ihr junger Wein, allein es fehlt an Beständigkeit; sie klären sich schlecht ab und verderben leicht. Diese so häufige pfälzer Eigenschaft war an Kolb nicht bemerkbar. Er gehörte niemals zu den Schreiern, denen man in der Pfalz den Namen „Krischer" (Kreischer) gegeben hat und von denen sich im Jahr 1848 eine so große Anzahl hervortat. Man denke nur an den mainzer Germain Metternich und an den wormser Weinhändler Blenker mit seinem verfehlten Angriff auf Landau.

Kolb wurde im Jahre 1808 in Speyer geboren. Nachdem er seine Ausbildung vollendet, trat er in städtische Dienste. Seine Arbeitskraft, seine Sachkenntnis, sein ruhiges, besonnenes Wesen und sein Freimut verschafften ihm ein solches Ansehen, daß er sehr bald zum Bürgermeister von Speyer gewählt wurde. Troz seiner vielseitigen politischen und literarischen Tätigkeit hat Kolb doch die städtische Verwaltung zur Zufriedenheit seiner Mitbürger geleitet, bis die Reaktion ihn nötigte, auf sein Amt zu verzichten. Lange vor 1848 war Kolb in der Pfalz einer der tätigsten Führer der Demokratie, tätig in Wort und Schrift. Damals erschien seine Schrift: „Die Rechte der deutschen Völker, den Ansprüchen des Bundes gegenüber," als Kolb erst 24 Jahre alt war, und 1842 erschien zu Pforzheim die erste Ausgabe seiner Kulturgeschichte.

Kolbs Name war weit bekannt und auch Verfolgungen seitens der Behörden waren ihm nicht erspart geblieben, als die Bewegungen im Frühling 1848 begannen. Die Vaterstadt sandte Kolb ins Vorparlament. „Wochen sind jezt Jahrhunderte," sagte dort Uhland, aber das Vorparlament begriff dies nicht. Es verwarf den Antrag, beisammen zu bleiben, und versäumte mit den Wochen denn auch Jahrhunderte. Uhland selbst hatte gegen die Permanenz gestimmt, Kolb aber dafür. Man wählte einen Fünfziger-Ausschuß; Kolb kam hinein mit 391 Stimmen.

Von Speyer wurde Kolb auch in das frankfurter Parlament gesandt; er gehörte zur Linken, nicht zur äußersten Linken. Bei der Wahl des Reichsverwesers gab er seine Stimme Heinrich von Gagern; er glaubte mit vielen anderen damals auch an die Mission des Mannes mit den buschigen Augenbrauen. Bei der Kaiserwahl antwortete Kolb, als man ihn aufrief: „Ich wähle nicht!" Im übrigen beteiligte er sich fleißig an den Verhandlungen des Parlaments. Seine Reden sind frei von den gewöhnlichen Phrasen jener Zeit. Er saß in mehreren Ausschüssen und hielt aus bis zulezt, bis zum 18. Juni 1849, da das Parlament vor der Fritz'schen Reitschule in Stuttgart gesprengt ward.

Inzwischen war Kolb auch in der baierischen Kammer tätig gewesen. Die bekannte Angelegenheit des „griechischen Anlehens" wurde durch ihn erledigt. König Ludwig I. hatte nämlich der griechischen Regierung in den dreißiger Jahren $1\frac{1}{2}$ millionen Gulden aus der baierischen Staatskasse geliehen. Der Landtag hatte die Sache wohl in Beratung gezogen, aber keinen Beschluß gefaßt. Jezt nahm Kolb die Sache in die Hand und bewirkte, daß Ludwig die $1\frac{1}{2}$ millionen Gulden aus seinen Privatmitteln zurückzahlen mußte. Der Bericht über die Verhandlung dieser interessanten Angelegenheit ist separat im Druck erschienen unter dem Titel: „Das griechische Anlehen, ein Beitrag zur Geschichte des Konstitutionalismus in Baiern, von G. F. Kolb, München 1849."

Nach der Sprengung des Parlaments kehrte Kolb nach Speyer zurück, wo er das von ihm gegründete demokratische Blatt „Neue Speyerer Zeitung", zu dessen Herstellung er eine Druckerei eingerichtet hatte, weiter herausgeben wollte. Allein jezt stürzte sich die Reaktion auf ihn. Er ward verhaftet und ein halbes Jahr lang in Untersuchungshaft gesezt, dann ohne Anklage wieder entlassen. Er legte seine Stellung als Bürgermeister nieder und hielt noch bis 1853 aus, während welcher Zeit das Blatt die heftigsten Verfolgungen zu erdulden hatte. Da gab Kolb den ungleichen Kampf auf und ging in die Schweiz, nach Zürich.

Hier verkehrte er mit seinen geflüchteten Gesinnungsgenossen und warf sich auf das Spezialstudium der Statistik. Seine Schriften: „Handbuch der vergleichenden Statistik" und „Grundriß der Statistik" verschafften ihm in der wissenschaftlichen Welt ein hohes Ansehen. Diese Schriften haben mehr als viele andere dazu beigetragen, die Statistik zu einer populären Wissenschaft zu machen. Kolb hatte denn auch die Genugtuung, daß er 1860 vom schweizerischen Bundesrat als dessen offizieller Vertreter zum statistischen Kongreß nach London gesandt wurde. Seine statistischen Werke, ein Zeugnis seines eisernen Fleißes, sind vielfach neu aufgelegt worden.

Damals schrieb Kolb auch einige kleinere Schriften über die Zustände der Schweiz, sowie sein Werkchen über die englischen Staatsprozesse.

Im Jahre 1859 kam Kolb nach Deutschland zurück und ward Mitbegründer der „Frankfurter Zeitung", deren Redaktion er bis 1866 leitete. Er bekämpfte in diesem Blatte, das ihm viel verdankt, die großpreußische Politik. Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung" blieb Kolb bis in seine lezten Tage. Auch am politischen Leben im weiteren Sinne hatte sich Kolb wieder beteiligt. 1868 wurde er vom Wahlbezirk Kirchheimbolanden-Kaiserslautern mit 7212 von 7760 abgegebenen Stimmen in das Zollparlament gewählt. Im Jahre 1874 kandidirte er wieder in diesem Kreis, erhielt aber gegenüber der starken nationalliberalen Strömung nur einige hundert Stimmen. Seit 1863 saß er auch in der baierischen Kammer der Abgeordneten, wo er die pfälzische Gemeindeordnung zur Annahme brachte. Als die Kammer sich 1872 lediglich in Nationalliberale und Ultramontane schied, legte Kolb sein Mandat nieder und trat vom politischen Leben zurück. Doch schrieb er noch bis in seine lezten Jahre viele politische Artikel für die verschiedensten Zeitschriften. Von seinen kleineren Schriften erwähnen wir noch: „Die Nachteile des stehenden Heeres." Kolb war ein entschiedener Anhänger des Milizsystems, welchen Gedanken er in der baierischen Kammer mit Geist und Geschick, aber ohne positiven Erfolg verfocht.

In Leipzig ließ Kolb seine gänzlich umgearbeitete „Kulturgeschichte der Menschheit" erscheinen, die in demokratischem Sinne geschrieben ist. Dies Werk mag manche Mängel haben; im

Hans Sachs und Eva.

Ganzen hat es gute Dienste getan, hat eine Menge von Vorurteilen wegräumen helfen und hat im Volke weithin erst Sinn und Interesse für Kulturgeschichte geweckt. Man kann sagen, daß Kolb mit seinen beiden Werken, seiner Kulturgeschichte und seinem Handbuch der vergleichenden Statistik, sehr wichtige Dienste für die Hebung der allgemeinen Volksbildung geleistet, indem er dem Volke diese beiden wichtigen Wissenszweige durch populäre Darstellungen eröffnete und zugänglich machte.

Auch in der Impffrage nahm Kolb Stellung und zwar gegen den Impfzwang. Sein fleißig gesammeltes Material über die Wirkungen des Impfens war immer, sobald es in die Oeffentlichkeit kam, von durchschlagender Wirkung.

Eine sehr interessante literarische Fehde hatte Kolb in der Affaire Kaspar Hauser durchzufechten. Wer Kaspar Hauser, dieser in Nürnberg 1828 so mysteriös zum Vorschein gekommene und 1833 zu Ansbach eben so mysteriös ermordete Mensch gewesen, das ist heute noch nicht definitiv festgestellt, wenn schon eine ganze Literatur über den seltsamen Findling erschienen ist. Der berühmte Kriminalist Feuerbach vertrat nämlich die Meinung, Kaspar Hauser sei der angeblich verstorbene älteste Erbprinz des Großherzogs Karl Ludwig von Baden und dessen Gemahlin Stephanie, einer Adoptivtochter des ersten Napoleon. Indessen ward Hauser nach seinem Tode einfach für einen Betrüger erklärt. Kolb griff nun, gestützt auf Feuerbach und auf genaues Studium der offiziellen Akten, diese Meinung mit Glück an und brachte so viel Material bei, daß es heute als festgestellt gelten darf, daß Kaspar Hauser kein Betrüger war. Damit ist freilich das Geheimnis seiner Herkunft nicht entschleiert. Kolb erfuhr die heftigsten Angriffe in dem Buche des hamburgischen Oberstaatsanwalt Mittelstädt, die er übrigens in der „Frankfurter Zeitung" mit Glück zurückwies. Man kann sagen, daß Kolb die Kaspar Hauser-Affaire ihrer Aufklärung näher, überhaupt so nahe gebracht hat, als es auf Grund des ihm zugänglichen Materials möglich war. Bis jetzt weiß man eben noch nicht, wer und was Kaspar Hauser war. Für den, der sich in dieser Sache unterrichten will, ist die einschlägige Literatur sehr interessant.

Kolb war bis in seine lezten Tage tätig für die Interessen der Gesammtheit. Man braucht seine speziellen Parteianschauungen nicht zu teilen und kann doch von hoher Achtung erfüllt sein vor diesem reichen, taten- und arbeitsvollen Leben und vor diesem männlichen, stolzen und unbeugsamen Karakter, der die große Niederlage seiner Partei überstand, ohne sich im mindesten in der Bahn, die er sich einmal vorgezeichnet, beirren zu lassen.

Es ist heute doppelt wichtig, dem Volke das Bild eines selbständigen und reinen politischen Karakters vorzuführen, um so mehr, als wir in einer Epoche leben, da die persönliche Selbstsucht tief in die Politik eingedrungen ist und heute so leicht die Entschlüsse der Parteimänner bestimmt. Das Bild eines ehrenhaften politischen Karakters, gleichviel welcher Schattirung der wahrhaft freisinnigen Richtungen er angehört hat, wird immer dazu dienen, im Volke die politische Selbständigkeit und Ehrenhaftigkeit zu stärken.

Es lichtet sich immer mehr, das schon sehr zusammengeschmolzene Fähnlein der Männer, die im Frühjahr 1848 eine kurze Spanne Zeit die Geschicke Deutschlands zu lenken in der Lage waren. Sie haben von der Geschichte ihr Lob und ihren Tadel, beides nach Verdienst empfangen, wie dies allen Parteien nach dem Abschluß ihres Wirkens zuteil werden wird. Wohl wenige aber konnten sich am Abend eines arbeitsvollen Lebens mit solcher Befriedigung wie der alte Kolb von Speyer sagen, daß ihr Wirken nicht umsonst gewesen.

Am Bodensee.

Eine kleine Erzählung von **Hans Flux.**

„Hier ist's wahrhaft prächtig! Wie werde ich es da auf dem dumpfen und langweiligen Bureau des Hauptzollamts aushalten können!"

So sprach zu sich selbst ein junger Mann, der am Ufer des Bodenssee's lustwandelte, just wo sich die weißen Ufergebäude des alten, hübschen und behaglichen Städtleins U. erheben.

Es war in der Tat ein prächtiger Anblick. In den Strahlen der Frühlingssonne glizerte und blinkte die weite Fläche des See's wie geschmolzenes Silber. Eine Menge von Dampfern, Segelschiffen, Fischernachen und Kähnen belebte den Wasserspiegel, der rings von saftigem Grün oder von dunklen Waldeshöhen umsäumt war. An den Ufern erhoben sich, weithin sichtbar, die weißen Gebäude der Städte und Dörfer und hinter ihnen die rebenreichen Höhen, wo der Seewein wächst, der an manchen Stellen viel besser ist, als sein Ruf. Ernst und gewaltig ragten im Hintergrund dieses Panoramas die schneegekrönten Häupter der Alpen empor, vor allen der doppelzackige Säntis bei St. Gallen.

Herr Magnus — so wollen wir unseren jungen Freund nennen — war soeben erst in dem alten Städtlein angekommen, wo er seinen dauernden Aufenthalt nehmen sollte. Aber statt daß die Schönheit des See's ihn heiter stimmte, blieb er ziemlich nachdenklich.

Er war vor acht Tagen von der Hochschule gekommen, allwo er ein fleißiger, aber auch flotter und lustiger Student gewesen. Die Mittel für seine Studien brachten einige Verwandte zusammen, die gern einen pietistischen Teologen aus ihm gemacht hätten. Als sie sahen, daß er dazu nicht veranlagt war, zogen sie ihre Hand von ihm ab, und er war genötigt, die Hochschule zu verlassen, da es ihm gänzlich an Mitteln fehlte. Man sagte ihm, daß er zu hoch hinaus wolle und daß, wer nichts habe, sich den Verhältnissen fügen müsse. Deshalb habe man für ihn eine Stelle als „Kanzleigehilfe", wie der offizielle Titel lautete, auf dem Hauptzollamt zu U. ausgemacht, wo er drei Jahre als Volontär zu arbeiten habe, während welcher Zeit ihm eine kleine Unterstüzung zufließen solle. Nach drei Jahren werde er, wenn er fleißig gewesen, definitiv mit 600 Mark jährlich angestellt werden und wenn er ferner fleißig sei, könne er es in seinem Leben sogar bis zum Zollamtskontrolleur mit 1800 Mark Gehalt bringen.

Dieser jähe Sturz in die Tiefe brachte den jungen Magnus an den Rand der Verzweiflung. Er dachte daran, sich für die Fremdenlegion in Algier anwerben zu lassen. Allein „einer, der dabei gewesen," erzählte ihm Dinge, die ihn davon alsbald wieder abbrachten. „Soll ich einmal mit Kabylen kämpfen," sagte sich Herr Magnus, „so können es auch einheimische sein." Er beschloß also vorläufig als Volontär — in Preußen sagt man Supernumerar — die Kanzleistelle auf dem Hauptzollamt einmal anzunehmen und sich bei dieser Gelegenheit mit dem schönen Bodensee und dem Leben und Treiben dort bekannt zu machen. Mit der glücklichen Sorglosigkeit der Jugend hoffte er auf einen günstigen Zufall, der seine Situation zum bessern wenden würde.

So war Herr Magnus an einem Sonntag Vormittag im wunderschönen Monat Mai in U. angekommen und lustwandelte am Ufer des See's. Heute wollte er noch mit vollen Zügen die Luft der Freiheit einatmen; morgen sollte er sich in den Bann des Hauptzollamts begeben. Das wollte ihm garnicht gefallen. Er war ja noch so jung und lebenslustig. Da türmte sich das Gebäude empor, dicht am Ufer des See's, und die Bureaux der Beamten lagen auf der Seeseite.

„Da kann man vom Schreibtisch aus den See und die Alpen sehen," murmelte Herr Magnus. „Wie werde ich es da auf meinem Schreibbock aushalten!"

Aber was soll man tun in einer kleinen Stadt, wo man niemand kennt, an einem Sonntag Vormittag?

Nachdem Herr Magnus den See und dessen Schönheiten genugsam bewundert, beschloß er, die Qualität des Seeweins zu prüfen, zumal er einen ganz gesunden Durst verspürte. Er wandelte durch die engen Straßen des Städtchens und sah verschiedene Schilder an den Häusern hängen, die andeuteten, daß allda ein guter Trunk zu haben sei. Es waren so viele, daß ihm die Wahl wehe tat.

So gelangte er nach und nach in die Nähe der Hauptkirche des Städtleins, wo soeben der Gottesdienst beendigt war. Am Fuße der großen breiten Treppe, die zum Hauptportal emporführte, hatte sich die „jeunesse dorée“*) der guten Stadt U. versammelt, um die aus der Kirche heimkehrenden Schönheiten zu bewundern. Die jeunesse dorée bestand hier aus kleinstädtischen Ladenjünglingen, Zollamtsschreibern und einigen Söhnen reichgewordener Bauern resp. Landwirte. Herr Magnus sah die Gesellschaft, auf die er in Zukunft angewiesen sein sollte, sich an und ihm war gar nicht wohl dabei.

In dichten Massen entströmten die Gläubigen dem Portal der Kirche, erst die Kinder, dann die frommen Männer mit dem Gebetbuch unterm Arm und dann die „reiferen“ und „reifsten“ Damen, welche den Spalier bildenden Gaffern giftige Blicke zuwarfen. Dann erst erschienen langsam die eigentlichen Schönen der Stadt, denen man wohl ansah, daß sie weniger der Andacht, als ihrer sonntäglichen Toilette wegen die Kirche besucht hatten und denen der Schlußakt, nämlich das Passiren der „goldenen Jugend“, das wichtigste bei der ganzen Sache war. Die Schönen vom Bodensee sind im allgemeinen weder spröde noch prüde, und so sah man die jungen Schönen keck die Grüße der „goldenen Jugend“ erwidern, dabei manchen halbverstohlenen Blick des Einverständnisses austauschen und sich nicht darum kümmern, daß aus den Fenstern der gegenüberliegenden Häuser eine Anzahl sehr reifer Damen die Szene aufmerksam betrachtete, offenbar, um Stoff für den Nachmittagskaffeeklatsch zu sammeln.

Herr Magnus war einen Augenblick stehen geblieben, um sich die kleinstädtische Szene anzusehen — da nahte ihm sein Schicksal. Und zwar kam es nicht etwa abschreckend und im Bunde mit dem Unglück, sondern rosig und liebreizend in Gestalt eines hübschen blonden Fräuleins, das soeben die Kirche verließ. Es war eine stolze hochgewachsene und schlanke Schöne mit regelmäßigen Gesichtszügen, großen kornblumenblauen Augen und wohlgerundeten, doch nicht allzu üppigen Formen. Sie schlug die Augen nicht etwa mit der Heuchelei der Verschämtheit nieder, wozu sie auch gar keinen Grund hatte, sondern blickte stolz und frei um sich, ohne indessen von den bewundernden und verliebten Blicken der Ladenjünglinge und der Schreiber auch nur die geringste Notiz zu nehmen.

„Das ist die hochmütige Fischer-Minna,“ sagte ein Handlungsbeflissener, der wie ein wandelndes Modejournal aussah.

„Ja, stolz ist sie, wie eine Prinzessin,“ sagte ein anderer.

„Und doch,“ meinte der erste, „ist ihr Vater nur ein Fischer, der morgens auf dem See Felchen**) fängt, die nach Stuttgart versandt werden.“

„Fischer zu sein ist keine Schande,“ sagte der andere, „und Minna ist stolz auf ihre Schönheit.“

„Sie ist boshaft und hochmütig. Ich möchte sie nicht zur Frau haben.“

„Haha!“ lachte der andere, „das sind saure Trauben. Du kannst eben nicht vergessen, daß sie dir einmal spöttisch gesagt hat, deine Hände dufteten auch Sonntags nach Häringen und daß sie dir deshalb einen Tanz abschlug. Warum hast du auch deine Hände nicht sorgfältiger gewaschen!“

Der also Angeredete stieß einen halbunterdrückten Fluch aus und sandte der eben vorüberschreitenden Minna einen grimmigen Blick nach. Sie schien ihn gar nicht bemerkt zu haben.

Wie die stolze Minna weiter schritt, blickte sie plözlich zur Seite und sah in die strahlenden Augen des jungen Magnus. Es schien, als traue er seinen Blicken eine magnetische Kraft zu, die schlanke Schöne an sich zu ziehen, so durchdringend hafteten sie auf der Erscheinung, die hier zum erstenmal seinen Weg kreuzte. Minnas große blaue Augen trafen voll und ganz die seinen. Das Mädchen errötete leicht, Herr Magnus desgleichen. Er wußte nicht, was er in der Verwirrung tat und zog höflich seinen Hut. Sie dankte etwas erstaunt, doch nicht unangenehm überrascht, und Magnus sah wie gebannt der stolzen Erscheinung nach, bis sie um die nächste Ecke verschwand.

Dem wandelnden Modejournal war kein Moment dieser Begegnung entgangen und sein ganzer Haß warf sich auf den Fremden, den er von der schönen Minna begünstigt wähnte.

„Nun kennen wir endlich die geheime Liebe der hochmütigen Fischer-Minna,“ zischte der Handlungsbeflissene. „Wer der Kerl wohl sein mag? Gewiß ein verbummelter Student! Aber diese Subjekte haben immer Glück bei den Weibern!“

„Du bist ein Narr, dem die schönen Augen der Fischer-Minna vollständig den Kopf verdreht haben,“ lachte der andere und zog das wandelnde Modejournal in ein Wirtshaus hinein.

Herr Magnus stand noch auf demselben Fleck und sah in's Leere hinein. Die stolze und doch so liebliche Erscheinung Minna's hatte seine Sinne vollständig gefangen genommen. Es ging ihm genau wie dem Trompeter von Säckingen, als dieser seine blonde und blauäugige Margaretha zum erstenmal sah. „Den Mann hats!“ heißts von jenem kecken Trompeter, und unserm guten Magnus geschah um kein Haar besser.

Wir können einstweilen verraten, daß auch der schönen Minna Pulse etwas rascher schlugen, als der fremde junge Mann sie so durchdringend ansah. Wer mochte er wohl sein? So schritt sie nachdenklich ihrem Elternhause zu, das am See stand und an einen alten Turm angebaut war, der zu den Befestigungen der Stadt gehört hatte.

So begegnen sich oft zwei Menschen ganz unerwartet, finden sich sympatisch und ein einziger Blick begründet ein Verhältnis fürs ganze Leben. Was Wunder, wenn es Leute gibt, die an ein Fatum glauben? Denn andere gehen jahrelang nebeneinander her, bis sie gegenseitiges Interesse erwecken und sich sympatisch finden. Herr Amor treibt eben ein gar launisches Spiel.

Nunmehr erschien mit einemmale die Stadt am See Herrn Magnus weder zu klein noch zu langweilig mehr. Auch vor dem Hauptzollamt fürchtete er sich nicht weiter. Er zog sich in die dunkelste Ecke einer Weinschenke zurück und überließ sich bei einem guten Schluck roten Meersburgers den kühnsten Träumen. Vielleicht war auch der rote Meersburger schuld daran, daß der arme Kanzleigehilfe mit dreijähriger Volontärzeit und dann ganzen 600 Mark Gehalt gar nicht in Erwägung zog, ob die stolze Fischerstochter, immerhin wohlhabender Leute Kind, sich für ihn auch wirklich interessiren würde.

Im übrigen bekam der angehende Herr Kanzleigehilfe den Gegenstand seines plötzlich erweckten Interesses an diesem Tage nicht mehr zu sehen und am Tage darauf mußte er seinen Dienst antreten.

Er erschien pünktlich morgens um acht Uhr im Bureau, wo man ihm bedeutete zu warten, bis der Herr Oberinspektor käme. Der so bezeichnete Beamte hieß amtlich nur Inspektor, hörte sich aber gern Oberinspektor nennen und sämmtliche Untergebenen benuzten dies zur Schmeichelei. Es waren Leute, deren Wesen Herrn Magnus sehr wenig anmuten konnte. Sie betrachteten den Neuling, der sich stolz und zurückhaltend benahm, mit neugierigen und hämischen Blicken, zischelten untereinander und betrugen sich wie feindselig.

Um halbneun Uhr trat der Herr „Oberinspektor“ ein. Er hatte ein rotes Gesicht, eine kräftige Figur und trug eine schwarze Sammtmüze, die seine Glaze verdeckte.

„Guten Morgen, Herr Oberinspektor!“ hieß es unisono.

„Guten Morgen!“

Seine Blicke richteten sich fragend auf Magnus. Dieser hatte sich erhoben und stellte sich vor.

„Hm! Kommen Sie!“

---

*) Die goldene Jugend.

**) Ein vortrefflicher Fisch im Bodensee.

Er führte Magnus in das Inspektionsbureau. Man merkte es dem Herrn Inspektor an, daß er „von der Pike auf" gedient hatte, d. h. früher Grenzaufseher und Zollwächter gewesen war, oder Zollschnüffler, wie das Volk sagt. Ohne dem Volontär einen Stuhl anzubieten, machte er diesem seine Pflichten klar, und zwar in strengem Ton. Die Bureaustunden sollten von 8—12 und 2—8 Uhr dauern. Dann wurde der Volontär an seinen Platz geführt:

„Das wird Ihr Platz sein, Herr Magnus."

„Sehr wohl, Herr Inspektor!"

Der Zollgewaltige schaute den Volontär groß an, sagte aber nichts; die Subalternen warfen sich bezeichnende und hämische Blicke zu. Magnus, der von den Kriechereien des Schreibertums nichts verstand, hatte das „Ober" weggelassen. So mußte er bald in Ungnade fallen. Und das war für das Schreibertum ein Gaudium, denn sie haßten Herr Magnus schon von vornherein wegen seiner akademischen Bildung.

Da saß er nun an seinem Pult und sollte sich in dicke Bücher mit langweiligen Ziffern vergraben. Von draußen lachte der sonnige, blaue Himmel herein in die dumpfe Stube, die Wogen des Sees klaschten neckisch an den steinernen Damm dicht vor dem Fenster und der weiße Gischt sprizte hoch empor, als wollte er den gefangenen Mann da drinnen mahnen, wie nahe der See sei, und der Säntis mit seinem weißen Haupt grüßte ernst herüber. Herr Magnus öffnete einen Augenblick das Fenster, um frische Luft einzulassen. Da schaukelte sich draußen ein bewimpelter Nachen, in dem zwei junge Herren und zwei junge Damen saßen, welche das alte Lied sangen:

„Von der Alpe tönt das Horn
Gar so zaubrisch wunderbar,
S' ist doch eine eigne Welt,
Nah dem Himmel schon fürwahr;
Andre Blumen, andre Wolken,
Wie in einem Zauberreich,
Nur mein Lieben, nur mein Leiden
Bleibt sich ewig, ewig gleich!"

Herr Magnus versank in tiefes Sinnen bei der schwermütigen Weise — da fuhr er empor:

„Die Fenster müssen geschlossen bleiben, denn bei dem Lärm kann man nicht arbeiten," sagte der Inspektor mit derber Betonung. Er beobachtete alles durch die offene Tür seines Zimmers.

„Ich wollte nur etwas frische Luft haben —"

„Die Fenster bleiben geschlossen, das gilt ein für allemal," sagte der Inspektor nun grob. „Gelüftet wird nachher."

Die Schreiber sahen schadenfroh auf den Gerüffelten und der Inspektor kehrte im Vollgefühl seiner Amtswürde mit dröhnenden Schritten in sein Zimmer zurück. Magnus schloß betrübt das Fenster und begriff nun erst, was ein volontirender Kanzleigehilfe sei. Er wandte sich zu seinen Arbeiten und suchte sich in dieselben zu vertiefen. Aber umsonst. Es waren endlose und verworrene Tabellen, die er ins Reine schreiben sollte und welche die Berechnung der besonderen Diäten für die Grenzwächter u. s. w. enthielten.

Herrn Magnus redlichstes Bemühen, diese Tabellen interessant zu finden, war ganz umsonst. Seine Gedanken flohen immer wieder aus der Wirrnis der Tabellen hinweg zu dem schönen Anblick aus dem Fenster. Und wenn er sie mit Gewalt festzubannen suchte zwischen den öden Ziffern, so tauchte daraus ein lockender, blonder Mädchenkopf hervor und ein tiefblaues Augenpaar lachte ihn schalkhaft und neckisch an. Wo blieben da die Diäten der Grenzwächter?

So klein der Gott Amor ist, so groß ist seine Bosheit. Er liebt es, seine Opfer mit ausgesuchten Qualen zu bedenken. So ging es auch unserem braven Herrn Magnus.

Gerade von seinem Pult aus sah er auf den schon erwähnten alten Turm, und er wußte nicht, daß das zierliche Häuschen, das sich an den alten Turm lehnte, das Vaterhaus derjenigen war, deren Bild seine ganze Gedankenwelt ausfüllte. Aber bald ward es ihm offenbar. Denn es erschien das blonde Haupt Schön Minna's am Fenster.

Nun war es mit der Ruhe des armen „Kanzleigehilfen" vollends vorbei. Sehnend schaute er hinüber und die Herren Kollegen stießen sich mit dem Ellenbogen an. Herr Magnus schien ganz verworren. Zu der Minna in der Phantasie kam nun auch noch die wirkliche, um ihn von der Arbeit abzuhalten. Ja, sie schritt noch an diesem Morgen stolz und stattlich draußen vor dem Fenster vorüber und der arme Magnus mußte an seinem Pult festgenagelt bleiben!

Soll man sich wundern, wenn am Abend des ersten Tages in die Tabellen für die Diäten der Grenzwächter auch noch nicht die geringste Ordnung gekommen war!

So ging es drei Tage lang einförmig fort; der Himmel war blau, der See glizerte im Sonnenschein, die schöne Fischer-Minna sah häufig zum Fenster hinaus, Herr Magnus seufzte noch häufiger und die Tabellen für die Diäten der Grenzwächter waren noch immer in Unordnung.

Der Herr Inspektor — pardon, der Herr Oberinspektor runzelte drohend die Stirn. Solch ein Volontär war ihm noch nicht vorgekommen.

Wenn am See sich ein Sturm erhebt, so wird derselbe durch einen weißgrauen Nebel vorher angekündigt. Den Sturm im Hauptzollamt kündigte die gerunzelte Stirn des Inspektors an.

Herr Magnus merkte nichts von den Gewitterwolken, die sich über seinem Haupte zusammenballten; er brannte nur auf den vierten Tag, der ein Feiertag war, an dem auch die Bureaux des Hauptzollamt geschlossen wurden. An solchen Tagen ging der Inspektor, der sonst ein liberaler Mann sein wollte, in die Frühmesse, die um fünf Uhr begann, und es war der Wunsch des gestrengen Herrn, daß auch das Kanzleipersonal sich dazu einfinden möchte. Seine häßliche Tochter Elise pflegte bei solchen Gelegenheiten dabei zu sein und über das Kanzleipersonal Musterung zu halten. Die Schreiber wußten, daß, wer bei Elisen gut angeschrieben war, auch auf die Gunst des Alten rechnen konnte, und sie erschöpften sich in kriechenden Artigkeiten gegenüber des Inspektors unschönem Töchterlein, welcher diese Huldigungen stolz entgegennahm. Sie wußte ja, daß wenn sie keinen besseren Mann bekam, diese Schreiber immer noch da waren, aus ihrer Mitte einen Mann zu stellen, der Elise heiratete und damit „Karriere" machte.

Aber als Elise früh fünf Uhr an der Kirchentür Revue über die sich tief verbeugenden Schreiber hielt, fehlte der „neue Gehilfe". Elise verfehlte nicht, ihren Vater darauf aufmerksam zu machen, dessen Stirn sich den ganzen Tag in drohende Falten legte. Wie konnte so ein Neuling wagen, die Gebräuche des Hauses zu verlezen!

Herr Magnus hatte weder Zeit noch Lust, sich um die Herzenswünsche des Inspektors und seines Töchterleins zu bekümmern. Mit dem Morgenrot stand er auf und begab sich an das Ufer des Sees, um das herrliche Schauspiel eines Sonnenaufgangs zu sehen. Er mietete sich einen kleinen Nachen und ruderte auf den See hinaus.

Der glühende Sonnenball, der im Osten heraufstieg, übergoß die weißglänzenden Alpenhäupter und die Fläche des Sees wie mit flüssigem Feuer. Es war ein herrlicher und großartiger Anblick, und Herrn Magnus ging das Herz wieder auf, das sich in der dumpfen Schreibstube und im Alltagstaub zusammengepreßt hatte. Ein erhabenes Naturschauspiel läßt stets den Menschen die kleinlichen Schranken seiner alltäglichen Verhältnisse vergessen. Eine wohlige Stimmung kam über unseren jungen Freund; er legte sich behaglich in seinen Kahn und ließ sich von einem leichten Wind nach dem Zufall auf dem See umhertreiben.

(Schluß folgt.)

Unser Bauwesen und seine Reform.

Von Karl Frohme.

„Soziale Reform" — das ist die Parole des Tages. Soll die Sozialreform eine durchgreifende sein, so muß sie selbstverständlich in erster Linie darauf abzielen, die klar erkannten Ursachen der sozialen Krebsschäden zu beseitigen. Es ist unendlich viel wichtiger, Prohibitivmaßregeln gegen das große Uebel zu ergreifen, als die Linderung des entwickelten und zu Tage getretenen Uebels selbst zu versuchen. So steht z. B. die Notwendigkeit, den Arbeiter für den Fall der Erkrankung zu versichern, weit zurück hinter der Notwendigkeit, ihm allen nur möglichen Schuz gegen Erkrankung zu gewähren, rastlos besorgt zu sein für die Erhaltung seiner Gesundheit, für die Verbesserung seiner Lebensstellung in jeder Hinsicht.

Eine Straußenfamilie.

Dazu gehört in erster Linie mit, daß man ihn und seine Familie befreie von den außerordentlich schädlichen Konsequenzen des modernen Bauwesens oder richtiger gesagt Bauunwesens, also gute Wohnungsverhältnisse für ihn schaffe und damit einer grundlegenden Bedingung für das Wohl der Familie, einer Voraussezung von Sitte und Humanität, eines geordneten Familienlebens und der leiblich wie geistig gesunden Erziehung des aufwachsenden Geschlechts genüge.

Mit diesem überaus wichtigen, aber sowohl von den Regierungen und gesezgebenden Körperschaften, wie auch von der Masse des Volkes lange noch nicht hinreichend gewürdigten Stück Sozialreform wollen wir uns beschäftigen. — — — —

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Geschichte des Bauwesens.

In früheren Zeiten ließ man sich bei Gründung dauernder Wohnsize nicht leiten von Rücksichten auf die der Gesundheit zuträgliche Beschaffenheit des Niederlassungsterrains, sondern von der Erwägung der Vorteile, welche dasselbe für Beschaffung der Subsistenzmittel, für den Verkehr und den Schuz gegen Feinde darbot. Mit großer Vorliebe siedelten sich deshalb die Menschen in unmittelbarer Nähe von Seen und Flüssen an — wofür wir die Beweise in den aufgefundenen Pfahlbauten haben — ohne die Macht der schädlichen Einflüsse, welche sich aus der oft sumpfigen Beschaffenheit niedrig gelegener Ufer für sie

ergaben, zu beachten. Auch rücksichtlich der Wohnungen selbst ließ man sich nur von den nächstliegenden Erwägungen leiten; Schuz gegen die Unbilden der Witterung zu gewähren, eine Zufluchtsstätte zu sein, war ihre ganze Bestimmung.

Diese Zeiten liegen weit hinter uns. Mit der Entwicklung der Intelligenz und der Kultur und dem allmälichen Ausbau der staatlichen Ordnung ist man längst dahin gelangt, die Nachteile einer ungesunden Lage gebührend zu berücksichtigen und sich zu bemühen, die in früheren Zeiten bei Ortsanlagen begangenen Fehler gut zu machen durch Bekämpfung der schädlichen Einflüsse ungesunder Terrains.

Schon im grauen Altertum, lange vor der christlichen Zeitrechnung, widmeten die Kulturvölker den Wohnungsverhältnissen eine bemerkenswerte Aufmerksamkeit. So mußte nach dem mosaischen Gesez ein Haus, an welchem bestimmte Anzeichen — die wir nach der Beschreibung auf den Schwamm oder ähnliches beziehen können — hervortraten, niedergerissen werden. „Wenn hierbei die sonderbare Vorstellung bestimmend war, daß das Haus vom Aussaz befallen sei, so war doch der faktische Erfolg gewiß nuzbringend“*).

Griechenland zu seiner Blütezeit betätigte praktisch die Erkenntnis der wichtigen Aufgabe, die Gesundheit seiner Bürger zu schüzen. Man war bemüht, den Boden rein zu halten, drainirte die Sümpfe, errichtete kostspielige Wasserleitungen, öffentliche Bäder ꝛc. — Plato, ein Aristoteles hielten staatliche Gesundheits- bezw. Baubeamte für unentbehrlich.

Auch im alten Rom finden wir die Organisation einer Baupolizei. Dieselbe hatte eine genaue Aufsicht über Gebäude, Wasserleitungen, Kloaken, Uferbauten, Flußregulirung ꝛc. zu führen; ihre Beamten — die Curatores — waren mit großer Machtvollkommenheit ausgestattet. Ein — wahrscheinlich von Nero erlassenes — Edikt lud durch Gewährung bedeutender Begünstigungen zum Häuserbau in Rom ein; jedem Sklaven, der auf eigene Kosten ein Haus erbaute, war Freiheit und Bürgerrecht zugesichert. Als die übermütigen Patrizier das Bestreben offenbarten, durch Ankauf der kleineren, vom niederen Volke bewohnten Gebäude Raum zur Aufführung weitläufiger Prachtbauten zu gewinnen, und hierdurch die Gefahr einer Wohnungsnot nahe gerückt war, wurde — im Jahre 48 n. Ch. unter Kaiser Claudius — verboten, Gebäude zum Abbruch zu verkaufen. Dieses Edikt wurde durch Vespasian erneuert.

Der Sieg des Christentums über das Heidentum bereitete, wie so mancher andern Institution römischer Kultur, auch der römischen Baupolizei ein Ende. Die kirchliche Auffassung des Mittelalters war ihr, wie überhaupt der Gesundheitspflege, nicht günstig. Man suchte die Krankheiten nicht mehr, wie früher, in natürlichen und daher vermeidbaren Umständen, im Gegenteil, man betrachtete sie als „unvermeidliche Schickungen Gottes“, denen der Mensch in Demut sich zu fügen habe. Der menschliche Körper galt nicht mehr als ein zu pflegendes und rein zu haltendes Heiligtum, sondern als die verächtliche Hülle einer sündhaften Seele, die der haarsträubendsten asketischen Peinigung und Vernachlässigung zu unterwerfen man sich nicht scheute.

Neben dieser kirchlichen Reaktion wirkten die politischen Zustände sehr ungünstig auf das Bauwesen ein. Die Wehrhaftmachung auch der kleinsten mit Stadtrecht versehenen Orte; — die Errichtung einer großen Zahl von Burgen, die in der ersten Hälfte des Mittelalters vollständig des Schuzes der Glasfenster entbehrten und deren Wohnräume nach unsern Begriffen kaum den Namen von Ställen verdient hätten; — die Errichtung ganzer Verteidigungslinien auf Bergrücken und Höhenzügen oder in sumpfigen Niederungen, die durch stehende Wassermassen dem Feind den Angriff erschweren sollten; — in den Gassen enge, winklige, ungepflasterte und schmuzige Gassen, hohe Giebelhäuser mit überhängenden Stockwerken, oft ohne Hofräume und Gärten, in denen die Bevölkerung bei großer Unsicherheit im Verlaufe der das Land durchziehenden Fehden dicht zusammengepreßt leben mußte; — die das ganze Mittelalter nicht auszurottende Sitte, die Toten innerhalb der Ringmauern in der geweihten Erde des Kirchengrundes zu begraben, — alles das schuf oder förderte wenigstens eine unversiegbare Quelle furchtbarer Krankheitskeime, die nur zu bald in Aussaz- oder Pestepidemien sich äußerten und denselben Jahrhunderte lang entschiedensten Vorschub leisteten, so daß im Volke die furchtbare Idee Wurzel faßte, die „göttliche Vorsehung“ habe beschlossen, das ganze Menschengeschlecht „zur Strafe für seine Sünden“ zu vertilgen*).

Lange, bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts, dauerte es, bis ein richtiges Verständnis für die Hygiene der Ortsanlagen und Wohnungen anfing sich Bahn zu brechen, bis man begann, wissenschaftlich die Frage zu behandeln, wie dem ursächlichen Zusammenhange der Epidemien mit den haarsträubenden örtlichen und Wohnungsverhältnissen in den übervölkerten Städten beizukommen sei.

Der erste, der sich in dieser Rücksicht große Verdienste erwarb, war der berühmte Arzt Johann Peter Frank. In seinem von 1778 bis 1819 erschienenen großen Werke: „System einer vollständigen medizinischen Polizei“ finden wir sehr beachtenswerte Angaben über gute Anlagen und gesunde Bauart menschlicher Wohnungen, über öffentliche Reinlichkeitsanstalten ꝛc. Er wendet sich mit Entschiedenheit gegen alle Schwierigkeiten, welche einer gedeihlichen Entwicklung der Hygiene entgegenstehen und verficht den wichtigen Grundsaz, daß, wo das Gesammtwohl inbetracht kommt, sowohl die Beschränkung der persönlichen Freiheit, als auch die Beschränkung der Freiheit in der Benuzung des Eigentums unerläßlich sei.

Ein Gefühl der Beschämung muß uns überkommen, wenn wir bei Betracht dieses unzweifelhaft richtigen staatsrechtlichen Grundsazes daran erinnert werden, daß wir heute, nach nahezu hundert Jahren einer großartigen Entwicklung, in Deutschland kaum die primitivsten Anfänge gemacht haben, ihn zum Heile des Volkes zu verwirklichen. In einer im Jahre 1872 vom Reichskanzler Fürsten Bismarck an den Bundesrat erstatteten Darlegung, betreffend die „Verwaltungsorganisation der öffentlichen Gesundheitspflege“, finden wir das denkwürdige Geständnis: „Die Frage, bis zu welchem Grade der Staat befugt sei, im Interesse der öffentlichen Gesundheit in die Privatrechte der Einzelnen einzugreifen, sei in Deutschland kaum zum Bewußtsein der Gebildeten gekommen und deshalb zu einer gesezlichen Regelung noch nicht reif.“

Das ist leider nur zu wahr! Eine wirkliche, nachhaltige Reform der öffentlichen Gesundheitspflege auf dem Gebiete des Bauwesens erfordert ein weit entschiedeneres Eingreifen des Staates in Privatrechte, als die Masse der „Gebildeten“ geneigt ist zuzugeben. Denn lediglich privatrechtliche Interessen sind es ja, deren Herrschaft das materielle, geistige und körperliche Wohl des Volkes auch auf diesem Gebiete untergräbt und vernichtet. — — — — — — —

Die modernen wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse begünstigen das Zusammenströmen großer Menschenmassen in den Zentren der Industrie und des Handels in außerordentlich hohem Grade. Diese Zentren üben eine so ungeheure Anziehungskraft auf ihre nähere und fernere Umgebung aus, daß ihre Einwohnerzahl in den stärksten Dimensionen wächst, wie folgende statistische Notiz zeigt:

Im Jahre 1860 besaß Deutschland ohne Oesterreich fünf Städte mit mehr als 100,000 Einwohnern, nämlich Berlin, Hamburg, Breslau, Dresden und München, die eine Gesammtbevölkerung von zirka 1,070,000 Seelen aufwiesen. Jezt, nach kaum vierundzwanzig Jahren, haben wir zwanzig Städte mit mehr als 100,000 Einwohner; zu den vorhin genannten sind hinzugekommen: Leipzig, Königsberg, Köln, Hannover, Frankfurt a/M., Bremen, Stuttgart, Straßburg, Danzig, Barmen, Elberfeld, Nürnberg, Chemnitz, Aachen und Stettin mit zusammen $4\frac{1}{2}$ millionen Einwohnern, also fast zehn Prozent der

*) Vergl. Sander, „Handbuch der öffentlichen Gesundheitspflege“. S. 118.

*) Vergl. Häser, „Lehrbuch der Medizin und der epidemischen Krankheiten“. III. Band.

Gesammtbevölkerung Deutschlands. Es steht außerdem zu erwarten, daß bei der nächsten Zählung im Jahre 1885 noch eine ganze Reihe anderer Städte — so Düsseldorf, Krefeld, Altona, Magdeburg rc. — die Zahl von 100,000 Einwohnern überschritten haben werden.

Dieser Vorgang der Menschenanhäufung in großen Verkehrs-Zentren ist die notwendige Folge einer entwickelten Volkswirtschaft. Er ist nüzlich, insofern er dazu führt, die scharfen Konsequenzen der modernen Wirtschaftsweise zu ziehen und dadurch diese Wirtschaftsweise selbst umzugestalten. Es sind aber auch große Uebelstände für die Gesammtheit und das Wohlbefinden des Volkes damit verbunden, — Uebelstände, die auf die Dauer geradezu degenerirend auf die höher zivilisirten Nationen wirken.

In den vom Zuzuge der Menschenmassen betroffenen Zentren zeigt sich zunächst fast ununterbrochen ein Mangel an Wohnungen überhaupt; sodann ein beständiger Mangel an solchen Wohnungen, wie sie den individuellen und wirtschaftlichen Kräften und Bedürfnissen der verschiedenen Wohnungsinhaber und ihrer Familien entsprechen.

Weitere schwerwiegende Uebelstände sind: daß die bauliche Einrichtung der Wohnungen im großen und ganzen in jeder Beziehung — besonders aber in gesundheitlicher — oft selbst den notwendigsten und allerbescheidensten Anforderungen nicht entsprechen; daß die willkürliche und völlig unberechtigte Steigerung der Mietpreise seitens spekulativer Hausherren viele Familien, und zwar meistens die der so wie so schon hart genug bedrückten Arbeiter, kleinen Gewerbtreibenden rc., in ihrer Existenz fortwährend schädigt, — daß überhaupt, alles in allem, die modernen Wohnungsverhältnisse im höchsten Grade störend und zersezend auf die Volkswohlfahrt im allgemeinen, sowie auf die Sittlichkeit und Wohlfahrt des Familienlebens im besonderen einwirken.

Durchschnittlich noch ungesunder als die überall noch in großer Zahl vorhandenen Altbauten sind erwiesenermaßen die modernen Neubauten in unseren Großstädten. Die hohen, und troz vieler sanitären Verbesserungen durch öffentliche Anlagen, troz der fortschreitenden Errungenschaften der ärztlichen Wissenschaft, nicht nur nicht fallenden, sondern eher steigenden Sterblichkeitsziffern in den großen deutschen Städten lassen einen Zweifel an der Richtigkeit dieses von hervorragenden Männern der Wissenschaft, u. a. auch von Virchow, abgegebenen Urteils nicht aufkommen. Eine Ausnahme dürften nur die Städte machen, wo sich die Sitte des Familienhausbaues erhalten hat, oder wo, wie in Württemberg, fast alle neue Häuser isolirt erbaut werden müssen und eine geringe Bewohnerzahl haben.

In den modernen Mietskasernen der Großstädte verbreiten sich namentlich die zymotischen Krankheiten, wie Pocken, Masern, Schwindsucht, Scharlach, Diphterie, Typhus, Cholera rc. und wird eine an Körper und Geist kranke Nachkommenschaft erzogen. Selbst die widerstandsfähigsten Altersklassen bleiben nicht von den vernichtenden Einflüssen verschont, geschweige denn die Kinder im zartesten Alter. So genießt ja bekanntlich Berlin hinsichtlich der Kindersterblichkeit leider mit vollem Recht des traurigen Rufes, daß dieselbe dort, besonders in der heißen Jahreszeit, durchweg nicht nur relativ, sondern sogar absolut eine weit höhere ist, als in irgend einer anderen Großstadt, London nicht ausgeschlossen. Die Berichte des statistischen Bureaus der Stadt Berlin geben als einen Hauptgrund dieser betrübenden Erscheinung die Art und Weise an, „wie in Berlin gebaut und darum gewohnt und gelebt wird.“ An anderer Stelle in diesen Berichten heißt es: „Die so überaus große Sterblichkeit weist auf die nachteiligen Folgen des dichten Zusammenwohnens in eng aneinander gebauten turmhohen Gebäuden mit kleinen Höfen und bewohnten Kellern hin.“

Was hier von Berlin gesagt ist, das gilt im wesentlichen von jeder Großstadt, wo das Mietskasernensystem existirt.

Allerdings, die Mietskasernen machen, oberflächlich betrachtet, einen weit vorteilhafteren Eindruck als die Altbauten. Leztere aber bieten doch wenigstens die Vorteile, daß sie eine geringere Bewohnerzahl und dünnere Wände haben als die Mietskasernen.

Mancher dürfte versucht sein, erstaunt zu fragen: Was bieten denn die dünnen Mauern gegenüber den dickeren für Vorteile? Sind leztere nicht ein Beweis größerer Solidität?

Die Hygieniker haben auf diese Frage längst die Antwort gegeben. Es ist — wie Dr. Erismann anführt — ganz falsch, zu glauben, die Wände unserer Häuser haben den Zweck, uns vollständig von der äußeren Luft abzuschließen; die Wände haben vielmehr die Aufgabe, die Geschwindigkeit der Luft beim Durchgang der lezteren durch die Wand so weit herabzusezen, daß wir dieselbe nicht unangenehm empfinden und in einer vollkommen windstillen Atmosphäre zu leben glauben. Bei guter Konstruktion der Wände wird dieser Zweck in der Tat erreicht, und wir haben kein Gefühl davon, daß auch bei geschlossenen Fenstern und Türen unsere Wohnungsluft in beständiger Bewegung ist und durch die Wand hindurch fortwährend erneuert wird.

Instinktiv hat der Mensch von jeher der Forderung Genüge geleistet, daß die zum Hausbau verwendeten Materialien porös sein müssen; er hat luftdurchlassende Wände gebaut, ohne zu ahnen, welche Wohltat er sich damit selbst erweist. Trozdem gerät mancher noch heutzutage in Erstaunen, wenn er von einem Luftwechsel durch die Wand hört; es ist dies umso auffallender, als gewiß niemand an der Durchlässigkeit der Mauern für Wasser zweifelt, — man vergißt, daß die Luft 770mal leichter und beweglicher ist, als das Wasser, und also mit viel geringerer Mühe in die feinsten Poren hineindringt als das leztere.

Wenige Menschen machen sich eine richtige Vorstellung davon, wie groß der Luftwechsel sein muß, damit die Luft geschlossener Räume eine gute Beschaffenheit behalte. Sogar die Fachgelehrten unterschäzten noch vor kurzer Zeit die Größe des notwendigen Luftwechsels, und erst durch zahlreiche Beobachtungen gewann man eine Vorstellung darüber, wieviel frische Luft einem von Menschen bewohnten Lokale stündlich zugeführt werden muß. Jezt weiß man, daß in Krankenhäusern, selbst bei großer Reinlichkeit, die Luft nur dann gut und geruchlos erhalten werden kann, wenn jedem Patienten per Stunde wenigstens 60 Kubikmeter frischer Luft zugeführt werden. In chirurgischen Krankensälen verlangt man 100 Kubikmeter, und für ansteckende Kranke noch mehr. In Gefängnissen soll der Luftwechsel per Stunde und Kopf 50 Kubikmeter betragen; in Kasernen 30—40; in Schulen 15—20; in Versammlungslokalen 60; in Werkstätten und Fabriken 60—100; für Privatwohnungen reichen 50—60 Kubikmeter aus. Diese Zahlen beanspruchen natürlich keine absolute Gültigkeit, weil die Größe des Ventilationsbedürfnisses selbst keine absolute ist, aber sie geben wenigstens einen Begriff von den normalen Luftmassen, welche man gegenwärtig zur Reinhaltung der Luft bewohnter Räume für nötig hält.

Sonach unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die eng aneinander stehenden, häufig in Höfen belegenen und ringsum zugebauten Mietskasernen den Anforderungen an genügenden Luftwechsel nicht genügen.

In Berlin wohnen auf wenig mehr als einer deutschen Quadratmeile jezt mehr als eine million Menschen. Es ist dies ein Verhältnis, welches über das vom Standpunkte der öffentlichen Gesundheitspflege aus zulässige Maß menschlichen Zusammenwohnens weit hinausgeht. Erwägt man indessen, daß in den nördlich und östlich gelegenen großen Bezirken noch recht viel Boden als Ackerfläche benuzt wird, so ergibt sich, daß der wirklich bewohnte Raum eine noch größere Zusammenhäufung von Menschen zeigt, als oben angegeben; in Wahrheit kommen nur noch etwa $2^1/_2$ Quadratruten auf je einen Bewohner. Seit 25 Jahren hat die Bevölkerungsdichtigkeit in Berlin sich mehr als verdoppelt! Wer die Entwicklung dieser Großstadt auch nur oberflächlich verfolgt, das Verschwinden der kleineren und mittleren Häuser gegenüber der entsezlich überhand nehmenden kasernenmäßigen Wohnart der Bevölkerung beobachtet, der kann

über das oben angegebene Mißverhältnis nicht weiter erstaunt sein. Die Verschlechterung der Verhältnisse nach dieser Richtung hin ist eine durchgehende für ganz Berlin. Noch im Jahre 1875 waren Häuser mit weniger als 50 Bewohnern erheblich in der Ueberzahl; jezt, also nach kaum 9 Jahren, sind sie weit unter die Hälfte des Gesammtbestandes heruntergegangen. Die Durchschnitts-Behausungsziffer liegt jezt zwischen 60 und 61. Ein starkes Drittel der Gesammtzahl wird von 50—100 Menschen bewohnt; jedes neunte Haus in der Stadt beherbergt bereits zwischen 100 und 150 Menschen, ja in einigen Vierteln ist es sogar schon jedes vierte Haus. In mehr als zwei Prozent aller Häuser wohnen zwischen 150 – 200 Menschen.

Besondere Beachtung verdient noch die Tatsache, daß nahezu die Hälfte der berliner Häuser Kellerwohnungen hat. Diese Aufenthaltsorte menschlicher Wesen sind zum größten Teil von geradezu scheußlicher Beschaffenheit, dumpfige, feuchte Löcher, der Luft und des Lichtes entbehrend, infizirt mit Krankheitsstoffen, wahre Brutstätten des Elends aller Art.

Es ist unmöglich, im Rahmen dieser Abhandlung alle die furchtbaren Nachteile der schlechten Wohnungsverhältnisse in hygienischer und sittlicher Hinsicht zu schildern. Bemerkt sei nur, daß die Männer der hygienischen Wissenschaft uns durch statistische Zahlen und logische Schlüsse beweisen, wie so sehr schädlich schlechte Luft und Mangel an Licht auf das Gemüt des Menschen wirken und traurige Gedanken in ihm hervorrufen; wie sehr der beständige Aufenthalt in einem mit Bewohnern überfüllten, halbdunkeln und pestatmenden Gemach die Seele verdüstert; wie die verbrecherischen Handlungen, die Selbstmorde, die Unsittlichkeit und jedes andere Laster, das Familienunglück aller Art durch die elenden Wohnungsverhältnisse teils direkt erzeugt, teils begünstigt werden.

(Schluß folgt.)

Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart.

Sommernachtgedanken.

Von Peter Knauer.

Die Flügel der Nacht bedecken schon
Die Täler, die Berge, die Au'n —
Ich wandle zu hören der Nachtigall Ton
Und die funkelnden Sterne zu schau'n.

Längst schlummern die Blumen, in Tau gehüllt,
Und leiser der Wiesenbach schäumt;
Was lärmend des Tages Reich erfüllt,
Im Schoße der Ruhe nun träumt.

In leuchtenden Kreisen durchschwirren die Luft
Glühwürmchen mit ruhigem Glanz,
Der Elfen Gefolg', die in Wald und Kluft
Anheben den nächtlichen Tanz.

Und wie ich so schaue der Sternlein Schaar,
Wehmütig grüßen die Welt,
Und drüber der Mond so freundlich-klar,
Wird höher die Brust mir geschwellt.

Der Geist wird frei von des Tages Leid,
Ich atme beseligt auf,
Für Liebe und Lust das Herz bereit,
Der Glücksstern steigt herauf.

Und froh sich mir der Ruf entringt:
„Hast ein Asyl du doch,
Wohin des Tages Qual nicht dringt,
Wo du geborgen noch!

O Reich der Nacht, so frei, so hehr,
So taufrisch labungsvoll,
Wie tröstend erquickt der Friede, der
Aus deinem Borne quoll.“

Durch Wald und Gefilde lang' ich nun
An stillem Weiler an —
Da drinnen wohl manche vergessend ruh'n,
Von Todes Arm umfah'n.

Da horch, welch klagender Menschenlaut
Tönt mahnend an mein Ohr?
Mein Aug' in der Ferne ein Lichtlein schaut,
Das blinkt aus dem Dunkel hervor.

Dem kleinen Haus ich näher schleich',
Aus dem es trübe scheint,
Und sehe durch's Fenster ein Weib, so bleich,
Die Augen rot — verweint.

Ein blasses, leidendes Kind sie wiegt,
Daß endlich es schlummere ein.
Der Gram in ihren Zügen liegt,
Der Armut quälende Pein.

Da wird mir so schwer, so trüb das Herz,
Mein Frieden ist zerschellt,
Ich schreite gramvoll heimatwärts,
Aufseufzend zum Sternenzelt.

„O Reich der Nacht, so entbehrst auch du
Der tiefsten Leiden nicht!“ —
Es lächelt der Mond mir schmerzlich zu,
Der eben aus Wolken bricht.

Ein chinesischer Brief aus Berlin.

Mitgeteilt von **Arthur Zapp.**

Es ist gewiß allen Lesern bekannt, daß seit einer Reihe von Jahren eine chinesische Gesandtschaft in Berlin stationirt ist. Die Söhne des himmlischen Reiches führen keineswegs ein zurückgezogenes Leben in der deutschen Metropole, sondern voller Neugier gehen sie überall hin, um die Sitten und Gebräuche der guten Berliner kennen zu lernen.

Kurze Zeit nach seiner Ankunft in Berlin besuchte der chinesische Gesandte einen Maskenball in dem bekannten Krollschen Etablissement, und in dem ersten Bericht, den er von Berlin aus an seinen Souverän sandte, beschreibt er, nachdem er erst einige allgemeine Bemerkungen vorausgeschickt, die dort empfangenen Eindrücke und Erlebnisse. Durch einen glücklichen Zufall sind wir in den Besitz einer Abschrift dieses Briefes gelangt, und wir bringen nun in Nachstehendem eine wortgetreue Uebersetzung dieses interessanten Schriftstücks.

Großmächtigster, gnädigster Kaiser des glücklichen China!
Gewaltiger Walfisch im Ozean der Menschheit!
Strahlende Sonne der Weisheit und der Erkenntnis!

Der allerblindeste Knopf auf dem ältesten deiner Kleider, der letzte Nagel auf dem Hufeisen des schlechtesten deiner Pferde, dein alleruntertänigster und gehorsamster Gesandter, der Vertreter deines mächtigen Reiches, naht sich kniend deinem erhabenen Trone, um zu dem Schaz deines unerschöpflichen Wissens ein Körnchen neuer Erfahrung hinzuzufügen.

Auf dein Geheiß habe ich das Land der Sitte und Erkenntnis, unser schönes China, verlassen, um in dem barbarischen Land, welches man Deutschland nennt, dich, hoher Gebieter, zu vertreten, sowie die Gebräuche und Gewohnheiten dieser Barbaren kennen zu lernen. Die Hauptstadt dieses Landes ist ungefähr halb so groß wie unser liebes Peking, und doch habe ich noch nicht einen einzigen Menschen in dieser ganzen Stadt gefunden, der chinesisch gesprochen hätte. Dabei besizen diese Menschen den Dünkel, daß sie gebildet seien! Ist das nicht zum Lachen?

Als ich mit meinen Sekretären, Dolmetschern und Dienern hier eintraf, nahm ich in einem großen Hause Wohnung, in welchem man uns für Geld — Gastfreundschaft erwies. Dieses Haus nennen sie hier „Hotel Royal“. Du wirst dich, erlauchter Sohn des Himmels, über diese französische Bezeichnung eines deutschen Hauses wundern — aber das ist hier nichts seltenes. Ich habe an vielen andern Häusern ähnliche Namen gesehen, wie „Hotel de Russie“, „Maison rouge“ 2c.

Ueberhaupt scheint mir die deutsche Sprache noch sehr unausgebildet und wortarm zu sein, denn es ist mir wiederholt bei den Gesprächen der Eingeborenen aufgefallen, daß sie nicht selten für Dinge, für welche sie in ihrer Muttersprache keine Ausdrücke zu haben scheinen, Bezeichnungen aus fremden Sprachen, vornemlich aus der französischen, entlehnen. Du kannst daraus auf den niedrigen Kulturzustand dieses Volkes schließen. Dieser erhellt unter anderm auch aus dem Umstande, daß bei ihnen der Kriegsruhm für das höchste Lob und die Kriegerkaste für die geachtetste gilt, während doch in einem Lande der Aufklärung und Bildung, gleich dem unsern, die Künste des Friedens, vor allem die Wissenschaften, im höchsten Ansehen stehen. Der gefeiertste Mann ist hier ein alter General, welchen sie den „großen Schweiger“ nennen. Es scheint dies ein sehr hoher Titel zu sein — etwa wie bei uns „Pantoffel der Gottheit“ oder „Sonnenschirm der Gerechtigkeit“, zu dem du mich erst jüngst zu ernennen die Gnade hattest.

Es ist erstaunlich, wie vielerlei Kasten es hier gibt. Die oberste ist, wie gesagt die der Krieger. Diese tragen als Kopfbedeckung (durch die Kopfbedeckung unterscheiden sich, wie mir scheint, die einzelnen Kasten von einander) einen hohen steifen Kübel aus schwarzem Leder mit goldener Spize. Dann kommt die sehr zahlreiche Kaste der „Räte“ und „Geheimräte“, welche an ihren sehr unbequemen, hohen, schwarzen Kopfbedeckungen erkennbar sind, die wie kleine Schornsteine aussehen und die man hier „Cylinder“ oder auch „Angströhren“ nennt.

Eine andere Kaste ist die der sogenannten „Dienstmänner“, welche viel freie Zeit haben müssen, denn man sieht sie allenthalben müssig auf der Straße herumlungern. Dieselben tragen eine niedrige Kopfbedeckung aus rotem Tuch.

Es würde übrigens zu weit führen, alle Kasten dir hier aufzuzählen, und ich will nur noch die Kaste der Lakaien erwähnen, welche ihre Kopfbedeckung immer in der Hand tragen.

Du glaubst garnicht, o weitblickendes Auge des Weltalls, wie streng die Standesunterschiede hier inne gehalten werden und welchen lächerlichen und demütigenden Zeremonien sich hier ein Mann unterwerfen muß, wenn er mit einem anderen Manne, der einer höheren Kaste angehört, spricht.

Eine eigentümliche Sitte herrscht hier, über die ich herzlich habe lachen müssen. Wenn sich nämlich zwei Menschen auf der Straße begegnen, so nehmen sie ihre Kopfbedeckungen vom Haupte, schwenken sie mit der Hand beinahe bis auf die Erde und sezen sie dann wieder auf. Ich weiß nicht, was dieses lächerliche Gebahren bedeuten soll, — wahrscheinlich wollen sie sich dadurch gegenseitig auf ihren Rang aufmerksam machen.

Doch nun vernimm, o erhabenster aller Herrscher, welch wunderbarem Feste ich neulich beigewohnt habe. Ich ging nämlich eines Tages — es war um die neunte Abendstunde — mit meinem Privatsekretär in einem nahe der Stadt gelegenen Wald spazieren, den man hier wunderbarerweise „Tiergarten“ nennt, obgleich doch immer bei weitem mehr Menschen als Tiere darin zu erblicken sind.

Ich hatte die stillen, um diese Zeit fast menschenleeren Wege des Tiergartens aufgesucht, um dem Lärm und Gewühl der Straßen zu entfliehen.

Da plözlich gelangten wir in eine Allee, in der viele Wagen und Fußgänger sich bewegten, wie es schien, alle nach einem Ziel. Wir schlossen uns ihnen an, neugierig, wohin die Prozession führen würde. Nach ungefähr zehn Minuten kamen wir an ein großes hellerleuchtetes Gebäude, das, wie ich später erfuhr, den Namen „Bei Kroll's“ führte. Wir gingen mit den andern in das Haus und, nachdem wir an der Pforte einige Geldmünzen geopfert hatten, konnten wir einen großen schönen Saal betreten.

Eine bunte Menge wogte bereits in dem weiten Raume auf und ab. Doch merkwürdigerweise waren nur wenige Söhne des Landes in ihren geschmacklos geschnittenen, den Leib nur ungenügend bedeckenden schwarzen Kleidern (ich schließe von der übergroßen Sparsamkeit in der Verwendung des Tuches auf den Geiz der Deutschen) anwesend, sondern die auf- und abwandelnden Gestalten gehörten fremden Nationalitäten an. Es waren da Griechen, Perser, Türken, auch einiger unserer japanesischen Nachbarn wurde ich ansichtig, und denke dir, erhabenster Sohn der Sonne, meine Freude — im dichtesten Gewühl bemerkte ich sogar drei Chinesen. Zwar sah ich sofort, daß sie nicht den besseren Kasten angehörten, denn sie trugen höchstens vier bis fünf Unterkleider, doch immerhin war ich sehr erfreut, so weit von der Heimat Landsleute zu finden, und ich schickte sofort meinen Begleiter zu ihnen, um zu erfahren, wann sie von zu Hause abgereist wären, wie sie hießen, was sie hier machten 2c.

Doch denke nur, wie es meinem Sekretär erging. Als er die im Saale promenirenden Chinesen in den süßen Lauten unserer Muttersprache anredete, da schüttelten sie erst befremdet die Köpfe und schließlich entfernten sie sich mit gemeinem, unschicklichen Gelächter. Es wurde mir alsbald klar, daß die als Chinesen gekleideten Personen in Wahrheit keine Landsleute waren, sondern Betrüger, die nur, um die einfältigen Europäer irgendwie zu betrügen, sich für Chinesen ausgaben.

Um meinen Aerger über diesen Vorfall zu vergessen, sah ich weiter dem bunten Treiben zu.

Zahlreiche nur notdürftig bekleidete Frauen gingen umher, die alle Augenblicke an dem Arm eines andern Mannes hingen und recht freundliche Blicke umherwarfen. Ich muß daraus schließen, daß hier Vielmännerei üblich ist. Es herrschte überhaupt bei jenem Feste ein überaus ungenirter Ton. Die in großer Anzahl erschienenen Fremden bewegten sich bunt durcheinander, sprangen, lachten und scherzten. Besonders fielen mir auch vermummte Personen auf in langen, blauen, grünen und gelben Gewändern, die sich gegenseitig heimlich etwas zuflüsterten. Es schienen mir dies Geheimpolizisten zu sein, die bei solchen Gelegenheiten die Stimmung des Volkes ausforschen. Wie ich hörte, nennt man diese Polizeispione hier „Dominos“.

Doch mit der Zeit, als wir, mein Begleiter und ich, so im Saale hin- und hergingen und in unserer Sprache über dies und jenes Bemerkungen machten, erregten auch wir Aufmerksamkeit. Ein dichter Knäuel von Menschen bildete sich um uns. Neugierig starrten sie uns an, redeten uns auch ohne weiteres an und einer trieb die Vermessenheit sogar so weit, an meinem prächtigen langen Zopf zu zupfen. Mir, dem Gesandten des Reiches der Mitte, solchen Schimpf anzutun!

Wäre das in der Heimat geschehen, ich hätte dem Unverschämten eine tüchtige Bastonade geben oder ihn mit hölzernen Sägen zersägen lassen. Doch hier in der Fremde mußte ich das ruhig erdulden, mich im stillen über die Roheit der Barbaren ärgern, welche Fremde in solcher Weise behandeln.

Gegen das Ende des Festes begannen einige Männer Faustkämpfe aufzuführen, was ich für den üblichen Schlußeffekt der Festlichkeit hielt und woran ich mich nicht wenig ergözte. Doch die anderen Festteilnehmer schienen das für eine Neuerung anzusehen, die man nicht dulden dürfe, denn alsbald erschienen bewaffnete Leute, welche die Kämpfenden trennten und mit sich nahmen. Als diese Männer den Saal betraten, erscholl der allgemeine Ruf: „Haut ihm! haut ihm!“ Ich weiß nicht, was diese Worte auf chinesisch zu bedeuten haben, wahrscheinlich waren es Worte des Willkommens, mit denen man die Leute begrüßte.

Das Fest, dessen detaillirte Beschreibung ich dir in obigem gegeben habe und das alljährlich hier im Winter gefeiert wird, hat einen vielfachen Zweck. Erstens will man auf diese Weise die Gewerbe unterstüzen, denn alle Teilnehmer müssen in schönen kostbaren Gewändern erscheinen, zweitens werden hier die Bekanntschaften zwischen Männern und Frauen vermittelt. Es ist dies eine Art Heiratsmarkt.

Die Jungfrauen holen sich hier Männer, die sie teils für ihr ganzes Leben, teils auch kürzere Zeit behalten, und die bereits verehelichten Frauen gewinnen sich zu ihrem Mann noch einen zweiten. Einen solchen Mann nennen sie dann den „Hausfreund“.

Im ganzen scheinen mir solche Feste eine durchaus empfehlenswerte Institution zu sein, und vielleicht gefällt es dir, weiser und mächtiger Herr, dergleichen Feste auch bei uns einzuführen . . . .

Unsere Illustrationen.

Ein kritischer Augenblick. (S. 495.) Das vielgepriesene „Schiff der Wüste,“ das Kamel, wird von manchen Zoologen als Ausbund aller tierischen Tugenden gefeiert, so daß sie förmlich für dasselbe zu schwärmen scheinen. So z. B. schreibt der berühmte Masius: „Häßlich bis zur Monstrosität würde es doch allein schon den sinnigen Menschen zum Glauben an eine göttliche Weltordnung nötigen können, denn es gibt kein Tier, an dem die Prädestination, welche jedem Geschöpfe Lebensart und Lebenszweck weise beschied, augenfälliger hervorträte.“ Dieser kamelhafte Beweis für das Dasein einer weisen Vorsehung ist gewiß einzig in seiner Art, höchstens kommt ihm noch derjenige nahe, den Professor Jäger neuerdings geleistet hat, der durch eine eigenartige Röte am Abendhimmel vom ateistischen Saulus zum gottgläubigen Paulus verwandelt worden sein will und, laut seines neuesten Manifests, an die große Gemeinde derer, die nicht alle werden und mit denen Götter selbst vergebens kämpfen, das allein selig-, jedenfalls ihn zum reichen Mann machende Wollregime unter das Patronat des Himmels gestellt hat. Da Herr Jäger nunmehr sich zum Apostel der Kamelhaare aufgeworfen hat, so besteht vielleicht zwischen den beiden beweiskräftigen deistischen Argumenten eine gewisse Wahlverwandtschaft. Hören wir, wie Masius das Kamel karakterisirt. „Es erträgt langen Hunger und noch längeren Durst und sein fleischiger Fuß schreitet mit bewundernswürdiger Gleichmäßigkeit und Leichtigkeit über die Sandfläche, ohne je zu versinken. Sein Instinkt leitet es durch die Wildnis, es findet, ohne zu irren, die Spur mitten in den ewig wandernden und sich verwandelnden Staubhügeln; sein Geruch saugt aus weiter Ferne den Dunst des Wasserbrunnens, sein Ohr hört den Räuber, der nächtlich die Karawane umschleicht, sein Magen und sein Höcker sparen ihm Nahrung auf für die Tage des Hungers und Durstes. Es ist eben ganz und gar zum Lasttragen und Entbehren geschaffen. Aber es könnte diese Beschwerden nicht ertragen, gesellte sich nicht zu seiner Kraft eine gleich bewundernswerte Geduld. Es erschien deshalb schon den Kirchenvätern als ein Symbol der Langmut und Ergebung“ u. s. w. mit Grazie in infinitum. Stellen wir dieser Schilderung die des viel zuverlässigeren Brehm (der nicht anderen nachgeschrieben, sondern selbst beobachtet hat) gegenüber: „Im ganzen muß man das Kamel als ein sehr stumpfsinniges Geschöpf betrachten. Nicht viel günstiger fällt die Beurteilung der geistigen Eigenschaften aus. Es läßt sich nicht verkennen, daß das Kamel wahrhaft überraschende Fähigkeiten besizt, einen Menschen ohne Unterlaß und in unglaublicher Weise zu ärgern. Ich kenne kein Tier, welches ihm hierin gleichkäme. Ihm gegenüber ist ein Ochse ein höchst achtungswertes Geschöpf, ein Maultier, welches sämmtliche Untugenden aller Bastarde in sich vereinigt, ein überaus gesittetes, ein Schaf ein sehr kluges, ein Esel ein entschieden liebenswürdiges Tier. Dummheit und Bosheit sind gewöhnlich Gemeingut; wenn aber zu ihnen auch noch Feigheit, Störrigkeit, ewig schlechte Laune, Starr- und Murrköpfigkeit, entschiedener Widerwille gegen alles Vernünftige, Gehässigkeit oder Gleichgiltigkeit gegen den Pfleger und Wohltäter und noch hundert andere Untugenden kommen, welche ein Wesen sämmtlich besizt und mit vollendeter Fertigkeit auszuüben versteht, kann der Mensch, welcher mit solchem Vieh zu tun hat, schließlich rasend werden. Der Araber behandelt seine Haustiere wie seine Kinder; aber das Kamel bringt ihn zuweilen in namenlosen Zorn. Dies begreift man, nachdem man selbst vom Kamel abgeworfen, mit Füßen getreten, gebissen, in der Steppe verlassen und verhöhnt worden ist, nachdem einen das Tier tage- und wochenlang stündlich mit bewundernswerter Beharrlichkeit und Ausdauer geärgert, nachdem man Besserungs- und Zuchtmittel, sowie Bekehrungsversuche aller Art vergeblich gebraucht, alle die elektrische Spannung der Seele abkühlenden Flüche nuzlos ausgestoßen hat. Daß das Kamel in einer Weise ausdünstet, welche den Bocksgestank als Wohlgeruch erscheinen läßt, daß es das Ohr durch sein Gebrüll ebenso martert wie die Nase durch seinen Gestank oder das Auge durch den Anblick seines unsäglich dumm aussehenden Kopfes auf dem langen Straußenhalse, ist es nicht, was es in meinen Augen so tief stellt, sondern daß es mit Bewußtsein dem Willen seines Herrn jederzeit entgegenhandelt. Die einzige Eigenschaft, in welcher das Kamel groß ist, dürfte seine Freßgier sein; in ihr gehen alle geistigen Eigenschaften unter. Seine häßlichste Untugend aber ist seine Störrigkeit. Man muß ein Kamel tagelang geritten haben, um diese Untugend in ihrer ganzen entsezlichen Ausdehnung kennen gelernt zu haben. Mit einem Wort, das Kamel steht an Adel hinter sämmtlichen übrigen Haustieren zurück.“ So Brehm, der Kamelophobe, über den plastischen Beweis für die Prädestination seitens des Kamelophilen Masius. Einen Beweis seiner Feigheit gibt das Kamel auf der interessanten Szene unseres Bildes. Kaum hat es den gewaltigen Kopf des Königs der Wildnis erblickt, der hinter einem majestätischen Berg auf Beute lauert, so stürzt es nieder, seine Reiter, eine Mutter mit zwei Kindern, schnöde abwerfend. Die Gefahr ist groß, doch die Rettung ist nicht fern. Der tapfere Almansor sprengt auf mutigem Rappen herbei und sobald sich Seine Majestät mit mächtigem Saz auf die Wehrlosen gestürzt haben wird, macht ihr sein Damaszener mit wuchtigem Hieb den Garaus.

St.

Hans Sachs. (Seite 499.) Unser nüchternes und fast ganz im Kampf ums Dasein aufgehendes Zeitalter kann sich kaum einen Begriff machen von dem Leben und Treiben jener Periode, da in den deutschen Städten der **Meistergesang** in Blüte stand. Der ehrsame Bürger und Handwerksmeister jener Zeit beschränkte sich keineswegs darauf, am Tage seinem Gewerbe obzuliegen und Abends etwa beim Krug Bier oder Wein über die „Zeitläufte“ zu kannegießern,

„wie hinten, weit in der Türkei
die Völker auf einander schlagen,“

sondern es war überall ein reges Interesse für die Schöpfungen der holden Muse der Poesie lebendig geworden. In besonderen Vereinen taten sich die Meistersänger zusammen, um die lyrische Poesie zu pflegen, teils durch Abfassung und Vortrag eigener Lieder, teils durch poetische Wettkämpfe. Anfangs, noch im 14. Jahrhundert, wurde der Meistergesang noch vom Adel gepflegt; allein schon unter Heinrich Frauenlob finden sich zu Mainz bürgerliche Meistersänger und später geht der Meistergesang ganz auf den Handwerkerstand über, um von dessen Korporationen gepflegt zu werden. Die meisten Schulen der Meistersänger gingen schon im 17. Jahrhundert ein; einzelne Schulen dauerten bis in unser Jahrhundert fort und in den dreißiger Jahren soll der Meistergesang zulezt in Ulm gepflegt worden sein.

Der Meistergesang, in welchem ursprünglich frische Kraft und jugendliches Leben sprudelte, artete bald innerhalb der verknöchernden Zünfte und Innungen zu trockenen und starren Formen aus; es war geist- und gehaltlose Reimerei geworden und die Wettgesänge blieben ohne allen Wert. Zweifellos haben die Meistersingerschulen indes ihr gut Teil dazu beigetragen, im Handwerkerstande Bildung und Sinn für die Kunst zu verbreiten. Man denke sich, es würde dem heutigen Handwerkertum zugemutet, in seinen Mußestunden Verse zu machen und sie in Vereinen im Gesang vorzutragen! Wir sind gewiß keine Verehrer abgestorbener mittelalterlicher Formen, aber gerade die Blüte des bürgerlichen Meistergesangs beweist uns, daß es eine Zeit gab, da der Materialismus des täglichen Lebens, die Sorge um das tägliche Brot noch nicht die Liebe zur Poesie in den weitesten Volkskreisen ertötet hatte.

Wie mächtig bildend und fördernd Meistersinger-Genossenschaften auf ihre Zeit einwirkten, beweist allein schon die Tatsache, daß aus ihnen ein Mann hervorgehen konnte, wie der berühmte **Hans Sachs** von Nürnberg. Hans Sachs, geboren 1494 zu Nürnberg als Sohn eines Schneidermeisters, erhielt seine erste Bildung in einer sogenannten lateinischen Schule und wurde — Schuhmacher. Auch das trifft man heute nicht, und man sieht daraus, daß wir eben nicht in allen Punkten vorgeschritten sind. Beim Leineweber Nunnenbeck erlernte Hans Sachs die edle Kunst des Meistergesangs, die seinen Sinn für Dichtung aller Art weckte und sein Talent in Tätigkeit sezte. Bald war Hans Sachsens Name als Dichter und Meistersinger weit über die Mauern seiner Vaterstadt hinaus bekannt. Das hinderte ihn aber nicht, auf dem Dreibein zu sizen und fleißig Pfriem und Pechdraht zu handhaben, wie der bekannte aber triviale Knittelvers besagt:

„Hans Sachs war ein Schuh-
macher und Poet dazu.“

Troz der Anstrengungen eines damals sicher noch mit primitiven Mitteln arbeitenden Berufs ist Hans Sachs der **fruchtbarste** aller deutschen Dichter; kein anderer kommt ihm an Produktivität auch nur annähernd gleich. Als er 74 Jahre alt war, suchte er zusammenzustellen, was er alles geschrieben habe, und er fand, daß er beinahe 5000 Meistergesänge, über 200 Komödien, Tragödien u. s. w. und etwa 1700 Gespräche, Schwänke, Fabeln 2c. gedichtet. Da Hans Sachs bis an sein Lebensende dichtete — er starb 1576, also im 82. Jahre — so kam noch manches hinzu. Seine Werke erschienen in drei Folianten, denen sich nach seinem Tode noch zwei anschlossen, die aber zusammen noch nicht ein Drittel von dem bilden, was Sachs alles geschrieben hat. Alles andere liegt in Handschriften in verschiedenen Archiven begraben. Aus dem, was in die Oeffentlichkeit gedrungen, ersieht man, daß man es mit einem Dichter zu tun hat, dessen Phantasie, Wiz, Humor und Frische unerschöpflich sind. Hans Sachsens Ruhm war im 18. Jahrhundert beinahe untergegangen, als ihn Goethe mit dem Gedicht: „Hans Sachsens poetische Sendung“ aufs neue auffrischte. Heute wird er da, wo man ihn kennt, nach Verdienst gewürdigt; leider ist unsere Jugendbildung noch derart, daß die Jugend weit mehr über die Poeten der alten Römer und Griechen unterrichtet ist, als über einen großen Teil unserer besten nationalen Dichter.

Unser Bild stellt eine bekannte Szene aus der großen Richard Wagnerschen Oper „**Die Meistersinger**“ dar, wie Hans Sachs sich mit Eva bespricht. Man darf dem Dichter-Komponisten, was man auch sonst von ihm halten möge, dafür dankbar sein, daß er mit seinem großartigen Musikdrama uns ein lebendiges und getreues Bild jener interessanten Zeit geschaffen hat.

In neuerer Zeit sind mehrere Lustspiele von Hans Sachs, namentlich das überaus gelungene Stück „Das Narrenschneiden“, von Vereinen wieder aufgeführt worden. Der Wiz und der Humor des alten nürnberger Meistersingers haben aufs neue die allgemeine Bewunderung erregt, und wir wollen hoffen, daß das moderne Deutschland immer mehr Verständnis für die Kunst und den Geist seiner eigenen und so trefflichen alten Meister gewinnen wird. Ist doch der Meistersinger und Handwerksmeister Hans Sachs eine Erscheinung, an die jeder Deutsche mit Stolz und Vergnügen denken kann, wenn ihm im „Bratwurstglöcklein“ zu Nürnberg der Humpen gezeigt wird, aus dem Hans Sachs einst getrunken.

A. T.

Der Strauß. (S. 503.) Dieser große Vogel gilt heute als ein ziemlich dummes Tier, und man sagt von ihm, daß er, wenn er sich verfolgt sähe, seinen Kopf in den Sand stecke und sich dann vor seinen Feinden verborgen glaube. Dem ist indessen nicht ganz so, denn der Strauß wartet seinen Verfolger keineswegs mit dem Kopfe im Sande ab; er hat nur die Gewohnheit, nicht in die Ferne, sondern im Kreise um seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort herum zu fliehen. Dadurch wird die Jagd auf ihn wesentlich vereinfacht; indessen entwickelt der Strauß bei solchen Gelegenheiten doch eine solche Schnelligkeit, daß die Beduinen ihre besten Pferde nehmen müssen, wenn sie ihn einholen wollen. Die Alten hielten diesen Vogel nicht für dumm; eine Straußenfeder galt als Symbol der Wahrheit, weshalb auch die sonderbare egyptische Gottheit Thot, der Mondgott mit dem Ibiskopf, neben der Mondscheibe eine Straußenfeder in der Hand trägt. Die Mitglieder des höchsten egyptischen Gerichtshofes trugen das Symbol der Wahrheit, die Straußenfeder, auf dem Kopf, woraus man allerdings nicht schließen darf, daß bei der altegyptischen Justiz die Wahrheit das allein Maßgebende gewesen sei. Schön sieht der Strauß im übrigen auch nicht gerade aus. Der kleine flache Kopf mit dem dicken kurzen Schnabel sitzt auf einem sehr langen Halse. Der Kopf, der Hals und die dicken plumpen Schenkel sind nur mit einem ganz leichten Flaum bedeckt; den Körper aber überwallt ein starkes Gefieder, das namentlich beim Männchen sich zu wahrhafter Pracht entwickelt. Die Straußenfedern dienten schon in alter Zeit als Schmuckgegenstand; später waren sie eine beliebte Helmzier und heute schmücken sie hauptsächlich die Kopfbedeckungen des schönen Geschlechts. An den Füßen des Straußes befinden sich nur zwei, aber sehr starke Zehen. Diese Tiere, die sich meistens von Pflanzen nähren, in deren Magen man aber gewöhnlich auch eine Menge von unverdaulichen Stoffen, Steinen, Metallstücken u. s. w. vorfindet, leben in großen Massen zusammen in den Steppen und Wüsten von Afrika und auch in Asien. Nach den Mitteilungen von Reisenden ist der Strauß in den Steppen im Innern Arabiens gar keine seltene Erscheinung. Auf ein Männchen kommen beim Strauß zwei, drei, vier oder auch fünf Weibchen. Das Nest befindet sich in einer Art von Grube oder Mulde in der Erde, wo sich mehrere Weibchen aufhalten können. Ein Weibchen legt etwa zwölf Eier. Das Brutgeschäft überläßt man bei Tage den Sonnenstrahlen, Nachts brütet meistens das Männchen. Nach 65 Tagen kriechen die Jungen aus. Der afrikanische Strauß wird bis zu 3 Meter hoch und 2,5 Meter lang; der südamerikanische dreizehige Strauß (Nandus) ist kleiner. Fliegen können diese Tiere mit ihren kurzen Flügeln gar nicht; sie rennen aber so rasch wie die schnellsten Pferde. Man hält es für möglich, den Strauß nach Europa, z. B. nach Dalmatien zu verpflanzen, und es haben auch diesbezügliche Versuche stattgefunden, über deren Resultate uns indessen nichts Näheres bekannt ist. In Afrika wird, was von den Tieren verwendbar, tüchtig und gewissenhaft ausgenutzt; wie beim Kamel, so auch beim Strauß. Die Federn werden Schmuck, das Fleisch und die Eier werden gegessen, letztere auch von den Ansiedlern im Kapland als Naturalabgabe eingeliefert, und aus der Schale Trinkgefäße gemacht. Straußenbutter ist ein Gemisch aus Straußenblut und Straußenfett. Das Fell wird zu Leder gegerbt. Im alten Rom, wo man auf die unsinnigsten Leckereien verfiel, wurden am kaiserlichen Hofe auch Straußengehirne gegessen. Die Jagd auf den Strauß, ein Hauptvergnügen für die Beduinen, wird auf eine sehr grausame Weise betrieben. Sobald der Jäger das im Kreise fliehende Tier erreicht, schlägt er es zu Boden und durchschneidet die große Halsader, damit es sich verblutet. Damit das Blut aber nicht zu reichlich ströme und die schönen Federn verderbe, wird dem Tier eine Zehe abgeschnitten und in die Wunde gesteckt. So muß der Strauß langsam verbluten. Der Strauß ist ein im ganzen harmloses Tier; nur wenn er in seinem Nest angegriffen wird, verteidigt er sich sehr hartnäckig. Wir sehen diese Tiere viel in den zoologischen Gärten; sie pflanzen sich auch in der Gefangenschaft mit Leichtigkeit fort. Einige Länder verdanken der Ausfuhr von Straußenfedern ein schönes Einkommen, vor allen das Kapland in Afrika, Uruguay und Argentinien in Südamerika. W. B.

Mitteilungen aus dem Gebiete der Industrie, Technik und Landwirtschaft.

Vorteile der Bienenzucht. Obschon die Ausdehnung und Hebung der Bienenzucht in den letzten Dezennien im preußischen Staate, speziell in der Provinz Hannover, bedeutend zugenommen hat, wodurch dem Lande durch Mehrproduktion von Honig und Wachs nicht allein manche Genüsse erwachsen und pekuniäre Vorteile erreicht sind, sondern auch sonst nicht einträgliche Blüten verwertet sind, so hat dieselbe doch noch längst nicht die Ausdehnung erreicht, zu welcher sie gekommen sein sollte und zu welcher sie fähig ist. Denn es ist mit der bisherigen Bienenzucht noch nicht erreicht, daß soviel Honig und Wachs in Deutschland erzeugt als verbraucht wird. Es werden immer noch tausende von Zentnern Wachs und Honig aus dem Auslande bezogen, welche ganz gut im Inlande produzirt werden könnten; es wäre möglich, noch ein bedeutendes Quantum auszuführen, ohne daß durch Vermehrung der Bienen für dieselben ein Futtermangel eintreten würde. Es gehen alljährlich noch mehrere millionen Mark für Wachs und Honig ins Ausland. Außer diesem erwähnten, durch vermehrte Bienenzucht erreichbaren Vorteil bringt sie noch einen zweiten Vorteil, welcher hauptsächlich den Land- und Gartenbauern zugute kommt. Nach vielen Beobachtungen hat sich herausgestellt, daß die Bienen bei dem Befruchtungsprozeß der Pflanzen eine sehr wichtige Rolle spielen; denn man hat gefunden, daß bei vielen Pflanzen getrennten Geschlechts, bei welchen der Blütenstaub von Pflanze zu Pflanze getragen werden muß, in den meisten Fällen keine Befruchtung stattfindet, wenn solche nicht durch das Befliegen von Bienen oder andern, Honig und Blütenstaub sammelnden Insekten vermittelt wird. Zu dieser Ueberzeugung gelangte man am sichersten durch Beobachtungen, welche man bei Pflanzen anstellte, die im geschlossenen Zimmer oder im Treibhause sich befanden, die daselbst wenig oder gar keinen Samen brachten, denselben aber in Menge ansetzten, sobald man ein Fenster öffnete und die Pflanzen von Bienen u. dergl. besuchen ließ. Ferner sind Beobachtungen gemacht worden, daß Obstbäume und andere Gewächse, welche in der Nähe von Bienenständen sich befanden, stets mehr und bessere Früchte lieferten, als solche, die von Bienenständen weiter entfernt waren und deren Blüten nicht so stark von den Bienen besucht wurden. Mögen diese Winke Beachtung finden und dazu veranlassen, auch zur Vermehrung und Hebung der Bienenzucht mitzuwirken.

Um kaltflüssiges Baumwachs zu erhalten, welches außerordentlich schön ist, nehme man folgendes: 2 Teile weißes Pech, 2 Teile gelbes Wachs, 3 Teile virginischen Terpentin, zu ca. 1/2 Pfund dieser Mischung für etwa 5 Pf. Baumöl, sowie etwas Spiritus, der zugesezt wird, wenn die Teile zusammengeschmolzen sind. Damit der Spiritus nicht verflüchtet, so ist das Wachs in einem geschlossenen Gefäß aufzubewahren; nach dem Gebrauch wird es hart und hält mehrere Jahre.

H. Hagen, Landmann (Ahrenlohe, Holstein).

Aus dem Bereiche der Antropologie und Gesundheitspflege.

Bakterien und Algen auf Goldmünzen. Das größere Publikum ist schon längst davon unterrichtet, daß Gegenstände, welche viel von Hand zu Hand gehen, unter Umständen für die Gesundheit recht verhängnisvoll werden können, weil sie von jedem, und so auch von den Kranken, etwas annehmen, was gleich einem Fermente weiter wirken und Veranlassung geben kann zu Krankheiten, deren Ursache dann kaum noch zu erraten ist. Von alten Kleidern ist das auch ohne ärztliche Beobachtung dem Volke längst bekannt gewesen, aber diese ärztliche Beobachtung hat doch die Sache derartig erweitert, daß man gelegentlich der neueren Cholera-Epidemien imstande war, den Pfad der letzteren, mit v. Pettenkofer, nach den getragenen Kleidern zu verfolgen. Ebenso hat man auf viel gelesene Bücher, namentlich der Leihbibliotheken, als auf Gegenstände hingewiesen, die nur zu sehr dazu geeignet sind, allerlei Krankheiten zu verbreiten, die aus Ansteckung durch Spaltpilze leicht hervorgehen. Es ist uns darum niemals zweifelhaft gewesen, daß selbst die Geldmünzen in die Reihe dieser Krankheits-Verbreiter zu rechnen seien; um so weniger, als man nur zu häufig erlebt, wie Unwissende dergleichen Münzen sogar zwischen Lippen und Zähne bringen. Wir wollen garnicht davon sprechen, daß nach alter Ueberlieferung unter Geldleuten die Kassirer die kürzeste Lebensdauer haben sollen. Sicher ist ja, daß auch das Papiergeld nach langem Gebrauche ein Gegenstand wird, den man oft nicht mehr in die Hand zu nehmen wagt. Schließlich haben sich nun auch Geldmünzen als hierher gehörig entpuppt, und ein sehr bekannter Mikroskopiker ist es, welcher uns die Tatsache lehrt, Hr. Paul F. Reinsch in Erlangen. Derselbe war so gütig, uns einen Aufsaz darüber mitzuteilen, den er soeben in Nr. 9 der botanischen Zeitschrift „Flora" hat drucken lassen, und da selbige nur den Botanikern von Fach zugeht, so ist es für uns um so angezeigter, die Tatsache der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Sie ist insofern überraschend, als ihr Entdecker, durch einen zufälligen Umstand zur mikroskopischen Untersuchung einer kleineren Silbermünze veranlaßt, die frappante Beobachtung zahlloser Bakterien und auch einzelliger Algen in den dünnen Krusten machte, welche sich durch ununterbrochenen Gebrauch auf der Oberfläche der Münzen zu bilden pflegen. Was Reinsch fand, ist folgendes. Bei gewöhnlicher Vergrößerung (also einer 250 bis 300 maligen) bemerkte er zunächst ein Gemengsel größerer oder kleinerer Körnchen, Stückchen von Fasern, Fettkügelchen, insbesondere aber aus Stärkekörnchen gebildeter Massen, dazu zahllose bewegliche winzige Körperchen, „deren Beweglichkeit anfänglich nur die bekannte Molekular-Bewegung zu sein scheint, aber nach einiger Zeit in die lebhafteste bakteroide Bewegung übergeht." Unter stärkerer Vergrößerung treten die Bakterien deutlich hervor und zeigen sich in verschiedenen Formen: stabförmige mit oszillirender (vibrionischer) oder spiraliger (spirillischer) Bewegung und kugelförmige (mikrokokkische) mit der eigentümlich tanzenden Oszillation. Bisweilen traf er beide Formen auf einer und derselben Münze zusammen, während sie sonst meist getrennt vorkommen; die kugelförmigen bilden jedoch stets die Hauptmasse. Von Algen fand der Beobachter auf deutschen, österreichischen, ungarischen, italienischen und nordamerikanischen älteren Silber- und Bronzemünzen zwei ganz bestimmte und beständige Formen: einen winzig kleinen Chroococcus und eine einzellige Alge, „welche eher mit Palmella-, als mit Phytochrom-Algen verwandt ist." Ersteren nennt er Chr. monetarum, leztere Pleurococcus monetarum. Diese Algen-Formen finden sich aber nicht auf jüngeren Münzen. Außerdem vermischen sich diese Organismen mit unentwickelten Pilz-Hyphen (Fäden) und Sporen von Schimmel- und Staub-

pilzen. Das ist gerade so viel, daß die Eingangs berührten Mitteilungen nur zu drastisch bestätigt werden. Sicher eine grausige Symbolik, daß sich selbst an das Geld unmittelbare Gefahren knüpfen, von denen wir bis jetzt keine Ahnung hatten. (Natur.)

Ueber die Einwirkung des Klimas auf den Haarwuchs ist man im allgemeinen so weit unterrichtet, daß man der Wärme schon im bürgerlichen Leben einen beträchtlichen Anteil einräumt, indem man zur Sommerzeit Nägel und Haare schneller, wie im Winter wachsen sieht. Aber sicher hat man keine Vorstellung davon, wie weit dies in gewissen heißen Ländern gehen kann. In dieser Beziehung überrascht uns der berühmte russische Reisende Prschewalsky mit Beobachtungen, die er inbezug auf unser Tema in Zentral-Asien, und zwar in der Hamai-Wüste, auf seiner dritten zentral-asiatischen Reise zu machen Gelegenheit hatte. Es war im Juni, wo sich hier der Boden am Tage bis auf + 62,5° C. (+ 49,6° R.) erhitzte, während man im Schatten + 35° C. (+ 28° R.), um 8 Uhr Abends noch 32,5° C. (+ 26° R.) hatte. Diese Hitze war so groß, daß sie den Marsch bei Tage gänzlich unmöglich machte. Selbst zur Nacht wehten noch überaus heiße Winde. Unter einer solchen Glut, die natürlich eine große Trockenheit der Luft mit sich führte, beobachtete der Reisende zu seiner eigenen Verwunderung, daß sämmtlichen Mitgliedern der Expedition Haare und Bart auffallend rasch wuchsen. Das seltsamste aber war, daß den jugendlichen Kosaken, welche noch mit glatten Milch-Gesichtern in die Wüste gekommen waren, plötzlich ein Bart wuchs. Ob auch andere Reisende in heißen Ländern Aehnliches beobachten? (Natur.)

Für unsere Hausfrauen.

Für absonderliche Geschmacksrichtungen haben unsere Hausfrauen auch manchmal Sorge zu tragen. Darum lassen wir hier zwei Rezepte folgen, denen auch die wählerischesten unter den geehrten Haustyrannen den Reiz des Ungewöhnlichen nicht bestreiten werden.

1. Schnecken zu dämpfen. Nachdem die Schnecken gut gewaschen und 1/4 Stunde in Salzwasser gekocht und dabei gut abgeschäumt worden, werden sie aus den Häusern genommen und in folgender Sauce eine Stunde lang gedämpft (gedünstet): Butter, Salz, Pfeffer, Zwiebeln, Petersilie, Lorbeerblätter und Gewürznelken. Die Spanier setzen unter Weglassung des Pfeffers etwas Chokolade der Sauce zu, was manchen Feinschmeckern besonders zusagt. — Eine andere Art der Zubereitung besteht in folgender: die gut gewaschenen und in kochendem Wasser getöteten Schnecken werden mit einer Spicknadel aus den Gehäusen geholt und gereinigt und wieder in die zuvor gut gereinigten Häuschen nebst etwas Sardellenbutter oder nur Butter, feingehackte Petersilie, Pfeffer und Salz getan und im Backofen gebraten. (Sardellenbutter besteht aus 1 Teil frischer Butter und 1/2 Teil gewaschenen, ausgegräteten und fein zerstoßenen Sardellen innigst gemengt.) — Auch als Schneckensalat sind die gar gekochten Schnecken mit Oel, Essig, Pfeffer, Salz und Zwiebeln sehr beliebt in Spanien und anderwärts.

2. Zubereitung der Schnecken in Spanien. Die herumkriechenden Schnecken werden in einen Topf oder sonstigen Behälter eingesperrt und darin 14 Tage ohne Nahrung belassen, darauf gut gewaschen und in einem flachen Gefäße mit den Oeffnungen nach oben neben einander gelegt und mit starkem Essig begossen. Nachdem sie 1/4 Stunde im Essig gelegen, werden sie gut abgewaschen und von dem ausgetretenen Schleim befreit und 1/2 Stunde lang in Salzwasser gekocht und gut abgeschäumt. Darauf wird jede einzelne Schnecke mit warmem Wasser ab- und ausgewaschen und mit einer extra zu servirenden Suppe warm aufgetragen. Mit einer schmalen Gabel oder auch nur mit einem zugespitzten Hölzchen wird die Schnecke aus dem Häuschen geholt, in die Sauce getaucht und mit großem Appetit verspeist. Anstatt der Sauce nimmt man auch Olivenöl, Essig, Pfeffer und Salz. (Fundgrube.)

Feuersichere Stärke für Kleidungsstücke und Wäsche. Die Feuergefährlichkeit der weiblichen Garderobe versucht man zwar jetzt durch zahlreiche Präparate zu beseitigen, doch pflegen alle derartigen erst besonders vorzunehmenden Behandlungsweisen, auch wenn sie noch so einfach sind, erfahrungsgemäß nicht in die große Masse einzudringen, und da ist es nun als ein großer Fortschritt anzusehen, daß man jetzt eine Stärke erfunden hat, welche bei dem ohnedies vorzunehmenden Stärken der gerade am leichtesten zu entzündenden Kleidungsstücke gleichzeitig leztere vollkommen unverbrennlich macht. Diese Stärke kann sich, wie das Patentbureau von R. Lüders in Görlitz mitteilt, jeder folgendermaßen herstellen: 10 Teile pulverisirte Knochenasche werden mit 50 Teilen heißen Wassers begossen und 6 Teile Schwefelsäure hinzugesetzt. Das Ganze läßt man zwei Tage an einem warmen Orte stehen und rührt es gelegentlich einmal um. Hierauf werden 100 Teile destillirten Wassers zugesetzt und die Flüssigkeit abfiltrirt. Zu lezterer gebe man 5 Teile Bittersalz, die in 15 Teilen Wasser aufgelöst sind, und soviel Ammoniak, bis der Geruch desselben vorherrscht. Es schlägt sich jezt ein weißes Pulver nieder, das man in einem Lappen ausdrückt, trocknet und pulverisirt. Will man nun das Stärken der Wäsche vornehmen, das im übrigen ganz in der üblichen Weise ausgeführt wird, so nehme man zu 6 Teilen gewöhnlicher Stärke 2 Teile des erhaltenen weißen Pulvers und 1 Teil wolframsaures Natron. Diese „feuersichere Stärke" wird sich nur unwesentlich teuerer stellen, als die gewöhnliche präparirte Stärke; sie läßt sich beliebige Zeit aufbewahren und bietet hinreichende Sicherheit. (Zentralblatt für die Textilindustrie.)

Schwarze Spizen aufzufärben. Für 10 Pf. Braunspohn, 5 Pf. Seifenwurzel und 3 Pf. Leim werden in 2 1/2 Liter Wasser bis auf 1 1/2 Liter eingekocht und dann die Flüssigkeit abgegossen. Den zu färbenden Stoff breitet man auf ein glattes Brett aus und bürstet denselben mit der kalten Farbe vorsichtig, bis es Schaum gibt. Kanten läßt man ausgebreitet und sorgfältig ausgezupft auf dem Brette liegend trocknen. Andere Stoffe, wie Barege oder leichte schwarze Kleiderstoffe, kann man auf dieselbe Weise wie neu herstellen; man hängt dieselben naß zum Trocknen auf. Beides, Spizen wie Kleiderstoffe, werden trocken geplättet. Die gekochte Farbe kann man zum beliebigen Gebrauch ohne Nachteil in Flaschen aufbewahren.

Zweisilbige Charade.

Mein Erstes findest du im Wald und auf der Flur,
Vielleicht schon folgtest du mordgierig seiner Spur.
Ein gutes Zweites hättst du dann gar gern mit mir getan,
Wenn ich als scheues Ganze nicht entronnen deinem Nahn.

S. R.

Rösselsprung.

stert	hel	ken	un	es	und	den	lacht
stim	res	flü	mit	wol	her	o	bricht
len	aus	ler	und	ter	aus	der	drein
stran	me	mee	den	doch	ben	mond	noch
ver	stil	gen	zo	ner	mond	ein	auf
spricht	de	ist	der	wo	ge	und	der
dem	liebt	die	je	gen	när	her	dich
ist	er	an	und	nacht	ter	und	risch

Mit diesem Heft beginnt das IV. Quartal des 9. Jahrganges der „Neuen Welt". Die geehrten Postabonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen ungesäumt aufzugeben, damit keine Unterbrechung in der Zustellung des Blattes eintritt.

Die Expedition der „Neuen Welt."

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 22. 1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky.

21 Fortsezung.

Arnold hatte ein ungemein bitteres Lächeln, all die Schmerzen, die er in den lezten Stunden durchgekostet, all die heiße Empörung, die in ihm aufgelodert war, drohten einen Augenblick ihn zu übermannen.

„Herr Graf, die Sünde und Schlechtigkeit ist heute bis zu einem Punkte gediehen, der nicht mehr übertroffen werden kann, oder die Gesellschaft geht an innerer Zerrüttung, an ihrer fehlerhaften Konstruktion zu Grunde. Wahrlich, der Glaube hat sie niemals vor der Sünde behütet, und er wird ihr auch jezt nicht aufhelfen können. Aber eine neue Weltanschauung mit ihrer wissenschaftlichen Erkenntnis wird auch hier eine Wendung zum Bessern bringen. Denn diese, die die Welt in ihrem Zusammenhange betrachtet, hat erkannt, daß die gesellschaftlichen Kräfte, ganz wie die Kräfte in der Natur, gewaltsam und schädlich wirken, solange sie nicht erkannt und unserem Willen untertan gemacht werden. Aber daß, gleichwie die Menschheit sich zum Herrn über die Natur gemacht, sie sich auch planmäßig und bewußt, mit voller Sachkenntnis, zum Herrn ihrer eigenen Vergesellschaftung machen wird. Sie wird sich in ihrer Gesammtheit organisiren, und dann wird sie auch nur das Gute wollen und nichts anderes wollen können, denn sie wird erkannt haben, daß das, was man das Gute nennt, zugleich das Gesunde ist, das Naturnotwendige, das Dauernde".

Der Graf erhob sich mit einem gebietenden Blick.

„Ich habe Sie ruhig angehört, Herr Doktor, es war mir nicht uninteressant, Ihre Anschauungen kennen zu lernen, aber ich vermag Ihren allzukühnen Phantasien nicht weiter zu folgen."

„Sie wollen ihnen nicht folgen, Herr Graf, ich begreife dies, Sie sind voll Ehrlichkeit und Voraussicht, aber Sie dürften es vielleicht nicht einmal; ja Sie können es nicht wagen, dergleichen gut zu heißen. Die privilegirten Stände und Vorrechte vernichtet der Fortschritt; uns allein, die wir von allen Vorrechten absehen, die wir allen Menschen gleiche Rechte zugestehen, ein gleiches Maß von Glückseligkeit, uns fördert der Fortschritt, darum, was ihr verteidigen müßt, wir dürfen es verläugnen".

„Das ist alles Hochmut und eitle Prahlerei, ihr glaubt alles zu wissen, und wißt doch nichts; ihr begnügt euch mit wissenschaftlichen Hypotesen, während der Urgrund der Dinge von euch unberührt bleibt und vor den lezten Ursachen, vor dem Wesen der Materie selbst, müßt ihr fragend innehalten und verblüfft".

Arnold sah in diesem Augenblick ebenso stolz, ebenso herausfordernd aus, als der Graf selbst, als er entgegnete: „Das Christentum hat das Weltende als nahe bevorstehend angenommen, wir verlegen es in unendliche Fernen. Wir finden, daß wir erst am Anfang der menschlichen Entwicklung stehen, und daß es vermessen wäre, alle Welträtsel bereits als gelöst zu betrachten, wir haben dafür noch eine lange Zeit vor uns. Unsere nächsten und dringendsten Aufgaben aber liegen nicht in dieser Richtung".

Um die Mundwinkel des Grafen spielte bebender Zorn, aber er neigte leicht den Kopf und sagte höhnisch:

„Und diesen nächsten und dringendsten Aufgaben vermeint ihr dermaßen gewachsen zu sein, um sie selbständig vollführen zu können? Und glaubt die Arbeiterschaft ihre materiellen Interessen zu fördern, ja sie nur einen Schritt vorwärts zu bringen, ohne Mithilfe einer der alten und mächtigen Parteien? Niemals, dazu ist sie zu schwach, sie muß sich alliiren. Jene Partei aber, die den Fortschritt auf ihre Fahne geschrieben, hat euch abgewiesen, von ihr habt ihr nichts, garnichts zu erwarten. Ihr werdet also gezwungen sein, euch an uns zu wenden, und ihr werdet gut daran tun, denn ihr werdet einsehen, daß wir, die wir die Macht haben, auch einzig und allein imstande sein können, die Lage der unteren Klassen zu verbessern".

Und als Arnold mit einem ungläubigen Lächeln antwortete, fuhr er dringlicher, aber zugleich auch drohender fort: „Hütet euch, diese Alliance von euch zu weisen, es wäre Wahnsinn. Was aber Sie persönlich anbelangt, so mögen Sie erfahren, mein Herr, daß wir über Ihr Treiben vollständig unterrichtet sind. Die Polizei beobachtet Sie seit längerer Zeit, sie verfolgt jeden Ihrer Schritte, sie weiß, welche Verbindungen Sie angeknüpft haben, sie kennt den Einfluß, den Sie unter den unteren Klassen sich erworben. Nun denn, ich rate es Ihnen, benüzen Sie ihn zum Besten dieser Armen, und —" er machte eine Pause und fügte dann in einem gedämpften aber ungemein

vielsagenden Ton hinzu — „zu Ihrem eigenen. Glauben Sie mir, junger Mann, ich habe Gutes mit Ihnen im Sinn, ich schäze Ihre Talente und werde Ihnen einen ersten Plaz anweisen; also kommen Sie zur Besinnung — kehren Sie um — noch ist es Zeit —". Er trat ihm näher, forschend sah er dem jungen Mann ins Antliz. Da ging sein Ton aus dem der Ermahnung plözlich in den rückhaltloser und erbitterter Feindschaft über. „Wir haben Sie bisher geschont, weil wir Sie als zu uns gehörig betrachteten, weil wir dies alles für den gefahrlosen Idealismus der Jugend hielten, weil wir nicht glauben konnten, daß Sie Ihre Bestrebungen ernst nehmen, nun aber sage ich Ihnen, wagen Sie nicht länger Ihr hochverräterisches Treiben fortzusezen, denn wir werden es nicht dulden, wagen Sie es nimmer, in Wort und Schrift für Ihre radikalen Anschauungen einzutreten und für Ideen unter der Arbeiterschaft Propaganda zu machen, die für diese nicht taugen".

Arnold hatte unter dieser vehementen Anklage und Androhung nicht mit den Wimpern gezuckt. Er wußte, was er für sich selbst heraufbeschwor, und daß er von nun an die rücksichtsloseste Verfolgung zu gewärtigen habe, aber er war entschlossen und er entgegnete ohne Troz, aber voll Bewußtsein und Würde: „Exzellenz, Sie verlangen Unmögliches und nicht einmal Berechtigtes, denn wenn das, was sich vollziehen muß, ohne gewaltsame Revolution, ohne Kampf und Schwert sich vollzieht, so geschieht es einzig und allein durch die Propaganda der Ideen".

Der Graf war um eine Nüance blasser geworden, und er entgegnete eisig:

„Sie erklären Sich selbst als Feind unseres Staatswesens, Sie werden es begreifen, daß uns daraus die Pflicht erwächst, Sie möglichst — unschädlich zu machen".

Arnold verneigte sich leicht: „Tun Sie, Herr Graf, was Sie als Ihre Pflicht erachten, ich werde dasselbe tun". — —

Die Gräfin hatte im Salon die Rückkehr Arnolds erwartet. Jezt ertönte die Klingel des Grafen. Sie besann sich einen Augenblick, dann öffnete sie ein wenig die Tür, die aus dem Salon in das Entrée führte.

Ein Diener trat aus dem Zimmer des Grafen.

„Was wünscht der Graf?" fragte sie.

„Der Exzellenz-Herr hat den Wagen befohlen, er will sogleich nach Solenbad".

„Mit dem Doktor?"

„Der ist schon verabschiedet, er fährt soeben fort".

Die Gräfin sah sehr erstaunt aus. Nach kurzer Ueberlegung trat sie in das Zimmer ihres Gatten.

Sie fand ihn mit heftigen Schritten im Zimmer auf und niedergehend.

„Du warst mit ihm unzufrieden?" fragte sie zögernd, „er hat also deinen Erwartungen nicht entsprochen?"

„Er ist von Sinnen", antwortete der Graf, und man sah, es tat ihm wohl, seinem Zorn mit einem Worte Luft machen zu können, „von Sinnen, von Sinnen! aber wir werden mit ihm fertig werden".

„Und du willst abermals und noch vor dem Diner nach Solenbad?" fragte sie besorgt.

„Er soll nicht zum Volke sprechen, nicht mit einem Wort, — und der Staatsanwaltschaft ist sofort Mitteilung zu machen — ach, der Mensch ist höchst gefährlich, denn er ist nicht zu gewinnen — fort mit ihm". — — — — — —

An diesem Nachmittag des Festes Peter und Paul, wo ein Zuzug von Arbeitern von all den umliegenden Ortschaften nach Solenbad stattfand, um an der angekündigten Volksversammlung sich zu beteiligen, und nachdem die Massen sich vor und in dem Lokale, wo diese tagen sollte, zum größtenteil bereits zusammengefunden, wurde diese Versammlung durch obrigkeitliche Verordnung untersagt und die Leute aufgefordert, in Ruhe auseinander zu gehen.

Eine ansehnliche Anzahl von Sicherheitsorganen war dafür aufgeboten, die zugleich mit allem Eifer nach den angekündigten Sprechern und Referenten forschte. Arnold Lefebre sollte als Verfasser jener gefährlichen Broschüren, Georg Hofer als Verbreiter verbotener Druckschriften zur Verantwortung gezogen werden. Man hatte die Verhaftsbefehle für beide bereits in der Tasche und war nun bemüht, sie zur Ausführung zu bringen. Aber die beiden waren gewarnt. Sie wußten, was ihnen hier bevorstand und waren daher nicht erschienen, es wäre nuzlose und alberne Selbstaufopferung gewesen.

Umso ernstlicher, mit umso größerem Nachdruck wurde ihre Verfolgung in Szene gesezt.

In derselben Nacht war berittene Gendarmerie in all die umliegenden Ortschaften entsendet worden, um ihrer habhaft zu werden; zugleich wurde für das Morgenblatt des Sonntags eine Notiz eingeschickt, worin die Staatsgefährlichkeit dieser Individuen mit den düstersten Farben gemalt und zugleich die loyale Bürgerschaft verwarnt wurde, ihnen Obdach zu geben, ohne zugleich die Polizei davon zu verständigen. Um jedem Irrtum von vorneherein zu begegnen, war ihre genaue Personenbeschreibung hinzugefügt. — — — — — —

Am Sonntag Morgen, als die ersten Strahlen der Sonne über die Berge krochen, fuhr Elsa durch ein Geräusch geweckt aus dem Schlafe.

Sie bemerkte jezt, daß Sand und Steinchen gegen ihre Fenster geworfen wurden. Rasch erhob sie sich, schlüpfte in ihr Morgenkleid und trat an das Fenster.

Sie sah ihre Freundin Eva unter demselben stehen, die ihr Zeichen machte, zu ihr herabzukommen.

Elsa ließ sie nicht lange warten.

Alles schlief noch im Hause, als sie leise die Tür öffnete und die Stufen hinabschritt.

Wohl eine halbe Stunde lang gingen die beiden hierauf im Garten auf und nieder, eng aneinander gedrängt, im eifrigsten Gespräch.

Eva schien die Ueberbringerin einer wichtigen Botschaft, und ein staatsgefährlicher Name wurde von blühenden Mädchenlippen hier wiederholt und in zärtlicher Unbefangenheit ausgesprochen. Wußte diese kleine Eva mehr, als der Polizei in ihren allereifrigsten Recherchen bisher gelungen war, zu erfahren?

Elsa sah ernst und gedankenvoll aus. In ihren erregten Zügen spiegelte sich deutlich die innere Bewegung und ihre Augen leuchteten in erhöhtem Glanz.

Sie drückte Eva wiederholt die Hände und küßte sie dann wieder wie in aufstürmendem Gefühl. Und jezt noch eine Frage, und noch eine, die ihr von ihrer Freundin in gleicher zwangloser Vertraulichkeit beantwortet wurden.

Elsa nickte leise und schloß die Augen. Einige Augenblicke schien sie wie abwesend, dann schlug sie den ernsten Blick wieder empor und atmete tief auf. So tut man in jenen entscheidenden Momenten, wo man einen Entschluß faßt, der gültig bleibt fürs ganze Leben.

Endlich trennten sie sich. Eva nahm den Weg, den sie gekommen, über die Mauer zurück, Elsa begab sich ins Haus und weckte Frau Gerta.

Eine Stunde später verließ sie mit ihrer treuen Dienerin die Villa, zum größten Erstaunen des Portiers, dem Elsa einen Brief für ihre Tante einhändigte.

Die beiden Frauen begaben sich mit dem Frühzuge nach Wien.

23. Kapitel.

Eine liebliche Sommernacht ist über Amsee gelagert, eine jener herrlichen Sommernächte, wo in der reinen, dunstlosen Atmosphäre die Sterne stärker flimmern und das Licht im Westen langsamer verglimmt, so langsam, daß dort das Firmament hell bleibt, fast bis zu dem Augenblick, wo im Osten schon wieder die graue Dämmerung eines neuen Tages heranbricht.

Der halbe Mond in seiner sommerlich tiefen Stellung schwebte am Rande des Salzberges dahin, bald wird er völlig dahinter verschwunden sein; den See erleuchtet er nicht mehr, und nicht mehr die massigen Berge, riesenhaft stehen sie da

und die Wassermasse breitet sich schwarz zu ihren Füßen aus, reflexlos und unbewegt. Da ertönen Ruderschläge. Jeder Schlag ins Wasser ist in der stillen Nacht deutlich vernehmbar.

Es ist Elsa, die über den See fährt. Allein steht sie im Boote.

Und wieder spähen ihre Augen nach dem Ufer, wo das kleine verlassene Haus steht, und wieder strebt sie ihm ungeduldig entgegen. Aber heute ist es nicht das verstörte, erschreckte Kind, das hier eine Zuflucht sucht vor dem Treiben der Welt, in dem es sich nimmer zurecht findet, weil es die Liebe verloren und der Glaube ihm nicht gegeben war, heute ist es ein Weib voll Bewußtsein und Kraft, dem die Liebe aufgegangen in ihrer heiligen Macht und Bedeutung.

Sie kennt Arnolds Lage und weiß, was ihn bedroht. Sie weiß, daß er nur diese Nacht hier zu verweilen gedenkt, wo er in Sicherheit und mit Ruhe alle Verfügungen treffen kann, aber daß er als ein Verfolgter, Geächteter von hier gehen und in das Leben wieder hinaustreten würde, als einer jener Initiatoren, die in der Zeitbewegung in der vordersten Reihe stehend, ob ihrer geistigen Bedeutung am grimmigsten gehaßt und selbst von denjenigen, mit denen sie kämpfen, am unnachsichtigsten beurteilt werden. Aber sie steht in diesem Kampfe zu ihm mit ihrer ganzen Ueberzeugung und zugleich mit ihrem innigsten Empfinden.

Sie will an seiner Seite bleiben, und so ist, was sie bisher still und demütig im Herzen getragen, durch sein Drangsal zur flammendsten Begeisterung emporgewachsen und zum Entschluß gereift.

Nur eine Stunde war ihr heute geblieben zur Unterredung mit ihrem Advokaten, aber alles war geordnet und festgestellt worden, und sie war unverzüglich wieder abgereist und hierher gekommen, nur Gerta zurücklassend, um all die Verfügungen, die für ihre Selbständigkeit getroffen waren, zu Ende zu führen.

Sie gehörte von nun an sich selbst an, sie war frei.

Hier ist jetzt alles Ruhe und Schweigen. Kein Laut ist hörbar, kein Hauch regt sich um sie herum, alles scheint zu schlafen. Drüben aber an dem einsamen Ufer pocht ein Herz mit namenloser Sehnsucht ihr entgegen.

Arnold liegt im Grase am Uferrand; den Kopf etwas erhoben, auf die Hand gestützt, horcht er mit geschärften Sinnen in die Nacht hinaus.

Er erwartet sie. Wird sie kommen?

Sein junges Herz gibt sich zum erstenmal dem ganzen sinnberückenden Zauber seiner ersten, starken Liebe hin. Es ist wie eine Flut, die in ihrem stürmischen Andringen alles, was sich da noch entgegenzusezen wagt, zu verschlingen droht.

Er liebt — es gibt kein Höheres in der Natur, kein Mächtigeres. Und dennoch, was erhofft er, was begehrt er?

Und wenn sie nun käme, die er in fiebernder Pein und Ungeduld erwartet, wie soll er ihr entgegentreten, was darf er ihr sagen?

Müßte diesem Wiedersehen nicht sofortige Trennung folgen? Trennung vielleicht für immer? Und könnte das sein? Und wenn er sie hielte, könnte er sie wieder von sich lassen?

Aber er ist ein Soldat, der im Dienste einer Sache steht, die heute vielleicht noch eine verlorene ist, und er hat mit allem gebrochen, was bürgerliche Existenz bedeutet.

Will er die, die er liebt, nun an sein Schicksal ketten, mit hineinziehen in Kampf und Streit? Derselbe wird ein erbitterter sein, er fühlt es. Und man wird die aus Ueberzeugung darin Verharrenden absichtlich quälen, sie hezen, wie man das edle Wild hezt, weil es die grausamste Lust ist, hohe Kraft und Ausdauer endlich gebrochen und vor den Augen verenden zu sehen. Würde es alsdann ihm Trost sein, ein Weib zu haben, das mit ihm leidet und mit ihm fällt? Er hätte an seinem Teuersten ein Verbrechen begangen.

Und wenn es auch nicht zum äußersten käme, was kann er ihr bieten?

Ist er denn nicht ärmer als der Aermste in diesem Kampfe? Seine Mitstreiter haben gelernt ihre Arme zu rühren, und sie können diese in ehrlicher Weise verdingen, um Weib und Kind zu ernähren, aber er hat nichts gelernt als eine Feder zu führen, und diese kann und wird er nicht verkaufen.

Er schlägt mit dem Kopf gegen den Boden, und sich in das Gras wühlend, erstickt er sein Stöhnen.

Aber horch! Rasch hebt er den Kopf, war es nicht ein Geräusch, das er vernommen? War es nicht Ruderschlag?

Ach, wie sein Herz wieder schlägt in Hoffnung und wahnsinnigem Entzücken. Wenn sie es wäre! Wenn —. Er will sich einreden, daß er nichts mehr begehre, daß er zufrieden wäre und überglücklich, sie nur zu sehen, nur einmal noch, um ihr die Hand zu drücken — zum Abschied.

Elsas Boot näherte sich langsam; es gleitet unter den überhangenden Sträuchern dahin.

Es hat noch nicht den Landungsplaz erreicht, als eine Männergestalt behende in dasselbe sprang.

„Elsa!" ruft er leise, und doch klingt der volle Herzensjubel hinaus, „du kommst — zu mir!"

Sie läßt das Ruder fallen und schon halten sie sich an den Händen.

„Ich mußte kommen," sagte sie voll einfacher Würde, und sie hatte damit all das Zwingende ausgesprochen, das sie dazu vermocht hat, die innere Notwendigkeit.

Ja, sie mußte kommen, wie hatte er auch nur zweifeln können, sie mußte kommen!

Er drückte ihre Hände an seine Brust, an seine Lippen, in leidenschaftlichem Dank und Ungestüm.

Da wehrt sie sanft ihn ab, und er wagt es nicht, sich dagegen aufzulehnen. Sie waren aus dem Boote gestiegen und gehen den Kiesweg entlang. Sie spricht zu ihm; ihr Stimme ist klar und sanft, wie Musik mildert sie sein Weh und sänftigt ihm das heiße Blut.

Sie hatten die Villa fast erreicht, und er bittet sie, damit sie nichts verrate, von rückwärts in die Küche einzutreten. Da zögert sie; einen Augenblick scheint sie zu überlegen und sagt dann leise und bittend: „Bleiben wir außen, die Nacht ist so schön; steigen wir noch ein wenig höher, da oben fühlt man sich so gut und so frei."

Wie lieb sie das sagte, wie kindlich, und doch lag all das Große darin, was eine Menschenseele an Liebe und Vertrauen einer anderen entgegenbringt.

„Da oben wird uns auch niemand hören," erwidert er ebenso leise, „der Ton verhallt zwischen den Felsen."

Sie erstiegen den Fußweg, der zwischen den Baumgruppen hindurch aufwärts führt; ihr Arm ruhte leicht in dem seinen. Der Weg war hier noch bequem genug, und sie gingen rüstig vorwärts.

Hier und da rollte ein Stein unter ihren Füßen hinweg und kollerte abwärts, dann zog er ihren Arm fester an sich.

Beider Schritt war elastisch; die jungen Glieder zeigten sich voll Kraft, und die Gleichartigkeit ihrer Bewegung, der genau geregelte Schritt brachte bei beiden die gleichen Muskeln und Organe in Tätigkeit.

Ihre Glieder bogen und streckten sich und ihre Lungen atmeten in gleichen Intervallen, ihr Herz klopfte in gleichen Schlägen.

Sie fühlten diese Uebereinstimmung, sie belebte sie, erfüllte sie mit physischem und seelischem Wohlbehagen.

Je höher sie kamen, um so beschwingter schienen sie, und ihre Brust atmete tief und voll und ihr Atem war frisch und würzig. Alles an ihnen zeugte von Jugend, Gesundheit und überquellender Lebenskraft. Sie hatten ein Plateau erreicht.

Bis hierher war der Weg durch Kunst hergestellt, weiter aufwärts hatte das Geröll ihn ungangbar gemacht, sie mußten Halt machen.

Dort zwischen zwei Schwarzföhren war eine Bank gestanden. Elsa war mit dem Vater hier oft gesessen, aber sie erinnerte sich auch, wie räumlich eng sie war, und wie sie sich dicht an ihn schmiegen mußte. Sie wollte Arnold nicht dahin führen, sie fürchtete fast, er könnte sie entdecken. Hier war eine kleine

Trift von Moos und Alpenkräutern dicht bewachsen, hier und da ragte ein ebenso dicht bewachsener Stein hervor.

Hier ließen sie sich nieder, ein wenig von einander entfernt.

Sie sahen vor sich hinaus, über den dunklen See, nach den Hochtälern da drüben und nach den zackigen Gipfeln, an deren Rande der Mond stand.

Sie waren ja so hoch heraufgekommen, daß er ihnen wieder sichtbar geworden, aber schon sank er abermals unter ihr Gesichtsfeld hinab. Wie sie in dieser Einsamkeit so stille nebeneinander saßen, fühlten sie ihr Glück in solchem Uebermaß, daß es wieder fast zum Schmerz wurde. Sie sprachen kein Wort, sie sahen sich auch nicht an, sie berührten sich nicht, aber sie fühlten sich. Jeder ihrer Sinne war erhöht, jede ihrer Wahrnehmungen geschärft.

Es war eine ganz unglaubliche Ruhe, die sie hier umgab, aber in dieser scheinbar großen Stille der Hochmitternacht empfanden sie mit dem eigenen Herzschlag den Herzschlag der Natur, und gleich ihnen schien alles Sehnsucht zu atmen und Liebe.

Wie hell schien das zitternde funkelnde Licht der Sterne da oben; und mit den Lichtschwingungen, die aus unendlichen Fernen in unsere Atmosphäre hereinragen und auch sie berührten, schien ein leises Tönen verbunden. Und der Windhauch, der über die Oberfläche des schlummernden Wassers daher kam, sie kaum bewegend, sang er nicht auch? Und welch süße Wohlgerüche brachte er mit; sie vereinigten sich mit denen der Alpenkräuter um sie herum zu balsamischem Duft.

Jetzt schwirrte ein glühender Funke vorüber, einen Augenblick schien er in der Luft zu stehen, dann veränderte er die Richtung und kam wieder zurück. Es war ein Leuchtkäfer, der seinen lautlosen aber feurigen Hochzeitstanz tanzte. Im Grase lag die Braut, ein Demant funkelt nicht herrlicher, bald hat er sie gefunden.

Also auch in diesem niedern Tier erhöhte Phosphoreszenz, erhöhte Nerventätigkeit, und die Liebe der höchste Ausdruck in der Natur, das Hohelied der Schöpfung, Gott selbst.

In diesem Augenblick hatten sich ihre Hände gefunden und umschlossen — wie wenn zwei verschiedene Pole sich berühren, durchzuckte es sie — der elektrische Strom ging von dem einen Körper in den andern über.

Glaubt ihr euch noch trennen zu können? Ihr seid verbunden.

Sie lächelten, sie ahnten es vielleicht, und jetzt fanden sie auch die Sprache wieder. „Sag' mir alles", flüsterte Elsa, „verbirg mir nichts von dem, was dein Schicksal so geändert hat, und was in Zukunft dich bedroht".

„Ja Elsa, zwischen uns soll kein Geheimnis mehr sein". Und er erzählte ihr den Konflikt mit dem Vater und das tragische Ende seiner Mutter.

Sie schluchzten beide. Es ist das Zuviel ihres Herzens, das durch Tränen sich Luft macht und sie am Ersticken hindert. Aber das Verbrechen dieses Mannes erscheint ihnen auch so verabscheuungswürdig, und wie sie sich jetzt an den Händen halten, und jeder in dem Sein des andern sich wieder fühlt und wieder findet, können sie es in seiner Unnatürlichkeit nicht fassen.

Was dieser jungen Mutter widerfahren war, ist ein Schimpf, der dem ganzen Geschlechte angetan ward, und es schien Arnold, als sei auch dieser Reinen hier damit ein Unrecht zugefügt worden.

Da wendet er sich plötzlich von ihr ab und springt empor; und ist er seiner selbst so sicher, so sicher, daß er nicht ein ähnliches Verbrechen begehe? Er empfindet seine ganze Schwäche, er fürchtet sich vor sich selbst.

„Wir müssen uns trennen", sagt er in einem eigentümlich gepreßten Ton, „ich will gehen".

Sie bleibt unbeweglich, ihr Kopf gesenkt, von ihm hinweggewendet.

„Es muß sein", sagt er wie in Selbstermutigung, aber er bleibt vor ihr stehen. Ihr Schweigen, ihre Regungslosigkeit machen ihn betroffen, beginnen ihn zu beunruhigen. Was geht in ihr vor? Will sie ihn so entlassen, ohne ein Zeichen, ohne ein Wort, oder —? Er sieht forschend zu ihr herab, aber die Nacht verhüllt ihm neidisch ihr Antliz. Er will Gewißheit.

Und nieder kniet er an ihrer Seite, er beugt sich über sie, er lauscht auf ihren Atem, und jetzt legt er ihren Kopf sanft gegen seine Brust, und leise tasten seine Finger, wie kosend, über ihre Augen, ihre Wangen — Sie sind überströmt von Tränen. Da erfaßt ihn wilde Inbrunst und Manneszärtlichkeit; er umschlingt sie mit beiden Armen, er zieht sie schützend an seine Brust und küßt ihr die weinenden Augen trocken, und küßt ihr den bebenden Mund, und schluchzt nun selbst auf, in der seligen Raserei der Leidenschaft. Dann drängt er sie plötzlich von sich. „Geh'", sagt er, und der kurze Laut dringt nur mühsam über seine Lippen; „verlaß mich", — „geh' du zuerst — vertrau' mir nicht länger — hab' Erbarmen —" Und dann in gewaltsamer Anstrengung und mit einem rauhen, fast zornigen Akzent: „Geh', unten liegt dein Boot — steig' ein, und wenn ich dir nachkommen will, schlag' mit dem Ruder nach mir, wie nach einem wilden Tier — geh' — oder —" Aber schon umschlingt er sie aufs neue, und er drückt sie heftiger an sich, und drückt die heißen, verlangenden Lippen an die ihrigen — und er erstickt sie unter seinen Küssen. Sie ist ja doch sein. Da ringt sie sich von ihm los und stößt ihn von sich, heftig und kraftvoll.

Er taumelt von ihr hinweg, einem Trunkenen gleich.

Er will sich entfernen, aber als erläge er der sinnlosen Qual, wirft er sich auf den bemosten Boden nieder, sich Haupt und Brust zerwühlend.

(Fortsetzung folgt.)

Der Somnambulismus.

Von **Karl du Prel**. (Schluß.)

Wer, im System befangen, von der Voraussetzung ausgeht, daß alle Psychologie in Physiologie auflösbar sein muß, der muß konsequenter Weise das Hellsehen leugnen. Und wenn er zwischen Ursache und Bedingung nicht unterscheidet, dann muß er es für eine Unmöglichkeit erklären, daß ein Mensch dadurch hellsehend werden kann, daß ein anderer Mensch an seinem Leibe magnetische Striche herunterführt. Diese Unmöglichkeit wird aber auch jeder Einsichtige zugeben; es liegt in der menschlichen Hand keine Kraft, um einen anderen hellsehend zu machen. Wohl aber ist Folgendes logisch möglich: Bei den magnetischen Strichen, die ich an einem fremden Organismus herabführe, entströmt meiner Hand ein materielles Agens, das für den Sehnerv unsichtbar ist, außer etwa in der Dunkelkammer. Indem dieses Agens in den fremden Organismus übergeht, sich mit dem gleichartigen Agens desselben verbindend und es in noch nicht genügend aufgeklärter Weise verteilend oder lokalisirend, wird der Organismus in tiefen Schlaf versenkt. Bis hierher reicht der Kausalzusammenhang: der magnetische Strich ist Ursache des magnetischen Schlafes. Angenommen nun, es fänden in diesem Schlafe gewöhnliche Traumvisionen statt, so ist von diesen nicht mehr der Strich die Ursache, sondern die lezte Wirkung des Striches, der tiefe Schlaf, ist seinerseits wiederum die Bedingung jener Visionen, deren Ursache aber im Inneren des Organismus, nämlich in seinen physiologischen Dispositionen liegt. Noch viel weniger kann der magnetische Strich Ursache der wahren Visionen des Hellsehens sein. Aber in dem von ihm verursachten Schlafe findet eine Verschiebung der psychophysischen Schwelle statt; die für den wachen Zustand konstante

„Lichtenstein.“ (Seite 529.)

Trennungslinie zwischen Bewußtem und Unbewußtem wird also verlegt, ein neues Empfindungsmaterial wird geliefert, zunächst aus der inneren Körpersphäre, sodann aber auch aus der Außenwelt, und mit den neuen Empfindungen stellen sich naturgemäß auch neue Erkenntnisse und Fähigkeiten ein. Der magnetische Strich ist also nicht Ursache dieser Fähigkeiten, die schon latent in uns lagen, sondern er hat nur durch Unterdrückung des sinnlichen Bewußtseins das Hindernis hinweggeräumt, daß der Entfaltung dieser Fähigkeiten im Wege stand. Der magnetische Strich liefert also lediglich die Bedingung, bei deren Gegebensein es möglich ist, daß das vom sinnlichen Bewußtsein des Wachens unter die Schwelle zurückgehaltene transzendentale Subjekt die Empfindungsschwelle überschreitet.

Das alles ist nicht nur logisch möglich, sondern durch tausende von Experimenten schon als Tatsache konstatirt. Vom Licht der Sinne gilt also, was vom Licht der Sonne gilt. Diese erzeugt nicht die Fixsterne und vernichtet sie nicht, sondern läßt sie nur optisch hervortreten und verschwinden, je nachdem sie untergeht oder aufgeht; in gleicherweise tritt das transzendentale Subjekt aus dem Unbewußten hervor oder ins Unbewußte zurück, je nachdem das sinnliche Bewußtsein untergeht oder aufgeht.

Es ist ganz vergeblich, jemanden das Hellsehen auch nur seiner logischen Möglichkeit nach begreiflich zu machen, wenn er nicht diesen wichtigen Unterschied zwischen Ursache und Bedingung einsieht. Und doch findet sich diese Einsicht schon bei dem alten Plutarch, wenn er sagt: „Sowie die Sonne nicht erst dann, wenn sie aus den Wolken entweicht, glänzend wird, sondern es beständig ist und nur wegen der Dünste uns finster und unscheinbar vorkommt, ebenso erhält auch die Seele nicht erst dann, wenn sie aus dem Körper wie aus einer Wolke heraustritt, das Vermögen, in die Zukunft zu sehen, sondern besizt es schon jezt, wird aber durch ihre Vereinigung mit dem Sterblichen geblendet"*).

Durch die Wiederentdeckung jener geheimnisvollen Kraft, die wenig zutreffend als tierischer Magnetismus bezeichnet wird, ist für eine Experimentalpsychologie die Grundlage gelegt. Daß aber dieser Entdeckung die Anerkennung noch immer nicht in genügendem Maße gefolgt ist — erst die neueren regen Untersuchungen über Hypnotismus kündigen eine Wendung zum besseren an — erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, welche Konzession von Seiten der Arzneiwissenschaft in dieser Anerkennung läge. Die bloße Definition der Sache zeigt schon genügend die Schwierigkeit an, die ihr im Wege stehen. Ich wähle mit Absicht eine Definition, die den Mesmerismus auf seinen paradoxesten Ausdruck bringt, aber gleichwohl zutreffend ist. Die magnetische Behandlung ist eine Heilmetode, worin der Patient die Rolle des Arztes übernimmt — er nimmt seine eigene Diagnose vor und gibt selbst die Heilmittel an — während der Arzt, insofern als er mit dem Magnetiseur zusammenfällt, die Arznei bildet. Das zu glauben wird einem Arzte ziemlich schwer fallen; man wird große Mühe haben, ihn zu überzeugen, daß ein ungebildeter Mensch im Schlafe von Diagnose und Terapie mehr verstehen sollte, als ein hochgebildeter Arzt im Wachen.

Der Widerstand begreift sich also. Aber daß der Magnetismus und Somnambulismus ein Heilmittel ist, geht unwiderleglich schon daraus hervor, daß es einen natürlichen Somnambulismus gibt, den die Natur bei manchen Krankheiten als kritisches und wohltätiges Symptom herbeiführt; daß ferner der künstliche Magnetismus einen sehr tiefen Schlaf herbeiführt, der die anerkannten heilsamen Wirkungen des leichten Schlafes in erhöhtem Maße nach sich ziehen muß. Der Tiefe des Schlafes entspricht aber nicht nur seine physiologische Heilkraft, sondern auch die Klarheit des innerlichen Erwachens, weil sie den Verschiebungsgrad der Empfindungsschwelle bestimmt. Durch diese Verschiebung erstreckt sich die Wahrnehmungsfähigkeit auf die inneren Zustände und steigert sich zur klaren inneren Selbstschau. Dies macht eine Diagnose möglich, deren Wert nicht geringer anzuschlagen ist, wenn auch die technischen Ausdrücke der Wissenschaft dabei nicht zu Gebote stehen.

Aber auch inbezug auf die Außenwelt ist der Organismus nicht blos den Einwirkungen unterworfen, welche uns im Wachen bewußt werden, sondern auch noch anderen, die, weil unterhalb der Empfindungsschwelle liegend, erst mit Verschiebung derselben wahrgenommen werden. Von den chemischen Substanzen des Mineral- und Pflanzenreiches erfährt er Einflüsse, die im Wachen nur höchst selten als Idiosynkrasien zur Geltung kommen, und er fühlt ihr nüzliches oder schädliches Verhältnis zum Organismus, wie es im tierischen Instinkt geschieht. Auf diesem Vermögen beruht die Fähigkeit der Somnambulen, sich selber die geeigneten Heilmittel zu verordnen.

Die merkwürdigen Fähigkeiten des Somnambulen finden sich nicht immer alle zusammen in einem Individuum vereinigt, sondern häufig nur vereinzelt, so daß die Beobachtung mehrerer Fälle dazu gehört, um ein Gesammbild dieses Zustandes zu erhalten. Zudem sind die individuellen Unterschiede sehr bedeutend.

Ueber das Wahrnehmungsorgan und die Wahrnehmungsweise der Somnambulen ist man noch sehr im Dunkel. Da das Hirnbewußtsein der Somnambulen unterdrückt ist, hat man das Gangliensystem mit dem Sonnengeflecht als Zentrum für ihr Wahrnehmungsorgan erklärt, insoferne mit Recht, als mit den psychischen Funktionen im Somnambulismus Veränderungen im Gangliensystem ebenso parallel gehen, wie das sinnliche Bewußtsein mit Veränderungen des Gehirns parallel geht, welchen Parallelismus die Materialisten in ein Kausalverhältnis verwandeln zu dürfen glauben.

Wenn die Somnambulen selbst von ihrer Wahrnehmungsweise reden, geschieht es naturgemäß in der Sprache der Sinne; sie sprechen also von Sehen, Hören ꝛc. Es ist dies natürlich nur ein Behelf, und man kann nicht etwa das räumliche Fernsehen so auffassen, als würde der Gesichtssinn durch den Somnambulismus eine teleskopische Erweiterung erfahren. Es ist daher besser, die Bezeichnung der Wahrnehmungsweise des „inneren Sinnes" als eine bloße Uebersezung in die Sprache des Wachens anzuerkennen, statt in wörtlicher Auslegung dieser Bezeichnung sich zum Skeptizismus verleiten zu lassen oder verfrühte Definitionen dieses inneren Sinnes vorzunehmen. Mit Bestimmtheit können wir nur sagen, daß, aber nicht wie die Somnambulen wahrnehmen! Und da wir die Allgemeingültigkeit des Kausalitätsgesezes auch für diesen Zustand voraussezen müssen, so folgt daraus notwendig die Existenz eines Wahrnehmungsorgans und ein gesezmäßiger, durch ein materielles Agens vermittelter Zusammenhang zwischen diesem Organ und der Außenwelt, der zwar auch im Wachen vorhanden ist, aber unterhalb der Empfindungsschwelle verläuft, deren Verschiebung im Somnambulismus die Wahrnehmung möglich macht. Wenn man einen Träumer fragen könnte, ob er schlafe, so würde er es verneinen; diese Frage verneinen auch die Somnambulen mit Bezug auf ihr inneres Wachen, und zwar mit um so mehr Recht, als, was sie wahrnehmen, ein Teil der Wirklichkeit ist. Mag nun auch dieser innere Sinn ein noch sehr dunkles Wort sein, so sind doch die äußeren Sinne im Somnambulismus der Art geschlossen, daß sie für die innere Wahrnehmung nicht in Betracht kommen; es ist also nicht befremdend, zu hören, daß sogar Blindgeborene im Somnambulismus sehen*), wie sie auch im gewöhnlichen Schlafe Traumbilder haben.

Um die verschiedenen psychischen Funktionen der Somnambulen begreiflich zu machen und die dagegen gerichteten Zweifel zu zerstreuen, ist eine längere Untersuchung nötig, die ich mir für eine eigene Schrift vorbehalte. Hier muß ich mich auf bloße Andeutungen beschränken, die aber genügen mögen, um zu zeigen, daß sowohl Erkenntnisweise als Erkenntnisinhalt der Somnambulen über das sinnliche Bewußtsein und Selbstbewußtsein hinausragen. Diese bilden daher nur einen der uns Menschen

*) Plutarch, über den Verfall der Orakel.

*) Kieser, Archiv für tierischen Magnetismus. II, 1. S. 22.

möglichen psychischen Zustände, und nur der halbe Mensch ist definirt, wenn man nur sein geistiges Wesen im Wachen in Betracht zieht. Nicht im Wachen wohl aber im Somnambulismus vermögen wir es, die Diagnose unseres Inneren vorzunehmen und die nötigen Heilmittel anzugeben. Ein Gegensaz zum Wachen zeigt sich auch in der größeren Angemessenheit der Mienen und Geberden zu den inneren Empfindungen der Somnambulen; ihre Sprache veredelt sich und ihr Erinnerungsvermögen umfaßt längst vergessene Dinge. Ihre Visionen sind häufig allegorisch, wie ja häufig schon im gewöhnlichen Traum, so daß sie selbst oft den Sinn derselben nicht verstehen. Ihre Mienen verraten den Ausdruck eines ihrer neuen Lage entsprechenden Nachsinnens und ein hochgesteigertes Wohlsein. Wenn ihr inneres Leben zur höchsten Klarheit sich steigert, so zeigen sie auch eine moralische und intellektuelle Steigerung, welche leztere aber nicht als erhöhte Reflexion aufzufassen ist, sondern intuitive Erkenntnisweise, wie es stattfindet in den mit dem Somnambulismus verwandten Zuständen des Instinkt und der künstlerischen Produktion, mit vorwiegender Beteiligung des Gefühls und der Phantasie. Nehmen wir hierzu noch das Hellsehen mit seinem Abstreifen der Erkenntnisformen Raum und Zeit — worin die beste Bestätigung der Lehre Kants liegt — so kann man wohl sagen, daß sich im Somnambulismus eine dem sinnlichen Bewußtsein verschlossene Welt offenbart, und ein dem normalen Selbstbewußtsein verschlossenes Ich. Die physiologische und philosophische Erkenntnisteorie sind darüber längst im Reinen, daß die Welt unsere Vorstellung ist, die sich mit der Wirklichkeit nicht deckt; sie anerkennen eine jenseits unserer Sinne liegende transzendentale Welt. Dies wird bestätigt durch den Somnambulismus; er zeigt, daß unser Bewußtsein die Welt nicht erschöpft, indem die bloße Verschiebung der Empfindungsschwelle auch den Schleier von der transzendentalen Welt einigermaßen lüftet; er zeigt aber auch, daß das Gleiche vom Selbstbewußtsein, als einem bloßen Spezialfall des Bewußtseins, gilt, d. h. daß unser Selbstbewußtsein unser Ich nicht erschöpft, indem eine bloße Verschiebung der Empfindungsschwelle die transzendentale Verlängerung des Ich als Bewohner jener transzendentalen Welt erkennen läßt.

Bisher ist das Unbewußte von der Physiologie nur anerkannt worden inbezug auf die vegetativen Funktionen des Organismus, die sich ohne Anteil des bewußten Willens vollziehen, und im Denken, indem sie den im Bewußtsein auftauchenden Gedanken als Endresultat eines unbewußten Prozesses auffaßt. Einen größeren Schritt hat die Philosophie getan, und Hartmann hat in der ganzen Welt der Erscheinungen diesen für unser Bewußtsein unauflöslichen Kern des Unbewußten nachgewiesen. Damit ist nun für die Weiterentwicklung der Philosophie eine bestimmte Richtung angezeigt. Zunächst handelt es sich um eine nähere Definition des Unbewußten. Offenbar ist eine solche nur dann möglich, wenn Zustände des Menschen gegeben wären, worin die normale Empfindungsschwelle unseres Bewußtseins und Selbstbewußtseins verschoben ist. Das geschieht nun im Somnambulismus. Wir erkennen aus ihm, daß unsere unbewußten Funktionen nur relativ unbewußt sind, nämlich nur für den sinnlich erkennenden Menschen, daß sie aber begleitet sind von einem transzendentalen Bewußtsein — wodurch eben die Selbstdiagnose der Somnambulen möglich wird. Das Gleiche gilt vom Instinkt und der genialen Produktion, die ebenfalls vom transzendentalen Bewußtsein begleitet sind. Weil nun aber dieses transzendentale Bewußtsein unserem Ich in seiner transzendentalen Verlängerung angehört, und die Individualität im Somnambulismus keineswegs panteistisch zerfließt, sondern sogar gesteigert wird, so muß zunächst von dem Unbewußten der panteistischen Systeme eine große Provinz losgetrennt werden, und der metaphysische Individualismus tritt wieder in sein ihm verkümmertes Recht.

Das Individuum liegt also diesseits und jenseits der Empfindungsschwelle. Diese beiden Hälften unseres Wesens verhalten sich aber wie zwei Schalen einer Wage; die eine taucht über die Empfindungsschwelle in dem Maße auf, als die andere sinkt. Wenn die Somnambulen erwachen, schrumpft ihr Bewußtsein und Selbstbewußtsein zum normalen Zustande des Wachens zusammen. Die Empfindungsschwelle bewirkt also allerdings einen Dualismus unseres Wesens; aber es ist das ein gleichsam nur optischer Dualismus von zwei Personen eines monistischen Subjekts, wie ein Doppelstern in seinem gemeinschaftlichen Gravitationspunkt monistisch aufgehoben ist. Die menschliche Seelenlehre, welche von der modernen Naturwissenschaft wegen ihres Dualismus preisgegeben worden ist, verliert also dieses anstößige Merkmal und wird monistisch.

So bildet also der Somnambulismus die Grundlage für ein den Menschen betreffendes Lehrgebäude, dessen Inhalt sich zusammenfassen läßt als Lehre von der Zweieinigkeit des Menschen.

Unser Bauwesen und seine Reform.

Von **Karl Frohme.** (Forts. statt Schluß.)

Schwerwiegend sind auch die wirtschaftlichen Nachteile des Mietskasernensystems. Es veranlaßt, — besonders in Zeiten, wo der Wohnungsmangel von den Mietskasernenbesizern durch Steigerung der Mieten ausgenuzt wird — häufigen Wohnungswechsel. So wechselt in Berlin nahezu die Hälfte aller Mieter jährlich ihre Wohnung. Niemand ist sicher, im nächsten Quartal noch in der gegenwärtig von ihm bewohnten Behausung zu sein. Es geht ein Zug der Unruhe und Beängstigung durch die Masse der Mieter. Ein flüchtiges Nomadenleben tritt an die Stelle einer ruhigen angesessenen Existenz. Es bildet sich eine ewig wandernde, sich gewaltsam drängende und stoßende Bevölkerung, welche voll Mißmut über die Unsicherheit ihres häuslichen Lebens und über die unverhältnismäßig hohen Preise ihres zeitlichen Obdachs das Gefühl der Anhänglichkeit an den heimatlichen Boden notwendig einbüßen muß.

Diese Klasse geradewegs heimatloser Menschen bildet in jeder Großstadt die immense Majorität, den Grundstock der Bevölkerung. Ihr gegenüber steht eine Minorität, welche von den Häusern, die sie besizt, nicht blos ihre Lebensrente bezieht, sondern dieselbe auch auf Kosten der Mehrheit mühelos steigert, wo es irgend angeht. „Hierdurch bildet sich“ — sagt Geheimrat Dr. Engel — „ein neuer Klassenhaß aus, ein Haß zwischen Vermietern und Mietern.“

Der häufige Wohnungswechsel als Folge des Mietkasernensystems macht einen großen, völlig unproduktiven Aufwand für Umzugskosten nötig, führt Beschädigung, also Entwertung der Mobilien herbei und leistet der Unsolidität ausgedehnter Industriezweige bedeutend Vorschub.

Die meisten derjenigen, welche nie in einer Wohnung heimisch werden können, bald in diese bald in jene geworfen werden, richten sich so ein, daß sie ihre Mobilien und sonstigen Einrichtungen bei jedem Wechsel ganz oder zum Teil mit wechseln. Entweder sie mieten sich Möbel auf bestimmte Zeit, oder sie nehmen auf wohlfeilen Hausrat bedacht, den sie morgen mit derselben Gleichgiltigkeit verkaufen, mit welcher sie ihn heute anschaffen. Gleichzeitig sind sie bestrebt, durch äußerliche Eleganz ihrer häuslichen Einrichtung deren innere Wertlosigkeit zu verdecken. Die Erfahrung hat eben gelehrt, wie sehr die Möbel bei häufigen Umzügen an ihrem Werte verlieren, und nicht mit Unrecht heißt es deshalb im Volksmunde: „Dreimal umziehen ist so schlimm wie einmal abbrennen.“

Hier hätten wir also einen sehr engen Zusammenhang der

Wohnungsnot mit der zunehmenden Unsolidität der Erzeugnisse vieler Wohnungsausstaffirungs-Gewerbe, in denen sich mehr und mehr das Bestreben geltend macht, durch äußere, leicht aufgetragene Eleganz die Möbel und den sonstigen Hausrat dem Auge des Käufers angenehm zu machen, während sie bei näherer Betrachtung sich als der ärgste Schund erweisen. Wirklich solide Möbel sind, wenigstens für die Masse der Bevölkerung, schon längst eine Seltenheit geworden, und unterliegt es sonach keinem Zweifel, daß am Verfall der Möbelschreinerei die Wohnungsverhältnisse einen großen Teil der Schuld tragen.

Wie schon bemerkt, ist das Umziehen eine durchaus unproduktive, also den Nationalwohlstand schädigende Arbeit. Die positiven Kosten derselben berechnet Engel für Berlin z. B. auf 4 % des Mietzinses, was gegenwärtig die Summe von über 4 millionen Mark jährlich ausmachen würde. Dazu kommt noch der Verlust, der dadurch herbeigeführt wird, daß die Umziehenden in ihrer Berufstätigkeit, also in ihrem Erwerb gestört sind, und zwar einmal durch das oft tagelange Suchen nach einer Wohnung, sodann durch den Umzug selbst. Viele Millionen an Arbeitswert gehen auf diese Weise jährlich verloren.

Eine andere zu ernster Betrachtung herausfordernde Tatsache ist, daß durch den Mietskasernenbau und den mit demselben betriebenen schamlosen Wucher der Geist der Unsolidität auch in die Baugewerbe kommt.

Die Entwicklung unserer sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse hat es leider mit sich gebracht, daß die dringendsten Lebensbedürfnisse als Gegenstand des größten Konsums Objekt der niedrigsten und rücksichtslosesten Spekulation sind.

Mietssteigerungen und Häuserschacher bedingen sich, wie die Erfahrung lehrt, gegenseitig. Es ist verhältnismäßig selten, daß jemand ein Haus baut, lediglich um darin zu wohnen, um ein dauerndes Heim zu haben. Die meisten der Häuser, die in den Städten erbaut werden, dienen dem Zwecke, durch Vermietung der Wohnungen eine Erwerbsquelle zu sein.

Haus- oder Miethherr zu sein ist in allen Städten, wo das Etagenwohnen Sitte ist, ein besonderer Lebensberuf geworden, — ein Beruf, bei welchem einerseits die Prozente des im Hausbau oder -Kauf angelegten Kapitals, andererseits der äußere Schein der Häuser die erste Rolle spielen.

Die meisten Bauunternehmer bauen in der ganz bestimmten Absicht, die erbauten Häuser möglichst bald und mit möglichst hohem Profit wieder zu verkaufen. Dies macht das solide Bauen mehr und mehr zur Ausnahme, das unsolide zur Regel. Das Haus ist seinem Erbauer oder seinem Eigentümer gleichgiltig; er betrachtet es nur als eine Waare, die er schnell und mit großem Nuzen loszuwerden sucht; er hat deshalb auch nicht das geringste Interesse an der gesunden Beschaffenheit des Baugrundes und des Hauses, an der Güte der verwendeten Materialien und der Solidität der Arbeiten. Sein Bestreben ist: die äußerste Billigkeit zu erzielen, und in diesem Bestreben kommen ihm die üblen Verhältnisse, unter denen das Handwerk leidet, nur zu sehr zu Hilfe.

Es ist eine Erfahrungstatsache, daß die meisten Bauunternehmer direkt und in der unverschämtesten Weise auf die Notlage der Bauhandwerker spekuliren und daß sehr viele gewissenlos genug sind, die Handwerker dadurch, daß sie ihnen gegen Verschreibung ihres Eigentums Darlehen geben, fest an sich zu ketten und sie so zu willenlosen Werkzeugen ihrer betrügerischen Unternehmungen zu machen.

Wer über den Verfall der Baugewerbe, über den in dieselbe hineingetragenen Geist des Schwindels und der Unsolidität klagt, der möge diese Tatsachen berücksichtigen!

Um die Korruption vollständig zu machen, tritt der Baustellen-Wucher hinzu, der mit Recht als „die verderblichste und verdammlichste Konsequenz des monopolistischen Karakters des Grundeigentums“ zu bezeichnen ist. Er äußert sich besonders da, wo mehr Wohnungssuchende als Wohnungen vorhanden sind, wo also eine Wohnungsnot überhaupt besteht. In solchem Falle handelt es sich für den Spekulanten darum, entweder durch Neubauten auf bisher unbebauten Stellen, oder durch Ausbau, Vergrößerung bezw. Erhöhung bereits vorhandener Bauten neue Wohnräume zu schaffen. Wo die Baustellen sehr teuer sind, pflegt man zunächst lezteres zu tun; man nuzt den Vertikalraum bereits gebauter, niedriger oder weit angelegter Häuser durch Einbauung von Kellerwohnungen, Stockwerkaufsezung, Zubauung der Höfe und Gärten 2c. aufs möglichste aus. Ist das geschehen, dann wirft sich die Spekulation auf Erwerb von Bauplätzen zur Errichtung neuer Mietskasernen, wobei dann der Karakter des Mangels aufs unzweideutigste und entschiedenste zutage tritt. Dieser besteht ja eben darin, daß sein Objekt — der Grund und Boden — im Besize weniger und nur in beschränkter Menge vorhanden ist, während das Bedürfnis vieler und die Nachfrage nach der Nuzung desselben unbeschränkt ist. Daraus erklärt sich, daß die großstädtischen Baustellen sehr hoch im Preise steigen, und daß dieser hohe Preis zu einer vornehmlichen Ursache der Verteuerung der Gebäude und Wohnungen wird.

Dieser Wertzuwachs des Grund und Bodens und damit der Gebäude und Wohnungen nun fällt dem Spekulanten ohne die geringste Arbeit und Gefahr in den Schoß. Aus der Sucht, an solchem mühelosen Erwerb teilzunehmen, entsteht das Jagen nach Grundstücken. Ein professioneller Baustellerwucher schamlosester Art bildet sich aus, der in seinen korrumpirenden Wirkungen die Korn- und Geldjobberei bei weitem übertrifft.

So war bereits im Jahre 1873 sämmtliches Land in zweimeiligem Umkreise von Berlin in die Hände von Bauspekulanten übergegangen; zum großen, wo nicht zum größten Teile ist es heute noch nicht bebaut. Ebenso war damals in Dresden sämmtliches Land bis eine Meile von dem südlichen und östlichen Tore der Stadt zu enormen Preisen aufgekauft; noch heute geht der größte Teil desselben unbebaut von Hand zu Hand.

Häufig sind es, wie in Berlin, zunächst Aktiengesellschaften, die den Baustellen-An- und Verkauf en gros betreiben. Die Profite, welche derartige Gesellschaften zu Zeiten schon gemacht haben, sind von kaum glaublicher Höhe. Die „Berliner Bauvereinsbank“ z. B. erwarb im Jahre 1872 Areal die Quadratrute zu 420 Mark, wenige Wochen später verkaufte sie dieselbe zu 1026 Mark, also einen Profit von 606 Mark! Der berliner „Tiergartenverein“ verdiente in den ersten vier Wochen nach seiner am 12. Januar 1872 erfolgten Gründung nahezu eine Million Mark. Der Bauverein „Königstadt“ erwarb die Rute Baugrund mit 250 Mark und verkaufte sie mit 792 Mark. Ein einziger Spekulant, der es verstand, die Ländereien Lichterfeldes bei Berlin zu erwerben und nach allen Regeln der Kunst „auszuschlachten“, erzielte daraus einen Reingewinn von mehreren millionen Mark.

Sind solche Gewinne auch dem „Erfolge ehrlicher Arbeit“ gleichzustellen, oder mit welch anderer Bezeichnung muß man sie belegen? Auf diese Frage wird jeder Leser selbst die richtige Antwort sich geben können!

Ferne liegt es uns, dem Einzelnen, der einmal eine ihm gehörende Baustelle oder ein Haus teuer verkauft, und so „arbeitslosen Kapitalwert“ eingestrichen hat, eines Verbrechens gegen die Volkswohlfahrt zu beschuldigen. Es ist ja leider nun einmal so, daß unter der heutigen schrankenlosen freien Konkurrenz der Selbstsucht ein Einzelner leicht zu Grunde geht, wenn er seine Selbstsucht nicht auch walten läßt. Diejenigen alle, die den Baugrund- und Häuserwucher systematisch und professionell betreiben, trifft diese Beschuldigung mit vollem Recht. Sie gestalten das private Grundeigentum zu einer Hauptquelle der Volksbedrückung und des arbeitslosen Erwerbes; sie versündigen sich schwer an der Menschheit, indem sie die Nuzung eines Gutes, des Grund und Bodens, verkümmern, daß die Natur den Menschen freiwillig, ohne Menschenarbeit gegeben hat, wie die Luft und das Sonnenlicht. Ihr verruchtes System ist unendlich viel aussaugender und drückender, als die schwersten Staatsabgaben; — je größer das Elend des Volkes infolge der Wohnungsnot, je größer ist ihr Profit.

Den allerschwersten Vorwurf verdienen diejenigen Gemeinde-

Die St. Egidienkirche zu Nürnberg. (Seite 530.)

vertretungen, die kein Bedenken tragen, mit dem Grund und Boden der Gemeinde Wucher zu treiben, entgegen ihrer Pflicht, die Wohlfahrt ihrer Bürger nach Kräften zu fördern und besonders des wirtschaftlich schwachen Teiles der Bürger sich anzunehmen. So kauft z. B. erwiesenermaßen die Stadt Leipzig möglichst viel bebaubares Areal zu möglichst billigen Preisen auf und veräußert es dann wieder an Baulustige zu möglichst hohen Preisen und unter Bedingungen, welche die Erbauung billiger Wohnungen nicht gestatten. Die Folge dieses Wuchers ist die Verdrängung der ärmeren Bevölkerung in die Vorortsgemeinden, die dadurch mit Armut überlastet werden.

In manchen Gemeindevertretungen machen förmliche Kolonien von Grundstück-Spekulanten ihren korrumpirenden Einfluß geltend. Die Masse der ökonomisch schwachen und abhängigen Bevölkerung hat ja meistens in Sachen der städtischen Verwaltung wenig oder gar nicht mitzusprechen.

Wenden wir uns nun zu einer besonderen Art des Bauschwindels, unter der hauptsächlich die Bauhandwerker viel zu leiden haben. Dieselbe besteht darin, daß Bauplazspekulanten an mittellose, oft als notorische Schwindler bekannte Unternehmer Bauplätze mit äußerst wenig Anzahlung gegen hypotekarische Belastung mit der Kaufrestsumme und unter der Bedingung teuer „verkaufen", daß der Plaz binnen kurzer Zeit bebaut ist. Hierauf nun suchen die Unternehmer gegen Bauhypoteken Geld, welches ihnen nach Fertigstellung jeder Etage gegen hohe Prozente und Nebenspesen geliehen wird, und womit sie einen Teil der Bauhandwerker bezahlen, um von diesen Kredit zu erhalten. Meistens sind die Darleiher von Geld gegen Bauhypoteken wiederum die Bauplazverkäufer selbst, oder mit denselben unter einer Decke steckende Banquiers. Infolge der Hypotekenversicherung erwerben sie den Neubau meist, wenn der Unternehmer, nachdem er einige Zeit auf Kosten des unsoliden Kredites gelebt hat, bankerott macht, während die Bauhandwerker zum größten Teile unbezahlt bleiben. Gelingt es indes einem solchen Unternehmer seinen Kredit zu bewahren, bis das Haus ziemlich fertig ist, so sucht er möglichst hohe Brandkassen-Einschäzungen zu erlangen, damit er gegen Hypoteken möglichst viel Geld von Privaten oder Sparkassen zc. geliehen erhält — zuweilen sogar mehr, als ihm der Bau gekostet hat — und später das Haus über den Wert verkaufen kann.

Auch dieses „Geschäft" wird systematisch und professionell getrieben. — Je geriebener der Spekulant ist, je mehr er von gutmütigen und leichtgläubigen Leuten Kredit zu bekommen weiß; je mehr er versteht, Neubau an Neubau zu reihen und Schulden auf Schulden zu häufen: je länger kann er das Geschäft betreiben und um so besser für die Zeit nach dem Konkurse sorgen. Tritt die Katastrophe ein und finden sich Käufer, so erhält zuerst der Bodenverkäufer sein Geld für das teuer verkaufte Bauland sammt Baarvorschuß nebst Wucherzinsen. Muß er dagegen die Häuser selbst übernehmen, so macht er in der Regel nochmals ein gutes Geschäft, da ja dieselben mindestens zur Hälfte mit fremdem Gelde erbaut sind. Es kommt daher auch häufig vor, daß Lieferanten und Bauhandwerker, wenn sie unter allen Umständen Geld haben müssen, vom Bauspekulanten aber keins bekommen können, dem lezteren gemeinsam Bürgschaft leisten für aufzunehmende Hypoteken, und dann, wenn die gerichtliche Versteigerung kommt, die teuren, schlecht gebauten und nicht rentirenden Häuser übernehmen müssen, womit sie gewöhnlich schlimmer dran sind, als hätten sie niemals eine Zahlung erhalten.

Wie schon erwähnt, betrachtet der Erbauer oder der Eigentümer eines Hauses dasselbe als eine „Waare". Diese Auffassung ist durchaus falsch, denn unter Waaren im gewöhnlichen Sinne versteht man solche Objekte, welche sich durch Inanspruchnahme neuer Naturfonds, wie z. B. eines Bergwerks oder eines Waldes und durch Aufwendung von mehr Kapital und Arbeit beliebig vermehren lassen. Das ist bei Gebäuden und Wohnungen aber nicht der Fall; sie lassen sich an bestimmten Stellen der Städte gar nicht vermehren, sie bilden vielmehr — nach Engels Definition — an der Stelle, wo sie sind, schon ein Monopol, und ihr Mietpreis ist weit weniger ein Konkurrenzpreis, als ein Monopolpreis. „Auch widerstrebt es einer etischen Auffassung des Lebens, die Wohnung, welche ja doch die Grundlage des Familienlebens ist, in welcher die Familienglieder den größten Teil ihrer Lebenszeit zubringen, und welche deshalb gleichsam mit ihnen und ihren Lebensschicksalen verwächst, schlechthin mit einer Handelswaare in eine Kategorie zu stellen." Gerade weil die Menschen ihre Wohnungen lieb gewinnen, fügen sie häufig zum Tauschpreise derselben einen Affektionspreis, legen sie sich, um nur nicht ausziehen, oder ihre Geschäftslokalitäten, worin sie ihren Erwerb haben, nicht verlegen zu müssen, selbst die höchst denkbare Mietssteigerung auf. Dieser Affektionspreis wird selbstverständlich zur Grundrente assimilirt bezw. übereignet; er betrug, nach Engels Berechnung, in Berlin für die zwanzigjährige Periode von 1853 bis 1873 weit über 300 millionen Mark.

Gewiß ist der bewährte Statistiker im Recht, wenn er aus alledem den Schluß zieht, daß sich in der Monopolwirtschaft des gewerbmäßigen Hausbesizer- und Wohnungsvermietertums ein Feudalismus herausgebildet hat, der als hauptsächliche Ursache der Wohnungsnot zu erachten ist und die Mietstyrannei mit sich bringt. Ueberall da, wo Wohnungsnot existirt, — möge dieselbe nun sich äußern in Wohnungsmangel überhaupt, oder in Mangel an geeigneten, den individuellen und wirtschaftlichen Bedürfnissen und Kräften der Mieter entsprechenden Wohnungen — überall da stehen Hausherren und Mieter nicht in dem Verhältnis von Verkäufern und Käufern einer Waare, sondern in dem von Herren und Hörigen zu einander.

Wie schon angedeutet, wird der Begriff „Wohnungsnot" nicht erschöpft durch das Vorhandensein eines Mangels an Wohnungen überhaupt; derselbe umfaßt vielmehr alles das, was inbezug auf schlechte Beschaffenheit, räumliche Unzulänglichkeit und unverhältnismäßig hohen Preis der Wohnungen zu sagen ist. Sonach beschränkt die Wohnungsnot sich nicht auf die Städte, auch ein großer Teil der Bewohner des flachen Landes hat unter ihr zu leiden; sie ist allgemein.

Wenn auch der Nuzen des Zerstreutwohnens auf dem flachen Lande in hygienischer Beziehung unbestreitbar ist, so darf doch nicht übersehen werden, daß derselbe durch den meist durchaus sanitätswidrigen Zustand der Dörfer und der einzelnen Behausungen, bezw. Wohnungen, mehr oder weniger aufgehoben wird. Eine direkte Folge dieses Zustandes ist, wie genaue Nachforschungen ergeben haben, daß die Sterblichkeit unter den Bewohnern vieler unserer Dörfer nicht geringer ist, als in großen und sehr ungesunden Städten. Das ist besonders der Fall in denjenigen Dörfern, wo viele arme Tagelöhner- und Kossätenfamilien ansässig sind, oder wo, wie auf den großen Gütern des Adels in Ostpreußen, Mecklenburg zc. die Wohnungen für Taglöhner von der Gutsherrschaft gestellt, oder richtiger gesagt, kontraktlich überwiesen werden. Was der königlich preußische Domänen-Administrator Dr. Frhr. v. d. Golz im Jahre 1864 schrieb, das hat auch noch heute Geltung: „Die Gutsbesizer suchen die entstehenden Kosten teils durch wohlfeile Bauart, teils dadurch zu verringern, daß man die Taglöhner in ihren Häusern möglichst eng zusammenpfercht. So findet man, daß die Mehrzahl der Wohnungen bloße Lehmwände hat; der Boden der Wohnräume besteht aus Lehmschlag, Kellerräume existiren nicht. Es ist nichts Seltenes, daß zwei, drei (und mehr) Familien zusammen in einer Wohnung untergebracht werden, welche aus einer mäßig großen Stube, einer kleinen Kammer, Stall und Bodenraum besteht". Und der Preis einer solchen Wohnung, den der Gutsherr in Anrechnung bringt, beträgt für den Taglöhner nicht selten 80 bis 100 Mark per Jahr! Wenn es den konservativen Herren Großgrundbesizern in Ostpreußen und anderen Gegenden Ernst wäre mit „sozialen Reformen", so hätten sie also bei sich selbst dazu die beste Gelegenheit!

Auch die Häuser und Wohnungen der selbstständigen und wohlhabenden Bauern entsprechen in den meisten Fällen nicht den allereinfachsten hygienischen Anforderungen.

(Schluß folgt.)

Am Bodensee.

Eine kleine Erzählung von **Hans Flux.**

(Schluß.)

Der Zufall ist ein merkwürdiger Gesell und er fügte es auch, daß sich Herr Magnus mit seinem Nachen nach längerer Zeit einem halb durch zahlreiche Obstbäume verborgenen Uferdörfchen gegenüber befand. Ein ehemaliges Kloster stand am Ufer; es hatte einen schönen, von einer Mauer umgebenen Garten mit kühlen Laubgängen. In diesem Garten aber wandelten keine Mönche mehr mit Kapuze und Brevier, sondern man schenkte feurigen Seewein — Meersburger Roten.

Herr Magnus legte sein Fahrzeug fest und trat in den Garten, denn da er einen fremden Nachen am Ufer sah, vermutete er Gäste drinnen im Klostergarten. Und richtig, da saß am Tisch ein ältlicher Mann von behäbigem Aussehen und mit einer Nase, deren Färbung verriet, daß ihr Inhaber mit dem roten Meersburger eine intime und dauerhafte Freundschaft geschlossen haben müsse.

Herr Magnus sezte sich an den Tisch und erfuhr von dem redseligen Alten, daß er auch eine Fahrt in der Frühe auf dem See gemacht habe und nun auf seine Tochter warte, die ihn begleitet habe und hier im Dorfe den Frühgottesdienst besuche, um dann mit ihm zurückzufahren.

Man tat sich gütlich an dem feurigen Wein und der Alte schien an der Unterhaltung des jungen Mannes Gefallen zu finden. Magnus konnte die Gegend nicht genug loben.

„Und unsere Mädchen, gefallen die ihnen auch?" fragte der Alte schalkhaft blinzelnd.

Herr Magnus fühlte, wie er errötete. In diesem Augenblick aber hörte man eine frische Stimme singen und trällern und um die Ecke des Laubgangs bog — Schön Minna in eigener Person. Sie hatte ihr Gesicht im klaren Quellwasser genezt und sah so frisch aus, wie einer betaute Rose.

„Meine Tochter," sagte der Alte stolz.

Man verbeugte sich und auch Minna errötete leicht. Indes nahm sie ungezwungen plaz und man plauderte weiter.

Der alte trank ein ziemliches Quantum vom roten Meersburger und nickte alsbald ein. Herr Magnus erhob sich und bat Minna, ihm den schönen Garten und das Kloster ein wenig zu zeigen. Sie sah ihn schelmisch an und lehnte sich auf seinen Arm, den er ihr bot. Sie schritten durch die herrlichen Laubgänge und lauschten dem Gesang der Vögel; viel lieblicher aber dünkte dem jungen Mann das heitere Geplauder seiner Begleiterin. Sie kam ihm heute gar nicht so stolz vor wie damals, als er sie aus der Kirche kommen sah. Er sprach es offen aus.

„Ja," sprach sie, „ich bin nicht so hochmütig, als man mir nachsagt. Allein gegenüber den einfältigen Menschen, die sich leider unter den jungen Herren meiner Vaterstadt hervordrängen, glaube ich jene Haltung annehmen zu müssen."

„Und gegen mich nicht?"

„Sie sind auch anders als jene."

Sie blickten sich tief in die Augen. Herr Magnus strahlte vor Glück, Minna aber wandte ihren Blick hinweg.

Sie gelangten auf ein Rondell, von wo man einen hübschen Anblick auf den See hatte. Magnus war entzückt, aber immer kehrten seine Blicke zurück zu dem rosigen Antliz seiner Begleiterin, das ihn unendlich mehr interessirte, als alle Gebirge und Seen der Welt.

Man ließ sich auf eine Bank nieder. Magnus hatte die zierliche Hand Schön Minnas sanft gefaßt. Die Hand bebte leicht, aber sie entzog sich ihm nicht und Minna sah ihn lächelnd an. Da ward dem armen „Kanzleigehilfen" zu Mute, wie einst jenem Pagen, als die Königstochter Schön Rothraut im einsamen Walde zu ihm sprach: „Wenn du das Herz hast, küsse mich!"

Und was der Page tat, das tat Herr Magnus auch; er üßte Schön Minna auf den roten Mund. Seine Kühnheit tat die beste Wirkung, denn Schön Minna schloß die Augen und erwiderte seinen Kuß mit vielem Feuer. Darauf sah sie ihn zärtlich an.

„Böser Mensch!" sagte sie schalkhaft.

Sie küßten sich wieder und wieder, aber plözlich hörten sie die Stimme des Alten:

„Minna, Minna, wo steckst du?" Noch rasch einen glühenden Kuß, dann eilten sie beide dem Alten entgegen. Er drohte lächelnd mit dem Finger.

„Ihr habt wohl geschwärmt miteinander?"

„Jawohl," sagte Minna keck.

„Nun, fahren wir nach Hause," meinte der Alte.

Man fuhr zusammen, die beiden Kähne nebeneinander, und die beiden jungen Leute verkürzten sich die Fahrt durch allerlei verstohlene Liebesblicke. Ja, wenn die Kähne dicht aneinander lagen, tauchte Schön Minna ihre Hand in die blaue Flut und, merkwürdig, sie begegnete dort jedesmal der Hand des Herrn Magnus. Wie der Dichter*) sagt:

„Sie tauchte die Hand ins Wogenblau,
Den klopfenden Puls zu kühlen,
Er wollte zur selben Zeit einmal
Nach der Wärme des Wassers fühlen.

Und unter dem Wasser begegnen sich
Verstohlen die beiden Hände,
Und fliehen sich und fangen sich —
Es nimmt das Spiel kein Ende."

Aber einmal mußte es doch enden, nämlich als man landete. Der alte Fischer, eine derbe Natur, dem Herrn Magnus' freies Wesen gefiel, lud den jungen Mann zu einem Gericht Fische und zu einem guten Trunk auf den Abend ein. Schön Minna hätte diese Einladung nicht erst durch einen feurigen Blick zu unterstüzen nötig gehabt.

Magnus kam und in dem kleinen Garten, der dicht am Fischerhause lag und an den See stieß, verbrachte der junge Mann den schönsten Abend seines Lebens. Minna, die seit dem Tode ihrer Mutter dem Hauswesen vorstand, bewirtete selbst den willkommenen Gast. Man saß beim Wein bis tief in die Nacht und der alte Fischer freute sich des heitern Geplauders des jungen Mannes. Nur einmal wurde Magnus etwas gar zu übermütig und des Alten Stirn legte sich in Falten. Da fühlte Magnus einen leisen Druck auf seinen Fuß. Er wußte, woher der kam und was er bedeutete und gab der Sache geschickt eine andere Wendung.

Man trennte sich unter der Versicherung, sich so bald als möglich wieder zu treffen, und Magnus versprach, den Alten einmal Morgens auf den See zu begleiten. Minna begleitete Herrn Magnus ans Gartenpförtlein, und als er nach zärtlichem Abschied sich draußen befand, war er gewiß, daß diese liebliche Seerose durchaus geneigt sei, für ihn zu blühen. Der Alte aber sagte, als sein Töchterlein mit glänzenden Augen zurückkam:

„Nicht so voreilig, Minchen!"

Sie antwortete nicht, sondern floh lachend in ihre Kammer.

Aber diese kleine Idylle war nicht ganz so unbemerkt geblieben, wie es den Anschein hatte.

Wer am Bodensee bekannt ist, weiß, daß in jenem Landstrich, wo unsere kleine Geschichte spielt, das bureaukratische Wesen in hohem Grade ausgebildet ist. Solch ein Zollinspektor oder sonstiger Bureauchef fühlt sich berufen, sich um alles zu bekümmern, was seine „Untergebenen" tun und treiben, gleichviel, ob es zu ihrem Beruf gehört oder nicht. Er übt gern väterliche Zucht an ihnen, und es versteht sich von selbst, daß sie nach seinen Begriffen keine eigenen Ansichten haben dürfen. Dieser bureaukratische Zug pflanzt sich dann so der Stufe nach

*) Alexander Kaufmann.

fort; jeder drückt auf den, auf den er drücken kann, während er nach oben sich schmiegt und duckt. Man könnte einen bekannten Spruch dahin ändern:

„Es ist kein Schreiberlein so klein,
Es möchte denn ein Hofrat sein!"

Wer mit diesem sich aufblähenden „Schreibertum" schon zu tun gehabt hat, wird wissen, daß der Nationalökonom Friedrich List recht hatte, als er diesen Elementen den Krieg machte, was ihm freilich übel bekam.

Der Herr Inspektor war schon ungnädig gestimmt darüber, den „neuen Gehilfen" in der Frühmesse vermißt zu haben. Als er nun nach dem Kaffee bei einer langen Pfeife die Zeitung las, kam plözlich seine Tochter herbeigestürzt und zog ihn an's Fenster:

„Sieh mal, Vater, da kommt er mit der Fischer-Minna!"

Man sah die beiden Kähne landen und den „neuen Gehilfen" sich herzlich von Minna und ihrem Vater verabschieden. Das mußte ja schon eine dicke Freundschaft sein.

Der Inspektor und seine Tochter standen stumm, bis endlich Elise in die Worte ausbrach:

„Das ist ja unerhört!"

„Ja, das ist unerhört!" echote der Inspektor.

„Und dabei arbeitet er nichts!"

„Ja, dabei arbeitet er nichts."

Der ganze Sonntag Nachmittag ward damit zugebracht, die Blize zu schmieden, die den ahnungslosen Magnus zerschmettern sollten. Aber die ganze Sache sollte sich doch ein wenig anders entwickeln, als der Inspektor und seine Tochter glaubten.

Am anderen Morgen nahm Herr Magnus frühzeitig seinen Plaz ein mit dem festen Vorsaz, heute nicht viel nach Minna's Fenster hinüber zu blicken, sondern sich einmal ernstlich mit den Tabellen für die Diäten der Grenzaufseher zu beschäftigen. Manchmal blickte er indessen doch hinüber. Minna ließ sich nicht sehen, dagegen kam um neun Uhr mit dröhnenden Schritten und unheilverkündenden Mienen der Herr „Oberinspektor" zur Tür herein. Er schien sich als wandelndes Weltgericht zu fühlen.

„Herr Magnus, waren Sie nicht zur Frühmesse gestern?" frug er mit erkünstelter Ruhe.

„Nein," war die unbefangene Antwort.

„Warum nicht?"

„Weil ich —"

„Weil Sie den Frauenzimmern schon in aller Frühe den Hof zu machen hatten," fiel ihm der Inspektor mit erhobener Stimme ins Wort.

Das war Herrn Magnus zu viel. Seine Zornader schwoll.

„Was ich außerhalb dieses Bureaus tue, Herr Inspektor," sagte er mit scharfer Betonung, „das sind meine Privatsachen, für die ich hier keine Rechenschaft zu geben habe!"

Die Schreiber standen mit offenem Munde. So etwas war hier, soweit sie sich erinnern konnten, noch nicht vorgekommen.

„Wa — a — as," schrie der Inspektor, vor Zorn kirschrot werdend, „ich als Vorgesezter sollte mich nicht um die moralische Aufführung meiner Untergebenen kümmern?"

Das schlug dem Faß den Boden aus. „Hüten Sie Sich," sagte Magnus mit Würde, „daß ich mich nicht um Ihre moralische Aufführung bekümmere?"

Das sagte ein Kanzleigehilfe einem Zollinspektor, und der Himmel fiel doch nicht ein, der See trat nicht einmal aus seinen Ufern! Der Inspektor schien in einen Wutkrampf verfallen zu wollen; seine Augen rollten unheimlich in ihren Höhlen. Eine Katastrophe war jezt unvermeidlich, da griff eine höhere Macht ein. Man hatte in der Aufregung nicht bemerkt, wie draußen eine Droschke vorgefahren war. Dieser Droschke entstiegen drei Männer, die sich sofort in das Bureau des Hauptzollamts begaben.

Sie traten gerade ein, als der „Oberinspektor" mit zorngerötetem Gesicht vergebens nach Worten rang, um sich Luft zu machen. Als er die neuen Ankömmlinge sah, erblaßte er, verbeugte sich tief und stotterte einige Worte des Willkomms.

„Ah, was gibt es denn hier," sagte einer der eingetretenen Herren, dessen Physiognomie einen eigentümlich schnüffelnden und spürenden Zug aufzuweisen hatte.

„O nichts," sagte der Inspektor, gezwungen und untertänig lächelnd. „Ich mußte diesem jungen Manne, der erst eingetreten ist, seine Pflichten klar machen."

„So," meinte der andere, und sah sich den „Volontär" an; dann gingen die Angekommenen mit dem Inspektor in dessen Bureau. Die Türe schloß sich.

Aus dem Zischeln der hochgradig erregten Schreiber hörte Herr Magnus, daß eine Revisionskommission angekommen sei, welche die Bücher nachzusehen habe. Die Regierung sei darin jezt sehr strenge.

Die Bücher wurden nacheinander in das Inspektionszimmer geholt. Zum erstenmale wurde Herr Magnus von seinen Kollegen angeredet.

„Das wird eine schöne Geschichte werden," sagte einer. „Sie haben den Herrn Oberinspektor aber auch zu sehr erzürnt."

„Wie so?"

„Nun, Sie redeten ihn immer mit ‚Inspektor' an."

„Ich gebe jedem den Titel, der ihm zukommt."

„Sie hätten aber auch gestern in die Frühmesse gehen sollen."

„Das sind meine Sachen," sagte Magnus strenge. Der andere verzog das Gesicht, zwang sich aber zur Ruhe und fuhr fort:

„Leider haben Sie Ihre Tabellen nicht fertig gemacht. Dadurch sind wir mit dem Abschluß der Bücher im Rückstand geblieben, die Revision ist da und der Herr Oberinspektor wird nun wahrscheinlich den Orden nicht bekommen, den er mit Sicherheit erwartet hat."

Herr Magnus lachte laut auf. „Welch Unheil habe ich angerichtet! Daß die Tabellen noch nicht fertig sind, liegt daran, daß niemand mich auch nur im Geringsten unterwiesen hat, wie ich mich in diesem verworrenen Zeug zurechtfinden kann. Sie haben sich alle höchst unkollegialisch gegen mich benommen."

Damit machte Herr Magnus, welcher einsah, daß seine Stellung in dieser Sphäre unhaltbar geworden, eine abweisende Handbewegung, die so viel sagte, als daß er mit seinen „Herren Kollegen" weiter nichts zu tun haben wolle. Sie warfen ihm giftige Blicke zu.

„Der Kerl scheint wirklich der Fischer-Minna zu gefallen, die uns alle so hochmütig ansieht. Das kommt davon, daß er eben so hochmütig ist, wie sie!" So zischelte der erste Kanzleigehilfe dem zweiten ins Ohr.

„Auf was der wohl sich so viel einbildet," meinte der andere. „Aber der Oberinspektor wird ihm schon zeigen, wo der Zimmermann ein Loch gelassen hat. Dagegen wird ihm die Fischer-Minna nicht helfen können."

Die Revisionskommission kam bald wieder heraus und Herr Magnus hörte, wie einer der Revisoren zu dem Inspektor sagte:

„Wenn Sie einen Volontär haben, der nichts taugt, so müssen Sie Sich eben einen anderen anschaffen. Darum können wir uns nicht bekümmern. Hoffentlich werden die Bücher nun in aller Kürze abgeschlossen sein, damit wir, wenn wir wiederkommen, der hohen Landesregierung einen zufriedenstellenden Bericht erstatten können."

Aus der Form dieser Antwort erkannte der Inspektor, daß der Vogel, von dem er gehofft, daß er in sein Knopfloch fliegen werde, über alle Dächer davon geflogen sei und sich nicht so leicht werde einfangen lassen. Seine Wut über den unglücklichen Volontär kannte keine Grenzen. Als er die Revisoren hinaus begleitet hatte und er wieder herein kam, schoß er wie ein Raubvogel auf Herrn Magnus zu:

„Wissen Sie, was Sie angerichtet haben?"

„Allerdings," sagte Magnus spöttisch, „zunächst habe ich Sie nicht ‚Oberinspektor' genannt!"

„Was?"

„Dann habe ich gestern die Frühmesse nicht besucht!"

„Aber — —"

„Und dann habe ich gar einer jungen Dame den Hof gemacht!"

Der Klostergast. (Seite 530.)

„Schweigen Sie!" brüllte der Inspektor jezt mit Wut. „Sie haben Ihre Arbeiten nicht gemacht und deshalb den Abschluß der Bücher verzögert."

„Und nun werden Sie keinen Orden bekommen," ergänzte Magnus.

„Sie sind entlassen, sofort entlassen," sagte der Inspektor mit heiserer Stimme.

„Ich danke," sagte Herr Magnus, nahm seinen Hut und ging. Draußen hörte er noch, wie der Inspektor drinnen donnerte und wetterte.

Es war ihm wohl, als er die dumpfige Atmosphäre der Schreibstube hinter sich hatte und die frische Seeluft um seine glühenden Wangen spielte. Die Zukunft kümmerte ihn nicht; vor allen Dingen war er frei, die Welt stand ihm wieder offen, von der ihn die Schreibstube getrennt hatte, und er sagte sich mit Scheffel:

„Viel lieber jung ein Reitersmann
Und sterben im Gefecht,
Als acht.ig Jahre und sodann
Ein buckliger Schreibersknecht."*)

Aber nun mußte er zu Minna, um ihr sein übervolles Herz auszuschütten. Sie empfing ihn zärtlich und liebreizend wie immer; der Alte war auf dem See. Als er sich über das Widerfahrene beklagte, verschloß sie ihm mit Küssen den Mund. „Das wird nicht so schlimm sein," sagte sie. Als die Stunde kam, in der der Vater nach Hause zu kommen pflegte, drängte sie Herrn Magnus sanft hinaus. „Du kannst immer kommen," sprach sie, „auch wenn der Vater da ist; heute soll er dich aber lieber nicht sehen."

Wie nun Herr Magnus davon schritt, kamen doch ernste Gedanken über ihn. Und als er am Abend dieses Tages in sein Gasthaus kam, da merkte er, daß mit den Bureaukraten, wenn sie auch klein sind, nicht immer gut Kirschen essen ist. Man sah ihn mit sonderbaren Blicken an und aus allerlei Anspielungen erfuhr er gar bald, wie es in der Stadt schon herum sei, daß ihn der Inspektor wegen Faulheit, Unfähigkeit und Liederlichkeit entlassen habe.

Nun fühlte Herr Magnus erst die Wirkungen des kleinstädtischen Lebens. Der Klatsch verfolgte ihn. Die wenigen Bekannten, die er in den ersten Tagen gewann, wandten sich von ihm ab. Sein Sinn wurde trübe wie das Wetter. Es regnete, der See wurde von heftigen Stürmen gepeitscht und hing voller Nebel. Minna sah er andern Tags am Fenster; sie schien ihm verweinte Augen zu haben, doch grüßte sie ihn freundlich. Am Abend ging er hin; der alte Fischer war zurückhaltend und einsilbig. Minna war nicht da; auf die Frage nach ihr wurde ihm die Mitteilung, sie habe sich stark erkältet und sei zu Bett gegangen, wobei der Alte noch betonte, sein Kind dürfe Nachts nicht mehr in den Garten gehen; man erkälte sich gar zu leicht. Herr Magnus verstand die Anspielung. Er empfahl sich bald, ohne daß der Alte ihn zum Wiederkommen aufforderte.

Herr Magnus war recht unglücklich an diesem Tag. Er fühlte, wie sein guter Leumund unter kleinstädtischem Klatsch und elender Verleumdung zerrann. Und als er nach Hause kam, fand er dazu noch einen Brief von seinen Verwandten, in dem ihm mit dürren Worten angekündigt war, daß sie nach dem, was auf dem Hauptzollamt vorgefallen, ihre Hand für immer von ihm abzögen.

So kam ein Schlag nach dem andern und Magnus war nahe daran, den Mut zu verlieren. Aber da besann er sich noch zur rechten Zeit, daß er als ein Mann den Kampf mit allen Widerwärtigkeiten aufnehmen und durchfechten müsse. Da er von seinen Freunden fern und ohne alle Bundesgenossen war, so beschloß er sich auf seinen nächsten und zuverlässigsten Freund zu stützen, auf sich selbst. In dieser Nacht floh jeglicher Schlaf seine Augen. Herr Magnus schritt rastlos in seinem Zimmer auf und nieder, unruhige Gedanken in seinem Haupte umherwälzend. Endlich aber sezte er sich an den Tisch und schrieb und schrieb in einem fort die ganze Nacht. Schon erblich der Schimmer seiner Lampe im Morgenrot — da machte er den lezten Federstrich; dann aber warf er sich erschöpft auf sein Bett und tat einen langen, gesunden Schlaf.

Er hatte an die Revisoren geschrieben, die jüngst im Zollamt gewesen, und hatte auseinandergesezt, daß er in das Zollamt gekommen sei mit dem besten Willen, tüchtig zu arbeiten, wie er auch seinen Verwandten versprochen. Doch habe man ihn ohne alle Unterweisung gelassen und ihn gleich von anfang an grob behandelt, weil er den Inspektor nicht „Oberinspektor" titulirt habe; dann habe der Inspektor ihm offenbar übel genommen, daß er die Frühmesse nicht besucht habe und ferner habe er ihm Vorwürfe darüber gemacht, daß er sich in Gesellschaft einer jungen Dame — übrigens im Beisein von deren Vater — befunden. Dieser unbilligen Behandlung habe man dann die Krone aufgesezt, indem nicht nur in der Stadt, sondern auch auswärts ausgesprengt worden sei, daß er wegen Faulheit, Unfähigkeit und Liederlichkeit aus dem Zollamt entlassen worden sei. Er fügte eine Darstellung seines bisherigen Lebenslaufs, sowie einige vorteilhafte Zeugnisse hinzu und bat, daß man ihm Genugtuung verschaffen möge für das Unrecht, das er erlitten.

Herr Magnus wußte gar nicht, welchen guten Griff er getan, denn der Oberrevisor, an den er sich gewendet hatte, war ein alter Feind des Zollinspektors und ein sehr einflußreicher Mann. Daher kam es auch, daß diese Angelegenheit mit merkwürdiger Schnelligkeit erledigt wurde.

Magnus trauerte einige Tage und wartete auf eine Gelegenheit, Minna zu sprechen, denn er wollte sich im Fischerhause nun nicht ohne weiteres aufdrängen. Mehrmals strich er um das Haus, drin er Schön Minna wußte, aber sie kam niemals ans Fenster, und das Wetter war abscheulich, so daß sie auch nicht in den Garten kam.

Da waren eines Morgens die Nebel über dem See von einem frischen Winde weggefegt und die Alpenhäupter schimmerten im Morgenrot. Der Morgenwind schwellte die Segel der Schiffe auf dem See und ihr Kiel durchschnitt rasch die Wogen mit den weißen Kämmen.

Ein sonnenheller Tag läßt es auch im Gemüt des Menschen hell und sonnig werden; darum schaute Herr Magnus freudiger als sonst in den jungen Tag hinein. Er wußte eigentlich nicht warum. Er trieb sich, da er nichts zu tun hatte, einige Stunden am Ufer des Sees umher und kam wohlgemut nach Hause. Dort fand er zwei Schreiben vor; ein kleines Billet, das offenbar nicht durch die Post befördert worden war. Eine süße Ahnung befiel ihn; er öffnete das Briefchen und fand auf rosa Papier nur die Worte:

„Mut! Deine M."

Er drückte das Billet an seine Lippen. Also sie war ihm doch geblieben! Dagegen galt ihm der Abfall aller anderen sehr wenig.

Nun öffnete er das andere Schreiben, das mit einem mächtigen Amtssiegel versehen war. Seine Züge zeigten die höchste Spannung. Als er zu Ende gelesen hatte, schien er von der größten Zuversicht und Genugtuung erfüllt.

Herr Magnus verwendete heute ungewöhnlich viel Sorgfalt auf seine Toilette. Dabei war er so vergnügt wie noch nie. Er sang und pfiff in einem fort. Endlich verließ er seine Wohnung und schritt stolz gehobenen Hauptes über die Straße. Auf dem Marktplaz begegnete ihm des Inspektors Töchterlein Elise. Sie sah ihn neugierig an, allein er war so hochmütig, gar keine Notiz von ihr zu nehmen. Er kam auch am Zollhause vorüber. Dort klopfte ihm jemand am Fenster, offenbar der Inspektor selbst. Allein Herr Magnus schien das gar nicht zu hören. Er schritt direkt aufs Fischerhaus zu.

Dort empfing ihn der Alte und zwar nicht am freundlichsten. Allein das änderte sich bald, als Herr Magnus eine Weile mit dem Alten lebhaft und eindringlich gesprochen und ihm auch den Brief gezeigt hatte.

*) In den „Fliegenden Blättern", Jahrgang 1848.

Minna's Vater gab dem jungen Manne die Hand und rief seine Tochter herein, die ihm gleichfalls die Hand gab. Da klopfte es an die Tür und herein streckte seinen Kopf der Herr Inspektor mit dem freundlichsten Gesicht von der Welt.

„Darf ich eintreten?" frug der Herr Inspektor und kam auch schon herein, hinter ihm zwei bis an die Zähne bewaffnete Grenzaufseher. Magnus und der Alte sahen mit Staunen auf diese bewaffnete Macht. Allein Minnas Vater war nicht der Mann, der sich so leicht imponiren ließ.

„Kommen diese Herren in amtlicher Eigenschaft?" frug er kurz.

„Das nicht," sagte der Inspektor verlegen, „aber als Zeugen einer Erklärung, die ich — —"

„Dann mögen sie die Waffen hinaustun oder sofort meine Wohnung verlassen," sagte der Fischer trocken.

Die Grenzaufseher mußten ihre Waffen hinaustun, was dem Herrn Inspektor sehr peinlich zu sein schien. Er hatte geglaubt, durch diese Entfaltung einer bewaffneten Macht den anderen imponiren zu können.

„Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie so einflußreiche Verbindungen haben, Herr Magnus?" begann der Inspektor.

Herr Magnus sah ein, daß er es mit einem sehr beschränkten Menschen zu tun hatte. „Sie haben mich ja nicht gefragt," entgegnete er.

„Ach, hätte ich das gewußt, dann wären uns viele Mißverständnisse erspart geblieben," fuhr der Inspektor fort.

„Und nun?"

„Ich bin gern bereit, Sie wieder aufzunehmen," sagte der Inspektor.

„Trozdem," sagte Herr Magnus mit beißendem Spott, „daß ich faul, unfähig und liederlich bin?"

„Aber das habe ich doch nicht gesagt?"

„Nein, Sie nicht," sagte Magnus spöttisch lachend. Der Fischer und Minna lachten mit. Magnus aber wußte nun, daß der Inspektor von seinen Vorgesezten durch des Oberrevisors Einfluß eine „Nase" bekommen hatte und fuhr fort:

„Sie sehen also ein, daß es nicht immer gut ist, einen Kanzleigehilfen mit Uebermut zu behandeln. Man kann einmal an den Unrechten kommen. Also künftig brauche ich nicht mehr zur Frühmesse?"

„Sie scherzen, Herr Magnus."

„Und den Damen darf ich künftig den Hof machen und zwar welchen ich will?"

Diese Anspielung auf Inspektors Elise war sehr deutlich.

„So viel Sie wollen," sagte der Inspektor, der seinen aufsteigenden Zorn kaum mehr bemeistern konnte.

„So; dann erkläre ich Ihnen, daß ich trozdem keine Lust mehr habe, wieder auf Ihrem Bureau und unter Ihnen zu arbeiten."

„Und das werden Sie auch nach der Residenz schreiben?" frug der Inspektor in seiner Beschränktheit mit ängstlicher Miene.

„Vielleicht," sagte Herr Magnus lachend, „vielleicht auch nicht."

Der Inspektor empfahl sich verlegen und niedergeschlagen. Als er weg war, brachen die drei in ein nicht enden wollendes Gelächter aus. Magnus war so stolz und sah so glücklich aus im Bewußtsein, den Bureautyrannen gedemütigt zu haben, daß sich Minna, die Gegenwart des Vaters vergessend, in überquellender Freude an seinen Hals warf.

„Mädchen!" sagte der Alte. Sie ließ ab, aber behielt Magnus Hand fest in der ihren.

Und nun erzählte Magnus ausführlich, wie die Regierung durch den Oberrevisor bewogen worden sei, dem Inspektor eine „Nase" zu geben; wie sie ihm vorgehalten, daß auf diese Weise kein tüchtiger und schaffensfreudiger Beamtenstand herangebildet werden könne und wie sie den Inspektor verpflichtet habe, den Volontär wieder anzustellen. An Magnus selbst aber hatte der Oberrevisor geschrieben und ihm zugesagt, daß er ihm zum Vorwärtskommen behilflich sein wolle, wenn er keine Lust zum Kanzleigehilfen auf dem Zollamt mehr habe.

Als diese Dinge unter die Leute kamen, wurde Herr Magnus allseitig angestaunt als der Held, dem es gelungen, den groben Inspektor zu demütigen. Dieser sah sich künftig genötigt, sich höflicher zu benehmen, und da ihm damit alle Lust am Zollwesen verdorben war, so ließ er sich bald pensioniren. Seine Tochter hat keinen Mann bekommen.

Wenn wir recht berichtet sind, so hat Herr Magnus die Beamtenkarriere aufgegeben und ist Journalist geworden. Das interessirt auch jedenfalls weniger, als die Tatsache, daß er am Tage nach der famosen Demütigung des Inspektors mit der schönen Fischer-Minna Arm in Arm durch die Straßen der Stadt ging. Und dieses stolze Brautpaar kümmerte sich gar nicht darum, daß alles auf der Straße stehen blieb und die Köpfe zusammensteckte. Sie hatten's ja auch nicht nötig.

Aus der afrikanischen Tierwelt.

Von J. Stern.

(S. Illustration Seite 527.)

Das alte Wunderland am Nil, Aegypten, verdankt diese Bezeichnung nicht am wenigsten seiner eigenartigen Tierwelt. Schon im hebräischen Faust, dem Buche Hiob, werden die beiden Riesen der ägyptischen Fauna, das Fluß- oder Nilpferd und das Krokodil, hoch bewundert, und die Schilderung derselben gehört zu den Meisterstücken poetischer Tiermalerei, und noch jezt sind diese beiden Kolosse in Menagerien, Tiergärten und Naturalienkabinetten die angestauntesten. Man muß diese Tiere in lebendigem Zustand sehen, wenn man sich einen rechten Begriff von ihnen machen will, besonders das erstere. Zwar ist auch das ausgestopfte Flußpferd (gr. Hippopotamos, ägypt. P-ehemou, woraus hebraisirt im Buche Hiob Behemoth wurde) mit dem ungeheuerlichen, entsezlichen Kopf und den langgestreckten, walzenrunden, auf kleinen plumpen Füßen wie auf stumpfen Klözen ruhenden Leib eine imponirende Erscheinung. Aber seine wahre Natur offenbart es, wenn es lebend sich in einem seiner Größe angemessenen Bassin tummelt. Ein Besucher des pariser Tiergartens gibt über ein daselbst befindliches Flußpferd folgende Schilderung: „Als ich an seinem Wasserbecken vorüberging und eine unförmige Masse auf dem Wasserspiegel erblickte, glaubte ich zuerst einen schlecht behauenen Baumstrunk zu sehen, bis die kleinen, ochsenartigen und doch ungemein lebendigen Augen mich darauf brachten, daß es der Kopf des Flußpferdes war. Plözlich riß es das Maul auf. Sperrangelweit wie ein Scheunentor gähnte uns ein entsezlicher Schlund an. Einen zweijährigen Knaben hätte man bequem hineinstellen können. Zwei blanke, massive Hauzähne kamen zum Vorschein und dazu im Hintergrund, dem grausigen Schlunde zu, die Mahlzähne, wie eine Reihe von Backsteinen. Wahrhaft schrecklich war es, wenn es von den pariser Gamins (Gassenjungen) gereizt wurde. Kein Wächter durfte sich dem Bassin nähern. Erschien ein Mann in der Umzäunung, dann erhob sich plözlich der ungeschlachte Leib über Wasser, blizschnell flog es heraus und schoß um die Steinumfassung, um sich auf den Verwegenen zu stürzen. Ein außerordentliches Schauspiel war es immer, wenn das Tier nach längerer Enthaltung wieder in das Wasser ging. Niemand würde in dem Fleischklumpen eine solche schlangenhafte Beweglichkeit geahnt haben. Dann erhob es sich mit einemmale, aufbäumend wie ein übermütiges Fohlen, und ließ sich rück- oder seitlings niederfallen mit furchtbarem Getöse". In

früheren Zeiten traf man es besonders häufig im Nil, woher sein Name Nilpferd. Gegenwärtig ist es nur noch in den größeren Strömen und Seen des innern Afrika zu Hause. An günstigen Stellen des Flusses, da wo viele Wasserpflanzen wachsen, oder in der Nähe von Feldern und Wäldern entdeckt man die Flußriesen sehr bald. In Zwischenräumen von zwei bis drei Minuten bemerkt man irgendwo einen dampfartigen Wasserstrahl von etwa drei Fuß über der Wasserfläche und vernimmt zugleich ein eigentümliches Schnauben und Brausen; dort ist soeben ein Flußpferd aufgetaucht, um Luft zu schöpfen. Steht man nahe genug, so kann man auch den Kopf sehen, eine formlose, bräunlichrote Masse, auf der man zwei Spizen, die Ohren und vier Hügel, die Augen und die Nasenlöcher, wahrnimmt. Man darf es wagen, mit einem größeren Schiff zu solchen Köpfen hinzufahren, denn ungereizt tut das Tier nichts, als daß es das Schiff und die darauf befindlichen Menschen mit dummer Verwunderung anglozt. Gereizt aber verfällt es in grenzenlose Wut. Mit dumpfem Brüllen schlägt es die Hauer in die Planken, ein einziger Biß reicht aus, ein kleineres Fahrzeug zu zertrümmern, und nur dem schnellsten und gewandtesten Schwimmer mag es gelingen, sich vor dem Ungetüm zu retten. Oft bekommt man 4 bis 6 Stücke in Gemeinschaft zu Gesicht, denn wie die meisten Dickhäuter ist es ein geselliges Tier. Bei Tag verläßt die Gesellschaft nur an ganz menschenleeren Orten das Wasser, um in der Nähe des Ufers sich einem träumerischen Halbschlummer hinzugeben. Mehrere Vögel treiben ungescheut ihr Wesen neben und auf dem Ruhenden. Der Regenvogel rennt ohne Unterlaß um die Riesen herum und pickt und hackt Kerbtiere und Egel von deren Fellen weg. Der kleine Kuhreiher spaziert ernsten Schritts auf dem Rücken hin und her, um diesen von Ungeziefer zu säubern. Die Araber behaupten, daß es der Regenvogel übernimmt, bei Gefahr das Flußpferd zu warnen, und wirklich achtet dieses auf das Geschrei seines kleinen aufmerksamen Freundes und geht in das Wasser, wenn sich der Vogel besonders aufgeregt zeigt.

Oft schlafen die Flußpferde wie die Büffel im Wasser, indem sie sich eine Lage geben, bei welcher die Nasenlöcher über dem Wasserspiegel erhoben sind, so daß die Atmung ungestört von Statten gehen kann. In pflanzenreichen Gewässern verläßt das Tier auch zur Nachtzeit das Strombett nicht oder selten. Es frißt dort von den im Strom wachsenden Pflanzen, und daß es eine gehörige Portion vertragen kann, läßt sich denken, wenn man weiß, daß sein Darmgewinde einen Kanal von 109 Fuß bildet. In Gegenden dagegen, wo steile Ufer die Flüsse begrenzen, muß es ans Land gehen, um zu weiden. Etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang entsteigt es, mit größter Vorsicht lauernd und spähend, dem Strome, und klettert an den steilen Uferpfaden empor. In der Nähe bewohnter Ortschaften richten sich die Pfade nach den Fruchtfeldern. Hier fällt es verheerend ein und vernichtet in einer einzigen Nacht oft ein ganzes Feld. Auch Menschen und Tieren wird es da gefährlich, denn mit blinder Wut stürzt es bei seinen Weidgängen auf alle sich bewegenden Gestalten und vernichtet sie. Ein Reisender erzählte, daß ein Flußpferd vier Zugochsen zermalmte, welche ruhig an einem Schöpfrade standen. Der arme Mensch des innern Afrika, der das Feuergewehr nicht kennt, ist dem Tier gegenüber so gut wie machtlos. Während der Zeit der Fruchtreife sieht man in den bevölkerten Stromgegenden an beiden Ufern eine Menge von Feuern leuchten, die es von den Feldern abhalten sollen, oder man unterhält mit Trommeln einen beständigen Lärm. Die Neger graben auch Fallgräben oder treten ihm Nachts in Masse entgegen, um es zu erlegen. Am gefährlichsten ist das Flußpferd, wenn es ein Junges zu schirmen hat; auch bei Tag greift es alsdann Schiffe und Menschen an. Livingstones Kahn wurde von einem weiblichen Flußpferd, dessen Junges man Tags vorher mit dem Speer getötet hatte, halb aus dem Wasser gehoben und einer seiner Leute herabgeschleudert.

Ein dem Flußpferd ebenbürtiges Seitenstück ist die Panzereidechse, das Krokodil (der Liwjathan der Bibel). Es ist nächst der Schlange das gefährlichste und riesenmäßigste aller Reptile. Die vielknotigen Schilder, mit denen der Körper bedeckt ist, verdichten sich zu einem fast undurchdringlichen Harnisch. Der weitgespaltene Rachen starrt von Spizen, und der lange, seitlich zusammengedrückte Schwanz ist Ruder und Waffe zugleich. Ein Schlag desselben reicht hin, um selbst einem größeren Säugetier alle vier Füße zugleich zu zerschmettern. Sind dem Krokodil gleich die Windungen der Schlange versagt, so schwimmt es doch pfeilgeschwind durch die Strömung; sogar auf dem Lande ist es äußerst behend und die alte Behauptung, es könne sich nicht im Zickzack bewegen, ist bloße Fabel. Es vermag sich im Kreise um sich selber zu drehen und läuft über Moräste und Sümpfe mit unbegreiflicher Schnelle. Nur auf trockenem, steinigen Boden erlahmt es. Geruch und Gehör sind scharf, das Auge ist klein, aber von stechendem Glanze, und eine senkrechte Pupille verstärkt den tückisch grinsenden Ausdruck seines Blicks. Die Alten kannten nur das Nilkrokodil, das ihnen als ägyptisches Karaktertier galt, wie es denn auch von den alten Aegyptern göttlich verehrt wurde. Daher erscheint nach Masius auf augusteischen Münzen ein an einen Palmstrunk gefesseltes Krokodil als Sinnbild des eroberten Landes. In der Tat drang im Altertum das Krokodil bis zu den Nilmündungen herab, während es jezt sich nur noch im oberen Strome wie auch in anderen afrikanischen Flüssen befindet. Gewöhnlich entsteigt das Tier gegen Mittag dem Strome, um sich zu sonnen und zu schlafen; lezteres kann im Wasser nicht geschehen, weil es ungefähr alle 10 Minuten Luft schöpfen muß. Bis gegen Sonnenuntergang verweilt es auf dem Lande, unter Umständen in zahlreicher Gesellschaft von Seinesgleichen. Mit Eintritt der Dämmerung beginnt die Zeit der Jagd, welche während der ganzen Nacht fortgesezt wird und vorzugsweise den Fischen im Strome gilt. Nächst ihnen fängt es alle unvorsichtig zur Tränke an den Fluß kommenden kleineren und größeren Säugetiere, auch Sumpf- und Wasservögel. Es stürzt mit grauenvoller Schnelle aus dem Wasser hervor und zieht Esel, Pferde, Rinder und Kamele in die Tiefe des Stromes hinab. Gefährlicher als durch den Schaden, den es an den Herden anrichtet, wird das Reptil durch seinen Menschenraub. Im ganzen Sudan, versichert Brehm, gibt es nicht ein einziges Dorf, aus dem die Krokodile nicht schon Menschen geraubt hätten. Die meisten Menschenopfer werden der Panzereidechse, wenn die Eingeborenen im Fluß waten, um Wasser zu schöpfen, und bei dem plözlichen und raschen Angriff ist ein Entrinnen kaum möglich. Doch befand sich in Livingstons Gefolge ein Neger, der, bereits unter Wasser gezogen, dem Reptil mit seinem Wurfspieß einen solchen Stoß versezte, daß es tief verwundet ihn losließ. Es verbirgt seine Eier im Sande des Ufers und läßt sie unbebrütet im Strahle der Sonne reifen. Ihnen trachtet jedoch die Warn-Eidechse und der Ichneumon nach, welche eine Menge der gefährlichen Brut vertilgen. Auch spüren viele Afrikaner nach denselben und verzehren sie als Delikatesse. Der Krieg gegen das Krokodil wird in verschiedenartigster Weise geführt. Von der kühnsten Art ist das Verfahren einiger Negerstämme, die, mit nichts als einem Dolch bewaffnet, unter dasselbe hinabtauchen, und ihm den Bauch durchbohren. Jede Jagdart bleibt bei der unglaublichen Lebenszähigkeit und Kraft des Tiers gefahrbringend. Wie groß diese ist, bezeugt Fürst Pückler. Einem von ihm erlegten Krokodil hatte man bereits den größten Teil der Haut abgestreift und die Eingeweide ausgenommen, und eben beschäftigte man sich damit, die Knochen an den Beinen zu lösen, als es noch einen lezten galvanischen Schweifschlag gab, der den dichten Kreis der Umstehenden wie Spreu auseinanderfegte und einen zu Boden warf. Die Afrikaner preisen das Fleisch des Krokodils als leckeres Gericht, unbeirrt durch dessen starken Moschusgeruch; die vier Moschusdrüsen aber dienen ihnen zum kostbaren und schüzenden Parfüm. Merkwürdig ist, daß dieses furchtbare und stumpfsinnige Reptil sich einer gewissen Zähmung fähig zeigt. Schon die alten Aegypter scheinen diese Kunst der Abrichtung verstanden zu haben. Neuere Rei-

sende erzählen von einem Krokodilsee in Beludschistan, über dessen Bewohner ein alter Fakir wie ein Magier gebiete. Auf seinen Ruf ao! ao! (kommt!) wird die Lache lebendig. Etwa 60 gewaltige Krokodile drängen sich ans Ufer. Dann schwenkt der Zauberer seine Stange und ruft den Ungetümen bedschito (legt euch!) zu, und sie legen sich platt auf den Bauch, die Rachen weit geöffnet. Er wirft ihnen einige Stücke Fleisch hin, und um dieses kämpfen nun die stärkeren, während die schwächeren scheu zurückbleiben; denn inbezug auf den Kampf ums Dasein sind die Krokodile ebenso zivilisirt wie die Menschen, es herrscht unter ihnen eine so vollkommene freie Konkurrenz, daß jeder Fortschrittler seine Freude daran haben kann.

Ueber keinen Vogel ist mehr gefabelt worden, als über den **Ibis**, der unter den Tiergottheiten der alten Aegypter bekanntlich eine hervorragende Rolle gespielt hat. Der Homer der Geschichtschreibung, der liebenswürdige aber leichtgläubige **Herodot** (gegen 484 v. Chr. in Griechenland geboren), dem wir die ältesten Nachrichten über die Religion Aegyptens, das er selbst bereist hatte (die ägyptischen Priester dürften ihm manchen Bären aufgebunden haben), verdanken, erzählt,

Die Fauna des Nils.

daß der Ibis den Drachen, den fliegenden Schlangen und anderem Reptil Aegyptens auflauere, und zwar am Ausgang der Täler, und deshalb bei den Bewohnern des Landes hohe göttliche Ehren genieße. Spätere griechische und römische Schriftsteller trugen noch dicker auf. Nach einigen soll der Gott Merkur die Gestalt des Ibis angenommen haben. Plinius schreibt dem Ibis die Erfindung des Klystiers zu (in diesem Falle hätten die Aegypter nicht Unrecht gehabt, daß sie ihn als Gott verehrten). Philo berichtet, daß das Leben dieser göttlichen Vögel von außerordentlich langer Dauer, ja daß er unsterblich sei. Aristoteles, der tüchtigste, exakteste Naturbeobachter des grauen Altertums, spottet bereits über derartige Sagen vom Ibis. Der Grund seiner hohen Verehrung war offenbar der Umstand, daß er mit dem wachsenden Nil erscheint und mit dem abnehmenden verschwindet, so daß er als Herold und Begleiter des Stromgottes erschien, wenn er kam, seines Segens Füllhorn über das durstige Land zu ergießen. Sogar auf den toten Vogel erstreckte sich dessen Verehrung. Die Ibisleichen wurden mit denselben Spezereien balsamirt, wie die Leichen der Großen. Und wie man über dem Sarkophag, welcher des Königs Mumie barg, einen Berg auftürmte, so baute man auch für den heiligen Vogel ein eigenes Mausoleum: eine der Pyramiden, welche wir die von Sakhara nennen. Hier findet man die von eigentümlich geformten Urnen umschlossenen, oder auch in Kammern schichtenweis aufgesammelten Mumien des Ibis zu tausenden. Die heutigen Bewohner Aegyptens nennen den Vogel Abu Hannes (Vater Johannes). Indessen besucht der Ibis (nach Brehm) gegenwärtig Aegypten nicht mehr regel-

mäßig; erst im südlichen Nubien tritt er als Bote und Verkündiger des steigenden Nils auf. Schon bei Chartum brüten einige Paare und weiter südlich gehört er zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Sofort nach seiner Ankunft im Lande bezieht er seine stets äußerst sorgfältig gewählten Brutplätze. Von ihnen aus unternimmt er längere oder kürzere Ausflüge, um Nahrung zu suchen. Man sieht ihn paar- oder gesellschaftsweise in der Steppe umherlaufen und hier Heuschrecken fangen, bemerkt ihn an den Ufern der Ströme oder Regenteiche, und recht häufig auch, meist in Gesellschaft des kleinen Kuhreihers, unter Viehheerden, unbekümmert um den Hirten, vor dem er keine Furcht zeigt. Seine Haltung ist würdevoll, der Gang gemessen, nur schreitend, nie rennend, der Flug sehr leicht und schön, die Stimme der Alten ein wenig hörbares „Krah" oder „Gah". An geistigen Fähigkeiten wird er kaum von irgend einem Sumpfvogel übertroffen. Es ist wohl glaublich, daß der Ibis kleine Schlangen verzehrt. Während der Regenzeit besteht seine Nahrung ausschließlich oder doch vorzugsweise aus Kerbtieren. Gefangene junge Ibisse wurden bald zahm. Bereits nach wenigen Tagen nahmen sie das ihnen vorgehaltene Futter, bestehend in rohen Fleischstücken, aus der Hand, und im Verlauf der ersten Woche fraßen sie bereits alles Genießbare. Sie wurden immer mehr zutraulich, kamen auf den Ruf herbei und folgten ihren Pflegern schließlich durch alle Zimmer. Eine eigentümliche Gewohnheit von ihnen war, sich gern auf etwas Weiches, z. B. Kissen, zu legen. Unter sich wie mit allen übrigen Vögeln des Hofes hielten sie gute Freundschaft. Ibisse, die sich im kölner Tiergarten befanden, lebten gleichfalls in Frieden mit allen Vögeln desselben Gehegs, schienen aber ein Vergnügen daran zu finden, andere Vögel, besonders Flamingos, zu necken. Sie schlichen, wenn die Stelzschwäne, den Kopf in den Federn verborgen, schliefen, leise heran und knabberten mit der Schnabelspitze an den Schwimmhäuten derselben herum, offenbar rein aus Uebermut und Neckluft. Der Flamingo, den lästigen Kitzel spürend, entfernte sich, sah sich furchtsam nach dem Ibis um und versuchte wiederum einzunicken; dann aber war Seine ägyptische Gottheit flugs wieder zur Stelle und begann das alte Spiel von neuem. Im Sudan stellt man dem Ibis nicht nach, obgleich sein schmackhaftes Fleisch die Jagd wohl belohnen würde. Das Fleisch eines zufällig gefangenen Ibis wird übrigens von den Eingeborenen nicht verschmäht.

Die Verhältnisse von Industrie und Handel in Deutschland während des Jahres 1882.

Von **Bruno Geiser**.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Der Einblick, welchen wir durch die Wiedergabe des bezüglichen Berichts über die Handels- und Industrieverhältnisse von 1882 gewonnen haben, ist ganz dazu angetan, die Meinung hervorzurufen, es müsse dem deutschen Volke im allgemeinen in neuester Zeit doch ganz vortrefflich ergehen.

Ein erheblicher Teil der heimischen Industriezweige befand sich in hoher Blüte oder in befriedigendem Fortschritte; ein anderer noch erheblicherer Teil stand im ganzen günstig oder hatte sich wenigstens zum besseren entwickelt; und nur die Lage eines verhältnismäßig geringen Teils — nicht mehr als zwei Industriezweige umfassend — ließ Erhebliches zu wünschen übrig.

Wer auf dem Standpunkt jener Leichtherzigkeit steht, welcher die sog. freihändlerischen Wirtschaftspolitiker auszeichnet, hätte danach volles Recht, der deutschen Arbeiterwelt seelenvergnügt zuzurufen: „Mein Liebchen, was willst du noch mehr?"

Er hätte ein Recht, — er würde aber dieses Recht schwerlich geltend machen, denn diese scheinbare sog. Industrie- und Handelsblüte hat für ein freihändlerisches Gemüt zunächst den einen Fehler, daß sie nicht erreicht worden ist unter der Herrschaft einer freihändlerisch-manchesterlichen Handelspolitik, sondern unter der Herrschaft der stark nach schutzzöllnerischer Seite hinüberneigenden, von echt „liberalen" Grundsätzen sich fernhaltenden neuen deutschen Wirtschaftspolitik.

Einem unparteiischen Richter jedoch, — dem es überall weniger auf das System, als auf den Menschen ankommt — und der in unserem speziellen Falle die wirtschaftlichen Verhältnisse nur danach beurteilt, ob sie den von ihnen betroffenen Volkskreisen günstig oder ungünstig sind, — wird die Abkehr der Regierung von der dereinst mit so vielem Pomp inaugurirten liberalen Industrie- und Handelspolitik allerdings gar nicht geniren, — dagegen wird er — der Unparteiische — fragen müssen, ob die anscheinende Blüte der wirtschaftlichen Verhältnisse sich dadurch bewährte, daß sie den bisher notleidenden Teilen des Volkes eine der Rede werte Besserung ihrer Lebenslage gebracht hat.

Daß auf diese Frage in den Handelskammerberichten nicht auf das gewissenhafteste eingegangen und über die Beziehungen der Fortschritte im Handels- und Industriewesen zu der Lage des Volkes und speziell der unmittelbar mit den betreffenden Industriezweigen in Berührung stehenden, durch sie beschäftigten Arbeitermassen auf das deutlichste Auskunft gegeben wird, ist gewiß sehr auffällig und verdächtig, — auffällig, weil es sich bei dieser Unterlassung so ziemlich um den wichtigsten der beteiligten Faktoren handelt, — verdächtig, weil männiglich bekannt ist, daß dieser Faktor — die Arbeiterschaft — bei der Teilung des Bärenfelles der Industrie- und Handelsprofite bisher immer bedenklich zu kurz gekommen ist.

Wir wollen einmal versuchen uns klar zu machen, in welchem Verhältnisse industrielles Kapital, Industrieertrag und Arbeiterschaft zu einander stehen.

Wir können uns zu diesem Zwecke einer Auskunft bedienen, welche der bekannte Kommerzienrat Baare als regierungsseitig berufener und gewiß so sehr wie möglich kompetenter Sachverständiger bei Gelegenheit der im Jahre 1878 unternommenen Eisen-Enquete gegeben hat.

Das Mitglied der Eisen-Enquete-Kommission Geh. Kommerzienrat Stumm fragte:

Würden Sie uns darüber Angaben machen können, welche Kapitalien in der deutschen Eisenindustrie überhaupt angelegt sind? Da Sie der letzte Sachverständige sind und die Frage noch nicht beantwortet ist, wäre es interessant, Mitteilungen darüber zu haben.

Herr Baare antwortete: Derartige Berechnungen sind von den Eisenindustriellen ausgeführt worden. Wir nehmen nach verschiedenen Berechnungen an, daß in der deutschen Eisenindustrie ein Kapital von mindestens $3^1/_2$ milliarden Mark angelegt ist. Ich selbst habe die Schrift von Engel: „Die Industrielle Enquete", zum Anhalt genommen, da die Reichsstatistik uns bis jetzt offiziell kein Material dafür geliefert hat. Es handelt sich keinesfalls um willkürlich gegriffene Zahlen, wir haben dieselben für richtig zu halten; ich glaube auch Herr Geheimer Bergrat Dr. Wedding hat sich mit den Sachen beschäftigt und wird es bestätigen.

Wir haben zunächst eine durchschnittliche Produktion von 108 millionen Zentnern Eisenerzen anzunehmen. Dieselbe erfordert nach annähernd richtiger Berechnung 223 millionen Mark angelegtes Kapital. Nach den Berechnungen der Roheisenproduzenten, unter denen ich nur Direktor Schimmelbusch nennen will, beträgt das in den 466 Hochöfen angelegte Kapital nach einer speziellen Aufstellung zirka 405 millionen Mark. Dann haben wir die Gießerei mit 1421 Kupolöfen, worin ein Kapital von zirka 470 millionen Mark angelegt ist. Die Walzwerke, bei denen wir als Einheit den Puddelofen zu Grunde legen, sind nach Maßgabe von 1700 Puddelöfen eingeschätzt worden

auf 147 millionen Mark. Bei den Stahlwerken mit 81 Konvertoren stellt sich nach den Erfahrungen und im Durchschnitt, da manche teuer, manche billiger gebaut sind, das Gesammtkapital auf zirka 229 millionen Mark. — Die Arbeitskräfte des Maschinenbaues, der Kleineisenindustrie, des Schiffsbaues 2c. sind nach der Statistik von Engel angegeben zu 450 000 Arbeitern. Nach einem allgemein giltigen Erfahrungssaz, der zwar im großen Durchschnitt genommen ist, aber nach meiner Meinung selbst für den Handwerksbetrieb paßt, beträgt das Anlage- und Betriebskapital pro Arbeiter ungefähr 4000 Mark; für 450 000 Arbeiter wären das also 1 800 000 000 Mark.

Dann haben wir von der Gesammtproduktion der Steinkohlen 28 Prozent, also rund 212 millionen Zentner als Konsum der Eisenindustrie mit einem Anlage- und Betriebskapital von zirka 280 millionen Mark in Anschlag zu bringen. Summirt man alle diese Posten, so kommen heraus rund 3½ milliarden Mark, genau gerechnet 3 564 000 000 Mark.

Das ist die eine Aufstellung. Die andere Aufstellung ist etwas mehr genereller Natur, da sie gewissermaßen zur Kontrole der ersteren auf einem ganz anderen Wege, auf dem Wege der Durchschnittsberechnung nach den beschäftigten Arbeitskräften gemacht ist. Sie ergibt 3 milliarden und 600 millionen Mark, also ein ähnliches Resultat. Engel berechnet als in der gesammten deutschen Eisenindustrie beschäftigt: 800 028 Arbeiter, dazu kommen noch dort nicht mit eingerechnete zirka 9000 Arbeiter des Lokomotivbaus, und aus der Kohlenindustrie 51 466 Arbeiter. Das macht zusammen 860 494 Arbeiter. Will man nun auch hier, wie bei der ersten Aufstellung, die Handwerker ausscheiden, z. B. Schlosser und Hufschmiede, obgleich dieselben auch Eisen verarbeiten und zur Eisenindustrie gehören, so sind 204 000 Arbeiter des Handwerksbetriebs abzuziehen, und es bleiben dann nur noch 656 000 Arbeiter der Großeisenindustrie und der fabrikmäßig betriebenen anderen Werke übrig.

Nach einer Zusammenstellung des Vereins der Eisen- und Stahlindustriellen waren in 125 Aktiengesellschaften der Hütten- und Walzwerke, der Eisengießereien und des Maschinenbaus 648 262 754 Mark Anlage- und Betriebskapital tätig und in 1875 auf diesen 125 Werken 92 160 Arbeiter beschäftigt. Wenn es erlaubt ist, aus der Zahl der in diesen Etablissements der Eisen- und Stahlindustrie, der Gießerei und des Maschinenbaus beschäftigten Arbeiter einen Schluß zu ziehen auf die ganze Ziffer der Arbeiter und den Kapitalbedarf der gesammten Eisenindustrie, also wenn wir diese 92 160 Arbeiter und die zu ihrer Beschäftigung erforderlichen 648 millionen Mark zu Grunde legen der Berechnung der Kapitalien, welche für 656 000 Arbeiter notwendig sind, so ergibt dies Exempel ein Resultat von rund 4 600 000 000 Mark. Nun haben wir gesagt: 25 Prozent wollen wir als etwaige Rechnungsfehler abziehen, und selbst dann können wir mindestens 3 bis 3½ milliarde Mark als die in der Eisenindustrie angelegten Kapitalien betrachten.

(Schluß folgt.)

Vom Hundertsten ins Tausendste.

Fidele Antwortmakamen eines lachenden Versphilosophen.

Satiram non scribere
Non possumus.

I.

Was soll das heißen? höre ich fragen, — wie mag man so sich zu nennen wagen? — Ein Philosoph zu sein und fidel zu lachen — und Verse zu machen — sind doch einander wildfremde Sachen. — Schon recht, muß ich darauf erwidern; — in Liebesliedern — zärtlich zu flöten, — müßt ich erröten; — aber im Kautschukrahmen — zwangloser Makamen, — mich philosophisch zu dehnen und launig zu strecken, — diesen zu erfreuen und jenen zu necken, — mit der Geißel zu grüßen gallige Gecken, — ist mir Bedürfnis, ist mir Genuß. —

Nun, da sich ergießt der Verse Fluß — will ich, bevor ich beginne zu predigen — einleitend noch eine Frage erledigen. — Worauf gibt o lachender Versphilosophe — Antwort die hüpfende Araberstrophe? — Wer hat dich um deine Weisheit gefragt? — Das sei vor allem ehrlich gesagt. — Von Herzen gern — Ihr Damen und Herrn: — die sind es, die ganze Körbe voll Fragen — der Neuen-Welt-Redaktion auf die Bude tragen. — Oft sizen sie da, Redakteur und Berater — Polytechniker, Chemiker, Arzt, Psychiater, — legen die Stirnen in Falten und die Finger an die Nasen — pusten und blasen, — schelten und rasen, — blos weil sie möchten allwissend scheinen — und allen Lesern, den großen und kleinen — beschränkten und gescheiten — durch dienstwillige Auskunft Vergnügen bereiten. —

Auch jüngstens war ihr Latein zu Ende, — da rieb sich der eine plözlich die Hände — und rief: Ihr Herren, nun hab' ich's gefunden, — nicht fruchtlos vergrübeln wir künftig die Stunden: — ich kenn' einen Kerl philosophischer Art, — der nie um 'ne Antwort verlegen ward. — So ernst wie der Pfaffe am Tabernakel, — so pfiffig wie nur das Delphiorakel, — unfehlbar wie der Pontifex — und ein höllisch gewandter Versifex.

Damit nun meint er, ihr merkt es wohl schon? — Keinen andern als meine bescheidne Person. — Recht hat er, das räume ich offen ein, — unfehlbar bin ich, was kann da sein? —

Und flugs in größter Feierlichkeit — macht sich auf die ganze Neue-Welt-Geistlichkeit — in schwarzen Fräcken, weißen Binden, — um mich kontraktlich zu verbinden, — wo sie's nicht können, Rat zu finden. — Und sie hatten auf der Stelle — intressanter Fälle, — Fragen und Klagen — viel vorzutragen. —

Vor allem kam der Psychiater; — ganz aufgeregt und ratlos tat er. — Wie, fragt er, man sich da entscheide, — wenn stark ein Mensch am „Ismus“ leide, — und ob nicht bei dem schlimmsten Ismus — ein Mensch irrsinnig sein gewiß muß. — Da sagt' ich: Ganz im Gegenteil, — die Ismen sind der Welt zum Heil; — sie quälen nicht die Kranken, — fehlender Gedanken — grausige Pein — zu stillen stellen sie sich ein. — Und ob's der eine oder andre Ismus sei — ist ganz einerlei. — Spiritismus oder Materialismus, — Realismus oder Idealismus, — Vizlipuzlianismus oder A-Vizlipuzlianismus — oder selbst der natürliche Ismus — der Naturalismus, — der als Schönheit das kompakte — Fasernackte, — das vertrackte — schmuzversackte Abgeschmackte — anerkennt, — sich damit brüstet und darauf brennt. — Wie dem Lahmen die Krücke, — wie Morphiumpillen, — Schmerzen zu stillen, — dient dem Gedankenkranken der Ismus zum Heile und Glücke. — Am meisten gleicht er einem Arzneimittelschränkchen, — drin hocken die Gedänkchen, — fein präparirt auf Stühlchen und Bänkchen. — Will ein Armer im Geiste sich geistreich geriren, — oder was Gelehrtes fabriziren, — so öffnet er die Türen — und stopft sich das Hohlhirn so voll, als ihm paßt — und es faßt. — Das Selberdenken — kann so ein „Iste“ sich schenken. — Besser, so bequem zu leben, — als selber streben, — köstlich mit fremder Weisheit Belehrung geben, — und aus Flicken und Fezen Werke weben; — man wird bewundert vom Publikum — und führt es zum Dank an der Nase herum. — Zum Schluß fährt man als großer Mann — im Friedhof an der Grube an. — Seht, was solch' ein „Ismus“ doch leisten kann!!

Darauf nickten Redaktor und Berather, — und der Psychiater — das Gleiche tat er; — drauf mit gewicht'ger Miene spricht er: — da hätten wir den richt'gen Trichter.

(Fortſ. folgt.)

Unsere Illustrationen.

Lichtenstein. (S. 515.) Es ist schon mehr denn als ein halbes Jahrhundert verflossen, seitdem der noch so jugendliche und doch schon so beliebte Volksschriftsteller Wilhelm Hauff (geb. 1802, gest. 1825) die Augen für immer geschlossen hat. Allein die Werke dieses liebenswürdigen Dichters haben ihre Frische und Anziehungskraft bis heute bewahrt. Die schönen Worte Uhlands, die er dem jungen Freunde in das frühe Grab nachrief:

„Dem jungen, frischen, farbenhellen Leben,
Dem reichen Frühling, dem kein Herbst gegeben
Ihm lasset uns zum Totenopfer zollen
Den abgeknickten Zweig, den blütevollen —“

haben sich in eigener Weise bewahrheitet: von so vielen Gewächsen, die uns die poetische Literatur dieses Jahrhunderts geboten und von denen so viele verwelkt und verdorrt sind, heben sich Hauffs liebliche Gaben immer noch wie ein frischgrünender Zweig voll frischer Blüten mit unvergänglichem Schmelz und Duft ab. Wie gern vertiefen wir uns heute noch in die romantische Märchenwelt, die uns dieser phantasiereiche Dichter eröffnet; wir entzücken uns an seinem sprudelnden und liebenswürdigen Humor in den „Phantasien im bremer Ratskeller“ und wie gerne lauschen wir seinen bunten und interessanten Erzählungen, Schilderungen und Karakterzeichnungen in den „Memoiren des Satan“,

in der reizenden Novelle: „Das Bild des Kaisers“ und in der Erzählung: „Die Bettlerin vom Pont des Arts“. Wenn diese Schöpfungen dem jungen Dichter in ganz Deutschland einen geachteten Namen schufen, so hat andererseits sein berühmter historischer Roman „Lichtenstein“ in Süddeutschland und speziell in seiner engeren Heimat Schwaben dem Namen Hauff eine allgemeine und dauernde Popularität verliehen, die im Lauf der Zeit eher gestiegen denn geschwunden ist.

Dieser Roman knüpft an die merkwürdigen Schicksale des bekannten Herzogs Ulrich von Würtemberg an. Ulrich, dessen Mißregierung erst den Aufstand des „armen Konrad“ im Remstal (1514) hervorrief, wurde 1519 vom schwäbischen Bund aus seinem Lande vertrieben und konnte dasselbe erst 1534 wiedergewinnen durch die Schlacht von Lauffen am Neckar mit Hilfe Philipps von Hessen, trozdem er inzwischen die verschiedensten Versuche gemacht hatte. Er verbündete sich in der Schweiz mit den von ihm vertriebenen Anhängern des „armen Konrad“ und 1525 sogar mit den aufständischen Bauern. Schon 1519 hatte er einen Versuch gemacht, sein Herzogtum wieder zu erobern und hatte auch Stuttgart wieder eingenommen. Allein er verlor die Schlacht von Untertürkheim gegen die Truppen des schwäbischen Bundes und damit abermals sein Herzogtum.

In diesem lezten Zeitraum spielt der Hauffsche Roman „Lichtenstein“. Der Karakter des vertriebenen Herzogs wird darin weit vorteilhafter geschildert, als eine historische Darstellung zulassen könnte; selbst wenn man annimmt, der Herzog habe in der Verbannung auf dem Hohentwiel seinen trozigen und übermütigen Sinn abgelegt, so würde der Geschichtsschreiber es doch nimmer wagen dürfen, das Verfahren des Herzogs gegenüber seinem Lande so in Schuz zu nehmen, wie es Hauff getan. Allein wir haben es hier mit einer Dichtung, einer romantischen Sage, zu tun, in der als die Hauptfiguren der Ritter Georg von Sturmfeder und Marie, Gräfin von Lichtenstein, erscheinen. Eine innige Liebe verbindet dies interessante Paar, die denn auch schließlich über alle Schwierigkeiten dieses stürmischen Zeitabschnittes triumphirt. In der Hauptsache spielt die Erzählung auf dem Schlosse Lichtenstein bei Reutlingen, von dem Gustav Schwab sagt:

„In einem tiefen stillen Tal
Steigt auf ein Fels als wie ein Strahl;
Drauf schaut das Schlößlein Lichtenstein
Vergnüglich in die Welt hinein!“

Jenes romantische Schloß hat durch den Hauffschen Roman eine neue Weihe erhalten, und dies mag dazu beitragen, daß an den Feiertagen des Frühlings Tausende dahin pilgern, um sich das nach dem Hauffschen Roman neuaufgebaute Schloß und die berühmte Nebelhöhle anzusehen. Unser Bild stellt eine Episode aus dem Hauffschen Roman dar, die in Ulm spielt. Dort ziehen Truppen des schwäbischen Bundes ein, bei denen sich um diese Zeit auch noch Georg von Sturmfeder*) befindet, der später zu dem geächteten Herzog Ulrich übergeht. Marie von Lichtenstein befindet sich mit dem Ratsherrn Hans Besserer und dessen Nichte am Fenster, um den Einzug mit anzusehen. Da erblickt sie den jungen Sturmfeder, den sie längst liebt, und sie trägt dazu bei, ihn für die Sache des geächteten Herzogs zu gewinnen.

Bei der Lektüre dieser romantischen Dichtung wird sich niemand des Gedankens erwehren können: Was hätte Wilhelm Hauff, der treffliche Erzähler, noch an poetischen Gaben bieten können, hätte ihn nicht ein so früher Tod aus seinem Wirkungskreis entführt! W. B.

Die St. Egidienkirche zu Nürnberg. (S. 519.) „O Nürnberg, Deutschlands schönes Herz!“ sagt E. M. Arndt, der für diese alte Stadt eine große Vorliebe in sich trug. Ist diese Stadt heute auch an Bedeutung von so manch einer anderen überflügelt worden, so ist sie doch die größte derjenigen Städte, die uns in ihrem Aeußeren noch annähernd das Bild einer mittelalterlichen deutschen Stadt geben. Bekanntlich ist die einzige Stadt, bei welcher alle mittelalterlichen Festungswerke 2c. noch erhalten sind, die ehemalige freie Reichsstadt Rotenburg an der Tauber. Die berühmten Stadtmauern Nürnbergs sind erst in der lezten Zeit zum großen Teil abgetragen worden; indessen machen die engen Straßen, die alten Häuser mit den spizen Giebeln, den Erkern und den vielen geschnizten Holzfiguren ganz den Eindruck des Mittelalterlichen. Dies ist natürlich nur bei dem Stadtteil der Fall, der sich innerhalb des Rings der ehemaligen Stadtmauern befindet; die Stadt, die heute nahezu 100 000 Einwohner zählt, ist natürlich längst über diese enge Schranke hinausgewachsen, wobei auch im Innern der mittelalterliche Karakter der Bauart an vielen Stellen einem modernen Plaz gemacht hat. Der nürnberger Hauptmarkt mit dem „Schönen Brunnen“ gilt noch heute als der schönste Marktplaz in Deutschland. Einzelne Pläze sind mit Denkmälern und Kunstwerken der berühmten Meister geschmückt, an denen das alte Nürnberg so reich war. In dieser stolzen Reichsstadt, deren Kunst, Manufaktur und Handel seit grauer Zeit in aller Welt berühmt war, wirkten und arbeiteten Albrecht Dürer, der berühmte Maler, Peter Vischer, der kundige Erzgießer und seine Söhne, A. Kraft, der Bildhauer, Hans Sachs, der fruchtbarste aller deutschen Dichter, Martin Behaim, der Gelehrte und Reisende, Wilibald Pirkheimer, der die Wissenschaften pflegende Patrizier. Als ein karakteristisches Bauwerk aus Nürnbergs Vergangenheit sei die Egidienkirche aufgeführt, die unser Bild darstellt. Sie steht auf dem Egidienplaze und ist 1696 an Stelle der dort abgebrannten Kirche erbaut worden. Sie ist mit schönen Malereien geschmückt und hat ein Altarblatt von van Dyck. Unter ihr befindet sich eine Kapelle. A. T.

*) In Wirklichkeit scheinen die von Sturmfeder beim Volke nicht sonderlich beliebt gewesen zu sein. Bei der Erstürmung von Weinsberg durch die aufständischen Bauern (16. April 1525) wurde ein Eberhard von Sturmfeder von den Bauern niedergemacht.

Der Klostergast. (S. 523.) Die Klöster mit den feisten Aeblein und Mönchlein sind heute schon etwas sagenhaft geworden, seitdem der böse Kulturkampf damit aufgeräumt hat. Aber es gibt doch noch manch verborgenes Pläzlein, wohin die „irdische Gensdarmerie“ des Kulturkampfes noch nicht gedrungen ist und wo sich die merkwürdigen Erscheinungen, wie sie auf unserer Illustration dargestellt sind, noch ganz ungestört entwickeln können. Barfüßermönche in härenem Gewand ohne Kopfbedeckung und mit dem Strick um den Leib kann man z. B. in Mainz oft genug sehen, und daß die Franziskaner in Baiern noch ungestört floriren, hat auch seinen Zweck, denn sie brauen ihr treffliches Bier weiter, von dem sie, wenn wir recht unterrichtet sind, auch dem Fürsten Bismarck alljährlich ein Fäßlein übersenden. Das Kloster am — — see ist ein stattlich Gebäu an einem recht weltvergessenen Pläzlein mitten im Wald. Doch die Herren Mönche dort verspüren auch nichts von den Sorgen und Mühen der Welt, die den Menschen so oft griesgrämig und hager werden lassen. Im Gegenteil nehmen die Insassen zu an Weisheit und Umfang und ihre Wangen strahlen rosig wie die eines jungen Mägdeleins. Vom Herzeleid kommt dies nicht. Und ein guter Wein wächst auch auf jenen Bergen am See, mit dem man sich trösten kann und doch dabei denken:

„Welt, o Welt, wie liegst du so weit!“

So denkt auch wohl der junge Bruder Wolfgang, der dort eingezogen ist. Es ist eine schlanke Gestalt, was auch die grobe Kutte mit der Kapuze nicht zu verbergen vermag; ein feingeschnittenes blasses Gesicht mit tiefen dunklen Augen, von dichtem schwarzen Haar umrahmt, das sich die Tonsur gar nicht recht gefallen lassen will. Wie mag er hierher gekommen sein? Nun, er war Hauslehrer eines Grafen, in dessen schöne Tochter er sich verliebte. Er umflatterte sie, wie der Nachtfalter die Flamme der Kerze umschwirrt. Und endlich verbrannte er sich die Flügel; die hochmütige schöne junge Gräfin gab ihm einen Korb und der alte Graf warf ihn zum Hause hinaus. Aus Gram ging er ins Kloster! Ob er nicht besser getan hätte, sich eine andere Lebensrichtung zu wählen? Das glauben wir auch, aber es geht uns nichts an. Wolfgang hat einen Bruder, der Förster ist; den jammert des jungen Bluts, das auf immer in die Klostermauern gebannt sein soll. Zuweilen besucht der Förster seinen Bruder und bringt seinen ganzen reichen Schaz von Jägerlatein mit. Da finden sich denn auch ein paar behäbige Patres, die so etwas gern hören. Alsbald wird ein mächtiger Krug voll roten Weins aus dem Klosterkeller geholt und der lustige Förster beginnt mit seinen Schnurren und Anekdoten, die er sich für solche Gelegenheit jedesmal besonders aufzeichnet.

Den Patres macht der Besuch des Försters stets ein Kapitalvergnügen. Da gibt es etwas zu lachen, und das Zwerchfell der dicken Mönche würde die starken Mauern des Klosters mit in Erschütterung bringen, wenn diese Mauern nicht gar so fest ständen. Wolfgang war erst erschrocken und fürchtete, der gestrenge Abt möge kommen und die Lacher ausschelten; allein die Konfratres ließen sich dadurch so wenig stören und der Förster wurde immer wiziger, daß zulezt auch Wolfgang, der sonst träumerisch umherschleicht oder sich in dicke alte Folianten vergräbt, sich von der Heiterkeit angesteckt fühlt und mitlacht. Und das scheint es zu sein, was der Förster will. Entweder wird Wolfgang mit der Zeit in die Welt zurückkehren oder er wird nicht mehr abmagern, sondern an Umfang zunehmen, wie seine Konfratres, so daß, wie von ihnen, auch von ihm niemand mehr glauben wird, daß er jemals an Liebeskummer gelitten.

Das sieht sich heute alles ziemlich harmlos und, man möchte fast sagen, lustig an. Früher war das nicht so; das Kloster- und Mönchswesen, das ursprünglich im Gegensaz zu der Korruption der römischen Welt den Menschen zu sich selbst zurückführen sollte, wurde zu einer vieltausendarmigen Hierarchie, die wie ein Alp auf der Brust der Völker lag und ihnen mit ihrem Druck den Atem benahm. Was heute noch an solchen Vereinigungen besteht, ist nur noch ein Schatten des früher Bestandenen und hat sich vielfach den modernen Formen anbequemt. Die Kulturentwickelung hat heute mit dem Kloster- und Mönchswesen nicht mehr zu rechnen. Unsere heidnischen Altvordern flohen oft mit ihren alten Göttern vor dem Mönchtum nach dem Norden.

O Kreuz und Buch und Mönchsgebet,
Wir müssen alle von dannen,

läßt sie der Dichter klagen. Wir modernen Menschen können heute ruhig zusehen, wie die lezten Spuren mönchischen Wesens im Verschwinden begriffen sind. H. Fl.

z' Auftragen. (Bild nebenstehend.) Wenn zwei Menschen den Bund ihrer Seelen auf Lebenszeit besiegeln, so sollen alle Schleusen am Himmel der Freude geöffnet sein und „Wenn sich Geist und Herz erlaben, will der Magen auch was haben“. Nachdem der Zivilpfarrer, alias Standesbeamte, den Knoten der Ehe rechtlich geschlungen und der Priester sein religiöses Salböl über die Brautleute ausgegossen, kommt der Koch

's **Auftragen.** Von Hugo Kaufmann.

oder die Köchin daran. Auch das Essen hat seine Poesie und ich begreife nicht, warum wir so viele Trinklieder, aber so wenig Eßlieder haben. Ein Spanferkel wie das, welches auf unserem Bilde mit Musik und gefolgt von einer stattlichen Platte mit Knödeln einherzieht, ist gewiß kein unwürdiger Gegenstand für die Leier, und ich bin sicher, daß gar mancher moderne Poet, der Nachtigal und Lerche ansingt, viel bessere Verse machen würde, wenn er einem Spanferkel oder einer dampfenden Schüssel mit Knödeln seine poetische Huldigung darbrächte. Hat doch sogar Uhland nicht verschmäht, ein Mezelsuppenlied zu dichten. Welche Perspektive eröffnet diese Idee für unsere Zukunftspoesie, welch ein neues weites Feld ist damit unserer vom Pegasus auf den Hund gekommenen Lyrik aufgetan, welch einen neuen Aufschwung könnte diese nehmen. Sind doch Realismus und Naturalismus die Schlagwörter der modernen Kunst geworden: werfen doch unsere Maler so viele Stillleben auf die Leinwand, welche die physiologische Funktion der Rekreation, in guter Prosa das Essen, in allen Nuancen variiren, warum will die Poesie diesen höchst dankbaren und ausgiebigen Stoff verschmähen? Und welche neue Kauflust wird im Publikum erwachen, wenn auf dem Weihnachtsbüchertisch zierliche Büchlein in Goldschnitt und Prachtband prangen mit den Titeln: Bratenlieder, Puddinggedichte, Tortensinnsprüche, in welchen die Prosa des Kochbuchs in edle Poesie umgesezt ist. Die Verleger werden brillante Geschäfte machen, denn jeder Philister wird seine Lieblingsgerichte, jede Hausfrau die Produkte ihrer kulinarischen Kunst mit einer pikanten lyrischen Sauce verspeisen resp. auftragen wollen. Der Aesthetiker Oeser erzählt von einem Mädchen, das für einen jungen Mann schwärmte und ihn als Ideal verehrte, bis sie ihn essen gesehen, welcher Anblick ihre Illusionen grausam zerstörte. Diese Zeiten hyperidealistischer Ueberspanntheit haben wir glücklich hinter uns; unsere jungen Damen begeistern sich viel eher für einen Dandy, der im ersten Restaurant opulent speist, als für den kärglich lebenden Jüngling, der in der Welt der Ideale heimisch ist, die höchsten Güter der Menschheit, Wissenschaft, Kunst, Kulturfortschritt ins Herz geschlossen hat und sich ernst und tatkräftig daran beteiligt. — Wenn wir unser Bild als ein köstliches Genrestück bezeichnen, so geschieht dies ohne Ironie. Es ist dem Zyklus von Federzeichnungen entnommen, in welchen Hugo Kaufmann, der treffliche Schilderer des Volkslebens, „A Hochzeit in die Berg" mit meisterhaftem Pinsel dargestellt hat, und aus dem die „N. W." schon in Heft 15 d. J. ein Bild reproduzirte. Karl Stieler hat auch dieses Bild mit hübschen Versen in oberbaierischer Mundart kommentirt. Sie lauten:

Und nothi' is's nit lusti'
Und dursti' is's nit schön,
Denn der Bauer muß leben,
Und der Wirt, der muß b'steh'n.

Musikanten voraus!
Die ganz' Kuchel hint nach!
Mein Spansau, die sagt na
Scho' selber ihr Sach.

I sieh(g)'s ja, wie's futtern,
I hör's ja, wie's scharren –
Wer beim Jagerwirt heirat'
Braucht's Futter nit sparen!

Man sagt: „Der Mensch denkt's
Und der Herrgott, der lenkt's" —
Und wen's heunt nit derreißt
Und den sellen, den z'sprengt's!

St.

Aus dem Bereiche der Antropologie und Gesundheitspflege.

Die Ursache der Gesundheitsschädlichkeit der Luft in geschlossenen Räumen glaubte man bis vor ganz kurzem in dem allmälichen Schwinden des Sauerstoffs und der Vermehrung der Kohlensäure durch den Atmungsprozeß bei Menschen und Tieren gefunden zu haben. Untersuchungen neuester Zeit haben das als höchst wahrscheinlich irrig erwiesen, da genaue chemische Analysen in der verdorbenen Luft fast ebensoviel Stickstoff, Sauerstoff und Kohlensäure nachgewiesen haben, wie in der nicht verdorbenen. Zudem ist festgestellt, daß eine so geringe Sauerstoffverminderung und Kohlensäurevermehrung, wie sie z. B. die Atmosphäre einer überfüllten Schulklasse aufzuweisen hat, auf die menschliche Gesundheit ohne Einfluß ist. Da nun unzweifelhaft ist, daß uns in überfüllten und wenig ventilirten Räumen ein, hoher Steigerung fähiges, Gefühl des Unbehagens befällt, so hat man die Ursache dieser Tatsache in andern organischen Stoffen gesucht, welche mittels der Ausatmung und Ausdünstung in die Atmosphäre übergehen müßten. Das Resultat einer diesbezüglichen Untersuchung unter Leitung Forsters zu Amsterdam, über welche Hermans in dem Pettenkofer'schen „Archiv für Hygiene" berichtet, geht nun dahin, daß ein normaler und gesunder Mensch, welcher durch zweckmäßige Ernährung Gährungsvorgänge im Darm verhindert und aufs peinlichste für Reinlichkeit des Körpers und der Kleidung sorgt, an die Atmosphäre keine nennenswerten Mengen von flüchtigen verbrennlichen (organischen) Stoffen ausscheidet. Dennoch ist die Ventilation mit Menschen angefüllter Räume durchaus notwendig. Die Atmung von Mensch und Tier schwängert die Luft mit Wasserdampf, der sich auf Boden, Wände, Möbel und Kleidungsstücke niederschlägt und die überall vorrätigen Spuren schädlicher Mikroorganismen — Bakterien — zu Leben und Fortpflanzung weckt, dann verschlechtert jede Beleuchtung, wie von Oel, Petroleum, Gas, durch ihre Verbrennungsprodukte die Luft — am wenigsten das elektrische Licht —, endlich erzeugen schlechte Boden- und Zwischendeckenanfüllung sowohl, wie mangelhaft eingerichtete Aborte gesundheitsschädliche Stoffe, die sie leicht zu Herden endemischer (einheimischer) und epidemischer Krankheiten machen.

Mitteilungen aus dem Gebiete der Industrie, Technik und Landwirtschaft.

— **Die Fabrikation des japanesischen Papiers.** Die japanesischen und chinesischen Papiere sind bekanntlich wegen ihrer Vorzüglichkeit berühmt, es werden daher auch gegenwärtig alle wertvollen Kupferstiche fast ohne Ausnahme nur auf solchen Papieren reproduzirt. Das „Schweiz. Gewerbebl." brachte vor einiger Zeit einen Artikel, der sich eingehend mit der Fabrikation dieser Papiere beschäftigte und dem wir folgende Mitteilungen entnehmen: Die Arten des Papiers sind ebenso zahlreich wie bemerkenswert, so fein sie sind, besizen sie große Dauerhaftigkeit und Festigkeit. Speziell japanesisches Papier hat vermöge seines zusammengepreßten Korns die Eigenschaft, die Schönheit der Typen so hervortreten zu lassen, als wären sie in Kupfer gestochen. Das allergewöhnlichste, aber auch das allerwiderstandsfähigste, wird aus der 1½ Meter hohen Staude, mit sammt der Rinde, Mitsouma, fabrizirt. Diese Pflanze wächst auf dem denkbar schlechtesten Boden und total wild, besonders häufig wird sie in den vulkanischen Terrains von Japan gefunden. Sie blüht im Winter, wenn sie bereits schon ihres Blätterschmuckes beraubt ist. Hat die Staude ihre normale Entwickelung erreicht, so wird sie dicht am Boden abgeschnitten, das folgende Jahr bringt wieder neue Schößlinge und so wächst die Pflanze zum förmlichen Busch. Von der Kozou-Staude (Broussonctia papyzifera), zur Familie des Maulbeerbaums gehörig, wird das Papier der besten Qualität bereitet. Ihre eigentliche Heimat ist China, doch ist sie schon längst in Japan eingeführt und ist ein Gegenstand, der mit am sorgfältigsten daselbst kultivirt wird. Die Staude wird, gewöhnlich 60—70 Centimeter eine von der andern entfernt, gleich einer Bordüre rings um die Aecker gepflanzt. Bei guter Pflege und normaler Entwicklung bildet die Pflanze ein sehr produktives Erwerbsgebiet, schon in den ersten paar Jahren hat die Staude ihre volle Höhe (etwa 2½ Meter) erreicht und zum Abschneiden ist sie im vierten Jahre reif. Wie bei der Mitsouma, so bleibt auch bei der Kozou-Staude die Rinde an den Zweigen. Leztere werden zur Vorbereitung für die Papierfabrikation etwa 14 Tage im Wasser eingeweicht, wobei sich dann die äußere Rinde ablöst, die innere, der eigentliche Bast, bleibt dagegen am Stengel hängen. Diese innere Rinde wird alsdann mit Riemen abgezogen, geschabt, gewaschen, getrocknet und aufgespeichert, falls sie nicht sofort verarbeitet werden soll. Diesen noch feuchten oder getrockneten Faserstoff bringt man dann in ein 3—4stündiges Dampfbad, um denselben durch und durch zu erweichen, alsdann wird die Masse mit scharfkantigen Stöcken so lange geschlagen, bis eine vollständige Zermalmung zu Brei erfolgt, den man dann in Bottichen mittels Wasser tüchtig durchknetet. Man hat also dann ein ganz ähnliches Präparat, wie bei uns die zersezte Lumpenmasse, auch eine Reihe von nachher folgenden Manipulationen ist die gleiche wie bei uns, oder sagen wir richtiger, unsere Hantirungen sind jenen japanesischen gleich, da sie ja von dort erlernt sind. Das Kozou-Papier hat eine um so größere Widerstandsfähigkeit, als der Arbeiter es versteht, die Fasern der Masse beim Herausziehen gleichmäßig auszubreiten. Daraus geht somit hervor, daß außer dem Material an sich die Japanesen es zunächst der Geschicklichkeit ihrer Arbeiter zu verdanken haben, daß ihre Papiere zu allen Arten von Gebrauchszwecken verwendet werden können, was bekanntlich in Europa bis dato noch nicht gelang. Nur um ein Beispiel anzuführen, dienen den Japanesen und Chinesen Papierbogen als Taschentücher, neben Regenschirmbezügen werden auch Wagenverdecke, Regenmäntel u. s. f. aus Papier fabrizirt.

Schon im Anfang des 17. Jahrhunderts verstanden es die Japanesen, Papier zu machen; auch ist die Fabrikation bis auf den heutigen Tag in gewisser Hinsicht weiter als in Europa, troz unserer eminent vervollkommneten Maschinen und Hilfsmittel. Es werden von den Japanesen Papiere angefertigt, die für die europäische Fabrikation durchaus unnachahmlich genannt werden dürfen. Will man dort einen Bogen Papier noch stärker haben, so taucht der Arbeiter die Form zum zweiten, dritten, ja sogar viertenmal immer in entgegengesezter Richtung in die Masse oder überschöpft leztere in jedesmaliger anderer Richtung. Durch die so erzielte Kreuzung der Fasern erhält das Papier jene gerühmte Festigkeit und Widerstandsfähigkeit. Dadurch erhalten die Japanesen die schweren, schönen Papiere, welche für besondere Zwecke dann noch mit Abouragni-Oel getränkt werden, um noch undurchdringlich zu werden. Mit dem Material der Kozou-Staude werden auch durch ein besonderes, in Europa noch nicht bekanntes Verfahren die prachtvollen Lederpapiere mit und ohne Relief dargestellt, die vielfach zu den kostbaren Tapeten verwendet werden und fast unverwüstlich sind.

Aus dem Gampi (Lichnis granditlora) fabriziren die Japanesen ein sogenanntes Hautpapier (Pause), welches neben großer Zähigkeit, Durchsichtigkeit, die Eigenschaft hat, vorzüglich fein, zart und geschmeidig zu sein. Eine besondere Qualität dieses Papiers kann man zusammen-

knittern, ja sogar zu Kugeln ballen, ohne daß die Struktur darunter leidet. Die Gampi-Staude ist wildwachsend, kommt aber nicht besonders verbreitet in Japan vor; am besten gedeiht sie auf der Insel Yeso und in den Wäldern des Zentrums von Niphon. Noch sei bemerkt, daß außer den genannten Stauden auch noch verschiedene andere Morusarten sowie Reisstroh und Baumwolle zur Papierfabrikation dienen.

Politur ohne Leinöl für Schreinerarbeit. Wenn eine Schreinerarbeit polirt werden soll, hat bekanntlich das Schleifen vorauszugehen, welches mit Bimsstein und Leinöl zu geschehen pflegt. Damit die Arbeit gut von statten gehe, ist das Leinöl in hinreichender Quantität anzuwenden, was häufig den Uebelstand mit sich bringt, daß die eigentliche Polirarbeit nicht gut gelingt, indem die mit Schellack polirten Flächen später Oel ausschwitzen, wodurch darauf gelegtes Papier fleckig wird und die Politur einen sich rauh anfühlenden schmuzigen Beleg und ein so widerliches Ansehen erhält, daß ein Aufpoliren unvermeidlich erscheint.

Ich habe im vergangenen Sommer eine Anzahl Tische und Schränke nicht mit Leinöl schleifen, vielmehr bei dieser Arbeit und dem nachfolgenden Poliren mit Schellack jedes Oel vermeiden lassen; statt dessen wurde flüssiges Paraffin, Paraffinum liquidum P. G. II. angewendet und eine tadellose Politur erhalten. Das flüssige Paraffin (von Gehe & Co. in Dresden bezogen) gibt als nicht trocknende, farb- und geruchlose Flüssigkeit keine hart werdende Ausschwizung, ist äußerst leicht beweglich und abwischbar und infolge seiner Eigenschaft, festes Paraffin bei der Temperatur heißen Wassers aufzulösen, kann seine Anwendbarkeit verschiedenen Bedürfnissen leicht angepaßt werden. Das Poliren geht auf einer mit Paraffin geschliffenen Fläche ausgezeichnet gut von statten, besonders wenn mit sehr verdünnter weingeistiger Schellacklösung der Anfang gemacht wird. Das flüssige Paraffin ist nicht teurer als reines Leinöl und in fast jeder Apoteke zu haben.

Ch. Bergeat in Wiesbaden
im „Polytechnischen Notizblatt“ 1884 Nr. 9.

Naphtalin als Schuzmittel gegen Insekten und Pilze. Als sehr wirksames Schuzmittel gegen die bedeutenden Schäden, welche der Landwirtschaft durch Insekten und Pilze zugefügt werden, empfiehlt Prof. Fischer in Straßburg das Naphtalin, welches derselbe auch in der Chirurgie mit Erfolg angewendet hat. Auch als Mittel gegen die Phylloxera soll sich das Naphtalin bewährt haben. Um dasselbe in eine leicht streubare Masse zu verwandeln, vermischt es Ingenieur L. Stark in Mainz mit Moostorf und erzeugt in seinem patentirten „Antiputrin“ ein bequem streubares Präparat, welches sich zur Vertilgung von Insekten und Mäusen, zum Schuz gegen Kartoffel- und Rübenkrankheiten 2c. ganz passend erweisen soll. (Polytechnisches Notizblatt.)

Handel und Verkehrswesen.

Die Eisenbahn-Personentarife Europas. Es dürfte von Interesse sein, die wirklichen Fahrpreise für die einzelnen Wagenklassen zu erfahren, welche auf Grund amtlicher Mitteilungen der verschiedenen Münzsorten in die Markwährung, sowie der Entfernungen in Kilometer ermittelt sind. Berücksichtigt sind die gewöhnlichen Personenzüge und einfache Fahrt.

	I.	II.	III.	IV. Klasse.
Norddeutschland	8	6	4	2
Süddeutschland	8	$5^1/_3$	$3^2/_3$	—
Oesterreich-Ungarn	$9^1/_2$	7	$4^2/_3$	$2-2^2/_3$
Belgien	6	$4^1/_4$	3	—
Holland	$8^1/_2$	6	$4^1/_4$	—
Dänemark	$8^1/_2$	6	$3^3/_4$	—
Schweiz	$8-10$	$6-7$	$4-5^1/_3$	—
Schweden	$7^7/_8$	$5^9/_{10}$	$3^{11}/_{12}$	—
Norwegen	$2^2/_5-6$	$1^3/_4-3^1/_2$	$1^1/_8$	—
Großbritannien	$8-12^4/_5$	$7^1/_8-9^1/_8$	$4^4/_5-5^1/_8$	—
Frankreich	10	$7^2/_5$	$5^2/_5$	—
Italien	9	$6^1/_3$	$4^1/_3$	—
Spanien	$10^1/_2$	8	5	—
Portugal	9	$6^3/_4$	5	—
Rumänien	18	$7^1/_5$	$4^4/_5$	—
Rußland	$6^1/_3-8$	$4^1/_2-6$	$2^3/_4-3$	—
Türkei	$14^1/_2$	$12^3/_4$	7	—
Griechenland	$7^1/_4$	$4^1/_3$	$3^1/_2$	—

(Nach der „Rhein.-Westfäl. Ztg.“ und der Zeitschrift für „Stahl u. Eisen“.)

Japans Handel in 1882. Der „Japan Herald“ veröffentlicht Auszüge aus dem ersten Bericht über den japanesischen Handel, welchen die Zollbehörde für 1882 erstattet hat. Es geht daraus hervor, daß die Ausfuhren 37 235 775 Doll. (30 326 607 in 1881), die Einfuhren 29 168 040 Doll. (31 032 742 in 1881) erreichten. Der Gesammthandel hat also gegen das Vorjahr um mehr als 5 Millionen Doll. zugenommen und übertrifft das Mittel der 15 Jahre 1867/81 um mehr als 19 Millionen. Die Vermehrung der Ausfuhr entfällt fast durchaus auf Rohseide, deren Menge und Wert seit fünf Jahren sich verdoppelt hat, in geringerem Maße auf Tee. Die Verminderung der Einfuhr zeigt sich am stärksten in Wollen-, Halbwollen- und Baumwollenwaaren. Hinsichtlich der Handelsbewegung folgen sich die offenen Häfen in folgender Ordnung: Kanagawa, Hiogo-Osaka, Nagasaki, Hakodate. (Ausland.)

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

Zum Indianerproblem. Einen höchst interessanten und überlegenswerten Beitrag zur praktischen Lösung der Indianerfrage liefert General Beale, Besizer mehrerer großer Ranchos im südlichen Kalifornien. Er hatte den roten Mann im Kriege wie im Frieden genau kennen gelernt, als er vor 35 Jahren seine jezigen Besizungen übernahm; und als er dort eine Bande Digger-Indianer vorfand, die sich nicht von der Regierung auf eine entfernte Reservation hatte bringen lassen wollen, beschloß er einen Versuch zu machen, sie zu zivilisiren. Ueber seine Bestrebungen schreibt General Beale folgendes: Indianer sind menschliche Wesen, so gut wie wir Weiße, nur fehlt ihnen eine 2000jährige Zivilisation. Wir sind ein ungeduldiges Volk und wir erwarten, daß sie in wenigen Jahren und unter den ungünstigsten Umständen sich zu einer Höhe emporschwingen sollen, welche wir erst im Verlauf von Jahrhunderten erreicht haben. Die unter mir stehenden Indianer waren vor 35 Jahren die schlimmste oder vielmehr die kümmerlichste Sorte. Sie waren auf Wurzeln, Grassamen und die spärliche Jagdbeute angewiesen, welche ihnen ihre untauglichen Waffen lieferte. Die meisten meiner alten Freunde sind tot, aber die gegenwärtige Generation vermag ebensogut selbst für sich zu sorgen, wie irgendwelche weiße Leute. Sie zählen jezt ungefähr 300 und ihre Zahl vermehrt sich. Es schien mir damals, und meine Ansicht hat sich nicht geändert, daß das erste, was man einem Indianer oder einem verkommenen Weißen beibringen müsse, der Wert des individuellen Eigentums als Ergebnis individueller Arbeit sei. Im Stamme herrscht bis zum gewissen Grade die rohe Gütergemeinschaft, wie sie unkultivirten Völkern eigen zu sein pflegt. Selbst der nominelle Besizer von 50 Ponies betrachtet sie für alle praktischen Zwecke als Eigentum des Stammes. Ich bin immer der Ansicht gewesen, daß diese Idee eine Gefahr für die Zivilisation sei und ich schaffte daher die Stammesorganisation ab. Es schien mir ferner von jeher, daß jeder Mensch den sehr natürlichen Wunsch hege, ein Stück Land zu besizen und zu bebauen. Ich überwies daher jeder Familie ein Stück Land, lehrte sie pflügen und säen und erweckte unter ihnen einen natürlichen Wetteifer, möglichst viel zu leisten und zu ernten. Dann lehrte ich sie ferner Schafe scheeren, womit jeder fleißige Mann in Kalifornien vier Monate lang im Jahre 5 Doll. an einem Tage verdienen kann. Nach und nach entstand in meinen Schuzbefohlenen der Wunsch, etwas von der Ernte zu erübrigen, um es zu verkaufen und dann aus dem Erlös andere Bedürfnisse zu befriedigen. Auf diese Weise wurden die Indianer an Arbeit gewöhnt, und sie stehen heute durchschnittlich auf einer ebenso hohen Stufe, wie die weißen Farmer der Umgegend. Sie sind zwar bei weitem keine Engel, aber auch wir Weiße sind es nicht. Es ärgert mich, wenn ich sagen höre, daß dieser oder jener den Indianerkarakter genau kennt. Es gibt keinen Indianerkarakter. Es ist der menschliche Karakter, den wir bei ihnen finden, wie bei uns. Es gibt unter ihnen gute, schlechte und indifferente Leute, gerade wie bei uns. Aber nach meiner Erfahrung würde es mir sehr leid tun, wenn ich jener Autorität beizupflichten hätte, welche uns versichert, daß der einzige gute Indianer der tote Indianer ist. — Was General Beale sagt, scheint Bestätigung zu finden in den Erfolgen, welche die Zivilisirungsbestrebungen katolischer Geistlichen auf der Flatheadreservation in Montana aufzuweisen haben, und man kann es nur beklagen, daß die Lösung der Indianerfrage nicht schon längst in praktischerer Weise als bisher durchgeführt worden ist. (Nach der „Westlichen Post“.)

Die Basken noch Steinkocher! Das Kochen mit heiß gemachten Steinen ist ein äußerst primitives Verfahren, welches noch bei manchen Naturvölkern beobachtet wird. So erzählt davon Erman (Reisen III, 337, 423) bei sibirischen Völkern; es kommt in Afrika noch heute vor, z. B. bei den Habab („Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde“ VIII, 464), bei den nordamerikanischen Indianern (Kane, Wanderings of an Artist 8). Von den Thlinkithen Nordwestamerikas wissen wir, daß sie Körbe aus Wurzelfasern flechten und diese mit kaltem Wasser füllen, das sie durch Hineinwerfen von glühenden Steinen zum Kochen bringen (Holmberg, Völker des russischen Amerika I, 23). Der alte Steller sah noch bei den jezt verschwundenen Kamtschadalen, wie sie ihre Speisen in hölzerne Tröge legten, Wasser darüber gossen und dieses mit glühenden Steinen kochend machten (Steller, Kamtschatka 322) und so noch vielfach. Interessant ist es nun zu erfahren, daß sich mitten im kultivirten Europa dieser Gebrauch, der sicher einst weiter verbreitet war, bis auf den heutigen Tag erhalten hat und zwar bei den Basken nach Mitteilungen von H. Germain („Bull. Soc. d'Anthropologie“ 1883, 682), doch beschränkt derselbe sich auf die Milch. Diese wird in Gefäße aus Zitterpappelholz, die aus einem Stücke gedrechselt sind und 6–7 Liter fassen, getan und dann mit faustgroßen Kieseln, die man in der Nive findet und heiß gemacht hat, gekocht. Die Milch erhält dadurch einen angenehmen Geschmack. Der Gebrauch existirt noch an verschiedenen baskischen Orten, wird aber speziell in Biddaray, zwischen Bayonne und St. Jean-Pied-de-Port beobachtet. (Globus.)

am frühen Morgen des nächsten Tages zusammentreffen sollten. Sie wollten über das Gebirge weiter gehen und die Grenze zu erreichen suchen.

Georg hatte indes am Montag Morgen, dem der verabredeten Zusammenkunft, den Freund vergeblich erwartet. War ihm ein Unfall begegnet, oder war es das Glück, das ihn dort unten festhielt?

Sepp, der schlaue und verläßliche Bursche, war am Abend zu ihm gekommen; er brachte ihm Brod und die Nachricht, er möge Arnold erst am nächsten Morgen erwarten.

Aber auch dieser brachte ihm nicht den Freund.

Nun wußte er, was ihn zurückhielt, und so selbstlos und verständig Georg war, und so wenig er sich jemals einer lächerlichen Illusion einer Hoffnung hingegeben, er litt jezt grausam und tief unter den sich ihm aufdrängenden Vorstellungen und die Einsamkeit, in der er sich befand, steigerte sein Herzleid und seine Traurigkeit. Nichtsdestoweniger hielt er aus, und als ihm Sepp den Tag darauf einen Brief Arnolds brachte, worin ihm derselbe mitteilte, daß er morgen, also Donnerstag, des abends mit Elsa die Fußpartie übers Gebirge antreten werde und ihm den Punkt angab, wohin er ihnen entgegenkommen sollte, ließ er zurücksagen, er werde bestimmt an Ort und Stelle sein, um ihnen beiden als Führer zu dienen.

Er wollte ihnen noch diesen lezten Beweis seiner Ergebenheit und Treue geben.

Indes hatten die Vorfälle in Amsee und Solenbad die ländliche Bevölkerung sehr alterirt, und namentlich in den Dorfschaften am unteren Ende des Sees, wo das Land flacher wird und kleine Bauernwirtschaften sich befinden, hatte sich die allgemeine Stimmung sofort gegen jene Verdächtigen und polizeilich Verfolgten erklärt, und, voll Besorgnis um die eigene Existenz, begann man nun selbst gegen jene alle möglichen Beschuldigungen und Verdächtigungen aufzubringen.

Die Arbeiter des Salzbergwerks waren unter der übrigen ländlichen Bevölkerung von jeher als Freigeister und Demokraten verschrien gewesen, jezt hatte sich als sicher herausgestellt, daß die Leute verbotene Bücher lasen, daß der Georg Hofer es war, der sie verbreitet, und ein Doktor, der sie geschrieben.

Die mehrfachen Entlassungen in der Saline belehrten wohl auch die Arbeiter selbst, daß mit dergleichen nicht zu spaßen sei, und die vorsorglichen unter ihnen, und besonders die alten, wiesen ihren Söhnen gegenüber, die es, wie sie fürchteten, auch mit der Aufklärung und dem Bücherlesen hielten, auf Georg als auf ein abschreckendes Beispiel hin. Ihre ganze Abneigung aber wendete sich dem Doktor zu, den man ihnen als den Rädelsführer bezeichnete, und der Schuld war, daß ihre Vorgesezten ihnen nun aufsässig wurden.

Und hatte es ihnen ein Beamter denn nicht geradezu in's Gesicht gesagt: Wie, ihr untersteht euch, über eure Lage zu jammern, ihr verdient aber immer noch zu viel, ihr habt so viel Geld, daß ihr es für schlechte Bücher hinauswerft, wir werden euch weniger geben müssen?

Wie gewöhnlich war auch die Kanzel benüzt worden, um solche Anschauungen zu festigen und zu verbreiten, und die Aengstlichkeit zu mehren.

Ein Jesuitenpater hatte sich in dem Kirchsprengel am untern Ende des Sees eingefunden, er predigte und hörte Beichte.

Die Leute hier waren sonst nicht für die Jesuiten eingenommen und sezten ihnen bedeutendes Mißtrauen entgegen, jezt aber lief man dem Pater zu, und fühlte sich in seiner Aufgeregtheit und Kleinmütigkeit dazu gedrängt, auch galt es, sich vor dem Verdacht, zu den Aufgeklärten zu gehören, sicher zu stellen.

Die Leute waren eben alle in äußerster Noth und wußten sich nicht zu raten und zu helfen. Sie waren seit Jahren durch andauernden Regen, welche Hochfluten und Ueberschwemmungen herbeiführten, aufs höchste bedrängt; sie erkannten darin den Zorn des Himmels und die strafende Hand, die schwer auf ihnen ruhte. Aber in ihrer Niedergeschlagenheit und Verdrossenheit wollten die Leute auch nicht mehr daran gehen, den Schaden wieder gut zu machen, die Straßen und Dämme wieder herzustellen und die Brücken wieder auszubessern. Sie waren ja bereits so gut wie ruinirt, sie wollten ihre lezten Groschen nicht auf Dinge verwenden, die ein Wink des Höchsten abermals gefährden konnte.

Sie hatten gearbeitet, sich redlich gemüht, ja geschunden, es hatte ihnen nichts genüzt, es ruhte kein Segen darauf.

War es nicht besser, so entschieden die Trägen und Indolenten, sich zu demütigen, und durch Gaben und Beten die Fürbitte derjenigen zu erflehen, die ihnen allein noch Hilfe verschaffen konnten?

Jezt trat ein Ereignis hinzu, das alle diese Angst und Bedrängnis noch vermehrte und diese schwachen Köpfe vollends verwirrte.

Am Dinstag waren die Arbeiten bei dem Schieferbruch am Plattenberg plözlich eingestellt und die Arbeiter entlassen worden.

Das betraf weniger die Gemeinde Amsee, als die am untern Ende des Sees gelegenen Ortschaften, aus denen sich die Mehrzahl der Arbeiter des Schieferbruchs rekrutirt hatte. Das war ein neues Unglück und für die Zukunft ein folgenschweres, denn es hieß, der Tagbau würde für immer eingestellt bleiben. Das erschien nun den meisten als eine ungerechtfertigte Maßregel, als eine Hartherzigkeit.

So viele arme Leute sollten damit um den lezten Verdienst, um ihr leztes Stück Brod gebracht werden. Aber ihre Vorgesezten wollten sie eben in irgend einer Weise bestrafen, so argumentirten sie, weil man gegen sie aufgebracht war, weil man auch sie verführt glaubte und von dem schlechten Geiste angesteckt.

So wurden auch hier die üblen Wirkungen wieder dem Einen in die Schuhe geschoben, den die Dummheit alsbald als die alleinige Ursache ihres Unglücks zu bezeichnen beliebte.

Seinen Namen kannten nur wenige, in seiner Fremdartigkeit war er niemandem geläufig, allein die eigensinnige Erbitterung wußte sich zu helfen. Der Mann war ein Doktor, ein Bücherschreiber, folglich mußte er ein Jude sein; damit war für alle Antipatien, die sich jezt über ihn häuften, das rechte Wort gefunden.

In Amsee und in der Lahn hatten die Maßnahmen der Arbeitseinstellung ebenfalls die Gemüter erschreckt und zu noch weiteren, auch lokalen Besorgnissen Veranlassung gegeben. Der Plattenberg erhob sich ja gerade von der Lahn aus und war eine Abrutschung möglich, so mußte sie diesen Ort unmittelbar betreffen. Eine Kommission von Sachverständigen war bereits am Montag erschienen, um an dem, als gefährlich bezeichneten Gestein des Plattenbergs den Augenschein vorzunehmen. Die Herren fanden in der Tat den Schiefer stark zerklüftet, und in den oberen Partien angelangt, fand man auch hier und da Risse im Boden. Zu jenen Stellen, wo die Tannen schief standen, wagte die Kommission sich nicht mehr hin, aber sie verfügte, daß diese Bäume sämmtlich gefällt werden müßten, denn sie übten einen zu starken Druck auf die gelockerten Gesteinsmassen darunter aus.

Hierauf stiegen die Herren so rasch wie möglich wieder herab.

Weder an der Bergwand noch an dem übrigen Terrain waren Zeichen wahrgenommen worden, die auf eine allzunahe und allzugroße Gefahr schließen ließen, und so glaubte man mit der vorstehenden Maßregel und dem Verbot des Sprengens und der Weiterbearbeitung überhaupt alles Notwendige veranlaßt zu haben.

Am Donnerstag war abermals ein Bittag angeordnet.

In der Kirche von Niederndorf predigte der Jesuitenpater Franziskus, und im Hinblick auf die neuen und drohenden Ereignisse war die Kirche überfüllt.

Der hohe asketisch aussehende Mann auf der Kanzel, von dem von der Seite einfallenden Licht der bemalten Bogenfenster gestreift, dessen Stimme so machtvoll tönte und dessen Worte so eindringlich und patetisch waren, übte einen starken und nachhaltigen Eindruck auf seine Zuhörer, den ihr guter alter Pfarrer,

den sie seit zwanzig Jahren immer dasselbe mit derselben Stimme sagen hörten, bei ihnen nimmer erzielt hätte. Pater Franziskus pries die Armen im Geiste, denn ihrer sei das Himmelreich, er tadelte alle, die in vermessener Eitelkeit sich über jene sezen wollten, denn ihrer harre die Strafe.

Er belächelte die, die da lernen und immerdar lernen und können doch nimmer zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Er warnte vor der falschen Lehre und der Verführung, die jezt überall das Haupt erhebe. Aber die Guten dürfen diese nicht hören und ihrer nicht achten, sondern bleiben in dem, was ihnen bisher gelehrt worden sei, denn sie wissen, von wem sie dies gelernt haben. Wenn sie aber dennoch auf jene hören und sich mit ihnen einlassen, so haben sie selbst ihr Verderben besiegelt.

Und nun wies der Pater auf die schrecklichen Beispiele hin, wo Gott, um die sündige Menschheit zu strafen, all seine Schrecken auf sie losgelassen. Mit erhöhter Stimme, in lebhafter Schilderung und dramatischem Ausdruck sprach er von den Wasserfluten, die, bis auf den frommen Noa, alles hinweggetilgt, und er erzählte von Sodom und Gomorrha, wo Feuer vom Himmel gefallen, und er erinnerte schließlich an jene dunkle Prophezeiung, wo die Berge übereinanderstürzen werden am Tage des jüngsten Gerichts. Wahrlich, durch den Unglauben unserer Zeit wird dieses Ende beschleunigt werden.

Den frommen Zuhörern saß das Entsezen im Herzen; war dieses Ende nicht vielleicht schon ganz nahe? Aber zugleich mit dem tiefen Schreck regte sich doch auch wieder das Bewußtsein, daß sie das Böse ja niemals mit Absicht getan, und wenn ihre Kinder dem Unglauben zuneigten, für den sie alle bestraft werden sollten, so waren sie dazu verführt worden, und im tiefsten Herzen suchten sie alle Schuld von sich ab und jenem zuzuwälzen, der allein dafür verantwortlich gemacht werden konnte, dem Doktor, dem Bücherschreiber, dem Juden.

An diesem Donnerstag Nachmittag saßen im Niederndorfer Wirtshause am untern Ende des Sees einige Kleinbauern an dem großen Tisch unter der Linde beisammen.

Darunter der Gschwandtner und Menzel, der Fischer. Die Bauern saßen in Hemdärmeln, jeder hatte ein Glas Bier vor sich, und sie diskutirten laut und eifrig die Ereignisse, die alle Gemüter beschäftigten.

Aus dem Pfarrhause, das gerade gegenüber lag, trat ein großer, hagerer Mann, mit rasirtem Kinn, es war der Kirchendiener. Er sezte sich zu ihnen und bestellte ein Glas Bier. Gleichzeitig kam auch ein Arbeiter den Weg vom See herauf, er war aus dem Orte und hatte im Schieferbruche gearbeitet. Er grüßte und wollte vorüber, sie aber riefen ihm zu und fragten ihn, was es Neues in Amsee gebe. Der Gschwandtner wies ihm einen Plaz am unteren Ende an und schob ihm sein Krügel hin, daß er daraus trinke.

„Na, Woferl, ist's denn wirklich wahr", fragte er, „die Arbeiten im Schieferbruch bleiben also eingestellt, und die Wand schreit noch immer?"

„Ja", sagte der Woferl, „schreien tuts schon, aber die schreit schon lang, und deswegen hätten's die Arbeit doch nicht einstellen müssen. Aber natürlich, den Herren is alles eins, ob wir verhungern oder nicht; sie haben uns unsern Lohn auszahlt, und weiter kümmern sie sich nicht um uns."

Die Bauern stimmten ein, und sie schimpften nun weidlich über die Kommission und über die gar so g'scheiten Herrn, die schier alles wissen möchten, aber der Jesuit habe Recht, es bringe kein' Segen und die Zeiten würden immer schlechter.

Eine schnell daherrollende Equipage, die vor dem Pfarrhause hielt, unterbrach diese Auseinandersezungen und lenkte ihre Aufmerksamkeit dahin.

Ein hochgewachsener Mann, das blasse Gesicht sorgfältig rasirt, den schwarzen Tuchrock bis an den Hals geschlossen, sprang heraus und überschritt die Schwelle.

Der Kutscher fuhr hierauf an das Wirtshaus heran und verlangte ein Glas Bier.

Der Wirt brachte es ihm rasch.

„Vom Grafen Falkenau, nicht wahr?" fragte er in lächelnder Zuvorkommenheit, indem er den Hals der Pferde klopfte, „ich kenne die Pferde."

Der Kutscher bejahte, nachdem er das Glas geleert und ein zweites bestellt hatte.

„Das war gewiß auch ein geistlicher Herr, den Sie da in die Pfarrei gebracht haben?" forschte der Wirt neugierig weiter, nachdem er ihm das zweite Glas emporgereicht.

„Einer vom Jesuitenorden war's," versezte der Kutscher mit einem pfiffig überlegenen Gesicht, „der Pater Cölestin." Dann ergriff er wieder die Zügel und fuhr davon.

Der Wirt kam zu seinen Gästen, um ihnen das soeben Gehörte mitzuteilen.

„So, ein Pater ist das," meinte der Fischer Menzel, „das hab ich nicht g'wußt, und ich hätt' ihn auch nimmer dafür g'halten."

„Hast vielleicht schon mit ihm zu tun g'habt?" fragten die andern.

„Freilich, ich und er sind ja heut die ganze Nacht am See herumg'fahren."

„Geh, ist's wahr, wegen was denn, habt's Fisch g'fangen."

„Bewahr, die Gabel hab' ich zwar mitg'habt und das Licht auch, aber ich hab's nicht anzünden dürfen, und ich hab müssen ganz still dahinfahren, daß niemand uns hört."

„Ah!" riefen alle interessirt, „und was weiter?"

„No, wir sind bis zur englischen Villa g'fahren, und wie wir dort hinkommen, hab' ich müssen dicht gegen das Gebüsch hinfahren, und da sind wir halt auf der Lauer g'legen."

„Wem habt's denn aufg'lauert?"

„Ja, das weiß ich nicht, und vielleicht hat er's selber nicht g'wußt. Ich hab' ihm g'sagt, Sie Herr, da ist niemand, schon seit einem Jahr ist da alles verschlossen, weil der Herr, dem das g'hört hat, g'storben ist, und seine Tochter ist auch nicht mehr da. Er hat aber g'sagt, ich soll ruhig sein, und soll mich nicht rühren. Und er selber hat sich nicht g'rührt, aber g'horcht hat er, und wenn's im Laub g'raschelt hat, oder ein bissel Geröll von oben herunter kommen ist, so ist er z'sammengefahren. Und einmal fasst' er mich bei der Hand; saperlot, ich hab' auch Muskeln, aber mit so einem Griff hab' ich noch keinen ang'fasst', und er fragt mich: hörst du's? Ich hab aber nichts gehört. Er aber sagt: das ist Gesang, ich aber sag: gar keine Spur, das ist der Wind, der saust immer so in der Nacht. Ich spüre aber wie seine Hand zittert, und darauf befiehlt er mir, ich soll ans Land fahren, damit er aussteigen könnt. Ich will ihm's ausreden. In der Nacht ist's da gar g'fährlich, sag ich, und auf dem Fleckl ist's niemal geheuer g'wesen; aber seine Augen funkeln mich darauf so grimmig an, daß ich mich schier vor ihm g'fürcht hab, und so hab ich ihm seinen Willen tan. Er steigt aus und deut't mir, ich soll z'rückbleiben, aber wie er sich wend't, seh ich etwas blizen in seiner Hand; ich möcht drauf schwören, daß es der Lauf einer Pistole war. Denk ich mir, das ist ein Selbstmörder, und schon will ich ihm nachgehen, aber dann sag ich mir, man muß ein' jedem seine Freud lassen, und besser ist's immer, er bringt sich selber um, als am Ende mich, denn der ist nicht recht bei Sinnen — na, ich hab' ja nicht g'wußt, daß das ein Pater ist," fügte Menzel entschuldigend hinzu, als der Kirchendiener ihm einen Blick der Zurechtweisung zugeworfen.

„Und hat er geschossen?" fragten seine Hörer um ihn herum.

„Ich hab' nichts gehört. Ewig lang ist er mir ausgeblieben, so daß ich eine Riesenangst kriegt hab', aber endlich kommt er daher, steigt ein, ohne ein Wort zu sagen, und deut't mir nur, ich soll wieder zurückfahren. Ich hab mir das nicht zweimal sagen lassen, ich war froh, als wir wieder da waren. Beim Aussteigen aber sag ich, na Herr, ich hab's Ihnen ja g'sagt, dort ist niemand, und Sie haben auch niemanden finden können. Nein, sagt er, aber seine Stimm hat keinen Ton g'habt, und wie er mir jezt das Fahrgeld in die Hand druckt, fahr ich zurück, denn seine Hand war kalt wie von einem Toten."

„Na, jetzt hast ihn aber frisch und lebendig wiederg'sehen,"

lachten alle, und der G'schwandtner fügte kopfschüttelnd hinzu: „Was er nur dort g'sucht haben muß in der Nacht, denn dorthin traut sich doch keiner, und wenn er was singen g'hört hat, so muß das Gott weis was g'wesen sein."

„Eine Einbildung ist's g'wesen, nix anderes," versicherte Menzel.

Jezt aber fuhr der Arbeiter Woferl mit einer abwinkenden Geberde dazwischen.

„Das war keine Einbildung, na, schon g'wiß nicht, und der Herr Pater hat einen ganz richtigen Spurius g'habt."

„Was weißt denn du davon?" riefen alle wie aus einem Mund. Der Arbeiter lächelte.

„Na, ich komm ja grad von Amsee, bin ja grad vorhin an der englischen Villa vorüber g'fahren, und wenn der Herr gestern dort singen g'hört hat, so hab ich heut wieder dort lachen g'hört, und wie ich näher hinschau, hab ich gleich g'sehen, daß die Villa jezt wieder bewohnt ist. Die Fenster sind offen g'standen, und auch die Tür, die auf den Balkon herausgeht, und wie ich mich drüber verwunder, kommt die Blonde, die englische Fräul'n selber aus der Tür, und sie ist's die lacht, und bis an die Brüstung tritt sie vor, und schaut über den See nach Amsee, als ob sie jemand erwarten tät. Ich fahr vorüber, aber eh ich rechts in die Einbiegung komm, wend ich mich noch einmal nach ihr um, und da seh ich, daß jezt ein Mann neben ihr steht, ein junger Kerl, und der nimmt sie ganz ungenirt um die Mitte und führt sie wieder hinein."

Der Kirchendiener, der bisher gravitätisch da gesessen, seiner Würde eingedenk, schnellte in die Höhe.

„Das war er!" rief er, und seine kleinen Augen blizten auf in plözlichem Eifer.

„Wer?" fragten alle.

„Der Rädelsführer, den die Polizei überall sucht, wißt ihr, der, der die verbotenen Bücher geschrieben hat, der — wie heißt er nur, der —"

„Der Jud," riefen alle.

„Richtig, der Jud," bestätigte der Kirchendiener mit einem Grinsen, „und wo sollte der Jud auch anders stecken als bei der Heidin?"

„Es ist schon möglich."

„Es ist ganz sicher, und der Herr Graf hat schon gestern die richtige Spur gehabt."

„Was für ein Graf?"

„Habt Ihr nicht vorhin seinen Kutscher und seine Pferde g'sehen? Nun also, derselbige Graf, der Falkenau."

„Der Falkenau!" wiederholten alle, als hätte dieser Hinweis sie alle mit seiner Persönlichkeit vollkommen vertraut gemacht.

„Er ist gestern zu unserem hochwürdigen Herrn kommen, ich hab' ihn selbst hinaufg'führt, und weil ich grad im Vorzimmer noch zu tun g'habt hab —"

„So hast bei der Tür g'horcht."

„Nur zufällig, aber zum Glück hab ich da g'hört, wie der Herr Graf von Fräulein Barr als von seiner Nichte gesprochen hat, und daß diese seit Sonntag früh plözlich verschwunden sei, sie hätte geschrieben, sie sei nach Wien, aber der Graf hat sie auch dort nicht auffinden können, und da ist er herkommen nachfragen, ob sie ihre Villa bezogen, und ob sie in der Gegend vielleicht gesehen worden ist. Unser Herr Pfarrer hat hierauf mit dem Grafen gleich selbst nach der Villa fahren wollen, ich hab sie hingerudert, aber damals war alles noch zu und verschlossen, wir haben nirgends hinein können. Aber der Herr Graf hat immer von ihrem Verführer gesprochen, und das war wieder der Doktor, der Jud, und darum mein ich, wenn man jezt weiß, wo der Schändliche steckt, so wär's nur Pflicht und Schuldigkeit, wenn man den Kerl abfangen tät, und außerdem könnt man sich noch ein schönes Stück Geld dabei verdienen."

Die Leute schlugen auf den Tisch und rabiat und aufgeregt erhoben sie sich unter tumultuarischem Geschrei.

„Den müssen wir haben." —

„Der soll uns ja nicht mehr auskommen." —

„Haha, den erwischen wir, wie den Hasen beim Kohl."

„Er ist Schuld an unserem Unglück."

„Freilich, wegen seinen Büchern sind die Hausuntersuchungen ergangen."

„Und drauf die Entlassungen."

„Und seitdem sind uns alle so aufsässig."

„Der Schuft, er hat so viele brave Leute ums Brod gebracht."

„Fort mit dem Juden!"

„Der soll uns kennen lernen, ich nehm' gleich den Strick mit, daß wir ihn binden können."

Im Handumdrehen waren alle, die eben noch in Gemütlichkeit beisammen saßen, von Wut erfaßt und kampfbereit, um sich auf den Einen zu stürzen und ihre ganze Erbitterung über seinem Haupte zu entladen.

Der Kirchendiener war indes schon von ihnen fort in die Pfarrei geeilt. Er stürzte in das Zimmer, in dem der Pfarrer mit den beiden Jesuitenpaters Franziskus und Cölestin saßen, und ohne sich mit Entschuldigungen aufzuhalten, rapportirte er das soeben Entdeckte.

Es wirkte hier nicht minder sensationell.

In Pater Franziskus loderte der ganze fanatische Haß empor, und voll Empörung und fast herrisch rief er dem Pfarrer zu, daß hier, wenn man des Uebeltäters habhaft werden wolle, kein Augenblick zu verlieren sei.

Der mildherzige alte Pfarrer stimmte zu, er konnte nicht anders. Der Angeklagte hatte sich gegen die weltliche Obrigkeit vergangen und gegen eine höhere, sittliche, er war der Verführer eines jungen Mädchens.

„Wir werden uns also dahin begeben und nachsehen," sagte der Pfarrer.

„Der halbe Ort geht mit Ihnen, Hochwürden," rief der Kirchendiener; „die Bauern sind wild und aufgebracht, sie selber wollen den Kerl einfangen."

„Wir werden sie führen!" rief Pater Franziskus.

Auch Cölestin war bei dieser jähen Nachricht aufgesprungen.

Seine Vermutung, die er in diesen Tagen gleich einer verzehrenden Qual in sich getragen, bestätigte sich also; die beiden hatten sich vereinigt, sie war sein geworden.

Er hatte sich an die Wand gelehnt, um nicht zu sinken. Seine Zähne schlugen aneinander, aber sein Mund blieb geschlossen.

Kein Ausruf der Wut und keine Klage kam über diese blassen zitternden Lippen, kein Wort der Erlösung — er durfte sich nicht verraten, er mußte den Jammer allein tragen.

Aber er ertrug ihn nicht, er brach zusammen unter ihm. Doch zu einem wollte er noch die Kraft haben, er wollte hin, er wollte das Schreckliche mit seinen Augen in sich aufnehmen, um es zu begreifen, und wenn es ihm dann zur furchtbaren Gewißheit geworden war, dann — er dachte es nicht aus, aber instinktiv griff er nach dem Gewande, das eine Waffe barg, er fühlte nur, daß er das namenlose Elend, das ihm geworden, zu rächen habe.

(Fortsezung folgt.)

Germanen auf der Bärenjagd.

Der Mark Brandenburg frühere Oberflächengestalt.

Von Dr. A. Berghaus.

(Aus der „Europa".)

Der Lauf der drei Hauptflüsse in der Mark Brandenburg, der Lausitz und in Nieder-Schlesien, nämlich der Elbe, Spree und Oder, zeigt in bedeutenden Strichen eine Richtung, welche mit der weit durchgreifenden Streichungslinie aller norddeutschen Flözgebirge auffallend übereinstimmt. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß er sie nur verläßt, um rechtwinkelig abzuweichen, und daß er dann oft fast ohne allen Uebergang wieder in die ursprüngliche Form zurückkehrt. Hauptpunkte solcher Art sehen wir an der Oder bei Leubus, bei Köben, bei Neusalz, bei Sabor in Schlesien und auf lausitz-brandenburgischem Boden bei Fürstenberg; an der Spree sehen wir dieselbe Erscheinung am Ein- und Ausgange des Spreewaldes, 11¼ Kilometer unterhalb Kottbus und bei Lübben, und bald unterhalb der Einmündung des Friedrich-Wilhelms-Kanals; an der Elbe da, wo sie die Schwarzelster bei Jessen aufnimmt, bei Magdeburg und bei Werben unterhalb Havelberg. Diese Einrichtung stimmt zu auffallend mit dem Gange der Flüsse, die zwischen Gebirgsketten strömen, als daß man nicht geneigt sein sollte, hier in dem doppelten Wechsel der Strombahn Längen- und Quertäler zu sehen, deren bestimmende Bergrücken, welche der herrschenden Richtung folgten, von der Oberfläche verschwunden sind.

Betrachtet man indessen den Gegenstand näher und sieht die Längentäler als die Haupttäler des Landes, als die natürliche Richtung an, welche die Gestalt der Erdoberfläche dem Laufe der Ströme gegeben hat, während die Quertäler ihr Dasein späteren gewaltsamen Erscheinungen oder früheren gewaltsamen Zerreißungen des natürlichen Verbandes der Gebirgsketten verdanken, so werden auch diese vorzugsweise eines jeden Aufmerksamkeit bei einer Betrachtung auf sich ziehen, welcher aus dem Laufe der Flüsse die geognostischen Grundzüge des Bodens zu erforschen strebt.

Es ist klar, daß das Odertal von Oppeln bis nach Fürstenberg in seiner mittleren Richtung der Erstreckung eines großen Längentales folgt, welches in der tiefsten Senkung des nördlichen Fußes der nächsten Gebirge liegt. Die Richtung dieses Tales sieht man südöstlich unverändert fortgesezt in dem weiten Becken der Malapane und des oberen Endes desselben, umschlossen durch die beiden Schenkel des Kalkgebirges von Tarnowitz und Woischnik, fortgesezt bis in die Hochebene von Polen, von welcher außer der Malapane auch die Przemsa, die Piliza und die Warthe herabströmen. Nimmt man dieses Becken für den wahren geologischen Anfang des uneigentlich sogenannten Odertales, so wird der wasserreiche Bergstrom, welcher, mit den Zuflüssen von einem Teile des mährisch-schlesischen Gebirges und des nordwestlichen Abfalles der Karpathen erfüllt, bei Ostrau auf mährischem Gebiete am südlichen Rande der Provinz Schlesien das Gebirge durchschnitt, die Oder nämlich, ein Nebenstrom, obschon der ansehnlichste, und erreicht erst unterhalb der Stadt Oppeln das Haupttal.

Auf der Nordseite von Fürstenberg ändert die Oder für ihren ganzen ferneren Lauf ihre Richtung, ohne daß doch das Längental, in welchem sie bis hierher strömte, aufhört; denn das Tal der Schlaube, mit dem Talgrunde von Müllrose bis Neubrück, ist die unmittelbare Fortsezung desselben, in welcher der Friedrich-Wilhelms-Kanal angelegt ist.

Die auffallende Biegung der Spree bei der Mündung genannten Kanales führt in Hinsicht auf die Spree zu dem Gedanken, den man von der Oder gefaßt hat. Von hier an bezeichnet das Bett der Spree ununterbrochen die Richtung des Haupttales bis zu ihrem Einflusse in die Havel bei Spandau; von dort aber ist es leicht, die unmittelbare Fortsezung desselben zu verfolgen durch die weiten einstigen Seebecken des Havelländischen und Linumer Luches, welche sich kurz oberhalb Havelberg in die Havel ergießen.

Das Tal der Havel selbst ist nur eine zufällige Verbindung von Seen, die sich gegenseitig ins Gleichgewicht sezen, die Verkettung einer Reihe von Vertiefungen des Bodens, welche, keinem bestimmten Geseze folgend, wahrscheinlich durch örtliche Vorgänge auf der äußeren Oberfläche des leicht beweglichen, aufgeschwemmten Landes zu erklären sind. — So erscheint die Havel als ein Nebenfluß des alten Oderlaufes, dessen Mündung in dem vormaligen Seebecken des Linumer Luches lag, daher es denn auch unter der gegenwärtigen Verteilung des Fließenden, mit Rücksicht auf den längeren Lauf der Spree und seines Parallelismus mit der Elbe, viel passender gewesen sein würde, den Namen der Spree bis zur Elbe beizubehalten, und die Havel in die Spree, statt diese in jene fließen zu lassen.

Unterhalb Havelberg nimmt das Bett der Elbe unser märkisches Hauptlängental ein, das nun bis auf unbedeutende Krümmungen ununterbrochen in gleicher Richtung fortgeht und endlich bei Hitzacker den steil abfallenden Nordrand des Rückens der Lüneburger Haide erreicht, an welchem es, in schnurgerader Richtung abschneidend, bis kurz vor Bleckede fortläuft. Von dort aus erweitert es sich allmälich zu dem in gleichbleibender Streichungslinie sich fortsezenden, schmalen Meerbusen, an dessen Oberende Hamburg liegt und in welchem Ebbe und Flut bis Geestacht, 22½ Kilometer unterhalb Lauenburg, vordringen.

Und so leitet einen denn die Ansicht von der Grundgestalt des Landes dazu, die natürliche Mündung des Odertales nach Cuxhaven zu verlegen, — jenseits dessen, vor der allmälich eingetretenen Zerstörung der Mündungsküsten durch nordwestliche Sturmfluten, Helgoland in einer ähnlichen Stellung gewesen sein wird, wie noch heute der Fels des Tour de Cordouan an der Mündung der Gironde.

Denkt man sich den Spiegel der Oder um etwa 25 Meter über seinen gegenwärtigen Stand erhöht, ohne ihr deshalb eine vermehrte Wassermasse zu geben; nimmt man ferner das Tal zwischen Brieskow und Frankfurt als geschlossen und den Rücken der Lüneburger Haide bei Hitzacker und Bleckede als unmittelbar verbunden an, so werden alle Gewässer des schlesischen und lausitzer Gebirges sich in ein großes Binnenmeer ergossen haben, dessen südliches Ufer sich ungefähr in der Linie erstreckt haben mag, die man an der Oder bei Leubus nach dem Bober unterhalb Bunzlau, an diesem Fluß und dem Queiß abwärts über Sagan und Christianstadt, und von da westwärts über Gassen und Sommerfeld, über die Neiße bei Forste hinweg nach Kottbus zur Spree und dem Spreewalde, von Lübben nach Baruth, Luckenwalde, Treuenbrietzen, Belzig, Ziesar bis an die Elbe bei Parey zieht, indes das nördliche Ufer desselben in seiner westlichen Hälfte an dem sehr gleichförmigen südlichen Abfalle des mecklenburgischen Landrückens in der Priegnitz und dem Lande Ruppin fortgegangen sein dürfte.

Die große Menge flacher Landseen und mit Torf gefüllter Sümpfe, welche das Gebiet dieses Binnensee's vor seinen Umgebungen auszeichnen, und die auffallend niedrige Lage dieses Landstriches mögen im Verein mit den oben angestellten Betrachtungen die Voraussezungen dieses Binnensee's rechtfertigen. Lag der niedrigste Teil des Bodens dieser Wassermasse in der Richtung der Längentäler des tief verschütteten Flözgebirges, so wird es leicht erklärbar, daß auch die Gewässer nach dem Durchbruche bei Frankfurt und bei Bleckede in derselben ihren Abzug genommen haben.

Was die ursprüngliche Richtung des Elbtales anbetrifft, so verband sich dasselbe bei Magdeburg bis Havelberg mit dem großen Längentale der Oder. Das Urbett der Elbe ist wohl ohne Zweifel in der Ohre, die nur geringes Gefälle besizt, in dem Seebecken des Drömlings und des Barenbruches, der Aller und der Weser unterhalb der Mündung des zulezt genannten Flusses zu erkennen, so daß die heutige Wesermündung die der Elbe war.

Wenngleich die Umgebungen der Elbe und Oder, dieser beiden Haupttaleinschnitte Norddeutschlands, nirgends mehr die Regelmäßigkeit in der Form und die bestimmte Beziehung zu den unterliegenden Gebirgsarten so klar und deutlich zeigen, als im Rücken der Lüneburger Haide, so finden sich doch, besonders in dem Lande, das zwischen beiden Tälern liegt, mehrfache Verhältnisse, welche mit den erwähnten verglichen werden können. In dem nördlichen Teile der Altmark liegen etwas abwärts vom Elbtale, bedeutungsreich für die Nähe des älteren Gipses, die Salzquellen von Salzwedel und von Osterburg, und fast in der Verbindungslinie zwischen Osterburg und dem Gipse bei Lüneburg sieht man den Arendsee, einen bedeutenden Erdfall von $11^1/_4$ Kilometer Umfang und bis zu 63 Meter Tiefe, dessen Einsturz im Jahre 822 und Nachsenkung im Jahre 1685 dort ein mächtiges Flötz voraussezen. Die Salzquelle von Selbelang, im Westen von Nauen, und die salinischen Erscheinungen bei Uty im Havellande und bei Brandenburg, sowie die von Storkow liegen im Grunde selbst des großen Tales, indes die Salzquelle von Salzbrunn, zwischen Beliz und Treuenbriezen, und die von Trebbin ein wenig an den nördlichen Abfall des Talrandes hinauftreten. Am weitesten gegen Südosten endlich erhebt sich noch einmal der ältere Flötzgips bei Sperenberg mit seinem mächtigen Salzlager, und über ihm gegen Süden ragt ein steiler Kamm des aufgeschwemmten Landes in dem Golmberge zu einer absoluten Höhe von 180 Meter empor.

Die Weichsel hat man bekanntlich mit der Netze durch einen Kanal vereinigt; derselbe ist aber auch nur möglich geworden durch jene Vorarbeiten der Natur, welche erlaubten, bei Müllrose Spree und Oder zu vereinigen. Der Bromberger Kanal liegt ebenso in einem verlassenen Strombette, wie der Friedrich-Wilhelms-Kanal. Dieselben Oberflächenerscheinungen, welche dazu nötigten, das Odertal mit dem jezigen Spreetal zu vereinigen, zwingen auch dazu, bei Bromberg einen ehemaligen Lauf der Weichsel durch das Tal der Netze und Warthe in dem jezigen Unterlauf der Oder anzunehmen.

Von Bromberg bis Stettin ist es nicht weiter, als von Brieskow nach Hamburg. Der Landrücken an der unteren Weichsel hatte im Munde des Volkes längst den alten Ruf des höchsten in Pommerellen und dem heutigen Westpreußen. Sein Scheitel, der Türmberg bei Schöneberg, im Quellengebiet der Radaune gelegen, erreicht eine Höhe von 330 Meter über der Ostsee, und dieser Landrücken hat daher mit seinen Ausläufern ehemals den Abfluß des Stromes gegen Norden erschweren müssen. Ja, sogar geschichtliche Spuren weisen darauf hin, daß noch in der historischen Zeit die Weichsel nicht durch ihr jeziges Tal von Fordon nach Danzig geflossen ist. Diese Bahn war zwischen Fordon und Ostrometzkow verschlossen; die Gewässer der Weichsel stauten zu einem der Schwarze See genannten Binnenmeere, das den tieferen Teil der Ebene bedeckte und den höheren in einen Archipel verwandelte. Seinen Wasserüberfluß führte dieser See durch die breite Tallinie ab, der gegenwärtig der Bromberger Kanal, die Netze, Warthe und Oder folgen. Mit dieser Tatsache, die bisher übersehen worden und die altpolnische Chroniken überliefern, dürfte manche scheinbare Unrichtigkeit in den Angaben der Alten gelöst, manches Dunkel in der Geschichte der östlichen Völker aufgeklärt sein.

Man überzeugt sich bald von der Wahrscheinlichkeit dieser historischen Ueberlieferung und jener geologischen Annahme, wenn man das Tal der Neze etwas näher ins Auge faßt. Der kleine Fluß, der zwischen Bromberg und Nakel mit sehr schwachem Gefälle von Süden her in ein breites, offenes Tal tritt, hat unmöglich die tiefe Auswaschung hervorbringen können, die meist mehr als $3^3/_4$ Kilometer Breite hat und an einigen Stellen, z. B. bei Chodziesen, $5^1/_3$ Kilometer Breite erlangt. Außerdem zeigt sich dieselbe Erscheinung zwischen Netze und Weichsel, wie zwischen Spree und Oder. Vertieft man den Bromberger Kanal ein wenig, so läuft er mit mächtigem Gefälle in die Weichsel und nicht in die Oder.

Wie die Oder die altmärkische Wische durch Anschwemmung gebildet hat, so die Weichsel den Oderbruch. Untersucht man die Gehänge des Oderbruches genauer, so erstaunt man über die hohe, schmale Landzunge von Reitwein und Podelzig. Das Plateau erhebt sich hier 40 bis 50 Meter über die Niederung, und man sieht leicht ein, daß unmöglich die gegen Norden abfließende Oder eine solche Ausspülung hätte hervorbringen können. Diese erscheint aber einfach als eine Fortsezung des südlichen Randes vom Netzetal, das sich hier gegen Norden wendet und auf der Südseite denselben Bogen zwischen Reitwein und Selow macht wie auf der Nordseite den minder scharf ausgeprägten Bogen zwischen Tamsel und Klossow.

Zwei andere Erscheinungen unterstüzen diese Annahme noch wesentlich, nämlich das weite, leere Tal der Welse-Randow und die drei Mündungen der Oder in die Ostsee. Die große Talweitung, in deren Mitte Vierraden liegt, sowie das weite Tal, das sich fast ohne Gewässer von hier gegen Norden bis Ueckermünde fortsezt, ist offenbar nicht von der Oder gebildet, und derselbe Strom brauchte zu seinem Ausflusse in die Ostsee kaum den weiten Durchbruch der Swine, wie viel weniger noch zwei Nebenwege, um ins Meer zu gelangen. Wer die Gegend zwischen Misdroy und Swinemünde näher untersucht hat, wird sich überzeugt haben, daß hier allein schon mehr Raum, als nötig, vorhanden war, einen Strom, wie die Oder, selbst beim höchsten Wasserstande zu Meer zu führen; wie viel weniger bedurfte es noch zweier flußähnlich eingeschnittener Mündungen, wie der Peene bei Wolgast und der Dievenow bei Wollin. Es mußte ein viel größerer Strom gewesen sein, der unterhalb Schwedt zwei mächtige Ausflußtäler bildete und mit drei Mündungen sich ins Meer ergoß, und das war die — Weichsel.

Und wie die Spree ein Nebenfluß der alten Oder war, so war die Warthe ein Nebenfluß der alten Weichsel, — ein hydrographisches Verhältnis, von dem das Gedächtnis selbst im späteren Mittelalter noch nicht erloschen gewesen ist, weil es nicht ungewöhnlich war, die Warthe nach ihrer Vereinigung mit der Netze mit dem Namen des zulezt genannten Flusses zu belegen.

In diesen kurzen geologischen Auseinandersezungen über die ursprüngliche Richtung der Haupt-Flußtäler und das ihr vorhergegangene Dasein eines großen Süßwasser-Binnenmeeres, dem aber nach Analogie des Kaspi-See's salinische Bestandteile beigemengt waren, liegt die Erklärung der Bodenbeschaffenheit der Mark Brandenburg zwischen ihrem deutschen Ufer, dem lausizer-vläminger Grenzwalle im Süden, und ihrem skandinavischen Ufer, den Höhenzügen und Landrücken in der Priegnitz, der Ucker- und Neumark gegen Norden. Der höhere Grund des Binnenmeeres und der späteren Haupt-Flußtäler der alten Oder und der alten Weichsel ragte in Gestalt von Inseln über die Wasserfläche hervor und bildete einen Archipel, den wir gegenwärtig, nach Ablauf der Gewässer, in den zahlreichen Plateaux erkennen, welche den Boden der Mark karakterisiren. Und wie es eine wohlbekannte, an sehr vielen Landseen wahrnehmbare Erscheinung ist, daß, sofern sie mit Inseln besezt sind und einen Abfluß haben, diese Eilande umso größer und langgestreckter zu sein pflegen, je entfernter sie von dem Ausflusse liegen, und desto kleiner und rundlicher, je näher demselben, so erkennt man auch in den Plateaux der Mark die jezt durch Bruchtäler getrennt sind, die nämlichen Folgen in ihren Umrissen. Beispiele hiervon sind: die Hochebene von Sternberg, welche vor Bildung der jezigen Oder unterhalb Brieskow mit dem Plateau von Lebus und des Barnim eine zusammenhängende, langgestreckte Insel bildete; sodann die kleinen, meist rund geformten Plateaux von Liebrose, des Teltow, der Zauche, die noch kleineren Eilande im Havellande, das Plateau von Döberitz und das von Bähnitz im hohen Havellande oder der Merica Obula, der Glin, das Ländchen Bellin, Friesack, Rhinow.

Denken wir uns, das Wasser der heutigen Havel-Seen zwischen Spandau und Plaue sei abgeflossen, so würde das Grundbett dieser Seenkette ein Bild im Kleinen geben von der Oberflächengestalt, die uns die Mark im Großen darbietet. Eine große Talrinne würde vorhanden sein, in welcher der lezte

Ueberrest des Havelwassers seinen Lauf nähme; Eilande, die jezt wenig über dem Wasserspiegel hervorragen, würden zu bergartigen Hochebenen und Bergen emporsteigen, wie die Pfaueninsel und der Sandwerder zwischen Spandau und Potsdam, und die jezt unter dem Wasserspiegel liegenden Alluvial-Platten, die der Havelfischer seine Berge nennt, würden Plateaux niederer Art sein, die in den tiefsten Stellen des Grundbettes ihre Trennungstäler haben, während diese bald mit Seen, bald mit Sümpfen und Brüchen angefüllt sein würden. An einiger baldigen Pflanzendecke könnte es dem neuen Lande nicht fehlen; Luft und Wasserströme würden Samen in bunter Mischung herbeitragen und jedwedes Samenkorn sich für seinen Standort denjenigen Bodenstrich und diejenige Erdschicht suchen, die für sein Keimen und sein fröhliches Gedeihen am zuträglichsten ist.

Möglich ist ein derartiger Zustand, wenn der Wasserspiegel, mit Hinwegräumung der Stauwerke bei Spandau, Brandenburg und Rathenow, sich um 11 bis 13 Meter senkt; ein solches Senken ist aber eine physische Unmöglichkeit, so lange nicht auch das Bett des Elbstromes unterhalb der Mündung der Havel in ähnlichem Maße daran teilnimmt.

Unser Bauwesen und seine Reform.

Von **Karl Frohme.** (Schluß.)

Ich gehe über zu den gewerblichen Betriebsstätten. Bei Anlage derselben läßt man sich fast durchweg von rein materiellen Rücksichten leiten. Für eine große Zahl von Gewerbtreibenden, so besonders für die kleinen Handwerksmeister, kommt ja allerdings die zwingende Notwendigkeit inbetracht, möglichst billige Werkstatträume zu bekommen; ihre mißlichen Verhältnisse erlauben ihnen die Beschaffung gesunder, räumlich ausreichender, der Luft und dem Tageslichte genügend zugängiger Arbeitsräume nicht. Wir gedenken dabei auch der in der Hausindustrie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen, deren Leben ein permanenter Notstand ist und die häufig in Wohnungen ihr Gewerbe treiben müssen, deren Luft mit Kohlensäure überfüllt ist und die nichts tun können, dem schrecklichen Dasein, dem sie und ihre Angehörigen verfallen sind, zu entrinnen.

Für die Großindustriellen hingegen darf der Einwand, daß die mangelhafte, gesundheitsschädliche Beschaffenheit ihrer Arbeitsräume auf eine Not- oder Zwangslage zurückzuführen sei, nicht geltend gemacht werden. Nur zu häufig kommt es vor, daß bei Anlage von Fabriken aus Rücksichten auf das Geldinteresse, das Haupterfordernis zum Wohlbefinden des Arbeiters — ein gesunder, luft- und lichtreicher Arbeitsraum — ganz aus den Augen gelassen wird. Wo auch nur eines von beiden — die Luft oder das Licht — nicht in ausreichender Beschaffenheit vorhanden ist, da wird der Organismus des Menschen schwer geschädigt. Zu beklagen sind — wie Professor Hirt, eine Autorität auf dem Gebiete der Arbeiterhygiene sagt — diejenigen, denen Beides bei der Arbeit fehlt, oder nicht genügend geboten wird; „sie sind schlimmer daran, als die Verbrecher in den Gefängnissen“.

Schon beim Eintritt in eine Werkstatt betreten wir oft den unheilvollen Bannkreis der Antihygiene. In niedrigem, engen Raume, in dem nur gerade Plaz für die Maschinen und die sie Bedienenden ist, sizen, stehen, knieen eine große Anzahl von Personen, eifrig mit ihrer Arbeit beschäftigt. Das nötige Licht kommt durch rauchgeschwärzte kleine Fenster, oder von wenigen unruhig flackernden Petroleum- oder Gaslampen; die Luft ist erstickend heiß und mit den Ausdünstungsprodukten der Arbeitenden und der Arbeitsmaterialien geschwängert, — kurz, wir sehen uns in einer Arbeitshölle. Was Wunder, daß die Arbeiter, darunter Frauen und Kinder, die in dieser Hölle einen großen Teil des Tages zuzubringen gezwungen sind, körperlich und geistig verkümmern und uns bleich und mit eingefallenen Wangen und hohlen Augen, Bilder der Verkommenheit und des Elends, begegnen!

„So lange“, ruft Hirt aus, „nicht eine bestimmte Größe des Arbeitsraumes gesezlich verlangt, oder mit anderen Worten: so lange nicht der Luftkubus (die für jeden Einzelnen erforderliche Luftmenge) pro Kopf für die Arbeitsräume festgesezt ist, so lange wirkt eines der Hauptmomente zur Prädisposition von Krankheiten aller Art ungeschwächt fort, und manche anderweitige heilsame Maßregel wird irrelevant, wenn man dem Arbeiter nicht die genügende Menge atembarer Luft zu seiner Arbeit verschafft“.

Was die Größe der Fenster anlangt, um das natürliche Sonnenlicht in die Arbeitsräume einzulassen, so wird auch hier noch unendlich viel gesündigt, so daß gesezliche Bestimmungen, die diesen Punkt regelten, nicht minder am Plaze wären.

Man bedenke, es handelt sich um einen Schuz für die Gesundheit der vielen Millionen, die im Schweiße ihres Angesichts unter Mangel und Elend aller Art, Wert auf Wert zusammenarbeiten müssen! Schon der bloße Gedanke an die Tatsache, daß der Arbeiter tagsüber in dumpfen, verpesteten Fabriträumen sich abmühen muß, um dann auch noch seine paar Feierstunden in ungesunden Wohnräumen zubringen zu müssen, ist geeignet, den wohlmeinenden Menschen mit dem Gefühl tatkräftigster Teilnahme zu erfüllen.

Man bedenke ferner, daß durch die bausanitären Verbesserungen der gewerblichen Anlagen in Verbindung mit denen der Wohnungen nicht blos die Sterblichkeit, sondern auch die Krankheitshäufigkeit unter der arbeitenden Bevölkerung abnehmen wird, was — abgesehen von allen etischen Rücksichten — einem großartigen, materiellen Vorteil gleichkommt. Gesezliche Bestimmungen, die diese Verbesserungen vorschreiben und regeln, sind unendlich viel wichtiger, als diejenigen, die von der Krankenversicherung der Arbeiter handeln; diese rechnen nur mit den Folgen des Uebels, jene aber würden das Uebel an der Wurzel angreifen.

Wie die Fabriken, so lassen auch die Gefängnisse vieles zu wünschen übrig. Die allermeisten derselben genügen den einfachsten hygienischen Anforderungen nicht. Von Sträflingen überfüllte Räume, schlechtes Licht, das oft absichtlich noch mehr verschlechtert wird, ungenügende Ventilation und sonstige Gesundheitswidrigkeiten, deren nähere Erwähnung Ekel hervorrufen könnte, trifft man in ihnen fast aller Orten an. Der Hygieniker Baer und Andere beweisen uns, daß sich hauptsächlich infolge dieser Uebelstände bei den Gefangenen ein frühzeitiger Marasmus (Entkräftung) entwickle, und daß unter ihnen die Schwindsucht große Verheerungen anrichtet. Während unter der freien Bevölkerung in den ungünstigsten Fällen 20 Prozent aller Todesfälle auf Schwindsucht kommen, sind es in den Gefängnissen häufig 80, durchweg aber 40 Prozent. Voll und ganz müssen wir uns dem Urteile Baers anschließen: „Der Sträfling hat den unbestrittenen Anspruch, daß die strafvollziehende Gewalt die Verhältnisse seiner Freiheitsstrafe derartig gestalte, daß durch sie sein Leben, seine Gesundheit und seine Erwerbsfähigkeit nicht mehr geschädigt werde, als dies nach dem Wesen der Freiheitsstrafe unvermeidlich ist.“ Auch dem Sträfling gebühren die lebenspendenden und erhaltenden kostbaren Güter der Natur Luft und Licht — und dies umsomehr, als die Gesellschaft nicht freizusprechen ist von dem Vorwurfe, daß sie es ist, die zum Fortwuchern der Verbrechen das Ihrige reichlich beiträgt.

Schließlich sei noch kurz hingewiesen auf die Mängel in den baulichen Verhältnissen der Schulen. Da ist vielfach keine Rücksicht genommen auf die nötige freie Lage des Gebäudes, auf das richtige und genügende Anbringen der Fenster, auf den der Schülerzahl entsprechenden Rauminhalt der Schul-

zimmer, sowie auf gute Ventilation und Heizung. Die Folge davon ist, daß allerlei Krankheiten unter Schülern und Lehrern Vorschub geleistet wird, so besonders der Schwindsucht. Die Zunahme dieser Krankheit von Beginn des schulpflichtigen Alters an mit jedem Jahrfünft ist statistisch bewiesen. Inbetracht kommen ferner noch eine ganze Reihe von epidemischen Krankheiten, wie Masern, Diphterie ꝛc. ꝛc. die durch schlechte Luft in den Schulräumen wenigstens sehr begünstigt werden. Wir haben nicht nur ein Recht, sondern die **heilige Pflicht**, darauf zu dringen, daß das aufwachsende Geschlecht und mit ihm der Lehrerstand vor Schädigung der Gesundheit in schlechten Schulräumen bewahrt bleibe.

* * *

Wir stehen vor der Frage: „Was muß geschehen, und was ist geschehen, die betrachteten Schäden und Mängel abzuschaffen?“

Geschehen ist bei uns in Deutschland bis jezt leider nicht viel mehr als **nichts**! Allerdings reißt man hie und da Straßen und selbst ganze Stadtviertel nieder, aber nicht sowohl im Interesse der Gesammtheit, um bessere Wohnungsverhältnisse für die Unbemittelten und Armen zu schaffen, als vielmehr zu dem Zwecke, neue Verkehrsadern zu gewinnen, die nur einem Bruchteile der Bevölkerung zugute kommen.

Die Regierungen stehen dem großen Uebel rat- und machtlos gegenüber; den gesezgebenden Körperschaften fehlt die Einsicht und der gute Wille zu den notwendigen Reformen, sie negiren den Grundsaz, daß die Obrigkeit in gleicher Weise, wie sie bei Ueberwachung des Markt- und anderen Verkehrs das Publikum vor gemeinschädlichen oder giftigen Substanzen zu bewahren hat, auch verpflichtet ist, die Erbauung, Vermietung und Benuzung gesundheitsgefährlicher Wohn- und Betriebsräume zu verbieten und zu verhindern.

Bis zu welchem Grade der Staat zu diesem Behufe in Privatrechte eingreifen darf, kommt, streng genommen, gar nicht inbetracht. Ganz allgemeinhin aber muß man sagen, daß die Zulässigkeit der Ausübung eines Privatrechts da aufhört, wo dasselbe anfängt, die rechtlichen Interessen, die Wohlfahrt der Gesammtheit zu schädigen. Es muß gebrochen werden mit der kulturfeindlichen Idee, daß der Staat nur dazu da sei, die Sonderinteressen des großen Besizes zu schüzen.

Ohne die Mitwirkung des Staates ist keine große Reform, welche in den Eigentumsverhältnissen ihren Grund hat, möglich; niemals wird es der sogenannten „**Selbsthülfe**“ gelingen, den Wohnungsfeudalismus zu besiegen, dem gewerbsmäßigen Häuser- und Wohnungsschacher ein Ende zu machen und die mit dem ganzen Bauwesen verknüpften Schäden zu beseitigen, bezw. dasselbe gründlich zu reformiren; es erfordert das einen Kampf, der nur mit der Waffe des Gesezes siegreich geführt werden kann.

Was vor allem not tut, das ist ein für das ganze deutsche Reich geltendes, auf die richtigen hygienischen und wirtschaftlich-sozialen Erwägungen gegründetes **Baugesez**. Die hauptsächlichste dieser Erwägungen dürfte sein: daß — wie Engel erklärt — „der Wohnungsnot ungleich wirksamer auf dem Wege des **gemeinschaftlichen** als des **Einzel-Eigentums** begegnet werden kann“. Nur wenn der Gesezgeber dieser Einsicht Rechnung trägt, wird man dem geschilderten Unwesen und seinen Konsequenzen beikommen und verhindern können, daß Leben, Gesundheit und materielles Wohl der Staatsbürger durch arbeitslosen Erwerb und wucherische Besizgier einiger Weniger geschädigt werden. Sah doch selbst der radikale Freihändler und Manchestermann **Julius Faucher** sich genötigt zu dem Geständnisse: „Soll gegenüber dem Monopol des Bodenpreises auf dem Terrain großer Städte, das alle Wertserhöhung des Bodens durch Stadtanlagen und die ganze Kulturarbeit der Gemeinde genießt, das den größten Teil des Bauunternehmer-Gewinnes, einen ungebührlichen Teil des Einkommens der Steuerzahler ohne jegliche Gegenleistung verschlingt, — soll diesem Monopol gegenüber die Expropriation des Grund und Bodens nicht eben so gerechtfertigt sein, wie die Expropriation beim Bergbau, bei allen Arten von Straßen und Anlagen, die dem Nuzen wesentlich dienen?!“

Ein Baugesez soll in erster Linie den Bedürfnissen der Kultur, der wirtschaftlichen und sozialen Wohlfahrt genügen; das kann es aber nur, wenn es basirt auf dem Rechte der Expropriation ungesunder Stadtteile und Wohnungen zum Zwecke der Erstellung besserer, — ein Recht, welches in England durch Parlamentsbeschlüsse festgesezt, seit Jahrzehnten praktisch geübt wird, ohne Rücksicht auf die Privatinteressen einzelner Besizer.

Als durchaus selbstverständlich und deshalb keiner Begründung bedürfend muß die Forderung erachtet werden, daß das Gesez besondere Behörden organisirt, welche die Ausführung der nötigen Expropriationen, sowie die Ausführung und Instandhaltung der Baulichkeiten aller Art nach wissenschaftlichen Grundsäzen betreibt.

Die Gemeinden sind — und zwar nicht im Sinne der öffentlichen Armenpflege, sondern lediglich im Sinne der **Sozialgerechtigkeit** — zu verpflichten, ihre Angehörigen ausreichend mit guten und gesunden Wohnungen zu versorgen und zwar unter Vermeidung des Mietskasernensystems. Jede Gemeinde ist zu ermächtigen, die innerhalb ihres Territoriums belegenen bebauten und unbebauten Grundstücke, — und zwar sowohl die in fiskalischem als die im Privatbesiz befindlichen — soweit sie für Wohnungszwecke gebraucht werden, nach dem natürlichen und örtlichen Ertragswert zu expropriiren. Mangelt es der Gemeinde dazu an den nötigen Baarmitteln, so hat der Staat dieselben unter billigen Bedingungen zu beschaffen.

Das Gesez muß, — ganz besonders in Rücksicht auf die übervölkerten Verkehrszentren der Groß- und Mittelstädte — einen **einheitlichen Bebauungsplan** vorschreiben; es muß ferner: schädliche Ueberzahl von Wohnungsinsassen, bezw. Hausbewohnern verbieten; strenge Vorschriften über die Anlage von gewerblichen Betriebsstätten treffen und einen Termin festsezen, bis zu welchem die bereits bestehenden diesen Vorschriften entsprechend einzurichten sind. Der **Mietskasernenbau** ist zu verhindern, indem das Gesez die Höhe und den Umfang der Gebäude entsprechend einschränkt. Wer gegen leztere Maßregel einwendet, daß das Wohnen **verteuert**, bezw. der Wert der Baupläze steigen werde, wenn dieselben nicht mehr wie jezt aufs äußerste ausgenuzt werden können, der befindet sich in einem schweren Irrtum. Das Gegenteil wird der Fall sein: der Wert der Bauplätze wird seine wucherische Höhe verlieren und ein **normaler** werden. Denn der Bodenwert ist — wie Professor **Baumeister**, eine Autorität auf diesem Gebiete, nachweist — nicht die **Ursache**, sondern die **Folge** des gegenwärtigen Wohnsystems. „Wenn die Sitte den Mietkasernenbau verschmäht, wenn baupolizeiliche Vorschriften die Zahl der Geschosse beschränken oder beträchtliche Abstände zwischen den Häusern fordern, so sinkt der Bodenwert und damit auch das Bestreben, ihn durch sechs oder acht Geschosse auszunuzen“. Es wird dann nicht mehr, wie jezt, dem Käufer eines Grundstückes schon von Seiten des Verkäufers die Absicht oder Möglichkeit eine Mietkaserne zu errichten, angerechnet.

Für alle diejenigen Wohnhäuser, die nicht das Objekt gewerbsmäßiger Vermietung sind, muß das Gesez die **Steuerfreiheit** dekretiren. Allerdings sind wir im Prinzip für die **Abschaffung** dieser Art von Steuern überhaupt. Wie die Sachen nun aber einmal liegen, so ist doch nicht zu verkennen, daß der Erlaß der Steuer auch für diejenigen, welche aus Erbauung und Vermietung von Häusern ein **gemeinschaftliches Gewerbe** machen, nicht den Mietern, sondern nur den Besizern zugute kommen würde.

Um die **Handwerker** vor dem Treiben gewissenloser und betrügerischer **Bauspekulanten** und **-Unternehmer** zu schüzen, müßte das Gesez — wie Dr. Otto Kunze mit vollem Rechte fordert — bestimmen: daß innerhalb einer bestimmten Zeit nach behördlich festgestellter und öffentlich bekannt gegebener Vollendung eines Baues, oder bei vorher eintretendem Konkursverfahren gegen einen Bauunternehmer die Bauhandwerker

für ihre Forderungen das Vorzugsrecht vor hypotekarischen Forderungen und die Gleichberechtigung mit sonstigen bevorzugten Forderungen haben.

Das wären die Hauptpunkte, um die es sich bei Erlaß eines Baugesezes für das deutsche Reich handeln dürfte. Der auf Grund solch eines Gesezes zu führende Kampf gegen die geschilderten Uebelstände ist auch ein und gewiß nicht unwesentlicher Teil des allgemeinen großen Kampfes „für die eigene Veredelung und die Lebensveredelung Aller", für die Befreiung der arbeitenden Klassen von Not und Elend, für den Sieg der Sozialgerechtigkeit!

Leopold Schefer.

Zu dessen hundertjährigem Geburtstag.

Von J. Stern.

Das Städtchen Muskau in der Lausitz hat in der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der deutschen Literatur zwei äußerst produktive Männer von verschiedener Geistesrichtung gegeben, deren Werke von ihren Zeitgenossen mit lebhaftem Interesse aufgenommen wurden, während sie heutzutage fast verschollen sind. Die pikanten aber bizarren Schriften des geistreichen Fürsten Pückler-Muskau sind längst in die Rumpelkammer der Literatur gewandert und verdanken es nur den satirischen Ausfällen eines Börne und Immermann, daß sie nicht ganz in Vergessenheit geraten sind. Ein größeres Verdienst als um die Literatur hat sich derselbe um die Gartenkunst erworben, indem er durch seine berühmten Parkanlagen um Muskau und Branitz bei Kottbus die Landschaftsgärtnerei, in welcher er den natürlichen (englischen) Stil einführte, auf eine bis dahin in Deutschland ungeahnte Höhe hob. — Von weit größerem Wert als die Schriften des Fürsten sind die Leopold Schefers, eines Mannes von echt dichterischer Begabung, der, auch abgesehen von dem zufälligen Umstand seines Geburtsjubiläums, es verdient, daß man die Erinnerung an ihn auffrischt.

Leopold Schefer, der liebenswürdige optimistische Panteist, gehört zu den Dichtern, die wie Rückert und Grillparzer ihre poetischen Anregungen und Kunstideale von den in Deutschland beinahe gleichzeitig auftretenden Richtungen, der Klassik und Romantik, empfingen. Geboren am 30. Juli 1784 zu Muskau, beschäftigte er sich, nachdem er das Gymnasium zu Bautzen absolvirt hatte, in seiner Heimat mit Matematik, Philosophie, den klassischen und orientalischen Sprachen und Musik. Seine ersten poetischen und musikalischen Erzeugnisse wurden von seinem um ein Jahr jüngeren Landsmann, dem Grafen und späteren Fürsten Pückler-Muskau herausgegeben, der lange als deren Verfasser galt. Auch seine zweite Sammlung erschien zwei Jahre später anonym. Im Jahre 1813, als der Graf an dem Kriege gegen Frankreich teilnahm, ernannte er Schefer zum Generalverwalter seiner Güter. Später machte er, zumteil als Begleiter seines vornehmen Protektors, größere Reisen nach Frankreich, England, Italien, Griechenland, den jonischen Inseln, der Türkei und Kleinasien. 1820 nach Muskau zurückgekehrt, lebte er fortan hier, in enger Verbindung mit dem Fürsten, seinen Studien und literarischen Arbeiten, ohne jedoch sein Amt dabei zu vernachlässigen; er verwaltete dasselbe vielmehr eine lange Reihe von Jahren ebenso umsichtig als uneigennützig, zur größten Zufriedenheit seines Gutsherrn. Leider erinnerte man sich trozdem seiner nicht, als die Standesherrschaft Muskau verkauft wurde, und nun geriet der Greis, der im Vertrauen auf den Fürsten nie an sich gedacht hatte, noch in drückende Verhältnisse, denen sein am 16. Februar 1862 erfolgter Tod ein Ende machte.*) — Schefer entfaltete zuerst als Novellist eine große Fruchtbarkeit. Die Erzählungen: „Novellen," „Neue Novellen," „Lavabecher," „Kleine Romane," „Göttliche Komödie in Rom," eine Meisternovelle, worin der Dichter den großen Panteisten Giordano Bruno ein herrliches Denkmal gesezt hat, „Graf Pranitz," „Genevion von Toulouse" und die gegen das Konventikelwesen gerichtete pikante Novelle „Die Sibylle von Mantua" folgten rasch nacheinander. Es sind lyrisch-epische Dichtungen in Prosa. Sie führen den Leser nach China, Kanada, Konstantinopel, auf die griechischen Inseln, nach Rom, Venedig u. s. w. und fesseln durch ein ebenso glänzendes wie treues Kolorit, reizende Erfindung und lebendige Phantasie, welche, unterstützt von sehr genauer Kenntnis fremder Länder und Sitten, das Fernste in seinem eigensten Schmuck lebendig veranschaulicht. Zugleich bekunden Schefers Novellen große Innigkeit des Gefühls und tiefe psychologische Kenntnis. Namentlich versteht der Dichter weibliche Karaktere mit großer Wahrheit zu schildern. Ueber diese Vorzüge übersieht man gern die oft bizarre und phantastische stoffliche Einkleidung und die nicht selten ungelenke Sprache. Seine lezte, unvollendet gebliebene epische Dichtung in Hexametern, „Homers Apoteose", will neben einer Verherrlichung des größten Epikers aller Zeiten ein Bild des ganzen Menschenlebens sein, aus welchem die Blume der Dichtkunst hervorblüht; doch verliert sie sich häufig ins Bizarre. Von Schefers bedeutenden teoretischen Kenntnissen in der Musik zeugen seine Oper „Sakontala" und viele von ihm komponirten Quartette. In späterer Zeit wandte sich Schefers Muse vorzugsweise der lyrischen Poesie zu. Es erschienen von ihm: „Kleine lyrische Werke," „Vigilien," „Gedichte". Höchst originelle Poesien sind „Hafis in Hellas", worin sich das anakreontisch Spielende der althellenischen Liebespoesie mit der didaktischen Richtung und der Bilderpracht des Orients vereinigt, und der „Koran der Liebe nebst kleiner Suna," die Fortsezung des Hafis, voll schalkhafter Epigramme, leichtfüßiger Dithyramben, erotischer Legenden und Parabeln von höchst abgerundeter Form. Durch beide Dichtungen zieht sich als roter Faden die Polemik gegen den Spiritualismus, aber in orientalischer Lyrik verhüllt. Manches Fremdartige darin erklärt sich aus seiner Vorliebe für den Orient und die religiös-sittlichen Ansichten des Mohamedanismus, die besonders stark in „Mohamets türkischen Himmelsbriefen" hervortritt. Den ersten Rang unter Schefers Dichtungen nimmt sein „Laienbrevier" ein. Das Werk ist wie ein Brevier eingerichtet; jedem einzelnen Tage des Jahres ist eine Betrachtung gewidmet, ohne daß sich der Dichter dabei an die Jahreszeiten gebunden hätte. Es ist ein panteistisches Erbauungsbuch, reich an poetischen Schönheiten. Der Inhalt wechselt zwischen großartigen Naturhymnen, populär-philosophischen Erörterungen über Glück und Unglück, Lust und Leid, welch lezteres als Läuterung und Klärung des Menschenherzens gekennzeichnet wird, herrlichen Ausblicken auf den Umschwung der Kultur, wie besonders Ermahnungen, dem Reinmenschlichen und der Natur sich unbefangen hinzugeben, der ungetrübten Liebe und Güte ganz das Herz zu weihen. Unserem modernen Geschmack will indessen Schefers Laienbrevier, das seiner Zeit zur großen Popularität gelangt und sogar noch mehr Erfolg hatte, als Rückerts „Weisheit des Brahmanen", nicht mehr zusagen, weder nach dem allzustark darin hervortretenden Geiste der Beschaulichkeit und Naturseligkeit, noch nach der monotonen Form des durch keine Abwechslung belebten jambischen Fünffußes, welche durch häufige Breite und Weitschweifigkeit keineswegs gewinnt. Doch sind darin eine Menge Goldkörner enthalten, welche gesammelt und sachlich gruppirt eine hübsche Antologie bilden

---

*) Vgl. Salomon, Geschichte der deutschen Nationalliteratur, VIII. Die einzig vorhandene ausführliche Biographie Schefers von Lüdemann habe ich auch in bedeutenden Biblioteken nicht erlangen können.

dürften. — Es sei mir verstattet, auf den ersten Punkt etwas näher einzugehen. Der nach Wohlbefinden und Glück strebende Mensch sieht sich in mannichfaltigster Richtung auf die Außenwelt angewiesen. Seine niederen und höheren Bedürfnisse kann er vielfach nur mittels äußerer Objekte befriedigen und jemehr sich das Kulturleben verfeinert, desto mehr steigert sich diese Abhängigkeit von der Außenwelt. Allein häufig türmen sich unübersteigbare Hindernisse zwischen den Menschen und die Gegenstände seiner Wünsche und er sieht sich in sehr vielen Fällen unvermögend, die Objekte, mit welchen er sein Glück aufbauen will, zu erlangen. Aus dieser Inkongruenz entspringen nun verschiedenartige Anschauungen von Glück. Die Kirche will das nach Glück vergebens sich sehnende Menschenherz durch ein phantasirtes Schlaraffenland jenseits des Grabes narkotisiren. Die Philosophie dagegen weist den Menschen an, das Glück nicht aus der Außenwelt zu schöpfen, sondern aus seinem Innern, aus der Erkenntnis- und Gefühlswelt. „Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor; es ist in dir, du bringst es ewig hervor."

Die Zyniker haben die von Sokrates erstmals philosophisch gepredigte Unabhängigkeit von der Außenwelt bis zur asketischen Abstinenz übertrieben. Amor dei intellectualis (Geistige Liebe zu Gott, d. h. zu Welt und Natur) nennt Spinoza die aus der Erkenntnis und Betrachtung des Universums quellende Befriedigung der Seele, und in seinen Fußstapfen wanderte Leopold Schefer, bei dem sich zur Naturbetrachtung eine allzuweichliche, sentimentalisch unerquickliche Menschenliebe gesellt. Aber diese, für einen Ausnahmsmenschen wie Spinoza, der dabei Zölibatär und von einer fabelhaften Bedürfnislosigkeit war, ausreichende Glücksformel ist ein sehr schlechtes Rezept für die Durchschnittsmenschheit, und gegenüber den von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mehr wachsenden sozialen Notständen kann sie ohnehin nicht inbetracht kommen, da man mit der amor dei intellectualis einen hungrigen Magen nicht satt machen kann. Es ist darum sehr erklärlich, daß sich die moderne Philosophie dem Pessimismus in die Arme geworfen hat. Der Pessimismus ist das Geständnis der Weltordnung der Bourgeoisie, daß sie unvermögend ist, das Glück auf Erden zu begründen, er ist das Eingeständnis ihrer eudämonischen Impotenz, die Erklärung ihres eudämonischen Bankrotts, und es ist sehr bezeichnend, daß der religiös-radikale, politisch dagegen konservative E. v. Hartmann, der den Schopenhauer noch überschopenhauert hat, der Wortführer des modernen Pessimismus und seine Lehre das philosophische Credo der vornehmen Welt geworden ist. — Wer dagegen überzeugt ist, daß soziale Zustände denk- und durchführbar sind, welche jedermann die Befriedigung der gröberen wie der feineren Bedürfnisse in vollem Maße ermöglichen, so daß jene Inkongruenz zwischen Streben und Erreichen, worüber Teologen, Philosophen und Nationalökonomen aller Zeiten sich die Köpfe zerbrachen, auf ein Minimum einschrumpft, der wird den Pessimismus dahin verweisen, wohin er gehört, nämlich in die Kategorie spekulativer Absurditäten, die sich von ihresgleichen nur noch durch auffällige Inkonsequenz abhebt. Denn jedem Pessimisten könnte man das stoische patet janua, exi! (Die Türe der Welt steht offen, geh hinaus!) zurufen. Da er aber die Türklinke nicht einmal berührt, im Gegenteil sich die Leckerbissen an der für ihn reich gedeckten Tafel des Lebens vortrefflich schmecken läßt, so kann man auf ihn selbst anwenden, was der Vater des Pessimismus, Schopenhauer, von den Stoikern sagt (de te fabula narratur): „An einer luxuriösen römischen Tafel sizend, ließen sie kein Gericht ungekostet, versicherten jedoch dabei, das wären sammt und sonders gleichgültige Dinge, keine wahren Güter; oder deutsch zu reden, sie aßen, tranken, machten sich einen guten Tag, wußten aber dem lieben Gott keinen Dank dafür, schnitten vielmehr fastidiöse Gesichter und versicherten nur immer brav, daß sie sich den Teufel scheerten um die ganze Fresserei."

Dem „Laienbrevier" ließ Schefer noch die „Vigilien", den „Weltpriester" und die „Hausreden" folgen, fügte damit aber, wie Salomon bemerkt, seinem Lorbeerkranze kein neues Blatt hinzu, denn alle drei Werke sind nur breite salbungsvolle Wiederholungen der Naturandachten des erstgenannten. Indessen sind auch diese Poesien nicht arm an originellen Wendungen und Gedanken.

Wir geben dem Leser im Nachstehenden einige Proben aus dem Laienbrevier, die wir mit entsprechenden Ueberschriften versehen haben.

Wunder.

Auch du kannst Wunder tun; sieh, alle Weisen
In alten Zeiten taten Wunder einst
Und tun sie immerfort. Sie machen Blinde
Zu Sehenden, zu Hörenden die Tauben,
Die Kranken heilen sie und sprengen Ketten
Der Sklaven und bereiten allen Armen
Das Himmelreich! — Vernunft allein tut Wunder.
Gewalt der Wahrheit zwingt der Menschen Herzen.
Wie viel Geschlechter hörten! Wie viel Völker
Bekamen Augen! Wie viel Legionen
Der Cherubim bedienen jezt den Sohn
Des Paradieses! Wie viel Teufel fahren
Jezt in die Säue, stürzen sich ins Meer
Des Unsinns und der Lüge! — Glaubet nur:
„Ihr werdet größre Wunder tun als ich!"

Herbst.

Gleich einer Mutter, die ihr leztes Mädchen
Jezt auch vermählt und aus dem Haus entlassen,
Seit ihrem Hochzeitstag vor langen Jahren
Sich endlich, endlich wieder ruhig hinsezt,
Nachdem sie ihres Lebens Werk getan —
So ruht Natur, die Mutter, jezt im Herbst
Auf solchen großen Werkes Arbeit aus.
Viel tausend kleine Töchter, zarte Blumen
Auch hat sie angezogen nach der Reihe
Mit jedem schönen Kleid auf Lebensdauer
An jedem Morgen und zum Schlafengehn
Mit Tau ihr liebliches Gesicht gewaschen,
Hat den Erwachsenen in heitern Nächten
Bei Mondenglanz in aller Stille wohl,
Doch jeder reichlich, Hochzeit ausgerichtet,
Dann aller Kinder Werk noch mitbesorgt:
Den Blütenbaum zum Fruchtbaum leis verwandelt,
Mit Enkeln wie mit Früchten ihn umgeben,
Der Schlangen Eier sonnig brüten lassen,
Bis sie die Kinder nur sich führen durfte,
Ihr selbst ein Jahrkleid bunt und neu gewebt,
Den Schmetterling mit Blumenstaub gemalt,
Der Weinbeer Keller voll mit Most gefüllt,
Im stillen Haus die Bohne zart gesprenkelt,
Selbst an dem Kornwurm keinen Punkt vergessen,
Den kleinsten Strich nicht an dem stummen Fischchen
Und alles war ihr schön und froh wie je!
In Luft und Meer und Wald und Feld ringsum!
Keins hat verlangt und jedes hat empfangen.
O welches Glück der großen Mutter aller!
Und sich in ihre frohe Seele denken,
In ihres Liebens schön gelungnes Werk,
Welch' andre Wonne kann noch größer sein!
Wie ganz verschwindet, was ihr großes Kind,
Der Mensch, im Kreis der Erde rings getan.

Wert der Welt.

In unsrem Herzen liegt der Wert der Welt.
Wir ziehn durch sie vorüber wie die Sonne;
So hell wir glänzten und so warm wir strahlten,
So viel wir Blumen aus der Erde lockten,
So schön, so freudenvoll war unser Tag!
Der Mond wird schlecht von unserer Erde sprechen,
Weil er mit kaltem Schein sie Nachts nur sieht.

Schönheit.

Die Schönheit ist ein Kind der freien Seele
Und kräftiger Gesundheit. Freie Völker,
Die Edles dachten, Großes, einfach lebten,
Sie waren schön in Massen. Willst du Schönheit,
So gib dem Volke Freiheit, edlen Sinn,
Beschäftigung, die Großes wirkt.

Der Frauen Herz.

Nicht unerforschlich ist der Frau'n Gemüt,
Klar gab sich's kund im langen Lauf der Vorzeit;
Nur unglücksel'ger sind sie als die Männer,
Die ihr Geheimstes gleich der Erd' emporblühn.
Der Frauen Herz blüht innen wie die Feige.

Vor der Parade.

Nach der Parade.

Das Kind.

Von allen Wesen das hülfloseste
Erscheinet dir das neugeborne Kind,
Mehr als des Lammes kleine Tochter, gleich
Im Gras aufstehend und von Blumen zupfend!
Mehr als das kleine Bienenknäbchen, gleich
Von surrenden Geschwistern süß gefüttert
Mit goldnem Blumenblut aus Veilchenherzen!
Doch wer ist reicher als das Kind durch Liebe
Der Mutter, durch der Menschen schönen Bund?

Glück.

Steh immer über allem Glück, sieh keines
Für einzig, für das höchste an, damit
Du Augen, Herz und Sinn dir frei erhältst.

Hoffnung.

Wer wünscht und hofft, der lebt schon in der Zukunft,
Er spürt um sich die Zeit, die Dinge kaum,
Bedenkt und braucht sie nur, sofern sie ihm
Als Stufen dienlich sind zu seinem Ziel.
So braucht der Fischer in dem Boot die Wogen,
Die ew'gen, nur zu seinem Ruderschlage
Und lebt schon mit dem Auge in dem Hafen,
Den er nur sieht, und ißt schon an dem Tische
Mit Weib und Kind am warmen Herde sitzend
Die Fische, die im Boot noch um ihn zappeln.
Drum jeder hoffe, jeder wünsch' etwas,
Denn Jahre lang genießt er es im Herzen
Und durch die schweren Tage schifft er leicht.

Unglück.

So wie die Feuersbrunst zum Löschen leuchtet,
Hilft jedes Unglück selber sich vertilgen;
Wie jedes Köhlchen, das noch schaden könnte,
Durch Glühen sich verrät, um ausgegossen
Zu werden, also schreit die kleinste Not
Laut wie der Frosch im Sumpf, warum bis heut
Nicht alle Not längst ausgerottet ist? —

Die Ruhe.

„Es ist nur Eine Ruh' vorhanden" — doch
Die träge Ruh' im Grabe ist sie nicht!
Die Ruhe ist die stille Kraft des Geistes,
Der in der Welt, doch über aller Welt
Festschwebend, alles Uebel niederhält,
Nur voll vom Guten nicht das Böse kennt,
Und rein die Liebe walten läßt. Ihm ist
Das regste Leben: ungestörte Ruhe;
Der Kampf mit aller Welt: der tiefste Friede!

Seelengröße.

Das ist nicht Seelengröße, Stärk' und Fassung,
Wenn du das außerordentliche Unglück,
Entscheidend lezte schwere Schicksalsschläge,
Verlust an Ehre, deines Habs und Gutes,
Des Lebens deiner Lieben, der Gesundheit
Und Freude nur auf immerdar erfährst,
Und ruhig bleibst, gelassen und geduldig. —
Doch wenn du jedes Tages kleinere
Bedrängnis, Sorg' und Widerwärtigkeiten
Nicht herb empfindest, nicht verzagst und schwach,
Im Mut das Kleine freudig trägst und lobst,
Das, liebe Seele, erst ist Seelengröße,
Ist Stärke, Fassung, göttliches Bezeigen.

Unter zweien Dingen das Rechte.

Willst du von zweien Dingen wissen, welches
Das Rechte? — Nimmer ist es das Bequeme.
Was dir die meiste Mühe macht, das ist es!
Das würde dirs sogar, denn du besiegst
Dabei der Stoffe alte Trägheit, du
Besiegst dein eigen Herz.

Gewohnter Fehler.

Ein angewöhnter Fehler gleicht der Fliege:
Du jagst sie hundertmal in Zwischenräumen
Hinweg und dennoch kehrt sie immer wieder
Und plagt dich immer ärger. Willst du sie
Auf immer los sein, wehre nacheinander
Sie eine Weile unermüdlich ab,
Auch wenn sie nicht scheint da zu sein, indes
Sie wohl verborgen dir im Nacken sizt.
Auch dort verscheuche sie, so bleibt sie aus;
An dir ist gar kein Haften — denkt sie klug.

Solidarität.

Ein Schweres ist's, auf Erden fröhlich sein!
Bald hörst du, hier liegt einer krank danieder,
Bald trägt man einen Toten still hinaus.
Wen sollte anderer Leid nicht selber rühren?
Wen kann nicht andrer Schicksal selber treffen?

Die Schlechten.

Begegne jedem Bösen zart und sanft,
Begegn' ihm hülfreich! Denn du kannst kaum denken,
Welch schmählich Sein er trägt, wie viel er Kraft
Verschwendet, um sich aufrecht in der Fülle
Der Edleren zu halten. Sei dem Herben
Und Mürrischen recht mild! Du weißt es nicht,
Welch schwere, jahrelange Leiden nur
Als leises Murren auf die Lipp' ihm treten.
Dem Häßlichen begegne liebevoll,
Denn Lieb' ist, was er zu entbehren glaubt.

Diebstahl.

„In finstrer Nacht hat dir das arme Weib
Ein duftend Laibbrod aus dem Flur gestohlen."
Nun, soll ich zürnen, daß sie Hunger leidet?
Und soll ich lachen, daß sie nehmen mußte,
Was ich ihr nicht gegeben, unbekümmert
Um Arme und um ihre Armut auch!
Nein, laß mich sie bedauern, daß die Seele
Durch meine und der Menschen Härte ihr
Gezwungen war zu solcher bangen Tat!
Laß mich mich selbst bedauern, daß ich habend,
Umsichtig nicht bedacht, wer um mich darbe!
Und — daß wir keinen Fehler zweimal tun —
Geh, gib ihr auf voraus das doppelte!
Und heiß die Arme ja mir wiederkommen!
Der Reiche und der Harte, der nicht gibt,
Der stiehlt! Der Arme tut es nur für ihn.
Die Schuld der Welt und all ihr Unglück tragen
Die Starken, Unbarmherzigen und Blinden.
Dem einen nur begegnen wie dem andern. . . .
Gleich drückend, hart, ja strafend gar und rächend,
Das hieße in der Hölle kaum gerecht!
Gerecht ist der, der jedem das gewährt,
Was ihm gebührt. Drum bist du erst gerecht,
Wenn du dich jedem ganz als Mensch gewährst,
Die ganze Güte und die ganze Liebe,
Denn die ist sein an dir und dein an ihm!

Gut wie die Rosenwurzel.

Willst du noch kaum so gut sein wie ein Mensch,
Sei nur so gut erst wie die Rosenwurzel:
In Erde still verborgen, ungesehen
Und unbeachtet, sammelt sie die Kraft;
Sie treibt ein Reis, treibt Zweige, an den Zweigen
Dann Blätter, Knospen, Rosen, selber Dornen;
Die Rosen nährt sie, füllt sie aus mit Duft,
Und bleibt auch still, wenn du sie lobst, ja brichst.
Sie fühlt die Kraft in sich zu hundert neuen
Und selbst die Dornen trägt sie nicht umsonst.
Denn streift im Lenz das Lamm die Wolle ab,
Ergreift sie mit den Dornen jedes Flöckchen
Und hält es lang geduldig fest, bis Vögel
Nun kommen und zum weichen Nest es rauben
Für ihre Jungen. Und sie regt sich nicht. —
Sei nur so gut erst wie die Rosenwurzel,
Willst du noch nicht so gut sein wie ein Mensch.

Wohltun.

Denk öfter: Wer genießt wohl jezt das Gute,
Das ich ihm tat? — Und wär's auch nur der Rock,
Den du dem Bettler gabst; die warme Stube,
Drin jezt im Winter arme Kinder sizen. —
Und freut dich das, so tue wieder Gutes! —
Doch denk auch: Wer wohl leidet jezt das Böse,
Das ich ihm tat! — Und wärs auch nur der Stein,
Den du dem Blinden nicht vom Wege nahmst,
Der Zorn, womit du einen Sanften schaltest!
Und kränkt dich das, so tue wieder Gutes.

Die Mitternachtssonne von Aavasaksa in Finnland.

Von Gartenbaudirektor O. Hüttig.

Ein Reisebrief in „Göteborgs Handels- och Sjöfartstidning“ unter gleicher Ueberschrift erinnerte mich vor einigen Jahren an eine Geschäftsreise, die ich einst in die nördlichste Provinz Schwedens machte; ich ging von da nach Finnland, um von dem oben genannten Berge Aavasaksa, wie viele Andere, die „Mitternachtssonne“ zu sehen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie sich in jenen Tagen, wie so oft, in dunkles Gewölk hüllen werde.

Norrland, jene nördlichste Provinz Schwedens, hat in ihrer Hauptstadt Luleå (unter 65° 30′ n. Br.) einen Gartenbauverein, der sich die Aufgabe stellte, nicht allein für die Anlage und Verschönerung von Gärten auf großen und kleinen Besiztümern zu sorgen, sondern auch durch das Beispiel zu lehren, daß selbst in einem so ungünstigen Klima wie das im hohen Norden die Natur besiegt werden könne. Der Verein besizt auf seinem ungefähr zwei Hektar großen Versuchsfelde Gewächshäuser und Mistbeete, mit deren Hilfe er Gartenbau in großem Maßstabe betreibt, namentlich Samen von Kohl, Rüben, Erbsen 2c. zieht, die in berliner gärtnerischen Kreisen und bei deutschen Landwirten Beachtung und Verbreitung gefunden haben, weil sie Pflanzen liefern, die außerordentlich schnell zu vollkommener Entwicklung gelangen.

Die Natur erwacht hier wohl sehr spät — am 16. Juni stand das Termometer auf dem Gefrierpunkt; aber am 22. Juni fiel ein warmer Regen, die Pflanzen wurden plözlich grün, sie wuchsen mit erstaunlicher Geschwindigkeit und am Johannistage, am 24. Juni, hatte man 25° C. Wärme!

Noch vor diesem Tage führte mich mein Gastfreund in Luleå durch die wunderniedliche Stadt Haparanda hinüber nach Finnland, zuerst in die Schwesterstadt Torneå (lies Torneo, Luleo, denn å = o), die an der linken Seite des Flusses gleichen Namens oder eigentlich an dem Delta liegt, welches vor diesem Fluß aus einem beinahe vertrockneten Arme desselben gebildet wird. Dieser Arm ist die Grenze zwischen Schweden und seinem mächtigen Nachbar im Osten. Allerdings geht eine Landstraße in einem großen Bogen von der einen Stadt zur andern, aber wir fanden den Umweg zu weit und benuzten deshalb eine äußerst sinnreich angelegte Brücke, um den Flußarm auf dem kürzesten Wege zu überschreiten: wir hüpften nämlich mit jugendlicher Gewandtheit von dem einen zum andern der Steine, die hier entweder von Menschenhand gelegt oder durch das fließende Wasser von Sand und Schlamm entblöst worden waren.

Die ersten Schritte in Torneå ließen uns sofort die Bemerkung machen, daß wir uns nicht mehr in Schweden befanden: die beiden freundlichen Städte Luleå und Haparanda jenseits der Grenze mit ihrer Gartenkultur, mit ihren überall sichtbaren Zeichen von Wohlhabenheit und Ordnungssinn, hier die finnische Stadt mit ihren rotangestrichenen aber halb verfallenen Häusern — welcher Unterschied! Aber Torneå hat den beinahe majestätischen Fluß, der mit seinem ruhigen, ich möchte sagen: ernsthaften Lauf auf den Fremden einen tiefen Eindruck macht und von dem aus wir, als wir ihn am nächsten Tage auf der hier eingerichteten Fähre überschritten, einen entzückenden Anblick der kupirten schwedischen Küste erhielten.

Zu Fuß gingen wir weiter und begegneten bald einer Abteilung der russischen Grenzbewachung, einer Patrouille von sechs Kosaken, die in ihren blauen Uniformen mit rotem Kragen, mit den roten Streifen an den Hosen, mit ihrem glänzend schwarzen Haar, kleinem Schnurrbart und lebhaften Augen einen ganz hübschen Eindruck machten; ihre Haltung auf dem Pferde war frei und sicher, beinahe imponirend — wohl eine Folge davon, daß diese Söhne der Steppen am Don sich von ihrer frühesten Kindheit an gewöhnt haben, zu reiten, auch als sie die zahlreichen Herden ihrer Väter oder der reichen Bojaren hüten mußten.

Je höher wir am Fluß weiter stiegen, desto dichter wurden die reißenden Wasserfälle mit zahlreichen bloßgelegten Felsblöcken und auf diesen fand sich Lachsbrut in unglaublicher Menge. Nebenbei gesagt verkauft man hier diesen delikaten Fisch zu dem fabelhaft billigen Preis von 8—10 finnischen = 6—7,5 deutschen Mark für das Lispund d. h. 10 Kilogramm. — In den Bauerhöfen an der Landstraße erhielten wir sehr billige Eßwaaren, Brot und Butter, gebratenes Fleisch, eingesalzenen Lachsfisch und saure Milch, alles von delikatem Geschmack. Das Wetter war prachtvoll und der Duft vom Kiefernwalde, durch den wir zogen, fast berauschend. Ueber und zwischen den Wurzeln der mächtigen Kiefernstämme schlängelte sich die allen Schweden so lieb gewordene Linnaea, jene nach unserem berühmten Landsmann*) Linné benannte immergrüne Liane mit roten wohlriechenden Blüten, aus der Ferne hörte man des Kukuks Ruf in einem Birkenhain und dicht neben uns das Brausen und Rauschen der Wasserfälle. Unsere Stimmung wurde aber beinahe elegisch, als wir sahen, wie ganz in der Nähe ein Boot vom Strande abgestoßen wurde, besezt mit einigen hübschen Mädchen, die ihr Mühen, das jenseitige Ufer zu erreichen, mit ihrem melancholisch klagenden Nationalgesang (Ah! voi kuinka kauheasti 2c.) begleiteten, der uns vielleicht in eine recht düstre Stimmung versezt hätte, wenn nicht durch Lapplands schlimmste Plage, Milliarden von Mücken, unsere Gedanken und Hände fortwährend beschäftigt gewesen wären.

Im Vorbeigehen versäumten wir nicht, den freundlichen Wohltäter aller Aavasaksa-Besucher, den Pastor Robert Castrén im Pastorat von Karungi, zu begrüßen, wo wir gastfrei aufgenommen und in liebenswürdigster Weise verpflegt wurden; um so weniger aber durften wir uns hier lange aufhalten; auch mußten wir noch vor Abend den ersehnten Berg erreichen, den wir auch bald genug erblickten, jenen bis zum Gipfel mit Wald bewachsenen erloschenen Vulkan — das schien er uns zu sein — mit steilen Wänden, die beim Ersteigen das Anspannen aller unserer Kräfte forderten. Vorher ruhten wir noch einmal in dem am Fuße des Berges belegenen Kirchdorf Ober-Torneå, wo uns auch erzählt wurde, daß bereits ungefähr 50 Touristen auf dem Berge seien, darunter auch ein Engländer, der sich im vorigen Jahre gelobt hatte, die Gegend nicht eher zu verlassen, als bis er die Mitternachtssonne gesehen. Im vorigen Jahre war die Sonne nämlich während mehrerer Wochen, von Mitte Juni bis Ende Juli, von dichten Wolken verhüllt gewesen — und der Engländer war noch hier! Aber seine Ausdauer sollte belohnt werden!

Das Besteigen des Berges war, wie gesagt, mühsam und wurde noch besonders erschwert durch die zahlreichen losen Steine, die nur leicht von dünnem Moos bedeckt waren und die uns oft in Gefahr brachten, auszugleiten und zu stürzen. — Gegen sieben Uhr Abends endlich erreichten wir den baumfreien Gipfel des Berges, von dem aus man die Wanderung der Sonne um den nördlichen Horizont sehen kann. Bald sammelten sich Einheimische und Reisende, Alte und Junge, um den Tee, Toddy (warmes Wasser mit Zucker und Kognak nach Belieben, das beliebteste Getränk der Herren-Gesellschaft auch in Schweden) und Butterbrot, ein gemütlicher Imbis, zu dem einige in der Nähe ansässige Standespersonen die Materialien herbeigeschafft und uns alle eingeladen hatten.

Der Himmel war durchaus klar, nicht die Spur einer Wolke war sichtbar. Ueberall, wohin das Auge sah, erblickte man Freudenfeuer, auf Finnisch „Kakko“ genannt; der Fluß Torneå floß gleichsam zwischen diesen Feuern hindurch und erschien in der im Abendgrau dunkelgrünen Erdoberfläche wie ein hellblaues, silberglänzendes Seidenband; die kleinen Wasserfälle mit ihrem

*) Ich war damals eingewanderter und nationalisirter Schwede.

weißen Schaum gaben dem scheinbar so ruhigen Fluß Beweglichkeit, und die zahlreichen, wie Nußschalen schaukelnden Boote, die gerade heute seine Oberfläche belebten, gaben dem Bilde noch größeren Reiz. Einige aus unserer Gesellschaft wollten von hier aus 12 Kirchtürme der benachbarten Kirchdörfer zählen können, meine Augen aber reichten hierzu nicht aus.

Wohl aber hörte man von einigen Türmen die Mitternachtsstunde schlagen; die Sonne stand dabei genau im Norden des Horizonts und wurde mit Toasten, Lebehochs und Hurrahs in wenigstens sieben verschiedenen Sprachen begrüßt — so mannigfaltig waren nämlich die Nationalitäten der Touristen, welche sich hier versammelt hatten! — Die Sonne erschien wie ein großes Feuerbett; sie war nicht so glänzend wie in den Tagesstunden, sie glich mehr einer eben aufsteigenden Morgensonne.

Bei allen Gegenwärtigen zeigte sich Genugtuung und Freude über das seltene Schauspiel und die Unterhaltung wurde lebhaft; aber sie glich beinahe jener, wie wir sie uns vom Turmbau zu Babel vorstellen und wurde nur zuweilen unterbrochen von einer lustigen Polka oder einem einheimischen (finnischen) Ringtanz, an dem wir alle ohne Ausnahme teilnahmen.

Die Sonne hatte sich wieder hoch am Himmel erhoben, ehe wir den Gipfel des Berges verließen; aber hier und da sah man noch in der Ferne ein „Kokko" glühen und rauchen. Herzlich zufrieden mit unserer „Mittsommernacht" trennten wir uns am Fuße des Berges von der übrigen Gesellschaft und bestiegen, da unsere Zeit gemessen und eine längere Fußtour nicht gestattete, eine vorher bestellte finnische „Rapphöna" (ein „Rebhuhn", eine einspännige Karre auf zwei Rädern, das gewöhnliche „Extra"-Postfuhrwerk in Finnland und Schweden), um möglichst schnell und auf dem kürzesten Wege nach Haparanda und Luleå zurückzukehren, von wo ich auch bald meine Rückreise nach dem Süden antreten mußte.

Die Bedeutung der Zuckerproduktion in Deutschland.

Von **Bruno Geiser.**

Am 10. Februar 1883 beschloß der Bundesrat, es solle eine Zucker-Enquete-Kommission eingesetzt werden, welche aus Beamten des Reichs und einzelner Bundesstaaten, im Verein mit Sachverständigen der Zuckerindustrie und des Rübenbaues zusammenzusetzen sei und die Aufgabe haben solle, zu untersuchen, woher der finanzielle Rückgang der Rübenzuckersteuer komme und wie ihm abzuhelfen sei.

Die Rübenzuckersteuer bildet einen bedeutenden Teil der Reichseinnahmen. Letztere betragen im Verwaltungsjahre 1883/84 577 693 422 Mark, während die Rübenzuckersteuer in derselben Etatsperiode auf 44 443 780 Mark beziffert wurde, also ungefähr 8 Prozent der gesammten Einnahmen des deutschen Reiches ausmachte.

Die Einnahmen von etwa 44½ millionen Mark, welche die Rübenzuckersteuer 1883/84 abwirft, legt nun aber gerade den erheblichen Rückgang in der Ergiebigkeit dieser Steuerquelle dar.

1873/74 wurden nämlich 3 528 764 000 Kilogramm Rüben versteuert und gewährten dem Reiche einen Steuerertrag von 45 453 450 Mark; in den beiden folgenden Jahren blieb die Menge der versteuerten Rüben im Durchschnitt etwa dieselbe, der Steuertrag stieg jedoch auf etwas über 50 millionen Mark. 1880/81 dagegen war die Menge der versteuerten Rüben auf 6 322 203 000 Kilogramm, also auf beinahe das doppelte Quantum angewachsen, der Steuerertrag aber auf wenig über 46 millionen Mark gesunken, ein Ergebnis, das, wie oben bereits angegeben, sich aller sachverständigen Berechnung nach in den nächsten Jahren nicht wesentlich verbessern konnte*).

Die Rübensteuer betrug vom 1. September 1841 ab für 100 Kilo Rüben nach gegenwärtigem Reichsgelde 10 Pf., vom 1. September 1844 ab 30 Pf., vom 1. September 1850 60 Pf., vom 1. September 1853 M. 1.20, vom 1. September 1858 M. 1.50, vom 1. September 1869 M. 1.60; sie ist also im Laufe von nicht ganz 30 Jahren um das fünfzehnfache ihres ursprünglichen Betrages erhöht worden.

Mit der Rübensteuer geht ein Eingangszoll auf ausländischen Zucker Hand in Hand, der am 1. September 1861 für 100 Kilo Brot-, Hut-, Kandis-, Bruch-, Lumpen- und weißen gestoßenen Zucker 44 Mark, für Rohzucker und Farin 36 Mark, für Rohzucker, welcher in inländischen Siedereien unter Kontrole raffinirt wurde, M. 25.50 und für Syrup M. 15 betrug; vom 1. September 1869 für 100 Kilo raffinirten Zucker auf 30 M., sowie für Rohzucker je nach Qualität auf 25—30 M. erhöht wurde.

Gegenüber dem Eingangszoll für fremden Zucker stand seit 1. September 1858 eine Ausfuhrprämie für im Inlande raffinirten indischen Zucker in der Höhe von M. 35 für 100 Kilo, und für heimischen Rübenzucker vom 1. September 1861 in Gestalt von Rohzucker und Farin M. 16.50, von Brod-, Hut- und Kandiszucker M. 20.—., welche Säze 1866 und 1869 erhöht wurden und zwar für Kolonial- und Rübenzucker gleichmäßig auf M. 18.80 bei Rohzucker von mindestens 88 % Polarisation, für Kandis und Zucker in vollen weißen harten Broden bis 12,5 Kilo Nettogewicht oder vor der Steuerbehörde zerkleinert M. 23, für allen übrigen harten, sowie für allen weißen trockenen Zucker von mindestens 98 % Polarisation M. 21.60 für 100 Kilo.

Diese Ausfuhrprämie ist die Ursache des verhältnismäßig geringen Betrages der Zuckerbesteuerung. Während die Rübensteuer 1882/83 139 954 500 Mark eintrug, mußten an Rückzöllen den Zuckerfabrikanten gezahlt werden 73 507 600 Mark, so daß 1882/83 an Erträgen der Rübensteuer und des Eingangszolls auf Zucker nur dem Reiche übrig blieben 68 177 000 M.*).

Die Ursachen dieses in der Tat auffallenden und für die Finanzverwaltung des Reichs beunruhigenden Uebelstandes zu untersuchen, war also die Aufgabe jener Zucker-Enquete-Kommission.

Letztere wurde durch Beschlüsse des Bundesrats am 3. und 8. März zusammengesetzt aus fünf Beamten, von denen der eine, der kaiserlich Geheime Oberregierungsrat Boccius durch den Reichskanzler, der königliche Oberfinanzrat Jaehnigen, durch Preußen, der königliche Obersteuerrat Fischer, durch Württemberg, der vierte, der großherzogliche Ministerialrat Seubert, von Baden, und der fünfte, der königlich preußische Regierungsrat Schmidt, von Sachsen-Weimar gewählt wurde.

Diesen fünf Beamten wurden sieben Sachverständige beigegeben, wovon Preußen drei erwählte: den königl. Oberamtmann Dr. Bennecke aus Athensleben bei Staßfurt, den Fabrikbesitzer Brockhoff aus Duisburg, den königl. Geheimen Oberregierungsrat a. D. Kieschke aus Berlin; Baiern einen, den Direktor der Zuckerraffinerie Frankenthal, königlichen Kommerzienrat Kascher aus Frankenthal in der Rheinpfalz; Mecklenburg-Schwerin einen, den Grafen zur Lippe-Weißenfeld aus Ober-Schönfeld in Schlesien; Braunschweig einen, den Direktor der Aktienzuckerfabrik Greiner, und Anhalt einen, den herzoglichen Kommerzienrat Brumme aus Bernburg.

Die so zusammengesetzte Zucker-Enquete-Kommission konstituirte sich zu Berlin am 11. Juli 1883.

Bei den Bemühungen der Zucker-Enquete-Kommission, ihre Aufgabe zu lösen, — deren speziellen Inhalt wir bei späterer Gelegenheit, vielleicht auch an anderer Stelle, näher zu beleuchten

*) Die hier angeführten Zahlen sind entnommen dem „Statistischen Jahrbuch für das deutsche Reich", Jahrgang 1884.

*) Statistisches Jahrbuch 1884, S. 182.

Kreüsa. (Seite 555.)

und zu kritisiren gedenken, — ist nun eine Reihe von die Zuckerproduktion betreffenden Tatsachen in das scharfe Licht statistischer Beleuchtung gerückt worden, welche gewiß auch das Interesse unserer Leser zu erregen und die Kenntnis unserer industriellen Verhältnisse erheblich zu erweitern geeignet sind. —

Von nächstliegender Bedeutung ist der Umfang der in Rede stehenden großartigen Industrie in Deutschland.

Betrachten wir uns zunächst die Zahl der deutschen Zuckerfabriken und ihre Zunahme in den lezten zwanzig Jahren, sowie die Verteilung derselben im Reich. In Preußen betrug die Zahl der Zuckerfabriken 1863/64 188, von denen mehr als Zweidrittel, nämlich 124, auf die Provinz Sachsen kamen, während etwas über $^1/_5$, nämlich 38, auf Schlesien, 12 auf Brandenburg, 8 auf Pommern, 3 auf Rheinland, 2 auf Westphalen und 1 auf die schwarzburgischen Unterherrschaften kamen, während die übrigen Provinzen gar keine Zuckerfabriken aufzuweisen hatten.

Zur selben Zeit hatte Anhalt 33 Zuckerfabriken, Braunschweig 14, Baiern und Württemberg je 6, Thüringen 3, Hannover, Sachsen, Baden und das Kurfürstentum Hessen je 1.

Bis 1866/67 war die Zahl der preußischen Zuckerfabriken auf 220 gestiegen; die Provinz Sachsen hatte 141, Schlesien 40, Brandenburg 18, Pommern seine alten 8, das zur preußischen Provinz gewordene Königreich Hannover statt der 1 von 1863/64, eine Zahl, die sich 65/66 auf 3 vermehrt hatte, nunmehr 5, Rheinland 4, Westphalen 2 und die schwarzburgischen Unterherrschaften noch die 1.

Die Zahl der außerpreußischen Zuckerfabriken in Deutschland war von 66 in der Kampagne 63/64 auf 76 gestiegen; Anhalt hatte 35, Braunschweig hatte die Zahl seiner Zuckerfabriken fast verdoppelt, indem es nun 25 zählte, Thüringen hatte 4, die übrigen Staaten waren bei ihrer früheren Zahl geblieben, mit Ausnahme von Baiern, welches anstatt 6 nur noch 4 aufweisen konnte.

1867/68 vermehrten sich die deutschen Zuckerfabriken um 5 preußische, und zwar um drei in der Provinz Sachsen, eine schlesische und eine pommersche; von da an blieb ihre Zahl im Wachsen bis zum Höhepunkt der Gründerepoche 1873/74, wo sie für ganz Deutschland 337 betrug, davon 257 in Preußen; nämlich in der Provinz Sachsen 150, in Schlesien 49, in Brandenburg 19, in Hannover 16, in Rheinland 8, in Pommern nach wie vor 7, in Westphalen 3, in Westpreußen, Schleswig-Holstein, Hessen-Nassau je 1. Im außerpreußischen Deutschland bestanden in dieser Kampagne 4 Zuckerfabriken mehr als 66/67; in Braunschweig 28 statt 25, in Thüringen 6 statt 4, in Luxemburg und Mecklenburg, wo bislang noch keine Zuckerfabrik bestanden hatte, waren 3, in ersterem 2 gegründet worden; Württemberg dagegen zählte 1 Zuckerfabrik, Baiern 2 weniger.

In dem auf die Gründerzeit folgenden Jahrfünft sank die Zahl der Etablissements für Zuckerproduktion stetig; 1878/79 war sie in Preußen von 257 auf 246, im übrigen Deutschland von 80 auf 79 gesunken. Schweren Verlust hatten erlitten die Provinz Sachsen mit 13 von 150 und Schlesien mit 4 von 49 Fabriken, Brandenburg mit 3 von 19, Pommern mit 2 von 7, Westphalen sogar mit 2 von 3 Fabriken. Riesige Fortschritte hatte in dieser Periode allgemeinen Niedergangs der Zuckerbranche gemacht die Provinz Hannover; sie, welche im lezten Jahre ihres Bestandes als Königreich es eben auf 3 Zuckerfabriken gebracht hatte, verfügte 1877/78 über 27, hatte also alle andern Landesteile Deutschlands, mit Ausnahme der Provinzen Sachsen, Schlesiens und Anhalts überflügelt.

Im außerpreußischen Deutschland war die Rückentwicklung nur in Anhalt bemerklich, wo von 35 Fabriken 2 verschwanden, und in Thüringen, wo von 6 zwei eingingen, während Braunschweig und Mecklenburg je eine mehr gewannen.

Von 1878/79 bis 1882/83 ging es wieder mit der Zahl der Zuckerfabriken stetig empor; besonders rasch von 1880/81 auf 81/82.

1882/83 war in Preußen die Zahl von 280 Fabriken erreicht, also fast 100 mehr als vor 20 Jahren. Das außerpreußische Deutschland hatte indes bei der Zahl seiner 76 Fabriken konservativ beharrt.

Den gewaltigsten Aufschwung in der Zuckerproduktion hatten genommen die bisher darin von gar keiner Bedeutung gewesenen Provinzen Posen und Westpreußen; in Posen bestanden 82/83 13 Fabriken, 78/79 nur 1, in Westpreußen 11 statt 2, außerdem hatte jezt Schlesien 53 statt 45, Hannover 31 statt 21, Rheinland 10 statt 8; Ostpreußen 2 statt keiner, Westphalen, Hessen-Nassau und Schleswig-Holstein 2 statt 1; wieder gesunken war die Fabrikenzahl in der Provinz Sachsen von 137 auf 132, in dem seit 15 Jahren in langsamem, aber ununterbrochenem Rückgange befindlichen Pommern von 5 auf 4.

Im übrigen Deutschland war die Gesammtzahl der Fabriken zwar stehen geblieben; das Verhältnis zwischen den einzelnen Landesteilen hatte sich jedoch einigermaßen verschoben: Anhalt hatte nur noch 31 Fabriken, also noch 2 weniger als 78/79, Braunschweig 1 gewonnen, also jezt 30, Mecklenburg auch 1, also 3.

„Ein noch bedeutsameres Bild von der außerordentlichen Zunahme der deutschen Produktion von Rübenzucker," sagt der Bericht der Zucker-Enquete-Kommission*) „geben die Zahlen über die verarbeiteten Rübenmengen, die in der Kampagne

1841/42:	2 565 758	Doppelzentner
1846/47:	2 816 924	„
1848/49:	4 948 359	„
1851/52:	9 190 709	„
1861/62:	15 846 197	„
1882/83:	87 471 537	„

betrugen. Von 1863/64 bis 1882/83 ist die Zahl der Fabriken um 41 Prozent, der Rübenverbrauch aber um 338 Prozent gestiegen. Die durchschnittlich von jeder Fabrik verarbeitete Rübenmenge, die sich 1841/42 auf 19 000 Doppelzentner belief, wuchs 1862/63 auf 74 000, 1882/83 auf 244 000 Doppelzentner."

Der Verbrauch von Zucker belief sich im deutschen Zollgebiet 1871/72 auf 221 799 Tonnen, die Tonne zu 1000 Kilo gerechnet, oder 5,5 Kilo auf den Kopf der Bevölkerung, er stieg 1873/74 auf 298 339 Tonnen oder 7,2 Kilo pro Kopf, seit 1874/75 um ein verhältnismäßig Geringes und stieg 1875/76 bis 323 180 Tonnen, das gibt 7,6 Kilo auf den Kopf, fiel im nächsten Kampagnejahre wieder um die gewaltige Summe von 90 000 Tonnen und blieb von da an in der Nähe von 300 000 Tonnen oder fast 6,5 Kilo pro Kopf bis 1882/83, in welchem Kampagnejahre der Zuckerkonsum auf die noch nicht erreichte Höhe von 369 214 Tonnen, 8,2 Kilo auf den Kopf der Bevölkerung stieg**).

1881, als der Zuckerkonsum in Deutschland zwischen 6 und 7 Kilo auf den Kopf der Bevölkerung betrug, umfaßte er in der Türkei und Serbien $1^1/_2$ Kilo, in Rumänien 1,6, in Spanien und Griechenland 3, in Italien 3,2, in Portugal 3,5, in Rußland 4,2, in Norwegen 4,3, in Oesterreich-Ungarn 5,5 Kilo auf den Kopf; in diesen allen Ländern also erheblich weniger als in Deutschland.

In den nachfolgend genannten aber war er größer als bei uns: in Schweden 7,75, in der Schweiz 8,6, in Belgien 9,1, in Frankreich 9,45, in Holland 10, in Dänemark 11,1 und in Großbritannien sogar 30 Kilo auf den Kopf der Bevölkerung***).

Zu dem Konsum von Zucker im deutschen Zollgebiete ist nun noch die außerordentlich bedeutende Ausfuhr hinzuzurechnen, welche sich im Jahre 1882 an Zucker, Melasse und Syrup zu-

*) U. a. O. S. 7.

**) Nach dem „Statistischen Jahrbuch für das deutsche Reich". Jahrgang 1884. S. 132.

***) Nach der bezüglichen Tabelle in dem Artikel „Zucker" (Produktion und Konsum) in dem Jahressupplement 1881/82 zu Meyers Konversationslexikon.

sammen auf 472 522 Tonnen*) mit einem Werte von 166 mill. Mark**) bezifferte.

Aus dem Vorhergehenden wird klar, daß wir es bei der Zuckerfabrikation nicht nur mit einem in seinem gegenwärtigen Stande für das deutsche Volk bedeutenden Industriezweige zu tun haben, sondern auch mit einem ungemein zukunftsreichen. Es kann nicht bezweifelt werden, daß sich der Zuckerkonsum noch mächtig vermehren kann und aller Wahrscheinlichkeit nach vermehren wird, und zwar nicht blos im Inland, wo der Markt so gut wie ausschließlich der heimischen Industrie gehört, sondern in noch viel höherem Maße auch im Ausland, wo der deutschen Rübenzuckerfabrikation, als der bedeutendsten und leistungsfähigsten der Erde, der Löwenanteil des Absazes kaum entgehen kann.

Die Rübenzuckerproduktion der Länder des europäischen Kontinents betrug in den vier Kampagnen***) von

	1880/81	1881/82	1882/83	1883/84
Deutsches Reich Ctr.	11 884 463	12 895 508	16 962 481	18 800 000
Frankreich . . .	6 672 280	7 865 380	8 463 880	9 300 000
Oesterreich-Ungarn	9 961 637	8 220 300	9 460 033	8 900 000
Rußland u Polen	5 000 000	6 175 580	5 689 820	6 200 000
Belgien	1 372 520	1 462 720	1 654 460	2 100 000
Holland u. and. Länder	600 000	600 000	700 000	800 000

Daraus erhellt, daß Deutschland gegenwärtig mehr als noch einmal soviel an Rübenzucker produzirt, als jedes der beiden Länder, deren Zuckerfabrikation an Umfang der deutschen am nächsten kommt; und ferner geht aus dieser Tabelle hervor, daß die deutsche Zuckerfabrikation in den lezten vier Kampagnejahren weitaus die mächtigsten Fortschritte gemacht hatte. Vor vier Jahren produzirten Oesterreich-Ungarn fast ebensoviel Zucker als Deutschland, und Frankreich erheblich mehr als halbsoviel. Gegenwärtig produzirt Frankreich, das in diesem Industriezweige inzwischen auch sehr erhebliche Fortschritte gemacht hat, trozdem weniger als die Hälfte der deutschen Industrie und Oesterreich, 1880/81 noch fast ebenbürtiger Konkurrent, sogar weniger als die Hälfte.

Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Erzeugung von Rübenzucker ein Monopol Europas ist; die Versuche, die Zuckerrübe auch anderwärts, hauptsächlich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika einzubürgern, sind sämmtlich gescheitert.

Nun ist freilich, um voll und ganz die Bedeutung und die Zukunftsaussichten der deutschen Zuckerindustrie zu erfassen, noch eines wohl zu berücksichtigen.

Die Produktion des Zuckers aus der Rübe hat in der Produktion derselben aus dem Zuckerrohr eine gewaltige Konkurrenz.

*) Statistisches Jahrbuch 1884, S. 52, 53 und 132.
**) Ebenda S. 80.
***) Nach den „Monatsberichten für die Rübenzuckerindustrie“, Kampagne 1883/84, Nr. 9 vom 10. Mai 1884.

Der Rohrzucker wird hauptsächlich in Kuba, Java, Manilla, Brasilien, Louisiana, Mauritius, Englisch-Guiana und anderen außereuropäischen Ländern gewonnen. Er trat dem europäischen Rübenzucker auf den überseeischen Märkten bis vor kurzem als überlegener Mitbewerber entgegen und wird in Europa heute noch in erheblichen Quantitäten eingeführt.

1854 wurde an Rohrzucker alles in allem produzirt 1 210 558 Tonnen, an Rübenzucker in Europa noch nicht der siebente Teil dieses Quantums, nämlich 160 000 Tonnen; 1860 an Rohrzucker 1 291 316 Tonnen, an Rübenzucker mehr als der dritte Teil dieses Quantums, nämlich 473 963 Tonnen; 1869 Rohrzucker 1 585 309 Tonnen, Rübenzucker 846 422 Tonnen, d. i. viel mehr als die Hälfte; 1881 1 860 476 Tonnen Rohrzucker neben 1 749 545 Tonnen Rübenzucker, mithin nahezu gleichviel*); für 1883/84 liegen Berichte über die Menge der Rohrzuckerproduktion noch nicht vor, — die Rübenzuckerproduktion dagegen wird beziffert auf 2 240 000 Tonnen, und man kann aus dieser Zahl und aus der Progression der Zunahme der Rohrzuckerproduktion in den 17 Jahren von 1854—71 mit völliger Sicherheit schließen, daß die leztere von unserer europäischen Zuckerfabrikation heute schon beträchtlich überholt ist und künftighin immer mehr überholt und allmälich auf dem Weltmarkt in den Hintergrund gedrängt werden wird.

Mit diesem einen Zweige unserer europäischen, vorzüglich unserer deutschen Industrie steht es also wahrhaft glänzend.

Glänzend für wen?

Nun für die bei dieser Industrie beteiligten Kapitalisten sicherlich — —

Und für die am rechten Orte angesezte und „rationell“ gehandhabte Steuerschraube ebenfalls — —

Aber wie für die Arbeiter — für sie doch jedenfalls auch? —

Nun, ich bin eben dabei zur zahlen- und tatsachengestützten Beantwortung dieser Frage das Material zusammenzuschleppen, beziehentliches aus den Bergen von statistischen Belegen und protokollarischen Auseinandersezungen, in denen es merkwürdig gut verborgen liegt, auszugraben.

Wenn ich es zutage bringe, werde ich auch auf den Haken zu sprechen kommen, an dem all der Glanz der deutschen Zuckerindustrie unter Umständen demnächst „am Halse aufgehängt werden könnte, bis er tot ist,“ — wie es, irre ich nicht, in der österreichischen Justizsprache bei der Verurteilung todeswürdiger Verbrecher heißt.

Dieser Haken heißt: Ueberproduktion oder besser Planlosigkeit der Produktion.

*) Nach dem Zirkular von Ruß u. Co. in Rotterdam, mitgeteilt im 1. Bd. der Anlagen zum Bericht der Zucker-Enquete-Kommission. S. 22, 23.

Ein schnurrig Stück Menschenleben.

Humoristische Erzählung von **Hans Eckart.**

Mein Jugendfreund Christian Gutenbier behauptete der unglücklichste Mensch unter der Sonne zu sein. Er verstand das vortrefflich zu beweisen.

„Sieh,“ sagte er eines Tages, als wir im botanischen Garten unserer gemeinsamen Heimatresidenz gemeinsam heimliche Pfade aufgesucht hatten, „sieh dir zunächst nur meinen Namen an und leugne, wenn du kannst, daß mich schon in der Wiege ein schweres Verhängnis erwartete. Du heißest Hans Eckart, das ist zwar ein einfacher anspruchsloser, aber weder ein ordinärer, noch lächerlicher Name. Ich aber heiße Christian Gutenbier, — — der Vorname Christian ist erstens ordinär, — die dümmsten Toffel auf den kleinsten, schmuzigen, kulturärmsten Dörfern habe ich das Vergnügen in ihrer großen Mehrheit als meine Namensvettern anreden zu dürfen“ — — —

„Das könnte dir eigentlich höchst gleichgültig sein,“ warf ich dazwischen.

„Gleichgültig — ich danke. Ich will dir eine Geschichte erzählen. Stelle dir vor, in vergangenem Sommer komme ich auf meiner Fußreise im Gebirge in ein entsezlich kleines, trauriges Dörfchen, in dem ich mit Mühe und Not den Zähnen einiger bissiger Hundeköter und der Gefahr des Versinkens in einem Duzend unergründlicher Mistpfüzen, welche sich quer über die jeder Pflege baare Dorfstraße ausbreiteten, entging. Ich hielt mich natürlich in dem Nest nicht auf und war froh, als ich es nach zehn bangen Minuten hartnäckigen Kampfes mit den Kötern des Dorfes und dem Kot seiner Straße glücklich hinter mir hatte. Ein winzig kleiner, furchtbar krummbeiniger, ruppigstruppiger Dachshund verfolgte mich jedoch weit über des Dorfes lezte Hütten hinaus und zwang mich noch eine volle Viertelstunde

rückwärts zu gehen und mit meinem Knotenstock wie besessen um mich zu schlagen. So winzig das Vieh war, so listig und tapfer war es auch und seine kleinen Zähne waren so spiz, daß von den unteren Partien meiner Hosen wahrscheinlich garnichts und von meinen ohnehin nicht übermäßig stattlichen Waden sicher sehr wenig übrig geblieben wäre, wenn ich den krummbeinigen Wüterich hätte an sie herankommen lassen. Endlich ließ er mich laufen, und nun wollte ich in die prachtvolle Berglandschaft rings um mich her lustig und laut hineinjauchzen, — aber der Ton blieb mir in der Kehle stecken, als ich mich umschaute, — hinter mir oder, richtiger, vor mir, hatte sich dicht und drohend eine pechrabenschwarze Wolkenwand emporgebaut, — ein Gewitter stand bevor, wahrscheinlich ein sehr schweres und, wer weiß, ob in der Nähe Dach und Fach zu finden war. Hastig schritt ich vorwärts und kam dabei immer tiefer in den Wald hinein. Plözlich stieß ich, in des Wortes eigentlicher Bedeutung, auf Menschen, die in höchster Eile den schlechten Weg dahergejagt kamen. „Warum so eilig, Ihr Leute," rief ich sie an. „Na, seht Ihr nicht das Wetter da, Herr," antwortete der eine, ein alter Mann, in seinem Lauf einhaltend, „in spätestens fünf Minuten ist's da und da sollen Sie was erleben — Sturm und Schloßen, Bliz und Donner, — machen Sie, daß Sie in's Dorf kommen, wie wir, — sonst könnt' leicht Ihr lezt' Stündel geschlagen hab'n." Er wollte gehen. „Halt," rief ich, „noch einen Augenblick, Mann, ich bezahle Euch Eure Auskunft. Wo liegt das nächste Dorf?" „Da!" Er zeigte dorthin, woher ich gekommen war. „Da?" fragte ich ganz erschreckt. „Wie heißt es denn?" „Steinpetersdorf." Es war richtig das unselige Nest, aus dem mich eben der verteufelte Dachs herausgebissen hatte. „Und wie weit ist das nächste Dorf nach irgend einer andern Richtung?" fragte ich. „Gute anderthalb Stunden, — Sie könnens aber allein garnicht finden." Der Mann hatte recht, — es blieb mir absolut keine andre Wahl; entweder mußte ich im Freien dem Ungewitter trozen, und das wäre der helle Wahnsinn gewesen, oder ich mußte nach Steinpetersdorf zurück. Ich seze mich in gelinden Trab, der Alte keuchte vor mir her, und ich hielt in wenigen Minuten in dem traurigsten aller Gebirgsdörfer wieder meinen Einzug. Der verdammte Kerl von Dachshund mußte das geahnt haben, er hatte sich hinter einen dicken Baumstamm in den Hinterhalt gelegt und stürzte, wie ich so im Laufschritt an dem Baum vorüber wollte, wie ein Rasender auf mich los. Und der Erfolg krönte seine List, — mein linkes Hosenbein flatterte im nächsten Augenblick zerfezt wie eine aus heißer Schlacht heimkehrende Regimentsfahne um mein glücklicherweise verschont gebliebenes Bein. Der kräftige Hieb, welchen ich nach meinem struppigen Todfeind führte, traf den gewandt Zurückspringenden nicht, hätte mich aber beinahe in die erste der Dorfmistpfüzen hineingeworfen. Nun jagte ich, so schnell ich konnte, durch den Schmuz der Dorfstraße dahin, von dem jubelnden Teckel, dem sich noch ein halbduzend andrer Köter zu einem Vernichtungskampf gegen mich freundwillig angeschlossen hatten, auf das härteste bedrängt. Hätte der alte Mann mir nicht den Rücken gedeckt, so wäre es mir selbst gegangen, wie meinem linken Hosenbein, so aber kam ich im „Gasthof" des Dorfes endlich ohne weitere Verwundung an. Auch wegen des Wetters war es allerhöchste Zeit gewesen. Ein von Minute zu Minute zu größerer Heftigkeit anschwellender Sturm peitschte große Regentropfen zur Erde, Hagelkörner mischten sich bereits in den Regen und dumpfer Donner grollte von dem nächsten Berggipfel her. In der nächsten Viertelstunde mußte ein Schauspiel losbrechen etwa wie der Weltuntergang, so schien es mir, und ich täuschte mich nicht. Ich mußte also von Glück sagen, daß ich im Gasthof von Steinpetersdorf war. Der Gasthof freilich war ein sicher nur schwer zu erreichendes Muster dessen, wie er nicht sein sollte. An Kleinheit und Schmuz war er des Ortes würdig, dessen einzige gastliche Stätte er vorstellte. Das Gastzimmer duftete in unaussprechlich schönem Geruche; die Decke war so niedrig, daß ich, der ich wenig über Mittelgröße hinausrage, mich auf das sorgfältigste in Acht nehmen mußte, um nicht an eine öltropfende Lampe, zwei Vogelbauer und einen dicken Balken anzustoßen, der sie, die Decke, in zwei Teile und das Wirtslokal in einen Fuhrmannswinkel und in eine stolz sogenannte Herrenstube abgrenzte . . .

„Doch," unterbrach sich mein Freund, „was soll ich dich mit der Beschreibung dieser Hölle langweilen, denn alles in allem: es war fürchterlich und blieb so volle sechs Tage lang. Aus dem einen Gewitter wurden vier und aus den vier Gewittern wurde ein endloser Landregen. Die Dorfstraße erweiterte sich zu einem Gießbach, der die elenden Hütten rechts und links fortzureißen drohte, — an ein Fortkommen war nicht zu denken, Fuhrwerk gab es im Dorf nicht und alle Kommunikation mit den weitentfernten Nachbarorten blieb unterbrochen — keine Menschenseele kümmerte sich um das abgelegene bäuerliche Bergnest. Stinkender Käse, verschimmeltes Brot und Zwiebeln, die ich sonst nicht riechen kann, bildeten drei Tage lang meine einzige Nahrung, dagegen delektirte sich an mir alles Ungeziefer der Schöpfung, besonders Wanzen, die in tausend und abertausend Winkeln und Löchern ebensoviele Kasernen angelegt hatten und legionenweise Streifzüge nach mir aussandten, denen ich nicht entgehen konnte."

Dem guten Christian war bei seiner Erzählung der helle Schweiß auf die Stirne getreten. Er hielt einen Augenblick inne und wischte sich die dicken Tropfen von der Stirn.

Ich benuzte die Gelegenheit zu einer Frage:

„Was hat das aber alles mit der Tatsache zu tun, daß du Christian heißest?"

„Ach so! Nun sieh, das war von allem unerträglich Schlimmen das unerträglich Schlimmste. Der Wirt im Gasthaus zu Steinpetersdorf hieß nämlich auch Christian und der Hausknecht dito. Kaum hatte ich meinen Namen in das klebrige Fremdenbuch eingetragen, — da hieb mir der vierschrötige Brauerknecht ebenso vertraulich als derb auf die Schulter und sagte: ‚Na, da wären wir ja so halberlei Verwandte, von wegen des Namens nämlich. Und der Wirt heeßt ooch Kristjahn, aber den derfen se nich dran erinnern, es is'm zu gemeene.' Mit lezterem hatte er vollkommen recht. Als der Wirt sah, daß ich ‚ooch Kristjahn' hieße, sah er mich sehr mißvergnügt und mißtrauisch an, und von dem Momente war's, als ob mich der Mensch für seinen Feind hielt, — war er mit mir in derselben Stube, so schielte er ununterbrochen nach mir hin und mußte er hinaus, so rief er sicher erst jemanden, — wie um mich zu bewachen — herein. Mir war das völlig rätselhaft, — bis mein anderer Namensvetter, der gemütliche Kristjahn, der nicht müde wurde, mir bei jeder erdenklichen Gelegenheit mit seiner breiten und furchtbar schweren Taze auf den Schultern herumzutrommeln, einiges Licht in das Dunkel dieser geheimnisvollen Feindschaft brachte. „S' ist von wegen der Alten," — sagte er mit ungeheuer pfiffigem Augenblinzeln und indem er mir, wahrscheinlich um meine Verstandeskräfte ein wenig zur Tätigkeit aufzurütteln, zur Abwechslung einen Puff mit der Faust in die Rippen versezte, so daß ich unwillkürlich laut aufschrie, was ihn glücklicherweise gar nicht zu stören schien, — ‚die Alte nämlich,' fuhr er leise fort, ‚hat alle Kristjahne gerne, mit eener eenzigen Ausnahme, — und die Ausnahme, das is er, — nu kenn' Se Sich denken, wenn so ä propper Kristjahn kommt, wie Sie — hu, hu,' er lachte, daß die Wände zitterten und versezte mir einen womöglich noch derberen Rippenstoß, als vorher. Bevor ich über die interessante Mitteilung meines biederen Mitkristjahns weiter nachdachte, bat ich ihn dringend, seine Zärtlichkeiten, Schulterhiebe, Rippenstöße und dergleichen für Leute aufzusparen, die dafür ein besseres Verständnis hätten, als ich, — er aber schüttelte den Kopf und sagte gleichmütig: ‚Ach was, Vetter, hier sind 'ter unter uns un ich meen's gut mit Ihn', — sehn Se, de Karline — na Se kenn' Se ja — 's Mädel' — (die Kuhmagd meinte er, die ich in der Tat schon am Geruche kannte), ‚die kann de Kristjahns ooch verflucht gut leiden und se is zwar mein Mädel, wissen Se, aber, hol mich der Deiwel, ich bin eemal keen so'n Dummerjahn, der 'em andern Christenmensch gar keen Vergnügen nicht gennt. Se ver-

stehn mich schon.' — Dabei wär mir um ein Haar der dritte Rippenstoß zuteil geworden, wenn ich diesmal nicht mit großer Geschicklichkeit zur Seite gesprungen wäre." —

Christian Gutenbier holte wieder Atem. Ich lachte:

„Die Situation läßt sich allerdings gut an. Allerlei famose Abenteuer, idyllisch-ländliche Zurückgezogenheit, der nährende und heilende Duft des Kuhstalles, — die rivalisirende Gunst zweier liebedürftigen Frauenseelen, — die blutige Eifersucht eines othellohaften Gatten, — die aufopfernde Freundschaft eines freidenkenden und hochsinnigen Jünglings, — alles prachtvolle Requisiten eines spannenden Romans."

„Ja, spannend wurde der Roman in der Tat — er spannte mich auf die Folter," antwortete Christian, — „auf die Spize getriebenes Unbehagen und gleichfalls höchstmögliche Langeweile wetteiferten mich zu quälen, — Abenteuer gab es keine, wenigstens keine, auf die sich ein halbwegs anständiger, moralische wie ästetische Sauberkeit liebender Mensch hätte einlassen können, und ich dankte meinem Schicksal inbrünstig, als der schier endlose Regen schließlich doch mehr und mehr nachließ und der Gießbach wieder die ungefähren Umrisse eines freilich grauenvollen Weges blicken ließ. Am sechsten Tage endlich winkte mir die Erlösung aus der Hölle, welcher ich auf meiner sogenannten Erholungsreise verfallen war. Ein Wagen passirte das Dorf, — ein mächtiger Familienwagen, gewaltig stark gebaut und ein paar riesige und riesenstarke Pferde davor, — da hielt er vor dem ungastlichsten aller Gasthöfe an, der Kutscher war eine Stunde vor Steinpetersdorf vom rechten Wege abgekommen und wußte nicht mehr, wie er nach dem Badeorte Eisenberg, wohin zu fahren er gemietet war, kommen sollte. Die Familie, welche ihn gemietet, stieg aus und trank ein paar Gläser Milch — ich, seelenfroh, nun doch wieder einmal gebildeter und freundlich dreinschauender Menschen Antliz zu erblicken, stellte mich unverzüglich vor und klagte sogleich meine sechstägige Pein — lachend zwar, aber doch voll aufrichtigen Mitleidens hörte man mir zu und dann lud man mich ein, sogleich mitzufahren nach Eisenberg. Das erschien mir natürlich wie höchste Seligkeit — —"

„Halt," unterbrach ich ihn, „du scheinst über die Hauptsache aalglatt hinwegschlüpfen zu wollen. Aus was für Menschenkindern bestand die Erlöserfamilie?"

„Ja so, nun, wie üblich, zunächst aus Vater und Mutter, — dann aus einem Sohne und dann — —" er stockte ein wenig.

„Und dann —" half ich nach.

„Aus zwei Töchtern!"

Er betonte das Wort „zwei" und — seufzte.

Ich mußte lachen.

„Wieder zwei! — Du scheinst für die ‚doppelte Lia' auserkoren, lieber Freund. Du bist kein Unglücksrabe, sondern — ein Glückspilz."

„O du mein grundgütiger Himmel!" — stöhnte er. „Diese Doppelerscheinungen auf der Bildfläche meiner Lebensbegegnisse bilden just auch ein Stück grausigen Verhängnisses für mich. Höre mir Trostlosen nur zu, du Hans im Glücke."

Der Sommer.

Ich sezte mich von neuem in ernsthafte Positur.

„Losgeschossen, mein guter Christian."

(Forts. folgt.)

Unsere Illustrationen.

Germanen auf der Bärenjagd. (S. 537.) Das alte Deutschland war mit ungeheuren Wäldern bedeckt, in denen unsere kräftigen Vorfahren dem edlen Waidwerk oblagen. Wenn sie, wie es in jenem vielgesungenen Lied heißt, auf Bärenhäuten liegen und „immer noch eins" trinken wollten, so mußten sie den Bären diese Häute erst abjagen. Der Kampf mit den reißenden Tieren und das rauhe Jägerleben erzog jene gefürchteten Stämme, die den ganzen Occident in Schrecken sezten, wenn sie aus ihren Wäldern hervorbrachen. Nur der höchsten Kriegskunst eines Marius und Cäsar gelang es, die rohe Tapferkeit der Cimbern und Teutonen, sowie des wilden Schwabenkönigs Ariovist zu besiegen. Die Kämpfe des Cheruskers Arminius mit den Römern und die großen Schlachten im Teutoburger Wald und bei Idistavisus bewiesen aufs neue die unverwüstliche Kraft der germanischen Naturvölker, die bald in der großen Völkerwanderung die völlige Umgestaltung der verfaulten altrömischen Welt herbeiführen sollte.

Im allgemeinen ist nicht viel über das Leben und Treiben unserer biederen Altvordern auf uns gekommen. Wenn die beiden Römer Cäsar und Tacitus sich nicht die Mühe gegeben hätten, aufzuzeichnen, was sie von den alten Germanen wußten, so würde sich in der altgermanischen Geschichte noch ein größeres Dunkel geltend machen, als es so der Fall ist. Leider sind wir Epigonen auch daran gewöhnt worden, auf das, was jene Römer uns hinterlassen haben, ein weit größeres Gewicht zu legen, als auf das, was in dem reichen Schatze von Götter- und Heldensagen des alten Germaniens enthalten ist. Aus diesem Sagenschatze läßt sich ein annäherndes Bild des Kulturlebens unserer Altvordern gewinnen und zwar ein viel farbenreicheres und anschaulicheres Bild als aus den Aufzeichnungen jener beiden Römer. Das kommt daher, daß in unseren höheren Bildungsanstalten noch immer

jenes famose System vorherrscht, nach welchem Literatur, Geschichte und Mytologie, ja sogar die Sprachen der alten Griechen und Römer der Jugend als wichtiger aufgedrängt werden, denn Literatur, Geschichte, Mytologie und Sprache des eigenen Vaterlandes. Wir legen natürlich auf die Mytologie nur insofern Wert, als wir aus derselben Aufschlüsse über die Gedankenwelt unserer Altvordern gewinnen.

In den altgermanischen Heldensagen sind eine Menge prächtiger Schilderungen enthalten über Natur- und Kulturzustand jener für uns heute noch so anziehenden und interessanten Zeit. So finden wir in dem bekannten Heldengedicht „Wieland der Schmied“ eine hübsche Schilderung des Waldes; es ist beschrieben, wie der junge starke Königssohn Siegfried, der Held des Nibelungenliedes, von dem Schmied Mime in den Wald geschickt wird, um, wie der vor des jungen Recken Kraft sich fürchtende Schmied hofft, von dem im Walde hausenden Drachen Fafner, dem Hüter des Nibelungenschazes, verzehrt zu werden. Da heißt es (nach der Uebersezung in Simrocks Heldenbuch) im zwölften Abenteuer:

„Noch stand die Sonne niedrig, da fuhr zum grünen Wald
Siegfried der junge; wie fröhlich ward er bald,
Als er im lichten Scheine die Bäume grünen sah;
Voll Freuden wollt' er springen, nicht wußt' er wie ihm geschah.

Er begann ein Lied zu singen, noch sang's der Widerhall,
Da schuf ein lustig Ringen der starken Stimme Schall;
Bald freut ihn mehr zu lauschen des Bächleins muntrem Gang;
Bald wie ein wonnig Rauschen durch alle Läuber sich schwang.

Von abertausend Stimmen der Wald erfüllet war,
Von Blüten summten Immen zu Blüten immerdar;
Bald Adlerflügelschläge, bald kleiner Vögel Lied,
Bald Reh' im Laube raschelnd, bald Wasservögel im Ried.

Hier ging ein Rudel Hirsche; Zwanzigender stolz
Wiesen den Hindinnen die Wege durch das Holz;
Dort schoß ein wilder Eber auf seiner Jagd vorbei,
Hier balzten Auerhähne, dort kreiste herrlich der Weih.

Wie leuchtend durch die Grüne die Morgensonne schien!
Siegfried der Kühne sprang wie ein Tor dahin:
Er hatte nie die Wunder der Wildnis gekannt,
Bald an dem Orte stand er, dahin ihn Mime gesandt.“

Welch prächtige Schilderung der „Wunder der Wildnis“, wie der unbekannte Dichter sagt! Die lebendige Phantasie unserer kräftigen Altvordern bevölkerte diese Wälder, über welche einst des Asengottes Odin wilde Jagd dahinfuhr, mit allerlei fabelhaften Ungeheuern, namentlich mit Drachen und Lindwürmern, welche grimmigen Geschöpfe so lebendig geschildert werden, daß man als sicher annehmen kann, es habe sich zu jener Zeit eine nun ausgestorbene Art von menschenfressenden Tieren in den Wäldern umhergetrieben, wahrscheinlich eine Art von Sauriern, die ungefähr so aussehen, wie uns die Drachen und Lindwürmer überliefert worden sind. Es war die Aufgabe der Helden des Landes, diese Ungeheuer zu vernichten, wobei sie nach der Sage nicht selten selbst das Leben ließen. Es meldet z. B. die Sage von einem Vorfahren des gleichfalls sagenhaften Helden Struthan Winkelried, daß der erstere einen Lindwurm, die Plage des Landes, erschlagen habe. Da wir nun einmal bei jung Siegfried waren, so wollen wir auch den Dichter des Wielandliedes schildern lassen, wie Siegfried den Drachen Fafner erschlägt. Fafner der Drache ist der Bruder des Schmieds Mime und Mime fordert den brüderlichen Drachen auf, den unbändigen Knaben Siegfried, der den Ambos des Schmieds in den Grund geschlagen, zu verschlingen. Siegfried sollte nämlich bei Mime die Kunst des Schmiedens erlernen, aber Mime fürchtete sich, von dem unbändigen jungen Recken erschlagen zu werden.

Fafner der Drache bekommt Appetit und antwortet seinem Bruder mit einem wahren Kannibalen-Humor:

„Da sprach sein Bruder Fafner: Schon gut, er kommt doch bald?
Es ist jezt gar so einsam hier in dem tiefen Wald;
Ich sehe gerne Leute bei mir auch dann und wann,
So allein ist's zum Verschmachten für den Menschenfreund im Tann.“

„Zu Mittag wird er kommen“ — das ist mir herzlich lieb,
Er ist zu Tisch gebeten, ich wünsche nur, er blieb'
Nicht gar so lange außen; mir wird das Fasten schwer;
Das Mahl verschieb ich ungern; send' ihn ja zeitig hierher.“

Aber die Mahlzeit sollte dem „Menschenfreund im Tann“ übel bekommen. Siegfried kam, zündete sich im Walde ein mächtiges Feuer an, in das er eine große Buche legte, und aß dann mit einemmal den ganzen Mundvorrat auf, den ihm Mime für sieben Tage mitgegeben; auch trank er seinen ganzen Weinvorrat aus. Er sollte nämlich für Mime im Walde Kohlen brennen, was ein Vorwand war, ihn dem Drachen zu überliefern.

Der junge Recke fühlt sich stark und gewaltig und wünscht sich ein Abenteuer in dem verrufenen Wald:

„Es ist ein rechter Jammer, wie wunderlos die Welt,
Wie soll sich da erweisen in seiner Kraft ein Held?
Tursen, Bergriesen, die sieht man garnicht mehr,
O führ' doch aus der Wildnis ein scheußlich Untier daher!“

Nun kam zur selben Stunde Fafner, der grimme Wurm,
Aus des Berges Schlunde; er schoß daher im Sturm,
Die Beute zu verschlingen lechzt' ihm schon der Gaum,
Da fuhr der junge Degen empor aus seinem Heldentraum.

Er sah den Drachen kriechen und sprach: „Wie bin ich froh!
Wie ich es eben wünschte, es fügt sich völlig so!
Nun kann ich mich versuchen!“ Hin lief der Recke gut
Und riß die mächt'ge Buche hervor aus des Feuers Glut.

Seine Kraft war sonder Gleichen: er lief den Lindwurm an
Und schlug ihm in die Weichen, daß weit erscholl der Tann.
Da sprühte Gift und Geifer des wilden Drachen Schlund
Und wieder schlug ihn Siegfried; da ward ihm Heldenstärke kund.

Da wandte sich der Drache, er ringelte den Schweif
Und zuckte nach dem Jüngling mit schnell entrolltem Reif;
Der aber sprang zurücke und schlug ihm auf das Haupt
Mit dem Feuerbrande. Da war er Sinnes beraubt

Und stöhnte furchtbar brüllend die lezten Geister aus,
Den Wald mit Schrecken füllend und alles Wild mit Graus.
Noch fielen Schläge herab von Siegfrieds Hand:
Da war der Wurm gestorben; sein lezter Seufzer entsandt.“

So erschlug jung Siegfried, der stärkste aller Recken, der es verschmäht hatte, Waffen in den Wald mitzunehmen, den gewaltigen Drachen Fafner.

An gefährlichen Tieren trieben sich hauptsächlich der Auerochs und der Bär in den germanischen Wäldern umher, und unsere Altvordern kleideten sich in die Felle des Bären, tranken ihren Met aus den Hörnern des Auerochsen und trugen auch wohl die abgezogene Kopfhaut des Auerochsen sammt den Hörnern wie eine Art Helm auf den Kopf, um den Feinden in der Schlacht damit furchtbar zu erscheinen. Ihr Schlachtgebrüll soll so furchtbar gewesen sein, daß den Feinden schon oft beim Anhören dieses infernalischen Lärms der Mut entsank, wie Cäsar erzählt. Sie bewiesen stets einen außerordentlichen Mut; es geht sogar die Sage, daß im Norden einzelne starke Helden den Bären unbewaffnet angegriffen und erwürgt hätten. Das wird wohl übertrieben gewesen sein. Unsere Illustration stellt eine Bärenjagd dar, bei der der angegriffene Meister Pez auch seinen wohlbewaffneten Angreifern sehr gefährlich wird. W. B.

Vor und nach der Parade. (S. 544 u. 545.) Das war noch die schöne alte Zeit der Bürgergarden, bei denen es so gemütlich herging, daß ihre vor den Toren der Städte ausgestellten Schildwachen Strümpfe strickten. Die Waffen dieser friedlichen Helden wurden niemals mit Blut befleckt; höchstens dienten die blanken Schwerter derselben dazu, Brod- und Käselaibe zu zerhauen. Man denke nur an die „Funken“ in Köln und an die leipziger Kommunalgarde.

Für die „angesehenen Bürger“ war es aber ein Ziel ihres Ehrgeizes, bei den Bürgergarden eine Offizier- oder Befehlshaberstelle zu haben. Die Herren Schlachter- und Bäckermeister stellten zu diesen Offizieren ein großes Kontingent, da sie gewöhnlich die imponirendsten und umfangreichsten Gestalten aufzuweisen hatten. Sonstige Qualifikation zu militärischen Aemtern war freilich in der Regel nicht an ihnen zu entdecken.

Herr Ochsenschlächter Haberlein in Rumpendorf war von seinen Mitbürgern zum Oberbefehlshaber der etwa 50 Mann starken Bürgergarde ernannt worden. Wir wissen nicht, ob er die Taktik des Karthagers Hannibal oder diejenige Friedrichs II. von Preußen zu seinem Spezialstudium gemacht hatte. Aber er konnte martialisch fluchen, und wenn er so einen „Kreuzmillionenschwerenöter!“ über einen losließ, so konnte man schon glauben, er habe sämmtliche Feldzüge Napoleons mitgemacht. Dazu besaß er eine stattliche Leibesfülle und einen alten Grauschimmel; recht grob war er sonst auch noch — also wer konnte geeigneter sein zum Oberbefehlshaber der Bürgergarde von Rumpendorf, als Herr Haberlein?

Aber der tapfere Kommandant sollte einem tragischen Geschick verfallen.

Eines Tages passirte die regierende Durchlaucht des Ländchens ihre getreue Stadt Rumpendorf und es war abgemacht, daß die Bürgergarde zu einer Parade antreten sollte. Herr Haberlein wollte sich einen großen Tag machen und sich im Strahl der durchlauchtigen Gnade sonnen. Er warf sich in seine Galauniform, schnallte sich seine silbernen Sporen an, hing den gewaltigen Kavalleriesäbel um, den er von seinem Großvater ererbt hatte und der bei Roßbach „mit dabei gewesen“ war, und bedeckte endlich sein Haupt mit dem kübelförmigen Tschako, den ein ungeheurer Federbusch schmückte. Dann führten der Hausknecht Johann und die stämmige Trine den alten Feldherrnschimmel vor. Mit einem alten Heringsfaß wurde dem korpulenten Kriegshelden ermöglicht, den Rücken des Schlachtrosses zu besteigen.

Militärisch grüßend ritt Herr Haberlein davon und wie er so gravitätisch im Sattel saß, war seine Eheliebste nicht wenig stolz. Er war doch ein geborener General.

Auf dem Paradeplatze stellte sich die Bürgergarde auf. Die Waffen blinkten im Sonnenstrahl. Alles freute sich an der militärischen Macht- und Prachtentfaltung; nur der Schimmel des Kommandanten schien mit allem unzufrieden zu sein. Er unternahm bösartige Seiten-

sprünge, so daß der Federbusch des Kommandanten häufige bedenkliche Schwankungen machte.

Doch nun nahte die durchlauchtige Equipage; das Hurrah der aufgestellten Schuljungend brauste herüber, der Kommandant nahm seine stolzeste Haltung an und wollte eben präsentiren lassen — da gab eine kleine Wespe dem großen Akt eine andere Wendung. Sie stach nämlich den Schimmel, wir wissen nicht warum, an einer sehr empfindlichen Stelle.

Nun war's mit der Geduld des edlen Schlachtrosses vorüber. Es warf sich in den wildesten Galopp und ging durch, ohne sich um das wehende Taschentuch des der durchlauchtigen Equipage vorausreitenden Zeremonienmeisters zu bekümmern. Das Tier strebte offenbar seinem Stalle zu. Der bestürzte Feldherr machte die größten Anstrengungen, das Tier zum Stehen zu bringen, was aber nur zur Folge hatte, daß es ihn abwarf, wobei er auf das Knie fiel, so daß seine Galahose dort ein mächtiges Loch bekam. Der Tschako flog weithin.

In diesem Moment fuhr die Durchlaucht vor der Front vorbei. Sie soll sich halb tot gelacht haben über den ergötzlichen Anblick des seitab mit der zerrissenen Hose sich am Boden wälzenden Kommandanten, während die Bürgersoldaten in ihrer Bestürzung das Präsentiren vergaßen. Herr Haberlein aber wankte nach Hause, wo seine ehrsame Ehefrau bei seinem Anblick die Hände über dem Kopf zusammenschlug. Er ließ sich viele Wochen lang nicht außerhalb seiner vier Pfähle sehen und legte seine Würde nieder.

Er hat in seinem Leben nie wieder nach militärischem Ruhm Sehnsucht gehabt. Der Schimmel hat's freilich am schwersten büßen müssen. Er endete sein frevelvolles Dasein unter den Händen des Schinders. A. T.

Krëusa. (Seite 549.)

Warum bin ich vergänglich, o Zeus? so fragte die Schönheit.
Macht' ich doch, sagte der Gott, nur das Vergängliche schön.
Und die Liebe, die Blumen, der Tau und die Jugend vernahmens;
Alle gingen sie weg, weinend, von Jupiters Tron.

Ja, auch die Liebe, obgleich sie auf ewig geschworen wird, und es gehört zu den tiefstragischen Seiten des Menschendaseins, wenn bei zwei Menschen, die einst in heißer Liebe für einander geglüht und einen Bund fürs ganze Leben geschlossen haben, die schöne Flamme allmälich schwächer und schwächer flackert und endlich ganz verlischt. Noch tragischer ist es, wenn auf der einen Seite die Glut des Herzens noch heiß und innig lodert, während der andere Teil von einem andern Magneten angezogen wird. Unter den vielen modernen Dichtern, die es unternommen haben, einen solchen Konflikt poetisch zu beleuchten, steht Goethe obenan, der in seinen von beschränkten Pharisäern und Aftermoralisten als unmoralisch verdächtigten „Wahlverwandtschaften" dieses erotische Problem in genialster Weise behandelt hat. Aber auch bei den Alten, bei welchen die Polygamie zulässig war, begegnet uns dieser Konflikt häufig in Sage und Dichtung. So in der Sage von Jason und Medea, welche durch Grillparzers klassische Trilogie „das goldne Vließ" wohl vielen unter unsern Lesern aus dem Teater bekannt ist. Medea, die titanenhafte Kolcherin, war in heißer Liebe für den Argonautenführer Jason entbrannt, der mit seinen Gefährten nach Kolchis geschifft war, um das ersehnte goldne Vließ zu erobern. Sie half ihm mit ihren Zauberkünsten das glorreiche Unternehmen glücklich zu vollführen. Jason mußte zuerst zwei flammenatmende Stiere an eine diamantne Pflugschar spannen und damit vier Morgen eines noch nie gepflügten Feldes aufreißen. Hierauf mußte er Drachenzähne in die gepflügten Furchen säen und die geharnischten Männer, die aus der furchtbaren Saat emporwuchsen, töten. Endlich war noch der fürchterliche Drachen zu töten, der das in einem Hain aufgehängte goldne Vließ bewachte. Siegreich kehrte der Held mit den Genossen und der Geliebten, welche den königlichen Palast ihres Vaters heimlich verließ, nach der Heimat zurück. Dort vollführte Medea ein neues Wunderwerk durch die Gewalt der magischen Kräfte. Sie verjüngte den Vater ihres Gatten, den greisen Aeson, indem sie aus verborgenen Kräutern einen Lebenssaft braute, der alle Adern des Greises durchströmte und ihm neue Jugendkraft und Jugendfrische einflößte. Nach zehn Jahren aber war Jason der Medea überdrüssig und stand im Begriff, sich mit der fürstlichen Tochter Kreons, Krëusa, zu vermählen. Medea stellte sich sanft und duldend; sie schickte selbst der Braut ein Hochzeitkleid. Aber die zauber- und kräuterkundige Kolcherin hatte das Gewand mit einem giftigen Saft getränkt, und kaum hatte Krëusa es angelegt, so fühlte sie heiße Flammen ihr Innerstes verzehren und starb einen qualvollen Tod. So sehen wir sie auf unserem Bilde, angetan mit dem verhängnisvollen Kleid. Wie eine schlafende Blume liegt sie entseelt in den Armen des Todes, indes der nichts böses ahnende Gatte mit Entsezen auf das arme Opfer rasender Eifersucht blickt. — Die gekränkte Medea ließ nun ihrer Rache freien Lauf: auf Kreons Palast ließ sie Feuer regnen, den Kreon selbst einen Raub der Flammen werden; sie ermordete ihre und Jasons Kinder und eilte darauf mit einem drachenbespannten Wagen durch die Lüfte, indem sie den Jason seinem Gram und seiner Verzweiflung überließ, die seine Tage kürzte und ihm den Rest seines Lebens verbitterte. St.

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

Ueber das Institut der Sauïa und die Brüderschaft der Senussia in Nordafrika. Die Sauïa spielt bei allen nordafrikanischen Völkern, Berbern wie Arabern, eine der größten Rollen unter allen öffentlichen Einrichtungen. Es ist dies gleichzeitig eine Art des Gottesdienstes, eine Schule und eine gastfreie Herberge für Wanderer, Arme und Kranke. Wo eine Brüderschaft wie die der Senussia herrscht, ist die Sauïa aber zugleich auch der Herd des Fanatismus. Unter allen Umständen verkörpert sie in sich die idealen Strebungen des mohamedanischen Lebens in diesen Ländern, ist der praktisch bedeutsamste Ausdruck des religiösen Fühlens und Wollens. Einige Sauïa haben sich zum Rang von Universitäten erhoben. Es gibt welche im südlichen Algerien, welche ihre Schüler von Marokko bis Egypten beziehen. Die weitaus meisten sind jedoch Elementarschulen, in denen die Kinder der Wohlhabenden für eine Vorauszahlung von 80 Reichsmark den ganzen hier üblichen Unterricht erhalten, welcher im Lesen und Auswendiglernen bestimmter Teile des Korans und einiger Gebete besteht. Außer dem Unterricht erhalten die Kinder Wohnung, Kleidung und Nahrung für die ganze Zeit ihres Aufenthaltes. Die Kinder der Armen bekommen dieses alles umsonst. Die Pilger und Bettler werden in jeder Sauïa drei Tage unterhalten. Selbst herrenlose Pferde und Maultiere werden ernährt, bis ihr Eigentümer sie reklamirt. Das Haupt der Sauïa ist in der Regel erblich, wo es aber notwendig wird, diese Regel zu durchbrechen, wird von der Gesammtheit der Taleb (Tolba) ein neues Haupt gewählt, welches nach wohlbestandener, einjähriger Probezeit erblich wird.

Unter der Decke der türkischen Herrschaft bereitet sich in der arabischen Bevölkerung Nordafrikas seit zwei Jahrzehnten eine mächtige Bewegung vor, deren Ziel die religiöse Reform und durch diese zugleich die soziale ist. Nach dem Bilde früherer Sekten oder Brüderschaften bildete sich in der Kyrenaika zu Dschebel Lakhedar unter der Anleitung eines aus Oran stammenden, durch seinen Mut und seine Tugenden ausgezeichneten Taleb die Brüderschaft der Senussia. Der Name des Taleb war Si-Mohamed-Ben-Ali-Essenussi und er war damals das Haupt der Sauïa El Beïda zu Dschebel Lakhedar; schon in den fünfziger Jahren war der Ruf seiner Heiligkeit weit über die Grenzen dieses Klosters hinausgedrungen und der einfache Priester war in den lezten Jahren vor seinem Tode, der 1859 erfolgte, eine der Mächte der islamitischen Welt. Die Kyrenaika wurde durch ihn gleichsam ein Staat im Staate, und zwar ein teokratisch regierter, und es fehlte wenig, daß die Marmarika und Tripolitanen ihm mehr gehorchten, als den türkischen Beamten. Seine Macht war noch gewachsen, als er kurz vor seinem Tode seine Residenz weiter in die Wüste hinein verlegt hatte. Mochte er an den Spruch denken: „Major e longinquo reverentia", oder mochte er sich besser geschüzt fühlen in größerer Entfernung von der Küste, oder sah er endlich die wunderbar rasche Ausbreitung seiner Anhänger in den Oasen und in Wadai voraus: er wanderte südwärts nach der Oase Dscherbub, welche zwei Tagereisen von der Ammonsoase gelegen ist. Hier starb er 1859, und nachdem ein Taleb von Tuat, der ihm folgte, ermordet worden war, wurde sein ältester Sohn El-Mehedi zu seiner Nachfolge berufen, und dieser leitet noch heute die zum festgegliederten Orden gewordene Brüderschaft mit fester und kühner Hand. Vor seinem Tode hatte der Vater dem Sohne die Rolle eines Retters der islamitischen Welt in dem großen Zusammensturz prophezeit, welcher am Ende des ersten Jahrtausends der Hedschra (November 1882) eintreten sollte. Bezeichnenderweise sollte der größte Akt in diesem Zusammensturz der Fall des Sultanats von Konstantinopel sein. Mit noch größerer Bestimmtheit sahen aber die Senussia dem Falle Egyptens entgegen und es war sehr falsch, wenn die europäischen Politiker in der Niederlage Arabis einen Schlag sahen, der dem Ansehen des Islam in Nordafrika überhaupt beigebracht worden sei. Seitdem die egyptische Regierung den Handel unterbrochen hatte, den El-Mehedi mit den von seinen sudanesischen Freunden ihm als Tribut gezahlten Negersklaven nach Egypten trieb, war ein heiliger Zorn über den Gottesmann gekommen und er sprach mit den Worten eines berühmten Propheten von Mostaganem: Die Türken und Christen gehören in dieselbe Klasse, ich werde den einen wie den anderen die Köpfe abschneiden.

Klüger als andere Sektenführer hat El-Mehedi es bis heute vermieden, unmittelbar in die Politik einzugreifen. Das Beispiel des Scheik Rhuma, der an demselben Dschebel Lakhedar die Fahne der Empörung gegen die Türkenherrschaft aufgepflanzt hatte, hat Vater und Sohn gewarnt. Die Senussia begnügten sich damit, die geistliche Macht ihres Ordens auszubreiten, welche schon heute über gewaltige Machtmittel gebietet. Sie gründeten ihre Klöster, suchten die Schulen in ihre Hände zu bekommen und sammelten Schäze. In diesen geldarmen Ländern sind die Senussia schon heute nicht nur eine geistliche, sondern auch eine gewaltige Geldmacht. Sie haben es zunächst nicht nötig, eine politische Macht zu schaffen; denn sie ziehen aus der Kyrenaika mehr Steuern als die Türken, haben die Oasen der lybischen Wüste, von Kufra und Fessan in der Hand und sind die zweite Macht, nach den Könige, in Wadai. Man rechnete schon vor einigen Jahren, daß El-Mehedi ohne Fessan und Wadai 50 000 Araber jederzeit ins Feld zu stellen vermöchte. Wenn nun El-Mehedi es vermeidet, die weltlichen Machtmittel zu gebrauchen, welche dergestalt ihm zur Verfügung stehen, so spielt doch die berühmte Sauïa von Dscherbub immerhin eine große politische Rolle in allen Unruhen, welche die islamitische Bevölkerung Nordafrikas oder des Sudan aufregen. Gabriel Charmes

sagt wohl nicht zuviel, wenn er sie in seinen Briefen über Tunesien als „den Mittelpunkt ungeheurer, gegen Frankreich gerichteter Verschwörungen" bezeichnet. In der Gründung reichausgestatteter Sauias in Ghat und Tuat, also an der Südgrenze Algeriens, hat man wohl nicht mit Unrecht einen Versuch der Umfassung von Süden her gesehen. — Daß die Senussia auch bei allem Fanatismus nicht der ersten Bedingung politischer Wirksamkeit, der Anpassungsfähigkeit, entbehren, scheint die Tatsache zu lehren, daß sie durch einen ihrer Agenten, den Marabut Daffer, selbst beim Sultan in einflußreicher Weise vertreten sind.

(Ausland, Nr. 25, 1884.)

Zur Frage, ob die blonde Rasse eine ursprüngliche oder ob sie aus der dunkeln hervorgegangen sei, vorzüglich durch klimatischen Einfluß und durch Vererbung, hat in neuester Zeit Teodor Pösche (im Archiv für Antropologie, 14. Bd.) einen interessanten Beitrag geliefert. Nach ihm wäre die Blondheit ein patologischer, d. i. ein Krankheitszustand oder zum mindesten aus einem patologischen Zustand hervorgegangen. Pösche meint, die schon Anfangs der 20er Jahre dieses Jahrhunderts aufgetretene Hypotese, daß Blondheit und Albinismus nur verschiedene Grade derselben ursprünglich krankhaften Erscheinung seien, nämlich des Mangels an dunklem Farbstoff (Pigment) in der Haut, in den Haaren und in den Augen, und daß beide vererbbar seien. Eine Blutkrankheit, welche hauptsächlich in sumpfigen Gegenden entstände, soll die Hauptursache des Blondwerdens sein. — Den osteuropäischen Sümpfen zwischen Ostsee und Schwarzem Meer, wo die Skythen, Budinen, Thraker, Goten herstammen, habe der Albinismus seine Entstehung zu danken. Mit Hilfe jener Sumpfkrankheit seien „aus den Slaven, wie aus einer Mutterlauge, die hellen arischen Nationen herauskristallisirt". Zum Troste für die Blonden der Gegenwart bemerkt Pösche schließlich, daß sie keineswegs mehr eigentliche Blonde, sondern nur Mischlinge der alten wirklichen Blonden mit Angehörigen der gesund gebliebenen dunklen Rasse, also doch auch auf dem Wege der Besserung seien.

Jagd und Fischerei.

Oderkrebse. Die berühmten Oderkrebse waren vor einigen Jahren, wahrscheinlich infolge der Verunreinigung des Stromes durch die Abwässer von Fabriken, ausgestorben. Nun wird aus Schwedt a. d. O. mitgeteilt, daß die verschiedenen im Lauf des verflossenen Jahrs eingetroffenen Berichte über den Zustand des Krebsbrut, welche in mehreren Posten von zusammen 1600 Schock im Stromgebiet zwischen Gartz und dem Papenwasser eingesezt wurde, im allgemeinen zufriedenstellend lauteten. Jezt hat die Regierung Bericht darüber eingefordert, welcher ebenfalls günstig ausgefallen ist. Es wird in demselben gleichzeitig um die Erlaubnis nachgesucht, ein Probefischen nach Krebsen vorzunehmen, um den Zustand der Krebse nach der Ueberwinterung zu prüfen. Falls das Ergebnis gut ausfällt, ist eine Vermehrung der Krebsbrut seitens der Regierung in Aussicht genommen.

Für unsere Hausfrauen.

Mandelseife selbst zu bereiten. 1. Man schabt $^1/_2$ Kilo Seife (wenn man sie haben kann, selbst bereitete Hausseife, die frei von Soda und Aezlauge ist, oder doch solche, die der Seifensieder als solche bezeichnet) und trocknet sie. Diese Masse weicht man zwei bis drei Tage in etwas, nicht zu viel, Rosenwasser ein, tut 125 Gr. geschälte, zu ganz feinem Brei gestoßene süße Mandeln, 8 Gr. Weinsteinsalz und $^3/_4$ Liter süße, vorher abgekochte Milch hinzu. Gut untereinander gerührt, sezt man die Masse in einen irdenen Tiegel über gelindes Kohlenfeuer, kocht und rührt sie so lange, bis sie sich ziehen läßt. In einem Schachteldeckel bereitet man ein Tuch hübsch glatt, gießt die Seife hinein und läßt sie erkalten, wo man sie dann in Stücke schneidet. Soll sie wohlriechend werden, so gibt man vor dem Ausgießen etwas wohlriechendes Oel dazu.

2. Gut ausgetrocknete Hausseife schabt man fein und löst sie im Verhältnis von $^1/_2$ Kilo Seife mit $^1/_2$ Liter dicker süßer Sahne, welcher man 30 Gr. ganz fein geriebener bitterer Mandeln hinzugefügt, auf, verrührt sie recht gleichmäßig auf schwachem Feuer und schüttet sie dann in eine viereckige hölzerne Form, wozu man ein Zigarrenkästchen, in dessen Boden man einige Löcher bohrt, benuzen kann, welches man vorher mit einem feuchten Tuche belegt hat, läßt sie so einige Tage stehen, stürzt sie und schneidet sie in zum Gebrauch passende Stücke. Diese Seife ist vorzüglich für die Haut und jedenfalls der gekauften bei weitem vorzuziehen.

Kartoffeln lassen sich mehrere Jahre erhalten und zugleich am Keimen verhindern, wenn man sie in einem Korbe in siedendes Wasser taucht, so daß alle damit in Berührung kommen, dann der Sonne oder einem starken Luftzuge aussezt und auf ein trocknes Lager bringt, wo sie öfter umgewendet werden.

Früchte aller Art lassen sich vortrefflich konserviren, wenn man sie ganz, von Baumwolle umgeben, in einem Behälter von Glas oder Blech hermetisch verschließt. Will man dies Verfahren auch bei Trauben anwenden, so läßt man sie so lange wie möglich am Stocke, entfernt, wenn man sie endlich abschneidet, alle gedrückten und angefaulten Beeren mit einer Scheere und legt sie während einiger Tage in ein ungeheiztes Zimmer ehe man sie verpackt.

Der Sommer.

(Illustration S. 553.)

Sommer schreitet durch das Land,
Webt der Erde Prachtgewand.

Reift am Halm die goldnen Aehren,
Färbt der Rebe saft'gen Beeren.

In den Wäldern, auf den Wiesen
Tausend holde Blümlein grüßen.

Roter Mohn blickt aus dem Korn,
Neben blauem Rittersporn.

Ihrer Blüten süßen Düfte
Haucht die Linde in die Lüfte.

An der Blumen Kelchen nippen
Bienen mit den Honiglippen

Und der bunt bemalten Schwinge
Freuen sich die Schmetterlinge.

Kind verläßt das dumpfe Haus,
Schweift in's würz'ge Feld hinaus;

Streift durch die beblümten Auen,
Sommers Wunder anzuschauen.

Blüten, Gräser, Blatt und Moos
Rafft es in den kleinen Schoß.

Knabe will den Falter haschen
Und von Obst und Beeren naschen.

Jener aus den grünen Matten
Lenkt den Schritt in Waldes Schatten,

Dieser kühlt das heiße Blut
In des Stromes klarer Flut.

Sommerszeit, schöne Zeit,
Wirkt der Erde Wunderkleid.

St.

Charade.

Mein Erstes kommt aus ries'gem Topf,
Doch nicht, wenn es vom Aether und
Vom Meeresspiegel dir entgegen strahlt.
Auf's Zweite kommen möcht' ein jeder Tropf,
Treibt er's im Leben noch so bunt,
Und hätt' selbst garnichts er gewirkt, — womit man zahlt
Des Daseins Schuld, — auch nicht solch Zweites.
Mein Ganzes, ach, ist nicht so leicht gemalt:
Ein Weib, von Weibesanmut ein befreites,
An Lieb' und Lust verarmt das Herz und voll der Kopf
Von abgestandnem literar'schen Schund;
Der Freude Feind, zumeist aus keinem andern Grund,
Als weil's ein Weib, — doch kein gefreites.

Semper Notnagel.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 24. 1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky. 23. Fortsetzung.

25. Kapitel.

Die Griechen haben in ihrem schönen Mytos aus der Vereinigung von Amor und Psyche die Freude geboren werden lassen.

Wie dort so hatte sich auch hier mit der Verbindung Elsas und Arnolds das höchste Gesez, die wahre Einheit von Natur und Geist vollzogen, und eine gesunde Sinnlichkeit vereinte sich bei ihnen mit dem entzückenden Bewußtsein von dem Inhalt und Wert des andern.

Auch dieser Verbindung war die Freude entsprossen, die ihnen alles verschönte, die sie selbst verklärte. Ihr Blick, ihr Kuß, ihr Denken und ihr Wort atmete Freude.

So genossen sie in diesen Tagen, die sie zusammen hier verlebten, die wahre Realität des Seins und in ihren Herzen war eine solche Summe von Glück aufgespeichert, daß sie verschwenderisch damit die Zukunft schmückten. Sie lachten der Sorge und all der Feindseligkeit, die sie umgab.

Was konnte ihnen geschehen, was konnte man ihnen anhaben!

Sie hatten ja sich und das allumfassende Prinzip, Leben und Lieben war ihnen gesichert.

Sie fühlten sich gesund, stark und gerüstet, um gemeinsam in den Kampf des Lebens einzutreten. Man konnte sie trennen für kurze Zeit, sie blieben geeint für immer.

Sie sagten sich das nicht, aber sie wußten es. Der Streiter und Politiker war in Arnold in diesen Tagen nicht zu Wort gekommen, nur der leidenschaftlich Liebende, der künstlerisch Empfindende, der, somit alle Wonnen sich noch erhöhende, beseligte Mensch. Der vierte Tag ihres gemeinsamen Aufenthaltes neigte sich zu Ende.

Sie waren in dieser Zeit fast immer auf dem Berg geblieben, hoch oben am Sarstein in köstlicher Einsamkeit.

Die Nächte waren lind und lau gewesen, die Sterne funkelten in ihrem hellsten Glanze, und die Tage waren wolkenlos schön. In diesem reinen, sonnigen Aeter konnte die volle Brust frei atmen, sich ausströmen in lautem lachenden Jubel. Ihre Seligkeit war ja viel zu groß, zu weit, zu lieblich, um sie in das verschlossene Haus zu tragen und in vier Wände zu schließen.

Hier oben konnten sie sich eins fühlen mit allem Lieben und Leben in der Natur; und sie grüßten die Gräser, deren zarte Halme im Winde sich gegeneinander neigten, und sie weideten sich an der herrlichen Alpenflora, deren Blumen weite Flächen bedeckten, und durch ihr Aroma und ihre Farbenpracht ein Heer von Schmetterlingen lockten. Und sie grüßten den Sonnenstrahl, der all die bunte Pracht vergoldete, und sie lächelten dem huschenden Wolkenschatten zu, der auf Augenblicke das Licht verdrängte, um es nur desto heller wieder aufleuchten zu lassen. Und mit den Vögeln sangen und jubilirten sie in die Luft hinaus, und scherzten und kosten wie diese.

Des Abends, bald nach der Dämmerung, kamen sie dann gewöhnlich gegen den See herab, und hier erwartete sie Eva, die Lebensmittel brachte und ihren Verkehr mit Georg und Gerta vermittelte. Gerta hatte geschrieben, daß sie am Donnerstag Abend von Wien hier eintreffen werde. Eine ansehnliche Summe war flüssig gemacht worden, und sie überbrachte das Geld und die Dokumente, deren Elsa bedurfte.

Die jungen Gatten wollten noch an diesem Abend ihre Reise antreten. Sie wollten in der Schweiz eine bürgerliche Ehe eingehen, welche vor dem Gesez alle Giltigkeit hat.

Auch Valentin wurde erwartet. Gerta war beauftragt, ihm das versprochene kleine Kapital einzuhändigen; er sollte dann von seiner Eva Abschied nehmen für lange Zeit.

Arnold und Elsa befanden sich jezt in der Villa; sie hatten ihre lezten Vorbereitungen für ihre Gebirgstour zu treffen.

In dem großen Mittelzimmer waren die lang geschlossenen Fenster geöffnet worden, um der Luft und dem Licht wieder freien Zutritt zu gewähren.

Gerta sollte mit der Familie Frieder hier ihren dauernden Aufenthalt nehmen; die Villa durfte wieder als bewohnt angesehen werden. Der Abreise so nahe und durch ihr Glück in übermütige Verwegenheit versezt, war Elsa einmal auf den Balkon hinausgetreten, um nachzusehen, ob das Boot, das ihre gute alte Gerta bringen sollte, nicht schon unterwegs sei, und dies war der Moment gewesen, wo der Arbeiter Woferl sie bemerkt hatte.

Jezt war die Sonne im Begriff, hinter den Bergen hinab-

zusinken; Frau Gerta war noch nicht eingetroffen, aber sie konnte nicht länger zögern. Der Aufregung und Ungeduld Elsas gegenüber schien es indes, als zögerte sie schon zu lange. Elsa stand vor dem Spiegel, sie hielt ein weiches Filzkäppchen in der Hand, das sie in der Mädchenzeit getragen, und das sie nun hervorgesucht, weil sie es für die Reise als passend erachtete.

Arnold nahm es ihr scherzend aus der Hand und sezte es ihr auf, aber viel zu schief, wie sie lachend versicherte.

„Weil du nicht einen Augenblick ruhig hälst,“ sagte er, indem er von rückwärts den blonden Kopf an seine Brust zog; er kannte nur das eine Mittel, unter dem dieser sich stille verhielt, und er wendete es an.

Aber sie machte sich in nervöser Unruhe bald wieder von ihm los.

„Ich kann es nicht erwarten, Arnold, bis wir den See, bis wir diese Berge hinter uns haben!“

„Undankbare, waren wir nicht hier so glücklich?“

Sie sah ihm still selig in die Augen.

„Nehmen wir denn unser Glück nicht mit? Ach, ich werde jubeln, sobald die Schweizer Berge in unseren Gesichtskreis treten; wären wir nur schon dort, Liebster, hätte ich dich nur schon in Sicherheit!“

Er schüttelte den Kopf, scherzhaft verweisend. „So darf meine mutige Frau nicht sprechen.“

„O, ich bin auf alles gefaßt, Arno, und du wirst mich immer stark finden, glaube es mir.“

Sie sagte es innig, mit plözlichem Ernst. Seine Augen hafteten auf ihren Zügen, die ihr mutiger Ausdruck noch verschönte, mit einem Blick unendlicher Weichheit, unendlicher Zärtlichkeit.

Ahnte er, daß sein Weib dieses Mutes gar sehr bedürfen würde? Wie ein leiser Schmerz durchbebte es ihn, aber es ging vorüber; er gehörte wieder ganz der Gegenwart, der unmittelbaren, mit ihren Wonnen, mit ihrer das ganze Sein ihm erfüllenden Seligkeit. Und es war in ihm ein Schwelgen, ein Sichversenken in Glück, ein Sichdaransättigen, das ihm jede Fiber durchdrang. In all ihrer Schöne und Geistigkeit vermochte er die Geliebte zu erfassen, und er hatte ihr wahres Wesen in seinen Augen, in seinen Händen, und er konnte die einen und die andern, so schien es, nicht mehr von sich lassen.

Als sie sich jezt wendete und nach einer Handtasche langte, die an einem Riemen hing, folgte er jeder ihrer Bewegungen und er legte jezt selbst den Riemen ihr über Schulter und Brust, mit aller Sorgfalt darauf achtend, daß er sie nicht drücke.

Sie duldete es ein wenig verschämt, in keuscher Haltung.

„Soll ich den Plaid über den Arm werfen?“ fragte sie dann.

„Bewahre, dergleichen hindert, das können wir nicht brauchen.“

„Wenn es aber des Nachts kühl wird?“

„Kühl, in meinen Armen?“

„Und wenn es regnet?“ entgegnete sie in schelmischer Opposition.

„Dann will ich dich schon hüllen; du mußt die Arme frei behalten.“

„Warum?“

„Weißt du es nicht?“

Aber sie wußte es, und sie flog ihm an den Hals und umschlang ihn mit beiden Armen.

In die selige Stille, die nun folgte, drang von außen das Geräusch von Ruderschlägen. Beide fuhren in die Höhe.

„Sie sind's, sie kommen!“ Es war ein Ruf der Freude, der Befriedigung, und Elsa, voll rascher Lebendigkeit, sprang gegen den Balkon hinaus, um nachzusehen.

In der Tat, ein Boot kam von Amsee herüber; es war dem Ufer schon ziemlich nahe. Sie erkannte Gerta und Eva und den kleinen Sepp, der das Ruder führte.

„Willkommen, willkommen!“ rief sie laut, und jubelnd winkte sie ihnen zu, mit beiden Armen. Auch die im Boot befindlichen grüßten gegen sie herauf.

In demselben Augenblick näherten sich, von der anderen Seite des Sees kommend, eine Anzahl Kähne. Sie hatten sich dicht am Ufer gehalten, die Einbuchtung verbarg sie noch, aber der mehrfache Schlag ihrer Ruder wurde vernehmbar. Elsa hörte es nicht. Ganz Eilfertigkeit, ganz Freude, war sie in das Gemach zurückgetreten und rief nun Arnold zu, sich zu beeilen.

„Komm,“ rief sie, „komm, laß uns keinen Augenblick mehr zögern, wir fahren gleich hinüber.“ Sie nahm ihn bei der Hand, sie riß ihn mit sich fort. Sie eilten über die Stiege und traten aus der Tür des Hauses. Sich an den Händen haltend, liefen sie über den Wiesengrund dem Ufer entgegen.

Ein wirres und wildes Durcheinanderrufen mehrerer Männerstimmen traf ihr Ohr. Ueberrascht blieben sie stehen, fast versteinert, aber da sahen sie auch schon die Kähne heranschießen, mit den darauf befindlichen Leuten, die jezt auch ihrerseits die beiden erblickt hatten. Sie brachen in ein lautes tobendes Halloh aus, in einen Ruf, so wild und bestialisch gleich dem, mit dem man den Fuchs aufstört, dem man nachsezt und der nun umstellt ist, und gleichsam herausgefordert wird zum Widerstand, um so die Lust seiner Verfolger zu erhöhen und ihre gemeine Feigheit zu maskiren.

Und all die Männer schrieen in lauten und zornig rauhen Tönen durcheinander, kamen auch mit einander in Streit, weil sie alle gleichzeitig anlegen wollten, weil jeder der erste sein wollte, ans Land zu kommen.

„Geh ins Haus zurück, Elsa,“ gebot Arnold, sein Weib mit zärtlicher Gewalt von sich drängend, „schließ dich dort ein; ich will erfahren, was diese Leute wollen, aber du hinderst mich in der Bewegung.“

Sie aber warf sich an seinen Hals.

„Laß mich bei dir,“ flüsterte sie in bebender Bitte. Mehrere Bauern und Arbeiter mit roten erhizten Gesichtern, mit Stöcken bewaffnet, waren aus den Boten gesprungen, in drohender Haltung stürzten sie herbei, aber da sprang mit einem Saz ihnen allen voran Pater Cölestin.

Seine Augen starrten wild, sein Gesicht war wie im Wahnsinn verzerrt.

Er hatte das Schreckliche mit angesehen; das Weib, das er mit der glühendsten Sinnlichkeit liebte, in den Armen eines andern Mannes getroffen, die mit Gattenzärtlichkeit schüzend sich um ihren Leib legten. Alle Qual, die ein Menschenherz grimmig anfällt, alle Martern der Seele brachte ihm dieser Anblick. Er bedeutete Vernichtung für sich selbst, Vernichtung auch für diese anderen.

Ein Schrei entringt sich seiner Brust, als wäre sein Herz geborsten, dann wühlen die bleichen zitternden Hände die Waffe hervor, die er dort geborgen hat.

Die Männer kommen an ihm vorbei, in tobendem Ungestüm, die Stöcke geschwungen stellen sie sich dem Einzelnen entgegen, der in Notwehr sich befindend, den Lauf einer Pistole ihnen entgegen hält.

Aber Cölestin stößt die Andrängenden zurück, und wieder ist er der erste, und Aug in Aug steht er jezt dem Gehaßten gegenüber, und — ihr. . . .

Da — ein donnerndes Rollen, ein Druck und Fall, eine Erschütterung, die sich momentan ihren Nerven mitteilt, mit elektrischem Stoß sie durchfährt und ihre Körper wirft. Ein dumpfes Getöse poltert nach, Grauen erweckend, unbegreiflich.

Ein Schrei entringt sich all diesen Kehlen, dann stehen sie, die leichenfahlen Gesichter dem See entgegengewendet, wie eingewurzelt, regungslos und jede Brust ermangelte des Atems.

Hier war ein Schreckliches geschehen, ein Etwas, das mit ihrer Erfahrung nicht zusammenstimmt, das Echo war verklungen, man hörte nichts mehr. Aber eine schwarzgraue Staubwolke schwebte einem dichten Schleier gleich über den See herüber. Sie führte einen eigentümlichen Geruch mit sich, wie von zerriebenem Gestein.

„Der Berg — der Berg —“ kam es jezt tonlos, in gequetschten unartikulirten Lauten von den zitternden Lippen der Männer. Ihre Augen starren nach dem jenseitigen Ufer, ihre Arme breiten sich aus, als wollten ihre Sinne den Raum über-

brückend, hinüber reichen, um zu schauen, zu fühlen und helfend einzugreifen.

„Das trifft die Lahn,“ hatte Arnold gerufen.

„Die Lahn, die Lahn!“ tönte es ihm nach und, als hätte das Wort ihre Glieder gelöst, liefen die Männer einander stoßend und drängend, regellos in wirrem Durcheinander dem Ufer zu.

„Das ist beim Schieferbruch,“ stammelte Cölestin, dem die Pistole entsunken war, und der, wie aus einer Betäubung erwachend, nun gleichfalls den Kähnen entgegenstürzte.

„Gott erbarme sich ihrer!“ betete laut der Pfarrer und Pater Franziskus, die beide noch in den Kähnen geblieben waren und nun flehend die Hände zum Himmel hoben.

In dem Augenblick landete der Kahn, der von Amsee herüber gekommen war.

Der Wind, der sich erhoben, hatte ihn daher getrieben, und Sepp hatte endlich die Kraft gefunden, ihn gegen die Landungsstelle zu lenken.

Die Weiber saßen stumm und händeringend darin, jetzt erhoben sie sich wankend und leichenblaß bis in die Lippen.

Alles streckte ihnen die Hände entgegen, auch Arnold, sein Weib am Arme, kam herzu, um Gerta in Empfang zu nehmen.

„Helft, rettet!“ rief Eva, die zuerst die Sprache wiedergefunden, „der Berg — habt ihrs gesehen — abgestürzt — eine große, große Masse — gegen die Lahn — mein Vater!“ Sie fiel halb ohnmächtig Elsa in die Arme.

„Gegen die Lahn — verschüttet, verschüttet — die Armen — mein Gott, mein Gott!“ So schrieen und jammerten in verzweiflungsvollen Tönen und händeringend alle durcheinander.

„Wir müssen hinüber! rief Cölestin jetzt mit Mannesstimme.

„Sofort,“ bestätigte Arnold, eben so kräftig, „und was Menschen vermögen, das soll geschehen.“

„Das soll geschehen, ja, ja, wir bringen ihnen Hilfe,“ riefen alle gleichzeitig, und die Männer sprangen in die Kähne, und voll Hast, in peinigend bebendem Mitgefühl suchten ihre zitternden Hände sie loszumachen, während andere die Ruderstangen erfaßten.

Keiner von ihnen, kein einziger gedachte mehr der Veranlassung, die sie hierhergeführt, und Elsa und Arnold erinnerten sich nicht mehr der Gefahr, in der sie soeben noch geschwebt hatten. Hinweggetilgt war jeder persönliche Groll und jede Empfindung von Gehässigkeit vor diesem großen Unglück, das ihre Mitmenschen getroffen, vor diesem allgemeinen Leid, das ihr Mitgefühl bis auf den Grund des Herzens erregte.

Ein Sinn und ein Gedanke beherrschte sie, ein Gefühl erregte ihre Nerven und zwang sie zu gemeinsamem Handeln.

Hier offenbarte sich wieder der Urinstinkt der Menschheit, das natürliche Gesez, das als Bewußtsein der Gattung auftritt.

Und dieses große soziale Gefühl der Zusammengehörigkeit aller, der Solidarität, trat auch hier, diesem allgemeinen Schmerz gegenüber, in sein erhaltendes, erhebendes und ewiges Recht.

„Nur schnell, schnell; vorwärts, vorwärts!“ erscholl es in ungeduldigstem Drängen rundum, in fiebernder Eilfertigkeit.

Arnold hatte sein Weib an sich gedrückt, es geküßt und war dann mit den anderen gegangen. Es galt kein Besinnen, kein Bedenken. —

Man hatte sich in den Kähnen verteilt; Arnold und Cölestin waren in dasselbe Fahrzeug gesprungen, und die Hände des jungen Priesters, die soeben noch in mörderischer Absicht sich gegen den erhoben, der ihm sein Glück für immer geraubt, begegneten jezt den seinen beim Abstoßen des Kahns, ohne zurückzuschaudern.

Die Frauen standen am Ufer.

„Nimm mich mit, Arnold,“ flehte Elsa mit gefalteten Händen.

Auch Eva bat sie mitzunehmen.

Man antwortete ihnen nicht, die Männer arbeiteten mit aller Kraft um vorwärts zu kommen und von den starken Armen getrieben schwammen die Boote in den See hinaus, dem Orte entgegen, dem sie Hilfe bringen wollten.

Die alte Gerta hatte Eva, die in lautes Weinen ausbrach, beschwichtigend an sich gezogen und führte sie ins Haus, Sepp, der die Taschen und einen Handkoffer aufgeladen, folgte ihnen dahin.

Elsa blieb unbeweglich am Ufer und sah den Booten nach, die immer kleiner erschienen und dem bedrohten Orte immer näher kamen. Ihr Herz war schwer zum Zerspringen, ihre Lippen zuckten und große heiße Tränen liefen die blassen Wangen hinab.

Warum hatte er sie nicht mitgenommen, wie hatte er sie nur von sich weisen können! Erscheint denn die Frau auch dem Manne, der sie liebt, als eine Ueberflüssige, wo es gilt mutig zu sein und tatbereit? Haben wir nicht auch Arme, zu helfen, zu retten und anderen beizustehen? Ist nicht in unserem Herzen ein Born von Liebe? Ihr dünkt, als erstünden ihr Riesenkräfte, als könne sie alles tun und wagen, sobald sie nur wieder an seiner Seite stünde, als gäbe es da für sie nicht Tod und Verderben. Aber hier in Untätigkeit und Qual verharren, in der furchtbaren, verzehrenden Angst um den Geliebten —! — O, wenn sie es doch wüßten, die Männer, zu was sie uns verdammen in ihrer zärtlichen Sorge um uns — es ist schlimmer als Tod, denn es ist verlängerte, sich fortspinnende Todesqual!

Die Boote waren gelandet — sie sieht sie nicht mehr. Ihr Geliebter war dort, wo ihm in jedem Augenblick Verderben drohte — sie konnte nicht hier bleiben, es war unmöglich. Sie konnte nicht leben ohne ihn, sie wollte es nicht. Aber sie hatten alle Fahrzeuge mitgenommen, auch das von Eva. Da erinnerte sie sich des Bootes, das sie vor vier Tagen hierher gebracht, es mußte sich noch in der Schiffshütte befinden.

Sie eilte dahin, sie fand es und machte es los. Sich keinen Augenblick besinnend, brachte sie es heraus, trieb es vorwärts, und mit kräftigen Ruderschlägen den See schräg durchschiffend, nahm sie die Richtung der Lahn entgegen.

Das Landen wurde ihr nicht leicht.

Der gewöhnliche Landungsplaz war überfüllt mit Kähnen, sie mußte versuchen seitwärts anzulegen. Hier aber schoß der Waldbach mit rasender Gewalt zwischen den engen Dämmen in den See hinaus. Durch die lezten Regengüsse hoch angeschwollen, kam sein Niveau fast dem des Dammes gleich, und in seinem tosend jähen Fall führte er Steine mit sich, die er vor sich her schleuderte und weit hinaus in den See.

Der Wirbel, der hierdurch im Wasser erzeugt ward, drehte ihr das Schiff immer wieder herum. Ihrer Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit gelang es endlich doch, dasselbe hinüber zu bringen, und sie landete links vom Waldbach.

Sie lief den Strand hinauf und sah sich um. Nichts Ungewöhnliches zeigte sich hier ihrem Blick.

Hübsch und friedlich, wie immer, lag die kleine Ortschaft, eingebettet zwischen den hohen Wänden des Salz- und Plattenberges, der erstere von dem hohen Blassen noch überragt. Aber Elsas Augen wandten sich zagend dem Plattenberg zu, der ihr zur Linken sich erhob, und forschend suchte sie hier die Abbruchsstelle. Sie war im Schatten und nichts davon zu merken. Der Berg zeigte die gewöhnliche Form, und er sah so fest und unzerstörbar aus in seiner kompakten Masse und Gewaltigkeit.

Die Sonne war hinter dem Salzberg längst hinabgesunken, aber jezt leuchtete die Kuppe des Plattenberges und die ganze Kette der sich daran schließenden Bergesgipfel plözlich auf in einem zarten Rot. Und immer höher und intensiver wurde das Glühen; ein überaus schöner und erhebender Anblick, ganz geeignet, Frieden und Beruhigung zu bringen in ein verstörtes Gemüt.

Elsa atmete auf.

Es konnte doch nur ein kleines Stück des Berges sich ababgelöst haben, das Abrutschungsgebiet war begrenzt, und wenn auch einige Hütten zerstört worden, Menschenleben waren vielleicht nicht zu beklagen.

Sie lief weiter ins Tal hinein.

Aber da kamen ihr auch schon Weiber und Kinder entgegen; sie rannten hierhin und dorthin, planlos und ohne Besinnung

wie es schien. Händeringend kam hier ein altes Mütterchen aus dem Hause, und nachdem sie nach dem Berge gesehen, lief sie in eine andere Hütte wieder hinein.

Je weiter Elsa kam, um so deutlicher zeigte sich ihr die allgemeine Bestürzung und Verwirrung. Schreiend riefen die Leute einander Befehle zu, erteilten Aufträge und Warnungen, die nicht gehört wurden, dazu die heulenden Kinder und blökenden Heerden, die, ebenfalls erschreckt, sich nicht zusammenhalten ließen und dem See entgegenjagten.

Mütter setzten ihre Kleinen auf den Boden und stürzten noch einmal zurück, ein Stück Bettzeug zu holen oder ein altes Möbel, das sie nur mühsam zu schleppen vermochten, und das sie nun nebst dem Kinde sich aufzuladen versuchten.

„Laßt das Zeug zurück," rief ihnen Elsa zu, „flüchtet mit den Kindern, bringt sie zuerst in Sicherheit, sie taugen hier nichts."

Sie selbst lief immer vorwärts, und als sie jezt hinter einer Gruppe von Häuschen und Gebüschen hervortrat, hatte sie den freien Ausblick in das Tal und vermochte das Absturzgebiet vollständig zu übersehen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben fremder Völker.

Etnographische Skizze von **Ewald Paul.**

Wir leben in einer Zeit, die es sich angelegen sein läßt, das Nahe mit dem Entfernten zu verbinden und das Unbekannte bekannt zu machen. Was uns früher fern lag, ist uns heute nahe gerückt, was man nicht kennt, sucht man mit größter Ausdauer zu erforschen. Schon ist es dahin gekommen, daß eine Reise um die Welt, die früher als ein bewunderswertes, großartiges Unternehmen galt, heute als Vergnügungstour betrachtet wird und von jedem, der den Drang dazu fühlt und die nötigen Mittel besizt, unternommen werden kann. Afrika, Asien und Amerika erreicht man in wenigen Tagen und auch die ferner liegenden Punkte unserer Erde werden uns durch die großartigen Fortschritte, die der Menschengeist Tag für Tag, ja Stunde für Stunde aller Orten macht, immer näher gerückt. Eine große Schaar wackerer Männer hat sich die Aufgabe gestellt, die uns noch fremden Länder zu erforschen und schickt von allen Seiten ihre einzelnen Glieder hinein in die unbekannten Gegenden, unter unbekannte Völker. Jeder derselben sucht das Seinige zu dem Aufbau eines großen Gebäudes der Länder- und Völkerkunde beizutragen, und so mag es denn eines Tages kommen, daß wir mit Bewunderung vor dem vollendeten Riesenbau stehen. Auch die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit der Kunde, die uns über fremde Völker zusammengetragen ist — sie bietet nichts Vollständiges, aber sie bricht einige besonders der Beachtung werte Steine aus dem bis jezt zusammengefügten Bau heraus — oder mit anderen Worten: sie sammelt einige der interessantesten Tatsachen aus dem Leben fremder Völker und stellt sie dem Leser vor, so sein Interesse fesselnd und ihn zur weiteren Beobachtung des Aufbaues, zur Nachforschung auf diesem Gebiete anregend. Ich will also etwas aus dem Völkerleben erzählen und greife des Reizes halber in die entferntesten Gegenden, Gutes und Böses auf meiner Suche aufstöbernd, vor allem aber mit dem Geistesleben beginnend. Die Fähigkeiten der Neger und Indianer auf diesem Gebiete sind bekannt, freilich auch ihre Schwächen. Von den Arawaks in Südamerika erzählt Hillhouse: Wo ein Europäer überhaupt keine Spur entdecken kann, da vermag ein Indianer die Fußtritte einer beliebigen Zahl von Negern nachzuweisen und genau den Tag anzugeben, an dem sie vorüber gingen. Die auf den Philippinen lebenden Tagalen vermögen durch Beriechen der Taschentücher zu erkennen, wem dieselben angehören. Verliebte tauschen daher beim Abschied Wäschestücke aus, um daran während der Dauer der Trennung den Geruch des geliebten Wesens einzuschlürfen. Gering ist dagegen das Urteilsvermögen der Naturmenschen. Bates schreibt z. B. über den brasilianischen Indianer: „Ich glaube, er denkt an nichts anderes als an Dinge, die unmittelbar seine täglichen Bedürfnisse betreffen." Ausnahmen trifft man freilich auch, aber diese sind unbedeutend und kommen fast nur bei den sogenannten zivilisirten Wilden vor. Was aber diese Zivilisation zumeist bedeutet, geht zur genüge aus dem folgenden Gespräch hervor, das der Engländer J. Smith mit dem „zivilisirten" Negerkönig Peppel führte. Smith erzählte: „Ich nahm jede Gelegenheit wahr, mit ihm über Gott und Religion zu sprechen. Eines Tages sagte ich auch zum Häuptling: Was habt Ihr getan, König Peppel? — ‚Dasselbe wie Ihr; ich danke Gott.' — Für was? — ‚Für alles Gute, das Gott mir sendet.' — Habt Ihr Gott schon gesehen? — ‚Sch! Nein! Ein Mensch, der Gott sieht, muß sogleich sterben.' — Werdet Ihr Gott sehen, wenn Ihr sterbt, König Peppel? — ‚Das weiß ich nicht. Wie kann ich das wissen? Denke gar nicht daran und will auch über diesen Gegenstand gar nichts mehr hören.' — Weshalb denn nicht? — ‚Das geht Euch nichts an, und Ihr habt auch nicht darnach zu fragen, denn Ihr seid hierher gekommen, um Handel zu treiben.' Peppel wird jezt immer aufgeregter, denn Smith hat vom Tode gesprochen und das ist seine schwache Seite. Endlich geberdete er sich heftig, sein Antliz zeugte von wildem Grimm, und er fuhr dann mit den Worten heraus: ‚Wenn ich Gott hier hätte, so würde ich ihn auf der Stelle totschlagen.' — Ihr möchtet Gott totschlagen, König Peppel? Ihr schwazt wie ein Verrückter, Ihr könnt Gott nicht totschlagen. Aber angenommen, Ihr könntet ihn umbringen, dann würde ja alles gleich aufhören, denn er ist ja der Geist, welcher das Weltall zusammenhält. Er kann aber Euch töten. — ‚Ich weiß, daß ich ihn nicht totschlagen kann, aber wenn ich ihn totschlagen könnte, so würde ich das tun.' — Wo lebt Gott? — ‚Dort oben' (er zeigt auf den Himmel). — Aber weshalb möchtet Ihr ihn denn totschlagen? — ‚Weil er die Menschen sterben läßt.' — Aber, mein guter Freund, Ihr möchtet doch nicht ewig leben? — ‚Ja, ich möchte immer leben.' — Aber nach und nach werdet Ihr alt und schwach, wie jener Mann dort. (In der Nähe stand ein blinder, abgemagerter Mensch.) Ihr werdet lahm und taub werden wie dieser, und blind obendrein, und habt kein Vergnügen mehr auf der Welt. Wäre es nicht besser, Ihr stürbet vorher und machtet Eurem Sohn Plaz, wie Euer Vater Euch Plaz gemacht hat? — ‚Nein, das will ich nicht, ich will bleiben, wie ich bin!' — Aber bedenkt doch; wenn Ihr nun nach dem Tode an einen Ort kämet, wo es schön und herrlich ist und — König Peppel fiel mir ins Wort: ‚Davon weiß ich nichts, das kenne ich nicht; ich weiß, daß ich jezt lebe, ich habe sehr viele Frauen, viele Nigger (Sklaven) und Kähne; ich bin König und viele Schiffe kommen in mein Land. Weiter weiß ich nichts; aber am Leben bleiben will ich.'" — So, das war König Peppels Antwort und weiter wollte er nichts mehr hören. Die meisten Naturmenschen vermögen gar nicht einmal eine so lange, noch dazu Denkanstrengung fordernde Unterhaltung zu führen. Sie werden, wenn man sie auszufragen sucht, bald ungeduldig, klagen über Kopfschmerzen und zeigen völlige Unfähigkeit, gründlich nachzudenken. Interessant ist es auch, was uns der englische Antropologe Galton über die Damara-Neger mitteilt. „Sie sind in großer Verlegenheit, sobald sie (beim Zählen) über fünf kommen, weil ihnen keine andere Hand übrig bleibt, um die Finger zu erfassen und festzuhalten, die zum Zählen der Einer nötig sind. Trozdem verlieren sie selten einen ihrer Ochsen; es ist aber nicht die Verminderung der Zahl ihrer Heerde, wodurch sie den Verlust eines Stückes entdecken, sondern die Abwesenheit eines ihnen bekannten Gesichts. Wenn man mit

Der heimkehrende Soldat.

ihnen handelt, so muß für jedes Schaf besonders bezahlt werden. Nehmen wir z. B. an, zwei Tabaksrollen seien der Tauschwert für ein Schaf, so würde es einen Damara jämmerlich verwirren, wenn man ihm zwei Schafe nehmen und ihm dafür vier Rollen geben würde." Ein Vorfall, der vor nicht langer Zeit passirte, und für die Denk- und Handlungsweise der Naturmenschen karakteristisch ist, soll hier plaz finden. Ein nach Südafrika ausgewanderter deutscher Arzt hatte seine alten Ulanenuniformen mit hinübergenommen, um sie zur Bekleidung seiner Diener zu verwenden. Ein schwarzer Barolong, der als Kutscher in den Dienst jenes Arztes getreten war, erhielt eine prächtige Ulanka als Galauniform, die ihm nicht wenig Freude bereitete. Plözlich verschwindet der brave Barolong mit seiner Uniform, aber ohne Mitnahme seines restirenden Lohnes von etwa achtzig Mark. Die Sache schien unerklärlich, bis endlich ein aus dem Innern kommender Händler Licht hineinbrachte. Der Barolong hatte eines Tages von seinem Herrn einige Ohrfeigen hinnehmen müssen und die Drohung, daß er bei weiteren schlechten Streichen aus dem Dienst entlassen werden würde. Aus Furcht, daß die Drohung sich bewahrheiten und sein Herr ihm dann die schöne Uniform abnehmen möchte, war er lieber gleich so durchgegangen, freilich zu seinem Unglück, denn als er in voller Pracht in sein Heimatsdorf einzog, teilte man allgemein seinen Geschmack und der Häuptling bat sich sogar die Ulanka zum Geschenk aus, was ihm natürlich nicht gewährt wurde. Da wußte sich denn der Herrscher jenes Stammes in seinem Trachten nach dem bunten Rock nicht anders zu helfen als dadurch, daß er den Ausreißer totschlug und ihm so den umworbenen Gegenstand mit Gewalt abnahm. Außerordentlich mächtig ist bei den Naturmenschen das Freiheitsgefühl vorhanden. Peschel gibt in seiner Völkerkunde u. a. darüber folgendes Beispiel:

„Ein junger Botokudenknabe wurde von einer brasilianischen Familie in Bahia erzogen; er besuchte die Gymnasien, die Universität, erwarb sich das Doktordiplom und praktizirte eine zeitlang als Arzt in Bahia. Eines Tages verschwand er, und nach Jahren erhielten seine Pflegeeltern die sichere Kunde, daß er Kleider und Erziehung abgestreift habe und nackt mit seiner Horde in den Wäldern umherstreife." Wir sehen also, daß der Freiheitstrieb allen Völkern, selbst den am tiefsten stehenden, innewohnt und nur wenige machen eine Ausnahme, unter ihnen die schon erwähnten Damaras, welche die Sklaverei vorziehen. Ein den meisten Wilden anhaftendes Merkmal ist ihre Trägheit. Ein Fulbekönig, dem der Franzose Lambert Vorwürfe wegen Zögerns in der Ausführung seiner Versprechens machte, sagte darauf: „Ich schäme mich, daß ich dich so lange zurückgehalten habe und weiß wohl, daß Euer Gouverneur gegen meine Untertanen ganz anders verfahren würde. Aber wir gehen nun einmal ganz anders zu Werke; bei uns geschieht alles langsam."

Derselbe Forscher erzählt uns auch ein Histörchen von der Naivität der Schwarzen, das höchst ergözlich ist. Er war nämlich während seiner Krankheit von der jüngsten Frau des Herrschers, den er besucht hatte, gepflegt worden und frug nun, ob er ihr irgendwie danken könnte, worauf ihm dieselbe erwiderte, daß ihr, der Frau eines Herrschers, der über ein paar Millionen Seelen gebietet, nichts so angenehm sein würde, als — ein Paar Schuhe. Zufällig hatte Lambert den Gegenstand ihres Wunsches und übersandte ihr solchen, aber siehe da, das Geschenk hatte weitere Folgen, denn die drei anderen Frauen des Almamy wollten ebenfalls dergleichen schöne Fußbekleidung haben und intriguirten so lange, bis ihnen unser Gewährsmann ganz ernsthaft Maß nahm und versprach, die Schuhe zuhause anfertigen zu lassen. Ja selbst der Herrscher fing sich in Fallstricken und gab Lambert zu verstehen, wie sehr ihm blanke Lederstiefel gefielen.

Was das Essen der wilden Menschen angeht, so finden wir da alles Mögliche und Unmögliche. Man ißt in China als Delikatesse Froschlaich, Vogelnester und faule Eier, in Grönland Seehundfleisch, Renntierfleisch und Walfischschwanz, alles verfault. Die Araber genießen mit Vorliebe Fett und viele unter ihnen schlürfen jeden Morgen vor dem Frühstück einen Napf voll geschmolzener Butter durch Mund und Nase ein. In Afrika ißt man allerlei Fleisch, so das von Schlangen, Eidechsen, Würmern und schließlich auch Menschen, ja sogar auch Erde. Viele suchen sich das Ungeziefer aus den Haaren und verzehren es als Leckerbissen. An vielen Orten Afrikas fehlt es freilich oft am Allernötigsten, z. B. am Salz, das als Leckerei betrachtet wird. Will man sagen, daß jemand vermögend sei, so sagt man: „Er ißt Salz zur Mahlzeit."

Auch der Kleidung und des Schmuckes soll hier Erwähnung getan werden. Zwar ist erstere oft recht mangelhaft und laufen viele ganz nackt, ja selbst in dem Europa so nahe gelegenen Nordafrika, z. B. in Egypten, tragen die Erwachsenen selten mehr als ein langes Hemd, während die Kinder oft ganz nackt herumlaufen, dennoch soll auch die geringe Deckung oder Schmückung, deren sich die Naturmenschen für ihren Körper bedienen, inbetracht gezogen werden. Die primitivste Kleidung ist der aus Blättern, Federn und Fellen gebildete Lendenschurz der Afrikaner, ebenso der bei den meisten Naturmenschen vorhandene Kopfpuz aus Federn. Ein Fortschritt auf dem Bekleidungsgebiete ist dann das Tragen des Felles irgend eines erlegten Tieres und schließlich das Tragen von Beinkleidern, welche Sitte sich von Europa aus auch nach Nordafrika und Asien verbreitet hat. Inbezug auf Verschönerung ihres Körpers haben die Wilden höchst sonderbare Ansichten. Die einen halten das gräßliche Beschmieren des Gesichtes für schön, die anderen das Spizschlagen der vorderen Zähne — was obendrein den Vorteil gewährt, daß man seinem Gegner beim Ringen besser in den Arm beißen kann — und wieder andere begnügen sich mit einem roten Klecks auf der Nasenspize, diesen als die vortrefflichste Verzierung betrachtend. Viele sind grausamer und durchbohren sich Nase, Lippen und Ohren, um verschiedene Zierraten, so Stäbe und Platten hineinzubringen. Von den Bewohnern der Marshallinseln erzählt Chamisso, daß sie sich das Ohrläppchen über den Kopf zu ziehen vermochten, eine Folge des von früh auf getragenen schweren Behanges. Daß die Ohrläppchen auf die Schulter herabhängen, findet man bei vielen Naturvölkern. Auf den Philippinen hat man sie derart durchbohrt und gezogen, daß ein Arm hindurchgesteckt werden kann. Viele mißhandeln ihre Nase durch Verlängern und Schmaldrücken derselben, andere drücken sie platt, da sie eine lange Nase als entstellend ansehen. In Afrika ist bei den Weibern das Durchbohren der Lippen sehr im Gange. Von frühester Jugend an erweitert man die Lippen, bis man talergroße Platten aus Kupfer, Horn u. dergl. hineinzuzwängen vermag und so entsteht ein Lippenpaar, das einem Entenschnabel sehr ähnlich sieht, namentlich wenn die Frauen zu sprechen anfangen und so die schwer behängten Lippen zusammenklappen. Recht eigentümlich ist das Verhältnis zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern, die bei Naturvölkern meist auf sehr gespanntem Fuße leben, also ungefähr wie bei uns. Bei etlichen Stämmen Südafrikas darf die Frau ihren Schwiegervater nicht ansehen oder seinen Namen aussprechen. Ebenso meidet auch der Mann seine Schwiegermutter. Vielfach sucht er sich einen anderen Wohnort, nur um seiner Schwiegermutter nicht in den Weg zu kommen.

Auch in Amerika und Australien ist das Verhältnis ein ähnliches. Aus Australien berichtet z. B. Stanbridge: „Die Schwiegermutter erlaubt unter keinen Umständen, daß ihr Schwiegersohn sie ansieht; ist er in der Nähe, so versteckt sie sich, und bei ihren Ausgängen macht sie große Umwege, wenn sie weiß, daß er ihr begegnen könnte; auch bedeckt sie sich sorgfältig mit ihrem Mantel." Interessant ist die Art, in der man sich bei den Wilden begrüßt. Puchta erzählt von seiner Reise in Innerafrika, daß ihm ein Häuptling der Niambara ins Gesicht spie — und das galt als hohe Auszeichnung. In Hinterindien hat man die kriechendste, phrasenhafteste Begrüßungsart. Da nennt man sich einem zu Begrüßenden gegenüber „das Stäubchen auf der Fußsohle des heiligen Herrn der Barmherzigkeit," „ich, das Härchen," „ich, die kleine Bestie" und solch' Unsinn mehr. Manche Südseeinsulaner legen bei der Begrüßung eines Höhergestellten Schmuck und Kleidung ab. Wie

man auf den Tongainseln seine Ehrerbietung beweist, beschreibt Cook folgendermaßen: Kam ein Untertan, seine Huldigung darzubringen, so hielt der Häuptling seinen Fuß empor wie ein Pferd, und der Untertan berührte die Sohlen mit seinen Fingern, wodurch er sich gleichsam unter die Fußsohle seines Gebieters stellte. Jedermann schien das Recht zu haben, auf diese Art seine Ehrerbietung zu beweisen, und zwar, so oft es ihm gefiel. Das hatte zurfolge, daß die Häuptlinge förmlich müde wurden, ihre Füße zur Berührung empor zu halten, und schon beim bloßen Anblick eines loyalen Untertanen Reißaus nahmen." Uebrigens sind auch die Araber und Türken sehr höfliche und ehrerbietige Leute, denen eine große Zahl von Begrüßungsformeln zur Verfügung steht. Oft hörte ich in egyptischen Bazars den Bewillkommungsgruß Saláhm il Allah oder Nahardac saïd („Gott zum Gruß" oder „Gesegnet sei dein Tag") u. dergl. und beim Abschied des Käufers sarána el jiht (Deine Rückkehr ist erquickender Regen).

Auch ich will jezt Abschied nehmen von den freundlichen Lesern und werde mich freuen, wenn es darunter einige leichter belehrender Unterhaltung besonders Geneigte gibt, welche mein Wiedererscheinen auch als „erquickenden Regen" betrachten möchten.

Die Umgestaltung des Menschengeschlechts, insbesondere durch Krankheitsprozesse.

Von E. Klebs in Zürich.

(Aus: „Nord und Süd", 1884, Februarheft.)

Der Reiz, welchen die Betrachtung der Naturvorgänge auf den denkenden Menschen ausübt und der in der neueren Zeit zu vielseitiger Teilnahme der Gebildeten auch außerhalb der Kreise der Naturforscher geführt hat, beruht natürlich auf sehr verschiedenen Gründen. Einmal hat man der höheren Geistes- und Gemütsbildung einen wesentlichen Anteil an dieser hervorstechenden Eigenschaft modernen Lebens zuschreiben wollen, allein es hat große Zeitperioden höchster geistiger Kultur gegeben, in denen der Mensch teilnamlos denjenigen Naturerscheinungen gegenüberstand, welche jezt jedermann bewundert. So ist es ja bekannt, daß unsere Alpen bis auf die Zeit Albrecht von Hallers eher ein Gegenstand des Schreckens waren, während sie jezt der Wallfahrtsort aller mit Glücksgütern Gesegneten und die stille Sehnsucht Derer sind, welche das Schicksal in dieser Beziehung weniger begünstigte.

Wir wollen hier nicht die verschiedenen Motive darlegen, welche diese sommerliche Völkerwanderung veranlassen; es sind ihrer so zahlreiche, wie Sand am Meer, und würden wir jeden einzelnen dieser Wanderer befragen und seine Absichten und Gründe mikroskopisch untersuchen können, so erschauten wir wohl eine verwirrende Fülle einzelner Motive. Eines aber dürfte bei den meisten derselben vorhanden und in mehr oder minderem Grade maßgebend sein, das gesteigerte Interesse an den Naturvorgängen durch die tiefere Naturerkenntnis. Diese, eine Frucht der modernen Naturforschung, belebte die Natur und brachte sie unserem Verständnis näher, indem sie das Werden der Naturdinge und den Zusammenhang der Naturvorgänge klarlegte. Indem der sinnende Geist des Menschen allüberall den Spuren der wunderbarsten Ordnung und Gesezmäßigkeit in der Natur begegnet, erhebt und vertieft ihre durch die Wissenschaft geläuterte Betrachtung das Gemüt, glättet dem Bekümmerten die Stirn und senkt auch in verderbte und schuldbeladene Seelen einen Strahl des Trostes.

So hat die moderne Naturforschung für Tausende und Abertausende das Gleiche geleistet, was die Glaubenslehre, die Religion, sich zur Aufgabe gesezt. Es ist eine völlig unwahre Behauptung, eine Erfindung übereifriger Glaubensstreiter, daß die Naturforschung eine Feindin der Religion sei; im Gegenteil sicherte sie die Grundlage der lezteren, indem sie das unumstößliche, gesezliche Walten der Naturkräfte kennen lehrte, dem blinden Zufall jede Einwirkung auf Erscheinungen und Ereignisse absprach und die Unvergänglichkeit jeder Leistung dartat.

Mögen auch große Gebiete der Naturvorgänge unsere Einsicht noch gänzlich verschlossen, andere kaum erst in ihren ersten Umrissen zugänglich geworden sein, so liegt doch kein Grund zu der Annahme vor, daß diese Gebiete anderen Gesezen unterworfen seien, als den bekannten; im Gegenteil hat die Verwendung bekannter Naturgeseze mächtige Hilfsmittel zur Aufklärung unbekannter Vorgänge geliefert. Wir dürfen somit die wohlberechtigte Ueberzeugung hegen, daß jedes Naturding, indem es den gleichen Gesezen unterworfen ist, ein erreichbares Objekt unserer Erkenntnis darstellt. Wir brauchen demnach nicht, auch den höchsten Problemen gegenüber, mit du Bois-Reymond ein demütiges „Ignorabimus" (Wir werden nicht wissen) zu unterschreiben, sondern wir sind verpflichtet, die Metode der Naturforschung in dem ganzen Umfang des menschlichen Erkenntnisvermögens in Anwendung zu bringen.

Wenn ich nun auch in dieser Besprechung keineswegs beabsichtige, die höchsten und tiefsten Fragen, zu denen die Naturforschung anregt, zu behandeln, so schien es mir doch notwendig, die Bedeutung und die Wirksamkeit der gebotenen Hilfsmittel darzutun, bevor wir ihre Anwendung in einem speziellen Falle versuchen.

In keinem Zweige der Naturwissenschaften ist eine solche Erinnerung an die Gleichartigkeit der natürlichen Grundgeseze notwendiger als in der Patologie, der Lehre von den Krankheiten. Aus dem praktischen Bedürfnisse erwachsen und lange Zeit demselben ausschließlich dienend, hat dieselbe erst spät sich auf den rein wissenschaftlichen Standpunkt erhoben, auf welchem nicht so sehr der unmittelbare Nuzen, als vielmehr die Aufklärung einer Naturerscheinung das Endziel der Forschung bildet. Aus diesem Grunde sind auch die Folgezustände krankhafter Prozesse, ihre Beziehungen zu anderen Erscheinungen im Tier- und Pflanzenleben noch keineswegs erschöpfend dargestellt worden, und soll hier der Versuch gemacht werden, die Wirkung derselben nach einer Richtung zu beleuchten, welche bisher noch wenig Beachtung gefunden hat.

Bevor auf diesen Gegenstand eingegangen wird, muß indes mit wenigen Worten das Wesen der Krankheitsprozesse erläutert werden, über welches vielfach unklare Vorstellungen bestehen. Daß dieselben nicht, wie man zuerst annahm, gleichsam persönliche Wesen darstellen, welche in dem normalen Organismus sich entwickeln und seinen Bestand bedrohen, ist selbstverständlich; ebensowenig aber genügen zu ihrer Erklärung die Lebensvorgänge des Organismus selbst. Eine Abweichung von dem Normalen in dem Bau oder der Leistung eines Teiles kann bestehen, ohne daß wir damit den Begriff der Krankheit verbinden; auch ein Blinder oder Lahmer kann sich der besten Gesundheit erfreuen.

In diesen Fällen ist die Krankheit, wie wir sagen, abgelaufen und hat bleibende Veränderungen hinterlassen. Der Vorgang, welcher zu denselben führte, dagegen, die Krankheit, ist ein Kampf des lebenden Organismus mit äußeren Schädlichkeiten. Da diese lezteren nun, wie die Forschungen der neuesten Zeit ergeben haben, vorzugsweise, in den weitaus wichtigsten Fällen organisirter Natur sind, dem Pflanzen- oder Tierreich angehören, so sind die Krankheitsprozesse im wesentlichen als Beispiel oder Einzelfälle jenes großen „Kampfes um das Dasein" aufzufassen, welchem wir die Zerstörung, aber auch die Weiterentwicklung aller lebendigen Wesen verdanken.

Krankheit sezt sich demnach aus zwei verschiedenen Reihen von Erscheinungen zusammen, der krankheitserregenden Einwir-

kung und den gegen dieselbe reagirenden Lebensvorgängen des Organismus; und zwar handelt es sich vorzugsweise um einen Kampf der Menschen mit den niedersten Organismen, die, an der Grenze von Pflanzen- und Tierreich stehend, von Häckel als Protisten bezeichnet wurden. Es sind dies die Urformen aller höher organisirten Geschöpfe, die ersten, welche aus dem unorganisirten Chaos hervorgegangen, sich allmälich zu den höchst-organisirten Geschöpfen entwickelt haben. Ihre Struktur entspricht dem Bau der tierischen Zellen, welche die höher organisirten Geschöpfe zusammensezten, indem die Stäbchen und Kügelchen, aus denen sie bestehen, die chemischen und morphologischen Eigenschaften der Zellkerne besizen, das körnige, oft kontraktile Plasma, in welchem jene gewöhnlich eingebettet sind, dem sog. Protoplasma der Zellsubstanz entspricht. Während der erste Teil dieser Anschauung wenig Widerspruch finden wird, dürfte der lezte, welcher allerdings auch nach meiner Meinung nur für einen Teil dieser Organismen erwiesen ist (Mikrosporen sept.), als Hypotese nur deshalb zulässig sein, um eine Uebereinstimmung in der Struktur der Träger der Lebenseigenschaften in den verschiedenen Kreisen der Organismen wenigstens symbolisch anzudeuten. Es mag dahingestellt bleiben, ob diese Annahme der morphologischen Einheit aller Zellen, zu welcher die Darwin'sche Lehre zwingt, in dieser oder einer anderen Form ihre endliche Begründung und Gestaltung finden wird.

Während aber diese niederen Organismen, die sich durch Teilung vermehren und daher auch als Schizophyten (Spaltpilze) bezeichnet werden, Kolonien gleichwertiger Individuen bilden, bestehen die höheren Organismen aus Individuen mannichfachster Form und Leistung, welche zur Erreichung eines höheren Zieles sich zusammengeordnet haben. In der Teilung der Arbeit beruht, ganz wie im Fabrikwesen, ihre höhere Leistungsfähigkeit, aber auch ihre Schwäche. Das vereinzelte Individuum, aus dem Zusammenhange mit seinen Ernährern und Schüzern gerissen, besizt nur eine sehr geringe Lebensfähigkeit und geht gewöhnlich bald unter, da es verlernt hat, alle jene ursprünglichen und einfachsten Arbeiten zu verrichten, die zu seiner Erhaltung notwendig sind.

In dem Kampf zwischen diesen zwei Mächten würde der höher und zarter entwickelte Organismus unbedingt unterliegen, wenn er nicht innerhalb seiner scharf gezogenen und streng abgeschlossenen Grenzen ein Medium entwickelte, welches dem Gedeihen der Spaltpilze hinderlich wäre. Die mechanischen Einrichtungen und chemischen Zersezungen, welche als solche Schuzvorrichtungen gegen die weitverbreiteten und mit der Nahrung und Atmung in den Körper höherer Tiere eindringenden Spaltpilze zu schildern, würde uns zu weit abführen von dem Endziel unserer Betrachtung. — Nehmen wir sie als gegeben an, so erweist die Tatsache der Erkrankung und des möglichen Unterliegens des höheren Organismus ihre relative Unzulänglichkeit.

Was aber, werden wir nunmehr fragen, geschieht, wenn dieser Kampf siegreich bestanden wird, wenn der höhere Organismus die Angriffe der Protozoën übersteht? Geht derselbe unverändert aus diesem Kampfe hervor?

Wir müssen a priori annehmen, daß dies nicht der Fall ist, denn es ist ein allgemeines Naturgesez, daß überall, wo zwei Körper in wirkungsvolle Berührung geraten, jeder derselben eine Veränderung seiner Form, Lage oder inneren Zusammensezung erfährt; denn es verschwindet keine Kraft, sondern sie erfährt eine Umsezung in eine andere Form der Bewegung; mechanische Kraft wird z. B. in Wärme oder in Elektrizität umgesezt oder sie bringt eine Umlagerung der Moleküle, eine chemische Veränderung hervor.

Man könnte nun annehmen, und es ist dieses in der Tat von Seiten eifriger Vitalisten geschehen, daß der lebende Körper, mit ganz besonderen Eigenschaften ausgerüstet, diesem allgemeinen Geseze nicht unterworfen sei, oder, indem er seinen Bestand fortwährend erneuert, leichter und vollständiger die Eindrücke verwischt, welche patologische Störungen hervorrufen. Daß das erstere nicht annehmbar, wird jeder Naturforscher zugeben, denn Geseze, von denen Ausnahmen stattfinden, sind keine Geseze, und was bei allen bekannten Naturvorgängen ausnahmslos gilt, muß auch bei unbekannten Vorgängen wirksam sein.

Die zweite Möglichkeit dagegen ist zuzugeben und tatsächlich nachzuweisen, sie erklärt vollkommen, weshalb die Aenderungen, welche Krankheitsprozesse im Bau und den übrigen Eigenschaften des menschlichen Körpers hervorrufen, weniger bekannt und weniger beachtet sind, als diejenigen anderen Naturvorgänge, wie die Nahrung, sowie die Beschaffenheit der Umgebung, welche durch das Klima und alle übrigen Einflüsse, welche Darwin und seine Nachfolger als die Motoren für die Umgestaltung des Tierreiches nachgewiesen haben, veranlaßt werden. Unsere Aufgabe soll es nun sein, zu untersuchen, ob es schon gegenwärtig gelingt, diese offenbare Lücke in der Entwicklung des Menschengeschlechts, wenn auch nur in unvollständiger Weise, auszufüllen. Ist hiermit einmal der Anfang gemacht, so werden die eifrigen und sachkundigen Naturforscher, namentlich die Antropologen, sicherlich neue Materialien zur Vollendung auch dieses Teiles unseres schönen und harmonischen Naturwissenschaftsgebäudes ausfindig machen und herbeiführen.

Für die Beantwortung unserer Frage dürfte keine Seite der menschlichen Existenz geeigneter sein, als die Körperbeschaffenheit, welche, der unmittelbaren sinnlichen Erkenntnis am zugänglichsten, auch bereits in ausgedehntem Maße Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden ist und eine der wesentlichsten Teile der Antropologie geliefert hat. Wo die Geschichts- und Sprachforschung uns im Stiche läßt, in den ältesten uns zugänglichen Perioden des menschlichen Lebens, liefert sie uns sogar die einzigen Dokumente für die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts. Sie ist ferner als Antropo- oder häufiger Craniometrie (Schädelmessungen), eine auf Zahlen begründete und daher, wie es scheint, besonders gut fundirte Wissenschaft, und ihre begeisterten Anhänger, welche ihr aus den verschiedensten Zweigen der Naturforschung, namentlich aber von seiten der Medizin zuwachsen, sammelten ein so reichliches Material, daß man annehmen und hoffen konnte, hier die Entscheidung jener fundamentalen Frage nach der phylogenetischen Entwicklung der menschlichen Körperform endlich gelöst zu finden.

Indes, diese Erwartung bestätigt sich nicht, die Antropometrie hat uns noch kein Bild von dem Werden unserer Körperform geliefert, ja es ist sogar noch nicht einmal erwiesen, daß sie imstande ist, die Grundkaraktere jeder Rasse so genügend festzustellen, daß dieselben in jedem einzelnen Fall neben und unter den individuellen Eigenschaften wahrgenommen werden können. Höchstens gelingt dieses bei weit von einander entfernten Völkerfamilien, wie Neger, Malaien und Mongolen, deren karakteristische Unterschiede auch dem ungeübten Auge des Nichtfachmannes einleuchtend sind.

Innerhalb dieser größeren Kreise bestehen dagegen, troz aller nationaler Verschiedenheit, Schwierigkeiten der craniometrischen Diagnose, welche im einzelnen Fall bis jezt unüberwindlich sind und erst größere Reihen von Beobachtungen ergeben ein klares Bild der typischen Karaktere; diese Schwierigkeit nimmt um so mehr zu, einen je höheren Kulturgrad eine Völkerschaft erreicht hat.

So bestehen noch keine erheblichen Hindernisse in der Unterscheidung des Schädels eines Kleinrussen oder eines Türken von denjenigen der westeuropäischen Völker, aber sie wird ziemlich beträchtlich, wenn es gilt, die Schädel der lateinischen und germanischen Racen von einander zu unterscheiden; dagegen dürfte es wohl dem erfahrensten Antropologen unmöglich sein, in jedem Falle den Nord- oder Süddeutschen, den Schweden, Dänen und Engländer aus ihren knöchernen Ueberresten zu erkennen.

Es liegt mir ferne, aus diesem tatsächlichen Verhältnis Schlüsse ableiten zu wollen, welche der Leistungsfähigkeit des mächtigsten Hilfsmittels der modernen Antropologie ungünstig wären; Verbesserungen der Metode können ja vielleicht auch hier einen Teil der bestehenden Mängel beseitigen und der craniometrischen Untersuchungsmetode eine Schärfe verleihen, welche ihr gestattet, mit dem künstlerisch gebildeten Auge zu konkurriren,

Der große Straßenelevator in Stockholm. (Seite 579.)

welches noch viel feinere Verschiedenheiten in der äußeren Körperform wahrzunehmen imstande ist.

Wir können uns vielmehr zum Zwecke unserer Betrachtung damit begnügen, festzustellen, daß einerseits unterscheidende Racenmerkmale auch unter nahe verwandten Stämmen vorhanden sind, daß andererseits aber in jedem dieser Kreise außerordentliche Verschiedenheiten in der Bildung des Körpers im ganzen oder in seinen einzelnen Teilen vorhanden sind.

Welchen Umfang diese lezteren gewinnen können, möge ein Beispiel erläutern. Der kopenhagener Anatom Schmidt, welcher in außerordentlich umfassender Weise die Schädel der Bewohner der dänischen Inseln und Jütlands untersuchen konnte, dem namentlich auch diejenigen alter Familien aus verschiedenen Jahrhunderten mit einander zu vergleichen möglich war, fand in diesem gewaltigen, lange Zeiträume repräsentirenden Material eines einzigen Volksstammes Vertreter aller möglichen, sonst nur in den entferntesten Weltteilen vorhandenen Racenschädel und konnte neben echte Neger-, Mongolen- und Indianerschädel andere, zum Verwechseln ähnliche stellen, welche auf dem Boden seiner Heimat gewachsen waren.

Das gleiche Resultat ergab sich auch bei Berücksichtigung derjenigen Karaktere, welche allgemein als die Kennzeichen niederer Racen betrachtet werden. So bildet der Schädel eines dänischen Edelmannes, welcher wegen seiner Schönheit sogar im Volksliede verherrlicht war, ein treues Ebenbild des Neandertalschädels, jenes Gefährten vorweltlicher Tiere, welcher von den Antropologen bald als der Typus einer niederen Entwicklungsstufe des Menschengeschlechts, bald als patologisch gedeutet wurde.

Die große Verschiedenheit der Körperformen unserer modernen, zivilisirten Nationen fordert unwillkürlich zu Erklärungsversuchen heraus, welche aus nahe liegenden geschichtlichen Gründen mit Vorliebe in der Vermischung der durch den gesteigerten Verkehr in vielfachste Berührung tretenden Racen gesucht wurde. Man könnte sich in der Tat vorstellen, daß schließlich infolge dieses Verhältnisses eine völlige Ausgleichung ursprünglicher Racenmerkmale und die Bildung einer einheitlichen Körperform stattfinden müßte, wenn es nicht Racen gäbe, welche troz Jahrhunderte langer Zerstreuung unter fremden Völkern und vielfacher Vermischung mit denselben, dennoch ihre ursprünglichen Raceneigenschaften treu bewahren.

Wir erkennen demnach ein erstaunliches Vermögen, die äußeren Körperformen, sowie auch geistige Eigenschaften äußeren Einflüssen gegenüber zu bewahren, andererseits aber eine hohe Variabilität der Körperform innerhalb derselben Race. Während die erste Tatsache für eine ursprüngliche Verschiedenheit in der Racenbildung verwertet werden könnte, nötigte die zweite zur Vorsicht in dieser Beziehung und legt die Möglichkeit nahe, daß auch die größten Differenzen in der Köperbildung durch die Einwirkungen der Außenwelt entstanden seien; die lezteren müssen nur entweder in ungewöhnlicher Intensität oder längere Zeiträume hindurch in Wirksamkeit getreten sein.

Gelingt es nun, nachzuweisen, daß solche Einflüsse, wenn auch nur in eng begrenzten Kreisen, deutliche und bleibende Umgestaltungen der Bewohner unseres Erdballs herbeigeführt haben, so ist hiermit auch die Entstehung der natürlichen Racen durch äußere Einwirkungen wahrscheinlich gemacht. Betrachten wir nun die Tatsachen, welche hierfür sprechen.

Unter den äußeren Einwirkungen, welche eine Umgestaltung der Bewohner irgend eines Landes herbeiführen, könnten zunächst die allgemeinen physikalischen Eigenschaften der lezteren, die Temperatur, der Feuchtigkeitsgehalt der Luft, Windrichtungen, Verteilung von Wasser und Erde, sowie die Vegetation und die Nahrungsmittel, welche Tier- und Pflanzenreich darbietet, verstanden werden. Allein es ist keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, einen Einfluß dieser Faktoren nachzuweisen, denn wir sehen, daß die Racenkaraktere nach der Zerstreuung ihrer Besizer über die Erde keine wesentlichen Aenderungen erfahren haben, außer durch Vermischung mit anderen Racen, wie das Beispiel der nach Amerika verpflanzten Neger zeigt. Höchstens scheint große Kälte, wie bei den Eskimos, eine Verringerung des Längenwachstums des Körpers herbeizuführen, indem die typischen Karaktere der Körper- und Gesichtsbildung die Abstammung derselben von den Rothäuten Nordamerikas noch erkennen lassen. Ja, es ist sogar zweifelhaft, ob der geringere Längenwuchs wirklich von der niederen Temperatur abhängt, da die die Südspize Amerikas bewohnenden Patagonier, welche derselben Race angehören, sich gerade durch die entgegengesezte Eigenschaft, eine Zunahme der Körpergröße, auszeichnen.

Obwohl nun der umgestaltende Einfluß klimatischer Verhältnisse keineswegs in Abrede gestellt werden soll, sonderen weiteren Untersuchungen der Antropologen empfohlen werden muß, so ergeben doch die wenigen angeführten Beispiele, daß die eigentlichen racebildenden Kräfte anderswo gesucht werden müssen.

Stellen wir dagegen, um unserer Aufgabe näher zu treten, die Frage, unter welchen Umständen die auffallendsten Abweichungen von dem einmal feststehenden Typus einer Bevölkerung angetroffen werden, so werden wir mit Notwendigkeit auf patologische Zustände geführt. Je höher dieselben entwickelt sind, um so mehr wird der Racentypus verwischt und treten an dessen Stelle eigentümliche Züge hervor, welche in allen Ländern und bei allen Racen die gleichen sind. Bewohner der verschiedenen Zonen und Weltteile, Abkömmlinge verschiedenartigster Racen können hierdurch ein so gleichartiges Aussehen erlangen, als wären sie Geschwister oder ein und derselben eigentümlichen Race entsprungen.

Während die höheren Grade solcher Störungen das Gepräge patologischer Zustände offenbar an sich tragen, indem die Funktion zahlreicher und wichtiger Organe tiefe Veränderungen erleidet, zu denjenigen der Körperform nicht selten solche auch der geistigen Funktionen sich gesellen, finden sich neben diesen patologischen Typen so zahlreiche und allmäliche Abstufungen der patologischen Karaktere, daß in manchen Gegenden der allgemeine Typus der Bewohner ein abweichendes Gepräge von demjenigen ihrer Nachbarn und Stammesgenossen erfährt.

Ist dieses aber der Fall, wie wir es noch an einzelnen Beispielen erweisen werden, so ist hiermit die Möglichkeit einer Racenbildung durch patologische Prozesse gegeben. Ob eine solche in einem dieser Fälle stattfindet, ob die durch patologische Einwirkungen hervorgerufenen Karaktere durch Vererbung sich fortpflanzen und stationär werden können, dies kann freilich nur die Beobachtung von Jahrhunderten ergeben.

Dennoch aber brauchen wir auf die Klärung dieser Frage auch in der Gegenwart nicht gänzlich zu verzichten, wenn auch die endgiltige Lösung derselben der Zukunft vorbehalten werden muß.

(Schluß folgt.)

Ein deutsches Städtebild.

Von W. Blos.

Der kleine Fluß Tauber, der bei Wertheim in den Main fällt, durchströmt ein herrliches Tal, reich gesegnet mit Korn und Wein. An den Ufern des Flusses liegt eine Anzahl alter Städte, teilweise weithin berühmt in der Vergangenheit, heute still und klein, überholt von der rasch rollenden Entwicklung der größeren modernen Pläze. Wir betreten hier historischen Boden; das stille und freundliche Tal, nur da und dort von dem Pfiff des Dampfrosses durchtönt, war einst der Schauplaz furchtbarer und blutiger Kämpfe. Auf diesem engen Raum spielte sich manches gewaltige historische Drama ab und der Taubergrund

mit seinen felsigen Schluchten und waldigen „Klingen“ hallte wider vom Kriegsruf und vom Donner der Schlacht. Mehr als einmal färbten sich das Gras der Wiese wie die Wellen der Tauber rot vom Blute der Erschlagenen. Die Städte mit ihren mächtigen Türmen, ihren alten Wällen und Mauern schauen uns trozig an und zwingen uns, ihrer früheren Größe und Bedeutung zu gedenken.

Unter den Städten des Taubergrundes fesselt heutzutage keine die Aufmerksamkeit in so hohem Grade als Rotenburg ob der Tauber*), die ehemalige freie Reichsstadt mit ihrer bewegten Vergangenheit.

Rotenburg hat heute etwa 6000 Einwohner und wird auch niemals mehr innerhalb seiner Mauern gezählt haben. Ihr Gebiet betrug einst, als sie freie Reichsstadt war, 6½ Quadratmeilen. Es ist geradezu erstaunlich, welche Summe von Kämpfen, politischen Umgestaltungen und Katastrophen sich in dieser kleinen Stadt abgespielt hat. Auf diesem engen Raume vollzogen sich Ereignisse von weittragender historischer Bedeutung, und der Ruhm dieser Stadt, die heute in eine ganz bescheidene Rolle zurückgetreten ist, erklang durch alle deutschen Gauen.

Da wo die obere Tauber, im Sommer nur ein halb versiegter Bach, sich durch ein tiefes, mit allerlei einschneidenden Seitentälern und Schluchten versehenes Tal dahinschlängelt, steigt an einer großen Krümmung des Flüßchens ein steiles Plateau empor, einer mächtigen Bastion an Gestalt gleichend. Auf diesem Plateau erhebt sich die Stadt Rotenburg, von ihrer Lage Rotenburg ob der Tauber genannt. Sie bietet für den, der sie noch nicht gesehen, einen überraschenden Anblick, denn sie ist noch ganz in ihre unversehrte mittelalterliche Rüstung gehüllt, ihre alten Festungswerke sind noch vollständig erhalten. Rotenburg ist die einzige deutsche Stadt, die sich dessen rühmen kann und bietet dem Sohn des neunzehnten Jahrhunderts so das interessante und vollständige Bild einer Stadt, wie sie im Mittelalter aussah, wo die kräftigen Väter lebten, litten und stritten.

Die Stadt liegt langgestreckt, so daß sie einst zu ihrer Verteidigung eine starke Besazung erfordert haben muß. Von der Tauberseite aus mag ein Angriff früher kaum möglich gewesen sein; dagegen liegt die Ostseite schon offener da. Dort sind aber auch die Befestigungen am stärksten. Eine hohe und starke Mauer zieht sich um die Stadt, mit Schießscharten und auf der Ostseite mit einem bedeckten Gang für die Verteidiger versehen; auf der Ost- und Nordseite liegt vor der Mauer der tiefe Graben, der heute trocken gelegt ist, und der hohe Wall, der früher die Belagerer verhinderte, in die Mauer Bresche zu legen. Eine Menge von Türmen und Toren ist in die Mauer eingefügt, alle noch ganz unversehrt erhalten, so daß man ein vollständiges mittelalterliches Festungswesen vor sich sieht. Die Stadt, die heute ziemlich industriell ist und deshalb auch eine eigene Sekundärbahn erhalten hat, trägt auch in ihrem innern Teil noch ein vorwiegend mittelalterliches Gepräge. Wir sehen daselbst eine große Anzahl Häuser, die durch Inschriften bekunden, daß sie 200, 300, 400 und 500 Jahre alt sind, und lesen auch, welche berühmten und hervorragenden Persönlichkeiten daselbst schon gewohnt haben. Namentlich die Absteigequartiere deutscher Kaiser und Könige sind mit Gedenktafeln versehen.

Die Stadt hat eine Anzahl Kirchen, darunter eine große gotische Hauptkirche. Auf dem geräumigen Marktplaz erhebt sich das Rathaus, ein prachtvoller Bau mit bewunderungswürdigen Ornamenten und Arabesken und mit einer Säulenhalle über der Haupttreppe. In diesem Hause und vor demselben spielten sich die bewegtesten Auftritte in der Vergangenheit Rotenburgs ab; hier regierten die Patrizier, als Rotenburg, das einst den Hohenstaufen gehört hatte, von Friedrich I. Barbarossa um 1172 zur freien Reichsstadt gemacht und den Burggrafen von Nürnberg zugeordnet worden war, von denen sich indessen die Stadt 1352 losmachte. Das Rathaus enthält einen schön dekorirten Ratssaal und eine Menge von Gemächern, sowie ein mächtiges Archiv. Unter dem Rathause befinden sich barbarisch eingerichtete Gefängnisse und Folterkammern, die unter dem tyrannischen Patrizierregiment nicht fehlen durften; in einem dieser Verließe kam 1408 der berühmte Rotenburger Bürgermeister Toppler durch Hunger oder Selbstmord um. Das Haus Topplers, zum Greifen genannt, steht noch in der Schmiedegasse und heißt heute noch zum Greifen; es befindet sich eine Wirtschaft darin.

Der harte Druck des Patrizierregiments warf die bürgerliche Demokratie in Rotenburg nieder, aber das Gemeinwesen geriet dadurch auch in Verfall. Als 1802 die Stadt der bayrischen Monarchie einverleibt wurde, kannten die Rotenburger kaum ihre Vergangenheit mehr. Auf dem Archiv des Rathauses lagen die kostbarsten Akten und Dokumente wie wertlose Hadern durcheinander; die glänzenden und reichen Forschungen des Rotenburgischen Geschichtschreibers Bensen*) (gest. 1863) konnten weder das allgemeine Interesse der Rotenburger auf ihre Vergangenheit lenken, noch die städtische Verwaltung dazu bewegen, das kostbare Archiv ordnen zu lassen. Dem Schreiber dieser Abhandlung wurde in Rotenburg „von einem, der's wissen kann“, folgendes erzählt: Es ist noch nicht allzulange her, daß ein geschichtskundiger Rotenburger in einen Wurstladen kam, um sich eine Wurst zu Gemüte zu führen. Sie wurde ihm in ein merkwürdig aussehendes altes Papier eingeschlagen und er fand zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß dies Papier ein Stück von dem Fehdebrief war, den einst Götz von Berlichingen an die Stadt Rotenburg gerichtet hatte. Der Geschichtskundige eilte zu dem Wurstladen zurück, dessen Besitzer ihm sagte, daß er noch einige Körbe voll „solch alten Krempels“ habe, den er auf dem Rathause als Makulatur zum Wursteinwickeln gekauft habe. Von da ab wurde kein Makulatur mehr aus dem Rathause abgegeben, allein das Archiv ist heute noch ungeordnet, seine Schäze noch ungehoben. „Es würde uns 7—8000 Mark kosten“, sagte dem Verfasser sein Gewährsmann, „und das können wir in dieser schlechten Zeit nicht ausgeben.“

Und doch hat der Stadt Rotenburg ihre Vergangenheit zu neuem Ruhm, zu neuem Verkehr und zu neuem Reichtum verholfen. Ein Rotenburger Glasermeister dichtete ein Festspiel, die bekannte Tilly-Affäre betreffend, und es gelang diesem einfachen Manne, was dem Gelehrten Bensen nicht gelungen war, den historischen Sinn bei seinen Mitbürgern wieder zu erwecken.

Die Tilly-Affäre, welche historisch nicht ganz erwiesen ist, für die aber auch zu viele tatsächliche Anhaltspunkte vorhanden sind, als daß sie ins Gebiet der Sage verwiesen werden könnte, spielte sich auf dem Rathause ab. Tilly hatte im Jahr 1631**) Rotenburg nach tapferster Verteidigung, bei der Weiber und Kinder mithalfen, mit Sturm genommen. Der große Verlust, den er bei dem Sturm erlitt, hatte seine ganze Wut entflammt. Die Stadt sollte wie Magdeburg behandelt werden. Als Tilly nach dem Rathause der eroberten Stadt zog, warfen sich die schwangeren Frauen und die Kinder vor ihm nieder und flehten um Gnade. Er soll doppelsinnig geantwortet haben: „Lasset die Hunde leben!“ Der versammelte Rat wurde zum Tode bestimmt und der Bürgermeister Bezold mußte inmitten einer Wache den Scharfrichter holen. Der Scharfrichter aber weigerte sich, die Räte zu enthaupten; unterdessen brachte man Tilly

*) Heute schreibt man fälschlich auch amtlich Rothenburg. Der Name wird in den Urkunden verschieden aufgeführt; man liest: Rotenburge, Rodenburch, Rotenburc und Rotinburch. Ein th findet sich nirgends vor und ist durch die neue Schulweisheit erst eingebürgert worden.

*) Siehe Bensens treffliche Quellenwerke: „Historische Forschungen über die ehemalige Reichsstadt Rotenburg“ (1883); „Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken“ (1841); „Altertümer und Inschriften der Stadt Rotenburg“ (1841); „Beschreibung und Geschichte von Rotenburg“ (1856). Auch Merz hat in seinem Werke: „Rotenburg in alter und neuer Zeit“ (1873) viel Interessantes gesammelt.

**) Der sonst so gewissenhafte Bensen läßt Tilly am 29. Sept. 1632 vor Rotenburg erscheinen. (Historische Untersuchungen 2c. Seite 340.) Tatsächlich ist Tilly am 30. April 1632 gestorben.

den — noch vorhandenen — großen Kaiserpokal mit gutem Wein dar. Der alte Wüterich ward milder gestimmt und versprach in seiner Tigerlaune Schonung, wenn einer aus dem Rat den mächtigen Humpen auf einmal leeren könne. Das gelang dem Altbürgermeister Nusch und die Stadt kam mit einer Brandschazung davon.

So die Ueberlieferung, an die sich das erwähnte Festspiel genau anschließt. Die Aufführung des Festspiels findet im Rathaussaal, also am selben Ort statt, wo die „erschreckliche Geschichte“ selber passirt ist und tausende strömen von allen Seiten nach Rotenburg, um das merkwürdige Schauspiel mit anzusehen, dessen Darstellung einen mächtigen Eindruck macht*).

Neben dem Rathause in einem mit einem Türmchen versehenen Gebäude befand sich die **Trinkstube**, wo sich die Patrizier zu versammeln pflegten und wo auch die politischen Komplotte ausgeheckt wurden. Es ging wüst und roh zu; die Gelage waren oft von Schlägereien begleitet, und man weiß zwei Fälle, in denen Patriziersöhne dort erschlagen wurden, darunter der Sohn des bekannten Stefan von **Menzingen**, von dem weiter unten die Rede sein wird.

Auf dem großen Marktplaze, wo heute friedlich die Bauernweiber der Umgegend Gemüse und Eier feilbieten, spielten sich die dramatischen Szenen des großen Bauernkrieges resp. der Reformationszeit ab. Damals hielt sich der bekannte Reformator **Karlstadt** in Rotenburg versteckt und der Rat konnte ihn nicht ausfindig machen. Mit dem Ausbruch des Revolutionssturmes im Frühling 1525 trat Karlstadt (eigentlich Andreas Bodenstein aus Karlstadt) öffentlich auf und hatte viele Anhänger; die von ihm gepredigte Bilderstürmerei ging bald vom Wort zur Tat über. Man zeigt noch das Fenster, durch das Karlstadt nach dem Ende des Bauernkriegs mit Hülfe eines Fräuleins von Badell flüchtete. Darauf ward mancher Spottvers gemacht. Bald erhob sich in der Stadt jene „evangelische“ Partei der Städte, die mit den aufständischen Bauern gemeinsame Sache machte resp. die Bauern erst in den Kampf trieb. An der Spize der städtischen Demokratie in Rotenburg stand jener **Stefan von Menzingen**, ein staatsmännischer Kopf aber zweideutiger Karakter, aus einem alten Patriziergeschlecht, der einst dem Herzog Ulrich von Württemberg gedient hatte und jezt zugleich den „Evangelischen“ und dem Markgrafen Kasimir von Ansbach dienen wollte. Wahrscheinlich wollte er Rotenburg in den Besiz des Markgrafen bringen. Für die evangelische Sache wirkten noch Dr. Deuschlin, der Pfarrer an der Hauptkirche, ein äußerst radikaler Mann von großer Beredsamkeit, Hans Schmidt, der **blinde Mönch**, der Altbürgermeister Ehrenfried Kumpf, der Schulrektor Bessenmayer und andere. Auf dem Markte fanden die großen Gemeindeversammlungen statt, wo Menzingen seine aufregenden Reden hielt und einen Ausschuß wählen ließ, der den alten Rat völlig lahm legte. Der Ausschuß handelte ganz im Einverständnis mit den aufständischen Bauern. Zugleich erhob sich draußen im Gebiet der Reichsstadt die ganze **Landwehr**. Rotenburg hatte nämlich sein Landgebiet, um es vor plözlichen Einfällen fehdelustiger Raubritter zu schüzen, mit einer lebendigen Hecke umgeben und die Wegübergänge durch Türme gedeckt, auf welchen sich Söldner mit Hackenbüchsen befanden. Dies nannte man die Landwehr und Rotenburg war wegen dieser Schuzmaßregel vom Burggrafen von Nürnberg vergeblich belagert, 1408 sogar in die Reichsacht erklärt worden. Die Bauern der Landwehr waren alle kriegsgeübte Leute, denn sie hatten in langen Fehden viele Burgen gebrochen; sie bildeten das eigentliche Kriegsheer der freien Reichsstadt Rotenburg. Bewaffnet waren sie mit Tartsche, Sturmhaube, Seitengewehr und dem langen Spieß oder dem Faustrohr; sie verstanden fürtrefflich einen Sturm anzulaufen oder dem Anprall eines reisigen Geschwaders zu widerstehen. Unter den ledernen Kollern dieser Bauern schlugen eiserne Herzen.

*) In diesem Jahr wird für den deutschen Juristentag in Rotenburg eine eigene Aufführung des Festspiels veranstaltet. Die Stadt steht sich nicht schlecht dabei.

Als der Bauernkrieg in Franken ausbrach, zogen die Männer der Rotenburger Landwehr das Taubertal hinab und an den Neckar zum großen evangelischen Haufen; sie wählten den glänzendsten Helden des Bauernkriegs, **Florian Geyer** von Geyersberg, zu ihrem Führer. Dieser bildete aus der rotenburger Landwehr seine berühmte **schwarze Schaar**, die tapferste Truppe aller Bauernheere, die militärisch diszipliniert war und nicht aus „Kistenfegern und Seckelleerern“, sondern aus lauter erprobten Kriegern bestand. Die Schwarzen, die sich von Ausschreitungen fern hielten, verachteten jene undisziplinirten Massen, die sehr gut Klöster plündern und den Pfaffen den Wein austrinken konnten, aber oft beim ersten Kanonenschuß davon liefen. Die schwarze Schaar hielt in der blutigen Schlacht von Ingolstatt (4. Juni 1525) der ungeheuren Uebermacht des Truchsessen von Waldburg, des „Bauernjörg“, Stand, nachdem das ganze übrige Bauernheer mutlos die Flucht ergriffen hatte. Die Schwarzen wurden, nachdem sie wie die Spartaner bei den Thermopylen gekämpft, in den Ruinen des Schlößchens von Ingolstatt fast vollständig aufgerieben.

Am 15. Mai 1525 war Florian Geyer, ebenso geschickt als Redner wie als militärischer Führer, in Rotenburg erschienen, um die Stadt in den Bund der Bauern zu bringen. Mit ihm erschienen der Schulteiß von Ochsenfurt, Hans Pezold, und „der große Lienhart“ von Schwarzenbronn, lezterer ein Hauptmann der rotenburger Landwehr. Auf dem Markte versammelte sich die Gemeine und Herr Florian sprach, wie ein Geschichtsschreiber sagt, „würdig seines ernsten und strengen Sinnes,“ zu der Menge. Die Ratsherren sprachen dagegen, denn was er forderte, die Abschaffung der Gülten und Frohnden, wollte ihnen nicht in den Sinn. Aber sie gaben nach, nachdem auch der Schulteiß von Ochsenfurt dafür gesprochen, und Rotenburg trat in den Bund, gab auch zwei treffliche Geschüze zur Belagerung des Frauenbergs her, die Hans Boßler, der Büchsenmeister, der „gar wohl anklopfen“ konnte, nach Würzburg geleitete nebst 600 wohlgerüsteten Bauern aus der Landschaft. Auch zwei rotenburger Ratsherren, Ehrenfried Kumpf und der junge Jörg Spelt, zogen mit, und der leztere freute sich kindlich, die großen Quadersteine aus den Mauern des festen würzburger Schlosses schießen zu können.

Er freute sich nicht lange, denn schon am 2. Juni erfolgte der Vernichtungsschlag gegen die Bauern bei Königshofen an der Tauber und in den lezten Tagen des Juni fand das große Blutgericht in Rotenburg statt. Der Rat hatte Menzingen, Dr. Deuschlin und alle Führer, deren er habhaft werden konnte, eintürmen lassen. Von hundert weiteren Namen, die man zur Verantwortung geladen, hatte man vorläufig nur fünfzehn festnehmen können. Am 28. Juni zog Markgraf Kasimir ein und ließ seinen Freund Menzingen im Stich. Siebzehn Gefangene wurden auf dem Markte enthauptet, zuerst Menzingen, dann Dr. Deuschlin, dann der blinde Mönch, der stehend gerichtet sein wollte und dessen Haupt erst bei dem zweiten Schlage fiel, dann der Schulrektor Bessenmayer und die anderen. Das Blut floß „wie ein Bach“ die steile Schmiedegasse hinab. Nachträglich fanden noch mehrere Hinrichtungen statt. Viele Rotenburger wurden flüchtig und sahen ihre Heimat nie wieder, wie Ehrenfried Kumpf; Jörg Spelt wurde erst nach langer Zeit wieder zugelassen.

Dieser Markt hat überhaupt viele Hinrichtungen gesehen. Die Rotenburger übten ein wahres Schreckensregiment. Die gefangenen Raubritter richteten sie gewöhnlich ohne Erbarmen hin und waren die gefürchtetsten Gegner derselben; es war ein seltener Fall, daß der alte Wolf von Wunnenstein seinen Sohn, den sie gefangen hatten, retten konnte. Aber auch ihre eigenen Hauptleute verfielen oft genug dem Beil des Henkers, wenn sie sich schlagen ließen. Die Fehden, welche Rotenburg führte, waren zahllos; es vergingen namentlich im fünfzehnten Jahrhunderten nur wenige Jahre, ohne daß sie zu Feld lagen. Auch an inneren Kämpfen war Rotenburg reich, wir wollen nur des großen Aufstandes von 1450 Erwähnung tun, der durch den Steuerdruck veranlaßt wurde.

Im Berliner Arbeitsnachweisbureau. (Seite 579.)

Interessant war die Affäre Rotenburgs mit dem famosen Kaiser und König Wenzel. Diesen hatten die böhmischen Großen als „einen unnüzen Entgliederer des Reichs" zu Prag eingesperrt. Für dies „Martyrium" ließ sich Wenzel entschädigen und verlangte auch von Rotenburg 6000 Gulden. Den rotenburger Gesandten, die dies zu hoch fanden, drohte er die Köpfe abschlagen zu lassen. In seiner Wut schrieb er von Nürnberg an die Rotenburger folgenden Brief:

Adresse: Vnser vngetrewen zu Rotenburg, die dem Reich vngehorsam sein.

Text: Der Teufel hub an zu scheren ein Saw vnd sprach also vil geschreyes vnd wenig wolle. die Weber konnen nicht sten on wolle. Vngehorsamkeit macht vil.
dat. sabbo p. VIII. scop.
hora vespere Nur einbergo. Rex p. etc.

Er drohte mit einem Heere vor Rotenburg zu ziehen. Allein die Rotenburger wußten, daß er dazu kein Geld hatte und blieben fest. Nach einer Quittung aus dem Jahr 1398 haben sie an den „faulen Wenzel" im ganzen 1100 Gulden bezahlt.

Die Verteidigung Rotenburgs gegen Tilly war die lezte heroische Tat der Rotenburger. Im siebenjährigen Krieg nahm ein preußischer Lieutenant, Stirzenbecher, der durch Franken streifte, mit siebenundfünfzig Husaren die alte berühmte Festung ein und brandschazte sie um große Summen, nahm auch zwei Ratsherren als Geiseln mit. So weit war man in Rotenburg gekommen. Im Jahr 1800 wollten siebenzehn französische Chasseurs die Stadt brandschazen. Sie wurden mit Heugabeln angegriffen und vertrieben. Die dies wagten, sollen übrigens die demokratisch gesinnten Handwerker Rotenburgs gewesen sein, die von den Ideen der französischen Revolution erfaßt, 1796 eine Umänderung der Verfassung Rotenburgs, jedoch vergeblich erstrebt hatten. Die alte Verfassung datirte von 1455 (!!). Am 2. September 1802 besezte ein bairisches Jägerbataillon die Stadt; sie ward auf dem Reichstag zu Baiern geschlagen.

Der Verfall Rotenburgs, dieses einst so stolzen und kräftigen Gemeinwesens, wurde durch die Patrizierherrschaft herbeigeführt. Vielleicht hatte Stefan von Menzingen nicht so Unrecht, als er gegen die Ratsgeschlechter konspirirte und ihnen die städtische Gewalt zu entreißen versuchte. Von jener Zeit ab aber, nachdem Menzingen und sein Anhang gestürzt und vernichtet waren, herrschten die alten Ratsgeschlechter unumschränkt und drückten die Stadt ärger, als sie vielleicht ein mittelalterlicher Fürst gedrückt haben würde. Es trat eine politische Stagnation ein, die alten Formen verknöcherten völlig, die Bürger gingen aller Selbständigkeit verlustig. Die demokratischen Handwerker Rotenburgs, die im Jahr 1796 eine Veränderung der Verfassung erstrebten, haben in einer höchst interessanten Denkschrift die Zustände Rotenburgs geschildert. Die Patriziergeschlechter hatten sich darnach eine so unumschränkte Herrschaft angemaßt, daß die Bürger von den Einnahmen und Ausgaben ihres kleinen Staatswesens gar nichts mehr erfuhren. Die Staatsstellen wurden um Geld vergeben, so daß die Beamten nur Gehilfen des Rats waren. Wir wollen einige Stellen aus der Denkschrift zitiren.

„Eine Anzahl Familien, eng unter sich verknüpft durch die Bande der Verwandtschaft, regierte jezt den Staat. Oft geschah es, daß selbst Geschwisterkinder sich vermählten, um nur das Vermögen und den alten Einfluß zu bewahren. Familienrücksichten beherrschten jezt die Ehebündnisse wie die Wahlen, die Rechtssprüche wie die Polizeiverfügungen. Die Erstgeburt gab fast immer auch die Ratsfähigkeit. Eine geringe juristische Vorbereitung machte zu allen Aemtern geschickt, als wenn die Jurisprudenz eine Fundgrube aller administrativen Kenntnisse wäre. Regelmäßig und gedankenlos rückte der junge Ratsherr vor. Kaum daß noch bei der Bürgermeisterwahl das bessere Talent und die größere Kenntnis entschied. War aber einer zu einem ihm zugefallenen Amt ganz untauglich, so übernahm ein anderer seine Arbeiten. Man nannte dieses Vikariren. Die Ratsgeschlechter begannen sich als souveräne Herren der Stadt und des Gebietes anzusehen. Dem entsprach es, daß sie ihre Grundbesizungen steuerfrei zu machen suchten. Man fing an, die Beleidigung der Amtsehre zu einer Art von Majestätsbeleidigung auszudehnen."

Die kostspieligen „öffentlichen Mahlzeiten" auf Staatskosten nahmen überhand; die Ratsherren veranstalteten sich solche auch auswärts und nahmen ihre Familien mit, daher der Name „Frauenreisen". Die Ratsherren beanspruchten die Jagd, den Wein des Staats und die Gelder der öffentlichen Stiftungen für sich. Die Bürger wurden aus einer wehrhaften Gemeinschaft zu Phäaken, denen die Uebung in den Waffen nur kindische Spielerei war*).

So versank das alte Rotenburg in einen Zustand, der seine Auflösung notwendig erscheinen ließ. Möge die neue Zeit dem neuen Rotenburg auch neue Blüte bringen!

*) Wie groß der eingerissene Schlendrian war, geht daraus hervor, daß der einzige Plan zu den verborgenen Wasserquellen, deren für die Kriegszeiten mehrere angelegt waren, verloren ging, so daß die geheimen Quellen nicht wieder aufgefunden werden konnten.

Mund und Aug'.

O Kind, dein Mund, dein troz'ger Mund,
Wie konnt' er einst verwunden!
Seit Jahresfrist bis heut' zur Stund'
Nie hab' ich's überwunden.

Du sprachst: ich geh' den Lebensgang
Dir Bursch zum Troz alleine.
Das Aug', es flüstert mild und bang:
Im Geist war längst ich deine.

Doch jezt — wär's wahr, was ich erschau?
O nein! es kann nicht trügen:
Dein süßes Aug' im Tränentau
Den Mund straft's endlich Lügen.

Und raubte er in schlimmer Stund'
Mir auch ein Jahr vom Leben, —
Sei doch dem Mund, dem troz'gen Mund
Dem Aug' zulieb vergeben.

Hans Eckart.

Die asiatische Cholera und ihre europäischen Verwandten.

Von Bruno Geiser.

I.

[Name und Geschichte. — Erscheinungsformen der Krankheit. — Choleradurchfall. — Cholerine. — Ausgebildete Cholera. — Ungeheurer Feuchtigkeitsverlust. — Cholera sicca. — Blutverdickung. Atmungs- und Blutkreislaufverhinderung. Krämpfe, Lähmung. Nervenschwäche, Sinnestäuschungen. — Dauer der Krankheit. — Tod oder Besserung. — Choleratyphoid. — Schuzmittel: Flucht, Vorsicht und Sauberkeit, Diät, Warmhalten. — Maßregeln wider Abtritt- und Ausgußausdünstungen. — Behandlung der ausgebrochenen Krankheit.]

Wie es scheint, ist einer der furchtbarsten Feinde des Menschengeschlechts wieder im Anzuge nach dem Innern unsres ohnehin eigentlich von Krankheiten und Elend zurgenüge heimgesuchten Erdteils; — die Cholera ist da! tönt es von Toulon und Marseille, den großen französischen Mittelmeerhäfen, zu uns herüber.

Solch drohendem Verhängnis gegenüber ist es sicherlich wohlgetan, wenn wir zunächst zwei Bundesgenossen der schlimmen Krankheit, die nicht minder gefährlich sind, als sie selbst, mutig zu Leibe gehen: der Unwissenheit und der Furcht.

Was die Wissenschaft über die Cholera erforscht hat bis zur neuesten Zeit, wollen wir darum unsern Lesern in kurzen Zügen darlegen und damit zugleich die Schuzmaßregeln bezeichnen, welche den einzelnen in der Erhaltung seiner Gesundheit und die Gesammtheit in der möglichsten Beschränkung und festen Eingrenzung der etwaigen Seuchenherde zu unterstüzen geeignet sind.

Χολερα (Cholera) hieß im Altgriechischen die Dachrinne; weil sich nun beim Menschen zuweilen Krankheitserscheinungen zeigen, bei denen aus dem Leibe Flüssigkeit durch Erbrechen und durch Stuhlgang, wie aus einer Dachrinne das Regenwasser, hervorstürzt, so nannte man — nach der Meinung einiger Erklärer — diese Krankheiten gleichfalls Cholera*).

Andere meinen freilich, daß die altgriechische Dachrinne weniger mit dem Namen der verschiedenen Brechdurchfallskrankheiten zu tun hat, als die altgriechische Galle, chole, weil bei jenen Krankheitsformen „die gesammelte oder ausgetretene Galle abgeführt“ werde, oder cholas, das Eingeweide, als hauptsächlichster Siz der Krankheit**).

Wie über viele derartige Fragen, so werden auch über diese die Akten wahrscheinlich nicht so bald, vielleicht niemals, geschlossen werden. Wir, denen es weit mehr um das Wesen dieser Krankheit, als um ihren Namen zu tun ist, begnügen uns die verschiedenen Ableitungen hier aufgeführt zu haben.

Das Heimatland der als asiatische Cholera bezeichneten furchtbarsten aller Brechdurchfallkrankheiten ist Ostindien, wo sie schon seit mehreren Jahrtausenden vor Christi Geburt haust und hauptsächlich an den Mündungen der gewaltigen Ströme des Ganges und des Brahmaputra zahllose Menschenschaaren dahingerafft hat.

Genaueres über das Wüten der Cholera in Indien in früheren Jahrhunderten ist uns nicht bekannt, erst von der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an kann man ihr Auftreten und ihren Verlauf mit einiger Sicherheit verfolgen.

Am Anfang der siebziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts trat sie in Bengalen ganz besonders verheerend auf; und im Mai 1817 brach an den Mündungen der beiden oben genannten Riesenströme die erste gewaltige Epidemie aus, von der wir genaue und zuverlässige Beweise besizen. Mehr als ihre Vorgängerinnen zeigte sich die diesmalige Seuche verderblich und ausbreitungsfähig; den Flußläufen folgend ging sie nach allen Seiten landein und am Ende des Jahres 1818 hatte sie die 3750000 Quadratkilometer von ganz Ostindien durchmessen. Und auch die Grenzen ihres Heimatlandes hielten die Furchtbare diesmal nicht in ihrem Vernichtungszuge auf; von den Inseln des indisch-chinesischen Archipels drang sie in China ein und durch das Reich der Mitte unaufhalsam nach Westen weiter, bereits 1821 an der Küste des persischen Meerbusens ankommend. Doch selbst auf Asien beschränkte sie sich nicht; zum erstenmal auf europäischem Boden erschien sie 1823 in Astrachan an der Mündung der Wolga. Doch damit hatte sie für eine Reihe von sieben Jahren eine Grenze erreicht, die sie nach dem Innern Europas hin nicht überschreiten konnte.

Dagegen war sie 1829 im südostlichen Rußland wieder auf dem Plan, — diesmal in Orenburg, und 1830 hielt sie von neuem ihren Einzug in Astrachan, um von da einen schreckensvollen Siegesgang oder vielmehr Siegesflug nach Europa hinein zu unternehmen. Innerhalb zweier Monate, im September 1830, hatte sie Moskau erreicht, und von da weiter nach Westen dringend, traf sie auf einen tatkräftigen Bundesgenossen, dem die Torheit und Roheit der Kulturmenschheit auch heute noch nicht für immer den Garaus gemacht hat, — den Krieg. Ohne den russisch-polnischen Krieg von 1831 wäre die Cholera wahrscheinlich auch diesmal nicht in das Innere des zivilisirten Europas hineingekommen, — aber so heftete sich die Seuche an die Fersen der russischen Armee, zog mit ihr in Polen ein und war schon im Mai 1831 auf deutschem Gebiet — nämlich in Danzig — angelangt. Und nun gings mit rasender Eile durch Deutschland hindurch, — im August war die Cholera in Berlin und im September in Wien. Zu allem Ueberfluß brach sie auch noch von Persien her über Konstantinopel zur selben Zeit in Europa ein, und nun gab es kein europäisches Land mehr, das sich vor dem entsezlichen Feinde hätte retten können. Noch 1831 trat die Cholera in England auf, 1832 in Frankreich, 1833 in Spanien, 1834 in Schweden, 1836 in Italien und Tyrol, 1837 in Baiern. Amerika hatte sie bereits mit Hülfe von Auswandererschiffen aus England 1832 erreicht.

Nach 1837 erlosch das Cholerasterben endlich wieder in Europa; aber noch war nicht ein Jahrzehnt verflossen, so war sie auch schon wieder — von neuem 1846 und 47 von Persien her einbrechend — da. 1848 langte sie in Deutschland an und breitete sich von hier wieder über ganz Europa aus.

Seitdem suchte sie uns in jedem Jahrzehnt wenigstens einmal heim.

Im Wesen der Cholera machen sich drei Abstufungen bemerklich, — erstens die leichteste Art der Vergiftung, welche nur den sogenannten Choleradurchfall hervorruft, zweitens die schwerere Vergiftung der Cholerine und drittens die schwerste, die sich in der ausgebildeten Cholera darstellt*).

Der Choleradurchfall unterscheidet sich von gewöhnlichen Durchfällen nicht erheblich, nur fördert er gemeinhin größere Mengen von Fäkalien zutage. Die sehr wässerigen Entleerungen zeigen sich meist noch gallig gefärbt und verlieren diese Färbung erst dann, wenn die Entleerungen, deren sechs, acht und mehr an einem Tage auftreten, besonders rasch aufeinander folgen. Durch die häufige Wiederkehr des Stuhlgangs fühlt sich der Kranke sehr ermattet, er empfindet Durst, im Leibe macht sich das bekannte Kollern bemerklich und der Appetit schwindet. Zuweilen, wenn die Choleravergiftung an Boden gewinnt, wird auch die Stimme des Kranken heiser und es stellen sich Wadenkrämpfe ein; dagegen fehlen bei diesem geringsten Grade der Choleraerkrankung fast immer Leibschmerzen und Harnzwang (Tenesmus).

Nicht selten, aber keineswegs immer, tritt der Choleradurchfall nur als Vorbote der wirklichen Cholera auf, hauptsächlich

*) Siehe Payne, Griechisch-Deutsches Handwörterbuch. Dritte Auflage 1880. Bd. II. *Χολέρα*.

**) Cf. Ersch u. Gruber, Allg Encyklopädie der Wissenschaften u. Künste. 17. Teil. Leipzig 1828 Art. Cholera.

*) In dem patologischen Teile dieser Abhandlung folge ich hauptsächlich der Darstellung des Artikels über die Cholera in der Realencyklopädie der gesammten Heilkunde, herausgegeben von Professor Dr. Eulenburg, Band III, Wien 1880.

dann, wenn nicht rasch umsichtige ärztliche Hilfe eingreifen konnte. Ist dies aber der Fall und entwickelt sich der Choleradurchfall nicht zur eigentlichen Cholera, so tritt nur äußerst selten der Tod, den völliger Kräfteverfall (Kollaps) herbeiführen kann, ein. Die Dauer des Choleradurchfalls kann eine Woche betragen, in wenig Fällen mehr. Die Fäkalien des an diesem Durchfall Erkrankten können ihre spezifische Beschaffenheit durch Uebertragung des Choleragiftes auf Gesunde bewähren, daher müssen sie durch Desinfektion möglichst unschädlich gemacht werden.

Tritt zum Choleradurchfall Erbrechen hinzu, so hat er sich zur Cholerine entwickelt. Gleichzeitig mit dem Erbrechen nehmen die Durchfälle an Zahl und Menge zu und büßen ihre gallige Beschaffenheit ein.

Das Erbrochene weist anfänglich deutlich die Spuren dessen auf, was der Kranke genossen hat, geht später in eine gräulich-gallige Flüssigkeit über und zeigt sich zulezt wässrig.

Bei vielen Kranken meldet sich frühe ein quälender Durst, schmerzendes Ziehen in den Waden und große Ermattung. Allmälich wird die Stimme heiser, das Gesicht fällt ein, die Haut fühlt sich kühl an, indes der Pulsschlag in den meisten Fällen rascher, zuweilen jedoch langsamer wird. Auch an der Zunge zeigen sich die Spuren der große Wasserverluste bedingenden Krankheit durch Klebrig- und Trockenwerden. Aus demselben Grunde nimmt die Harnausleerung (Diuresis) ab, stockt mitunter ganz oder produzirt auch Eiweißspuren. In der Magengegend empfindet der Kranke häufig ein leichtes Druckgefühl, welches beim Betasten (Palpation) zunimmt.

Nicht immer geht die Cholerine aus dem Choleradurchfall hervor, sondern sie tritt oft auch ohne solchen Vorläufer auf, nicht selten ohne in die ausgebildete Cholera sich auszuwachsen. Alsdann ist sie ebenso selten tötlich als der Choleradurchfall.

Bei der eigentlichen Cholera treten alle Krankheitserscheinungen, die wir bei der Cholerine beobachtet haben, in erhöhtem Maße auf. Das Erbrechen kommt fast nie ohne gleichzeitigen Durchfall vor, dagegen fehlt es selbst zuweilen, ohne daß die Krankheit dadurch an Gefährlichkeit wesentlich verlöre. Die Flüssigkeitsausleerungen nehmen bei diesem Grade der Krankheit sogleich den bedrohlichsten Karakter an, indem anstatt gefärbten Darminhalts rasch große Mengen reiswasserähnlicher Entleerungen zutage treten. Diese reiswasserartige Flüssigkeit entstammt dem Blute und wird aus den Blutgefäßen der Darmschleimhaut ausgeschwizt. Diesem Ursprung entsprechend führt sie zahllose Teilchen der Darmschleimhaut, sowie Blutkörperchen, Fettkörperchen, Krystalle der salzigen Blutbestandteile mit sich und verschiedene Formen von Spaltpilzen.

Ist schon im Anfangsstadium der ausgebrochenen Cholera der Darm durch Lähmung verhindert sich zu bewegen, so hat man es mit der besonders gefährlichen trocknen Cholera zu tun, bei der es zu gar keinen Ausleerungen kommt, die reiswasserähnlichen Ausleerungen der Darmschleimhaut stauen sich alsdann im Körper auf.

Der Wasserverlust durch die Ausleerungen macht das Blut dicker und mindert seine Leichtflüssigkeit. Daher geht der Blutumlauf nicht mehr so lebhaft vonstatten, als bei gesunden Menschen; der Pulsschlag, welcher anfänglich, zuweilen bis zu hundertvierzig Schlägen in der Minute, beschleunigt ward, wird langsamer und langsamer, auch die Bluterneuerung in den Lungen wird mehr und mehr erschwert und gehindert; die feinen Haargefäße in der äußeren Haut, in Augen, Nase, Lippen, Zunge, Mundhöhle u. s. w. werden nicht mehr bei jedem Pulsschlage mit neuer Blutzufuhr unterstüzt, daher werden die betreffenden Körperteile kalt, trocken und nehmen bläuliche Färbung an, weil die Verwandlung des dunklen venösen Bluts, in hellrotes arterielles Blut, wie sie sonst ununterbrochen in den Lungen vor sich geht, gestört ist; die Haut wird außerdem runzlig und verliert ihre Elastizität; die Trockenheit der Zunge und Mundhöhle erzeugt jenen quälenden Durst, die des Kehlkopfs macht die Stimme schwach und rauh; das ungenügende Funktioniren der Lungen verursacht Atembeschwerden, Druck und Angstgefühl. Auch durch das Aufhören der Harnabsonderung äußert sich der Feuchtigkeitsmangel im Körper.

Dabei beweisen Muskel- und Nervensystem, daß sie in Mitleidenschaft gezogen sind; das erstere durch Krämpfe, hauptsächlich der Waden- und Bauchmuskeln, ferner durch Schwäche und später durch Lähmung; das Nervensystem durch allerlei eigentümliche Empfindungen und Schmerzen, Gefühl großer innerer Hize, durch Sinnestäuschungen und Teilnahmlosigkeit.

Der Choleraanfall ist um so gefährlicher, je weniger der Herzschlag zu bemerken ist; doch sind Kranke öfter auch dann noch dem Tode entgangen, wenn bei ihnen vom Pulse schon garnichts mehr zu fühlen war.

Die Periode der Besserung des Krankheitszustandes kündigt sich durch allmäliche Hebung der tiefgesunkenen Körpertemperatur an; der Pulsschlag wird wiederum bemerklicher, und was besonders wichtig ist, es tritt Harn- und Schweißabsonderung, sowie Schlaf ein und die Kräfte kehren langsam zurück. Rasches Steigen der Hautwärme und plözliches Aufhören der Ausleerungen sind dagegen nicht als gute Symptome zu betrachten.

Ist der Kranke 36 Stunden nach Ausbruch der Cholera noch am Leben, so kann man sich der Hoffnung auf Besserung hingeben. Die dem Tode Verfallenen sterben gewöhnlich 12 bis 30 Stunden nach dem Beginne des Anfalls. Jedoch sind die Rekonvaleszenten noch nicht aller Gefahr überhoben, wenn sie der Cholera selbst entgangen sind. Nicht selten — etwa einer unter je vier oder fünf — verfallen sie noch einer typhusähnlichen Fieberkrankheit, Choleratyphoid genannt, das wochenlang dauern und tötlich werden kann.

Von den Schuzmitteln gegen die Cholera ist unter allen Umständen das sicherste: Verlassen der von der Epidemie heimgesuchten Gegend und Aufenthalt in einer von ihr freien, am besten in einer derjenigen Ortschaften, welche durch die bisherige Erfahrung überhaupt als cholerafrei bekannt sind, wie wir sie z. B. in Deutschland in Aachen, Baden-Baden, Stuttgart aufzuweisen haben.

Da aber nur verhältnismäßig wenigen Glücklichen solche Flucht vor der Seuche möglich sein wird, so muß sich die große Mehrzahl der Bedrohten mit Schuzmaßregeln von minderer, bei ursprünglich gutem Gesundheitsstande wahrscheinlich aber vollständig ausreichender Beschaffenheit genügen lassen.

Diese bestehen in Mäßigkeit im Essen und Trinken, überhaupt in Enthaltung von Exzessen jeder Art, sowie in Vermeidung von Erkältungen. Dabei weiche man jedoch von seiner gewohnten Lebensweise im großen und ganzen nicht ab, hüte sich vor jeder unnötigen Berührung mit bereits Erkrankten, halte sich, seine Kleidung und Wohnung so sauber als möglich, benuze nicht fremde und unreinliche Aborte, wähle zur Nahrung nur solche Speisen, welche nicht leicht Durchfall verursachen, wie alle schwerverdaulichen oder besonders wasserhaltigen Nahrungsmittel, unter lezteren Salat, rohes Obst, Gurken, Melonen und dergleichen. Als Getränk benuze man nur kräftiges, ja nicht junges Bier, und in kleinen Quantitäten guten Rum oder ein Glas guten Rotweins, auch dem Trinkwasser tut man gut etwas Rotwein zuzusezen. Fleisch, Gemüse und derartiges wasche man mit möglichster Sorgfalt und seze alles, soweit tunlich, vor dem Genusse der Siedehize aus. Was aus Häusern stammt, beziehentlich dort aufbewahrt war, wo Cholera herrschte, genieße man überhaupt nicht. Die Füße und den Leib halte man warm durch Flanell und wollene, auch in der Nacht nicht abzulegende Bauchbinden.

Die Abtritte und die Ausgüsse in den Küchen vergesse man bei seiner Vorsorge gegen die Cholera nicht.

„Durch die Abtritte", heißt es sehr zutreffend in Bocks Buch vom gesunden und kranken Menschen*), „stehen die Häuser meistens mit den Abtrittgruben in direkter Luftverbindung; dasselbe ist der Fall in Küchen, deren Ausgüsse in unterirdische Kanäle münden. Zumal im Winter übt das warme Haus

*) Dreizehnte Auflage. Bearbeitet von Dr. med. Max Julius Zimmermann. Leipzig 1883. Bd. I, S. 689.

einen Zug auf alle die Gase aus, welche diesen ekelhaften Orten entstammen. Nur die wenigsten Menschen machen sich einen richtigen Begriff davon, welche Mengen von Fäulnisgasen auf diese Weise täglich und stündlich freien Zutritt in unsere Wohnungen haben können. Man hat berechnet, daß eine nur zur Hälfte angefüllte Grube mittlerer Größe, von etwa 6 Kubikmeter Inhalt in 24 Stunden 3 1/2 Kilogramm, also über 3000 Liter Fäulnisprodukte an die darüber befindliche Luft abgibt. Das sicherste Mittel, die Abtritts- und Gossenluft aus den Wohnräumen abzuhalten, besteht in einem Wasserverschluß (man läßt das Rohr des Ausgusses nicht frei in die Luft, sondern in eine Schüssel ausmünden oder bringt am Ausflusse eine Sförmig gebogene Röhre an, in der stets ein gewisses Maß Wasser zurückbleibt und die Röhre gegen die äußere Luft abschließt; bei Abtritten das bekannte Wasserkloset). Zur künstlichen Ventilation der Abtritträume empfiehlt Pettenkofer, den Abtritt als einen eigenen Zugkamin zu konstruiren, welcher in einer möglichst luftdicht schließenden Röhre vom Erdgeschoß durch das ganze Haus bis über das Dach geführt ist. In diese Hauptröhre münden in allen Stockwerken die Abtritte ein, deren Oeffnungen möglichst gut verschlossen werden müssen. In dem obersten Abtritte muß, und zwar in der Röhre selbst, eine Flamme die Luft soweit erwärmen, daß die äußere Luft von allen Seiten, also auch durch die Abtrittssitze, in sämmtlichen Stockwerken nach der Röhre zu drängt. Auch durch kleine Windmühlenflügel könnte die Ventilation der Abtrittröhre bewirkt werden."

Mädchen aus Theben.

Bezüglich der Behandlung der bereits an der Cholera Erkrankten scheint uns von all' den vielen verschiedenartigen Metoden und Versuchen, welche bisher zur Empfehlung und Anwendung gekommen sind, gleichfalls das am meisten beherzigenswert, was in dem ebenzitirten vortrefflichen Werke angegeben ist.

Es heißt dort: „Die Behandlung bei ausgebrochener Cholera kann, da wir zur Zeit nur die hauptsächlichsten Erscheinungen derselben kennen, auch nur gegen diese gerichtet sein. Großer Wasserverlust des Blutes, Kälte und träge Zirkulation des eingedickten Blutes sind nun aber die hervortretendsten Erscheinungen, und gegen diese kann natürlicherweise nichts wirksamer als Wärme und Wasser neben Erregungsmitteln sein. Deshalb hält der Verfasser zur Zeit für die einfachste und beste Behandlung die folgende: Bei eintretendem Durchfalle sofort ins warme Bett (Wärmflaschen), heiße Umschläge auf den Leib, Trinken heißen Tee's oder Wassers in mäßigem Grade, leicht verdauliche Nahrung. — Auch durchgeschlagene Abkochungen von Hafermehl, Gerste, Reis u. s. w. sind erlaubt; sie können mit etwas Rotwein vermischt werden. Werden Hände, Füße, Nasenspitze und Zunge kalt, dann muß das Trinken heißen Wassers oder Tee's bedeutend gesteigert werden, auch wenn ein großer Teil davon wieder weggebrochen wird. In dem Falle, daß der Puls kraftloser und schwächer wird, setze man als Erregungsmittel für die Herztätigkeit zu dem heißen Getränke irgend ein Spirituosum (wie Wein, Rum, Spiritus). Nebenbei mag man aber den Durst und die innere Hitze durch mäßigen Genuß kalten Getränkes, wie Bier, Wasser (kohlensaures oder mit Wein), Eis, Champagner oder dergleichen, zu mäßigen suchen. Beim Eintritt der Wärme muß mit der angegebenen heißen und erregenden Behandlung nachgelassen werden, damit nicht zu plötzlich und nicht eine zu große Hitze eintritt; jetzt scheint Bier zum Antreiben der Harnabsonderung am meisten von Nutzen zu sein. Soviel steht aber sicherlich fest, daß, da wir die widernatürliche Ausfuhr von Wasser aus dem Blute bei der Cholera noch nicht hemmen können, die Zufuhr von Flüssigkeit in das eingedickte Blut die Hauptsache bei der Heilung dieser Krankheit ist" *).

(Schluß folgt.)

*) A. a. O. Bd. II, S. 119, 120.

Ein schnurrig Stück Menschenleben.

Humoristische Erzählung von **Hans Eckart.**

(Fortsetzung.)

„Siehst du," begann Christian seufzend von neuem, „kaum daß mir das Glück einen Augenblick gelächelt hatte, begann auch sofort wieder mein unerhörtes Pech. Ich war also in den Familienwagen aufgenommen, — aber wo sollte, wo konnte ich sizen? Im Fond des Wagens saßen Vater und Mutter; ihnen gegenüber die beiden Töchterlein, — reizende Kinder, sag' ich dir, Hans; auf dem Bock neben dem Kutscher saß der Sohn, — es blieb nichts übrig, als daß der Kutscher sich auf den Fußboden seines Sizes hinabsezte und mir seinen Plaz einräumte. So saß ich, aber wie hockte ich da! Hoch oben über den beiden bildhübschen Mägdelein, und mit dem Rücken ihnen zugekehrt, eine Unterhaltung pure Unmöglichkeit, dabei stets der Gefahr ausgesezt, mit meinen ziemlich langen Rockschößen die Hüte der Mädchen zu berühren; hielt ich die Rockschöße mit den Händen fest, so klafften sie auseinander und gaben meine hellkarirten Hosen den Blicken der Wageninsassen preis, sezte ich mich drauf, so drohte bei dem beständigen Stoßen und Rütteln des Wagens und den dadurch hervorgerufenen heftigen Schwankungen meines Körpers der Rock aus allen Näten zu gehen, — kurz, ich mochte tun, was ich wollte, so spielte ich doch auf meinem Kutschertrone eine lächerliche Rolle und das Kichern der Mädchen hinter mir wollte denn auch gar kein Ende nehmen. Und welch' ein Kichern, — gedämpfer Silberglockenklang, — wenn diese Mädchenstimmen einmal laut lachten, — das kam auch oft genug vor, — waren sie völlig bezaubernd. Lache du mich aus, so viel du willst, Hans, — ich verdien' es, da ist kein Zweifel, — aber wars nur der Umstand, daß ich solange unter den denkbar ungünstigsten Umständen ausschließlich in Gemeinschaft mit Barbaren oder beinahe Wilden gelebt hatte, — genug, ich war über und über verliebt, ehe noch der Abend kam, keine drei Stunden, nachdem ich die liebenswürdige Familie zum erstenmal gesehen."

„In welche?" fragte ich jezt ganz ernst.

„In welche, ja, wenn ich das nur gewußt hätte. Ich glaube ernstlich in beide. Schelte mich nicht, Hans," fuhr er fort, als er sah, daß ich mein Gesicht in noch ernsthaftere Falten legte, „was kann ich Unseliger dafür? Auch Schiller liebte beide Mädchen von Lengefeld, — von Bürgers Doppelliebe gar nicht zu reden."

„Wirst du wieder geliebt, Christian?" examinirte ich mit unzerstörbarem Ernst weiter.

„Ich — keine Idee. Ueberhaupt diese Frage, — ob ich wiedergeliebt werde, — es ist ja längst alles vorbei, — ich habe sie seit dem einen Tage nie wieder gesehen."

„Nun, da brauchst du also nicht mehr zu seufzen. —"

„Erst recht grade, — denn es ist alles vorbei, alles, nur eines nicht, — meine Verliebtheit. — Siehst du, seit ich jezt mit meiner Preisarbeit fertig bin, regt sich in mir wieder der Mensch, der heißblütige, lebenslustige Mensch, die lieblichen, schelmischen, entzückenden Gesichter tauchen täglich — und nächtlich in meinen Träumen — deutlicher, lockender in meinem Gedächtnisse auf, es ist mir, als ob die längst verwelkten Blumen, die sie mir zum Abschiede auf dem Bahnhof in Eisenberg, wohin mich noch selbigen Abend die ganze liebenswürdige Familie begleitete, gegeben hatten, wieder zu duften begönnen, — ich bin also verliebt, hoffnungslos verliebt, so hoffnungslos wie nur je ein Mensch, oder wahrscheinlich wie nie ein Mensch vor mir." —

„Na, aber Christian, so schlimm ist die Sache doch nicht, — suche die ungeheuer liebenswürdige Familie auf, wähle dir von den zwei Mädchen vorläufig eines, — ungefähr so wie es Schiller gemacht, auf solche Abwege wie Bürger wirst du hoffentlich nicht kommen, — und heirate sie, wenn's eben nicht anders sein kann."

„Schweig, ich bitte dich, schweig mir vom Heiraten, Hans. — ich heirate ganz gewiß nie. Ja wenn ich wählen könnte, vielleicht würde dann noch alles gut, aber dazu müßte ich wieder mit der Familie zusammenkommen, und dazu müßte ich wissen, wo sie wohnt, wie sie heißt —."

Diesmal vermochte ich meinen Ernst nicht mehr zu wahren, ich lachte laut auf.

„Du bist ein Prachtkerl, Christian," rief ich. „Liebt der Mensch zwei Mädchen auf einmal und kümmert sich nicht einmal darum, wie sie heißen und wo sie wohnen — —"

„Gekümmert habe ich mich schon darum, aber ich war damals, als ich plözlich aus wochenlanger Höllenqual befreit wurde, so entzückt, verwirrt und verlegen zugleich, daß der Name, den mir der joviale alte Herr nannte, an mein Ohr schlug, ohne in meinem Gedächtnis haften zu bleiben. Ich glaubte ihn zwar zu wissen, als ich mich aber seiner erinnern wollte, es war auf der Eisenbahnfahrt nach einem tiefen Schlaf, in den ich kurz nach meiner Abfahrt von Eisenberg verfallen war, — wir hatten noch auf die fröhliche Bekanntschaft und auf ebenso fröhliches Wiedersehen eine erkleckliche Anzahl Flaschen köstlichen Weins geleert, — — da war er wie ausgelöscht. Anfänglich tröstete ich mich mit dem Entschluß, innerhalb der nächsten sechs Wochen auf einige Tage nach Eisenberg zurückzukehren und die Familie aufzusuchen, — aber das verhinderte die unglückliche Preisarbeit, die in Angriff zu nehmen, mein alter Oheim mir auf das dringendste anriet. — Als ich damit einmal begonnen, nahm mich das interessante Tema und der Ehrgeiz, den Preis zu erringen, gefangen, — ich vergrub mich in die Bücher und schaute nicht auf, dachte über nichts anderes nach, bis die Arbeit endlich, weil der festgesezte Einlieferungstermin vor der Tür stand, abgeschlossen werden mußte, und nun, da der Bücherwurm wieder Mensch wurde, war's zu spät. Ich bin freilich in Eisenberg gewesen, habe nach einer Familie mit zwei Töchtern und einem Sohn, der junger Student war, überall geforscht — —"

Er hielt inne, seufzte wieder tief auf und zuckte verzweifelt die Achseln.

„Du fandest keine Spur einer solchen Familie, — — wenn du nicht gar zu ungeschickt gesucht hast, ist das kaum denkbar. — —"

„Im Gegenteil: ich habe zu viel Spuren — —, vier, fünf solche Familien entdeckte ich, — alle natürlich abgereist, — eine zu vorübergehendem Aufenthalte hier am Orte. Diese suchte ich zuerst auf, — alles stimmte: eine behäbige Mutter, ein behäbigerer, urgemütlicher Vater, ein flotter, nur zu flotter Bruder Studio, zwei Töchter, — aber alle hatte ich, — alle hatten mich noch nie im Leben gesehen, und die Töchter — o du mein grundgütiger Himmel! — gut mögen sie sehr sein und entgegenkommend sind sie auch sehr, — aber hübsch waren sie nie, — lang, erschreckend mager, — mindestens schier dreißig Jahre, — das war mein erster Fund. Die zweite der Familien schien mir ganz sicher die rechte zu sein, der Name klang mir, je öfter ich mir die Sache überlegte, desto bekannter, endlich hätte ich fast schwören mögen, die müßtens sein, — leider wohnten sie weit entfernt, deshalb konnte ich mich nur brieflich melden. Ich schrieb also, daß ich mich mit Freuden der frohen Stunde und aller Freundlichkeit erinnere u. s. w. Acht bange Tage wartete ich, dann kam ein Brief, der mir in gar nicht mißzuverstehender Weise mitteilte, daß man mich für einen Narren hielte, man habe einen Menschen meines Namens nie gesehen und wünsche, wie wörtlich zu lesen stand — mir „künftig die Mühe des Briefschreibens nicht mehr zu machen."

„Und die übrigen Familien?"

„Von einer erhielt ich gar keine Antwort. Der vierte Familienvater endlich schrieb mir kurz und bündig: ‚Wir hatten zwar das Vergnügen, in Eisenberg einen angenehmen jungen

Mann kennen zu lernen, dessen ich mich schon deswegen sehr wohl erinnere, weil er mir die Ehre erwies, sich von mir zwanzig Taler zu borgen und dann ohne Abschied abzureisen, aber dieser nannte sich damals nicht Christian Gutenbier — sondern Klemens Rosenfeld. Sollten Sie, geehrter Herr Gutenbier, diesen liebenswürdigen Jüngling zufällig kennen, so haben sie die Güte ihm mitzuteilen, daß wir noch leben und gesund sind.'"

„Tragisch — ungeheuer tragisch," lachte ich. „Der hielt dich offenbar für den verkappen Klemens Rosenfeld."

Christian nickte. „Habe ich nun nicht recht, daß ich der größte Pechvogel unter der Sonne bin?"

„Tröste dich, altes Haus, wenn du den Preis gewonnen hast, bist du ein gemachter Mann und bekommst Frauen so viel wie ein türkischer Pascha. Man greife nur nach Mädchen, Kronen, Gold — sagt der alte Goethe und der verstands, wie nur einer." — Er schüttelte betrübt den Lockenkopf.

„Helene oder Hedwig — heißt meine Losung for ever. Und dann dieses Wenn, — dieses unglückselige Wenn —, es sind über ein Dutzend Preisbewerber aufgetreten, — da wär's schon ein Wunder, wenn ich das enorme Glück hätte, unter Zwölfen der eine Glückliche zu sein — bei meinem Pech ist gar nicht daran zu denken, und zu allem Ueberfluß kenne ich die Schwächen meiner Arbeit, — das ungeheure Material, — die massenhafte Literatur des Gegenstandes vermochte ich in der kurzen Zeit nicht zum fünften Teil zu bewältigen, obgleich ich Tag und Nacht und mit fieberischer Hast studirte — eine Stümperarbeit ist es, die ich geliefert habe, weiter nichts, — ich habe schon die Hoffnung aufgegeben, daß sie auch nur lobend erwähnt wird."

Ganz trostlos schaute er vor sich nieder.

Meine aufmunternde Zusprache vermochte nichts über seine hoffnungsarme Zaghaftigkeit. Gesenkten Hauptes und düstern Blicks ging er neben mir her heimwärts. — —

Wir sahen uns längere Zeit nicht wieder, da ich verreisen mußte und ihn erst nach drei Wochen aufs neue besuchen konnte. Er schaute nicht minder trübselig darein, als vordem, vielleicht noch trübseliger. Jetzt wäre für ihn alle Hoffnung vorbei, meinte er; und dann schüttete er mir sein Herz aus.

Der arme Christian Gutenbier hatte neben seiner Leidenschaft für die zwei unbekannten Mädchen, oder vielmehr lange **vor** dieser Leidenschaft schon einen Lieblings- und Lebenswunsch gehabt: er wollte Geschichtsforscher werden.

Schon in seinen frühen Kinderjahren hatte diese Neigung sich mehr oder minder deutlich dokumentirt, — er war von früh auf ein Sammelfanatiker inbezug auf alles Gedruckte gewesen. So sehr er an Sauberkeit gewöhnt war und stets darauf gehalten hatte, war ihm doch niemals ein Wurst- oder Käsepapier zu schmuzig gewesen, es prüfend durchzubuchstabiren und dann sorgfältig aufzubewahren. Daneben führte er, fast seit er schreiben konnte, ein Tagebuch, worin nicht nur alle wichtigen und unwichtigen Ereignisse seines eigenen Lebens, sondern auch des Lebens seiner Verwandten und Bekannten auf Tag und Stunde und jeder begleitende Umstand zu lesen war. Mit der Geschichte aller Völker des Erdballs, soweit sie eine Geschichte haben, war er, als er noch junger Gymnasiast war, völlig vertraut; was ihm in der Schule von der Weltgeschichte gelehrt wurde, genügte ihm nie, sein Studium ging stets weit über die Ziele des Schulunterrichts hinaus. Als Schüler der oberen Gymnasialklassen machte er schon alle ihm nur erreichbaren Bibliotheken unsicher, stöberte in alten Scharteken umher und schleppte Berge von Notizen zusammen über Dinge und Ereignisse, von denen kaum ein Mensch noch etwas wußte.

Daher war denn auch sein Hauptstudium auf der Universität die Geschichte gewesen und in seinen „kühnsten Träumen" hatte er sich stets als Geschichtsprofessor auf irgend einer angesehenen Universität vor einem weniger zahlreichen als verständnisvoll lauschendem Auditorium gesehen, dem er die überraschenden Resultate seiner tiefgründigen Forschungen vortrug.

Seine Eltern waren früh gestorben, Vermögen hatten sie ihrer zahlreichen Kinderschaar nur blutwenig hinterlassen können. Der Vater war Gymnasialoberlehrer gewesen und hatte sich über die ungezogenen Buben der vornehmen Lehranstalt, an der er wirkte, die Schwindsucht angeärgert, soweit er sie sich nicht mit unermüdlichem Privatunterrichtgeben angearbeitet hatte.

In die kleine Hinterlassenschaft teilten sich die drei älteren Schwestern Christians, für die vier Söhne blieb kein Heller übrig. Der eine war Kaufmannskommis, — dieser schlug sich eben so leidlich durchs Leben. Der zweite lernte die Oekonomie und wollte dereinst Wirtschaftsinspektor werden. Der dritte — mein Freund Christian, war zur Zeit als Vater und Mutter starben, — der Vater im Frühjahr, die Mutter im Herbst — Primaner gewesen. Er mußte froh sein, daß ein gutmütiger Oheim, der Bruder seiner Mutter, sich seiner annahm, ihm für fünf Jahre eine Unterstüzung von jährlich 300 Mark aussezte und ihn weiter studiren ließ.

Der Onkel war nicht nur ein gutmütiger, sondern auch ein verständiger Mann. Nach einer wohl etwas wild verlebten Jugend, deren Wirrsale ihn — man konnte nicht recht erfahren, weshalb — nach Amerika geschleudert hatten — war er ein mit großer Energie nach gesichertem Auskommen strebender Mensch geworden; und es war ihm gelungen, ein ziemlich beträchtliches Vermögen teils zu erarbeiten, teils zu erheiraten. Lezteres hatte er ihm Laufe von sechszehn Jahren dreimal getan, — jede der drei Gattinnen hatte dem Vermögenden Vermögen zugebracht, wie Kundige wissen wollten: die zweite mehr als die erste, die dritte mehr als die zweite. Die erste starb nach neunjähriger kinderlosen Ehe, — die zweite im ersten Wochenbett und ersten Ehejahre, — die dritte nach fast vierjähriger an den Folgen eines großen Schrecks, — bei der Heimfahrt von Amerika nach Deutschland strandete ihr Schiff und wäre mit Mann und Maus zugrunde gegangen, wenn ihm nicht ein anderes Schiff noch im lezten Augenblicke zu Hilfe gekommen wäre. Mit der noch jungen Frau starb das lezte Kind, das sie ihrem bereits alternden Manne zu schenken hatte hoffen dürfen. Das Schicksal hatte beschlossen, daß Onkel Toska kinderlos bleiben sollte.

Das Unglück in der Ehe hatte den Onkel verschlossen und fast menschenscheu gemacht. Sein gutes Herz zwang ihn oft genug, sich der Menschen anzunehmen, aber er tat es am liebsten, ohne mit ihnen persönlich in Berührung zu kommen. So bekam ihn auch der Neffe gar nicht häufig zu sehen, — um so pünktlicher wurden die 25 Mark alle Monate für diesen bezahlt, welche der Onkel bewilligt hatte.

25 Mark monatlich war wenig, denn es war genau die Summe, welche Christian der Familie, bei welcher er wohnte, als Pensionsgeld zu zahlen hatte. So war ihm Wohnung und Nahrung gesichert, — für Kleidung sorgte der Onkel stets rechtzeitig auch, und für seine sonstigen kleinen Bedürfnisse sollte er sich das Geld erarbeiten, hatte der Onkel gesagt.

Das hatte er denn auch getan, — er hatte, dem Beispiel seines Vaters folgend, schon als Gymnasiast Privatstunden erteilt; als Student fuhr er damit fort. Auf der Universität kam ihm, dem Sohn des staatlich angestellt gewesenen Oberlehrers ein Stipendium zu Hilfe, das ihm erlaubte, seiner Herzensneigung zu folgen und sich langsam eine recht gute Bibliotek historischer Werke anzuschaffen.

So hatte er denn zu leben und zu studiren vermocht — fünf Jahre lang. Nun stand er am Schlusse seines achten Universitätssemesters, — ein Jahr von jenen fünfen hatte er noch auf dem Gymnasium zubringen müssen, — die Stunde der Lebenswende konnte jeden Augenblick schlagen.

Onkel Toska, der Amerikaner, war gutmütig und verständig, aber noch mehr energisch und einer jener praktischen Menschen, wie sie amerikanisches Leben und Treiben so vielfach erzeugt, — er wollte stets greifbare Resultate jedes Arbeitens und Strebens, auch jedes Studirens und geistigen Schaffens sehen. So war es denn nur natürlich gewesen, daß er sehr entschieden den Kopf geschüttelt hatte zu Christians Vorsaz, Geschichtsforscher und wenn möglich sogleich nach Beendigung des Universitätsstudiums Privatdozent zu werden.

„Gelehrte Hungerleiderei," hatte er unwillig vor sich hingebrummt, „überhaupt dummes Zeug, — dieses Bibliotekenstaubschlucken als Lebensberuf, — ins volle praktische Menschenleben hinein, — Lehrer werden, — Gymnasialprofessor, — dann Direktor, — vortragender Rat im Unterrichtsministerium, — das ist noch allenfalls etwas, wenn einer schon einmal vernagelt genug war, die dumme Philologie zum Beruf zu erwählen."

Gegenwärtig nun war's — wie Christian mir berichtete — sicher, daß sein Onkel die Hand von ihm abziehen werde, für den Fall, daß er — Christian — auf seinem Willen beharre, als Universitätslehrer eine minder zukunftssichere Laufbahn einzuschlagen.

„Und du kannst dir denken, Hans," sezte er mit einem Gesichte, wie ein zum Tode Verurteilter hinzu: „daß ich jezt, wo ich aus der Preiskonkurrenz ganz sicher ohne jeden Erfolg hervorgehe, am allerwenigsten Aussicht und auch Lust habe, den Ohm um weitere Unterstüzung zur Erfüllung meiner Wünsche zu drängen, — überhaupt bin ich zu alt, um länger von Unterstüzungen leben zu können, — auch habe ich nicht mehr den Lebensmut — weder um dreist und auf gut Glück einer zweifelhaften sorgenvollen Zukunft entgegenzugehen, noch um mich in die Misère eines Schulmeisterdaseins, — die mir das Beispiel meines armen Vaters nur allzusehr verleidet hat — zu stürzen. Mit mir ist es aus, — ehe es noch so recht angefangen hat, — sage ich dir, Hans."

„Aber Christian, — das ist ja doch toll, — du hast nicht mehr den Lebensmut, — wer hat dir ihn geraubt, — doch nicht die im Grunde blos komische Geschichte der allerdings ziemlich hoffnungslosen doppelten Liebe zu dem unbekannten Schwesterpaar?"

Er seufzte, daß es einen Stein hätte erbarmen können. „Mir ist diese Sache gewiß nicht komisch, — du weißt, wenn mich einmal ein Gedanke oder gar ein Gefühl gepackt hat, so läßt es mich nimmer los. Und so ist's hier erst recht — die Mädchenbilder umgaukeln mich bei Tag und bei Nacht, — sie sind jezt noch mein einzig Glück und doch auch mein größtes Leid. — —"

Ich nahm ihn bei der Schulter und schüttelte ihn derb.

„Mensch, raffe dich auf, — zunächst hinaus aus deiner düsteren Klause — da draußen lacht ein wunderbarer Sommertag, — hinaus in Wiesengrün und Waldesduft und unter frohe, lebenslustige Menschen."

Er folgte widerwillig.

„Die Menschen wollen von mir armem Schlucker nichts wissen, mein trübseliges Gesicht und meine hoffnungslose Zukunft lassen sie kalt und in vornehmer Nichtachtung an mir vorübergehen, und wenn einer es der Mühe wert hält, bei mir flüchtig stillzustehen, so geschieht es fast immer nur, um über meinen Unglücksnamen einen möglichst schlechten Wiz zu reißen."

„Schweig mir nur von diesem Tema, — die Menschen sind nicht so schlecht und so gleichgültig gegen dich, die Welt ist nicht so düster und trostlos, als du dir einredest. — —"

Inzwischen waren wir auf der Straße angekommen und schritten langsam fürbaß dem nächsten Tore zu.

Wie um meine Worte zu bestätigen und Christians verzweifelte Auffassung zu widerlegen, lachte die Sonne so strahlenhell und ohne alle sengende Glut, nur wohltuend, nicht belästigend hernieder, und die Menschen, welche wir gleich uns der frischen Parkluft vor dem Tore zustrebend trafen, zeigten alle frohe Gesichter, lachten und scherzten, daß es eine Lust war.

„Wie wird dir, Christian?" fragte ich.

„Immer übler zu Mut," entgegnete er. „Der Kontrast dieses glänzenden Sonnenlichts und dieser lachenden Menschengesichter zu meiner Stimmung ist zu grell. Dazu das Bewußtsein, daß sich von all den frohen Menschen der ganzen Welt kein einziger um mich kümmert — —"

„Ei guten Tag, mein verehrter Herr Gutenbier," tönte eine wahre Donnerstimme in Christians Worte hinein.

Aeußerst überrascht schauten wir beide uns um. Hinter uns stand ein älterer Offizier, der Major von Zahlen; das allezeit wetter- und weingerötete Gesicht war in die jovialsten Falten gelegt und seine mächtige, weißbehandschuhte Rechte Christian entgegengestreckt.

Christian stotterte in höchster Ueberraschung ein paar unverständliche Worte. Er hatte alle Ursache überrascht zu sein, der Major, Vater von sechs als Schönheiten berühmten Töchtern, hatte sich fast nie um ihn gekümmert, obgleich Christian ihm auf einem Universitätsballe vorgestellt worden war.

(Fortsezung folgt.)

Die blaue Blume.

Eine Sommernachtsphantasie.

Von Dr. Albert Lindner.

Es war einmal — wer hat es gesehen? Wer hat es erlebt? Niemand. Und doch war es einmal! Wenn du es findest, wenn's dir „passirt", untersuch es nicht! Deut' es nicht! Sonst neckt es und äfft es und ärgert dich — lange drüber hinaus. Du mußt es hinnehmen — gläubig mit Kindesherzen, und wär's mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde. Es ist wie der Regenbogen, den du von fern an einer Felswand siehst; kommst du näher, so schwindet's weg und du bemerkst am Felsen nur lichten, wolkigen Dunst. Es ist wie die Libelle, die über dem Dache flattert: in allen Regenbogenfarben spielt sie vor deinem entzückten Auge. „Muß das ein schönes Geschöpf sein," denkst du. „Die willst du doch einmal näher betrachten!" Du fängst das schillernde Tierchen mit der hohlen Hand, und was hast du nun? Ein traurig-graues, beinah ekelhaftes Insekt! Nur wer sie glaubt, dem leben die Götter, dem werden die Wunder wahr. Bist du das nicht imstande, dann lege das Blatt weg und vertiefe dich lieber in die Lösung einer algebraischen Aufgabe. Denn was ich dir anbiete, ist eitel unnüze Flunkerei, nüzt keinem was und ist auch nicht geschrieben für einen ernsthaften, trocknen, logischen Denker wie du es bist. Du würdest nur irre an mir und an dir, weil ich dazu eine so ernste und aufrichtige Miene mache. Das liegt eben daran, weil mir die Sache Wahrheit ist, die dir eine Phantasterei zu sein scheint. Ich führe dich in den Mondschein hinaus, in die schwüle, quellende Juninacht. Seze dir eine Kappe auf, damit du den Mondstich nicht bekommst, und wenn Gespenster erscheinen sollten, so sprich dein Stoßgebet: „Zweimal zwei ist vier," oder: „Es regnet. Was folgt daraus? Mein Rock wird naß. O geheimnisvolle, wunderbare Wahrheit, beschüze mich!" Ich kenne dich. Du bist einer von denen, welchen man kein Glas 1868ger Hochheimer Domdechanei vorsezen darf, wenn man dir nicht zu sagen weiß, wieviel Prozent Alkohol, Zuckerstoff, Sprit und Wasser dabei sind, denen man keine duftende Blume unter die Nase halten darf, wenn man dich nicht zu benachrichtigen weiß, in welche Unterabteilung einer Linné'schen Hauptabteilung sie gehöre. Gehe du in den hintersten Winkel deines Studirzimmers, wohin kein Sonnenstrahl fällt, nimm einen schweinsledernen Folianten herbei und laß dir durch die Magd ein Glas Brunnenwasser zur Stärkung holen. Mit dir bin ich fertig.

Dieser Mensch sieht mich so hochmütig an im überlegenen Bewußtsein seines Wissens. Ich will ihm doch etwas Erlebtes erzählen. Wenn er soviel gelernt hat, wird er mir die seltsame Geschichte zu deuten wissen. Ging ich da neulich durch eine Waldschlucht, an deren Eingang eine kleine blaue Blume ihren schmachtenden Kelch zu den Sternen hob. „Höchstens indische Lotos," schnarrt es hinter mir, „sonst wüßt' ich nicht, welche Spezies des Nachts ihren Kelch nicht schlösse oder wenigstens zur Erde senkte!" — Die Blume duftete stundenweit, und ein Klingen und Singen schwoll um sie her, je näher der einsame Wanderer an sie herankam. — „Dummheit! Phantasterei! Einbildung!" murmelte es hinter mir. — Ich versenkte mein Auge in den Kelch, und wie ich es wieder hob, schien mir die Umgebung verwandelt. Alles hatte Sprache, Gestalt gewonnen. Von allen Seiten lachten, lächelten, grinsten Gesichter zu mir her, winkten Finger mich heran, rauschten Lieder mir zu Ohr. — „Lassen Sie mich zufrieden!" schreit der Kerl hinter mir. „Das können Sie Narren weiß machen. Die Zeiten des romantischen Dusels, der Tieck, Brentano, Novalis sind vorüber, wir leben im Zeitalter der Aufklärung und der Wissenschaft."

Ich achtete nicht weiter auf den Philister, der mir folgte, sondern betrat die Schlucht. Finsternis lagerte sich, wohin der Fuß trat, feuchtes Moos quoll unter der Sohle, als schritt ich über den Rücken des schlafenden Lindwurm, den Siegfried schlug. Kleine lichte Pünktchen schimmerten zahllos über meinem Haupte an Stellen, die der ragende Wuchs der Tannen auf beiden Wänden der Schlucht nach oben freiließ. Plözlich blieb ich stehen und schauderte. „Siehst du nichts?" fragte ich leise nach hinten. „Was, Verehrter?" frug es kalt und spöttisch zurück. Aus der Felswand reckt sich ein Arm, dürr und mager, spreizt die Finger nach uns, glüht mich unheimlich von oben an — ich erkenne deutlich das scheußliche Profil der Waldhexe, die über den Wald sich

Lisi in der Schenke. (Seite 580.)

neigt. — „Krummer Tannenast!“ schnarrt es hinter mir. — Aber die Augen, grünlich, hämisch, lauernd wie Augen des Katers, der sich zum Sprung auf das spielende Vöglein rüstet! — „Zwei Johanniswürmer, du Schafskopf!“ — Und auf der anderen Seite lauert einer, hat einen mächtigen Buckel, den dicken Kopf auf den Schoß geneigt. — „Erlenbusch!“ — Aber die Nägel an den Zehen! Dehnen sich fußlang vor ihm am Boden hin! — „Blätter des Sumpflattichs!“ — Nein, es ist ein Verzauberter, ein Prinz vielleicht! Siehe, wie ihm Diamanten vom Kleide tropfen, Perlen in tausendfachem Glanze vom Haupte rieseln! — „Kleine Waldquelle, die dort vom Felsen fällt!“ — Es ist Elfenkönigs Gebiet, dort das Portal seines Wunderschlosses. Deutlicher schimmert der Eingang. — „Ausgang aus der Schlucht.“ — Zwei Gnomen halten Wache, an die Pforte gehockt! — „Weidenstümpfe.“ — Rings her quirlt es, wiegt sichs, weiße Gewänder flattern, zärtliche Mädchenarme winken! — „Nebelfezen um die Stämme der Tannen. Der Kerl ist total verrückt!“ murmelt der Begleiter, dessen Gefühllosigkeit mein Blut erregt. — Horch, die Musik im Schloß, das Geräusch eines Festbankets! — „Die Erlenblätter rascheln im Abendhauch.“ — Und da warnt einer den Wächter auf der Zinne, daß sich Sterbliche nahen dem Elfenschloß: Recke den Kopf! Wecke, wecke, wecke die Garrde! — „Wiesenfrösche dort in der Niederung.“ — Trunk! Trunk! Trunk! ruft eine durstige Ritterkehle im Banketsaale! — „Eine Unke im Sumpfe dort!“ — Daß du verdammt wärst mit deiner Katederweisheit, rief ich hinter mich, beeilte meinen Schritt, um des mürrischen Lehrmeisters ledig zu werden, und trat durch das Felsenportal, weil ich mutig allen Gefahren im Zauberschlosse trozen wollte — in die breit vor mir gelagerte Landschaft. In der Nähe rieselte ein Wiesenbach seines stillen träumerischen Wegs. Felder vom Korne schwellend wiegten sich um mich her und die würzige Blüte des Roggens füllte die weiche Luft. Oben hing die silberne Mondscheibe und mühte sich vergeblich, durch das Blätterdach zu lugen, welches die Erlenbüsche über den spielenden Bach gewoben, der wie ein launischer eigenwilliger Knabe tat, immer tollend, immer schwazend, immer tänzelnd. Wo ein Zweig sich zum Wasser bog, hob er sich und holte sich einen flüchtigen Kuß. Wo ein Stein ihm im Wege lag, fing er zu schäumen und zu zanken an. Plözlich ward es stiller, das feuchte Kind. Es schien vom Spiel einschlafen zu wollen, und unhörbar schlich seine Welle zwischen den Ufergräsern hin. Der Mond wob Silberfäden durch das Laubwerk der überhängenden Erlenbüsche, und wiegte, wo keine Blätter wehrten, sein eitles Narcissusantliz auf dem Wasserspiegel. Und reger wards in den Lüften über mir, und auf des Mondstrahls goldener Leiter stiegen viel tausend helle zierliche Gestalten zur Erde nieder mit geschäft'gem Tun. Und nun begann ein wundersames Werk. Da ballten sie, die stillen Juweliere, den nächtgen Tau zu Tropfen, hängten sie an Halmesspizen auf, die, so beträuft, wie trunkene Zecher hin und wieder schwankten; schmückten damit als wie mit Brautgeschmeid auch schlafende Blumen, ihre Freundinnen. Und andere Schaaren flogen über Felder voll üppigen Korns und weheten geschäftig den giftigen Mehltau von den schweren Aehren, und wo die Loh' pestatmend und erstickend, an böser Sternen tückischem Strahl gebraut, um, wie die Schlange ihr Opfer, Gesträuch und Bäume tötend zu umwinden, da schlossen sich die Wesen eng zusammen und breiteten die Flügel drüber hin und schüzten mit dem Flügelschirm die Früchte. Und tausend andere trugen Farb und Pinsel und huschten emsig durch Gestrüpp und Dorn und malten dort noch einem Erdbeerlein die Wange rot, daß es dem artigen Knaben am Morgen aus dem Busch entgegen glüh, und tupften hier noch eine Rose schnell, daß sie bereit sei, früh die volle Brust der Müllerin zum Kirchengang zu schmücken. Auch schleppten andere sich mit Honigkrügen und gossen alle Blumenkelche voll. Aus Eimerchen, gefüllt mit süßer Würze, besprengten sie die Gräser und besorgten, sowie ein Wirt, durch seiner Gäste Reih'n hindurchschreitend leere Gläser wieder füllt, so jene im großen Gasthaus der Natur für Meister Wurm den Tisch und für Frau Biene. — Doch wie der Schaar der Männer und der Frauen zur Sommerszeit, wenn sie die Wiesen mähen, hinauf aufs Feld ein Haufe Kinder folgt, mit müßgem Spiele sich im Grase tummelnd, wenn jene rührig bei der Arbeit stehn, und wie der Drohnen faules Volk im Stock: so trieb sich hier ein loses Völkchen um, mutwilliger Spiele froh, die schelmischen Nachzügler jener segenstreuenden Schaaren. Im Nebel quirlend webten sie behend sich Kappen daraus und Mäntel toll geformt, phantastische Gebilde, die den Blick des Wandrers äffen und vom Wege locken. Und wieder andere flochten bunte Bilder aus luftgem Traumzeug und versenkten sie tief in den Fluß, daß sie des Träumers Auge betört hinabziehe in die grünen Wellen. — „Haben Sie keine Prise?“ fragte der Lange, Graue hinter mir und steckte seine eminent lange Nase über meine Schulter. Ein brauner Schnupftabakstropfen hing an ihrer Spize und blizte im Mondlicht. Eh' er auf meinen Rock fiel, machte ich eine Wendung und erwiderte kurz und bündig: Nein. — „Der Nebel steigt von den Wiesen auf, man wird sich einen Schnupfen holen bei alledem.“ — Holen Sie Sich ihn! rief ich ärgerlich und schritt weiter. Zwischen den Büschen ward es lebendig. Reiterinnen in blankem Harnisch, den funkelnden Helm auf fliegenden Locken zogen über die nebelnden Wiesen hin. Löwen sprangen ihnen zur Seite wie Rüden dem Jägerzug. — „Ist denn das möglich, daß es schon 1 Uhr vorbei ist?“ — Bunte Papageien schaukeln sich auf den Aesten und jeder plappert ein anderes Märchen aus Inderland; seltsame Vögel schwirren durch die duftende Luft. Schlösser nicken von Bergeshöhen, aus Glas und Krystall gebaut. — „Hören Sie, über eine gute Taschenuhr geht gar nichts. Ich wache alle Morgen mit dem lezten und sechsten Turmglockenschlage auf, und da bringt mir das Mädchen auch pünktlich, keine Minute später, den Morgenkaffee, und so weiß ich immer, woran ich mit der Zeit bin.“ — Aus den Schießscharten gucken kleine Zwerge mit großen Wackelköpfen, Fontänen gehen unten im Tal spazieren, aus ihren Röhren sprudeln funkelnde Blumen in die Luft. — „Sie irren Sich wiederum, mein Bester. Zwei dralle Dorfmägde spülen ihre schmuzige Wäsche am Bache dort.“ — Ein Konzert von Düften wallt durch die Luft, die Natur ein einziges Orchester um mich her vom Wurm hinauf bis zum Sonnenball, der durch den Weltraum donnert. — „Kohlenoxyd-Gas, wie die Spektralanalyse für uns entdeckt hat.“ — Ich werde toll! Milliarden von Genien tummeln sich müßig in diesem Aeter, ist denn keiner, der mich von diesem Gewäsch erlöse? — „Gewäsch? Ha gut, daß Sie mich dran erinnern: ich muß morgen meine Hemden zur Waschfrau schicken — ausgezeichneter Shirting.“ — Voller Wut sah ich mich nach einem Entrinnen um. Im Hollunderbusche schluchzte eine Nachtigall ihre langgezognen Schmerzen in die nahende Morgenluft. Mein Begleiter machte seine kurze Pfeife zurecht und fing an mit Stein und Stahl zu hantiren. Aber der Schwamm wollte nicht fangen. Rosig spielten die ersten, kaum geborenen Morgensonnenlichter im Laubdom über mir. Von ihrem Golde gleißte die stille Welle des Baches. Der ersten Aesung nach, auf den dampfenden Rand des Waldes zu, wiegte sich lautlosen Flugs die Mandelkrähe. — Auf der Chaussee drüben knarrte ein Fuhrmannswagen. — „Der Kerl muß Feuer haben. Guten Morgen!“ rief der Graue und stapfte mit seinen langen Beinen durch das taufeuchte Gras auf den Wagen zu. Ich war ihn los, aber mich fröstelte. Mir war wie einem Ballgast, der aus den traulichen Festräumen, wo blaue Augen locken und roter Wein in geschliffenem Glase funkelt, hinausgetreten in die Morgenluft. An die blaue Blume dacht' ich wieder daheim, als ich den Erlebnissen der Nacht nachsann. — Unsere Schriftsteller gedenken ihrer, wenn sie von der Romantik reden. Woher haben sie diesen Ausdruck? Literarisch läßt sie sich zuerst nachweisen in dem Romane „Heinrich von Osterdingen“ von Hardenberg (Novalis). Da spielt sie die Rolle jene Wunderblume

Mit ihrem Kelch so tief,
In dem das Zauberwesen
Der deutschen Dichtung schlief —

wie ein späterer Dichter sie interpretirt hat. Aber gefunden hat sie noch niemand. Auch Novalis sah sie nur im Traume, und als er sich bückte, um sie zu pflücken, verwandelte sich der Blumenkelch in ein süßes Mädchenantliz. Die blaue Farbe hat es uns angetan, das Ewige, das Mystische, das Unbegreifliche kleidet sich in ihre Livree. Sie ist das Sinnbild der beiden Unendlichkeiten, die unser Leben einschließen, der Unendlichkeiten nach vorn und nach rückwärts. Nimm ein Boot am Golfe von Neapel und fahre hinaus in die Wasserwelt, nach Capri zu. Der blaue Himmel hebt sich über dir, eine unmeßbare Höhe. Die blaue Meerestiefe senkt sich unter dir, und dein Auge ermißt den Grund nicht. Nur die Welle, über die dein Boot gleitet, ist Gegenwart, das Boot dein Leben.

Auch die Slaven haben einen Mytus von der blauen Blume, die versteckt in den Gräsern der Steppe sich dem Wanderer nur durch den süßen Geruch verrät. Viele haben nach ihr gesucht, viele suchen noch heute. Aber wehe dem, der sie jemals fände! Es hätte die Wirkung auf ihn, wie das verschleierte Bild zu Sais auf den Jüngling: aller Farben und Blüten entkleidet sah er die Schöpfung vor sich liegen, und was ihm ein schöner, süßer Mädchenleib früher geschienen, stellte sich ihm dar als ein wüster Haufe von Knochen, Muskeln, Fasern und Sehnen. Für alle kindlich unbefangenen Gemüter — und das waren die echten Dichter von Anbeginn und immerdar — gilt, was der Dichter sagt:

Nur der Irrtum ist das Leben
Und das Wissen ist der Tod.

Unsere Illustrationen.

Der heimkehrende Soldat. (Seite 561.) „O schöner Tag, wenn endlich der Soldat ins Leben heimkehrt.“ Wenn aber die Heimkehr unter Umständen erfolgt, wie sie unser Bild zeigt, so hat die Schönheit eine sehr häßliche Narbe. Die Sache ging nämlich so zu. Unser Held, der schon mehrfach blessirt worden war, aber sich immer wieder aufgerafft hatte, konnte den Strapazen des Feldzugs nicht länger Widerstand leisten. Der böse Typhus packte ihn mit eisernen Krallen, während er mit wenig Kameraden in einem feindlichen Dorfe lag. Als die andern weiter marschirten, blieb er allein zurück und die Dörfler waren menschlich genug, sich des Hilflosen zu erbarmen. Viele Wochen hielt ihn ein schweres Fieber umfangen, er schwebte zwischen Leben und Tod, und der Arzt schüttelte immer bedenklicher den Kopf. Aber die Jugend wurde schließlich doch Herr über die Krankheit und der Sensenmann mußte knurrend von dannen ziehen. Doch es dauerte lange Zeit, bis er sich soweit erholt hatte, daß er an die Heimreise denken konnte. Längst war der Frieden geschlossen und der Name unseres Helden stand in der Liste der Vermißten. Sein junges Weib, die schöne Magdalena, harrte bei der Rückkehr der Truppen mit Sehnsucht ihres Gatten, denn sie war ein rechtschaffenes Weib und hatte ihn aufrichtig

lieb. Als er nun nicht kam, da zerraufte sie zwar nicht „ihr Rabenhaar und warf sich auf die Erde mit wütiger Geberde“, wie Bürgers Leonore, aber sie beweinte seinen Verlust bitterlich. Der Hoffnungsschimmer, der Vermißte werde eines Tages wiederkehren, erblaßte mehr und mehr und verlosch endlich gänzlich, als der junge Nachbar sich bei der vermeintlichen Witwe manchmal einfand, um — sie zu trösten. Homers Odyssee kannte sie leider nicht, um der treuen Penelopeia nachzueifern, welche zwanzig Jahre lang alle Freier abwies und auf die Heimkehr ihres Odysseus harrte. Dazu hatte sie offen gestanden auch gar kein Genie; ihr hätte Mephistos Rat viel eher eingeleuchtet: „Wär' ich nun jetzt an eurem Plaze, Betrauert' ich ihn ein züchtig Jahr, Visirte dann unterweil' nach einem neuen Schaze.“ Und Magdalena brauchte nicht lange visiren, da sich der Nachbar von selbst einstellte und seine Besuche immer häufiger wurden. Kann man es ihr verdenken, daß sie ihn ab und zu zur Tafel zog? Was hätte es auch dem „Seligen“ genüzt, wenn die blühende Witwe ihre Reize freudlos verwelken ließ. Homer malt uns zwar seine Penelopeia zwanzig Jahre nach dem Beginn des trojanischen Kriegs noch ebenso hübsch wie vordem, aber ich kann's ihm nicht recht glauben; überhaupt darf man es bei den Alten mit der Chronologie nicht genau nehmen, sonst müßten wir uns auch die holdselige Iphigenie auf Tauris als alte Jungfer vorstellen. Item, die Pseudowitwe und ihr junger Nachbar lebten bereits auf sehr vertraulichem Fuße, und während sie eines Mittags in schönster Gemütlichkeit den Beweis liefern, daß auch die Liebe nicht von Luft lebt, da — geht die Türe auf und wie ein deus ex machina taucht der Vermißte vor den entsezt starrenden Augen des Paares auf, nicht als schemenhaftes Gespenst, sondern in leibhaftiger Lebendigkeit. Eine freudige Ueberraschung mochte diese Erscheinung bei keinem der drei Beteiligten hervorgebracht haben. Hoffen wir, daß der Heimgekehrte die Sache nicht allzu tragisch nimmt und sich schließlich alles in Wohlgefallen auflöst. Jedenfalls kann er sich damit trösten, daß er glimpflicher wegkam, als Seine Majestät Agamemnon, der als Sieger von Troja heimkehrte und von seiner Gattin Klytämnestra und ihrem Interim-Schaz Aegistheus meuchlings im Bade in den Hades befördert wurde. St.

Der große Straßenelevator in Stockholm. (S. 565.) Ein Eisenbahnzug, der mit Windeseile auf der Ebene dahinsaust, ist für den Bewohner zivilisirter Länder nichts Merkwürdiges mehr. Eine Eisenbahn aber, die ihre Passagiere senkrecht in die Höhe führt, als ob sie geraden Wegs in den Himmel fahren wollte, werden unsere Leser schwerlich jemals gesehen haben und sie werden auch kaum glauben, daß eine solche möglich ist. Es ist indes, beiläufig bemerkt, ratsam, derartige Möglichkeiten nicht so rasch und entschieden abzuweisen. Unser Zeitalter der Erfindungen hat Dinge möglich gemacht, welche in alten Zeiten, wenn sie jemand für möglich erklärt hätte, diesem zeitlebens eine Unterkunft im Narrenhaus gesichert hätten. Und wenn einmal die soziale Erfindungskraft sich ebenso wird betätigen können wie die technische, wird sie sicherlich ebenfalls Dinge möglich machen, welche heutzutage von dummpfiffigen Waschweibern in Männerhosen als utopistisch verlacht werden. — Daß es nun in der Tat eine solche vertikal aufsteigende Eisenbahn gibt, zeigt dem geschäzten Leser unser Bild. Eine Eisenbahn in gewöhnlichem Sinne ist es allerdings nicht, und wer schon in großen Hotels mittels eines Aufzugs, welche das mühsame Treppensteigen erspart, mit der Schnelligkeit des Blizes vom Erdgeschoß in das oberste Stockwerk aufgefahren ist, der kann sich von der Eisenbahn unseres Bildes eine lebhafte Vorstellung machen. Kommt aber der eine oder andere unserer Leser nach Stockholm, so versäume er nicht, das merkwürdige Werk in Augenschein zu nehmen und es zu benüzen. Denn nicht nur die Fahrt selbst, sondern auch das Ziel der Fahrt ist hochinteressant. In der mit der eigentlichen Stadt durch Brücken verbundenen Südvorstadt Södermalm ist auf einer ziemlich steilen Felskuppe der Stadtteil Mosebacke (Mosesberg) erbaut, so genannt von der entzückenden Fernsicht, die sich hier (wie dem greisen Moses auf dem Berg Nebo) über die Hauptstadt und ihre fels-, wald- und seenreiche Umgebung öffnet. Ein in seltener Schönheit und Großartigkeit angelegter Garten macht den Stadtteil zum beliebten Vergnügungsort der Stockholmer. Bis zum Jahre 1883 durfte, wer die Freuden dieses Paradieses genießen wollte, die Anstrengung und den Schweiß des mühevollen Aufsteigens nicht scheuen. 1881 unternahm der Kapitän Knut Lindmark die Herstellung eines entsprechenden Kommunikationsmittels, das auch finanziell zu prosperiren versprach und bereits am 19. März d. J. konnte die von ihm konstruirte und unter seiner Leitung ausgeführte Brücke mit Elevator, welche den Transport von Personen in vertikaler Richtung ermöglichet, dem öffentlichen Verkehr übergeben werden. Das eigentümliche Hebewerk, von den Schweden „Hissen“ genannt, ist aus schmiedeeisernen Stäben hergestellt. Als Hauptteile des Baues, der bei aller Festigkeit den Eindruck der Leichtigkeit, sogar der Eleganz macht, treten die horizontale Laufbrücke und die vier Pfeiler hervor, welche die Laufbrücke tragen. Innerhalb des vordersten Pfeilers, der die respektable Höhe von 35 Meter hat, bewegen sich zwei zimmerartig eingerichtete Behälter abwechselnd auf und nieder, deren jeder 15 Personen aufnehmen kann. Das Heben und Senken dieser Behälter erfolgt mittelst eines mächtigen Windewerks, das durch eine Dampfmaschine und eine mit ihr verbundene hydraulische Presse mit einer Geschwindigkeit von einem Meter in der Sekunde in Bewegung gesezt wird, so daß die Aufwie die Abfahrt kaum mehr als eine halbe Minute erfordert. Der untere Teil des Hauptpfeilers ist von einem Stationsgebäude umgeben, das die Wohnungen für Kondukteur und Maschinisten enthält. In luftiger Höhe, oberhalb des Pfeilers, ist ein Restaurant angelegt, von dessen zwei übereinander befindlichen Balkonen man die herrlichste Aussicht genießt, ungestört von irgend welchem Vordergrund. Bis jezt wurden täglich durchschnittlich 3000 Personen auf- und ebensoviel abwärts befördert. Das Fahrgeld aufwärts beträgt 5, abwärts 3 Oer (8 Oer = 9 Pfennige). St.

Arbeitsnachweis in Berlin. (S. 569.) Wer gegen Abend durch die Zimmerstraße in Berlin geht, wird immer um dieselbe Zeit vor demselben Hause eine Menschenmenge angesammelt finden. Man weiß gleich, wer die Leute sind, es sind Arbeiter und Arbeiterinnen, die Beschäftigung suchen. Sie warten alle auf das „Berliner Intelligenzblatt“, das bekanntlich ein reines Inseratenblatt ist und den größten „Arbeitsmarkt“ enthält. Endlich kommen sie, die ersehnten, noch druckfeuchten Blätter; man reißt sie den Verkäufern förmlich aus der Hand. Einzelne sind schon nicht mehr im Besize der paar Pfennige, die ein Exemplar des Blattes kostet; sie bitten die anderen, das Blatt auch lesen zu dürfen. Wenn ihnen dies gestattet wird, rennen die glücklicheren Kollegen, die noch fünf Pfennige besessen haben, längst davon, um ihnen in den Geschäften, wo Arbeiter gesucht werden, zuvorzukommen.

Ja, mit der Not wird noch ein tüchtig Geschäft gemacht. Hunderte von „Budikern“ in den Destillationen („Destillen“ sagt der berliner Volkswiz im Anklang an „Bastille“), den Mehl- und Vorkost-Handlungen und sonstigen Lokalen haben Zettel an die Fenster ihrer Keller geklebt, auf denen geschrieben steht: „Für fünf Pfennige kann das „Intelligenzblatt“ gelesen werden.“ Das ist in den meisten Fällen für den Arbeitslosen ganz wertlos. Wer nach den Arbeitsangeboten im „Intelligenzblatt“ gehen will, der muß laufen, sowie das Blatt erschienen ist, sonst kommen ihm zehn andere zuvor. Aber Tausende, die zugereist sind und diese Dinge nicht kennen, opfern ihre lezten fünf Pfennige und werfen dann einen Blick voll trauriger Enttäuschung auf das Blatt. Da reut es sie, für die fünf Pfennige nicht eine Schrippe gekauft zu haben.

Der behäbige Bürger, dessen Blick am Stammtisch von der „kühlen Blonde“ abends ganz gleichgiltig über die einförmigen kleinen ein- und zweizeiligen Anzeigen im „Intelligenzblatt“ hinweggleitet, wo die angebotenen Arbeitskräfte und die Nachfragen nach solchen enthalten sind — er ahnt nicht, wie jeden Abend Hunderte, Tausende von Männer-, Frauen- und Mädchenaugen voll fieberhafter Erregung auf diese kalten und öden Zeilen gerichtet sind. Welche Hoffnungen, welche Enttäuschungen! Für den armen Arbeitslosen ist solch ein kleines Inserat oft ein strahlender Stern in dunkler Nacht. Aber was weiß der Philister hiervon! Da sind die Tagesneuigkeiten ja viel interessanter.

Arbeitsnachweisebureaux gibt es in Berlin in großer Menge. Unser Bild zeigt ein solches Nachweisbureaux, das ein Privatunternehmen ist; es ist eine einfache Agentur. Wer hier Arbeit nachgewiesen erhalten will, zahlt zwanzig Pfennige und wird in die Liste eingetragen; die zwanzig Pfennige erhält er nicht wieder, auch wenn ihm keine Arbeit nachgewiesen wird. Also auch eine Spekulation auf die Not der Arbeitslosen! Der Beamte liest die eingegangenen Gesuche vor; er zeigt an, in welchen Branchen Arbeit vorhanden ist und die Adressen werden nach der Reihe immer denen übergeben, die am längsten eingezeichnet sind.

Man rühmt diese Arbeitsnachweisbureaux oft, weil man die Sache nicht kennt. Vor allen Dingen sind diejenigen Arbeitsnachweisbureaux zu rühmen, welche die Fachvereine der Arbeiter selbst errichtet haben und von denen die Arbeit unentgeltlich nachgewiesen wird. In allen Wirtschaften, wo Arbeiter verkehren, besteht die schöne und brüderliche Einrichtung, daß gedruckte Plakate angeschlagen sind, auf denen angezeigt ist, wo sich der unentgeltliche Arbeitsnachweis für Schuhmacher, Schneider, Tischler, Sattler, Zigarrenarbeiter u. s. w. befindet. Die Arbeiter haben damit gezeigt, wie sehr sich der Gemeinsinn bei ihnen entwickelt hat. Wenn nur die Arbeitgeber diese Bureaux genügend berücksichtigten, so würden die Agenturen sammt dem „Intelligenzblatt“ für die Arbeitsuchenden bald überflüssig werden.

Wir behalten uns vor, gelegentlich einmal zu beleuchten, wie der Arbeitsnachweis seitens der Behörden in den kleineren Städten gehandhabt wird. W. B.

Thebanisches Mädchen. (S. 573.) Ein Schönheit in gar leichter Kleidung, die sich aber durch den heißen Himmel Griechenlands entschuldigen läßt. Ohnehin handelt das Mädchen mit Früchten und man weiß nicht, ob der Plaz, wo sie sich den ganzen Tag aufhalten muß, auch schattig genug ist. Sie sieht schläfrig und träumerisch vor sich hin; an was sie wohl denkt? An ihren Liebsten? Wir wissen es nicht. An was denkt sie vielleicht sonst? Vielleicht an gar nichts. Daß sie an die große Vergangenheit ihrer Vaterstadt denkt, ist kaum anzunehmen; sie wird kaum etwas wissen von Epaminondes und Pelopidas und wofür sie gestritten; sicherlich hat sie auch noch nichts gehört von der „heiligen Schaar“ der Thebaner, die in der großen Schlacht von Chäronea vernichtet worden ist. Sie weiß auch nicht, daß die ersten Ansiedler in Theben resp. Böotien der Sage nach aus den Drachenzähnen, die Kadmos säete, entstanden sind. Vielleicht weiß sie auch nichts von der Sphinx und von Oedipus, der seine Mutter heiratete, und sogar nichts von dem berühmten Seher Tiresius, der von den Göttern erst

in ein Weib, dann wieder in einen Mann verwandelt wurde und in beiden Gestalten verheiratet war. Sie weiß überhaupt nichts von der großen Vergangenheit ihrer Vaterstadt, sie ist eine Böotierin, von denen uns überliefert worden, daß sie grob, plump, bäurisch, hinterlistig und träge gewesen sind und sehr große Füße hatten. Nur bei den Bacchanalien legten sie ihre große Trägheit ab. Aber sind wir berechtigt, der Schönen auf unserem Bilde solche Vorwürfe zu machen? Wir tun dem armen Kinde sicher Unrecht. Wichtiger als der Kadmeische Drache und die Sphinx, wichtiger als Oedipus und Tiresias, als Epaminondas und Pelopidas und als der unsterbliche thebanische Sänger Pindar ist es für sie, wenn sie ihre Früchte los wird. Denn sie muß doch leben und hat vielleicht auch noch ein Kind daheim. Ein Glück, daß sie für ihre Toilette nicht viel auszugeben braucht! Aber heute hat ihr noch niemand etwas abgekauft, und wenn sie das verstimmt, so kann ihr das niemand verdenken. A. T.

Literarische Umschau.

Das Wissen der Gegenwart. Deutsche Universalbibliotek für Gebildete. Verlag von G. Freytag in Leipzig und von F. Trempsky in Prag.

Das unter dem stolzen Namen „Das Wissen der Gegenwart“ ins Leben getretene, großartig angelegte Unternehmen war bestimmt, Einzeldarstellungen aus dem Gesammtgebiete der Wissenschaft in anziehender gemeinverständlicher Form von hervorragenden Fachgelehrten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und der Schweiz zu bringen und dem Gebildeten auf jedem einzelnen Gebiete wie auf dem Gesammtgebiete der Wissenschaft vom Standpunkte der heutigen Forschung aus befriedigende Aufklärung, Belehrung und Anregung zu geben. Es ist dieser hohen Aufgabe bislang nach Möglichkeit gerecht worden; die in kurzen Zwischenräumen erscheinenden, elegant ausgestatteten und solid in Leinwand gebundenen Bände schließen auf 15—20 Bogen ihres reich illustrirten Textes einen bestimmt abgegrenzten Teil eines Gebietes des menschlichen Wissens ein, in dem heimisch zu werden jedermann ein lebhaftes Interesse empfinden sollte. Es ist den Verlegern hoch anzurechnen, daß sie den Preis der einzelnen Bände — eine Mark — so billig gestellt haben, daß ihre Universalbibliotek auch den Minderbesitzenden zugänglich ist und daß selbst der Aermste sich durch Ankauf eines oder des andern Bandes über Wissensgegenstände, welche ihm vornehmlich wichtig sind, Aufklärung verschaffen kann. —

Im VI., VIII., XI. und XIII. Bande ist das Werk des Dr. Karl Emil Jung über den „Weltteil Australien“ abgeschlossen. Der VI. beschreibt den Australkontinent und seine Bewohner, der VIII. und XI. 1. die Kolonien des Australkontinents und Tasmanien, 2. Melanesien und Polynesien; der XIII. Band fährt mit der Beschreibung von Polynesien fort und fügt die von Neuseeland und Mikronesien hinzu. Eingehender und angenehmer, als es durch dieses Werk geschieht, kann man über den fraglichen Gegenstand sicher nicht belehrt werden.

Parisismen. Alphabetisch geordnete Sammlung von eigenartigen Ausdrucksweisen des pariser Argot. Ein Supplement zu allen französisch-deutschen Wörterbüchern. Von Prof. Dr. Césaire Villatte. Metode Toussaint-Langenscheidt. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt). (Preis Mk. 4, geb. Mk. 4,60.)

Die durch ihre erfolgreichen Bemühungen um die Verbreitung der Kenntnis moderner Sprachen seit Jahrzehnten rühmlichst bekannte Verlagshandlung hat mit diesem Buche ein in der Tat wichtiges Ergänzungswerk zu allen französisch-deutschen Wörterbüchern geschaffen; denn man spricht in der Hauptstadt von Frankreich, welche ihren hohen Rang als eine der vornehmsten Weltstädte voraussichtlich noch lange bewahren wird, nicht französisch schlechtweg, sondern parisisch-französisch, und auch das nicht ohne unzählige Verschiedenheiten, je nach Rang und Stand, nach Amt oder Gewerbe, nach Bildung und Moral der Sprechenden. Die Summe dieser Verschiedenheiten bildet das Argot, und dieses hat sich auch der Zeitungen und des Teaters, ja selbst der Novellen- und Romanliteratur jener vielverbreiteten naturalistischen Schule bemächtigt, wie sie mit Notwendigkeit hervorgehen mußte aus der Verkommenheit der Pariser großen Welt — des abschreckenden Produktes der Vermählung einer nur dem Mammon huldigenden, räuberischen Plutokratie mit dem frivolsten Militärcäsarismus der Weltgeschichte, zumal der Mangel an Geistes- und Karakterbildung, sowol bei dem Volke als bei den fälschlich sogenannt Gebildeten für solche Fäulnisprodukte einen nur zu günstigen Boden schuf. Wer Paris und die Pariser, ihre Literatur und ihr Leben bis in deren tiefste Abgründe hinein kennen lernen will, muß sich ernstlich um das Argot kümmern, und ihn dieses kennen zu lehren ist das vorliegende Buch der trefflichste Führer und Auskunftgeber.

Von Deutschland durch die Centralschweiz zur Gotthardbahn, den italienischen Seen und den Hauptrouten von Oberitalien. Ein Reisehandbuch mit allen Eintrittsrouten für den Vierwaldstättersee und die Gotthardbahn, nach dem Tessin, den Seen, Mailand, Turin, Genua und Venedig. Von W. A. v. Berlepsch. Dritte verbesserte und wesentlich vermehrte Auflage Mit ca. 45 Karten, Plänen und Originalansichten. Besorgt von W. A. v. Berlepsch. München, Expedition von Berlepsch Reisehandbüchern. (Preis 5 Mk.)

Auf etwa 300 Seiten bietet das ausgezeichnet ausgestattete Buch eine ungewöhnliche Fülle des Wissenswerten und Interessanten für den Reisenden. Ein Verdienst hat sich der Herausgeber auch mit der Einleitung erworben, welche die Geschichte der Gründung der Gotthardbahn kurz, anziehend und treffend skizzirt. Von besonderem Wert für den Reisenden und die Orientirung wesentlich erleichternd sind die Originalansichten in Lichtdruck, welche die seit langem rühmlichst bekannten Berlepschen Reisebücher vor andern ähnlichen Unternehmungen auszeichnet.

Der Gotthardführer. Ein Reisehandbuch für den Vierwaldstättersee und die einschlägigen Seitentouren, für die Gotthardbahn und die oberitalienischen Seen. Dritte verbesserte Auflage, besorgt von H. E. v. Berlepsch. München, Expedition von Berlepsch Reisebüchern. Preis Mk. 1.20.

Dieses nahezu 10 Bogen starke, fest kartonnirte Büchlein ist eine kleinere Ausgabe des ebenerwähnten Werkes und als Reiseführer so gut und ausreichend, als es bei so außerordentlich wohlfeilem Preise überhaupt nur möglich ist.

Lisi in der Schenke.

(Illustration S. 577.)

O wie erquickt ein frischer Schluck
Uns Magen, Gaum und Lunge!
Doch mehr erquickt ein Bursche schmuck,
Ein lieber, frischer Junge.

So denkt die Lisi und mit Gier
Horcht sie auf Sepp's Karessen.
Doch es verfliegt vom braunen Bier
Der weiße Schaum indessen.

Der Schaum zerfließt, der Schaum zerrinnt,
Wie unsre Jugendträume,
Und schal wird's, wo zerronnen sind
Die Träume wie die Schäume. —

Zwei Göttern dient man nicht zumal,
Das laß dir, Lisi, sagen;
Es bleibt dem Menschen nur die Wahl
Wohl zwischen Herz und Magen.

Das Lieben unverwehrt dir sei,
Nicht brauchst du dich geniren;
Doch gehst du holen Leistenbräu,
Sollst du nicht karessiren. St.

Rätsel.

Mit Freuden wird man mich zuweilen wohl begrüßen,
Räumt mir am eigenen Leib ein stilles Plätzchen ein,
Zart sorgend, daß ich wohlerhalten bleibe.
Doch öfter — immer — tritt man mich mit Füßen,
So Mann wie Weib, so Groß wie Klein;
Obgleich den Edelmut so weit ich treibe,
Daß stets ich nüze just in diesem Falle.
Dabei ist sicher, daß die Menschen alle,
Wenn sie mich gut behandeln,
Nur so aus schnöder Selbstsucht handeln. S. N.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 25. 1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von **M. Kautsky**.

24. Fortsezung.

Die abgestürzten Gesteinsmassen lagen gehäuft am Fuße des Plattenberges, eine Art Terrasse bildend. Nur einzelne Trümmerhaufen waren weithin ins Tal geflogen und hatten hier im Verein mit dem Wind und Luftdruck, den der Fall erzeugt und der seiner Wirkung voranging, die Schiefermagazine zerstört und eine Anzahl der zunächst stehenden Häuschen erfaßt und demolirt.

In Trümmern standen sie da, gänzlich verschoben und zerschlagen, die Wände zusammengebrochen, die Dächer herabgerissen und weithin geschleudert; einzelne Balken und Sparren ragten in die Luft hinaus.

Hier gab es Verschüttete, Verwundete und Tote. Hier hatten sich die helfenden Männer, darunter viele von Amsee, zusammengefunden, um die Begrabenen zu befreien, die Verwundeten hinwegzutragen, die Toten zu bergen.

Man arbeitete mit Schaufeln und Beilen, die meisten nur mit den Händen. Von allen Seiten glaubte man ein Stöhnen und Jammern zu hören oder doch ein Wimmern. Es war vielleicht nur das Weinen des eigenen Herzens.

Der alte Frieder und sein blödes Kind, der kleine August, waren tot. Beide hatten in ihrer körperlichen und geistigen Hinfälligkeit die Katastrophe über sich ergehen lassen, ohne eine Bewegung zu ihrer Rettung zu machen. Das hinfällige Haus war über ihnen zusammengebrochen. Soeben hatte man sie als Leichen hervorgeholt. Jezt brachte man aus einem Hause, das in der Nähe des Waldbaches halb umgestürzt lag, ein junges Weib, eine Wöchnerin. Sie war fast unbeschädigt unter den Trümmern hervorgezogen worden, aber sie wollte sich nicht fortbringen lassen, sie schrie nach ihrem Kinde, das in seiner Wiege neben ihr gelegen. Diese war bereits zutage gefördert, aber das Kind, das aus derselben herausgeschleudert worden, befand sich noch unter den Trümmern.

Elsa beachtete kaum diese Vorgänge, ihre Augen irrten umher, sie suchten unter dieser Anzahl von Männern, die in Gruppen hier Hilfe schafften und mit Anspannung aller Kräfte dem Rettungswerk oblagen, den Einen, nur den Einen.

Jezt erblickt sie ihn. Er steht aufrecht auf den Trümmern des Hauses, so über seine Umgebung emporragend. Er gibt einigen Männern Befehle, die nun mit Spaten und Haue weitergraben. Er selbst, über und über mit Schutt und Holzspähnen bedeckt, beginnt mit einem kurzen Werkzeug, mehr mit den Händen arbeitend, eine hölzerne Wand auseinanderzureißen, um das Darunterbefindliche hervorzuholen.

Elsa sind diese Details entzogen, sie ist wohl einige hundert Schritte von ihm entfernt, aber ihr scharfes Auge erkennt ihn deutlich. Sie bleibt stehen und im Gefühl ihrer Angstbefreiung faltet sie die Hände. Welches Glück, welche Beruhigung war es doch, ihn nur zu sehen, sich in seiner Nähe zu fühlen. Ihre Augen wachen über ihn, ihr ist, als müßten sie ihn beschüzen und beschirmen können.

Jezt bemerkt sie auch Cölestin, der, unweit von ihrem Gatten, zwischen den Trümmern steht und mit einem Beile arbeitet.

Er wendet sich gegen Arnold um und ruft ihm zu, dieser springt über das Gerölle, um, wie es scheint, ihm beizustehen.

Beide arbeiten nun an dieser Stelle gemeinsam weiter, Seite an Seite, unermüdlich, einträchtig, sich gegenseitig unterstüzend.

Elsa traten Tränen in die Augen.

Der Mann, den sie für unversöhnlich gehalten, dem sie so oft wehe getan, und der an dem von ihr Begünstigten blutige Rache nehmen wollte, er hatte jezt alles vergessen.

Der gemeinsame Schmerz um die Leiden anderer, die gemeinsame Gefahr, der sie sich ausgesezt, in dem unausrottbaren Gefühl tiefer Menschlichkeit hatte sie in einem Augenblick zu Brüdern gemacht.

Sie segnet das Menschenherz, dessen inneres Wesen selbst die Güte ist und das in seiner Größe zum Ideal des Höchsten wird.

Jezt wirft Cölestin das Beil von sich; die beiden bücken sich noch tiefer, sie knien nieder, ihre dunkel gelockten Häupter berühren sich, indes ihre Hände wühlend etwas herausarbeiten. Sie haben es, sie halten es, sie begrüßen es mit einem lauten Jubelruf, und Cölestin hebt es empor.

Es ist das Kind, das Neugeborne, es lebt, es schreit.

Die beiden Männer drücken es voll Entzücken abwechselnd an ihre Brust und küssen es, dann rufen sie die andern herbei, um ihnen das Gerettete zu zeigen.

Elsa, immer noch auf ihrem entfernten Platze stehend, glaubt zu sehen, wie der Geliebte das zarte kleine Wesen sorgsam mit einem Tuch umwickelt und es einem der herbeigeeilten Männer in die Arme legt.

Ihr Auge küßt ihn von der Ferne aus. Da läßt eine Bewegung Cölestins sie unwillkürlich nach diesem hin sehen.

Im jähen Sprung hat er sich aufgerichtet, er ist wie emporgeschnellt von Entsetzen. Seine Arme erheben sich und strecken sich beschwörend dem Berg entgegen.

Auch sie muß nach dieser Richtung hin blicken, und — — ihre Augen vergrößern sich, ihre Lippen öffnen sich im Schreck und aus ihrer Kehle, die sich zusammenschnürt, dringt ein Röcheln.

Da oben, da oben —! Die Bergwand, die so frei hervorragt, ist in Bewegung — sie spaltet sich — sie klafft. Die Tannen da oben, ein Wald, sie legen sich um, wie Aehren vom Sturm gebeugt. Und nun ein Wanken und Ineinanderfallen, ein schauerliches Dröhnen — und losgerissen ist das Gestein von allen Seiten, und zu einem wilden Sprunge ausholend, stürzt der schwarze, zuckende Riesenleib senkrecht herunter.

Ein Krachen ist's, als ginge die Welt aus den Fugen, ein Donnern, ein Brüllen, das zur Gräßlichkeit gesteigert in den Bergen widerhallt.

Die felsige Masse ist auf das schon vorhandene Gestein wie auf einer Terrasse aufgefallen, aber sie kann unter der Wucht des immer Nachstürzenden nicht verweilen und da sie in den felsigen Grund nicht hineingetrieben werden kann, so springt sie in die widerstandslose Luft hinaus.

All diese lagernden Massen werden von den nachfolgenden herausgequetscht, hinausgeschleudert mit unberechenbarer Gewalt, und sie fliegen nun horizontal einer Wolke gleich, die haushohe Felsen mit sich führt, ins Tal hinaus. Rollend kommt es herangeflogen, in Stücken aneinanderstoßend und wieder auseinanderstiebend, jeder Fels in andern Sprüngen.

Hier spritzt es nach oben wie in einem Bogen durch die Luft, indes der untere Rand fast eine gerade Linie bildet; man kann darunter hindurchsehen.

Elsa, betäubt, von Entsetzen gebannt, blickt nach dem Gatten.

Cölestin hat Arnold gefaßt und reißt ihn mit sich fort.

Sie fliehen in rasendem Lauf — sie werden der Wolke entrinnen.

Da bleibt Cölestin plötzlich stehen; was tut er? will er sie erwarten? Er will es, er wendet die Brust ihr entgegen. — Aber Arnold stürzt vorwärts, immer vorwärts — er wird sich retten! — ja, er wird — Ah! Da rollt auch schon die Wolke heran — ein Poltern und Dröhnen — Entsetzen! Sie sieht sie über Arnold hinwegfliegen — sie sieht ihn noch darunter — eine Sekunde — dann ist alles verhüllt von Rauch und Qualm und Nacht.

Ein Orkan brüllt heran, der Erdboden zittert und der heulende Sturm hat nun auch sie erfaßt. Sie fühlt sich empor gehoben und wieder zu Boden geworfen, mit Erde und kleinen Steinen beworfen — sie verliert das Bewußtsein.

Die schwarze Wolke hat sich gesenkt, alles zudeckend, alles zermalmend in einem Augenblick.

Aber die Masse ist einmal im Schwung, der herabgestürzte Riesenleib ist zu fürchtlicher Lebendigkeit erwacht, und obwohl in Trümmer zerschlagen, scheint jedes Stück noch von einem besonderen Leben durchzuckt.

Die Massen können sich nicht beruhigen, und am Boden angelangt toben sie noch weiter und winden sich und bohren sich ineinander in entsetzlichen Zuckungen.

Einem Strom gleich wälzt es sich dahin, das Gestein in unverminderter Wut aneinanderstoßend, sich überschlagend und wieder im Stoß aneinandertreffend, daß die Funken sprühen und ein tiefer Baß, wie der Ausdruck ihres zornigen Wesens, dazwischen brüllt.

Und außer diesem tiefen und donnernden Lärmen läßt sich ein hohes Quieken vernehmen, ein ohrenzerreißendes, gellendes Knirschen, erzeugt durch die wütendste Selbstzerstörung.

Das zerschmettert und zerschellt sich gegenseitig. Durch immerwährendes Aufeinanderstoßen sucht es sich zu verkleinern, zu zerreiben, bis es in dieser Reibung endlich seine Kräfte erschöpft hat.

Jetzt liegt es ruhig und bis zur Glut erhitzt. Unendlicher Staub ist aufgewirbelt und verfinstert die Luft und lagert sich allmälich über diesen Riesenleib, der noch immer atmet, und Dunst und Rauch ausströmt und stinkende, erstickende Dämpfe.

Da läßt sich ein abermaliges Donnern und Brausen vernehmen, und in Wogen, mit nicht minder verheerender Gewalt, kommt das Wasser einhergestürzt.

Der Waldbach war durch diesen zweiten Sturz verschüttet worden; nach einer Richtung hin durch das Gestein selbst eingedämmt, bricht er sich gewaltsam Bahn nach einer andern.

Das wildeinhertosende Wasser hat sein Bett verlassen und stürzt nun in brausenden Katarakten über diese Blöcke hinweg. Es verschlingt den Staub und nimmt den heißen, verpesteten Dampf des Gesteins in sich auf. In hundert Arme sich teilend, stürzt er vorwärts, dem See entgegen.

Die Menschen, die in der Lahn außerhalb des Schuttstromes geblieben waren, sind geflohen.

Allmälich breitet sich Nacht über diese Stätte der Vernichtung, der Verwüstung — eine weiche, laue, friedliche Sommernacht.

26. Kapitel.

Georg war, der Verabredung gemäß, nach jenem Punkte herabgestiegen, wo er das Paar erwarten durfte, als die erste Detonation erfolgte, die in den Bergen schaurig widerhallte. Er deutete sie richtig. Die befürchtete und doch nicht erwartete Katastrophe war eingetroffen. Die heftigste Angst und Besorgnis um das Schicksal der Lahn hatte ihn sofort nach jener Seite des Berges getrieben, von wo er dieselbe übersehen konnte. Die Ortschaft schien ihm von dem Sturze unberührt geblieben, als er aber genauer hinsah, glaubte er zu bemerken, daß die Magazine und mehrere in dieser Richtung liegende Häuschen zerstört und umgerissen waren. Darunter mußte sich auch das Haus des Frieder befinden.

Sein alter Freund lag vielleicht unter den stürzenden Trümmern begraben, aber Eva und Sepp mußten bereits das Haus verlassen haben und nach der Villa gefahren sein.

Er begann zu laufen. Seine Angst und Beklemmung stiegen immer höher, und er war noch so weit von dem Orte des Unglücks entfernt.

Da erfolgte der zweite Sturz, gerade vierzig Minuten nach dem ersten.

Das Tosen und Krachen war fürchterlich. Er sah den Berg sich ablösen, sah, wie hierauf eine schwere, undurchdringliche Wolke, wie vom Sturm gejagt, vom Berge hinausfuhr über das Tal, dann verhüllte sich ihm alles in schwarzen Dampf und Staub.

Er folgte jetzt nicht mehr dem Wege, geradeaus stürzte er über Klüfte und Schluchten, wo kein Fuß sich sonst hinüberwagt. Er blieb auch nicht immer auf den Füßen, er glitt und kollerte abwechselnd, bis er an der Serpentine des Salzberges angelangt war, und nun wieder den Ausblick gegen die Lahn und zugleich gegen den See hatte.

Entsetzlicher Anblick! Die lachende Ortschaft war verschwunden. Nur der äußerste rechtsseitige Winkel der Lahn war verschont geblieben, sonst erinnerte nichts mehr an das Bestehende, Gewesene, alles war vernichtet in einem Augenblick.

Das Bett des Waldbachs war verschüttet und dieser raste nun in fesselloser Freiheit über den Schutt dahin. Die Schuttmassen aber zeigten in ihrem Dahinfahren ebenfalls die Bewegung eines Wasser- oder Lavastromes: in der Mitte am mächtigsten, am weitesten vorgeschoben, hatten sie hier den See erreicht, während sie an den Seiten, wo auch die Schuttdichtigkeit abnahm, zurückblieben. Aber das Haus seiner Mutter, das letzte von Amsee, lag noch in der Richtung des Stroms. War auch dieses unter dem Schutt begraben? Uebermannt von

seinem großen Schmerz war er niedergesunken, sein Gesicht verhüllend.

Als er nach Minuten sich wieder erhob, erschien er fahl in seiner Blässe und von erschreckender Düsterkeit, aber er zeigte jene Entschlossenheit, die, das Schlimmste voraussezend, auf alles gefaßt ist.

Er ging an der linken Seite des Schuttstromes dem See entgegen. Sein Blick suchte das Elternhaus und — fand es nimmer.

An seiner Stelle lag der Schutt noch meterhoch, aber hier war auch seine gegen Amsee weitest vorgeschobene Grenze und schon das unweit davon liegende Nachbarhaus war verschont geblieben.

Seine Mutter mußte sich dahin gerettet haben, es konnte nicht anders sein.

Die Türe dieses Häuschens stand offen; mit wankenden Knien trat er ein und sah sich um.

Hier brannte noch das Feuer am Herd, und das Abendessen, die Schotensuppe, stand auf dem Tische, die Teller rundum und daneben die Löffel, aber keine Esser — sie waren geflohen.

Georg sezte sich auf einen Stuhl — die Füße trugen ihn nicht länger.

Nach einer Weile kam ein alter Mann, ein Salzarbeiter, herein und sezte sich ihm gegenüber, stumm und verstört.

So blieben sie eine zeitlang.

„Wo sind die Deinen?“ fragte endlich Georg.

„Die Kinder sind fortgerannt, das Weib auch, aber mein Sohn — der brave Kerl —“

Er brach ab und nur mit der Hand wies er hinüber gegen den Schuttstrom.

Georg senkte den Kopf.

Und wieder sprachen sie nichts, dann fragte er leise und bebend: „Und meine Alte?“

Die Brust des Befragten hob sich krampfhaft:

„Kannst dir's nicht denken? Wir haben sie noch g'sehen vom Fenster aus, sie ist auf den Knien gelegen im Gebet — und wie der zweite Kracher kommen ist, da hab' ich noch einmal gegen ihre Tür' hing'schaut, ich hab' g'meint, sie müßt' herausstürzen wie wir alle — sie ist drin blieben — sie hat erwartet, was ihr beschieden war.“

Die beiden Männer, das Herz zusammengeschnürt, blickten tränenlos, mit starren Augen vor sich hin. Ihre Lippen öffneten sich nicht mehr.

Es war ganz finster geworden in der kleinen Stube, die Nacht war hereingebrochen.

Jezt stand Georg auf und reichte dem Alten die Hand.

Dieser nickte nur mit dem Kopfe.

Sie schieden. Keiner hatte für den andern ein Wort des Trostes.

Vor der Thür stieß Georg mit einem Manne zusammen, der eben herein wollte; es war Valentin.

Als die Brüder sich erkannten, sanken sie weinend einander in die Arme.

„Die Mutter, die arme Mutter“, schluchzten sie.

Reichliche Tränen erleichterten sie, und sie tauschten nun rasch Fragen und Antworten.

Valentin kam von der Villa drüben; er war dahin bestellt gewesen und hatte sie noch vor dem zweiten Sturz erreicht; er teilte Georg die neue Hiobsbotschaft mit, daß Arnold mit den Männern aus Niederndorf nach der Lahn gefahren, um den Verunglückten Hilfe zu bringen, und daß Elsa, die ihnen gefolgt war, ebenfalls noch vor der Katastrophe das diesseitige Ufer erreicht hatte.

Georg brach unter dieser Nachricht zusammen. Er hatte gemeint, daß das Maß seines Wehes nicht überschritten werden könnte, und nun öffnete sich ihm ein Abgrund neuer, wüthender Schmerzen.

Arnolds, des teuren Freundes Schicksal und das all dieser Braven war besiegelt; keiner von ihnen konnte entronnen sein, ein Leichenstein deckte sie alle — und Elsa, Elsa war also auch der Vernichtung anheimgefallen!!

Valentin aber suchte ihm, tröstend, die Ueberzeugung beizubringen, daß Elsa, die des Waldbaches wegen sicherlich weit links gelandet war und also in jenem äußersten Winkel sich befand, der verschont geblieben, garnicht Zeit haben konnte, bis nach dem Absturzgebiete vorzudringen. In jedem Falle hatte sie sich noch retten können. Er hatte auch schon in Amsee nach ihr geforscht, sie suchend war er hierhergekommen und er wollte nun, das Trümmerfeld übersezend, an jener Stelle der Lahn Nachschau halten, die weder das Gestein, noch das Wasser erreicht hatte.

Es war eine kleine, winzige Hoffnung, aber mit der Möglichkeit sie aufzufinden, sie lebend noch zu treffen, erstand Georg eine plözliche Energie, eine eiserne Willenskraft.

Was galt ihm jezt noch das eigene armselige Leben, er wollte es an die eine Aufgabe sezen, sie wiederfinden oder untergehen!

Die Brüder betraten zusammen das Trümmerfeld, aber sie trennten sich bald. Vorsichtig schreitend, der Pfad war lebensgefährlich, und sorgsam spähend, verfolgten sie eine etwas verschiedene Richtung.

(Schluß folgt.)

Die Umgestaltung des Menschengeschlechts, insbesondere durch Krankheitsprozesse.

Von E. Klebs in Zürich.

(Schluß.)

Würde sich nachweisen lassen, daß patologische Typen eine Uebereinstimmung mit schon bestehenden Racentypen darbieten, so wäre hiermit die Entstehung der lezteren durch patologische Einflüsse wahrscheinlich gemacht und man könnte sich vorstellen, daß diese lezteren, indem sie in entlegener Zeit und durch lange Perioden hindurch eine Bevölkerung betroffen, dieser ihren besonderen Typus in dauernder Weise aufgeprägt haben.

In der Tat lassen sich solche Uebereinstimmungen zwischen patologischen und Racentypen nachweisen. Größe, Form und Farbe sind die drei hervorstechendsten Qualitäten, nach denen die Racenkaraktere definirt werden können.

Die erste dieser Eigenschaften, die Körpergröße, spielt bereits in den ältesten Dokumenten geistiger Tätigkeit des Menschengeschlechts eine hervorragende Rolle. Die Sage eines jeden Volkes weiß von Zwergen und Riesen zu berichten, welche entweder vereinzelt vorkommen oder in Schaaren ganze Gegenden bevölkern, Völkerstämme bilden. Ich erinnere an die Titanen der griechischen Mytologie, deren Kämpfe mit den Göttern uns die pergamenischen Bildwerke neuerdings wieder lebhaft vor Augen geführt haben und die ihre gleichartigen Verwandten auch in der nordischen Mytologie besizen; ferner an Polyphem, den einäugigen Riesen der Odyssee, der zugleich mit seinem einzigen inmitten der Stirn gelegenen Auge an Mißbildungen erinnert, welche auch gegenwärtig noch durch Verschmelzung der beiden Augenlagen entstehen und nach jenen Gestalten der griechischen Mytologie als Cyklopen bezeichnet werden. Rübezahl, der Bewohner des Riesengebirges, wird von der deutschen Sage mit besseren Zügen ausgestattet, doch haftet auch ihm der Ruf des Ungeschlachten und Törichten an, indem er der List eines schlauen Weibes unterliegt, wie Polyphem der List des klugen Odysseus. Viel menschlicher und zivilisirter erscheint das Riesenfräulein der deutschen Sage und ihr Vater, welcher jenes über den Wert des Bauern belehrt.

Um vieles lieblicher und anheimelnder sind die Zwergsagen.

Die kleinen Leute wohnen in den Tiefen der Berge oder in abgelegenen Gegenden in kleinen Häuschen und treten mit den Menschen in vielfachen, freundlichen Verkehr, sie melken die Kühe und säubern das Haus, Verfolgte nehmen sie bei sich auf, wie Schneewittchen; bisweilen verleihen sie auch ihren Schüzlingen Reichtümer, welche freilich nicht immer denselben zum Glücke gereichen. Werden ihre freundlichen Bemühungen mit Undank gelohnt oder auch nur ihr geheimes Wirken belauscht, so tritt eine auffallende Reizbarkeit und Heftigkeit hervor, die geradezu den Karakter der Rachsucht annehmen kann.

Die Sucht, welche beiden, den Riesen- wie den Zwerggeschlechtern eigentümlich ist, sich mit Frauen der gewöhnlichen Menschen zu verbinden, deutet auf Hindernisse, welche die Erhaltung ihrer Art findet. Troz großer Reichtümer, welche sie zu gewinnen wissen, ist ihre Existenz eine bedrohte und gehen sie gewöhnlich durch gewaltige Naturereignisse zu Grunde, welche mit ihrem Wohnort, dem Gebirge, zusammenhängen, wie die Felsstürze in den Titanenkämpfen oder die Ausbreitung der Gletscher bei dem Verschwinden der Zwerge, wie in König Laurins Rosengarten, dessen im Abendrot erglühende Zinnen auf Botzen niederschauen.

Sind das alles Ammenmärchen, erfunden von der abenteuernden Phantasie der Kinder und naiver Völker? Zu unserer Zeit, welche soviel Sagenhaftes aus dem Erdboden wieder ans Tageslicht gefördert hat, welche die Gestalten Homers in ihren Ueberresten und Wohnstätten uns wieder sichtbar vor Augen gebracht hat, kann man kaum mehr bezweifeln, daß der schaffende Menschengeist zu jeglicher Zeit seine Gebilde zunächst nach vorhandenen Mustern gestaltete, wobei freilich im weiteren Verlaufe des Fabulirens die Bildung unmöglicher Gestalten, wie der Centauren, nicht ausgeschlossen ist.

Selbst die Spuren ihrer Wohnstätten scheinen noch nicht gänzlich verschwunden zu sein, wie die cyklopischen Mauern in vielen Gebirgen Italiens und Griechenlands und die Heidenhüsli der schwyzer Alpen beweisen, welche leztere sich durch die auffallende Kleinheit der erhaltenen Mauerreste auszeichnen.

Wo aber sind ihre Bewohner geblieben? Nun, sie leben noch unter uns als Produkte patologischer Einflüsse, hier und da in solcher Anzahl, daß sie den typischen Karakter einer ganzen Bevölkerung bestimmen. Und ferner, ihre Wohnstätten sind noch immer, wie in der Sage, die Gebirgsländer.

Die Zwerge der Sage werden in der Gegenwart repräsentirt durch die Kretinen, welche in ziemlich allen Gebirgen in gruppenweiser Verteilung angetroffen werden, während Riesenbildungen, allerdings mehr vereinzelt, in denselben Gegenden vorkommen. Was die ersteren betrifft, so wird niemand, welcher die eigentümliche Körpergestalt derselben jemals genau betrachtet hat, daran zweifeln können, daß sie es gewesen sind, welche der Volkssage bei der Gestaltung der Zwerge zum Modell gedient haben.

Nicht allein die geringe Körpergröße kommt inbetracht, in viel höherem Grade noch die eigentümliche Gesichtsbildung, die eingedrückte breite Nasenwurzel, der weite Augenabstand, die vorspringenden Backenknochen, ferner der schleifende Gang; alles Besonderheiten, welche von einem vorzeitigen Aufhören des Längenwachstums der einzelnen Knochen abhängen. Auch die geistigen Eigenschaften der Kretinen entsprechen den Schilderungen der Zwergsage, indem sie, falls ihr geistiges Vermögen einigermaßen ausgebildet ist, dieselben Eigentümlichkeiten zur Schau tragen, welche als ein Stehenbleiben auf kindlicher Entwicklungsstufe bezeichnet werden können.

Es ist bekannt genug, wie diese Deformität, neben Kropf, Taubstummheit und mannichfachen nervösen Störungen in manchen Gegenden der Gebirgsländer endemisch vorkommt und, wenn sie in hohem Grade entwickelt ist, der ganzen Bevölkerung ein eigentümliches Gepräge verleiht, indem einzelne kretinistische Züge auch bei geistig entwickelten Bewohnern solcher Gegenden wahrzunehmen sind. So gibt es kaum einen auffälligeren Gegensaz zwischen Menschen von gleicher Abstammung, als es derjenige ist, welchen die jezigen Bewohner einzelner Teile von Salzburg darbieten gegenüber den vertriebenen protestantischen Salzburgern, welche sich in der norddeutschen Tiefebene angesiedelt haben. Man möchte sie geradezu für verschiedene Racen halten, und die armseligen Bewohner des schönen Hochtals z. B., welches sich von St. Johann im Pongau gegen die Radstädter Tauern erstreckt, eher für Abkömmlinge von Kalmücken und Baschkiren halten, als für Seitenglieder jenes schönen und kräftigen deutschen Volkstammes.

Was nun den Widerpart der Zwerg- und Kretinenbildung betrifft, den Riesenwuchs, so ist es bis jezt wenig bemerkt worden, daß auch dieser vorzugsweise in Gebirgsgegenden vorkommt, wenigstens in seiner patologischen Form. Zwar dürfte die größte durchschnittliche Körperlänge nicht bei den Gebirgsbewohnern, sondern vielmehr bei denjenigen der Ebene gesucht werden, — so übertreffen in dieser Beziehung die Küstenbewohner an der Nord- und Ostsee alle übrigen deutschen Stämme, wohingegen die Bergbewohner sich in der Regel durch gedrungenere Körperform auszeichnen. Doch kommen Ausnahmen für einzelne Talschaften vor, welche dann gewöhnlich auf Einwanderung fremder Racen bezogen werden, wie dieses bei den Hasiitalern im Katon Bern und den Bewohnern von Elm im Kanton Glarus der Fall ist. Eine genauere Untersuchung der Körperbeschaffenheit und namentlich der Wachstumsverhältnisse würde hier sicher Aufschluß geben, doch hat sich die Aufmerksamkeit der Antropologen noch nicht diesen Fragen zugewendet.

Dagegen sind eine Reihe von Fällen außergewöhnlicher Größe beschrieben worden, die größtenteils aus den Alpengebieten herstammen. So hat Langer in Wien eine Anzahl von Riesenskeletten beschrieben, welche sich teils dort vorfinden, teils in Salzburg und Innsbruck. In allen diesen Fällen ist über die Entstehung des Riesenwuchses nicht bekannt, ob derselbe während der natürlichen Wachstumsperiode des Körpers oder erst später, unter patologischen Erscheinungen sich entwickelt hat. Doch sind ihnen besondere Karaktere gemeinsam mit solchen Fällen, in denen eine neue Periode des Wachstums selbst in späterem Lebensalter erfolgte.

Ein Fall der lezteren Art, welcher noch zu den patologischen Seltenheiten gehört, wurde vor einem Jahre von Dr. Fritsche in Glarus in der schweizerischen Naturforscher-Versammlung vorgestellt. Der Vorgestellte starb seither und wurde ich durch die Güte des genannten Kollegen in den Stand gesezt, die Sektion zu machen und durch die Untersuchung der vergrößerten Teile Einsicht zu gewinnen in die Natur des Prozesses.

Hier können nur die Hauptzüge des eigentümlichen Krankheitsbildes erwähnt werden. Die Krankheit begann erst im 36. Lebensjahre des bis dahin vollkommen gesunden und wohlentwickelten Mannes unter vagen Schmerzen in den Gliedern; die sich einstellende Vergrößerung des Körpers war besonders auffällig durch sechs Jahre, schien dann stille zu stehen. Während dieser Zeit trat eine allmäliche Abnahme der Körperkräfte ein und, ging endlich Patient ziemlich unerwartet an einer Herzlähmung zu Grunde.

Das übermäßige Wachstum der Teile war nun, wie in allen ähnlichen Fällen, ein ungleichmäßiges und zwar in der Weise, daß die äußersten Enden der Glieder (Zehen pp.) am stärksten sich vergrößerten. An jedem Teil aber wuchsen die einzelnen, denselben zusammensezenden Gewebe in gleichmäßiger, der Gesammtzunahme proportionaler Weise. Die inneren Organe verhalten sich in dieser Beziehung ganz gleichmäßig wie die äußeren, nur einige derselben, wie der Hirnanhang (Hypophysis) und die Thymus (Kehlkopf) hatten entschieden in viel höherem Maße zugenommen, als die übrigen. Die Vergrößerung des Hirnanhanges findet sich ebenso in den Fällen Langers, erschlossen aus der Beschaffenheit des Skeletts, der Erweiterung der Sella turcica, wie auch in einem dem unseren ganz ähnlichen Fall, der in Florenz von Brigidi beobachtet wurde. Es macht dies den Eindruck, als wenn diese Organe, deren Bedeutung gänzlich unbekannt ist, in einer näheren Beziehung zu den Wachstumsverhältnissen stehen.

Sonst sei nur noch der eigentümlichen Formveränderung

Mamelukengräber bei Kairo.

des Kopfes gedacht, welche durch eine übermäßige Verbreiterung der Schädelbasis und eine auffallende Verlängerung des Unterkiefers hervorgebracht wird. Jene bewirkt ein weites Auseinandertreten der Augen, dieses ein Vorspringen des Kinns. Auch die Weichteile, Lippen, Nase und Ohren haben an Umfang bedeutend zugenommen; die große Zunge füllt den erweiterten Unterkiefer aus; in dem Fall von Brigidi trat sie sogar zwischen den Zähnen hervor und bedingte ein Sprachhindernis.

Als Grundlage des ganzen Prozesses erscheinen durch den ganzen Organismus verbreitete Veränderungen der Blutgefäße, deren periphere Bezirke sich überall im Zustande lebhafter Proliferation befinden und von jungen zelligen Elementen umgeben sind, welche das Material für die Gewebsneubildung darstellen.

Die übermäßige Entwicklung der kleinen Blutgefäße bewirkt an vielen Stellen weitere, accessorische Störungen, indem durch dieselbe Körpergewebe zerstört werden; so tritt in den großen Arterien stellenweise Rarefikation der Muskelschicht, in den Knochen, namentlich der Wirbelsäule, Schwund der festen Knochensubstanz ein, welche dort Erweiterung der Gefäßbahnen, hier Verkrümmung der Wirbelsäule bewirken. Diese leztere Veränderung ist übrigens keineswegs in allen Fällen von allgemeinem Riesenwuchs vorhanden.

Daß es sich in diesem Fall um einen patologischen Prozeß handelt, welcher eine zweite Wachstumsperiode einleitet, geht aus unserem Fall auf das unzweifelhafteste hervor; derselbe legt uns aber auch die Annahme nahe, daß dieselbe, freilich unbekannte Ursache der Erkrankung, falls sie in mäßigerer Weise wirksam wird, eine einfache, scheinbar in der Breite des Normalen liegende Körperzunahme veranlassen wird. Es wird demnach in hohem Grade wahrscheinlich, daß eine Zunahme der Körpergröße, ebenso wie Verminderung derselben von patologischen Einflüssen abhängen kann.

Denken wir uns, wie es namentlich für den Kretinismus feststeht, diese Einflüsse als äußere, eine ganze Bevölkerung treffende, so muß diesen patologischen Zuständen eine hohe racebildende Kraft beigemessen werden. —

Wir können uns begnügen, an einem Beispiel diese merkwürdige Einwirkung patologischer Prozesse auf die Umgestaltung der menschlichen Körperform nachgewiesen zu haben; in der Natur steht kein Vorgang vereinzelt da, sondern alle gleichartigen Erscheinungen sind durch ein gesezmäßiges Band unter einander verknüpft. Doch wollen wir einige Andeutungen nicht unterlassen, welche die Richtungen bezeichnen können, in denen eine Erkenntnis in dem besprochenen Gebiet zu erwarten ist.

So haben wir in der Rachitis einen Krankheitsprozeß, welcher in hervorragender Weise eine Umgestaltung des Knochensystems herbeiführt; die langen Röhrenknochen werden unter seinem Einfluß kürzer und dicker, der Schädel abgeplattet, dabei breiter und kürzer. Trifft dieser Prozeß eine ganze Bevölkerung, so wird er ohne Zweifel den ursprünglichen Racentypus verändern. In der Tat finden wir z. B. unter den dolichocephalen Germanen solche Stämme, welche diese Karaktere der Schädelbildung besizen, wie dieses von Virchow für die Bewohner Frieslands nachgewiesen ist, welche platycephale Schädel besizen. Ebenso finden wir unter der slavischen Bevölkerung die beiden Hauptformen der Schädel, Lang- und Breitschädel, welche von dem älteren Retzius als vorzüglichste Racenmerkmale aufgestellt wurden, nebeneinander vor. Es bliebe demnach nichts übrig, als solche Völker mit verschiedenen Schädeltypen für Mischracen zu erklären oder patologische Einwirkungen bei einem Teil derselben anzunehmen. Das erstere ist unwahrscheinlich bei der Gemeinsamkeit der Sprachstämme, und es scheint mir daher die Wandelbarkeit des Racentypus durch äußere, namentlich patologische Einflüsse annehmbarer. Ja, es wäre sogar die Frage zu erheben, ob nicht alle Racenverschiedenheiten erst durch solche Bedingungen hervorgerufen sind, eine Frage, deren Beantwortung gegenwärtig allerdings gänzlich aussichtslos zu sein scheint.

Die auffälligsten Racekaraktere werden nicht so sehr von der Körperform und -größe geliefert, als von der Haut- und Haarfarbe. Schwarze, rote und weiße Racen vermögen schon Ungebildete und Kinder zu unterscheiden, während die Unterscheidung typischer Körperformen schon einen durch die Uebung geschärften Blick voraussezt.

Es scheint ferner nichts Beständigeres in dem Körperbau der Racen zu geben, als die Pigmentbildung. Sehen wir doch die Neger troz jahrhundertelanger Ansiedelung in anderen Zonen ihre Farbe beibehalten und selbst nach Vermischung mit weißen Menschen diesen Stempel ihren Nachkommen bis in weit entfernte Generationen aufprägen.

Nichtsdestoweniger ist auch hier die Frage der ersten Entstehung der Färbung eine gerechtfertigte; die Zulassung des hereditären Einflusses schließt nicht die Möglichkeit aus, daß auch dieser Racenkarakter durch äußere patologische Einflüsse entstanden, die mosaische Sage von Sem, Ham und Japhet demnach nicht als absolut verwerflich vor dem Lichte der Wissenschaft zu bezeichnen sei. Wird doch auch in den geheiligten Hallen der lezteren gar manches behauptet, was kaum besser begründet ist, als jene schöne Sage von dem einheitlichen Ursprung des Menschengeschlechts.

Wenn im Sinn der darwinistischen Teorie*), welche wir in vollem Umfange annehmen, die Menschengestalt sich durch allmäliche Umwandlung niederer Formen herangebildet hat, so dürfte dieser größte und erfolgreichste Schritt, den die natürliche Entwicklung gemacht hat, nicht so gar häufig und an vielen Orten seine notwendigen Vorbedingungen gefunden haben. Die mühsamen und geduldigen Arbeiten der Antropologen scheinen im Gegenteil die oft nur zu leichtsinnig angenommenen niederen Vorväter unseres Geschlechts in das Bereich der Fabel zurückzudrängen, und Karl Vogts Affenmensch dürfte nicht ernster zu nehmen sein, als Scheuchzers Diluvialmensch.

Freilich hat die Sonne Afrikas nicht die Nachkommen Hams schwarz gefärbt, wohl aber ist die Möglichkeit vorhanden, daß gewisse organische Einflüsse des Bodens diese Art der Umgestaltung herbeigeführt haben.

Alles Pigment, welches im Körper gebildet wird, stammt aus dem Blut her und wird von diesem aus entweder fertig gebildet oder in seinen Vorstufen in dem Gewebe abgelagert. Seine eigentliche Ursprungsstätte dagegen sind gewisse Organe, für den roten Blutfarbstoff, das Hämoglobin, die Milz und das Knochenmark, für den braunen und schwarzen Farbstoff der Haut und des Auges die Nebennieren. Patologische Zustände dieser Organe liefern nun Pigmentirungen, entweder des ganzen Körpers oder einzelner Teile derselben, welche mit den natürlichen Färbungen gewisser Racen vollkommen übereinstimmen.

So liefert jene Erkrankung der Nebennieren, welche nach ihrem Entdecker als Addison'sche Krankheit bezeichnet wird, rostbraune Färbungen der Haut, welche in ihrer vollkommensten Entwicklung derjenigen der Rothäute Nordamerikas gleichkommt. Die Malaria dagegen, deren Keime, der Bacillus mallariae, vorzugsweise in der Milzsubstanz und im Knochenmark sich entwickeln, liefern schwärzliche Färbungen und können, wie einzelne Fälle lehren, zu ausgebreiteten Melanosen Veranlassung geben.

Wir wollen diese Tatsachen zu keinem anderen Zwecke verwenden, als zu der Bildung einer Hypotese, welche zu neuen Studien anregen soll. Gibt es patologische Prozesse, welche analoge Färbungen, wie diejenigen gefärbter Racen hervorbringen, so ergibt sich naturgemäßer Weise das Problem der patologischen Entstehung der lezteren. Eine Steigerung der Pigmentbildung in den dazu bestimmten Organen, hervorgerufen durch organisirte, im Boden vegetirende Substanzen, ist erwiesen; dieselbe Einwirkung durch Jahrtausende hindurch fortwirkend und durch keine Kulturmittel gehemmt, kann ohne Zweifel

*) Der Verfasser meint die allerdings über jeden wissenschaftlichen Zweifel erhabene Entwicklungslehre und nicht die eigentliche darwinistische Teorie, die der natürlichen Zuchtwahl, welche zwar sehr geistreich aber zweifellos einseitig und zum mindesten ergänzungsbedürftig ist. Red. d. N. W.

bleibende Umgestaltungen des Menschengeschlechts herbeiführen. Versuchen wir in Zukunft, ob auf diesem Wege die Differenzirung der Menschenracen erklärt werden kann.

Uns möge es vor der Hand genügen, einige Belege dafür beigebracht zu haben, daß auch patologische Prozesse einen umgestaltenden Einfluß auf das Menschengeschlecht ausüben und vielleicht tiefer, als wir jezt noch vermuten, in den Kampf um unser Dasein eingegriffen haben. —

Wie es im vorigen Jahrhundert dem „Gesinde" erging.

Von Dr. **Bräutigam.**

Wenn gegenwärtig wieder in verschiedenen Staaten Beratungen über die Verhältnisse der Dienstboten stattfinden, so ist es recht interessant, einen Blick auf die kursächsische Gesindeordnung vom Jahre 1765 zu werfen. Schon in sprachlicher Hinsicht ist diese Gesindeordnung ein wahres Ungeheuer. Ein Beispiel genügt dem Leser jedenfalls. Am Eingange heißt es: „Wasmaßen eine geraume Zeit daher, sowohl über das Dienst-Gesinde überhaupt, als auch besonders über dasjenige, so auf dem Lande sich befindet, und mehrentheils von Jugend auf bei der Bauer-Arbeit erzogen und herkommen, unter anderen vornehmlich darüber, daß jenes durch troziges Bezeigen, Forderung übermäßigen Lohnes, Entlauffen aus dem Dienst vor der Zeit, und andere grobe Begünstigungen, dieses aber, durch Entziehung von unumgänglich nöthigen landwirtschaftlichen Diensten und Ergreiffung allerley anderer Handthierungen, dem gemeinen Wesen höchst beschwerlich falle, und einen fast durchgängigen allgemeinen Mangel an dem einem Land-Wirthe ganz ohnentbehrlichen Gesinde veranlaße, vielfältig geklaget, von Unserer getreuen Landschaft auch, bei denen Anno 1763 und 1766 gehaltenen Land-Tägen gleiche Beschwerden mit mehreren angebracht, und, zu Steuerung des hierunter allenthalben, besonders während des lezteren verderblichen Kriegs, so sehr eingerissenen Unwesens, auf Erläuter- und Verbeßerung der von Unsers in Gott ruhenden Herrn Groß-Vaters Königl. Maj. unterm 16den Julii 1735 ins Land ergangenen Gesinde-Ordnung mit Ueberreichung ohnmaßgeblicher Erinnerungen und Vorschläge, untertänigst angetragen worden." — Noch heute zeigt sich in Akten und Gesezen oft eine Ausdrucksweise, als ob Leute wie Lessing, der Begründer unserer neueren Prosa, nicht gelebt hätten; aber eine solche Schwerfälligkeit, wie sie uns hier entgegentritt, dürfte doch gegenwärtig kaum noch vorkommen.

Zunächst beschäftigt sich unsere Gesindeordnung mit dem „dienstlosen und müßigen Gesinde", das zur Erntezeit „aufliegt" oder den Hauswirt mit unbilligen Forderungen übersezt. Dasselbe soll zu ordentlicher Dienstannehmung ermahnt werden. Fruchtet dies nichts, so ist die Ortsobrigkeit berechtigt, die betreffenden Dienstboten wöchentlich mit drei Tagen Handarbeit zu beschäftigen oder sie mit einer Geldstrafe und event. Haft zu strafen. Dasselbe Loos trifft die, welche, obgleich sie von „der Bauer- und Feldarbeit herkommen", sich derselben in und außer der Ernte entziehen, um anderen Beschäftigungen nachzugehen. Nur in solchen Gegenden, wo die Einwohner sich nicht allein vom Ackerbau nähren können, wird den Dienstboten freie Wahl der Beschäftigung gegönnt. Man sieht also, daß leztere noch vor hundert Jahren im reinen Sklaventum lebten, indem sie aus ihrer verachteten „Kaste", fast ähnlich wie die Schweinehirten der alten Egypter, nur schwer herauskommen konnten.

Der von der Bauerarbeit Herkommende — das ist die Bezeichnung für die Landarbeiter — mußte, falls er ein Handwerk lernen wollte, der Obrigkeit durch ein Zeugnis beweisen, daß er vom vierzehnten Jahre an vier Jahre bei der Landwirtschaft gedient habe und darunter zwei Jahre der „Gerichts-Herrschaft", d. h. dem Gutsherrn. Damit eine scharfe Kontrole der Dienstboten stattfinden konnte, sollte die Obrigkeit alljährlich genaue Listen derselben aufstellen; auch ward bestimmt, daß wanderndes oder dienstlos werdendes Gesinde sich rechtzeitig bei der Obrigkeit melde. Es war dies für die, welche Dienstboten haben mußten, viel günstiger wie heutzutage. Sie brauchten sich nur bei der fürsorglichen Obrigkeit zu erkundigen, welcher besonders vorgeschrieben war, „ohnweigerlich und ohnentgeldlich" Auskunft zu erteilen. — Sehr energisch geht die Gesindeordnung von 1767 gegen die „Gesinde-Mäkler" vor. Diejenigen, welche sich in die „Miethe und Vermiethung" des Gesindes mischen, sollen mit acht- oder mehrtägigem Gefängnis belegt werden. Viele unserer heutigen Stellenvermittler und Agenten haben gewiß keine Ahnung, wie streng ihre täglichen Beschäftigungen einstmals verpönt waren.

Zu interessanten Vergleichen bietet „Titulus II" der Gesindeordnung Anlaß, der vom Lohne des Gesindes und der Tagelöhner handelt. Der erste Paragraph beginnt: „Weil die Klagen, die schon zu Unserer in Gott ruhenden Vorfahren Zeiten über die unersättliche Steigerung des von dem Gesinde geforderten und erzwungenen Lohnes, derer in der Gesinde-Ordnung vom 16. Jul. 1735 und dem unterm 31. Martii 1764 ergangenen Generali enthaltenen ausdrücklichen Verfügungen ohngeachtet, nicht aufgehört, solche vielmehr, sowie die Begehrlichkeit und der Frevel des Gesindes, besonders seit wiederhergestellter Landes-Ruhe, sich gar sehr vermehrt; So — —" und nun folgen die Bestimmungen, dahin lautend, daß nicht blos das Gesinde, welches zu viel Lohn verlangt, sondern auch die Herrschaften, die ihn bewilligen, um zehn Taler gestraft werden sollen. Für sämmtliche sieben Kreise des Kurfürstentums Sachsen wird das dem Gesinde zu bewilligende Maximum festgesezt. Da heißt es unter Nr. VI „Gesinde-Lohn im Voigtländischen Creyße":

Einem Vogt oder Hofmeister (Jahreslohn) . . .	16. 18 – 20 fl.
Einem Schirrmeister, so das Geschirr mitmachet .	16. 18 – 20 „
Einem Groß-Knechte	14 15 „
Einem Mittel-Knechte	10 – 12 „
Einem Kleinen-Knechte	8 - 10 „
Einer Käse-Mutter	8 – 10 „
Einer Hauß-Magd	9 – 10 „
Einer Großen-Magd vor alles und jedes . . .	8. 10 – 11 „
Einer Mittel-Magd desgl.	7 – 9 „
Einer Kleinen-Magd	5 – 7 „
Einem Kuh-Hirthen	3 – 4 „
Einem Schwein-Hirthen	2 – 3 „

War damals auch der Wert des Geldes ein höherer als jezt, so sieht man doch aus diesen Zahlen, wie dürftig das Gesinde bezahlt wurde. Um so ergözlicher wirkt die diesen Bestimmungen folgende Erklärung: „Wobey anzumerken, daß bey vorstehendem Lohne, welches dermahle, gegen das vorige, um ein merkliches verbessert worden (!), er keineswegs die Meinung, daß schlechterdings so viel gegeben werden müsse, habe, sondern hierüber nur ein Ziel und Maaße, wie hoch im Lohne nach Beschaffenheit der Umstände und Geschicklichkeit des Gesindes angestiegen werden könne, gesetzet worden."

Um so ergözlicher wirkt auch die weise Fürsorge der Gesindeordnung, welche sich gegen die Ueppigkeit, den übermäßigen Aufwand und die Verschwendung des Gesindes auf dem Lande in der Kleiderpracht, „ingleichen bei Gevatterschaften und Hochzeiten" richtet. Einem Kuhhirten oder Schweinehirten jährlich 2—4 Fl. bewilligen und ihn dann bei Androhung schwerer Strafen vor Ueppigkeit warnen, ein solches Gesez konnte doch selbst im vorigen Jahrhundert nicht ernsthaft genommen werden. Selbst in Gevatterbriefe steckte die hochlöbliche Obrigkeit ihre Nase. Wer vom Gesinde mehr als acht Groschen „einband", d. h. seinem Patenkinde schenkte, wurde um den gleichen Betrag bestraft, der Annehmer aber mit der doppelten Summe.

Wie das Gesinde in den meisten Fällen der Herrschaft gegenüber rechtlos war, das zeigt uns Titulus IV des Gesezes: „Von der einer Dienst-Herrschaft zustehenden Correction des

Gesindes." Ganz dem Geiste der Zeit angemessen ist es, „daß Dienstboten Schelt-Worte, gemäßigte Correction oder Züchtigung" d. h. also Prügel*) ruhig hinnehmen mußten, und sollte es ihnen einfallen Abbitte, Ehrenerklärung, Strafe oder Unkosten zu verlangen, so waren sie zurückzuweisen, denn sie hatten sich in Anerkennung ihrer Bosheit oder groben Fehler die „erhalten Scheltworte oder zugezogene Correction und Züchtigung selbst beyzumeßen." Selbst dann, wenn die Herrschaft das Züchtigungsrecht überschritten hatte, sollte sie nur, „ohne beysein des klagenden Gesindes" zu mehr Glimpf und Billigkeit angewiesen werden, allerdings wird hinzugefügt, daß der Exzeß von keiner Wichtigkeit sein dürfe. Wenn die „Wichtigkeit" eintrat, wird natürlich nicht gesagt. Das Gesinde war aber auch ehrlos, denn es heißt weiter: „Abbitte oder Ehrenerklärung findet fürohin von Seiten der Herrschaft gegen das Dienst-Gesinde nicht statt." Wurde ihm ein „infamirendes" aber nicht zu erweisendes Verbrechen beigemessen, so konnte er ein Bekenntnis der Unschuld verlangen, aber nicht etwa von dem Beleidiger, sondern von der Obrigkeit. Und so zeigen all die Paragraphen, daß man in dem Zeitalter, welches man sonst das „der Aufklärung" nennt, seitens der Regierungen und Herren noch keine Ahnung hatte von der natürlichen Forderung: Gleiches Recht für alle. Ja die Uebelstände gingen sogar so weit, daß die Advokaten bezüglich des klagenden Gesindes aufgefordert wurden, die Landes- oder Stiftsregierung nicht mit geringfügigen Dingen zu behelligen. Zeigte es sich, daß bei der Anklage das Gesinde in einem „unbefugten Unternehmen" begriffen sei, so wurde auch der Advokat bestraft und zwar nach Befinden um fünf oder zehn Taler oder statt dessen mit vierzehn Tagen oder drei Wochen Gefängnis. Daß sich bei dieser Sachlage für das Gesinde, welches eine Klage gegen die Herrschaft anstrengen wollte, nicht leicht ein Advokat fand, ist selbstverständlich.

Recht bezeichnend für die sozialen Verhältnisse im vorigen Jahrhundert ist auch der Teil der kurhessischen Gesindeordnung, der von den Kindern der „Untertanen" handelt. Dieselben waren nämlich verpflichtet, zwei Jahre der Gerichts- oder Gutsherrschaft zu dienen. Auch konnte leztere sie an Fremde zur Dienstleistung überlassen. Der zu bewilligende Lohn richtete sich nach den oben angegebenen Zahlen. Für die streitigen Fälle, in denen Untertanen ihre Kinder im eigenen Hauswesen brauchten, wird der Landes- oder Stiftsregierung die Entscheidung in die Hände gelegt. — —

Jene biederen Altvorderen, die diese Gesindeordnung im Namen der von Gott geordneten Obrigkeit erließen, handelten in dem guten Glauben, daß nun für die Dienstboten genug geschehen sei. Das, was wir heute für Ungerechtigkeit und Härte erklären, hielten sie für natürlich und recht und billig. Das ist der größte Fluch für die Menschheit, daß das Althergebrachte auch noch zum großen Teil an der Gegenwart haftet und namentlich auch hinsichtlich des Rechtsgefühles. Wer durchaus nicht in seiner dumpfen Befangenheit einen freien Blick in die Zukunft richten kann, wer hartnäckig an der Meinung festhält, daß wir ungefähr am glücklichen Ende der Kulturentwicklung angekommen sind, wer sich durchaus nicht vorstellen kann, daß auch unsere sozialen Verhältnisse in den nächsten Jahrhunderten einen mächtigen Umschwung erleiden werden, den weise man an der Hand solcher Urkunden, wie sie oben erwähnt sind, nachdrücklich darauf hin, daß unsere Nachkommen viele unserer Geseze und Gebräuche ebenso vorsintflutlich, ja unbegreiflich finden werden, wie wir es hinsichtlich unserer Vorfahren tun.

*) Anmerk. d. Sezers: Im preußischen Abgeordnetenhause wurde noch Mitte der fünfziger Jahre ein Antrag, die körperliche Züchtigung der Dienstboten betreffend, mit nur einer Stimme Majorität abgelehnt.

Bilder aus dem Auswandererleben.

Von **Hans Flux.**

Hast du, werter Leser, schon einmal das Leben und Treiben an einem großen Auswanderungsplaze beobachtet? Wenn nicht, dann versäume keine Gelegenheit dazu; man lernt den Menschen dabei von mancher neuen Seite kennen.

Wir befinden uns also an einem jener großen Hafenpläze, über den der noch immer so starke Auswanderungsstrom*) seinen Weg nimmt.

Am Bahnhof beginnts. Die Züge brausen heran, dicht gefüllt mit Menschen, die ihre Heimat verlassen wollen, namentlich die Personenzüge mit vierter Klasse. Eine dichtgedrängte Masse entstürzt den Coupés, wie ein Ameisenhaufen durcheinander wimmelnd und den Perron erfüllend. Der Passagier, dem sein Vaterland Annehmlichkeiten genug bietet, um noch nicht auszuwandern, entflieht eilig dem Lärm und dem Dunst des Auswanderungsschwarms. Die Auswanderer, von denen ein großer Teil nicht deutsch kann, suchen sich indessen zurecht zu finden und werden von den Bahnhofbeamten dem Ausgang zugewiesen, wo ihrer die „Auswanderungswirte" harren. Leztere dürfen an manchen Orten, wie z. B. in Bremen, die Perrons nicht betreten, weil viele von ihnen die Passagiere zu sehr belästigt haben. Nun, ihre Schäflein entgehen ihnen doch nicht, denn die Auswanderer haben alle farbige Karten in der Hand oder auf dem Hut aufgesteckt, auf denen der Name des Gasthauses verzeichnet ist, an das sie vom Agenten gewiesen werden. So erkennt jeder Wirt leicht die Seinigen und sammelt sie um sich. Es gibt noch einen großen Tumult und Durcheinander, bis das Gepäck von allen in der großen Güterhalle untergebracht ist. Dann sezt sich jeder einzelne Auswandererwirt mit seinen Gästen in Marsch, an der Spize der Kolonne einherziehend.

Während des Marsches haben wir Zeit, uns die „Europamüden" etwas näher anzusehen.

Zunächst die Deutschen. Da sehen wir den kräftigen Schleswig-Holsteiner, der mit seiner „Deern" fortgeht, weil der Verdienst so schlecht geworden, den Mecklenburger, den die Konkurrenz der schwedischen Tagelöhner forttreibt, den Sachsen, den Thüringer und den Schlesier, denen man die Not auf den hageren Gesichtern ansieht und die meinen, daß es ihnen schlechter als am heimischen Webstuhl drüben auch nicht gehen könne, höchstens besser; den schwäbischen und pfälzischen Bauern, welcher sich nicht länger mit den Hypotekengläubigern herumschlagen mag und den Baiern, der die Hoffnung hegt, daß es drüben auch „a Bier" gibt. Aber es sind nicht lauter Deutsche. Da kommen der Slovak und „Böhmak" mit ihrem karakteristischen Aeußeren und der zahlreichen Kinderschaar; die Weiber mit den roten Kopftüchern und den frühgealterten Gesichtern tragen immer das jüngste Kind in einem Tuche auf dem Rücken; da kommen polnische und russische Juden, Ungarn, Kroaten, Dalmatiner, Bosniaken, Rumänier und Zigeuner. Es ist ein Sprachengewirr wie beim babylonischen Turmbau.

Beim Gasthause angelangt, wird das Handgepäck in den Gaststuben niedergelegt und ein Teil der Auswanderer geht sich die Stadt zu besehen und Einkäufe zu machen, während andere.

*) Nach dem Bericht des deutschen Reichskommissars für das Auswanderungswesen wurden über Hamburg, Bremen und Stettin befördert:

1883 . .	201 308	Personen	(143 947 Deutsche)
1882 . .	231 557	„	(169 034 „)
1881 . .	247 346	„	(184 369 „)

Auf die Gründe des Fallens der Auswanderung kommen wir weiter unten zu sprechen. Ueber Holland, Belgien und Frankreich geht ein vielleicht ebenso starker Auswanderungsstrom aus Deutschland.

namentlich die Frauen und Kinder, sich auf der Haupttreppe und dem Vorplaz des Gasthauses lagern und entweder dumpf vor sich hinbrüten oder neugierig die Vorübergehenden anstarren. Die Zigeunerinnen, Böhminnen und Russinnen machen dabei sehr ungenirt Toilette, den Deutschen sieht man an, daß sie mit Sorge der „neuen Welt" entgegengehen; die Slaven und Südländer zeigen dies weniger. Aber alle haben Hoffnung, drüben das ersehnte „Glück" zu finden. Ach, wie wenige von allen finden in der Tat das, was man „Glück" nennt.

Man hat nun auch Gelegenheit zu beobachten, daß die meisten der Auswanderer gar nicht schlecht mit Geldmitteln versehen sind. Das läßt sich denken; der Bauer hat den Betrag für sein verkauftes Gütchen in der Tasche; andere haben lange für die Auswanderung gespart, und es sind überhaupt nicht die Allerärmsten, die auswandern, denn diese müssen da bleiben. Auf die Geldmittel der Auswanderer wird in den Hafenstädten denn auch schon vielfach spekulirt. Schon die Geldwechsler machen ihren Schnitt und die Wirte erst recht. Alle größeren Wirte haben im Gasthause auch einen Laden eingerichtet, in dem alle Gegenstände des Bedürfnisses der Auswanderer zu haben sind, was nicht verhindert, daß auch sonst in der Stadt noch eine Unzahl von Geschäften vorhanden sind, die alle für die „Bedürfnisse" der Auswanderer sorgen wollen. Die Auswanderer kommen meistens zur Hafenstadt mit dem guten Vorsaz, möglichst wenig Geld auszugeben; allein das verführerische Angebot ist zu groß, und die meisten werden unversehens einen Teil ihrer Mittel los. Denn zunächst müssen doch die „Utensilien" zur Ueberfahrt angeschafft werden; die Matraze — die jezt übrigens vom norddeutschen Lloyd geliefert wird — eine Decke und ein Kissen, wenns geht; etwas Geschirr mit Löffel, Messer und Gabel u. dgl. Denn der Auswanderer hat für die Ehre, im Zwischendeck zu fahren, noch das Vergnügen, sich mit diesen Utensilien, die sogar das Gefängnis umsonst liefert, selbst zu versorgen.

Japanesischer Garten.

Aber so ein reich ausgestatteter Laden „für Auswanderer" ist verführerisch. Der Süddeutsche will nicht ohne einige Flaschen Wein, der Norddeutsche nicht ohne einige Flaschen Rum oder Arak hinüber; alles ist zu haben und keineswegs billig. Da sieht ein lustiger Bauernbursch ein große Harmonika, wie er sie im heimatlichen Dorf Abends unter der großen Linde am Brunnen gespielt hat und nach der die Dorfschönen so flink getanzt haben; ihm wird wehmütig ums Herz, und die große Harmonika muß her, damit er sich auf dem Schiff die Grillen vertreibe! Auch Spieldosen werden viel verkauft, darunter sehr große und wertvolle. Der Verfasser kam einst in ein solches Geschäft und sah einen Vorrat großer Spieldosen oder Orgeln, auf denen hundert Mark als Preis verzeichnet waren. „Das wollen Sie an die armen Auswanderer absezen?" frug er erstaunt. — „Gewiß," war die Antwort, „davon sezen wir in der Woche ein Duzend ab!"

Tabakspfeifen, Zigarrenspizen mit und ohne Meerschaum, kurz eine Menge Luxusgegenstände werden in diesen Lokalen zu keineswegs billigen Preisen abgesezt, und zwar in großen Massen; besonders stark ist der Absaz an Waffen und Munition. Bei dieser Gelegenheit kann man sich die sonderbaren Vorstellungen vergegenwärtigen, die sich die meisten dieser Auswanderer von Amerika machen. Viele schleppen alte rostige Flinten und Pistolen mit hinüber; wir haben solche mit Radschlössern bei den Auswanderern gesehen. Auch Revolver werden viel gekauft, da man von reisenden amerikanischen Prahlhänsen gehört hat, daß dort drüben bei jeder Gelegenheit der Revolver entscheide. Auch große Hunde sieht man häufig bei den zukünftigen Bürgern der neuen Welt. Das sind die Leute, welche glauben, gleich hinter New-York gingen die großen Prairien an, wo noch die Rothäute hausen, und wo man mit Leichtigkeit nicht nur Wildpret und Geflügel, sondern auch Büffel jagen kann. Wenn da in der „Ansiedelung" — denn davon träumen die meisten — frühmorgens noch kein Braten vorhanden, so nimmt der treusorgende Ehegatte die alte Büchse mit Rad- oder Steinschloß und kehrt mit einem delikaten Büffel- oder Hirschbraten noch zeitig genug zurück, daß Mama ihn zu Mittag fein herrichten und auf den Tisch bringen kann. Das ist nicht übertrieben; wir haben sonst ganz vernünftige Leute gehört, die ungefähr solche, total irrige Vorstellungen von Nordamerika hatten und die sich auch demgemäß einrichteten.

Die Behandlung in den Auswandererhäusern und Gastwirtschaften ist eine sehr verschiedene. Es gibt viele altrenommirte

Auswandererhäuser, die ihre Gäste gut behandeln und sie nicht unverschämt ausbeuten, allein es gibt auch eine große Anzahl solcher Etablissements, die man mit gutem Gewissen als Räuberhölen bezeichnen kann und wo die Auswanderer obendrein noch unglaublich grob und roh behandelt werden. Es werden hohe Preise genommen und wird wenig gegeben; wir kamen zufällig in einer großen Hafenstadt in ein solches Etablissement, wo die Auswanderer ziemlich viel bezahlen für Logis und Beköstigung und wo am Abend nichts als ein Stückchen schlechten Käses zu haben war. Die Auswanderer werden eben von dem Agenten, der dafür eine Provision bezieht, an einen bestimmten Wirt gewiesen und sind daher gebunden. Ohnehin sind es meistens Leute, die zum erstenmal eine größere Reise machen, und die daher froh sind, an einen Wirt gewiesen zu sein, von dem sie das Notwendige erfragen können.

Die Auswanderer werden von vielen Wirten nicht als vollberechtigte Mitglieder der menschlichen Gesellschaft angesehen, und ihre Lage bringt es mit sich, daß sie sich dies gefallen lassen. Dem Verfasser ist es mehrmals begegnet, daß er beim Eintritt in die Gaststube von einem frechen, noch nicht hinter den Ohren trockenen Keller gefragt wurde: „Wollen Sie auswandern?“ Hätte er gesagt: „Ja!“, so hätte er sicher sein können, von dem Kellner nicht halb so höflich behandelt zu werden als andere Gäste, aber doch zu demselben, womöglich noch zu höherem Preis.

Die Behörde hat sich indessen auch um die Behandlung der Auswanderer in den Auswandererhäusern bekümmern zu müssen geglaubt und zwar mit vollem Recht. Man hatte da allerlei schmähliche Dinge gehört: daß die Auswanderer, allen Rücksichten auf Gesundheit und Sittlichkeit zuwider, wie die Häringe aufeinander gepackt und wie das Vieh behandelt würden u. s. w. In Bremen ging man zuerst vor und zwar im Jahre 1882, worüber sich zwar die Auswandererwirte im Namen der „Freiheit“ heftig beschwerten, was aber mit Recht nicht beachtet wurde. Wir wiederholen, daß wir nicht von allen Auswandererhäusern sprechen, denn es gibt deren genug, die ganz reell sind; was aber der Reichskommissär für das Auswanderungswesen im deutschen Reich in seinem Bericht vom Jahre 1883 sagt, das läßt tief blicken. Er sagt, daß er von Zeit zu Zeit die Auswandererlogirhäuser besucht und revidirt habe. 1883 seien in Hamburg ähnlich wie in Bremen Verbesserungs- und Sicherheitsmaßregeln eingeführt worden. „Es sind da,“ heißt es in dem Bericht des Reichskommissärs, „wo es dringend notwendig war, die Niedergänge von den oberen Etagen vermehrt worden und die Holzwände haben einen Kalküberwurf erhalten. Ferner sind Aenderungen über die nächtliche Bewachung und Erleuchtung der Häuser, über die Türverschlüsse und darüber getroffen worden, daß die Zahl der Personen, welche nach den Bestimmungen der Behörde in jedem Zimmer beherbergt werden dürfen, auf der äußeren Seite der Türe in sichtbarerweise vermerkt sein muß, wodurch die Kontrole darüber, ob die einzelnen Räume auch nicht überfüllt sind, bedeutend erleichtert wird. Endlich ist auch noch angeordnet, daß in den unter dem Dache befindlichen Räumen niemand logirt werden darf.“

Die früheren Zustände in den Auswandererhäusern haben ein derartiges Einschreiten der Behörden notwendig gemacht, und es ist einigermaßen besser geworden, wenn auch die Auswandererwirte immer noch über „Beschränkung der Freiheit“ klagen. Es ist gut, daß man endlich einmal von der früheren Anschauung abgegangen ist, nach welcher die Seelsorge der Hauptgegenstand der Vorsorge für die Auswanderer war.

Der Bericht des Reichskommissärs für das Auswanderungswesen, der das Jahr 1883 betrifft, ist im allgemeinen recht dürftig, und es wird bezüglich der Schiffe nur gesagt, daß dieselben zuweilen revidirt worden sind. Ueber das Resultat dieser Revisionen ist in dem Bericht selbst gar nichts gesagt und gar nichts ist etwas wenig. Es erscheinen doch jährlich so viele Beschwerden in den Blättern über Beköstigung, Logement und Behandlung auf den Auswandererschiffen, daß es sich wohl der Mühe verlohnen dürfte, die bezüglichen Dinge zu untersuchen.

Wir wissen indessen aus eigener Anschauung, daß sowohl auf den hamburger wie auf den bremer Auswandererschiffen, die in zehn bis vierzehn Tagen Amerika erreichen, im allgemeinen die Zustände sich sehr gebessert haben. Selbstverständlich könnte noch vieles besser sein, wenn auch die Dividende der Herren Aktionäre etwas beschnitten würde. Aber noch mehr als die Eisenbahnen sind die Seedampfer von jenem Komfort entfernt, der eigentlich zeitgemäß wäre. Warum sollte man die Reise im Zwischendeck nicht behaglicher einrichten können als jetzt, gerade wie man auch die Eisenbahnfahrt dritter Klasse behaglicher einrichten könnte? Aber der Ertrag des Geschäfts? fragen da die erstaunten Finanzmänner unserer Zeit, die weder Zwischendeck auf dem Schiff, noch dritter oder vierter Klasse auf der Bahn zu reisen brauchen. Nun wir wissen schon, und da alle dasselbe wissen, brauchen wir nichts mehr zu sagen.

Im allgemeinen richten sich die Beschwerden hauptsächlich gegen die englischen Dampferlinien. Die Passagiere beklagen sich sehr oft über die Grobheit der englischen Schiffsmannschaft, über Beköstigung und Logement und über Unreinlichkeit auf den Schiffen, sowie noch über vieles andere. Wir sind nicht in der Lage, sicher darüber zu urteilen; das Einfachste wäre indessen, wenn die Auswanderer so klug sein wollten, mit deutschen Schiffen zu fahren. Leider sind die Auswanderer massenhaft so unselbständig und auch so unwissend — woran sie freilich nicht schuldig sind — daß sie sich von jedem Agenten leicht beschwazen lassen. Ueberhaupt ist im Agenturenwesen vieles faul und die angeblichen Vorteile, welche durch diese Vermittlung den Auswanderern erwachsen sollen, sind in vielen Fällen nur fingirte! Die vielen Agenten, die alle von ihren Provisionen leben wollen, verteuern auch nicht wenig die Kosten der Ueberfahrt. Auf den Eisenbahnen und auf anderen Strecken zur See wird doch auch ohne Agenten gereist und die Passagiere finden sich dennoch zurecht. Man findet sich doch schwerer zurecht, wenn man per Eisenbahn von Moskau nach Lissabon, als wenn man von Bremen per Schiff nach Baltimore oder New-York reist. Und doch wird niemand von Moskau nach Lissabon einen Agenten brauchen. Gerade durch das Agententum wird die Masse um ihre Selbständigkeit gebracht, denn Leute vom Lande sind gern geneigt, die Herren Agenten und Gastwirte mit ihren schweren goldenen Ringen und Uhrketten und ihrem oft so prozigen Auftreten als beamtete und ungemein vertrauenswerte Persönlichkeiten anzusehen. Doch gibt es, wie wir immer betonen, unter Wirten und Agenten eine recht große Zahl durchaus reeller, aufrichtiger und nobler Leute, auf die wir das obige Urteil nicht bezogen haben wollen. Nur im allgemeinen — und das wiederholen wir — müssen wir es tadeln, daß Agenten und Gastwirte die Unerfahrenheit und Unselbständigkeit der Auswanderer ausnuzen, ja sie zuweilen fast wie „Gepäck“ behandeln.

Im Bericht des Reichskommissärs ist ferner ein interessanter Punkt berührt, indem es heißt:

„Der Reichskommissär hatte im Berichtsjahr mehr als in früheren Jahren Anlaß, seine Aufmerksamkeit dem Treiben der neuerdings wieder in höherem Grade sich bemerkbar machenden ausländischen Land- und Kolonieagenten zuzuwenden.“

Wir sind der Ansicht, daß man den Einfluß dieser Art von Agenten auf die Steigerung der Auswanderung überschäzt. Die Auswanderung ist überhaupt keine künstliche Bewegung, sonst könnte man die einheimischen Agenten auch für dieselbe verantwortlich machen. Die Auswanderung steigt und fällt in einem gewissen Verhältnis zu dem Stande der wirtschaftlichen Verhältnisse diesseits und jenseits des Ozeans; die Tätigkeit der Agenten, mögen sie auch noch so verlockende Köder ausstecken, kann Ebbe und Flut der Auswanderung nur in geringem Maße beeinflußen. Ein Einfluß indessen wird ausgeübt und häufig ein unheilvoller. Es werden Nachrichten über gewisse Gegenden verbreitet, als ob dort die Verhältnisse so günstig seien, daß dem Ansiedler die gebratenen Tauben in den Mund flögen.

Schon mancher hat sich dadurch verlocken lassen und hat grausame Enttäuschungen erleben müssen. Wir wollen die verunglückten Kolonisationsversuche der dreißiger, vierziger und fünfziger Jahre nur erwähnen. Gar mancher bedenkt eben nicht, daß drüben der Boden ein ganz anderer ist, der erst studirt sein will; gar mancher, der vorher noch nie Ackerbau getrieben, findet drüben, daß seine Muskeln zu schlaff geworden sind und schießlich finden alle, daß Urbarmachung und Bewirtschaftung eines Grundstücks überhaupt mehr Ausdauer und Mittel erfordern, als man sich hat vorreden lassen.

Weit schlimmere Erfahrungen als im Norden haben die Auswanderer im Süden Amerikas gemacht. Man weiß, wie seinerzeit eine große Anzahl Auswanderer nach Brasilien verlockt wurde, dort angekommen, sich in allem enttäuscht, dem Elend preisgegeben und von den brasilianischen Behörden mit großer Härte behandelt sah.

Auf Versprechungen ist überhaupt in solchen Fällen nicht viel zu geben. Auch in neuester Zeit ist dafür ein Beispiel beizubringen. Der Regierung einer Republik in Südamerika — der Name tut nichts zur Sache — scheint viel daran gelegen zu sein, ackerbautreibende Kolonisten in ihr dünnbevölkertes Gebiet zu ziehen. Sie suchte durch ihre Vertreter in Deutschland Verbindungen, und diese Vertreter fanden auch eine Anzahl von Leuten, die unter gewissen Bedingungen bereit waren, nach Südamerika überzusiedeln und sich dort anzubauen. Sie hofften den Kern einer Ansiedelung zu bilden, die sich mit der Zeit erweitern und mächtig werden sollte. Man wendete sich nun direkt an die Regierung jenes südamerikanischen Staates, worauf eine Denkschrift von derselben einlief, in der sie die Verhältnisse ihres Gebietes auseinandersezte. Es wurde unter nicht allzugünstigen Bedingungen Land versprochen, doch sollten die Ansiedler von den politischen Rechten der Eingeborenen ausgeschlossen bleiben. Man wurde stuzig und ließ die Sache einstweilen liegen; indessen kam ein bekannter Weltreisender, der kurz zuvor jenes Land bereist hatte, nach Europa zurück und man war so vorsichtig, ihn in dieser Sache um Rat zu fragen. Er lachte hell auf. Die Regierung habe gar kein Land, sagte er. Alle die Landstriche, die dort vielleicht zur Kolonisation geeignet seien, befänden sich in den Händen großer europäischer Kaufleute. Das Schlimmste aber seien die drüben sich wiederholenden sogenannten „Revolutionen", die weniger politische als räuberische Unternehmungen seien. Wenn ein „revolutionärer" General an der Grenze Truppen sammle, um gegen die Hauptstadt zu ziehen, so nehme er auf seinem Wege an beweglichem Gut alles mit, was zu erreichen sei. Es würden mit anerkennenswerter Gewissenhaftigkeit zwar für alle bei diesen Requisitionen geraubten Gegenstände Bons ausgestellt, allein diese Bons hätten den einzigen Fehler, niemals eingelöst zu werden. Auf diese Mitteilungen eines durchaus glaubwürdigen Mannes stand man natürlich von jeder weiteren Unterhandlung ab.

Wenn schon bei einer Regierung so etwas vorkommt, was mag erst von den privaten Agenten privater Gesellschaften geleistet werden!

Wenn aber die Verlockungen der Agenten sich auch verdoppelt haben, die Auswanderung ist doch gefallen! Das hat seine zwei Gründe. Einmal ist die Zahl der Auswanderungslustigen und Auswanderungsfähigen denn doch nicht so groß, daß jedes Jahr die gleiche Zahl an den Seehäfen erscheinen könnte; zum andern sind die Verhältnisse in Amerika schlechter geworden. Viele sind enttäuscht zurückgekehrt, da sie sich mit der politischen Freiheit allein nicht abfinden lassen konnten. Wenn drüben auch das Heimstättengesez besteht, welches dem Farmer ein unpfändbares Grundeigentum sicher stellt, so muß man doch ein solches Grundeigentum erst haben und zweitens muß es so viel tragen, daß man davon leben kann. Dann erst hat das Heimstättengesez einen Wert. In Amerika hat auf den wirtschaftlichen „Aufschwung" der unter den heutigen Verhältnissen unvermeidliche Niedergang folgen müssen, der in New-York einen großen „Krach" verschiedener Banken neuerdings herbeigeführt hat.

Es hat einmal ein preußischer Minister, Graf zu Eulenburg, gesagt, um das Auswanderungsfieber zu dämpfen, müsse man einem Volke die Heimat möglichst lieb machen, d. h. Institutionen schaffen, unter denen es sich behaglich fühle. Ob dieser Minister wohl als Prophet in der Wüste gesprochen hat?

Eine Produktiv-Genossenschaft.

Ein Bild aus dem deutschen Arbeiterleben von K. Grosz.

(S. Illustration Seite 593.)

Das neunzehnte Jahrhundert, auch vielfach das „eiserne" genannt, hat fast in allen Zweigen der gewerblichen Arbeit einen großartigen Umschwung hervorgerufen. An die Stelle des ehrsamen Handwerksmeisters, der emsig mit Gesell und Lehrbursch seine Tagesarbeit vollbrachte, ist die Fabrik getreten, die unter Zuhilfenahme der mannichfaltigsten Maschinen die Produktion bis ins Unendliche ausgedehnt hat. Fast alle Branchen des Handwerks sind in das Bereich der modernen, fabrikmäßigen Herstellung gezogen worden, und dies alles ist so rasch gegangen, daß den Anhängern der Zunft es heute noch nicht klar geworden ist, wie bald es ein Ende hat mit der alten Herrlichkeit und wie bald neue, kräftigere Organisationen überall siegreich sich eingebürgert haben werden.

Auch das Gewerbe der Schiffszimmerer mußte mit der Einführung der eisernen Schiffe zu Grunde gehen. Noch vor 20 Jahren zählte der Holzschiffbau an der deutschen Nord- und Ostseeküste zu den blühendsten Gewerben; jetzt sind die meisten Werften eingegangen, und die wenigen, welche noch existiren, bauen nur noch kleinere Küstenfahrzeuge, oder behelfen sich mit Reparaturen.

Die Schiffszimmerleute selbst haben infolge dieser Umgestaltung eine harte Leidensperiode durchgemacht. Viele haben dem Handwerk den Rücken gekehrt, manche haben sich entschlossen dem Eisenschiffbau zugewandt — und das war das Beste, was sie in ihrer Lage tun konnten —, während der Rest sich durch Reparatur- und andere Arbeiten auf den Werften kümmerlich durchschlägt.

Wir haben hier also ein Bild vor uns, wie in kaum einem Menschenalter ein viele tausende von Menschen beschäftigendes Gewerbe total zu Grunde gegangen ist, indem es der neuen Technik, den Anforderungen der Zeit zum Opfer fiel. Jedenfalls eine sehr lehrreiche Thatsache, die manchem in alten Anschauungen Befangenen die Augen zu öffnen geeignet ist.

Wenn wir diese Zeilen vorausschicken, so geschieht es einesteils, um ein interessantes Faktum zu konstatiren, anderenteils aber, um dem Leser ein kleines Bild von der Lage des deutschen Schiffszimmerergewerbes zu geben. Der eigentliche Zweck dieses Aufsazes ist, über eine deutsche Produktivgenossenschaft, eine Arbeiterorganisation zu berichten, deren Entstehung vorzugsweise auf die oben geschilderten Zustände zu sezen ist.

Im Januar 1873 hatte sich der Allgemeine deutsche Schiffszimmererverein in Hamburg konstituirt und seine Organisation über sämmtliche Hafenstädte Deutschlands ausgedehnt. Er zählte zirka 3000 Mitglieder (mehr als 5000 wirklich gelernte Schiffszimmerer gab es überhaupt wohl in Deutschland nicht). Die Organisation war eine gute und wurden demzufolge die Löhne in den bedeutendsten Hafenstädten ohne Arbeitseinstellung entsprechend erhöht. Wo es zur Arbeitseinstellung kam, wurde

die Arbeit nicht eher wieder aufgenommen, als bis die Forderungen durchgesetzt waren.

Die Schiffszimmerer in Pommern, namentlich in Danzig, gehörten größtenteils den Dr. Max Hirsch'schen Gewerkvereinen an, und diese machten ihren Kollegen bei etwaigen Arbeitseinstellungen Konkurrenz. Die Schiffsbaumeister an der Ostseeküste, die schon seit dem 15. April 1872 einen Verein unter dem Namen: „Verein deutscher Schiffsbaumeister" bildeten, brachten es bald dahin, die Meister der Nordseeküste zu bewegen, sich mit ihnen zu vereinigen, und bereits am 16. und 17 November 1874 fand in Berlin ihre erste Generalversammlung statt, die den „Verein norddeutscher Schiffsbauer" ins Leben rief.

Auf dieser Generalversammlung wurde die meiste Zeit dazu verwendet, Mittel und Wege zu finden, wie die Organisation des Allgemeinen deutschen Schiffszimmerervereins am besten zu sprengen sei. Beschlossen wurde, im Januar 1875 alle diejenigen Schiffszimmerer auszusperren, welche die schriftliche Erklärung verweigern würden, dem Vereine zu entsagen. Einige Meister drohten jedoch mit ihrem Austritt aus dem Bunde, wenn der Ausschluß schon im Januar 1875 stattfinden sollte, weil sie bedeutende geschäftliche Kontrakte zu erfüllen hatten, für deren strikte Innehaltung hohe Konventionalstrafen stipulirt waren. Die Maßregelung wurde daher bis Januar 1876 aufgeschoben. Mit einer Lohnreduktion wurde trozdem gleich darauf am 23. November 1874 in Memel vorgegangen. Die deutschen Schiffszimmerer mußten hierzu Stellung nehmen. Der Allgemeine deutsche Schiffszimmererverein war so gut wie der Verein norddeutscher Schiffsbauer ein zentralisirter Verein, mithin war und mußte es vor allen Dingen seine Hauptaufgabe sein, die Reduktion der Löhne in Memel zu verhindern; es war ja ein Angriff gegen den ganzen Verein, und dieser Angriff mußte abgewiesen werden, um an andern Orten ähnliche Lohnreduktionsmaßregeln nicht aufkommen zu lassen.

In diese Zeit fällt auch die Abnahme des Holzschiffbaues in Deutschland. Innerhalb drei Jahren, von 1874 bis 1877, vermehrte sich die Zahl der Kauffahrteidampfer in den zivilisirten Staaten der Welt fast um 1800.

Die größten Rheder Hamburgs und Bremens, welche am meisten den Weser- und Ostseestrand mit dem Bau neuer hölzerner Schiffe beschäftigt hatten, verkauften zum Teil dieselben und gründeten, der Zeit entsprechend, um der Konkurrenz der Engländer nicht zu erliegen, Dampfschiffahrt-Aktien-Gesellschaften, in deren Betrieb nur der moderne eiserne Dampfer eine Rolle spielt.

Die Gelegenheit für den Meisterbund, den Verein der Schiffszimmerer zu sprengen, wurde also stündlich besser, daher beschloß denn auch die Generalversammlung des Meisterbundes im Jahre 1875 am 29. und 30. November in Berlin mit 29 gegen 6 Stimmen, mit der Aussperrung sämmtlicher Schiffszimmerer am Weser- und Ostseestrande am 1. Januar 1876 vorzugehen. Der Plan wurde ausgeführt; inwieweit er gelang, werden wir später berichten.

Mittlerweile waren für die Schiffszimmerer in Memel bereits 10 704 Mark an Unterstützung verausgabt, ohne daß sich das Ende der Lohnstreitigkeit, resp. des ausgebrochenen Strikes absehen ließ.

Wie es nun in allen Branchen noch allzu viele indifferente Arbeiter gibt, so gibt es auch unter den Schiffszimmerern viele Männer, die leider gegen ihr eigenes Interesse zu handeln vermögen. So ging es auch in Memel. Viele Schiffszimmerer wurden fahnenflüchtig und waren froh, daß ihnen die Meister den früheren Lohn weiter zahlten. Der Kern der dortigen Schiffszimmerer mußte sich daher entweder organisiren und selbst Unternehmer werden oder zu den Meistern überlaufen. Sie wählten das Erstere, organisirten sich, übernahmen alle Arbeiten, die zu bekommen waren und mieteten einen Plaz, auf welchem sie ihren Arbeiten oblagen. Sämmtliche Arbeiten an den Schiffen, welche am Deck und über Wasser auszuführen waren, konnten sie annehmen, aber keine Arbeiten an den Schiffen unter Wasser, weil ihnen hiezu eine Schiffswerfte mit den dazu gehörigen Einrichtungen fehlte. Sie wären demzufolge, falls sie nicht ebenfalls in den Besiz einer Werfte gekommen wären, in flauen Zeiten den Meistern wieder in die Hände gefallen und der Kampf wäre alsdann von neuem entbrannt.

Das Glück war den Schiffszimmerern günstig. Sie konnten zu annehmbaren Bedingungen in Memel eine Werft miethen. Um der stets drohenden Gefahr, ausgemietet zu werden, zu entgehen, mußte das nächste Ziel sein, diese Werft eigentümlich zu erwerben. Dies konnten die Memeler Schiffszimmerer allein nicht vollbringen, sondern hierzu mußten die gesammten deutschen Gewerksgenossen beitragen. Nach langen Mühen und Verhandlungen konstituirte sich endlich in Hamburg am 18. November 1875 unter reger Beteiligung die Allgemeine deutsche Schiffszimmerergenossenschaft (E. G.), welche das Grundstück in Memel um 60 000 Mk. erstand. Wir wollen hier nicht die außerordentlichen Schwierigkeiten vorführen, welche für die Genossenschaft vorzugsweise darin bestanden, die nötigen Gelder aufzubringen; wir wollen nur konstatiren, daß der Plan troz aller Gegenbemühungen der Memeler Meister gelang und die Werft sich ganz prächtig entwickelte. Gewiß ein Beweis, daß die Arbeiter sehr wohl im Stande sind, derartige geschäftliche Unternehmungen rentabel zu machen.

Aber auch noch eins hat die Gründung der Schiffszimmerergenossenschaft bewirkt: der Plan des Vereins nordd. Schiffsbauer, den deutschen Schiffszimmererverein zu sprengen, ist vollständig vereitelt worden. Innerhalb dreier Jahre wurden von dem Allgemeinen deutschen Schiffszimmererverein nahezu 104 000 Mk. für Unterstützungen aufgebracht, innerhalb dieser Zeit hatte der Verein nirgends eine Niederlage zu verzeichnen, trozdem ein Angriff über den andern erfolgte.

Wir wollen jezt noch einiges über die Entwicklung der Memeler Genossenschaft mitteilen, jedoch nur insoweit, als es von allgemeinem Interesse ist. Wir maßen uns keineswegs an, in dieser Genossenschaft ein großes Werk zu sehen, aber immerhin haben die Schiffszimmerer etwas geschaffen, was das Interesse aller aufrichtigen Arbeiterfreunde in Anspruch nimmt.

Wie oben schon mitgeteilt, ist die Werft in Memel das Eigentum der Allgemeinen deutschen Genossenschaft. Die Memeler Schiffszimmerer bildeten sodann gleichfalls eine Genossenschaft, welche das Grundstück von der ersteren in Miethe nahm. Dadurch ist erstens die Ausbeutung des Arbeiters von Arbeitern verhindert worden und zweitens sind die Arbeiter gezwungen, sich tüchtig zu rühren, wenn sie geschäftlich nicht zugrunde gehen wollen. Die Memeler schaffen für eigene Rechnung und zahlen an die Allgemeine Genossenschaft für die Benüzung des Grund und Bodens einen mäßigen Zins. Diese Art und Weise der genossenschaftlichen Arbeit ist allerdings den Memelern anfänglich selbst spanisch vorgekommen. Auch hatten sie mit großen Schwierigkeiten bezüglich der Leitung zu kämpfen. Diese wurden jedoch beigelegt, indem man von Hamburg einen tüchtigen Geschäftsführer bestellte, der denn auch bald Leben in das Unternehmen brachte. Anfänglich angefeindet, wußte er sich doch bald das Vertrauen der Rheder und selbst der Regierung zu erringen, die denn auch später ihre sämmtlichen Arbeiten auf unserer Werft anfertigen ließ. Folgender Brief, aus dem ersten Jahre der Tätigkeit des neuen Geschäftsführers an den Vorstand der Allgemeinen Schiffszimmerergenossenschaft wirft ein grelles Streiflicht auf die Stellung der bürgerlichen Elemente zu den Bestrebungen der Arbeiter, so daß wir es uns nicht versagen können, ihn hier abzudrucken:

„Wir haben die ganze Kapitalmacht gegen uns. Trozdem ich mich anbiete, die Arbeiten weit billiger zu verfertigen, als andere Meister, so gelingt es doch selten, Arbeit zu bekommen; ich habe bereits viele Kapitäne, die sich von der Aufrichtigkeit unserer Bestrebungen überzeugt haben, auf meiner Seite, allein ihre Rheder sind noch immer auf uns verbissen, sie sagen, wir von Hamburg hätten die Memeler Schiffszimmerer nicht mit Geldmitteln unterstüzen sollen, dann stände der Lohn derselben nicht so hoch und sie (die Rheder) würden mehr an ihren Schiffen machen lassen; jezt sei ich derjenige, der um Arbeit

Die Schiffswerfte in Memel.

bettele, und hätte doch dazu beigetragen, daß sie nicht mehr Arbeiten machen ließen, als sie eben notwendig müßten."

Das heißt also mit andern Worten, lieber die Schiffe verfaulen lassen, als einer Arbeitergenossenschaft Verdienst zu geben.

Die Memeler Schiffszimmerergenossenschaft hat die Schule des Geschäftslebens seit nunmehr 9 Jahren durchgemacht und ist an Erfahrungen reich geworden. Die Gefahr, ihr bischen Hab und Gut zu verlieren einerseits, und auf der anderen Seite die Aussicht, den Reinertrag ihrer Arbeit selbst zu genießen, sind die Triebfedern gewesen, daß die Arbeiter die größten Anstrengungen gemacht haben, das Geschäft zu heben. Dieses ist aber auch nur der einzige Ansporn, die Arbeit auf genossenschaftlichem Gebiet in der heutigen Zeit zu fördern.

Die asiatische Cholera und ihre europäischen Verwandten.

Von **Bruno Geiser**. (Schluß.)

II.

[Dr. Kochs Entdeckung: Der Cholerabacillus. — Dessen Lebens- und Vermehrungsbedingungen. — Seine geringe Lebenskraft troz seiner furchtbaren Gefährlichkeit. — Die Mittel, ihn zu vernichten: Eintrocknen, ansäuren. — — Die nächsten Verwandten der asiatischen Cholera: Die einheimische Cholera und die Kindercholera. — Ursache, Auftreten, Behandlung beider. — Schluß: Unsere Aufgabe und Absicht.]

Als Grundursache eines so gefährlichen Brechdurchfalls, wie es die asiatische Cholera ist, hatte man seit langem einen pilzartigen Organismus betrachtet, ohne den eigentlichen Uebeltäter aus der großen Zahl der in den Eingeweiden und Entleerungen von Choleratoten, bez. Kranken, wimmelnden Mikroorganismen herausfinden zu können. Jezt endlich, auf Forschungsreisen in Aegypten und Indien, ist es dem durch die Entdeckung des Tuberkelbacillus rasch berühmt gewordenen Mitgliede des deutschen Reichsgesundheitsamts, Geh. Regierungsrat Dr. Robert Koch, gelungen, auch den Cholerabacillus auf frischer Tat zu attrapiren. Wegen der Form dieses mikroskopischen Untiers nannte Koch es den Kommabacillus. Die hauptsächlichsten Lebensbedingungen des Kommabacillus sind in faulenden organischen Stoffen bestehende Unreinigkeit und Feuchtigkeit.

Wo ein mit organischen Stoffen verunreinigter Boden durch Sinken des Grundwassers der atmosphärischen Luft zugänglich wird, und die zu seiner Existenz nötige Feuchtigkeit herrscht, da findet der Cholerapilz die günstigsten Bedingungen zur Entwicklung und Vermehrung.

Aber auch im Wasser kann nach Koch's Beobachtung der Cholerapilz existiren und mit dem Wasser in entwicklungsfähigem Zustande in den Menschen hineingelangen.

Auch auf die sehr verschiedengradige individuelle Empfänglichkeit für das Choleragift — den Kommabacillus — wird durch Koch's Untersuchungen Licht geworfen.

Wir haben im vorhergehenden Abschnitt ausgeführt, daß vorzugsweise schwächliche, durch Krankheiten, Anstrengungen, Exzesse oder Diätfehler angegriffene und schlecht genährte Personen der Cholera zum Opfer fallen. Dementsprechend hat Koch nachgewiesen, daß der Kommabacillus nur in alkalisch reagirenden Nährsubstanzen regelrecht wächst, durch ein weniges an freier Säure aber in seiner Entwicklung auffallend zurückgehalten, selbst getötet wird. Nun ist im gesunden Magen stets freie Säure vorhanden, in dem unter Verdauungsstörungen leidenden Magen dagegen kann sie leicht fehlen. Den gesunden Magen also werden die etwa eingeführten Cholerabacillen nicht wohl passiren können, ohne getötet oder in ihrer Entwicklungsfähigkeit geschwächt zu werden; den kranken Magen aber, oder den Magen, durch den sie so rasch in den Darmkanal hinein befördert werden, daß die freie Magensäure nicht genügend auf sie wirken konnte, werden sie mit voller Lebenskraft verlassen, um sich im Darm anzusiedeln und in dessen alkalisch reagirenden Inhalt ins Unzählige zu entwickeln.

Da nun Verdauungsstörungen sehr häufig durch Durchfälle sich bemerklich machen, so ist, wie Dr. med. Fr. Dornblüth sehr richtig ausführt*), „ein Durchfall zur Cholerazeit ein Warnungsruf, daß man schleunigst die Ordnung wiederherstelle: denn sie zeigt an, daß der Darm in geschwächtem Zustande und daher ohne Schuz gegen den andringenden Feind ist. Nun darf man aber die Sache nicht so verstehen, daß etwa jeder Durchfall zur Zeit einer Choleraepidemie so rasch als möglich gestopft werden müsse, wozu ja sogenannte Choleratropfen und andre opiumhaltige Mittel dann von allen Seiten empfohlen und förmlich aufgedrängt zu werden pflegen. Es ist vielmehr im Gegenteil wünschenswert, daß der Darm so schnell und so vollständig wie möglich von seinem krankhaften Zustande befreit werde, damit den Pilzen das Festsezen und Wuchern wenigstens erschwert und vielleicht unmöglich gemacht werde. Ich selbst habe in drei Choleraepidemien, fährt Dr. Dornblüth fort, „an deren Bekämpfung ich sehr regen Anteil genommen, die feste Ueberzeugung gewonnen, daß jeder rechtzeitig in vernünftige Behandlung genommene Durchfall und auch die große Mehrzahl der beginnenden Cholerafälle geheilt werden kann; daß aber fast rettungslos verloren ist, wer im Anfange der Krankheit durch Opium und andre sogenannte Stopfmittel seine Darmbewegungen aufhebt."

Diese Anschauungsweise ist, gemessen an der gewaltigen Cholerafurcht, welche durch das Wüten früherer Choleraepidemien erzeugt wurde, — eine ziemlich hoffnungsreiche, und nach unsrer jezigen Einsicht in das Wesen der Krankheit ist dieselbe durchaus begründet, umsomehr als ohne den Cholerabacillus und dessen Eindringen in den menschlichen Darm der Ausbruch der asiatischen Cholera gänzlich unmöglich ist und dieser Bacillus sich nur in Indien schrankenlos vermehrt, dagegen in Europa nicht zu der Lebenskraft gelangt, um sich längere Zeit fortpflanzungsfähig zu erhalten.

Dauerformen des Cholerapilzes, wie sie bei anderen krankheitserzeugenden Pilzen vorhanden sind, hat nach Kochs Meinung der Cholerapilz nicht aufzuweisen*); er ist troz seiner großen Gefährlichkeit ein sehr vergängliches Wesen; Eintrocknen tötet ihn in wenig Stunden vollständig.

„Eintrocknen und Ansäuern von pilzhaltigen oder verdächtigen Stoffen, — also aller Entleerungen von Cholerakranken und der mit solchen beschmuzten Gegenstände, wie Wäsche, Betten 2c. —, werden also zuverlässige Desinfektionsmittel sein, besser jedenfalls als die bisher gebräuchlichen, deren Ruf oft nur darauf beruht, daß die Cholera nicht überall hinkommt, wo man sie fürchtet und daß die Epidemien stets in unserm Klima nach kurzer Zeit von selbst erlöschen. Die Entwicklung von Chlor- oder Karboldämpfen in der Umgebung der Kranken, sowie das Anräuchern verdächtiger Personen hat auf die im Darm befindlichen Bacillen gewiß und auf die entleerten und durch den übrigen Darminhalt oder andre Dinge eingehüllten Bacillen schwerlich irgend eine Wirkung. — —

„So vergeblich der Versuch sein würde, die in Menschen, in den Erdboden oder großen Unratmassen oder in Gewässer eingedrungenen Bacillen auf solche Art zu bekämpfen, und so schwer ausführbar und vollkommen unzuverlässig alle Sperr-

*) In der Abhandlung „Die Cholera", Gegenwart, Juli 1884; der ich bei meiner kurzen Darlegung der Kochschen Forschungsresultate zumteil folge.

*) Dies nach den allerneuesten Mitteilungen Kochs abweichend von der in der „Gegenwart" geäußerten Meinung Dr. Dornblüths.

und Desinfektionsmaßregeln einer einigermaßen ausgebreiteten Epidemie gegenüber sein werden, so zugänglich und angreifbar sind oft die ersten Fälle von Choleraerkrankungen an einem Orte. Es handelt sich dann nur um Aufnahme der Kranken in einem gegen Verunreinigung des Bodens und Wassers gesicherten Lokal nebst Desinfektion oder Vernichtung aller Abgänge und aller nicht sicher desinfizirbaren Kleider und Gebrauchsgegenstände. Nach allen Erfahrungen brauchen sich Aerzte und Wärter dabei nicht vor Ansteckung zu fürchten, wenn sie nicht durch eine Störung der Verdauungsorgane sich in besonders empfänglichem Zustande befinden. Der Umgang mit den Kranken, ihre Wartung und Pflege, sowie die Behandlung der Leichen ist anerkannterweise für Gesunde nicht oder sehr wenig gefährlich; aber die Abtritte, welche die Ausleerungen der Kranken aufgenommen haben und ihre (ziemlich frische und feuchte) Wäsche haben sich stets als sehr gefährlich erwiesen. Auch diese alten Erfahrungen hat Koch bestätigt und aufgeklärt: er fand, daß in der Wäsche von Cholerakranken, die (was wohl immer der Fall sein dürfte) mit Entleerungen beschmutzt war und 24 Stunden feucht gehalten wurde, die Cholerabacillen sich in ganz außerordentlicher Weise vermehrten, und ferner, daß wenn Choleraentleerungen oder Darminhalt von Choleraleichen auf der feuchtgehaltenen Oberfläche von Leinwand, Fließpapier und ganz besonders auf der Oberfläche feuchter Erde ausgebreitet werden, daß sich dann nach 24 Stunden regelmäßig die ausgebreitete dünne Schleimschicht vollständig in eine dichte Masse von Cholerabacillen verwandelt hat.

„Könnte man von allen Cholerakranken, also auch von denjenigen, welche mit der sog. Choleradiarrhöe umhergehen und umherreisen und dabei die Krankheitskeime ausstreuen, alle Abgänge auffangen und sicher desinfiziren, also ihre Bacillen durch Austrocknen, durch Säuren oder andre chemische Mittel töten, so würde man jede Choleraepidemie vernichten können. Solche Bestrebungen werden zwar vermutlich immer an dem Leichtsinn und der Unwissenheit der Menschen und den unkontrolirbaren Mannichfaltigkeiten des Verkehrs scheitern, aber dennoch bleibt die Aufgabe bestehen, womöglich in jedem Cholerafall, besonders bei den ersten in einem Ort oder Hause, zu verhindern, daß Choleraausleerungen in die Abtritte, in den Erdboden und andre der Bacillenentwicklung günstige Stoffe gelangen, und ferner die Wäsche und andre verunreinigten Gegenstände alsbald einer zuverlässigen Desinfektion*) zu unterziehen."

Die nächste Verwandte der asiatischen Cholera ist die europäisch oder einheimische, man könnte sie die **ordinäre Cholerine** nennen, zur Unterscheidung von der die asiatische Cholera so häufig einleitenden besonderen Cholerine. Mit ihrem wissenschaftlichen Namen wird sie Cholera nostras, Cholera europaea, Cholera sporadica, Cholerhagia und deutsch auch Brechdurchfall, Brechkolik, Brechruhr genannt.

Sie unterscheidet sich von der als Vorläuferin der asiatischen Cholera auftretenden Cholerine nur dadurch, daß sie sich, weil bei ihr der Kommabacillus nicht vorhanden ist, auch nicht zur asiatischen Cholera entwickeln kann; und vor dieser asiatischen Cholera zeichnet sie sich durch erheblich geringere Gefährlichkeit und Sterblichkeit aus.

Vorzüglich tritt sie in den heißen Sommermonaten auf, meist hervorgerufen durch Diätfehler, wie sie im ersten Abschnitt aufgeführt wurden, und durch Erkältung, welche rascher Temperaturwechsel — heiße Tage, kühle Nächte u. dgl. — veranlaßt hat.

Sie tritt oft plözlich, noch häufiger aber nach Ankündigung durch tagelange Unbehaglichkeit und Uebelkeit, Leibschneiden, Kollern im Leibe, Appetitmangel und leichte Diarrhöe ein. Die eigentliche Krankheit dauert meist 8—24 Stunden, nur äußerst selten länger als zwei Tage, und führt selten zum Tode. Beim Eintreten des Anfalls werden die Stuhlausleerungen zahlreicher und bringen allmälich statt der gewöhnlichen Exkremente schleimige bräunlich gefärbte oder gelbliche Flüssigkeiten hervor. In seltenen, alsdann aber stets gefährlichen Fällen, kommen schließlich auch reiswasserähnliche Entleerungen zum Vorschein.

Neben dem Durchfall geht Erbrechen einher, — zuweilen geht dieses jenem auch voraus. Das Erbrechen fördert nach Beseitigung der im Magen vorhandenen Nahrungsreste schleimige, grünlich gelbliche, sauerschmeckende Flüssigkeit zutage.

Werden die Ausleerungen sehr häufig — bis zu zwanzig in der Stunde können sie zunehmen — so fallen die Kranken am Ende völlig zusammen, werden schlafsüchtig und können rasch dem Tode anheimfallen.

Die Behandlung der Sommercholera ist vom Beginn des Durchfalls an am besten so einzurichten, als hätte man es mit den gefährlichen Vorboten der asiatischen zu tun. Bei einigermaßen heftigem Durchfall lasse man die Kranken zu Bett gehen; in keinem Falle dulde man, daß sie ohne wärmende Leibbinde umhergehen. Bei Leibschmerzen und Kollern mache man fortgesezt umfangreiche warme Breiumschläge auf den Bauch. An Nahrung gestatte man nur Flüssiges, namentlich Abkochungen von durchgeschlagener Hafergrüze oder Gersten- und Reisschleim. Gegen lebhaften Durst gebe man Selterswasser, indes man Brunnenwasser nur stark gekocht, dann abgekühlt und mit einem Zusaz von Kognak oder Rotwein zulasse. Bei reichlichem Erbrechen wird der Arzt, der selbstverständlich bei so schwerer Krankheit nicht zu entbehren ist, wahrscheinlich kleine Eisstückchen dem Kranken reichen lassen und subcutane Morphiuminjektionen in das Epigastrium*) machen, die oft erstaunlich rasch guten Erfolg nach sich ziehen. Wohlhabenden Kranken würde die in Anfällen der einheimischen Cholera, beziehentlich der der asiatischen Cholera vorausgehenden Cholerine, sich trefflich bewährende Wohltat des häufig wiederholten Genusses kleiner Quantitäten von auf Eis gesezten Champagner gewährt werden können.

Die vollendete Aehnlichkeit der einheimischen Cholera mit der asiatischen, bei dem großen Unterschiede in der Gefährlichkeit beider, weist darauf hin, daß man sich bei dem Herannahen der indischen Seuche zwar durch jeden choleraähnlichen Fall zur äußersten Vorsicht ermahnt sehen, aber nicht, wie es zumeist geschieht, zu Tode erschrecken lassen soll. Selbst Todesfälle unter allen äußeren Anzeichen der asiatischen Cholera beweisen noch gar nichts für den Ausbruch der asiatischen Epidemie und die Anwesenheit des Kommabacillus; sie können sehr wohl vereinzelt bleiben und die asiatische Cholera kann an dem Orte, wo sie vorgefallen, vorübergehen, ohne ihn auch nur zu berühren.

Daher hat man auch in Cholerazeiten auf die bald an allen Ecken auftauchenden Nachrichten vom Ausbruche der Epidemie an diesem oder jenem Orte gar kein Gewicht zu legen. Die erstaunliche Unwissenheit und Leichtfertigkeit der Zeitungsschreiber landläufiger Qualität bauscht mit Vergnügen jeden oft ganz unschuldigen Brechdurchfall oder selbst Durchfall ohne Erbrechen zum Cholerafall auf, um gläubige Leser in Schrecken zu sezen und einige Pfennige mehr des schnöden Sündenlohns für Zeitungszeilenreißerei zu erjagen. —

Die einheimische Cholera, welche kein Lebensalter verschont, tritt besonders häufig im frühesten Kindesalter auf und wird dann Cholera infantum, **Kindercholera**, genannt.

Unpassende Nahrung und Erkältung sind auch hier die Ursachen. Meistens werden Kinder von ihr befallen, welche künstlich ernährt oder der Muttermilch entwöhnt und in beiden Fällen mit zu schwerer unverdaulicher Nahrung behelligt werden, vorzüglich auch solche, bei deren Ernährung nicht die nötige Sorgfalt und Sauberkeit beobachtet wird. Doch auch Säuglinge an der Mutterbrust verschont sie nicht, wenn die Muttermilch entweder zu fett oder zu arm an Fett ist, wenn die Kinder zu reichlich oder nicht genügend ernährt werden, wenn Mütter oder Ammen kränkeln, starken Gemütsbewegungen oder großen Anstrengungen ausgesezt sind. Kinder, welche das zweite Lebensjahr überschritten haben, werden dagegen sehr selten von diesem Brechdurchfall heimgesucht.

---

*) Für dieses Fremdwort schlagen der bekannte Germanist Sanders und andere um die möglichste Reinigung der deutschen Sprache von derartigen Eindringlingen bemühte Gelehrte und Ungelehrte in deutschen Ausdrücken Entpestung oder Entgiftung vor.

*) Morphiumeinsprizungen unter die Haut der oberen Bauchgegend.

Der schlimmste Grad der Kindercholera weist anfangs dünne, gelbliche, später farblose, oft Blutspuren zeigende molkenartige Stuhlentleerungen auf, — 15—20, zuweilen auch 30—40 am Tage. Die kleinen Patienten erbrechen dabei alles, was sie genießen; sie sind höchst unruhig und verraten durch Geschrei und dadurch, daß sie die Beinchen krümmen und hochziehen und die Fersen bis zum Wundwerden aneinander wezen, heftige Unterleibsschmerzen. Die Haut wird allmälich kühl und bläulich, der Atem gleichfalls kühl, die Bindehaut der nur halb geöffneten Augen rötet und trübt sich, die Fontanellen, d. h. die vier weichen, durch das Zusammentreffen mehrerer Schädelknochen gebildeten, Stellen des Schädeldaches, fallen ein, die Bauchdecken fühlen sich schlaff an und sinken desgleichen ein; die Kinder verschmähen nunmehr die Mutterbrust und sonstige Nahrung, vermögen nicht mehr ordentlich zu schlingen, verfallen in Krämpfe und werden schlafsüchtig, bis der Tod unter totalem Kräfteverfall (Collapsus) eintritt.

Die Cholera der Kinder verläuft nicht so rasch wie die der Erwachsenen. Meist währt sie 3—6 Tage, mitunter auch länger, selbst 2—3 Wochen.

Der Tod kann auch durch andere Krankheiten, welche die Kindercholera gern begleiten, wie Lungenentzündung, verursacht werden.

Zuweilen läuft die Krankheit auch in chronische Diarrhöe oder einen allgemeinen Schwund der Kräfte und Säfte — Atrophie — aus.

Der Eintritt der Genesung kennzeichnet sich durch langsames Nachlassen der Entleerungen durch After und Mund, zunächst meist des Erbrechens, begleitet durch ein merkliches Kräftigerwerden des Pulses und eine Erhöhung der unter das Normale gesunkenen Körpertemperatur. Oft leitet ein mehrstündiger ruhiger Schlaf die Genesung in bester Weise ein.

Die Kindercholera ist, je jünger die Kinder sind, desto mörderischer. Doch sind die erkrankten Kleinen auch in den schlimmsten Stadien der Erkrankung noch nicht als verloren zu betrachten, denn selbst als unrettbar von vorsichtigen und kundigen Aerzten aufgegebene sind zur völligen Genesung gelangt.

Ueber die Behandlung der Kindercholera schreibt Professor Ehrenhaus*), man habe da, wo eine bestimmte Krankheitsursache nachweisbar, dieselbe zu beseitigen oder wenigstens unschädlich zu machen, indem man, „wenn der Brechdurchfall durch eine Indigestion hervorgerufen und ganz frischen Datums ist, troz des Durchfalls mit Hydrargyrum chloratum mite in Dosen von 0,015—0,03 Gr. zweistündlich mit gutem Erfolge geben könne. In anderen Fällen leistet das Acidum hydrochloricum (1,0 auf Aq. destillata 60,0 Mucil. Gummi arab. und Syrup. simpl. aa. 30,0 ohne oder mit einem Zusaze von Tinct. Opii simpl. seu crocat. gtt. III—V, zweistündlich einen Kinderlöffel) nach den Erfahrungen von Henoch u. a. gute Dienste. Wenn diese Medikationen nicht sogleich das Erbrechen zum Stillstand bringen und die Ausleerungen quantitativ und qualitativ bessern können, möge man zum Argentum nitricum (0,05 auf Aq. destill. 60,0 Mucil. Gummi arab. 30,0 mit einigen Tropfen Tinct. thebaic. 2—3stündlich 1 Kinderlöffel) oder zum Bismuthum subnitricum (0,05—0,2 stündlich) übergehen.

„In einigen Epidemien, in welchen uns diese Mittel im Stich gelassen hatten, haben wir noch eine günstige Wendung der Krankheit nach Darreichung von Solut. Acidi carbolici (0,5—1 auf 10,0 Aq. destill.) 5—10 Tropfen 2—3stündlich beobachten können. Ebenso haben wir auch in einzelnen Fällen, wo das Erbrechen durchaus nicht aufhören wollte, das Chloralhydrat (1,0 auf Aq. destill. 86,0 Mucil. Gummi arab. und Syrup. simpl. aa 20,0 2—3stündlich 1 Kinderlöffel) mit gutem Erfolge anwenden sehen. Zuweilen leisten auch Klysmata von Stärke mit oder ohne Argent. nitr. oder auch Chloralhydrat gute Dienste, wenn kein Tenesmus vorhanden ist*)".

*) In der Realencyklopädie der gesammten Heilkunde, Bd. II, Artikel Brechdurchfall.

In der Kindercholera sowohl, als in der einheimischen Cholera der Erwachsenen hatten wir es mit Krankheiten zu tun, deren wesentlichste Erscheinungen die eines Magendarmkatarrhs sind, d. h. einer Entzündung der Magen- und Darmschleimhaut, welche deswegen gefährlich ist und verderblich werden kann, weil sie gleich der asiatischen Cholera, nur nicht in so hohem Maße, einerseits dem Blute eine Menge nahrhafter Bestandteile entzieht, andererseits den Verdauungsapparat verhindert, die notwendige Menge von Nahrungsstoffen in das Blut aufzunehmen.

In den Erscheinungen, die sie veranlassen, und in ihren Wirkungen ähneln dieser Gruppe der nächsten Choleraverwandten noch eine Reihe anderer Krankheiten, welche ihren Siz im Darm allein haben, — nämlich die einfachen katarrhalischen Entzündungen der Darmschleimhaut, der Darmkatarrh, und die kruppösen oder diphteritischen Entzündungen derselben, welche als Ruhr bezeichnet werden; alsdann die übrigen Schleimhaut-Entzündungen der verschiedenen Darmpartien, so die Entzündung des Blinddarms und des Wurmfortsazes, die Entzündungen beim Unterleibtyphus u. s. w.

Diese Gruppe der entfernteren Choleraverwandten werden wir, sobald es uns unsere Zeit und der Raum der „N. W." gestatten, in einem besonderen Artikel behandeln.

Für heute sei nur noch, um Mißverständnisse zu vermeiden, hinzugefügt, daß wir beileibe nicht beabsichtigen, unsere Leser zu verführen, von ärztlicher Hülfe in irgend welchem erheblichen Krankheitsfalle Abstand zu nehmen und sich oder ihre Angehörigen „selbst zu kuriren."

Nicht diesen Zweck haben unsere Belehrungen, — im Gegenteil: wir wollen, — indem wir nach dem Stand der Wissenschaft unserer Tage den Lesern das Wesen gewisser allgemeingefährlicher Krankheitsformen enthüllen und die Mittel angeben, mit denen dieselben von der Wissenschaft bekämpft werden, — unsere Leser befähigen, nach Möglichkeit den betreffenden Krankheiten vorzubeugen, beziehentlich aus dem Wege zu gehen oder sie bereits in ihren anscheinend harmlosen Anfangsstadien zu erkennen. Wir wollen ferner — soweit es in unseren Kräften steht — aus dem Laien, der heutzutage noch in den meisten Fällen ein verständnisloser, mißtrauischer, oft hinderlicher Zuschauer auch des kenntnisreichsten und aufopferungsvollsten Arztes ist, einen, so viel es angeht, verständnisvollen Gehülfen und Förderer des Arztes machen. Wir wollen endlich auch dadurch, daß wir unseren Lesern physiologische, hygienische und medizinische Kenntnisse zuführen, welche dem Heere der Geheimmittelanpreiser, Kurpfuscher und Heilweiber fast immer abgehen, die Nichtigkeit des Wirkens dieser unverständigen oder gewissenlosen Menschen enthüllen und ihrem gefährlichen Treiben einen Damm sezen helfen.

*) Wir übersezen hier die in den vorstehenden beiden Absäzen vorkommenden wissenschaftlichen Fremdbezeichnungen alle zusammen: Indigestion = Unverdaulichkeit, Hydrargyrum chloratum mite Calomel (Quecksilberchlorür), Acidum hydrochloricum Salzsäure, Aqua destillata destillirtes Wasser, Mucilago Gummi arabici arabischer Gummischleim, Syrupus simplex einfacher Syrup, Tinctura opii simplex einfache Opiumtinktur, seu crocata oder (Opiumtinktur) mit Safran, argentum nitricum salpetersaures Silber, Bismuthum subnitricum salpetersaures Wismut, Solutio acidi carbolici Karbolsäurelösung, Klysmata Klystiere, Tenesmus Stuhlzwang.

Der Wilderer.

Ein schnurrig Stück Menschenleben.

Humoristische Erzählung von **Hans Eckart.** (Fortsetzung.)

„Machen Sich verflucht rar, bester Gutenbier," hub der Major von neuem zu schnarren an, ohne sich um Christians unverholenes Erstaunen zu kümmern und von mir die geringste Notiz zu nehmen, „freilich sind 'n kolossal gelehrtes Haus, troz Ihrer Jugend, — weiß schon, weiß alles, — hocken immer hinter schweinsledernen Schmökern, müssen doch aber auch wieder 'mal in die Gesellschaft — unter Menschen — he! — Menschen beiderlei Geschlechts — he! wie wär's denn zum nächsten Bal champêtre?"

Dem guten Christian stand der Mund weit offen; er vermochte nur zu stottern:

„Ich, verehrter Herr Major, ich — würde sehr gerne, — wenn ich wüßte — —

„Ja — wenn Sie wüßten, bester Gutenbier," lachte der Major und klopfte Christian, mit den Augen zwinkernd auf die Schultern. „Rate Ihnen, warten Sie nicht, bis Sie alles wissen, sondern stürzen sich kopfüber in die Welt, wo sie am fidelsten ist. 'n Kerl, der mit allen klassischen Hunden gehezt ist, wie Sie, paßt zu unsern ästhetischen Gesellschaften — ganz verflucht ästhetisch manchmal, sag' ich Ihnen — wie Zitronensaft zur Auster. Also beim Bal champêtre im Bülauer Parke, — Hand drauf!"

Er nahm Christians Rechte und schüttelte sie, daß Christian schwankte wie ein Rohr im Winde.

„Ich weiß wirklich nicht, — ob, ob ich nicht sehr unwillkommen, — ob ich zu so eleganter Gesellschaft passe" — stotterte Christian.

Der Major lachte, daß sicherlich die Fensterscheiben in den nächsten Häusern geklirrt haben:

„Nicht passen — nicht sehr unwillkommen — ha, ha, na, wissen Sie, wenn Sie einem alten Praktikus, wie ich, in solchen verdammt kizlichen Fragen nicht trauen, da müssen Sie Sich an kompetentere Leute wenden, — z. B. an meine Thusnelde oder Roswithe — he, Mädels — —"

Soeben rauschten in hocheleganten Promenadenkostümen die sechs Töchter des Majors — zu zwei und zwei in drei Gliedern geordnet — vorüber. Die Töchter, in drei Glieder zu je zwei — der Major eine beträchtliche Strecke als Kolonnenführer voraus — die Mama „als schließender Unteroffizier" hinterdrein, — das war die stets in peinlichster Gewissenhaftigkeit innegehaltene Spaziermarschordnung der Majorsfamilie.

Die angeredeten Mädels Thusnelda und Roswitha waren die ältesten Töchter des Majors von Zahlen. Sie waren — nach einer — wie der Major zu sagen pflegte — ganz verflucht weisen Fügung der Vorsehung auch die größten in der stattlichen Töchterschaar, — so daß sie ebensowohl wegen der Höhe ihrer Gestalt als ihres — 25- und 23jährigen — Alters an der Spize der Mädchenkolonne zu marschiren ein Recht hatten.

Christian und ich — wir verneigten uns vor den Damen, — Christian ungeheuer verlegen.

Thusnelda und Roswitha mußten ihren freilich stets mit Posaunenstimme sich unterhaltenden Vater sehr wohl verstanden haben, denn sie sagten vorwurfsvollen Tones im Vorbeirauschen:

„Aber Papachen — —"

Und der linke Flügelmann des ersten Gliedes — Roswitha — versezte dem drei Zentner schweren Papachen einen leichten Schlag mit dem perlenbesezten Fächer. —

Dabei erwiderten die Damen alle sechs Christians Gruß auf das freundlichste. — Thusneldens und Roswithens Flammenaugen blizten sogar zärtlich zu ihm hinüber und die kirschroten Lippen öffneten sich und zeigten in berauschendem Lächeln zwei Perlenschnüre schneeweißer Zähne, — also, daß Christian blutrot wurde in seinem bleichen Stubenhockergesicht.

Auch der schließende Unteroffizier — die Frau Majorin vielmehr, — neigte sehr gnädig das kunstvoll frisirte und koiffürte Haupt, — aber sie wie die sechs Töchter nur zu Christian hin, — ich existirte — wie es schien — für die interessante Familie garnicht.

Der Major stampfte nun gleichfalls von dannen — um schleunigst seinen ihm von Gottes und Rechtswegen gebührenden Plaz an der Spize der Familienkolonne wieder einzunehmen.

Christian war verblüfft, wie ich ihn noch nie zuvor gesehen.

„Sind das etwa die Gegenstände deiner Doppelliebe, — diese feurige Thusnelda und die vielleicht noch feurigere Roswitha — —"

„Keine Idee — nicht die Spur, der Major von Zahlen und seine Tochter haben mit mir kaum je drei Worte gesprochen und sich immer so kühl und abweisend benommen, wie möglich — —"

„Na, heute gewiß weder kühl noch abweisend, Christian, im Gegenteil — —"

„Ja —heut —," Christian schüttelte einmal über's andere den Kopf.

Ich vermochte auch keine Erklärung für die auffallende Erscheinung zu finden. Alle Vermutungen, welche ich aussprach, konnte Christian leicht widerlegen. Indessen waren wir aus der Stadt hinaus in den Park gelangt. Eine schattige Allee nahm uns auf, laue Winde umsäuselten uns, Blumen dufteten zu beiden Seiten des sorgfältig gepflegten Parkweges und hundertstimmiges Singen und Zwitschern lustigen Vögelvolks schmetterte uns entgegen.

„Nun, Christian, ist es nicht über alles köstlich, solch' einen Sommertag in vollen Zügen zu genießen", fragte ich.

„O, er ist schon schön, — solch' ein Tag," erwiderte er. „Aber für einen Bettelarmen wie ich, — für einen so ganz Weltverlassenen — ist auch in dem Becher solch' hohen und reinen Vergnügens gar zu viel Wermut, — die abscheulich nüchternen Fragen, was werde ich — wenn diese kurze Lust vorüber ist — essen, womit werde ich mich kleiden — was werde ich treiben — sie tauchen immer wieder vor mir beängstigend auf — —"

„Ich glaube gar, Christian, Nahrungssorgen — das ist doch zu arg. Solange du einen Freund hast, wirst du nicht hungern. — Doch, schaue dorthin, — da kommt auch ein Mann mit einem finstern Gesichte, — ob der wohl auch Nahrungssorgen hat — —"

Christian war doch schon heiterer gestimmt, als noch kurz zuvor.

Er lachte.

„Der — Nahrungssorgen! Das ist ja der Geheime Kommissionsrat Brendel, der wohnt meinem Onkel schräg gegenüber, — er ist Millionär. Ich muß den Mann grüßen, obgleich er mir kaum dankt — —"

Christian zog den Hut.

Der Geheime Kommissionsrat Brendel erhob sein finsteres Antliz, in dem eine mächtige Habichtsnase prangte. Er griff flüchtig an seinen grauen hohen Kastorhut und wollte vorüber. Doch dicht vor Christian blieb er stehen, als wenn ihm plözlich etwas Besonderes eingefallen:

„Hab' ich die Ehre mit Herrn Gutenberg — —" fragte er.

„Mein Name ist Gutenbier — —" entgegnete Christian, auch diesmal nicht ohne die Anzeichen der Verwunderung.

„Bier — ganz richtig — Bier, nicht Berg — freut mich, daß ich das Vergnügen habe, hab' schon immer gewünscht, Sie zu treffen, liebster Herr Gutenberg — Bier, wollt' ich sagen."

„Sehr schmeichelhaft, Herr Geheimer Kommissionsrat, wenn ich auch nicht weiß, wie ich zu der Ehre komme — —"

Der Geheime Kommissionsrat wiegte sein Haupt herüber und hinüber: „Spaß, — ein talentvoller junger Mann, wie Sie sind! — Sagen Sie 'mal, — was blasen Sie doch — —?"

„Ich — blasen?“ Jetzt zeigten Christians Gesichtszüge dasselbe außerordentliche Erstaunen, wie bei der Begrüßung des Majors.

„Nu ja, lieber Herr Gutenbier, — oder was spielen Sie, — vielleicht blasen Sie nicht, — kann ich mich doch irren — 's Piano oder die Violine, 's Waldhorn oder die Flöte, die Salonzither oder die Guitarre — was weiß ich, was so'n junges Genie alles für Töne hervorbringen kann —“

„Herr Geheimer Kommissionsrat, Sie irren Sich offenbar in meiner Person, ich spiele gar nichts, — ich bin Philologe und gar nicht musikalisch — —“

„Garnicht musikalisch — — so?“ sagte der Kommissionsrat, indem er immerfort mit dem Kopfe wackelte. — „Nu, ist auch kein Fehler. Ich bin auch nicht musikalisch. Aber Sie tanzen doch?“

„Allerdings — ich tanze — —“

„Nu also, — und Gesellschaftsspiele und Sprichwörter wissen Sie bestimmt auch die Masse; das schlägt ja in ihr Fach als Philologe — nicht wahr? Sie kommen also — — — “

„Ich verstehe Sie wirklich nicht, geehrter Herr Geheimer Kommissionsrat — —“

„Sie verstehen nicht? Warum sollten Sie nicht verstehen — Alle acht Tage Sonnabends ist bei mir jour fix, — wissen, so 'ne zwanglose Gesellschaft. 'S wird musizirt und getanzt, — und auch vernünftiges gemacht — Whist und L'hombre gespielt und 's junge Volk macht Gesellschaftsspiele, meine Töchter — die Sarah, die Elwira und die Klotilde und auch meine Nichte, die Emma, an der Spize. Und, wissen Sie, ich berühm' mich nicht, mir kann's ja egal sein! — Alle die einmal dagewesen sind, sagen, 's wäre ausgezeichnet schön auf meinem jour fix, und besonders 's Buffet finden alle großartig; unter uns gesagt,“ — der Herr Geheime Kommissionsrat schlug sich in höchster Selbstgefälligkeit auf sein rundes Bäuchlein, — „die vielen Lieutenants, die zu mir kommen, essen sich immer für acht Tage satt, und das machen sie ganz recht, — ich geb's gerne, — warum, — weil ich's kann!“

Christian war sprachlos, und ich mußte mir unmenschliche Mühe geben, um nicht in helles Gelächter herauszuplazen.

Der Geheime Kommissionsrat schickte sich an zum Gehen. Er schüttelte Christian die Hand und nickte mir huldvoll zu.

„Es tut einem wirklich wohl“, sagte er, „mit so einem liebenswürdigen und gescheiten jungen Manne zu plaudern. Man muß sich so viel ärgern. Hab' ich gestern bestimmt gedacht, Lombarden würden wenigstens um 3 Prozent weichen, — wobei ich hätte ein Geschäft gemacht von wenigstens 6000 Taler Profit, — sind sie aber geblieben fest, weil heut ganz unerwartet viel Nachfrage, — und da hab' ich abschließen müssen mit noch nicht 600 Taler Profit. Sehen Sie, junger Herr, so was ärgert unsereinen, der ist gewöhnt an die großen Geschäfte, wahrhaftig mehr, als es irgend einen Hungerleider ärgert, wenn er 'nmal sein bischen Wochenlohn verliert. Unsereiner hat eben ein viel feineres Gefühl, als gewöhnliche Leute. — Na, Sie kommen bestimmt nächsten Sonnabend, ich sag's meinen Töchtern, daß es gewiß ist — nun mein lieber Herr Gutenbier, — adieu!“

Als er weit genug entfernt war, um uns nicht mehr zu hören, ließ ich meiner Heiterkeit die Zügel schießen.

„Siehst du, Christian, daß ich recht habe, — du bist wirklich ein Glückspilz. Jetzt war's im Handumdrehen zu Ende mit deinen Nahrungssorgen. Alle Sonnabend besuchst du die Gesellschaft des Geheimen Kommissionsrat Brendel und ißt dich, wie die vielen Lieutenants, auf die nächsten acht Tage satt. Und dann die idealen Genüsse — die Sprichwörter und Gesellschaftsspiele, die Musik und der Tanz, Whist und L'hombre — und Töchter und Nichte, — schwarzlockige Jüdinnen pikantester Art — hier diese vier, dort die sechs Majorstöchter, — nun kannst du dich im Notfall schon auf fünf Doppellieben einlassen — —“

„Mir wird von alledem so dumm — so ungeheuerlich dumm,“ sagte Christian. „Was hat das in aller Welt zu bedeuten? Will mich denn die ganze Welt zum Narren halten?“

Der weitere Verlauf dieses Tages schien in der Tat Christians seltsame Annahme zu bestätigen.

Wir ließen uns in einem der elegantesten Restaurants des Bülauer Parkes nieder, tranken jeder ein Glas Wiener Bier und plauderten über die merkwürdigen Vorkommnisse der letzten Stunden. Nach mancherlei Hin- und Herreden und Scherzen — das Scherzen war allerdings fast ausschließlich auf meiner Seite, — kam Christian zu der Ueberzeugung, an dem Ebengeschehenen könne man gerade erst recht sein Pech ermessen. Wären ihm zwei so ausgezeichnet situirte Männer wie der Major von Zahlen und der Geheime Kommissionsrat Brendel noch vor wenigen Monaten so entgegengekommen, so wäre ihm das gewiß sehr angenehm und äußerst hoffnungsreich erschienen — denn wenn ihm auch die brüske Manier des alten Stabsoffiziers nicht sehr zusagte und das cynisch-prahlerische Wesen des durch verwegene und wahrscheinlich nicht immer ganz saubere Spekulationen emporgekommenen Kaufmanns selbst entschieden antipatisch und fatal sei, so würde er so einflußreiche Verbindungen auch dann verständiger Weise nicht von der Hand gewiesen haben, falls auch nicht dort sechs berühmte Schönheiten und hier — mit der Nichte — vier zwar nicht ganz so schöne, aber doch zweifellos hübsche und vor allem ungewöhnlich reiche Mädchen die Bekanntschaft interessanter gemacht hätten. Jetzt aber, wo er, Christian, vor einer trostlosen Zukunft stehe, wo er trostlos verliebt sei, könnten ihm auch wahre Göttinnen an Schönheit und Reichtum, sammt allen einflußreichen Vätern des Erdenrundes nichts mehr helfen.

„Du lässest eben einfach jeden Gedanken an die unerreichbaren Unbekannten fahren und giebst dir Mühe, dich in die erreichbaren Schönen zu verlieben. Du hast ja die Wahl, du Sonntagskind. Neben der stolzen Thusnelda, der flammenäugigen Roswitha werden die Bilder der geliebten Unbekannten ebenso rasch verbleichen und in Vergessen geraten, wie neben den in Gold gefaßten Juwelen Sarah, Elwira, Clotilde — und hast du dir das Herz einer dieser Schönen erobert, so ist die Trostlosigkeit deiner Zukunft mit einem Schlage verwandelt in lachenden Sonnenschein.“

Christian blieb bei seinem trübseligen Hauptschütteln. Für ihn sei das alles nichts. Er werde nie und nimmer ein Weib nehmen des Geldes willen. Er hätte überhaupt nie freien mögen und freien können, bevor er sich und dem Mädchen seiner Wahl durch eigene Kraft eine ehrenvolle und gesicherte Existenz errungen. Er könne auch nicht die Gegenstände seiner Herzensneigung wechseln, wie man den Rock wechsele. Und wenn die Bilder der unbekannten Mädchen auch allgemach verblassen sollten, an der Tatsache seiner Existenzlosigkeit — dieser Wurzel alles Uebels — ändere ja das nicht das mindeste. — —

Doch ich sah ein, daß es aussichtslos sei, den Freund in diesen Fragen zu belehren und wollte daher dies Gebiet völlig verlassen. Gesprächsstoff bot sich in Hülle und Fülle ringsumher — überall saßen frohgelaunte Frauen und Mädchen, Männer und Greise — Kinder sprangen jubelnd auf den üppigen Rasenplätzen umher, haschten sich oder schlugen Ball, — rechts und links — vor und hinter uns bunte, vielbewegte Bilder eines abwechslungsreichen Lebens.

Unter all' den Menschen fanden wir manches bekannte Gesicht, — oft hatten wir zu grüßen und wurden gegrüßt. Und auch jetzt fiel uns beiden gleich sehr auf, daß die Christian geltenden Grüße fast alle besonders freundliche, höfliche, ja respektvolle waren. Es war, als hätte sich die ganze gute Gesellschaft unser Vaterstadt verabredet, Christian zu erfreuen und auszuzeichnen.

Und was uns besonders auffiel, war, daß Leute, welche Christian kaum beachteten, als wir kamen, — obschon sie ihn sicherlich gesehen und erkannt hatten, beim späteren Vorüberpassiren an unserem Plaze auch wie umgewandelt waren.

„Du bist der verwunschene Prinz des Märchens, nur daß du nicht aus einem Prinzen irgend etwas anderes weniger angenehmes geworden bist, sondern umgekehrt über Nacht aus einem gewöhnlichen Sterblichen in den Augen der Leute zum Prinzen geworden zu sein scheinst.“

„Dieses sehr problematische Vergnügen wird bald zu Ende sein, — da kenn' ich mein Pech — —" seufzte Christian.

„Weshalb? Vielleicht kommt's noch besser! Vielleicht fällt dir heute auch noch eine ehrenvolle Existenz in den Schoß, — damit die Wurzel all deines Uebels für alle Zeiten ausgerottet sei — —"

Kaum zehn Minuten nach diesen Worten tauchte eine stattliche Männererscheinung an unserem Horizonte auf. Die Blicke sehr vieler unter den Umsitzenden wandten sich nach ihr hin. Uns war sie wohlbekannt: der berühmteste Professor der philosophischen Fakultät unserer Universität, Geheimrat Dr. Krötzsch, kam langsam und würdevoll, die Hände auf dem Rücken, ohne alle Begleitung — wie es seine stadtbekannte Gewohnheit war — dahergeschritten. Wir hatten beide bei ihm gehört, — Christian noch im leztvergangenen Semester. Als der große Gelehrte in unsere Nähe kam, erhoben wir uns ehrfurchtsvoll grüßend.

Er dankte, wie es seine Art war, mit vollkommener Höflichkeit, — und er blieb, — wie es gar nicht seine Art war — vor uns stehen.

„Salve, salve, mein bester Herr Gutenbier," sagte er, indem er Christian die schlanke, feinbehandschuhte Rechte entgegenstreckte. „Freut mich Sie zu sehen. Mir kommt da eben ein Gedanke, — zu meiner Arbeit über die Grundeigentumsverhältnisse im Altertum, Mittelalter und Neuzeit, — bedarf ich eines jungen, kenntnisreichen, fleißigen Mitarbeiters, — Sie scheinen mir seit längerem nun der geeignetste unter den jungen Gelehrten, die ich kenne, — schlagen Sie ein! Solch' sonnige Tage, wie heute, sind stets die Tage zukunftsfroher Bündnisse. — —"

Das war die weitaus größte Ueberraschung, die dem guten Christian an diesem überraschungsreichen Tage zustoßen konnte.

„Aber — verehrter Herr Professor — Herr Geheimrat, —" stammelte er völlig fassungslos, „das ist zu viel der Güte — ich — ich stehe ja noch vor dem Examen — habe keine Aussichten — nichts — meine geringen Kenntnisse, — keine, gar keine schriftstellerische Erfahrung, — die hohe Aufgabe geht weit — himmelhoch über meine Kräfte. — —"

Der weltberühmte Gelehrte betrachtete den aller Zuversicht baaren Jünger seiner Wissenschaft mit freundlichem, überaus feinem Lächeln.

„Schon gut, bester Gutenbier. Ihr Staatsexamen machen Sie zu Michaelis. Unsere gemeinschaftlichen Arbeiten werden Sie darin nicht stören, sondern fördern. Gegen Ostern können Sie Sich dann habilitiren. Was Sie zu diesem für einen Tüchtigen unschweren Vorhaben bedürfen, — werden Sie haben. — Auf Wiedersehen, meine Herren, — ich hoffe, Sie, Herr Gutenbier, nach meinem morgigen Vormittagskolleg bei mir zu sehen. Und Sie, Herr Eckart, lassen es wohl an Ihrem Freundesrate nicht fehlen — —"

Mit wahrhaft vornehmer Vertraulichkeit nickend, schritt der stolze Mann der Wissenschaft weiter. Die Zustimmung Christians wartete er nicht ab. Er war gewohnt, überall, wo er erschien und wo es ihm nur darum zu tun war, die Gemüter zu lenken, die Handlungen, ein Herrscher im Reiche des Geistes, nach eigenem Ermessen widerspruchsfrei zu bestimmen.

An Christians Kleinmut wäre jedoch beinahe auch sein gewaltiger Einfluß gescheitert.

Es wäre in Christians Lage zwar heller Wahnsinn gewesen, das wahrhaft brillante, hoch ehrenvolle Anerbieten des Geheimrats Professor Dr. Krötzsch auszuschlagen, — tausende viel besser situirte Studirende, die kurz vor dem Examen standen oder dieses glücklich überwunden hatten, — duzende von Privatdozenten und gar mancher außerordentliche Professor hätten an seiner Stelle mit Begeisterung zugegriffen, er aber hatte tausend Bedenken — seine gänzliche Mittellosigkeit, — er könnte doch unmöglich seinen edlen Gönner am ersten Tage anpumpen, — seine wissenschaftliche Unfähigkeit und Kenntnislosigkeit, — er müßte sich tagtäglich vor dem in Herz und Nieren dringenden Universalgelehrtenauge des berühmten Mannes schmählich blamiren, endlich auch sein Pech, daß ihn beim Examen ganz gewiß in fürchterlichen Fallstricken zugrunde gehen lassen würde, — dies und noch viel mehr schien ihm eine Annahme des glänzenden Antrages zur abscheulichsten Gewissenlosigkeit zu stempeln.

Aber der weltkluge, menschenkundige Professor hatte nicht umsonst an meine Freundschaft zu Christian appellirt. Ich sezte ihm zu, ich bearbeitete ihn, — wie ich's vorher mir selber nicht zugetraut hatte — und ich ging ihm nicht eher von der Seite, bis er mir mit Handschlag und Ehrenwort versprochen hatte, am folgenden Morgen Schlag ein Viertel nach elf Uhr in der Wohnung des Professors Dr. Krötzsch sich zu stellen und seine Dienste bedingungslos dem großen Gelehrten zur Verfügung zu stellen.

Inzwischen hatte das lezte merkwürdigste Ereignis — das Engagement Christians zur Mitarbeiterschaft — die Begegnung mit dem Geh. Kommissionsrat und dem Major in den Hintergrund treten lassen.

Als ich allein meiner Wohnung zuschritt, grübelte ich über all' dieser Rätsel Lösung nach.

Ich fand aber keine plausible Erklärung, — gar keine, — nur einmal schoß mir wie ein Bliz der Gedanke auf, Christian habe mit seiner Preisarbeit den großen Staatspreis gewonnen und so sich mit einem Schlage die Anerkennung aller Welt erobert.

Bei näherer Betrachtung aber gab ich auch diesen Gedanken wieder auf. Der Tag, an dem die Preisrichter die versiegelten Couverts aufzumachen hatten, welche die Namen der Preisbewerber enthielten, stand noch bevor, somit konnte niemand wissen, wer der Preisträger sei, selbst wenn sich die Preisrichter über die beste Arbeit bereits geeinigt hatten, — wovon gleichfalls gar nichts bekannt war.

Und dann die sonderbare Tatsache, daß die vielumworbenen Töchter des Majors von Zahlen meinem überbescheidenen Freunde so berauschende Blicke zugeworfen hatten, und daß der Geh. Kommissionsrat ebenso wie der Major in so geflissentlicher Weise seine Töchter in die Unterhaltung gezogen und mit Christian in geistigen Kontakt gebracht hatte — — diese Tatsache würde auch dann, wenn Christian glücklicher Preisgewinner und damit als tüchtiger junger Gelehrte gewissermaßen abgestempelt gewesen wäre — noch völlig rätselhaft geblieben sein.

Als ich so grübelte, fiel mir noch etwas frappirend in's Gedächtnis: Der Geheimrat Prof. Dr. Krötzsch war auch glücklicher Vater zweier Töchter. Beide stolz, sehr stolz, — noch viel stolzer als die Töchter des Major von Zahlen, — die eine schön gewesen, die andere nicht häßlich — beide jedoch nicht ganz jung, etwas, wenn auch noch nicht zu sehr, verblüht — sollte hier meinem guten Christian etwa auch das Glück der Liebe blühen — etwa gar auch das einer Doppelliebe?"

(Schluß folgt.)

Unsere Illustrationen.

Der Flamingo (Phoenicopterus) oder der Stelzenschwan sollte eigentlich den Stelzvögeln zugezählt werden, allein er schließt sich an die entenartigen Schwimmvögel an durch seinen merkwürdigen, manchmal in der Mitte rechtwinkelig gebogenen Schnabel und die Schwimmhäute zwischen seinen Zehen. Er hat sehr dünne lange Beine, desgleichen einen langen dünnen Hals und sein Gefieder ist erst weiß und bräunlich, dann wird es rosenrot. Diese Vögel bauen sich kegelförmige Nester aus Lehm oder Schlamm, auf denen sie, wie unser Bild zeigt, rittlings brüten, welch lezterer Umstand übrigens bei einigen Arten bestritten wird. Der Flamingo lebt von Wassertieren, die er mit dem Schnabel schöpft, wobei er seinen als Kelle dienenden Schnabel so hält, daß die obere Seite desselben nach unten gerichtet ist. Diese Vögel, die sehr gesellig sind, halten sich am liebsten im Sumpfland, an den Mündungen der Flüsse und an Strand- und Binnenseen auf;

sie leben gesellig zu vielen tausenden bei einander und bilden, wenn sie in Masse zusammen fliegen, einen Keil. Man findet den Flamingo in der heißen Zone, in Ostindien, in Nord- und Ostafrika und am Kaspischen Meer; die schönste Art befindet sich in Südamerika. Man hat auch schon in Deutschland Flamingos geschossen, die sich dahin verirrt haben; so wurden 1811 zu Bamberg und am Rhein solche erlegt. In Südrußland, auf Sizilien und auf Sardinien hat man den Flamingo den Haustieren, resp. dem zahmen Geflügel beigesellt. Er läßt sich leicht zähmen und kann sich mit dem anderen Geflügel ganz gut vertragen. Im nördlichen Egypten wird er viel gegessen und auf den Geflügelmärkten in großen Massen zu diesem Zweck verkauft. Sein Fleisch schmeckt nur gut, wenn der Vogel jung ist; wenn er älter geworden, bekommt sein Fleisch einen scharfen Fischgeschmack, der es ungenießbar macht. Die alten Römer haben das Fleisch des Flamingo gern gegessen und haben unübersehbare Qantitäten davon nach Italien importiren lassen. Namentlich die Zunge des Flamingo galt als ein Leckerbissen, da sie im Innern eine ölartige, wohlschmeckende Flüssigkeit enthält. Als unter den römischen Kaisern jene tolle Schlemmerei begann, so toll, wie sie nie in der Weltgeschichte wiedergekehrt ist, spielte die Flamingozunge eine große Rolle. Vitellius, jener sonderbare Regent, der das Schlemmen als einzige Aufgabe seiner Regierung betrachtete, ließ zur Feier seiner Tronbesteigung ein ungeheures Ragout bereiten, das in einer silbernen Schüssel, so groß wie die Braupfanne einer großen Bierbrauerei, aufgetragen wurde. Diese Schüssel hieß „der Schild der Minerva“ und das Ragout bestand hauptsächlich aus Straußengehirnen und Flamingozungen. Um diese Leckerbissen in so großer Masse herbeizuschaffen, waren mehrere Flotten in Bewegung gesetzt worden. Dies war die historische Rolle des Flamingo, die mit dem Sturze des alten römischen Kaiserreichs auch zu Ende war. W. B.

Der Flamingo oder der Stelzenschwan.

Mamelukengräber bei Kairo. (Seite 585.) In der Umgebung der alten Hauptstadt Egyptens am Nil befinden sich zwei merkwürdige und auffallende Gruppen von Bauwerken, die sogenannten Gräber der Khalifen und Mameluken. Ueber Entstehung und Bedeutung dieser Grabmäler weiß man nichts Näheres. Die Gräber der Khalifen liegen nördlich, die der Mameluken südlich von Kairo. Diese Bauwerke stammen aus der Zeit, da der Kunststil in der arabischen Architektur seine höchste Vollendung erreicht hatte und zeigen eine großartige Schönheit der Form. Jedes der Bauwerke hat eine spiz zulaufende Kuppel; manche haben auch zwei Kuppeln, und an das Schiff, an das sich die Kuppel lehnt, schließt sich öfters noch ein Minaret an. Was wir auf unserem Bilde sehen, sind die Gräber von Mameluken, die wahrscheinlich zum Gedächtnis irgend eines Mameluken-Bey's oder Häuptlings errichtet worden sind.

Die Mameluken oder Mamluken (von mamalik = Sklave) stammen ursprünglich aus dem Kaukasus. Im dreizehnten Jahrhundert wurden nämlich für den egyptischen Sultan Nadschir Eddin 12 000 Tscherkessen und Mingrelier als Sklaven gekauft und nach Egypten gebracht. Sie bildeten dort das stehende Heer unter dem Befehl von 34 Beys und kannten keinen andern Beruf als den Kriegsdienst. Sie ähnelten sehr der russischen Garde der Strelizen und den türkischen Janitscharen und waren wegen ihrer wilden Tapferkeit und Grausamkeit bald weithin gefürchtet. Sie wurden häufig durch zirkassische Sklaven ergänzt, die man aufs beste in den Waffen unterrichten ließ. — Das ganze Corps der Mameluken war beritten und behandelte die übrige Bevölkerung Egyptens mit einer schmählichen Brutalität. Die gemeinen Mameluken konnten zu Häuptlingen avanciren.

Bald mischten sie sich in die politischen Angelegenheiten. Sie erschlugen 1254 den Sultan Turan Schah und machten den Mameluken Moëz Ibegh zum Sultan, womit die Mamelukendynastie begann, die mit vielen Abwechselungen und Empörungen bis 1517 dauerte. — Die Mamelukendynastie weist sehr mächtige und kriegerische Fürsten auf. 1517 wurde der lezte Mameluken-Sultan von den Türken geschlagen und getötet, und Egypten kam unter die Herrschaft der Pforte. Die 24 Mameluken-Häuptlinge wurden nun Statthalter der Pforte in Egypten, blieben aber so mächtig, daß sie wie Souveräne regierten. Als 1798 die Franzosen unter dem General Bonaparte in Egypten eindrangen, standen die Mameluken noch in ihrem ganzen kriegerischen Ruhm und ihr Führer Murad Bey vermaß sich, er wolle die Franzosen „wie Kürbisse“ in Stücke hauen. Aber diese Prahlerei sollte sich schlecht erfüllen, denn in der Schlacht bei den Pyramiden wurden die mamelukischen Reitergeschwader gänzlich geschlagen. Die Franzosen hatten dichte Vierecke gebildet und die Zwischenräume mit Batterien besezt. Umsonst sprengten die Mameluken todesmutig gegen die Vierecke an. Das furchtbare Feuer der Franzosen brach den Angriff und Murad Bey mußte mit ungeheurem Verluste das Weite suchen.

Nach dem Abzug der Franzosen wollten die Mameluken Egypten wieder beherrschen und sich ganz unabhängig machen. Die Beys wurden hierauf von den Türken verhaftet und einige derselben ermordet; doch wurden die gefangenen Beys von den Engländern wieder befreit. Darauf ermordeten sie den türkischen Statthalter und erhielten das Land in Unruhe unter vielen Greueln. Als Mehemed Ali Vicekönig von

Egypten wurde, ließ er 1811 die Häupter der Mameluken zu einem Gastmahle laden und sie niedermachen, um allein zu regieren. Das Korps der Mameluken als solches wurde aufgehoben und damit hörte die beinahe 600 jährige Herrschaft ehemaliger zirkassischer Sklaven über Egypten auf.

Vielleicht hat nie ein Land einen härteren und grausameren Despotismus einer Kriegerkaste zu ertragen gehabt; die heutige Versumpfung und sklavische Abgestumpftheit der egyptischen Bevölkerung dürfte zu einem großen Teil auf die Wirkungen der Mamelukenherrschaft zurückzuführen sein. W. B.

Gärtnerische Kunst in Japan. (Seite 589.) In keinem andern Lande hat die Gartenkunst so frühzeitig eine so reiche Pflege gefunden wie im „Reiche der Mitte", China, und im „Reich des Ursprungs der Sonne", was der Name Japan bedeutet, der eine Verstümmelung des chinesischen Jih-pun-quo ist. War doch der gegenwärtig als alleinberechtigter anerkannte natürliche Gartenstil längst bei den Chinesen und Japanesen heimisch, bevor ihn die Engländer anwendeten, die selbst erst, nachdem sie von den chinesischen Gärten Kunde hatten, sich zur Reform der Gartenkunst aufrafften und den natürlichen Gartenstil nach Europa verpflanzten. Schon die Gärten des Kaisers Tschen, des ersten der von Wu-Wang 1222 v. Chr. gestifteten Dynastie dieses Namens, waren so groß, daß der Ackerbau dadurch gefährdet und das Volk, das mit den Lasten ihrer Unterhaltung überbürdet war, zur Empörung und Zerstörung der Gärten gezwungen wurde. Der Stifter der Dynastie Tsin legte sich Gärten von mehr als 30 Stunden im Umfang an, in denen er allein an 3000 Arten von Bäumen vereinigte und ebensoviele Palais erbauen ließ, als er Länder zerstört hatte, zu welchen die schönsten Gebäude derselben als Muster dienten. Noch toller trieb es Uti, der erste Kaiser der 197 v. Chr. gestifteten Dynastie der Han. Im Vergleich zu den Gärten, welche dieser chinesische Ludwig anlegte, sind die größten der europäischen Gärten nicht größer als ein mäßiges Parterre, denn sie hatten mehr als 50 Stunden Umfang und waren mit Palais, Häusern, Kabineten, Grotten u. s. w. förmlich besät. 30 000 Sklaven waren bei der Einrichtung dieser freien Gartenanlagen beschäftigt und sämmtliche Provinzen des Reichs mußten zu den Gärten abschicken, was die Natur dort in den verschiedenen Jahreszeiten Schönes erzeugte an Blumenpflanzen, Sträuchern und Bäumen. Daß diese Gärten im Ganzen nach denselben Grundsätzen angelegt waren, als unsere heutigen Parks eingerichtet werden, und Felswerk und inselreiche Gewässer einen Hauptzug darin bildeten, bestätigen verschiedene historische Nachrichten, insbesondere ein Gartengedicht des berühmten chinesischen Staatsmanns und Geschichtschreibers See-ma-kuang, der um 1086 n. Chr. schrieb. Eine Eigentümlichkeit der chinesischen und japanesischen Gärtnerei ist die Zucht von außerordentlich kleinen Zwergbäumen und ferner die Kunst, in den Bäumen und Sträuchern allerlei Figuren darzustellen. Ein neuerer englischer Reisender, Robert Fortune, gibt in seinem Buche: „Dreijährige Wanderungen in den Nordprovinzen von China" (Aus dem Englischen, Göttingen 1853) ein Bild von den Mandarinengärten zu Ningpo und bemerkt in Bezug auf die Zwergbäume: Manche derselben sind wirklich merkwürdig und liefern ein Beispiel der Geduld und Empfindlichkeit dieses Volkes. Einige dieser Exemplare sind nur wenige Zoll hoch und sehen doch schimmlich vor Alter aus. Sie werden nicht allein dahin gezogen, alte Bäume in Miniatur zu sein, sondern manche werden auch dahin gebracht, wie die beliebtesten Pagoden des Landes auszusehen, andere wie verschiedene Arten Tiere, worunter der Hirsch das Lieblingstier zu sein scheint. Gewöhnlich werden Wachholder für den letzten Zweck gewählt, da sie ihn leichter in die gewünschte Form bringen können; Augen und Zunge werden hernach zugefügt und die Darstellung ist, im Ganzen betrachtet, wirklich gut.

In Japan, wo man in dieser Hinsicht das benachbarte China noch zu übertreffen scheint, bilden die Gärtner eine eigene Kaste, und die Gärtnerei verdankt den japanesischen Gartenkünstlern manche bedeutende Erfolge, so z. B. die Erzielung panachirter Pflanzen, wie der hübschen, dem Bandgras ähnlichen Eulalia japonica und der gefleckten Eulalia zebrina. Auch viele buntblättrige Ahornarten von wunderbarer Farbenpracht entzücken in Japan die Augen des Fremden. Die in unsern Gärten seit etlichen Jahrzehnten einheimisch gewordene Dielytria mit den herzförmigen Blüten, stammt gleichfalls von dort. In Bezug auf künstliche Miniaturpflanzen wurde von mehreren Reisenden berichtet, daß ihnen Dosen mit blühenden Pfirsichbäumchen in Lilliputergröße zum Verkauf angeboten wurden. In welch wunderlicher und doch sinnreicher Weise man dort selbst Werke der Technik in der Pflanzenwelt nachahmt, davon gibt unser Bild eine Probe. Es ist ein Schiff mit hohem, schlankem Mastbaum, das die Kunst des Gärtners mit einer Piniengruppe, die in der Nähe von Kioto im Schogungarten von Kinkakuji steht, zu Stande brachte. Oder sagen wir lieber die Künstelei; denn einem geläuterten Geschmack kann eine solche Spielerei durch Vergewaltigung der Vegetation nicht entsprechen, und nicht zur Nachahmung, sondern als interessantes Kuriosum haben wir unsern Lesern das Bild zur Anschauung gebracht. St.

Der Wilderer. (Seite 597.) Der Gemsen-Sepp konnte das Wildern niemals lassen und er hatte daher auch seinen Namen. Es lag einmal so in seinem Blut wie bei so vielen Söhnen der Berge, die das Pürschen nicht lassen können; vielleicht ist das noch ein Erbstück aus jener fernen Zeit, da die Jagd noch frei war und kein Gesez die Bergbewohner hinderte, die flüchtige Gemse zu jagen. Aber diese schöne Zeit ist vorbei, und der Sohn des Berges ist nicht mehr frei, denn der Arm des Gesezes reicht bis in die höchsten und lezten Sennhütten. Wenn der Dichter auf den Höhen der Alpen singt:

„Raum, ihr Herrn, dem Flügelschlag
Einer freien Seele!"

so wird er dabei weniger gestört als der Wilderer bei der Jagd. Den Dichter verfolgt höchstens der Kritiker bis in das Gletschereis, den Wilderer aber verfolgt der Förster, die Alpenpolizei.

Mehrmals war der Gemsen-Sepp ertappt worden, wenn er einen saftigen Wildbraten in seiner Hütte hatte, über dessen Erwerb er sich nicht auszuweisen konnte. Dann kam er vor's Kreisgericht und ward regelmäßig „verdonnert". Trozig und in finsterem Schweigen saß er dann seine Strafe ab. Wenn er wieder frei wurde, dann wurde er immer wieder rückfällig. Er tat einen Jodler, der an den Felswänden widerhallte und nahm den selten fehlenden Stuzen zur Hand, hing seine Tasche um und klomm fast eben so flink und gewandt wie eine Gemse die steilen Pfade empor. Er verfolgte das Wild bis in die lezten Schlupfwinkel.

Es war nicht der Berggeist, der etwa vor ihn hintrat und den wilden Jäger mahnte:

„Raum für alle hat die Erde;
Was verfolgst du meine Herde?"

nein, dem Gemsen-Sepp erstand ein anderer Feind. Der Förster in diesem Revier war ein harter und strenger Mann, wie es die Förster häufig sind. Der Beamte merkte wohl, daß der Gemsen-Sepp so manche Gemse wegschoß; aber er konnte ihn in der lezten Zeit nicht mehr erwischen. So oft er auch Nachts streifte; wie zum Hohn hörte er den Stuzen des Gemsen-Sepp immer auf den benachbarten Höhen knallen. Und der Gemsen-Sepp war so klug, zu Hause keinen Wildbraten mehr aufzubewahren. Wenn der Förster dem Sepp begegnete, dann zog ein spöttisches Lächeln über des Wilderers Gesicht, das so viel besagte als: Um mich zu fangen müßtest du zehnmal gescheiter sein!

Aber die Sache sollte ein böses Ende nehmen. Der Förster, der wegen des überhandnehmenden Wilderns von seinem Vorgesezten eine „Nase" erhalten hatte, lauerte in seinem Grimm dem Gemsen-Sepp Tag und Nacht auf, und so schlau der Wilderer es anfing, einmal lief er dem Mann des Gesezes doch in die Hände. Der Sepp hatte gerade wieder eine feiste Gemse geschossen und suchte sie nach einem sicheren Verstecke zu schleppen. Da kam der Förster daher. Aber der Gemsen-Sepp hielt nicht auf den Anruf, er suchte mit der Beute zu entkommen. Er rannte davon und überschritt mit sicherem Fuß den schmalen Steg, den ein Baumstamm über einem schwindelnden Abgrund bildete; da, als der Gemsen-Sepp den Steg schon fast ganz überschritten hatte, kam der Förster zum Schuß. Er traf nur zu gut. Der Gemsen-Sepp überschlug sich und rollte mit seiner Last hinab in den fürchterlichen Abgrund. Von Fels zu Fels, von Zacke zu Zacke fiel der Unglückliche. Als der Förster mit seiner Begleitung unten ankam, waren der Mann und die Gemse nur noch blutige Fleischmassen.

Und was sagte man dazu? Nicht viel. Nur einige mochten denken wie Freiligrat in seinem Gedicht: „Vom Harze", das einen ähnlichen Fall schildert:

„Stracks ruh'n auf einem Karren
Das Wild und auch der Mann:
Zum Rot- und Schwarzwildscharren
Fort geht es durch den Tann.
Fort gehts in einer Heze —
Der Förster pfeift und lacht!
Warum nicht? Die Geseze
Vollstreckt' er nur der Jagd!" A. T.

Mitteilungen aus dem Gebiete der Industrie, Technik und Landwirtschaft.

Fortschritte der Glimmerwaaren-Industrie.

Von Dr. Hermann Krätzer in Leipzig.

Glimmer, ein Silikat von Kiesel und Tonerde nebst Eisenoxyd, welches stets noch einen oder mehrere andere Stoffe, wie Manganoxyd, Talkerde, Kali, Lithion, Kalk, Flußsäure rc. enthält, ist ein viel verbreitetes Material. Glimmer macht einen wesentlichen Gemengteil mehrerer Felsarten, namentlich Granit, Gneiß, Glimmerschiefer aus, in denen es jedoch nur in Form kleiner Schüppchen vorhanden ist. Weniger häufig kommt es vor, daß Glimmer im Granit für sich in Blättern und Platten krystallisirt angetroffen wird.

Im allgemeinen unterscheidet man Kali-, Talkerde- und Lithion-Glimmer; alles Folgende bezieht sich nur auf ersteren. Je nachdem im Glimmer die einzelnen Bestandteile an- oder abwesend, je nachdem sie in dem Minerale verschieden gemengt sind, ist die Färbung des Glimmers eine sehr verschiedene. So kennen wir goldgelben, silberweißen, violeten, braunen, schwarzen, grauen Glimmer; seltener finden wir pfirsich-, purpur-, rosen- oder blutroten Glimmer. Das Ansehen des Minerales ist in den meisten Fällen perlmutterartig oder metallisch glänzend, und die früher dem Glimmer beigelegten Namen Kazengold

und Katzensilber lassen wohl darauf schließen, daß man ehedem diesem Minerale einen edleren Gehalt zugetraut mag haben.

Glimmer, auch Mica und fälschlich Marienglas benannt, hat die Eigenschaft, von keiner Säure angegriffen zu werden, und ganz besonders eigentümlich ist die fast unbegränzte Spaltbarkeit des tafelförmigen Glimmers in immer dünnere Blätter und Blättchen. Weiterhin ist Glimmer unverbrennlich, und Luft und Nässe üben auf ihn keinen Einfluß aus. Vermöge dieser Eigenschaften ist der Glimmer vielseitiger Anwendungen fähig und wendet man diesem Minerale gegenwärtig mehr Aufmerksamkeit zu, als es früher der Fall war. Zunächst findet Glimmer in der Chemie und Physik Verwendung, und wird er, je nach den betreffenden Zwecken in Form von Platten oder als Pulver geliefert. Max Raphael in Breslau führte vor nunmehr 19 Jahren zuerst in Deutschland die Industrie der Glimmerwaaren ein und machte in dieser Industrie immer mehr und mehr Fortschritte.

Da Glimmer außer den oben angeführten Eigenschaften auch die besitzt, durchsichtig wie Glas zu sein, so benutze man denselben früher häufig zur Verglasung von Fenstern und Laternen; gegenwärtig macht man sich die durchsichtige Beschaffenheit des Glimmers zu Nutze, indem man ihn zu Deckgläschen, zu mikroskopischen Präparaten und zum Bedecken für aufzubewahrende Präparate von Pflanzen, namentlich von Laubmoosen benutzt. In England bedient man sich des Glimmers zu den Fenstern von Maschinenfabriken, indem Glasscheiben zu häufig von Metallstückchen, die beim Meißeln abfliegen, zertrümmert wurden. In jüngster Zeit hat man Glimmer mit Erfolg zur Anfertigung von Membranen zu Phonographen angewendet, gleichwie man auch in Telephone ein Diaphragma aus Glimmer hineinsetzt. In vielen Fällen benutzt man Glimmertafeln (in Sibirien werden derartige Tafeln zu 2 – 3 Fuß Ausdehnung gewonnen) zum Einsetzen in die Türen oder Wände von Schmelz- und anderen Oefen, um sich eine bequemere Einsicht zu verschaffen. Erwähnt sei ferner, daß Glimmerplatten zu Windrosen für Schiffskompasse und zu Fenstern auf Kriegsschiffen Anwendung finden, indem die Erschütterungen durch die Artillerie die Glasscheiben zu leicht schädigen. In Form unverbrennbarer Lampencylinder für Gas, als Lichtschützer, als Blaker oder Rauchfänger, welch letztere den Zweck haben, das Schwärzen der Zimmerdecken zu verhüten, hat sich Glimmer fast unentbehrlich gemacht. Die Blaker, von denen Raphael jährlich mehrere hunderttausend Stück in den Handel bringt, wurden früher mittelst Metallklammern oder Federn an den Lampencylinder oder an die Glocke befestigt; da jedoch das Metall beim Brennen oxydirt wird, so verliert der Blaker an seinem guten Aussehen, außerdem wird auch durch die Einwirkung der Hitze die Metallfeder weich, sie verliert infolge dessen ihre Spannkraft und bewirkt, daß der Blaker auf dem Lampencylinder oder auf der Glocke schief sitzt. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, hat nun Raphael gegenwärtig Blaker hergestellt, bei denen die Metallklammer oder Feder durch eine Befestigung von Glimmer ersetzt wird. Derartige Blaker eignen sich sowohl für Gasbeleuchtung, als auch für Petroleum-Tischlampen, und vermindern das Zerspringen der Glascylinder und Glocken ungemein. Auch Fensterbilder und elegante Nachtlampen, die schön kolorirte Landschaften und Genrebilder auf Glimmer oder transparente Photographien allgemein beliebter Bilder hervorragender Künstler auf Glimmer enthalten, werden gegenwärtig in großen Mengen hergestellt, gleichwie auch Lampenschirme auf Karton mit unverbrennbarer Glimmerkrone als Klapp- und feste Schirme angefertigt werden. Vor einiger Zeit hat Raphael unter Patentschutz stehende Ofen- und Kaminschirme aus Glimmer verfertigt, welche nach einer Mitteilung in den „Neuesten Erfind. und Erfahr." aus einem schmalen Messingrohrgestelle in cuivre poli bestehen, welches in seiner Verlängerung die Füße bildet. Innerhalb des Gestelles sind in gefälliger Form Glimmerplatten aneinander befestigt, so daß das Ganze das Aussehen einer dekorirten Glimmerfläche enthält. Da Glimmer ein schlechter Wärmeleiter ist und dadurch die intensive Hitze, die aus dem offenen Kamine oder Ofen herausstrahlt, gemildert und im Zimmer gleichmäßig verteilt wird, so eignen sich Glimmerschirme sehr gut zu Kamin- und Ofenvorsetzern. Weiterhin hat man bei diesen Schirmen, infolge der Durchsichtigkeit des Glimmers, die Annehmlichkeit, daß man das Feuer jederzeit beobachten kann. Eine ebenfalls neuere Verwendung des Glimmers ist diejenige zu Schutzbrillen für Arbeiter. Diese Brillen, welche sehr wohlfeil sind, eignen sich für alle Arbeiter, welche in Maschinenwerkstätten, in Steinmetzwerkstätten ꝛc. arbeiten, da diese Art Brillen gegen das Einfliegen von Splittern ins Auge Schutz gewähren; aber auch für solche Arbeiter, welche bei offenem Feuer arbeiten, sind Glimmerschutzbrillen gegen die strahlende Hitze eine wahre Wohltat.

Der in England hier und da zu den verschiedensten Gegenständen benutzte Glimmer wird aus Ostindien bezogen und wird auch bei uns das indische Produkt seiner Reinheit wegen benutzt. Die Anwendung von Glimmer in Form von kleinen Schüppchen gewinnt ebenfalls in neuerer Zeit immer mehr und mehr günstige Aufnahme, indem in dieser Form Glimmer unter dem Namen Glimmerbrokat oder Perlmutterglas zum Verzieren von Galanterie- und Spielwaaren dient. Es existiren gegenwärtig Fabriken in Wien, Amberg ꝛc., welche Silberbrokate und farbige Glimmerbrokate in den Handel bringen. Das Silberbrokat ist der natürliche, silberweiße Glimmer, der zu Schüppchen gepocht und gemahlen, mit Salzsäure ausgekocht, gewaschen, getrocknet und durch verschiedenmaschige Siebe in mehrere Sorten geschieden wird. Die farbigen Glimmerbrokate werden durch Färben des natürlichen Glimmers mit Anilinfarben hergestellt. Werden nun solche feine Glimmerbrokate auf einem mit Gummi arabicum oder Leim klebrig gemachten Grund gepudert und später noch mit einem feinen Lacke überzogen, so entstehen dadurch schöne Verzierungen, die für die verschiedensten Galanterie- und Spielwaaren passen und effektvoll wirken. Glimmerbrokat hat vor anderen Brokaten, welche aus gewissermaßen unfertiger, nicht völlig gepulverter und mehr schüppchenförmiger Bronze (Kupfer- und Zinn-Legirung) bestehen, den Vorzug, daß ersteres durch die Einwirkung von Schwefelwasserstoff nicht angegriffen, d. h. nicht geschwärzt wird, wie dieses bei letzteren stets der Fall ist.

Wir sehen demnach, daß die Glimmerwaaren-Industrie gegenwärtig sich schon recht gehoben hat und nicht nur zu wissenschaftlichen Zwecken, sondern auch für den praktischen Gebrauch in Haus und Hof mannichfache Anwendung findet und noch weiterhin finden wird.

(Natur, 1884, Nr. 25 v. 21. Juni.)

Die Schädigung Frankreichs durch die Phylloxera. Der Präsident der Handelskammer von Bordeaux, Herr Lalland, hat kürzlich über die Lage des Weinbaues in Frankreich einen Bericht erstattet, nach dem man sich eine Vorstellung von den seitherigen Verheerungen der Phylloxera machen kann. Danach waren in 10 Departements des südlichen Frankreichs von 871 755 Hektaren Weinpflanzungen bis zum 1. Oktober 1882 612 628 Hektaren vollständig zerstört, ferner in 40 teilweise ergriffenen Departements von 1 544 231 Hektaren zerstört 151 170 Hektaren, zusammen 763 799 Hektaren. Zu diesem vollständig zerstörten Areal kommen weiter 642 978 bereits affizirte Hektaren, so daß 1 406 777 Hektaren resultiren, in denen die Phylloxera verwüstend aufgetreten ist, also mehr als die Hälfte des Flächeninhalts aller französischen Weinberge. Der für Frankreich bis jetzt erwachsene Schaden wird auf 5 Milliarden geschätzt, und Frankreich ist heute genötigt, für 500 millionen Franken Wein und andere Getränke einzuführen. Ein gewisser Trost für diese Kalamität bleibt der gute Erfolg mit dem Anpflanzen amerikanischer Reben, mit denen bereits 20 000 Hektaren bepflanzt worden sind. Der durch das französische Gesetz vom 22. Juli 1874 ausgesetzte Preis von 300 000 Franken für ein wirksames Vertilgungsmittel der Phylloxera wurde auch im letzten Jahre nicht zuerkannt. Andererseits gibt jedoch, wie die Phylloxera-Kommission konstatirte, die Verteidigung und Wiederherstellung von Weinbergen gute Hoffnungen für die Zukunft. (Polytechn. Notizbl. 1884, Nr. 15.)

Dreifache Eisenbahnkreuzung. Die amerikanische „Railroad Gazette" lenkt die Aufmerksamkeit auf ein wahrhaftes Kuriosum der heutigen Eisenbahntechnik: die Kreuzung dreier Hauptbahnen in verschiedenen Höhen. Unweit von Pittsburg bei der Millville-Station zwängt sich von Osten nach Westen die Pennsylvaniabahn durch ein enges Tal; von Süden kommend bricht die Junction Railroad aus einem Hügel hervor, um sofort wieder unterhalb des Pennsylvania-Geleises die Tiefe zu suchen, und hoch in der Luft, 21 Meter über ersterer, 27 Meter über letzterer Linie zieht die East-End-Railroad dahin in einer kühnen Gitterbrücke von 229 Meter Gesammtlänge, 37 Meter größter Spannweite. — Ein ähnliches, wenngleich weniger imposantes Zusammentreffen tritt uns in der Nähe von Ludgate-Hill-Station in London entgegen. Hier überbrückt die London-Chatam- und Dover-Bahn den Straßenzug, während unterhalb desselben zwei Linien der unterirdischen Metropolitan-Railroad sich kreuzen.

(Polytechn. Journal 1884, Heft 4.)

Celluloid-Imitation als Ersatz für Elfenbein. Auch das Celluloid wird bereits nachgemacht. Das Ersatzmittel soll die Härte und den Glanz des Celluloids besitzen und feuersicher sein. Es wird nach dem „Techniker" folgendermaßen hergestellt: Zu einer Lösung von 200 T. Cassia in 50 T. Ammoniakflüssigkeit und 400 T. Wasser oder von 180 T. Eiweiß in 400 T. Wasser werden 240 T. ungelöschter Kalk, 150 T. essigsaure Tonerde, 50 T. Alaun, 1200 T. schwefelsaurer Kalk und zuletzt 100 T. Oel gegeben; für dunkelfarbige Gegenstände fügt man statt der essigsauren Tonerde 75—100 T. Tannin hinzu. Die zu einem glatten Teige verarbeitete Masse wird mit Walzen zu Platten geformt; diese werden dann getrocknet und in erhitzte Metallformen gepreßt, oder die Masse wird in Pulver verwandelt und in die erhitzten Formen unter starkem Druck eingepreßt. Die so gewonnenen Gegenstände werden in ein Bad aus 100 T. Wasser, 6 T. weißem Leim und 10 T. Phosphorsäure gebracht, schließlich getrocknet, polirt und mit Schellack gefirnißt.

Braune Holzbeize. Eine solche Beize, welche sich zur Imitation von Eichen-, Nuß- und Kirschbaumholz eignet, erhält man nach der „Zeitschrift für Drechsler, Elfenbeingraveure ꝛc." dadurch, daß man die gewöhnliche, in jeder Apoteke käufliche Jodtinktur mit Alkohol verdünnt; je nach größerem oder geringerem Zusatz des letzteren erhält man hellere oder dunklere Nüancen von Braun. Man trägt die Beize mit einem breiten Pinsel oder einem Läppchen auf das Holz, läßt trocknen und polirt dann mit gewöhnlicher Politur. Anstatt diese zu verwenden, kann man auch der Beize weißen Schellack zusetzen, und erhält alsdann eine Beizpolitur, mit welcher man beide Operationen vornehmen kann. Das Poliren ist unbedingt nötig, wenn die Wirkung der Beize eine dauernde sein soll.

Für unsere Hausfrauen.

Ueber die Konservirung des Fleisches.

II.

D. Konservirung des Fleisches durch fäulniswidrige Stoffe.

6) Essigsäure.

Mit Wasser verdünnte Essigsäure stellt den Essig dar, und dieser wird oft genug dazu verwendet, um Fleisch zum Küchengebrauch vorzubereiten. Indem die Essigsäure auf das Bindegewebe des Fleisches einwirkt, lockert sie den Zusammenhang der Fasern, die Zähigkeit des Fleisches wird gemindert, es wird mürber und für die Zähne angenehmer. Daß der Geschmack des Fleisches durch den Essig ebenfalls in angenehmer Weise geändert wird, ist hinreichend bekannt. Der fäulniswidrige Effekt der Essigsäure ist aber auch nicht zu übersehen. Vieles Fleisch wird nur um deswillen in Essig gelegt, weil man es im Augenblick im Haushalt nicht gebrauchen kann.

7) Alkohol.

Mit wasserfreiem Alkohol, aber auch mit Weingeist kann man die verschiedensten Teile geschlachteter oder sonstwie umgekommener Tiere konserviren. Man sieht dies in zoologischen Museen, wo Fische und andere Tiere, mit Weingeist in Gläser gebracht, paradiren. Für den Küchen- und Hausgebrauch kommt der Weingeist als Konservirungsmittel des Fleisches kaum inbetracht. Dagegen macht man davon die ausgedehnteste Verwendung bei der Konservirung von Früchten.

8) Aeter.

Nach Martin kann man vom Aeter zur Konservirung des Fleisches eine Anwendung machen. Das Fleischstück wird mit Baumwolle eingehüllt, mit Aeter befeuchtet, in eine Blechbüchse versenkt und die Büchse zugelötet. So aufbewahrtes Fleisch wird schwerlich den Beifall des Publikums erhalten. Es riecht, selbst zu wiederholten Malen mit Wasser gewaschen, nach Aeter und schmeckt darnach und zerfällt beim Kochen in unzählige Fasern.

9) Schwefelkohlenstoff.

Professor Zöller in Wien empfiehlt den Schwefelkohlenstoff zur Konservirung von Fleisch und anderen Nahrungsmitteln. Er brachte Ochsen- und Kalbfleisch in eine Atmosphäre von Schwefelkohlenstoff. Nach 32 Tagen, als das Fleisch besichtigt wurde, zeigte es eine blassere Farbe auf der Oberfläche, im Innern war das frische Ansehen vollkommen erhalten. Das Fleisch hatte bei 15—24° C. hingestanden. Auch Erdmann bestätigt die antiseptische Wirkung des Schwefelkohlenstoffs. — Der Schwefelkohlenstoff ist eine farblose, klare, stark lichtbrechende, unangenehm riechende, bei + 48° C. siedende, schon bei gewöhnlicher Temperatur rasch verdunstende, leicht entzündliche, in Wasser wenig, in Alkohol, Aeter und Oelen leicht lösliche Flüssigkeit.

10) Holzkohle.

Die Holzkohle besizt die Eigenschaft, sehr energisch Sauerstoff und Ammoniak, ferner viele putride Gase, übelriechende und färbende Substanzen zu absorbiren, und sie wird deshalb, allgemein betrachtet, unter die antiseptischen Mittel gerechnet. Zur Aufbewahrung von Fleisch hat man das Kohlenpulver hier und da angewandt; unzweifelhaft wirksam ist dasselbe, wenn es mit einer schwachen Lösung von Karbolsäure imprägnirt ist.

11) Borsäure, Borax.

Schnetzler empfiehlt, wie es scheint, ohne genügenden Grund, den Borax zum Konserviren des Fleisches. Herzen vereinigt den Borax mit der rohen Borsäure und stellt damit eine wässrige Lösung her. Dieselbe wird weiter mit Kochsalz und Salpeter versezt. Das mit diesem Stoffgemenge behandelte Fleisch soll sich gut halten. Suillot empfiehlt statt der Borsäure die Anwendung des Calciumborat ($B_4 O_7 Ca$).

12) Essigsaures Natrium, Natriumsulfit.

Sacc bemühte sich auf das essigsaure Natrium ein Konservirverfahren zu gründen. Ich halte es für wenig praktisch, jedenfalls für sehr umständlich. — Während der Belagerung von Paris konservirte Gorges Hammelfleisch durch Behandlung mit Salzsäure und Natriumsulfit und Aufbewahren in geschlossenen Blechbüchsen, welche 1—10 Kilo aufzunehmen vermochten. Das präservirte Fleisch wurde für gut befunden.

Vermischtes.

Der „Blut-Wunder-Pilz" in Eiern aufgefunden. Bekanntlich hat derselbe in der Geschichte der Menschheit insofern eine Rolle gespielt, als er durch sein plözliches Erscheinen auf organischen Stoffen (Brot, Hostie, Speisereſten) in blutroter Farbe zu verschiedenen Zeiten Anlaß zu abergläubischen Vorstellungen und Ausbrüchen religiösen Fanatismus gab. In lezter Beziehung hatten es z. B. die Juden ebenso zu empfinden, wie wir das neuerdings, nur nicht ganz so tragisch, an dem berüchtigten Tisza-Eslar-Prozesse in Ungarn erlebt haben. Denn als man im Mittelalter Hostien mit dem fraglichen Blute gefärbt fand, zu einer Zeit, wo man mit Luther an eine wirkliche Inkarnation derselben (d. h. an eine Verwandlung der Hostie in den Leib des Heilands) glaubte, wurden die Juden blutig verfolgt, indem man sie beschuldigte, diese Hostien angestochen und so zum Bluten gebracht zu haben. In der neueren Zeit ist nun dieser Blutpilz öfters beobachtet worden. Erst Ehrenberg, gewissermaßen der Vater der neueren Mikroskopie, klärte die Sache dahin auf, daß er besagtes Prodigium (Wunderzeichen), wie es bei den Aelteren hieß, als einen Organismus erkannte, den er Monas prodigiosa nannte und folglich in die Reihe der kleinsten tierischen Gebilde stellte. Heutzutage beliebte man jedoch, daraus einen Pilz zu machen, und jezt heißt er Micrococcus prodigiosus. Selbigen fand nun F. Ludwig in Greiz sogar in frisch gesottenen Eiern auf, deren Eiweiß davon durchweg rosenrot gefärbt war. Man findet des Beobachters Mitteilungen darüber sowohl in der „Zeitschrift für Pilzfreunde" (1883, Heft 7—8), als auch in dem „Botanischen Zentralblatte" (1884, Nr. 19). Jedenfalls ist der Micrococcus prodigiosus bisher noch nicht in Hühnereiern aufgefunden, soweit Aufzeichnungen vorliegen; wo er sich aber zeigen sollte, hat man ihn als ein ähnliches Gebilde zu betrachten, wie es in anderer Art das Blauwerden der Milch veranlaßt.

(„Die Natur," Nr. 22.)

Der Rettig (Raphanos sativus) verscheucht nach süddeutschem Volksglauben den Schlaf; als sicher gilt dem Volke, daß sein Saft vor allerhand Insekten schüze, nicht minder vor den Bissen der Schlangen und anderen Gewürmes. Die dem 17. Jahrhundert angehörige „gestriegelte Rockenphilosophie" erzählt uns, daß, wenn Kinder zum erstenmal in die Schule gehen, man nichts besseres tun könne, als ihnen Rettigschnitte auf ihr Butterbrod zu legen. „Sie lernen dann gar leicht die Buchstaben des Alphabets vorwärts und hinter sich aussprechen." — Die in Süddeutschland teilweise Kren genannte Pflanze (Cochlearia armoracea) wird fälschlich von uns Meerrettig genannt, da sie ja mit der See nichts zu schaffen hat. Vor dem kalten Fieber glaubt man sich in Thüringen zu schüzen, wenn man am Charfreitag drei Meerrettigstangen verzehrt, was allerdings eine harte Nuß für manchen ist. In Süddeutschland wird der Meerrettig mit einem Stückchen Brot in die erste Garbe gebunden. So wähnt man sich gegen den argen Feind des fleißigen Landwirts, den sogenannten „Bilwizschnitt" der Korndämonen, zu schüzen, der nach der Versicherung erfahrener Jäger übrigens nichts anderes ist, als die Spuren des Aesens der Hirsche und Rehe, die oft rudelweise in die Felder gehen und darin weiden, und bei ihrem Vorwärtsgehen die abgemäht scheinenden Gassen bilden. Solche Spuren finden sich nie in sehr ausgedehnten Getreidefeldern, sondern nur da, wo Wald in der Nähe ist, in welchem sich das Wild des Tages über aufhalten kann, was ganz der Ansicht jener Waidmänner entspricht. Auf der großen Ebene des Marchfeldes und in dem weiten „Tullner Boden" vernimmt man nichts von dem Bilwizschnitt.

(„Europa," Nr. 23.)

Rätsel.

Reine und unreine Reime.

Von meiner Torheit trag' ich jezt die . . . . . .,
In's schwere Joch für ewig eingespannt,
Konnt' ich dies Leben vorher einmal . . . . . .,
Mein Schicksal hätt' ein mutig Nein gewandt.
Doch als dereinst wir süß und selig . . . . . .,
Hab' ich den Himmel nur, die Hölle nie geahnt.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 26. 1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky. (Schluß.)

Der Vollmond war aufgegangen, und er glizerte und flimmerte in den kleinen Seen, die das Wasser gebildet, und sprang fast in den Fluten, die über das Gestein hinwegstürzten. Das Rauschen des Wassers erscholl mächtig durch die stille Nacht, eine große vielstimmige Symphonie.

Sonst war alles Schweigen, das Schweigen des Todes.

Aber horch, was ist das? ein schwaches Seufzen läßt sich vernehmen, das Wasser übertönt es; aber es ist Menschenton, und jezt wiederholt es sich, es ist die Stimme eines Weibes.

— — — — — — — — — — — —

Elsa lag noch immer an der Stelle, wo sie zusammengesunken war. Das Wasser war allmälich bis hierher gedrungen; es hatte sie erreicht, es belebte sie, erweckte sie zu teilweisem Bewußtsein. Sie will sich erheben — ihr Gewand ist naß und schwer, es klebt ihr am Leibe — und Nacht umgibt sie. — — Sie glaubt noch zu träumen und wieder schließt sie die Augen. Aber nach und nach kehrt ihr Wahrnehmungsvermögen deutlicher zurück — und die Erinnerung. — Da springt sie mit einem Schrei in die Höhe.

Sie will wiedersehen, was sie zuvor, zulezt gesehen, sie will ihn wiedersehen! Ihre Stellung ist dieselbe, ihre Augen suchen in der gleichen Richtung. Sie strengen sich an, um ihn zu entdecken, ihn wiederzufinden, ihr Teuerstes, ihr Alles. — Dort — hoch oben hat er gestanden, und sie hat ihn gesehen, wie er das Kind aus den Trümmern hervorzog und es geküßt hat und an sein Herz gedrückt, und dann — sie streckt die Arme gegen den Berg aus, als wolle sie zurückhalten, was Gräßliches, Verderbenbringendes von dort gekommen — die Wolke, die schwarze Wolke — sie hat sie über ihm gesehen — ihn deckend — ihn —

Sie stößt einen Schrei aus, einen wilden furchtbaren Schrei — — es ist der Wahnsinn!

Ihr Kopf kann es nicht fassen, will es nicht fassen, jeder Nerv sträubt sich dagegen. Nein, nein, nein! — es ist zu gräßlich!!

Da greift die geängstigte Natur zu ihrem lezten Hilfsmittel: ihre Vorstellungen verwirren sich, ihr Intellekt ist gestört, Wahrheit und Trug, Phantasie und Wirklichkeit mengen sich zusammen. Dort — erhebt es sich nicht dort?! Ja — ja, dort ragt er in die Höhe — dort — das ist er — er muß es sein.

Sie will ihn erreichen, sie stürzt auf ihn los. Aber schon hat ihr Fuß nicht mehr ebenen Boden unter sich. Da liegen Schutt und Gerölle und Felsentrümmer ineinander gemengt, aufeinander gehäuft, und das Wasser braust darüber hinweg, versperrt ihr den Weg, will sie zurücktreiben. Aber nichts kann sie halten und hindern. Er ist dort — im schwankenden Licht des Mondes glaubt sie ihn zu sehen, er bewegt sich.

„Arnold,“ ruft sie; die tosenden Wasser verschlingen jeden Ton. Er kann sie nicht hören.

Aber sie will zu ihm, will ihm näher und näher kommen. Sie klimmt über das Gerölle, über die Trümmer hinweg mit unglaublicher Kraft und Kühnheit; sie stürzt wohl einmal, aber sie erhebt sich wieder.

Hier sind Stellen fein zerriebenen Gesteins, das Wasser hat hier kleine Seen gebildet, sie watet sie durch bis zu den Blöcken, die daraus hervorragen; sie schwingt sich über sie hinweg und sezt ihren Weg fort, immer nach einer Richtung, einer Stelle entgegen mit der Energie des Wahnsinns. Aber was sich dort erhebt, scheinbar in Manneshöhe, es scheint zu wachsen, je näher sie herankommt, es wird zum Riesen.

Sie steigt auf Blöcke um es zu erreichen — endlich! — nach dem Geliebten, Teuren streckt sie die Arme aus, sie hat ihn vor sich, sie glaubt ihn zu umfangen.

Ach, ihre Arme sind so klein, so kurz, sie reichen nicht ihn zu umschlingen — und sein Körper ist so kalt, so eisig kalt — hu —. Ach, es ist auch so lange, daß er hier gestanden. Fester drückt sie sich an ihn, der Teure soll an ihrer Brust erwarmen; und sie spricht zu ihm süße, zärtliche Worte. O Glück, er antwortet ihr wieder. Es ist der singende, klukfende Ton des Wassers, aber sie erkennt darin seine Stimme, den lieben, warmherzigen Ton.

Aber sein Leib wird immer kälter — und es durchschauert auch sie. Er soll fort, sie will ihn hinwegbringen, sie faßt ihn an mit übermenschlicher Kraft, sie will ihn rücken, ihn heben. Umsonst, umsonst! Sie verschwendet alle ihre Kräfte, er rührt sich nicht. Da fängt sie zu bitten an, zu flehen — in wach-

sender Angst und Verzweiflung ruft sie seinen Namen in die Nacht hinaus und schreit ihn endlich laut und überlaut, bis sie gebrochen, erschöpft zusammensinkt. — — —

Georg, der suchend zwischen den Trümmern herumirrt, selbst dem Wahnsinn nahe, hat den Ruf gehört; er war zu ihm gedrungen troz des tosenden Wassers. Einen Augenblick steht ihm das Herz still, dann horcht er mit gespanntester Aufmerksamkeit. Er hört nichts als das Wasser.

Aber er will sich nicht getäuscht haben und die bereits ermatteten Glieder gehorchen voll neuer Kraft jener Energie, die Wunder vollbringt.

Er springt von Stein zu Stein, über alle Hindernisse hinwegsezend, um rasch dahin zu kommen, von wo der Ruf erschollen: dann hält er doch wieder einen Augenblick inne, und späht und horcht.

Er sieht nichts, er hört nichts, alles ist stumm und nur das Wasser rauscht in so seltsam klagenden Tönen.

Und wenn er sich doch getäuscht hätte!?

Er wischt sich den perlenden Schweiß von der blassen Stirn, auf der die Adern mächtig angeschwollen sind; dann taucht er die hohle Hand ins Wasser und näßt sich den Mund, der trocken ist und heiß.

Dann dringt er wieder vorwärts auf diesem Leichenfelde. „Was willst du hier," ruft er sich selber zu, „hier kann es doch nichts Lebendes mehr geben." Sein Auge trifft auf einen mächtigen Block, der sich vor ihm auftürmt. Was vordem hier gewesen, das war im Augenblick vernichtet, auf Atome zerstampft; sein Blick irrt darüber hinweg, da blizt es vor ihm auf im Strahl des Mondes, goldig schimmert es ihm durch die Nacht entgegen.

Er springt darauf los, im Augenblick hat er es erreicht. Es ist das Goldhaar Elsas, und er sieht nun auch den Körper des jungen Weibes über den Felsen dahingestreckt.

Er faßt ihn in seine Arme mit einem jähen Gefühl von Seligkeit, von Glück, das es ihm fast die Besinnung raubt; aber schon tritt ihm wieder die bängliche Sorge ans Herz: Ihr Körper ist kalt und starr, erstarrt wie alles hier — wäre er zu spät gekommen? Ihre Füße stehen auf dem kalten Felsenboden, und ihre Kleider sind naß, sie kleben an dem ganz durchkälteten Leib, der, an den Felsen hingeschmiegt, all seine Wärme an ihn abgegeben hat.

Er sezt sich auf einen Block und zieht die Gestalt noch fester in seine Arme und fühlt und prüft; all seine Nerven liegen in seinen Fingern. Ihr Herz schlägt, schwach, kaum hörbar, aber doch — sie lebt! Herz, springe nicht bei dieser seligen Gewißheit, sie lebt!

Er will dies Leben erhalten, das ihm teurer ist als das eigene, er will es zu kräftigerer Betätigung wieder erwecken: Er bringt seinen Mund an den ihrigen, atmet seinen Atem ihr ein, und drückt sie dabei an seine Brust, um sie zu wärmen.

Ja, hier ist Wärme; und ihre Brust hebt sich jezt und ihre Lippen bewegen sich.

Sie atmet kräftiger, und unbewußt und in dem rein physischen Drange, legt sie die Arme um seinen Hals und schmiegt sich fester noch und inniger an ihn an.

Hier ist Leben, es durchströmt sie, es bringt Wärme und Leben auch in ihre erstarrten Glieder zurück, und das tut wohl — so wohl.

So hält er sie und sieht auf sie herab, voll Glück und heiligen Mitleids, wie eine Mutter auf ihr gerettetes Kind, und schluchzt laut auf in Freude und Jammer.

Wird er nun mit seiner Last den Weg über die Gesteinsmassen nehmen können, wird er sie unbeschädigt darüber hinwegbringen? Er traut sich Riesenkräfte zu.

Er wagt es, sie in seinen Armen haltend, sich mit ihr zu erheben.

Mit unsäglicher Mühe und Anstrengung schreitet er vorwärts, bald im Geröll versinkend, bald im Wasser watend, dann wieder vor einem Block angelangt, mit einem Fuß den Punkt sich wählend, auf den er treten kann, um mit seiner Last hinüber zu kommen, jeden Augenblick in Gefahr zu stürzen. Die Muskeln seiner Arme, die Muskeln seines Halses treten weit vor, sein Körper bebt, sein Atem ist keuchend, da hält er inne — er kann nicht mehr weiter — es ist unmöglich. Er schreit laut um Hilfe, und der Ruf wird gehört, man antwortet ihm — Valentin ist einige Augenblicke später an seiner Seite, ihm Hilfe bringend.

27. Kapitel.

Elsa war nach der Villa gebracht worden, aber ihre Freunde beschlossen, noch ehe der Tag anbrach, sie von dem Orte zu entfernen, wo alles Zeuge ihres Glückes gewesen und wo ihrem wiedererwachenden Bewußtsein der Verlust in seiner ganzen Furchtbarkeit sich enthüllen würde. Georg bestand darauf, daß sie nach Wien gebracht und dort einem berühmten Arzt für Geisteskranke übergeben werde.

Das geschah, und dieser bestätigte die Vermutung, daß die Störung ihres Geisteslebens nur eine vorübergehende sein werde.

Die alles heilende Natur war in dem Individuum hier sich selbst zu Hilfe gekommen; und um diesem übergroßen Schmerz zu begegnen, hatte sie Wahnvorstellungen erzeugt, ihn damit einlullend, wie eine Mutter ihr krankend Kind mit Märchen.

Nach dieser beruhigenden Versicherung trennte sich Georg von Elsa und von all seinen Lieben; er wandte dem heimatlichen Boden den Rücken und ging nach Deutschland. Er trug an Leid, was ein Mannesherz davon zu ertragen vermag, aber er hatte der Not des Lebens fest ins Auge geblickt und ihr wahres Wesen erkannt. Er hatte erkannt, daß nicht die Willkür eines Unerforschlichen dieselbe verhängt, sondern daß die Beschränktheit und Kurzsichtigkeit der Menschen, die Unersättlichkeit und die blinde Selbstsucht Einzelner, die alles, und den Boden selbst, auf dem sie leben, unterminiren, daß die Unfähigkeit, die Welt in ihrer Ganzheit zu erfassen, mit all den in ihr waltenden und wirkenden Kräften diese Not verschulde.

Aber diese Erkenntnis beugt nicht nieder, sie erhebt. Liegt doch hier die Möglichkeit einer Besserung in uns selbst, ja sie ist sogar Gesez und Bedingung einer fortschreitenden Entwicklung. Damit ist alle Kraft des Wollens und Denkens und alle Kraft des Herzens uns wieder zurückgegeben, und so hatte sie auch Georg vermocht, was ihm an Liebe und Wollen geblieben, was als ein Unverwüstliches in ihm lag, seinen Brüdern zuzuwenden, die mit ihm litten.

Er mußte verzichten auf persönliches Glück, so schmerzhaft es ihm auch wurde, aber er wollte als ein tätiges Mitglied in jenen großen Bund der Geister treten, die, von einer neuen Weltanschauung ausgehend, das Glück der Menschheit, die Veredlung und Verschönerung des Daseins als Bestimmung und Recht erkannten, das freilich nur die Menschheit in ihrer Gesammtheit zu verwirklichen vermag. — — — — — — —

Die furchtbare Katastrophe, von der hier ein armes Gebirgsdorf getroffen worden, hatte der Telegraph in alle Welt getragen und die Teilnahme, die sie allenthalben erweckte, war eine außerordentliche.

Um dieser öffentlichen Teilnahme und Neugierde zu genügen, wurden eigene Bahnzüge nach Solenbad veranstaltet, und die Straße nach Amsee wurde nicht leer von Fuhrwerk aller Art und von Pilgern, die zu Fuß nach dieser Stätte des Schreckens wallfahrteten.

Auch die Kirchen waren im ganzen Lande überfüllt und der Messen und Totenfeiern, die für das Seelenheil der Unglücklichen abgehalten wurden, die so jäh und unvorbereitet in das Jenseits abberufen worden, war kein Ende.

Als eine Strafe des Himmels, als eine Mahnung, auf der Bahn des Verderbens einzuhalten und in Demut und Reue zu Gott zurückzukehren, wurde diese Katastrophe von allen Frommen aufgefaßt. Aber zugleich mit ihrer großen Demut empfanden dieselben ein Gefühl stolzer Genugtuung, daß sie selbst zu denen gehörten, die das Gericht verschonte. Um sich aber auch für die Zukunft ein wenig sicher zu stellen, beschlossen sie ihrer Demut und Frömmigkeit ein sichtbares Zeichen zu errichten. Die junge

Gräfin Helene Falkenau, die in diesen Tagen mit ihrem Cousin Hugo sich ehelich verbunden, stellte sich mit Gräfin Dönhof an die Spize der Sammlungen, die ein erhebliches Resultat ergaben.

Und so erhob sich schon ein Jahr später an diesem armen verwüsteten Ort ein stolzer, hochaufragender Bau, eine Sühnkapelle.

Dort wanden sich die Menschen im Gefühle ihrer Ohnmacht, ihres Unrechts und ihrer Sünde —. Jenseits des Ozeans aber in einem am Ohio reizend gelegenen Städtchen finden wir das Weib, das von dieser jähen Katastrophe am grausamsten getroffen worden war, einem jungen und neuen Leben zugewendet, von neuen Hoffnungen und seligem Lieben erfüllt, als Mutter. Elsa war mit dem Ehepaar Hofer hierher gekommen.

Die innigste Freundschaft verbindet sie mit Valentin und und Eva, mit diesen guten Menschen, die in ihrem Unglück ihr so treu zur Seite gestanden und sie so zärtlich gepflegt hatten.

Sie hatten beschlossen sich nicht mehr zu trennen. Gemeinsam bewohnen sie das kleine Haus, in dem auch Valentins Werkstatt für Kunsttischlerei sich befindet.

Elsa sizt an einem Julitag auf einer Art Veranda, die, üppig umwachsen, nach dem großen noch wenig kultivirten Garten hinausgeht.

Sie ist ganz in Weiß gekleidet; ihr Gesicht ist schmaler und blasser, aber die schönen dunklen Augen darin haben einen Blick wunderbarer Milde und Zärtlichkeit. Mit einem sanften Lächeln beugt sie sich über das Bettchen aus Strohgeflecht, in dem ihr Kind schläft.

Es ist ein Knabe, und er ist so herrlich, schön und kräftig wie Kinder es sind, die einem freien Bunde der Liebe und leidenschaftlicher Zärtlichkeit entsprossen sind.

Ein leichter Wind weht kühlend von Osten her, er läßt die Gazevorhänge auseinanderflattern und berührt kosend die vom Schlafe roten Wängelchen des Knaben.

Er erwacht; mit großen frischen Augen sieht er die Mutter an und lacht, das vier Monat alte Bübchen kennt sie schon.

Sie lacht ihm wieder zu und spricht mit ihm; dann nimmt sie ihn aus dem Bettchen und in zärtlichster Sorge legt sie ihn an die nährende Brust, die er mit gieriger Lust erfaßt.

Mit welcher mütterlichen Wonne sieht sie zu ihm hernieder! — Die höchste und tiefste, die reinste und uneigennüzigste Liebe ist doch die der Mutter!

Seit diesem armen Weibe, die der Verlust des heißgeliebten Gatten wahnsinnig gemacht hatte, die süße Ahnung aufdämmerte, daß sie ein junges Leben in sich trage, waren die Schatten, die sich über ihren Geist gelegt, geflohen, eine wohltätige, heiligruhige Stimmung war über sie gekommen.

Und als sie Gewißheit erlangte, hatte sie erleichternde Tränen der Freude geweint. Von da an hatte sie kraftvoll den tiefen Gram zurückzudrängen gesucht, um das süße Vermächtnis nicht zu schädigen, und sie pflegte ihren Leib um seinetwillen, und sie liebte sich, weil sie so indirekt das neue Keimende zugleich mit Liebe umfing.

So ward sie im innersten Gemüt der Hoffnung und dem Glücke wiedergegeben.

Mit ihrer Weltanschauung waren ja auch keine beängstigenden Vorstellungen verbunden, die ihre gesunde Kraft paralisirt und dem ewigen Regenerationsprozesse der Natur sich entgegengestellt hätten.

Ihr Gemüt war unbefangen und rein. Sie klagte weder ein allmächtiges Wesen der Grausamkeit an, noch sich selbst einer Sünde, die diese verschuldet haben könnte. Auch den Menschen, die, wären sie mit größerer Voraussicht begabt gewesen und nicht absichtlich blind gegen die sich häufenden Vorzeichen, dem Unglück hätten aus dem Wege gehen können, vermochte sie nicht zu zürnen. Sie hatte diese Menschen gesehen in ihrer heldenhaften Hingebung und Selbstvergessenheit, sie liebte sie, wie ihr Arnold sie geliebt hatte.

„Auch du wirst sie lieben,“ flüsterte sie, indem sie einen innigen Kuß auf die schon jetzt kräftig entwickelte Stirne ihres Sohnes drückte. „Ich werde dich's lehren. Was dein Vater ersehnt, erstrebt, was sein edler Geist als Recht erkannt, ich will es dir ins innerste Herz pflanzen. So übernimmt die Zukunft die heilige Mission, die unvollendete, der Vergangenheit.“

Aus dem Klosterleben im Mittelalter.

Von **Wilhelm Blos.**

Das Kloster- und Mönchswesen hat die verschiedenste Beurteilung erfahren; man hat diese Institutionen über- und unterschäzt. Die Verehrer des Mönchswesens schrieben diesem das große kulturhistorische Verdienst zu, beim Zusammenbruch des Römerreichs die antiken Wissenschaften vor dem Sturme der alles niedertretenden Völkerwanderung in die Stille der Klöster geflüchtet, sie dort erhalten und ausgebildet und durch das rohe Mittelalter herübergerettet zu haben. Andere bestreiten dem Mönchtum dieses Verdienst völlig und geben ihm Schuld, die Früchte der antiken Geistestätigkeit teils vernichtet, teils verfälscht zu haben.

Vielleicht haben beide Teile Recht, wenn man das Mönchswesen nicht nach einer von der liberalen und modernen, oft nur allzu seichten „Aufklärung“ geschaffenen Schablone, sondern unparteiisch nach seinen historischen Entwicklungsstufen betrachten will.

Die Ausartungen der römischen Gesellschaft unter den Cäsaren hatten den Menschen in jeder Beziehung herabgewürdigt und die Gemeinheit auf den Tron gesezt. Karakterstärke, Selbstbeherrschung, Gemeinsinn und Sittenreinheit waren Dinge, die man nur noch als sagenhafte Erscheinungen einer längst entschwundenen Zeit kannte. Wenn einmal jemand solche Eigenschaften besaß, so ward er als eine wundersame Erscheinung angesehen und die Geschichtsschreiber zeichneten seinen Namen auf. Die Liederlichkeit der römischen Gesellschaft erreichte ihren Höhepunkt in den Persönlichkeiten einer *Messalina*, eines *Caracalla*, eines *Heliogabalus*. Das Gesellschaftsleben war ein Pfuhl niedrigster Ausschweifungen und tierischer Schlemmereien, das Volk in Rom eine auf Staatskosten unterhaltene faullenzende Masse, und die Kosten dieser Zustände wurden bestritten durch die Kriegsbeute, zu welchem Zweck man fast die ganze damals bekannte Welt ausplünderte. Das geistige Niveau der römischen Gesellschaft ergibt sich aus diesen Tatsachen ganz von selbst.

Es konnte bei alledem nicht an Menschen fehlen, die von einem tiefen Abscheu vor diesen Zuständen erfüllt waren. Das Christentum in seiner ursprünglichen reinen Form war der erste Gegenstoß auf die Fäulnis und Zersezung der römischen Gesellschaft. Wen das Leben und Treiben dieser Gesellschaft anwiderte, der zog sich auf sich selbst zurück und suchte innere Sammlung zu gewinnen. Je größer die Entartung der römischen Gesellschaft gewesen, desto heftiger wurde auch nach dem geschichtlichen Geseze der Gegenstoß. Den Jahrhunderten voll des wildesten Taumels der Leidenschaften und der schrankenlosen Betätigung der rohesten Sinnlichkeit folgte eine Zeit, in der man von einer neuen Anschauung die „*Abtötung des Fleisches*“ als die höchste Tugend gepriesen sah. Männer voll Lebenskraft und Lebenslust entsagten allem, was man „irdische Genüsse“ nennt und zogen sich in die Einsamkeit der Wüste zurück, nur ihren Kasteiungen und ihren Andachtsübungen zu leben. Schöne und geistvolle Frauen entflohen dem Strudel der Vergnügungen

und dem Geräusch der Welt, um in der Einsamkeit und Armut ihr besseres Selbst wiederzufinden. Man brachte später dieses Zurückziehen von der „sündigen Welt“ in ein System, und so entstanden die Klöster, die Vereinigungen der Mönche und der Nonnen, die sich später zu weitverzweigten Verbänden, Orden genannt, zusammentaten.

Armut, Entsagung, Keuschheit und Arbeit galten als die Grundprinzipien dieser Vereinigungen, und wir haben Beweise genug, daß diese Prinzipien anfangs auch sowohl von einzelnen Personen als ganzen Gesellschaften streng durchgeführt worden sind. Allein das änderte sich sehr bald. Sobald das Christentum aus einer unterdrückten Partei eine herrschende in Form einer Staatsreligion geworden war, vollzog sich auch ein Umschwung im Mönchstum und Klosterwesen. Die Klöster erwarben Besitz und Herrschaft und großen Einfluß in Staat und Gesellschaft. Die Reichtümer, die solch ein Gemeinwesen ansammelte, ließ man nicht tot liegen; sie wurden einerseits auf Vermehrung angelegt, zum andern zog in die Klostermauern, mochten sie äußerlich noch so öde aussehen, der Lebensgenuß wieder ein und die meisten der so strengen Ordensregeln hatten nur einen papierenen Wert.

Die Pflege der Wissenschaften war in den Klöstern genau so verschieden wie in der übrigen Gesellschaft. Wenn sich ein Teil der Mönche vor Erfindung der Buchdruckerkunst auf Lebenszeit mit ödem Abschreiben von Büchern beschäftigte, so kann man das keine Pflege der Wissenschaft nennen. Es gab eine große Anzahl von Klöstern, die als ausgezeichnete Gelehrtenschulen galten, wie z. B. die berühmte Abtei von St. Gallen. Die berühmte Nonne Hroswitha schrieb ihre Dramen im Kloster zu Gandersheim. Die klösterliche Gelehrsamkeit, die sich wie ein Rauschen vergilbter Blätter anhört, hatte freilich mit dem Rauschen des frischen Lebens gar wenig zu tun. Sie trägt auch zum größten Teil die Schuld daran, daß die deutsche Sprache so lange Zeit vor dem Latein und Griechisch zurücktrat. Wenn es nach den Klöstern gegangen wäre, hätten wir weder eine deutsch-nationale Wissenschaft noch eine deutsch-nationale Dichtung bekommen, sondern hätten immer das dürre Steckenpferd antiken Klassizismus reiten müssen.

Wenn es also Klöster gegeben hat, die wirklich Pflanz- und Pflegestätten von Gelehrsamkeit und Wissenschaft waren — allerdings einer eigenen Art von Gelehrsamkeit und Wissenschaft — so gab es auch andere, und deren war die überwiegende Mehrzahl, die nach dieser Richtung hin nichts leisteten. Als die klösterliche Strenge nachgelassen hatte, ließen es sich Mönche und Nonnen wohl sein. Die Abgeschlossenheit ward bald durchbrochen; man setzte sich mit der „Welt“ wieder in Verbindung und damit zogen die „weltlichen“ Freuden mit all ihrem Gefolge in die Klöster ein. Man umgab sich mit „weltlicher“ Pracht, wozu die Insassen der Klöster auch ohnehin durch die Ueppigkeit der hohen und höheren Weltgeistlichen angespornt wurden. Vor allem waren die Klöster darauf bedacht, ihren Besiz zu vermehren und damit ihre Einkünfte; sie erhoben von den Bauern, die auf den Klostergütern saßen, die Abgaben, wie sie sonst der Gutsherrlichkeit zukamen, und die Klosterherrschaft war für die Hörigen und Leibeigenen wie für die Gemeinfreien mindestens ebenso drückend und hart, wie die adelige Gutsherrschaft. So verbrachten Mönche und Nonnen in vielen Klöstern ihre Zeit mit Wohlleben auf Kosten der Bauern, die draußen in harter Arbeit dem Boden abgewannen, was in den Klöstern verjubelt wurde. Da war von Wissenschaft und Kunst keine Rede; ja in vielen Klöstern sind nachweisbar kostbare Dokumente und Handschriften ganz oder teilweise verloren gegangen, weil die Klosterinsassen deren Wert nicht zu schäzen wußten. Man weiß, daß kostbare alte Handschriften auf Pergament als Unterlagen für Weinfässer dienten. So mag manches wichtige Schriftstück durch den Fußtritt eines trunkenen Mönchs in Vernichtung und Vergessenheit geschleudert worden sein. Vielfach kam es auch vor, daß man alte Handschriften überstrich und Gebetsformeln darauf schrieb, was eine Hauptbeschäftigung der Mönche war. Eine oder die andere der überstrichenen Handschriften trat dann später durch irgend einen Zufall wieder zu Tage.

Auch in den meisten Nonnenklöstern des Mittelalters blieb nur die äußere klösterliche Form; im übrigen versagten sich die Nonnen keineswegs die Teilnahme an den „weltlichen“ Genüssen. Es ist interessant und lehrreich, die Geschichte eines solchen Frauenklosters näher zu betrachten und einen Einblick in das Leben und Treiben seiner Insassen zu gewinnen. Wir meinen das Kloster der Dominikanerinnen bei Rotenburg ob der Tauber, dessen Urkunden einen tiefen Einblick in die Geschichte eines solchen Instituts gestatten*).

Der Orden der Dominikanerinnen wurde um 1206 in Toulouse von dem heiligen Dominikus gestiftet, und es traten meistens Frauen und Mädchen in denselben ein, die sich früher zu der religiösen Sekte der Albigenser bekannt hatten, aber, um den gegen die Albigenser verhängten mörderischen Verfolgungen zu entgehen, in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt waren. „Zur Buße“ für ihre frühere Abtrünnigkeit nahmen sie den Schleier. Im Anfang mögen sie wohl wie Büßerinnen gelebt haben; als aber der Orden der Dominikanerinnen ausgebreitet und mächtig geworden war, 400 Klöster zählte und sich reiche Besizungen erworben hatte, da zog auch „die Welt mit ihrer Lust“ in die Klöster der Dominikanerinnen ein. Diese Klöster wurden Stätten der Ueppigkeit und der Ausschweifung. Die Dominikanerinnen hatten unter ihren Gelübden auch das der Arbeitsamkeit, das aber sehr schlecht gehalten wurde. Es kam vor, daß den hübschen jungen Dominikanerinnen ihre Ordenstracht unbequem wurde. Sie trugen einen weißen Rock und einen lohfarbigen Ueberwurf nebst Kapuze von der gleichen Farbe; später kam dazu ein weißes Skapulier und der Ueberwurf wurde schwarz. Natürlich konnten bei den weiten sackartigen Gewändern die Körperformen der hübschen Nonnen nicht genug hervortreten, und so kam es namentlich in den französischen Ordensklöstern vor, daß junge hübsche Dominikanerinnen die Ordenstracht ablegten und ihren Liebhabern in „weltlichem“ Gewand mit allem Schmuck und aller Ueppigkeit der vornehmen Welt erschienen.

Das Kloster der Dominikanerinnen zu Rotenburg lag anfangs außerhalb der Stadt zu Neusiz, eine halbe Stunde von der Stadtmauer. Im Jahre 1258 durften die Nonnen „zu ihrer mehreren Sicherheit“ den Hof eines Ritters von Nortenberg innerhalb der Stadtmauern beziehen. Sie bekamen von dem reichen Adelsgeschlecht der Küchenmeister zu Rotenburg viele Besizungen geschenkt und das Kloster kam dadurch zu Vermögen, so daß es bald noch größere Besizungen käuflich erwerben konnte. Um das Ende des vierzehnten Jahrhunderts war das Kloster der Dominikanerinnen reich und mächtig geworden und die edlen Klosterdamen waren gewohnt, ihr Leben zu genießen.

Für sie hing der Himmel voller Geigen, denn sie lebten ja noch mitten in der merkwürdigen Feudalzeit, in der die große Masse des „gemeinen Mannes“ nur bestimmt schien, als Piedestal für ein angenehmes Dasein der „edlen Herren“ und „großen Hansen“ zu dienen. Es ist unglaublich, was der „gemeine Mann“ damals an Abgaben und Diensten zu leisten hatte. Auch die ursprünglich freien Bauern konnten sich diesem System nicht entziehen; bei der Unsicherheit der Zustände konnten sie sich auf den Landesherrn, dem allein sie untergeben waren, nicht verlassen und mußten sich unter den ritterlichen Grundherren einen „Schuzherrn“ wählen, dem sie sich für seinen oft sehr zweifelhaften Schuz zu einer Abgabe oder zu einer Dienstleistung verpflichteten. Diese Verträge wurden von den Grundherren natürlich auszudehnen und zu verewigen gesucht, was ihnen meist gelang, da sie die Macht hatten. So sanken die Gemeinfreien zu Hörigen oder gar zu Leibeigenen herab, wobei indes zu bemerken ist, daß die Zahl der Leibeigenen in Wirklichkeit viel geringer war, als man gewöhnlich annimmt.

*) Siehe Bensen: „Historische Untersuchungen über die ehemalige Reichstadt Rotenburg rc.“ und vergleiche unseren Aufsaz in Nr. 25 der „Neuen Welt“ von 1884: „Ein deutsches Städtebild“.

Der Rattenfänger von Hameln.

Man staunt, wenn man die lange Reihe der Lasten sieht, die in jener Zeit der Landbevölkerung aufgewälzt waren. Zunächst die allgemeinen Steuern. Da war die Reichssteuer, der sogenannte gemeine Pfennig, denn das Volk mußte die kostspieligen Reichstage u. dgl. bezahlen. Die Reichssteuern wurden unerbittlich von den Rittern eingezogen, die sich für ihre Reichsdienste davon selbst besoldeten. Die ordentlichen Geldsteuern oder Beden waren ursprünglich die Entschädigung, die die Bauern für die Befreiung von Kriegsdienst an die adeligen Herren bezahlten; dazu kamen aber die außerordentlichen Geldsteuern oder Notbeden, die bei jeder Gelegenheit bei fürstlichen Besuchen, bei Hochzeiten und anderen Festen der Herren, für Ausstattung der Edeldamen u. s. w. erhoben wurden. Das war aber nur ein Teil der Abgaben. Der Zehnte, d. h. der zehnte Teil des Ertrags eines bäuerlichen Grundstücks, mußte an die Kirche gegeben werden; manche kirchlichen Behörden nahmen den sechsten und vierten Teil; manchmal verlangte auch der Landesherr noch einen Teil des Ertrages. Das Besthaupt war das Recht des Gutsherrn, beim Tode des Bauerngutsinhabers sich aus des lezteren Haushalt das beste Stück, ein Kleid, oder ein Stück Vieh u. dgl. auszuwählen oder sich eine entsprechende Geldsumme zahlen zu lassen. Der Blutzehnte mußte von Vieh und Geflügel geliefert werden. Dann kamen die Abgaben an Hühnern, die bei hundet Gelegenheiten zu liefern waren; es gab Gauhühner, Herdhühner, Rauchhühner, Vogthühner, Holzhühner, Laubhühner, Weidhühner, Bubenhühner, Fastnachtshühner, Halshühner, Haupthühner, Leibhühner u. a. m. Für diese Hühner wurde auch Geld erhoben. Dazu kamen die Frohndienste: Jagdfrohnen, Forstfrohnen, Baufrohnen, Wachfrohnen, Frohnen beim Burgbau und bei Kriegführen 2c. 2c.; obendrein bestand noch das berüchtigte „Recht der ersten Nacht“, von dem wir nirgends positive Kunde von seiner Ausführung haben und das mit Geld abgelöst wurde, das aber doch „zu Recht“ bestand*). Außer diesen Abgaben und Dienstleistungen bestanden noch eine Menge anderer, die alle aufzuzählen der Raum uns verbietet.

Die Dominikanerinnen von Rotenburg ließen es sich auch wohl sein von dem Fette, das von dem Ertrag der Arbeit des Volkes abgeschöpft wurde. Es ist interessant, eine genaue Tabelle der Einkünfte des Klosters kennen zu lernen. Sie stammt aus dem Jahre 1405 und ist in Rösch's Chronik enthalten**). Wir geben die Tabelle wörtlich. Das Dominikanerkloster zu Rotenburg vereinnahmte im Jahr 1405:

An Geld	244	Pfund Heller, 12 Schill. 4 Hell.***)
„ Wahring	117	„ „ 5 „ 1 „
„ Korn	373	Malter
„ Waitzen	18	„
„ Erbßen	4	„
„ Dinkel	107	„
„ Habern	$282\frac{1}{2}$	„
„ Oel	3	Schätz
„ Wachs	54	Pfund
„ Käß	5	Malter und 5 Käß, den Malter zu 30 Käß gerechnet
„ Ayer	453	
„ Lambsbauch	1	
„ Fuder Mist	16	
„ Weinfuhr	1	
„ Semmel	4	
„ Gänß	9	
„ Herbsthüner	207	
„ Weinachtshüner	$86\frac{1}{2}$	
„ Fastnachthüner	323	
„ Schultheishun	11	

Das ist ein ganz interessantes Bild, was das Volk an Erträgnissen seiner Arbeit und an baarem Geld für ein einziges Nonnenkloster zu leisten hatte. Welche Summe von harter, schweißtreibender Bauernarbeit steckt in diesen Einkünften der Dominikanerinnen, die dafür nichts zu leisten hatten als ihre Gebete und sonst herrlich und in Freuden lebten. Für gewöhnliche Seelen, denen kein höheres Streben innewohnt, war ja damit „der Himmel auf Erden“ geschaffen; die Bauern lieferten ja fast für jeden Tag Hühner zum Braten und an Wein fehlte es auch nicht.

Es konnte auch nicht ausbleiben, daß die Dominikanerinnen übermütig wurden. Sie hielten auf dem Klosterhof einen offenen Weinschank, wo ihre guten Freunde einkehrten, die schon vor Luther an jenes berühmte Sprüchlein glaubten:

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang!“

Ob die Klosterdamen ihre Gäste selbst bedienten und ob sie fröhlich mitkneipten? Das leztere ist das Wahrscheinliche, denn der Rat beklagte sich über „das ärgerliche Leben“ im Nonnenkloster. Auch die ehrsamen Bürger und ihre Söhne aus der Stadt Rotenburg kamen in's Frauenkloster, um zu zechen und mit den Klosterdamen Liebschaften anzuknüpfen. Der Rat beklagt sich, daß die Bürger im Frauenkloster „verführt“ würden. Die adeligen Herren vom Lande, die teilweise mit den Klosterfrauen verwandt waren, kamen tagtäglich vorgeritten, um sich selbst und den Damen im Kloster Kurzweil zu verschaffen. Ob die Damen im klösterlichen Habit, in Schleier, Haube und Scapulier auf dem Hofe zwischen Rittern und Bürgern saßen und mit ihnen zechten? Es muß schon so gewesen sein, denn die Chronik meldet nichts von einer Vertauschung des geistlichen Kostüms mit einem weltlichen. Es muß lustig ausgesehen haben, wenn die Nonnen mit den großen weißen Hauben und den langen Rosenkränzen bei ihren Freunden vor dem Humpen saßen. Häufig indessen gerieten die adeligen Herren mit der Stadt in Fehde und blieben dann natürlich aus, zur großen Betrübnis der Klosterfrauen. Diese schlichen sich dann an die Stadtmauer und warfen den draußen lagernden Liebhabern und Zechgenossen über die Mauer zärtliche Brieflein zu.

Die Klosterfrauen lagen mit der Stadt im Streit, weil sie kein Umgeld zahlen und die Pfründner der Stadt nicht schwören lassen wollten. Endlich aber kamen die Dominikanerinnen doch ganz in den Schuz der Stadt. Denn die Herren von Nortenberg, die Schirmvögte des Klosters waren, trieben es sogar diesen ausgelassenen Frauen zu toll. Herr Lupold von Bielrieth legte sich um 1370 „mit Knechten, Pferden und Hunden“ in das Frauenkloster. Weniger der Unfug, als die Kosten, die solche Einlagerung verursachte, bewogen endlich die Priorin Jutta von Seldeneck zum Widerstand. Der liebenswürdige Ritter zog ab, sandte aber dem Kloster einen Fehdebrief, und der Rat, der den leichtsinnigen Weibern, die keine Steuern zahlen wollten, diesen bösen Handel gönnte, ließ sie ruhig stecken. Sie wandten sich an den Kaiser Karl IV., welcher den Rat anwies, dem Frauenkloster beizustehen. Der Rat sagte zu unter der Bedingung, daß ihn die Frauen als Schirmherrn anerkannten. Die Fehde hörte auf, aber die Anerkennung kam nicht sogleich zustande, denn die Nonnen wehrten sich hartnäckig dagegen; zugleich widersezten sie sich hartnäckig den Anforderungen des Rats bezüglich der Reinlichkeit und Sicherheit der Stadt, bei welcher Gelegenheit mitgeteilt wird, daß die Aborte des Klosters auf die Straßen der Stadt heraus gingen, welch schöne Einrichtung die Klosterfrauen absolut nicht ändern wollten. Man gewinnt so einen eigentümlichen Einblick in das Leben von Klosterfrauen, die den ersten adeligen Geschlechtern Frankens angehörten.

Erst 1378 kam das Kloster in „Schirm und Pflege“ der Stadt, nachdem man sich vorher geeinigt hatte, daß der Weinschank auf dem Hofe aufhören solle. Die Herren Küchenmeister begannen darob eine blutige Fehde mit der Stadt, wurden indessen völlig besiegt.

Allein damit war die Ausgelassenheit der Klosterfrauen nicht beseitigt. Die Zechgelage und die Liebeleien im Kloster nahmen eher zu als ab. 1395 ließ deshalb der Rat der guten Stadt Rotenburg den General des Dominikanerordens, Raymundus, herbeirufen, der mit dem Inquisitor der Provinz Sachsen kam, um Ordnung zu schaffen. Allein man mußte die Nonnen förmlich

*) Ueber diese Dinge siehe die bezüglichen Schriften von Jörg, Zimmermann, Bensen, Schreiber, Wachsmuth u. s. w.

**) Bei Bensen, Historische Untersuchungen u. s. w.

***) Die Heller — 1 Heller = $\frac{1}{2}$ Pfennig — waren eine so schlechte Münze geworden, daß sie in Masse gewogen werden mußten.

mit Gewalt zwingen, sich einer strengeren Klausur zu unterwerfen. Endlich kam man so weit, und es wurde bestimmt, daß nicht über 40 Frauen im Kloster wohnen dürften, die zur Hälfte Adelige, zur Hälfte bürgerliche sein sollten. Die Zugänge zum Kloster wurden verschlossen gehalten; bisher waren sie es also nicht gewesen. Die Freunde der Klosterfrauen durften mit diesen nur zweimal jährlich „Zwiesprach halten" und zwar in der großen Stube mit Vorwissen der Priorin. Wenn eine Klosterfrau mutwilliger Weise und ohne Wissen der Priorin das Kloster verließ, so wurde sie auf 1 Jahr und 1 Tag in den Kerker gelegt.

Die Junker draußen vor der Stadt waren wütend, daß ihnen das Kloster mit seinen Vergnügungen für immer verschlossen sein sollte; auch daß sich ihre weiblichen Verwandten nicht mehr leicht im Kloster zur Versorgung unterbringen ließen. Und wie mögen erst die armen Klosterfrauen die Köpfe haben hängen lassen, wenn sie an die Zechgelage und an die Liebeleien dachten, die nun für immer aufhören sollten, und an die zärtlichen Brieflein, die man jezt nicht mehr über die Stadtmauer werfen konnte!

Zwischen der Stadt und den Junkern der Landschaft draußen aber entbrannte eine blutige Fehde, die bis zum Jahr 1414 dauerte. Das Frauenkloster löste sich um die Zeit der Reformation auf, da die Frauen es freiwillig verließen. Die lezte Priorin lebte noch bis 1554 darin; dann zog die Stadt die Klostergüter ein.

Aus den Strafregistern der lezteren Jahre geht hervor, daß zwölf Klosterfrauen niedergekommen waren. Sie wurden mit Gefängnis bestraft und zwar mit so gelinder Haft, daß die meisten von ihnen im Gefängnisse wieder niederkamen.

Das Frauenkloster hatte ein weit größeres Einkommen als die Männerklöster im Gebiete der freien Reichsstadt Rotenburg, was sich aus dem Vorhergehenden leicht erkären läßt.

Das Leben im Frauenkloster zu Rotenburg dürfte wohl für viele Frauenklöster jener Zeit typisch sein.

Man wird kaum behaupten wollen, daß die „innere Vervollkommnung" der Frauen durch jenes Kloster gefördert worden sei; auch nach der Einführung der strengeren Klausur nicht. Aber man möge den Zustand unseres Vaterlandes bedenken, das tausende von Klöstern voll Mönche und Nonnen zu erhalten hatte, und man darf sich nicht wundern, daß im großen Bauernkrieg sich der Grimm des Volkes so vielfach gegen die Klöster kehrte.

Die Mönchsklöster waren sicherlich eine überflüssige Institution, die Nonnenklöster waren es noch mehr. Indessen ist der Orden der Dominikanerinnen nicht ausgestorben. Sie widmen sich heute hauptsächlich der Erziehung junger Mädchen. Sie bestehen noch in Bayern, Ungarn, Belgien, Frankreich, Italien und Amerika.

Die Kulturfeindlichkeit des Islam.

Von **Karl Frohme.**

So wahr es ist, daß der Islam sehr häufig seitens fanatischer Christen Verunglimpfungen schlimmster Art erfährt, eben so wahr ist aber auch, daß viele Freisinnige in ihrem Eifer, ihn dagegen in Schuz zu nehmen und von der besseren Seite zu schildern, die Grenze des historisch Zulässigen überschreiten und nicht zu rechtfertigende Behauptungen aufstellen.* Dazu gehört in erster Linie die Behauptung: daß der Islam eine selbständige Kulturmacht sei, seit Jahrhunderten getragen von einem selbständigen Kulturvolke, den Osmanen; daß er Wissenschaft und Philosophie, solange ihm christlicher Fanatismus und Uebermut Raum dazu gelassen, stets gefördert habe.

Demgegenüber bekennen wir uns ganz offen zu der von Friedrich von Hellwald kürzlich ausgesprochenen Ueberzeugung: daß die Geschichte des Islam und der Osmanli, so wichtig sie auch vom politischen Standpunkte sein möge, in kultureller Hinsicht höchst unwichtig ist; ferner: daß keine einzige Erfindung dem von den Sazungen des Islam geregelten und beherrschten Denkvermögen der Osmanli ihren Ursprung verdankt und daß bei ihnen weder von einer Entwicklung des Geistes, noch von irgend welchen rühmenswerten sozialen Einrichtungen zu reden ist, vielmehr zugegeben werden muß, daß alle Völker, die mit ihnen in Berührung kamen, in ihrem Geistesleben gehindert worden sind und unter der zerstörenden Wucht der islamitischen Dogmen zu leiden hatten.

Seit Jahrhunderten bildet die Lehre des Propheten den Kitt der „heterogensten Bestandteile asiatischer Völker". Noch in zwei andern Erdteilen — Europa und Afrika — hat das osmanische Reich zusammenhängenden Länderbesiz aufzuweisen; seine Herrschaft erstreckt sich da über Völker, von denen viele den Islam selbst bis auf den heutigen Tag nicht angenommen haben; aber alle diese Völker sind hineingezwungen in die starren Formen der den Orient mit herrschender Gewalt umfassenden „Offenbarungsreligion" Mohammeds.

Vom kulturellen Standpunkte betrachtet, ist diese Religion eine geradezu furchtbare zu nennen. Um Gott und seiner im Koran zusammengefaßten Offenbarung genug zu tun, gebot Mohammed die rücksichtsloseste Intoleranz gegen Andersgläubige; der Koran ergeht sich gegen sie fast in jeder Sura in den ärgsten Beschimpfungen und Drohungen. Da finden sich u. a. folgende Stellen: „Gottes Fluch ruht auf den Ungläubigen; Zorn auf Zorn und schmachvolle Strafe komme über sie. — Die Ungläubigen sind den Tieren gleich, die nur Schall und Stimme des Rufes, sonst aber nichts hören." — „Die Ungläubigen werden von Gott wie das ärgste Vieh betrachtet, sie sind Nahrung des Höllenfeuers*). Den Moslems aber wird zugerufen: „Ihr seid das beste Volk, das je unter Menschen entstanden! Dem Islam gebührt der Besiz der ganzen Erde und der Genuß ihrer Güter als göttliches Erbe" **). Am furchtbarsten findet die Intoleranz des Islams als „göttliches unwandelbares Gebot" sich ausgeprägt in denjenigen Koranversen, welche den Kampf gegen die Ungläubigen betreffen, um sie entweder zu bekehren oder zu vernichten." In diesen Punkten war schon Mohammed selbst, dem man im übrigen doch Wohlwollen und Mildtätigkeit nachrühmen muß, unerbittlich; so ließ er einmal einen Gefangenen, der seine Lehre als eine Kopie persischer Märchen verspottete, hinrichten. Von Gott läßt er sich den Befehl erteilen: „O Prophet, bekämpfe die Ungläubigen" ***). Den Gläubigen aber ruft er zu: „Tötet für den Weg Gottes (d. h. für die Religion). Tötet die Sünder, wo ihr sie trefft. Bekämpfet sie, bis die Versuchung aufgehört und die Gottesreligion gesiegt hat. Vernichtet die Freunde des Satans. — Tötet die Gözendiener, wo ihr sie auch finden möget; nehmet sie gefangen, oder belagert sie und lauert ihnen auf allen Wegen auf †)."

Das Gebot des Religionskrieges vervollständigt der Koran durch Aufstellung der Pflicht, an demselben teilzunehmen und Gut und Leben einzusezen. Die, welche ihr Vermögen für die Sache Gottes im Kriege opfern, werden einem Sesamkern verglichen, „das sieben Aehren bringt und jede Aehre enthält hundert Samenkörner ††). Denen, die für die Religion ihr Vaterland verlassen und Gut und Leben für sie opfern, wird die höchste Glückseligkeit im Paradiese verheißen †††); sie werden als

---

*) Zweite, dritte und achte Sura.
**) Dritte Sura.
***) Sechsundfünfzigste Sura.
†) Zweite Sura.
††) Ebendaselbst.
†††) Neunte Sura.

* Frohme spricht sich an Wahrheit vorbei zu wollen.

Märtyrer und Blutzeugen der göttlichen Sache gepriesen und des Vorzugs im Paradiese vor den ruhig zu Hause bleibenden versichert*). Auch werden die Gläubigen ermahnt, nicht verzagt und nicht traurig im Kampfe zu sein und nicht die Todsünde feiger Flucht vor dem Feinde auf sich zu laden. „Gott ist mit den standhaft Ausharrenden." — Um die Gläubigen nicht durch Niederlagen irre werden zu lassen, stellt der Koran die fatalistische Lehre auf: Glück im Unglück sei göttliche Schickung; jedes Menschen Loos sei von Gott im voraus bestimmt; auch die schwerste Schickung müsse man geduldig und demütig tragen. Die Intoleranzgebote und Kriegsgesetze des Korans sind ein offener und direkter Beruf auf die rohe Gewalt zu einem der denkbar kulturwidrigsten Zwecke: Der Ausbreitung und Erhaltung einer Offenbarungsreligion. Einzig und allein aus der fanatischen Befolgung dieser Gebote und Gesetze resultirt die politische Bedeutung des Islam.

In dieser Hinsicht unterscheidet der Stifter des Islam sich sehr unvorteilhaft von Christus, der lediglich durch die Macht der inneren Ueberzeugung siegen wollte. Allerdings hat ja auch das Christentum, von dem Tage an, wo es sich mit der politischen Macht verband, dem Evangelium und dem Geiste seines Stifters zum Trotz, die Bekämpfung, Unterdrückung und Vernichtung Andersgläubiger in brutalster und rücksichtslosester Weise geübt, so daß die Behauptung durchaus gerechtfertigt ist: daß keine andere Religion so hart und despotisch war und zu so entsetzlichen Barbareien Vorwand gab, wie das Christentum; es sei nur erinnert an die Kämpfe zwischen Arianern und Katoliken, die Sachsenbekehrung unter Karl dem Großen, die Verfolgung der Juden und der heidnischen Bewohner Amerikas, die spanische Inquisition und die Pariser Bluthochzeit. Aber alle diese „zur größern Ehre Gottes" begangenen Gräuel sind doch lediglich zurückzuführen auf Verderbnis und Verirrung des christlichen Geistes, nicht auf ein Gebot des Christentums. Diese Intoleranz konnte unter dem Einflusse höherer Bildung beseitigt werden, ohne daß der christliche Glaube an sich dadurch verletzt wurde. Anders beim Islam; er ist gebaut auf das Gebot der Intoleranz, des Glaubenshochmuts; dasselbe, bezw. das Handeln nach demselben, ist die Existenzbedingung für seine Macht.

Bemerkt muß hier noch werden, daß der Islam nicht nur durch die Verheißung der ewigen Paradiesesfreuden die Intoleranz wach zu erhalten und zum Glaubenskriege anzuspornen weiß; er bedient sich dazu eines womöglich noch zugkräftigeren Mittels, indem er den Gläubigen verlockende Aussichten auf den Erwerb materieller Güter, so besonders auf die Kriegsbeute macht. Jeder Moslem kann alles persönliche Eigentum eines Ungläubigen sich aneignen, unter der Bedingung, daß er den fünften Teil davon dem Kalifen abtritt. Indem der Islam solcher Weise den Raub als ein gesellschaftliches Grundprinzip aufstellte, wurde der bei den Araberstämmen sehr scharf ausgeprägten Raub- und Beutelust genügt. Kein Wunder, daß die kühnen Söhne der Wüste, selbst ehe sie überzeugte, wirklich glaubenstreue und fanatische Moslems geworden waren, so leicht sich bewegen ließen, den „Weg Gottes" zu betreten, im Namen Allah's den Raub als religiöses Privilegium zu betreiben!

In freisinnigen Abhandlungen über den Islam findet sich hie und da die Behauptung: daß derselbe, ehe das Christentum mit ihm den Kampf auf Leben und Tod begonnen, große Toleranz gegen Andersgläubige, besonders Christen und Juden, geübt habe. Diese Behauptung ist dahin richtig zu stellen: Die Duldung, deren Andersgläubige zu Zeiten sich erfreuten, war immer lediglich das Resultat der Erwägung des materiellen und religiösen Interesses der Moslem; vom wahrhaften Toleranz-Begriffe, die religiöse Ueberzeugung anderer zu achten und ihr Gleichberechtigung zuzugestehen, war der Islam stets sehr weit entfernt; man vergesse nicht, daß er Christen und Juden nur in dem Falle als sogen. „Schutzgenossen Gottes" erkannte, wenn sie den vorgeschriebenen Tribut zahlten; andernfalls hatten sie keinen Anspruch auf Rücksicht und Gnade*). Weiter spielte bei der Duldung noch die Absicht der Bekehrung eine Rolle. Derartige Duldung aus Interessenrücksichten hat mit Toleranz in humanitärem Sinne nicht das mindeste gemein.

Die Freisinnigen, welche behaupten, der Islam sei eine selbständige Kulturmacht, kennen ihn nicht, oder doch nur höchst mangelhaft. Er hat — wie Ernst Renan in einer am 29. März 1883 in der Sorbonne zu Paris gehaltenen ausgezeichneten Rede über den Islam und die Wissenschaft erklärte — das Eigentümliche, daß er durch seine Bekenner ein immer stärkerer Glaube geworden ist, der die Wissenschaft und die Philosophie stets verfolgte und schließlich erstickt hat. Nur muß man in dieser Beziehung zwei Zeiträume in der Geschichte des Islam unterscheiden: den einen, der vom Auftreten Mohammed's bis zum zwölften Jahrhundert reicht; den andern, der mit dem dreizehnten Jahrhundert beginnt und sich bis auf unsere Tage erstreckt.

In dem ersten Zeitraume sehen wir den Islam zunächst durch Mangel an Glaubenstreue bei seinen Bekennern schwach, sodann durch Sekten untergraben und durch eine Art Protestantismus — der Molazelismus — gemildert, überhaupt viel weniger fest gefügt und auch weniger fanatisch, als er es in der zweiten Hälfte des folgenden Zeitraumes gewesen, da er in die Hände der tartarischen und barbarischen Völker geriet, die schwerfällig, roh und geistlos sind. Die ersten Araber, die sich der Bewegung anschlossen, glaubten kaum an die Sendung des Propheten; sie leisteten ihm und seinen Nachfolgern Heerfolge lediglich in Rücksicht auf ihre materiellen Interessen. Beweis dafür ist u. a., daß Mohammed selbst sehr häufig Streitigkeiten über die Verteilung der gemachten Beute unter seinen Anhängern zu schlichten hatte. Zwei oder drei Jahrhunderte werden Ungläubigkeit und Zweifel kaum verhehlt. Dann aber kommt die unumschränkte Herrschaft des Glaubenssatzes mit der untrennbaren Vereinigung des Geistigen und Zeitlichen, die Dogmen-Tyrannei, die schwerste Kette, welche die Menschheit jemals getragen; mittels Zwang und Leibesstrafen ging man nicht nur gegen die Ungläubigen, sondern auch gegen diejenigen Gläubigen vor, die die Gebote des Koran nicht erfüllten; kurz, eine Zeit der Gewalt begann, wie sie hinsichtlich der Quälereien nur durch die spanische Inquisition übertroffen worden ist.

„Niemals", ruft Renan aus — „wird die Freiheit schwerer verletzt, als wenn das Dogma herrscht und das bürgerliche Leben ganz von ihm abhängt." In neueren Zeiten haben wir in dieser Hinsicht nur zwei Beispiele kennen gelernt: die muselmännischen Staaten und die Papstherrschaft zur Zeit ihrer weltlichen Macht. Dabei unterscheide man aber wohl: die zeitliche Gewalt des Papsttums hat nur auf einem sehr kleinen Land gelastet, während der Islam weite Strecken unserer Erdkugel zermalmt und unter einer ganzen Reihe von Völkern jene tolle Vorstellung aufrecht erhält, welche dem Fortschritt am meisten hinderlich ist, die Vorstellung von dem Staate, der auf eine vorgebliche „göttliche Offenbarung" sich gründet, und von dem Dogma, welches die Gesellschaft beherrscht und es für ein unerhörtes Verbrechen wider die Gottheit erklärt, an der Gesellschaftsordnung auch nur das Geringste ändern zu wollen. Ein Volk, das unter der Herrschaft dieses Dogmas steht, hat keinen kulturellen Beruf; nie wird es von einem großen und allgemeinen Antrieb oder Volksgefühl für Freiheit und Zivilisation geleitet; es nimmt keinen Teil an Ereignissen, welche für die Kultur von der höchsten Bedeutung sind.

In der ersten Hälfte des Mittelalters, so besonders in Spanien, dessen besten Teil er im achten Jahrhundert eroberte,

*) Zweite und dritte Sura.

*) Die von Mohammed in Betreff dieses Punktes aufgestellten und in Geltung gebliebenen Grundsätze sind folgende: „Diejenigen Juden oder Christen, die nicht zum Islam übertreten, sondern bei ihrem Glauben beharren wollen, die sollen Tribut zahlen, und zwar für jeden Erwachsenen männlichen oder weiblichen Geschlechts, für den Freien wie für den Sklaven, einen Dinar an Geld oder Wert! Wer diesen Tribut entrichtet, wird ein Schutzgenosse Gottes, wer ihn aber verweigert, wird als ein Feind Gottes und aller Gläubigen betrachtet." Vergl. Weil: „Mohammed der Prophet", S. 253.

hat der Islam Wissenschaft und Kunst gestüzt, weil er sie nicht aufhalten konnte, denn er war noch ohne Zusammenhang und ohne Waffen für die Schreckensherrschaft. Als er aber über inbrünstig gläubige Massen verfügte, hat er alles erstickt.

Religiöser Schrecken und Heuchelei sind an der Tagesordnung gewesen Jahrhunderte hindurch. — Der Islam war liberal, als er unentwickelt und schwach war, und gewalttätig, als er sich entwickelt hatte und zu Kräften kam. Selbst das sollte man ihm nicht anrechnen, was er nicht hat hindern können, was er wohl oder übel geschehen lassen mußte. Dem Islam Schuz und Förderung der Philosophie und der Wissenschaften nachrühmen, das wäre gerade so, als wollte man unsern Teologen die Entdeckungen der neueren Wissenschaft zuschreiben.

Diese Entdeckungen sind — von verhältnismäßig wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen — allerorten troz der Teologen und vor allen Dingen troz der Teologie und der teologischen Herrschaft gemacht worden!

Die Teologie des Abendlandes ist, wie schon erwähnt, nicht minder verfolgungssüchtig gewesen als die des Islam. Nur hat sie keinen Erfolg gehabt; sie hat den modernen Geist nicht zermalmt, wie der Islam den Geist der eroberten Länder zermalmt hat. Nur in einem Lande hat die christliche teologische Verfolgung den erstrebten, ihrem eigenen innersten Wesen entsprechenden Erfolg gehabt, in Spanien.

Dort hat ein entsezliches Unterdrückungssystem den wissenschaftlichen Geist erstickt, so daß wir erst in unserm Jahrhundert hoffen dürfen, ihn wieder kräftig aufleben zu sehen. — In den vom Islam beherrschten Ländern hat sich ereignet, was sich in Europa ereignet haben würde, wenn die Inquisition unter Philipp II. und Pius V. ihren Plan, den menschlichen Geist aufzuhalten, durchzusezen vermocht hätte: es sind die Blüten früherer Kulturepochen schonungslos vernichtet und ganze Völker — Millionen und aber Millionen — ihrer geistigen Entwicklungsfähigkeit beraubt worden. Damit hat der Islam einen großen Teil der Menschheit um Kultur und Glück schmählich, verbrecherisch betrogen.

Das Rattenfängerhaus in Hameln.

Die Hoftitel der Professoren.

Von Sigmund Münz.

(Aus der „Gegenwart".)

Vor einiger Zeit kam aus Baiern eine Kunde, die nicht verfehlen wird, jeden ernsten Menschen angenehm zu berühren. An den Universitäten Baierns soll sich unter den Professoren das Streben geltend gemacht haben, gegen Hoftitel und sogn. Standeserhöhungen anzukämpfen; die Lehrer der dortigen Hochschulen fangen es an zu empfinden, daß die Wissenschaft zu erhaben ist, um eitlen Gözen nachzujagen und daß es die Ehre derjenigen, die sie wahr und würdig vertreten, erheischt, sich von kleinlicher Versuchung ferne zu halten. Man begreift es endlich, daß derjenige kein echter Priester des Wissens ist, der nicht durch Tiefe des Denkens und Mühe der Arbeit sich soweit gefördert hat, um abseits von der gewöhnlichen Heerstraße des Lebens zu stehen und im männlichen Stolze äußeren nichtssagenden Tand von sich zu weisen.

Es gibt traurige Einrichtungen, an deren Rechte niemand zufolge des Alters ihrer Tradition gezweifelt hat; sie bestehen Jahrhunderte und erhalten sich durch die Trägheit menschlichen Denkens. Die moralische Konstitution ganzer Zeiten und ganzer Gesellschaften ist oft so bestellt, daß Gewohnheiten, die vor dem Forum der objektiven Wahrheit als Fehler oder als Laster sogar gerichtet sind, durch das stille Uebereinkommen unverlezt bestehen; dann dämmert es in dem Geiste Weniger, und die Kritik wagt sich leise hervor. Es vergeht einige Zeit, und gebrochen hat die Gesellschaft mit Institutionen, die hinfällig in sich selber waren, die nicht erst eines Entdeckers bedurft hätten, um gebrandmarkt zu sein — kaum begreifen es die Epigonen, daß ein verhängnisvoller Bann so lange ungebrochen blieb. Das wird das Schicksal der vielen leeren Titel sein, und was heute noch unter den Menschen der Gesellschaft, der besten Gesellschaft, konventioneller Brauch ist, wird in wenigen Jahren das Sondervorrecht einiger Käuze sein.

Wir leben in einer Zeit, in welcher die Vertretenen so weit vorgerückt sind, um das Gebahren der Vertreter zu kritisiren und die Wählenden sich zuweilen fragen, ob die Gewählten auch die Berufenen seien. Der Schüler der Hochschule tritt seinem Lehrer wie einem von der göttlichen Staatsordnung bestellten Organe gegenüber, er hat ihn sich nicht selber gewählt. Allein das Recht kann ihm nicht genommen sein, zu untersuchen, ob unter den Faktoren des Lehrkörpers sich nicht auch Faktoten befinden, unter den Subjekten Objekte, unter den Männern Schranzen. Und reichlich finden wir sie heute unter den Vertretern der Wissenschaft; unter ihnen blüht der Byzantinismus, und gar selten findet sich die schöne Paarung der intellektuellen und etischen Potenz in den wissenschaftlichen Kreisen. Immer seltener wird das freie wissenschaftliche und schriftstellerische Schaffen, daß der reinen Freude am Studium, an der Arbeit, dem Streben nach in sich vollendeter harmonischer Bildung zum Denker- und Menschenideale entspringt; die Wissenschaft selber wird zum Amte, und nicht selten zum Handwerke, zur Melkkuh. Alles konzentrirt sich im Kateder, und neben einem ausgezeichneten Lehrertum findet sich ein wissenschaftliches Bureaukratentum. Herr Karl Hillebrand hat jüngst in diesen Blättern die Anmaßung einiger Katederphilosophen gegeißelt, die in ihrer einseitigen Betrachtung diejenigen zu den Toten zählen, von deren Fette sie leben; sowie ungefähr Herr Dühring wiederum beschränkt genug in seiner Geschichte der Philosophie es den Philosophen zum Laster anrechnet, wenn sie auf Katedern lehren. In der Tat hat sich mit der Identifikation der Wissenschaft und des von der jeweiligen Regierung einigermaßen abhängigen Kateders nicht nur ein militärischer, sondern sogar ein höfisch-oberflächlicher Geist derart unter den Männern der Wissenschaft ausgebildet, daß sich immer mehr die Grenzlinien verlöschen, die den durch einen hohen Wirkungskreis ausgezeichneten Menschen — und welcher Beruf vermöchte es, mit dem wissenschaftlichen zu wetteifern? — von der schalen Alltäglichkeit sondern. Wenn derjenige, dem sein Beruf, sein Streben an sich Lohn genug sein und der nur darin einen Erfolg sehen sollte, wenn er einen engeren oder weiteren Kreis von Menschen befreit, nach denselben Auszeichnungen jagt, wie der Mensch, dessen Leben in niedriger Beschäftigung oder in Sport hingeht: steigt er dann nicht von dem hohen Piedestal herab, auf das er durch seine Tätigkeit gestellt ist? Wahrlich, das ist keine Schmach, wenn, was in wissenschaftlichen Kreisen so verrufen ist, der Gelehrte seinem Worte oder seiner Feder die Richtung gibt, daß ihn Tausende verstehen, daß sich Tausende an seinem Funde, an seinen Endeckungen, an seiner Gedankenfreude laben; das aber ist eine traurige Schwäche, wenn er einen gleichen Maßstab für den Lohn seines Wirkens hat wie der Pöbel.

Wer je der Stimme des unverderbten jugendlichen Instinktes gelauscht hat, konnte es hören, wie ihm greisenhafte Schwäche, der Mangel einer ungebeugten Männlichkeit gleich einem Vergehen verdammenswert erschien. Sagen wir es doch offen und unumwunden: die Studenten, wenigstens die kritischeren Geister unter ihnen, finden, wie sich Schreiber dieser Zeilen oft genug zu überzeugen Gelegenheit hatte, eine bedauernswerte Schwäche in der Gewohnheit ihrer Lehrer, nach Titeln, wie den eines Regierungsrates, eines Hofrates, eines geheimen Hofrates oder eines geheimen Regierungsrates, und nach schalen Orden zu jagen. Gewesene Jünglinge unter den Herren Hofräten erinnern sich vielleicht noch jener frischen unverderbten Phase ihrer Ueberzeugungen, in wecher sie, getragen und gehoben von dem Ernste ihrer Studien, zu hoch standen, um nicht für titelstolze Hofräte ein mitleidiges Empfinden in sich zu hegen. Solche merkwürdige Metamorphose von der jugendlichen Reinheit zur greisenhaften Verschwommenheit, zur selbstvergessenen Schwäche des Wesens ist so häufig, daß nach diesem Geseze der Wandlung der Arten der Schreiber dieser Zeilen fast fürchten müßte, er selbst könne noch als „Hofrat" enden.

Welcher Jüngling hat nicht wie ein heiliges Ideal in sich den Gedanken der höchsten politischen, sozialen und religiösen Freiheit getragen, und wie wenige bewahren sich diese sich selber zukommende Treue im Leben. Als ob es das öffentliche Amt mit sich brächte, daß man sich selber aufgebe, sich entmanne und des höchsten Gutes des freien Gedankens entäußere. Wenn wir doch aufhörten, in unserem Urteile so milde Nachsicht zu üben, um in einigen Barthaaren das Kriterium der Männlichkeit, in einigem angelernten Wissen die Wissenschaft zu sehen. Dem bessern Menschen darf und wird nie die Wissenschaft in einiger angehäuften Gelehrsamkeit bestehen — erst der durchdringende Geist der Philosophie, die tiefgeschöpfte Kraft der Ueberzeugung, der belebende Hauch der Freiheit schafft die wahre Wissenschaft. In diesem Sinne allerdings wird sie dem Menschen zur Richtung des Lebens, zur innersten Liebe; und die so begreifen, können nicht anders, als mit gerechtem Selbstbewußtsein, mit hohem Stolze erfüllt sein, den kein Hof, keine Macht auszuzeichnen vermag. So verbindet sich mit einer allmächtigen Liebe zur Wissenschaft, mit einem steten Nachdenken über die eigenen Pflichten und die Pflichten der Gesellschaft gegenüber, mit einer eifersüchtigen Wachsamkeit über die dem Volke vermöge der in ihm lebenden Kraft zukommenden Rechte und Freiheiten, so daß sie nicht verlezt werden, eine männliche Zurückhaltung gegenüber den vermeintlichen Mächten und vermeintlichen Richtern der Verdienste. Solche Männer stehen so entfernt von der Gewöhnlichkeit, daß sich kein Titel an sie heranwagt, ohne die Entrüstung ihres Stolzes gegenüber einer so kindischen Zumutung hervorzurufen, daß an solcher wohlgepanzerten Mannesbrust jedes Ordenssternchen in seine nichtigen Atome zerschellt.

Als ob es nicht wirklich Bildungsepochen gegeben hätte, in welchen die Wissenschaft diesen schönen erhebenden stolzen Geist geatmet hat. Erzieht uns nicht die griechische Philosophie zu diesem in der Natur des Menschen eigentlich liegenden Stolze; atmen nicht die Kundgebungen des ersten Christentums diese innere Emanzipation, wiederholt sich da nicht ewig der Gedanke, daß das Göttliche nicht ein außerhalb des Menschen Gelegenes ist, sondern die höchste Spize seiner eigenen Entwicklung? Und das Königliche, das Höfische sollte es wohl sein? Wie könnten wir doch vielfach aus der Wissenschaftsgeschichte der Reformation und der Epoche der französischen Revolution lernen uns selber achten und die Kluft begreifen, die sich zwischen Hofschranzen und Wissenschaft, zwischen Männern und Puppen auftut. Oder sollte uns nicht das erhabene Beispiel Spinozas bilden, der es nicht wagte, sich aus stolzer Denkereinsamkeit zu flüchten, um in einem Lehramte auch nur ein Teilchen seiner menschlichen Unabhängigkeit, seiner philosophischen Unbefangenheit hinzuopfern? Lessing und Kant haben es eines Mannes und Denkers unwürdig gefunden, einen statutenmäßigen Panegyrikus auf eine gerade lebende Hofpotenz zu halten. Und heute: auf Katedern lehrt man ihre Gedanken, die ja untrennbar von ihrem Karakter, von ihrer Unabhängigkeit sind; gleichzeitig besteht aber an Universitäten und Akademien die Gewohnheit, daß der eine oder andere sonst vortreffliche Mann einen statutenmäßigen Königshymnus zu gewisser Zeit singt. Männer, die durch ihre wissenschaftlichen Leistungen Tausenden den Staar des Vorurteils stechen, sehen wir plözlich zusammenknicken, zittern und zucken, wenn der Hauch des Hofes sie getroffen hat; Denker, die männlich und kühn der Natur gegenüberstehen, die sich das Recht der Ueberzeugung und der Kritik gegenüber den tiefsten Rätseln der Welt wahren, stehen wie gelähmte Geister da, wenn sie sich, es sei in Wort oder Schrift, dem Hofe nahen; Männer, die in griechischen Schönheitsidealen, den stolzen Gebilden des hellenischen Bürgergeistes, leben und weben, verdammen sich selber zur Willenlosigkeit gegenüber den selbstgeschaffenen politischen Gözenidealen, die sie unbewußt verherrlichen.

Wenn all' das, wie es ja tatsächlich nur eine bemitleidenswerte Schwäche ist, von keinen bösen Folgen begleitet wäre; allein solches Gebahren wird in seinen Folgen zum Verderben. Aus diesem trüben Ursprunge entquillt jene Schaar von Hofhistoriographen, die an Hochschulen und Akademien noch immer so beherrschenden Einfluß haben und deren Geschichtschreibung dynastischer Panegyrikus ist, jenes herzlose Forschen, das teilnahmlos an den Kämpfen und den Leiden des Volkes vorübergeht und uns ewig mit der gründlichsten Verzeichnung der höfischen Hauspolitik, der müßigen diplomatischen Ränke belästigt; jene anekdotenhafte Historiographie der Höfe und der Kasten. So wird schon Geist und Herz der Jugend verfälscht und vergiftet; so fehlt es dem Volke an Anwälten seiner Rechte, da es diejenigen vermissen muß, die in inniger Liebe sich in seine Entwicklung vertiefen, um es zu schöner Vollendung zu geleiten.

Wahrlich, wenn irgend einer dazu berufen ist, in Fühlung mit dem Volksgeiste zu stehen und dem ewigen Flusse, der ewigen Bewegung der Volksseele zu lauschen, so ist es der Gelehrte; schämen müßte er sich, tiefinnerlich schämen, etwas anderes als ein Bürger, ein echter, guter, großer Bürger sein zu wollen, er müßte den Austritt aus dem Bürgertum als den größten Schimpf betrachten, den er sich zufügt; nie und nimmer dürfte er über sich die vermeintliche „Erhöhung in den Adelsstand“ ergehen lassen. Leider aber ist dieses Jagen nach einer illusionären Erhöhung eine so bedenkliche Massenerscheinung geworden, daß wir uns fragen, ob nicht vielfach in den Adern so vieler Gelehrten statt des Blutes und der Kraft der Gesinnung ausschließlich die Tinte einer toten Gelehrsamkeit fließt.

Freudig vernehmen wir den Gruß männlicher Gesinnung, wie er aus Baiern zu uns dringt. Dort ist die Anregung zu einer allgemeinen Konspiration des wissenschaftlichen Gewissens gegen höfische Eitelkeit gegeben. Hoffentlich beteiligen sich alle noch titelkeuschen Gelehrten Deutschlands und Oesterreichs an dieser schönen männlichen Verschwörung.

Die Entstehung des Sonnensystems.

Nach dem Standpunkt der heutigen Wissenschaft mitgeteilt von **E. Haschert.**

Welchem unserer freundlichen Leser sollte nicht schon einmal in seinem Leben an einem heiteren lauen Frühlings- oder Herbstabende beim Anblick eines prächtigen Sternenhimmels die Frage aufgestiegen sein, wie nur die funkelnden Sterne da oben und der bleiche Mond, der so ruhig und friedlich zwischen ihnen dahingleitet, entstanden sein mögen. Das in der Schule aus der sogenannten Schöpfungsgeschichte Gelernte kann dem denkenden Manne nicht genügen, und er sucht nach Lösungen, die seinem angeregten Forschungseifer immer neue Nahrung bieten, während der Denkträge diesen Gegenstand aufs innigste mit seiner religiösen Anschauung verknüpft und als ein „Rühr mich nicht an!“ betrachtet. Und doch hat dieses „Woher das alles?“ mit der eigentlichen Religion ebenso wenig zu schaffen als die Betrachtung der grünenden Bäume im Walde oder der schwankenden Gräser und bunt blühenden Blumen auf der Wiese, des singenden Vogels in der Luft oder des vor Jahrtausenden schon Duftpillen knetenden Atteuchus, den ja auch die frommen egyptischen Priester, weil ihnen die verschiedenen Stadien seiner Entwicklung fremd waren, als ein Heiligtum verehren ließen.

Auch schon im grauesten Altertum beschäftigte man sich mit der Lösung so schwieriger Fragen, und den Religionssystemen der frühesten Kulturvölker, der Inder, Chinesen, Egypter war fast immer eine Kosmogenie (Weltentstehungslehre) vorangestellt, um auf den mehr oder minder zweifelhaften Wert der ihr folgenden sogenannten Offenbarung vorzubereiten. Von den Egyptern ging die Anschauung ihrer Priester über die Entstehung der Welt in den mosaischen Schöpfungsbericht über, welcher troz seiner inneren Widersprüche und seiner unaussprechbaren Haltlosigkeit den Gesezen der Natur und der gesunden Vernunft gegenüber von den breiten Bevölkerungsschichten Europas seit Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag als ein wahres Wunder von Weisheit angestaunt worden ist.

Ein kritikloser Kompilator hat hier zwei Dichtungen aneinander gereiht, die sich schnurstracks widersprechen. Nach dem ersten Bericht (1. Mos. I, 1, bis II, 3) war die Erde mit Wasser bedeckt, so daß kein festes Land zu sehen war, nach dem zweiten (II, 4) sehen wir die Erde anfangs trocken; jener läßt den Menschen zulezt hervorgehen, dieser sezt ihn an die Spize der Schöpfung, damit nach dem „alles anfeuchtenden Nebel“ jemand da war, der „das Land baute“. Ja, werfen wir nur einen kurzen Blick auf die erste Erzählung allein, so ist uns rein unerfindlich, ob wir mehr die Naivetät des Erzählers oder die des gläubigen Publikums bewundern sollen. Während am ersten Tage das Licht von der Finsternis geschieden wird — als ob sich beide mischen ließen wie zwei Farben und das Licht bestehen könne ohne irgend eine Lichtquelle! — und am zweiten Tage das feste Himmelsgebäude (die Feste) bereitet wurde zur Scheidung der Wassermenge teils über — natürlich als Reservoir für den künftigen Regen! — teils unter der Feste als Meer; so sehen wir am dritten Tage allerhand Pflanzen und fruchtbeladene Bäume entstehen — Licht und Wärme hatten sie damals zu ihrem Gedeihen nicht nötig! — und am vierten Tage endlich den Weltenschöpfer beschäftigt, die Sonne und den Mond und die Sternlein zu fabriziren und einem Architekten

gleich an das Himmelsgewölbe zu befestigen. Darüber weiter nachzudenken, überlasse ich gern dem denkenden Leser.

Ganz andern Anschauungen begegnen wir vielleicht um dieselbe Zeit, in der obige Myte zusammengestellt wurde, bei dem Volke, das uns bis diesen Tag als Träger der Wissenschaft, der Kunst und Humanität erscheint, dem Volke der Griechen. Schon Empedokles (440 v. Chr.) leugnet die Möglichkeit, etwas aus nichts hervorzubringen; bei ihm ist das Werden, wie noch heute, nichts anderes als eine neue Vereinigung des schon Vorhandenen. Die ganze Welt ist ihm eine Mischung der (4) Elemente, und aus diesen bestehe alles, was war und was ist und was sein wird; die Welt ist ihm daher ewig und unerschaffen:

> Keiner der Götter hat sie gebildet und keiner der Menschen,
> Immer war sie.

Ursprünglich waren nach ihm die Elemente vereinigt und bildeten eine große Kugel. Die Kraft, durch welche sie zusammengehalten wurde, war die Liebe = Anziehung; durch ihre Herrschaft fanden sich alle Elemente in voller Harmonie und die Weltkugel erfreute sich seligen Friedens. Im Gebote der Naturnotwendigkeit aber lag es, daß dieser Zustand aufhörte. Der Haß trat hinzu und entzweite die Elemente; er trennte, was die Liebe vereinigt hielt, und diese strebte nun, das Geschiedene wieder zu verbinden. So haben wir zwei Kräfte, durch deren Wirkung die Elemente in ewigem Wechsel sich vermischen, Liebe und Haß oder, ohne poetische Einkleidung, Anziehung und Abstoßung.

Die Bildung der Welt aber geschah auf folgende Weise. Zuerst entstand die Sonne, dann die Luft, das Meer, dann die Erde. Aus diesen entwickelten sich zunächst die Vegetabilien, denen Empedokles wie allen übrigen organischen Wesen Beseelung zuschreibt, darauf aus der mit Wasser gemischten Erde unter Einwirkung der Wärme die Tiere, anfangs formlose Wesen, ohne Glieder und Sprache, dann aber immer vollkommener sich entwickelnd zu Wesen, welche imstande waren zu leben und ihr Geschlecht fortzupflanzen. Die fortschreitende organische Bildung als eine Annäherung an immer größere Vollkommenheit und allmäliche Rückkehr zum ursprünglichen Zustande des Weltalls. Alles ist demnach einer unaufhörlichen Veränderung unterworfen und auch der Mensch diesem Wechsel des Irdischen preisgegeben; die Elemente, die seinen Körper bilden, gehen und kommen und mischen sich anders in jedem Augenblick. Und in diesem Sinne behauptet Empedokles, daß die Elemente, aus denen sein Körper bestehe, schon in allen möglichen Verbindungen vorhanden gewesen seien:

> „Ehemals war ich ein Knabe und bin auch ein Mädchen gewesen,
> Und ein Strauch und ein Segel in der Luft und ein Fisch in den Fluten."

Es kann nicht meine Absicht sein, eine Darstellung der gesammten auf die Entstehung der Welt bezüglichen Phantasiegebilde zu geben, würde dies doch den Raum eines Buches in Anspruch nehmen. Die beiden vorausgeschickten Berichte sollten nur zeigen, wie grundverschieden die Ansichten der Alten über diesen Gegenstand waren, und wie bereits die Griechen auf dem Wege der Spekulation zu Schlüssen gelangten, welche die Ergebnisse unsrer heutigen exakten Wissenschaften nahezu streiften.

Standen wir vor hundert Jahren hinsichtlich des uns vorliegenden Gegenstandes fast noch ganz auf dem Standpunkte der Alten, so sind wir heut nach den von jener Zeit ab und namentlich während der lezten Jahrzehnte gemachten Fortschritten der Astronomie, Physik und Mechanik zu der Annahme gezwungen, daß unser ganzes Sonnensystem mit allen seinen Gliedern, also die Sonne sammt den sie umkreisenden Planeten und Monden, auf seiner frühesten Entwicklungsstufe eine ungeheure zusammenhängende Dunstmasse bildete. Nach dem Gesez der Gravitation, wobei nach Faye immense Bewegung in Wärme umgesezt wurde, nahm dieser Gasballen die Gestalt einer Kugel an, welche infolge der durch irgend eine Kraft veranlaßten Rotation, und zwar von West nach Ost, wozu schon die Anziehung der benachbarten Körperchen hinreichend war, einesteils eine Abplattung an ihren Polen, andernteils eine Anschwellung in ihrer Aequatorialgegend erleiden mußte. Beide Erscheinungen hängen von dem Verhältnis der Zentrifugalkraft, welche den Körper von dem Mittelpunkte der Krümmungsfläche stets zu entfernen strebt, zur Schwerkraft ab, vermöge welcher ein größerer Körper auf die in seiner Nähe befindlichen Körperchen eine Anziehung ausübt. War nun die durch die Rotation hervorgerufene Zentrifugalkraft in jener großen, einem fernen Nebel gleichenden Dunstkugel vorherrschend, so mußte bei gleichzeitig fortschreitender Verdichtung ihrer Masse mit der Abplattung an den beiden Enden ihrer Achse zugleich in der Gegend des Aequators derselben eine Auftreibung stattfinden, welche sich bei anhaltender Rotation endlich von dem Gesammtkörper loslöste und einen um denselben freischwebenden Ring bilden, wie wir dies heute noch am Saturn beobachten können.

Aus dem Studium der Mechanik ergibt sich ferner, daß die Dichte eines solchen Ringes an verschiedenen Stellen eine verschiedene ist, sein Zusammenhang infolge der immermehr zunehmenden Zusammenziehung an einer oder mehreren Stellen unterbrochen und zu einer ebenfalls von Westen nach Osten um den Zentralkörper kreisenden und in derselben Richtung um ihre eigne Achse rotirenden Kugel sich zusammenballen mußte. Dieser erste von jenem sich loslösende Ring bildete den äußersten Posten unsers allmälich sich entwickelnden Sonnensystems, den Planeten Neptun, welcher nun ebenfalls um seine Achse von Westen nach Osten rotirte und in derselben Richtung die Sonne umkreiste und zwar in derselben Ebene, welche durch den Mittelpunkt der Sonne hindurchgeht. Derselbe Vorgang wiederholte sich im Laufe der Millionen von Jahren so oft, bis die ganze Planetenreihe von Neptun bis zum Merkur oder noch darüber hinaus durch Ringbildung von der Sonne sich abgelöst hatte und als scheinbar selbständige Weltenbürger um dieselbe ihre Bahnen beschrieben.

Natürlicherweise mußte bei fortwährender Verdichtung des Zentralkörpers und durch die jedesmalige Abgabe an Masse bei jeder neuen Ring- und Planetenbildung das Volumen desselben an Umfang verlieren, demgemäß auch die Masse eine immer dichtere und deren Abstände von der Sonne sowie deren Umlaufszeit um dieselbe vom Neptun aufwärts von Planet zu Planet eine stets geringere werden. Wenn daher Neptun bei einer Sonnenweite von 627 millionen deutsche Meilen zur Beschreibung seiner Bahn um die Sonne eine Zeit von 217 Erdenjahren nötig hat, so braucht zu derselben Bewegung

Uranus	bei	einem	Abstand	von	401	mill.	Meilen	83	Jahre,		
Saturn	„	„	„	„	201	„	„	29	„		
Jupiter	„	„	„	„	107	„	„	12	„		
Mars	„	„	„	„	32	„	„	1	„	322	Tage,
die Erde	„	„	„	„	20	„	„	—	„	365	„
Venus	„	„	„	„	14	„	„	—	„	244	„
Merkur	„	„	„	„	8	„	„	—	„	88	„

Derselbe Prozeß aber, den wir soeben an der Sonne sich haben vollziehen sehen, fand bei den meisten Planeten eine Wiederholung. An den größeren derselben bildeten sich in gleicher Weise nach der Abplattung an den Polen durch äquatoriale Auftreibung Ringe, aus deren Zusammenziehung ihre Monde (Trabanten) entstanden, welche sich ebenfalls von Westen nach Osten um ihre Achse und in derselben Richtung um ihren Planeten bewegen mußten. Während die Erde nur einem Monde das Dasein gegeben hat, wird der nächstfolgende Mars von zweien, Jupiter von vier, Saturn sogar von acht solchen Trabanten auf der Bahn um die Sonne begleitet; die Zahl der Uranusmonde beschränkt sich dagegen wieder auf vier und dem Neptun konnte bis jezt nur ein einziger mit Sicherheit zuerteilt werden. Die beiden innern Planeten Venus und Merkur zeigen eine nur äußerst geringe Abplattung und durchaus keinen Mond, indem entweder ihre Dichte im Anfang ihrer Entwicklung schon zu groß oder die Schnelligkeit ihrer Achsenbewegung zu gering war, um der Zentrifugalkraft den ferneren Sieg über die Gravitation verschaffen zu können.

Die Sonne aber, welche vor der Planetenbildung als glühende Dunstkugel eine Ausdehnung besaß, deren Durchmesser mindestens ums doppelte größer als ihre jezige Entfernung vom

Samoa-Insulaner.

Neptun sein, demnach 2 × 627 millonen deutsche Meilen betragen mußte, war durch ihre Wärmeausstrahlung genötigt, im Laufe der Aeonen sich allmälich zu verdichten, wobei als Wirkung der Gravitation ein Fallen der kleinsten Körperteilchen nach ihrem Zentrum hin stattfand.

Mit dieser zusammengedrängten Darstellung erhält der freundliche Leser den Gesammtinhalt der Teorien, welche zuerst, wenn auch mit einzelnen irrigen Voraussezungen untermischt, der königsberger Denker Immanuel Kant in seiner „Naturgeschichte des Himmels“ 1755 aufgestellt hat, und welche vierzig Jahre später von dem berühmten Physiker Laplace (1796), doch ganz unabhängig von jenem, in seinem Werk: „Exposition du système du monde“ mit einer Schärfe entwickelt worden ist, wie dies heute noch nicht besser geschehen könnte.

Daß eine derartige Publikation in der damaligen gelehrten Welt ein ungeheures Aufsehen und Kopfschütteln erregte, läßt sich denken, allein da man nicht das Zeug hatte, die Haltlosigkeit dieser aus den gründlichsten Berechnungen herausgewachsenen Teorie mit niederschmetternden Gründen ad absurdum führen zu können, wendete man schon damals das noch gegenwärtig gepflegte Mittel feigen Totschweigens an. Es ist ja zuzugeben, daß dieses System nur als das äußerste Resultat kühner Schlüsse aus der Gegenwart in die Vergangenheit zu betrachten war, für welches zwar strengbindende Beweise fehlten, welches aber mit keinem bekannten Naturgesez in Widerspruch steht und nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen eines Faye, Daubrée, Schiaparelli und Oppolzer und besonders eines Zöllner immer mehr als die allein mögliche Teorie bezeichnet wird, durch welche die Entstehung des Sonnensystems und der Erde zu erklären sei.

„Wenn nun,“ sagt Professor Pfaff, „weder von Seiten der Mechanik noch von Seiten der Pysik irgend ein gegründeter Einwand gegen diese Teorie erhoben werden kann, so ist auch die Möglichkeit derselben erwiesen; zur Wahrscheinlichkeit aber wird sie dadurch erhoben, daß eine ganze Reihe von Erscheinungen und Tatsachen durch sie eine höchst einfache Erklärung finden, die sonst unerklärbar sein würden und ganz geeignet waren, jenen genialen Rechner (Laplace) zur Aufstellung seiner Teorie zu veranlassen.“

Diese Erscheinungen sind kurz zusammengefaßt folgende:

1. Die Bahnen sämmtlicher Planeten zeigen eine nur geringe Exzentrizität und fallen ziemlich genau in eine und dieselbe Ebene, welche durch den Mittelpunkt der Sonne hindurchgeht, in die Ebene der Ekliptik.

2. Alle Planeten bewegen sich ohne Ausnahme von Westen nach Osten um die Sonne und drehen sich ebenso in derselben Richtung um ihre Achse.

3. Die Bahnen der Monde fallen mit den Bahnen ihrer Planeten zusammen, und auch sie bewegen sich in derselben Richtung.

4. Die Sonne bewegt sich in gleicher Weise um ihre Achse.

Alle diese Erscheinungen zusammengenommen können nur als die notwendige Folge aus jener Annahme angesehen werden, daß früher sämmtliche Planeten und Monde mit der Sonne in einer zusammenhängenden Dunstkugel vereinigt waren, welche in derselben Richtung, wie heute noch die Sonne, um ihre Achse rotirte. Ohne diese Teorie muß man diese Erscheinungen als rein zufällige ansehen, da sich eine andere gemeinschaftliche Ursache dafür nicht auffinden läßt.

Mit dieser Beweisführung hätte man sich schon einstweilen beruhigen können, hatte ja die Sphinx den Schleier des Rätsels gelüpft, um dessen Lösung die denkenden Kräfte des Menschen seit Jahrtausenden sich abgemüht hatten. Allein die nach Wahrheit ringende Wissenschaft suchte nach neuem Beweismaterial zur Unterstüzung und inneren Befestigung dieser schon fast unangreifbaren Teorie.

Nach Konstruirung der Zentrifugalmaschine war es leicht, die durch Achsenbewegung hervorgerufene polare Abplattung und äquatoriale Anschwellung zur Anschauung zu bringen. Die Herstellung dieses Apparates erfordert keine große Mühe. Eine größere Scheibe wird mit einer kleineren durch eine Schnur ohne Ende, wie bei einer Nähmaschine, verbunden, so daß, wenn man die größere Scheibe mittels einer Handhabe umdreht, die Bewegung derselben in der Art auf die kleinere übertragen wird, daß diese eine größere Anzahl von Umdrehungen macht. Befestigt man nun auf der kleineren Scheibe einige (4—6) kreisförmige dünne Blechstreifen, welche oben miteinander fest vereinigt sind, aber dem Mittelpunkte der Scheibe gegenüber eine runde Oeffnung besizen, durch welche ein platter Metallstab hindurchgeht, und sezt man sodann diesen Zentrifugalapparat (Abplattungsmodell) in eine schnellere Bewegung, so rücken die beiden Pole näher aneinander, der Aequator entfernt sich von der Umdrehungsachse und — wir sehen, wie die Abplattung vor sich geht. Natürlich kann diese Erscheinung nur eintreten, so lange der rotirende Körper in einem sehr elastischen Zustande sich befindet, welche Bedingung ja bei der Bildung der Planeten in der Gasform der Sonne vorhanden war.

Dem Professor Plateau in Gent verdanken wir ein anderes Experiment. Er füllte ein größeres zylinderförmiges Glas bis über die Hälfte mit einer aus Alkohol und Wasser bestehenden Mischung, deren spezifisches Gewicht dem des Oeles gleich war; darauf goß er eine Quantität Olivenöl zu, das nun wegen der gleichen Schwere nicht auf dieser Mischung schwamm, sondern in diese eindrang und infolge der Molekularanziehung in derselben eine Kugel bildete, dann führte er durch das Glas eine senkrechte Achse ein, welche eine kleine Scheibe trug, deren Mittelpunkt genau mit dem der Oelkugel zusammenfiel. Wurde nun die Achse in Bewegung gesezt und dadurch jene Oelkugel zum Rotiren gebracht, so schwoll die leztere an ihrem Aequator an und flachte sich an ihren beiden Polen ab, wodurch ein Bild vom Entstehen der Abplattung der Planetenkugeln gegeben wurde. Bei Fortsezung der Rotation bis zu einer Geschwindigkeit von zwei bis drei Achsendrehungen in der Sekunde wurde die Oelmasse an der Achse oben und unten hohl, weil sie sich in horizontaler Richtung stets weiter ausdehnte, bis endlich die Oelmasse die Scheibe verließ und als ein völlig regelmäßiger Ring erschien. Nach Lostrennung des Ringes von der Scheibe wurde bei fortgesezter Rotation derselben, wodurch zugleich auch in der Alkoholmischung eine drehende Bewegung und mit ihm eine Zentrifugalkraft erzeugt wurde, der Oelring in mehrere einzelne, die Kugelgestalt sofort annehmende Massen geteilt, die sämmtlich in der nämlichen Richtung, nach welcher der Ring rotirte, sich um ihre Achsen sowie um die die Bewegung veranlassende Scheibe bewegten.

Dieser Versuch, zu dessen Ausführung eine große Gewandtheit im Experimentiren erforderlich ist, und der zuerst von dem berühmten Faraday mit Erfolg wiederholt wurde, gibt ein Bild im Kleinen von der Entstehung der Planeten.

So hatte die Wissenschaft nunmehr experimentell nachgewiesen, daß jener Teorie von der Planetenbildung eine wohlbegründete Berechtigung innewohne, und es blieb nur noch ein Beweis zu liefern, ein Zweifel zu zerstören, nämlich der, ob denn die Sonne aus denselben Stoffen zusammengesezt sei, als die Erde und die übrigen Planeten, wie es ja notwendig der Fall sein müßte, wenn die Planeten der Sonne ihre Entstehung verdanken sollten. Wie dieser Beweis erbracht, darüber wollen wir in einem besonderen Artikel in einer der Nummern des neuen Jahrgangs berichten.

Ein schnurrig Stück Menschenleben.

Humoristische Erzählung von **Hans Eckart.** (Schluß.)

Es gelang mir wirklich, meinen Freund Christian am folgenden Morgen zu dem Geheimrat Professor Krötzsch und damit, wie ich anzunehmen berechtigt war, seinem Glück in die Arme zu treiben.

Dann sah ich ihn fast eine Woche lang nicht. Ich vertiefte mich in eine mir sehr wichtige und schwierige Arbeit und war zufrieden, von Christian schriftlich Nachricht zu empfangen, daß ihn der Professor überaus liebenswürdig aufgenommen und sogleich mitten in eine Fülle hochinteressanter Arbeiten hineinversetzt habe. So hätte er jezt wirklich alle Aussicht, glücklich zu werden, schrieb er, „wenn nicht — —“

Die zwei Gedankenstriche wiesen offenbar auf die unselige Doppelliebe zu den unbekannten Schönen hin. Fast ein wenig ärgerlich schüttelte ich den Kopf.

„Dieser Mensch ist imstande,“ brummte ich vor mich hin, „sich in all' seinem gegenwärtigen unvernünftigen Glück, wenn es auch anhält bis an sein Lebensende, wirklich elend zu fühlen, blos dieser phantastischen, nebelhaften Liebeseinbildung wegen.“

Gerade neun Tage lang hatte ich Christian nicht gesehen, als ich nach Vollendung meiner Arbeit, entschlossen ein paar Tage der Erholung zu widmen, wiederum meine Schritte nach des Freundes Behausung lenkte.

Doch mein Gang war vergebens; er befand sich bei dem Geheimrat Krötzsch. Planlos schlenderte ich nun durch die Straßen und bog in die ausgedehnte Promenade, um in längerem Spaziergange die wohlige Spätsommerluft so recht nach Herzenslust zu genießen.

Plözlich begegnete ich zwei älteren Herren, die zu mir herüberschauten. Ich kannte sie beide und griff daher eiligst nach dem Hut. Mein Gruß wurde freundlichst erwidert. Der ältere von den Herren blieb sogar stehen und fragte:

„Woher und wohin des Wegs, Herr Eckart?“

„Von der Wohnung Ihres Neffen komme ich, Herr Toska,“ entgegnete ich. „Doch er scheint sich völlig in die Arbeit zu vergraben, die ihm der Herr Geheimrat Krötzsch aufgetragen, — ich fand ihn nicht. Jezt schweife ich ziellos spazierend umher.“

„Geht uns gerade so,“ entgegnete Christians Onkel, der alte Amerikaner, der mir heute außergewöhnlich aufgeknöpft und freundlich erschien, „passen also zueinander und zwar um so besser, als mein lieber alter Oertel hier heut ungewöhnlich wortkarg und zerstreut ist. Ein junges die Unterhaltung belebendes Element können wir beiden Alten famos gebrauchen, also begleiten Sie uns.“

Ein Blick auf den Professor Oertel überzeugte mich, daß auch ihm meine Gesellschaft nicht unangenehm sein würde; ich folgte daher der freundlichen Aufforderung mit Vergnügen.

Bald war eine ziemlich lebhafte Unterhaltung im Gange, während wir drei langsam und behaglich, den schönen Abend genießend, durch die Promenadenanlagen dahinschritten.

Der Gegenstand der Unterhaltung war zunächst Christian und sein Glück, wofür sich auch Professor Oertel lebhaft zu interessiren schien. Der Anregung des Herrn Toska nachgebend, erzählte ich von dem überraschenden Benehmen des Majors von Zahlen und seiner Familie, ferner des Geh. Kommissionsrat Brendel gegen Christian und von dem Ueberraschendsten, dem Engagement Christians durch den Geheimrat Krötzsch.

Der Professor Oertel schüttelte zu alledem verwundert sein weißes Haupt.

„Sehr sonderbar, fast unglaublich,“ meinte er. „Ich kenne Krötzsch so genau wie möglich und weiß, daß er noch wenige Tage vorher einen ganz andern jungen Mann zu seinem Gehilfen ausersehen.“

Onkel Toska's mageres, starres Amerikanergesicht dagegen erschien mir merkwürdig lustig und verschmizt.

„Wenn der Junge gescheit ist, so legt er sich einen Harem an und sammelt sich darin die schönsten, die reichsten und die gelehrtesten Mädchen unserer Stadt. Die beiden Fräulein Krötzsch würden sich darin als wissenschaftliche Leiterinnen des Instituts vortrefflich ausnehmen.“

„Aber Toska, ich bitte dich — —“ sagte der Professor, über den frivolen Einfall seines alten Freundes ein klein wenig entrüstet.

„Tröste dich, Oertel, du würdest an dieses wissenschaftliche Institut keinen Ruf als Lehrer oder Experimentator zu gewärtigen haben, aber wenn dir vor 30, 40 Jahren die Mädchen so auf dem Präsentirteller entgegengebracht worden wären, wie diesem Jungen, dem Christian, so weiß ich, was du getan hättest, Oertel — —“

„Da wäre ich doch sehr neugierig, Toska“, sagte der Professor, indem er stehen blieb und seinen Freund nachdenklich ernst anschaute.

Der alte Amerikaner lachte.

„Du hättest mit allen zehn Fingern zugegriffen.“

„Du vergissest, Toska, daß wir keine Türken sind,“ entgegnete der Professor mit unzerstörlichem Ernste.

„Gewiß nicht, aber du wärest zu den Mormonen gegangen und ihr Prophet geworden.“

„Hm,“ machte der Professor, indem er sich zum Gehen anschickte, „hm, wäre vielleicht gescheiter gewesen.“

Mich hatte das Zwiegespräch der beiden alten Freunde sehr ergözt. Nachdem es beendet, nahm ich die frühere Unterhaltung wieder auf.

„Unserm guten Christian wird leider der vortreffliche Ausweg an den Salzsee nichts nüzen, für ihn waren die Würfel geworfen, ehe die große Glücksperiode hereinbrach.“

Der Onkel Toska schaute mich gespannt an.

„Wie so? Erzählen Sie mir das recht genau.“

Ich erzählte die schnurrige Geschichte von der unglücklichen Doppelliebe.

„Der Junge ist toll,“ rief der amerikanische Onkel.

„Weshalb?“ fragte der Professor sehr ruhig, wie immer, „die menschlichen Gefühle lassen sich weder kommandiren noch matematisch berechnen.“

„Glauben Sie, Herr Eckart,“ fuhr Onkel Toska fort, „daß der Christian wirklich mit seinem ganzen Herzen an einem oder meinetwegen auch zwei Mädchen hängen bleiben kann, die er nur ein einziges Mal in seinem Leben und noch dazu nur wenige Stunden lang gesehen hat?“

„Nach Christians Gemüts- und Karakteranlage — gewiß,“ entgegnete ich.

„So — hm — nun wiederholen Sie mir noch einmal genau, Herr Eckart, was der Junge von den Mädchen und ihrer Familie weiß.“

Damit war ich bald fertig. Seltsamerweise sagte Herr Toska: „Das ist vollkommen genug.“ Dann schien er einen kurzen Augenblick lang etwas zu überlegen, darnach reichte er seinem Freunde Oertel und mir seine Hände hin.

„Adieu für heute,“ sagte er. „Ich habe genug spaziert. Grüßen Sie mir den Christian, lieber Herr Eckart, und gehen Sie mit meinem alten Oertel wenigstens noch eine Stunde lang spazieren. Ich sag' Ihnen, der alte Stubenhocker hat's nötig; jezt kann er's auch, nachdem die Affäre mit den Preisarbeiten zu Ende ist.“

Damit ging er rasch wie ein Junger von dannen.

Der Professor sah ihm erstaunt und kopfschüttelnd nach:

„Sonderbarer Kauz, dieser Toska. Sehen Sie, Herr Eckart, da holt mich der Mensch vor einer Stunde ab unter dem Vorwande, er müsse wenigstens drei Stunden spazieren gehen, und jezt läuft er spornstreichs ohne Angabe der Gründe davon.“

Ich fand natürlich auch keine Erklärung für die sonderbare Tatsache. Indessen beschäftigte mich dieselbe nicht so lebhaft, als die Andeutung Toskas bezüglich der Preisarbeiten.

Jetzt erst erinnerte ich mich daran, daß Professor Oertel der Vorsitzende der Kommission war, welche die Preise für die besten Lösungen der Aufgabe zu verteilen hatte, an die sich auch mein Freund Christian gewagt hatte.

Ich erlaubte mir die Frage an den Professor, ob schon entschieden sei, wer die glücklichen Preisträger seien.

Professor Oertel verneinte.

„Die Arbeit, welche den ersten Preis davon trägt, ist bereits bestimmt. Aber der Name des Verfassers ist noch vollständiges Geheimnis. Die Couverts, welche die Namen der Preiskonkurrenten bergen, sind noch uneröffnet."

„Es ist also unmöglich, daß irgend jemand heute schon die Preisträger kennt?" fragte ich weiter.

„Völlig unmöglich," entgegnete der Professor mit dem Tone festester Zuversicht. Dann fuhr er fort: „Die Kommission ist übrigens selbst auf die Enthüllung, wer der erste Preisträger ist, gespannt. Seine Arbeit ist vorzüglich: originelle frische Anschauungs- und Behandlungsweise, die weit aus dem Gleise des Hergebrachten gewichen ist, ohne auf Abwege zu geraten, dabei eine eminente Vertrautheit mit der gesammten einschlägigen Literatur, aus der mit erstaunlicher Sicherheit durchweg die besten Quellen gewählt und zur Grundlage der historischen Folgerungen und Darlegungen des Verfassers gemacht sind, — wirklich ganz ausgezeichnete Arbeit."

Die Chancen meines guten Christian fielen in meinen Augen recht bedeutend nach diesen Worten des Professors.

Eminente Kenntnis der gesammten einschlägigen Literatur — keine Spur. Das kann er nicht sein, — er hat ja selbst darüber geklagt, daß er die Literatur seines Gegenstandes nur zu einem verhältnismäßig kleinen Teile kennt, — armer Christian, diese Hoffnung ist also zu Wasser geworden, — freilich hat er sie auch längst schon selbst aufgegeben, — so dachte ich mir, während ich eine Weile stumm neben Professor Oertel hinschritt.

Allgemach lenkte derselbe nun die Unterhaltung auf wissenschaftlich Temata über, die ihn lebhaft beschäftigten und auch für mich von hohem Interesse waren. Es mochten in der Tat etwa noch eine Stunde verflossen sein, seit Herr Toska uns verlassen hatte, als wir vor der Wohnung des Professors anlangten und er sich von mir in herzlicher Liebenswürdigkeit verabschiedete.

Professor Oertel wohnte in der Nähe des Bahnhofs. Mein Weg nachhause führte mich dicht an diesem vorüber. Ich kam in einen dichten Menschenstrom hinein, der sich nach der Abfahrtshalle drängte, um noch einen Zug zu erreichen, der binnen wenigen Minuten abgehen mußte. Plötzlich hörte ich hinter mir eine scharfe, kräftige Stimme die Worte rufen:

„Gute Nacht, lieber Herr Eckart!" Ich schaute mich rasch um. Aus einem eleganten Landauer winkte und nickte mir Onkel Toska augenscheinlich in einer für einen alten Amerikaner und Menschenhasser auffällig guten Laune zu.

Ich erwiderte den Gruß und mochte dabei wohl ein etwas verwundert fragendes Gesicht gemacht haben.

„Hab mich schnell zu einer kleinen Entdeckungsreise entschlossen, — ja, ja — —" rief Herr Toska wie zur Antwort auf meine stumme Frage.

Damit war er auch schon vorüber.

Professor Oertel hat recht, sagte ich mir. Ein sehr sonderbarer Kauz, dieser alte Herr. Was der nur entdecken will auf dieser so plötzlich unternommenen Reise!

* * *

Wenige Tage darauf erschien Christian Gutenbier in meiner Wohnung. Ich hatte gehofft, ihn froh oder wenigstens froher und zufriedener als zuvor wiederzusehen, aber ich hatte mich arg getäuscht. So finsteren und trübseligen Antlizes wie nur je stand er vor mir.

„Unzufriedener, unverbesserlicher Mensch," rief ich ihm zu. „Was fehlt dir denn nun alles? Oder ist all dein Glück wieder vorbei — verflogen wie eine Fata morgana — wie ein Sommernachtstraum — —, bist du nicht mehr der allbeneidete Mitarbeiter des Professor Krötzsch?"

„Doch, der bin ich noch — —"

„Nun, was sonst — hast du die feurige Thusnelda, die flammende Roswitha nicht wieder gesehen — —"

„Doch, doch — —"

„Bist du bei dem Geheimen Kommissionsrat Brendel und seinen pikanten Schönen auf kühle Ablehnung gestoßen — —"

„Im Gegenteil."

„Hast du dich etwa gar in die stolzen Töchter deines Professors verliebt und hast Körbe davongetragen — —"

„Ich wünschte, es wäre so — —"

„Was, du wünschest dir Körbe von so schönen und interessanten jungen Damen, deren Gatte zu werden dir als ein riesiges Glück erscheinen müßte, da deine Zukunft dann für alle Zeiten gesichert wäre?"

„Was nützt das alles," seufzte Christian so schwer und tief, daß es einen Stein hätte erbarmen können. „Laß dir erzählen. Beim Professor ging anfänglich alles viel, viel besser, als ich erwartet hatte. Ich arbeitete mit Liebe und Lust und erntete die wohlabgewogene, gemessene Zustimmung des erstaunlich gelehrten Mannes. Dabei kam mir seine Familie, ähnlich wie er, mit ruhiger Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit entgegen und bald war ich bei ihr wie zuhause. Soweit ging alles so gut, als ich es billigerweise nur irgend erwarten konnte — bis zu dem Bal champêtre im Bülauer Park, zu dem ich noch eine Extraeinladung vom Ballkomitee erhielt. — Allen meinen Grundsäzen hohnsprechend ging ich hin, die Strafe folgte auf dem Fuße. Ich wurde unbegreiflicherweise so ausgezeichnet, daß ich sicher ein Narr geworden wäre, wenn ich Anlage zum Hochmut und zur Selbstüberschäzung hätte. Am meisten tat es die Familie des Majors von Zahlen. Der Major zog mich zu einer Champagnerbowle hinzu und trank mir ein Glas nach dem andern vor, bis ich einen Rausch hatte und einsah, daß es Zeit sei, mich heimlich zu entfernen. Ich benuzte auch äußerst geschickt, wie ich mir einbildete, einen Moment des Unbeachtetseins und schlug mich seitwärts in die Büsche. In der Dunkelheit aber muß ich mich verirrt haben, denn nachdem ich vielleicht zehn Minuten in den vielverschlungenen Wegen des Parkes hin und her gegangen war, fand ich mich schließlich wieder ganz in der Nähe des hellerleuchteten Plazes, wo der Ball abgehalten wurde. Ich wandte mich schleunigst wieder um, geriet dabei tief in das Gebüsch und stieß — buchstäblich Hans, denke dir meinen Schreck, auf ein menschliches Wesen."

„Entsezlich, — war's ein Räuber, der dir im Busche auflauerte?"

„Es war — nun rate einmal — es war Roswitha von Zahlen — —"

„Ah — das ist ja kolossal romantisch, — also du stießest im dunklen Gebüsch auf Roswitha von Zahlen. Was geschah nun —"

Wieder hob sich Christians Brust in verzweifeltem Seufzen.

„Hans, ich sage dir — die Ueberraschung nach der — ich kann es nicht leugnen — geschehenen Erregung infolge des ungewohnten zwanglosen und geräuschvollen geselligen Vergnügens, — dazu der Champagnerrausch — kurz, es geschah etwas, ohne daß ich recht weiß, was —"

„Du machtest der flammenden Roswitha eine flammende Liebeserklärung — —"

„Das wohl nicht, — aber ich — ich glaube, ich habe sie geküßt — —"

Ich lachte hell auf.

„Bravo, Christian, da warst du ja einmal furchtbar mutig — —"

„Ach, Hans, unter uns gestanden, die Kühnheit war, — wenn ich mich recht erinnere, doch weniger auf meiner Seite, — aber solch eine Majorstochter, — ich glaube, die hats von ihrem Vater geerbt — —"

„Die geht darauf, wie Blücher, wie?“

„Das will ich nicht sagen, aber ich bin, wenn ich nicht sehr irre, wieder geküßt worden, und dabei ist mein Verstand völlig auf und davon gegangen, — ich erinnere mich nur noch, daß wir plözlich Stimmen nahe bei uns vernahmen, und daß sie mir noch einmal an die Brust sank und: Auf Wiedersehen, Geliebter! — — denke dir, ist das nicht entsezlich? — — hauchte. Dann war sie fort und ich schlich mich mit klopfendem Herzen, wie ein Dieb, nach Hause.“

Ich mußte unbändig lachen.

„Auf Wiedersehen, Geliebter! — köstlich, unbezahlbar! Also du bist der Geliebte der schönsten und feurigsten unter allen Schönen unserer Stadt, — und du findest das entsezlich?“

„Ja, sage mir um alles in der Welt, was ich nun machen soll, Hans? Ich wage ja nicht mehr über die Straße zu gehen, — neulich als ich beim Geheimen Kommissionsrat Brendel war — —“

„Was, da warst du auch? Nach dem Liebesabenteuer im Bülauer Park?“

„Fünf Tage nachher. Während dieser fünf Tage habe ich gearbeitet und nichts als gearbeitet. Am fünften Tage gegen Abend wagte ich einen kurzen Spaziergang in eine ganz einsame Gegend vor das Tor. Auf einmal fährt eine Equipage an mir vorüber, sie hält und heraus ruft der Geheime Kommissionsrat Brendel: Gut, daß ich Sie treffe, Herr Gutenberg — er tut's nicht anders, er nennt mich nie bei meinem richtigen Namen, — nun müssen Sie auch gleich mit, sonst krieg ich Sie mein Lebtag nicht zu meinem Jour fix. Und ich mochte sagen, was ich wollte — ich mußte in den Wagen steigen und wurde auf den Jour fix transportirt.“

„Da hast du am Ende schon wieder ein Liebesabenteuer erlebt — —“.

„Das nun glücklicherweise nicht, aber weiß der Himmel wie es kam und ob es Zufall oder Absicht war, immer und überall kam ich mit der, wie es scheint, wirklich angenehmen und einnehmenden Nichte des Kommissionsrats in Berührung. Sie tat offenbar ebensowenig dazu, als ich, — sie errötete wiederholt und suchte sich vor mir zurückzuziehen, immer aber kamen wir — bei der Tafel, bei den Gesellschaftsspielen, kurz bei all' und jeder Gelegenheit, wieder zusammen.

Loreley.

Und das fiel zu allem Unglück schließlich sogar auf, so daß beim Fortgehen sich ein unausstehlich vorlauter jüdischer Elegant — ich glaube, er ist Prokurist in einem großen Bankhause — an meinen Arm hing, — ‚Sie können lachen, bester Herr Gutenbier, Sie sind ja hier der Hahn im Korbe und die reizende Emma ist das entsprechende Hühnchen dazu, — na, ich gratulire, und verspreche Ihnen auf Ihrer Hochzeit die Vergnügungsarrangements zu übernehmen,' — zwei andere gratulirten mir gleichfalls —".

„Aber Christian, unseliger Mensch — in was für verteufelte Geschichten bist du da hineingekommen," rief ich. „Es ist kaum zu glauben, daß du an alledem keine Schuld hast?"

„Nicht die mindeste, — ich bin unschuldig wie ein Lamm. — Aber ich bin und bleibe der größte Pechvogel auf der Welt — —"

„Ach was, — wenn du durchaus weder der Geliebte Roswithens noch der Gatte der interessanten Emma sein willst, so gräbst du dich eben ganz bei deinem Professor ein — —"

„Auch diese lezte Zuflucht ist mir abgeschnitten, — denke dir um Gotteswillen, auf der Universität, in allen Verbindungskneipen, überall wo Studenten hinkommen, hält man mich seit drei Tagen für den Bräutigam der jüngeren Tochter des Geheimrat Krötzsch."

„Nein — das ist doch aber zu toll," mußte ich ausrufen, „wie kamst du nun wieder dazu?"

„Wie ich jezt eben zu allem komme. Vor ein paar Tagen fordert mich der Professor zu einem Abendspaziergange auf. Seine Tochter begleitete uns. Unterwegs traf uns Professor Oertel, der hatte Wichtiges mit dem Geheimrat zu sprechen und lud ihn auf eine Viertelstunde in seine Wohnung. Was war natürlicher, als daß er mir auftrug, seine Tochter nachhause zu geleiten. Unterwegs fing es an zu regnen. Da wir nur einen Regenschirm hatten, so mußte ich der Dame meinen Arm reichen und mit ihr Schulter an Schulter nachhause gehen. Sie war sehr freundlich zu mir, aber von Zärtlichkeiten war nicht die Rede. Zufälligerweise trafen uns an einer ziemlich dunklen Straßenstelle Studenten, die uns beide kennen. Ich sah sie nicht, weil mir der Regen ins Gesicht kam, und hielt den Schirm so, daß sie auf den Einfall kamen, ich wollte das Gesicht meiner Begleiterin und das meine ihren Blicken entziehen. Am andern Tage gings wie ein Lauffeuer durch alle Auditorien und Burschenkneipen, — ich wäre bei einem Rendezvous mit der Professortochter auf der Tat ertappt worden. Dieselbe wäre noch nie mit einem jungen Manne allein gesehen worden, mir hätte sie aber zärtlich am Arm gehangen, ich hätte meinen Kopf auf ihre Schulter gelegt u. s. w."

„Du hast doch das alles bestritten?"

„Gewiß. Aber da kam ich schön an. Sofort wurde mir mitgeteilt, zwei Chargirte von den Frankonen hätten ihr Ehrenwort darauf gegeben, daß es so und nicht anders sei. Wenn ich es im Ernste bestritt, so sei das eine Beleidigung des ganzen Korps Frankonia, die nur mit Blut abgewaschen werden könnte, — was meinst du dazu, Hans?"

Ich konnte nicht mehr lachen über die abscheulich verzwickte Geschichte. Sie regte mich selbst auf und ich fand, daß wieder einmal guter Rat teuer.

Ich hatte noch keine Worte der Aufmunterung gefunden, als es an meine Tür pochte und jemand eintrat.

„Das ist der Diener meines Onkels," rief Christian.

„Gewiß, junger Herr," sagte der alte Diener. „Ich suche Sie im Auftrage meines Herrn, Ihres Herrn Onkels. Er erwartet Sie und auch Herrn Eckart zu einem Glase Wein im Zeltrestaurant des Bülauer Parks."

„Mein Onkel — uns beide — wann?"

„Sogleich, — es wäre unbedingt nötig, daß die Herren kämen, sagte er, eine Entschuldigung nähme er nicht an."

Mir kam dieser Zwischenfall wie gerufen. Der praktische und energische alte Herr war ganz der Mann dazu, seinem Neffen Mut einzuflößen und guten Rat zu geben.

Eine halbe Stunde später schritten wir durch die schattigen Laubgänge des Parkes auf das angegebene Restaurant zu. Wir fanden Herrn Toska nicht leicht, — endlich entdeckten wir ihn mit einer kleinen Gesellschaft von Herren und Damen in einem lauschigen Winkel des schönen Gartens.

Als Christian sah, daß sein Onkel nicht allein war, zauderte er.

„Mut, Christian," raunte ich ihm zu. „Du wirst dich doch noch in meiner und deines Onkels Gegenwart unter Menschen trauen, und wenn es flugs junge Mädchen sind, alle werden dich doch nicht heiraten wollen — —"

„Um Gotteswillen, Hans, male den Teufel nicht an die Wand."

„Da sind sie," ertönte jezt Onkel Toskas Stimme. Dann stellte er uns sogleich seiner Gesellschaft vor:

„Hier mein Neffe Christian Gutenbier und sein Freund Herr Eckart, — dies mein lieber uralter Schulkamerad Dr. Hertig mit seiner lieben Gattin, seiner jüngsten Tochter und seinem Sohne Studiosus."

Ich verbeugte mich höflich. Auf der Tochter blieb mein Blick haften, — es war ein reizendes, herziges Gesichtchen, — aber — sah ich recht? — flammende Röte bedeckte plözlich dieses Gesicht, — die Augen suchten den Boden, — es war mir, als wenn die kleine Hand, welche auf der Lehne eines Stuhles lag, heftig zitterte.

Unwillkürlich mußte ich nach meinem Christian schauen. Und richtig, — der war nicht rot, aber kalkweiß im Gesicht, seine behandschuhte Rechte hielt sich krampfhaft an einen Baum, — ohne den der Unglücksmensch sicherlich zu Boden gestürzt wäre.

Was in aller Welt war nun das wieder?

Dieses neue Rätsel löste sich rasch. Onkel Toska blinzelte mir zu.

„Die Herrschaften sind die Reisebekanntschaft Christians. Ich habe sie vor einigen Tagen hier in der Stadt entdeckt und in dem Vater dieses reizenden Kindes — werden Sie doch nicht so rot, Kleine, hübsch sein ist keine Schande! — meinen alten Schulkameraden entdeckt, der in diesem Jahre erst hierher gezogen ist."

Das Wichtigste, was ich nun noch zu erzählen hätte, können sich die geneigten Leserinnen und Leser alle denken.

Nur noch einiges zur Aufklärung. An alle dem unglücklichen Ueberglück Christians war Onkel Toska schuld.

Eines Tages hatte ihm sein Freund Professor Oertel eine der Konkurrenzarbeiten gezeigt mit der Bemerkung, daß sie zweifellos die beste sei, — eine ganz ausgezeichnete Arbeit, der der Preis nicht entgehen könne. Als Schreiber derselben erkannte er sogleich an der Handschrift einen alten ehemaligen Kanzlisten, den er oft unterstüzt hatte. Von diesem hatte sich Christian seine Preisarbeit vorschriftsmäßig abschreiben lassen. Da der Kanzlist nun für niemanden andern eine solche Arbeit kopirt hatte, so war Onkel Toska, und nur ihm allein, klar, daß sein Neffe der Preisträger war.

Dies hatte den alten Herrn unbändig gefreut, — er gestand mir, seit vielen Jahren wäre er nicht so froh gewesen, als nach jener Entdeckung.

In seiner Herzensfreude ging er ins Kasino und ließ lustig zu all' seiner Bekannten Nuz und Frommen Champagnerpfropfen knallen. Auf dem Gipfel der Heiterkeit angelangt, vertraute er seinen Zechgenossen unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit an, daß er beschlossen habe, seinen Neffen Christian Gutenbier zu seinem Universalerben zu machen.

Das hatte u. a. der Major von Zahlen, der Geh. Kommissionsrat Brendel und ein Oberlehrer Dr. Krötzsch, der Bruder des Geheimrat Krötzsch gehört, und jeder wußte, daß der Universalerbe des Amerikaners Toska Millionär werden mußte.

Für das Unheil, welches der Onkel über seinen Neffen heraufbeschworen, hatte er ihm aber mit gewohnter Energie sogleich Revanche gegeben.

Meine neulichen Andeutungen hatten dem findigen alten Herrn vollauf genügt, die Spuren der Reisebekanntschaft Christians aufzufinden. Der Tag der Ankunft derselben im Bade und die Badeliste genügten.

Und da die jüngste Tochter Dr. Hertigs das Andenken des glücklichen Pechvogels Christian Gutenbier auch in einem feinen und getreuen Herzen bewahrt hatte, so wurde er diesmal — kinderleicht, wie bei ihm nicht anders zu erwarten — aber zu seiner eigenen ungeheuren Befriedigung auch bald Bräutigam.

Dabei spielte die Doppelliebe gar keine Rolle mehr, — denn die ältere Tochter war längst verlobt und — — Christian schwur, seit er die jüngere wiedergesehen, Stein und Bein, daß er im ganzen Leben diese und nur diese geliebt habe.

Loreley.

Von J. Stern.

Der Neigung der Phantasie, leblose Dinge zu beseelen und zu vermenschlichen, wurde besonders durch die Schiffahrt ein weiter Spielraum geboten. Alles Seltsame und Rätselhafte, was dem Seefahrer aufstieß, brachte er mit übermenschlichen Wesen, Göttern und Halbgöttern, in Beziehung und je nachdem eine Naturerscheinung der Schiffahrt günstig oder ungünstig war, wurden die betreffenden Fabelwesen als gütige Geister oder furchtbare Dämonen aufgefaßt; und derartige Personifikationen behielten einen poetischen Wert, auch nachdem aufgeklärtere Zeiten den Glauben an die Existenz dieser geheimnisvollen Wesen zerstört hatten. Sehr häufig begegnet uns die Sage von schönen Frauen, die den Seefahrer tückisch anlocken, um ihn alsdann zu verderben; es ist der sagenhafte Ausdruck der Erinnerung an prächtige Buchten, Strudel, Klippen, Felspartien, welche den Schiffen, die sich ihnen näherten, Gefahr und Untergang brachten. Schon der alte Homer erzählt in seiner unsterblichen Odyssee von den Sirenen, welche, am Gestade sitzend, die Schiffer mit ihrem zauberhaften Gesang anlocken und die Törichten, die der Lockung nicht widerstehen, dem Tode weihen. Eine solche Sage ist auch dem deutschen Strom par excellence, dem Rhein, eigen. Es ist die durch das Heine'sche Volkslied und dessen glückliche Komposition von Silcher allgemein bekannte Loreleysage. Die Loreley, eigentlich Lurlei, ist ein fast senkrechter, 122 Meter über den Rhein sich erhebender Felsen oberhalb St. Goarshausen im Kreise Rheingau des preußischen Regierungsbezirks Wiesbaden, noch besonders merkwürdig durch sein Echo. Seit 1861 führt durch den Felsen ein 397 Meter langer Tunnel der Nassauischen Eisenbahn. Ein berühmter Schwabe, der Dichter und Landeskonservator Prof. Eduard Paulus, machte kürzlich den Gefühlen, welche der Anblick des Lurleifelsens in ihm erweckte, in folgendem Erguß Luft (Paulus, Bilder aus Kunst und Altertum. Stuttgart 1883): „Mir gegenüber die Lurlei, die gewaltige schief aufgeschichtete Felsmasse, die den Rhein hier zusammendrängt in einen engen, sehr tiefen Fluß. Der Felsen ist kahl und spärlich bewachsen mit niedrigem, steinhartem Gebüsch, mit Gräschen und bräunlichen Moosen. Ein Dampfschiff um das andere schießt vorbei, lange Wellen zurücklassend, die an das Ufer brausend und sausend wallen. Böllerschüsse krachen, wie riesige Vogelfittige fortrauschend an den drohenden Felsbrüsten. — Ein schweres Holländerschiff schleppt keuchend hinter sich her fünf andere. Wild und groß, als wollte der Rhein aus dem Bette steigen, wüten und schäumen und murren die Wellen empor an der Lurlei, die wie eine lauernde Löwin hereintritt, die Stirn gegen Abend gewendet. Ein großartiges, jähes, zähtroziges, unzerstörbares Werk, so das richtige Fußgestell für ein ehernes Kolossalbild des Fürsten Bismarck." Ob diese Expektoration des schwäbischen Professors aus den Hundstagen datirt, wissen wir nicht. Originell ist der Gedanke jedenfalls. Nur schade, daß Heine selbst ihn nicht mehr erlebt und sein Lied entsprechend umgedichtet hat: „Der große Kanzler sitzet dort oben wunderbar rc." Der geistreiche Heine wäre gewiß auch über die Schwierigkeit, welche das Kämmen des goldenen Haares mit dem goldenen Kamme dem Parodisten (im Hinblick auf die bekannten drei Haare) bereiten, leicht hinweggeglitten. Wir unserseits möchten die herrliche Idee dahin ergänzen, daß dem Kolossalbild des Fürsten auch ein Kolossalbild des Reichshunds beigegeben werden sollte und daß dem lezteren einige Züge des Professors Ed. Paulus, als Symbol der Treue, Anhänglichkeit und Hingebung des deutschen Südens, gegeben würden.

Nur wenigen mag es bekannt sein, daß die Sage von der Lurlei keineswegs „ein Märchen aus alten Zeiten" ist, sondern erst aus diesem Jahrhundert stammt. Die sorgfältigsten Nachforschungen haben ergeben, daß kein einziger Schriftsteller früherer Zeiten das Mindeste von der verführerischen Nixe weiß, welche am Lurleifelsen dem vorüberfahrenden Schiffer so verderblich gewesen. Den ersten Keim zu der Sage legte Clemens Brentano durch eine Ballade, deren Stoff nach seiner ausdrücklichen Erklärung frei von ihm erfunden war. Dieses Gedicht handelt weder von Nixen noch Sirenen, sondern von einer jungen Bürgerstochter in Bacharach, die vom Bischof der Zauberei beschuldigt wird, weil viele Männer sich wegen ihrer Schönheit in sie verlieben. Sie selbst aber fühlt sich unglücklich, weil ihr Schaz sie betrogen und verlassen hat, und erfleht den Tod. Der Bischof, von ihrer Schönheit gerührt, gibt Befehl, sie ins Kloster zu führen; unterwegs aber blickt sie noch einmal vom Felsen nach ihres Liebsten Schloß und stürzt sich dann in den Rhein. Lediglich auf Grund des Namens Lurlei (Lei bedeutet Schieferfels) hatte Brentano das Mädchen Lore Lay genannt. (Die weitere Entwicklung der Sage mag man bei Strodtmann, Heines Leben und Werke 1. Buch, Kap. 9 nachlesen).

Unser Bild führt den Lesern die plastische Verkörperung der Loreley-Nixe durch den berühmten Bildhauer Robert Cauer vor; es ist eine üppige mit allen verführerischen Reizen ausgestattete Mädchengestalt von übermenschlicher Größe und Schönheit, wohl geeignet, auf den Schiffer einen unwiderstehlichen Zauber auszuüben und ihn alle Gefahren übersehen zu lassen. Sehr weise hat der Künstler gehandelt, daß er sich nicht an den Buchstaben des Heine'schen Liedes gehalten und die Jungfrau dargestellt hat, wie sie sich frisirt, sondern daß er ihr die Leier in die Hand gab, womit sie ihren Sirenengesang begleitet. Das im Lied gewiß poetisch wirkende Bild einer ihr goldenes Haar mit goldenem Kamme kämmenden Frau würde in plastischer Darstellung einen höchst prosaischen, wo nicht einen komischen Eindruck hervorbringen. Wir erinnern an unsere Ausführung in Nr. 10 der „N. W.", Jahrgang 1883 zu Kanoldts Iphigenie auf Tauris.

Es drängt sich uns bei dieser Gelegenheit die Frage auf, ob wohl die Loreley des Bildhauers in annähernd gleichem Grade auf das Interesse der Volkskreise rechnen kann wie die Loreley des Dichters. Bei näherer Erwägung müssen wir diese Frage verneinen. Unter allen Künsten ist heutzutage die Plastik die unpopulärste, im Gegensaz zum alten Griechenland, wo sie die volkstümlichste Kunst war, und beispielsweise eine neue Statue des Phidias oder Praxiteles ein Ereignis war, das alle Schichten der Bevölkerung aufs lebhafteste interessirte. Woher rührt das? Zunächst werden wir den Grund darin zu suchen haben, daß bei uns so viel wie nichts geschieht, im Volk das Verständnis für bildende Kunst im allgemeinen und für die Bildhauerei im besonderen durch Belehrung zu erschließen; wozu der weitere vielleicht noch erheblichere Umstand tritt, daß die im eigentlichen Sinne öffentlichen Bildwerke (wozu wir die in Museen aufgestellten nicht rechnen können) nicht geeignet sind, den Sinn für die Plastik zu bilden. Unsere öffentlichen Bildwerke sind fast durchweg Porträts, Statuen oder Büsten, in denen das eigentliche Wesen der Plastik, die Darstellung der menschlichen Körperschönheit, nur sehr selten zur Geltung kommt. Ihr Werth liegt in der geistigen Bedeutung des Konterfeiten, nicht in der Schönheit seiner körperlichen Formen. Aber, wird

man einwenden, begegnen wir auf unsern öffentlichen Pläzen nicht auch oft Darstellungen von Göttern und Göttinnen und allegorischen Figuren, die zumteil treffliche Kopien anerkannter Meisterwerke sind? Wohl wahr, aber volkstümlich sind diese Gestalten nicht. Ein Zeus, eine Venus, ein Bacchus und die andern mythologischen Herrn und Damen waren in Griechenland und Rom durchaus populäre Idealwesen, sie waren die religiösen Ideale des Volks, das mit ihrer Persönlichkeit und Geschichte innigst vertraut war. Heutzutage haftet ihnen der Staub der Gelehrsamkeit und Bücherbildung an, und so hoch auch ihr poetischer und künstlerischer Wert unstreitbar ist, volkstümlich sind sie nicht. (Gewiß würden auch die klassischen Werke unserer poetischen Heroen Goethe und Schiller an Volkstümlichkeit viel gewonnen haben, wenn sie den mythologischen Apparat weniger in ihren Dichtungen verwertet hätten.) Der christliche Legendenkreis aber bot zwar der Malerei viel, der Plastik aber nur sehr geringe Ausbeute, und so war es natürlich, daß sich die Künstler, wollten sie bekannte Idealfiguren meißeln, immer wieder auf die Götter- und Heroenwelt der Griechen angewiesen sahen. Ja, das Christentum war vermöge seiner Sinnenfeindlichkeit, seiner Auffassung des Fleisches als teuflisch und seiner Prüderie eine geschworene Feindin der Plastik, sofern sie die Darstellung schöner Körperformen sich zum Ziele sezt, was in der Tat ihre eigentlichste Aufgabe ist. War doch das Nackte dem Christentum so sehr anstößig, daß noch nach der Blütezeit der Renaissance ein bigotter Pabst die nackten Figuren auf dem Jüngsten Gericht des Michelangelo in der sixtinischen Kapelle zu Rom von einem Maler mit Kleidern übermalen ließ, der dafür den Spiznamen „der Hosenmacher" einheimste.

Und dies führt uns auf eine weitere Ursache, weshalb die Plastik in unserer Zeit sich so geringer Popularität erfreut. Die Plastik ist eine nachahmende Kunst, sie bringt die Schönheit des Menschenleibes in idealer Vollendung zur Anschauung. Wie will man aber das Kunstwerk begreifen und würdigen, wenn man die Natur, die in dem Kunstwerk ihre ideale Verklärung finden soll, nicht kennt! Wie recht hat Goethe, wenn er in seinen Briefen aus der Schweiz klagt: „Ein bemooster Fels, ein Wasserfall hält meinen Blick so lang gefesselt, ich kann ihn auswendig; seine Höhen und Tiefen, seine Lichter und Schatten, seine Farben, Halbfarben und Widerscheine, alles stellt sich mir im Geiste dar, so oft ich nur will, alles kommt mir aus einer glücklichen Nachbildung ebenso lebhaft wieder entgegen; und vom Meisterstück der Natur, vom menschlichen Körper, von dem Zusammenhang, der Zusammenstimmung seines Gliederbaues, habe ich nur einen allgemeinen Begriff, der eigentlich gar kein Begriff ist. Meine Einbildungskraft stellt mir diesen herrlichen Bau nicht lebhaft vor, und wenn mir ihn die Kunst darbietet, bin ich nicht imstande, weder etwas dabei zu fühlen, noch das Bild zu beurteilen." Wie soll es aber in dieser Hinsicht besser werden, wenn das ästetische Orakel unserer Zeit, der übrigens sonst recht vernünftige Vischer, vulgo Schartenmayer, sich darüber entsezt, daß Frauen auf Bällen ihre Arme so weit entblößen, daß man zuweilen — horribile dictu! — die Haare in den Achselhöhlen sehen kann! Schauderhaft fürwahr! —

Wenn die Plastik volkstümlich werden soll, so müssen die Künstler, wie der Schöpfer der Loreley, volkstümliche Sujets wählen; sodann muß dahin gestrebt werden, daß die plastischen Kunstwerke an hiezu geeigneten öffentlichen Pläzen aufgestellt, nicht aber in Museen wie in einer Trödelbude zusammengepfercht werden, wo sie ohnehin ihre volle künstlerische Wirkung nicht entfalten können. Vor allem aber erhebet euch über jene philisterhafte Prüderie, welche es als „unmoralisch" betrachtet, sich an der herrlichsten Manifestation der Schönheit, am Menschenleib, seinen rhytmischen Formen und Linien und dem Schmelz des Inkarnats, ästetisch zu erquicken.

Unsere Illustrationen.

Der Rattenfänger von Hameln. (Seite 609.) Ob diese merkwürdige Geschichte eine Sage ist oder nicht, darüber streiten sich heute noch die Gelehrten. Unserer Ansicht nach ist sie eine Sage mit historischen Anknüpfungspunkten. Der lezteren sind viele und wir überlassen dem Leser diejenigen auszusuchen, die ihm am besten zusagen. Nach der Sage war die gute Stadt Hameln im dreizehnten Jahrhundert dermaßen von Ratten und Mäusen geplagt, daß die Bürger es innerhalb ihrer Wohnungen kaum mehr aushalten konnten. Da kam „ein fremder Gesell", phantastisch gekleidet, nach Hameln, trat vor den Rat und erbot sich, gegen eine Summe Geldes das Ungeziefer zu beseitigen. Man sagte zu, und der fremde Gesell zog, auf einer Pfeife wundersame Weisen spielend, durch die Straßen. Da stürzte aus den Häusern der ungeheure Schwarm der Ratten und Mäuse und zog, wie von einem Zauber erfaßt, hinter dem geheimnisvollen Mann drein, der in die Weser sprang und dort auf seiner Pfeife weiter spielte. Die Ratten und Mäuse sprangen nach und ertranken sämmtlich. Ob die Hamelner nun den Fremden für den leibhaftigen Satan hielten oder für etwas anderes — kurz, sie verweigerten ihm den versprochenen Lohn. Diese Schäbigkeit erbitterte den Pfeifer und er rächte sich auf eine furchtbare Weise. Am Sonntag darauf, am 26. August 1284*), zog er wieder durch die Stadt, während die Bürger sich im Gottesdienst befanden. Er blies auf seiner Pfeife wiederum seltsame Weisen, und sogleich kamen alle Kinder aus den Häusern und liefen hinter dem Pfeifer drein. Er führte sie aus dem Ostertor nach dem Koppelberg, der sich öffnete; der Pfeifer schritt hinein, die Kinderschaar ihm nach. Darauf schloß sich der Berg, und man sah von den Kindern niemals etwas wieder. Ein Kind, das zurückgeblieben war und erst an den Berg ankam, als sich die Kluft wieder geschlossen hatte, erzählte den jammernden Eltern die Rache des Pfeifers; nach Andern sah eine Wärterin die Sache mit an. Die Kinder sollen nach einer anderen Wendung in Siebenbürgen wieder zum Vorschein gekommen sein, wo man dann die Hamelnsche Mundart gehört haben will. Das ist die Sage, die die verschiedensten Auslegungen und auch ihren Dichter gefunden hat. Julius Wolff hat den Rattenfänger zum Helden seines trefflichen Epos, „Der Rattenfänger von Hameln" gemacht. Die Stadt hat den Dichter geehrt, indem sie ihm jüngst ein großes Fest gab und ihn zum Ehrenbürger von Hameln machte. Aber wie mag diese Sage entstanden sein? Am neuen Tor befindet sich ein Stein, auf dem eine Inschrift sich befindet, die 1556 angebracht ist und von dem Auszug berichtet, der am 26. August 1284 (1259) stattgehabt haben soll. Gleichzeitige Chronisten berichten indessen nichts davon. Dann hat man die Bungelose-Straße (Bummellose, Trommellose Straße), durch die der Auszug vor sich gegangen sein soll und in der wegen dieses traurigen Ereignisses keine Bunge (Trommel) mehr gerührt wurde. Am Koppelberg standen zwei Kreuze, die den Eingang bezeichneten; sie sind nicht mehr da. Eine Menge Gemälde und Inschriften bezogen sich auf die Sage; sie sind bis auf wenige Inschriften gleichfalls verschwunden. Man hat die Sage auch mit der Schlacht von Sedemünder (1259) in Verbindung gebracht, wo die Hamelner gegen den Bischof von Minden kämpften und wo die Blüte ihrer Jugend fiel. Man nimmt an, ein Pfeifer habe die Jugend zum Kampf angefeuert und zum Auszug gegen den Bischof gebracht. „Sie kamen in Siebenbürgen wieder heraus" — d. h. die Ueberlebenden kamen über die sieben Berge, die zwischen Hameln und Minden liegen, zurück. Leibnitz, der große Denker, hat sich auch mit der Sache beschäftigt und unserer Meinung nach die scharfsinnigste Erklärung gegeben, indem er die Sache mit den gleichzeitigen „Kinderkreuzzügen" in Verbindung brachte, jenen Ausgeburten eines heute unbegreiflichen Fanatismus, welcher dazu verführte, arme Kinder in den sicheren Untergang zu schleppen. Uebrigens können auf diese Weise sehr leicht Hameln'sche Kinder nach Siebenbürgen verschleppt worden sein. Schließlich sei erwähnt, daß ähnliche Sagen in Frankreich und Irland vorkommen. In Frankreich soll ein Pfeifer aus einem Dorfe bei Paris aus Rache sämmtliches Vieh weggebracht haben. Die irische Sage ist von Dr. Kirkpatrik in Verse gebracht worden. Wir sezen den Schluß seines Gedichts — nach einer alten Uebersezung — hierher:

„Der Berg (wer hört dies wohl, wer denkt dies ohne Grauen?)
Springt in der Mitte auf und läßt in tiefen Gründen
Des Schreckens und der Nacht gar keine Grenzen finden.
Der Böswicht, dem das Herz mit Satansfreuden lacht,
Springt in die Gruft hinein, weil noch aus neuer Macht
Der Pfeife Ton erschallt und der betörte Haufen
Im gleichen Freudensprung sich drängt, ihm nachzulaufen,
Der Höhlen krumme Wand erschüttert ob dem Schall
Und schickt durch Nacht und Graus den ersten Widerhall.
Drauf schließt sich schnell und fest ihr kaum gestillter Rachen
Und Tausend müssen hier ihr End' und Grabstätt' machen.

*) Dies ist das gewöhnliche Datum, das angegeben wird. Andere, darunter der Hameln'sche Geschichtschreiber Sprenger, gaben den 26. August 1259 an.

Noch diese Stunde zeigt der fromme Bürgersmann
Mit Ernst und Bangigkeit das schwarze Schicksal an.
Kaum will sein scheuer Fuß sich in die Gegend wagen,
Von der ein Lügenmund das Märlein ausgetragen.
So spürt die Phantasie, von Furcht und Fabel krank,
Des Aberglaubens Macht und hört noch den Gesang.
Sein klingend Ohr vernimmt das Zauberspiel ganz helle,
Er weiset zitternd hin und denkt, er weist die Stelle".

Also auch der Ire nahm die Sache als ein Märlein im Gegensaz zu einigen „Historikern", welche die Sache absolut als historisch betrachtet haben wollen.

Eine Inschrift, die des unglücklichen Auszuges der Kinder mit Angabe von Tag und Jahreszahl gedenkt, befindet sich auch an einem schönen städtischen Gebäude, dem sogenannten Rattenfängerhaus unsrer Abbildung, das 1608 erbaut worden ist. A. T.

Von den Samoa-Inseln. (S. 617.) Diese Inselgruppe, auch Schiffer- und Navigationsinseln genannt, liegt südöstlich vom australischen Festland im stillen Ozean. Es sind drei größere Inseln, Savaii, Upolu und Tutuila nebst einer großen Anzahl kleinerer Eilande. Die bedeutendste Stadt ist Apia auf Upolu, woselbst sich auch der bedeutendste Hafen befindet. Die Ufer sind hoch und steil, die Berge meist vulkanisch. Der 800 Meter hohe Berg Tafua auf Upolu hat einen abgerundeten Aschenkegel und einen mit Wald bewachsenen Krater. Das Land ist fruchtbar und mild; die Bevölkerungszahl wird auf 35 000 Köpfe angeschlagen. Das Hauptausfuhrprodukt ist Kokosöl; es wird Kaffee, Zucker und Mais gebaut, wofür Australien und Neuseeland das Hauptabsazgebiet sind. Es gibt viel Geflügel auf diesen Inseln, aber keine großen Säugetiere. Die Bewohner, von denen unsere Illustration eine Gruppe vorstellt, sind große, kräftige Erscheinungen, die fast ganz nackt gehen. Sie treiben viel Fischerei und sind kundige Schiffahrer; die sich damit beschäftigen, leben meistens in gutgebauten Dörfern am Strande des Meeres. Auch verstehen sie geschmackvolle Geflechte aus den Blättern und Fasern der Kokospalme anzufertigen.

Die Insel wurde 1766 entdeckt, und um 1836 begannen die Missionäre ihre Tätigkeit, die ganze Bevölkerung ist heute zum Christentum bekehrt; ob dies aber gerade auf die Entwicklung der Zustände auf den Inseln überhaupt vorteilhaft gewirkt hat, darüber läßt sich sehr streiten. Der Handel der Samoa-Inseln geriet fast ganz in die Hände von hamburger Kaufleuten, die dort eine Reihe von Niederlassungen gegründet haben. Besonders die hamburgische Firma Godeffroy hat sich einen großen Besiz dort erworben und eine Zeit lang herrschte sie ganz unbeschränkt. Wir wollen die Verdienste der Herren Godeffroy insofern anerkennen, als sie in Hamburg ein Godeffroy-Museum angelegt haben, das eine schöne Sammlung von allerlei Gegenständen von den polynesischen Inseln, als da sind Waffen, Kleidungsstücke u. s. w. enthält. Damit ist aber auch das Verdienst der Herren Godeffroy zu Ende, denn was man sonst gehört hat, ist nicht sehr erbaulich. Es fehlte auf den Inseln an Arbeitskräften und da zog man solche von benachbarten Inseln heran, schloß mit ihnen Verträge ab, die auf fünf bis zehn Jahre lauteten und ließ sie für eine jämmerliche Bezahlung hart arbeiten. Wenn in verschiedenen Reisebeschreibungen betont wurde, daß die in die Dienste des Hauses Godeffroy getretenen Eingeborenen besser daran seien, als die andern, so ist das übertrieben, denn das Verhältnis, in das sich die unkundigen Eingebornen begaben, grenzte hart an Sklaverei, was um so erklärlicher ist, als es ja an einem Rechtszustand mangelte und das Haus Godeffroy ganz unbeschränkt herrschte. Aber es lag kein Segen in dieser Herrschaft, denn sie konnte den Rückgang der Godeffroyschen Unternehmungen nicht hindern. Es gab inzwischen viel Unruhen auf den Inseln, da ein amerikanischer „Unternehmer" auch Einfluß gewonnen hatte. 1877 hatten die Nordamerikaner die Samoa-Inseln besezt; 1878 aber besezten deutsche Schiffe zwei Häfen auf Upolu, weil die Eingeborenen den mit Deutschland abgeschlossenen Freundschaftsvertrag nicht hielten. Die bekannte Samoavorlage der deutschen Regierung, welche die Godeffroyschen Ansiedelungen in eine Art deutscher Kolonie verwandeln sollte, ist vom Reichstage abgelehnt worden und seitdem hat die „Samoafrage" für uns geruht. Ob sie jemals wieder aufs Tapet kommen wird, ist sehr fraglich. A. T.

Mitteilungen aus dem Gebiete der Industrie und Technik.

Betriebsresultate der elektrischen Beleuchtungsanlage in der Leipzigerstraße und auf dem Potsdamer Plaze zu Berlin. Im elektrotechnischen Verein (Elektrotechnische Zeitschrift 1884, S. 60) hat F. v. Hefner-Alteneck Mitteilungen gemacht über die Selbstkosten, welche der Firma Siemens & Halske aus dem Betriebe der in der Ueberschrift genannten Anlage*) erwachsen, und zwar insoweit, als dieselben in dem ersten Betriebsjahre unter Anwendung von Gasmotoren vom 20. Septbr. 1882 bis 20. Septbr. 1883 die Summe von 24 537 Mk. ergeben haben. – Die Gesammtbeleuchtung hatte sich zu erstrecken auf 1900,5 Brennstunden oder, da die Anlage aus 36 elektrischen Lampen bestand, auf 68 418 Lampen-Brennstunden. — Die Ergebnisse inbezug auf Betriebssicherheit der Beleuchtung unter Anwendung von Gasmotoren müssen wohl von jedermann als durchaus zufriedenstellende anerkannt werden, besonders, wenn man gebührend mit in Betracht zieht, daß die ganze Anlage den Karakter eines Versuches hatte und sozusagen auf Wiederabbruch aufgestellt war. Es hat nur eine einzige namhafte, aber auch nur teilweise Betriebsstörung stattgefunden, welche sich am 23. und 24. November 1882 auf 12 Lampen und 9 Stunden erstreckte. Der Grund für dieselbe konnte nachträglich nicht mit voller Sicherheit aufgeklärt werden. Siemens & Halske bekommen auch für das zweite Versuchsjahr die Summe von 26 040 Mk., wie für den Betrieb im ersten Probejahre, und keine weitere Entschädigung für den Umbau und die Amortisation des Wertes der neuen Maschinen, Verzinsung u. s. w. Für diese sehr beträchtlichen Ausgaben hofft man durch die Ersparung bei dem Betriebe durch Dampf an Stelle der Gaskraft entschädigt zu werden. Man kann sich übrigens fragen, ob der Vergleich der Selbstkosten der Gas- und der elektrischen Beleuchtung überhaupt einen besonderen Wert hat. F. v. Hefener-Alteneck glaubt dies nicht; denn zunächst fällt der Vergleich unberechtigterweise zu Gunsten des Gases aus, welches in kolossal umfangreichem Großbetriebe angefertigt wird und bei dem die Amortisation nach langjährigem Absaze mit gutem Gewinne und dadurch ermöglichten Abschreibungen gewiß niedrig gebucht werden kann. Was bedeuten ferner überhaupt Selbstkosten? Für diese kann niemand etwas kaufen, und es handelt sich wohl vielmehr darum, wie viel man bei den beiden Beleuchtungsarten den Herstellungskosten zuschlagen muß, „um ein ordentliches Geschäft zu führen". Da liegt es nun wol auf der Hand, daß bei einer tatsächlichen Fabrikationsindustrie, wie die des Gases es ist, mit der Erfordernis an Intelligenz, Beamtenstand und in Anbetracht ferner der schwankenden Konjunkturen bei den Einkäufen des Materials 2c. ein viel höherer Aufschlag oder Verdienst berechtigt und notwendig ist als dann, wenn die Herstellung des Lichtes, wie es bei der elektrischen Beleuchtung der Fall ist, gar keine Fabrikation bedingt, sondern nichts weiter, als das Heizen eines Kessels und das Drehen einiger Achsen. Der Verdienst bei elektrischen Lichtanlagen kann hauptsächlich nur gemacht werden bei den Einrichtungen und Zulieferungen der Maschinen und des Materials, deren Herstellung eine wirkliche Industrie bedingt, also beispielsweise bei dem elektrischen Glühlichte durch die Herstellung und den fortlaufenden Ersaz der Lämpchen, bei dem Bogenlichte der verbrennenden Kohlenstäbe, deren Preise einschließlich des Fabrikationsgewinnes ja auch in obiger Zusammenstellung eingesezt sind. Der Herstellungspreis des elektrischen Lichtes in der Leipzigerstraße darf nicht ohne weiteres gleich gesezt werden dem des elektrischen Lichtes überhaupt, weil die ganze Einrichtung eine vorübergehende und die Bedienung ziemlich unökonomisch ist. Die städtischen Behörden von Berlin selbst haben erklärt, daß bei wachsender Verbreitung des elektrischen Bogenlichtes sich der Gasverbrauch nichts desto weniger beträchtlich vermehrt habe. Es ist dieser anscheinende Widerspruch auch ganz erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Begriffe von hell oder dunkel, aus denen doch nur ganz allein das Verlangen nach mehr oder weniger Licht irgend welcher Art und also auch allein die Höhe des Verbrauches entspringt, rein nur Gewohnheitssache sind. Alle unsere künstlichen Beleuchtungen sind noch fast unglaublich dunkel im Vergleiche mit dem Tageslichte, und es hängt also eine Steigerung unserer Vorstellung von einer hellen Beleuchtung nur davon ab, daß uns solche vor Augen geführt werde. Das elektrische Bogenlicht hat diese Eigenschaft seiner Natur nach an sich, und es ist ganz zweifellos, daß die bestehenden Bogenlichtanlagen zu einer ganz allgemeinen Steigerung aller Beleuchtungen, gleichviel welchen Systems, führen müssen. Das elektrische Bogenlicht ist im allgemeinen um sehr vieles, ja sehr vielfaches billiger herzustellen als das Gaslicht, wenn es sich um Erzielung gleicher Helligkeit handelt; aber auch bei Straßenbeleuchtungen, wo eine geringere Helligkeit genügen würde, kann bei stationärer Einrichtung und sparsamem Betriebe das elektrische Licht zu annähernd gleichem Preise hergestellt werden, wie beispielsweise die sogenannten verstärkten Gasbeleuchtungen, welche in ihrer Helligkeit der elektrischen noch bei weitem nachstehen. Daß aber in einer Verstärkung des Lichtes über den außerdem noch sehr relativen Begriff des direkten Bedürfnisses hinaus gar kein Vorteil liege, wird doch vernünftigerweise niemand und besonders Gasfachleute nicht im eigenen Interesse aussprechen wollen. Das gut betriebene elektrische Glühlicht geht, ganz abgesehen von der größeren Gleichmäßigkeit, dem Gaslichte insofern schärfer zu Leibe, als es im Aussehen und in seiner Verteilungsfähigkeit fast genau dasselbe bietet wie das Gaslicht, ohne auf der anderen Seite einen Ausgleich durch Steigerung des Lichtbedürfnisses im allgemeinen zu schaffen. Das elektrische Glühlicht, in kleinen Räumen, an Arbeitstischen u. s. w. angewendet, ist ein sehr elegantes und vornehmes Licht, und wer jemals die dadurch erzielte geringe Wärmeausstrahlung und die Reinhaltung der Zimmerluft empfunden hat, der wird freiwillig nie wieder zu dem Gaslichte zurückkehren. Das elektrische Glühlicht ist aber teuer und augenblicklich entschieden noch viel teurer als Gaslicht. Auch ist eine allgemeine Herstellung an verschiedene Umstände, ja vielleicht an eine notwendige Umgestaltung veralteter Geseze bezüg-

*) Die sämmtlichen im Abkommen mit der Stadt Berlin vorgesehenen Zahlungen waren: entweder 44 500 Mk. für Aufbau und Wiederentfernung der ganzen Anlage nach 1jährigem Betriebe und 26 040 Mk. für lezteren, oder 84 000 Mk. als Kaufpreis der ganzen Anlage und 26 040 Mk. für den 1jährigen Betrieb.

lich der Aufstellung von Dampfkesseln u. dergl. geknüpft, deren Ueberwindung doch noch manche Zeit erfordern und jedenfalls nur eine sehr allmäliche allgemeinere Einführung des Glühlichtes zulassen wird. Sollte es auch in der Tat einmal der heute noch unumschränkten und auch nach allen Richtungen ausgebeuteten Herrschaft des Gases Abbruch tun, so wird dieser Prozeß jedenfalls so allmälich vor sich gehen, daß jedermann, der dabei interessirt ist, vor Verlusten sich wird schüzen können. (Polytechn. Journal 1884, Heft 4.)

Herstellung künstlicher Hornmassen. Nach S. Hahn in Berlin (D. R. P. Kl. 39 Nr. 25535 vom 24. Juli 1883) werden Gegenstände dadurch mit einer Elfenbein ähnlichen Schicht überzogen, daß sie in eine Mischung von 80 Teilen flüssigem Collodium, 6 Teilen Sandarach-Gummi und 2 Teilen Terpentin eingetaucht werden. Beim Trocknen der Schicht wird durch Erstarren der Tropfen die karakteristische Elfenbeinstruktur gebildet. (Polytechn. Notizbl. 1884, Nr. 15.)

Erkennen von Holzstoff in Papier. Holzstoff erkennt man nach der „Papierzeitung" leicht und sicher im Papier, wenn man dieses mit einem Tropfen alkoholischer Phloroglucinlösung und dann mit einem Tropfen reiner Salzsäure betupft. Je nach der Menge des Holzstoffs wird sich die Stelle schwach violet bis dunkelrot färben.

Verbindung von Leder mit Metall. Die „Illustrirte Zeitung für Buchbinderei u. s. w." empfiehlt folgendes Verfahren: Das Leder wird mit dünner, sehr heißer Leimlösung bestrichen und auf die vorher rauh gemachte Metallfläche aufgepreßt; sodann wird dasselbe mit einem aus Galläpfeln oder Lohe bereiteten wässerigen Auszuge befeuchtet. Der in der Lohe enthaltene Gerbstoff verbindet sich mit dem Leim und erzeugt eine sehr feste Verbindung.

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

Der Kulturzustand Japans. Aus Mitteilungen, welche der „Times" von der japanischen Gesandtschaft in London zugegangen sind, entnehmen wir über die heutigen Kultur- und wirtschaftlichen Zustände in Japan folgende Angaben:

Auf keinem anderen Felde hat Japan so große Fortschritte gemacht, wie auf dem des Unterrichtswesens, obwohl auch hier immer noch viel zu tun bleibt, da 1882 nur 43 Prozent der Kinder in schulpflichtigem Alter die Schule besuchten. (1881: 41 Prozent.) Aus einer Statistik des Unterrichtswesens geben wir folgende Zahlen:

	Zahl	Professoren und Lehrer	Schüler
Elementarschulen	28 908	76 769	2 616 879
Höhere Schulen	173	934	12 315
Normalschulen	71	602	5 275
Universitäten	2	135	2 035
Technische Schulen	98	975	8 829
Andere Schulen	1 026	2 598	72 260

Die Japaner behandeln ihre Frauen mit großer Achtung; stellen aber keine großen Ansprüche an die Erziehung des weiblichen Geschlechts. Unter 2 616 879 Schülern der Elementarschulen befinden sich nur 733 691 Mädchen; auf den höheren Schulen befinden sich unter mehr als 12 000 Besuchern nur 204 Schülerinnen. Wenn man alle Umstände berücksichtigt, so machen die oben zusammengestellten Zahlen selbst im Vergleich mit manchen europäischen Ländern einen günstigen Eindruck. Der größte Teil der Schulen wird durch die örtliche Regierung unterhalten.

Die meisten Japaner sind Buddhisten; 1882 hatten sie 76 275 Priester und 21 011 Personen, welche sich auf das Priesteramt vorbereiteten; der Shintoismus hatte 17 851 Priester und 1302 Studenten der Teologie.

1880 erschienen 3313, 1881 2952 Bücher. Von den im Lande erschienenen Zeitungen wurden 1880 37 683 633 verkauft; 21 öffentliche Biblioteken wurden 1881 von 107 801 Personen besucht.

1883 war Papiergeld im Betrage von 19 658 070 Pfund Sterling, 1879 von 22 685 558 Pfd. St. im Umlauf. Die Schulden beliefen sich auf 67 073 237 Pfd. St. gegen 72 655 594 Pfd. St. im Jahre 1879. Größtenteils ist dies inländische Schuld und meistens durch die Einführung der den europäischen nachgebildeten Verhältnisse notwendig geworden. Die ausländische Schuld betrug 1883 1 781 297 Pfd. St.; sie wurde durchschnittlich mit 7 Prozent verzinst.

Dem gegenüber bestehen verschiedene Reservefonds, deren Betrag 1883 etwa 15 mill. Pfd. St. erreichte. Im folgenden stellen wir die Einnahmen und Ausgaben der lezten fünf Dienstjahre (vom 1 Juli bis 30 Juni) und zwar das wirkliche Resultat für die drei ersten, die Angaben des Budgets für die beiden lezten zusammen.

	Einnahme	Ausgabe
1880:	12 430 350 Pfd. St.,	12 063 515 Pfd. St.
1881:	12 673 450 „ „	12 628 182 „ „
1882:	14 288 343 „ „	14 269 798 „ „
1883:	13 362 824 „ „	13 362 824 „ „
1884:	15 121 220 „ „	15 121 220 „ „

Faktisch hat sich also in den drei ersteren Jahren jedesmal ein kleiner Ueberschuß ergeben. Im lezten Jahresbudget sind 1 758 480 Pfd. St. für Tilgung der Staatsschulden, wovon 668 000 zur Einlösung von Papiergeld, ausgeworfen. Im ganzen ist seit 1880 das Papiergeld um mehr als 2 800 000 Pfd. St. vermindert worden. Die Interessen und andere Ausgaben für die Staatsschuld erreichen im Budget für 1883/84 einen Betrag von 2 900 000 Pfd. St. 57 Prozent des ganzen Einkommens werden durch die Grundsteuern aufgebracht.

Die neue japanische Armee ist nach dem Vorbild der deutschen eingerichtet, verpflichteter Dienst herrscht vor. 1883 bestand die aktive Armee aus: 44 Regimentern Infanterie mit 32 964 Offizieren und Mannschaften, 1 Regiment Kavallerie mit 482 Mann, 7 Kompagnien Artillerie mit 2687 Mann, 3 Kompagnien Ingenieure mit 1167 Mann, 520 Mann Kommissariat, im ganzen also 37 820 Mann. In der ersten Reserve befinden sich 42 606 Offiziere und Mannschaften, in der zweiten 16 080. Dazu kommen 6033 Mann Hilfstruppen, 1286 Gendarmen, was zusammen 105 110 Mann ergiebt. In den Militärschulen befinden sich 1200 Schüler. Die Flotte zählt 702 Offiziere und 4511 Mannschaften. Die Marine bestand 1883 aus 8 großen Schiffen (darunter 5 Panzerschiffe) mit 122 Geschüzen, 15 000 Tonnen Inhalt und mit etwa ebensoviel Pferdekräften, dazu kommen noch 18 Schiffe verschiedener Art mit 103 Geschüzen, 10 340 Tonnen Inhalt und 6730 Pferdekräften.

Unter anderen dem Westen entstammenden Einrichtungen wäre das seit 1874 bestehende Armengesez zu nennen; nach den Bestimmungen desselben reicht die Regierung einem jeden, der über 70 oder unter 15 Jahre alt ist und nicht arbeiten kann, ebenso Findlingen bis zum Alter von 13 Jahren jährlich mehr als 9 Bushels Reis. In Tokio besteht ein Arbeitshaus, dessen Kosten durch die Gemeinde bestritten werden. 1881 erhielten 9000 Arme Unterstüzung von der Regierung, 1049 befanden sich im Arbeitshaus zu Tokio. Die hiefür verausgabten Kosten beliefen sich auf 17 795 Pfd. St.

Im Jahre 1881 wurden 107 120 Verbrecher (darunter 9420 Frauen) verurteilt, worunter 96 zur Todesstrafe und 8334 zur Strafarbeit auf länger als ein Jahr.

1882 war das Land verteilt wie folgt: Reisfelder 6 469 841 Acker, höher gelegene Felder 4 561 412, Häuser 2c. 858 545, Wald und Berge 13 378 453, unbebautes Land 3 592 967 Acker. Alles dies ist Privatbesiz. Der Staat hat dazu noch 12 932 418 Acker Wald und Bergland. Die Stapelartikel des Ackerbaues waren 1881: Reis 155 629 409, Weizen 62 049 940, Bohnen 10 795 717 Bushels. 1880 zählte man 1 124 564 Stück Rindvieh und 1 605 543 Pferde. 1881 waren 849 288 Männer und 753 118 Frauen mit Fischfang beschäftigt und besaßen 190 045 Boote.

Der Eisenbahnbau macht gleichmäßige Fortschritte; 1880 waren 76, 1883 220 engl. Meilen eröffnet; es bestehen 4733 Meilen Telegraphenleitung mit 12 470 Meilen Drahtlänge. Die wichtigen Häfen sind untereinander und mit Europa verbunden. 1882 wurden 2 784 287 Telegramme verschickt und die Post expedirte 96 916 235 Briefe, Karten, Zeitungen 2c.; sie ist auf europäischen Fuß eingerichtet und besizt schon Postsparbanken, in welchen 1882 22 965 Einleger 149 360 Pfd. St. hinterlegt hatten.

Die Totaloberfläche Japans beträgt 148 456 Qu.-Meilen, die Zahl der Bewohner, welche 7 684 986 Familien bilden, 36 700 118. Die Anzahl der im Lande lebenden Fremden belief sich auf 6187 Köpfe. Die Japaner führen die Register des bürgerlichen Standes, aus denen sich ein bedeutender Ueberschuß der Geburten ergibt, sehr genau; so zählte man z. B. 1881 deren 941 343 und 686 064, was dem Verhältnis von 137 : 100 entspricht. Die Bevölkerung von Tokio betrug 1883 823 557 Seelen, hieran reihte sich Osaka mit 293 681 Bewohnern.

(Ausland Nr. 25, 1884.)

Sprechsaal für jedermann.

Sehr geehrte Redaktion der „N. W."

Verzeihen Sie, daß ich Ihre kostbare Zeit mit diesen Zeilen in Anspruch nehme. Für mich allein hätte ich auch die Courage nicht gehabt, Ihnen zu schreiben; aber die „Frühmeß" hat es beschlossen und da mußte ich mich eben fügen. Wenn Ihnen mein Brief nicht gefällt, so lassen Sie ihn eben in den unersättlichen Schlund Ihres Papierkorbs wandern, aber fertigen Sie mich nur nicht mit einer spöttischen Briefkastenantwort ab, wie es viele Redakteure illustrirter Zeitschriften machen. Ich muß Ihnen sagen, daß mir das niemals gefallen wollte, es ist so eine Art geistiges Prozentum. Denn ob ein großer Kapitalist einen armen Teufel von Stromer hochmütig abfahren läßt, oder ein großer geistiger Kapitalist einen Menschen von geringer Bildung, der nicht kann wie er möchte, höhnisch abfertigt, das scheint mir so ziemlich auf eins hinauszukommen. Und nichts schneidet einem mehr in die Seele, als wenn man ausgelacht wird, wo man Lorbeeren einzuheimsen gedachte*). Doch ich sehe, daß ich schon zu Anfang in meinen vermaledeiten Fehler der Weitschweifigkeit verfalle. Zur Sache also; doch vorher muß ich Ihnen sagen, wer die „Frühmeß" ist. Sie meinen vielleicht gar ein Frauenzimmer? Fehlgeschossen! verzeihen Sie, ich wollte sagen au contraire, im Gegenteil, es ist ein männliches Individuum, oder vielmehr nicht blos eins, sondern mehrere. Wir sind nämlich eine kleine Gesellschaft von Arbeitern. Alle vierzehn Tage am Sonntag Vormittag, wenn die Glocken zusammenläuten und andere

*) Der Hieb ist nicht übel, und säße auch bei uns — — wenn er nicht zu pariren wäre. Wie — sagt eine der ersten drei Nummern des neuen Jahrgangs. Die Red.

Christenmenschen in die Kirche gehen, kommen wir im „schwarzen Bock“ zusammen, wo ein ausgezeichnetes Münchener Eberlbräu extra für uns angestochen wird. Stöcker und Reichensperger werden sich gewaltig ärgern, wenn sie das erfahren; wir haben aber nach dem einen wie nach dem andern nichts zu fragen. Glauben Sie aber nicht, daß da blos gekneipt wird, oder gekartet oder politisch gekannegießert; nein, wir haben auch unser Andachtsbedürfnis und wollen auch erbaut sein, vom Pfarrer freilich nicht und auch nicht vom Freidenkerpfarrer. Was den lezteren betrifft, so sind wir der Ansicht, daß für jeden vernünftigen Menschen die christlichen Dogmen längst eine abgetane Sache sind und halten es daher für reine Zeitverschwendung, wenn man Sonntag für Sonntag beweisen hört, daß Christus ein Mensch gewesen ist, wie alle andern Menschen auch, und daß die Bibel ebensowenig unfehlbar ist, wie irgend ein anderes Buch, und dergleichen. Das kommt uns vor, wie wenn man einem, der schon tot ist, immer noch mit Stich und Hieb zu Leib rückt, um ihn noch toter zu machen. Heutzutage tut etwas anderes not, als beständig in religiöser Aufklärung zu machen, besonders in Kreisen, welche schon längst aufgeklärt sind. Ja, wenn in der Freidenkergemeinde belehrende Vorträge gehalten würden, aus den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft, da doch der Arbeiter ohnehin so wenig Zeit hat, die von Tag zu Tag anwachsenden Schäze der Wissenschaft kennen zu lernen, würden wir unter Umständen auch dahin gehen. So aber ziehen wir es vor, uns auf unsere eigene Weise zu erbauen. Wir halten nämlich die „Neue Welt“ und in der Sonntagsfrühmesse werden die belehrenden Artikel der neuesten Nummer vorgelesen (die Erzählungen liest man zu Hause für sich) und hernach wird eine gemütliche Diskussion über das Gelesene eröffnet. Wer etwas zu bemerken, zu fragen, zu beanstanden hat, bringt es vor, ein Wort gibt das andere, man klärt sich gegenseitig auf, regt sich wechselseitig an und geistig erquickt geht man Mittags auseinander. So halten wir es schon gegen zwei Jahre. Und nun hören Sie, geehrter Herr Redakteur, welche Erörterung sich über Nummer 20 entsponnen hat. Es betraf das Gedicht: „Die beiden Könige“ von Emanuel Geibel. Als das Gedicht vorgetragen wurde, stuzten wir ein wenig, und manche von unserer Gesellschaft rissen sogar schlechte Wize darüber. Poesie hat das Ding verflucht wenig, äußerte einer, ein Schriftsezer, der sich besser auf Gedichte versteht als wir andere, weil er schon mindestens ein ganzes Schock Lyriker gesezt hat. Auch ist der Reim in der vierten Strophe unrein, sezte er hinzu: Zorn und geschwor'n sind nicht gleichtönend. Ich weiß nicht, meinte ein anderer, was da Merkwürdiges passirt ist, wenn zwei Könige wegen eines Frauenzimmers einander totschlagen. Auch könnten es ebensogut zwei Bauernburschen sein, die wegen eines Mädels sich gegenseitig windelweich prügeln. Ein dritter fing mit dröhnendem Bierbaß zu singen an:

> Zwei Löwen gingen einst selband
> In einem Wald spazoren
> Und haben da vor Wut entbrannt
> Einander aufgezohren.
> Hi ha hopsasa,
> Valleri, Juchheirassa,
> Von England nach Amerika
> In einem Wald spazoren.

Eine ungeheure Lachsalve folgte, worauf der Sänger fortfuhr:

> Da kamen eines Tags daher
> Des Wegs zwei Leute edel,
> Die fanden von dem Kampf nichts mehr
> Als beider Löwen Wedel.
> Hi ha hopsasa 2c.
>
> Daraus geht nun für Groß und Klein
> Die weise Lehr hervor:
> Selbst mit dem besten Freunde dein
> Im Walde nie spazor!
> Hi ha hopsasa 2c.

Die humoristische Stimmung, welche dieser Gesang hervorrief, wurde noch gesteigert, als der Schriftsezer sagte: man könnte den Inhalt des in Rede stehenden Geibel'schen Gedichts viel kürzer mit einem Vers à la Klapphorn ausdrücken, etwa so:

> Zwei Könige liebten ein Frauenzimmer.
> Das war sehr schlimm; doch es kam noch schlimmer.
> Sie packten einander wütend am Kragen
> Und haben sich mausetot geschlagen.

Meine Herren, begann ein vierter, ein Mechaniker, ich bitte Sie, das Gedicht nicht von der komischen Seite zu nehmen. Ich finde darin eine allerdings etwas versteckte Moral. Der Dichter wollte diese beiden Könige als Muster und Vorbild aufstellen. Es gab Zeiten, wo ein solcher Anlaß zum casus belli geworden wäre, der ganze Nationen in einen fürchterlichen Krieg verwickelt hätte. Hat doch sogar im griechischen Altertum eine ähnliche Ursache den berühmten trojanischen Krieg entzündet. Ganz Griechenland rückte gegen Troja aus, weil der Trojanerprinz Paris die schöne Helena dem Menelaos, König von Sparta, entführt hatte. Die Geschichte berichtet von zahlreichen Kriegen, die um noch weit geringfügigere Ursachen ausgebrochen sind. Wie schön, wie edel war es daher von diesen beiden Geibel'schen Landesvätern, daß sie die Sache in höchsteigener Person zum Austrag brachten, statt das Blut ihrer Untertanen um einer Schürze willen vergießen zu lassen. Da fällt mir eine Pfeffel'sche Fabel ein, welche überschrieben ist:

Rezept wider den Krieg.

> Die Löwen fielen mit den Bären
> In einen fürchterlichen Krieg;
> Wie Wasser floß in beiden Heeren
> Das Blut. Der flatterhafte Sieg
> Wand diesem hier, dort jenem Kronen.
> Der Kern der beiden Nationen
> Lag schon im trunknen Sand verscharrt.
> Schach Löwe rief den Leopard
> Um Beistand an. Die fernen Zonen
> Der Tobolskiten und Huronen
> Verstärkten des Czar Bären Macht.
> Der schlaue Pez, ein weißer Lappe,
> Ward just beim Anfang einer Schlacht
> Zum Heer der Bären eingebracht;
> „He! warum kriegt man, Oheim Rappe?“
> Sprach er zu einem Grenadier
> Aus Polen. — „„Weil der Fürst der Leuen
> Den unsern foppte."" — „Lappereien!“
> Rief Pez; „Ha, Brüder, ihr seid dumm
> Wie Menschen! Laßt die Narrn sich schlagen,
> Und kehrt in eure Höhlen um:
> Was gilts, sie werden sich vertragen?“
> Die Nachbarn brummten Pezens Rat
> Von Glied zu Glied. Im Hui erfuhren
> Die Gegner ihn durch die Panduren
> Der Vorwacht. Hauptmann und Soldat
> Zog ab, bis auf die zwei Monarchen.
> Sie mochten bitten, brüllen, schnarchen —
> Umsonst! man ließ sie flehn und drohn.
> Und weil sie unter beiden Schaaren
> Zum Glück die feigsten Memmen waren,
> So schlichen sie sich auch davon.

Ich finde es recht unartig von den beiden Majestäten, bemerkte Elsbet, die schmucke Wirtstochter, welche einige Zeit die Unterhaltung mit angehört hatte, daß sie um das Mädchen raufen wie um eine Kuh, als ob es sich von selbst verstünde, daß sie des Siegers Eigentum sein müsse, gleichviel ob sie ihn liebt oder verabscheut. Wäre ich an deren Stelle gewesen, ich wäre dazwischen getreten und hätte gesagt: Gemach, meine Herren, stecken Sie Ihre Schwerter ganz ruhig wieder ein und lassen Sie mich selbst entscheiden, welchem von euch beiden ich angehören will. Wahrscheinlich hätte ich dann beiden einen Korb gegeben, in den sie sich hätten teilen können. Und ein Korb ist noch immer nicht so schlimm als das Schwert des Gegners im Leibe. — Mulier taceat, brummte der griesgrämige Doktor in den Bart, der ab und zu unserer Frühmeß anwohnte. Laut aber sagte er: Immer besser so, als wenn der Dichter den Stoff im Sinne der Vorrednerin zu einem mehrbändigen Roman verwässert und den Leser durch eine endlose Reihe sentimentaler Rühr-, respektive Großmutszenen und hohler Phrasendreschereien hindurchgequält hätte. Wenn ich sage gequält, so meine ich natürlich nur die handvoll Leser von Verstand, nicht die große Kundschaft der Leihbibliotheken, welche derartigen Quark mit Heißhunger verschlingt. Unsere Dichter sind aber leider Gottes so — wie sage ich nur gleich? na naiv meinetwegen, daß sie meinen, jeder Roman müsse sich um eine Liebes- und Heiratsgeschichte drehen; als ob das Menschenleben nicht auch von anderen, zum Teil weit mächtigeren und männlicheren Triebrädern in Bewegung gesezt würde, von Triebrädern, welche viel interessantere Konflikte und erschütterndere Katastrophen bewirken. So kommt es, daß die meisten Romane, statt in die Beleuchtung der Poesie gerückte Lebensbilder zu sein, vielmehr eine phantastische, erlogene Welt vorführen, wie sie weder war, noch ist, noch jemals sein wird, kann oder soll. Selbst die wenigen wahrhaft bedeutenden Romanschriftsteller, welche in der Tat großartige Freskogemälde aus dem Menschen- und Völkerleben der Gegenwart entwerfen, glauben, diese ihre Gemälde in einen erotischen Rahmen spannen zu müssen, wobei es sich in der Regel immer darum handelt, ob die Verliebten in den alleinseligmachenden Hafen der Ehe einlaufen können oder nicht. Sogar ein Schiller hat seinen Wallenstein mit der mir unausstehlichen Theklafigur verunziert. Und da die Wiese Amors schon an allen Ecken und Enden abgegrast ist, so martern sie ihr eigenes großes und kleines Hirn und den Geist ihrer Leser mit szenischen und psychologischen Subtilitäten, die ebenso originell als unwahr sind. Da lobe ich mir den kleinen Roman in unserem Gedicht, der neben dem Vorzug der Wahrheit den der Kürze hat. Was liegt daran, ob Könige oder Kanzlisten die Helden sind, ein König ist auch ein Mensch sozusagen.

Da es bereits zwölf Uhr geschlagen hatte, wurde die Versammlung geschlossen. Doch wurde mir als Schriftführer der Auftrag erteilt, Ihnen, geehrter Herr Redakteur, über unsere Verhandlung Bericht zu erstatten, was ich so treu als möglich hiemit getan habe.

Indem ich Ihnen zugleich für die gediegene Belehrung und Unterhaltung, die Sie uns durch die „N. W.“ jederzeit verschaffen, aufrichtigen Dank sage, verbleibe ich hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

N., 15. Juli 1884. K. Fischer, Buchbinder.

Für unsere Hausfrauen.

Ueber die Konservirung des Fleisches.

II.

D. Konservirung des Fleisches durch fäulniswidrige Stoffe.

13) Kohlensäure.

In England hat man in neuerer Zeit folgendes Verfahren zur Konservirung des Fleisches in Anwendung gebracht. Man tötet die Tiere, indem man sie Kohlensäure einatmen läßt. Die Leiche wird dann wie gewöhnlich behandelt. In einem gemäßigten Klima läßt man sie erkalten, bringt sie dann in eine hermetisch verschlossene Kiste, in die man mittels eines Blasebalgs Kohlensäure mit Stickstoff vermischt einbläst. Nachdem das Fleisch eine Zeitlang der Einwirkung dieser Gase ausgesetzt war, bringt man es in eine andere Kiste, die Kohlen in einem Schwefelsäurebade enthält. Die Mischung teilt nach und nach ihre Säure dem Fleische mit. Hammelfleisch behandelt man so 8 Tage, Schweinefleisch 10 Tage und Ochsenfleisch 18 Tage; alsdann wird das Fleisch einige Tage einem abkühlenden Luftzuge ausgesetzt und so ist das Fleisch zur Verpackung fertig.

14) Kohlenoxydgas.

Gambee macht von Kohlenoxydgas für die Konservirung des Fleisches einen mehrfach belobten Gebrauch. Die Tiere werden mit dem erwähnten Gase betäubt, dann geschlachtet und zerlegt. Das Fleisch kommt in dicht schließende Kästen, in deren doppeltem Boden sich mit schwefliger Säure gesättigte Kohle befindet. Zunächst wird die Luft aus diesen Kästen ausgepumpt, durch glühende Kohle geleitet und wieder eingeführt. Nachdem so der atmosphärische Sauerstoff vollständig aus den Gefäßen entfernt ist, öffnet man die Kohlenbehälter und läßt die schweflige Säure eintreten. Nach 10—12 Tagen ist durch die allmälich verlaufende Diffusion das Fleisch vollständig mit schwefliger Säure gesättigt und hält sich nun lange Zeit. Der Genuß solchen Fleisches soll nicht schädlich sein.

15) Komprimirte Gase.

Paul Bert und Albaro Reynoso haben ein Fleischkonservirungsverfahren angegeben, bei dem das frische Fleisch in gasdichten Behältern einem erhöhten Luftdruck ausgesetzt wird. Die Erfinder überzeugten sich nämlich, daß verdichtete Gase aller Art die Fäulnis behindern. Ein Rinderviertel, welches vom 20. September 1875 bis zum 27. März in der angegebenen Weise behandelt wurde, erwies sich bei der Visitation wie frisches Fleisch.

Wendet man statt atmosphärischer Luft Kohlenoxyd zur Konservirung an, so bekommt das Fleisch nach Reynoso eine schön dunkelrote Farbe; bei Anwendung anderer Gase, als Wasserstoff, Stickstoff u. s. w., verändert es seine Farbe nicht.

Petersilie und Sellerie im Winter stets frisch zu erhalten. Man schneidet im Herbste, gleich nachdem die Wurzeln aus der Erde genommen sind oder auch erst später im Winter, wenn das grüne Laub an den Wurzeln seine frische Farbe zu verlieren anfängt, von den in der Küche verbrauchten Wurzeln den Kopf einen halben bis einen ganzen Fingerbreit so eben als möglich ab, damit der abgeschnittene Teil, ohne umzufallen, aufgestellt werden kann. Diese Stücke werden auf den Boden einer flachen Schüssel oder eines Tellers dicht nebeneinander aufgestellt. Man wählt die Größe des Gefäßes nach dem Vorrate der Stücke, damit man es ganz mit demselben füllen kann, sonst fallen sie bei jeder Berührung des Gefäßes um. Die Wurzeln von mittlerer Größe sind die zweckmäßigsten; die Abschnitte von gar zu großen Wurzeln nehmen zu viel Raum ein, und von den gar zu kleinen ist der Auswuchs zu schwach. Wenn das Gefäß gefüllt, oder doch alle vorhandene Stücken in dasselbe gestellt sind, gießt man so viel weiches Wasser in dasselbe, daß es bis an den Auswuchs der Blätter reicht. Man braucht aber diese Höhe des Wassers nicht fortwährend gleich zu erhalten, sondern es genügt, daß man frisches Wasser nachschüttet, wenn es fast ganz vertrocknet ist; auch schadet es nicht, wenn diese Stücke einige Stunden ohne Wasser in den Gefäßen bleiben. Das stärkere oder schwächere Wachstum hängt von der Wärme des Zimmers oder der Küche ab, wo sich die Gefäße befinden; jedoch kann man annehmen, daß die Abschnittlinge in 10 bis 15 Tagen hinlänglich zum Abschneiden auswachsen. Beim jedesmaligen Abschneiden der Blätter und so oft man bemerkt, daß die Blätter von einem Stücke weniger frisch aussehen, oder größere Blätter nicht aufrecht stehen, muß man das Stück untersuchen; findet man, daß zufällig dasselbe zu lange aus dem Wasser war, so wird es sich, nachdem man es wieder in dasselbe gebracht hat, bald erholen; wenn aber einige Wurzelteile beim Drücken weich erscheinen, so ist das der Anfang zur Fäulnis, und diese müssen durch frische ersetzt werden. Ueberhaupt muß man dafür sorgen, daß kein Kopf in Fäulnis übergeht, ein solcher verbreitet einen übeln Geruch und es können dadurch auch leicht gesunde Stücke angesteckt werden. Auch die Köpfe von Sellerie wachsen auf diese Weise, man muß aber die Abschnittlinge nur von kleiner, sogenannter „Suppensellerie“ machen, es wachsen aber dieselben Abschnitte nicht so bald und so stark, als die von den Petersilienwurzeln. Sollte man bemerken, daß das Wasser in den Gefäßen einen übeln Geruch bekäme, nehme man sämmtliche Wurzelstücke heraus, reinige das Gefäß mit heißem Wasser, stelle, nachdem es trocken geworden, die Stücke wieder wie zuvor hinein und gieße frisches, reines Wasser darauf.

Literarische Umschau.

Von Ozean zu Ozean. Eine Schilderung des Weltmeeres und seines Lebens. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen. A. Hartlebens Verlag. Wien, Pest und Leipzig. Vollständig in 30 Lieferungen à 60 Pf. (= 30 Kr. = 80 Cts.).

Bezüglich des Inhalts, den der Verfasser seinem Werke zu geben beabsichtigt, sagt der Prospekt der Verlagshandlung Folgendes: „Das, was man gemeinhin Ozeanographie nennt, die Kenntnis der physikalischen Verhältnisse des Meeres, würde für unsere Schilderungen einen zu engen Rahmen abgeben. Wir erweitern ihn also und ziehen alles in den Bereich unserer Schilderungen, was irgendwie in rein naturwissenschaftlicher, geographischer, etnographischer oder kulturgeschichtlicher Hinsicht mit dem Meere zusammenhängt. — — Diesem weitläufigen, zu einer förmlichen Ozeankunde sich erweiternden Programme gemäß wird das Werk in nachfolgende Hauptabteilungen zerfallen: 1. das Meer (Physik des Meeres); 2. die Ozeane (Küsten und Inseln, Topographie der Ozeane); 3. die Organismen im Meere (Pflanzen- und Tierleben); 4. das Leben auf dem Meere (Etnographie, Fischer- und Schifferleben); 5. das Meer im Kulturleben (Kosmogenie, Geschichte und Sage, Handel und Seewesen, die Poesie des Meeres). Auch diesem Werke haftet der karakteristische Zug unserer Literaturperiode an, das Streben nach dem Vielumfassenden, den Gegenstand in Umfang und Tiefe Erschöpfenden, in allen seinen Beziehungen mit allen Mitteln der Wissenschaft und Technik Darstellenden an. Die uns vorliegenden zehn ersten Lieferungen erfüllen was der Prospekt verspricht, in Wort und Bild, durch das leztere in Schwarz- und Buntdruck, in Karten, Plänen und Zeichnungen jeder Art das erstere ergänzend, anziehender und verständlicher machend. Sobald das Werk vollständig in unsern Händen ist, werden wir auf dasselbe ausführlicher zurückkommen.

Rätsel.

Mit L kann es und tuts fast jeder,
Mit T in der Regel nur geistliche Herrn,
Mit S verschmähn's oft Geistliche weder,
Noch Laien, doch besser sie hielten sich's fern.
Mit H hat es jeder am liebsten von Gold,
Mit R jedoch kein Mensch es lieben sollt.

Rebus.

Nr. 7. Erscheint monatlich einmal. Preis pro Nummer 10 Pfennig. August 1884.

Der wahre Jacob

Illustrirtes humoristisch-satirisches Monatsblatt.

Blitzdrahtmeldungen. 1884. 1. August.

Berlin. Die „Nordd. Allg. Ztg.“, das Organ für Agrarier und andere wohlthätige Zwecke, theilt mit, daß der Bauernstand der Kern der Bevölkerung sei. Da der Bauer aber, wie männiglich bekannt, auf den Hund gekommen ist, so ist es an der Zeit, auf einen andern Kern aufmerksam zu machen. Hierzu drahtet man uns aus

Dresden. Dem Reichstagsabg. Ackermann wurde für seine Innungsanträge von den kernigen Handwerksmeistern ein Fackelzug gebracht. Neu an lezterem war, daß alle Fackelträger rückwärts marschirten. Dies hat so gefallen, daß seit der Zeit in Dresden alles verkehrt geht.

Leipzig. Die bekannten fünf S wurden auf dem Schützenfest brillant zur Geltung gebracht. Es wurde Erstaunliches im Schießen, Saufen, Schmausen, Singen und Schwätzen geleistet.

London. Die engl. Regierung will der deutsch-freisinnigen Partei einige Millionen zur Reichstagswahl zur Verfügung stellen, damit sie in größerer Anzahl im Reichstage erscheinen kann, um für die Interessen der Industrie und des Handels Englands zu wirken. Man glaubt, daß diese Kapitalanlage eine recht profitable werden wird.

Paris. Auf dem abgehaltenen Nationalfest wurden in Ermangelung anderer nationaler Bethätigung einige Deutsche durchgehauen.

Die gute alte Zeit.

Doch das Schönste an Ruinen
Ist, daß sie Ruinen sind.

Fern liegst du hinter uns in grauer
Und dämmernder Vergangenheit,
Und Mancher sieht zurück voll Trauer
Auf dich, du gute, alte Zeit,
Die du mit segensreichen Gaben
Dies holde Dasein einst gewürzt;
Doch die modernen Zeiten haben
Uns in Verderbniß tief gestürzt.

Wie grüßte einst von wald'gen Höhen
Herab manch stolzes Ritterschloß,
Aus dessen Thor wie Sturmeswehen
Die reis'ge Schaar herniederschoß!
Sein Gut ließ Kaufmann da und Bauer
Und ritterlich war der Erwerb,
Doch ach, wie wird er heute sauer,
Und Ritterspiel heißt Zeitverderb.

Im Walde lag manch trautes Kloster;
Die Mönch' und Nonnen, fett und breit,
Sie beteten ihr Paternoster
In weihevoller Einsamkeit.
Der Bürger und der Bauer trugen
Herbei den Speck, das Brot, den Wein —
Wie damals mild die Herzen schlugen
Und heute sind sie hart wie Stein!

Ach, erst der neuen Zeit Erkenntniß
Berückt' das Volk mit arger List
Und bracht' ihm grausam zum Verständniß,
Daß es so schwer beladen ist!
Doch einstens all' die Herren schrieben
Latein und sprachen's fertig ganz;
Wie glücklich war das Volk geblieben
In seiner süßen Ignoranz!

Ein böses Weib ist eine Plage
Und seines Gatten Noth ist groß.
Wie häufig kommt er dieser Tage
Davon auf Lebenszeit nicht los!
Die guten, alten Zeiten kennen,
Dafür ein Mittel, das jetzt neu:
Man ließ als Hexen sie verbrennen,
Die bösen Weiber, und war frei.

Mit Spöttern und mit Lästerzungen,
Die schon so viel Malheur gebracht,
Ist man energisch umgesprungen
Und kurz ward der Prozeß gemacht.
Hatt' Obrigkeit und Gott ein „Denker“
Gelästert, solch ein frecher Tropf,
So legt' fein säuberlich der Henker
Ihm vor die Füße seinen Kopf.

Wollt' Einer nicht gestehn die Sünde,
Vom bösen Geiste aufgehetzt,
So wurden solchem Teufelskinde
Die Daumenschrauben angesetzt;
Der span'sche Stiefel macht' nothwendig —
Er war wohl Keinem je zu weit —
Auch den Verhärtetsten geständig.
Das war die gute, alte Zeit.

Es trug das gute Volk vom Morgen
Zum Abend all' sein Joch so gern,
Die Obrigkeit hatt' vorzusorgen,
Daß böse Buben blieben fern;
Hatt' sich ein solcher eingeschlichen,
Der sich zu lästern unterstand,
Der ward mit Ruthen ausgestrichen
Und aus dem Weichbild noch verbannt.

Was sind wir heut für arme Schlucker
Vor solcher Zeiten Glanz und Pracht!
Drum sehnen Junker auch und Mucker
Die Wiederkehr herbei mit Macht,
Die Wiederkehr der alten, guten
Und längstentschwundnen goldnen Zeit,
Um auszustreichen uns mit Ruthen
Für unsere Fürwitzigkeit.

Die Parlamentsreform.

Alle einsichtsvollen und tugendhaften Männer sind längst zu der Ueberzeugung gekommen, daß die vielen Reden im Reichstag ein Krebsschaden sind, der am Marke der Nation frißt. Der wackere Bürger, dessen erste Pflicht im Staate die Ruhe ist, wie kann er sich der Ruhe hingeben, wenn halbe Jahre lang fast täglich im Reichstage aufregende Reden gehalten werden? Der biedere Bürger müßte Fischblut in den Adern haben, wenn er ruhig dabei bleiben könnte, wenn er liest, wie die wohlgemeinten und tiefsinnigen Anträge des Herrn Hofraths Ackermann von der linken Seite mit allen Ausflüssen einer verdorbenen Gesinnung bekämpft werden. Und wie muß die Entrüstung des Bürgers steigen, wenn er wahrnimmt, daß jene Parlamentarier für ihre gemeinschädliche und gemeingefährliche Thätigkeit auch noch Diäten zu verlangen sich anmaßen!

Diesem Uebel muß abgeholfen werden. Aber wie? Wenn man der Presse die Berichterstattung verbieten, die Reden nicht mehr stenographiren und dem Publikum allen und jeden Zutritt zum Parlamentsgebäude verwehren würde — nun, dann gingen uns ja auch die Reden der edelsten und besten Männer der deutschen Nation, der Herren Ackermann, Kleist-Retzow, Minnigerode, Unruhe-Bomst und Köller verloren und man würde den guten Bürger noch mehr schädigen. Aus demselben Grunde kann man auch nicht, was sicherlich das Einfachste wäre, die Parlamente ganz abschaffen.

Das würde auch aussehen, als fürchtete man sich vor den Parlamenten. Ein fügsames Parlament aber ist der beste Beweis, daß die Regierung stark ist. Also machen wir es fügsam!

Nichts leichter als dies, wenn man Muth und Energie hat.

Die Regierung hat zwar vor einigen Jahren einen Versuch gemacht mit der Vorlage eines Strafgewaltgesetzes. Aber das war zu wenig. Im Namen der guten konservativen Bürger verlangen wir mehr.

Wie wir hören, soll ein bekannter konservativer Abgeordneter beim Frühschoppen den Vorschlag gemacht haben, den Präsidenten des Reichstags mit jenem Wurfinstrument, der „Schippe", auszurüsten, dessen sich die Schäfer bedienen. Sie schleudern damit aufgeraffte Erde, Sand und Lehm nach den Schafen, die der Heerde nicht folgen wollen. Nach jenem Vorschlage sollte der Präsident befugt sein, mit dem Wurf einer solchen „Schippe" alle diejenigen Abgeordneten zur Ruhe zu mahnen, die einen Redner unterbrechen. Allein man konnte sich nicht einigen, ob man Lehm oder gewöhnliche Erde dazu verwenden solle und dann befürchtete man, der Wurf mit der Schippe möchte auch Herrn von Köller nicht erspart bleiben, der doch der guten konservativen Sache so ausgezeichnete Dienste zu leisten pflegt. So kam nichts zu Stande.

Allein dieser an sich vortreffliche Gedanke hat uns eine Anregung gegeben, die wir der deutschen Nation nicht vorenthalten wollen.

Man kennt die Geschichte vom Schwert des Damokles. Wir meinen indessen nicht jenes Schwert, das der König Dionysius von Syrakus über dem Haupte seines Schmeichlers Damokles an einem Pferdehaar aufhängen ließ, sondern jenes amüsantere Damoklesschwert von Holz, das man häufig in den Wirthshäusern über dem Stammtisch hängen sieht. Sowie einer der Stammgäste etwas erzählt, was wie eine Aufschneiderei sich anhört, wird das Damoklesschwert auf sein Haupt herabgelassen und eine große Klingel ertönt.

Wie herrlich läßt sich eine solche Einrichtung gegen die parlamentarischen Ruhestörer verwerthen!

Zu diesem Zweck muß ein großartiger elektrischer Apparat konstruirt werden, dessen Drähte durch den ganzen Sitzungssaal des Reichstags laufen. Ueber dem Sitze eines jeden Abgeordneten ist ein Damoklesschwert mit einer großen Glocke angebracht, das sofort herabfällt, wenn man auf einen Knopf drückt, der am Präsidialtische angebracht ist. Ueber der Rednerbühne aber schwebt ein mächtiges Exemplar eines Damoklesschwertes, das vom Präsidenten selbst gehandhabt wird. Für die Handhabung des elektrischen Apparats sind vier Beamte angestellt, die auf Befehl des Herrn Präsidenten schnell auf den richtigen Knopf drücken.

Natürlich muß in die Geschäftsordnung ein Paragraph aufgenommen werden, demzufolge die Abgeordneten bei ihrer Anwesenheit auf ihrem Platze zu sitzen haben, wenn sie sich nicht auf der Rednerbühne befinden. Zuwiderhandeln gegen diese Vorschrift zieht den Verlust des Mandats nach sich.

Der Herr Präsident wird das Damoklesschwert auf das Haupt aller Abgeordneten fallen lassen, die gegen einen Antrag der Regierung oder der konservativen Partei sprechen oder den Redner mit Zwischenrufen belästigen.

Auf wessen Haupt dreimal das Damoklesschwert gefallen ist, der wird ausgeschlossen und ist für Lebenszeit nicht mehr wählbar.

Damit hört endlich der Fluch der parlamentarischen Opposition auf und das deutsche Volk, aus der Knechtschaft des parlamentarischen Geschwätzes erlöst, wird frei und glücklich sein!

Die kurirte Spiritistin.

Eine Geschichte zur Warnung von **Hans Flux.**

Das blasse Aennchen war ein ätherisches Wesen und sprach sehr viel von übersinnlichen und überirdischen Dingen. Sie sah viel in den Mond und seufzte viel, so daß ihr Bräutigam, der junge Theobald Müller, ganz unglücklich darüber war. Er liebte Aennchen von Herzen, aber sie träumte ihm zu viel. Und von wem träumte sie? Von einer verstorbenen Freundin, von einer gewissen Margarethe, die noch blässer und ätherischer als Aennchen und deßhalb deren Ideal gewesen war.

Die Sache war an sich nicht so schlimm, sie wurde es aber, als auf dem Schauplatze eine Dame erschien, die sich für ein „Medium" ausgab, die also die Geister Verstorbener erscheinen lassen zu können behauptete. Miß Stahel — so nannte sich diese Wunderthäterin — gab sich für eine Amerikanerin aus. Sie mochte etwa sieben- bis achtunddreißig Jahre zählen, war lang und hager und gab sich gerne die Attitude einer Prophetin.

Für die Abergläubischen kam Miß Stahel wie gerufen. Man darf nicht glauben, daß nur alte Weiber noch abergläubisch sind; die jungen sind es leider auch und die Männerwelt gibt dem schöneren Geschlecht in dieser Sache nichts nach.

Es versteht sich ganz von selbst, daß auch das blasse Aennchen alsbald sich dem großen Schwarm derer anschloß, die sich zu den Bewunderern der Miß Stahel zählten. Miß Stahel war auch gar nicht spröde gegen Aennchen; sie versprach ihr, den Geist der verstorbenen Margarethe erscheinen zu lassen, sobald sie nur erst ihre dringendsten „Arbeiten" erledigt habe. Die Dringlichkeit dieser Arbeiten wurde natürlich nach dem Honorar bemessen, das Miß Stahel für ihre Geisterbeschwörungen bekam.

Herr Theobald Müller, ein durchaus praktischer und nüchterner Mann, bemerkte mit vielem Kummer die Hinneigung seiner Braut zu der neuen Prophetin aus dem Westen. Da er jedoch Aennchen aufrichtig liebte, so beschloß er den Versuch zu machen, sie von ihrem Aberglauben zu bekehren. Er suchte sie also nicht zurückzuhalten, sondern stellte sich, als sei er der Sache selbst nicht abgeneigt, und erbot sich, Aennchen in die „Spiritistensitzung" zu begleiten, in welcher der Geist der verstorbenen Margarethe erscheinen sollte. Aennchen war darüber hocherfreut und küßte Theobald so zärtlich, wie sie sonst nie gethan. Das kränkte ihn zwar, aber er verbarg seinen Groll so gut es ging.

Endlich kam der ersehnte Abend und Theobald erschien mit Aennchen in dem Salon der amerikanischen Zauberin. Die anwesende Gesellschaft bestand zum Theil aus gläubigen Spiritisten, zum Theil auch aus Neueingeführten. Aennchen war fieberhaft aufgeregt, Theobald ruhig. Die Amerikanerin betrachtete ihn argwöhnisch, aber er blieb gemessen und kalt.

Bald begann nun auch die Vorstellung. Am Ende des Salons befand sich eine Nische, die mit einem dunklen Vorhang geschlossen war. In dieser Nische wurde Miß Stahel mit Stricken gefesselt, bei welchem Geschäft ihr Bedienter eifrigst half. Die Anwesenden hatten sämmtlich Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß das „Medium", das die Geister anlocken sollte, gebunden am Boden lag. Dann nahmen Alle an der großen Tafel Platz, die in der Mitte des Salons stand und man schraubte die Lampen herab, so daß nur noch ein schwacher Lichtschimmer in den Saal fiel. Dann bildete man die Kette, das heißt, man plazirte sich so, daß immer ein Herr und eine Dame mit einander abwechselten, und man hakte die kleinen Finger ein, so daß sämmtliche Personen auf diese Weise mit einander verbunden waren und immer ein Herr die kleinen Finger zweier Damen, immer eine Dame die kleinen Finger zweier Herren hielt. Die Anwesenden hatten feierlich versprechen müssen, in dieser Stellung zu verharren und unter keiner Bedingung die Kette zu brechen, was auch im Saale vor sich gehen möge. Nur der Bediente von Miß Stahel befand sich nicht in der Kette.

Man sang nun etwa zwanzig Minuten lang dieselbe Strophe eines geistlichen Liedes und die Anwesenden wurden erregt. Selbst der ungläubige Theobald konnte sich einem solchen Einfluß der Situation nicht

Die kreißenden Berge.

Die Nationalen tagten
Gar fröhlich in Berlin;
Von Ihrer Auferstehung
Sie sprachen her und hin,
Und große Pläne wurden
Geplant bei großem Schmaus:
Die Berge gehen schwanger
Und gebären eine Maus.

Der Fortschritt sich vermählte
Mit Fräulein Sezession.
Als Hort der Freiheit wurde
Gepriesen Beider Sohn.
Doch bei dem Sozialisten-
Gesetz stellt sichs heraus:
Die Berge gehen schwanger
Und gebären eine Maus.

Herr Windthorst stellte neulich
Sich auf das Hinterbein,
Und brachte seinen Antrag
Mit großem Pathos ein.
Doch zog er selbst zurück ihn,
Als stimmen sollt' das Haus.
Die Berge gehen schwanger
Und gebären eine Maus.

Sozialreform! So lautet
Des Kanzlers Losung jetzt.
Sogar das Recht auf Arbeit
Hat er zum Ziel gesetzt.
Es lebt der Proletarier
Wohl bald in Saus und Braus? —
Die Berge gehen schwanger
Und gebären eine Maus. -e-

Max Hirsch ohne Wahlkreis.

Da Max Hirsch in keinem Wahlkreis zweimal aufgestellt wird, weil die Wähler nach einer Session mehr als genug von ihm haben, so befindet er sich jetzt auf der Suche nach einem neuen Kreise. Der Unglückliche kann aber keinen finden. In seiner Noth hat er sich an das unentgeltliche Auskunftsbureau des „Wahren Jakob" gewendet, von wo ihm denn auch der freundschaftliche Rath ertheilt worden ist, mit einer Kandidatur zu warten, bis das deutsche Reich in Südafrika Kolonien erworben haben wird. Die daselbst wohnenden Kaffern und Hottentotten, die dann doch auch im Reichstage eine Vertretung haben müssen, werden den in ihren Augen hochverdienten Sozialpolitiker Dr. Max Hirsch sicherlich mit dem größten Vergnügen zu ihrem Abgeordneten wählen.

Eine dichterische Preisaufgabe.

Unter dieser Ueberschrift macht Herr J. Baring, Hofbesitzer in Ersehoff, bekannt, daß „zur weitern Verbreitung gerechter agrarischer Bestrebungen, insbesondere für genügende Schutzzölle, Steuer-Reform u. s. w., der Ausschuß der deutschen Landwirthschafterpartei einen Preis auf das beste agrarische Gedicht ausgesetzt hat." — Der „Wahre Jakob" steht nicht an, sofort an dieser Preisbewerbung teilzunehmen, trotzdem über den Preis selbst noch ein geheimnißvolles Dunkel zu schweben scheint:

Amerikanisch Fleischverbot
Wird generalisirt,
Was scheeret uns der Armen Noth —
Agrarierthum florirt!

Getreidezoll von einer Mark
Wird zwanzigfach vermehrt,
Jetzt ist's fürwahr ja nur ein Quark,
Der eher zehrt, als nährt.

Der Spiritus bleibt steuerfrei!
Das ist der schönste Wunsch —
Wir brauen uns, juchhei! juchhei!
Drum selbst den besten Punsch.

Die National-Liberalen

im Kreise Lauenburg erklären, daß sie nicht für den Grafen Herbert Bismarck bei den nächsten Reichstagswahlen stimmen könnten, weil derselbe sie im Jahre 1878 bei den damaligen Wahlen malträtirt habe. „Das kann man uns doch nicht zutrauen, wenn man uns für charaktervolle Männer hält!" — so rufen die Lauenburger National-Liberalen mit Emphase aus. — Ja, wenn! Aber wenn man sie nicht für charaktervolle Männer hält? Was dann? — Dann stimmen sie wie ein Mann für den Grafen Herbert von Bismarck.

Eine schöne Erinnerung.

„Nehmen Sie an; es wird für Sie eine schöne Erinnerung sein," sagte Fürst Bismarck zum Battenberger, als dieser zum Fürsten von Bulgarien gewählt wurde. Nun hat der Battenberger in fünf Jahren zehn Ministerien gehabt Die Erinnerung ist schon sehr schön; es werden aber noch schönere kommen.

Ein Eldorado.

Angra Pequena! Bester Staat,
Dir tönen Lobgesänge,
Weil man bei dir kein Wasser hat,
Und Durst in großer Menge.

Ist unser dieser schönste Ort
Von allen Kolonien,
Wie herrlich wird der Bier-Export
Alsdann in Deutschland blühen!

Kein Wasser, kein Kaffee im Land,
Nur Bier, nur Bier wird winken.
Bald hat ganz Afrika erkannt:
Dort gibt es gut zu trinken!

Im dunklen Erdtheil wird es Licht,
Nach Bier wird Alles fragen.
Bamberger nur begreift das nicht:
Er kann kein Bier vertragen! †

Präsidentenwahl in Nordamerika.

Wie wir hören, wird demnächst in den nordamerikanischen demokratischen Blättern nachfolgendes Inserat erscheinen:

„Dringendes Gesuch.

„Die demokratische Partei in den Vereinigten Staaten sucht einen silbernen Löffel, den der republikanische Präsidentschaftskandidat gestohlen hat, und wird durch Vorzeigung dieses Löffels in den Wahlversammlungen den republikanischen Kandidaten zum Durchfall bringen."

Zugleich damit wird folgendes Inserat in den republikanischen Blättern der Vereinigten Staaten erscheinen:

„Dringendes Gesuch.

Die republikanische Partei in den Vereinigten Staaten sucht den Leichnam einer alten Frau, welche der demokratische Präsidentschaftskandidat ermordet und beraubt hat, und hofft durch Vorzeigung dieses Leichnams den demokratischen Kandidaten sicher zum Durchfall zu bringen."

Die Wirkung dieser beiden Inserate wird eine großartige sein. Ueberdies haben sich republikanische Blätter bereit erklärt, gegen gute Bezahlung auch das Inserat der demokratischen Partei aufzunehmen, und umgekehrt demokratische Blätter das Inserat der republikanischen Partei. Hoffentlich wird der aus diesem Wahlkampf hervorgehende Präsident ein Ehrenmann sein.

---

ganz entziehen. Die Kette war bald eine Verschlingung aufgeregter und zitternder Menschen, wobei Theobald hauptsächlich durch seine Nachbarin, eine Jungfrau von unzweifelhaft kanonischem Alter, belästigt wurde, die mehrmals versuchte, ihr nach allen Wohlgerüchen Indiens duftendes Haupt auf seiner Schulter ruhen zu lassen.

Jetzt wurden unverkennbare Zeichen laut, daß die Geister anwesend waren. Man hörte auf einer Kindertrompete blasen; zugleich flog eine Guitarre über die Häupter der Anwesenden hinweg und schmetterte krachend an die Wand. Stühle wurden umgeworfen und man fühlte ein geheimnißvolles Wehen in der Luft.

„Hu!" schrie Aennchen erschreckt, „eine Todtenhand!" Eine eiskalte Hand hatte ihre Wange berührt. Aber sie war zu erregt, um in Ohnmacht zu fallen.

Da bewegte sich der dunkle Vorhang, mit dem die Nische von Miß Stahel verdeckt war, heftig hin und her. Die Spannung der Anwesenden hatte den höchsten Grad erreicht und es trat ein athemloses Stillschweigen ein. Alles blickte gespannt nach dem Vorhang.

Der Vorhang ging mit einer Langsamkeit, die den Zuschauern ganz schauerlich vorkam, zurück und eine weiße Hand kam zunächst aus demselben hervor. Diese Hand kam ganz langsam, soweit man bei dem gedämpften Licht erkennen konnte, und alle durchschauerte es, als griffe diese Hand in ihr Inneres hinein. Aber der Hand folgte ein weißer Arm und siehe da, eine weiße Gestalt bewegte sich eben so langsam aus dem dunklen Vorhang hervor.

Die Gestalt, verschleiert, bewegte sich langsam bis gegen die Mitte des Salons vor. Dort blieb sie stehen, und während Aller Augen mit fieberhafter Spannung auf ihr hafteten, streckte sie schweigend und feierlich den Arm gegen Aennchen aus.

„Margarethe!" schrie Aennchen mit einem nervenerschütternden Ton auf und schien in Ohnmacht zu fallen.

In der That schien die Gestalt einige Aehnlichkeit mit der verstorbenen Margarethe zu haben.

Allein der brave Theobald Müller fiel nicht in Ohnmacht, obschon auch seine Nerven stark angegriffen waren.

Er sprang mit einem wilden Satze auf die Geistererscheinung los, indem er die famose „Kette" brach, packte den Geist, der fliehen wollte, aber nicht mehr konnte, und schrie aus Leibeskräften nach Licht, während er den strampelnden, sich sträubenden und um sich schlagenden Geist festhielt. Er merkte sofort, daß die „Materie" dieses Geistes aus Fleisch und Bein bestand und sich nicht in einen überirdischen Nebel „verflüchtigen" konnte.

Theobald erhielt unerwarteten Sukkurs, denn zwei Herren brachen nun ebenfalls die Kette und sprangen nach der Nische, wo sie einen weiblichen Anzug am Boden fanden, wo das „Medium" gelegen hatte. Ein dritter schraubte die Lampe empor und man sah, von Theobald festgehalten, das große „Medium", die Geisterbeschwörerin Miß Stahel mitten im Salon stehen und zwar im Hemde, denn sie war aus ihren Kleidern und damit zugleich aus den Stricken geschlüpft, die ihr Bedienter gelockert hatte. Letzterer hatte auch den Spektakel der „nahenden Geister" gemacht und Miß Stahel hatte den von ihr angeblich beschworenen Geist selbst dargestellt.

Da stand nun das große „Medium" im Hemde beschämt vor der Gesellschaft, die sehr heiter gestimmt wurde und die alte Miß mit ihren sehr schlecht verhüllten zweifelhaften Reizen derb auslachte.

Endlich gab man ihr die Kleider zurück. Einer der anwesenden Herren aber legitimirte sich als Polizeibeamter und nahm die Betrügerin Miß Stahel sofort mit sich nach den Hallen der heiligen Justitia, wo es nicht geisterhaft zuzugehen pflegt.

Aennchen aber war vom Spiritusmus auf immer kurirt und wollte keine Geister mehr erscheinen sehen. Sie sah auch nicht mehr so viel in den Mond und ist eine vernünftige, rothwangige Frau geworden. Das kam davon, daß Theobald Müller die „Kette" rechtzeitig gebrochen hatte. Wenn sich nur in allen Sitzungen der Spiritisten solche „Kettenbrecher" fänden!

Das Versprechen.

Gutsherr: Aber Jochen, deine Frau klagt mir, daß du sie alle Abend prügelst. Bei Strafe der Entlassung verbiete ich dir, deine Frau ferner zu mißhandeln.

Jochen: Na, ick will't ok nich wedder dauhn. Ick weit dat, ick mutt mi bedern. — Hüt Abend sallt ok dat letzte Mal sinn, dat se vun mi Släg kriegt.

Der Schulze von Krempelsdorf.

Der Schulze von Krempelsdorf ging eines schönen Tages zur Kindtaufe. Schwer berauscht trat er den Heimweg an; von der Trunkenheit übermannt, fiel er auf der Landstraße um und schlief ein. Zwei Diebe stahlen ihm Uhr, Kette und die silbernen Schuhschnallen. Ein Tagelöhner, der früh Holz geholt, findet den Weg versperrt und ruft: „Heda, Swien, stah up, sunst föhr ick di de Been af!" Der Schulze antwortet noch halb im Dusel: „Wat, du wullt mi de Been afföhrn? Dau't man drist, dat sünd min Been nich, de hörn anners wem to — ick bün de Schult vun Krempelsdorf, du Schapskopp, ick dräg Schoh mit sülbern Snallen. Dat sünd min Schoh nich."

Jagdvergnügen.

Zu Dessau hat ein Bürstenwaarenfabrikant eine wüthende Kuh niedergeschossen und wurde dafür — um 6 Mark gestraft. Die Polizei kann gerechter Weise solches Jagdvergnügen nicht umsonst gestatten und der Herr Bürstenwaarenfabrikant wird gut thun, für ähnliche vorkommende Fälle, wenn er auf wüthende Hunde oder aus der Menagerie entsprungene Raubthiere schießen will, sich vorher einen Jagdschein zu lösen.

General Gordon.

Man kann nicht sagen, daß die englische Regierung nicht Alles für die Rettung des Generals Gordon gethan hätte. Schon im Mai dieses Jahres sandte sie ihm eine Depesche mit der Erlaubniß, daß er sich „auf einem beliebigen Wege" zurückziehen könne. Nach den letzten Nachrichten scheint zu dieser gütigen und weisen Erlaubniß nur die Zustimmung des Mahdi gefehlt zu haben.

Antisemitisches.

Steinsetzmeister: Wünschen Sie, daß bei der Pflasterung des Portales Mosaik hergestellt wird?

Hausherr (wüthend): Was? Mosaik! Sind Sie bei Troste! — Wissen Sie, ich bin Antisemit und mag nichts Mosaisches vor meiner Thüre sehen!

†

Nasenklemmer.

Zu Göttingen wurde den Schülern verboten, Nasenklemmer zu tragen. Wir können nicht umhin, auf die gefährlichen Eventualitäten, die aus diesem Verbot entstehen können, aufmerksam zu machen. Es könnte leicht einer Regierung einfallen, daran anknüpfend weiterzugehen und unseren Professoren das Tragen von Brillen zu verbieten. Und wo bliebe da die Gelehrsamkeit von so manchem dieser armen Professoren?

Die Jagdordnung.

„Diese Jagdordnung ist zu schlecht für die Schweine", soll der Reichskanzler gesagt haben.

Leider sind die konservativen Politiker der Meinung, daß dieselbe Jagdordnung für die Bauern gut genug sei.

Herr von Bennigsen.

Der abgetakelte „Staatsmann" der Nationalliberalen will wieder zum Reichstage kandidiren und will „die parlamentarischen Privilegien nicht hintansetzen". Nach den Ereignissen in dem früheren Wahlkreise des Herrn von Bennigsen steht indessen zu hoffen, daß die deutschen Wähler überall so klug sein werden, diese gefallene Größe „hintanzusetzen" und die „parlamentarischen Privilegien" nicht wieder dem gewohnheitsmäßigen Kompromißmacher anzuvertrauen.

Die drei Gelehrten.

Der Grammatiker.

Der Literat.

Der Metriker.

Illustrirte Klassiker.

„In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren." (Schiller.)

Unsere Kinder.

„Du, Mama, wo hast du mich denn eigentlich kennen gelernt?"

Im Wirthshaus.

Gast: Sie, Kellner, der Stockfisch stinkt entsetzlich!
Kellner: O nein, mein Herr, das ist der natürliche Geruch aller Seefische.
Gast: Na, wenn die Seefische so riechen, dann begreife ich es, daß man auf dem Meer seekrank werden kann.

In der Küche.

Mutter (zu ihrer eben aus dem Pensionat zurückgekehrten Tochter): Lieschen, wasch' mir mal den Salat ab.
Lieschen: Mit Seife, Mama?

Die Bacillen.

Das Herz ist bös von Jugend auf,
Behaupten Theologen;
Deshalb wird in der Welt so viel
Gelogen und betrogen.
Sie schieben alles in die Schuh
Dem armen bösen Willen.
Wir aber wissens besser: Schuld
Sind einzig die Bacillen.

Es zischt und geifert das Reptil
Und schmäht die Volksvertretung,
Weil sie ihm leistet nicht genug
In blinder Staubanbetung.
Jedoch der Reichstag wäre leicht
Zu zähmen und zu drillen,
Wenn er nicht infizirt wär' von
Oppositionsbacillen.

Noch eine andre Sorte gibts,
Die viele läßt nicht schlafen,
Deshalb desinfizirt man mit
Gesetzesparagraphen.
Auch drehn sie allerlei sozial-
Reformatorische Pillen,
Als Prophylaxis gegen die
Sozialistischen Bacillen.

Doch frisch und kräftig leben sie,
Die zähen Schwerenöter,
Pasteur und Koch nicht bringt sie um
Und kein Bacillentöter.
Sie sind zu klein, man sieht sie nicht
Durch noch so scharfe Brillen
Und Mikroskope; denn es sind
Rein geistige Bacillen.

Ob Volksverjudung seufzen schwer
Die Herren Antisemiten,
Ganz Deutschland sei, so klagen sie,
Moralisch schon beschnitten.
Wie konnt' so rasch das Judenthum
Ausbreiten sich im Stillen?
Des Räthsels Lösung gibt das Wort:
Semitische Bacillen.

Geplagt wird mancher hohe Herr
Von allerlei Kapricen;
Der eine hat Passionen viel,
Der andre viel Malicen.
Der Kanzler selber wird gequält
Manchmal von seltnen Grillen,
Was andres kann die Ursach sein,
Als die verwünschten Bacillen? —e—

Sächsische Romanze.

„Nee, in den Reichsdag derfste nich,
Berlin is mir zu sindig,
Du dord — das wär mir färchderlich,
Das sag'ch der gorz un bindig."

So schbrach mei Weib ganz deschberad,
Die läßd sich nich behumsen,
Un ich, na, ich war Gandedad,
Doch hoffd' ich, dorchzublumsen.

Der große Wahldag rickde rahn,
Ich dachde mir nischd Beeses,
Doch eh' ich's merkde, warsch gedahn:
Ich siegde — ei Herrjehses!

Un in den Deebs des Wahlkrakehls
Gee Mensch dervun nischd schbierde,
Daß mer den Gegnern mehrschdendehls
De Zeddel gumfiszierde.

Die Angst nu, wie ich gam zu Haus,
Mei Weib war wuhd'g, endsetzlich,
Doch gratzd' se mir gee Ooge aus,
Denn ich war unverletzlich.

Weil ich ä Debudirder war,
Dahd mich Verfassung schitzen —
Doch wenn se um sein, die drei Jahr,
Da gann mersch nischd mehr nitzen.

Ich zidderde weeß Gnebbchen schon
Aus diesen guden Grunde —
Da reddede de Gommissjohn
Mich noch in letzder Schdunde.

Se sagde iwwer mei Mandahd,
Das ich drei Jahr besitze,
Es wär', wie sich ergäwen had,
Nich gildig un nischd nitze.

Froh hab'ch das meiner Frau erzehld,
Un gab ersch ooch zu läsen:
„Ich war gar niemals nich gewehld,
's is blos ä Droom gewäsen!" †

Schwäbische Kunde.

Bei Stuttgart liegt auch Degerloch,
Dort leben die sieben Schwaben noch.
Dort hatt' man einen Gemeindestier,
Das war ein ungefüges Tier.
Und weil er sonst nicht zu bändigen ging,
Versucht' man's mit einem Nasenring.
Der Stier wollt' den Nasenring nicht haben,
Doch hielten ihn fest die sieben Schwaben.
Er tobt' und brüllt' und scheute zurück;
Da legten sie ihm um den Hals einen Strick.
Und wie er auch tobte gegen die Dränger,
Sie zogen den Strick nur enger und enger.
Der Stier lag steif wie ein alter Gaul
Und lang hing die Zunge ihm aus dem Maul.
Der Nasenring sitzt fest und gut,
Der Stier weder toben noch brüllen mehr thut
Den letzten Athemzug hat er gethan;
Da schauen die sieben Schwaben sich an,
Und Einer spricht zu den Andern gepreßt:
Ich glaube, der Strick sitzt ein wenig zu fest!

Dr. Aderlaß: Dieser Mahdi gefällt mir. Wenn ich noch jung wäre, möchte ich in seine Dienste treten. Wie schön, General des Propheten zu sein!

Oberst a. D. Bramarbas: Das möchte ich nicht.

Aderlaß: Sie scheuen wohl den Uebertritt zum Islam?

Bramarbas: Ach nein!

Aderlaß: Oder wäre Ihnen das heiße Klima lästig.

Bramarbas: Nein.

Aderlaß: Da ist Ihnen der Mahdi zu sehr Tyrann?

Bramarbas: Auch das nicht.

Aderlaß: Aber warum möchten Sie denn nicht General des Mahdi sein?

Bramarbas: Ei, als General des Mahdi müßte ich anstandshalber mindestens zwei Dutzend Weiber nehmen und ich habe schon an meinem einen Hauskreuz hierzulande mehr als genug!

Schwäbische Gemüthlichkeit.

Unteroffizier: Aber hör', Gäbele, du bist schon ein Millionensternsakraments-Rindvieh!

Rekrut Gäbele: Was will denn au Er sage? Er ka weiter au nex als ois zwoi! ois, zwoi!

Eine alte Firma

ist zweifellos das Reisebureau von Stangen in Berlin, denn schon im Buche Josua heißt es von den Kindern Israels: „Und sie zogen mit Stangen gegen Jericho.

Briefe aus Sachsen.

Wenn d'r Mensch so seine fimfenfuffzg Jährichen zu asten hat — Manchen wärnse schon rechd sauer, mir awwer beileibe noch nich, das gommd Sie nämlich dadervon, daß mer sich in eelitzgen Schdande gud gehalden un nich iwwer de Schnure gehaun had un gee Brescher gewäsen is — un nu ä Weilchen zurikgedenkd, da wärdsen glar, daß sich so under der Hand Vielerlee geenderd had un gar nich mehr so is, wie anno dunnemals.

Da sinn zum Beischbiele de Schdudenden. Ei Herrjeses, das is ä Abschdand! Zu meiner Zeid da waren de Wohlhahmden sehre dinne geseed, un de Mehrschden die hadden nischd zu guewwern un zu beißen, wennse nich Schdunden gahm.

Heidzudage freilich, da denkd jeder, er muß am Hungerduche nagen, wenn er nich ä Wächsel von allermindstens vierhundert Dählrichen had, un rumm loofen se — weeß Gnebbchen, de reen'n Modeschurnälersch. „Wenns ooch uff Bumb is — Eindruck muß der Mensch machen!" Das is jetzd de Barole un so lähm se wie de Barons un sinn doch nich halb so fidel, wie s'es meinsthalm vor färfzg Jahrn warn.

Hamm die Gärls damals verratzde Schdreeche ausgefihrd! Wer vergißd je solche Fahrzchen un wemmer ä Gobb wie änne Laderne had, un gerade heide fälld mer nur änne eenzge ein, die is aber ooch nich von Babbe und die wärd Sie salwer ä Weilichen amisihrn.

Mid den Unneferschedätsrichter, där de meerschdendeels ä sehre gemihdlicher Mann war un änne richdge Schdudendenlorke nich als ä Grimminalverbrächen ansahk, haddense fast immer ihren Grach. Er gonndesen doch nich rechd machen un wenner'n zehnmal erloobd hädde, jede Nachd alle Ladern'n auszudrehn. Schdudende und Unneferschedätsrichter, das reimd sich nu eemal nich zusamm un das wärd ooch so bleim.

Was där nu widder ämal ausgefressen hamm sollde, das weeß'ch weeß Gohle nich mehr — das is weg wie Schminke. Awwer das is je ooch Nähmsache — se wollden'n ähm eens auswischen un so was griechden se immer ferdg. Nu gabs nämlich in ä ganz andern Schdadtvärdel änne Hewamme — mer sagen gärne „Haschemudder", awwer wo verstehnsen das? — Die hieß gerade so wie der Herr Hofrahd un dadruff baudense'n Blan. 's war ä ganses Gonfibschen, das machde schbehde in der Nachd, wo de Nachdwächder (un das war Sie änne rare Sorde, wemmer die uffenander band, da gam gee Guder ohm druff!) schon uff een Ooge ganz un uff'n andern doob warn, naus in die Fläge, schraubde der guden Frau 's gleene Vorzlanfärma seiwerlich ab, un zog dermid in Driumfe vorn Hofrahd sei Haus un schraubde's da ganz heemlich widder an de Diehre. Nachen leegdense sich in Hinderhald, dassense Alles heern un sähn gonnten un nu ging eener niwwer, leidede an der Glingel Schdorm un riß dermaßen nein, daß mei Hofrahd, där de ooch noch ä Junggeselle war, schließlich doch rege wärd un mit der Zibbelmitze uffn Gobbe zum Fenster rausfehrd. „Um Goddeswillen, was is denn los — brennts denne?" schriek er nunder. „Ach was, brennd! Bei meiner Alden is Holland in Nehden — sagense Ihrer Madahm nur, se sollde Drabb machen, sonst gähm se zu schbäde!" Nu worde awer mei Hofrahd wilde: „Da butzense sich doch die Oogen aus, ehr se an'n falschen Hause glingeln un andre Leide in der Nachtruhe schdehrn, Sie Gimmeldärke, Sie —" das Andre, das verlor sich in ä Gemurmle, denn er schmiß 's Fenster

Unverdienter Vorwurf.

Hausfrau (entsetzt zum Dienstmädchen): Aber, Luise, ich glaube gar, du hast ein Taschentuch über die Butter gedeckt.

Luise (im Gefühl der Unschuld): Madamken, entsetzen Sie sich doch man nich so, 's ja blos mein eegnes Schnupstuch!

Wenn ich nur Zeit hätte!

Gotthelf Weiter: Der Antrag Ackermann, daß nur Innungsmeister Lehrlinge halten dürfen, geht mir nicht weit genug. Es müßte ein Gesetz geschaffen werden, das jedem bankerotten Innungsmeister auf Kosten der Fabrikanten eine Pension von mindestens 1000 Thalern jährlich sichert. Dann würde die Konkurrenz des Handwerks mit dem Groß-kapital eine erfolgreiche sein. Von unserer heutigen Regierung und Volksvertretung ist ein solches Gesetz leider nicht zu erwarten. Es fehlt ihnen auch an dem persönlichen Muth — wenn ich nur Zeit hätte!

Die Bonapartisten unter sich.

Der alte Plon-Plon streitet sich
Mit seinem Jungen fürchterlich,
Und unter Kuratel will stellen
Der Alte den lockern jungen Gesellen.
Dem väterlichen Gebot spricht Hohn,
Viktor, der ungerathene Sohn,
Der will sein Müthchen auch schon kühlen
Und etwas Prätendentchen spielen.
Plon-Plon, bedenk' bei deinen Thaten,
Der Sohn ist dir ganz gut gerathen,
Denn was zum Haken ist bestimmt,
Sich schon bei Zeit gewöhnlich krümmt,
Und wer zum Plon-Plon will sich machen,
Muß schon bei Zeit Krakehl entfachen;
Mach gute Miene zum bösen Spiel:
Der Apfel nicht weit vom Stamme fiel!

In der Klinik.

Professor (einen Kranken untersuchend, zu den Studenten): Der Mann ist ein Säufer, meine Herren! (Zu dem Kranken:) Welches Gewerbe haben Sie?

Kranker: Musiker.

Professor: Ganz recht! (Zu den Hörern:) Die Blasinstrumente disponiren nämlich in kolossaler Weise zum Saufen. (Zum Kranken:) Welches Instrument?

Kranker: Violoncell.

Rätsel.

Das Erste hat vier Beine.
Das Zweite hat vier Beine.
Das Dritte hat vier Beine.
Das Ganze ist eine Station auf der Bergisch-Märkischen Eisenbahn.

(Kupferdreh.)

zu un legde sich widder uffs Ohr. Sie ließen ooch änne Värdelstunde Zeit, einzukalm, nachen hink sich awwer widder eener an de Glingel un wie mei Hofrahd widder rausgukd, da schreits ooch in änner wahren Seelenangst: „Is Ihre Frau derheeme? Sie soll glei niwwer bei de Mannschatzen gomm, awer galobb — se weeß es schone — se is heide frih schon dagewäsen, da warsch awwer noch nischd Genaues!" Mei Hofrahd, därde immer noch nich bedabbelde, wie das Alles zusammenhing, där hädde'n Gärl glei erwärchen genn'n. „Schdeht denn nur de ganze Weld uffn Gobbe?" brillder. „Was gehd mich denn de ahle Mannschatzen an un ich hawwe ja gar geene Frau — Greizmillionendonnerwedder!" Dadermid blauzd'ersch Fenster widder zu un haude sich in sein'n Gahn. Awwer nach änner Värdelschdunde da ging das Gebimmle schon widder los. „Na, mir schabt de Mitze", dachd'er in sein'n Gedanken; mich habder nich widder zum Häuschen!" Un dadermid zog er de Zibbelmitze iwwer de Ohren un nahm sich feste vor, nich widder uff den Leim zu hubben. Awwer der unden, der ließ nich nach, der bimmelde immer gräfdger un heerde zuletzd gar nich mehr uff. Mei Hofrahd midden geschwabbde vollen Waschbecken ans Fenster — gladsch ging's nunder wie ä Wolkenbruch. Awwer där unden, där mußde schon so was geahnd hamm, denn mit een'n Satze war er uff de Seide gehubbd un gonnde so nich gedoosd wärn. Un nu nahmb er seine Mitze ab un sagde ganz heeslich: „Se wärns nich fer ungihdg nähm, mei bester Herre — nich wahr, hier gomm ich richdg bei de Hewamme — —" „Hier wohnd geene Hewamme, Sie aldes Gamehl Sie; ich wäre Sie bei der Bohlezei anzeig'n — machense dasse fortgomm — nee, so änne Hundezuchd! Das gehd weeß Gnebbchen iwwer de Hudschnure!" fudderde's ohm, un jeden Oogenblick warsch, als mißde dem armen Manne vor Wuhd de Schdimme iwwerschnabben. Na, mei Fremder, der schiddelde midden Gobbe un druwelde sich ooch, awer nach so ä zwanzig Minuden, da ging — hol mich der Deiwel! das Geleide schon widder los, un wie mei Hofrahd mid ä ahlen großen Gnodenschdocke de Drebbe nunder saust un de Diehre uffreißd, da schdehd der Mann von vorhin widder da un meend ganz gudmuhmig: „Sähn se, daß ich rechd hadde? 's wollde mir glei nich in Gobb, daß ich nich richdg sinn sollde un da bin ich doch noch ämal härgegang'n un da find'ch glei uffn erschden Blick 's Färma. Se hamms gewiß nur nich gewußd, daß de änne Hewamme in Ihr Haus gezogen is — na so was gann vorgomm! wollmer doch ä bischen schnell machen, mid dän Gebimmle un Geloofe hawwich änne Masse Zeit verläbberd un derheeme schdand's schon garangsebd, wie ich mich uff de Beene machde!" Na, nu finks mein'n Hofrahde an zu albern zu wärn, er fragde wie in Drahne: „Färma? ja sagen se mer nur, was denn fer ä Färma? Ich weeß je von nischd, awwer von reene gar nischd." Na, där Andre, der dahd, als dächder, bei dem ahlen Härrn wärsch nich ganz richdg im Owerstibchen; er sahken ganz midleidg an un nachen nahmern bei der Hand un zeigden's Schildchen un bei den dumm Gesichde, daß nu mei Hofrahd machde, da gonnder sich doch's Lachen nich mehr verbeißen un blatzde raus un hubbde uff een'n Beene 'rum, als hädden änne Darandel geschdochen, un ooch die Andern in ihru Hinderhalde, die brillden vor Lachen. So was sollnse heide machen — ja, Gohlrahwi, da langd's nich 'nan. Se hamm je ooch gar geene Zeid zu so was — se missen je eegal an Bismarcken delegrafihren, daß er sich uffse verlassen gann, und dasse de Eenzgen sinn, die seine Ideen bedabbeln!

Wie der „Wahre Jacob“ die Seeschlange erlegt.

Es zog Herr Jacob tapfer wie Ritter St. Georg aus,
Das Fabelthier zu tödten im blut'gen grimmen Strauß.

Die Seeschlang' wollte schnappen, Herr Jacob flugs präsentirt
Ihr einen Koch'schen Bacillus, der hat das Thier verführt.

Verschlungen ward der Bacillus, aufbäumt sich das Vieh vor Schmerz,
Herr Jacob sprach ganz heiter: „Das kommt davon, mein Herz!“

Das Unthier mußte sterben an der echten Cholera,
Und Jacobs Ruhm ist unsterblich, hier und in Amerika.

Verantwortlich für die Redaktion: R. Seiffert in Stuttgart. Druck und Verlag von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Nr. 1. 1884. Preis pro Heft 25 Pfennig. IX. Jahrgang.

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Stuttgart.
Verlag von J. H. W. Dietz.

Aerztlicher Ratgeber.

Hamburg. Frau Z. Säuglinge liegen beim Trinken deshalb lieber auf der rechten Seite, weil dabei die große Leber nicht auf den Magen drückt, wodurch oft Unruhe und Erbrechen entsteht. Um sie auch an der linken Brust trinken zu lassen, muß man sie dann ebenfalls in rechter Seitenlage, also mehr unter dem Arm der Stillenden anlegen. Verträgt Ihr Kleiner aber absolut nicht die Muttermilch, dann muß er künstlich aufgezogen werden, am besten mit guter Kuhmilch, welche dem Alter des Kindes entsprechend zu verdünnen und zu versüßen ist, und zwar ungefähr in folgenden Verhältnissen: in den ersten 2 Wochen 1 Milch auf 4 Wasser, bis Ende des 2. Monats 1 : 3, bis Ende des 4. Monats 1 : 2, bis Ende des 6. Monats 1 : 1, bis Ende des 8. Monats 2 Milch : 1 Wasser oder Fleischbrühe, von da ab unverdünnte Kuhmilch. Zum Versüßen nimmt man den Milchzucker (1 Messerspize auf jede Portion), im Sommer seze man auch etwas Natr. bicarb. hinzu, um etwaige Säure der Milch zu paralysiren. Sobald die ersten Zähne durchgebrochen sind, beginne man mit allmälicher Darreichung festerer und derberer Nahrungsmittel.

Chemnitz. J. K. Sie fragen, ob und was man zum Mittagessen trinken soll? Bestimmend hierfür ist Gewohnheit, Beschäftigung und Klima. Es lassen sich daher keine allgemein gültigen Regeln dafür aufstellen. Schwächliche, deren Gesundheit gehoben werden soll, Rekonvaleszenten und ältere Leute sollten zu Tisch ein Glas Wein oder Bier trinken. Dieses erregt die Muskel- und Drüsentätigkeit des Magens und steigert den Blutreichtum desselben. Nur dadurch ist es möglich, daß derselbe einen kräftigen, konzentrirten Magensaft absondert, der die Nahrungsmittel ordentlich verarbeiten und chemisch zerlegen kann. Wasser wird [illegible]e Magengefäße nicht so erregen, ja den produ[illegible] Magensaft verdünnen und nur mechanisch [illegible] auf den Speisebrei wirken können.

[illegible] H. Ltt. Gegen die herannahende [illegible] kann sich der Einzelne durch mancherlei Vo[illegible]ßregeln bis zu einem gewissen Grade schüzen[illegible] abgesehen von der Flucht vor dem Feind — die wohl nur wenigen Unabhängigen und dem günstig situirten Privatmann möglich ist — wäre strenge Mäßigkeit und Vorsicht jeder Art betr. Erkältung, Diätfehler, Exzesse und Meiden jeder direkten Ansteckung durch einen Cholerakranken zu empfehlen. Eine an sich gesundheitsmäßige vernünftige Lebensweise ändere man nicht ab. Man meide aber alles, was Durchfälle oder Verdauungsbeschwerden verursachen kann, also unreifes oder gar verdorbenes Obst, Gurken, junges Bier, sauren Most oder Wein und — schlechtes Wasser! Die Nahrung sei gut, leicht und kräftig, als Getränk Wasser mit Wein, leichten Kaffee, Tee oder ein gutes Bier. Leib und Füße bewahre man vor Erkältung und sei in heißen Nächten da besonders vorsichtig. Die geringste Diarrhöe aber erheischt sofortigen ärztlichen Rat, denn wenn der Körper durch Verschleppung von Verdauungsstörungen schon geschwächt und heruntergestimmt ist, dann hat die verheerende Epidemie um so leichteres Spiel. Und grade eine beginnende Krankheit bietet für den Arzt das segensreichste Feld seiner Tätigkeit.

Altona. R. L—th. Die Chinarinde wurde 1640 von dem Leibarzt des Grafen Cinchon, Juan del Vego, nach Europa gebracht und zu Ehren der Gemahlin des Grafen Cinchona genannt. Anfangs fand die Verbreitung des Mittels auch in den Kreisen der Aerzte viel Gegnerschaft, „weil das Mittel zu schnell heile“, allmälich aber verstanden sie deren Wert zu würdigen, und die Jesuiten, welche mit dem Verkauf des Mittels ein brillantes Geschäft machten, taten das ihrige zur Einbürgerung desselben bei uns. Dr. N.

Redaktions-Korrespondenz.

Berlin. C. S. Sie wundern Sich, daß „in den Schmierereien des Romankleksers K . . . . unsere sonst so spröde Kritik nichts als Perlen zu entdecken vermag?“ Wir wundern uns darüber gar nicht, obgleich wir mit Ihnen der Meinung sind, daß die lüderlichen Schreibereien des betreffenden Menschen nicht einmal verdienen gelesen, viel weniger gelobt zu werden. Wir wissen nämlich, woher das vielstimmige Lob stammt: der Betreffende hat sich in eine jener großen Gegenlobversicherungsgesellschaften hineinzuschlängeln gewußt, deren es in den Kreisen des deutschen Schriftstellertums mehrere und recht einflußreiche gibt. Nun kann er flott drauflos schmieren, — er ist versichert und gelobt wird er immer. Von dieser Art der „Kritik“ gilt, was Heinrich Leuthold in folgenden den Nagel auf den Kopf treffenden Versen sagt:

> Wir leben in einer praktischen Zeit
> Und alles treibt sich gewerblich,
> Vermittelst Gegenseitigkeit
> Wird jeder Lump unsterblich.
>
> Drum, wenn du meinem Stern vertraust,
> So wollen wir uns vereinen,
> Und wenn du meinen Juden haust,
> So hau ich dir den deinen.
>
> Wenn du recht emsig darüberstreichst,
> So ähnelt das Gold dem Messing;
> Und wenn du mich mit Goethe vergleichst,
> Vergleich ich dich mit Lessing.

München. Fräulein (oder Frau?) Luise R. Eines oder das andere Ihrer von poetischem Gefühl und Formtalent zeugenden Lieder werden wir veröffentlichen. Schade nur, daß die Gedanken meist nicht klar zum Ausdruck kommen und oft recht mangelhafte Bilder gewählt sind.

Calw. W. R. Ihr Gedicht „Wodans Heer“ ist im ganzen gelungen, nur müssen an zwei Stellen unbedingt Korrekturen eintreten; da, wo Sie das wilde Heer sich durch die Nacht „zwängen“ und den Kriegsgott „entzückt“ reiten lassen. Wollen Sie uns diese Korrektur überlassen?

Dresden. J. K. Wenn Sie uns nun, nachdem Sie aus Ihrer Anonymität herausgetreten sind, irgendwelche Mitteilungen über Brasilien zugehen lassen, werden wir sie gern veröffentlichen. Der kleine Artikel in Nr. 6 der „N. Z.“ spricht die Ansicht einer Dame aus, die offenbar sehr mangelhaft über den Gegenstand unterrichtet ist, den sie behandelt. Was übrigens unsere Stellung zu der Auswanderungsfrage angeht, so raten wir niemandem, die Heimat zu verlassen, den es noch irgend darin leidet. Wer sich aber durchaus nicht mehr halten lassen will, wird sich wahrscheinlich — das ist unsere ehrliche, durch eifriges Studium der Frage erworbene Ueberzeugung! — in den deutschen Kolonien Südbrasiliens eher eine zufriedenstellende Existenz gründen können, als anderswo jenseits des großen Wassers, selbst als in den Vereinigten Staaten. Freilich muß er dorthin wie hierhin eisernen Willen, sich emporzuarbeiten, verbunden mit einem gesunden, kräftigen Körper und nicht allzuwenig Geld mitnehmen. Wer auswandert und nicht mehr besizt, als eben hinreicht, die Ueberfahrt zu bezahlen, und etwa noch einige wenige Wochen notdürftig seine Existenz zu fristen, wer ferner die Verhältnisse des Landes garnicht kennt, wohin er sich begibt, und wenn auch da weder Verwandte noch Freunde besizt, die ihm raten und helfen möchten, der spielt mit seiner Existenz va banque; er kann, wenn er viel Glück hat, zu etwas kommen, er kann aber auch jammervoll zugrunde gehen. Lezteres ist sogar das Wahrscheinlichere.

Berlin. O. A. Sie unterscheiden Sich von den andern Poeten, die sich uns nahen, dadurch, daß Sie gleich von vornherein Honorar für Ihre dichterische Leistung verlangen und zwar für 24 Verszeilen bescheidener Weise nur 20 Mark. Das ist nun aber leider das einzige, was Sie vor dem Gros des Poetenheeres, wie es jahraus jahrein in unserer Redaktion Revue passirt, auszeichnet; im übrigen rangirt Sie Ihre durch „Das Lied über die Freiheit“ dargetane Leistungsfähigkeit in Reih und Glied mit denen, die wir mit einem leisen Händedruck für den guten Willen ohne Aufenthalt vorüberziehen lassen.

Wurzen. F. L. Einen Versuch mit der Seidenraupenzucht mögen Sie immerhin anstellen, umsomehr als dieselbe ein sehr geringes Anlagekapital beansprucht. Ob sich bei unserm Klima dabei ein besonderer Vorteil wirklich herausstellt, dürfte wohl noch nicht festzustellen sein.

Gemeinnüziges.

— **Kaltes oder warmes Wasser bei Verrenkungen, Verlezungen** 2c.? Was geschieht, wenn man die Hand in recht kaltes Wasser hält? Die Hand wird, wenn sie vorher auch heiß war, kalt (je kälter das Wasser, desto schneller); wird sie dann aber herausgenommen, so tritt bald eine Reaction ein; Schwellen der Fleischteile und brennende Röte zeigen die Hize an, welche man in der Hand empfindet: Vermehrter Blutzufluß zu den vorher abgekühlten Teilen und in Folge davon vermehrte Wärme und Anschwellung in den vorher abgekühlten Teilen ist also die Nachwirkung der vorhergegangenen Kälte. Zweitens: was geschieht, wenn man statt des kalten Wassers warmes nimmt, und die Hand eine zeitlang hineintaucht? Die Hand wird, auch wenn sie vorher kalt war, warm; wird sie länger darin gelassen, so fangen die Weichteile an einzuschrumpfen und bleiben so noch längere Zeit nach dem Herausnehmen der Hand aus dem Wasser: Verminderter Blutzufluß zu den vorher erwärmten Teilen und infolge davon verminderte Wärme und Abschwellen ist also die Nachwirkung der vorhergegangenen Hize. Mancher wird nun denken: „das habe ich schon lange gewußt;“ wir aber fragen: „Hast du auch bei Behandlung eines infolge von Verrenkung (Verstauchung, Verlezung 2c.) geschwollenen Fußes (einer geschwollenen Hand 2c.) an diese Säze gedacht, oder hat nicht vielmehr die liebe Gewohnheit oder die Anordnung des „Herrn Doktors‘ dir kaltes Wasser oder gar Eis in die Hände gegeben und so das Uebel ärger gemacht?“ Gestehe nur: Du hast bisher stets bei der nassen Kälte Hilfe für die genannten Uebel gesucht, darum lies die beiden Säze nochmals, und einstweilen sei versichert, daß wir dir im Verlaufe späterer Artikel sagen werden, wenn du kaltes Wasser anwenden kannst, und wenn du kaltes Wasser anwenden mußt. (Fundgr.)

— **Das Aluminium.** Da das Metall Aluminium zäh und stark wie Eisen, auffallend leicht und wetterbeständig wie ein Edelmetall ist, so hat es seit seiner Entdeckung die Aufmerksamkeit der Männer der Wissenschaft und der Technik auf sich gezogen. Die Verbindungen, aus denen es gewonnen wird, sind auf der Erde verbreiteter als die Eisenerze, denn der Hauptbestandteil des gewöhnlichen Thones besteht aus einer Aluminiumverbindung, so daß man sich nicht gescheut hat zu behaupten, daß, wenn es einst gelingen würde, das Metall im Großen billig herzustellen, es in den meisten Fällen das gewöhnliche Eisen verdrängen würde. Unglücklicher Weise aber war der Preis desselben bis jezt noch zu hoch, daß es nur ganz vereinzelt Anwendung gefunden hat.

Neuerdings wird nun die Nachricht verbreitet, daß es einem Mr. Webster von der „Al[illegible]inium Krown Metal Co.“ in Hollywood [illegible]ingham, England, nach 30jähriger A[illegible]gen sei, ein Verfahren zu finden, nach welchem das Aluminium für 1/10 des bisherigen P[illegible] hergestellt werden kann. Obgleich das jez[illegible] gegebene Verfahren wenig neue Punkte b[illegible] so soll der praktische Erfolg desselben doch so groß sein, daß dem Erfinder für Abtretung seiner Patentrechte in den verschiedenen Ländern fabelh[illegible] Angebote gemacht worden seien. Während da[illegible] Metall bis jezt etwa 5000 Dollar per Tonne kostete, soll der Preis jezt auf 500 Dollar reduzirt werden. (Gaea.)

Mannichfaltiges.

— **Mäzene und Genies.** „Sind nur Mäzene da," sagte Martial zu Flaccus, „so wird es an Dichtern nicht mangeln und dein Dorf selber wird dir einen Virgil geben." Allerdings lähmen Mangel, Not und Sorge jedem Genius die Schwingen, und es ist eine erfreuliche Tatsache, daß es jederzeit Gönner gegeben hat, welche die Kunst durch Anerkennung aufzumuntern wußten und durch reichliche Spenden zu fördern sich bereit zeigten. Indes wäre es freilich noch viel erfreulicher, wenn die materiellen Verhältnisse, unter denen die Menschen leben, stets so gewesen wären, daß sich jedes Talent aus eigener Kraft hätte erhalten und zu allgemeiner Anerkennung emporschwingen können. — Lassen wir nun einmal die Mäzene der Weltgeschichte Revue passiren. — Für jeden Vers eines Gedichtes auf den Sieg der Griechen über Xerxes zahlte der mazedonische König Archilaus dem Poeten Chörilus einen Stater. (Eine Goldmünze im Werte von etwa 20 Mk. unseres Geldes). — Dem Virgil trug seine Muse durch die Liberalität des Kaisers Augustus zirka 750,000 Mk. ein und ebensoviel durch die Großmut seiner Freunde. — Appian erhielt für sein Gedicht von der Fischerei von Septimius Severus auch für jeden Vers einen Stater. — Karl V. ließ an Raoul de Presles 4000 Taler als vorläufiges Honorar für die französische Uebersezung von Augustini de civitate Dei auszahlen und gab dem Schriftsteller nach Beendigung des Werkes außerdem eine einträgliche Stelle als Versorgung. — Die Republik Venedig verehrte dem Dichter Sannazar für jeden Vers eines Sonetts zu Ehren der Stadt 100 Taler. — Für die Beschreibung von Baiern bekam Phil. Appan, ein Deutscher, von dem Baiernherzog Albert V. 2500 Taler, und fast noch einmal soviel betrug Cambdens Honorar für seine Beschreibung von England. — Philipp Desportes, Abt von Thiron, warfen seine dichterischen Werke 30,000 Livres Renten ab, er ward von Karl IX., Heinrich III. und Heinrich IV. mit Gunstbezeugungen und Geschenken überhäuft. — Ronsard wurde von Heinrich II., Franz II., Karl IX. und Heinrich III. mit Wohltaten reich bedacht. Als er bei den jeux floreaux den ersten Preis gewann, verehrte ihm die Stadt Toulouse eine Minerva von massivem Silber. Maria Stuart schenkte ihm ein ungemein prachtvolles Buffet, auf welchem der Parnaß mit dem Pegasus und anderen Attributen angebracht war. — Vom Kardinal Richelieu erhielt Colletet für sechs Verse außer einer Pension 600 Livres, und bei einer anderen Gelegenheit 50 Pistolen für zwei Verse seines Monologue des Tuileries. — Bemerkenswerte Preise für Gemälde sind u. a. folgende: Für ein Bild, gemalt von dem Thebaner Aristides, eine Schlacht zwischen Griechen und Persern darstellend, zahlte Mnason, Tyrann von Elatea, 1000 Minen, d. h. 10 Minen für jede der hundert auf dem Bilde befindlichen Figuren. (1 Mine = 100 attischen Drachmen, war der 60. Teil eines Talentes. 1 Talent = etwa 4500 Mk. unseres Geldes). — Protogenes, ein talentvoller Nebenbuhler des Apelles, schmachtete im Elend. Apelles, über niedrige Eifersucht erhaben, trug dem vom Glück bisher Gemiedenen für eines seiner Gemälde 50 Talente an. Bald darauf fanden sich auch für Protogenes Ruhm und äußere Erfolge. — Ajax und Medea, von Timomachus für Julius Cäsar gemalt, trugen 80 Talente ein. — Atalante und Meleager, von Parrhasius gemalt, kaufte Tiber um 60 Talente. — Die Charlatans, ein Bild von Karl Dujardin, kaufte d'Anguillers im Jahre 1783 für das königliche Kabinet um 18,300 Livres. — Cignani hatte Adam und Eva für sich, nicht in der Absicht, das Tableau zu verkaufen, gemalt. Der Kardinal San Cesario wollte es um jeden Preis an sich bringen. Cignani schenkte es ihm. Der Kardinal schickte ihm 500 Doppeldukaten mit dem Bedeuten, daß er nur die Leinewand und die Farben zu vergüten verstehe. — Die Weiden von Potter, ein räumlich nicht großes Bildchen, wurden in Slingellands Auktion um 24,000 Livres von Herrn Tolezon gekauft und in dessen Versteigerung im Jahre 1800 noch auf 3000 Livres höher getrieben. — Eine Landschaft mit Tieren von demselben Meister wurde mit 6130 Livres bezahlt, ein Blumenstück von van Huysum mit 6550 Livres, die Anbetung der Hirten von Rembrandt mit 10,000 Livres, eine Tabagie von Teniers mit 6020, Lesueurs Verkündigung mit 11,090, ein Kirchweihfest von demselben mit 7800, ein Schinkenesser mit 17,000 Livres. — Als 1799 und 1800 die Häuser Borghese, Colonna, Doria zc. zu Rom, um ihre außerordentlichen Steuern an die Regierung zahlen zu können, einen Teil ihrer Gemälde veräußern mußten, brachten mehrere Engländer, die sich gerade zu Rom aufhielten, 60 derselben an sich. Einige davon bot der neue Besizer öffentlich aus und zwar mit folgender Preisbestimmung: Zwei Gemälde von Claude Lorrain, der Hafen von Karthago und eine Landschaft (beide aus der Gallerie Colonna) um 57,600 Livres. — Salvator Rosa: eine Landschaft und Auffindung Moses (Gallerie Colonna), 84,000 Livres. — Die Heirat der heiligen Katarina von Parmesan (aus dem Palast Borghese) um 42,000 Livres, Gerolsus Augustinus um 37,800 Livres zc.

Humoristisches.

— **Humoristische Naturgeschichte von Ludwig Kalisch**, dem vor einigen Jahren verstorbenen Mitgründer des Kladderadatsch, für erwachsene Kinder.

Die Menschen werden eingeteilt in denkende Wesen, die auf zwei Beinen gehen, und in zweibeinige Tiere, die nicht denken können, und man rechnet zu der ersten geringen Klasse nur diejenigen, welche nicht der zweiten großen Klasse angehören. Da aber jetzt das Klassische aus Mangel an römischer Tapferkeit und griechischer Grazie dem Volkstümlichen weicht, wozu man nur ein gutes Gemüt und einen schlechten Stil braucht, so wollen wir, weil Deutschland die Ordnung liebt, die verschiedenen Menschen nach dem Alphabet ordnen:

Aristokrat. Homo semper viridans. Macht sich immer grün und nimmt sich die Freiheit, keine Gleichheit zu dulden. Wenn er aufhört ein Bube zu sein, kommt er in die Flegeljahre und sobald er majorenn ist, wird er ein gemachter Mann. Weil die Aristokraten nur einen Kopf, aber zwei Beine haben, so können sie nur wenig Dinge begreifen, aber sehr viel mit Füßen treten. Der Aristokrat läßt sich zum Hoftier zähmen und verfällt nur in die ursprüngliche Wildheit, wenn er unter das Volk kommt. Ihm die Erfindung der Preßfreiheit zuzuschreiben, wäre ein grober Irrtum.

Buchhändler. Verdankt dem unsterblichen Guttenberg sein sterbliches Dasein; betrachtet das Schöne von der nüzlichen Seite und weiß dem Nüzlichen eine schöne abzugewinnen. Kauft die Prosa und Poesie in Bausch und Bogen und bildet oft die Brücke, über welche große Geister den Weg zur Unsterblichkeit einschlagen. Steht mit der Makulatur und Konfiskation in vertrautem Verhältnis und bezieht von Leipzig mehr Krebse als Lerchen.

Commis voyageur. Gummi elasticum. Blumenbach. Auf der ganzen Erde und auf menschenleeren Inseln zerstreut; überall zu Hause, nur nicht zu Hause; reist selten in dringenden, meistens in zudringlichen Geschäften und macht Besuche, ohne eingeladen zu werden; weist nie die Zähne, selbst wenn man ihm die Türe weist, und kann Kotelettes, Beefsteaks und Grobheiten hinunterschlucken, ohne sich den Magen zu verderben. Was er Musterhaftes bei sich hat, trägt er gern zur Schau und wenn er gereizt wird, macht er Bonmots. Daß von dieser Ordnung die Bescheidenheit erfunden worden, ist nicht leicht zu vermuten.

Diplomat. Homo pfiffucus. Cuv. Hat eine scharfe Zunge und besizt in der Regel einen starken Willen, Widerwillen gegen die Wahrheit zu haben. Wenn ihm die Welt zu eng wird, erweitert er sein Gewissen und seinen Gesichtskreis und wendet sogar löbliche Mittel an, wenn sie ihm zum Zweck verhelfen. Nährt sich von diplomatischen Diners und trägt seine Orden mit Geduld, reist oft im Auftrage, Herrscherhäuser und Völker enger an einander zu fesseln und so weiter.

Edelmann. Wächst in Deutschland wild und besonders in Wäldern, die man vor lauter Stammbäumen nicht sehen kann. Nährt sich von Ahnenstolz und lebt von historischen Erinnerungen. Liebt Parforce-Jagden und hohe Titel, hezt Hasen und Rehe zu Tod, klirrt mehr mit Sporen als mit Goldstücken, und tut mehr für die Genugtuung der Beleidigten als der Gläubiger. Ueberfluß an Bescheidenheitsmangel ist seine zweite Natur und was ihm an Geist abgeht, sucht er durch das totale Nichtvorhandensein seiner Anspruchslosigkeit vollkommen zu ersezen. Die ganze Ordnung ist mit zwei Beinen begabt und kann also fortschreiten. Daß sie in neuester Zeit viel für die Veredlung der Hunde getan, ist aus deutschen Zeitungen hinlänglich bekannt.

Flegel. Grobianus derbissimus. Cuv. Mit breiten Schultern und starken Fäusten begabt; kommt überall durch die göttliche Grobheit fort, der im zivilisirten Europa nichts zu widerstehen vermag und braucht daher nicht erst Knigge's Umgang mit Menschen zu lesen, um bei diesen seine Zwecke zu erreichen.

Glückspilz. Schießt leicht aus der Erde, über welche er sich niemals erhebt und gedeiht viel mehr durch die Gunst der blinden Fortuna, als andere durch den hellsten Verstand.

Hofrat. Davon ist nicht viel zu sagen.

Journalist. In dieser Ordnung herrscht große Unordnung. Der Journalist lobt gern sich selber und andere nur dann, wenn sie sein Lob mit hundert Prozent Zinsen zurückzahlen; versteht die Kunst, aus fremden Früchten seine eigenen Blätter zu machen und mit seinen Kollegen Zeitgeist zu fabriziren. Lebt mit der Wahrheit auf gespanntem Fuße und verbürgt sich oft für unverbürgte Nachrichten. Schillert zuweilen in allen Farben und geht nicht selten ins Aschgräuliche. Die ehrlichen Häute in dieser Ordnung bekommen häufig kalte Ausschläge und wenn sie über gewisse Dinge vor Zorn erröten, müssen sie sich so lang ärgern, bis sie schwarz werden. Was von den Journalisten hier noch zu sagen wäre, läßt sich mit mehr Sicherheit verschweigen, als mit Vergnügen auseinandersezen.

Krämer. Im lieben Deutschland besonders einheimisch. Hat ein geräuchertes Herz und eine eingepökelte Seele; spekulirt in Tran und Cichorien, macht Geschäfte in Pfeffer und englisch Gewürz und tauscht mit Stockfischen und bejahrten Häringen die sanftesten Empfindungen aus. Liebt den Profit über alles und seine Wage wie sich selber. Prüft das Herz und die Nieren der Düten und Scheidemünzen und macht für einen einzigen Pfennig zwei Krazfüße; zeigt einen natürlichen Widerwillen gegen Großmut und lyrische Gedichte und hat eine Abneigung gegen alles, was nicht in seinen Kram taugt. Schafft sich nur Tugend an, wenn diese ein gangbarer Artikel wird und ist der einzige Deutsche, der zum Handeln geneigt ist.

Ladenschwengel. Schwengulus boutiquii, seu homo fadissimus. Cuv. Legt sich gern an den Laden, schwärmt für Barchent und Paul de Kock, kann eher zwei schlechte Wize machen, als einen guten verstehen, hat mehr guten Stoff in Händen als im Kopfe, kann stets das Publikum mit Mustern bedienen und selten als Muster dienen. Wenn ihrer fünf beisammen sind, so fehlt nur noch einer zu einem halben Duzend.

(Fortsezung folgt.)

Berichtigung.

In dem Preisrätsel III des „Neuen Welt-Kalenders für 1884" sind nicht 20 Worte, sondern nur 19 zu suchen, wie übrigens schon daraus erhellt, daß wir nur 19 Gegenstände angegeben haben, welche die Worte bezeichnen.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser, Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Im Verlage von J. H. W. Dietz in Stuttgart ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Gewerbe-Ordnung

für das

Deutsche Reich.

Komplete Textausgabe nach der vom Reichskanzleramte auf Grund des Art. 16 des Gesezes vom 1. Juli 1883 vorgenommenen Redaktion.

Mit ausführlichem Register.

Geh. Preis 30 Pf.

Der außerordentlich billige Preis des für die gesammte Geschäftswelt unentbehrlichen Büchleins sollte Jedermann veranlassen, dasselbe zu erwerben.

Text=Ausgabe

des

Krankenversicherungs-Gesezes

für Arbeiter.

☛ Unentbehrlich für alle Arbeiter. ☚

Preis 25 Pf.

Der illustrirte

Neue Welt-Kalender

für das Jahr 1884.

Preis 50 Pfennig.

Unter den verschiedenen Kalender=Ausgaben, welche über ganz Deutschland, oder richtiger über die ganze Erde, wo deutsche Zungen reden, verbreitet sind, nimmt der **Neue Welt-Kalender** eine achtungswerte Stelle ein. In ernster und würdiger Weise, ohne den Humor auszuschließen, sucht der **Neue Welt-Kalender** seinem Zweck, ein Volksbuch im wahren Sinne des Wortes zu sein, zu entsprechen.

Ich mache noch darauf aufmerksam, daß dieser Ausgabe die Messen und Märkte in bedeutend größerem Umfange wie früher beigefügt sind.

Außerdem liegt dem Kalender ein sauber ausgeführtes, farbenreiches **Oeldruckbild:**

„Mädchen in der Schaukel“,

sowie ein **Wandkalender** auf starkem Karton bei.

Die Neue Zeit

Revue des geistigen und öffentlichen Lebens.

Heft IX.

Inhalt: **Abhandlungen:** Auswanderung und Kolonisation. Eine Entgegnung. Von Karl Kautsky. II. — Der Gottsucher. Von S. — Menschliche Arbeit und Einheit der Kraft. Von Serge Podolinsky. — Die Lage des Landvolkes in Schottland. Von J. Sketchley. — **Kleinere Aufsäze:** Ueber französische Literatur. Von Fritz Lemmermayer. — **Literarische Rundschau:** Dodel=Port, Illustrirtes Pflanzenleben. — Wirth, Moritz, Bismarck, Wagner, Rodbertus. Von K. — Letang, Baronin Anna, Ambroise Almé. Von R. S. — Alfhild, Heureka. Von S. — Notizen.

Einbanddecken für die Neue Welt

werden mit Schluß des Jahrgangs fertiggestellt sein. Die geehrten Abonnenten werden gebeten, ihre Bestellungen baldigst aufgeben zu wollen.

Im Verlage von **Wörlein & Co., Nürnberg**, ist erschienen und durch die Expedition der „Neuen Welt“ zu beziehen:

Der Nürnberger

Arbeiter=Notiz=Kalender für 1884.

Preis gebunden 50 Pf.

Durch die Expedition der „Neuen Welt“ ist zu beziehen:

Die Mappe

Illustrirte Fachzeitschrift für dekorative Gewerbe.

Herausgegeben und redigirt von

E. A. Grünenwald und Fr. Nauert.

Expedition und Redaktion in Dresden.

Durch Unterzeichneten ist zu beziehen gegen Einsendung des Betrags:

Karl Marx' Porträt

in vorzüglicher Ausführung.

Photographie* (Cabinet) . . Mk. 1. —.
— — (Visites) . . „ —. 50.
Holzschnitt (Quartblatt) . . . „ —. 20.

(Bei Einzelbestellungen sind 10 Pf. für Porto beizufügen.)

* Die Photographien sind in dem Atelier des Herrn Mayall in London angefertigt.

Stuttgart.

J. H. W. Dietz' Verlag.

Von der Buchhandlung **Gl. Fink** in **Gera** (R. j. L.) ist zu beziehen:

Bild Lassalle's (lebensgroßes Brustbild), Litographie, ord. à 1.20. (6 Stück M. 4.80.)

Bild Bracke's (Holzschnitt, Folio), ord. à 50 Pf. (6 St. M. 1.80.)

Bild Geib's (Holzschnitt, Folio), à 50 Pf. ord. (6 Stück M. 1.50.)

Sendung nur gegen **baar** oder **Postnachnahme.**

Bei Bestellungen im Werte von **10 Mark** erfolgt Frankozusendung.

Rohtabak.

Versende nach auswärts unter Nachnahme

Brasil=Einlage 16/30 Pf. pr. Pfund, Napper 60, Seedleaf und Domingo=Napper 35, Rio Grande 40, Java (deckt mit $2^1/_2$ Pfd.) **170 Pf., Sumatra** (deckt mit 2 Pfd.) **180 Pf.,**

sowie alle andern Tabake zu billigsten Preisen, auch pfundweise.

Georg Keßler,
Hamburg, Grimm 14.

☛ Amerika. ☚

Von meiner Rundreise durch die westlichen Staaten Amerikas zurückgekehrt, versende auf Wunsch an

Auswanderungslustige

die neuesten Beschreibungen dieser Länder gratis und franko.

C. A. Voigt,
Leipzig, Ritterstraße 29.

Das

Bettfedern=Lager

von

Schliemann & Kähler

in

Hamburg

versendet zollfrei gegen Nachnahme (nicht unter 10 Pfund) gute neue

Bettfedern für 60 Pfennig

das Pfund, vorzüglich gute Sorte für 1 M. 25 Pf., Prima Halbdaunen nur 1 M. 60 Pf. Verpackung zum Kostenpreis. Bei Abnahme von 50 Pfund 5 pCt. Rabatt.

Preisgekrönt Hamburg 1869.

Feinschmeckenden Westindischen

Kaffee, Pfund 87 Pf.

(geröstet pr. Pfund 103 Pfennig),

liefert vorläufig noch zu früheren Preisen von $9^1/_2$ Pfd. an frei ins Haus

J. J. Darboven,
Kaffee=Großhandlung.
Hamburg.

Auswanderern

erteile auf frankirte Anfragen unentgeltliche und genaue Auskunft über die Verhältnisse in allen Staaten Nordamerikas, sowie sachkundigen Rat betreffs Uebersiedelung und Ansiedelung daselbst.

Franz Goldhausen.
Bremen.

Neues Maß= & Zuschneide=System

zum Selbst=Unterricht für Herrenschneider.

Zweite Auflage.

(Deutsches Reichspatent ang.)

Gegen vorherige Einsendung von **3 Mark** zu beziehen durch

J. H. Voß, Lübeckertorstr. 19, **Hamburg.**

Per Postnachnahme fallen dem Empfänger 50 Pf. Porto zur Last.
Kolporteure und Buchhändler erh. hohen Rabatt.

Keine geflickte Wäsche mehr!

Es ist mir gelungen, einen Apparat zu konstruiren, mittelst welchem man bei aller schadhaften Wäsche 2c. den Schaden mit der Nähmaschine schnell und **so schön zuweben kann,** daß man hievon **nicht das mindeste bemerkt.**

Dieser Apparat ist an jeder Nähmaschine, gleichviel welchen Systems, anzubringen und nach der ihm beigegebenen Anweisung **so leicht zu gebrauchen,** daß selbst im **Maschinennähen Mindergeübte sofort den gewünschten Erfolg erzielen.**

Preis fl. 1.80 (Mk. 3.20) per Nachnahme, bei Voreinsendung des Betrages, auch in Briefmarken aller Länder, Zusendung franko.

G. Grasser, Leoben Nr. 14.
Steiermark.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Stuttgart.
Verlag von J. H. W. Dietz.

Aerztlicher Ratgeber.

Chemnitz. B. Sch. Nach Ihrer Schilderung scheint es sich um eine Fettgeschwulst (Lipom) zu handeln, dessen Entfernung durch eine kleine Operation leicht gelingen dürfte.

Mühlhausen (Elsaß). S. Für Krampfadern empfiehlt sich das beständige Tragen eines Gummistrumpfes, wodurch einer Verschlimmerung des Leidens vorgebeugt wird. Am billigsten beziehen Sie einen solchen Strumpf aus einer Gummiwaarenhandlung, nicht vom Bandagisten.

Reichenbach. H. Sch. Bock, Buch v. gesunden u. kranken Menschen. 2 Bde. in 16 Lief. à 75 Pf. Leipzig 1883. Keil. — Senfspiritus bereitet man aus 1 Teile Senföl auf 50 Teile Spiritus. Essigäter eignet sich nicht für häusliche Selbstbereitung.

Lawrence (Massachussets). Th. K. Es ist uns leider nicht möglich gewesen, uns aus Ihrer Krankengeschichte ein Bild Ihres Leidens zu machen.

Limbach. Frau A. Lt. Wir glauben, daß sich für Ihre Hautkrankheit der innerliche Gebrauch von Arsen empfehlen dürfte; dies könnte jedoch nur unter steter persönlicher Aufsicht eines Arztes geschehen. Im allgemeinen Rahmen dieses ärztlichen öffentlichen Sprechsaales läßt sich eine solche Kur nicht detailliren. Auch die Wassersucht Ihrer Schwester läßt sich nicht brieflich behandeln. Vgl. auch folgendes.

Delitzsch, E. Sch., nnd Meerscheid, H. H. Die öffentliche ärztliche Raterteilung im Briefkasten der „N. W." hat ihre Begrenzung sowohl durch die Art und Schwere der einzelnen Krankheitsfälle, als auch durch Rücksichtnahme auf die Schicklichkeit. Es kann sich bei diesen öffentlichen Besprechungen nur um allgemeine, den Leserkreis interessirende Fragen aus dem Gebiet der Hygiene, der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege und Krankheitsverhütungslehre handeln, auf keinen Fall aber um spezielle Raterteilung oder briefliche Behandlung schwerer Krankheiten, bei denen die persönliche individuelle Krankenbehandlung durch einen Arzt ganz unerläßlich ist. Aus diesem Grunde und in Ihrem Interesse empfehlen wir Ihnen, den Rat Ihres dortigen Arztes einzuholen.

Dr. N.

Redaktions-Korrespondenz.

Hamburg. K. P. Von unsern Zugvögeln dringen im Winter am weitesten nach Süden, bis in die heiße Zone hinein, vor: Nachtschwalben, Segler, Bienenfresser und Schwalben, Kukuk und Pirol, Fliegenfresser und Bachstelzen, Nachtigallen, Grasmücken, Steinschmäzer, Wachteln, Kraniche und Störche. Im Norden und Nordwesten Afrikas überwintern: Mauersegler, Wiedehopf, Neuntöter, Fliegenfänger, Blaukehlchen, Gartenrotschwanz, Steinschmäzer, Laubvögel, Turteltauben, viele Sumpf-, Schwimm- und Raubvögel. In Südeuropa, besonders Spanien, Italien und auf der Balkanhalbinsel, bleiben neben einigen der vorgenannten Zugvögel im Winter noch Saatkrähen, Edelfinken, Hänflinge, Lerchen, Stelzen, Rotkehlchen, Rötlinge, Drosseln, Staare, Tauben, Wachteln, Sumpf- und Schwimmvögel, sowie von den Raubvögeln auch Bussarde, Habichte und Sperber. Bei uns in Deutschland überwintern eine Anzahl von Zugvögeln, welche aus dem höhern Norden stammen.

Magdeburg. A. B. Daß Sie uns die Z u r ü c k w e i s u n g Ihrer Novellen, die Sie für so vorzüglich hielten, nicht übel genommen haben, freut uns; daß Sie aber noch v i e l e N o v e l l e n schreiben und sie uns a l l e zur Durchsicht zusenden wollen, hat uns auf das schmerzlichste überrascht. Lassen Sie doch ja diesen Kelch an uns vorübergehen!

Leipzig. Alter Abonnent E. Derjenige K a r l B r a u n, welcher „Friedrich Rückert als Lyriker" geschrieben hat, ist nicht der bekannte Reichstagsabgeordnete gleichen Namens. Der erstere ist am 24. August 1818 zu Hadamar in Hessen geboren und schon im Jahre 1849 gestorben. Er dichtete Balladen, Romanzen und Erzählungen.

Gemeinnütziges.

— **Mittel gegen das Faulen der Kartoffeln im Keller.** Nachdem die Kartoffeln aus dem Boden genommen, läßt man sie gut abtrocknen (bei schlechter Witterung auf der Dreschtenne oder sonstwo unter Dach) und bringt sie darauf erst in den Keller, dessen Boden und Wände man ½—1 Schuh hoch mit Reisigholz, am besten von Erlen, da es die Mäuse abhält und nicht schnell fault, belegt und darauf eine Schichte Stroh (damit die Kartoffeln nicht in und durch das Reisigholz fallen) gedeckt hat. Ueber die Strohschicht des Bodens werden von 5 zu 5 Schuh Entfernung parallel laufende, aus Latten oder Stangen gebildete Luftzüge gelegt, auf welchen wiederum von 5 zu 5 Schuh eben solche Luftzüge senkrecht zu stehen kommen. Die Latten oder Stangen sind so nahe zusammen auf ausgeschnittene Brettstücke zu nageln, daß keine Kartoffeln hindurchfallen und dadurch die Züge verstopfen. Hierauf bringt man die Kartoffeln in den Keller und kann sie getrost 5 bis 8 Schuh hoch aufschütten, muß sie jedoch schließlich mit einer schuhdicken Strohschicht bedecken. Die senkrecht stehenden Luftzüge müssen über dem Kartoffelhaufen hervorragen, ebenso die auf dem Boden liegenden, wenigstens nach einer Seite hin. Dem Keller wird jezt, so viel und so lange die Witterung es erlaubt, Luftzug verschafft und erst wenn Frost eintritt, geschlossen. Das oben aufliegende Stroh nimmt die durch Selbsterwärmung des Haufens ausgetriebene Vegetationsfeuchtigkeit der Kartoffeln auf, anstatt daß solche beim Weglassen der Strohschicht in der oberen, also auch kälteren Schicht des Kartoffelhaufens sich niederschlagen und dort Fäulnis erzeugen würde. Durch das Reisig auf dem Boden und längs den Wänden, wie auch durch die Luftzüge unter und im Kartoffelhaufen wird den Kartoffeln stets frische Luft zugeführt und die feuchte, verdorbene und vermoderte Luft zwischen den Kartoffeln (besonders zu den senkrechten Luftzügen) nach oben ausgetrieben. Am Eingange der l i e g e n d e n Luftzüge wird in der ersten Zeit wöchentlich mehreremale, später einmal, ein Stück Schwefel verbrannt, dessen Dampf in die Luftzüge und in den Kartoffelhaufen zieht und die Pilzbildung und somit die Fäulnis der Kartoffeln verhütet. Wenn alle Vegetationsfeuchtigkeit aus den Kartoffeln gezogen, d. h. wenn das sogenannte „Schwizen" derselben aufgehört hat, wird das Deckstroh abgenommen. Die Anwendung des Schwefels, besonders die aus demselben entwickelte Schwefelsäure wird neuerer Zeit vielseitig gegen die Bildung der Pilze aller Art mit stets günstigem Erfolge angewandt. Die Pilze sind bekanntlich bei der Fäulnis der Kartoffeln die Ursache und nicht das Ergebnis dieses abnormen Zustandes.

— **Prüfung der Milch auf ihren Gehalt an Wasser.** Ein Franzose, P. Guyot, schlägt folgendes einfache Mittel vor, um zu prüfen, ob die Milch mit Wasser verfälscht ist: Man vermischt etwas von der Milch mit gebranntem und gepulvertem Gyps, so daß es einen dicken Brei bildet. Wenn die angewendete Milch rein ist, so bedarf der Gyps bis zur vollständigen Erhärtung beiläufig 10 Stunden; ist dagegen die Milch mit Wasser versezt, so bedarf er dazu weniger Zeit und umso kürzere, je größer die Quantität des darin enthaltenen Wassers ist. So reichen z. B. nach den gemachten Erfahrungen 40 Minuten zur Erhärtung des Gypses hin, wenn die Milch 75 Prozent Wasser enthält.

Mannichfaltiges.

— **Zur Wartung und Pflege des Kanarienvogels.** Dieser liebliche und beliebte kleine Sänger ist gegenwärtig in Deutschland so allgemein verbreitet, daß es kaum ein besseres Haus gibt, wo derselbe nicht zu finden wäre. Es ist deshalb erklärlich, daß uns öfters Fragen über Wartung und Pflege desselben zukommen, deren Beantwortung wir hier nachstehend in einem allgemeinen Artikel zusammenfassen wollen.

Der Kanarienvogel hat seinen Namen von den kanarischen Inseln, wo er zahlreich in wildem Zustand vorkommt. Sein Gefieder ist dort grau oder braun: die weißen und gelben Farbennuancen sind eine Folge der häuslichen Zucht und zumteil auch der Kreuzung mit einheimischen Finkenarten. Die Einfuhr der Kararienvögel in Europa hat bereits vor 300 Jahren stattgefunden. Aus kleinen Anfängen haben sie sich seitdem so bedeutend vermehrt, daß gegenwärtig in Deutschland, Frankreich und England ein sehr bedeutender Handel und eine beträchtliche Ausfuhr nach Amerika damit stattfindet. Soweit es das Aeußere betrifft, wird ein Vogel hauptsächlich nach der Reinheit seiner Farbe und, wenn er mehrfarbig ist, nach der Regelmäßigkeit seiner Zeichnung geschäzt. Aber über der Farbe steht der Gesang, und da es selten ist, daß beide Eigenschaften sich vollkommen vereinigt finden, so sollte man einen guten Sänger nicht wegen eines Fehlers in seiner Färbung verschmähen. Bei der Haltung von allen Vögeln sind Reinlichkeit und Ordnung von der größten Wichtigkeit. Wenn man ihnen nicht täglich die gehörige Aufmerksamkeit schenken kann oder will, so ist es besser, keine zu halten. Die Kanarienvögel sind von sehr zarter Natur und gegen gute wie schlechte Behandlung sehr empfindlich. Sie sollten hinlänglich Luft und Licht erhalten, aber nicht dem brennenden und blendenden Sonnenschein ausgesezt werden. Bei kalter Luft sollte man keinen Vogel ins Freie hängen; ihn aber im Winter in einem ungeheizten Zimmer zu lassen, ist eine Grausamkeit. Zugluft ist ihnen besonders in der Mauserzeit im höchsten Grade gefährlich. Man sollte es deshalb ganz vermeiden, sie um diese Zeit an ein offenes Fenster zu hängen. Die Käfige sollten hinlänglich geräumig und ganz von Metall sein, weil sie sich leichter reinigen lassen und nicht so leicht Ungeziefer beherbergen als die hölzernen. Die Drähte, an denen die Vögel oft picken, sollten aber nicht mit Farben angestrichen sein, die so manchem Vogel schon den Tod gebracht haben. Die Kanarienvögel haben eine besondere Vorliebe für das Baden und man sollte ihnen deshalb häufig Gelegenheit dazu geben. Es ist ihnen gesund und der Reinlichkeit wegen notwendig. „Womit sollen wir unsere Vögel füttern?" Dies ist eine Frage, die häufig gestellt wird, und sie ist eine sehr wichtige, denn von dem Futter hängt größtenteils die Gesundheit derselben ab. Füttere sie nicht mit Süßigkeiten, denn ihre Natur verlangt eine einfache Nahrung. Die gesundeste ist eine Mischung von Repssaat (womöglich Sommerreps), Kanariensamen und Hanf; daneben zuweilen etwas grünes Vogelgras (Sternmiere), Salat, Kraut-, Spinat- oder Wirsingblätter. Ein Stückchen weißes Fischbein im Käfig aufgehangen, liefert den nötigen Kalk, den sie in der Freiheit finden. Am wichtigsten ist es wahrscheinlich, zu wissen, was man tun soll, wenn ein Vogel krank ist. Bei guter Pflege erkranken sie zwar selten, aber zuweilen kommt es doch vor. Am häufigsten sind sie Erkältungen mit Nasenverstopfung und Heiserkeit unterworfen. Dagegen ist ein Stückchen Süßholz, in das Trinkwasser gelegt, von günstiger Wirkung. In Fällen von Appetitverlust, Ausfallen der Federn und allgemeiner Schwäche erweist sich Wasserkresse, häufig gereicht, als heilsam. Vögel, die nicht gehörig gepflegt werden, bekommen zuweilen Läuse. Man kann dies verhüten, wenn man ein wenig Anissamen unter den Sand auf den Boden mischt. Epilepsie ist eine Folge von zu reichlicher Fütterung. Die Kur besteht in einer einfacheren und spärlicheren Diät. In Fällen von Diarrhöe lege man einen rostigen Nagel in das Trinkwasser und einige kleine Stückchen Kalk auf den Boden, wobei alles grüne Futter unterbleiben muß.

(Fundgrube.)

Humoristisches.

— Humoristische Naturgeschichte von Ludwig Kalisch. (Schluß.)

Mucker. Homo miserabilis muckans. Cuv. Bei Königsberg, Elberfeld und in den benachbarten Orangen- und Olivenwäldern zu Hause. Nährt sich von Gottesfurcht und süßen Redensarten, säuft Tinte und Wupperwasser und frißt die Religion mit Löffeln. Zwei Mucker bilden ein Paar und drei Paar ein halbes Duzend. Seltene Neigung zur Sanftmut und zum weiblichen Geschlecht; zeigt mehr Vorliebe für junge Frauen als alte Männer und ist sehr tolerant gegen jede Intoleranz.

Nachbeter. In Kunst und Literatur am häufigsten, wo er, beständig widerkäuend, vor dem Tempel des Ruhms liegt und großen Geistern im Wege ist, steht mit dem Dilettantismus in naher Verwandtschaft und glaubt fest an die Unsterblichkeit seiner selbst. Wenn er angegriffen wird, wehrt er sich mit stumpfen Waffen und läßt sich gern in den Himmel heben, von welchem er als Meister gefallen zu sein, fest überzeugt ist.

Opernsänger. Glaubt an die Unsterblichkeit der Kehle, läßt sich den guten Ton und den feinen Takt noch besser bezahlen als der Diplomat, und hört gewöhnlich mehr auf seine eigene Stimme, als auf die Stimme der Billigkeit. Den Teaterdirektoren ist er noch teurer als dem Publikum und am teuersten dann, wenn er, ohne Abschied zu nehmen, auf einem anderen Breiter-Weltteil sein Glück und das Publikum versucht. Was den weiblichen Teil in dieser Ordnung, die Sängerinnen nämlich, betrifft, so sind diese zum Schnupfen sehr geneigt.

Papierspekulant. Homo papyreus speculans. Cuv. In Frankfurt und Bonames zu Hause. Nährt sich von Differenzen und glücklichen Konjunkturen, leidet oft an Schwindel und verrichtet seine tägliche Andacht in der Börse. Er liebt die Kunst — reich zu werden und ist nicht selten fähig, sich zahlungsunfähig zu erklären. La bourse ou la vie ist seine Losung und spekulative Wissenschaften sein Element. Die Behauptung, daß er ein Herz habe, beruht entweder auf einer Verleumdung oder einem Irrtum.

Rezensent. Homo criticus. Cuv. In Deutschland besonders zu Hause. Macht sich viel mit Kunst und Literatur zu schaffen, da er selbst in beiden nichts schafft und gleicht den Eunuchen darin, daß er über die Schönheiten anderer am besten wachen kann, weil er selbst nicht zu produziren vermag. Gebraucht als Kunstrichter eher das Schwert, als die Waage und läßt sehr oft mit seiner Meinung auch den Künstler fallen.

Schauspieler, in barbarischen Zeiten Komödiant, jezt aber auch Mime oder Künstler genannt; daher kommt es, daß man oft nicht weiß, wo der Komödiant anfängt und der Schauspieler aufhört, oder wo der Künstler aufhört und der Mime anfängt. Da indessen der Schauspieler Spizbuben und Heuchler agirt, so kann er, ohne sich der Schminke zu bedienen, nicht leicht schamrot werden. Der Schauspieler besizt die Eigenschaft, daß ihm Eigenlob besser behagt als fremder Tadel und daß er aus Mangel an Schüchternheit nie zugrunde geht. Oft fliegen ihm Kränze, oft aber auch hesperische Aepfel im Zustande der organischen Auflösung zu. Er bricht lieber Kontrakte, als Hals und Bein, und wenn seine Gläubiger in Feuer geraten, brennt er durch.

Virtuos. Homo plebi admirabilis. Gedeiht im zivilisirten Europa und im neunzehnten Jahrhundert; liebt die Lorbeerkränze und die Friedrichsd'ors und ist auch den Guineen durchaus nicht abhold; weiß die zehn Finger und das Publikum gehörig zu benuzen, versteht noch besser die schwachen Seiten der Menge, als die starken Saiten des Klaviers zu berühren, kauft sich den Ruhm von der Journalistik und befindet sich daher oft mehre Monate in einem Zustande totaler Unsterblichkeit. Die ganze Ordnung zeichnet sich durch viele Orden und ungewöhnlichen Mangel an Anspruchslosigkeit aus.

Wucherer. Homo sanguinem succans. Cuv. In der gemäßigten Zone und auf der Augustiner- und Rentengasse wohnhaft. Empfindet das höchste Interesse für die höchsten Interessen, legt sich ins Bett und andere aufs Stroh, betet Gott und das Geld an, liest die Bibel, Gebetbücher und Schuldverschreibungen und genießt nicht selten den Ruf eines guten Christen.

X und Y. Für diese zwei unglückseligen Buchstaben hat die höchst verehrungswürdige Natur bis dato noch keine Bestien erfunden.

Zerrissener. Homo malcontentus. Oken. Vor zehn Jahren in der deutschen Literatur und den böhmischen Wäldern sehr häufig. Die großen Regimentsschneider haben aber seit jener Zeit den Zerrissenen so oft am Zeug geflickt, daß diese jezt schon zu den Seltenheiten gehören. Der Zerrissene bringt durch seinen Weltschmerz den Schmerz der Welt besonders dann hervor, wenn er viel lyrische Tinte vergießt und die Kinder seiner bösen Laune der Oeffentlichkeit übergibt. Wie viel Weltschmerz die Zerrissenen aber den Buchhändlern bereitet haben, das kann nur Gott und der deutsche Buchhandel wissen. Daß unter dem Titel „Der Zerrissene" der unsterbliche Nestroy ein Stück geschrieben hat, wird jedem bekannt sein, dessen Gefühl für die deutsche Schaubühne und wiener Possen noch nicht gänzlich abgestumpft ist.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser,
Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Vorlesungen der Universität Göttingen.

Winterhalbjahr 1883/84.

* = gratis. Die arabischen Ziffern bez. die Stundenzahl.

Teolog. Fak. Wiesinger: Die synopt. Evv. 5; Prakt. Teol. 4; Teol.-prakt. Sem.* (m. Schultz u. Knoke); Teol.-wissensch. Sem.* (mit Wagenmann, Schultz, Bertheau). Wagenmann: Neuere Kirchengesch. 5; Dogmengesch. 5. Ritschl: Etik 5; Römerbr. 5. Reuter: Kirchengesch. der ersten VIII Jahrh. 5; Comp. Symp. 5; Kirchenhist. Ueb.* Schultz: Dogm. I. 5; Jesaias 5. Knoke: Kat., Lit. u. Kybernetik 3; Gesch. d. Pädagogik 2; Perikopen* 1. Lünemann: Korinterbr. 5. Duhm: Genesis 5; Einl. in d. A. Test. 4. Wendt: Einl. in d. N. Test. 4; Dogm. II. 5.

Jurist. Fak. Thöl: Handelsr. mit Wechsel- u. Seer. 4. v. Jhering: Röm. Sachenr. 4; Röm. Obligr. 6. Mejer: Reichs- u. Staatsr. 5. Dove: Kirchenr. mit Eher. 6. Ziebarth: Hannov. Privatr. 4; Preuß. Privatr. 4; Crimin. Ueb. 2. Frensdorff: Deutsches Privatr. 5; Völkerr. 2; Deutsches Verwaltr. 3; Germanist. Ueb.* 1. John: Strafproz. 4; Civilpr.-Prakt. 2. Hartmann: Inst. 4; Röm. Rechtsgesch. 4; Röm. Civilproz. 2. v. Bar: Strafr. 5; Civilproz. 5. Wolff: Röm. Erbr. 5. Leonhard: Pand. I. m. Pfandr. 5; Pand.-Prkt. 3; Röm. Familienr.* 1; Jur. Metod. 1. Sickel: Dtsche. Rechtsgesch. 5; Wechselr.* 2.

Med. Fak. Henle: Kn.- u. Bänderl. 3; Syst. Anat. I. 6; Top. Anat. 3; Präp.-Ueb. (mit v. Brunn). Meißner: Physiol. II. 6; Hygiene 2. Schwartz: Gyn. Klin.; Geburtsk. 4; Geburtshilfl. Operat. 2. Meyer: Psych. Klin.; Forens. Psychiatrie 2. Leber: Augenklin. 4; Augenoper. 2. Ebstein: Med. Klin. u. Poli.; Spez. Pat. u. Ter. 4. Marmé: Arzneiml. u. Rezeptirk. mit prakt. Ueb. 3; Pharmakogn. 4; Mikr. Ueb. 2; Toxikol.* 1: Arb. im pharm. Inst. König: Chir. Klin.; Chir. Poli.* (mit Rosenbach); Spez. Chir. 4. Orth: Allgem. Aetiol.* 1; Allg. Patol. 4; Pat.-anat. Demonstr. 4. Herbst: Physiol. 6. Krause: Osteol. 3; Allg. Histol.* 1; Mikr. Ueb. 3. Lohmeyer: Spez. Chir. 5. Husemann: Arzneimittell. 4; Giftlehre* 1. Rosenbach: Chir.-diagn. K. 2; Lehre v. d. chir. Operat. 4. Eichhorst: Phys. Diagnost. 3; Kinderkrankh. II. 2; Laryng. 1; Harnuntersuch. 1; Polikl. Referatst.* 1. Flügge: Hygien. Prakt. 4; Wohnungshygiene* 1; Organ. Chemie f. Mediz. 2; Med.-chem. Prakt. 6; Arb. im hygien. Inst. Wiese: Phys. Diagn. 4. v. Brunn: Mikr. Ueb. Deutschmann: Augenspiegelk. 2. Bürkner: Ohrenkrankh. 2; Otiatr. Poli. 2. Damsch: Physik. Heilmet. 3.

Philos. Fak. Hanssen: Volkswirtschaftspol. 4. von Leutsch: Berühmte Philologen* 1; Pindar. Bertheau: Genesis 5; B. Daniel* 2. Wüstenfeld: Arab. Wieseler: Arch. Sem.*; Griech. Teater u. Eurip. Kyklops 4. W. Müller: Nibelungenl. 4; Deutsche Soz.* 1. Sauppe: Griech. u. lat. Epigraphik 4; Terentius 4; Phil. Sem.* (m. Dilthey); Päd. Sem.* 2. Griepenkerl: Ackerbausyst. 2; Tierproduktionsl. 4; Rassenkult.* 2; Exkurs.* Stern: Mechanik 4; Math.-phys. Sem.* (mit Schering, Schwarz, Riecke, Klinkerfues). Schering: Part. Diffgl. 4; Erdmagn. Mess.* de Lagarde: Matunabbi 3; Juda Harîzî 2. Baumann: Logik 4; Allg. Gesch. d. Philos. 5. Drechsler: Einl. in d. landw. Stud.* 1; Allg. Ackerbaul. 2; Landw. Betriebsl. 4; Landw. Prakt. Henneberg: Futterl. 3. Ehlers: Vergl. Entwicklgsgesch. u. Anat. d. Tiere 5; Lebensgewohnheiten u. Kunstfertigkeiten d. Tiere 2; Zootm. Kurs 4; Zoolog. Ueb. 15; Zoolog. Soz.* Hübner: Allg. Chemie 6; Benzolvb. 1; Chem. Prkt. Schwarz: Analyt. Funkt.* 2; Krumme Flächen 5; Ellipt. Funkt. 5; Math. Colloq.* Klein: Mineral. 5; Krystall. 4; Min. Ueb.* 2; Kryst. Ueb.* Dilthey: Gesch. d. griech. Tragödie 4; Hesiod. Volquardsen: Griech. Gesch. 4; Histor. Ueb.* 1. Graf Solms: Pflanzenanat. 3; Techn.- u. mediz.-wichtige Pflanzen* 1; Botan. Arb. Reinke: Pflanzenphysiol. 4; Mikr. Ueb. Wagner: Allg. Erdk. II. 4; Alpen 2; Geogr. Ueb. v. Koenen: Geol. 5; Fossilien* 1; Pal. Ueb.* 2; Ueb. im Bestimmen.* G. E. Müller; Psychol. 4; Psychol. Soz.* 1. Vollmöller: Franz. Syntax 4; Sem. f. n. Spr.* (m. Napier u. Andresen). Weiland: Verfassungsgesch. d. germ. u. rom. Völker 4; Hist. Ueb.* 1. Riecke: Exp. Physik II. 4; Physikal. Uebung. Kielhorn: Sanskritgramm. für Anfänger 3; Uttararâmacharita* 2; Rigveda* 2. v. Kluckhohn: Kreuzzüge 2; Dtsch. Gesch. 1648—1867 4; Hist. Ueb.* 1. Steindorff: Diplomatik 3; Paläogr. Uebung 2; Gesch. d. fränk. Reiches* 1. Heyne: Altsächs. Gr. u. Heliand 2; Neuhochdtsche. Formenl. 4; Althd. Ueb.* 1. Soetbeer: Volksw. Uebung.* Bödeker: Chem. Prakt.; Pharmacie 5. Klinkerfues: Sphär. Astron. 4. v. Uslar: Pharmacie 4; Organ. Chem. f. Medizin 4. Enneper: Diff. u. Integralr. 5. Tollens: Techn. Chemie f. Landwirte 3; Agr.-chem. Prakt.; Zuckerbestimmung u. Polarisat.* 1. Gödecke: Lit. d. XIX. Jhrh.* 1. Esser: Haustiere 5; Klin. Demonstr. Fick: Griech. Nomen 2; Homer. Gedichte 4. Peipers: Hauptprobl. d. Psychol. 2; Philos. Platos* 2. Rehnisch: Religionsphilos. 4. Schmarsow: Dtsche. Kunst im XV. u. XVI. Jhrh. 2; Dürer* 1; Kunsthist. Ueb. 2. Napier: Engl. Gramm. 4. Schweppe: Reitunterr. Hille: Harm.- u. Comp.-L.; Singakad.; Orchesterverein. Peters: Malen; Zeichnen.* T. Wüstenfeld: Gesch. Italiens i. Mittelalter* 4. Bernheim: Dtsche. Gesch. im Mittelalter 4; Hist. Uebung* 2. Falkenberg: Thallophyten 2. Gilbert: Gesch. u. Topogr. Roms* 2. Krümmel: Allgem. Erdk. 2. Bechtel: Vgl. griech. Gramm. 4; Ahd. Dialekte* 1. Polstorff: Org.-pharm. Chemie 4; Gerichtl.-chem. Anal. 2. Eggert: Teoret. Natinnalök. 4; Cameral. Soz.* S. v. Waltershausen: Finanzw. 4; Auswanderung u. Kolonialp.* 1. Andresen: Französ. Metrik 2. Bruns: Philolog. Ueb.; Proseminar.* Berthold: Archegon. und Gymnosp. 2; Pflanzenkrankh.* 1. Buchka: Kohlenstoffvb. 4; Maaßanalyse 1. Brock: Anat. u. Embryol. d. Antropod. 2; Gesch. d. zool. Systeme* 1. von Mangoldt: Best. Integrale 4; Ueb. dazu* 1. Hurwitz: Zahlenteorie 4; Flächen II. Grades* 2. Milchhöfer: Griech. Kunstgesch. 3; Arch. Ueb.* 2. Hamann: Parasiten d. Menschen 2. Schröder: Dtsch. Lit.-Gesch. 1795—1805 2; Ueb.* 1. H. Meyer: Elektrostatik 2. Leuckart: Teoret. Chemie 3; Chem. Colloq.* (m. Buchka). Höltzke: Tanzunterricht. Grüneklee: Fechtunterricht.

Logiskommissär: Pedell Bartels.

Auskunft über Stip. und Stundung erteilt d. Univ.-Sekr.

Im Verlage von J. H. W. Dietz in Stuttgart ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Gewerbe-Ordnung

für das

Deutsche Reich.

Komplete Textausgabe nach der vom Reichskanzleramte auf Grund des Art. 16 des Gesezes vom 1. Juli 1883 vorgenommenen Redaktion.

Mit ausführlichem Register.

Geh. Preis 30 Pf.

Der außerordentlich billige Preis des für die gesammte Geschäftswelt unentbehrlichen Büchleins sollte Jedermann veranlassen, dasselbe zu erwerben.

Gesez
betr.

Die Krankenversicherung der Arbeiter

nebst einem Anhang, enthaltend:

Das Hilfskassengesez vom 7. April 1876.

Preis 25 Pf.

Die Neue Zeit

Revue des geistigen und öffentlichen Lebens.

Heft IX.

Inhalt: **Abhandlungen:** Auswanderung und Kolonisation. Eine Entgegnung. Von **Karl** Kautsky. II. — Der Gottsucher. Von S. — Menschliche Arbeit und Einheit der Kraft. Von Serge Podolinsky. — Die Lage des Landvolkes in Schottland. Von J. Sketchley. — **Kleinere Aufsäze:** Ueber französische Literatur. Von Fritz Lemmermayer. — **Literarische Rundschau:** Dodel-Port, Illustrirtes Pflanzenleben. — Wirth, Moritz, Bismarck, Wagner, Rodbertus. Von K. — Letang, Baronin Anna, Ambroise Almé. Von R. S. — Alfhild, Heureka. Von S. — **Notizen.**

Einbanddecken für die Neue Welt

sind zum Preise von Mk. 1.20 durch die Expedition zu beziehen. Die geehrten Abonnenten werden gebeten, ihre Bestellungen baldigst aufgeben zu wollen.

Abonnements-Einladung.

Vom 15. September c. ab erscheint in Nürnberg und ist durch alle Postanstalten, sowie direkt durch die Expedition zu beziehen:

Deutsche

Metallarbeiter-Zeitung.

Fachblatt

für die Interessen der Metallarbeiter aller Branchen.

Herausgeber und Redakteur: **J. Scherm**, Schlosser, in Nürnberg.

Die „Deutsche Metallarbeiter-Zeitung" wird nicht nur in wirthschaftlicher Beziehung die Interessen der Arbeiter voll und ganz vertreten, sondern auch bestrebt sein, ihre Leser über die großartigen technischen Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit durch Wort und Bild zu unterrichten und auf dem Laufenden zu erhalten. Die „Deutsche Metallarbeiter-Zeitung" wird daher ein Fachblatt im vollsten Sinne des Wortes werden und nicht nur für den Arbeiter, sondern auch für den Kleingewerbetreibenden, der bestrebt ist, seine Fachkenntnisse zu erweitern, aber nicht im Stande ist, sich die kostspielige einschlägige Literatur anzueignen, ein willkommenes Organ sein.

Die „Deutsche Metallarbeiter-Zeitung" erscheint vorerst am 15. und letzten jeden Monats in guter technischer Ausstattung mit zahlreichen Illustrationen und kostet vierteljährlich durch die Post bezogen nur **70 Pf.**, unter Kreuzband 80 Pf. Mit Kolporteuren, welche den Vertrieb als Erwerb betreiben, vereinbaren wir je nach der Anzahl der Exemplare besondere Bedingungen.

Das Postabonnement kann erst mit Oktober beginnen, da Monatsabonnements von der Post nicht angenommen werden; jedoch werden die für September fälligen Nummern nachgeliefert. Das Abonnement bei der Post muß quartaliter erfolgen. Für September wolle man daher die Bestellungen direkt bei der Expedition, Weizenstraße 12 I, anbringen.

Inserate, welche bei dem ausgebreiteten Leserkreise von großer Wirkung sind, werden die 3gespaltene Petitzeile (8 cm Breite) zu 20 Pf. angenommen. Arbeitsmarkt 10 Pf.

Zu zahlreichem Abonnement ladet ein **Redaktion und Verlag.**

Die billigste politische Zeitung Deutschlands

ist die allwöchentlich in großem Zeitungsformat erscheinende

Halberstädter Sonntags-Zeitung

Preis: Im Reichspostgebiet bei Abholung von der Post viertelj. 30 Pf.
Mit Bringerlohn " 45 "
In Baiern, Baden und Württemberg . . . " 25 "

Grundsäze: Freiheit von allem politischen Druck und Bevormundung; Erweiterung der Volksrechte. — **Gleichheit** aller Staatsbürger vor dem Gesez. — **Soziale Reformen** zur Besserung der Lage der arbeitenden und notleidenden Klassen.

Halberstadt. Der Verleger: **Aug. Heine.**

Abonnements-Einladung.

Für das IV. Quartal eröffnen wir ein neues Abonnement auf die in München erscheinende

Gerichts-Zeitung.

Post-Zeitungs-Katalog Nr. 416 b.

Die „Gerichts-Zeitung" erscheint erst im 2. Jahrgange, hat sich aber dessenungeachtet schon einen sehr großen und über ganz Deutschland ausgebreiteten Leserkreis erobert. Der Inhalt des Blattes erklärt diesen Erfolg zur Genüge.

Jeder Abonnent erhält als Sonntagsbeilage vollständig gratis den

„Süddeutschen Postillon"

redigirt von Max Kegel.

Beliebtestes politisches Wizblatt Süddeutschlands,

dessen urkomische Original-Karakter-Typen weitbekannt und beliebt sind. (Einzelnummer 10 Pf.)

Der Abonnementspreis ist per Quartal für die täglich erscheinende große Ausgabe incl. „Südd. Postillon" bei unserer Expedition in München abgeholt **nur 2 Mark**, wozu auswärts der Postzuschlag tritt.

Um die Verbreitung des Blattes in den weitesten Kreisen zu ermöglichen, haben wir von der „Gerichts-Zeitung" eine

Kleine Ausgabe

veranstaltet, welche wöchentlich dreimal zur Ausgabe gelangt und einschließlich des Gratisbezuges des „Südd. Postillon" monatlich **nur 50 Pf.** kostet. Man bestellt die „Kleine Ausgabe" direkt bei der Hauptexpedition in München. — Das Kreuzbandporto für die Zusendung beträgt 40 Pf. im Quartal bei wöchentlich einmaliger, Mk. 1.20 bei wöchentlich dreimaliger Expedition.

Recht zahlreichen Abonnements sehen entgegen

Die Redaktion, Verlag und Expedition der „Gerichts-Zeitung".
G. Pollner, München.

Für Blumenliebhaber mit nur beschränktem Raum

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Vorrätig in Berlin in der Buchhandlung von O. Lorenz:

Kruse's Wintergärtner.

Bestimmte Anleitung
der im Zimmer während des Winters verwendbaren
Blumen und Pflanzen.

Mit Illustr. 100 Seiten 8°. 50 Pfennig.

(Bei Einsendung des Betrages von 60 Pf. in Marken Frankozusendung per Kreuzband.)

Der „**Wintergärtner**" ist in seinem Fache ein übersichtlicher und bündiger Wegweiser, welcher in der deutschen Presse — der großen sowohl wie der kleinen — einstimmige Anerkennung gefunden hat. Als geübter Fachmann teilt derselbe auf Grund eigener wie fremder Erfahrungen das Notwendige und Wissenswerte mit. Das Büchlein bespricht alle Punkte, die für den dilettantischen Blumenzüchter inbetracht kommen und enthält wichtige Ratschläge zur richtigen Behandlung. Er führt im alphabetischen Anhang die verschiedenen Blumen und Pflanzen nach ihren Erfordernissen auf, und bespricht **bei jeder Pflanzenart die speziellen Einzelheiten.**

Kaffee- u. Thee-Lager.

$9^1/_2$ Pfund netto incl. Zoll, Porto und Emb., geg. Nachn.:

Portorico	13 Mark
Java, gelb	$11^1/_2$ "
St. Domingo . . .	$8^1/_2$—11 "
Ceylon	$10^1/_2$ "
La Guayra	$9^1/_2$ "
Campinas	$8^1/_2$ "
Santos	$7^1/_2$ "

Gebrannt 20% teurer.

Chin. Thee in reicher Auswahl.

Georg Dannenfeldt, Hamburg.

Rohtabak.

Versende nach auswärts unter Nachnahme

Brasil-Einlage 25 Pf. pr. Pfund, Rapper 60, Seedleaf-Rapper 40 Pf., Domingo-Rapper 35, Rio Grande 40, Java (deckt mit $2^1/_2$ Pfd.) 170 Pf., Sumatra (deckt mit 2 Pfd.) 180 Pf.,

sowie alle andern Tabake zu billigsten Preisen, auch pfundweise.

Georg Keßler,
Hamburg, Grimm 14.

Preisgekrönt Hamburg 1869.

Feinschmeckenden Westindischen

Kaffee, Pfund 87 Pf.

(geröstet pr. Pfund 103 Pfennig), liefert vorläufig noch zu früheren Preisen von $9^1/_2$ Pfd. an frei ins Haus

J. J. Darboven,
Kaffee-Großhandlung.
Hamburg.

Amerika.

Von meiner Rundreise durch die westlichen Staaten Amerikas zurückgekehrt, versende auf Wunsch an

Auswanderungslustige

die neuesten Beschreibungen dieser Länder gratis und franko.

C. A. Voigt,
Leipzig, Ritterstraße 29.

Keine geflickte Wäsche mehr!

Es ist mir gelungen, einen Apparat zu konstruiren, mittelst welchem man bei aller schadhaften Wäsche 2c. den Schaden mit der Nähmaschine schnell und **so schön zuweben kann**, daß man hievon **nicht das mindeste bemerkt.**

Dieser Apparat ist an jeder Nähmaschine, gleichviel welchen Systems, anzubringen und nach der ihm beigegebenen Anweisung **so leicht zu gebrauchen, daß selbst im Maschinennähen Mindergeübte sofort den gewünschten Erfolg erzielen.**

Preis fl. 1.80 (Mk. 3.20) per Nachnahme, bei Voreinsendung des Betrages, auch in Briefmarken aller Länder, Zusendung franko.

G. Grasser, Leoben Nr. 14.
Steiermark.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Nr. 3. 1884. Preis pro Heft 25 Pfennig. IX. Jahrgang.

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Stuttgart.
Verlag von J. H. W. Dietz.

Aerztlicher Ratgeber.

Ronneburg. A. E. Behandlung Ihres Leidens mit Aussicht auf Erfolg durch einen Spezialisten notwendig, brieflich ganz untunlich. Wahrscheinlich wird ein Aezen der Schleimhaut stattfinden müssen, was weder gefährlich noch besonders schmerzhaft sein wird.

Raudnitz. R. W. Gegen Schwitzen der Hände empfiehlt sich öfteres Waschen mit Alaun, 1 Messersp. auf 1 Schoppen Wasser.

Gr. Stenrowitz. F. W. Sie werden bei jedem Bandagisten sog. Schutzhütchen von Kautschuk für derartige Leiden finden, daneben fleißig kalt waschen und die Schrunden mit etwas Borsalbe einreiben.

Berlin. Frau Sch. Gegen das Bettnässen der Kinder empfiehlt sich zunächst, Abends sehr wenig zu trinken zu geben, vor dem Schlafengehen den Urin lassen und Seitenlage im Bett. Ferner Entfernung etwaiger das Bettnässen öfters veranlassenden Eingeweidewürmer (Maden- und Spulwürmer), Stärkung der Konstitution durch Lebertran, Eisen, China und zeitweise Verabreichung einer Gabe Chloral Abends. Nur die ersteren, allgemeinen Rathschläge werden Sie ohne Zuziehung ärztlicher Hilfe ausführen können, die leztere mehr medikamentöse Behandlung Ihrem Hausarzt überlassen müssen.

Altona. K. Als die gesundheitsschädlichste Beimengung des Getreides ist zunächst das Mutterkorn (secale coruntum) zu nennen, durch Wucherung eines Pilzes (claviceps purpurea) erzeugt und Ursache der namentlich in Hungerjahren sehr verbreiteten sog. Kribbelkrankheit. Dem folgt der Same von Taumellolch (Lolium temulentum) u. a. mehr oder weniger schädlicher Ackerpflanzen. Das Mehl selbst birgt häufig ebenfalls den oben genannten Pilz, daneben Insekten (Acarus farinae, tenebrio molitor 2c.) und Vibrionen, an sich weniger schädlich, aber Zeichen von Gährung und Fäulnis im Mehl. Die mineralischen Beimengungen sind gewöhnlich nur Sand oder erdige Stoffe, wenn das Getreide unrein oder die Mühlsteine schlecht oder frisch geschärft waren. Betrügerische Beimengungen von Sand und anderen Mineralien wie Gyps, Alaun, Schwerspat 2c. sind selten. Man erkennt sie leicht, wenn man eine Probe Mehl mit Chloroform stark schüttelt, wobei sich die Beimengungen bald unten ansammeln, während das Mehl obenauf schwimmt.

Dr. N.

Redaktions-Korrespondenz.

Baumen. Frau Johanna N. Daß die Kornblume genannte blaue Flockenblume, und zwar in den getrockneten kleinen Kronen des Strahles früher vielfach als Heilmittel angewendet wurde, ist ganz richtig. Die Pflanze ist ein uraltes Arzneimittel. Im 16. Jahrhundert wurde der Absud der Blumen gegen Herzklopfen und ein mit Birnmuß bereiteter Auszug gegen Harnleiden und Gelbsucht angewendet. Auch bei Augenkrankheiten kam ein Aufguß der Kornblumen zur Anwendung. Sie haben keinen Geruch, schmecken süßlich und etwas salzlich reizend. Ihre für eine etwaige Heilwirkung wesentlichen Bestandteile sind: blauer Farbstoff, eisengrünender Gerbstoff. Eingehendere wissenschaftliche Untersuchung hat noch nicht stattgefunden. Möglich ist, daß das bitter schmeckende Kraut und die noch intensiver bitteren Früchtchen mehr Beachtung verdienen, als ihnen gegenwärtig geschenkt wird. —

Gumbinnen. Junger Mann und alter Leser. Sie meinen, es könnte uns doch nicht schwer fallen, selber ein hübsches Gedicht über das Tema „törichte verschmähte Liebe" zu machen, wenn uns das Ihrige nicht gefiele, und Ihnen wäre es „ganz einerlei", ob Ihr Gedicht in unsern Papierkorb käme, falls wir nur dann unser Poëm unter Ihrem Namen veröffentlichen wollten! Ihre unglücklich Angebetete nach Noten anzuführen, können wir Sie freilich nicht hindern, aber daß wir Ursache hätten, an diesem Werke der Liebe mitschuldig zu werden, sehen wir denn doch nicht ein, — Sie angenehmer junger Mann.

London. T. S. Nur immer einsenden!

Chicago. G. und **Stettin.** V. V. Freundlichen Dank und Gruß!

Briefkasten der Expedition.

Winsen a. d. Lühe. W. R. Die Nichtlieferung des „Neue Welt-Kalenders" seitens des betreffenden Buchhändlers ist auf Nachlässigkeit oder — Böswilligkeit zurückzuführen. Uebrigens kann jeder den Kalender direkt beziehen. Dies Verfahren sollte überall da eingeschlagen werden, wo der Buchhandel sich hochmütig weigert, unsere Verlagsartikel zu besorgen.

Gemeinnütziges.

— **Eine neue Blumenkultur ohne Erde.** Bei Gelegenheit einer Besprechung der Wasserpflanzen machten wir auf die Schwammkulturen aufmerksam, welche einige wenige dort näher bezeichnete Pflanzen ohne Erde zu ziehen gestatten. Jezt kommt aus England gar die Nachricht über ein allgemein anwendbares Verfahren zur „Blumenzucht ohne Erde" zu uns. Wir selbst haben darüber noch keine Erfahrung sammeln können, geben daher nur die englischen Berichte über diese neue Liebhaberei, indem wir es den Lesern überlassen, nach folgenden Angaben Versuche anzustellen — und mit der Bitte, die gemachten Erfahrungen späterhin an dieser Stelle mitteilen zu wollen.

Es wird über zwei Verfahren berichtet; das erste kommt mit Hilfe von grobem Quarzsand, gestoßener Holzkohle oder einem Gemisch beider, das zweite mit Verwendung von frischem und sogenanntem Nährmos zur Ausführung. Die durch Abspülen mit lauwarmem Wasser von der Erde befreiten Wurzeln werden locker in das Sand-Kohlengemisch eingesezt und dann mit der Nährflüssigkeit übergossen. Nach dem „Journal des Débats" soll die leztere, gemäß den Untersuchungen von Henri de Parville, aus einer Lösung von 2 bis 3 Gramm des folgenden Salzgemisches in 1 Liter Wasser bestehen. Die Angaben für dessen Zusammensezung lauten auf 1 Kilogr.: 380 Gr. salpetersaures Ammoniak, 310 Gr. rohes doppeltphosphorsaures Ammoniak, 250 Gr. rohes salpetersaures Natron, 50 Gr. doppeltphosphorsaurer Kalk und 10 Gr. Eisenvitriol. Es wird vorgeschrieben, die Pflanzen abwechselnd einmal mit Wasser, das anderemal mit der Nährflüssigkeit zu begießen.

Nach dem zweiten Verfahren gibt man in einen Blumentopf auf eine Schicht Nährmoos eine zweite Lage von gewöhnlichem feuchten Moos und breitet auf diesem die Wurzeln der Pflanzen aus, um sie zulezt mit einer weiteren Lage von Nährmoos zu bedecken. Diese wird nach Bedarf erneut, außerdem gießt man nur mit wenig reinem Wasser. Ob das Nährmoos mit den oben angegebenen Salzen auch getränkt ist, können wir leider nicht angeben, da es uns noch nicht gelingen wollte, solches zu erlangen, obwohl es schon käuflich zu haben sein soll. Der Angabe gegenüber, daß jegliche Pflanze mit Hilfe dieser chemischen Fabrik gar noch besser als in ihrem Element, der Erde, gedeihen soll, glauben wir uns einstweilen zweifelnd verhalten zu müssen, wennschon das alte Sprichwort sich gar oft bewährt: Probiren geht über Studiren.

(Isis.)

Die Herstellung eines Blutegelwetterglases, welches oft ganz vorzügliche Dienste leisten soll, bewerkstelligt man sehr einfach, indem man eine große Arzneiflasche bis zur Hälfte mit Wasser füllt und mit einem gesunden Blutegel besezt, dessen Herauskriechen durch überbundene Gaze verhindert wird. Das Wasser muß im Sommer wöchentlich, im Winter alle 14 Tage erneuert werden. Wenn das Wetter schön wird, liegt der Blutegel zusammengerollt auf dem Boden des Glases; sobald aber Regenwetter einzutreten droht, begibt er sich aus dem Wasser heraus bis an den Hals der Flasche und bleibt dort, bis wieder heiteres Wetter eintritt; bei drohendem Wind sind seine Bewegungen außerordentlich schnell; bei bevorstehendem Gewittersturm und Regen bleibt der Egel fast beständig außer Wasser und gibt seine Unbehaglichkeit durch heftige fast krampfhafte Bewegungen kund. Bei Frost, wie bei heiterem Sommerwetter liegt der Blutegel am Boden, bei Schnee wie bei Regen verläßt er das Wasser. Für den schlichten Landwirt ist dies ein ebenso einfaches als amüsantes und sicheres Wetterglas, auf dessen Unfehlbarkeit man aber wohl doch nicht schwören, sondern vielmehr sorgfältige Beobachtungen anstellen sollte.

— **Färben von Blumen, Gräsern, Moos 2c.** Blau, gelb, rot, violett und braun wird mittels Anilinfarben in den verschiedenen Nuancen bezweckt. Die Blumen werden zuvor 12—24 Stunden in eine starke Alaunlösung gelegt (Beize) und wieder getrocknet. Hierauf bereitet man sich eine nicht zu konzentrirte Lösung der Anilinfarbe, erwärmt dieselbe und läßt die Blumen solange in der Farblösung, bis die gewünschte Nuance erzielt ist. Von Natur aus blaue Blumen können durch Eintauchen in verdünnte Schwefelsäure in rote und durch Behandlung mit Aezammoniak in grüne Blumen verwandelt werden. Ebenso färbt Ammoniakflüssigkeit natürlich gelbe Blumen braun, rote aber grün. Die weiße Farbe wird bei Blumen und Gräsern durch Schwefeln erhalten; die angefeuchtete Blume wird in einem verschließbaren Gefäß dem Dampfe verbrennenden Schwefels ausgesezt. Chlorwasser liefert nie eine rein weiße Farbe, zerstört aber häufig zartere Blumen und Gräser. Schwarz erhält man, wenn man Blumen, Gras oder Moos zuerst mit Eisenchloridlösung beizt, wieder trocknet und dann in einer Lösung von Pyrogallussäure auffärbt; gibt ein sehr schönes glänzendes Schwarz. Noch einfacher erhält man Schwarz, wenn man einem Liter starken Blauholzabsud 1 Gr. gelbes chromsaures Kali zusezt, und damit die Pflanzen auffärbt. Die schwierigste Farbe ist grün, alle grünen Anilinfarben liefern nur ein Blaugrün, das in der Natur nicht vorkommt. Ein schönes Grün kann nur durch Komposition erhalten werden. Man mache eine Lösung von Pikrinsäure, indem man dieselbe zuerst in Weingeist löst und dann erst mit Wasser verdünnt. In dieser Lösung färbe man die Pflanzen erst stark gelb; dann bereite man die zweite Lösung von stark verdünnter Indigoschwefelsäure oder in Ermangelung dieser von Indigokali, lasse aber die Pflanzen nicht lange in dieser Lösung, sonst herrscht auch hier die blaue Nuance vor. Hauptsache ist beim Grünfärben viel Gelb und wenig Blau zu nehmen.

(Folgendes ist ein französisches Rezept zum Färben von Moos: Man bringt 2 Liter Wasser zum Kochen und sezt ihm zuerst 16 Centigramm Pikrinsäure und dann eine kleine Quantität Indigocarmin zu, die sich nach der Farbe des Grüns, das man zu erhalten wünscht, richtet. Nachdem man das Moos in kleine Bündel zusammengebunden hat, taucht man es etwa 1 Minute lang in die kochende Farbe und läßt es dann trocknen.)

(Fundgrube.)

— **Fliegen aus einem Zimmer zu vertreiben.** 1. Man mische einen halben Teelöffel gestoßenen schwarzen Pfeffer, einen Teelöffel braunen Zucker und einen Eßlöffel Sahne gut, und stelle diesen Brei auf einem Teller in das Zimmer, wo die Fliegen lästig sind, sie werden bald verschwinden. 2. Starker, kalter grüner Tee, mit Zucker versüßt auf Untertassen im Zimmer umhergestellt, zieht die Fliegen an und vernichtet sie.

— **Haarbürsten zu waschen.** Zum Waschen der Haarbürsten bediene man sich niemals der Seife. Man nehme etwas Soda, löse sie in warmem Wasser auf und lege die Bürsten mit den Borsten nach unten hinein, so, daß das Wasser nur die lezteren bedeckt. Sie werden sehr bald weiß und rein werden. Man läßt sie dann in freier Luft mit abwärts gekehrten Borsten trocknen.

Mannichfaltiges.

— **Deutsche Gemütlichkeit im Mittelalter.** Zu Anfang des 15. Jahrhunderts, wo so viel Hader und Krieg in den deutschen Landen herrschte wegen der Schwäche der Kaiser und des Trozes der Fürsten, gab es dennoch gar manche kleinere Gebiete, in denen unter dem schüzenden Arm wackerer Herren Friede, Ruhe und Fröhlichkeit eine Stätte fanden. Doch gab es keine Grafschaft weit und breit, in welcher die Bewohner mit so viel heiterm Humor und lustigen Scherzen in den Tag hineinlebten, als die Grafschaft Zimmern im Schwarzwalde. Hier herrschte Johann von Zimmern, in seiner Jugend ein wackerer Kämpe, im späteren Alter friedlicher Ruhe ergeben, ein freundlicher biederer Herr, den besonders die Bauern seines unerschöpflichen Humors wegen, mit dem er sie zu zu necken pflegte, ordentlich liebten. Spielte er ihnen aber oft einen Possen, mußte er es sich auch wieder gefallen lassen, von ihnen am Narrenseil geführt zu werden, und gelang es ihnen, so lachte gewiß keiner herzlicher, als der alte Herr selbst. Da gab es denn oft tolle Geschichten, wahre Schildbürgereien ganz im Geschmacke jener Zeit, und manches haben die Chroniken jener Zeit aufbewahrt. Einst sizen die zu einer Frohnarbeit zahlreich aufgebotenen Bauern gemeinschaftlich im Freien beim Frühstück, als eben der Graf von weitem daher geritten kommt. „Sieh da," ruft der alte Kunz, dem der Kopf auch immer voll von Narrenstückchen steckte, „da kommt der Alte eben recht. Geschwind sezt Euch in die Runde, schlingt Arme und Beine durcheinander und haltet fest; das gibt ein Stückchen Arbeit für den Alten." Bald war ein festgeschlungener Kreis gebildet, von dem freilich der schlaue Bauer sich ausschloß; mittlerweile kam der Graf herbeigeritten und sah etwas verwundert auf den dichten Ring. Da trat nun Kunz an ihn heran, zog ehrerbietig sein Käppchen und sprach mit gar trübseligem Gesicht: „Ach, lieber Herr, ein Glück, daß Ihr kommt. Da haben die jungen Bursche beim Frühstück sich zusammengesezt und beim Essen nun nicht Acht gegeben, und da sind ihnen dann nun die Arme und Beine unter einander geraten, daß keiner am Ende die seinen wiederfinden kann; habt ein Erbarmen und verhelft, so Ihr könnt, jedem wieder zu seinen richtigen Beinen; sonst gibts einen erbärmlichen Wirrwar." Und zugleich stimmten die andern mit eben so kläglichen Gesichtern ein und baten um Gotteswillen, jedem das Seine zu schaffen. Der Graf lachte hell auf und besann sich nicht lange. Er meinte, er könne und wolle ihnen schon helfen, aber umsonst könne er doch so ein Stückchen Arbeit nicht über sich nehmen.

„Nun, was verlangt Ihr denn?" rief der alte Kunz; „die da müssen schon etwas dran geben, damit sie nächstens Vorsicht lernen." „Einen Sack voll Korn verdiente ich wohl," meinte der alte Herr, „wenn ich machte, daß jeder wieder auf seinen eigenen Beinen stände; wer z. B. Nikolas seinen kurzen Fuß bekäme, der hätte einen verdammt schlechten Tausch gemacht." Die Forderung wurde natürlich bewilligt. „Uebrigens den Sack braucht Ihr nicht zu geben; ich will Euch einen zum nächsten Sonntag zum Traubenwirt schicken, den sollt Ihr mir füllen." „Um so besser" riefen die Bauern, „schickt nur den Sack, wir werden ihn schon füllen." „Topp, ich denke, ich verschaffe Euch Eure richtigen Arme und Beine schon wieder."

Der Ritter stieg vom Pferde und mit dem Dolchmesser, das er immer an der Seite trug, schnitt er aus dem nächsten Busch eine tüchtige Gerte. „Seht Kinder," rief er, „das ist die Wünschelrute, die wird Euch zu dem Verlorenen verhelfen. Nun Niklas, ich glaube, deine lahmen Beine findest du am ersten wieder," — und damit führte er einen kräftigen Schlag mit der Gerte über seinen Rücken. Niklas zuckte zusammen und die andern lachten; der Schlaukopf gönnte auch den übrigen die Schläge recht gern und rief daher: „Ach, Herr Ritter, verhelft nur den anderen zu den ihrigen, an meinen Beinen wird sich keiner vergreifen." „Recht so," rief der Ritter, „wir wollen sehen;" und ein gewaltiger Hieb fuhr des Niklas Nebenmann über den Rücken; der wäre gerne aufgesprungen, aber Niklas hielt ihn am Boden fest, und so machte der Graf die Runde, ohne daß einer aufgesprungen wäre, oder hätte aufspringen können, wenn auch einer gewollt hätte. Aber bei der zweiten Runde holte die kampfgeübte Faust des Alten so energisch aus, daß alle sich nicht lange besannen und gern ihre eigenen Beine zu Hülfe nahmen, um mit der Wünschelrute nicht weiter in Berührung zu kommen. „Nun seht nach," meinte der Alte, „ob auch jeder die seinen wiederbekommen hat." „Die meinen hätte schon ein anderer nehmen dürfen," rief Niklas, „aber die werde ich nimmer los!" Die andern aber sagten lachend dem Ritter Dank, daß er ihnen so barmherzig beigestanden habe, „und vergeßt nicht den Sack zum Traubenwirt zu schicken." „Hat keine Noth, ich werde ihn schon nicht vergessen und mein Korn holen lassen" und damit stieg er zu Pferde. „Uebrigens ein kleiner Sack voll kann mir wenig helfen, es muß schon ein großer sein." „Schickt nur den größten, den ihr habt, Herr Ritter, er soll bald voll werden." Lachend ritt der Alte davon.

Am nächsten Sonntag nach der Messe kamen die Bauern zum Traubenwirt und fragten nach dem Sacke. Aber drinnen saß schon der Jürgen, des Ritters Knecht, mit einem mächtigen Bündel und sagte: „Der Herr läßt Euch schön grüßen und schickt hier den größten Sack, den er hat," und damit entrollte er sein Bündel, das gar kein Ende nehmen zu wollen schien. Der Ritter hatte ein sechzig Ellen langes Stück Leinwand zusammennähen und daraus einen gewaltigen Sack machen lassen. Die Bauern machten lange Gesichter und meinten, das wäre zu viel; aber alles Remonstriren half nichts. Durch ihre eigene Aufforderung, den „größten" zu schicken, mußten sie sich am Ende bequemen, den Sack zu füllen. Und am nächsten Sonntage fuhren sechs Wagen, die unmittelbar hintereinander gebunden waren, so daß das Sackungetüm in seiner ganzen Länge dalag, mit dreißig Pferden bespannt den Weg zur Burg hinauf, wo der Ritter mit den Seinen unter hellem Gelächter den sonderbaren Zug empfing. „Wenn ihr einmal in Verlegenheit seid, Kinder, so ruft mich nur wieder," rief er, nachdem mit vieler Mühe der Sack abgeladen war; „übrigens jezt kommt zum Imbiß; den habt Ihr wohl verdient und der soll Euch nichts kosten."

Den Bauern wurmte übrigens der teure Lohn doch etwas, und sie suchten Gelegenheit, sich dafür vom Ritter bezahlt zu machen. Bald fand sich eine solche. Eine kleine Holzkapelle, deren Unterhaltung den Bauern oblag, brannte bald zufällig ab. Nun baten die Bauern, an der Spize den alten Kunz, den Grafen, er möchte aus seinen Wäldern ihnen einen Baum schenken zum Wiederaufbau des Gotteshauses. Gerne bewilligte ihnen der Graf ihre Bitte und erlaubte ihnen den längsten und besten Baum, den sie fänden, zu diesem löblichen Zwecke auszusuchen.

Tief im Walde, mehr als eine Viertelmeile vom Saume desselben, stand eine mächtige hochgewachsene Eiche; diese fällten die Bauern; aber freilich ein Weg war nicht da. Das war ihnen eben recht. Sie schickten einige zur Burg hinauf und ließen den Grafen bitten, er möge ihnen nun auch einen Weg verstatten, damit sie den Baum herausschaffen könnten. Arglos bewilligte der Graf das Gesuch, und erlaubte noch obendrein, die etwa noch zu fällenden Bäume ebenfalls zu behalten und zum Bau zu verwenden. Gerade das hatten die Bauern erwartet, und nun ging es lustig an die Arbeit. Statt den Baum nun seiner Länge nach hinauszuschleifen, wurde er nun in die Quere gelegt, und von seinem Plaze aus eine breite Lichtung quer durch den Forst gerade auf das Dorf zu durchgehauen. Nachdem die fast hundert Fuß breite Straße einigermaßen gesäubert war, schleifte man den Baum der Quere nach heraus, und die außerdem gefällten ebenfalls. Sie gewannen auf diese Weise einen mächtigen Vorrat an Holz, das zum Bau einer stattlichen Kirche völlig ausreichte.

Als nun der Graf seinen verwüsteten Forst besah, schalt er doch nicht wenig auf die Bauern, welche ihm das angestiftet hatten. „Aber wir sind leider so dumm," erwiderte Kunz, „daß wir uns halt nimmer zu helfen wissen. Wäret Ihr nur wieder dabei gewesen, Ihr hättet wohl auch den Baum aus dem Walde geprügelt mit Eurer Wünschelrute."

So machten sich die Bauern bezahlt.

Humoristisches.

— **Aus Schillers Jugend.** Die Zeit, welche Schiller in der Karls-Akademie in Stuttgart zubrachte, ist nach und nach in eine mythische Verklärung gerückt worden, und man erzählt seit langem eine Menge Anekdoten über den Herzog Karl und seine Zöglinge, deren volle Wahrheit meist nicht mehr zu erhärten ist, die aber immerhin den Geist jener eigentümlichen Sphäre atmen. Die Neigung zur Poesie, wird unter anderm erzählt, war durch Schillers Vorgang und durch seine Erfolge unter den Zöglingen der Karls-Akademie förmlich zur ansteckenden Seuche geworden, und jeder der Eleven glaubte, sich durch ähnliche dichterische Leistungen bedeutend machen zu müssen. In der Glühitze eines Sommernachmittags saß solch ein gezwungener Priester Apollos am Schreibtische und brachte nach vielem Mühen folgende Zeilen zu Papier:

„Die Sonne dringt mit ihrer Pfeile Spitzen
Bis auf des Meeres tiefsten Grund . . ."

Die Anstrengung des Reimfindens aber, verbunden mit der Erschöpfung durch die ungewöhnlich hohe Temperatur, versenkten bald den armen, über seine Kräfte hinaus ehrgeizigen Jüngling in einen tiefen Schlummer. Schiller, der, seinem Kameraden einen Besuch abzustatten, mittlerweile in die Stube trat, und die angefangene Strophe las, schrieb flugs darunter folgendermaßen weiter:

„Die Fische selber fangen an zu schwizen,
O Sonne, mach's nicht gar zu bunt".

Das Manuskript soll sich noch in der Familie derer von Heideloff vorfinden.

— **Zwei Fliegen auf einen Schlag.** Ein berühmter aber in seiner Ausdrucksweise gelegentlich etwas burschikoser Arzt wurde an das Krankenbett einer Dame gerufen, welche in einem von dem des Arztes sehr entfernten Stadtteil wohnte. Die Patientin empfing ihn mit der Bitte, sie wegen der weiten Fahrt zu entschuldigen, zu welcher sie ihn veranlaßt habe, worauf sie seitens des Heilkünstlers mit den jovialen Worten getröstet wurde: „Machen Sie Sich daraus gar nichts, Madame; ich habe auch noch die nur wenige Häuser von Ihnen entfernt wohnende Frau L. zu besuchen, so daß ich gleich zwei Fliegen mit einem Schlag töten kann".

— **Südslavische Sage.** Von allerliebster Naivetät ist die Sage von der Entstehung der Fastenzeit. St. Petrus liebte eine junge Fischerin. Eines Tages konnte die hübsche Händlerin ihren starken Vorrat von Fischen nicht los werden und klagte dem Apostel bitterlich über den Schaden, der ihr erwachsen. Der Heilige wird ärgerlich, tröstet das Mädchen und verspricht, nachdem er eine Weile nachgedacht, baldige Abhilfe. Am nächsten Tage läßt der Apostel ein großes Fasten ausschreiben, und der Verlust, den die Fischerin erlitten, wandelt sich in hundertfachen Gewinn.

— **Unfreiwilliger Zeitungsscherz.** Eine der Julinummern der „Feldkircher Zeitung" in Vorarlberg von diesem Jahre berichtet über das Auffinden einer Wasserleiche, welche „wahrscheinlich in lebendem Zustande in das Wasser gesprungen" sei. Eine merkwürdige Leiche das, die lebend ist und springen kann!

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser,
Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Die Buchdruckerei
von
J. H. W. Dietz in Stuttgart
empfiehlt sich
zur Anfertigung aller Buchdruckarbeiten

Auswärtige Aufträge werden schleunigst franko per Post effektuirt. Preise billig.

Im Verlage von **J. H. W. Dietz in Stuttgart** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die
Gewerbe-Ordnung
für das
Deutsche Reich.

Komplete Textausgabe nach der vom Reichskanzleramte auf Grund des Art. 16 des Gesezes vom 1. Juli 1883 vorgenommenen Redaktion.

Mit ausführlichem Register.

Geh. Preis **30** Pf.

Der außerordentlich billige Preis des für die gesammte Geschäftswelt unentbehrlichen Büchleins sollte Jedermann veranlassen, dasselbe zu erwerben.

Gesez
betr.
Die Krankenversicherung der Arbeiter
nebst einem Anhang, enthaltend:
Das Hilfskassengesez vom 7. April 1876.
Preis **25** Pf.

Einbanddecken für die Neue Welt
sind zum Preise von Mk. 1.20 durch die Expedition zu beziehen. Die geehrten Abonnenten werden gebeten, ihre Bestellungen baldigst aufgeben zu wollen.

Für Blumenliebhaber mit nur beschränktem Raum

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Vorrätig in **Berlin** in der Buchhandlung von **O. Lorenz**:

Kruse's Wintergärtner.
Bestimmte Anleitung
der im **Zimmer** während des **Winters** verwendbaren
Blumen und Pflanzen.

Mit Illustr. 100 Seiten 8°. 50 Pfennig.

(Bei Einsendung des Betrages von 60 Pf. in Marken Frankozusendung per Kreuzband.)

Der „**Wintergärtner**" ist in seinem Fache ein übersichtlicher und bündiger Wegweiser, welcher in der deutschen Presse — der großen sowohl wie der kleinen — einstimmige Anerkennung gefunden hat. Als geübter Fachmann teilt derselbe auf Grund eigener wie fremder Erfahrungen das Notwendige und Wissenswerte mit. Das Büchlein bespricht alle Punkte, die für den dilettantischen Blumenzüchter inbetracht kommen und enthält wichtige Ratschläge zur richtigen Behandlung. Er führt im alphabetischen Anhang die verschiedenen Blumen und Pflanzen nach ihren Erfordernissen auf, und bespricht **bei jeder Pflanzenart die speziellen Einzelheiten.**

Im Verlage von **Wörlein & Co., Nürnberg**, ist erschienen und durch die Expedition der „Neuen Welt" zu beziehen:

Der Nürnberger
Arbeiter-Notiz-Kalender für 1884.
Preis gebunden 50 Pf.

☞ **Colporteure erhalten den Kalender zu Originalpreisen.**

Abonnements-Einladung
auf die in **München** erscheinende
„Süddeutsche Post"
Unabhängiges demokratisches Organ.

Herausgegeben von
L. Viereck.

Fünfzehnter Jahrgang. — 4. Quartal 1883.

Die „Süddeutsche Post" erscheint dreimal wöchentlich zum Abonnementspreis von Mk. 1.50, wozu am Plaze und beim Bezuge von den auswärtigen Filialen das Bestellgeld, nach außen die Gebühr für den Postbezug tritt. Alle Abonnenten erhalten als Gratisbeilage den
„Süddeutschen Postillon"
redigirt von Max Kegel, ein humoristisch-satyrisches Wochenblatt, das sich in ganz Deutschland einer großen, ständig wachsenden Popularität erfreut.

Administration und Redaktion der „Südd. Post."
München.

Lutz & Geisselmann
Stuttgart
Tübingerstrasse 2b.

Sanitäts-Bazar
„Zum roten Kreuz."

Medicinal-Droguen
Medicinalweine etc. etc.
Mineralwässer
Quellsalze Pastillen
Diätetische Nahrungsmittel für Kinder, Kranke u. Reconvalescenten
Taschen-, Hand- u. Reiseapoteken
Verbandstoffe
eigenen Fabrikats, sowie Niederlage aller namhaften Firmen
Verbandtaschen u. Verbandkästen
Chirurgische Gummiwaaren
Chirurgische Instrumente
Künstliche Glieder
Ortopädische Maschinen
Universalleibbinden
mit Traggürtel
Geradehalter
Bandagen etc.
in eigener Werkstatt angefertigt
Alle sonstigen
zur Krankenpflege gehörigen Artikel
Bandagen-Cabinet
für Herren; desgl. für Damen mit weiblicher Bedienung
Schleiferei
für chirurgische Instrumente.

Specialitäten:
Seufert'sche bewegliche Wärme- u. Kälteflaschen
gesezlich geschüzt u. zum Patent angemeldet in verschied. Ausführungen für Kinder und Erwachsene, Pferde und Rindvieh.
Diejenigen für Menschen sind auch **mit reinem Wollfilz** nach Prof. Dr. Jägers Wollregime überzogen vorhanden.
Priessnitz'sche Brust-, Hals- u. Leib-Umschläge
Normal-Unterkleider
nach Prof. Dr. Jägers Wollregime.
Verstellbare Bett-Tische
Geruchlose Leibstühle
neueste Konstruktion, eigenes Fabrikat
Krankenwagen
Sessel etc.

Panzer-Börsen
unverwüstlich, rosten nicht, weil solid **vernickelt**; bequemes Tragen; versende dieselben **unter Garantie der Haltbarkeit** von
Mk. 1.50 bis Mk. 5
pr. Stück gegen Nachnahme.
Illustr. Preisliste gratis und franko.

Die erste und älteste Fabrik dieses Genres.
Gegründet 1847.
Wilh. Hauß, Mainz.

Stottern wird briefl. geheilt. Anfr. m. Ret.-Marke an Arthur Heimerdinger, Straßburg i. E.

Kanarien-Vögel. Postversandt vorzüglich singender
R. Maschke, St. Andreasberg i. H.

Kaffee- u. Thee-Lager.
$9\frac{1}{2}$ Pfund netto incl. Zoll, Porto und Emb., geg. Nachn.:

Portorico	13 Mark
Java, gelb	$11\frac{1}{2}$ „
St. Domingo . . .	$8\frac{1}{2}$—11 „
Ceylon	$10\frac{1}{2}$ „
La Guayra	$9\frac{1}{2}$ „
Campinas	$8\frac{1}{2}$ „
Santos	$7\frac{1}{2}$ „

Gebrannt 20% teurer.

Chin. Thee in reicher Auswahl.

Georg Dannenfeldt, Hamburg.

Rohtabak.
Versende nach auswärts unter Nachnahme
Brasil-Einlage 25 Pf. pr. Pfund, Rapper 60, Seedleaf-Rapper 40 Pf., Domingo-Rapper 35, Rio Grande 40, Java (deckt mit $2\frac{1}{2}$ Pfd.) **170 Pf., Sumatra** (deckt mit 2 Pfd.) **180 Pf.,** sowie alle andern Tabake zu billigsten Preisen, auch pfundweise.

Georg Keßler,
Hamburg, Grimm 14.

☞ **Amerika.** ☜

Von meiner Rundreise durch die westlichen Staaten Amerikas zurückgekehrt, versende auf Wunsch an

Auswanderungslustige

die neuesten Beschreibungen dieser Länder gratis und franko.

C. A. Voigt,
Leipzig, Ritterstraße 29.

Keine geflickte Wäsche mehr!
Es ist mir gelungen, einen Apparat zu konstruiren, mittelst welchem man bei aller schadhaften Wäsche 2c. den Schaden mit der Nähmaschine schnell und **so schön zuweben kann,** daß man hievon **nicht das mindeste bemerkt.**

Dieser Apparat ist an jeder Nähmaschine, gleichviel welchen Systems, anzubringen und nach der ihm beigegebenen Anweisung **so leicht zu gebrauchen, daß selbst im Maschinennähen Mindergeübte sofort den gewünschten Erfolg erzielen.**

Preis fl. 1.80 (Mk. 3.20) per Nachnahme, bei Voreinsendung des Betrages, auch in Briefmarken aller Länder, Zusendung franko.

G. Grasser, Leoben Nr. 14.
Steiermark.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Nr. 4. 1884. Preis pro Heft 25 Pfennig. IX. Jahrgang.

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Stuttgart.
Verlag von J. H. W. Dietz.

Aerztlicher Ratgeber.

Dortmund. E. K. Brustfellentzündung kann auch ohne Wasseransammlung im Brustkorb verlaufen. Eine teilweise Verwachsung der Lunge mit letzterem findet in den meisten Fällen nach dieser Krankheit statt, ist aber nur selten von übler Folge.

Magdeburg. H. K. Nasenbluten wird veranlaßt durch Blutandrang nach dem Kopf oder gestörten Rückfluß des Blutstromes bei bestehender Auflockerung der Schleimhaut oder Geschwüren derselben. Nur eine übermäßige den Kranken erschöpfende Blutung erfordert ärztliche Hilfe, geringere sind bei Blutandrang und Blutfülle nur heilsam.

Chr. a. B. E. P. Das Barella'sche „Universal-Magenpulver" besteht im wesentlichen aus doppeltkohlensaurem Natron, kohlensaurer Magnesia und Kochsalz. Eine Schachtel zum Verkaufspreis von M. 2.50 hat einen reellen Wert von etwa 20 Pf. Es ist uns unbegreiflich, daß Menschen mit gesunden 5 Sinnen troz der wiederholten Warnungen vor derlei und allen anderen Geheimmitteln immer wieder auf solchen Schwindel hineinfallen.

Berlin. E. P. Man unterscheidet Genuß- und Nahrungsmittel. Die lezteren enthalten die zur Erhaltung des Lebens absolut notwendigen Stoffe, namentlich Eiweißverbindungen, Fette, Kohlehydrate und Salze, und zwar hat Instinkt und Erfahrung uns gelehrt, sie in bestimmten Verhältnissen, bestimmter Zusammensezung und Reihenfolge zu genießen, um so dem Körper einen Ersaz für die verbrauchten Stoffe wieder zuzuführen. Außer diesen Nahrungsmitteln gibt es noch sogen. Genußmittel, welche wegen ihres Gehaltes an Alkaloiden (Coffein, Thein, Theobromin) für die Ernährung der Nerven von Bedeutnng sind, indem sie als Reizmittel zur Erhaltung von deren Energie auf die Dauer ganz unentbehrlich zu sein scheinen. Hiernach nun werden Sie selbst ermessen können, ob sog. Gerstenkaffee (gebrannte Gerstenkörner) den echten Kaffee zu ersezen imstande ist. An Nährstoffen steht lezterer dem Gerstenkaffee natürlich nach, aber da das ja nicht Zweck bei Genuß des echten Kaffees ist, so erscheint der des Gerstenkaffees als eine Art Selbstbetrug, und die landesübliche Sitte, morgens eine Tasse leichten Milchkaffees mit etwas Weißbrod dazu zu nehmen, nicht nur durch Zufall oder Wohlgeschmack eingebürgert, sondern auch instinktiv begründet, gesund und rationell.

Hamburg. Ein Abon. Wir können uns nicht denken, daß troz Husten und Verschleimung die Atmungsorgane ihres Söhnchens gesund sein sollen: wo kein Feuer, da ist auch kein Rauch. Vergl. folgende Notiz.

— A. F. Wir bedauern in diesem Falle nach Art und scheinbarer Schwere des Leidens ohne persönliche Untersuchung eine bestimmte Meinung nicht äußern und etwaigen Rat nicht erteilen zu können, und das um so weniger, als aus Ihren Angaben eine sichere Diagnose der Krankheit nicht zu stellen ist. Wir empfehlen Ihnen, die dortige ärztliche Hilfe auch fernerhin in Anspruch zu nehmen.

Bukarest. E. M. Ueber Bedeutung und Geschichte des Naturheilverfahrens von Schroth und Prießnitz demnächst unsere Ansicht etwas ausführlicher.

Dr. N.

Redaktions-Korrespondenz.

Neustadt b. Magdeburg. C. D. Wir kennen die Schriften des Herrn F. H. Franke „Die Liebe als Weltprinzip", „Amor und Hymen" 2c. nicht, können also kein Urteil darüber fällen. Vielleicht gibt ein sachverständiger Leser der „N. W.", welchem die fraglichen Bücher in die Hände gekommen sind, die gewünschte Auskunft!?

Linz. F. L. Auch die Adresse eines Verfertigers von hölzernen Tabakspfeifenköpfen in Ulm wissen wir nicht anzugeben. Am Ende hilft Ihnen auch hierbei ein freundwilliger Mitleser d. Bl. auf die Spur.

Altona. Wilm H. Ihr Gedicht verrät ein ausbildungsfähiges Talent, aber auch ein der Ausbildung noch recht bedürftiges. In Anbetracht Ihrer Jugend brauchen wir Ihnen nichts weiter zu empfehlen, als ernsten Willen und ausdauernden Fleiß, um geistig in erfreulicher Weise vorwärts zu kommen.

Bielefeld. L. M. Nachdem wir viel gekundschaftet und umhergefragt haben, um Ihrem Wunsche nach Mitteilung, wo man gute Vogelorgeln erhält und was sie kosten, gerecht zu werden, werden wir benachrichtigt, daß Wilhelm Storandt in Münster (Westphalen) derlei Instrumente verkauft und zwar solche, welche 6 Stücke spielen zu M. 15 bis 24. Daß wir selbst eine Zeitlang probeorgeln, um Ihnen sagen zu können, ob die Dinger auch wirklich gut sind, erlassen Sie uns hoffentlich.

Hamburg. Junger Schriftsteller. Sie glauben, daß „die Stellung, welche Schriftsteller und Verleger in Deutschland zu einander einnehmen, für die Schriftsteller viel zu ungünstig und für die Verleger viel zu günstig" sei und „daß die Herren Verleger ihre Bedeutung meist ganz ungeheuer überschäzen" — —?! Nun, ähnlichen Anschauungen haben auch schon ältere Schriftsteller von großen Namen und hohem literarischen Verdienst Ausdruck gegeben, u. a. auch Paul Heyse, der eine Aufforderung von seiten des Vorstandes des Buchhändler-Börsenvereins in Leipzig, für eine Feierlichkeit des Vereins etwas zu dichten, mit folgenden teils in, teils zwischen den Zeilen derbe Hiebe austeilenden Versen beantwortet hat:

An die bei der Maibowle versammelten Herren Verleger!

Kein Poet von Gottes Gnaden
Ward von Euch zum Fest geladen,
Doch zu munterm Pokuliren
Soll man Euch den Saal verzieren,
Feinen Trinkspruch reimen dürfen,
Ohne selber mitzuschlürfen?
Traun von mancherlei Humoren
Dünkt uns dieser auserkoren.
Und so woll'n wir uns nicht sperren,
Rufen: Wohl bekomm's Ihr Herren.
Laßt den Löwenteil Euch schmecken
An dem Tisch, den wir Euch decken,
Wollt jedoch bei künftgem Essen
Unsrer auch nicht ganz vergessen:
In der Schillerstiftung Namen
Sei's gesagt, und damit Amen!

So Paul Heyse! Unserem Geschmacke nach hätte er übrigens noch besser getan, wenn er dem sehr bescheidenen Wunsche, wenigstens mitschlürfen und mitessen zu dürfen, wenn die Verleger wieder einmal eine Kleinigkeit von dem Löwenanteil verjubeln, welchen sie von dem Ertrag der literarischen Produktion in die geehrten Taschen schieben, lieber nicht Ausdruck gegeben hätte.

Lübeck. H. S. Einen guten leicht herzustellenden Kitt für Porzellan soll man erhalten, wenn man feingepulverten, frischgebrannten, ungelöschten Kalk mit Eiweiß zur Rahmkonsistenz mischt. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß wir alle polytechnischen 2c. Anweisungen, welche wir an dieser Stelle zu geben veranlaßt werden, unmöglich selbst erprobt haben können. Wir müssen uns sehr oft damit begnügen, uns aus technischen und anderen wissenschaftlichen Werken und Zeitschriften Rat zu erholen und würden unsern Lesern sehr dankbar sein, wenn sie uns über die Erfahrungen, welche sie etwa mit den von uns weitergegebenen Rezepten machen, Bericht erstatten wollten.

Inowraclaw. M. 10520. Wenn jemand bei uns anfragt, ob wir mit ihm in literarische Verbindung treten möchten, so muß er uns doch mindestens zunächst seinen Namen angeben.

Dresden. V. Für die Mitteilung eines, wie Sie meinen, einfachen und vorzüglichen Mittels zur Prüfung und Reinigung von Trinkwasser sind wir Ihnen dankbar. Wir veröffentlichen es gleich an dieser Stelle: „Man sezt zu dem betreffenden Wasser etwas aufgelöstes übermangansaures Kali und etwas Wasserstoffsuperoxyd. Sofort findet eine sehr lebhafte Sauerstoffentwicklung statt, welche die etwa vorhandenen in Verwesung begriffenen oder lebenden — selbst die kleinsten — Organismen sofort zerstört, welche dann von dem gleichzeitig sich ausscheidenden Manganoxydhydrat flockenartig vollständig mit zu Boden gerissen werden, so daß man nach kurzer Zeit das überstehende Wasser vollständig klar abgießen kann."

Mannheim. K. P. Ueber Bar Cochba, den lezten Judenkönig, können Sie näheres lesen in Münters, „Der jüdische Krieg unter den Kaisern Trajan und Hadrian", Altona 1821. Ihre zweite Anfrage haben wir Herrn Dr. L. B. zur freundlichen Beantwortung übersandt.

Chicago. Fabrikant H. Um Ihrerseits auch zur Hebung des deutschen Exports nach Kräften beizutragen, erklären Sie Sich bereit, für Ihre Fabrik kölner Leim, den Schreiner, welche bei Ihnen arbeiten, als den besten empfehlen, zu importiren, und bitten uns um Adressen von Leimfabrikanten an genanntem Orte. Wir kommen nun Ihrem Wunsche nach, indem wir diejenigen unserer Leser in Köln, welche über die Leimfrage sachkundig mitsprechen können, ersuchen, uns recht bald bezügliche Mitteilung zugehen zu lassen.

Ober-Kratzau, F. S., und **Reichenberg,** F. W. Freut uns, daß die Angelegenheit mit H. bereits nach Wunsch erledigt ist.

Mannichfaltiges.

— **Zur Geschichte des Fastens.** In einem Fastenhirtenbriefe des Kardinal-Erzbischofs Dr. Kutscher gibt dieser eine Geschichte des Fastens, die uns zeigt, wie die Kirche mit der Zeit mit sich handeln läßt. Der Kardinal erzählt uns: „Lange Jahrhunderte hindurch erstreckte sich das Abstinenzgebot nicht blos auf das eigentliche Fleisch, sondern auf alles, was überhaupt vom Tierreiche kommt, Fische ausgenommen, welche als nichtwarmblütige Tiere und aus anderen in der heiligen Schrift begründeten geheimnisvollen Ursachen stets gestattet waren. Milchspeisen aller Art waren lange verboten und heute noch ist in Rom der Genuß von Butter und Käse an allen strengen Fasttagen untersagt. Vom 9. Jahrhundert an begann man in Westeuropa, namentlich in Deutschland und den nördlicher gelegenen Gegenden, in der Fastenzeit Milchspeisen zu essen, und es kam schließlich in den Kirchen der erwähnten Gegenden zur stillschweigenden Duldung dieses Gebrauches. Der Umstand, daß man die Milchspeisen für die Fastenzeit zuließ, hatte zur Folge, daß man sich auch der Eier bedienen wollte. In diesem Punkte blieb indes die alte Regel in Kraft, und heute noch ist der Genuß von Eiern während der Fastenzeit nur insoweit erlaubt, als dies die jährlich gewährten Dispensen in den einzelnen Diözesen gestatten. In Rom ist der Genuß von Eiern und aus Eiern bereiteten Speisen an allen strengen Fasttagen gleichfalls verboten. Endlich hat Pabst Benedikt XIV. im Jahre 1745 das Verbot, an Fasttagen bei der nämlichen Mahlzeit Fische und Fleisch zu genießen, auf das feierlichste und nachdrücklichste erneuert. Derselbe Pabst, den noch niemand wegen übertriebener Strenge gegen die Gläubigen angeklagt hat, richtete im ersten Jahre seines Pontifikates, am 30. Mai 1741, ein Rundschreiben an alle Bischöfe der katolischen Welt, in welchem er dem Kummer Ausdruck gab, der ihn bei dem Anblicke der allgemeinen, in leichtfertigen und unbegründeten Dispensen zutage tretenden Lässigkeit erfaßte. „In der Fastenobservanz," schreibt der genannte Pabst, „liegt die Zucht unserer Heerschaaren, durch sie unterscheiden wir uns von den Feinden des Kreuzes Christi, durch sie wenden wir die Geißel des göttlichen Zornes von uns ab, durch sie, von himmlischer Hilfe während des Tages geschüzt, stärken wir uns gegen den Fürsten der Finsternis. Wenn diese Observanz erschlafft, so geschieht dies zum Nachteile der Herrlichkeit Gottes, zur Schmach der katolischen Religion, zur Gefährdung der christlichen Seelen, und kann kein Zweifel darüber obwalten, daß diese Nachlässigkeit eine Quelle von Leiden erschließen wird, Unheil in den öffentlichen Angelegenheiten für die Völker und alle Art von Mißgeschick für die Einzelnen."

Sprechsaal für jedermann.

Beseitigung der Feuchtigkeit bei Zimmerwänden und Erdbeersaft betreffend. In Nr. 19 bringen Sie eine Notiz, die ein in vielen Fällen gewiß recht praktisches Verfahren zur Beseitigung der Feuchtigkeit der Wände angibt. Am Schluß derselben erwähnen Sie dann das Belegen mit Stanniol, das in der Tat versucht worden, aber entschieden nicht zu empfehlen ist, da es kein gutes Resultat geben kann. Denn erstens bewirkt die Stanniolschicht, daß die hinter derselben verschlossene Feuchtigkeit nicht verdunsten kann und infolge dessen bald faulige und modrige Gase entwickelt, die ihrerseits Zutritt zu den Wohnräumen finden, da das Stanniol an sich nicht porenfrei ist und beim Belegen und Benuzen der Räumlichkeiten unausbleiblich bald mehr oder weniger schadhaft wird. Ich habe auch von anderer Seite unbefriedigende Resultate über diese Stanniolbelegung erfahren.

Auch die hierauf folgende Vorschrift zur Bereitung von Erdbeersaft ist nicht die beste. Das wertvollste an den Erdbeeren ist deren Aroma, das aber so zart und leicht flüchtig ist, daß es durch die in den zerquelschten Beeren bald beginnende Gährung, ganz besonders aber durch 2—3maliges Aufkochen des Saftes fast vollständig zerstört wird. Diesen Uebelständen geht man sehr gut auf folgende, auch bequemere Weise aus dem Wege. Man kauft ein dem Gewicht der in Arbeit zu nehmenden Erdbeeren gleiches Quantum feinen Puderzucker, wie ihn die Konditoren brauchen, oder man stößt selbst so viel gute Raffinade und schlägt sie durch ein feines Sieb. Diesen Zucker schüttet man in eine trockene, weithalsige, durch einen guten Kork zu verschließende Flasche und schüttet dann die ausgelesenen, aber sonst trockenen Erdbeeren darauf, am besten wildgewachsene frische Walderdbeeren, bei denen allerdings auch in den verschiedenen Jahren das Aroma an Feinheit sehr verschieden ist; heuer ist es ziemlich gut. Man mengt dann durch Umdrehen der Flasche ohne heftiges Schütteln die Erdbeeren mit dem Zucker möglichst durcheinander und schüttelt auch später noch einigemal leise um. Man wird bemerken, daß der Zucker den Erdbeeren allen Saft allmählich entzieht und sich darin auflöst, während die Erdbeeren selbst ganz zusammenschrumpfen und vertrocknen. Wenn dies nach mehreren Tagen vollständig geschehen ist, gießt man den Saft durch ein reines Flanelltuch und bewahrt ihn so geklärt in gut versiegelte, vorher trockene Flaschen gefüllt an einem kühlen dunklen Orte auf. Will man noch ein übriges tun, so gießt man einige Tropfen konzentrirte Lösung von Salizylsäure in Spiritus oben auf. So zubereitet hat der Saft noch nach mehreren Jahren das ganze Arom der frischen Beeren, was, wie gesagt, bei gekochtem Saft gar nicht möglich ist, der übrigens auch, wie dort angegeben bereitet, zu dünn werden würde, als daß er sich lange halten könnte.

Robert Schulze, Apoteker.

Zur Welthandelsfrage. Nach der Lektüre Ihres Artikels: Welthandel und nationale Produktion, fühle ich mich gedrungen, folgendes Ihnen mitzuteilen:

Die Unsauberkeit der Gußwaaren in Deutschland ist vor allem dem System der Stückarbeit zuzuschreiben. Diese Stückarbeit erstreckt sich, hauptsächlich in Norddeutschland, vom Lehrjungen bis zum ältesten Arbeiter. Bedenkt man dazu das beständige Streben der Fabrikanten, die Akkordsäze herabzudrücken, so wird man einsehen, mit welcher Hast der Arbeiter schafft, damit er zu einem einigermaßen guten Lohn komme. Nachdem ich in größeren Gießereien Nord- und Süddeutschlands, ebenso in Wien gearbeitet hatte und nach Lüttich kam, mußte ich gestehen, daß ich noch nie so saubern Guß gesehen hatte wie daselbst. Anfangs glaubte ich, die Arbeiter daselbst seien alle Künstler, fand aber in kürzester Zeit die Aufklärung. Dieselbe war folgende: Jeder arbeitet auf Tagelohn, die Meister oder Vorarbeiter sind keine Unteroffiziere, sondern Arbeiter, die in der betreffenden Werkstatt ihre Fähigkeit bewiesen. — Während nun der deutsche Stückarbeiter seine Freude an einem höheren Verdienste hat (der schließlich bei einigen Schwingungen doch derselbe bleibt in Anbetracht der Reduktionsbestrebungen der Fabrikanten), sucht der Arbeiter in Belgien und Frankreich einen besseren Lohn durch saubere, sorgfältige Arbeit zu erringen. Wie diese verschiedenen Beispiele auf Lehrlinge wirken, sieht jeder selbst ein. Die Schuld der schlechten Arbeit liegt am System, nicht an dem Arbeiter. Beweis: daß alle deutschen Arbeiter im Auslande, nachdem sie sich die Vorteile des Landes angeeignet, die besseren Arbeiter sind, und zwar in fast allen Branchen. Zweitens sucht man, speziell in der Gießerei, fremde Arbeiter behufs Verbesserung einzuführen, jedoch stets nuzlos, und das wird auch so bleiben, so lange man bei der Stückarbeit bleibt. Ich bin keineswegs voll und ganz gegen Stückarbeit. Für junge Arbeiter sollte dieselbe ganz ausgeschlossen sein und dann sollte sich dieselbe nur auf gewöhnlichere Arbeit beschränken.

Was aber die Gebäulichkeiten und Einrichtungen der Gießerei betrifft, so sind dieselben in Deutschland bedeutend besser als in Belgien und Frankreich. Doch das ist dem Umstande zuzuschreiben, daß in Deutschland die großen Gießereien und Maschinenfabriken neueren Datums sind und so gleich bei der Erbauung mit den Errungenschaften der Neuzeit ausgerüstet wurden.

Genf, R. H.

Gemeinnüziges.

Zur Kultur der Sommerpflanzen im Winter. Das größte Hindernis in dieser Kultur ist die in den geheizten Wohnräumen herrschende Trockenheit der Luft und der Staub. Diese Mißstände lassen sich aber, wenn auch nicht ganz, doch großenteils durch zweckmäßige Blumentische und geeignete Auswahl der Pflanzen beseitigen. Bei Anschaffung von Blumentischen wird in der Regel mehr ihr Aussehen als Möbel, als ihre Zweckmäßigkeit für das Gedeihen der Pflanzen berücksichtigt. Wir haben dabei vorzugsweise die Kultur während der Herbst- und Wintermonate im Auge, denn im Sommer lassen sich leicht Mittel finden, die Nachteile der Zimmerluft durch fleißiges Oeffnen der Fenster ꝛc. wesentlich zu vermindern. Ohnedies ist es hauptsächlich die durch das Heizen erzeugte Trockenheit der Luft, welche so ungünstig auf die Pflanzen einwirkt, und diese Nachteile sind um so größer, wenn die Heizung durch eiserne Oefen bewirkt wird. Einigermaßen lassen sich dieselben dadurch verringern, daß man stets ein offenes Gefäß mit Wasser zum Verdunsten auf dem Ofen stehen hat. Hierdurch wird nicht allein die Gesundheit der Pflanzen, sondern auch der Menschen befördert, denn die trockene Heizluft, besonders von eisernen Oefen, ist für die Atmungsorgane keineswegs zuträglich.

Wenn ein Blumentisch seinem Zweck entsprechen soll, so muß er seinen Stand unbedingt vor einem Fenster erhalten. Seine Länge sollte sich nach der des Fensters richten, seine Breite aber höchstens $2^1/_2$ Fuß betragen. Er sollte wenigstens so hoch sein, daß die Töpfe mit ihrem Rande bis an die unteren Scheiben reichen. Am besten eignet sich dazu eine gutgefügte einfache Tafel aus weichem oder hartem Holz. Rings um die Ränder derselben werden Brettchen von 3—4 Zoll Höhe genagelt und die dabei etwa entstehenden Spalten entweder verspänt oder mit Fensterkitt verstrichen. Wer die Ausgaben nicht scheut, kann sich auch eine Zinkpfanne von der Größe des Tisches und mit 4 Zoll hoch aufgebogenen Rändern verfertigen lassen — eine Vorrichtung, die in jeder Beziehung sehr zweckmäßig ist. Auf den Tisch wird eine 3 Zoll hohe Lage Sand gebracht, auf den die Töpfe zu stehen kommen. Eine derartige Einrichtung gestattet es, die Pflanzen häufig mit Wasser zu überspritzen, das sie rein hält und ihre Gesundheit befördert. Die abtropfende Feuchtigkeit wird durch den Sand aufgefangen und so der Fußboden nicht verunreinigt. Der Sand selbst sollte ohnedies stets feucht erhalten und, wenn nötig, zu diesem Zweck eigens benezt werden. Durch die aus dem Sande aufsteigenden feuchten Dünste, welche für die Pflanzen ungemein zuträglich sind, wird eine der Hauptschwierigkeiten, welche der Zimmerkultur entgegenstehen, wenn nicht ganz beseitigt, doch bedeutend verringert.

Der Tisch sollte mit Rädchen versehen sein, um mit Leichtigkeit von allen Seiten zu den Pflanzen gelangen und ihn bei starker Kälte des Nachts vom Fenster wegrücken zu können. Wenn man die Pflanzen schön und kräftig erhalten will, so dürfen sie nicht zu dicht gestellt werden. Bei milder Witterung sollte man die Fenster täglich etwas öffnen. Vorhänge, die das Licht abhalten, sind natürlich an dem Fenster, wo die Pflanzen stehen, nicht zuläßig.

Das bisher Gesagte bezieht sich hauptsächlich auf solche Pflanzen, die im Wohnzimmer kultivirt werden. In einem hellen Nebenzimmer, wo die Temperatur niedrig und dem Wechsel weniger unterworfen ist, von dem man aber nötigenfalls das Eindringen des Frostes ausschließen kann, lassen sich die meisten der gewöhnlichen Florblumen, wie Fuchsien, Rosen, Pelargonien, Verbenen, Hortensien, Calceolarien, Cinerarien, Penstemon, Salvien ꝛc. sehr gut durchwintern. Sehr wohl für diesen Zweck eignet sich auch ein Gemach, das über einem Wohnzimmer liegt, und dem man nötigenfalls durch eine in der Decke befindliche Oeffnung in kalten Nächten die nötige Wärme zuführen kann. Solche Zimmer haben infolge der vom unteren Raume aufsteigenden Wärme ohnedies stets eine milde Temperatur.

Zum Schlusse wollen wir noch einige Pflanzen anführen, die sich zur Kultur für das Wohnzimmer eignen. Solche sind unter anderem: Alocasia, Aucuba, Aralia, Clerodendron fragrans (Volkameria), Cordyline vivipara, Dracaena, Chamaerops, Tradescantia, Begonia Rex, Acacia lophanta, Agave, Calla, Evonymus, Saxifraga sarmentosa, Echeveria, Epiphyllum, Cypressus, Thuja, Epheu, Passionsblumen, persisches Alpenveilchen, Hyacinten, Tulpen, Crocus, Narzissen und viele andere Zwiebelgewächse. (Fundgrube.)

Humoristisches.

— **Wiener Junker im 17. Jahrhundert.** Eine interessante Ordre vom Jahre 1624 gibt den zu einer erzherzoglichen Tafel geladenen Junkern, jüngsten Offizieren und Fähnrichen folgende Verhaltungsmaßregeln: „Sintemalen Ihre k. k. Hoheit geruheten, mehre Offiziers an höchstdero Tisch zu invitiren, item ich alldiweilen in Okkasion bin gewesen, mit männiglicher Kenntniß und Persuasion wie sich allemalen die der meisten Offiziers als Cavaliers ritterlich und manierlich untereinander und männiglich traktiren thun und contentiren, alsdann muß doch vorweg den Junkern, so nicht ordentlich gehobelt sind, aufmerksam machen auf die mensure réguläre, als: 1. Item mit blankem Zeuge, saubern Rock und Stiefeln und nicht angetrunken Ihre k. k. Hoheit zu incomplimentiren. 2. Item bei der Tafel den Stuhl nicht wackeln und die Füße nicht lang ausspreizen. 3. Item nicht nach jedem Bissen trinken, alsdann man zu frühe voll wird, den Humpen aber nach jeder Speis einmal halbert ausleeren; vornhinein aber den Schnauzbart und das Maul sauber abwischen. 4. Mit der Hand nicht in die Vorlegeschüssel langen oder die abgekieferten Beine zurück oder hinter den Tisch werfen. 5. Item nicht an den Fingern mit der Zunge schlecken, auf den Teller spein oder in das Tischtuch schneutzen. 6. Item zu Letzterem nicht zu viehisch humpieren, daß man vom Stuhl fällt oder item nicht mehren gradweg gehen kann."

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser, Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Im Verlage von J. H. W. Dietz in Stuttgart ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der illustrirte

Neue Welt-Kalender

für das Jahr 1884.

Preis 50 Pfennig.

Unter den verschiedenen Kalender-Ausgaben, welche über ganz Deutschland, oder richtiger über die ganze Erde, wo deutsche Zungen reden, verbreitet sind, nimmt der **Neue Welt-Kalender** eine achtungswerte Stelle ein. In ernster und würdiger Weise, ohne den Humor auszuschließen, sucht der **Neue Welt-Kalender** seinem Zweck, ein Volksbuch im wahren Sinne des Wortes zu sein, zu entsprechen.

Ich mache noch darauf aufmerksam, daß dieser Ausgabe die Messen und Märkte in bedeutend größerem Umfange wie früher beigefügt sind.

Außerdem liegt dem Kalender ein sauber ausgeführtes, farbenreiches **Oeldruckbild:**

„Mädchen in der Schaukel“,

sowie ein **Wandkalender** auf starkem Karton bei.

Die Neue Zeit

Revue des geistigen und öffentlichen Lebens.

Heft X.

Inhalt: **Abhandlungen:** Karl Marx. — Menschliche Arbeit und Einheit der Kraft. Von Serge Podolinsky. (Schluß.) — Ursprung und Geschichte der Religion. Von Professor Dr. L. Büchner. — Wiener Poeten während des Jahres 1848. Von W. B. — Die schweizerische Volksschule. Von C. Lübeck. — **Kleinere Aufsäze:** Das Einkommen der sächsischen Bevölkerung. — **Literarische Rundschau:** Vining, Eduard P., Das Geheimnis des Hamlet; Stenger, Edwin, Der Hamlet-Karakter. Von S—s. — Wilke, Arthur, Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Elektrizität und das Elektromonopol. Von K. — **Notizen:** Die Rousseau-Ausstellung. — Ein eigentümliches Experiment. — Statistische Revue. — Pflanzenwachstum und Elektrizität.

Durch die Expedition der „Neuen Welt“ ist zu beziehen:

Die Mappe

Illustrirte Fachzeitschrift für dekorative Gewerbe.

Herausgegeben und redigirt von

E. A. Grünenwald und Fr. Nauert.

Expedition und Redaktion in Dresden.

Im Verlage von **Wörlein & Co., Nürnberg**, ist erschienen und durch die Expedition der „Neuen Welt“ zu beziehen:

Der Nürnberger

Arbeiter-Notiz-Kalender für 1884.

Preis gebunden 50 Pf.

☛ **Colporteure erhalten den Kalender zu Originalpreisen.**

Für Blumenliebhaber mit nur beschränktem Raum

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Vorrätig in Berlin in der Buchhandlung von O. Lorenz:

Kruse's Wintergärtner.

Bestimmte Anleitung

der im Zimmer während des **Winters** verwendbaren

Blumen und Pflanzen.

Mit Illustr. 100 Seiten 8^0. 50 Pfennig.

(Bei Einsendung des Betrages von 60 Pf. in Marken Frankozusendung per Kreuzband.)

Der „**Wintergärtner**“ ist in seinem Fache ein übersichtlicher und bündiger Wegweiser, welcher in der deutschen Presse — der großen sowohl wie der kleinen — einstimmige Anerkennung gefunden hat. Als geübter Fachmann teilt derselbe auf Grund eigener wie fremder Erfahrungen das Notwendige und Wissenswerte mit. Das Büchlein bespricht alle Punkte, die für den dilettantischen Blumenzüchter inbetracht kommen und enthält wichtige Ratschläge zur richtigen Behandlung. Er führt im alphabetischen Anhang die verschiedenen Blumen und Pflanzen nach ihren Erfordernissen auf, und bespricht **bei jeder Pflanzenart die speziellen Einzelheiten.**

Keine geflickte Wäsche mehr!

Es ist mir gelungen, einen Apparat zu konstruiren, mittelst welchem man bei aller schadhaften Wäsche ꝛc. den Schaden mit der Nähmaschine schnell und **so schön zuweben kann,** daß man **hievon nicht das mindeste bemerkt.**

Dieser Apparat ist an jeder Nähmaschine, gleichviel welchen Systems, anzubringen und nach der ihm beigegebenen Anweisung **so leicht zu gebrauchen, daß selbst im Maschinennähen Mindergeübte sofort den gewünschten Erfolg erzielen.**

Preis fl. 1.80 (Mk. 3.20) per Nachnahme, bei Voreinsendung des Betrages, auch in Briefmarken aller Länder, Zusendung franko.

G. Grasser, Leoben Nr. 14.
Steiermark.

Durch Unterzeichneten ist zu beziehen gegen Einsendung des Betrags:

Karl Marx' Porträt

in vorzüglicher Ausführung.

Photographie* (Cabinet) . . Mk. 1.—.
— — (Visites) . . = —.50.
Holzschnitt (Quartblatt) . . . = —.20.

(Bei Einzelbestellungen sind 10 Pf. für Porto beizufügen.)

* Die Photographien sind in dem Atelier des Herrn Mayall in London angefertigt.

Stuttgart.

J. H. W. Dietz' Verlag.

Die billigste politische Zeitung Deutschlands

ist die allwöchentlich in großem Zeitungsformat erscheinende

Halberstädter Sonntags-Zeitung

Preis: Im Reichspostgebiet bei Abholung von der Post viertelj. 30 Pf.
Mit Bringerlohn = 45 =
In Baiern, Baden und Württemberg . . . = 25 =

Grundsäze: Freiheit von allem politischen Druck und Bevormundung; Erweiterung der Volksrechte. — **Gleichheit** aller Staatsbürger vor dem Gesez. — **Soziale Reformen** zur Besserung der Lage der arbeitenden und notleidenden Klassen.

Halberstadt. Der Verleger: **Aug. Heine.**

Hamburger

Zuschneider-Schule

Fachwissenschaftliche u. technische Lehranstalt für das

Schneidergewerbe.

Raboisen 101. **Hamburg** Raboisen 101.

Prospekt und Lehrplan wird auf Verlangen gratis und franko zugesandt.

J. H. Voß.

Rohtabak.

Versende nach auswärts unter Nachnahme **Brasil-Einlage 25/60 Pf. pr. Pfund, Rapper 60, Seedleaf-Rapper 40 Pf., Domingo 35, Rio Grande 40, Java** (deckt mit $2^1/_2$ Pfd.) **170 Pf., Sumatra** (deckt mit 2 Pfd.) **180 Pf.,** sowie alle andern Tabake zu billigsten Preisen, en gros & en détail.

Georg Keßler,
Hamburg, Grimm 14.

Kaffee- u. Thee-Lager.

$9^1/_2$ Pfund netto incl. Zoll, Porto und Emb., geg. Nachn.:

Portorico	13 Mark
Java, gelb.	$11^1/_2$ „
St. Domingo . . .	$8^1/_2$—11 „
Ceylon	$10^1/_2$ „
La Guayra	$9^1/_2$ „
Campinas	$8^1/_2$ „
Santos	$7^1/_2$ „

Gebrannt 20% teurer.

Chin. Thee in reicher Auswahl.

Georg Dannenfeldt, Hamburg.

Panzer-Börsen

unverwüstlich, rosten nicht, weil solid **vernickelt**; bequemes Tragen; versende dieselben **unter Garantie der Haltbarkeit** von **Mk. 1.50 bis Mk. 5** pr. Stück gegen Nachnahme.

Illustr. Preisliste gratis und franko.

Die erste und älteste Fabrik dieses Genres.

Gegründet 1847.

Wilh. Haußz, Mainz.

Postversandt schön singender Kanarien-Vögel.
R. Maschke, St. Andreasberg i. H.

Die Buchdruckerei
von

J. H. W. Dietz in Stuttgart

empfiehlt sich

zur Anfertigung aller Buchdruckarbeiten

Auswärtige Aufträge werden schleunigst franko per Post effektuirt. Preise billig.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Nr. 5. 1884. Preis pro Heft 25 Pfennig. IX. Jahrgang.

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Stuttgart.
Verlag von J. H. W. Dietz.

H. N 1812

Aerztlicher Ratgeber.

Milwaukee. W. C. Lungenschwindsucht kann nur dann konstatirt werden, wenn sich der der Krankheit zu Grunde liegende Pilz (baccillus Koch) im Auswurf findet, alle übrigen Symptome können trügen.

Posen. Frau W. Wir begreifen in der Tat nicht, daß Menschen derlei Reklame für baare Münze halten können.

— A. C. Betten werden am sichersten durch Waschen desinfizirt, da ein Desinfektionsofen dafür Ihnen wohl nicht zugänglich ist.

Paris. Abonnent. Dergleichen Fragen eignen sich doch nicht zur öffentlichen Besprechung.

Hanau. R. W. Unter Bleichsucht versteht man den Mangel der für den gesteigerten Verbrauch in gewissen Entwicklungsstadien junger Leute, namentlich Mädchen, notwendigen zelligen Elemente des Blutes, der roten und weißen Blutkörperchen, während die übrigen Bestandteile, Faserstoff und Eiweiß in normalen Verhältnissen, häufig sogar vermehrt vorhanden sind. Wahrscheinlich liegt der Grund in den Blutdrüsen, den Geburtsstätten der weißen Blutkörperchen. Anlage, erbliche Belastung, schlechte Ernährung und fehlerhafte Lebensweise sind gewöhnlich dabei im Spiel. Das spezifische Mittel dagegen ist Eisen, welches die Menge der Blutkörperchen zu vermehren und in kurzer Zeit die Beschwerden des Bleichsüchtigen zu heben vermag. Da es darauf ankommt, dem Körper möglichst viel davon und in kürzester Zeit einzuverleiben und zu diesem Behufe dasjenige Präparat ausgewählt werden muß, welches vom Magen auch wirklich angenommen und assimilirt wird, so kann die Kur selbst nicht auf diesem schriftlichen Weg vorgenommen werden, sondern muß Ihrem Hausarzt überlassen bleiben, welcher allein aus persönlicher Anschauung und in Berücksichtigung der individuellen Verhältnisse das richtige Präparat anzuordnen und das Resultat zu überwachen imstande ist.

Cleveland (Ohio). F. Rpe. Ihr kompliziertes Leiden läßt sich aus der Ferne nicht beurteilen und behandeln. Gegen Flechten haben wir schon früher einmal Einreibungen mit Vaselin empfohlen.

Berlin. H. W. Die Krätzkrankheit wird durch einen tierischen Hautparasiten, die Krätzmilbe (acarus scabiei) hervorgebracht und ist nur durch Vernichtung desselben zu heilen. Es kommt vor, daß an besonders geschützten Körperstellen oder in der Kleidung die Brut oder deren Eier allen Mitteln besonders hartnäckig widerstehen und sich von da aus immer wieder ausbreiten. Dann muß man eben konsequent den Vernichtungskampf immer wieder erneuern; Einreibung des ganzen Körpers mit Terebinthinöl wird alsdann schon wirksam sein.

Wald b. Sol. G. Br. Das Einatmen der Dämpfe von Terpentinöl auf heißem Wasser wird ganz zweckmäßig und häufig bei Schwindsucht in Anwendung gezogen, geheilt wird sie freilich nicht dadurch, aber einzelne Erscheinungen gelindert.

Salzburg. P. 1. Ursache von kalten Füßen und Händen ist mangelhafte Blutzirkulation. Diese kann sehr verschiedener Natur sein, in Ihrem Fall dürfte fleißiges Frottiren und Waschen mit kaltem Wasser die Zirkulation wohl bessern. 2. Betr. des Leistenbruches antworten wir Ja. 3. Für die Ernährung ist freilich auch Fett notwendig. Wenn Sie es beim Rindfleisch nicht mögen, so fordert es der Körper als sein gutes Recht in anderer Form und bei anderer Gelegenheit dennoch.

Dr. R.

Redaktions-Korrespondenz.

Gumbinnen. E. T. Sehr gern erklären wir hiermit, daß Sie der „angenehme junge Mann" nicht sind, an den sich unsere Korrespondenz „Gumbinnen. Junger Mann und alter Leser" in Nr. 3 wendet. Unter Diskretion Ihnen mitzuteilen, wer der Betreffende ist, sind wir jedoch nicht in der Lage — aus Diskretion.

Berlin. H. D. Sie singen:

Wer hat dich, du arme Maid,
So gekränkt, daß du mußt weinen?
Wer dich sieht, der sollte meinen,
Daß du wert nur bist der Freud.
O sei still, o sei still
Du arme Maid,
O sei still, o sei still
Du arme Maid.

Diese höchst originelle Poesie hat uns nicht nur ganz ungeheuer gefallen, sondern sogar zur Nacheiferung begeistert; zumal Sie uns noch mit der interessanten Mitteilung überraschen, daß Ihre Gedichte sich merkwürdiger Weise „immer famos singen lassen". Kaum also hatten wir ihr Poem gelesen, als wir unwillkürlich in die Harfe greifen mußten und uns folgende unsterbliche Verse über die Lippen strömten:

Wer zwingt dich, du armer Knab'
Denn dazu, daß du mußt reimen?
Anstatt Vers an Vers zu leimen,
Gib dich mit was besserm ab.
O sei still, o sei still
Du armer Knab.
O sei still, o sei still
Du armer Knab!

Merkwürdiger Weise läßt sich auch dieses unser Gedicht ganz famos singen.

Elberfeld. E. W Für Ihre Zwecke dürfte das „Vollständige Lehrbuch der Weberei" von Voigt in Weimar, erste Auflage 1869, zweite 1882 erschienen, ganz vortrefflich sein. Der erste Band des Werkes behandelt die Weberei auf Handstühlen, der zweite die mechanische Weberei nach englischer, französischer und deutscher Schule. Ein Atlas von 19 Foliotafeln bei der ersten und von 27 bei der zweiten Auflage erleichtert jedenfalls das Verständnis wesentlich. Sehr billig ist das Werk allerdings nicht, die ältere Auflage kostet, so viel uns bekannt, M. 7.50, die neue M. 15.

Regensburg E. F., **Düsseldorf** A. 136, **Hamburg** D. S., **Breslau** A. R. Zur Veröffentlichung nicht geeignet.

Braunau L., **Paris** H. R. K. Wird gelegentlich verwendet, beziehentlich benützt.

Richtig gelöst haben das Rätsel in Nr. 2: In Altona Gustav Bauerfeld; in Groisa Karl Freigang; in Berlin Fräulein Louise Schmidt, Hermann Sommer und G. Traumann; in Hamburg Frau C. Beck; Oppeln H. Weiß und Freunde; Geestemünde J. W.; Leipzig Bernh. Pönicke.

Die Auflösung der Charade und des Rebus in Nr. 3 wird in folgender Nummer veröffentlicht.

Mannichfaltiges.

— **Die durchschnittliche Körpergröße der verschiedenen Völker** gibt eine in Hovelaque's „Les Races Humaines" enthaltene Tabelle an, bei

Patagoniern	auf	1,78 m
Polynesiern	=	1,76 =
Irokesen	=	1,73 =
Neu-Guinea-Insulanern	=	1,72 =
Kaffern	=	1,71 =
Skandinaviern	=	1,71 =
Schotten	=	1,71 =
Dänen	=	1,68 =
Arabern	=	1,67 =
Neu-Kaledoniern	=	1,67 =
Rumänen	=	1,65 =
Magyaren	=	1,63 =
Sizilianern	=	1,61 =
Finnen	=	1,61 =
Malayen	=	1,59 =
Lappen	=	1,53 =
Papuas	=	1,53 =
Veddahs	=	1,53 =
Buschmännern	=	1,40 =

— **Wie man in der guten alten Zeit zu einer Pfarre gelangte.** Jobst Sackmann, der originelle Pastor von Limmer bei Hannover, zählte in einer Kirchenrede die verschiedenen Türen auf, durch die man zu einer Pfarre gelangen könne, wie die Hoftür, die Frauentür und die Geldtür. Könnt ihr nicht durch hohe Protektion ins Amt kommen, sagte er: „so maaked Früünnschap met der Huushöllerschen oder Kamermäcken, denn de könt by der Frue eene loosschnäcken. Segged, jy wilt sa fryen, wenn de nich helfen will, so gryfet to'r Tasche, Holed an um eene Parre, awerst seet to, dat jy heffed dat, wat jy könt vör den Dumen schuren." Hochdeutsch fuhr er dann fort: „Es war ein gewisser Prälat in dem Stifte Hildesheim, der hatte unterschiedliche Pfarren zu vergeben. Als nun von denselben eine ledig wurde, fanden sich viele Studenten ein, aber sie kunten sie nicht erhalten. Endlich kam einer, insinuirte sich bei dem Kammerdiener, gab ihm auch etliche Taler, und bat um Rekommandation bey seinem Herrn. Der Kammerdiener schlug es zwar nicht ab, sagte aber: Mein Herr ist sehr gelehrt und pflegt die jungen Studenten auf die Zähne zu fühlen, ob sie gut studiret haben, insonderheit pflegt er zu fragen: Wie Melchisedech's Vater geheißen. Der Student versprach, daß er solches wohl wissen wollte. Er möchte nur machen, daß er zum Prälaten und zur Pfarre käme. Der Kammerdiener verschaffte ihm endlich einen Zutritt. Wie er nun vor den Prälaten kam, fragte dieser ihn: Ob er wohl studiret hätte? Der Student sagte: Ja. Darauf fragte der Prälat: Ob er wohl wisse, wie Melchisedech's Vater geheißen hätte? Er antwortete: Aminadab. Da sprach der Prälat: Das ist weit gefehlet! Geht nur weg, Ihr wisset nichts, sollt auch die Pfarre nicht haben. Unterdes greift der Student in die Tasche, kriegt zwei Beutel heraus, in einem waren Dukaten, im andern Silbergeld, sezet sie vor den Prälaten auf den Tisch, weiset auf den ersten und spricht: Das ist der Vater; der andere, das wäre die Mutter. Darauf spricht der Prälat: Der Kerl hat wohl stodiret. Nun, Ihr sollt die Pfarre haben!"

— **Zwei hübsche und interessante Zimmerzierden.** 1. Man nehme einen Fichtenzapfen, lege ihn auf einen Herd oder in einen Ofen, bis alle Schuppen vollkommen offen sind, fülle dann die Zwischenräume mit einer Mischung von gleichen Teilen Sand und Grassamen (englisches Raygras eignet sich sehr gut dazu) und hänge den Zapfen an einem dunklen Ort über einem Topf oder Glas mit Wasser so auf, daß der untere Teil desselben im Wasser steht. Nach einer Woche bringt man das Ganze in ein helles warmes Zimmer, wo der Samen rasch ankeimen wird. Sind dann die Pflanzen groß genug, daß sie den Zapfen decken, so hängt man denselben an einem Fenster frei auf. Jeden Morgen wird er einige Minuten in lauwarmes Wasser gestellt, bis er sich vollkommen angesaugt hat. Man erhält auf diese Weise eine schöne grüne Graspyramide. — 2 Man nehme eine Eichel und hänge sie mittelst eines herumgebundenen Fadens über einem Gefäß mit Wasser so auf, daß ihr unterer Teil ungefähr $^1/_4$ Zoll von der Oberfläche des Wassers entfernt ist. Stelle das Gefäß (ein Trinkglas, eine Vase 2c.) in ein warmes Zimmer und lasse es einige Wochen ungestört. Die Eichel wird dann aufbrechen und kleine Würzelchen ins Wasser treiben; ein gerades Stämmchen mit schönem grünen Laub wird emporwachsen und einen sehr hübschen Anblick darbieten. Das Wasser sollte alle vier Wochen gewechselt werden, wobei man dafür sorgt, daß es dieselbe Wärme wie das vorige hat. Einige Holzkohlenstückchen dem Wasser zugesetzt, verhüten das Verderben desselben. Sollten die kleinen Blätter gelb werden, so darf man nur einen Tropfen Salmiakgeist in das Wasser tun, um ihr schönes Grün wieder herzustellen. Hat man Medizingläser mit passender Oeffnung, so kann man die Eicheln einfach in dieselben stecken. Das Verfahren ist dann ähnlich, wie bei dem Treiben der Hyacinten. Statt der Eicheln kann man auch Roßkastanien so antreiben, aber ihr Laub ist nicht so schön, als das der Eiche.

Die Uebertragung von Mikroorganismen aus dem Boden in die Luft.

Von Brautlecht.

(Aus der „Gesundheit.")

Es ist ein jezt allgemein angenommener, durch die Versuche von Naegeli und die noch eingehenderen von Wernich festgestellter Saz, daß Bakterien und ähnliche Mikroorganismen aus Flüssigkeiten nur bei Blasenbildung, aus anderen Medien nur in staubtrockenem Zustande in die Luft übergehen.

So richtig dieser Saz nun auch ohne Zweifel für das Krankenzimmer und im übrigen sein wird, für den Uebergang jener Mikroorganismen aus dem Boden in die Luft, ist er nicht zutreffend. Entgegen der jezt geltenden Annahme gibt ein feuchter, ja selbst ein ganz intensiv durchfeuchteter Boden Mikroorganismen in viel bedeutenderer Menge an die Luft ab wie ein ausgetrockneter. Ich fand diese Tatsache vor etwa 5 Jahren, als ich die Cohn'schen Versuche, wonach die aus bakterienhaltigen Flüssigkeiten aufsteigenden Nebel Bakterien enthalten sollten, wiederholte. Nur bei Blasenbildung, wie das ja auch von Andern gefunden, konnte ich dieses konstatiren und müssen wohl ganz besondere Verhältnisse stattfinden, um die Cohn'schen Beobachtungen hervorzurufen, zu deren Gunsten mir die Gefährlichkeit, welche man dem aus dem Boden aufsteigenden und darüber lagernden Abendnebel in den Fiebergegenden beilegt, zu sprechen schienen, in denen allerdings, wie ich mich überzeugte, zahlreiche Mikroorganismen enthalten sind. Daß diese aber dem Boden entstammen, zeigte die Untersuchung des unter einer Glasglocke kondensirten Taues, mit der in Kultur befindlicher Boden über Nacht bedeckt war. Die große Anzahl der darin befindlichen Mikroorganismen (freie Kokken und Stäbchen, Bakterienzooglöa und auch zahlreiche Algensporen) war außerordentlich überraschend.

Experimentell läßt sich dieses zeigen, indem man schwach geglühten Boden (auch Sand oder Kies) mit so viel bakterienhaltiger Flüssigkeit anmengt, daß alle Zwischenräume damit erfüllt sind. Die Flüssigkeit muß also darüber stehen und jede Bläschenbildung muß aufgehört haben. Man läßt sie zu diesem Zwecke längere Zeit stehen, überträgt dann den nun vollständig durchfeuchteten Boden in ein zylindrisches Gefäß mit Ablaßvorrichtung, erwärmt mäßig, reinigt und fettet den Innenrand, so daß weder Abstäuben noch Emporsteigen möglich ist, untersucht nochmals auf etwaige Bläschenbildung, widrigenfalls das Verfahren wiederholt werden muß, senkt nun das Flüssigkeitsniveau etwa 0,5 Ctm. unter die Oberfläche des hineingebrachten Bodens, überdeckt dann das Gefäß mit einer Glasglocke und stellt es einige Zeit zur Abkühlung beiseite. In den bald sich unter der Glocke kondensirenden Dämpfen ergibt die mikroskopische Untersuchung stets zahlreiche Mikroorganismen von der Art, wie sie die verwandte Flüssigkeit enthielt. Senkt man den Stand der Flüssigkeit noch tiefer unter das Niveau des Bodens etwa 5—10 Ctm., so wird dadurch die Zahl der Mikroorganismen in der Kondensationsflüssigkeit entschieden erhöht, während durch ein Aufschichten von geglühtem Sande eine Verminderung im Verhältnis zur Höhe der Schicht eintritt.

Dieses Verhalten ist nun gleichzeitig sehr geeignet zur Untersuchung der „Bodenluft" auf Mikroorganismen, und habe ich wiederholt an öffentlicher Stelle befindliche Hygieiniker unter eingehender Auseinandersezung sämmtlicher eben vorgebrachter Tatsachen dazu angeregt, so Dr. Renk in München 1880, Dr. Blasius in Braunschweig, Dr. Gaffky in Berlin. Da wo man die Differenz zwischen Bodenwärme und Abendluft benuzen kann, werden Glasglocken in der Form der Fliegenfänger genügen. Wo dieses nicht möglich, oder wo man die Ausdünstungen auch am Tage untersuchen will, möchte ich einen Apparat nach Art der bekannten „Liebig'schen Kühler" empfehlen, der am besten mit Eis bedeckt wird. Am oberen Ende des Kühlrohres ist eine nach unten gerichtete verstellbare trichterförmige Vorrichtung angebracht; das untere Ende mündet in einen Kolben, dessen Hals mittels eines Korkes, dem zwei Glasröhren eingefügt sind, gut verschlossen ist. Die eine Röhre wird nun mit dem unteren Ende des Kühlrohres verbunden, die andere mit einem Aspirator (ein durch eine Flamme innen erwärmtes vertikales Metallrohr u. dgl.) und so vom Trichter her Luft angesogen, deren Feuchtigkeit nebst etwaigen Mikroorganismen sich im Kühlrohre niederschlägt, von da in den Kolben abfließt und nun in gebräuchlicher Weise zu untersuchen ist, wobei sich zur Differenzirung der Mikroorganismen die von Koch empfohlenen Kulturen auf Glasplatten mit Nährgelatine besonders eignen.

Schon auf der Naturforscherversammlung in Kassel machte ich meine von der Naegeli'schen Teorie abweichende Anschauung gelegentlich einer Debatte kurz geltend, neuerdings sind nun von Naegeli und Buchner, die sich ja bislang mit großem Eifer dagegen aussprachen, wie es scheint, ähnliche Beobachtungen gemacht wie die hier von mir erörterten.

Nach dieser Anschauung erklärt sich die nicht selten beobachtete Tatsache des Auftretens von Krankheiten nach vorheriger Durchfeuchtung des Bodens und es rechtfertigt sich dadurch der Volksglaube von der Gefährlichkeit der nächtlichen Bodenausdünstungen. Allerdings finden sich ja auch in der „Bodenluft" des Tages unzweifelhaft Mikroorganismen; diese werden aber sofort ausgetrocknet und verteilen sich dann rasch bis zur Unwirksamkeit auf die Gesundheit in der Atmosphäre. In den Abendnebeln sind sie aber in viel konzentrirterem Zustande; man sieht, wie diese sich sehr langsam über der Erdoberfläche bewegen, und die darin enthaltenen Bakterien sind viel leichter übertragbar; denn im trockenen Staube kommen bei vielen (wenn nicht allen) nur die Sporen zur Wirkung, die übrigen Vegetationszustände sind abgestorben, noch nicht ausgetrocknet sind auch diese auf passendem Nährsubstrate entwickelungsfähig.

Gemeinnüziges.

— Flecken von Zucker, Leim, Blut, Eiweiß. In Weißzeug, gefärbten Geweben von Baumwolle, Wolle und Seide: einfaches Auswaschen mit Regenwasser.

Fettflecken. In Weißzeug: Seifenwasser oder eine Auflösung von Alkalien (Soda, Pottasche) in Wasser; in gefärbten Baumwollenstoffen: heißes Seifenwasser. In Wolle: Seifenwasser oder Salmiakgeist. In Seide: Benzin, Aether, Salmiak, Eierdotter (einzeln oder mehrere zusammen).

Oelfarbe, Firnisse 2c. In Weißzeug, gefärbter Baumwolle und Wolle: Terpentinöl. In Seide: Benzin, Aether, Seife; mit Vorsicht zu reiben.

Stearin, Talg. In Weißzeug und gefärbten Baumwollen-, Wollen- und Seidengeweben: Weingeist von 95 Grad.

Vegetabilische Farben-, Wein- und Fruchtflecken 2c. In Weißzeug: Dämpfe von schwefeliger Säure (Schwefelräucherungen), schwache Lösungen von Bleichpulver, heiß angewendet. In gefärbten Stoffen von Baumwolle und Wolle: Waschen mit heißem Seifenwasser oder Salmiakgeist. (Bleichpulver darf nicht angewendet werden, weil es die Farben zerstört.) In Seide: warmes Seifenwasser; sanftes vorsichtiges Reiben.

Alizarin-Tinte. In Weißzeug: Weinsteinsäure, um so stärker, je älter der Flecken ist. In gefärbten Baumwollen- und Wollenstoffen, wenn es die Farbe erlaubt: eine schwache Lösung von Weinsteinsäure, ebenso in Seidenzeugen, mit Vorsicht.

Rost und schwarze Tinte. In Weißzeug: eine warme Lösung von Sauerkleesalz, schwache Salzsäure. In gefärbten geweben von Baumwolle: wiederholte Anwendung von Zitronensaft oder Zitronensäure, vorausgesezt, daß die Farbe ächt ist. Dasselbe bei Wolle; schwache Salzsäure bei Naturellfarbe. Für Seide ist bis jezt kein Mittel bekannt.

Kalk, Lauge, Alkalien. In Weißzeug: einfaches Waschen in Wasser. In gefärbten Baumwollen- und Wollengeweben, sowie in Seide: schwache (stark verdünnte) Salpetersäure, die man in einzelnen Tropfen auf den vorher befeuchteten Flecken läßt und mit dem Finger reibt.

Säuren, Essig, Fruchtsäuren, Schimmel. In Weißzeug: Waschen in heißem Wasser oder in einer schwachen Auflösung von Bleichpulver. In gefärbten Baumwollen- und Wollenstoffen, sowie in Seide: Salmiakgeist, mehr oder weniger stark, je nach der Farbe und dem Gewebe.

Flecken von Lohe und Nußschalen. In Weißzeug: verdünnte javellische Lauge; Bleichpulver-Wasser; konzentrirte Weinsteinsäure. In gefärbten Baumwollen- und Wollenstoffen, sowie in Seide: Chlorwasser, mehr oder weniger verdünnt und abwechselndes Waschen mit Wasser.

Teer, Wagenschmiere. In Weißzeug: abwechselnd Seife, Terpentin und Aufgüsse von Wasser. In gefärbten Baumwollen- und Wollenzeugen reibe zuerst mit Bimsstein, wende dann Seife an, laß eine Zeit lang stehen und wasche abwechselnd mit Terpentin und Wasser. In Seidenzeugen wende ebenso Benzin an und lasse abwechselnd einen Wasserstrahl von einer Höhe auf die Rückseite des Fleckens fallen. (Fundgrube.)

— **Die Holzkohle als Mittel gegen Magenleiden, Verdauungs- und Blähungsbeschwerden.** Die vegetabilische Kohle hat man vielfach bei verschiedenen Krankheiten des Magens mit Vorteil angewendet. So soll sie bei chronischen Magenschwären und Neuralgien den Schmerz lindern, vielleicht durch Unterdrückung der Gährung und somit Säurebildung, wodurch natürlich ein Reizungsgrund fortfällt, ebenso bei Aufblähung, die sehr häufig die Folge von Gasbildung durch Gährung ist. Die Gasansammlung ist zuweilen außerordentlich stark, geht sehr schnell vor sich, verursacht eine bedeutende Auftreibung, sowie Aufstoßen und Verstimmung; Schmerz- oder Säurebildung können fehlen. Es ist zuweilen schwer, diesen Zustand zu beseitigen, aber unter allen Mitteln scheint die Kohle noch den ersten Plaz einzunehmen. Es kommt vor, daß diese Gase beim Essen schon nach dem ersten Bissen sich in solcher Menge bilden, daß der Kranke nicht weiter zu essen vermag. In solchen Fällen läßt man die Kohle unmittelbar vor dem Essen nehmen. Bei andern treten diese Störungen erst eine halbe Stunde nach dem Essen oder später ein und man läßt in diesem Falle die Kohle gleich nach dem Essen folgen. Gewöhnlich genügen 0,30—0,40 Gr., wenigstens pflegen beim Fehlschlagen größere Gaben auch nichts zu nüzen. Auch wenn Säure sich zur Aufblähung gesellt, hat die Kohle einen heilsamen Einfluß auf beide Erscheinungen.

In allen den genannten Fällen ist es natürlich Hauptsache, den Kranken vom Genuß aller zur Gährung reizenden Speisen abzuhalten. Vor allem vermeide man Zucker und stärkemehlhaltige Nahrung. Dabei empfehle man mäßig zu essen, gut zu kauen und erst nach vollendetem Mahle zu trinken oder besser noch, eine Stunde nachher. Tee ist solchen Kranken durchaus nicht zu empfehlen.

Der größte Teil der eingenommenen Kohle geht unverändert wieder ab; nur eine kleinere Menge gelangt in das Blut und die Lymphgefäße.

Zuweilen empfiehlt sich die Mischung von gleichen Teilen Kohle und Wismut, wenn die Aufblähung mit Säurebildung und Schmerz verknüpft ist.

In diesem Falle sollte indes die Gabe kleiner sein. Oft genügen schon 3—4 Messerspizen voll der Mischung. Auch mit doppeltkohlensaurem Natron kann die Kohle verbunden und ebenso genommen werden.

Die Holzkohle muß sehr fein gepulvert und frisch bereitet sein. Man kauft sie deshalb am besten in der Apoteke.

— **Glace-Handschuhe zu reinigen.** Gewöhnlich wendet man dazu Benzin an, dessen Geruch indes vielen Personen zuwider ist. Ein anderes zweckmäßiges Verfahren ist folgendes: Man macht eine starke Auflösung von Seife in heißer Milch, in die man auf ein 1/2 Liter ein geschlagenes Eidotter einrührt. Die Handschuhe werden über die Hand gezogen und mit der Seifenlösung, der man etwas Aeter oder Salmiakgeist zusezen kann, mittels eines feinen wolligen Fleckchens sanft abgerieben. Dann hängt man sie im Schatten zum Trocknen auf. Weiße Handschuhe verlieren nichts an ihrer Farbe durch dieses Verfahren und das Leder wird rein und bleibt weich.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser, Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Nr. 6. 1884. Preis pro Heft 25 Pfennig. IX. Jahrgang.

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Stuttgart.
Verlag von J. H. W. Dietz.

H. N 1812

Aerztlicher Ratgeber.

Karlsruhe. E. K. Magerkeit des Gesichts läßt sich nur durch Aufbesserung der allgemeinen Ernährung ausgleichen. Etwas rundere Formen kommen übrigens von selbst mit den Jahren, sobald man beginnt mehr in die Breite zu wachsen.

Stuttgart. O. G. Lassen Sie Ihre Nase von einem Spezialisten untersuchen.

Mannheim. Ph. B. Gegen Migräne gibt es zwar verschiedene, aber doch kein unfehlbares Mittel. Eines der neuesten ist der sog. Migränestift (in allen Apoteken, in Stuttgart auch bei Lutz u. Geißelmann, Tübingerstraße, zu haben), welcher unter Umständen den beginnenden Anfall zu koupiren vermag. Derselbe besteht im wesentlichen aus Kampher und Pfeffermünzöl, und wird die schmerzende Stelle damit mehrmals gerieben, was jedenfalls momentan Linderung schafft. Dazu eine Tasse leichten Chamillentees, um den Magen zu erwärmen und ev. die unvermeidliche Entleerung zu erleichtern.

Jägerndorf. J. R. Sie bitten um ein Mittel gegen Zahnweh, das wahrscheinlich durch Zugluft verursacht sei. Sollten Sie wirklich zu der Zeit, wann Ihnen diese Zeilen zu Gesicht kommen, noch immer an dieser leichten Erkältung leiden, dann trinken Sie eine Tasse Fliedertee und schwitzen Sie mal einige Stunden. Während dieser Mußestunden überlegen Sie Sich, ob unsere Auskunft in Heft 3 betr. das Bettnäßen der Kinder irgend einen Zweifel darüber zuläßt, wem Sie, nachdem die allgemeinen Mittel erschöpft sind, die Weiterbehandlung dieses Leidens Ihres Söhnchens anvertrauen sollen.

Deutz. A. St. Bekommen Sie in jeder Apoteke.

Hamburg. Frau A. H. Der Winter bringt keine besonderen Kinderkrankheiten mit sich. Die rauhen Winde, besonders der Nordost, äußern sich durch Katarrhe und Entzündungen der Atmungsorgane, der Mangel an Bewegung in frischer Luft bei anhaltend schlechtem Wetter durch bleiches anämisches Wesen, das Fehlen von frischem Obst und Gemüse auf unserem Tisch durch träge Verdauung, zu warme Bekleidung bei Tag oder Bedeckung des Nachts bei allenfallsigem Mangel regelmäßiger Bäder durch verminderte Hauttätigkeit (Absonderung, Abschuppung und Hautatmung), jedoch sind das keine nur dem kindlichen Alter eigentümliche Störungen der Gesundheit. Licht, Luft, Wasser äußern im Winter wie im Sommer ihren Einfluß auf unser Wohlbefinden, im Sommer können wir der Anforderung leichter gerecht werden, im Winter nur nach Maßgabe des von der lieben Mutter Natur uns Gebotenen. Dr. N.

Redaktions-Korrespondenz.

Liegnitz. G. S. Ihr Gedicht „Erinnerung“ ist in seinem Gesammtinhalt weit besser als im Ausdruck. Es kommt uns fast vor, als ob Sie nach berühmten Mustern gedichtet und diese Muster aus längst vergangenen Zeiten genommen, etwa so als wenn Sie Sich Klopstock zum Vorbild genommen. Leicht möglich ist es übrigens, daß man bei Versuchen, dichterisch zu schaffen, ganz unwillkürlich in den Ton und die Ausdrucksweise eines Poeten verfällt, dessen Dichtungen man mit Befriedigung oder gar Begeisterung gelesen und sich eingeprägt hat.

Ulm. L. W. M. Für die Auskunft besten Dank. Die Antwort auf Ihre Anfrage bezüglich des Dr. M. T. werden Sie aus einem demnächst in der „N. W.“ erscheinenden Aufsatz über „Literarische Produktion“ herauszulesen vermögen.

Hannover. G. E. Ihre Anfrage braucht nicht erst den Weg zu unserem ärztlichen Ratgeber zu machen, die können wir selbst einfach mit ja beantworten. Die Koch'sche Entdeckung, daß die Lungenschwindsucht durch Pilze verursacht werde, welche sich in der Lunge festsetzen, findet in der Tat vielfache Anfeindung aus medizinischen Kreisen in Wien, Petersburg, England und Amerika. Sie hat jedoch ihre Geltung bis heute noch behauptet. Darüber, daß bei diesen wissenschaftlichen Streitigkeiten vorläufig noch wenig Profit für die Kranken selbst herausgekommen ist, macht ein schweizer Blatt in folgender Weise seine Glossen:

> Da streiten sich die „Dökter“ nun
> Zu Wien und in Berlin!
> „Bacillus“ und „Tuberculum“
> So schreit man her und hin.
> Doch wie dem Kranken eigentlich
> Zu helfen wieder wär?
> Ja darum, Freunde, kümmert sich —
> Kein so gelehrter Herr!

Uebrigens, ernst gesprochen, kümmern sich die gelehrten Herren darum schon, und wenn wissenschaftliche Entdeckungen nur halb so leicht zu machen wären, als solche amüsante Verslein, so wär' der letzte Schwindsüchtige schon längst — an Altersschwäche oder sonst etwas anderem, nur nicht an der Schwindsucht gestorben.

Linz. J. L. Herr L. W. Müller in Ulm hatte die Freundlichkeit, uns die von Ihnen gewünschte Auskunft zu übermitteln. Darnach sind Fabrikanten von Ulmer Pfeifenköpfen aus Maserholz Johann Silberhorn und Gebrüder Kumt in Ulm.

Braunschweig. Fräulein Emma K. Ihr Verwandter hat sich sehr geirrt oder, was noch mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat, Scherz getrieben, als er Ihnen einzureden versuchte, Ihr Vorname Emma hänge mit dem Tätigkeitswort hemmen zusammen und bedeute soviel wie „Hemmschuh“. Davon ist auch keine Spur wahr. Emma hat mit hemmen gar nichts, mit seinem Gegenteil Fördern viel mehr zu tun. Emma ist aus dem altdeutschen Imma entstanden, was Biene bedeutet, weshalb man heute noch von Imkern, Bienenzüchtern, redet. Der Name Emma hängt also mit emsig zusammen und bedeutet so viel als die Fleißige, Häusliche. Sehr gern deuten wir Ihnen auch noch die Namen Ihrer Freundinnen, Margarete, Katarine und Ida. Magarete kommt von dem lateinischen Margarita und bedeutet Perle, Katarine vom griechischen Katharos, rein, heißt somit die Reine, Züchtige, Ida jedoch stammt vom althochdeutschen Idâ, Itâ und ist die Göttliche zu übersezen. Uebrigens versichern wir, daß Ihre Befürchtung, Sie könnten uns mit Ihren Fragen lästig fallen, durchaus unbegründet ist. Wir stehen mit unserem Bischen Können und Wissen allen Freundinnen und Freunden der „N. W.“, soweit es unsere Zeit nur irgend erlaubt, mit großem Vergnügen zur Verfügung. Im Speziellen wäre es uns sehr willkommen, wenn noch mehr Mitglieder des schönen und liebenswürdigen Geschlechts uns um Deutung ihres Vornamens angingen.

Krakau. W. B. Ihr Gedicht „Meinem Herzenskinde“ enthält manchen recht hübschen Gedanken und zeigt poetisches Talent, ist jedoch im poetischen Ausdruck nur stellenweise gelungen. Es wird gut sein, wenn Sie vorläufig bei Ihren dichterischen Bemühungen noch nicht so sehr ins Umfangreiche und Breite gehen.

Ottensen. Mehrere Abonnenten. Sie haben vollkommen recht bezüglich des Druckfehlers in der Mitteilung des Dilaram-Problems in Heft 1; es soll nicht heißen B f 5, sondern L f 5. Der Fehler ist nicht von Belang, da jeder leidliche Schachspieler den Irrtum ohne Schwierigkeit erkennen wird. Vielseitigen Wünschen entgegenzukommen, eröffnen wir schon in einer der nächsten Nummern eine Schachspalte und hoffen dadurch mit Ihnen und den übrigen Schachfreunden unter den Lesern der „Neuen Welt“ in regem Verkehr zu bleiben.

Berlin. W. O. 1) Wer sich im Westen Amerikas niederläßt, muß die „N. W.“ durch einen der großen Importeure in New-York: Steiger, Internationale News-Company, Zickel oder deren Agenten beziehen. 2) Die besten Dampfer zur Ueberfahrt sind die des Bremer Lloyd und der Hamburger Packetschiffahrtsgesellschaft. 3) Beste Ueberfahrtszeit Juni, Juli, August. Weiteres demnächst.

Inowraclaw. Konkurrent 52. Wieviel Löser vom Preisrätsel im „Neuen Welt-Kalender“ für 1884 sich bereits gemeldet, können wir nicht verraten. Der erste wären Sie nicht mehr.

Braunschweig. E. D. Ein „Glaubensbekenntnis“, auf welches sich die freireligiösen Gemeinden Deutschlands geeinigt hätten, existirt unseres Wissens nicht. Doch hat u. a. die freireligiöse Gemeinde Berlins „Grundsäze“ veröffentlicht, welche im ganzen und großen die religiösen und philosophischen Anschauungen, die im freireligiösen Lager herrschen, genügend darlegen dürften. Wir sind bereit, dieselben gelegentlich, vielleicht mit einigen kritischen Bemerkungen abzudrucken.

Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

Zürich. F. F. Der Luftdruck auf jeden Quadratcentimeter Fläche beträgt nicht genau ein Milligramm. Er beträgt vielmehr auf einen Quadratmeter 10333 Kilogramm, also da ein Quadratmeter 10000 Quadratcentimeter enthält, auf einen Quadratcentimeter genau 1 Kilogramm und $33^3/_{10}$ Gramm.

Karolinenfeld (Böhmen). Der „Leitfaden der Geographie“ von Daniel ist zu empfehlen und in jeder Buchhandlung für nur eine Mark zu kaufen.

Reichenbach. F. L. Ein Weib Germania, welches irgendwie als Stammesmutter des deutschen Volkes zu betrachten wäre, hat nie, weder in Wirklichkeit noch in der Sage, existirt. Die Germania, welcher von Deutschtümlern unseres Jahrhunderts, insbesondere auch der unmittelbaren Gegenwart, eine Art Kultus gewidmet wird, dieweil sie nach dem poetisch wertlosen Liede des geistig höchst unbedeutenden Nikolaus Becker „Die Wacht am Rhein“ hält, ein Gedanke, der im Nationaldenkmal auf dem Niederwald neuestens zur künstlerischen Darstellung gekommen ist — diese Germania ist die Personifikation*) des deutschen Einheitsgedankens. Der Name Germania kommt von der Bezeichnung, unter welcher die alten Römer die deutschen Völkerschaften auf dem linken Rheinufer zusammenfaßten. Sie nannten dieselben insgesammt Germanen, obgleich ursprünglich nur ein Volksstamm, die später sogenannten Tungern so hieß. Der römische Geograph Strabo glaubte, die Bezeichnung Germane käme her vom lateinischen Worte germanus, zu deutsch leiblicher Bruder. Zutreffender jedoch ist wohl die Ableitung vom deutschen Stamme ger, der in gerra Krieg, in ger Schwert, Spieß vorhanden ist. Danach würden also die Germanen Germannen, Wehrmänner sein.

Polytechnischer Briefkasten.

Kassel. H. H. „Die Oelmalerei in umfassender technischer Beziehung“ lautet der Titel eines Buches, welches von Hertel verfaßt und in Weimar erschienen ist, und durch jede größere Buchhandlung zu beziehen sein wird.

Potsdam. A. M. Ein Lack, wie Sie ihn wünschen, ist der sogenannte Landkartenfirniß, den Sie in jeder Drogenhandlung bekommen können. Bevor das Bild damit bestrichen wird, muß es mit Leimwasser grundirt werden, damit es nicht durchschlägt.

Offenbach. H. K. Benüzen Sie Anilinfarben, die durch unterchlorigsaures Natron und metallische Farbe (z. B. Tinte mit Eisengehalt), durch Oxal-, Zitronen- oder Weinsäure wieder entfernt werden können.

Sprechsaal für jedermann.

Wir ersuchen unseren Bruder Peter Kraus aus Spich bei Siegburg, der angeblich in Amerika, in Boston, als Klavierbauer wohnen soll, um seine genaue Adresse.

Anna Maria Kraus, Gattin des Schreiners Emil Thill in Deutz bei Köln a. Rh., Heribertusstraße Nr. 9. Johann Kraus. Abonnenten der „Neuen Welt.“

---

*) Personifikation ist die Vorstellung eines Gedankens oder leblosen Dinges als lebenden Wesens.

Die Auflösung der dreisilbigen Charade in Nr. 3 ist: Banknote. Richtig gelöst: Apolda, Oskar Schneider; Berlin, Frl. Paula K.; Brünn, Joseph L—t; Hamburg, E. Mck.; Liverpool, Christoph Müller; Potsdam, Heinrich Abel; Posen, Frau K. F..n; Rheda, H. Kreutzkamp; Rostock, Martin Erdbeer; Zwickau, Karl H.

Auflösung des Rebus in Nr. 3.

Viel Feind', viel Ehr',
Was willst du mehr.

Richtig gelöst: Apolda: Oskar Schneider; Hamburg, E. Mck.; Leipzig, Bernh. Pönicke; Rostock, Martin Erdbeer.

Nachzutragen als Löser des Rätsels in Nr. 2 sind: Leipzig, Bernh. Pönicke; Limmer bei Hannover: Frau Emilie Meyer; New-Haven (Connecticut) Friz Fellermann.

Gemeinnütziges.

— **Der wirtschaftliche Wert wilder Kastanien und Eicheln** ist ein derartiger, daß die Frage der Ausnuzung dieser Früchte als Futter für die landwirtschaftlichen Haustiere der Erörterung wert erscheint. Die Kastanien werden von den Wiederkäuern anfangs verschmäht, dann aber gern angenommen und erzeugen ein festes, kerniges Fleisch (bei Schweinen Speck) und eine sehr rahmreiche Milch, beides ohne jeglichen Beigeschmack. Man hat Milchkühen bereits 5—10 Pfd. täglich und Mastochsen bis zu 20 Pfd. verabreicht; größere Quantitäten zu geben erscheint nicht ratsam, da dieselben infolge ihres Gehaltes an bitterherben Stoffen eine erregende Wirkung auf ihre Verdauungsorgane ausüben. Als Beifutter eignen sich Heu und Stroh, wie auch Wurzelgewächse. Wolff schätzt den Nährwert der Kastanien bei 40 Proz. Trockensubstanz auf 2,37 M. per 50 Kilogr., den mittleren Heupreis zu 3 M. angenommen. Die Kastanien müssen behufs längerer Aufbewahrung an einem trockenen Orte dünn ausgebreitet, womöglich auf einer Darre getrocknet, dann entweder in einer Oelmühle zerstampft oder mittels einfacher Dreschtrommel zerrissen werden. Man hat sie auch schon gemahlen und mit anderem Mehl zu Brot verbacken, auch wohl gekocht. Mäßig verabreicht bewähren sie sich als Mittel gegen Verdauungsschwäche, Würmer, Durchfall, Drüsen, Brustkatarrh, Bleichsucht, Wassersucht rc. namentlich bei Fütterung von wässerigen Nahrungsmitteln, Runkelrübenblättern, Kartoffeln, Runkeln rc. Den Kastanien ähnlich, nur weniger nahrhaft und im Verhältnis nur 1.94 M. wert, sind die Eicheln. Da sie an Gerbsäure reicher sind, üben sie eine mehr stopfende Wirkung aus, sodaß sie in größeren Quantitäten leicht schädlich, in kleinen Quantitäten als diätetisches Heilmittel, namentlich bei Schafen, wirken. Frisch und getrocknet, wie auch geschält, sind die Eicheln ein gutes Futter für Schweine, an Schafe darf man nicht mehr als $1/2$ Pfd., an Ochsen nicht über 5 Pfd. täglich verabreichen und sie überhaupt weniger neben Trockenfutter geben, als vielmehr neben Grünfutter, wie es der Oktober und Anfang des November noch bieten. Bezüglich der Roßkastanien schreibt Amtsrat Schütz der „B. B. und H.-Ztg.", daß man dieselben ebenso wie Eicheln am besten und mit großem Erfolg als Schaffutter verwendet. Die Tiere nehmen die Kastanien, welche einen großen Futterwert haben, wenn sie diese Nahrung erst kennen gelernt, sehr gierig an. Es gewährt demnach die Anpflanzung von Roßkastanien zu Alleen einen besonderen Nuzen.
(Land- u. Hauswirtschaftl. Beil. d. Hamburger Korresp.)

— **Ueber künstliches Holz.** Zur Bereitung künstlichen Holzes sind uns einige Rezepte bekannt, welche aus Fachzeitschriften stammen und durchaus brauchbar sein sollen. Als das natürlichste Material eignen sich die Abfälle des natürlichen Holzes, wie Holzteilchen, Sägespäne rc. Mit diesem Material mischt man ein Viertel — dem Gewicht nach — Harzpulver auf das innigste, erwärmt das Gemisch vorsichtig bis 50 oder 60° Réaumur und preßt es zwischen heißen Metallplatten fest zusammen. Die Platten, welche man dann erhält, zeigen einen prachtvollen Glanz, bieten aber nur geringe Festigkeit. Ein Kunstholz von wertvollen Eigenschaften, wie Festigkeit, Härte, leichte Bearbeitsamkeit durch Guß und Pressen, erhält man durch Vermengen von Sägespänen und Blut. Naturgemäß ist die Farbe dieses Produktes eine dunkle, sodaß dasselbe wie Ebenholz erscheint. Will man dies vermeiden und ein beliebig gefärbtes Holz herstellen, so bedient man sich statt des Blutes des Eiweißes, welches ja auch im Blut vorhanden und hier der eigentliche klebende Bestandteil ist. Eine dritte Art, ein höchst wertvolles Surrogat für natürliches Holz zu schaffen, welches sich außerdem durch einen bedeutenden Grad von Unverbrennbarkeit auszeichnet, besteht darin, daß man Holzstoff mit einem Gemenge von Wasserglaslösung und Eiweiß (aus Blut gewonnen) oder Blut selbst, tränkt, sodaß eine ziemlich trocken anzufühlende Masse entsteht, und dieser die gehörige Dichtigkeit durch Pressen verleiht. (Techniker.)

— **Blumen und Pflanzen** lange im Herbarium farbenfrisch zu erhalten, tauche man sie in eine starke Lösung von Alaun in Wasser und trockne sie dann, wie sonst üblich, zwischen Löschpapier.
(Fundgrube.)

Mannichfaltiges.

— **Für Weihnachten.** Ein preiswürdiges und dabei nüzliches Weihnachtsgeschenk, welches dem Kinde dauernd Freude und anregende Beschäftigung bietet, ist jedenfalls einem solchen in glänzenden Spielsachen bestehend, die auf momentanen Effekt berechnet sind, vorzuziehen, und alle Eltern und Erzieher, welches dieses berücksichtigen wollten, werden bald erfahren, daß sie selbst dabei gewinnen, wenn sie dem Kinde etwas wirklich solides und belehrendes bescheren. Die Leipziger Lehrmittel-Anstalt von Dr. Osk. Schneider, Leipzig, Schulstraße 6, hat es sich zum Prinzip gemacht, solche Geschenke am Lager zu halten und für Kinder, sowie Erwachsene das Beste zu bieten. Auch in diesem Jahre versendet die genannte Firma einen hübsch ausgestatteten, reich illustrirten Weihnachts-Katalog kostenlos an alle Interessenten, welcher zur bequemen Auswahl geeigneter Gegenstände für das entsprechende Alter in zwei Ausgaben erschien und zwar: Ausgabe a: für Kinder von 3—7 Jahren, Ausgabe b: für solche von 8 Jahren an bis zum reiferen Alter und für Erwachsene. Da mit Weihnachtseinkäufen nun bald begonnen wird, wollten wir nicht unterlassen auf diesen Katalog hinzuweisen; er dürfte manchem die Wahl erleichtern.

— **Ein natürlicher Springbrunnen.** Eine Naturerscheinung höchst eigentümlicher Art, obwohl auf den einfachsten und bekanntesten Naturgesezen beruhend, ist der Buffadero an der Küste Mexikos. Das Phänomen dürfte nur wenig bekannt sein, so interessant es ist. Der Name bezeichnet einen isolirten Felsen von etwa 70 Metern Breite und 40 Metern Höhe. Zur Ebbezeit bemerkt man am Fuße des Felsens den Eingang einer merkwürdigen Grotte, welche die Gestalt eines umgekehrten Trichters hat und mit dem Scheitel der Felsmasse durch einen Spalt in Form einer Röhre oder eines Schornsteins in Verbindung steht. Zur Flutzeit dringen die Meereswogen heftig in die Grotte ein und füllen sie an. Wenn der Raum der Grotte gefüllt ist, steigt das Wasser in dem natürlichen Schornstein in die Höhe. Da nun zwischen dem Niveau in dem lezteren und der Fluthöhe des Meeres ein großer Unterschied besteht, so wird die Wassersäule in jenem mit Macht in die Höhe getrieben, indem immer neue Wogen gegen den Eingang der Grotte anbranden und mit ihrem ganzen Gewicht das Wasser in derselben in den Schornstein pressen. So steigt bei jedem einzelnen Wellenschlage eine mächtige Wassersäule aus demselben hervor und erhebt sich bis zu einer Höhe von einigen 40 Metern, worauf sie sich in Gestalt einer Garbe ausbreitet und als Regen zurückfällt. Es ist der natürlichste Springbrunnen von der Welt, aber von einer Riesenmächtigkeit, die ihren Eindruck nicht verfehlt.

— **Päße für den Himmel.** Es gibt wol kein Land der Welt, welches so reich mit religiösen Sekten gesegnet ist, als Rußland; höchstens dürfte Amerika ausgenommen werden können. Und wie denn leicht begreiflich, treiben die Kulten dieser Sekten häufig die wunderbarlichsten Blüten. So herrscht beispielsweise unter den Mitgliedern einer solchen, hauptsächlich im Gouvernement Tambow verbreiteten Religionsgenossenschaft der einigermaßen eigentümliche Brauch, daß einem jeden Verstorbenen von dem Ortsgeistlichen, dem Popen, ein Paß in die Hand gesteckt wird, in welchem von Amtswegen bezeugt wird, daß der Entschlafene ein gläubiger Mensch gewesen, daß er seinen Verpflichtungen gegen den Himmel stets gerecht geworden, und daß kein Hindernis vorhanden sei, ihm die Pforte des Paradieses zu öffnen. Selbstverständlich aber kann von dem Popen die Ausstellung eines derartigen Passes nicht gut umsonst verlangt werden, weshalb denn auch ein entsprechendes Honorar in Rubelscheinen oder Kopeken oder in Ermangelung baaren Geldes in — Wutki, (Schnaps) den der Diener der Kirche stets gern acceptirt, gewährt wird.

— Die **„väterliche Fürsorge" der Regierungen im vorigen Jahrhundert** für das Wohl ihrer Untertanen mischte sich häufig in Verhältnisse ein, die nach unseren heutigen Begriffen außerhalb der Kompetenz der politischen Gewalten liegen. So meldet der „Hamburgische Korrespondent" im Beginn des Jahres 1799: „Im Portugiesischen ist es den Wittwen über 50 Jahren verboten worden, sich wieder zu verheiraten, indem daraus keine Vorteile für die Bevölkerung entständen, oder die jüngeren Männer, die sie allenfalls heirateten, blos das Vermögen und die Kinder der Wittwe durchbrächten."

Humoristisches.

— **Der schlaue Schusterjunge.** Ein Schusterjunge sagte zu einem Herrn: „Sie haben etwas verloren, mein Herr; wenn Sie mir ein Sechserl geben, sag' ich Ihnen — was es war." Der Angesprochene greift in die Tasche und gibt dem Burschen das Geld. Lachend läuft dieser davon und schreit: „Na, sehen's, gnä' Herr, jezt haben's a Sechserl verloren!"

— **Ein weiches Herz.** Der Herr Baron (zu seinem Diener): Mich friert es vor Entsezen, so oft ich diesen halbnackten Bettlergestalten begegne. Ich habe ein zu weiches Herz, ich kann dergleichen nicht sehen, ohne etwas dagegen zu tun. Da, Johann, nimm diesen Gulden und — hole mir schnell ein Glas heißen Punsch aus dem Kaffeehause.

— Erster Student: „Gehst Du heuer in die Weihnachtsferien?" Zweiter Student: „Ich? Nein, meine Leut' sind mir viel zu musikalisch: Mama schlägt die Ziter, meine beiden Schwestern spielen Klavier und Papa bläst mir immer den Schweinehund."

— **Ganz natürlich.** Junger Backfisch: „Denken Sie sich, Herr Doktor, so oft ich ein kaltes Bad nehmen will, bekomme ich stets eine Gänsehaut." Arzt: „Machen Sie sich nichts daraus, mein Fräulein, das ist bei Ihnen etwas ganz Natürliches."

Manuskripte, sowie Mitteilungen, Bemerkungen, Notizen und Anfragen, welche sich auf den redaktionellen Teil der „N. W." (Aerztl. Ratgeber, Briefkasten u. dgl.) beziehen, ersuchen wir gefl. an die Redaktion, Fangelsbachstr. 32, zu adressiren.

Manuskripte, welche eingesendet werden, ohne daß die Redaktion sie verlangt hat, werden nicht zurückgesandt.

Druckfehler-Berichtigung.

In Heft 1, S. 30, 2. Spalte, 21 Zeile von oben ist zu lesen statt „nicht französische Physiognomien" — „ächt französische Physiognomien." In Heft 2, Titelseite, 2. Spalte, 22. Zeile von oben lies statt „das schöne fromme Kind" — „das schöne originelle Kind."

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser, Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Im Verlage von J. H. W. Dietz in Stuttgart ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Die Religion der Zukunft

Von

J. Stern.

Preis brochirt Mk. 1.50.

Inhalt: I. **Die Weltanschauung des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit.**
II. **Heils- und Sittenlehre auf monistischer Grundlage.**
III. **Der Monismus als Volksreligion.**

Diese Arbeit ist bereits in der „Neuen Welt", Jahrg. 1882, unter dem Titel: „Die Religion in der Vergangenheit und Zukunft" zum Teil veröffentlicht worden. Das große Interesse, welches den darin entwickelten Anschauungen entgegengebracht wurde, veranlaßte den Verfasser, seine Schrift einer gewissenhaften Durchsicht zu unterziehen und mit wesentlichen Ergänzungen zu versehen, um dem Publikum in der vorliegenden Form ein mit strengster wissenschaftlicher Unparteilichkeit durchgeführtes Ganzes zu bieten. Eine Fülle anregender und befruchtender Gedanken sind außerdem dem Buche eingestreut (besonders über Poesie und Kunst), das in überaus anziehender und gemeinverständlicher Sprache und fesselnder Darstellung geschrieben ist.

Ferner erscheint in demselben Verlage:

Der Egoismus und die Civilisation

Eine sozial-philosophische Erörterung

von

Osw. Köhler.

Preis broch. Mk. 1. 20.

Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Ich möchte die vorliegende Schrift besonders denjenigen zum Durchlesen empfehlen, welche über das Verhältnis der menschlichen Selbstsucht und Habsucht, des persönlichen Eigenwillens und überhaupt des Individualismus zur allgemeinen Kultur und Civilisation bereits nachgedacht oder nachgelesen haben, gleichviel, ob und welchen Standpunkt sie dabei gewonnen. Die nachfolgenden Blätter dürften nämlich manche Ueberraschung bieten und zwar sowohl jenen, welche in den bestehenden Religionen und deren Einrichtungen die allein wirksamen Mittel für civilisatorischen Fortschritt erblicken, als auch für solche Leute, die von einer „neuen Religion" oder einer „rein menschlichen Moral" die Befreiung der Menschheit vom Egoismus und damit die Erzeugung eines goldenen Zeitalters sozialen Lebens erwarten. — Ferner wird die in allen politischen und philosophischen Lagern verbreitete Meinung, daß die Kulturentwicklung größtenteils das Machwerk einzelner bevorzugter Menschen sei, auf einiges Neue stoßen. — Im Ganzen, denke ich, wird das Schriftchen der Aufklärung, der Erkenntnis und also der Sache echter Humanität dienen. — Der Stoff präsentirt sich gedrängt, in zwangloser Form."

Grüße des Werdenden

Gedichte eines demokratischen Redakteurs im neuen deutschen Reiche

Von

Johannes Wedde.

Ladenpreis broschirt 5 Mk., gebunden 6 Mk.

Aus der Vorrede.

„Grüße des Werdenden" nennen sich diese Gedichte aus folgendem Grunde: Das Werdende, die Art der kommenden Generationen, ihr Leben zu betrachten, zu empfinden und zu ordnen, kündet sich in der Gegenwart bereits an, und zwar nicht nur in Gedanken, die programmatisch den Sieg des Künftigen anbahnen, sondern mehr noch darin, daß eine Gefühls- und Lebensführungsweise, die dem Kommenden entspricht, sich hier und da bereits praktisch Geltung verschafft. Von solchen Vorspielen dessen, was auch für's Große und Allgemeine demnächst Geltung heischen wird — Vorspielen, zunächst nur in engem Kreise eines bürgerlichen Lebens, Kämpfens, Sorgens, Dichtens und Trachtens — geben diese Gedichte Zeugnis, und deshalb beanspruchen sie das Interesse derer, die gerne wache Sinne haben, als „Grüße des Werdenden".

Das ist natürlich nicht so aufzufassen, als ob der Autor es sich herausnähme, einen fertigen, einen voll gewordenen Typus des Werdenden darzustellen. Das wäre eine überhohe Aufgabe fürs Lied sowohl wie fürs Leben. Das Kommende ist ein Werdendes ebensogut im Innern des Einzellebens, welches sich hier mit Ausmärzung der blos individuellen Züge abzubilden sucht, wie im Gesammtleben der Nation. Wohl vertritt der Autor mit Entschiedenheit gewisse Standpunkte, Gefühls- und Handlungsweisen als ein für die Gesammtheit Werdendes, für ihn Gewordenes, das zwar auch noch der Vervollkommnung, und namentlich der immer stärkeren und reineren Geltendmachung, zunächst bei der eigenen Person, bedarf; die größere Zahl der Gedichte — vier Fünftel der dritten Abteilung — ist aber nicht dem Ausdruck dieses Gewordenen gewidmet, sondern dem Ausdruck des Kämpfens und Ringens, durch welches es dem Autor ein solches ward. Die Dämonen der alten Nacht, welche vor dem Werdenden weichen sollen, Unnatur und Unfreiheit, spielen hier eine Hauptrolle. Aehnliche Kämpfe erleben Unzählige, wenn auch meist mit geringerer Sensibilität, und deshalb ohne die Nötigung zur Herzbefreiung durch Liedschöpfung. Ihnen allen hofft der Autor einen freundlichen Gruß bieten zu dürfen durch ein befreiendes Wort für ihr eigenes Empfinden.

Der illustrirte

Neue Welt-Kalender für 1884.

Preis 50 Pfennig.

Beachtenswert!

Durch die Expedition der „Neuen Welt" ist zu beziehen:

	M.
Die Neue Welt, Jahrg. 1879, 1881 u. 1882 broch. M. 3.—, geb.	5.—
— Jahrg. 1883, broch. M. 4.50, geb.	6.50
Die Neue Zeit Bis jezt sind 10 Hefte erschienen. Preis pro Heft	—.50
Marx, K., Das Kapital	9.—
Bucher, Lothar, Der Parlamentarismus, geh.	5.—
Palleske, Die Kunst des Vortrags	3.60
Mignet, Geschichte der franz. Revolution von 1789–1814, geb.	2.—
Corvin, Geschichte der Neuzeit 1848—1871, compl. in 3 Bd., geb	15.—
Flesch, Dr. Karl, Haftpflicht, Unfallversicherung, Normalarbeitstag	1.50
Shelly, Dichtungen, geb.	1.80
Schäffle, A., Quintessenz des Sozialismus	1.20
Spier, Recht und Unrecht	1.50
Ihering, Der Kampf ums Recht	1.—
Büchner, Kraft und Stoff	7.—
Specht, Populäre Entwicklungsgeschichte des Weltalls	3.50
Der erste Hochverrathsprozess vor dem Deutschen Reichsgericht	1.20
Lommel, Johann Huss	—.40
— Jesus v. Nazareth (wieder vorrätig)	—.30
Staatswirthschaftl. Abhandlgn. II. Serie, compl., früher 10.—, jezt	3.—
Separat-Abzüge aus denselben:	
Kautsky, Irland. Kulturhist. Skizze	—.50
— Internat. Arbeits-Gesetzgebung	—.50
— Ueberseeische Lebensmittel-Konkurrenz	—.50
Vollmar, Der gegenwärtige Stand der Waldschutzfrage	—.25
Robert Blums Reden, geb.	1.25
Liebknecht, Volksfremdwörterbuch broch. M. 1.50, geb.	1 80
Deutscher Jugendschatz, geb.	—.75
Edelsteine deutscher Dichtung. Prachtband	2.—
Goethes sämmtl. Werke, 10 Bde. geb.	18.—
Schillers Werke, 3 Bde., geb.	4.50
— — 4 Bde., roth, geb.	6.—
— Gedichte, geb.	—.75
Lessings Werke, 6 Bde. in 3 B. geb.	5.60
Wieland, ausgew. Werke, 3 Bde. gb.	7.—
Börne, Gesammelte Schriften, 3 Bde.	6.—
Heine, Buch der Lieder, geb.	4.—
Hauff, Lichtenstein, geb.	2.—
— Gedichte und Märchen, geb.	2.40
— sämmtl. Werke, 2 Bde., geb.	3.50
Shakespeares Werke, 3 Bde. geb.	6.—
Herwegh, Gedichte eines Lebendigen, geb.	4.60
Freiligrath, Gesammelte Dichtungen 3 Bde. geb.	13 —

Aus dem Verlage des verstorbenen Herrn W. Bracke in Braunschweig habe folgende Werke zum Kommissionsvertrieb übernommen:

	M.
Becker, B., Briefe deutscher Bettelpatrioten, gr. 8°, 500 Seiten	2.50
— Die Reaction in Deutschland, 8°, 508 Seiten	1.50
— Geschichte der Arbeiter-Agitation von Ferdinand Lassalle. 8°, 312 Seiten	1.50
Brunnemann, Karl, Skizzen und Studien der franz. Revolutionsgeschichte, gr. 8°, 112 Seiten	—.75
König, Emil, Schwarze Kabinette, gr. 8°, 104 Seiten	—.60
Lassalle, Ferdinand, Philosophie Fichtes	—.15
— Lessing	—.15
— Fichtes politisches Vermächtn.	—.15
— Julian Schmidt	—.75
Otto-Walster, A., Braunschweiger Tage. Histor. Roman 8°, 620 S.	2.—
— Eine mittelalterliche Internationale. Hist. Novelle. 8° 128 S.	—.60
— Kranke Herzen. Zwei Novellen 8°, 232 Seiten	—.75
Prowe, Dr. A., John Osawatomie Brown, der Negerheiland. gr. 8°, 148 Seiten	—.75
Rasch, Gustav, Die Preussen in Elsass-Lothringen. 8°, 331 Seiten	2.—
Reinhardt, Gustav, Gedichte. 8°, 154 Seiten	—.80
Zimmermann, Pfaffenpeitsche I. 8° 258 Seiten	1.25

Die Preise sind sämmtlich bedeutend herabgesezt, weil Lagerräumung gewünscht wird. Alle Buchhandlungen u. Kolporteure nehmen Bestellungen entgegen.

Stuttgart. **J. H. W. Dietz.**

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Nr. 7. 1884. Preis pro Heft 25 Pfennig. IX. Jahrgang.

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Stuttgart.
Verlag von J. H. W. Dietz.

Aerztlicher Ratgeber.

Hannover. C. Sch. Das Eau sédatif Raspail besteht aus 6 Thl. Kochsalz, 12 Thl. Salmiakgeist und 1 Thl. Kampherspiritus auf 94 Thl. Wasser und ist als Umschlag bei nervösen Schmerzen nicht übel. Ihre zweite Frage, „warum Kampher so günstige Heilwirkungen zeige," vermögen wir im engen Rahmen dieses Briefkastens nicht zu beantworten.

Mylau. Z. Z. Gegen Verdauungsbeschwerden empfiehlt sich je eine Messerspitze doppelkohlensaures Natron nach der Mahlzeit.

Berlin. A. H. Das Ueberlaufen der Augen beruht auf einer Verstopfung des sogenannten Tränen-Nasenganges, ein Kanal, welcher vom Augenwinkel zur Nase führt. Um ihn wieder durchgängig zu machen muß eine Zeit lang täglich eine Sonde eingeführt werden, was jedoch nur von der geübten Hand eines Arztes geschehen kann.

Neustadt bei Magdeburg. O. J. Die kleinen hellen Körner auf der Haut des Augenliedes Ihres Söhnchens scheinen minimale sogenannte Grützbreicysten (Atherom) zu sein und sind mittelst eines kleinen chirurgischen Eingriffes leicht zu entfernen. Einreibungen oder gar innerliche Arzneien sind dagegen ganz wirkungslos.

Dresden. C. K. Der wirksame Bestandteil des gegen Harngries so oft verordneten Lithionwasser ist Lithion, welches als kohlensaures Lithion auch in Pulverform genommen werden kann, jedoch ebenfalls sehr teuer ist (1 Gr. kostet 15 Pf.).

Dr. N.

Redaktions-Korrespondenz.

Altona. Abonnent der „N. W." und „N. Z.". Die Gedanken, welche Sie in Ihrem kleinen Aufsaze: „Konsumiren gibt Arbeit", äußern, sind im ganzen durchaus nicht übel, nur sind sie schon sehr oft und meist in noch wesentlich korrekterer Form geäußert worden. Ueben Sie Sich noch einige Jahre in der Entwicklung und dem schriftlichen Ausdruck Ihrer Meinungen und studiren Sie dabei fleißig, dann werden Sie den Weg zu der Oeffentlichkeit immer noch früh genug finden.

Baden-Baden. F. D. Wir würden es gleich Ihnen für sehr vorteilhaft halten, wenn dadurch, daß eine Ausgabe des Marx'schen „Kapitals" in Heften erfolgte, die Anschaffung desselben auch Minderbemittelten ermöglicht würde. Indessen steht unseren Freunden und uns der Verleger dieses Werkes so fern, daß wir gar keinen Einfluß auf die Erscheinungsweise des Buches haben.

Berlin. F. H. Ihre Gedichte können wir leider nicht als gelungen bezeichnen.

Hamburg. Frau R. H. Die betreffende Stelle in Goethe's „Faust" lautet richtig wie folgt:

Was ist die Himmelsfreud' in ihren Armen?
Laß mich an ihrer Brust erwarmen,
Fühl' ich nicht immer ihre Not?
Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauste,
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh',
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
Begierig wütend nach dem Abgrund zu?
Und seitwärts sie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all' ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich, der Gottverhaßte,
Hatte nicht genug,
Daß ich die Felsen faßte
Und sie zu Trümmern schlug!
Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben!
Du, Hölle, mußtest dieses Opfer haben!
Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angst verkürzen!
Was muß geschehn, mag's gleich gescheh'n!
Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen
Und sie mit mir zu Grunde gehn!

Hannover. Treuer Abonnent. Die Raupen des Ailanthusspinners zeigen grünliche Färbung mit schwarzen Pünktchen. Nach der lezten Häutung bekommen sie einen weißen, häufiger noch einen außerordentlich zarten, blauen Anflug. Die Grundfarbe des Schmetterlings selbst ist ein lebhaftes, sammetartiges Rehbraun, die Binden sind weiß, die Hinterränder der mondförmigen Glasfenster gelblich und die Augen vorn nach außen schwarz. Am Hinterleib befinden sich sehr zierliche, weiße Haarschöpfchen. Ueber die Farbe der übrigen Spinner, nach denen Sie fragen, vermochten wir nichts zu erkunden, weder in Brehm's Tierleben, noch in den anderen uns zur Verfügung stehenden zoologischen und Nachschlagewerken. Vielleicht kommt uns ein schmetterlingkundiger Leser der „N. W." zu Hilfe!? Es handelt sich um Saturnia cecropia, Saturnia pernyi (?), Septocircus, Morpho neoptolemus und Ornithoptera amphrinus (?). Sollten Sie Sich übrigens nicht in den Namen irren? Da, wo wir die Fragezeichen gemacht haben, kommen sie uns ganz besonders verdächtig vor.

Koblenz. Frl. A. Sch. Wir bedauern, die Adresse der englischen Romanschriftstellerin Ouida nicht angeben zu können. Vielleicht kann einer unserer Leser in England die gewünschte Auskunft erteilen.

Philadelphia. A. H. Ihr Gedicht „Das Weihnachtsfest" ist stellenweise gar nicht übel, im ganzen aber doch zur Veröffentlichung nicht reif. Vielleicht gelingt Ihnen später einmal eine poetische Kleinigkeit noch besser. Daß wir Ihnen ein paar Verse, die, sehr weit geschrieben, kaum drei kleine Oktavseiten einnehmen, nach Amerika zurücksenden sollen, verlangen Sie doch nicht im Ernste?

Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

Marburg. Stud. L. Wir wollen hier anführen, was Honegger in seiner „Literatur und Kultur des 19. Jahrhunderts" von dem von Ihnen angeführten Schriftsteller sagt (Seite 176): „Hierher mag auch Delatouche zählen, der frühest ausgebildete Vertreter des revolutionären Romans und einer der ersten, welche das Bürgerkönigtum mit Haß verfolgten: ein zweifelhaftes, launenvolles und unlauteres Talent, ein Fragment mit unsicherer Gestaltungskraft, die er umsonst forcirt. Dadurch und durch die überwiegende Neigung zum Verwirrenden und Ungewöhnlichen ist seine Fähigkeit verdorben worden. Er ist gleich Nodier Zweifler und Pessimist."

Düsseldorf. E. D. Ueber das Kapital, mit dem die deutschen Notenbanken arbeiten, gibt das „Statistische Jahrbuch für das deutsche Reich" von 1883 folgende Auskunft:

Bank	Grundkapital	
Reichsbank Grundkapital	120	mill. Mk.
Städtische Bank zu Breslau	3	„ „
Kölnische Privatbank	3	„ „
Magdeburger	3	„ „
Danziger Privat-Aktienbank	3	„ „
Provinz-Aktienbank in Posen	3	„ „
Hannoversche Bank	12	„ „
Frankfurter	17	„ „
Bayerische Notenbank	7½	„ „
Sächsische Bank zu Dresden	30	„ „
Leipziger Kassenverein	3	„ „
Chemnitzer Stadtbank	½	„ „
Württembergische Notenbank	9	„ „
Badische Bank	9	„ „
Bank für Süddeutschland	15½	„ „
Braunschweigische Bank	10½	„ „
Kommerz-Bank in Lübeck	2½	„ „
Bremer Bank	16½	„ „
Diese 18 Banken zusammen also	268	mill. Mk.

Dies der mittlere Stand von 1881 in runden Summen.

Polytechnischer Briefkasten.

Magdeburg. Frau G. L. Mungo ist die schlechteste Sorte der Kunst- oder Lumpenwolle, zu der als etwas bessere Qualität auch der Shoddy gehört. Der Unterschied zwischen beiden Sorten liegt weniger in dem benuzten Material, als darin, daß der einzelne Faden bei Mungo weit kürzer ausfällt, als bei Shoddy. Allerdings besteht das Rohprodukt auch für Mungo aus den Resten von Tüchern, Tibet u. dergl.; es werden aber zum Shoddy möglichst große Stücke genommen, während man für Mungo nur kleine, ja sogar die kleinsten Stücke verwendet. Ein kleines Stück kann natürlich keinen langen Faden geben und ist für Shoddy nicht mehr zu gebrauchen. Die Mungos aus Tibet sind selten und werden auch weniger verlangt, weil sie so hoch im Preise stehen. Häufig und sehr gesucht sind die Mungos aus neuem und altem Tuche und neuen und alten Bukskins. Die einzelnen Farben dieser Materialien werden sortirt, und die neuen von den alten Stücken getrennt. Dem Mungo muß man dabei viel mehr gute Wolle zusezen, als dem Shoddy, um ein spinnfähiges Material zu erhalten, auch wird der Faden nicht so schön als der als Shoddy gesponnene. Er erfüllt aber seinen Zweck, indem er besonders als Unterschuß für Doubles, Ratinés, Flockinés, wie für alle dergleichen schweren Stoffe benuzt wird.

Gemeinnütziges.

— **Aufgesprungene Hände.** Eins der besten Mittel ist Honigwasser (1 Eßlöffel voll Honig auf 1 Liter Wasser). Dies macht auch die Haut zart und geschmeidig. Verstärken kann man die Wirkung, wenn man der Flüssigkeit noch einen Eßlöffel voll Glycerin zusezt.

— **Gegen kalte Füße beim Sizen** wird ein sehr einfaches Mittel empfohlen, welches darin besteht, daß man die Füße in Fließpapier einwickelt und die Strümpfe darüber zieht.

— **Düngung von Topfpflanzen.** Wenn sich eine Pflanze in schlechtem Zustande befindet, wenn sie ein kränkliches Aussehen hat, so ist es ein Mißgriff, Dungstoffe anzuwenden, um das Wachstum anzuregen. Der Ursachen, weßhalb die Pflanze kränkelt, können viele sein; aber in den meisten Fällen trägt bei denjenigen Liebhabern, die keine genügende Erfahrung in der Pflege der Pflanzen besizen, das Uebergießen die Schuld. Pflanzen müssen, um leben zu können, Wasser erhalten, und da gibt es Personen, welche des Guten nicht immer genug tun können. Die Folge davon ist, daß die Pflanzen gelb werden, die Blätter verlieren und verkümmern. Untersucht man die Erde in einem solchen Topf, so findet man gewöhnlich, daß sie aus einem wahren Brei besteht. Bei einem solchen Zustand sind das Umsezen der Pflanze in frische Erde und spärliches Begießen, nicht aber stimulirender Dünger erforderlich. Wenn sich die Pflanzen in gesundem Zustand und in Wachstum befinden, dann kann eine Düngung von Nuzen sein, besonders wenn der Boden ursprünglich mager war oder mehr oder weniger ausgesogen ist. Für hartholzige, langsamwachsende Pflanzen ist feingemahlenes Knochenmehl wahrscheinlich der beste Dünger. Je nach der Größe der Pflanze werden 2—3 Eßlöffel voll auf die Oberfläche der Erde gestreut und mit einem Hölzchen untergegraben. Für weichholzige Pflanzen verdient flüssiger Dünger den Vorzug. Ein Teelöffel voll Guano auf 3 Liter Wasser oder 2 Eßlöffel voll Ruß mit 4 Liter siedendem Wasser übergossen, geben ein gutes Düngmittel. Im Freien, wo man den Geruch nicht scheut, kann man auch Mistjauche, mit der zehnfachen Quantität Wasser verdünnt, anwenden. Man begießt wöchentlich zweimal mit den Dungmitteln statt mit klarem Wasser. Man kann übrigens jeden Dungstoff, der sich leicht im Wasser löst, wie Salpeter, Salmiak 2c. zum Begießen verwenden. Trockener Dünger, der sich langsam löst, kann im Laufe eines Sommers höchstens 2—3mal angewendet werden. Eine Regel für alle Fälle läßt sich indes nicht geben; nur das sollte man nicht vergessen, daß Topfpflanzen nur gedüngt werden dürfen, solange sie sich im Wachstum befinden, also nicht im Herbst und Winter, überhaupt nicht während ihres Ruhezustandes.

(Fundgrube.)

Lösung der Homonyme in Nr. 4.

Ein Fall — Einfall.

Auflösung des Rebus in Nr. 4.

Tue nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses.

Die Löser von Homonyma und Rebus in Nr. 4 werden wir erst auf dem Umschlg der nächsten Nummer verzeichnen, um die sonst jedenfalls wieder notwendig werdenden Nachtragungen zu vermeiden.

Mannichfaltiges.

— **Für Weihnachten.** Durch den Weihnachts-Katalog der Leipziger Lehrmittel-Anstalt von Dr. Osk. Schneider, Leipzig, Schulstraße 6, auf den wir in der vorhergehenden Nummer hingewiesen haben, wird **allen Eltern die Wahl** von nüzlichen Spielen und dauernd anregenden Beschäftigungs-materialien für ihre Kinder erleichtert. Der Katalog erschien in zwei Ausgaben und ist elegant ausgestattet. Ausg. a. für Kinder von 3 – 7 Jahren, Ausg. b. für solche von 8 Jahren an bis zum reiferen Alter und für Erwachsene. Durch Zusendung der Bändchen entstehen keinerlei Kosten.

— **Die Flora des Eises und Schnees.** (Nach V. B. Mittrock in Nordenskjöld's „Studien aus dem hohen Norden." Stockholm, 1883.) Der bekannteste und häufigste pflanzliche Organismus, welcher in seinem Auftreten an Schnee gebunden ist, ist Sphaerella oder Protococcus nivalis, eine rote, einzellige Alge, welche in allen arktischen Ländern und auch auf den Firnfeldern der Alpen in großer Menge vorkommt und die Erscheinung des sogenannten „roten Schnees" hervorbringt. Neben dieser Sphaerella nivalis gibt es jedoch noch eine ganze Reihe anderer Pflanzen, welche auf Schnee vegetirend gefunden werden, und gelang es Nordenskjöld auf seinen verschiedenen Reisen im hohen Norden, nicht weniger als 37 solcher Arten aufzufinden. Die meisten derselben sind, ähnlich wie der „rote Schnee", einzellige Algen mit ungeschlechtlicher Fortpflanzung, doch kommen auch einige Konferven und selbst Mose vor. Neun von diesen Pflanzen und zwar ausnahmslos einzellige Algen, werden auch auf Eis gefunden, und gelang es Nordenskjöld überdies, auf dem großen grönländischen Inlandeis eine eigentümliche Alge zu entdecken, welche den Namen Ancylonema Nordenskiöldi erhielt und nur auf Eis vorzukommen scheint. Diese Alge hat eine tief purpurbraune Farbe und erzeugt auf dem Eise große dunkle Flecken, welche von der Sonne erwärmt, tiefe Löcher in das Eis schmelzen. Nach Nordenskjölds Auffassung spielt diese Alge eine große Rolle beim Abschmelzen der Gletscher und hat vielleicht seiner Zeit auch wesentlich zur Zerstörung der großen Eisdecke der Eiszeit mitgewirkt. (Ausland.)

— **Ein Bild des tollen deutschen Studentenlebens im vorigen Jahrhundert** entrollt ein Göttinger Mitarbeiter des „Hamburgischen Korrespondenten", welcher am 5. August 1790 über einen Studentenkrawall Folgendes schrieb: „Unsern Studentenlärm haben Sie ohne Zweifel aus den Zeitungen erfahren; was aber diese Zeitungen Ihnen nicht gemeldet haben, und was gleichfalls zur genaueren Beurteilung unserer hiesigen Kultur gehört, ist die Entstehung des Lärmens selbst. Ein reisender Tischlergeselle frägt einen Studenten, wo die Tischlerherberge sei? Da dies nicht weit von eben dieser Herberge geschah, so glaubt der Student, der Tischlergeselle wolle ihn zum besten haben, und gibt ihm eine überholende Antwort, eine derbe Ohrfeige! Der Tischlergesell antwortet handgreiflich, und nun entsteht eine förmliche Prügelei, die sich damit endigt, daß der Student in die Herberge gezogen, dort mißhandelt, und zum Schluß zur Türe hinausgeworfen wird. Damit hatte vor der Hand alles ein Ende; allein eine Anzahl Studenten, welche miteinander Punsch trinken, hören von diesem Abenteuer, und werden eins, daß sie, wenn ihre Bole Punsch ausgeleert sei, die Tischlergesellen zur Raison bringen wollten. So gehen sie, durch den Punsch zwar frohen Mutes, aber doch nicht in der Betrunkenheit, hin, und warfen in der Herberge, aus welcher sich nun die Gesellen wohlweislich wegbegeben hatten, die Fenster ein. Der Prorektor erscheint, und besänftigt die stürmenden Helden; weil er ihnen aber einen nächtlichen Triumph-Aufzug mit Musik verbietet, werden sie unwillig, und nun erschallt auf allen Gassen das Feldgeschrei: Burschen heraus! Wie die Reiter, wenn zur Schlacht geblasen wird, in dichten Reihen vordringen, so stürzen nun die Studenten haufenweise aus den Häusern auf die Straße, und ziehen unerschrocken zur Tischlerherberge hin. Nachdem sie ihre Bravour an den Fensterscheiben bewiesen, reißen sie auch das Schild herab, und sind anfänglich willens, es an den Galgen zu hängen! Endlich besinnen sie sich eines andern, und begnügen sich, es in Stücke zu schlagen! Am anderen Morgen überfallen die zusammengerotteten Gesellen und Lehrburschen aller Handwerker die Studenten, als diese, mit dem Buche unter dem Arm, aus dem Kollegio kommen; und nun halten sich die Studenten für dermaßen beleidigt, und von der Universität und Garnison (deren eine so wenig als die andere etwas zu ihrem Schuze tat) für dermaßen vernachlässigt, daß von den 800, die mehr oder minder hier studiren, gegen 501 (nach anderen 700) aus der Stadt ziehen, auf den nächsten Dörfern sich einquartieren, einen Obersten, Kapitains und Lieutenants unter sich wählen, und wegen ihrer Rückkunft nach der Stadt mit der Universität förmlich in Unterhandlung treten; da denn endlich zwischen den beiden interessirten Parteien folgende Kapitulation zustande kommt. Erstlich, wegen des Vorgefallenen soll kein Student in Anspruch genommen werden; wird zugestanden. Zweitens, die Studenten verlangen in einem feierlichen Aufzuge mit Musik und Fahnen nach der Stadt zurückzukehren, und sie müssen durch eine Deputation der Universität, mit dem Prorektor an der Spize, bekomplimentirt und eingeholt werden. Wird zugestanden, nur kann der Prorektor nicht dabei sein, weil er nach den Statuten niemand anders als dem König selbst, oder dessen Stellvertreter, außerhalb der Stadt entgegengehen darf. Drittens, soll das Regiment, welches bisher in Göttingen in Garnison gelegen, deshalb, weil es die Studenten nicht geschüzt (das heißt, nicht gemeinschaftliche Sache mit ihnen gemacht hat) anderwärts hin verlegt, und statt dessen ein anderes nach Göttingen beordert werden. Da dies nicht von der Universität abhängt, so kann es auch von dieser nicht bewilligt werden; es soll aber das Verlangen der Herren Studenten an die Behörde nach Hannover berichtet werden. Widrigenfalls erklären sämmtliche Herren Studenten, daß sie mit der Universität Göttingen weiter nichts zu tun haben wollen. Nunmehr halten die Herren Studenten ihren glorreichen Einzug in die Stadt, und die Bürgerschaft, die besorgt war, daß sie durch das Wegziehen der Studenten ihre einzige Nahrung verlieren möchte, äußert ihre Freude über die Rückkunft derselben durch eine Illumination, von welcher ich ihnen zum Beschluß noch ein paar Pröbchen mitteilen muß. Ein Bäcker hatte folgendes Verslein illuminirt: „Wer die Studenten wird betrüben, den will ich in den Ofen schieben"; und ein Schneider: „Wer die Studenten mir will drücken, den werd ich mit der Nadel flicken."

Humoristisches.

— **Brief eines Schneiders an sein Mädchen.** Liebe Henriette! Obgleich Jeder, der uns einmal gesehen hat, gestehen muß, daß wir für einander zugeschnitten sind, so bin ich seit geraumer Zeit in Deiner Gunst nicht einen halben Meter weiter gerückt. Glaubst du denn, daß ich mich ewig von Dir am Faden herumziehen und wie einen Flicklappen behandeln lassen werde? Nein! Weißt Du, was ich tun will? Ich werde unsere ganze Verbindung auftrennen und meine Liebe, so feurig und zärtlich sie auch war, auf einmal zerreißen, meine Intimation hinter die Hölle werfen und Dich mit dem nämlichen Maß messen, womit Du mich messen möchtest. Der windige Schreiber, der sich bei Dir eingelappt hat, läßt Dich gewiß einmal im Stich — denk' an mich! Gieb Acht! Du sizest dann da wie eine zerbrochene Nähnadel. Doch es scheint, Dein Herz ist starr, wie Steifleinwand. Bedenke aber ja, daß man ein Lärvchen, das einmal verschossen ist, nicht wenden, und Runzeln nicht ausbügeln kann. Jezt ists noch Zeit, den zerrissenen Faden unserer Liebe wieder einzufädeln; sind aber die Nähte meiner Geduld einmal geplazt, dann schwöre ich dir heilig, daß ich sie nimmermehr zusammenflicken werde. Dein N.

— **Was man sich alles leihen kann.** Daß es in den Großstädten seltsame Industrieen und Reklamen gibt, ist nichts Neues und das Seltsamste schon dagewesen. Ganz neu aber dürfte die Reklame eines berliner Zahnkünstlers sein, der seit einiger Zeit seinen Kunden beim Weggehen eine Karte überreichen läßt, auf welcher nebst seiner Namens- und Wohnungsangabe folgendes Avis zu lesen ist: „Außerdem habe ich die Ehre, meinen hochgeehrten Kunden mitzuteilen, daß ich zu der kommenden Saison für Hochzeiten, Bälle, Soiréen und andere Festlichkeiten aller Art vollständige Gebisse oder auch einzelne Zähne zu billigen Preisen ausleihe."

— **Wie man im vorigen Jahrhundert Adressen schrieb.** „Denen hoch- und wohlgebohrnen, edlen, festen und hochgelahrten, dann respektive hochgebohrnen, wohl und hochedelgebohrnen, respektive Ihro kaiserlichen und königlichen katholischen Majestät verordneten wirklichen geheimen Räthen, dann des löblich kaiserlichen und Reichs-Kammer-Gerichts hochverordneten Kammer-Richtern-Präsidenten und Beisizern, unseren besonders lieben Herren und lieben Beandern, dann hochgeehrtest auch respektive freundlich vielgeliebte und hochgeehrten Herren Vettern, dann hoch- und vielgeehrten wie auch weiteres respektive insonderst hochgeneigt und hochgeehrtesten Herren." Und dieser ganze Wortschwall ist nichts anderes als die Adresse eines Gesuches an das Reichskammergericht.

— **Eine Heine-Anekdote.** Alexander Weill überraschte eines Tages Heinrich Heine dabei, wie dieser sein Testament machte. „Weißt du, wie mein erster Wunsch hier lautet?" sagte der Poet zu seinem Freunde. „Nun?" fragte dieser. „Ich befehle meiner Frau sich am ersten Tage nach meinem Tode gleich wieder zu verheiraten." „Aber warum denn?" „Weil ich wünsche, daß es jemanden geben möge, der alltäglich bedauert, daß ich gestorben bin."

— **Auch ein Grund.** Mutter: „Ich muß mich sehr über dich wundern, Klara. Machst Du dir denn etwas aus dem langweiligen, dicken Herrn Müller, der uns jezt so oft besucht. Unterstüzest Du seine Werbung etwa?" Tochter: „Nein, Mama, aber ich möchte gern die Pflanzen gut gepreßt haben, die ich im Herbst in Gastein sammelte, die lege ich immer auf seinen Stuhl."

— **Schnell geholfen.** Musiker: „Wenn Herr Kommerzienrat eine ordentliche Ballmusik wünschen, brauchen wir wenigstens acht Violinen!" Kommerzienrat: „Könnten mer denn nicht nehmen anstatt acht von die gewöhnlichen kleinen Violinen zwei große Violinen?"

— **Zutreffend.** Herr Pimpelberger macht seinen Besuch bei einer befreundeten Familie. Er läßt den kleinen Karl, ein Bürschchen von zehn Jahren, auf seinem Knie reiten: „Hop, hop, hop, hop! Unterhält es dich, junger Freund?" „Ja freilich" — sagt der Karl — „aber doch nicht so, wie auf einem wirklichen Esel!"

— **Mönchsleben.** Was für gute Zeit die Klosterbrüder kurz vor der Reformation in deutschen Landen hatten, geht aus einem Sprüchwort hervor, das damals im Munde des Volks war: „Wer einen Tag gut leben will, brate sich eine Gans, wer ein Jahr, nehme ein Weib, wer aber alle Tage und Jahre froh sein will, muß Mönch werden."

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser,
Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Stuttgart.
Verlag von J. H. W. Dietz.

Aerztlicher Ratgeber.

Rostock. A. W. Der halbseitige Kopfschmerz (Migräne oder Hemicranie) ist ein bei nervösen und blutarmen Personen beiderlei Geschlechtes sehr verbreitetes Leiden, welches durch Störungen teils in den Nerven-, teils in den Blutbahnen bedingt ist. Jedoch ist das Wesen der Krankheit noch nicht vollständig aufgeklärt und spielen bei verschiedenen Personen oft ganz verschiedene Ursachen mit: Beschäftigung, Lebensweise, geistige Ueberanstrengung, schlechter Magen, Vererbung, bei Frauen monatliche Störungen u. s. w. Danach ist es auch begreiflich, daß verschiedene Mittel bei dem einen gut tun, bei dem anderen ganz wirkungslos bleiben. Uns schien das Wirksamste bisher, außer Bettruhe und vollständiger Diät: ein Senfpflaster in den Nacken und eine kleine Gabe von Coffein (oder statt dessen ein Aufguß ungebrannten, aber gemahlenen Kaffees) oder eine geringe Dosis Morphium. Bäder in komprimirter Luft, wie Sie es im „Illustr. Familien-Kalender" pro 1873 gelesen, mögen auch wirksam sein, allein nicht überall sind solche sog. pneumatische Bäder zu haben, und außerdem sind dieselben nicht ganz billig und für Herz- und Lungenkranke nicht immer rätlich. In neuerer Zeit hat sich der sog. Migränestift (s. Nr. 6 dieser Zeitschrift) einen gewissen Ruf für dieses Leiden verschafft. Dr. N.

Redaktions-Korrespondenz.

Wien. F. V. Sie wollen „dem harmlosen Rätselspiele etwas mehr Bedeutung geben" und senden uns deshalb tendenziöse Rätsel ein, die in der Tat ihren Zweck nicht verfehlen würden, denn jedes von ihnen würde uns in intime Berührung bringen mit den verschiedenen Beleidigungs-Paragraphen des Strafgesezbuches und anderen schönen Gegenden desselben. Darnach haben wir nun aber nicht das mindeste Verlangen, derohalben wir die Produkte Ihres stillen Fleißes unserem noch stilleren, treuesten Freunde, dem Papierkorbe, anheimstellen. Uebrigens scheinen Sie ein höchst unparteiischer Mann zu sein, denn Sie richten die Pfeile Ihres Rätselwizes nicht nur auf die höheren Schichten der Gesellschaft, sondern gehen damit auch dem Volke in hagebüchenster Derbheit zuleibe. Möchten Sie Ihr Talent nicht gelegentlich einmal auf eine minder bedenkliche Probe stellen?

Jägerndorf. Wir sind Ihnen sehr dankbar für Ihre Mitteilung, indessen steht uns leider die „Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahn-Verwaltungen" nicht zur Verfügung. Ganz besonders verbinden würden uns unsere Leser, wenn sie entweder Blätter, die irgendwelche für die „N. W." interessante Notizen enthalten, uns einsenden, oder die Notiz, wörtlich oder im Auszuge abgeschrieben, natürlich mit genauer Quellenangabe, uns zusenden wollten.

Gießen. G. Gs. Die Frankfurter Rothschilds haben in der Tat jezt wieder im steuerpflichtigen Jahreseinkommen Herrn Krupp in Essen, der ihnen einige Jahre darin voraus war, überflügelt. Nach den uns vorliegenden Mitteilungen hat Baron Wilhelm Rothschild für 1882 sein Jahreseinkommen auf 4 788 000 Mk., und Baron Meyer Karl das seine auf 4 560 000 Mark angegeben.

Connewitz (bei Leipzig). Frau R. Etwas zu spät gekommen mit der Lösung des Rätsels in Nr. 2.

Berlin. Schriftsezer E. B. Es sind und bleiben 19 Worte im Silbenrätsel des „N. W.-Kalenders", wie in Nr. 1 der „N. W." v. l. J. angegeben wurde. Uebrigens haben Sie die Auflösung ja bereits heraus, weshalb quälen Sie Sich denn noch?

Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

Oppeln. Hermann L. Darüber, worin die Aussprache des Ungarischen von der des Deutschen abweicht, brauchen wir nicht erst einen großen Aufsaz zu schreiben, der übrigens auch in die der „N. W." vorgezeichnete Aufgabe kaum recht hineinpassen würde. Eine, freilich nicht ganz kleine, Briefkastennotiz wird genügen, Ihnen den gewünschten Aufschluß zu geben. Bezüglich der Aussprache der ungarischen Vokale hat man sich zu merken, daß der Accent die Länge eines Vokals angibt und daß á scharf klingen muß. Zwei aufeinanderfolgende Vokale müssen stets getrennt ausgesprochen werden, da es Diphtonge im Ungarischen nicht gibt, also Gör—ge—i und nicht Görgei, Joh—ka—i und nicht Jokai. Von den Konsonanten kommt c nie allein vor und wird in Verbindung mit h oder t wie tsch gesprochen, also lautet Péchy Peh—tschi, Téczö Teh—tschö. Hingegen lautet cz dem deutschen tz gleich, daher wird Debreczin gesprochen Debretzin. Die Konsonanten g, l, n und t sind für den Deutschen, wenn sie vor einem y stehen, etwas unbequem auszusprechen; gy muß wie ein j gesprochen werden, dem ein d-Laut schwach beiklingt, z. B. Gyulai = (d)Jula—i, Nagy = Na(d)j. Ly lautet dem französischen Doppel-L z. B. in Billet sehr ähnlich; Erkély wird daher gesprochen Erkehlj. Ny und ty lauten wie nj und tj; sprich daher Nyari Njähri und tyák tjahk. Das magyarische S lautet wie sch: Kossuth Koschuth, Andrássy Andrahschi. Das ungarische v gleicht durchaus unserem w, das z gleicht unserem s in satt, Zichy Si—tschi. z mit s verbunden ergibt einen Zischlaut, der wie das französische j in joli, jeune lautet, in der deutschen Sprache in gleicher Milde nicht vorhanden ist und durch ein sch viel zu scharf wiedergegeben würde. Also Röseza Sandor ist zu sprechen Roh—ja Schahn—dor. Alle übrigen magyarischen Konsonanten lauten, auch in ihren Zusammensezungen, wie die gleichen deutschen Mitlauter. Es wird Ihnen also nicht allzu schwer werden, ungarische Orts- und Personennamen auch ohne langes Studium richtig aussprechen zu lernen.

Polytechnischer Briefkasten.

Hamburg. K. Tz. Ueber das Wasserdichtmachen gewebter Stoffe würden Sie beim Durchsuchen der ersten Jahrgänge der „N. W." die erbetene Belehrung gefunden haben, indessen wollen wir die bezügliche Anweisung an dieser Stelle wiederholen, da es sich um eine für weitere Kreise interessante Frage handelt. Ein geeignetes Mittel ist die Tonseife, von der man sich zuerst eine Lösung in Wasser, oder, um Papier wasserdicht zu machen, in Weingeist, bereitet, damit tränkt man die Stoffe oder trägt sie mit einer Bürste auf. Nach dem Austrocknen der Seifenlösung braucht man die Stoffe nur noch durch eine nicht konzentrirte Alaunlösung zu führen und man hat seinen Zweck erreicht.

Wien. Frau S. H. Vergoldete Bilderrahmen vermag man durch Abreiben mit Brot recht gut zu reinigen.

Gemeinnüziges.

— **Feuchte Wände in Wohnhäusern.** Es gibt Häuser, die auf der Wetterseite durch das Eindringen der Feuchtigkeit, besonders im Winter, fortwährend so naß sind, daß die innere Behandlung der Mauern, wenn sie auch noch so zweckmäßig ist, nicht genügend ist. Man muß deshalb an der Außenseite des Hauses geeignete Maßregeln treffen, um das Eindringen der Feuchtigkeit zu verhüten. Ein gutes Mittel zu diesem Zweck ist ein dicker Anstrich von Steinkohlenteer, auf den, wenn er trocken und hart geworden ist, ein neuer Kalkverpuz gemacht wird. Natürlich muß dies im Sommer bei trockener Witterung geschehen. In einem uns bekannten Falle wurde ein nasses Wohnhaus dadurch vollkommen trocken gelegt, daß man außen an der Wetterseite eine Verschalung mit Brettern anbringen ließ. Es wurden zu diesem Behufe Balken oder Riegel mit Mauerhaken an der Wand befestigt und auf diese Bretter aufgezogen, die auf der Außenseite glatt gehobelt, mit Schlußleisten verbunden und mit einem zweimaligen Oelanstrich versehen wurden. Solche Vorrichtungen erfordern allerdings Geldopfer; erwägt man aber, daß durch die Feuchtigkeit nicht nur die Gesundheit gefährdet, sondern auch die Möbel ruinirt werden, so wird eine einmalige Ausgabe gewiß gut angewendet sein. Bei Neubauten vermeidet man das Eindringen der Feuchtigkeit von außen am sichersten dadurch, daß man zwischen den äußeren und inneren Mauern einen leeren Zwischenraum von einigen Zollen frei läßt. So gebaute Häuser bieten viele Vorteile dar. Sie sind nicht blos vollkommen trocken, sondern auch im Winter wärmer und im Sommer kühler. In neugebauten Häusern kommt es nicht selten vor, daß sich an den Wänden der Zimmer, die man für vollkommen ausgetrocknet hält, später beim Bewohnen der Räume oft Monate lang, zum großen Nachteil für die Gesundheit und die Möbel der Bewohner, mehr oder weniger Nässe entwickelt. Dieses rührt daher, daß der zum Mauern und Verpuzen verwendete Kalk das Wasser solange festhält, bis er sich mit der genügenden Menge Kohlensäure gesättigt hat. Wenn man nichts dagegen tut, findet das vollständige Austrocknen gewöhnlich nur allmälich statt, indem sich die von den Bewohnern ausgeatmete Kohlensäure mit dem Kalke verbindet. Sehr wesentlich kann man indes das Austrocknen dadurch beschleunigen, daß man eine Quantität Holzkohlen bei geschlossenen Fenstern und Türen am besten in einem kleinen tragbaren Ofen oder in einer Kohlenpfanne in den zu bewohnenden Räumen verbrennt. Sechs Pfund Kohlen entwickeln unter Verbrauch von 15 000 Kubikcentimetern Luft 22 Pfd. Kohlensäure, welche hinreichen, um 37 Pfd. Kalk, wie er in den Mauern vorhanden ist, in trockenen kohlensauren Kalk zu verwandeln. Wird dieses Verbrennen von Kohlen zwei- bis dreimal wiederholt, so ist die Austrocknung, namentlich da sie auch durch die dabei entwickelte Wärme sehr befördert wird, vollendet und das Zimmer darf nach einer Lüftung von wenigen Tagen ohne Gefahr bezogen werden. So kann also durch das Verbrennen von Kohlen in kurzer Zeit erreicht werden, was wohl erst nach Monate langem Bewohnen auf Kosten der Gesundheit kaum so vollständig bezweckt werden dürfte. (Fundgrube.)

— **Reinigen und Auffrischen von Pelzwaaren.** Jezt im Winter dürfte die Mitteilung von folgendem bewährten Verfahren manchem unserer Leser willkommen sein. Man nimmt Roggenkleie, macht sie in einem Topf, gleichviel ob in einem irdenen oder eisernen, unter stetem Umrühren, so heiß als es die Hand ertragen kann, schüttet die so erhizte Kleie auf den Pelz, und reibt lezteren damit nach Kräften ein; hierauf bürstet man denselben mit einer reinen Bürste aus, oder besser, man klopft ihn solange, bis alle Teile der Kleie entfernt sind; der Pelz erhält dadurch seinen früheren natürlichen Glanz, und selbst weiße Pelze werden wie neu. Dieses Verfahren, welches allgemein in Rußland gebräuchlich ist, verdanken wir der Mitteilung eines Ingenieurs, welcher längere Zeit dort gelebt hat.

— **Die Untersuchung von grünen** (mit Schweinfurter Grün, Kupferarsenik, gefärbten) **arsenikhaltigen Tapeten** läßt sich am einfachsten dadurch bewirken, daß man einen Tropfen Salmiakgeist darauf fallen läßt. Entsteht darauf ein blauer Flecken, so ist die Anwesenheit von Kupfer in der Farbe gewiß und die von Arsenik sehr wahrscheinlich. Ein anderes Zeichen der Anwesenheit von Arsenik ist die Wahrnehmung eines Knoblauchgeruchs, wenn man ein Stückchen der verdächtigen Tapete verbrennt.

— **Gegen Verstopfung.** Wo gewöhnliche Wasserklystiere nicht genügen, soll der Zusaz von wenigen Tropfen Campherspiritus schnell die gewünschte Wirkung hervorbringen.

— **Gegen chronische Heiserkeit.** Von sachverständiger Seite wird folgendes Mittel empfohlen: 12 Tropfen Arnicatinktur (aus der Apoteke) werden mit $^1/_8$ Liter Wasser gemischt und davon täglich 3—4 Kaffeelöffel voll genommen.

Richtig gelöst haben die **Homonyme in Nr. 4**: Basel: Karl Ag.; Burg b. Magdeburg: Friedrich J.; Frankfurt a. M.: Berta Müller; Hamburg: A. K...l, Frau Klementine V., Mutter u. Sohn E. u. A. D; Potsdam: T. Krisch; Rostock: Martin Erdbeer.

Richtig gelöst haben den **Rebus in Nr. 4**: Hamburg: E. Mck., Mutter u. Sohn E. u. A. D.; Leipzig: L. Pönicke; Rostock: Martin Erdbeer; Wien: Z. Sl.

Mannichfaltiges.

— **Reinigung schwarzer Seidenstoffe.** Der Stoff wird zuerst mit einem trockenen wollenen Lappen gut abgewischt und, wenn nötig, zur Entfernung des Staubes leicht ausgeklopft. Dann wird der betreffende Gegenstand auf einen Tisch ausgebreitet und mit heißem Kaffee, der durch Seihen von allem Saz befreit ist, mittels eines Schwammes sorgfältig auf der rechten Seite abgerieben. Der Stoff wird dann etwas getrocknet und auf der verkehrten Seite gebügelt. Wo das leztere nicht möglich ist, muß beim Bügeln ein Tuch aufgelegt werden. Der Kaffee nimmt alle Flecken und Unreinigkeiten weg und stellt den natürlichen Glanz der Seide wieder her, wie dies keine andere Feuchtigkeit tut. Die Seide scheint in der Tat durch dieses Verfahren dicker zu werden und die Wirkung ist auch eine bleibende. Wer dieses Verfahren probirt hat, wird nie ein anderes anwenden.

— **Kulturgeschichtliches über die Spielwaaren.** Sie finden sich nicht nur auf egyptischen Denkmälern dargestellt, sondern das Museum zu Leyden und andere Sammlungen besizen aus dem Lande der Pharaonen Puppen und andere Gegenstände, die genau so aussehen, als wenn sie in Nürnberg gemacht worden wären, sogar eine Art Marionetten mit einer Schnur zum Anziehen befindet sich darunter. In Griechenland soll das erste Spielzeug der Kinder die „Ratsche" gewesen sein, die in neuester Zeit beim Karneval von Erwachsenen wacker gehandhabt wurde; zu derselben gesellten sich Nachahmungen von Menschen und Tieren, kleine hölzerne Wagen und Häuser, sowie aus Leder gefertigte Schiffe. Auch in den Katakomben von Rom finden sich in den Kindergräbern allerlei Spielwaaren, darunter komische Figuren, elfenbeinerne Puppen mit beweglichen Gliedern, Sparbüchsen aus gebranntem Tone, kleine Glocken u. dergl., — zum Beweise, daß vor 1000 Jahren die Elternliebe in gleicher Weise den Kindern Freude zu machen bestrebt war wie heutigen Tages. — Zu diesem geschichtlichen Rückblick möchten wir hinzufügen, daß auch aus Pfahlbauten bereits Spielsachen bekannt sind. In der Sammlung zu Zürich sieht man nicht nur einiges als Spielwaaren zu deutende Steingerät, sondern ganz unzweifelhafte Spielwaaren aus Bronze, Nachahmungen von Vögeln und von einem vierfüßigen Geschöpf, von dem man freilich nicht weiß, ob es einen Hund oder einen Bären darstellen soll; ganz wie bei den noch heute aus Ton gefertigten Spielsachen dieser Art ist am hinteren Teile des Tieres eine Pfeife angebracht, mit welcher wohl der kleine Pfahlbautenbürger ebenso Lärm gemacht haben wird, wie die heutige Dorfjugend. In der späteren Zeit des Mittelalters gewann Deutschland gleichsam ein Monopol für Fabrikation der Spielwaaren und fertigte dieselben in solcher Menge, daß sich Nebengewerke dafür bildeten wie Puppenschuhmacher und Puppenkleidermacher u. dergl. Geringere Spielwaaren und Mittelsorte wurde meist im sächsischen Erzgebirge und auf der Alp in Württemberg gefertigt, mittlere und feinere Sorten kamen aus Thüringen, Meiningen, Fürth und Berlin, und zahlreiche Schnizereien aus Berchtesgaden.

— **Gegen die Furcht vor Unglücksfällen auf Eisenbahnen** ging vor Jahren eine auf amtlichen Mitteilungen beruhende Zusammenstellung durch die Zeitungen. Hiernach waren von 1840 bis 1859 auf den deutschen Eisenbahnen 423 millionen Passagiere gefahren, und hiervon ohne eigenes Verschulden nur 21 getödtet und 176 verlezt worden. Durch eigene Schuld wurden 29 Reisende getödtet und 85 verlezt. Es trifft hiernach auf $8^1/_2$ millionen Reisende ein Getödteter und auf 1,62 millionen ein Verwundeter; zu Schaden kam überhaupt nur von je 1,36 millionen ein Passagier. Sonach wäre jede Beförderungsmetode, selbst das zu Fuße gehen, noch immer gefährlicher, als das Fahren auf der Eisenbahn. Inzwischen hat sich die Zahl der Eisenbahnreisenden noch ganz ungeheuer gesteigert, jedoch ist auch die Zahl der Verunglückungen sehr erheblich gewachsen.

— **Die erste Aufführung des „Kaufmann von Venedig"** — Fleck gab den Shylock — wurde in Berlin mit einem schauerlichen Prolog eröffnet, den Fleck sprach. Herr Direktor Ramler, der „deutsche Horaz", hatte ihn gedichtet. Wir geben nur Anfang und Schluß.

Prolog, gesprochen von dem Schauspieler,
der die Rolle des Juden spielt.

Nun das kluge Berlin die Glaubensgenossen des weisen
Mendelssohn höher zu schäzen anfängt — nun wir bei diesem
Volke (dessen Propheten und erste Geseze wir ehren)
Männer sehen gleich groß in Wissenschaften und Künsten —
Wollen wir nun dies Volk mit Spott betrüben? dem alten
Ungerechten Haß mehr Nahrung geben? —
— In Nathan dem Weisen
Spielen die Christen die schlechtere Rolle — im Kaufmann Venedigs
Tun es die Juden. Nur wen es juckt, der kraze sich! so sagt
Unser Hamlet. Wir sagen: Wer heile Haut hat, der lache!

— **Richtet euch nach meinen Worten.** Ueber die Imans, die muhamedanischen Prediger, sind in der Türkei allerlei Anekdoten im Schwange. U. a. folgende: Ein Iman predigt über die Barmherzigkeit. Durch seinen Text begeistert, entfaltet er eine hinreißende Beredtsamkeit: Seid barmherzig gegen die Notleidenden, teilt euer Gut mit ihnen. Wenn ihr zwei Betten habt, so behaltet eins und gebt das andere den Armen, wenn ihr zwei Tassen habt, so behaltet eine und gebt die andere den Armen, wenn ihr zwei Anzüge habt, so behaltet nur einen für euch und verschenkt den anderen u. s. w. Die Frau des Iman, die erst seit kurzem mit ihm verheiratet ist, hört ihrem Mann mit andächtiger Bewunderung zu. Das Herz erfüllt von Barmherzigkeit, läuft sie zu Hause und glaubt nichts Besseres tun zu können, als die rührenden Vorschriften ihres Mannes buchstäblich zu befolgen. Sie ruft die Armen zu sich und teilt mit ihnen. Von zwei Betten gibt sie ihnen eins, von zwei Anzügen einen u. s. f. Da plözlich erscheint ihr Mann; schon aus der Ferne gewahrt er den Auflauf vor seinem Hause, ohne zu begreifen, was das zu bedeuten habe. Als er beim Näherkommen sieht, daß man sein Eigentum davon trägt, ruft er wütend aus: „Bist du toll geworden, Frau, halt' doch ein! Begreifst du denn nicht, daß ich nur für die anderen predige, damit sie uns etwas geben, aber nicht, daß sie uns noch das fortschleppen, was wir so mühsam erworben haben!"

— **Wunderliche Heilige.** Wunderlich nennen wir unsere Heiligen, weil sie in ihrer gewöhnlichen Lebensweise sich oft ganz umgekehrt, wie gewöhnliche vernünftige Menschen, betragen. Einem Felix de Cantalicio (gest. 1586) waschen Novizen seines Klosters bei der Heimkehr von einer weiten Reise die Füße; aber kaum ist es geschehen, eilt der hl. Kapuziner hinaus auf die Straße in den tiefsten Kot. Daß sich viele Heilige arg kasteieten, selbst verstümmelten, ist eine oft wiederkehrende bekannte Tatsache. Das Vergnügen des Kasteiens wollen wir ihnen gönnen, uns interessirt nur die Art und Weise, wie sie es taten; denn einer wollte den anderen übertreffen. Simeon Stylita wohnt auf einer Säule, die er jahrelang nicht verläßt, ein Eremit in Armenien, Johannes, zieht sich dagegen in die Tiefe einer (wohl ausgetrockneten) Zisterne zurück und erhält den Namen: in puteo. Salaman (um 400) hatte sich eine Hütte gebaut, und als die Bewohner der nächsten Stadt den Plaz brauchten, bauten sie ihm anderswo eine neue, trugen ihn dahin und vermauerten ihm den Eingang; er bewahrte ein tiefes Stillschweigen bei allem, was auch mit ihm geschah. Auch ein großer Schweiger! Gerlach, Zoerardus und viele andere wohnten in hohlen Bäumen. Das ginge noch an, aber sie pflegten sich auch die Wände ihrer engen Behausung mit spizen Nägeln zu tapeziren, wie das Faß des Regulus beschaffen war, um sich das Leben zu Hause recht unbequem zu machen. Zuweilen behängten sie sich auch mit schweren eisernen Ketten. Johannes, ein Einsiedler (es gibt eine Legion von heiligen Johannes), wohnte in einer engen Felsenspalte; Viktorin (11. Jahrh.) hielt drei Jahre lang seine Hände in der Spalte eines Baumes; Kolumban (gest. 615) findet eine Höhle, die ihm wohlgefällt, er nimmt sie also als Einsiedler in Besiz; da kommt der Bär, der jahrelange Besizer der Höhle, und brummt über den Hausfriedensbruch, aber der Heilige exmittirt ihn und dieser muß zusehen, wo er ein neues Heim findet; dem Korbinian zerreißt ein Bär den Esel, der dessen Gepäck trug; zur Strafe dafür muß er nun selbst des Heiligen Gepäckträger sein. Im Leben des hl. Maximin wird dasselbe erzählt. Mit der Kleidermode nehmen es manche auch nicht genau; sehr praktisch, wenn auch nicht der Bequemlichkeit entsprechend, war das Gewand des Einsiedlers Baradat (um 420); es war aus Metall verfertigt, jedoch nicht nach Art der Kriegsrüstung, sondern mit unbeweglichen Gliedmaßen.

— **Eine verhängnisvolle Nichte.** Rouget de l'Isle, der Dichter der Marseillaise, hatte einen Bruder, der Brigadegeneral war. Eines Tages sprach zu diesem Madame Dolomieu, eine Ehrendame der Königin Marie Amélie: „Wie kommt es, lieber General, daß Sie in Pension gegangen sind, ohne Divisionär zu sein? Sie waren doch sehr lange Brigadier! Warum haben sowohl die Restauration als auch Louis Philippe Sie vergessen?" „Familienangelegenheiten, Madame," versezte der General, „ich habe nämlich eine Nichte, die mir sehr geschadet hat." „Eine Nichte? Wer ist das?" „Die Tochter meines Bruders." „Ah, Ihr Bruder hat eine Tochter hinterlassen?" „Ja, die Marseillaise, und die hat man mir nie verziehen."

Humoristisches.

— **Nicht unpraktisch.** Frau: „Nun, was ist dir, du machst ja so ein ernstes Gesicht?" Mann (Subalternbeamter): „Das ist nun die dritte Nase in dieser Woche, die ich vom Präsidenten bekomme; wenn er mir nur wenigstens den nötigen Schnupftabak dazu geschickt hätte!!"

— **Strategische Anschauung.** Literat: „Onkel, ich will heiraten!" Major (geschieden): „So! fällt Dir die Dummheit auch ein? Wer ist denn die!?" Literat: „Das Fräulein Wanda von Staffelstein!" Major: „Ah! die Malerin! Sie hat nichts, du hast auch nichts! Kerl, weißt du nicht, daß zum Kriegführen viel — sehr viel Geld gehört?!"

— **Aus der Mädchenschule.** Klara (liest): „Bunte Schmetterlinge durchfliegen die Luft und küssen ... (stockt) ... aufblühenden Blumen den Tau aus den duftigen Kelchen." Lehrerin: „Anna, lies du einmal die Stelle!" (Anna liest den Saz richtig.) Lehrerin: „Was hat die Klara nicht gut gemacht, Anna?" „Sie hat bei „küssen" stillgehalten, und das sollen wir nicht."

— **Prüfung zur Aufnahme ins Lehrerinnenseminar.** Vorsizender: „Mit welchen Fächern, mein Fräulein, haben Sie Sich gegenwärtig beschäftigt?' Kandidatin: „Mit gar keinen, Herr Rat, ich trage nämlich keine Fächer."

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser,
Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Stuttgart.
Verlag von J. H. W. Dietz.

Auflösung des Schachtelrätsels in Nr. 5:

Schelm — Chelm — Helm — Elm.

Auflösung des Rösselsprungs in Nr. 5:

Kein besser Schachbrett, als die Welt:
Zur Limmat rück' ich von der Schelde!
Ihr sprengt mich wohl von Feld zu Feld,
Doch schlagt ihr mich nicht aus dem Felde!
So ist es eben in dem Schach
Der Freien wider die Despoten:
Zug über Zug und Schlag auf Schlag.
Und Ruh' wird keine je geboten!

Nachzutragen als Löser von Homonyme und Rebus in Nr. 4: Berlin: Schriftsetzer G. Jahns; Brooklyn (Amerika): Otto Hammer; Czernowitz: Stud. Gl.; Inowraclaw: S. und M. Loeske; Passau: Karl St—n.; Solingen: Frau H. Evertz; Wolfenbüttel: Alter Abonnent.

Redaktions-Korrespondenz.

Bremen, Dr. B; **Kaiserslautern**, A. B.; **Budapest**, A. M. Bücher abgesendet. Rechtzeitig eingetroffen?

Budapest. J. F. In Ihnen ringt ein hübsches poetisches Talent nach Entfaltung und Anerkennung. Suchen Sie Sich der mannigfaltigen Formfehler, — die zu vermeiden Ihnen vorläufig noch schwer fällt, wie Ihr Gedicht „Die Sirene" beweist, — durch das Studium der Werke unserer großen Dichter allmälich zu entledigen und senden Sie uns künftighin diejenigen Ihrer Dichtungen ein, welche Ihnen am gelungensten scheinen.

Erfurt. R. G. Die erstmalige Einsendung Ihrer Arbeit über „Entstehen und Vergehen der Welt" war nicht an uns, sondern an den Verleger d. Bl. adressirt und wurde von demselben dem Verfasser des von Ihnen angegriffenen Aufsatzes im „Neuen-Welt-Kalender" übermittelt. Das neueste an uns Gesendete werden wir durchsehen, sobald die verschiedenen Schock vorher in den letzten Wochen eingelaufener Manuskripte erledigt sind, und Ihnen dann unsere Meinung mitteilen.

Wien. Steindrucker H. S. Da wir auf unsere direkte Anfrage noch immer keine Antwort haben und uns Ihre Postkarte zwar verrät, daß wir Ihnen irgend etwas für die eingesendeten $1\frac{1}{2}$ Gulden besorgen sollen, aber nicht angibt was, so ersuchen wir Sie, durch recht baldige und möglichst deutliche Benachrichtigung die Erledigung der Angelegenheit zu ermöglichen.

Zwickau. F. 22. Wenn Sie durch Ihren Buchhändler oder Kolporteur die „Neue Welt" nicht regelmäßig erhalten, so tun Sie für die Folgezeit am besten, auf der Post zu abonniren. Das ist überhaupt der einfachste und sicherste Weg überall da, wo sich Buchhändler im Vertrieb unseres Blattes Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen.

Nürnberg. W. L. Ihr Wunsch, der Verleger der „N. W." möge Ihnen die Auflösung eines unserer Rätsel schriftlich mitteilen, geht doch wohl ein wenig weit. Die Abonnenten, welche Sie dazu veranlaßt haben, diesen Wunsch zu äußern, mögen sich doch gefälligst die Mühe nehmen, das sie interessirende Rätsel zu lösen oder die Freundlichkeit haben, zu warten, bis die Lösung veröffentlicht wird.

Wurzen. H. Kl. Gewiß können Sie dem Freidenkerbund beitreten, ohne aus der Landeskirche zu scheiden. Ob Sie aber dem Freidenkerbunde sich anzuschließen und der Landeskirche den Rücken zu kehren moralisch verpflichtet sind, das können nur Sie selbst entscheiden.

Posen. Schriftsetzer E. Kl. Von den letzteingesandten Gedichten kommt das zweite gelegentlich zum Abdruck.

Sonneberg. Heinrich Schindkehn. Sehr gern teilen wir hier, mit Bezug auf eine kürzlich von uns beantwortete Anfrage mit, daß Sie gleichfalls Verfertiger von guten und dabei sehr billigen Vogelorgeln zu sein versichern.

Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

Berlin. Treuer Abonnent F. G. V. Statt einer „alle drei Reiche umfassenden Naturgeschichte" empfehlen wir Ihnen, als für Ihre Zwecke jedenfalls am vorteilhaftesten, die bezüglichen Weberschen illustrirten Katechismen, also a. Katechismus der Zoologie, von Prof. C. Giebel, Preis Mk. 2; b. der Botanik, von Prof. Dr. Ernst Hallier, Mk. 2; c. der Mineralogie, von Prof. Dr. G. Leonhard, Mk. 1.20. 2. Einen Ueberblick über die Geschichte der Menschheit gewährt die bekannte „Kulturgeschichte" von Kolb; sollte Ihnen dieselbe zu kostspielig sein, so könnten Sie Sich wiederum an einen der Weber'schen Katechismen, und zwar den der Allgemeinen Weltgeschichte halten, der Mk. 2.40. kostet; 3. Auch über Acker-, Obst- und Weinbau geben die Katechismen das Notwendige: a. Katechismus des Ackerbaus, von Dr. W. Hamm, Mk. 1.50; b. der Nutzgärtnerei (Gemüse- und Obstbau) von Hermann Jäger, Mk. 1.20., c. des Weinbaus von Fr. J. Dochnahl, Mk. 1.20. Auf Ihre vierte Frage können wir nur mit: Schwerlich! antworten.

Gemeinnütziges.

— **Dünger für Rosen.** Für Topfrosen ist Ruß der beste Dünger; doch darf man nur kleine Quantitäten davon und nur in Wasser-Auflösung in Anwendung bringen. Eine kleine Handvoll auf 10—12 Liter Wasser genügt vollkommen. Man bindet den Ruß am besten in einen alten Lappen und hängt denselben 24 Stunden in das Wasser, das, womöglich von weicher Beschaffenheit (Regen- oder Flußwasser) sein sollte. Mit solchem kann man auch andere Pflanzen begießen. Dasselbe ist zugleich eines der besten Mittel gegen Würmer in Töpfen und gegen anderes Ungeziefer. Auch für Landrosen ist der Ruß ein guter Dünger, wenn er mäßig angewendet wird.

— **Ein gutes Mittel zum Reinigen der Zähne.** Einer der ersten Pariser Zahnärzte empfiehlt seinen Kunden folgende Zusammensetzung, die sich nicht nur durch ihre Zweckmäßigkeit, sondern auch durch ihre Billigkeit auszeichnet: Man löse 20 Gramm Borax in $\frac{3}{4}$ Liter heißem Wasser auf, setze einen Teelöffel voll Campherspiritus zu und hebe die Mischung in einer gutverkorkten Flasche auf. Beim Gebrauch schüttet man etwas davon in die flache Hand und befeuchtet damit eine weiche Zahnbürste. Wird auch als Toilettenmittel zum Waschen des Gesichts empfohlen.

— **Kartoffelkäse.** Weiße Kartoffeln werden gekocht, geschält und zu Brei gestoßen. Mit fünf Pfund dieser Masse wird ein Pfund sauere Milch geknetet, eine Quantität Salz dazu getan und diese Masse, mit einem Tuche sorgsam gegen Luft geschützt, 3—4 Tage stehen gelassen. Hierauf wird sie abermals geknetet in durchlöcherte Tonformen gebracht, damit die Flüssigkeit abläuft. Dann werden die Käse aus den Formen genommen und im Schatten getrocknet, indem sie reihenweise aufgestellt werden. Der Käse ist an einem trockenen Ort aufzubewahren und wird je älter desto besser. (Es ist dies das Rezept, das ein Schwindler um 4 Mk. verkauft.)

— **Einen eingewachsenen Fingerring zu entfernen.** Man nimmt ein schmales Gummibändchen, so wie es die Damen gewöhnlich gebrauchen, um den Hut auf dem Scheitel festzuhalten, und wickelt es dicht und fest um den Finger, bei der Fingerspitze anfangend bis zu dem Ring, sodaß kein Zwischenraum bleibt. Darauf hält man die Hand gerade in die Höhe und in wenigen Minuten wird die Geschwulst wesentlich vermindert sein. Das Band wird dann rasch abgenommen und sogleich wieder angelegt, die Hand wieder in die Höhe gehalten, worauf, wenn nach fünf Minuten das Band wieder rasch entfernt wird, der Finger dünn genug sein wird, daß der Ring abgezogen werden kann.

— **Gefriersalz.** Die chemische Fabrik von H. Finzelberg in Andernach am Rhein liefert unter obigem Namen ein Salz, welches Kältemischungen von 15 bis 30 Grad Celsius zu erzeugen imstande ist. Die chemische Zusammensetzung dieses Gefriersalzes besteht aus 20 Prozent Chlorcalcium, 20 Prozent Chlormagnesium, 6 Prozent Chlornatrium (Kochsalz), 13 Prozent Chlorkalium und 41 Prozent Wasser. Wird dieses Salz mit gleichen Raumteilen Wasser von 0 Grad Celsius gemischt, so erhält man eine Kältemischung von 15 bis 20 Grad. Mengt man es jedoch zu gleichen Teilen mit Schnee oder zerschlagenem Eise von 5 Grad, so sinkt die Temperatur unter 30 Grad. Da das bei nicht sehr niedriger Temperatur hergestellte Eis, namentlich wenn dasselbe in den Besitz der Konsumenten gelangt, nur wenige Grad unter Null besitzt, so ist hier Gelegenheit geboten, sich jederzeit mit wenig Kosten eine Kältemischung von 30 Grad Celsius zu erzeugen. Der billige Preis der Kältemischung (4 Mk. per 100 Kilogramm) dürfte nach der „D. Lev. Pr." vielfach zu Versuchen über die Verwendbarkeit veranlassen.

— **Neue Beobachtungen der Ameisen.** Sobald die Ameisen erwachen, putzen sie sich. Man kann sich im allgemeinen keine reinlicheren Tiere denken, als diese kleinen Geschöpfe. Nicht den mindesten Staub können sie auf ihrem Körper vertragen. Sie lecken und bürsten sich auf das sorgfältigste, und Mac Cook beschreibt und bildet die verschiedene Art und Weise ab, in der dieses geschieht. Sie bedienen sich dabei besonders der Vorderbeine, welche für diese Operation sehr geeignet sind. Oft unterbrechen die Ameisen ihre Arbeit, um zu spielen. Huber hat dies bei Formica rufa beobachtet. Er sah, wie sie sich einander näherten, indem sie die Antennen lebhaft bewegten; die Vorderbeine strichen mit leichter Bewegung den Kopf der anderen Ameise. Nach diesen Vorbereitungen sah er sie sich auf die Hinterbeine erheben und mit einander ringen, indem sie sich mit den Mandibeln, Vorderbeinen oder Antennen umfaßten, losließen, den Kampf wieder aufnahmen, indem sie sich an der Brust oder dem Vormagen festhakten, einander umwarfen und wieder aufstanden und gleichsam Rache nahmen, aber immer ohne einander den geringsten Schaden zuzufügen. So erstaunlich dieses Faktum ist, wird es doch von Forel bestätigt; jeder kann übrigens bei einiger Aufmerksamkeit Gelegenheit finden, das Spiel selbst zu beobachten.

— **Woher der König Gambrinus stammt,** der hier und da mit einem prächtigen Seidel im Bilde die Bierstuben ziert, hat man noch nicht herausgebracht. Man hat versucht, ihn in die Reihe der großen Heiligen einzuordnen. Er soll am Niederrhein zu Hause gewesen sein, und ebenda wohnte vor Zeiten das Volk der Gambrivier, wie auch das der Sigambrer aus dem das Königsgeschlecht der Merovinger bei den Franken stammt. In beiden Namen ist „Gambr" wie im Namen des Königs Gambrin. Die alten Völker nannten sich gern nach ihren besonderen Waffen, wie die Sachsen nach ihrem gefürchteten Sachs, einem breiten Schwertmesser. So liegt vielleicht in jenem Namen das alte hamr oder härter gambr, unser „Hammer," das nicht nur das Streitbeil bezeichnet, sondern auch den alten Heidengott mit dem Hammer, der im Christentum zum Teufel geworden. Da aber die Stämme zu hartnäckig an ihm festhielten, so sah man sich genötigt, ihn wenigstens zu einem christlichen Heiligen zu machen. Das ist aber der hl. Martin. Mart nämlich heißt auch „Hammer." Er war aber nicht nur der Hauptheilige der Franken, sondern der Legende nach auch Schutzpatron der Trinker, die ihn anriefen, um bei ihrem Werk gesegnet zu werden — vielleicht mit einem gesunden Durst?

Mannichfaltiges.

— **Ein Bauernaufstand vom Jahre 1777.** Es ist, wie wir schon bei früheren Gelegenheiten bemerkt haben, kaum glaublich, welche Last von Bedrückungen, Aussaugungen und Mißhandlungen von dem deutschen Volke, namentlich den unteren Klassen desselben, während der Periode der absoluten Fürstenherrschaft bis zur französischen Revolution hin mit schweigender Ergebung ertragen wurde. Erinnert man sich z. B. nur allein an die Art, wie die höchsten und allerhöchsten Herrschaften den armen Bauern gegenüber das Jagdrecht verstanden und übten, so empört sich Einem noch heute das Innerste. Doch was hätten die Gedrückten machen sollen? Der Gedanke an Selbsthilfe lag weit außerhalb ihres Gesichtskreises, und ohnehin wäre der Versuch einer solchen damals gänzlich hoffnungslos gewesen. Es wird daher unsere Leser nicht wenig überraschen, aus jener Zeit von einer Bauernrevolte zu hören, von der der „Hamburger Korrespondent" von 1778 berichtet, und noch mehr erstaunt werden sie sein, wenn sie die Veranlassung derselben erfahren. Leider sind nähere Details über den Hergang in den Berichten unseres Blattes nicht gegeben, nur soviel steht fest, daß zur Unterdrückung der Bewegung „fremde Truppen" aufgeboten werden mußten, welche in den rebellischen Ortschaften einquartiert wurden. Die Unruhen fanden im Nassau-Weilburgischen statt. Die dortige Regierung hatte nämlich in sämmtlichen protestantischen Schulen ihres Reiches ein neues A B C-Buch eingeführt, welches die allerdings unerhörte Kezerei enthielt, daß das Y aus seinem alten wohlersessenen Plaze zwischen dem X und Z weggenommen und neben das I, als seinen nächsten Verwandten, gestellt wurde. Dies also war es, was die „grammatisch-ortodoxen Bauern," wie sie der Berichterstatter unseres Blattes nennt, bewog, hinauszugreifen in den Himmel und herabzuholen jene „ew'gen Rechte, die droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst." Nach dem Einmarsch der fremden Truppen wandten sie sich dann an das Kammergericht in Wezlar, wohin auch der Landesfürst einen Kanzleidirektor schickte, um die Sache der Regierung zu vertreten. Man erwartete einen Spruch, dahin gehend, daß die Bauern sich ruhig und gehorsam zu verhalten, im Punkt des Y aber zwischen dem alten und dem neuen Glauben künftig die Wahl haben sollten. Ob das Kammergericht diesen oder überhaupt einen Spruch in der Sache jemals gefällt hat, darüber schweigt die Geschichte.

— **Wie ein mecklenburger Gutsbesizer das Zeitungslesen strafte.** Der Herr von X. saß vor etlichen 30 Jahren auf einem geschlossenen und äußerst fruchtbaren Güterkomplex, der reichlich eine halbe Quadratmeile umfaßt und heutzutage mindestens einen Wert von achtmalhunderttausend Talern repräsentirt. Das wäre wohl vermögend, selber gemeinen Sterblichen einen reichen Fond von Selbstgefühl zu geben, wievielmehr einem Manne, der solch einem berühmten Adelsgeschlechte entsprossen ist und dessen Urahn — wie der Herr von X. es selber gern im vollen Ernst erzählt — die Ehre und das Glück genoß, ein Duzbruder des Herrn Jesus Christus zu sein und durch eins von dessen ersten Wundern ausgezeichnet zu werden. Im Evangelium infantiae, auch Evangelium Thomae genannt, (leider der heutigen Forschung als apokryph geltend), wird von dem Christuskinde folgendes erzählt: „Als Jesus einst zu Nazareth mit mehreren Knaben spielte und an der Werkstätte eines Färbers Namens Salem vorüberkam, lag dort eine Menge von Kleidern, welche den Bürgern der Stadt gehörten und welche mit verschiedenen Farben wieder aufgefärbt werden sollten. Jesus, in die Werkstatt eintretend, nahm alle diese Kleider und warf sie sämmtlich in eine einzige Kufe. Als Salem darüber zukam, erhob er seine Stimme und sagte heftig tadelnd: „Was hast du getan, o Sohn der Maria? Du hast mir und meinen Mitbürgern großen Schaden zugefügt, denn jeder wollte die ihm zusagenden Farben, du hast sie aber alle verdorben." Da antwortete ihm Jesus: „Welches Kleides Farbe du geändert zu sehen wünschest, die werde ich dir verändern," und indem er sogleich anfing, die Kleider aus der Kufe hervorzulangen, zeigten sie alle diejenigen Farben, welche sie hatten haben sollen." Von diesem Salem zu Nazareth entstammt das mecklenburgische Geschlecht von X., und wohl läßt sich darnach die Frage aufwerfen, ob nicht die Montmorency ihren bekannten Beinamen, „die ältesten christlichen Kavaliere der Welt," in einer keineswegs historisch zu rechtfertigenden Weise tragen und an die Mecklenburger X. abzugeben haben. Geraume Zeiten hatte schon der jezt regierende Enkel Salems die Früchte seiner Güter geerntet und genossen, als das Jahr des Fluches und des Unheils — so nennt ganz allgemein der mecklenburgische Adel und die Geistlichkeit noch heute immer Anno achtundvierzig — dazwischen trat, und Taten im Gefolge hatte, an deren Möglichkeit kein Edelmann bis dahin auch im Traume nur gedacht. Auf manchen Gütern rotteten sich die Tagelöhner zusammen und forderten Sicherung und Verbesserung ihrer materiellen Lage, ja es geschah sogar, daß einer der größten Edelhöfe bei einer solchen Gelegenheit vollständig zerstört und ausgeplündert wurde. Im weiteren Lauf des Jahres geschah dann noch weit Unerhörteres. Die ehrwürdige mecklenburgische ständische Verfassung ward aufgehoben und an deren Stelle trat eine konstitutionelle Abgeordneten-Kammer. Was aber dem Herrn v. X. noch gräulicher und unerhörter dünkte als alles dieses, der Schmied in Y., sein Schmied in seinem eigenen Dorfe, schaffte die Rostocker Zeitung an und las dieselbe zur Feierabendzeit den Knechten und den Tagelöhnern vor. Bei der gereizten Stimmung seiner Leute vermochte Herr v. X., obschon er, wie gesagt, Ortsobrigkeit und auch Gerichtsherr war, solch Unheil nicht zu inhibiren. Die Zeiten änderten sich jedoch bald wieder, und sowie Herr v. X. es ohne Gefahr für Leib und Leben tun zu können vermeinte, ward dem Schmied gekündigt. Herr v. X. trug auch bei seinen sämmtlichen Nachbarn Sorge, daß keiner von ihnen „dem Demokraten" wieder eine Wohnung einräumte, und da man in Mecklenburg nicht wie die Lilien auf dem Felde leben kann und darf, so blieb dem Schmied kein anderer Ausweg, als in Amerika eine neue Heimat zu suchen. Dadurch hielt aber der Herr v. X. den in seinem Gute geschehenen Frevel noch keineswegs ausreichend gesühnt, und er beschloß, ein ewig denkwürdiges Exempel zu statuiren. Demnach ward, sobald der Frevler das Dorf verlassen hatte, die Schmiede abgebrochen, die umherstehenden Bäume, unter deren Schatten zuweilen auch das Zeitungslesen stattgefunden, wurden umgehauen und darauf pferchte man diesen verwüsteten Fleck mit einer fünf Fuß hohen Mauer ein. „Zum Gedächtnis an das Schandjahr soll der Plaz ins Künftige nur Dornen und Disteln tragen," erklärte Herr v. X., und wie man auch erzählt — was ich jedoch nicht zu verbürgen weiß — überstreute er darauf — wies in der Heimat seines Ahnen Salem in verwandten Fällen ja häufiger geschah — den so verwünschten Plaz mit Salz. Wüst und mit Disteln und Dornen reichlich überwuchert, präsentirt sich der Plaz, wo die Todsünde des Zeitungslesens begangen ward, denn auch noch heute in der Mitte des Dorfes Y., und hoffen wir, daß er sich auch „bis zu dem Ende aller Tage und Dinge" dort so präsentiren wird.

— **Wasserfälle und Hochseen im Mölltal.** Nach einer Mitteilung der „Oesterreichischen Touristenzeitung" zählte ein Kenner des Mölltals dortselbst insgesammt 86 Wasserfälle und 44 Hochseen. Indes wird manche abgelegene oder unzugängliche Schlucht noch einzelne dieser Erscheinungen verbergen, sodaß wahrscheinlich die Zahl der Wasserfälle auf rund 100 und jene der Hochseen auf 50 angenommen werden darf, eine Fülle, welche umsomehr auffällt, als sie sich innerhalb einer Region von 20 Q.-M. findet.

— **Eine kleine Geschichte aus „hohen" Kreisen.** Zur Taufe eines Prinzen war außer den hohen Staatswürdenträgern und Generälen auch ein Universitätsprofessor geladen, der bei der Großmutter des Täuflings seiner Geistesfeinheit und Unterhaltungsgabe wegen hoch in Gunst stand. Als die Zeremonie vorüber war und die Herrschaften die Hände zum lecker bereiteten Mahle erhoben, ereignete es sich, daß der Hofprediger etwas zuviel des süßen Weines genoß, der von den Lakaien über Bedürfnis gespendet wurde. Dadurch gerieth Seine Hochwürden in jenen Zustand, der mit dem Kunstausdruck „Spiz" bezeichnet zu werden pflegt; und wie der Mensch alsdann leicht eine unwiderstehliche Neigung zum Singen faßt, so fühlte auch der Geistliche das Bedürfnis, „in Tönen zu denken," und hub die keineswegs unbekannte Weise an: „Als Noah aus dem Kasten war." Zum Glück ward er nur von den nächsten Nachbarn vernommen, da die Unterhaltung an der Tafel sich außerordentlich belebt hatte. Man machte den Träger des Talars auf seinen Verstoß aufmerksam, und er verstummte, aber nur, um nach wenigen Sekunden so laut, als stände er auf der Kanzel, das Gebet des Vaterunsers zu beginnen. Grabesstille trat plözlich ein in dem weiten Saal. Aus den Anwesenden wurden vor Verlegenheit lauter steinerne Gäste. Nur die Fürstin-Mutter gab ihrem Professor einen Wink, den ein flehender Blick begleitete. Hochwürden war bereits bis zur vierten Bitte vorgeschritten und sprach feierlich: „Unser täglich Brod gieb uns heute!" Da fiel ihm der Gelehrte beherzt ins Wort: „Entschuldigen Sie, Sie haben sich versprochen, Sie wollten sagen: unser heutiges Brod gieb uns täglich!" Die Wirkung war magisch und die Feststimmung gerettet. Der Hausmarschall führte den Hofprediger in ein Seitengemach, aus dem ersterer nach einiger Zeit allein zurückkehrte.

Humoristisches.

— **Der Liebes-Baccillus.** Ein Arzt in Chikago hat kürzlich einen neuen Krankheitspilz, den Liebes-Baccillus, entdeckt und denselben einer Anzahl Personen eingeimpft. Die Impfung war in allen Fällen von einem fast sofortigen Erfolg begleitet. Ein fünfzigjähriger alter Junggeselle ließ sich noch an demselben Tage ein neues Gebiß machen, bestellte sich einen hellen Anzug aus englischem Stoff und kaufte eine Guitarre. Ein ältliches Mädchen, das selber seine neununddreißig Jahre zugesteht, öffnete ihre Sparbüchse mit einem Stemmeisen, nahm hundert Dollars heraus und legte sie in „Eau de Lys," einer nagelneuen Garnitur goldblonder Stirnhaare und in einem jungen Gesangslehrer an, den sie auf ein Jahr engagirte. Etwas anders gestalteten sich die Wirkungen bei jüngeren Leuten. Ein siebzehnjähriger Kaufmannslehrling füllte ein Pfund Syrup, statt in die dazu bestimmte Blechkanne, in eine Papierdüte und sezte sich selbst in einen Korb frischgelegter Eier, statt auf den danebenstehenden Stuhl. Ein nur um ein paar Monate älterer Photograph küßte nach der Aufnahme eines jungen Mädchens, das unter dem ersten Aufguß seiner Chemikalien eben hervortretende Bild desselben, wobei er sich nahezu vergiftet hätte. Und ein in ihrem ersten Dienst befindliches Kindermädchen legte die Hauskaze in die Wiege des Säuglings und war gerade im Begriff, lezteren zum Fenster hinauszuwerfen, als glücklicherweise noch die Hausfrau hinzukam und das Kind in die Wiege legte, die Kaze aber zum Fenster und das Kindermädchen zum Hause hinauswarf. Natürlich wurden die Behörden von Chikago auf die Sache aufmerksam und hätten sicherlich in dem ihnen eigentümlichen Mangel an wissenschaftlichem Sinn dem Doktor alle weiteren Experimente mit dem Liebes-Baccillus untersagt, wenn er nicht bereits am Abend vorher infolge einer an seiner verwittweten Haushälterin und deren jungen Tochter vollzogener Impfung in Gesellschaft der lezteren den Ort bei Nacht und Nebel verlassen hätte.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser, Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Durch die Expedition der „Neuen Welt“ ist zu beziehen:

Grüße des Werdenden

Gedichte eines demokratischen Redakteurs im neuen deutschen Reiche

Von

Johannes Wedde.

Ladenpreis broschirt 5 Mk., gebunden 6 Mk.

Aus der Vorrede.

„Grüße des Werdenden“ nennen sich diese Gedichte aus folgendem Grunde: Das Werdende, die Art der kommenden Generationen, ihr Leben zu betrachten, zu empfinden und zu ordnen, kündet sich in der Gegenwart bereits an, und zwar nicht nur in Gedanken, die programmatisch den Sieg des Künftigen anbahnen, sondern mehr noch darin, daß eine Gefühls- und Lebensführungsweise, die dem Kommenden entspricht, sich hier und da bereits praktisch Geltung verschafft. Von solchen Vorspielen dessen, was auch für's Große und Allgemeine demnächst Geltung heischen wird — Vorspielen, zunächst nur in engem Kreise eines bürgerlichen Lebens, Kämpfens, Sorgens, Dichtens und Trachtens — geben diese Gedichte Zeugnis, und deshalb beanspruchen sie das Interesse derer, die gerne wache Sinne haben, als „Grüße des Werdenden“.

Das ist natürlich nicht so aufzufassen, als ob der Autor es sich herausnähme, einen fertigen, einen voll gewordenen Typus des Werdenden darzustellen. Das wäre eine überhohe Aufgabe fürs Lied sowohl wie fürs Leben. Das Kommende ist ein Werdendes ebensogut im Innern des Einzellebens, welches sich hier mit Ausmärzung der blos individuellen Züge abzubilden sucht, wie im Gesammtleben der Nation. Wohl vertritt der Autor mit Entschiedenheit gewisse Standpunkte, Gefühls- und Handlungsweisen als ein für die Gesammtheit Werdendes, für ihn Gewordenes, das zwar auch noch der Vervollkommnung, und namentlich der immer stärkeren und reineren Geltendmachung, zunächst bei der eigenen Person, bedarf; die größere Zahl der Gedichte — vier Fünftel der dritten Abteilung — ist aber nicht dem Ausdruck dieses Gewordenen gewidmet, sondern dem Ausdruck des Kämpfens und Ringens, durch welches es dem Autor ein solches ward. Die Dämonen der alten Nacht, welche vor dem Werdenden weichen sollen, Unnatur und Unfreiheit, spielen hier eine Hauptrolle. Aehnliche Kämpfe erleben Unzählige, wenn auch meist mit geringerer Sensibilität, und deshalb ohne die Nötigung zur Herzbefreiung durch Liedschöpfung. Ihnen allen hofft der Autor einen freundlichen Gruß bieten zu dürfen durch ein befreiendes Wort für ihr eigenes Empfinden.

Der illustrirte

Neue Welt-Kalender für 1884.

Preis 50 Pfennig.

Unter den verschiedenen Kalender-Ausgaben, welche über ganz Deutschland, oder richtiger über die ganze Erde, wo deutsche Zungen reden, verbreitet sind, nimmt der **Neue Welt-Kalender** eine achtungswerte Stelle ein. In ernster und würdiger Weise, ohne den Humor auszuschließen, sucht der **Neue Welt-Kalender** seinem Zweck, ein Volksbuch im wahren Sinne des Wortes zu sein, zu entsprechen.

Ich mache noch darauf aufmerksam, daß dieser Ausgabe die Messen und Märkte in bedeutend größerem Umfange wie früher beigefügt sind.

Außerdem liegt dem Kalender ein sauber ausgeführtes, farbenreiches **Oeldruckbild:**

„Mädchen in der Schaukel“,

sowie ein **Wandkalender** auf starkem Karton bei.

Im Verlage von **Wörlein & Co., Nürnberg**, ist erschienen und durch die Expedition der „Neuen Welt“ zu beziehen:

Der Nürnberger

Arbeiter-Notiz-Kalender für 1884.

Preis gebunden 50 Pf.

☞ **Colporteure erhalten den Kalender zu Originalpreisen.**

Durch die Expedition der „**Neuen Welt**“ ist zu beziehen:

Die Mappe

Illustrirte Fachzeitschrift für dekorative Gewerbe.

Herausgegeben und redigirt von

E. A. Grünenwald und Fr. Nauert.

Expedition und Redaktion in Dresden.

In Nürnberg erscheint und ist durch alle Postanstalten, sowie direkt durch die Expedition zu beziehen:

Deutsche

Metallarbeiter-Zeitung.

Fachblatt

für die Interessen der Metallarbeiter aller Branchen.

Herausgeber und Redakteur: **J. Scherm**, Schlosser, in Nürnberg.

Die „Deutsche Metallarbeiter-Zeitung“ wird nicht nur in wirthschaftlicher Beziehung die Interessen der Arbeiter voll und ganz vertreten, sondern auch bestrebt sein, ihre Leser über die großartigen technischen Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit durch Wort und Bild zu unterrichten und auf dem Laufenden zu erhalten. Die „Deutsche Metallarbeiter-Zeitung“ wird daher ein Fachblatt im vollsten Sinne des Wortes werden und nicht nur für den Arbeiter, sondern auch für den Kleingewerbetreibenden, der bestrebt ist, seine Fachkenntnisse zu erweitern, aber nicht im Stande ist, sich die kostspielige einschlägige Literatur anzueignen, ein willkommenes Organ sein.

Die „Deutsche Metallarbeiter-Zeitung“ kostet vierteljährlich durch die Post bezogen nur **70 Pf.**, unter Kreuzband 80 Pf.

Inserate, welche bei dem ausgebreiteten Leserkreise von großer Wirkung sind, werden die 3gespaltene Petitzeile (8 cm Breite) zu 20 Pf. angenommen. Arbeitsmarkt 10 Pf.

Zu zahlreichem Abonnement ladet ein **Redaktion und Verlag.**

Abonnements-Einladung

auf die in **München** erscheinende

„Süddeutsche Post“

Unabhängiges demokratisches Organ.

Herausgegeben von

L. Viereck.

Sechszehnter Jahrgang. — 1. Quartal 1884.

Die „Süddeutsche Post“ erscheint dreimal wöchentlich zum Abonnementspreis von Mk. 1.50, wozu am Plaze und beim Bezuge von den auswärtigen Filialen das Bestellgeld, nach außen die Gebühr für den Postbezug tritt. Alle Abonnenten erhalten als Gratisbeilage den

„Süddeutschen Postillon“

redigirt von Max Kegel, ein humoristisch-satyrisches Wochenblatt, das sich in ganz Deutschland einer großen, ständig wachsenden Popularität erfreut.

Administration und Redaktion der „Südd. Post.“

München.

Die billigste politische Zeitung Deutschlands

ist die allwöchentlich in großem Zeitungsformat erscheinende

Halberstädter Sonntags-Zeitung

Preis: Im Reichspostgebiet bei Abholung von der Post viertelj. 30 Pf.
Mit Bringerlohn " 45 "
In Baiern, Baden und Württemberg . . . " 25 "

Grundsäze: Freiheit von allem politischen Druck und Bevormundung; Erweiterung der Volksrechte. — **Gleichheit** aller Staatsbürger vor dem Gesez. — **Soziale Reformen** zur Besserung der Lage der arbeitenden und notleidenden Klassen.

Halberstadt. Der Verleger: **Aug. Heine.**

Postversandt schön singender **Kanarien-Vögel.**
R. Maschke, St. Andreasberg i. H.

Selbstunterricht im Schnell-Schönschreiben, nach der bei I. I. K. K. Hoheiten den Prinzen Wilhelm und Heinrich von Preußen angewandten Metode von Professor Maas, Ritter etc. 6. Auflage. Prospekt und Unterrichtsplan gratis und franko durch die Expedition der Prof. Maas'schen Unterrichtsmittel, Berlin S., Luisen-Ufer 2a.

Panzer-Börsen

unverwüstlich, rosten nicht, weil solid **vernickelt**; bequemes Tragen; versende dieselben **unter Garantie der Haltbarkeit** von

Mk. 1.50 bis Mk. 5

pr. Stück gegen Nachnahme.

Illustr. Preisliste gratis und franko.

Die erste und älteste Fabrik dieses Genres.

Gegründet 1847.

Wilh. Hanß, Mainz.

Hamburger

Zuschneider-Schule

Fachwissenschaftliche u. technische Lehranstalt für das

Schneidergewerbe.

Raboisen 101. **Hamburg** Raboisen 101.

Prospekt und Lehrplan wird auf Verlangen gratis u. franko zugesandt. J. H. Voß.

Durch die Expedition der „Neuen Welt“ sind folgende **Porträts** zu beziehen:

Karl Marx (Photographie)

Kabinet-Format . .	M. 1. —.	
Visitenkart.-Format .	" —. 50.	
Holzschnitt	" —. 30.	
Lassalle (4°. Holzschnitt)		à M. —. 30.
Geib	do.	
Bracke	do.	
Joh. Jacoby	do.	
Herwegh	do.	
Freiligrath	do.	
Darwin	do.	

Die Porträts sind vollendet geschnitten und äußerst sauber auf Carton in 4° gedruckt.

Sämmtliche Porträts in eleganter Enveloppe M. 2. 50.

Stottern wird briefl. geheilt. Anfr. m. Ret.-Marke an **Arthur Heimerdinger**, Straßburg i. E.

☞ **Amerika.** ☜

Von meiner Rundreise durch die westlichen Staaten Amerikas zurückgekehrt, versende auf Wunsch an

Auswanderungslustige

die **neuesten Beschreibungen dieser Länder gratis und franko.**

C. A. Voigt,

Leipzig, Ritterstraße 29.

Die Buchdruckerei

von

J. H. W. Dietz in Stuttgart

empfiehlt sich

zur Anfertigung aller Druckarbeiten.

Auswärtige Aufträge werden schleunigst franko per Post effektuirt. Preise billig.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart

Nr. 10. 1884. Preis pro Heft 25 Pfennig. IX. Jahrgang.

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Stuttgart.
Verlag von J. H. W. Dietz.

H. N.

Aerztlicher Ratgeber.

Altona. Frau A. L. Karbolsäure ist keineswegs ein so ganz ungefährliches Mittel. Aeußerlich angewendet zeigt es sich allerdings gegen Flechten oft wirksam, doch hüte man sich auch hier gegen stärkere Zusammensetzungen als höchstens 3 Gramm auf 100 Gramm Olivenöl.

Potsdam. Frl. G. R. Gegen Frostbeulen bewähren sich trefflich Einreibungen mit einer Salbe von 10 Gramm Terebintinöl mit 1/2 Gramm Kampher.

Hamburg. Frau A. T. 1. Der dicke Beleg der Kopfhaut bei Ihrem Säugling bleibt nicht, wie die unverständige „erfahrene Frau" Ihnen gesagt hat, „am besten ganz ruhig liegen." Er besteht aus einer Mischung von allerhand Schmutz mit Oberhautschuppen und Hauttalg und muß durch Auflösung mit Hilfe von Glyzerin und lauem, milden Seifenwasser entfernt werden. 2. Schädlich ist das unter der Bezeichnung von Bärlappsamen oder Lykopodium in jeder Apotheke käufliche Streupulver keineswegs, da es aber zuweilen eine nicht eben saubere Schmiere gibt, wendet man am allerbesten Süßmandel- oder Olivenöl an.

Redaktions-Korrespondenz.

Barmen. R. L., B. P., E. W. und Genossen. Nur nicht so hizig. Daß wir eine Lobhymne auf Luther gebracht hätten, wüßten wir nicht. Der Herr Verfasser der Arbeit über den Reformator hat sich Mühe gegeben, den Mann unparteiisch zu beurteilen, und Unparteilichkeit — nichts anderes, — ist das sicherlich allein berechtigte Hauptprinzip der „Neuen Welt." Ob die Leute, über deren Leben und Taten wir unseren Lesern Bericht erstatten, Fürsten, Reformatoren, Agitatoren oder Bettler waren, galt uns immer und gilt uns heute noch völlig gleich, — wir schreiben über sie genau das, was wir für wahr halten, — kein Titelchen mehr und keines weniger. Im übrigen warten Sie noch eine Weile, demnächst kommt eine Arbeit über Zwingli und bald darauf eine andere über die kulturgeschichtliche Bedeutung der Reformation. Wenn Sie diese beiden gelesen haben werden, schreiben Sie vielleicht wieder an uns, — und wenn Sie das tun, wissen Sie, wie der Inhalt Ihres Briefes lauten wird? Nun, wir könnens Ihnen verraten, — wir haben uns nämlich in neuester Zeit unter andern vortrefflichen Acquisitionen auch einen Redaktionspropheten engagirt, — Sie werden schreiben: „Einverstanden." Also bis auf weiteres!

Brüssel. H. S. Die kommunistische Oneidagemeinde besteht seit dem Jahre 1880 nicht mehr. Der Prophet derselben, Noyet, war 1879 durchgebrannt, weil ihm von der Gemeinde der Prozeß wegen Vielweiberei und Vielmännerei gemacht werden sollte. Darauf verheirateten sich die Gemeindemitglieder paarweise und verwandelten ihr Gemeindeeigentum in Privateigentum.

Dresden. H. B. Ihre Gedichte sind originell, darin haben Sie recht, höchst originell sogar, z. B.:

Du kamst, mein Engelskind,
Ueber mich her wie Wirbelwind,
Konnt' nicht mehr hören, konnt' nicht mehr sehen,
Konnte nicht gehen, konnte nicht stehen,
Rissest mich fort in stürmischem Toben,
Führtest hinauf mich zum himmlischen Oben,
Hast mich entmenscht, doch zum Gotte gemacht,
Hab' denn die Welt dir zum Opfer gebracht.

Schauerlich originelle Poesie, und schauerlich originelle Menschen: Sie, weltopfernder Entmenschter, und das entmenschende, mit der großartigen Fähigkeit, Götter zu machen, ausgestattete, in stürmischem Toben zum himmlischen Oben führende Engelskind! Bleiben Sie uns beide in Gnaden gewogen.

Dresden. M. L. Sch. 1. In Brasilien wird portugiesisch gesprochen, aber ein Portugiesisch, welches mit der von den Jesuiten aus dem Tupiidiom geschaffenen Verkehrssprache der brasilianischen Indianer, der Lingoa Geral, vielfach vermengt ist. Ihre übrigen Fragen, wegen deren zuverlässiger Beantwortung wir uns direkt nach Brasilien gewandt haben, mögen hier abgedruckt werden, um Leser in Europa, die mit Südbrasilien bekannt sind, wenn möglich, zu veranlassen, ihre Meinung uns mitzuteilen. Also Sie fragen: 2. Wie hoch stellen sich die Kosten der Ueberfahrt nach Brasilien, und welche ist die beste Ueberfahrtsgesellschaft? 3. Ist in Südbrasilien für einen Wäschefabrikanten und für einen Buchbinder Auskommen vorhanden?

Forst. B. Tr. Die Schachspalte soll nun baldigst auftauchen. Vorläufig stand noch mancherlei im Weg.

Inowraclaw. M. L. Für die Einsendung besten Dank. Wäre sie mindestens einen Monat früher gekommen, so wäre sie uns noch willkommener gewesen. — H. Auch die Namen derjenigen, welche nur die Lösung eines oder des anderen der Preisrätsel des Kalenders einsenden, werden veröffentlicht. Bis zum Schluß des Februar ist es noch Zeit zu solchen Einsendungen.

Lüttich. M. Br. Als Esprit d'escalier, Treppenwiz, wird ein Wiz bezeichnet, der Einem erst auf der Treppe einfällt, d. i. nachdem die Gelegenheit ihn anzubringen bereits vorüber ist. 2. Es ist vollkommen richtig, daß es noch keineswegs genügt, französisch zu können, um die Sprache der Pariser zu verstehen. In Paris wird im allgemeinen nicht französisch schlechtweg sondern das Argot gesprochen, d. h. ein so sehr mit besonderen und seltsamen Ausdrücken überladener französischer Jargon, das der in der französischen Sprache wohlbewanderte Ausländer ebensowohl als der Franzose aus der Provinz kaum etwas von der gewöhnlichen Unterhaltung der Pariser, der Arbeiter so gut wie der Literaten, zu enträtseln vermag. Das Argot bereichert sich aus den Wortschäzen aller Sprachen und ist auch an der deutschen Sprache nicht, ohne sie zu brandschazen, vorübergegangen. Freilich ist dieses Brandschazen nichts weniger als geschmackvoll und geistreich betrieben worden. Z. B. wenn die Pariserin mon herz sagt, so meint sie: mein Herr, — mein Gebieter, und dieses herz ist von unserm Herzog entlehnt; oder wenn ein Kaffeehausbesucher behauptet: L'officier fait schloff, so will er sagen: Der Kellner schläft, — schloff von Schlaf herkommend.

Senftenborg. A. K. Die Einband-Decken zur „Neuen Welt", welche Sie wünschen, sind allerdings nicht mehr zu haben. Für dieselben leisten aber die neuen Decken Ersaz.

Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

Berlin. Primaner T. Die „berühmte Antwort auf die berühmten chemischen Briefe" des großen Chemikers Liebig, welche Ihr Professor jedenfalls gemeint hat, ist enthalten in Jakob Moleschotts 1852 zu Mainz in erster Auflage erschienener Arbeit „der Kreislauf des Lebens", die der Verfasser selbst als „Physiologische Antworten auf Liebigs chemische Briefe" bezeichnet hat. Das Buch war seiner Zeit epochemachend und sollte auch heute noch von jedem wahrhaft gebildet werden Wollenden studirt werden.

Polytechnischer Briefkasten.

Bremen. Alter Freund der „N. W." Ob man nicht auch heut noch am besten tut, Kattun u. dergl. aus England zu beziehen, um wirklich gute Waare zu bekommen, fragen Sie. Darauf können wir nur mit einem entschiedenen Nein antworten. Gerade in England, allerdings wohl auch hie und da in anderen Ländern, werden vielfach Baumwollengewebe fabrizirt, die eine ganze Menge fremder, auch dem schlechtesten Gewebe gutes Ansehen gebender Stoffe enthalten, z. B. Kalk, Stärke, Pfeifenton, Zink. Es kommt vor, daß solche Fabrikate weniger Baumwolle enthalten, als solche nur auf Betrug zielende Beimengungen. Man kann sich übrigens gegen solche Täuschung schüzen, wenn man vor dem Kaufe eine Stoffprobe eine Zeitlang in heißes Wasser legt und sie dann ausdrückt.

Hannover. Frau P. A. Alle schmuzigen Holzschnitte, desgleichen Kupferstiche, Steindruckbilder u. s. w. lassen sich reinigen, und zwar indem man sie in eine schwache, vollkommen klare Auflösung von Chlorkalk legt und sie solange darin läßt, bis sie ganz weiß sind. Alsdann spült man sie in reinem Wasser gut ab und legt sie auf eine halbe Stunde in eine sehr schwache Lösung von unterschwefligsauerer Soda, worauf man sie zwischen Fließpapier preßt und so trocknet.

Mannichfaltiges.

— **Zur Warnung.** Eine sehr zeitgemäße Warnung wollen wir in Nachstehenden auf Grund autentischer, von amtlicher Seite unterstützter Erhebungen weitergeben. Alljährlich, insbesondere um die Weihnachtszeit, werden von einem Schweizer Spieldosenhändler Heller in Bern die auffälligsten Reklamen verbreitet, um namentlich deutsches Publikum für seine „Fabrikate" anzulocken. Er versendet diese nur gegen Nachnahme, und auf jeder Kiste ist die bedruckte Bemerkung aufgeklebt, daß geöffnete Sendungen nicht zurückgenommen werden. Von privater Seite wurde dem Treiben des Händlers näher getreten und es ergab sich alsbald, daß eine Ausbeutung des Publikums vorliegt, die, würde sie in Deutschland betrieben, kaum ohne Kollision mit der Justiz möglich wäre. Ein Musikwerk, welches man in Deutschland für 20 bis 30 Mk. bekommen würde, stellt sich beim Bezug aus Bern auf ca. 100 Mk., trozdem es obendrein noch schlechtes Fabrikat ist. Nun hat sich auf Grund dieser festgestellten Tatsache ein Industrieller in Potsdam an das Handelsministerium in Berlin gewendet mit der Bitte, unter Vermittelung des Auswärtigen Amtes diesem schädlichen Treiben entgegenzuwirken. Zuständigen Ortes ist man der Sache in der Tat näher getreten, und das Resultat der Erhebungen hat vollauf bestätigt, daß man es bei dem in Rede stehenden Spieldosenhändler mit einem unreellen Geschäftsmanne zu tun hat. Der Berner sucht und findet seinen Gewinn in der größten Uebervorteilung seiner Kunden. Seine Preise stehen in gar keinem Verhältnisse zum wirklichen Werte der Waaren; er nennt sich „Fabrikant von Spieldosen, Orchestrions 2c." — seine Fabrik besteht höchstens in einer Montir- und Reparaturwerkstatt. Er bezieht die Spieldosen zumteil aus der welschen Schweiz, zum großen Teile aber aus dem badischen Schwarzwald, Lenzkirch, Triberg, Furtwangen. Auch seine sonstigen Waaren, wie Holzschnizereien, Spielsachen 2c., sind deutschen Ursprungs. Schließlich soll dieser Berner Geschäftsmann im Verdachte stehen, alte Werke anzukaufen und nach flüchtiger Ueberarbeitung als neue zu verkaufen. Selbst die Schweizer Presse hat sich bereits zu Warnungen gegen Heller veranlaßt gesehen. Indem wir das Vorstehende der Oeffentlichkeit übergeben, glauben wir dem Publikum genügende Details zugänglich gemacht zu haben, um sicher zu sein, daß, bei gehöriger Beachtung derselben, diesem „Fabrikanten" der deutsche Markt bald verschlossen wird. (Dtsch. Uhrmacher-Zeitung.)

Sprechsaal für jedermann.

Wer Auskunft darüber geben kann, wo der im Jahre 1879 in Leipzig bei einem Malermeister in Arbeit stehende, aus Dresden gebürtige Malergehilfe Trebert oder Dräwert sich aufhält, wolle gefälligst Nachricht geben an Herrn Ernst Langenhahn, Etuisarbeiter, Neustadt, Brözinger Nr. 156.

Richtige Auflösungen des Schachtelrätsels in Nr. 5 haben eingesendet:

Mühlheim: K. Ehmann; Breslau: K. Fritz, Otto M.; Hamburg: L. M., Frau Anna T., G. K—n.

Richtige Lösungen des Rösselsprunges in Nr. 5 haben eingesendet:

Forst: B. Pöhle; Berlin: Schriftsezer G. Jahns, Frau B. Z., Hermann Funk, Frl. Klara Scholz; Elmshorn: A. H.; Hamburg: H. Rössing.

Gemeinnütziges.

— **Was ist zu tun, wenn jemand von einem wütenden Hunde gebissen worden ist?** Unmittelbar nach dem Biß suche man durch energisches Drücken und Pressen die Wunde zum Bluten zu bringen, und zwar tiefe wie oberflächliche Bißwunden. Man wasche sie so sorgfältig als möglich mit viel Wasser, wenn möglich mit einem Wasserstrahl oder irgend einer anderen Flüssigkeit, event. sogar mit Urin, bis die Wunde geäzt wird. Die Aezung kann mit Spießglanzbutter, Chlorzink, besonders aber mit dem Glüheisen geschehen, was das beste Aezmittel ist. Jedes Stück Eisen, wie Plissireisen, Schlüssel, zur Rotglühhize erhizt, kann dazu verwendet werden, und zwar müssen alle Teile der Wunde ausgebrannt werden. Der Erfolg der Aezung hängt von der Sorgfältigkeit und Raschheit ab, mit der sie gemacht ist. Aezung mit Salmiakgeist und spirituösen Flüssigkeiten sind ganz unwirksam. (Nach Zürch. Blätt. f. Gesundhtspflg.)

— **Badeschwämme** werden wieder brauchbar gemacht und der zähe Schleim entfernt durch Auswaschen und tüchtiges Durchkneten in salzsäurehaltigem Wasser und darauf (zur Entfernung der Säure) in gewöhnlichem Wasser. Vermieden wird dieser Zustand, wenn man die Schwämme nach dem jedesmaligen Gebrauch möglichst von ansaugender Seife durch Ausdrücken in Wasser reinigt und darnach den auch vom Wasser durch Ausdrücken befreiten Schwamm an einen warmen und luftigen Ort zum Trocknen aufhängt.

— **Verbreitungsweise ansteckender Krankheiten.** Der ärztliche Gesundheitsbeamte Dr. F. Barry bespricht in seinem Jahresberichte für den Bezirk von Craven (in Yorkshire) die Gründe der großen Ausbreitung epidemischer Krankheiten und nennt als Hauptursachen: a. äußerste Sorglosigkeit der Eltern für ihre Kinder, und seitens erwachsener Kranker für sich selbst und ihre Angehörigen, welche durch einen gewissen Fatalismus verstärkt wird, da die Leute meist der Ansicht sind: es müsse geschehen, was geschieht, und es sei nuzlos, den Bestimmungen der „Vorsehung" entgegen zu wirken. b. Unwissenheit und die Anschauung, daß ein jeder Mensch eine gewisse Reihe von Krankheiten durchmachen müsse, und daß er, solange dies nicht geschehen, noch gar nicht als reifer Mensch zu betrachten sei. Diese Auffassung erläutert Barry durch folgendes drastische Beispiel: Zwei anständig gekleidete Männer steigen in ein Eisenbahnkoupé und unterhalten sich über die Vorzüge ihrer Kinder ungefähr in folgender Weise: Erster: „Einer meiner Knaben ist ein tüchtiger Kerl; er hat bereits Scharlach und Masern gehabt." Zweiter (höchst verächtlich): „Das nennen Sie einen Jungen?! Ich habe einen, der hat die Pocken und den Typhus, und die Masern, und den Keuchhusten, und das Scharlachfieber gehabt, und jezt hat er gerade die Wassersucht. Das nenne ich einen Jungen!" (Völliges Verstummen des Ersten.) Dr. Barry erzählt ferner, wie er während einer Masernepidemie in einem Dorfladen ein masernkrankes Kind fand, dessen Mutter ihm erzählte, sie habe, da ihr Kind eine so gute Art Masern hätte, bei den Nachbarn, deren Kinder die Krankheit noch nicht gehabt, herumgeschickt, damit sie sich bei ihrem Kinde die Ansteckung holen könnten. Die gute Frau geriet ins höchste Erstaunen, als ihr der Arzt sagte, daß sie gerichtlich belangt werden würde, wenn sie ihr segensreiches Wirken fortsezte.

— **Pflanzen in Wohn- und Krankenzimmern.** Es bestand früher und es gibt noch ein Vorurteil gegen die Aufstellung von Pflanzen in Wohnzimmern, indem besonders die Blumen für gesundheitsschädlich gehalten werden. Abgesehen von einigen speziellen Fällen, namentlich bei stark narkotisch duftenden Gewächsen, ist aber der Einfluß der Pflanzen eher wohltätig als nachteilig. Die Männer der Wissenschaft haben sich neuerdings wiederholt mit diesem Gegenstande beschäftigt und können wir als Resultate ihrer Forschungen Folgendes mitteilen. Alle Pflanzen in vollem Wachstum reinigen und verbessern die Luft, indem sie Kohlensäuregas aus der Luft teils unmittelbar, teils mit atmosphärischer Luft verbunden, aufnehmen, dagegen mit Ausnahme ihrer nicht grün gefärbten Teile bei Tage oder im Sonnenlicht Sauerstoffgas nebst Wasserdunst aushauchen. Bei Nacht oder im Dunkeln findet dagegen das Umgekehrte statt, indem sie Kohlensäure ausscheiden und Sauerstoff und Wasserdunst aufnehmen, weshalb Blumen in Schlafzimmern nicht aufgestellt werden sollen. Ein amerikanischer Arzt hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die Gewächse während der Heizung der Zimmer dadurch sehr wohltätig wirken, daß sie fortwährend Wasserdunst an die Atmosphäre abgeben. Die Menge dieses Wasserdunstes ist sehr beträchtlich und wird dadurch die Stubenluft verbessert. Der Wert von Pflanzen und Blumen für die Erhebung des Gemüts schwacher und leidender Personen darf als allgemein zugestanden angenommen werden. Dr. Andrews im British medical Journal geht noch weiter und behauptet, daß die Beschäftigung mit Gärtnerei, obwohl sie rheumatische Beschwerden befördert, die Auszehrung bei Personen von phtisischer Konstitution aufzuhalten imstande ist, während die Unterlassung dieser Tätigkeit die rasche Entwicklung dieses Uebels förderte.

— **Gipsfiguren** werden gereinigt dadurch, daß man sie mit einem steifen Stärkekleister warm ungefähr liniendick überzieht, die Figuren dann an einen luftigen Ort in Zug hinstellt. Nach einigen Stunden ist der Kleister durch das Austrocknen abgesprungen und läßt sich leicht entfernen. An dem Kleister bleiben alle Unreinigkeiten hängen. Bei einiger Uebung werden die Figuren fast wie neu.

Mannichfaltiges.

— Schattenspiele. Jedes Kind kennt heutzutage diese aus der Mode gekommene Kunst, mit der eben nur noch an langen Winterabenden Kinder unterhalten werden, die lachend und verwundert die großen schwarzen Figuren anstaunen, welche der Schatten der künstlich verschlungenen Hände und Finger da auf der lichten Wand bildet. Und doch, man blicke nicht so naserümpfend hinweg über diese kindliche Spielerei: auch diese Kunst hat ihre Zeit gehabt, wie nur je eine Kunst, und Kaiser und Könige haben ihr Beifall gespendet. Es war in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als in Brünn ein Mann, Namens Künel, lebte, der mit vielen anderen Narren seiner Zeit den Stein der Weisen suchte und als Goldmacher in seinem Laboratorium so lange braute und kochte, bis er sein hübsches Vermögen und Haus und Hof dazu glücklich durch den Schlot und in alle Winde gejagt hatte, ohne dabei, wie sein Kollege Böttger in Meißen, wenigstens eine andere rentable Erfindung zu machen. Aber er war trozdem zum Erfinder geboren. Denn siehe da, als er eines Abends verzweiflungsvoll als armer, hungernder Greis durch sein kahles Zimmer rannte und die magern Hände gen Himmel rang, von dem er Hülfe erhoffte, da gewahrte er zufällig die eigentümliche Figur, welche der Schatten seiner gerungenen Hände auf die kahle Wand warf. Er hielt die Figur fest, starrte, staunte — wie ein Bliz durchfuhr es sein Gehirn — und die Schattenspielkunst war erfunden. — Khünel veränderte nun die Lage der Hände, nahm die Finger zu Hülfe, probte und studirte und fand allmälich eine Menge komischer, origineller Figuren, die ihn selbst in Staunen sezten. Bald ließ er sich mit seiner Kunst öffentlich sehen; sie fand Beifall, rasenden Zulauf, und der Erfinder erntete goldnen Lohn. Nun blieb er nicht in Brünn, sondern trat eine Kunstreise an, die sich anfänglich blos auf Oesterreich beschränkte, später aber auch nach Norden ausdehnte, je mehr die neue Kunst in Ruf kam. Ließ doch nicht nur Prinz Eugen von Savoyen, der große Feldherr, den Schattenspieler vor sich und seinem Stabe auftreten, sondern auch Kaiser Karl VI. gestattete vor sich und seinem Hof die Vorstellungen Khünels, der Kaiser überhäufte den Künstler mit Beifall, der überall, wohin er kam, Zulauf und Bewunderung fand. Auch der Kurfürst von Sachsen und Friedrich der Große ließen den Schattenspieler an ihren Höfen seine Kunst zeigen, und so hoch geehrt wurde derselbe, daß er in Berlin sowohl als in Dresden zu den Hoftafeln gezogen wurde. Im Frühjahr 1791 feierte ein Franzose, Louis Degensier, der zu Wien im Prater eine Schattenspielbude aufgeschlagen hatte, noch Triumphe und genoß monatelang den Zulauf der wiener Neugierigen.

— **Die Sitte der Damen, ihrer Schönheit durch die Kunst zuhilfe zu kommen,** d. h. sich zu schminken, muß nach dem Zeugnis der Homilien im St. Georger Kodex bereits zu Ende des 13. Jahrhunderts verbreitet gewesen sein. Es heißt dort: „Hübische Vrowen pflegint sich zu verwinne (färben), mit wizir (weißer) Varwe und mit rotir (roter) Varwe." In den Nibelungen 6629 wird die Schminke noch getadelt: Gevelschet Frowen Varwe viel — lützel man da vant.

— **Zufall und Berechnung.** Wir wissen alle aus dem Leben, wie die beste Berechnung durch einen Zufall oft einen Stoß erleidet. Nicht minder aber erscheint andern oft als kluge Berechnung, was doch nur Zufall war, und mancher weiß diesen Irrtum anderer auszunuzen. Der berühmte Schröder machte, wie der alte Teaterdirektor Schmidt erzählt, im „Lear" in der Fluchszene eine Pause, die von der Kritik wie vom Publikum als aus dem tiefsten Studium hervorgegangen bewundert wurde; denn sie bezeichnete so wahr die Erschöpfung des alten, unglücklichen Königs, aus der er sich dann zum Fluch aufrafft. Schröder lachte herzlich, als man ihm darüber Schmeicheleien sagte, und teilte ungenirt den Grund der Pause mit: „Ich habe dem Publikum mit der Pause einen großen Schreck erspart und das Teater vielleicht gerettet. Ich bemerkte grade in dem Augenblick, daß eins der Talglichter umgefallen war und die Coulisse schon glimmte. Als Regisseur und Direktor rief ich meinem Teatermeister zu, der nicht weit davonstand: „Esel, siehst du denn nicht die umgefallene Kerze?" — Das war also die bewunderte Pause. Einmal gab auch Ifflands nicht zugeknöpfter Rock in „Der Spieler" dem Kritiker Anlaß zu der Bemerkung, wie fein der große Schauspieler das berechnet hätte, indem er damit den allnächtlichen, sich über jede Anstandsforderung wegsezenden Spieler auch äußerlich vorgeführt. Und doch war der einfache Grund kein anderer, als: der Requisiteur hatte ihm einen zu engen Rock hingelegt, und es ließ sich augenblicklich kein anderer beschaffen. Iffland mußte zu seinem großen Aerger unzugeknöpft auf die Bühne.

Wie aber schnelle Besonnenheit einen bösen Zufall gut zu machen weiß, davon noch ein Beispiel aus dem Leben der Frau Bethmann-Unzelmann. Sie gab die Eboli. In der Briefszene mit Carlos, wo sie ihn vergeblich um Rückgabe des Briefes drängt, verliert Carlos beim Abgehen das wichtige Dokument. Das Publikum bemerkt es und wird unruhig; denn der Brief darf nicht in die Hände der Eboli zurückgelangen. Jezt bemerkt auch die Schauspielerin das Papier. Schnell besonnen eilt sie, wie hoch erfreut, darauf zu, ergreift es, tut einen Blick hinein und wirft es dann wie enttäuscht fort — es war nicht der Brief. Ein Beifall sondergleichen belohnte diese stumme Improvisation der klugen Frau.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser, Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Zur gütigen Beachtung.

Von verschiedenen Seiten sind uns Klagen zugegangen über unregelmäßige Lieferung der „Neuen Welt“. Wir bitten nunmehr unsere geehrten Abonnenten folgendes zu beachten:

Die „Neue Welt“ wird regelmäßig **alle 14 Tage** expedirt, und zwar so, daß das Heft 7 bereits am Sonntag den 16. Dezember in den Händen der Abonnenten sein mußte, 14 Tage später (am 30. Dezember) Heft 8 u. s. f.

Abonnenten, welche die ersten Lieferungen von einem unbekannten Kolporteur erhalten haben, die folgenden aber nicht zugestellt bekommen und nun nicht wissen, woher sie die „Neue Welt“ beziehen sollen, ersuchen wir, sich an die nächstgelegene Buchhandlung zu wenden; diese wird gerne die Fortsezungen ohne Preisaufschlag besorgen.

Beschwerden über unregelmäßige Zusendung sind daher zunächst an die Bezugsquelle zu richten. ☞ Sollte jedoch solche erfolglos sein, so bitten wir, sich in einem frankirten Briefe oder per Karte an die unterzeichnete Verlagshandlung zu wenden.

Bei einem Wechsel des Aufenthaltsorts beliebe man die „Neue Welt“ bei dem betreffenden Buchhändler oder Kolporteur abzubestellen und bei einer im neuen Aufenthaltsort befindlichen Buchhandlung unter genauer Angabe, wie viele Hefte man vom neuen Jahrgang besizt, die Fortsezung seines Abonnements anzumelden.

Die „Neue Welt“ wird von der Verlagshandlung nur gegen baar abgegeben. Die Buchhandlungen und Kolporteure sind daher nicht im Stande, den Betrag für die einzelnen Hefte den Abonnenten zu kreditiren, sondern sie müssen um gefällige sofortige Zahlung bitten.

Den geehrten Lesern der „Neuen Welt“ im **Königreich Sachsen** und in den **Thüringischen Staaten**, welche die „Neue Welt“ bisher aus der El. Fink'schen Buchhandlung in Gera bezogen, zur Nachricht, daß seitens der lezten Firma von Heft 3 an keine Bestellungen eingingen. Fortsezungen werden direkt oder auch durch jede Buchhandlung geliefert.

Stuttgart. **Verlag der „Neuen Welt“.**

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Nr. 11. 1884. Preis pro Heft 25 Pfennig. IX. Jahrgang.

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Stuttgart.
Verlag von J. H. W. Dietz.

H. N. 1878

Aerztlicher Ratgeber.

Kassel. W. B. Gegen das Ausfallen der Haare bewähren sich Einreibungen der Kopfhaut mit Vaselin, das Sie um mäßigen Preis in jeder Apoteke erhalten. Sind jedoch die Haarbälge oder Haarwurzeln bereits zugrunde gegangen, so gibt es überhaupt kein hilfreiches Mittel mehr, so sehr es auch als unfehlbar angepriesen werden mag. Reinhalten der Kopfhaut, insbesondere tüchtiges Bürsten des Haares, ist in jedem Falle dringend zu empfehlen.

Hamburg. Emma F. Gegen die Gesichtsrose können Sie, allen Vorurteilen zum Troz, Kaltwasserumschläge oder, falls Sie Sich davor zur sehr fürchten, Einreibungen mit gewöhnlichem, aber gutem Speiseöl anwenden. Dabei halten Sie Sich recht diät, trinken frisches Wasser oder Citronenlimonade und bei etwaiger Stuhlverstopfung oder heftigem Blutandrang wenden Sie ein Abführmittel an, wozu ein Aufguß von etwa 150 Gramm heißes Wasser auf 10 bis 15 Gramm Sennesblätter zu empfehlen ist. Sie nehmen davon halbstündlich einen Eßlöffel voll bis Stuhlgang eintritt.

Staßfurt. Louis T. Es gibt ein gar nicht übles Buch von Wiel „Tisch für Magenkranke", welches 1876 zu Karlsbad in 2. Aufl. erschienen ist, und ein anderes von demselben Verfasser, das in 5. Aufl. 1881 in Freiburg herausgekommen ist: „Diätetisches Kochbuch", aus welchem sie die gewünschte Belehrung schöpfen können. Uebrigens wird demnächst eine Abhandlung in der „N. W." zur Veröffentlichung gelangen über „Ernährung und Diätetik". Sie als Hämorrhoidarier müssen vor allem schwerverdauliche und blähende Speisen ganz beiseite lassen.

Eisenach. Frau D. Der fatale Geruch des Kopfhaars ist wahrscheinlich verursacht durch Anfeuchtung des Haars mit Wasser, was als schädlich entschieden zu verwerfen ist, oder durch schlechtes Haaröl, beziehentlich schlechte Pomade. Zu entfernen ist er vermutlich leicht durch Waschung des Haars mit einer schwachen, ein- bis zweiprozentigen Karbolsäurelösung. Die Reinigung der Haare und der Kopfhaut erfolgt am besten durch täglich mindestens zweimaliges starkes Bürsten und zweimaliges Waschen mit Seifenspiritus. Berichten Sie über den Erfolg.

Chemnitz. E. F. Das „Knistern in den Knieen," welches Sie verspüren, kann in der Tat eine Folgeerscheinung von Rheumatismus sein, es ist jedoch kaum von Bedeutung, solange Sie sonst keine Belästigung wahrnehmen. Berichten Sie uns gelegentlich wieder.

Redaktions-Korrespondenz.

Bremen. O. K. Sie meinen, wenn Frankreich das Projekt, seine Grenzen durch eine ununterbrochene Kette von Minen zu schüzen ausführte und die übrigen Staaten ihm nachfolgten, „so dürfte es mit den Kriegen endlich glücklich zu Ende sein." Da sind sie jedoch sehr auf dem Holzwege. U. a. will ein Georg Rodeck bereits ein Kräutlein wider solchen Grenzenschuz entdeckt haben. Er konstruirt nämlich sogenannte Lufttreibtorpedos, d. s. Torpedos, welche mittels Luftballons über belagerte Städte, feindliche Lager u. s. w. geführt werden und dort im geeigneten Momente ausgelöst werden können. Auf diese Weise würden über die betreffenden Ortschaften, bez. Landstrecken, Feuerregen losgelassen werden können, mindestens so schlimm als über Sodom und Gomorrha, und auf die Grenzminen könnte man ziemlich ungenirt „pfeifen". Uebrigens wäre diese Erfindung vielleicht auch dazu auszunüzen, daß man sich die Invasion des Feindeslandes durch die Armeen ganz ersparte und dafür dem verehrten Nachbar etliche tausend oder millionen Torpedos ins Land schickte. Sezte man diese liebenswürdigen Bemühungen solange fort, bis im Feindeslande alles Lebende mittels der Explosivstoffe der Torpedos in das bessere Jenseits spedirt wäre, so könnte man alles Hab und Gut des niedergeschmetterten Gegners nicht nur ohne Schwertstreich, sondern auch noch ohne die lästigen und langweiligen Friedensverhandlungen — von Rechtswegen — sich aneignen.

Marburg. P. Kr. Sie schreiben: „In Nr. 9 der „N. W." (Umschlag) leiten Sie den Namen Gambrinus von hamo oder gamo (= Hammer) ab, einer Waffe der alten Gambrivier und Sigambrer ab. Der betreffende Name soll aber nach den Forschungen eines belgischen Sprachgelehrten bedeuten: Jan primus (= Jean oder Johann der Erste), angeblich ein früherer flandrischer König, dem bekanntlich die Erfindung des Bieres zugeschrieben wird, im Volksmunde umgestaltet und entstellt in Gambrinus." Darauf zur Antwort: Die Ableitung des Namens Gambrinus, welche in der kleinen Notiz auf dem Umschlag mitgeteilt ward, ist die ältere wissenschaftliche Erklärung, der in neuester Zeit, wie Sie ganz richtig bemerken, die von Jan primus gegenüber getreten ist. Die leztere ist jedoch auch nicht mehr als eine Hypotese, troz der Sicherheit, mit welcher sie der gelehrte Belgier als die allein richtige ausgibt Der Verfasser jener Notiz sagt ausdrücklich, daß ihm das Dunkel, welches über der Entstehung des Namens Gambrinus liegt, noch nicht aufgehellt scheint, und er gab eben diejenige Erklärung, welche ihm als die relativ haltbarste schien.

Jägerndorf. T. Fr. Die von Ihnen erwähnte Nummer der Zeitschrift des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen ist uns nicht zu Gesicht gekommen. Könnten Sie uns dieselbe nicht, wenigstens leihweise, beschaffen? Den freundlichen Gruß erwidern wir freundlichst.

Ottensen. Fabrikarbeiter G. Sch. Es hat uns gefreut, wieder einige Ihrer kleinen tiefgefühlten Gedichte bei uns einkehren zu sehen. Eins und das andere wird gelegentlich verwandt. Die schweren Schicksalsschläge, welche Sie zu unserem lebhaftesten Bedauern in jüngster Zeit betroffen haben, sind hoffentlich überwunden?!

Prag. Fräulein Hedwig K. Ihr Vorname, altdeutsch Haduwic, kommt von dem althochdeutschen Hadu, dem Gott des Kriegsglück und wic Kampf, könnte also übersezt werden: die kampffrohe Kriegerin. Sie sind gewiß nicht so kampflustig wie Ihr Name andeuten könnte!?

Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

Warschau. Herm. K. Die Behauptung, daß die Sonne nur etwa 1000 mal soviel Licht ausstrahle, als der Mond, ist durchaus irrig. Nach des berühmten Astrophysikers Zöllner mustergiltigen Berechnungen würden nicht weniger als 618000 Vollmonde dazu gehören, um die Erde in gleicher Helligkeit zu bestrahlen, wie die Sonne.

Rochlitz. Alter Freund. Die Beduinen — der Name bedeutet die Bewohner der Wüste — bewohnen nicht nur die Wüste Sahara selbst, sondern auch die Oasen, die Wüstenränder und die Steppen. Ueberall sind sie zeltbewohnende Nomaden, wodurch sie im Gegensaz zum ansässigen Araber stehen. Diese arabischen Beduinen werden als die eigentlichen Repräsentanten des Arabertums betrachtet und sind Träger der wahren semitischen Stammeseigentümlichkeit; sie schweiften ursprünglich im Innern der arabischen Halbinsel umher. Aus ihnen ist der monoteistische Islam hervorgegangen, der auch den beduinischen Räuberhorden seine Verbreitung in Asien und Afrika zu danken hat. Die Beduinen sind von mittelgroßer, regelmäßiger Gestalt, die Frauen oft wirklich schön zu nennen. Ihre Haltung ist stolz und ihr Gang leicht, dabei sind sie mager, sehnig und muskulös. Das Gesicht ist oval, die Stirne breit, Nase gerade, Mund schön geschnitten, Zähne weiß und gut geformt, Augenbrauen schwarz und buschig, Augen klein und tiefliegend, dabei lebendig und glänzend. Die Gesichtsfarbe schwankt je nach der Höhenlage ihres Streifgebietes zwischen weiß bis chokoladenbraun. Ihr Haar ist meist schwarz, zuweilen jedoch auch blond. In ihrem Leben, ihren Sitten und ihrem Karakter sind sie geblieben, was sie waren zur Zeit der biblischen Partriarchen, von denen, wie man vermutet, Abraham selbst ein arabischer Beduinenhäuptling war. Ueberhaupt waren die alten Hebräer, solange sie nomadisirten, in Art und Sitte den Beduinen völlig gleich. Dieselbe Habsucht und Raubgier, dieselbe Tapferkeit und Freigebigkeit, derselbe Lug und Trug im Handel und Wandel neben gastfreundlicher Biederkeit und aufopfernder Ritterlichkeit, dieselbe Wollustgier wie Mäßigkeit zeigen die Beduinen noch heute wie in uraltester Zeit. Selbstverständlich, insbesondere in Anbetracht ihres weiten Verbreitungsgebietes, ist es, daß bei den verschiedenen Stämmen Karakter und Art mannigfaltige Verschiedenheiten aufweisen, umsomehr, als infolge mangelhafter etnologischer Erkenntnis der Name Beduine auch auf die nichtsemitischen Berber- und Maurennomaden ausgedehnt worden ist.

Ratgeber für Haus- und Landwirtschaft.

Reichenbach. Frau Luise S. Die Läuse, neben ihnen auch noch manches andere Ungeziefer, bei den Hühnern sind eine arge Plage, sollen aber leicht zu vertreiben sein, wenn man mit Schwefel in Pulverform, wie er zum Einstäuben der Weinblüten gebraucht wird, die Hühner bestreut, nachdem man ihnen die Federn aufgeblasen; auch auf den Fußboden streut man ein wenig davon. Danach fällt von den Hühnern alles Ungeziefer ab und diese fressen es ohne jeden Nachteil sammt dem Schwefel. Ein einmaliges Einstäuben soll auf mehrere Monate genügen.

Mannichfaltiges.

— **Probates Mittel, stark zu werden.** Im „Hamburger Correspondenten" von 1737 ist die neue Auflage eines Buches angezeigt, welches den Titel führt: „Die bekannten hundert acht und dreißig neuendeckten und vollkommen bewährten anjezo aber auf zweyhundert vermehrten Geheimnissen, oder allerhand magische, spangyrische sympatetische und öconomische Kunststücke deren vielmals eines alleine dem Besizer viel Geld gekostet hat, wobey annoch fünfzig Kunststücke von Weinschenken angefügt sind, nicht allein allen Hauswirten und vorsichtigen Leuten zum besondern Nuzen, sondern auch den Curiosis zu mehrern Nachdenken, viel vollkommener ans Licht gegeben." Unter anderem wird in der Anzeige erwähnt, giebt der Verfasser ein Recept, auf was Art ein Mensch große Stärke erlangen kann und zwar so: „Nimm guten, klaren, roten Wein, verwahr denselben wohl in einem Glase, und seze ihn an einem Donnerstage in einen Ameisenhaufen, laß ihn ein ganzes Jahr über darin stehen, hernach nimm es an dem darauf folgenden Freytag des entflossenen Jahres wieder heraus und trinke denselbigen Wein, so wirst du Riesenstärke bekommen und unerhörte Wunder thun." Dieses Kunststück, sezt der Recensent unseres Blattes ironisch hinzu, ist ohne Zweifel eins von den allergewissesten.

— **Riesenbauten im alten Amerika.** Die „Times" berichten von der Entdeckung von Ruinen, einige Leguas südöstlich von Magdalena (Mexiko), wie ähnliche in Amerika noch nicht gefunden wurden. Zuerst ist da eine Pyramide, deren Basis 4350 Fuß, deren Höhe 750 Fuß mißt; von unten führt in sanftem Ansteigen eine gewundene Straße bis zur Spize, breit genug, daß Wagen darauf fahren können, und so gut gebaut und geschickt angelegt, wie es nur die besten Ingenieure der Jeztzeit ausführen könnten. Etwas östlich von der Pyramide liegt ein kleiner, etwa eben so großer und hoher Berg, an dessen Wänden hunderte und aber hunderte von Zimmern, 5 zu 10 bis 16 oder 18 Fuß messend, im festen Gestein sehr sorgfältig ausgehauen sind. Fenster besizen dieselben nicht und nur einen Eingang von oben her; ihre Höhe beträgt 8 Fuß. Auf den Wänden befinden sich zahlreiche „Hieroglyphen" und menschliche Gestalten; Steinwerkzeuge jeglicher Art liegen in Massen dort herum. Man darf auf nähere Nachrichten über die Entdeckung gespannt sein.

Auflösungen von Nr. 6.

Rätsel I:

Selam — Amsel.

Rätsel II:

Denker — Henker — Lenker.

Rebus:

Einbildung vor der Zeit
Hindert Geschicklichkeit.

Richtige Lösungen haben eingesandt:

Des Rätsels I:

Berlin: Schriftsezer Otto T., Gymnasiast Herm. L—l, Zeichner Gl., Frau Karoline Schmidt; Burg bei Magdeburg: K. St.; Hamburg: Lothar P., Fräulein Anna S.; Solingen: Franz u. Paul N; Stuttgart: K. R.

Des Rätsels II:

Brünn: Frl. Eleonore K—g; Görlitz: Schriftsezer G. Jahns; Hannover: E. D.; Harburg: C. Sp.; London: B. M—g; Milwaukee: Franz Schaper.

Des Rösselsprungs:

Berlin: Schneider W. Möschke, Frl. Susanna Rokicka; Görlitz: Schriftsezer G. Jahns; Hamburg: E. Mck., W. Bössing; Harburg: C. Sp.

Als Löser des Schachtelrätsels in Nr. 5 sind nachzutragen: Hamburg A. D., Wolfenbüttel Alter Abonnent, Breslau Däumling.

Gemeinnütziges.

— **Kennzeichen für das Alter des Geflügels.** Wenige Hausfrauen sind so gute Kennerinnen des Alters des Geflügels, als sie zu sein eigentlich berufen sind. Wenn freilich das Geflügel einmal in der Schüssel auf dem Tische steht und man daran geht, es zu zerlegen, da weiß jedermann, ob es hart oder zart im Fleische ist. Ebenso wenig schwierig sollte es sein, unterscheiden zu können, ob ein Huhn, eine Ente, eine Gans oder ein Truthahn, wenn sie zum Kaufe angeboten werden, alt oder jung seien.

In Nachstehendem teilen wir einige Regeln mit, nach welchen man über diese wichtige Frage ins Reine kommen kann.

Ist der Sporn einer Henne hart und sind die Schuppen an den Füßen rauh, so ist das Huhn alt, einerlei ob man den Kopf sieht oder nicht; sieht man indessen auch noch den Kopf, so wird dieser das Gesagte nur noch besser bekräftigen. Wenn die untere Hälfte des Schenkels so steif ist, daß sie nicht gebogen werden kann, und wenn der Kamm dick und rauh ist, so lasse man das Huhn gehen, wenn es auch fett und wohlgerundet sein sollte. Ein junges Huhn hat nur Anfänge von Sporen, und die Schuppen an den Füßen sind glänzend glatt und von frischer Farbe, wie immer auch deren Färbung sein mag, die Krallen sind zart und scharf, der Unterschenkel ist weich und der Kamm dünn und glatt.

Eine alte Truthenne hat rauhe Schuppen an den Füßen, Schwielen an deren Sohlen und lange, starke Krallen, ein junges Truthuhn weist in allen diesen Punkten gerade das Gegenteil auf. Wenn ein Truthahn noch befiedert ist, so hat er eine lange Bartquaste aufzuweisen, wenn er alt sein sollte; einem jungen Truthahn fehlt eine solche. Sollte der Truthahn schon im gerupften Zustande vorliegen, so ist für sein Alter die Rauhheit der Schuppen an den Füßen entscheidend, außerdem auch der Unterschied in der Größe der Bartlappen und der vom Kopfe herabhängenden Quaste.

Eine alte Gans erkennt man an ihren rauhen Füßen, an der Stärke ihrer Flügel, namentlich der Flügelseiten, an der Dicke und Stärke des Schnabels und an der Feinheit der Federn. Sollte die Gans schon gerupft sein, so sind als Merkmale anzusehen die Füße, die Zartheit der Haut unter den Flügeln und an den Flügelspizen, der Schnabel und die Dickheit der Haut im Allgemeinen.

Bei den Enten erkennt man das Alter in gleicher Weise; außerdem ist der Schnabel im Verhältniß zur Breite des Kopfes bei einer jungen Ente beträchtlich länger als bei einer alten.

Eine junge Taube läßt sich an der Blässe ihrer Färbung, an ihren glatten geschlossenen Füßen und an den langen gelblichen Flaumfedern erkennen, welche sich zwischen ihr Gefieder eingestreut vorfinden. Eine ältere, schon ausfiegende Taube hat stets rot gefärbte Füße und keine Flaumfedern; ist dies der Fall, so ist sie für den Tisch als schon zu alt anzusehen.

— **Abführmittel.** Eines der einfachsten, angenehmsten und zugleich billigsten Abführmittel ist das Milchzuckerpulver. Es ist angenehm zu nehmen und wirkt sanft, ohne alle Beschwerden, was man von den in neuerer Zeit mit so viel Reklame angepriesenen teuren Tamarindenpläzchen nicht sagen kann. 1 bis 2 Theelöffel voll früh nüchtern mit etwas Wasser genommen, bewirken einen leichten Stuhl. Der Milchzucker wird aus den frischen Molken einer Kuhmilch bereitet. Er besizt deshalb, wie die Molke, auflösende und leicht nährende Eigenschaften. Da er den Auswurf befördert und das Fieber mäßigt, ohne zu reizen, so wurde er früher häufig für Schwindsüchtge verordnet.

— **Zur Frage der Fleckenreinigung** schreibt uns Herr Drogenhändler B.: Ihren Fleckenreinigungsvorschriften in einer der lezten Nummern der „Neuen Welt" möchte ich noch folgende erprobte zufügen.

Moderflecke werden vollständig entfernt, wenn man die Flecke mit einer Auflösung von unterschwefligsaurem Natron in heißem Wasser benezt, dann mit einer Messerspize voll pulverisirter Weinsteinsäure abreibt und mit lauem Wasser nachwäscht.

Zum Reinigen von Flaschen gibt es kein besseres Mittel als rohe Kartoffeln. Man schneidet dieselben in kleine Stückchen, gibt sie in die betreffende Flasche mit etwas Wasser und schüttelt tüchtig durch, wodurch die Flaschen in einigen Sekunden vollständig blank werden.

Zur sicheren Vertilgung von Ameisen in Speisekammern u. s. w. ist die alte Metode mit einem Badeschwamm zu empfehlen. Es wird ein großer, großlöcheriger Schwamm (sogenante Pferdeschwamm) schwach befeuchtet und mit Zuckerpulver bestreut, an die von den Ameisen heimgesuchten Stellen hingelegt. Die Ameisen suchen begierig den Zucker in den Höhlungen des Schwammes auf. Man hat dann nur nötig, von Zeit zu Zeit den mit Ameisen gefüllten Schwamm in heißes Wasser zu werfen, um die Ameisen zu töten, und ihn aufs Neue mit Zucker vorbereitet aufzustellen. In verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit kann man auf diese Weise große Kolonien von Ameisen ausrotten.

Unverbrennlichmachen der Kleider. Dieselben werden erst gestärkt, leicht getrocknet, dann vollkommen in eine Lösung von 4 Teilen phosphorsaurem Natron oder 25 Teilen wolframsauren Natron in 100 Teilen Wasser eingetaucht, wieder getrocknet und geplättet.

— **Gegen Gartenschnecken.** Ein Abonnent schreibt uns: „Dieses Ungeziefer ist für viele Gärtner eine große Plage, da keine Pflanze vor der Verwüstung sicher ist. Das einfachste und beste Verfahren, die Schnecken zu fangen, ist nach meiner vieljährigen Erfahrung die Anwendung einer Lockspeise. Zu diesem Behufe legt man an denjenigen Stellen des Gartens, welche hauptsächlich von den Schnecken heimgesucht sind, Schieferstücke, flache Steine, Brettchen u. s. w. aus und verteilt bei Sonnenuntergang einen kleinen Eßlöffel voll Kleie auf dieselben. Die Schnecken werden dies bald gewahr, versammeln sich um die Kleie und beginnen davon zu fressen. Einige Stunden darnach, wenn es dunkel geworden ist geht man mit einer Laterne und einem Gefäß mit Salzwasser herum und wirft die Schnecken sammt der Kleie hinein, wo sie sogleich sterben. Wenn man dieses Verfahren öfters wiederholt, so kann man sich nach und nach dieser unwillkommenen Gäste entledigen."

— **Nuzen der Fledermäuse.** Mit wahrem Eifer verfolgt man fast überall die Fledermäuse, die durch ihre häßliche Gestalt und ihren haschenden Flug zwar nicht besonders ansprechen, doch aber zu den nüzlichsten Tieren gehören. Die Fledermaus ist ein fleischfressendes Tier und nährt sich nur von Insekten, die in der Nacht ihr Wesen treiben. Nachtschmetterlinge, welche so viele schädliche Raupen erzeugen, Nachtflieger und Käfer, namentlich Maikäfer, von denen eine einzige Fledermaus in einer Nacht mehrere hundert fängt, sind beliebte Bissen der Fledermäuse. Erwägt man, daß im Ganzen die Zahl der Feinde der Landwirthschaft, Gärtnerei, der Gemüse- und Obstbaumzucht u. s. w. sehr groß und sie meistens Zerstörer der Gewächse sind, aus denen unsere Nahrungs- und andere Lebensbedürfnisse genommen werden und ihre Zahl bei weitem größer ist, als die natürlichen Vertilger, ferner, daß der Mensch völlig ohnmächtig ist den Verheerungen jener Feinde gegenüber, wenn sie in Massen auftreten (z. B Raupen, Maikäfer u. s. w.), so leuchtet der Nuzen unserer Freunde aus dem Tierreiche ein, und es erscheint als Pflicht unserer Landwirte, Gärtner und Weinbauer, die in dieser Beziehung nüzlichen Tiere zu schonen und ihre Vermehrung zu fördern.

— **Nüzliche Verwendung der Roßkastanie.** Außer dem prächtigen Anblick, welchen eine Kastanie mit ihrem dichten dunkelgrünen Laubwerk und ihren herrlichen Blüten gewährt, besizt sie auch noch andere Eigenschaften, durch welche sie den Menschen wertvoll ist. Die Blüten enthalten treffliche Bienennahrung, das Holz wird von Drechslern, Tischlern u. s. w. geschäzt und ist auch als Brennholz noch bedeutend besser als Fichtenholz. Besonderen Wert besizen aber die Früchte der Roßkastanie. Die in der braunen Hülle enthaltenen Samen stehen in Bezug auf ihre Bestandteile denen der echten Kastanie sehr nahe; sie enthalten über 60 pCt. nährender Stoffe, darunter bis über 36 pCt. Stärkemehl. Die Gewinnung des leztgenannten Stoffes wird in Frankreich und auch im Königreich Sachsen in bedeutender Masse betrieben. Die zur technischen Verwendung, z. B. in der Buchbinderei und ähnlichen Gewerben, bestimmte Stärke wird einfach dadurch gewonnen, daß man die von der Schale befreiten Kastanien schrotet und dann wie bei der Fabrikation der Weizenstärke verfährt; es liefern dabei 240—250 Pfund Masse ungefähr 100 Pfund trockener Stärke. Der aus solcher Stärke hergestellte Kleister bindet sehr gut und wird auch nicht von Insekten angegriffen, ist daher für Buchbinder besonders empfehlenswert. Um den bitteren Geschmack zu entfernen, wäscht man die Stärke mit säurehaltigem Wasser bis die Bitterkeit verschwunden. Es existiren noch mehrere andere Metoden zur Darstellung der Stärke, die wir hier jedoch übergehen. Wichtig ist die Roßkastanie noch durch die Verwendung ihrer Früchte zum Branntweinbrennen. Es werden dabei zu 50 Pfund aus Kastanien erhaltenen Stärkemehls 2 Pfund Schwefelsäure und 160 Pfund Wasser hinzugesezt; eine sechsstündige Erhizung führt dann die Umwandlung der Stärke in Zucker herbei; die Schwefelsäure wird durch Kalkmilch neutralisirt, die Flüssigkeit abgegossen und, nachdem sie sich geklärt, mit Hefe versezt; es werden dann im gewöhnlichen Destillirapparate aus den angegebenen Massen 11—12 Pfd. Spiritus von 55 pCt. erhalten. In früherer Zeit wurden die Früchte der Roßkastanie von den Aerzten wie die Weidenrinde statt der teuren Chinarinde verwandt, auch bei Durchfällen, bei Blut- und Schleimflüssen als Heilmittel benuzt; noch jezt dienen sie als treffliches Heilmittel gegen Husten und Dampf der Pferde, gegen Durchfall und Blähungen der Rinder, gegen die Egelkrankheit der Schafe, überhaupt sind sie als Viehfutter zu empfehlen, da der Same magenstärkend und blutreinigend wirkt. Die Schalen und Fruchtkapseln können zum Färben und Gerben benuzt werden; endlich ist das Kastanienmehl ein besser als Seife den Schmuz entfernendes Waschmittel.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser,
Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Zur gütigen Beachtung.

Von verschiedenen Seiten sind uns Klagen zugegangen über unregelmäßige Lieferung der „Neuen Welt“. Wir bitten nunmehr unsere geehrten Abonnenten folgendes zu beachten:

Die „Neue Welt“ wird regelmäßig alle 14 Tage expedirt, und zwar so, daß das Heft 7 bereits am Sonntag den 16. Dezember in den Händen der Abonnenten sein mußte, 14 Tage später (am 30. Dezember) Heft 8 u. s. f.

Abonnenten, welche die ersten Lieferungen von einem unbekannten Kolporteur erhalten haben, die folgenden aber nicht zugestellt bekommen und nun nicht wissen, woher sie die „Neue Welt“ beziehen sollen, ersuchen wir, sich an die nächstgelegene Buchhandlung zu wenden; diese wird gerne die Fortsezungen ohne Preisaufschlag besorgen.

Beschwerden über unregelmäßige Zusendung sind daher zunächst an die Bezugsquelle zu richten. ☛ Sollte jedoch solche erfolglos sein, so bitten wir, sich in einem frankirten Briefe oder per Karte an die unterzeichnete Verlagshandlung zu wenden.

Bei einem Wechsel des Aufenthaltsorts beliebe man die „Neue Welt“ bei dem betreffenden Buchhändler oder Kolporteur abzubestellen und bei einer im neuen Aufenthaltsort befindlichen Buchhandlung unter genauer Angabe, wie viele Hefte man vom neuen Jahrgang besizt, die Fortsezung seines Abonnements anzumelden.

Die „Neue Welt“ wird von der Verlagshandlung nur gegen baar abgegeben. Die Buchhandlungen und Kolporteure sind daher nicht im Stande, den Betrag für die einzelnen Hefte den Abonnenten zu kreditiren, sondern sie müssen um gefällige sofortige Zahlung bitten.

Stuttgart. **Verlag der „Neuen Welt“.**

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Nr. 12. 1884. Preis pro Heft 25 Pfennig. IX. Jahrgang.

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Stuttgart.
Verlag von J. H. W. Dietz.

H. Nisle

Aerztlicher Ratgeber.

Bukarest. F. K. Gegen das allerdings sehr unangenehme Hautjucken versuchen Sie es mit Einreibungen von 1 Teil peruvianischen Balsams auf 3 Teile verdünnten Weingeist.

Leipzig. Frau Anna V. Sie sind „in früheren Jahren oft von Wespen und ähnlichen Insekten gestochen worden" und wünschen nun ein Mittel gegen die üblen Folgen dieser Verlezungen. Ein solches Mittel, noch dazu ein ebenso einfaches als wirksames bietet sich Ihnen dar im Zwiebelsaft. Sie zerschneiden eine Zwiebel mit dem Messer und reiben die Wunde, nachdem der Stachel herausgezogen ist, mit der Schnittfläche der Zwiebel. Alsdann wird der Schmerz sofort vergehen und eine Geschwulst nicht entstehen.

Redaktions-Korrespondenz.

Berlin. A. Paul. Ihre Gedichte verraten Talent, können aber noch mehr Feile und auch noch einige Bereicherung inbezug auf ihren Gedankeninhalt brauchen.

Wolfenbüttel. Alter Abonnent. Der nächste „Neue Weltkalender" wird auch den braunschweigischen Bußtag nicht vergessen.

Königsberg. L. O. Der Geistliche, mit welchem Sie in Gesellschaft zusammentrafen, kämpfte gegen die naturwissenschaftliche Abstammungslehre mit Berufung auf die geistige Freiheit und Erhabenheit des Menschengeschlechts und antwortete auf Ihre Frage, wie es denn mit der geistigen Freiheit der Menschen bestellt sei gegenüber der Autorität der Kirche und der Teologie: Diese Autorität bilde die heilsame und unbedingt notwendige Schranke der Freiheit, die ohne sie in wilde Zügellosigkeit ausarten müsse! Nun freilich! Heinrich Leuthold hat eben recht, wenn er sagt:

Obwohl mit Wutgeschrei die Pfaffen
Den Saz der Wissenschaft verdammen,
Daß einem Ahnherrn Mensch und Affen,
Und selbst der Pontifex entstammen.
Verlangen doch die Unfehlbaren,
Die sich so tief empört geberden,
Daß plözlich die von Menschenpaaren
Erzeugten wieder Affen werden.

Insterburg. Heinrich Schl. Zwei von den drei eingesandten Gedichten, nämlich das, welches sie „Ihr" gewidmet haben und der „Sonnenblick" sind recht hübsch und werden gelegentlich veröffentlicht.

Altona. B. H. Eine Abhandlung über Shakespeare ist in Vorbereitung und wird hoffentlich bald zur Veröffentlichung gelangen können.

Burgstädt. A. F. 1. Die vollständigen stenographischen Niederschriften der Reichstagsverhandlungen finden Sie nirgend sonst, als in den vom Bureau des Reichstags zur Ausgabe gelangenden amtlichen Stenogrammen, die jedermann gegen verhältnismäßig geringes Entgelt direct vom Reichstagsbureau beziehen kann. Die Post, sowie jeder Buchhändler nimmt Bestellungen an.

2. Ihre übrigen Wünsche dürfte befriedigen das im Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig erschienene „Staatslexikon" von Baumbach, welches zum Preise von 6½ Mk. käuflich ist und die Aufgabe hat, ein „Handbuch" für jeden Staatsbürger zur Kenntnis des öffentlichen Rechts und des Staatslebens aller Länder, insbesondere des deutschen Reichs zu sein. Die tatsächlichen Angaben des Buches sind verläßlich; wo der Verfasser Urteile über sozialpolitische Verhältnisse und Bestrebungen abgibt, ist zu berücksichtigen, daß er der liberalen Partei angehört und troz sichtlicher Bemühungen unparteiisch zu bleiben, doch aus dem Kreise seiner Parteianschauungen nicht herauskann.

Delitzsch. E. O. Auch Ihre Verse zeugen von einem gewissen Talent, das jedoch noch sehr der Ausbildung bedarf. Die Novelle, welche Sie in Arbeit haben, senden Sie uns nur immer zur Durchsicht zu.

Neureudnitz bei Leipzig, A. V., u. L., Abonnent A. Die Bestimmungen über die Wohnungsmietverhältnisse sind in Deutschland so verschieden geartet und so komplizirt, daß im engen Rahmen des Korrespondenzteils darüber keine auch nur einigermaßen befriedigende Auskunft gegeben werden kann. Dafür werden wir in der „N. W." baldtunlichst in einer ausführlicheren Arbeit auf diese für unsere Leser wichtigen Verhältnisse eingehen.

Brooklyn (Vereinigte Staaten). Frau X. In solcher Allgemeinheit kann Ihre Frage kaum befriedigend beantwortet werden. Teilen Sie uns gefälligst Näheres über Ihre Wünsche mit; insbesondere welches Instrument Sie spielen und welche Gattung von Tonstücken Sie bevorzugen.

Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

Gotha. A. Gr. Ueber die geschichtlichen Vorgänge in Deutschland zur Zeit der ersten Verbreitung des Christentums gibt die „Kulturgeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Uebergangs aus dem Heidentum in das Christentum", von Prof. Heinrich Rückert, erschienen bei T. O. Weigel in Leipzig, die gewünschte Belehrung.

Elberfeld. G. R. Im Mai 1876 wurde die Eisenbahnvorlage im preußischen Abgeordnetenhause wie im Herrenhause angenommen, welche den Uebergang der wichtigsten Eisenbahnlinien in den Besiz der preußischen Regierung troz des Widerstandes des Reichstags gegen die Uebernahme der Eisenbahnen durch das Reich veranlaßt hat und die Verstaatlichung aller Eisenbahnen unfehlbar nach sich zieht. Der § 1 der Vorlage lautete: „Die Staatsregierung ist ermächtigt, mit dem Deutschen Reich Verträge abzuschließen, durch welche die gesammten im Bau oder im Betriebe befindlichen Staatseisenbahnen nebst allem Zubehör und allen hinsichtlich des Baues und des Betriebes von Staatseisenbahnen bestehenden Berechtigungen oder Verpflichtungen des Staates gegen angemessene Entschädigung kaufweise dem deutschen Reiche übertragen werden. Publizirt wurde das Gesez am 16. Juni 1879.

Elberfeld. H. Das Glas ist ein Salz und zwar ein kieselsaures, — ein Silikat —, eine Verbindung von Kieselsäure mit Metalloxyden (Basen), stets mindestens zwei, von denen das eine ein Alkalimetall, das andere ein Erdalkali- oder Schwermetall ist. Meist sind Kali- und Kalksilikate mit Kieselsäure verbunden. Bereitet wird das Glas, indem man diese Materialien mit $1/3$ ihres Gewichts an Glasscherben wohlgemischt in feuerfesten Tongefäßen innerhalb der Glasöfen bei 1200 Grad Celsius schmilzt, es dann aus dem dünnflüssigen Zustande auf 7—800 Grad abkühlen läßt und die alsdann äußerst geschmeidige und dehnbare Masse durch Einblasen von Luft mittelst eines 4—5 Fuß langen Rohres, der sog. Pfeife, zu hohlen Körpern gestaltet, welche im Ofen wieder angewärmt werden und durch weiteres Ausblasen und geschickte Operationen mit einem massiven eisernen Stab, dem Nabeleisen, sowie mit Scheeren, eventuell mit Gabeln und Zangen die verschiedensten Formen erhalten.

Ratgeber für Haus- und Landwirtschaft.

Brandenburg. G. L. Der ärztliche Ratgeber der „N. W.", an den Sie Ihre Zuschrift adressirt haben, sandte dieselbe mit dem Bemerken zurück: Die Kälber, für welche Sie seinen Rat beanspruchten, hätten zwei Beine zuviel, — auf so hochentwickelte Geschöpfe erstrecke sich seine Wissenschaft nicht. Deshalb müssen Sie mit unserem Rate vorlieb nehmen. Erfahrene Landwirthe verhüten die Nabelkrankheit der jungen Kälber, — welche dadurch entsteht, daß die Kuh nach der Geburt mit Vorliebe an dem blutigen Nabel ihres Neugeborenen leckt, — indem sie sogleich nach der Geburt den Nabel des Kalbes mit Kot bedecken, was die Kuh vom Lecken abhält.

2. Gegen die Läuse beim Rindvieh wenden Sie weder Quecksilber (Reitersalbe) noch Petroleum an, ebensowenig Tabaksabsud. Dagegen können Sie die Tiere mit einer Abkochung von Petersiliensamen waschen oder mit gewöhnlichem Leinöl mittels eines etwas steifen Pinsels oder einer Bürste einreiben.

Saalfeld. Junge Hausfrau. Feine weißwollene Halstücher und Shawls reinigen Sie am besten, wenn Sie es in ein Gefäß oder eine Schüssel legen, es dann trocken mit etwas Waizenmehl recht sorgfältig abreiben, in der Art, als ob Sie das Tuch wüschen, und das Mehl gut ausschütteln. Nötigenfalls ist dieses Verfahren sogleich noch einmal zu wiederholen. So gereinigte Tücher sehen aus wie neu.

Mannichfaltiges.

— **Wunderliche Heilige des weiblichen Geschlechts.** Wir haben neulich an dieser Stelle wunderliche Männer geschildert, die Damen sollen aber nicht glauben, daß ihr Geschlecht im Kreise der Heiligen gegen Absonderlichkeit gefeit war. Auch das schwache Geschlecht verstand es, Schweres zu ertragen, wie z. B. die Einsiedlerinnen Cyra, Benvenuta, Marana und andere, die schwere eiserne Ketten trugen. Einen wahren Heroismus bewies Ebba, eine schöne junge Aebtissin in Schottland (gest. 683), welche sich vor den andringenden Feinden (Dänen) nicht anders zu verteidigen wußte, als daß sie sich und ihren Klosterjungfrauen Nase und Lippen abschnitt. Wilgefortis (auch Kümmerniß genannt) aus königlichem Geschlecht, wünschte (was heutzutage selten vorkommen dürfte), daß ihr Bräutigam sie verschmähe. Da sie sehr schön war, so betete sie, entstellt zu werden, und sie erhielt einen stattlichen Bart. Auch Galla, eine Nonne, erhielt auf ihr Gebet einen reichen Bartwuchs, um den Nachstellungen der Männer zu entgehen. Beim Nachforschen in den Legendenbüchern wird es bald auffallen, daß so viele Frauen Männerkleider angezogen haben, um ihr Geschlecht zu verleugnen und als Männer in Mönchsklöstern zu leben. Es kommen hier oft die wunderlichsten Situationen vor. Daß männliche Heilige Frauenkleider angezogen hätten, davon ist kein einziger Fall bekannt. Pelagia (gest. um 457) war früher Schauspielerin und hatte ein sehr ärgerliches Leben geführt, bekehrte sich aber, als sie eine Predigt des Nonus gehört hatte, und lebte als Einsiedler in männlichen Kleidern bis zu ihrem Tode. Auch Eugenia lebte als Abt in Hohenburg (im 8. Jahrhundert), ohne daß ihr Geschlecht entdeckt wurde. Oft ist es vorgekommen, daß diese verkappten Damen der Verführung von Mädchen beschuldigt wurden. In solcher kritischen Lage, die sie freilich sehr leicht hätten zu ihren Gunsten umwandeln können, erscheinen sie aber wirklich groß und hören auf, wunderliche Heilige zu sein. Mit dem Anlegen von Männerkleidern scheinen sie männliche Festigkeit zugleich erworben zu haben, und sie lassen die Anklage und daraus folgende Strafe ruhig über sich ergehen, ohne sich zu entdecken, bis nach ihrem Tode ihre Unschuld an den Tag kommt. Man erzählt solche Begebenheiten im Leben der h. Eugenia, Theodora, Euphrosyne. Ja noch mehr! Marina, die als Marinus (im 8. Jahrhundert) im Mönchskloster lebte und der Verführung von einem vornehmen Frauenzimmer beschuldigt war, schweigt nicht allein über ihr Geschlecht, sondern nimmt auch noch das ihr zugeschobene Kind an und erzieht es als ihr eigenes. Nach ihrem Tode wird ihre Unschuld entdeckt. So sind die Frauen selbst in ihren Absonderlichkeiten bewunderungswürdig.

Auflösungen von Nr. 7.

Charade:

Weinstein — Steinwein.

Rösselsprung:

Mir ist, als müßt' ich auch von hier
Den Stab noch in die Weite sezen;
Als würden auch aus Tells Revier
Die Launen dieses Spiels mich hezen!

Ich bin bereit! noch braust das Meer
Um Norwegs freie Bauernstätten;
Noch rasselt es von Frankreich her,
Wie Klirren von zerbrochnen Ketten!

Richtige Lösungen haben eingesandt:

Der Charade.

Berlin: Frau Leonore K., Schriftsezer St—n.; Breslau: Assistent L.; Finsterwalde: Pauline A.; Görliz: G. Jahns; Hamburg: Frau L., O. Kr.; Harburg: C. S.; Zürich: Arnold Schmidt.

Des Rösselsprungs:

Elmshorn: A. H.; Gablenz b. Chemniz: H. D.; Hamburg: E. D., Malergehilfe Rössing; Königsberg: Lieutenant a. D. S.; Prausniz: K. D.; New-York: Friedrich Klein.

Gemeinnüziges.

— **Behandlung der Rasenpläze.** Das Walzen und Mähen der Rasenpläze vor der Entwicklung stärkerer Grashalme ist das Hauptmittel zur Erhaltung derselben. Durch zeitige Anwendung dieses Verfahrens ermöglicht sich die Vermeidung des Mähens mittelst der Sense, durch welche keine so schöne Fläche hergestellt werden kann, als durch eine gute Maschine. Wenn, wie wir es verschiedentlich bemerkten, die Rasenpläze gelbliche oder unansehnliche Stellen zeigen, so zeigt sich darin Mangel an Vegetationskraft, welche ersezt werden muß. Holzasche, Ruß, Guano unmittelbar vor einem Regen über die Grasfläche bestreut, werden die Farbe bald anders erscheinen lassen und die Triebkraft der Gräser so stärken, daß Gänseblümchen, Löwenzahn, Hahnfuß und andere störende Unkräuter dadurch überwunden werden. Zur Stärkung schwacher Rasenpläze hat sich außer obigen Düngemitteln der **Blutdünger** bewährt. Wir würden sämmtliche Düngemittel dieser Art in flüssigem Zustande zu verwenden raten, um deren genaueste Verteilung zu sichern. Gegen Würmer auf Rasenpläzen wird Kalkwasser empfohlen. Nachdem der gebrannte Kalk unter hinreichender Zugabe von Wässer gelöscht ist, wartet man die Klärung desselben ab und begießt die Rasenpläze mit solchem Wasser bei regnigem Wetter, oder sorgt für die nötige Bewässerung desselben mit der Gießkanne. Die Würmer kommen dann rasch an die Oberfläche und werden aufgesammelt oder mittels der Rasenwalze zerquetscht. Nach wenigen Wiederholungen dieses Verfahrens wird der günstige Erfolg desselben zu Tage treten. Neue, erst vor kurzem besäete Rasenpläze müssen gegen die Sperlinge und Buchfinken geschüzt werden, welche den Grassamen lieben. Der Boden dieser jungen Graspläze muß wenigstens einmal in der Woche gewalzt und hinreichend feucht erhalten werden.

— **Heilkraft der Baumwolle.** Die Baumwolle besizt eine bedeutende Heilkraft. Um rheumatische Augenentzündungen zu heilen, lege man vor dem Schlafengehen eine Baumwollentafel, sog. Watte, um den Kopf bis tief an die Augen, jedoch darf der Verband die Augen selbst nicht drücken. Bei Halsschmerzen wirkt Watte, um den bloßen Hals gelegt, in einer Nacht. Husten und Katarrh weichen oder werden beträchtlich gelindert, wenn man in der Nacht sowohl den Hals mit Watte umgibt, als auch einen großen Fleck auf die Brust bindet. Hierbei ist es vorteilhaft, vor dem Schlafengehen noch eine Flasche Hollundertee zu trinken. Durchfall, durch Erkältung veranlaßt, wird sogleich gehoben, wenn man den Unterleib in ausgedehntem Maße mit Watte verwahrt und sich ruhig zu Hause aufhält. Kopfschmerzen hören auf, wenn der Kopf mit Watte verbunden wird. Bei Verbrennungen hilft ebenfalls das Einpacken der verbrannten Stelle mit Baumwolle, nachdem man vorher dieselbe mit feinem Oel oder Glycerin bestrichen hat.

Die von John Tyndall (berühmter Professor der Physik in London) angestellten Versuche, um die Luft von ihren Staubteilen zu reinigen, haben ergeben, daß das Durchtreiben derselben durch Wasser, Säuren, ja sogar erhizte Röhren nicht zur vollkommenen Reinigung genügte, daß aber eine Lage Baumwolle hinreichte, auch die kleinsten Teilchen zurückzuhalten. Damit beweist die forschende Wissenschaft wieder die Richtigkeit der von Dr. Bolle zu Aachen und unabhängig von diesem von Dr. Volk in Lindau schon vor langen Jahren verkündeten Tatsache, daß Wunden, sorgfältig mit dicken Lagen von Baumwolle bedeckt, rascher und besser heilen müssen, als bei jeder andern Behandlung; denn die Baumwolle läßt auch die winzigen Keimsporen der schädlichen Pilze nicht durch, verhindert so die Bildung bösartigen Eiters, den Brand, die Wundrose und die Blutvergiftung. Tyndall machte selbst folgenden Versuch: er hielt nach gründlicher Ausatmung der Luft vor Mund und Nase eine Hand voll Baumwolle, atmete durch diese ein und atmete die Luft durch eine Glasröhre wieder aus, wobei sich ergab, daß keinerlei schwebende Substanz darin zu finden war, während beim Atmen ohne den Baumwoll-Respirator die ausgeatmete Luft stets noch eine Menge Staubteilchen verschiedener Art zeigte. Das Resultat dieses Versuchs bestimmte den Professor Dr. Lister, in seinem Spitale Baumwollenverbände bei Wunden versuchsweise anzuwenden, und die Erfolge waren glänzend. — Wird die Wunde mit Watte verbunden, so ist es wesentlich, daß kein Eiter aus der Wunde an die äußere Luft tritt und daß man dem Eiter mit immer dickeren Lagen von Baumwolle begegnet.

(H. Monatsbl.)

— **Ueber den Nuzen der Singvögel.** In meinem Garten nisteten in ca. 300 Staarhäuschen vor kaum 20 Jahren noch 200 Paar Staare (heute höchstens 40—50), welche zum niedrigsten Saz von 4 Stück ungefähr 800 Staare groß gezogen haben. Staare haben ein bitteres Fleisch und werden von Raubvögeln selten geschlagen, leider aber, namentlich am Ober-Rhein, zu tausenden gefangen. Außer den genannten Vögeln nisten noch sehr viele andere, als Mandelkrähen, Grünspechte, Wendehälse, Turmschwalben, Fliegenfänger und Meisen in diesen Staarhäuschen, und sie alle finden in meiner nächsten Nachbarschaft, im ungefähren Umkreise von $1/2$ Stunde, ihr Futter, im Frühjahr ausschließlich Insekten und Würmer. Ein Staar wiegt ca. 5 Lot. Nach Bechstein verzehren Meisen und ähnliche Vögel das Doppelte ihres Gewichts. Krammetsvögel, die auf Vogelherden zu Lockvögeln gehalten wurden, gebrauchten täglich mindestens 10 Lot weiches Futter. Ebenso nehmen Ortolanen Tag und Nacht Nahrung zu sich und werden bei Lampenlicht gemästet; auch Seidenschwänze fressen in der Gefangenschaft den ganzen Tag und mindestens das Dreifache ihres Gewichtes. Darum erscheint mir die Annahme Bechstein's, 10 Lot Futtergewicht für einen Staar, nicht zu hoch gegriffen. Es lebten, wie erwähnt, in meiner Nähe 400 alte Staare, in der Regel von Anfang März bis Mitte Oktober, also $7 1/2$ Monat oder 225 Tage, außer ihnen aber noch 800 junge Staare durch 6 Monate oder 180 Tage. Wenn nun angenommen wird, daß ein Staar täglich 10 Lot Insekten verzehrt, so ist deren Vertilgung pro anno folgende:

400	Staare fressen	in	225	Tagen	à 19 Lot	900,000 Lot
800	„	„	„ 180	„	à 10 „	1,440,000 „
					Summa:	2,340,000 Lot

oder ca. 780 Ctr. Insekten. Ob nun die Annahme von Bechstein für im Freien lebende Vögel auch ihre Richtigkeit haben mag, ist schwer zu entscheiden. Wenn aber ein Staar nur 5 Lot Futter pro Tag braucht, so gibt das immer noch das ansehnliche Gewicht von 390 Ctr. Insekten. Diese Zahl wird dem Laien unglaublich erscheinen: wer aber beobachtet hat, daß im Frühjahr über unseren Flüssen und Lachen, namentlich gegen Abend, milliarden von Eintagsfliegen sich begatten, so daß die Sonne verdunkelt wird und daß am nächsten Morgen diese Tiere in großen, grauen Rändern an den Ufern liegen, der wird sich einen Begriff machen, was die Natur zu schaffen vermag; ich erinnere nur an die Kiefernraupe. Nun muß ich erwähnen, daß alle Vögel vorzugsweise nur in der Entwicklungszeit Insekten fressen. Eben ausgebrochene Maikäfer sind eine Lieblingsspeise für alte und junge Staare, während ein alter Maikäfer unberührt bleibt. Die Staare nisteten früher nur im Walde in hohlen Bäumen, und ich habe noch einen alten Hammerschmied gekannt, der, aus dem Erzgebirge kommend, hier als Frischmeister nach dem Bau des ersten Hochofens, 1768, das erste Staarhäuschen aufgehängt hat. Wenn die großen Forstbesizer nur einen Teil ihrer kernfaulen und hohlen Bäume zu Staarhäuschen verwenden lassen wollten — eine einzige Klafter dürfte mindestens 150 Häuschen hergeben, so würden sich ihre Forsten bald wieder mit Staaren, Meisen, Spechten, Mandelkrähen 2c. bevölkern und milliarden von Insekten vertilgt werden. Meisen und Spechte fressen die Larven von Rüsselkäfern, Mandelkrähen die der Kiefernraupe. Amseln, Sing- und Weindrosseln, zerpflücken auf ihrer Rückreise große Flächen Sammtmooses, um die Puppen der grünen Kiefernraupe aufzusuchen. Wie merkwürdig! Vor etwas über 100 Jahren mußten die Bauern jährlich große Quantitäten Vögelköpfe abliefern, weil Finken, Bergfinken, Sperlinge 2c. sehr großen Schaden anrichteten, und heute ist die Schonung aller dieser Vögel dringend geboten, da auch Finken, Goldammern im Frühjahr ausschließlich Insekten fressen.

— **Prähistorisches Holz für Möbel.** Das Eichenholz aus vielen Torfmooren und Pfahlbauten ist so schwarz wie Ebenholz und liefert schöne Imitationen dieses kostbaren Holzes. Man sollte daher solches Holz, welches oft leicht und billig zu erhalten ist, namentlich größere Stücke davon, zum Zweck der Bearbeitung sorgfältig sammeln. Auf der gegenwärtigen Ausstellung zu Köln befindet sich eine ganze Zimmereinrichtung aus Eichenholz der alten römischen Rheinbrücke.

— **Einfaches und billiges Telephon.** Der „Amerikan Farmer" gibt folgende Anleitung zur Herstellung eines Telephons: Um ein gutes nuzbares Telephon herzustellen, welches zum Fernsprechen von Farm zu Farm dienen kann, braucht man nichts, als eine genügende Menge Drat und zwei gleiche Zigarrenkistchen. In der Mitte des Bodens der Kistchen wird ein Loch von ungefähr einem halben Zoll im Durchmesser gebohrt und ein Kistchen in jedes der betreffenden Häuser, die man verbinden will, gebracht. Dann nimmt man fünf Pfund gewöhnlichen Eisendrat, zieht ein Ende durch das Loch im Kistchen und befestigt es daselbst mit einem Nagel und spannt sodann den Drat bis zu dem andern Kistchen im andern Hause, nötigenfalls ihn mit einem starken Strick unterstüzend. Man kann die Linie zur besseren Isolirung durch das Fenster leiten, indem man ein Loch durch das Fenster bohrt. Die Kistchen werden durch quer unter das Fenster genagelte Riegel gestüzt und das Telephon ist fertig. Der Berichterstatter gibt an, ein solches Telephon zu besizen, welches 200 Yards lang ist, nicht mehr als 45 Cents kostet und die Töne einer Orgel überbringt, welche auf 30 Fuß Entfernung von dem Kistchen im Nachbarhause gespielt wird.

— **Lassalle-Biographie.** Der Schriftsteller Wilhelm Blos, Mitglied des Reichstags, ist mit den Vorarbeiten zu einer umfassenden Biographie Ferdinand Lassalles beschäftigt. Herr Blos ersucht diejenigen, welche im Besiz von noch ungedruckten Briefen Lassalles oder sonstigen für die Biographie verwendbaren noch neuen Materialien sind und ihm dieselben für seine Arbeit zur Verfügung zu stellen so freundlich sein wollen, das Betreffende an seine Adresse (Cannstatt bei Stuttgart) gelangen zu lassen. Nach erfolgter Benüzung wird das Anvertraute pünktlich zurückgestellt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser,
Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Beachtenswert!

Durch die Expedition der „Neuen Welt“ ist zu beziehen:

	M.
Die Neue Welt, Jahrg. 1879, 1881 u. 1882 broch. à M. 3.—, geb.	5.—
— Jahrg. 1883, broch. M. 4.50, geb.	5.50
Der Neue-Welt-Kalender f. 1884	—.50
Otto-Walster, A., Braunschweiger Tage. Histor. Roman 8°, 620 S.	2.—
— Eine mittelalterliche Internationale. Hist. Novelle. 8° 128 S.	—.60
— Kranke Herzen. Zwei Novellen 8°, 232 Seiten	—.75
Shelley, Dichtungen, geb.	1.80
Deutscher Jugendschatz, geb.	—.75
Edelsteine deutscher Dichtung. Gewöhnl. Ausg., geb.	—.75
Schiller, Gedichte, geb.	—.75
Heine, Buch der Lieder, geb.	4.—
Hauff, Lichtenstein, geb.	2.—
— Gedichte und Märchen, geb.	2.40
Herwegh, Gedichte eines Lebendigen, geb.	4.60
Freiligrath, Gesammelte Dichtungen 3 Bde. geb.	13.—
Reinhardt, Gustav, Gedichte. 8°, 154 Seiten	—.80
Wedde, Johannes, Grüsse des Werdenden, geb. 6.—, broch.	5.—

Goethes sämmtl. Werke, 10 Bde. geb.	18.—
Schillers Werke, 3 Bde., geb.	4.50
— — 4 Bde., roth, geb.	6.—
Lessings Werke, 6 Bde. in 3 B. geb.	5.60
Wieland, ausgew. Werke, 3 Bde. gb.	7.—
Börne, Gesammelte Schriften, 3 Bde.	6.—
Hauff, sämmtl. Werke, 2 Bde., geb.	3.50
Shakespeares Werke, 3 Bde. geb.	6.—

Die Neue Zeit. Revue d. geist. u. öffentl. Lebens, in wöchentl. Heften à	—.50
— — 1. Jahrg. compl., geb.	9.—
Marx, K., Das Kapital	9.—
Bucher, Lothar, Der Parlamentarismus, geb.	5.—
Mignet, Geschichte der franz. Revolution von 1789—1814, geb.	2.—
Corvin, Geschichte der Neuzeit 1848—1871, compl. in 3 Bd., geb	15.—
Schäffle, A., Quintessenz des Sozialismus	1.20
Spier, Recht und Unrecht	1.50
Inering, Der Kampf ums Recht	1.—
Flesch, Dr. Karl, Haftpflicht, Unfallversicherung, Normalarbeitstag	1.50
Staatswirthschaftl. Abhandlgn. II. Serie, compl., früher 10.—, jetzt	3.—
Separat-Abzüge aus denselben:	
Kautsky, Irland. Kulturhist. Skizze	—.50
— Internat. Arbeits-Gesetzgebung	—.50
— Ueberseeische Lebensmittel-Konkurrenz	—.50
Vollmar, Der gegenwärtige Stand der Waldschutzfrage	—.25
Robert Blums Reden, geb.	1.25
Becker, B., Briefe deutscher Bettelpatrioten, gr. 8°, 500 Seiten	2.50
— Die Reaction in Deutschland, 8°, 508 Seiten	1.50
— Geschichte der Arbeiter-Agitation von Ferdinand Lassalle. 8°, 312 Seiten	1.50
Brunnemann, Karl, Skizzen und Studien der franz. Revolutionsgeschichte, gr. 8°, 112 Seiten	—.75
König, Emil, Schwarze Kabinette, gr. 8°, 104 Seiten	—.60
Lassalle, Ferdinand, Philosophie Fichtes	—.15
— Lessing	—.15
— Fichtes politisches Vermächtn.	—.15
— Julian Schmidt	—.75
Prowe, Dr. A., John Osawatomie Brown, der Negerheiland. gr. 8°, 148 Seiten	—.75
Rasch, Gustav, Die Preussen in Elsass-Lothringen. 8°, 331 Seiten	2.—
Reinhardt, Gustav, Gedichte. 8°, 154 Seiten	—.80
Zimmermann, Pfaffenpeitsche I. 8° 258 Seiten	1.25
Stern, J., Die Religion der Zukunft	1.50
Köhler, Oswald, Der Egoismus und die Civilisation	1.20
Der erste Hochverrathsprozess vor dem Deutschen Reichsgericht	1.20
Büchner, Kraft und Stoff	7.—
Specht, Populäre Entwicklungsgeschichte des Weltalls	3.50
Lommel, Johann Huss	—.25
— Jesus v. Nazareth (wieder vorrätig)	—.30
Marx, K., Lohnarbeit und Kapital	—.15
Büchner, Der Gottesbegriff	1.—
Dulk, Die Entstehung des Geistes	—.20
Henrich, Tod und Feuerbestattung	—.20
Bebel, Die Mohammedanisch-arab. Kulturperiode	2.—
Verhandlungen d. sächs. Landtags vom 11. Januar 1884	—.20
Zimmermann, D. deutsche Bauernkrieg. (Antiquar. Expl.)	7.50

Im Verlage von **J. H. W. Dietz** in Stuttgart erscheint demnächst und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Erlösung der darbenden Menschheit

Von A. Theod. Stamm.

Dritte durchgesehene und ergänzte Auflage.

Preis 3 Mark.

Dieses bereits in dritter Auflage erscheinende Werk bietet dem Leser „segensreiche Belehrungen über die schon überwundenen Eigentums-Anmaßungen und über die noch bestehende Codificirung der Urgrundlage aller Arbeit als Privateigentum und verkäufliche Waare, sowie über die friedliche, sittlich-wirtschaftliche Reform zur fortschreitenden Erlösung vom körperlich-geistigen Elend.“

Der Irrgang des Lebens Jesu

In geschichtlicher Auffassung dargestellt

von

Albert Dulk.

Zwei Bände. I. Die historischen Wurzeln und die galiläische Blüte. II. Der Messiasgang und die Erhebung ans Kreuz.

Subskriptionspreis pr. Band Mk. 3.50; Ladenpreis Mk. 4.—.

In gleichem Verlage sind folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Mohammedanisch-arab. Kulturperiode

Von August Bebel.

8. Geh. 144 S. Preis Mk. 2.—.

Inhalt: I. Vorgeschichte und Entstehung des Mohammedanismus als Hebel arabischer Macht. — II. Weitere Entwicklung mohammedanischer Macht unter Mohammed und den nachfolgenden Kalifen. Die religiös-militärische und steuer-politische Organisation des Reichs. — III. Staatsverwaltung und Gesezgebung. — IV. Soziale Entwickelung. — V. Die Rechtsentwickelung und die Rechtsinstitutionen — VI. Wissenschaftliche Entwickelung und Dichtkunst. VII. Die Entwickelung arabischer Kultur in Spanien.

Die Religion der Zukunft

Von J. Stern.

8. Geh. 116 S. Preis Mk. 1.50.

Inhalt: I. Die Weltanschauung des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit. — II. Heils- und Sittenlehre auf monistischer Grundlage. — III. Der Monismus als Volksreligion.

Der Egoismus und die Civilisation

Eine sozial-philosophische Erörterung

von

Oswald Köhler.

8. Geh. 66 S. Preis Mk. 1.20.

Staatswirtschaftliche Abhandlungen

Herausgegeben von

Dr. R. F. Seyfferth.

II. Serie. Geh. 531 S. Preis Mk. 3.—.

Grüße des Werdenden

Von

Johannes Wedde.

Ladenpreis broschirt 5 Mk., gebunden 6 Mk.

Aus der Vorrede.

„Grüße des Werdenden“ nennen sich diese Gedichte aus folgendem Grunde: Das Werdende, die Art der kommenden Generationen, ihr Leben zu betrachten, zu empfinden und zu ordnen, kündet sich in der Gegenwart bereits an, und zwar nicht nur in Gedanken, die programmatisch den Sieg des Künftigen anbahnen, sondern mehr noch darin, daß eine Gefühls- und Lebensführungsweise, die dem Kommenden entspricht, sich hier und da bereits praktisch Geltung verschafft. Von solchen Vorspielen dessen, was auch für's Große und Allgemeine demnächst Geltung heischen wird — Vorspielen, zunächst nur in engem Kreise eines bürgerlichen Lebens, Kämpfens, Sorgens, Dichtens und Trachtens — geben diese Gedichte Zeugnis, und deshalb beanspruchen sie das Interesse derer, die gerne wache Sinne haben, als „Grüße des Werdenden“.

Das ist natürlich nicht so aufzufassen, als ob der Autor es sich herausnähme, einen fertigen, einen voll gewordenen Typus des Werdenden darzustellen. Das wäre eine überhohe Aufgabe fürs Lied sowohl wie fürs Leben. Das Kommende ist ein Werdendes ebensogut im Innern des Einzellebens, welches sich hier mit Ausmärzung der blos individuellen Züge abzubilden sucht, wie im Gesammtleben der Nation. Wohl vertritt der Autor mit Entschiedenheit gewisse Standpunkte, Gefühls- und Handlungsweisen als ein für die Gesammtheit Werdendes, für ihn Gewordenes, das zwar auch noch der Vervollkommnung, und namentlich der immer stärkeren und reineren Geltendmachung, zunächst bei der eigenen Person, bedarf; die größere Zahl der Gedichte — vier Fünftel der dritten Abteilung — ist aber nicht dem Ausdruck dieses Gewordenen gewidmet, sondern dem Ausdruck des Kämpfens und Ringens, durch welches es dem Autor ein solches ward. Die Dämonen der alten Nacht, welche vor dem Werdenden weichen sollen, Unnatur und Unfreiheit, spielen hier eine Hauptrolle. Aehnliche Kämpfe erleben Unzählige, wenn auch meist mit geringerer Sensibilität, und deshalb ohne die Nötigung zur Herzbefreiung durch Liedschöpfung. Ihnen allen hofft der Autor einen freundlichen Gruß bieten zu dürfen durch ein befreiendes Wort für ihr eigenes Empfinden.

Durch die Expedition der „Neuen Welt“ ist zu beziehen:

Tod und Feuerbestattung
Vortrag
gehalten in der Freidenkergemeinde Stuttgart
von **Hedwig Henrich.**
Preis 20 Pf.

Die Entstehung des Geistes
Vortrag
gehalten ebendaselbst von **A. Dulk.**
Preis 20 Pf.

Fastnachts-Nummer.

Der Wahre Jakob

Nr. 2

erscheint am

17. Febr.

Preis 10 Pf.

Fastnachts-Nummer.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Nr. 13. 1884. Preis pro Heft 25 Pfennig. IX. Jahrgang.

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz.

H. N. 1878

Aerztlicher Ratgeber.

Eimsbüttel. R. L. Sie brauchen Sich dadurch, daß Ihr sonst gut entwickeltes, zweijähriges Söhnchen noch nicht mehr als ja, nein und Papa sprechen kann, nicht weiter beunruhigen zu lassen, zumal Sie überzeugt sind, daß sein Gehör normal ausgebildet ist. Daß er bei einem scharfen Knalle zu weinen anfängt und sich an den Kopf faßt, ist ganz natürlich.

Hamburg. Frau K. Wegen des Knopfes, den Ihr kleines Töchterchen verschluckt hat, brauchen Sie Sich nicht weiter sonderlich zu ängstigen, obwohl er abzugehen zögert. Meist geschieht das später doch noch ohne üble Folgen, die allerdings, besonders in der Form einer Darmentzündung, möglich sind. Abführmittel wenden Sie nicht an, dagegen reichen Sie dem ja bereits vierjährigen Kinde vorzugsweise festere Speisen, welche geeignet sind, den Knopf einzuhüllen und im Darm mit fortzunehmen. Eine Hauptschwierigkeit liegt in dem Uebergang des Dünndarms in den Dickdarm, die Passage durch den Mastdarm kann einige Schmerzen verursachen, ist aber sonst nicht eben gefahrbringend. Beginnt jedoch das Kind Beschwerden zu empfinden oder treten die Erscheinungen des Darmkatarrhs ein, so müssen Sie sogleich einen Arzt zurate ziehen.

Neu-Schleußig. H. Schl. Da Zahnweh sehr verschiedene Ursachen haben kann, so ist es nicht möglich, auf dem Wege der Korrespondenz zu bestimmen, welches Mittel sichere Hilfe bringen möchte. Indessen wollen wir Ihnen hier doch eines angeben, welches in vielen Fällen von neuralgischen Schmerzen, wie von Rheumatismus und Zahnweh vortreffliche Dienste leistet. Dasselbe besteht in Einreibung einer Mischung von gleichen Teilen Chloralhydrat (in Auflösung) und Kampherspiritus. — Einen guten Zahnkitt können Sie Sich in der Tat selbst bereiten: Sie schmelzen etwas Schwefelmilch in einer Porzellanschale auf dem Ofen, nehmen die Schale, sobald der Schwefel vollständig flüssig ist, vom Feuer und gießen sofort kaltes Wasser darauf. Den so zu einer weichen, elastischen Masse gewordenen Schwefel formt man zu Kügelchen, die man in die hohlen Zähne steckt, wo sie zur Festigkeit des Steins erhärten.

Berlin. Frau Hed. Dem vielangepriesenen Migränepulver geht es wie andern vielbelobten Mitteln auch, — es hilft zuweilen, jedoch keineswegs, wie vielfach in die Welt hinaus behauptet wird, immer. Es ist zusammengesetzt, wie folgt: Chinini sulfurici 1,6 Gr., Rad. Rhei 0,15, Sacchani albi 25,0. Der Preis, welcher gewöhnlich dafür verlangt wird, ist viel zu hoch.

Maffersdorf. E. F. Der Kumys ist in der Tat ein ganz treffliches Mittel gegen Hals- und Lungenleiden. Mäßig genossen kann er auch als tägliches Getränk zum Ersaz für Branntwein benüzt werden, solange er eben behagt. Die ungemein billige Bereitungsweise, welche in der „N. W.“ Jahrgang 1881, S. 51 angegeben wurde, ist durchaus zuverlässig und zu empfehlen. Die Redaktion wird sie zu Nuz und Frommen derer, welche den Jahrgang 1881 nicht besizen, noch einmal abdrucken lassen. Der Preis der Kumys im Handel ist auch heute noch ein übertriebener.

Redaktions-Korrespondenz.

Inowraclaw. N. L. Ihre kleine Arbeit über das Spießrutenlaufen wird gelegentlich mit untergebracht werden.

Hamburg. Karl K. Sie singen:

Du liegst, Geliebte, im besten Schrein
Tief unten, tief unten im Herzen mein.
O lebtest Du noch und lägst mir am Mund,
So weint ich und küßte und kost Dich gesund.
Die Liebste konnt' im Wasser zugrunde geh'n
Die Lieb' mußt — nur blasser — mir auferstehn.

Sonderbare Poesie! Und was Sie selbst für ein sonderbarer Herr sind: Das Herz haben Sie „tief unten“! Sie wünschen, daß Ihnen die Geliebte am Munde läge! Ihr halten Sich für fähig, jemanden „gesund zu weinen“! Und zu guter lezt diese kunstvolle Reim- und Gedankenverschlingung in den Schlußversen: Die im Wasser zugrundegegangene „Liebste“! — (Im Wein wäre besser!) Die — blasser — auferstehende Liebe! Schön aber dunkel! Und warum, zum Teufel, muß denn eigentlich Ihre Liebe auferstehn? Sie wird doch nicht im Wasser mit untergegangen sein? Sie sehen, Ihre Gedichte machen uns zuviel Kopfzerbrechen; hoffentlich wird unser Papierkorb besser damit fertig werden.

Berlin. E. Sch. Her mit den Geschwistern. N. J. K. Getroffen.

San Leandro (Californien). Charles K. Dank für die kleine Reisebeschreibung. In einer der nächsten Nummern wird sie abgedruckt. Mitteilungen über kalifornische Verhältnisse sehr angenehm. Frdl. Gruß über Land und Meer!

Rathenow. Optikus K. 1. Daß er für den diesjährigen „Neuen Weltkalender“ zu harte Rätselnüsse geliefert hat, ist dem Semper Notnagel bereits wiederholt mitgeteilt worden, und er hat versprochen, das nächstemal weniger grausam zu sein. Er meint aber, es wäre recht schwer, wenn nicht unmöglich, in solchen Dingen es aller Welt recht zu machen. Als Sie der 167. Preisrätselöser des Omnibuskalenders waren, machte man sich auf allen Seiten über unsern Rätseldrechsler lustig, daß er keine widerstandsfähigere Waare zu liefern vermöchte. Dafür mag sich der boshafte Kerl nun wohl haben rächen wollen. 2. Der Preis des Marx'schen „Kapitals“ ist in der betreffenden Annonce richtig angegeben. Der zweite Band soll demnächst erscheinen; ob er aber erscheinen wird, das zu sagen, verhindert uns das geheimnisvolle Dunkel, welches diesen zweiten, angeblich längst vollendeten Band seit Jahren umschwebt und von Friedrich Engels, dem Verwalter des Marx'schen literarischen Nachlasses, auch heute noch sorgfältig aufrecht erhalten wird.

Tiflis. Baron S. Brief erhalten; freut uns, daß Sie einverstanden sind. Die Wahl überlassen Sie also uns?!

Alzei. J. O. Es ist uns sehr angenehm, daß die „N. W.“ in Ihrer Gegend Beifall findet. Wir versprechen uns jedoch von Inseraten im „Alzeier Beobachter“, im „Rhein- und Nahe-boten“ u. s. w. keineswegs so großen Erfolg wie Sie. Bedenken Sie, daß wir nicht minder Ursache hätten, in ein paar tausend andern Blättern und Blättchen zu inseriren. Wir rechnen auf die, so unsre Leser und Freunde sind, sie können zur Verbreitung der „N. W.“ mehr beitragen, als alle Inserate. — Ihr Gedicht: „Die Hoffnung“, beweist Talent, läßt aber sonst manches zu wünschen übrig.

Mailand. Professor T. Freundlichen Dank. Sind auf die Fortsezung gespannt.

Danzig. Frl. L. R. Ihr Roman „Die Krähenschwestern“, leidet an einer ganzen Unzahl von Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten, worunter die als wesentlichste Ursache der Verwicklungen des Romans dienende „haßvolle“ Tripelliebe des Helden zu den Krähenschwestern nicht die kleinste ist. Es wäre schade, wenn Ihr schönes Talent sich in derlei Sonderbarkeiten verlöre.

Curytiba (Brasilien). A. Sch. Dank für die Auskunft. Unsern Brief werden Sie inzwischen erhalten haben. Sorgen Sie nur für recht guten Paraguaytee; vielleicht lohnt es sich, für irgend einen uns nahestehenden Geschäftsmann einen Versuch im großen mit der Einführung zu machen.

Nowawes. N. K. Der Faden der physiologischen Abhandlungen wird in einer der nächsten Nummern wieder aufgenommen werden.

Weißensee bei Berlin. H. Sie dürfen nicht vergessen, daß 1. Aufsäze über wissenschaftliche Temata eingehendster Prüfung bedürfen, daß 2. dergleichen Woche für Woche in Menge aus allen Wissensgebieten bei uns eingeht, und daß endlich 3. der Redaktion der „N. W.“ für diese schwierige und zeitraubende Arbeit so gut wie gar keine Aushilfskräfte zur Verfügung stehen.

Florenz. Prof. Alberto Pagliano. Sie befinden Sich — verzeihen Sie das harte Wort! — in einem kleinen Irrtum, wenn Sie glauben, daß ein „Herr M. Volksstaat“ Redakteur der „N. W.“ sei oder gewesen sei. Im übrigen versichern wir Sie, daß wir Ihren „einzig echten Pagliano-Syrup“ nicht empfehlen werden, da wir zwar nicht seine Echtheit, wohl aber seine besonderen bluterneuernden Eigenschaften stark bezweifeln.

Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

Aue (in Sachsen). F. M. Als eines der besten Lehrmittel zum Selbstunterricht in der englischen Sprache sind die Toussaint-Langenscheidtschen Unterrichtsbriefe zu empfehlen (Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung). Es ist jedoch zu bemerken, daß gerade die englische Sprache, wegen der Schwierigkeiten der englischen Aussprache, dem Lernen ohne Lehrer die ärgsten Hindernisse in den Weg stellt.

Polytechnischer Briefkasten.

Chemnitz. B. W. Die Fabrikation von Kunsteis geschieht am einfachsten mit Hilfe von Kältemischungen, von denen wir erst in Nr. 9 der „N. W.“ eine größere Anzahl angegeben haben. Dabei wird ein zur Eiserzeugung bestimmtes Gefäß in einen mit der Kältemischung gefüllten Behälter gebracht. Will man große Quantitäten Eis fabriziren, so kann man jedoch Kältemischungen des verhältnismäßig hohen Preises wegen nicht wohl anwenden. Am häufigsten bedient man sich der Ammoniakeismaschinen, von denen die als die beste gerühmte sog. Carré'sche in Deutschland von Vaas und Littmann in Halle a. S. und Oskar Kropf u. Comp. in Nordhausen angefertigt wird. Ueber die Preise der einfachen Ammonikmaschinen, welche für Haushaltungen, Laboratorien u. s. w. bestimmt sind und 1 bis 3 Kilo Eis in etwa $1^1/_2$ Stunden erzeugen, werden Sie von der genannten Firma direkt leicht Auskunft erhalten können. Die größten Maschinen, die 500 Kilogramm pro Stunde bei einem Produktionspreis von 40 Pfg. für 100 Kilogramm fabriziren, sind natürlich sehr teuer; sie kosten über 30,000 Mk.

Potsdam. X. Y. Z. 1. Menschenhaare können Sie echt und schön schwarz färben, indem Sie in sehr verdünntem Alkohol aufgelöste Pyrogallussäure auftragen. Dunkelbraun lassen sich Haare färben durch eine kräftige Abkochung von grünen Wallnußschalen. 2. Bei Franz Franke in Berlin, Mauerstraße 33, erhalten Sie kleine Druckpressen zur Herstellung von Geschäftskarten 2c. zum ungefähren Preise von 60—80 Mk. Jedenfalls erteilt man Ihnen dort auch vor dem Gebrauche beliebige Auskunft.

Ratgeber für Haus- und Landwirtschaft.

Frauenhof. Käser H. Wir wollen Ihnen im Folgenden noch ein Rezept zur Bereitung eines Handkäses geben, das als vortrefflich bewährt empfohlen wird. Von abgerahmter Sauermilch (Dickmilch) wird bei mäßiger Wärme die Molke vom Quark vollständig geschieden, darauf lezterer zum Ausrinnen des Käsewassers in ein Tuch getan und aufgehangen und das Tuch nach einiger Zeit zuerst gelinde und dann kräftig ausgedrückt. Die nun trockene Käsemasse wird auf einem Reibeisen gerieben; das Geriebene läßt man locker in der Schüssel liegen und deckt es zu. Darauf stellt man es auf einen mäßig geheizten Ofen, wo es in 3–4 Tagen in Gährung gerät. Nun wird die Masse mit dem nötigen Salz, mit je einem Eßlöffel voll Butter auf 1 bis 2 Pfund des Käses und mit soviel süßer Milch oder, am besten, Rahm vermengt, daß die Käsemasse noch leidlich fest bleibt. Alsdann arbeitet man das Ganze mit einem Holzlöffel tüchtig durch und sezt es in einem irdenen Topfe aufs Feuer, um es eben nur bis zum Aufwallen zu bringen. Darnach läßt man die Masse erkalten und füllt zunächst eine Kaffeetasse damit an, stülpt dieselbe auf ein Auffüllbrett, und fährt damit fort, bis der ganze Käse auf diese Weise geformt ist. Man kann nach Geschmack Kümmel zusezen. — Uebrigens verweisen wir Sie auch auf das in Nr. 12 gegebene Rahmkäserezept.

Auflösungen von Nr. 8.

Silbenrätsel.

1. Der spanische Fluß: Ebro,
2. Der amerikanische Fluß: Sakramento,
3. Der österreichische Fluß: Narenta,
4. Die französische Stadt: Saint Brieuc,
5. Die afrikanische Stadt: Ibo,
6. Die Bergspitze in Europa: Grimsel,
7. Das Gebirge in Asien: Libanon.

Geordnet: L i b a n o n
E b r o
Sakramento
Saint Brieuc
J b o
N a r e n t a
G r i m s e l

L e s s i n g — L a o c o o n.

Richtig gelöst: Arnswalde: Bäcker G.; Berlin: E. Bethmann, G. Krebs; Breslau: A. Krause; Forst: B. Pöhle; Görlitz: G. Jahns; Hamburg: Frl. Anna T., G. O—r.; Harburg: C. S.; Marburg: Stud. V.; Stuttgart: H. Moser; Wolfenbüttel: A. N.

Rebus.

Was vergangen kehrt nicht wieder, aber ging es leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück.

Richtig gelöst: Berlin: E. Bethmann; Brünn: Heinz; Görlitz: G. Jahns; Hamburg: Frau T., Malergehilfe H. Rössing; Wolfenbüttel: A—n.

Die Aufgabe für scharfsinnige Rechner hat bisher erst einen Löser gefunden, während uns mehrere Freunde der „N. W." mitteilten, daß sie dem Geheimnis auf der Spur seien, ohne jedoch schon die ganze Lösung gefunden zu haben. Um ihnen und allen denen, welchen es ähnlich gehen mag, entgegenzukommen, prolongiren wir hiermit die Lösungsfrist um vier Wochen. D. Red.

Gemeinnütziges.

— **Heilkraft der Natur.** Der menschliche Körper hat ein unglaubliches Bestreben, gesund zu sein. Mag die Sinnlichkeit ihn angreifen, mögen die Leidenschaften ihn zerrütten, mag die Natur das Unglaubliche von ihm fordern, er leistet es, er sucht jedem Uebel zu begegnen, jede Einwirkung zu seinem Besten zu lenken und bis zum letzten Hauche strebt er nach dem Sieg. Die anscheinende Leichtigkeit, mit der er dies verrichtet, veranlaßt die Menschen nur zu oft, ihre Kraft zu mißbrauchen, auf ein Wesen loszustürmen, das, lange geduldig, sein Möglichstes tut, um ihre Torheiten wieder gut zu machen, das oft, bis es erliegt, kein Warnungszeichen gibt, stark genug übertäubte Gemüther von falschen Bahnen abzulenken. Die Wichtigkeit dieses Gegenstandes fordert einige Beispiele:

1. Wird dem Körper ein glühendes Eisen genähert, so erhebt sich das Oberhäutchen sogleich, es strömt aus allen benachbarten und selbst entfernten Teilen eine Menge salzigen Wassers herbei, es entsteht eine große, mit Wasser gefüllte Blase, die die Einwirkung der Hitze zu hemmen sucht, damit blos die Oberhaut leide.

2. Wird der Körper erhitzt, so strömt Feuchtigkeit nach allen Poren der Haut, verdunstet dort, bindet hierbei Wärme, und kühlt so den Körper ab.

3. Ist irgend ein schädlicher Stoff in dem Körper, dessen nachteilige Wirkungen die Natur nicht anders hindern kann, so entsteht ein Ausschlag oder ein Geschwür, bei inneren Teilen eine Herbeiströmung von Schleim, z. B. bei Schnupftabak in der Nase, und er wird auf diese Art ausgesondert und fortgeschafft. Nicht Ausschlag ist daher die Krankheit, sondern nur ein Mittel des Körpers, einen Stoff, den Krankheit macht, fortzuschaffen.

4. Hat jemand a) Hollunderblüte, Schwefel, Campher, oder b) Terpentin, Canthariden, oder c) Bittersalz, Sennes, Rhabarber, oder d) Brechweinstein, Ipecacuanha eingenommen, so sucht der Körper diese schädlichen Stoffe fortzuschaffen; er wirft die unter a genannten durch die Haut hinaus (durch Schweiß), die unter b genannten durch den Harn, die unter c genannten durch die Gedärme und die unter d genannten durch Erbrechen, so wie die Natur dieser Stoffe es erlaubt oder ihre größere Schädlichkeit es erfordert. Nicht die Hollunderblüte erregt daher Schweiß, um schädlichen Stoff aus dem Körper zu treiben, wie man so lange glaubte, sondern der Körper erregt den Schweiß, um sie fortzuschaffen.

Bei Krankheiten wird diese Heilkraft der Natur gewöhnlich verkannt. Wenn die Verdauungswerkzeuge leiden, wenn Stockungen oder Anhäufungen von schädlichen Säften enstanden sind, so heilt die Natur dies selbst, wenn man ihre Kraft allein darauf wirken läßt und sie nicht mit der Verdauung neuer Speisen beschäftigt. Wenn bei Krankheiten von Schwäche das Blut langsam fließt und der Verbrauch aller Säfte sehr gering ist, so muß es auch die Nahrung sein, wenn sie nicht als eine wirkliche Schädlichkeit auf den Körper wirken soll. Dies kann der gewöhnliche Verstand, namentlich der Kinderwärterinnen aber nicht begreifen. Weil man in gesundem Zustande Hunger und Gefallen an guten Speisen hat, glaubt er, es müsse auch im kranken so sein, und überfüttert den Leidenden ohne Rücksicht, ob Mangel oder Uebermaß sein Uebel erzeugte. Weil Eßlust für ein Zeichen der Gesundheit gilt, zwingt er ihn, Eßlust zu haben, als sei nicht eben der Mangel daran ein deutliches Wahrzeichen der Natur, daß man ihn allein machen lassen solle, daß sie mit den vorhandenen Säften genug zu schaffen habe, keinen neuen zu erhalten wünsche. Kann ein kranker Magen gut verdauen, und erholt sich ein ermüdeter durch Arbeit oder Ruhe? Gibt ein kranker Magen, auch wenn man ihn durch Gewürze und reizende Mittel zur Verdauung zwingt, gute Säfte, und belästigen diese Säfte schwache Gefäße nicht mehr, als sie ihnen nützen? Wirken Kaffee, Weinsuppen, starke Gewürze, die an sich einen gesunden Körper bedürfen, wenn sie nicht merkbar schädlich wirken sollen, gleichgültig in und mit Arzneien gegeben?

J. C. Leuchs.

— **Hyazintenzwiebel in Gläsern.** Der „Obstgarten" schreibt: „Jedem Blumist, der sich im Winter das Vergnügen macht Hyazinten und andere Zwiebelblumen auf Gläsern zu treiben, wird es bekannt sein, daß oft diese Zwiebeln dabei durch Fäulnis verderben, ehe sie noch zum Blühen kommen oder, wenn sie auch wirklich den Blumenstengel treiben, doch nur sehr kümmerlich blühen. Diesem Uebel vorzubeugen, bediente sich der Apoteker Meyer in Witeps seit mehreren Jahren des Kohlenstaubes mit bestem Erfolge. Durch die Anwendung des Kohlenstaubes werden die Zwiebeln nicht nur vor und während der Blüte vor Fäulniß bewahrt, sondern man bewirkt dadurch auch, daß sie sich nach Beendigung der Blüte besser erhalten. Das Verfahren dabei ist folgendes: Es werden gut ausgeglühte Holzkohlen zu gröblichem Pulver zerstoßen und dann etwa ein Lot in ein gewöhnliches, mit Wasser angefülltes Hyazintenglas getan. Nachdem diese Mischung einige Minuten lang geschüttelt und umgerührt worden ist, stellt man eine gesunde Zwiebel auf das Wasser. Das feinste Kohlenpulver bleibt anfangs noch einige Zeit auf der Oberfläche des Wassers. Nach einigen Tagen bewegt man etwas das Glas, wodurch auch dieses zu Boden sinkt. Um das zu schnelle und nachteilige Treiben der Zwiebeln zu verhüten, gebe man den Gläsern die erste Zeit einen nicht zu warmen Standort. Erst nach zwei bis drei Wochen wird das Kohlenpulver zu erneuern sein, da es in dieser Zeit ohne fauligen Geruch bleibt. Um späterhin beim Erneuern des Wassers die Wurzeln der Zwiebeln nicht zu verletzen, muß man das frische Wasser vor dem Hineinfüllen mit dem Kohlenpulver vermischen und dann erst recht behutsam in das Glas gießen. Ist der Stengel hervorgetrieben, dann wird die Menge des Kohlenstaubes vermindert, da sonst die Blumen an ihrem gewürzigen Dufterfahrungsmäßig Schaden leidet. Durch dieses Verfahren werden die Zwiebeln nicht nur vor Fäulnis bewahrt, sondern man kann sie auch ferner benützen.

— **Wie sich die Reklamehelden und Schwindler aus der Schlinge des Strafgesetzes zu ziehen wissen.** Der Fabrikant des Kotheschen Zahnwassers, H. Grillers in Berlin war unter Anklage wegen Betrugs gestellt, weil er durch Zeitungsinserate versprochen, „500 Mk. demjenigen zu zahlen, der beim Gebrauch von Kothes Zahnwasser jemals wieder Zahnschmerzen bekommt". Als Denunziant trat ein Böttcher auf, dessen Zahnschmerzen nach achttägigem Gebrauch des Zahnwassers nicht beseitigt waren und welcher vergeblich die Auszahlung der versprochenen 500 Mk. nachgesucht. Angeklagter räumte, wie die „Dr. Ztg." schreibt, vor dem Magdeburger Schöffengericht die Thatsachen ein, er behauptete aber, daß sein Zahwasser wirklich die Heilkraft besitze, aber im beregten Falle nicht richtig und zweckentsprechend angewendet, auch das erforderliche Quantum nicht verwendet worden sei(!!) Er verlangt zunächst den Beweis, daß Denunziant noch Zahnschmerzen habe, und er sei bereit demselben die Zahnschmerzen zu vertreiben. Der Gerichtshof erkannte auf Freisprechung, weil nicht der Beweis erbracht sei, daß das Kothesche Zahnwasser seiner Zusammensetzung nach gar nicht geeignet sei, Zahnschmerzen zu vertreiben. Ob mit der in Aussicht gestellten Zahlung der 500 Mk. eine Reklame vorliege, komme nicht in Betracht. Das Kothesche Zahnwasser besteht nach der Untersuchung von Dr. Schödler aus einer Lösung von 0,3 Gramm karbolsäurehaltiger Salicylsäure in 100 Gramm 25proz. Alkohol mit einigen Tropfen Pfeffermünzöl. Es enthält also nichts Neues. Gleich allen Geheimmitteln ist seine Wirkung natürlich unfehlbar.

(Fundgr.)

Sprechsaal für jedermann.

Sollte jemand in der Lage sein, über den Aufenthaltsort des Weber **Gustav Berger** Aufschluß zu geben, so wird höflichst gebeten, dies an Unterzeichneten gelangen zu lassen.

Derselbe wanderte im Jahr 1881 von Meerane in Sachsen nach Amerika aus; seinen nächsten Aufenthaltsort gedachte er in Philadelphia zu nehmen. Er ist aus Callnberg in Sachsen gebürtig, ungefähr 24 Jahre alt und hat blondes, krauses Haar. **K. Herrling,**

Nowawes, Kreuzstr. 9.

Die Anfrage Nr. 2 und 3 von **M. L. Sch.** Dresden in Nr. 10 erlaube ich mir hiermit zu beantworten. Die Fragen lauten:

2) Wie hoch stellen sich die Kosten der Ueberfahrt und welches ist die beste Ueberfahrtsgesellschaft? Antwort: Von Hamburg bis Rio Grande do Sul kostet die Zwischendeckspassage 240 Mark. Die „Hamburg-Südamerikanische-Dampfschiffahrt-Gesellschaft" ist meiner Ansicht nach die beste.

3) Ist in Südbrasilien für einen Wäschefabrikanten und für einen Buchbinder Auskommen vorhanden? Antwort: Sämmtliche Wäsche wird in Südbrasilien fertig bezogen, größtentheils aus Frankreich und Deutschland. Daher könnte ein Wäschefabrikant sehr gut in Südbrasilien auskommen, da auf die importirte fertige Wäsche ein kolossaler Zoll fällt.

Ein Buchbinder muß, will er selbständig arbeiten, in Südbrasilien der portugiesischen Sprache mächtig sein. Buchbinderei ist eines der besten Geschäfte in Südbrasilien. Für einen der Sprache Unkundigen ist es das beste, erst als Gehilfe in einem Geschäfte zu arbeiten. Lohn, pro Tag durchschnittl. 3 Milreis = 6 Mark. Ich selbst habe als Buchbinder in Porto Alegre und andern Orten vier Jahr gearbeitet, deshalb täte der Fragesteller am besten, sich mit mir in Verbindung zu setzen, da ich ihm Auskunft geben kann bis in die kleinsten Details. Ich bin selbst erst vor sechs Wochen zurück gekommen und beabsichtige als Buchbinder dorthin zu gehen. **H. Rodenburg,**

Altona, Friedrichstr. 14 I.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser, Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Im Verlage von **O. Meissner** in **Hamburg** ist erschienen und durch die Expedition der Neuen Welt in Stuttgart zu beziehen:

Das Kapital

Kritik der politischen Ökonomie

von

Karl Marx.

Erster Band. Buch I: Der Produktionsprozess des Kapitals.

Dritte vermehrte Auflage.

Preis broch. M. 9. —.

Die dritte Auflage des ersten Bandes von Marx „Kapital" bedarf keiner besondern Empfehlung mehr. Als der Verfasser im März dieses Jahres starb, erkannte die gesammte Presse an, dass er ein **wissenschaftliches Werk ersten Ranges** hinterlassen habe. Und dieses mit seltener Einstimmigkeit gefällte Urteil wiegt um so schwerer, als die grosse Mehrzahl jener Pressorgane den im „Kapital" aufgestellten Teorien feindlich gegenüberstand.

Diese dritte Auflage ist vermehrt worden teils durch handschriftliche Aenderungen und Zusätze des Verfassers, teils durch von ihm ausdrücklich bezeichnete Ergänzungen aus der französischen Ausgabe.

Die Verlagshandlung teilt ferner mit, dass der **zweite** handschriftlich hinterlassene **Band**, enthaltend das zweite und dritte Buch, voraussichtlich im Laufe des Jahres 1884 wird erscheinen können. Er gibt im zweiten Buch eingehende Untersuchungen über den bisher von der ökonomischen Wissenschaft sehr vernachlässigten, hier zum erstenmal im Zusammenhang behandelten **Circulationsprozess des Kapitals.** Das dritte Buch untersucht die **Erscheinungen des Gesammtprozesses der kapitalistischen Produktion.**

Wenn man das erste und zweite Buch auffassen kann als die reine, so das dritte Buch als die **angewandte** Matematik oder die **Mechanik der politischen Oekonomie.** Hier werden die ökonomischen Verhältnisse untersucht, wie sie in der alltäglichen Wirklichkeit vorkommen, hier werden **Profit und Grundrente, Handelskapital, Bankkapital, Kreditwesen, Handelskrisen** etc. erklärt auf Grundlage der im ersten Bande entwickelten Teorie des Mehrwerts.

☞ **Gegen Einsendung des Betrages erfolgt portofreie Zusendung.**

Bestellungen werden umgehend erbeten.

In Nürnberg erscheint und ist durch alle Postanstalten, sowie direkt durch die Expedition zu beziehen:

Deutsche

Metallarbeiter-Zeitung.

Fachblatt

für die Interessen der Metallarbeiter aller Branchen.

Herausgeber und Redakteur: **J. Scherm**, Schlosser, in Nürnberg.

Die „Deutsche Metallarbeiter-Zeitung" wird nicht nur in wirthschaftlicher Beziehung die Interessen der Arbeiter voll und ganz vertreten, sondern auch bestrebt sein, ihre Leser über die großartigen technischen Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit durch Wort und Bild zu unterrichten und auf dem Laufenden zu erhalten. Die „Deutsche Metallarbeiter-Zeitung" wird daher ein Fachblatt im vollsten Sinne des Wortes werden und nicht nur für den Arbeiter, sondern auch für den Kleingewerbetreibenden, der bestrebt ist, seine Fachkenntnisse zu erweitern, aber nicht im Stande ist, sich die kostspielige einschlägige Literatur anzueignen, ein willkommenes Organ sein.

Die „Deutsche Metallarbeiter-Zeitung" kostet vierteljährlich durch die Post bezogen nur **70 Pf.**, unter Kreuzband 80 Pf.

Inserate, welche bei dem ausgebreiteten Leserkreise von großer Wirkung sind, werden die 3gespaltene Petitzeile (8 cm Breite) zu 20 Pf. angenommen. Arbeitsmarkt 10 Pf.

Zu zahlreichem Abonnement ladet ein **Redaktion und Verlag.**

Durch die Expedition der „**Neuen Welt**" ist zu beziehen:

Die Mappe

Illustrirte Fachzeitschrift für dekorative Gewerbe.

Herausgegeben und redigirt von

E. A. Grünenwald und **Fr. Nauert.**

Expedition und Redaktion in Dresden.

Beachtenswert!

Durch die Expedition der „Neuen Welt" ist zu beziehen:

Die Neue Welt, Jahrg. 1879, 1881 u. 1882 broch. à M. 3.—, geb. . . . . M. 5.—
— Jahrg. 1883, broch. M. 4.50, geb. 5.50
Der Neue-Welt-Kalender f. 1884 —.50
Otto-Walster, A., Braunschweiger Tage. Histor. Roman 8⁰, 620 S. 2.—
— Eine mittelalterliche Internationale. Hist. Novelle. 8⁰ 128 S. —.60
— Kranke Herzen. Zwei Novellen 8⁰, 232 Seiten . . . . . . —.75
Shelley, Dichtungen, geb. 1.80
Deutscher Jugendschatz, geb. . —.75
Edelsteine deutscher Dichtung. Gewöhnl. Ausg., geb. . . . . —.75
Schiller, Gedichte, geb. . . . . —.75
Heine, Buch der Lieder, geb. . . 4.—
Hauff, Lichtenstein, geb. . . . . 2.—
— Gedichte und Märchen, geb. . 2.40
Herwegh, Gedichte eines Lebendigen, geb. 4.60
Freiligrath, Gesammelte Dichtungen 3 Bde. geb. . . . . 13.—
Reinhardt, Gustav, Gedichte. 8⁰, 154 Seiten . . . . —.80
Wedde, Johannes, Grüsse des Werdenden, geb. 6.—, broch. . . . 5.—

Goethes sämmtl. Werke, 10 Bde. geb. 18.—
Schillers Werke, 3 Bde., geb. . . 4.50
— — 4 Bde., roth, geb. 6.—
Lessings Werke, 6 Bde. in 3 B.geb. 5.60
Wieland, ausgew. Werke, 3 Bde. gb. 7.—
Börne, Gesammelte Schriften, 3 Bde. 6.—
Hauff, sämmtl. Werke, 2 Bde., geb. 3.50
Shakespeares Werke, 3 Bde. geb. 6.—

Die Neue Zeit. Revue d. geist. u. öffentl. Lebens, in monatl. Heften à . . . . . —.50
— — 1. Jahrg. compl., geb. . . 9.—
Marx, K., Das Kapital . . . . 9.—
— Lohnarbeit und Kapital . . . —.15
Bucher, Lothar, Der Parlamentarismus, geb. . . . . 5.—
Mignet, Geschichte der franz. Revolution von 1789—1814. geb. . . 2.—
Corvin, Geschichte der Neuzeit 1848 —1871, compl. in 3 Bd., geb . 15.—
Schäffle, A., Quintessenz des Sozialismus 1.20
Spier, Recht und Unrecht 1.50
Ihering, Der Kampf ums Recht . 1.—
Flesch, Dr. Karl, Haftpflicht, Unfallversicherung, Normalarbeitstag 1.50
Staatswirthschaftl. Abhandlgn. II. Serie, compl., früher 10.—, jetzt 3.—
Separat-Abzüge aus denselben:
Kautsky, Irland. Kulturhist. Skizze —.50
— Internat. Arbeits-Gesetzgebung —.50
— Ueberseeische Lebensmittel-Konkurrenz . . . . —.50
Vollmar, Der gegenwärtige Stand der Waldschutzfrage . . . . . —.25
Robert Blums Reden, geb. . . 1.25
Becker, B., Briefe deutscher Bettelpatrioten, gr. 8⁰, 500 Seiten . . 2.50
— Die Reaction in Deutschland, 8⁰, 508 Seiten 1.50
— Geschichte der Arbeiter-Agitation von Ferdinand Lassalle. 8⁰, 312 Seiten 1.50
Brunnemann, Karl, Skizzen und Studien der franz. Revolutionsgeschichte, gr. 8⁰, 112 Seiten . . —.75
König, Emil, Schwarze Kabinette, gr. 8⁰, 104 Seiten . . . . . —.60
Lassalle, Ferdinand, Philosophie Fichtes . . . . —.15
— Lessing . . . . —.15
— Fichtes politisches Vermächtn. —.15
— Julian Schmidt . . . . . . —.75
Prowe, Dr. A., John Osawatomie Brown, der Negerheiland. gr. 8⁰, 148 Seiten . . . . —.75
Rasch, Gustav, Die Preussen in Elsass-Lothringen. 8⁰, 331 Seiten 2.—
Reinhardt, Gustav, Gedichte. 8⁰, 154 Seiten . . . . —.80
Zimmermann, Pfaffenpeitsche I. 8⁰ 258 Seiten 1.25
Stern, J., Die Religion der Zukunft 1.50
Köhler, Oswald, Der Egoismus und die Civilisation 1.20
Der erste Hochverrathsprozess vor dem Deutschen Reichsgericht 1.20
Büchner, Kraft und Stoff . . . . 7.—
— Der Gottesbegriff . . . . . 1.—
Specht, Populäre Entwicklungsgeschichte des Weltalls 3.50
Lommel, Johann Huss . . . . . —.25
— Jesus v. Nazareth (wieder vorrätig) . . . . —.30
Dulk, Die Entstehung des Geistes . —.20
Henrich, Tod und Feuerbestattung —.20
Bebel, Die Mohammedanisch-arab. Kulturperiode . . . . 2.—
Verhandlungen d. sächs. Landtags vom 11. Januar 1884 . —.20
Zimmermann, D. deutsche Bauernkrieg. (Antiquar. Expl.) . . . 7.50

Liebknecht, Fremdwörterbuch, geb. 1.80
— — brochirt 1.50
Ratgeber für Gewerbtreibende 3.50
Bock, Buch v. gesunden u. kranken Menschen. 2 Bde. geb. . . . . 12.—
Meinert, Wie nährt man sich gut und billig? . . . . —.50
Hensel, Diphteritis, Cholera u. Blattern 2.—
Gewerbeordnung . . . . —.30

Gesez betr. die Krankenversicherung der Arbeiter u. Hilfskassengesez —.25
Haftpflichtgesez . . . . —.05
Strafgesezbuch nebst Pressgesez und Sozialistengesez . . . . . 1.—
Reichs-Justiz-Geseze mit Formularbuch . . . . 2.—
Verfassung des deutschen Reichs —.15
— mit Anmerkungen . . . . . 1.—

Porträt-Galerie in Enveloppe . . 2.50
(Marx, Lassalle, Geib, Bracke, Freiligrath, Herwegh, Jacoby, Darwin.)
Jedes Porträt einzeln . . . . . —.30
Photographien, Marx (Cabinet) . 1.—
— — (Visit) . . —.50
Einbanddecken zur „Neuen Welt" 1.20
— zur „Neuen Zeit" 1.50

„Adreßbuch von Europa"

erscheint in ca. 60 Lieferungen à 60 Pf.
Subskriptionspreis für das ganze Werk nur 25 Mark. (31 Lieferg. bereits erschienen.)
Dresden. **H. G. Merkel.**
Verlagsbuchhandlung.

Kein Mann ohne Waffe!

Exakt eingeschossene **Teschins**, ganz ohne Knall, von 12 Mark an. **Bulldoggrevolver** von 12 Mark an. **Hinterlader-Jagdgewehre** von **35** Mark an. Preislisten gratis. Ich leiste für jede Waffe volle Garantie.

Hippolit Mehles, Waffen-Fabrik,
Berlin W. **Friedrichstr. 159.**

Panzer-Börsen

unverwüstlich, rosten nicht, weil solid **vernickelt**; bequemes Tragen; versende dieselben **unter Garantie der Haltbarkeit** von

Mk. 1.50 bis Mk. 5

pr. Stück gegen Nachnahme.

Illustr. Preisliste gratis und franko.

Die erste und älteste Fabrik dieses Genres.
Gegründet 1847.

Wilh. Haußß, Mainz.

Ich empfehle meine **schön** singenden **Kanarien-Vögel.**
R. Maschke, St. Andreasberg i. H.

Freunden und **Bekannten** empfehle ich mich in

Wäsche.

Herrenhemden aus **Ia. Cretonne** mit leinenem Einsaz von **Mk. 2.80** an.

Hans Arnold.
Konstanz.

Selbstunterricht im Schnell-Schönschreiben, nach der bei I. I. K. K. Hoheiten den Prinzen Wilhelm und Heinrich von Preußen angewandten Metode von Professor Maas, Ritter etc. 6. Auflage. Prospekt und Unterrichtsplan gratis und franko durch die Expedition der Prof. Maas'schen Unterrichtsmittel, Berlin S., Luisen-Ufer 2a, und durch jede Buchhandlung.

Elegante Einbanddecken

für

Die Neue Zeit 1883

Halbfranzband

mit reicher Rückenvergoldung.

Preis M. 1.50.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Nr. 14. 1884. Preis pro Heft 25 Pfennig. IX. Jahrgang.

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz.

Aerztlicher Ratgeber.

Neurode. J. P. Sie sind allerdings offenbar lungenleidend. Versuchen Sie es mit der in der „N. W." wiederholt dargelegten Atmungskur und genießen Sie Kumys, über dessen Bereitungsweise die nächste Nr. näheres mitteilen wird. Die beiden eingesandten Rezepte zeugen von einer dem gegenwärtigen Stande der Heilkunst durchaus entsprechenden Behandlungsweise. Reine, gesunde Atmungsluft ist zu Ihrer Genesung dringendst nötig.

Nowawes. K. H. Ihr Freund hat ein konstitutionelles Leiden, zu dessen Heilung er sich am besten einem der bedeutenderen Spezialisten für Kehlkopfleiden in Berlin anvertraut, z. B. den Professoren Thobold oder Fränzel oder der Universitätspoliklinik, wo überall Mittellose gratis behandelt werden.

W. C. F. Sie sind keineswegs rettungslos verloren, vielmehr wahrscheinlich leicht herzustellen. Vor allen Dingen fassen Sie Mut und dann führen Sie Ihren Vorsaz, zu einem tüchtigen Arzt zu gehen, aus.

Altona. J. P. Die galvanischen Halsringe, welche das Zahnen der kleinen Kinder befördern sollen, beruhen auf Schwindel. Macht der Durchbruch der Zähne dem Kinde gar zuviel Schmerzen und Schwierigkeiten, so ist ein einfacher und gänzlich gefahrloser Einschnitt in das Zahnfleisch seitens des Arztes das einzig rationelle und sicher wirkende Mittel.

Hl. Abonnent. Gegen die Röte Ihrer Nase wenden Sie Thymolin an, welches dadurch bereitet wird, daß man 2,00 Gramm Benzoeharz und 0,02 Ambra mit 40,00 rektifizirtem Alkohol an einem mäßig warmen Orte stehen läßt, die Mischung darauf filtrirt und dem Filtrat 1,00 Benzoesäure, 0,50 Salicylsäure und 0,30 Thymol zusezt. Damit bestreicht man nun die Nase des Morgens nach dem Waschen und vor dem Schlafengehen, sowie vor jedem Ausgange.

Redaktions-Korrespondenz.

Pegau. R. E. Die Gedichte zeugen von Talent, bedürfen aber doch noch der Feile und sorgfältigster Klärung der Gedanken. Ihren Erstlingsroman wollen wir zur Prüfung entgegennehmen.

Berlin. E. E—n. Nur Mut! Ihnen fehlt ja nur noch eine Kleinigkeit zur Lösung des vertrackten Silbenrätsels, wenn auch zwei der angegebenen Worte nicht ganz richtig sind. Uebrigens ist das Ding doch schon von Arbeitern gelöst worden.

Berlin. Weber K. Sie möchten wissen, was Hausfriedensbruch ist und wie er bestraft wird, und schreiben zugleich, daß Ihnen die poetische Fassung der verschiedenen Strafgesezbuchparagraphen, welche wir gelegentlich an dieser Stelle wiedergegeben haben, sehr gut gefallen hat. Nun, wir können auch diesmal Ihren Wunsch poetisch befriedigen, bemerken jedoch, wie wir ja auch schon früher hinzuzufügen nicht unterlassen haben, daß wir nicht Verfasser der betreffenden Gedächtnisverse sind, sondern daß dieser M. Reymond heißt und seine bezüglichen Werkchen in dem Verlage von L. Frobeen zu Bern und Leipzig hat erscheinen lassen. Der Hausfriedensbruchparagraph lautet:

§ 123. Des Hauses Frieden sei euch heilig!
Drum handelt niemals gegenteilig,
Dringt in umzäunte Länderei'n
Nicht frech und widerrechtlich ein,
Und hütet euch zu übertreten
Die Schwelle von Lokalitäten,
Allwo ein Andrer Hausrecht übt,
Daß Ihr dies leztre ja nicht trübt!
Doch seid Ihr keck und ungezwungen
An solchem Ort schon eingedrungen,
Sollt Ihr nicht unbefugt verweilen,
Vielmehr sofort von hinnen eilen,
Wenn dieses gröblich oder mild
Des Hauses Hüter euch befiehlt.
Denn wenn Ihr dem zuwiderhandelt
Und folgsam eures Wegs nicht wandelt,
So kann auf Strafverfolgung gleich
Beantragt werden gegen euch,
Und dann wird euch des Richters Spruch
Zumessen für „Hausfriedensbruch"
Gefängnis bis auf ein Quartal,
Auch bis dreihundert Mark Pönal.

Wenn Waffen gar Ihr mitgenommen,
Auch Mehrere zusammen kommen,
Ist ohne Antrag anwendbar
Gefängnis bis zu einem Jahr;
Geringsten Falles müßt im Loche
Ihr sizen eine volle Woche.

§ 124. Wenn Viele sich zusammenrotten,
Zu tun, was Einzelnen verboten
Durch obgenannten Paragraphen,
Muß man sie sammt und sonders strafen.
Von einem Monat bis zwei Jahr
Gefängnis kriegt die ganze Schaar.

Chemnitz. L. J. Damit Sie sehen, daß Sie Sich ganz unnüz vor unserem Papierkorbe gefürchtet haben, drucken wir sogleich eines Ihrer Gedichte ab. Sie haben ein ganz hübsches Talent, pflegen Sie es nur ja recht sorglich und lassen Sie es besonders an reichlicher und möglichst guter geistiger Nahrung nicht fehlen. Nächstens mehr über die kleine Wagenladung poetischer Produkte, die Sie uns eingesendet.

Rostock. W. B. J. H. W. D. übergeben.

Bremen. H. D. Zu unserer Betrübnis müssen wir gestehen, daß wir kaum einen Saz Ihrer verschiedenen jüngsten Zuschriften ganz zu verstehen imstande sind. Die tiefen Gedanken, welche z. B. der Anfang des einen enthält, also lautend: „Der Aufsaz, die Hinterstelligkeit der oberflächlich herrschenden mit ihrem Afterglauben ist eine tüchtige Lexion! Das Reich Gottes kommt eben inwendig, d. h. die Herrschaft in der Geisterwelt ist unsichtbar, d. h. nicht die Pompspizen herrschen u. s. w." — sind uns unenträtselbar geblieben. Verzeihen Sie den uns nun einmal eigentümlichen Mangel an Scharfsinn und orakeln Sie künftig wenigstens etwas deutlicher.

Hamburg. P. Cornell. Die biographische Studie über Thomas More wollen Sie uns gefälligst zur Durchsicht einsenden. Ihre beiden Gedichte bringen wir zum Abdruck; wir werden uns freuen, weitere Proben Ihres poetischen Talents bei uns einlaufen zu sehen.

Dagget (San Bernardino County, Californien). O. v. B. Skizzen aus Ihrem Wanderleben in Amerika werden wir gern entgegennehmen und falls sie sich zum Abdruck in der „N. W." eignen, veröffentlichen.

Erfurt. C. S. Sie sind ein etwas sonderbarer Herr! Ob wir aus Vorurteil oder Einseitigkeit das Schriftstück nicht abgedruckt haben, welches unsern Mitarbeiter Dr. Nienburg zu seiner Arbeit über die Schroth'sche Heilmetode veranlaßt hat, — so fragen Sie an. Sie, der Sie seit mehr als 8 Jahren die „N. W." gelesen zu haben behaupten, haben uns und unser Streben offenbar nie verstanden und werden es wahrscheinlich auch nie verstehen lernen. Wir haben das fragliche Schriftstück nur deshalb nicht zum Abdruck gebracht, weil es unserer festen Ueberzeugung nach grundirrige Ansichten vertrat und noch dazu mit sehr viel geringerem Geschick, als selbst zur Darlegung und Verteidigung einer guten Sache nötig gewesen wäre.

Breslau. Assekuranzbeamter H. Das eingesandte Gedicht acceptiren wir zur Veröffentlichung. Senden Sie gefälligst mehr.

Polytechnischer Briefkasten.

Hamburg. Fräul. S. Ueber die Bereitung des Toilettenmittels Bandoline, so und nicht anders heißt es, können wir Ihnen Auskunft geben. Dasselbe, welches hauptsächlich zum Befestigen von Haarlocken u. dgl. gebraucht wird, wird hergestellt, indem man 1 Teil Quittenkörner mit 40 Teilen Rosenwasser stehen läßt, bis sich nach häufigem Umschütteln eine schleimige Flüssigkeit gebildet hat, die man durchseiht und dann durch Zusaz von Eau de Cologne parfümirt.

Mannichfaltiges.

— **Das unterseeische und unterirdische Telegraphennez.** Ein Verzeichnis der zur Zeit auf der ganzen Erde im Betriebe stehenden Unterseekabel (einschließlich der Kabel in Meeresbuchten und den Flußmündungen, ausschließlich aber der Seen und Wasserläufe im Innern der Länder) hat das internationale Bureau der Telegraphenverwaltungen nach amtlichen Quellen bearbeitet und als Beilage zum „Journal telegraphique", 1883, Bd. 7, S. 113, mitgeteilt. Hiernach haben die 546 im Besize von 21 Staatsverwaltungen befindlichen Seekabel eine Gesammtlänge von 13 491 km. (7276,9 Seemeilen), während die Länge der in ihnen enthaltenen Leitungsdrähte 17 309 km. (9336,3 Seemeilen) beträgt; außerdem besizen 23 Privatgesellschaften 185 Kabel von 152 419 km. (82 214,4 Seemeilen) Gesammtlänge bei 160 776 km. (86 721,5 Seemeilen) Drahtlänge. Unter den Staaten besizt Frankreich die ausgedehntesten Kabel, nämlich 41 Kabel von 4318 km. (2329,3 Seemeilen) Länge und mit 4348 km. (2345,3 Seemeilen) Draht, unter den Gesellschaften aber die Eastern Telegraph Company, nämlich 49 Kabel von 31 174 km. (16 814,9 Seemeilen) Länge und mit 31 257 km. (16 859,9 Seemeilen) Draht. Ein geographisch richtiges Bild ließe sich nur durch Vereinigung der Staats- und Gesellschaftskabel gewinnen.

Dem gegenüber waren nach der von demselben Bureau herausgegebenen „Statistique generale de la telegraphie" am Ende des Jahres 1881 in folgenden 10 Ländern im ganzen 7520,9 km. unterirdische Kabel vorhanden, welche eine Gesammtdrahtlänge von 69 232,6 km. besaßen. Die Kabel verteilen sich folgendermaßen auf die einzelnen Länder:

	Länge der Kabel	Länge der Leitungsdrähte
	in Kilometer.	
Deutschland	5499,97	37 604,87
Oesterreich-Ungarn . . .	29,52	511,03
Belgien	11	232
Dänemark	3	79
Frankreich (inkl. der überseeischen Besizungen) .	850,97	11 880,49
Großbritannien u. Irland .	771,19	17 700,34
Niederlande	95,80	591,50
Rumänien	11,38	56,12
Rußland	202,50	250,10
Schweiz	45,60	327,10
Summe	7520,93	69 232,55

— **Der Weltpostverein** umfaßt gegenwärtig 46 Länder mit 801 029 000 Einwohnern. Zu gunsten dieser Bevölkerung standen nach dem zulezt veröffentlichten Bericht des „Internationalen Postbureaus" über die Tätigkeit des Vereins 114 314 Postanstalten im Betriebe. Die Zahl der Postbriefkasten betrug 243 457, das Gesammtpersonal zur Wahrnehmung des Postdienstes umfaßte 387 695 Beamte und Unterbeamte. Bei den Postanstalten wurden 9812 millionen Sendungen zur Beförderung übergeben. Der Einladung zum Eintritt in den Verein sind nahezu alle zivilisirten Staaten gefolgt. Von Asien fehlen allerdings noch das chinesische Reich, Annam und Siam. Jedoch ist der Beitritt Chinas zu dem Verein allmälich vorbereitet, indem die englischen Postanstalten in den wichtigeren, dem europäischen Verkehr geöffneten Häfen dem Verein angehören und außerdem ein wichtiger Postkurs von Kiachta nach Peking besteht, der die billige Vereinstaxe hat. In Afrika sind es nur die Bewohner der nördlichen Küstenländer, des Sultanats Sansibar und der europäischen Kolonien, mit Ausschluß von Kapland und Natal, welche sich der Vorteile des Vereins zu erfreuen haben. Von Amerika fehlt nur noch die Republik Bolivia, deren Beitritt durch die dort bestehenden politischen Verhältnisse verzögert wird. Die Bedenken, welche bisher inbezug auf den Beitritt Australiens obwalteten, werden voraussichtlich binnen kurzem ihre Erledigung finden.

Auflösungen von Nr. 9.

Scherzrätsel.

Faust.

Richtig gelöst: Augsburg: Karl und Josef O.; Berlin: W. Möschke, Gymnasiast Z—y, Frau Berta T.; Forst: B. Pöhle; Hamburg: G. Scholz, Fräulein Anna L.; Köcknitz b. Mittweida: Julius Lehmann; Naumburg: Heinrich L—n.; Potsdam: K. Kr.; Prag: Johannes H.; Wiesbaden: Fräulein L. Stein; Wien: Karl und Terese H.

Rösselsprung.

Wie du knurrst und lachst und brütest,
Wie du dich verdrießlich windest,
Wenn du, ohne selbst zu lieben,
Dennoch Eifersucht empfindest!
Nicht die duftig rote Rose
Willst du riechen oder küssen;
Nein, du schnüffelst an den Dornen,
Bis die Nase dir zerrissen.

Richtig gelöst: Berlin: Schriftsezer E. Bethmann, W. Möschke; Forst: B. Pöhle; Hamburg: Malergehilfe H. Rössing, E. D.; Wien: Karl und Terese H.

Gemeinnütziges.

— **Einfache Prüfung der Luftreinheit in Wohnräumen.** Unbehagen und Uebelsinden, geistige Abstumpfung, körperliche Leiden verschiedener Art und verfrühter Tod sind Uebel, die häufig, ohne daß daran gedacht wird, auf den Aufenthalt in schlechter Luft zurückzuführen sind. In allen geschlossenen Räumen, in denen Menschen weilen, wird die Luft durch Respiration und Perspiration verschlechtert, und zwar hauptsächlich durch Anhäufung organischer Ausatmungsstoffe. Die Menge dieser rasch in Fäulniß übergehenden und die Atmungsluft vergiftenden Stoffe ist wohl nahezu proportional der zugleich ausgeschiedenen Kohlensäure; deshalb wird die Kohlensäuremenge in bewohnten Räumen als maßgebend für den Grad der Luftverschlechterung angenommen. Nach Pettenkofer ist jede Luft, welche infolge der Respiration und Perspiration mehr als $^1/_{1000}$ Kohlensäure enthält, als untauglich für einen beständigen Aufenthalt zu erklären. In vielen Wohn- und Schlafzimmern wird man einen höheren Kohlensäuregehalt als $^1/_{1000}$ nachweisen, also die Notwendigkeit reichlicheren Luftwechsels konstatiren können. Die Wichtigkeit häufiger Luftprüfungen leuchtet nach Vorausgehendem ein; die Vornahme derselben ist durch eine neue Schnellprüfungsmetode einem Jeden ermöglicht. Der hierzu dienende „Taschenapparat zur Messung des Kohlensäuregehaltes der Zimmerluft" von Prof. Dr. Wolpert in Kaiserslautern ist ein zuverlässiger Luftprüfer von solcher Einfachheit, daß er sich für den allgemeinsten Gebrauch eignet und ohne Zweifel bald nicht nur im Krankenzimmer und Schulsaale, sondern auch im Schlaf- und Kinderzimmer wie in Wohnräumen überhaupt seinen Plaz finden wird. Die Luftprüfung wird damit auf folgende Weise ausgeführt: In einen kleinen Glaschlinder gießt man bis zur Höhe eines Füllstrichs wasserhelles Kalkwasser, das sehr billig in jeder Apoteke erhältlich ist; mittelst eines Gummiballons, woran eine Glasröhre befestigt ist, drückt man eine Ballonfüllung Untersuchungsluft nach der andern in das Kalkwasser, bis dieses durch Niederschlag von kohlensaurem Kalk so trüb wird, daß eine auf den Boden des Glaschlinders geschriebene Zahl nicht mehr zu erkennen ist. Aus der Zahl der hierzu nötigen Ballonfüllungen Luft ergibt sich sofort der gesuchte Kohlensäuregehalt, welchen man in einer beigegebenen Tabelle abliest. In vielen Fällen genügt schon Folgendes: Wenn man mit weniger als 10 Ballonfüllungen die maßgebliche Trübung erhält, so ist die Luft entschieden zu unrein, als daß man sie ohne Nachteil einatmen könnte. Bei einer Trübung zwischen 10 und 20 Füllungen ist auf kurze Zeit der Aufenthalt in solcher Luft zulässig. Entsteht die Trübung erst bei mehr als 20 Füllungen, dann ist für gewöhnliche Verhältnisse die Luft als gut zu bezeichnen. In Krankenzimmern soll die Luft so rein sein, daß erst mit 30, bei ansteckenden Krankheiten mit 40 bis 50 Füllungen die vollständige Trübung des Kalkwassers erfolgt. Der für solche Luftprüfungen nötige Zeitaufwand ist natürlich um so größer, je reiner die Luft ist; doch sind selbst bei guter Zimmerluft wenige Minuten ausreichend, während in schlecht gelüfteten Schlafzimmern ꝛc. oft kaum eine Minute erforderlich ist. Wolperts patentirter Luftprüfer wird von der Thüringischen Glasinstrumentenfabrik von Alt, Eberhardt & Jäger in Ilmenau verfertigt und ist dort, sowie in den Niederlagen chemischer und optischer Apparate in einfacher Ausstattung zum Preise von 5 Mark erhältlich, zu höheren Preisen (bis 15 M.), namentlich zu Festgeschenken für Jung und Alt geeignet, in eleganter Ausstattung. Jedem Apparat liegt ein Zeugniß über die vom Erfinder vorgenommene Prüfung bei. Ausführlichere Mitteilungen über die neue Schnell-Luftprüfung sind kürzlich in dem „Centralblatt für allgemeine Gesundheitspflege" und in verschiedenen anderen Zeitschriften erschienen.

— **Die Wichtigkeit des Wassers als diätetisches Mittel.** Wenige Personen vermögen die Tatsache gehörig zu würdigen, daß, nach den besten Schäzungen, Wasser im normalen menschlichen Körper beiläufig siebenzig Prozent des ganzen Gewichts desselben bildet. Dieses Wasser wird aber demselben hauptsächlich von Außen zugeführt. Es wird nicht allein den verschiedenen Getränken entnommen, sondern bildet auch einen reichlichen Bestandteil der verschiedenen Nahrungsmittel. Wasser ist ausnahmslos in allen Geweben und Flüssigkeiten des Körpers zugegen. Es ist reichlich im Blut und allen anderen Absonderungen vorhanden, wo es unentbehrlich ist, um ihnen die zur Vollziehung ihrer Funktionen notwendige Flüssigkeit zu geben. Wasser bildet auch einen Anteil der festen Bestandteile, der Muskeln, Sehnen, Knorpel, Knochen, Zähne, der Drüsen, der Haut ꝛc. Deshalb, wenn das Wasser der Haut, der Muskeln ꝛc. verflüchtigt ist, so werden sie gelb, schrumpfen ein und werden untauglich zur Vollziehung ihrer Funktionen. — Wasser nimmt an allen Lebensthätigkeiten des Körpers, hauptsächlich durch seine physikalischen Eigenschaften Anteil. Es ist das allgemeine Lösungsmittel für alle Bestandteile der tierischen Flüssigkeiten, indem es sie entweder durch seine direkte auflösende Kraft, oder mit Hülfe anderer Bestandteile, welche ebenfalls löslich sind, in Lösung erhält. Auf diese Weise sezt es die nährenden Stoffe der Nahrungsmittel in den Stand, ihren Weg in den Kreislauf zu finden und die Substanz der festen Organe zu durchdringen. Es vermittelt ferner auch die Erscheinungen der Aufsaugung und Erscheinung, sowie alle jene Funktionen, welche mit der Ernährung des tierischen Organismus verknüpft sind. — Der Hauptbestandteil des eingenommenen Wassers geht nicht einfach durch den Darmkanal, sondern wird von den Schleimhäuten aufgenommen und tritt in den Kreislauf über. Wenn es dann zulezt im Harn und Stuhl, in den Ausdünstungen der Haut und der Lunge abgesondert wird, so führt es allerlei Ausscheidungen und verbrauchte Stoffe mit sich, welche außerdem dem Organismus schädlich werden könnten. — Bei Erwägung dieser Tatsachen läßt sich leicht begreifen, daß die ungenügende Darreichung von Wasser allerlei, wenn auch Anfangs oft unmerkliche Funktionsstörungen im Körper hervorrufen kann, wie Stuhlstopfung, rothen Urin, trockene und gelbe Haut, kalte Füße ꝛc. Wo das notwendige Maß von Flüssigkeit fehlt, gehen alle Verrichtungen des Körpers langsamer und schwieriger von statten. Manche Beschwerden von Unverdaulichkeit sind dem Mangel an Wasser zuzuschreiben. Manche Fälle von Verstopfung könnten geheilt werden, wenn man Morgens nüchtern und zwischen den Mahlzeiten ein Glas Wasser nehmen wollte. Manche Fälle von Reizung der Harnwege könnten erleichtert werden, wenn man den Urin flüssiger und dadurch zugleich milder machte. Manche Fälle von Kopfweh könnten durch Vermehrung der Flüssigkeit des Blutes gebessert, mancher Fall von Herzklopfen gemildert werden. Manche Fälle von Rückenmarksreizung und Nervenschwäche sind einem Mangel der Qualität und Quantität des Blutes zuzuschreiben, das circa 80 Prozent Wasser enthält. Magere, trockene Personen sollten ganz besonders auf diese Verhältnisse Rücksicht nehmen. — Ich verordne gewöhnlich $^1/_4$ bis $^1/_3$ Liter Wasser, das viermal des Tages zu nehmen ist, nämlich: 1) früh nüchtern; 2) um 10 Uhr; 3) um 4 Uhr Nachmittags und 4) vor dem Niederlegen. Wenn die Eingeweide zur Verstopfung neigen, so lasse ich dem ersten Glase früh eine Prise Kochsalz zusezen, bis die anderen Veränderungen in der Diät das Salz überflüssig machen. — Ich verbiete kaltes Wasser während der Mahlzeiten zu nehmen aus dem einfachen Grunde, weil zu dieser Zeit der Magen in seiner größten Tätigkeit ist, und Kälte die Temperatur desselben herabsezt, die Verdauung verlangsamt und zur Erzeugung von Gasen Veranlassung gibt. Warme Flüssigkeiten erleichtern die Auflösung der Speisen und beschleunigen deren Assimilation. Bei veralteter Verdauungsschwäche, wo die Speisen Stunden lang im Magen liegen bleiben, habe ich gefunden, daß ein Glas gut warmes Wasser, eine Stunde nach dem Essen getrunken, den Magen wieder stimulirt und ihn in Stand sezt, seine Arbeit zu vollenden. Es führt auch die Speisen tiefer hinunter in den Darmkanal und erleichtert so den Magen, indem es einen Teil seiner Tätigkeit auf den Darm abwälzt.

(Fundgrube.)

— **Erkennung von Fuchsin im Rotwein.** Zur Herstellung künstlich gefärbter Rotweine werden vorzugsweise Heidelbeeren oder Hollunderbeeren ꝛc. benutzt und solche Stoffe auch gewöhnlich dem Wein schon vor der Gährung zugesezt. Solche Farbstoffe sind mit Sicherheit oft schwer nachzuweisen, dafür sind sie allerdings auch nicht gesundheitsschädlich. Fuchsin wird jezt seltener zur alleinigen Rotfärbung benuzt, da es zu feurig in der Farbe und leichter zu entdecken ist. Häufig wird in diesem Farbstoff jedoch zur Verbesserung der Farbe noch etwas nachgeholfen. Die einfache Probe mit einem Stückchen reiner Schafwolle, welches sich beim Kochen mit künstlich gefärbtem Rotwein schön rot färbt, welche Farbe nach dem Abspülen mit Wasser verbleibt, während ächter Weinfarbstoff die Wolle schmuzig rotbraun färbt, diese Prüfung ist dann nicht anwendbar, wohl aber eine andere einfacher Art: ein erbsengroßes Stück Stearinkerze wird mit etwas von dem Wein bis zum Schmelzen erwärmt, erkalten gelassen und das obenaufschwimmende, wieder festgewordene Stearinstückchen herausgenommen und mit Wasser abgespült. War Fuchsin vorhanden, wenn auch nur sehr wenig, so ist das Stearinstückchen nun deutlich rot oder wenigstens rosa gefärbt, während Rotwein und andere Pflanzenfarbstoffe dem Stearin nur eine schwache gelbliche Färbung erteilen.

— **Fingergeschwüre** (Umlauf, Fingerwurm). Ein gutes Volksmittel, um den heftigen Schmerz zu lindern, ist ein dicker Umschlag des frischen saftigen Fleisches einer Zitrone. — Wenn man zeitig den Geschwulst öfters mit Kampherspiritus bestreicht, so kann die Ausbildung des Geschwüres und damit auch der Schmerz verhütet werden.

— **Einfacher Dünger für Zimmer- und Fensterpflanzen.** Es ist eine alte, aber wenig bekannte Tatsache, daß einige Tropfen Salmiakgeist, dem Gießwasser zugesezt, eines der besten und billigsten Dungmittel für Topfpflanzen sind, das viele der gerühmten sogenannten „concentrirten" Dungmittel ersezt, von denen manche doch nichts weiter als Schwindel sind.

Sprechsaal für jedermann.

— Die Geschwister **Margarethe** und **Karoline Ehrlich** sind im Jahre 1864 nach Amerika ausgewandert und haben seit 1874 nichts von sich hören lassen; erstere war im Staate Arkansas, leztere im Staate Kansas bei Telicke (?). Ich ersuche alle diejenigen, welche mir Auskunft erteilen können, solche an mich gelangen zu lassen, da wichtige Angelegenheiten vorliegen.

Friedrich Ehrlich,
Eisenach i. Th., Neustadt 28

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser, Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Die Mappe

Illustrirte Fachzeitschrift für dekorative Gewerbe.

Herausgegeben und redigirt von

E. A. Grünenwald und Fr. Nauert.

Expedition und Redaktion in Dresden

kl. Plauen'sche Gasse 15.

Abonnements-Einladung

auf die in **München** erscheinende

„Süddeutsche Post"

Unabhängiges demokratisches Organ.

Herausgegeben von

L. Viereck.

Sechszehnter Jahrgang. — 3. Quartal 1884.

Die „Süddeutsche Post" erscheint dreimal wöchentlich zum Abonnementspreis von Mk. 1.50, **wozu am** Plaze und beim Bezuge von den auswärtigen Filialen das Bestellgeld, nach außen die Gebühr für den Postbezug tritt. Alle Abonnenten erhalten als Gratisbeilage den

„Süddeutschen Postillon"

redigirt von Max Kegel, ein humoristisch-satyrisches Wochenblatt, das sich in ganz Deutschland **einer** großen, ständig wachsenden Popularität erfreut.

Administration und Redaktion der „Südd. Post."

München.

Die billigste politische Zeitung Deutschlands

ist die allwöchentlich in großem Zeitungsformat erscheinende

Halberstädter Sonntags-Zeitung

Preis: Im Reichspostgebiet bei Abholung von der Post viertelj. 30 Pf.
Mit Bringerlohn " 45 "
In Baiern, Baden und Württemberg . . . " 25 "

Grundsäze: Freiheit von allem politischen Druck und Bevormundung; Erweiterung der Volksrechte. — **Gleichheit** aller Staatsbürger vor dem Gesez. — **Soziale Reformen** zur Besserung der Lage der arbeitenden und notleidenden Klassen.

Halberstadt. Der Verleger: **Aug. Heine.**

In Nürnberg erscheint und ist durch alle Postanstalten, sowie direkt durch die Expedition zu beziehen:

Deutsche

Metallarbeiter-Zeitung.

Fachblatt

für die Interessen der Metallarbeiter aller Branchen.

Herausgeber und Redakteur: **J. Scherm**, Schlosser, in Nürnberg.

Die „Deutsche Metallarbeiter-Zeitung" wird nicht nur in wirthschaftlicher Beziehung die Interessen der Arbeiter voll und ganz vertreten, sondern auch bestrebt sein, ihre Leser über die großartigen technischen Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit durch Wort und Bild zu unterrichten und auf dem Laufenden zu erhalten. Die „Deutsche Metallarbeiter-Zeitung" wird daher ein Fachblatt im vollsten Sinne des Wortes werden und nicht nur für den Arbeiter, sondern auch für den Kleingewerbetreibenden, der bestrebt ist, seine Fachkenntnisse zu erweitern, aber nicht im Stande ist, sich die kostspielige einschlägige Literatur anzueignen, ein willkommenes Organ sein.

Die „Deutsche Metallarbeiter-Zeitung" kostet vierteljährlich durch die Post bezogen nur 70 Pf., unter Kreuzband 80 Pf.

Inserate, welche bei dem ausgebreiteten Leserkreise von großer Wirkung sind, werden die 3gespaltene Petitzeile (8 cm Breite) zu 20 Pf. angenommen. Arbeitsmarkt 10 Pf.

Zu zahlreichem Abonnement ladet ein **Redaktion und Verlag.**

Die Buchdruckerei

von

J. H. W. Dietz in Stuttgart

empfiehlt sich

zur Anfertigung aller Druckarbeiten.

Auswärtige Aufträge werden schleunigst franko per Post effektuirt. Preise billig.

Beachtenswert!

Durch die Expedition der „Neuen Welt" ist zu beziehen:

	M.
Die Neue Welt, Jahrg. 1879, 1881 u. 1882 broch. à M. 3.—, geb.	5.—
— Jahrg. 1883, broch. M. 4.50, geb.	5.50
Der Neue-Welt-Kalender f. 1884	—.50
Otto-Walster, A., Braunschweiger Tage. Histor. Roman 8°, 620 S.	2.—
— Eine mittelalterliche Internationale. Hist. Novelle. 8° 128 S.	—.60
— Kranke Herzen. Zwei Novellen 8°, 232 Seiten	—.75
Shelley, Dichtungen, geb.	1.80
Deutscher Jugendschatz, geb.	—.75
Edelsteine deutscher Dichtung. Gewöhnl. Ausg., geb.	—.75
Schiller, Gedichte, geb.	—.75
Heine, Buch der Lieder, geb.	4.—
Hauff, Lichtenstein, geb.	2.—
— Gedichte und Märchen, geb.	2.40
Herwegh, Gedichte eines Lebendigen, geb.	4.60
Freiligrath, Gesammelte Dichtungen 3 Bde. geb.	13 —
Reinhardt, Gustav, Gedichte. 8°, 154 Seiten	—.80
Wedde, Johannes, Grüsse des Werdenden, geb. 6.—, broch.	5.—
Goethes sämmtl. Werke, 10 Bde. geb.	18.—
Schillers Werke, 3 Bde., geb.	4.50
— — 4 Bde., roth, geb.	6.—
Lessings Werke, 6 Bde. in 3 B. geb.	5.60
Wieland, ausgew. Werke, 3 Bde. gb.	7.—
Börne, Gesammelte Schriften, 3 Bde.	6.—
Hauff, sämmtl. Werke, 2 Bde., geb.	3.50
Shakespeares Werke, 3 Bde. geb.	6.—
Die Neue Zeit. Revue d. geist. u. öffentl. Lebens, in monatl. Heften à	—.50
— — 1. Jahrg. compl., geb.	9.—
Marx, K., Das Kapital	9.—
— Lohnarbeit und Kapital	—.15
Bucher, Lothar, Der Parlamentarismus, geh.	5.—
Mignet, Geschichte der franz. Revolution von 1789—1814, geb.	2.—
Corvin, Geschichte der Neuzeit 1848—1871, compl. in 3 Bd., geb	15.—
Schäffle, A., Quintessenz des Sozialismus	1.20
Spier, Recht und Unrecht	1.50
Ihering, Der Kampf ums Recht	1.—
Flesch, Dr. Karl, Haftpflicht, Unfallversicherung, Normalarbeitstag	1.50
Staatswirthschaftl. Abhandlgn. II. Serie, compl., früher 10.—, jetzt	3.—
Separat-Abzüge aus denselben:	
Kautsky, Irland. Kulturhist. Skizze	—.50
— Internat. Arbeits-Gesetzgebung	—.50
— Ueberseeische Lebensmittel-Konkurrenz	—.50
Vollmar, Der gegenwärtige Stand der Waldschutzfrage	—.25
Robert Blums Reden, geb.	1.25
Becker, B., Briefe deutscher Bettelpatrioten, gr. 8°, 500 Seiten	2.50
— Die Reaction in Deutschland, 8°, 508 Seiten	1.50
— Geschichte der Arbeiter-Agitation von Ferdinand Lassalle. 8°, 312 Seiten	1.50
Brunnemann, Karl, Skizzen und Studien der franz. Revolutionsgeschichte, gr. 8°, 112 Seiten	—.75
König, Emil, Schwarze Kabinette, gr. 8°, 104 Seiten	—.60
Lassalle, Ferdinand, Philosophie Fichtes	—.15
— Lessing	—.15
— Fichtes politisches Vermächtn.	—.15
— Julian Schmidt	—.75
Prowe, Dr. A., John Osawatomie Brown, der Negerheiland. gr. 8°, 148 Seiten	—.75
Rasch, Gustav, Die Preussen in Elsass-Lothringen. 8°, 331 Seiten	2.—
Reinhardt, Gustav, Gedichte. 8°, 154 Seiten	—.80
Zimmermann, Pfaffenpeitsche I. 8° 258 Seiten	1.25
Stern, J., Die Religion der Zukunft	1.50
Köhler, Oswald, Der Egoismus und die Civilisation	1.20
Der erste Hochverrathsprozess vor dem Deutschen Reichsgericht	1.20
Büchner, Kraft und Stoff	7.—
— Der Gottesbegriff	1.—
Specht, Populäre Entwicklungsgeschichte des Weltalls	3.50
Lommel, Johann Huss	—.25
— Jesus v. Nazareth (wieder vorrätig)	—.30
Dulk, Die Entstehung des Geistes	—.20
Henrich, Tod und Feuerbestattung	—.20
Bebel, Die Mohammedanisch-arab. Kulturperiode	2.—
Verhandlungen d. sächs. Landtags vom 11. Januar 1884	—.20
Zimmermann, D. deutsche Bauernkrieg. (Antiquar. Expl.)	7.50
Liebknecht, Fremdwörterbuch, geb.	1.80
— — brochirt	1.50
Ratgeber für Gewerbtreibende	3.50
Bock, Buch v. gesunden u. kranken Menschen. 2 Bde. geb.	12.—
Meinert, Wie nährt man sich gut und billig?	—.50
Hensel, Diphteritis, Cholera u. Blattern	2.—
Gewerbeordnung	—.30
Gesez betr. die Krankenversicherung der Arbeiter u. Hilfskassengesez	—.25
Haftpflichtgesez	—.05
Strafgesezbuch nebst Pressgesez und Sozialistengesez	1.—
Reichs-Justiz-Geseze mit Formularbuch	2.—
Verfassung des deutschen Reichs	—.15
— mit Anmerkungen	1.—
Porträt-Galerie in Enveloppe (Marx, Lassalle, Geib, Bracke, Freiligrath, Herwegh, Jacoby, Darwin.)	2.50
Jedes Porträt einzeln	—.30
Photographien, Marx (Cabinet)	1.—
— — (Visit)	—.50
Einbanddecken zur „Neuen Welt"	1.20
— zur „Neuen Zeit"	1.50

„Adreßbuch von Europa"

erscheint in ca. 60 Lieferungen à 60 Pf.
Subskriptionspreis für das ganze Werk nur 25 Mark. (31 Liefergn. bereits erschienen.)

Dresden. **H. G. Merkel.**
Verlagsbuchhandlung.

Kein Mann ohne Waffe!

Exakt eingeschossene **Teschins**, ganz ohne Knall, von 12 Mark an. **Bulldoggrevolver** von 12 Mark an. **Hinterlader-Jagdgewehre** von 35 Mark an. Preislisten gratis. Ich leiste für jede Waffe volle Garantie.

Hippolit Mehles, Waffen-Fabrik, **Berlin W.** Friedrichstr. 159.

Panzer-Börsen

unverwüstlich, rosten nicht, weil solid **vernickelt**; bequemes Tragen; versende dieselben **unter Garantie der Haltbarkeit** von

Mk. 1.50 bis Mk. 5

pr. Stück gegen Nachnahme.

Illustr. Preisliste gratis und franko.

Die erste und älteste Fabrik dieses Genres.

Gegründet 1847.

Wilh. Hauß, Mainz.

Ich empfehle meine schön singenden **Kanarien-Vögel.**
R. Maschke, St. Andreasberg i. H.

Freunden und Bekannten empfehle ich mich in

Wäsche.

Herrenhemden aus Ia. Cretonne mit leinenem Einsaz von Mk. 2.80 an.

Hans Arnold.
Konstanz.

Selbstunterricht im Schnell-Schönschreiben, nach der bei I. I. K. K. Hoheiten den Prinzen Wilhelm und Heinrich von Preußen angewandten Metode von Professor Maas, Ritter etc. 6. Auflage. Prospekt und Unterrichtsplan gratis und franko durch die Expedition der Prof. Maas'schen Unterrichtsmittel, Berlin S., Luisen-Ufer 2a, und durch jede Buchhandlung.

Elegante Einbanddecken

für

Die Neue Zeit 1883

Halbfranzband

mit reicher Rückenvergoldung.

Preis M. 1.50.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Nr. 15. 1884. Preis pro Heft 25 Pfennig. IX. Jahrgang.

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz.

Aerztlicher Ratgeber.

Wollerau (Schwyz), E. S., und **Nippes** (bei Köln), J. P. Versuchen Sie es gegen Ihre rheumatischen Leiden mit der Massage, über die in der „N. W." wiederholt Näheres mitgeteilt ist.

Goldlauter b. Suhl. W. Walther. Um die Homeriana, die jezt mit soviel Reklame in allen Zeitungen angepriesen wird, kümmern Sie Sich nicht. Dagegen raten wir Ihrem Bruder, wie allen Lungenleidenden, zur Atmungskur und zum Genuß von Kumys.

Redaktions-Korrespondenz.

Berlin. Frl. A. W. Ihr Roman ist doch gar zu zart für die derbe Konstitution der „Neuen Welt". Daß der Held desselben, mit dem stolzen Namen Adolar Sonnenfels, „ein junger Mann am Ende der zwanziger Jahre, stattlich, schön, stolz, als läge ihm die Welt zu Füßen" — (doch hoffentlich blos die Welt der Backfische!) — schon auf der 5. Seite in Tränen ausbricht und bis zur 14. Seite ununterbrochen fortgreint, weil ihn die Verzweiflung seines 16jährigen Gegenüber ansteckt, „einer eben in süß geheimnisvoller Pracht aufgebrochenen Jungfrauenknospe" — (aufgebrochen! Etwas gewaltsam das bei einer Jungfrauenknospe!) — der ihr „treuloser, herzlieber, ahnungsloser Kanarienvogel" undankbar und leichtsinnig, wie solche Vögel sind, fortgeflogen ist, — das ist für unser hartgesottenes Herz doch des Gefühles allzuviel, umsomehr, als Sie es für unerläßlich gehalten haben, besagten Helden in jedem der 24 Kapitel Ihres Romans wenigstens einmal in Tränen schwimmen zu lassen. Nehmen Sie es deswegen nicht übel, wenn wir unsererseits den ganzen Roman schwimmen lassen, aber nicht in Tränen. Daß wir Ihnen ein ganz niedliches Talent zu kleinen bescheidenen Erzählungen und Geschichtchen zutrauen, fügen wir übrigens gern hinzu. Warum muß denn auch immer gleich beim Schwersten begonnen werden!?

Halberstadt. E. E. Sowohl Borgholm als Bornholm gibt es. Ersteres ist eine ganz kleine, wohl noch nicht 1000 Einwohner zählende Hafenstadt auf der schwedischen Insel Oeland, lezteres die in der Ostsee liegende, zu Dänemark gehörige Insel mit etwa 30000 Einw. und der Hauptstadt Rönne.

Bern. Josef B. Daß Sie auch auf uns selbst ein längeres Gedicht gemacht haben, freut uns; daß Sie es uns aber nicht eingesendet haben, freut uns noch mehr —, angesichts der wahrhaft erschütternden Proben Ihres poetischen Talents, mit denen Sie uns ohnehin heimgesucht haben. Glauben Sie uns: dichten ist gut, nicht dichten für Sie besser!

Wien. H. Sch. Nun wäre also das Rätsel gelöst! — Die in Wien bestehende „Freie Kirche der Vernunft" ist uns unbekannt; Sie werden uns verpflichten, wenn Sie uns Näheres über dieselbe mitteilen.

München. L. M. Ihr kleines Gedicht „Stille Nacht" ist nicht übel; vielleicht bringen wir es gelegentlich zum Abdruck.

Freiburg in Br. Frl. Hermine K. Ihr Name, der auch in der Form Herminie auftritt, kommt vom althochdeutschen Irmina und bedeutet die Vortreffliche, Kraftvolle; Ihre liebste Freundin Martha ist gemäß ihrem dem chaldäischen mare, Herr, entstammenden Namen die Herrin, Herrscherin im Hause. Möge Herminens Kraft und Trefflichkeit nie der Zartheit und Sanftmut und Marthas Herrschgewalt nie der Güte und Milde entbehren.

Krahenhöhe. K. Schr. In der betr. Militärangelegenheit wendet sich die Witwe am besten zunächst ans Kriegsministerium.

Berlin. M. K. Die eingesendete Zeichnung erscheint uns für die N. W. und den Neue-Welt-kalender nicht geeignet.

Teplitz. W. Größl. Darwins Werke kosten komplet gebunden Mk. 53. — Zu beziehen gegen Baar-Einsendung durch die Exp. d. „N. W."

Zürich. K. M. Ihr Gedicht „Zwei Blüten" ist zur Veröffentlichung nicht reif. Strophen wie die folgende:

Sieh mein Herz, so gings auch dir,
Königin von allen;
Eh der Tag war vor der Tür
Warst du abgefallen — —

sind nicht leicht ernst zu nehmen.

Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

P. Lehrer H. 1) Die Elementarzusammensezung der tierischen Fette gibt folgende Tabelle an:

	Kohlenstoff (C)	Wasserstoff (H)	Sauerstoff (O)
Hammelfett . . .	76,61	12,03	11,36
Ochsenfett . . .	76,50	11,91	11,59
Schweinefett . . .	76,54	11,94	11,52
Hundefett . . .	76,66	12,01	11,33
Kazenfett	75,56	11,90	11,44
Kammfett (Pferdefett aus d. Halsteilen)	77,07	11,69	11,24
Menschenfett . . .	76,44	11,94	11,62
Butterfett . . .	75,63	11,87	12,05

2) Der Nachweis, daß Schliemann sich und einen großen Teil auch der wissenschaftlichen Welt troz alledem mit seiner Troja-Entdeckung gründlichst getäuscht hat, scheint in der Tat erbracht. Wir berichten wahrscheinlich demnächst darüber.

— **Göttingen.** Student Richard R. Auskunft über die Jäger'sche Geruchseelenlehre finden Sie in dessen Lehrbuch der allgemeinen Zoologie, III. Abteilung: Psychologie, welche als zweite Auflage der „Entdeckung der Seele, 1880 bei Ernst Günther in Leipzig erschienen ist. Interessant ist das Buch jedenfalls. Zu einer eingehenden Kritik dieser Jäger'schen Teorie gelangen wir vielleicht demnächst.

Polytechnischer Briefkasten.

Potsdam. A. M. Sie haben verabsäumt, bei der Anwendung des Landkartenfirnisses ein Siccatif (Trockenmittel) hinzuzufügen. Geringe Mengen von borsaurem Manganoxydul als Zusaz werden dem Uebelstande des Klebens leicht abhelfen.

Solingen. C. A. Das Mineral, welches Sie meinen, das Carbon oder Carbonat, ist nichts weiter als eine Spielart des Diamant, die in der Provinz Bahia in Brasilien gefunden wird und wegen ihrer dunkelbräunlichen, fast schwarzen Farbe als Schmuckstein unbrauchbar ist, dafür aber wegen seiner Härte, welche der des eigentlichen Diamanten sehr nahekommt, für allerlei technische Zwecke benüzt wird.

Ratgeber für Haus- und Landwirtschaft.

— **Hamburg.** Frau E. J. Gefrorenes Gemüse und gefrorenes Obst kann man wieder genießbar machen, wenn man sie in mit Schnee oder ein wenig Eis vermischtes Wasser legt und an einen kühlen Ort stellt. Nach vier Stunden gießt man das Wasser ab, trocknet das Obst mit einem Tuche, indes man das Gemüse an einem Orte langsamer trocknen läßt und dann zur weiteren Aufbewahrung an einen frostfreien Ort bringt. Gefrorne Eier werden in frischem, etwas gesalzenem Brunnenwasser vollständig wiederhergestellt.

Berlin. Fräulein K. S. Für Blumenampeln, welche im Hellen hängen, sind die geeignetsten Pflanzen: Tradescantia zebrina und albiflora (viridis), Crassula spathulata, Saxifraga sarmentosa, Oxalis Schlachteri, Dissandra prostrata, Cactus flagelliformis, Sedum Sieboldi, Isolepis fluella, ferner kleinblättriger wilder Ephen, Ficus scandens (stipulata), Lonicera trachypoda (buntblätterig), Vinca major, Mühlenbeckia complexa Fuchsia mit hängenden Zweigen.

Steinau. M. Tr. Die „N. W." hat wohl erst vor kurzem Mittel gegen Ameisen gegeben. Karbolsäure auch in hundertfältiger Verdünnung wirkt sicher gegen Ameisen, Erdflöhe, Blattläuse u. dergl. Ungeziefer.

Humoristisches.

— **Abhilfe für die Not der arbeitenden Klasse.** In einer Versammlung der britischen Gutsbesizer wurden laut „Punch" einstimmig folgende Beschlüsse gefaßt: 1) daß der Appetit zum Essen und Trinken, unglücklicherweise von Natur den Bauern eingepflanzt und bei ihnen in weit größerem Grade vorherrschend, die Hauptursache ihrer Leiden und ihrer Unzufriedenheit sei. 2) Daß es zur Sicherheit und Ruhe der Gutsbesizer nötig sei, Maßregeln zu ergreifen, diese Gier, wenn nicht zu beseitigen, doch zu mäßigen. 3) Daß für die Erfindung eines Nahrungsmittels, welches Brod, Fleisch, Speck, Kartoffeln 2c. ersezen könnte, Preise auszusezen wären. 4) Daß denjenigen Bauern, welche es im Hungern am weitesten bringen, Prämien zuerkannt würden. 5) Daß dem Herzog von Norfolk eine Dankadresse zu votiren sei für den praktischen Vorschlag, den knurrenden Magen durch Schießpulver zum Schweigen zu bringen.

— **Urbairische Derbheit.** Ein in einer bairischen Bierstube sizender Gast äußerte kürzlich: „Das Bier ist jezt viel stärker wie früher, ich habe gestern Abend darauf wie ein Ochse geschlafen." — „Das kömmt nicht vom Bier," meinte ein daneben sizender Arzt.

— **Ochsen und Menschen.** Gibt's nicht ausgezeichnete Künstler unter den Ochsen, z. B. große Hornisten? Sind die Ochsen nicht ausgezeichnete Redakteure, wiederkäuen sie ihre Artikel nicht immer und ewig? Die wirklichen Ochsen kann man kochen und braten, die menschlichen Ochsen muß man roh genießen! Wenn der Ochse einmal vor den Kopf geschlagen ist, so ist er genießbarer, als wenn der Mensch vor den Kopf geschlagen ist!

— **Gutes Vorbild.** Einige junge Offiziere wurden bei einem achtzigjährigen Generale wegen mancherlei Liebes-Intriguen verklagt. Er sagte strafend: Meine Herren, was muß ich hören? Befolgen Sie so das Beispiel, das ich Ihnen gebe?"

— **Ein edler Lebensretter.** „Sie retteten mir einst mein Leben," redete ein Bettler einen Hauptmann an, unter dem er früher gedient hatte. — „Rettete dein Leben?" antwortete der Offizier; „hälst du mich für einen Arzt?" — „Nein" erwiderte der Mann; „aber ich diente unter Ihnen in der Schlacht von . . ., und als Sie Sich aus dem Staube machten, folgte ich Ihrem Beispiele und erhielt dadurch mein Leben."

— **Je nachdem.** Für gute Ermahnungen sind die meisten Menschen taub, für üble Nachreden haben fast alle stets offene Ohren.

— **Unterschied.** Ein naseweiser junger Mensch verspottete einen Juden wegen der Größe seiner Ohren. „Ich kann es nicht leugnen," entgegnete dieser, „daß die meinigen für einen Menschen zu groß sind; aber Sie werden auch zugeben, daß die Ihrigen für einen Esel zu klein sind."

— **Echte Frömmigkeit.** Zwei adelige Damen unterhielten sich mit einander. „Die Osterzeit ist nahe," sagte die eine; „das fordert zum Nachdenken auf. Wir sind große Sünderinnen. Was werden wir beginnen?" — Ganz ruhig antwortete die andere: „Wir wollen unsere Bedienten fasten lassen."

— **Ehrlichkeit in Rußland.** Peter der Große war eines Tages im Senate sehr aufgebracht über die vielen Diebstähle, die ihm angezeigt wurden. „Schreiben Sie," sagte er zum Kanzler Jaguschinsky, „Jeder, der nur den Wert eines Strickes stiehlt, wird ohne Gnade gehängt." Der Kanzler lachte laut auf: „Wenn Ew. Majestät Lust haben, Czar ohne Untertanen zu sein, so soll es sofort geschehen" Jezt lachte Peter seinerseits und — die Sache blieb, wie sie war.

Auflösungen von Nr. 10.

Schachtelrätsel.

Taubert
Tauber
Taube
Taub
Tau
Au

Richtig gelöst: Altona: J. Flenker, W. Knaak; Apolda: Oskar Schneider; Berlin: Schriftsezer E. Bethmann, Gymnasiast S., Lieutenant P.; Chemnitz: A. Neuhauß; Elmira (Nordamerika): J. Klöckner; Frankfurt: K. Säng; Hall: Rob. Kröner; Hamburg: A. D., Malergehilfe H. Rössing; Harburg: C. S.; Judenbach: Bernhard Hallein, Friedrich Lommer; K.: Lehrer F.; Kockisch: Julius Lehmann; Kratzau: W. Seibt; Mühlheim: K. Ehmann; Piotzkow (russisch Polen): Josef Rosenthal; Rathenow: Optikus Trützschler; Reichenbach (Sachsen): L. König; Solingen: J. Ph. B.; H.: Julius Schlüter.

Rebus.

Gewalt und Geld dominiren die Welt.

Richtig gelöst: Berlin: E. Bethmann, Lieutenant P.; Hall: Robert Kröner; Harburg: C. S.; Kockisch: J. Lehmann; Kratzau: W. Seibt; Netzschkau: F. Drechsler; Neurode: Schriftsetzer A. Rühlmann; Rathenow: F. Trützschler.

Milchwein oder Kumys.

Während es vielen Leuten schon als Anmaßlichkeit angerechnet wird, wenn sie Neigung zeigen, gleich anderen „gut zu essen", nämlich derartig zubereitete Speisen, daß auch der Geschmacksinn angenehme Befriedigung bei der Magenfüllung findet, sowie wenn sie eine gewisse Abwechslung der Gerichte begehren, die sich doch auch nachweislich als dem Körper zuträglich erweist, wird nun gar das „Trinken", worunter ganz allgemein der Genuß gegohrner oder alkoholischer Getränke verstanden werden soll, ganzen Bevölkerungsteilen als ein aus Unverstand und Uebermut oder gar aus Bosheit begangenes Vergehen angerechnet. Schon der Umstand, daß die Bereitung und der Genuß derartiger Getränke so allgemein verbreitet ist bei civilisirten und roheren Völkern aller Erdteile, sollte wohl zu bedenken geben, ob nicht eine physische Nötigung dieser angeblichen „Verirrung" der menschlichen Natur zugrunde liegen könne? Trotzdem hören wir, sobald unter gewissen Umständen und Zeitverhältnissen auf Straße und Markt die Beweise für den, ja unbedingt verwerflichen, übermäßigen Verbrauch von Alkohol zutage treten, von seiten jener Eiferer, unter Appell an den allgemeinen Widerwillen und Ekel vor der Trunksucht, eine Verschärfung nicht nur der bereits üblichen Maßregeln und Strafen gegen die Unmäßigen verlangen, sondern sogar die Anwendung des Prügels und allerhand Ausschank- und Konsumverbote. Daß sie damit nur im großen ganzen ein Scheingefecht gegen Symptome führen, wobei die eigentlichen Quellen der Neigung zum Trinken unverstopft bleiben, merken diese Leute nicht — oder könnte man vielleicht mit mehr Recht sagen: sie wollen das nicht merken!

Denn von „gebildeten Leuten" kann man doch die Kenntniß der klassischen Schriften unserer Zeit verlangen! Und zu diesen gehört an hervorragendster Stelle, nach Urteil unseres Kultur- und Literarhistorikers Scherr, das „Chemische Briefe" betitelte Werk des hinlänglich berühmten Verfassers. Nun lesen wir aber im 32. Briefe über das Trinken Folgendes:

„Man hat die Verarmung und das Elend in vielen Gegenden dem überhand nehmenden Genuß von Branntwein zugeschrieben; dies ist ein Irrtum.

„Der Branntweingenuß ist nicht die Ursache, sondern eine Folge von der Not. Es ist eine Ausnahme von der Regel, wenn ein gut genährter Mann zum Branntweintrinker wird. Wenn hingegen der Arbeiter durch seine Arbeit weniger verdient, als er zur Erwerbung der ihm notwendigen Speise bedarf, durch welche seine Arbeitskraft völlig wieder hergestellt wird, so zwingt ihn eine starre, unerbittliche Naturnotwendigkeit, seine Zuflucht zum Branntwein zu nehmen; er soll arbeiten, aber es fehlt ihm wegen der unzureichenden Nahrung täglich ein gewisses Quantum von seiner Arbeitskraft. Der Branntwein, durch seine Wirkung auf die Nerven, gestattet ihm die fehlende Kraft auf Kosten seines Körpers zu ergänzen, diejenige Menge heute zu verwenden, welche naturgemäß erst den Tag darauf zur Verwendung hätte kommen dürfen; er ist ein Wechsel, ausgestellt auf die Gesundheit, welcher immer prolongirt werden muß, weil er aus Mangel an Mitteln nicht eingelöst werden kann; der Arbeiter verzehrt das Kapital anstatt die Zinsen, daher denn der unvermeidliche Bankerott seines Körpers."

Hier zeigt sich allerdings eine Auffassung aus erweitertem Gesichtspunkt, der weder dem beschränkten gesellschaftlichen Vorurteil, noch dem Bedürfniß, über die allgemeine menschliche Verderbtheit zu zetern, entspricht. — Und so wird man es hoffentlich auch uns nicht als boshafte Absicht auslegen, wenn wir hier eines in unsern Gegenden sich neuerdings mehr einführenden alkoholischen Getränks und seiner Bereitungsweise Erwähnung tun. Es ist dieses der aus Milch bereitete moussirende Wein oder Kumys. Dieses Getränk wird bekanntlich schon längst bei den Tataren und verschiedenen nordasiatischen, nomadisirenden Völkerschaften, denen stärkemehl- oder zuckerhaltige Früchte zur Branntweinbereitung nur in geringem Maße zur Verfügung stehen, aus Stutenmilch bereitet. Bei uns führt es sich, wie im Mittelalter der Alkohol, zunächst als Heilmittel ein. In Anstalten zur Heilung Lungenkranker wird Kumys verabreicht und neuerdings wird derselbe fabrikmäßig bereitet und mit Gebrauchsanweisung für 1.50 Mark pro Flakon in den Zeitungen ausgeboten. Aus lezterer Veranlassung, und da die Bereitung des Getränks so einfach ist, daß sie in jedem Haushalt ausgeführt werden kann, geben wir hier eine genaue Vorschrift dafür nach F. Wilkens.

Gute, frische Kuhmilch, unabgekocht und ohne Wasserzusaz, wird in gereinigte, starke Flaschen (am besten Champagnerflaschen) gefüllt, nachdem ihr pro Liter 3 Neulot feingestoßener Zucker zugesezt wurde und derselbe sich gelöst hatte. Von Preßhefe, die aber frisch, nicht sauer sein muß, und die durch Ueberstreuen mit weißem Zucker ausgeweicht wurde, sezt man dann jeder Flasche ein Stückchen an Größe wie zwei Erbsen hinzu. Man verkorkt nun die Flaschen aufs beste mit den schon vorher eingepaßten, sehr gut schließenden Korken, zwischen welchen und der Oberfläche der Milch eine reichlich zollhohe Luftschicht frei sein muß; der Kork wird mit starkem Bindfaden durch doppelten Champagnerknoten festgebunden. Hat man nur Bierhefe zur Verfügung, so wird dann jeder Flasche ein Theelöffel voll zugesezt. Der Inhalt der Flaschen wird öfters tüchtig umgeschüttelt. Während der ersten zwei Tage läßt man sie am besten im Zimmer stehen, im Winter in einem geheizten; dann werden sie noch drei Tage in den Keller gestellt, anfänglich auch noch umgeschüttelt. Nach fünf Tagen ist der Milchwein trinkbar und bleibt es bis etwa zum zwanzigsten Tage, wonach dann leicht unerwünschte Zersezungen eintreten. Will man also den Kumys zur Kur immer gut und frisch haben, so bereitet man anfänglich sechs Flaschen und sezt für jede täglich ausgetrunkene je eine frische nach Vorschrift an, um die Zahl immer komplet zu haben.

Dieser Kumys moussirt ziemlich, worauf beim Eingießen in ein Glas zu achten ist, hat einen geistigen, säuerlich-süßen Geschmack, einen nicht grade unangenehmen Geruch, das Kumysbouquet, und steigt beim Trinken in die Nase, wie Schaumwein.

Derjenige Stoff, welcher die Milch zu einer gährungsfähigen Flüssigkeit macht, ist der Milchzucker, eine in seiner elementaren Zusammensezung mit den andern Zuckerarten übereinkommende, bis jezt ausschließlich im Thierreich vorgefundene Zuckerart, welche den Molken den schwachsüßlichen Geschmack verleiht. Nach Hefezusaz erleidet der Milchzucker Umwandlung in Laktose, welche in weniger geistiger Gährung Alkohol und Kohlensäure liefert; durch faulende Stoffe aber namentlich durch sich zersezendes Kaseïn erfährt der Milchzucker die Milch- und Buttersäuregährung. Aus lezterm Grunde müssen bei fortgesezter Benuzung geleerter Kumysflaschen diese vom Rückstand mit peinlicher Sorgfalt gereinigt werden.

Da, wie erwähnt, in jüngerer Zeit in den Zeitungen im Reklamenstil „Liebigs Kumys" als Heilmittel gegen eine ganze Reihe chronischer, besonders auch Hals- und Lungenleiden empfohlen und in Quantitäten von sechs Flakon angeboten wird, so ist nach allen Erfahrungen sehr wahrscheinlich, daß viele Hilfsbedürftige auch nach diesem Mittel mit Eifer langen und den Preis unbesehen darauf geben werden. Eine Berechnung nach obigem Rezept zeigt nun aber, daß selbst bei höchsten Milchpreisen einer Großstadt sich jeder das Getränk für höchstens 50 Pfg. pro richtigen Liter (nicht Flakon!), in kleinen Städten und auf dem Lande aber ganz leicht für 20 Pfg. herstellen kann. Der Name „Liebig" trägt natürlich zur Heilwirkung nichts bei, hat auch mit dem des berühmten Chemikers nichts zu thun, der dies Getränk weder erfunden noch empfohlen hat; die ganz entbehrliche, oder höchstens einmal nötige Gebrauchsanweisung aber wäre doch mit 10 bis 13 Groschen für jedes Flakon entschieden zu hoch bezahlt! R. L.

Mannichfaltiges.

Hexenverbrennungen im Jahre 1770. Eine Zuschrift des Hamburgischen Correspondent aus Warschau vom 7. Juli 1770 bringt eine Notiz, deren Inhalt kaum glaublich, aber zugleich ein Bild gibt von dem traurigen Aberglauben, welcher damals noch in Polen herrschte: „In Neustadt, welches einem gewissen Herrn von Consky zugehöret, hat man neulich eine in jezigen Zeiten unerhörte Exekution vollstrecken sehen. Man hat nämlich 3 Frauenspersonen, weil der Kutschhengst des Herrn und 2 Windhunde gestorben, als Hexen verbrennen lassen. Sechs noch sizende Personen, welche man ebenfalls zur Inquisition gezogen, dürften ein gleiches Schicksal erfahren, wenn sie nicht noch durch Hilfe ohne Vorurteile gerettet werden."

— **Die Goldfelder von Viktoria.** Unter den Goldfeldern der australischen Kolonien sind die von Viktoria die ergiebigsten. Ihre Entdeckung fällt in das Jahr 1851 und von da bis Ende 1882 wurde Gold im Werte von 205 743 348 Pfd. St. (4 114 866 960 Mk.) gefunden. Die größte Menge Gold lieferte das Jahr 1853 im Betrage von 12,60 millionen Pfd. St. Das Jahr 1882 ergab einen Ertrag von 898 535 Unzen, 35 636 mehr als im Vorjahre, im Werte von 3 594 140 Pfd. St. (71 882 800 Mark). Die Zahl der Goldsucher belief sich auf 36 890 gegen 38 568 im Jahre 1881, so daß im Durchschnitt auf den einzelnen Mann ein Gewinn von $97\frac{1}{2}$ Pfd. St. oder 1950 Mark entfiel. Die mit Goldsuchen beschäftigten Chinesen hatten sich von 7941 im Jahre 1881 auf 7274 verringert. Das meiste Gold wurde aus Quarzriffen gewonnen. Das zu Goldfeldern erklärte Areal der Kolonie hatte am Schlusse des Jahres 1882 einen Umfang von 1299 engl. Q.-M. (33 639 Q.-Kilometer). Der tiefste Schacht war bereits 2409 engl. Fuß (733 Meter) gesenkt.

Druckfehler-Berichtigung.

In dem Gedicht: „Unsere Zeit" (auf der ersten Seite dieses Heftes) soll es in der lezten Strophe, 5. Zeile, statt Zeitgenossen — Zeltgenossen heißen.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser, Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Nr. 16. 1884. Preis pro Heft 25 Pfennig. IX. Jahrgang.

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz.

H. N 1818

Aerztlicher Ratgeber.

St. Abonnent. Sie müssen Ihre Nase von einem Arzt untersuchen lassen; wahrscheinlich handelt es sich um eine Wucherung der Schleimhaut, einen sogenannten Schleimpolypen, welcher durch eine kleine Operation entfernt werden müßte.

Stz. Ch. W. Gegen die Beschwerden bei Eintritt des betr. Zustandes empfiehlt sich der Genuß von Baldriantee, gegen die Verstopfung Karlsbader Salz.

Dresden. J. F. Ueber nervöse Kopfschmerzen (Migräne) haben wir schon wiederholt im Aerztl. Ratgeber gesprochen. Bitte gefl. z. B. Nr. 6, 7 und namentlich Nr. 8 dieses Jahrgangs nachzulesen.

Berlin O. B. Wenn Ihnen das Jägersche Wollbett nicht zusagt und Sie Sich in leinener Bettwäsche wohler fühlen, so kehren Sie eben zu dieser am besten wieder zurück. Daß in gewissen Fällen die Leinenbettung dem Wollbett entschieden vorzuziehen ist, gesteht Jäger selbst zu. Ueberhaupt ist das Wollbett vorläufig noch mit größerer Vorsicht aufzunehmen, als die Wollkleidung.

Redaktions-Korrespondenz.

Hamburg. S. Pr. Ueber das Glück der Dummen kann man sich füglich mit der Sinnstrophe des großen Welt- und Menschenkenners Goethe trösten:

Wie sich Verstand und Glück verketten,
Das fällt den Toren niemals ein.
Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein.

das ists: dem Dummkopf nützt alles Glück am Ende doch herzlich wenig und wenn es ihm scheffelweise in den Schoß fiele, und der Kluge weiß oft, wenn er nur ebenso ausdauernd als klug ist, das Glück, ob es ihm auch lange aus dem Wege ging, in der einen oder anderen Weise in seinen Dienst zu zwingen. So lautet die Regel, der's, wie jeder andern, freilich an Ausnahmen nicht gebricht.

Cüstrin. A. Sch. Da Sie so sehr spät in Besitz der Nr. 7 der „N. W." gelangt sind, wollen wir Sie an dieser Stelle als Löser des Rösselsprunges in genannter Nr. nachtragen.

Berlin. Primaner S. Ueber den Mahdi teilt Richard Buchta im „Ausland" vom 17. März d. J. Folgendes mit: Mohamed Achmed ist vor etwa 40 Jahren in Dongola geboren, ein schlanker, gut gewachsener Mann von tiefbrauner Gesichtsfarbe, ein echter Nubier und kein Araber. Er lebte in seinen jüngeren Jahren im Verein mit seinen Brüdern als Schiffszimmermann in Khartum. Von dem Wunsche getrieben, ein Fakih zu werden, lernte er als schon Erwachsener lesen und schreiben, hielt dann selbst eine zeitlang in Khartum oder der dieser Stadt gegenüber liegenden Insel Tuti eine kleine Schule und ging hierauf in die Gegend von Tamaniat, 50 Kilometer nördlich von Khartum, woselbst er sich als Fakih niederließ. Später siedelte Mohamed Achmed nach dem Weißen Nil über, wo er teils auf der Insel Aba, teils in einem Dorfe wohnte, wo ihn Buchta besuchte. 1881 begann er Briefe zu verschicken, in denen er sich als der erwartete Mahdi erklärte.

Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

Göttingen. Stud. K. Wenn Sie Cäsars Kommentarien „de bello gallico et de bello civili" nach der militärischen Richtung studiren wollen, so wird Ihnen nichts so gute Dienste leisten als die bezüglichen Werke Rüstows: 1. Die 1862 in Stuttgart erschienene „Militärische" Uebersezung der Kommentarien, 2. „Heerwesen und Kriegführung C. Julius Cäsars." Auch die als Werk Napoleon III. erschienene „Histoire de Jules César" ist in dieser Beziehung von Bedeutung, aber deswegen mit hoher kritischer Vorsicht zu betrachten, weil sie neben dem Zwecke, ein monumentales Werk der Kriegswissenschaft zu werden, auch der Absicht dienen mußte, den Imperialismus zu verherrlichen. Ein drittes Werk Rüstows „Kommentar der Geschichte Julius Cäsars von Kaiser Napoleon III." (Stuttgart 1865—67) bekämpft die politischen Ansichten des Napoleoniden und zeichnet die Kriegführung in Gallien, beides in sehr interessanter, scharfer und treffender Weise.

Ahrenlohe. Landmann H. H. Zur Erlernung der spanischen Sprache ohne Lehrer sind die im Verlage von Morgenstern in Leipzig erschienenen spanischen Unterrichtsbriefe zu empfehlen. Der Preis derselben ist ein mäßiger.

Polytechnischer Briefkasten.

Fulda. Fräulein S. A. Ein Mittel, Fettflecken aus Papier zu entfernen, besteht darin, daß man das betreffende Blatt zwischen zwei weiße Löschblätter legt, dann Aeter darauf tropfen läßt und lauwarm darüber plättet.

Ratgeber für Haus- und Landwirtschaft.

H. Gärtner Kl. Die Hausgrillen soll man dadurch vertreiben können, daß man auf den Küchenherd ein Gefäß mit Wasser stellt. Die Grillen sollen sich alsdann bemühen, von dem Wasser zu trinken, dabei in das Gefäß fallen und wegen der glatten Wände nicht mehr herauskönnen. Versuchen Sie das Mittel.

Leipzig. Karl G. Gegen die Räude der Hunde hat sich Petroleum als wirksam bewährt, desgleichen Chlorkalk, von dem 0,25 Kg. in gutem frischzubereiteten Zustande in einer 10,5 Liter haltenden Flasche mit Wasser begossen und nach tüchtigem Durchschütteln vor jedem Gebrauch, in einer Menge von einigen Eßlöffeln mittelst scharfer Bürste in die kranke Hautstelle täglich zweimal eingerieben werden. Nach achttägiger Behandlung schwindet die Räude gewöhnlich.

Ahrenlohe. Landmann H. H. Um hochstämmige Johannis- und Stachelbeeren zu ziehen wählt man am besten die gelbe Johannisbeere (ribes aureum), die zu diesem Zweck eigens herangezogen wird. Zweijährige Stämmchen sind gewöhnlich zum Veredeln geeignet, das während des Winters wie bei der Rose im Warmhause geschieht. Die Pflanzen werden zu diesem Zwecke im Herbste ausgehoben, die Wurzeln in feuchtes Moos gehüllt und die Sträucher, wenn sie treiben, durch Kopulation veredelt. Auch Spaltpfropfen und Anplatten können angewendet werden. Hat die Unterlage eine Krone, so kann man auch mehrere Reiser aufsezen. Die veredelten Stämmchen werden sehr dunkel gehalten, bis sie austreiben, dann gibt man ihnen volles Licht und bringt sie, wenn die Veredlung 2—3 Zoll lang ist, in ein kühleres Haus, damit sie nach und nach abgehärtet werden.

Mannichfaltiges.

Elektrische Beleuchtung ist in folgenden Teatern eingeführt: im brünner Teater mit 9000 Lampen seit November 82, Teater Bijou in Boston 650 Lampen seit Dezember 82, Residenzteater in München 750 Lampen, königliches Teater in Stuttgart 500 Lampen, Nationalteater in Prag 1600 Lampen, Manzoniteater in Rom 280 Lampen und in der Skala in Mailand seit Dezember 83 mit geradezu feenhaftem Lichte aus 3000 Lampen.

Eine neue Delikatesse. Einer der bedeutendsten petersburger Wildprethändler verkauft gegenwärtig große Quantitäten von Rentierfleisch nach Paris, Berlin und Wien. Da dieses Fleisch, gut zubereitet, sehr wohlschmeckend ist, so soll es in den Restaurants der genannten Residenzen zahlreiche Liebhaber finden.

5000 Indianer erfroren. Anfangs Februar d. J. hatten 5000 Crowindianer in der Nähe der Kanada- und Dakotagrenze einen Streifzug zum Jagen und Bibertrappen unternommen. Beim Herannahen eines Schneesturms bauten sie ihr Lager, wurden aber so vollständig eingeschneit, daß sie sich weder Wild zur Nahrung noch Holz zum Brennen herbeischaffen konnten und allmälich ihre sämmtlichen Hunde und Pferde aufzehrten. Ein ihnen nachkommender Zug fand das ganze Lager erfroren. (Deutsche landwirtsch. Ztg.)

Gemsen in Schlesien und Böhmen. Nach dem „Waidmann" beabsichtigt Graf Czeronin im Riesengebirge Gemsen zu akklimatisiren, welche er aus seinem Jagdrevier bei Gastein nach dem Riesen- und Elbgrund überführt. Gelingt der interessante Versuch, so hat das immer noch nicht nach Gebühr gewürdigte Riesengebirge, mit Recht die Alpen Norddeutschlands genannt, einen neuen Reiz für Freunde der Hochgebirgswelt gewonnen.

Der Wildbestand in den preußischen Staatsforsten und Hofjagdrevieren wird geschäzt auf: Elchwild 149, Rotwild 19014, Dammwild 7626, Rehe 56844, Schwarzwild 3134, Auergeflügel 768, Birkwild 3059 und Haselwild 1886 Stück.

— **Ungeziefer in Gärten.** Der vor kurzem von uns gebrachten Notiz über Enten als Gartenpolizei können wir heute noch folgendes hinzufügen: In Nürnberg und in verschiedenen Gegenden Frankreichs hat man nicht allein Enten in den Gärten, sondern auch bei dem Umgraben der Aecker bei sich. Es ist ein Vergnügen, zu sehen, wie diese Tiere auf jeden Spatenstich passen und wie schnell sie sind, um die ausgeworfenen Würmer, Engerlinge u. dergl. aufzufressen. In England hält man nicht allein Kröten zur Vertilgung der Schnecken und des ähnlichen Gewürms in Gärten, sondern auch Hühner, die beschuht sind, damit sie nicht scharren können. Aus Paris werden viele Kröten zu diesem Zwecke als Handelsartikel nach England gebracht.

Humoristisches.

Wo bei den eleganten Damen unserer Zeit die Bekleidung anfängt. „Waren Sie gestern auch bei dem Souper des Kommerzienrats B.?" — „Jawohl." — „War's hübsch?" — „Sehr." — „Die Toiletten der Damen?' — „Darüber habe ich kein Urteil, ich habe nicht unter den Tisch sehen können."

— **Der Oberamtmann in H.** war wenig beliebt. Als man nach seinem Tode die auf ihn gehaltene Leichenrede drucken ließ und auch verkaufte, kaufte sie ein Bürger mit den Worten: „Die hätt' ich schon längst gern gehabt."

— **Drei Paare und Einer.**

Du hast zwei Ohren und einen Mund,
Willst du's beklagen?
Gar vieles sollst du hören und
Wenig d'rauf sagen.
Du hast zwei Augen und einen Mund,
Mach dir's zu eigen;
Gar manches sollst du sehen und
Manches verschweigen.
Du hast zwei Hände und einen Mund,
Lern es ermessen;
Zwei sind zur Arbeit und
Einer zum Essen.

— **Rache.** Ein ziemlich ruinirter Börsenspeculant legte sich auf die Schriftstellerei. Jemand sagte von ihm: „Erst hat das Papier ihn ruinirt, jezt ruinirt er das Papier."

— **Schusterjungenwiz.** Ein Schusterjunge ging an einem Droschkenfuhrmann vorüber, an dessen Wagen ein sehr elendes, mageres Pferd eingespannt war und mit gesenktem Kopfe da stand. Als er das Pferd sah, sprang er schnell auf die Seite. „Dummer Junge!" rief ihm der Fuhrmann zu: „warum springst Du denn weg? Das Pferd schlägt ja nicht!' — „O," antwortete der Junge, „das fürcht' ich auch nicht, aber das Umfallen!"

— **Philoxenos.** Dionysos, der bekannte Tyrann, ließ einen gewissen Philoxenos in das Gefängnis werfen, weil er seine Verse getadelt hatte. Doch ließ ihn der Tyrann wieder zu sich rufen und las ihm abermals seine Verse vor. Eine Zeit lang hielt es Philoxenos aus; endlich wandte er sich um. „Wohin willst Du?" fragte ihn der König. „In's Gefängniß!" antwortete Philoxenos gelassen

Auflösungen von Nr. 11.

Rätsel.

Atlas.

Richtig gelöst: Annaberg: P. T.; Berlin: Lieutenant P., Primaner S., Frau Klotilde Schulz; Burg b. Magdeb.: Ewald u. Otto D..r; Frankfurt a/O.: Sattler Adolf K.; Hamburg: Lehrer G., Frl. Anna Sch.; Münsterberg: Siegfried Kerner; Paris: Leonhard Lange; Wunsiedel: Rentier Gn.

Rösselsprung.

Es erklingen alle Bäume
Und es singen alle Nester —
Wer ist der Kapellenmeister
In dem grünen Waldorchester?

Ist es dort der graue Kibiz,
Der beständig nickt so wichtig?
Oder der Pedant, der dorten
Immer kukukt zeitmaßrichtig?

Richtig gelöst: Altona: Postbeamter S.: Berlin: Schriftsetzer E. Bethmann, Frau Klotilde Schulz; Elmshorn: A. H.; Hamburg: E. D.; Paris: Leonhard Lange; Wunsiedel: Rentier Gn.

Nachzutragen: Als Löser des Schachtelrätsels in Nr. 10: Dorp bei Solingen: J. P. Becker.

Aktiengesellschaften und Gründungswesen in den Schwindeljahren nach 1871.

Der soeben erschienene an den Reichstag erstattete Bericht des Reichskanzleramtes enthält darüber folgende interessante und wichtige Ausführungen: Vor dem Jahre 1871 waren in Preußen im ganzen 203 Aktiengesellschaften errichtet, dagegen entstanden allein

im Jahre 1871 ebenfalls . .	203
„ „ 1872 sogar	478
„ „ 1873 noch	162
in den drei Jahren . .	843

neue Aktiengesellschaften, — mehr als das Vierfache aller vor 1871 gegründeten Gesellschaften. Während dagegen das gesammte Grundkapital der alten Gesellschaften 2 192 156 494 M., also durchschnittlich für jede Gesellschaft 10 798 800 M. beträgt, erreicht das gesammte Grundkapital der

im Jahre 1871 errichteten 203 Aktiengesellsch. nur	813 236 719 M.
„ „ 1872 „ 478 „ „	1 217 424 283 „
„ „ 1873 „ 162 „ „	454 211 135 „
mithin für alle . .	2 484 872 128 M.

somit durchschnittlich für jede

im Jahre 1871 errichtete Aktiengesellschaft . .	4 006 092 M.
„ „ 1872 „ „ . .	2 546 913 „
„ „ 1873 „ „ . .	2 803 772 „
mithin für alle durchschnittlich . .	2 947 654 M.

also weniger als ein Dritteil des durchschnittlichen Grundkapitals der alten Gesellschaften. Durchaus nicht selten sind Gesellschaften mit einem Grundkapital von weniger als 300 000 M.; in mehreren Fällen erreicht dasselbe nicht einmal den Betrag von 100 000 M. Die Gründungen haben sich nach und nach solchen Unternehmungen zugewandt, welche schon mit den Mitteln Einzelner oder doch mit denen einer einfachen Handels- oder Kommanditgesellschaft oder wirtschaftlichen Genossenschaft erreichbar gewesen wären. Namentlich tritt eine große Zahl von Umwandlungen bisheriger Privatunternehmungen, Gewerkschaften oder offener Handelsgesellschaften in Aktiengesellschaften hervor. Von den gesammten 1169 Aktiengesellschaften in Preußen sind 263, also fast der vierte Teil, durch Umwandlung entstanden, insbesondere: auf dem Gebiete des Maschinenbaues, der Werkzeugfabrikation und ähnlicher Gewerbe 59 gegenüber von nur 28 Neugründungen, in der chemischen Industrie 18 gegen 21 Neugründungen, auf dem Gebiete der Textilindustrie 22 im Verhältnis von 27 Neugründungen, auf dem Gebiete der Industrie von Nahrungs- und Genußmitteln 46 gegenüber von 113 Neugründungen u. dergl. m.

Schon diese Tatsachen lassen vermuten, daß bei den Gründungen nur selten das objektive Bedürfnis nach dem Unternehmen entschieden hat.

Dem entsprechen die Erhöhungen des Grundkapitals. Dieselben erreichen für 171 Gesellschaften, deren ursprüngliches Grundkapital 1 108 469 685 M. beträgt, 695 631 053 M., etwa $62_{,75}$ Prozent desselben. Mitunter ist das Grundkapital um das Elffache, Zwölffache, ja Dreißigfache erhöht worden. Die Nominalaktienwerte schwollen zu unglaublichen Summen an. Ende 1873 belief sich das Grundkapital der Aktiengesellschaften, einschließlich der Erhöhungen von 682 398 853 M., auf die Summe von 5 359 427 475 M.

In solcher Höhe konnten die Werte reell oder wenigstens produktiv nebeneinander nicht vorhanden sein. Ein Rückschlag war unvermeidlich.

Derselbe tritt zunächst in den Dividenden hervor, welche die Gesellschaften zahlten.

Nach dem Durchschnitte der fünf Jahre 1875 bis 1879 und nach der Gründung der Gesellschaften berechnet, zahlten Dividenden von:

	0 Proz.	unter 1 Proz.	1 bis unter 3 Proz.	3 bis unter 5 Proz.	5 bis unter 7 Proz.	7 bis unter 10 Proz.	10 bis unter 15 Proz.	15 bis unter 20 Proz.	20 bis unter 30 Proz.	über 30 Proz.
130 vor 1871 gegr. Aktienges.	19	7	20	15	20	15	14	5	8	7
72 i. J. 1871 „ „	18	4	22	9	11	5	3	—	—	—
129 „ 1872 „ „	48	15	22	23	10	6	3	1	1	—
30 „ 1873 „ „	18	2	1	2	3	3	1	—	—	—
6 „ 1874 „ „	3	2	—	—	—	1	—	—	—	—
2 „ 1875 „ „	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—
7 „ 1875 „ „	1	1	1	2	—	1	1	—	—	—
3 zu unbek. Zeit „ „	1	1	—	1	—	—	—	—	—	—
zusammen 379 gegr. Aktienges.	110	32	66	52	44	31	22	6	9	7

Ist hiernach im allgemeinen die Durchschnittsdividende nicht hoch, namentlich wenn man gewisse Arten von Aktiengesellschaften, wie Versicherungsgesellschaften, außer Betracht läßt, so tritt vornehmlich bei den nach 1871 errichteten Aktiengesellschaften ein ungesundes Verhältnis hervor. Während von den alten Gesellschaften über die Hälfte eine Dividende von mehr als 5 bis hinauf zu 70 Prozent aufzuweisen haben, hat von den neueren etwa nur ein Fünftel eine Dividende von mehr als 5 Prozent gebracht. Von den 246 neueren Gesellschaften haben 90 in allen 5 Jahren 0 Prozent gegeben,

114 durchschnittlich weniger als 1 Proz.,
160 „ „ „ 3 „ und
196 „ „ „ 5 „

Eine Dividende von weniger als 1 Prozent fällt

von den 129 Gesellschaften des Jahres 1872 auf 63
„ „ 30 „ „ „ 1873 „ 20
„ „ 6 „ „ „ 1874 „ 5

und die beiden Gesellschaften des Jahres 1875 haben niemals Dividende gezahlt.

Der Niedergang der Gesellschaften hatte unvermeidlich Reduktionen, Liquidationen und Konkurse zur Folge.

176 Gesellschaften haben Reduktionen vorgenommen. Das Grundkapital von 173 derselben — von 3 Gesellschaften ist es nicht ermittelt worden — betrug 972 851 960 M. Hierauf kommen 225 Reduktionen zu einem Gesammtbetrage von 415 520 415 M., also etwa 42 Prozent des Grundkapitals. Vor dem Jahre 1871 sind die Reduktionen verschwindend gering; zusammen mit denjenigen, deren Zeit nicht hat festgestellt werden können, sind es nur 7 an der Zahl. Das Jahr 1872 weist noch keine, 1873 erst 2 Reduktionen mit einem Betrage von 9 600 000 M. auf; mit dem Jahre 1874 beginnt die Zeit der Reduktionen, es

	zählt	25 Reduktionen zu einem Betrage von	65 357 400 M.
1875	„	28 „ „ „ „ „	53 996 300 „
1876	„	37 „ „ „ „ „	48 402 100 „
1877	„	42 „ „ „ „ „	66 550 354 „
1878	„	37 „ „ „ „ „	84 082 501 „
1879	„	47 „ „ „ „ „	68 956 160 „

Auch hier erweist sich das Krankhafte der in den sogenannten Gründerjahren errichteten Gesellschaften. Von den 176 Gesellschaften, welche reduzirten, waren 148 in der Zeit von 1871 bis 1873 und zwar:

35 im Jahre 1871
91 „ „ 1872 und
22 „ „ 1873

errichtet.

Zur Liquidation schritten von den 1169 Gesellschaften 318 mit einem Grundkapital von 1 168 900 855 M. Auf die Zeit der Gründung verteilen sich die Liquidationen dergestalt, daß von den

vor dem Jahre 1871 gegr.	203 Gesellsch.	30,	kaum 15 Proz.
im „ 1871 „	203 „	52,	etwa $25_{,6}$ „
„ „ 1872 „	478 „	138,	fast 29 „
„ „ 1873 „	162 „	67,	über 41 „
„ „ 1874 „	30 „	14,	fast 47 „
„ „ 1875 „	3 „	keine,	
nach „ dem „ 1875 „	25 „	nur 3 liquidirten,	

und auf die 65 Gesellschaften, deren Errichtungszeit unbekannt ist, 14 Liquidationen fallen. Bis jezt sind, abgesehen von 18 Gesellschaften, welche nicht wegen ihres Vermögensstandes und ohne Verlust für die Aktionäre liquidirten, nur 139 Liquidationen beendigt, und schon diese haben am Grundkapital einen Verlust von 241 748 027 M. ergeben, der um so beträchtlicher erscheint, wenn man in Anschlag bringt, daß in vielen Fällen die Aktien über pari emittirt worden waren. So weit es möglich war, die Ergebnisse im einzelnen festzustellen, haben sogar die Gläubiger in vier Fällen nicht volle Befriedigung und in einem Falle nichts, die Aktionäre bei 69 Liquidationen nichts, bei 70 weniger als pari, von $2_{,09}$ Prozent bis $77_{,51}$ Prozent erhalten. Von den 69 Liquidationen, bei welchen die Aktionäre völlig leer ausgingen, fallen nur 2 auf die vor dem Jahre 1871 gegründeten, dagegen 10 auf die im Jahre 1871, 42 auf die 1872 und 14 auf die 1873 gegründeten Gesellschaften.

In Konkurs gerieten 84 Gesellschaften; bei 5 derselben ist das Grundkapital nicht bekannt; von den übrigen 79 Gesellschaften waren errichtet:

11 v. d. J. 1871 mit einem eingez. Grundkapt. v.	49 829 124 M.
14 im „ 1871 „ „ „ „ „	16 484 337 „
37 „ „ 1872 „ „ „ „ „	59 404 530 „
8 „ „ 1873 „ „ „ „ „	4 995 000 „
5 „ „ 1874 „ „ „ „ „	1 625 000 „
1 „ „ 1875 „ „ „ „ „	2 550 000 „
1 nach 1875 „ „ „ „ „	1 800 000 „
2 zu unbek. Zeit „ „ „ „ „	960 000 „
zusammen . .	137 647 991 M.

Auf die

203 v. d. J. 1871 erricht. Gesellsch. fallen	11 Konkurse	$5_{,4}$ Proz.
203 im „ 1871 „ „ „	14 „	$6_{,9}$ „
478 „ „ 1872 „ „ „	38 „	$7_{,9}$ „
162 „ „ 1873 „ „ „	9 „	$5_{,6}$ „
30 „ „ 1874 „ „ „	5 „	$16_{,7}$ „
3 „ „ 1875 „ „ „	1 „	$33_{,3}$ „
25 nach 1875 „ „ „	1 „	4 „

Das Ergebnis der 84 Konkurse, welche noch nicht sämmtlich durchgeführt sind, läßt sich zur Zeit nicht völlig übersehen; schon jezt aber steht fest, daß in 57 Konkursen die Aktionäre nichts, in 43 Konkursen die nicht bevorrechtigten Gläubiger nicht volle Befriedigung — zwischen $5_{,85}$ Prozent und 59 Prozent — und in 2 Konkursen sogar die bevorrechtigten Gläubiger nichts erlangt haben.

Stellt man die Reduktionen, Liquidationen und Konkurse zusammen, so ergeben sich

	Red.	Liquid.	Konk.
auf die 203 i. J. 1871 gegr. Gesellschaften	35	52	14
„ „ 478 „ 1872 „ „	91	138	38
„ „ 162 „ 1873 „ „	22	67	9

Das Grundkapital insgesammt ist durch Reduktion um 415 520 415 M. verringert worden; wie hoch der Verlust ist, welchen hierbei die Aktionäre erlitten haben, läßt sich nicht feststellen; bei den jezt beendigten Liquidationen haben sie

	241 748 027 M.
und bei den jezt beendigten Konkursen haben sie	103 880 027 „
zusammen . . .	345 628 054 M.

verloren.

Die vorstehende Uebersicht gibt ein düsteres Bild von einem schwindelhaften Emporschießen der Aktienunternehmungen und ihrem unaufhaltsamen Zusammensturz. Das Schicksal der Gesellschaften, deren Gründung schon den Keim des Untergangs in sich trug, zog nicht blos solidere Gesellschaften in die Krisis hinein und vernichtete Millionen von Werten, die in den Unternehmungen angelegt waren, es erfaßte, über den Kreis der Aktionäre und Gläubiger der Gesellschaften hinausgreifend, in der Berührung der lezteren mit dem Privatgewerbe auch dieses.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser, Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Im Verlage von J. H. W. Dietz in Stuttgart erscheint in diesen Tagen:

Die Sozialdemokratie

vor dem

Deutschen Reichstage.

Erste Lesung des Sozialistengesetzes

nach dem amtlichen Stenogramm.

Heft I. Sitzung am 19. März } à Heft 25 Pf.
" II. " " 20. "

Bestellungen werden **umgehend** erbeten. Da nur eine kleine Auflage hergestellt werden wird, so können **Nachbestellungen** nicht mit Sicherheit effektuirt werden.

Die Mappe

Illustrirte Fachzeitschrift für dekorative Gewerbe.

Herausgegeben und redigirt von

E. A. Grünenwald und Fr. Nauert.

Expedition und Redaktion in Dresden

II. Plauensche Gasse 15.

In Nürnberg erscheint und ist durch alle Postanstalten, sowie direkt durch die Expedition zu beziehen:

Deutsche

Metallarbeiter-Zeitung.

Fachblatt

für die Interessen der Metallarbeiter aller Branchen.

Herausgeber und Redakteur: **J. Scherm**, Schlosser, in Nürnberg.

Die „Deutsche Metallarbeiter-Zeitung" wird nicht nur in wirthschaftlicher Beziehung die Interessen der Arbeiter voll und ganz vertreten, sondern auch bestrebt sein, ihre Leser über die großartigen technischen Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit durch Wort und Bild zu unterrichten und auf dem Laufenden zu erhalten. Die „Deutsche Metallarbeiter-Zeitung" wird daher ein Fachblatt im vollsten Sinne des Wortes werden und nicht nur für den Arbeiter, sondern auch für den Kleingewerbetreibenden, der bestrebt ist, seine Fachkenntnisse zu erweitern, aber nicht im Stande ist, sich die kostspielige einschlägige Literatur anzueignen, ein willkommenes Organ sein.

Die „Deutsche Metallarbeiter-Zeitung" kostet vierteljährlich durch die Post bezogen nur **70 Pf.**, unter Kreuzband 80 Pf.

Inserate, welche bei dem ausgebreiteten Leserkreise von großer Wirkung sind, werden die 3gespaltene Petitzeile (8 cm Breite) zu 20 Pf. angenommen. Arbeitsmarkt 10 Pf.

Zu zahlreichem Abonnement ladet ein **Redaktion und Verlag.**

Stempel

aus vulkanisirtem Kautschuk liefere zu Fabrikpreisen für Vereine, Kranken- und Sterbekassen auf Wunsch nach allen Richtungen hin.

Automaten, welche sehr zweckmäßig zum quittiren auf Marken, resp. Quittungsbücher sind, liefere zu Mk. 2.80, Medaillon mit Stempelplatte &c. Mk. 3.—, Handstempel von 4 Mk. an.

Iserlohn, Ohl 19. H. Winner.

Kein Mann ohne Waffe!

Kraft eingeschossene **Teschins**, ganz ohne Knall, von 12 Mark an. **Bulldoggrevolver** von 12 Mark an. **Hinterladerjagdgewehre** von **35** Mark an. Preislisten gratis. Ich leiste für jede Waffe volle Garantie.

Hippolit Mehles, Waffen-Fabrik, **Berlin W. Friedrichstr. 159.**

Gesichtshaare

entfernt nach einmaligem Gebrauch und **für immer** das neue unschädliche, ärztlich empfohlene Mittel. **Preis 3 Mk.** f. amtlicher Begutachtung

F. Marcalouse, Prag-Smichow.

Stottern

wird briefl. geheilt. Anfr. m. Ret.-Marke an **Arthur Heimerdinger**, Straßburg i. E.

Rohtabak.

Versende unter Nachnahme pfundweise

Brasil-Einlage, pr. Pfund von 30 Pf. an,
Seedleaf- u. Domingo-Umblatt 40 Pf.,
Java GBM (deckt mit 2 Pfd.) 150 Pf.,
Sumatra Deli (deckt mit 3½ Pfd.) 150 Pf.,
Domingo (mit ca. 5 Pfd. deckend) 60 Pf.,

sowie alle anderen Cigarrentabake billig.
En-gros ca. 10 Proz. Rabatt. Preislisten gratis.

Georg Keßler,
Hamburg, Grimm 14.

Durch die Expedition der „Neuen Welt" sind folgende **Porträts** zu beziehen:

Karl Marx (Photographie)

Kabinet-Format	M. 1 —	
Visitenkart.-Format	" —. 50.	
Holzschnitt	" —. 30.	
Lassalle (4°. Holzschnitt)		à M. —. 30.
Geib	do.	
Bracke	do.	
Joh. Jacoby	do.	
Herwegh	do.	
Freiligrath	do.	
Darwin	do.	

Die Porträts sind vollendet geschnitten und äußerst sauber auf Carton in 4° gedruckt.

Sämmtliche Porträts in eleganter Enveloppe M. 2. 50.

Beachtenswert!

Durch die Expedition der „Neuen Welt" ist zu beziehen:

	M.
Die Neue Welt, Jahrg. 1879, 1881 u. 1882 broch. à M. 3.—, geb.	5.—
— Jahrg. 1883, broch. M. 4.50, geb.	5.50
Der Neue-Welt-Kalender f. 1884	—.50
Otto-Walster, A., Braunschweiger Tage. Histor. Roman 8°. 620 S.	2.—
— Eine mittelalterliche Internationale. Hist. Novelle. 8° 128 S.	— 60
— Kranke Herzen. Zwei Novellen 8°, 232 Seiten	—.75
Shelley, Dichtungen, geb.	1.80
Deutscher Jugendschatz, geb.	—.75
Edelsteine deutscher Dichtung. Gewöhnl. Ausg., geb.	—.75
Schiller, Gedichte, geb.	—.75
Heine, Buch der Lieder, geb.	4.—
Hauff, Lichtenstein, geb.	2.—
— Gedichte und Märchen, geb.	2.40
Herwegh, Gedichte eines Lebendigen, geb.	4.60
Freiligrath, Gesammelte Dichtungen 3 Bde. geb.	13 —
Reinhardt, Gustav, Gedichte. 8°, 154 Seiten	—.80
Wedde, Johannes, Grüsse des Werdenden, geb. 6.—, broch.	5.—
Goethes sämmtl. Werke, 10 Bde. geb.	18.—
Schillers Werke, 3 Bde., geb.	4.50
— — 4 Bde., roth, geb.	6.—
Lessings Werke, 6 Bde. in 3 B. geb.	5.60
Wieland, ausgew. Werke, 3 Bde. gb.	7.—
Börne, Gesammelte Schriften, 3 Bde.	6.—
Hauff, sämmtl. Werke, 2 Bde., geb.	3.50
Shakespeares Werke, 3 Bde. geb.	6.—
Die Neue Zeit. Revue d. geist. u. öffentl. Lebens, in monatl. Heften à	—.50
— — 1. Jahrg. compl., geb.	9.—
Marx, K., Das Kapital	9.—
— Lohnarbeit und Kapital	—.15
Bucher, Lothar, Der Parlamentarismus, geh.	5.—
Mignet, Geschichte der franz. Revolution von 1789—1814, geb.	2.—
Corvin, Geschichte der Neuzeit 1848—1871, compl. in 3 Bd., geb	15.—
Schäffle, A., Quintessenz des Sozialismus	1.20
Spier, Recht und Unrecht	1.50
Ihering, Der Kampf ums Recht	1.—
Flesch, Dr. Karl, Haftpflicht, Unfallversicherung, Normalarbeitstag	1 50
Staatswirthschaftl. Abhandlgn. II. Serie, compl., früher 10.—, jetzt	3.—
Separat-Abzüge aus denselben:	
Kautsky, Irland. Kulturhist. Skizze	—.50
— Internat. Arbeits-Gesetzgebung	—.50
— Ueberseeische Lebensmittel-Konkurrenz	—.50
Vollmar, Der gegenwärtige Stand der Waldschutzfrage	—.25
Robert Blums Reden, geb	1.25
Becker, B., Briefe deutscher Bettelpatrioten, gr. 8°, 500 Seiten	2.50
— Die Reaction in Deutschland, 8°, 508 Seiten	1.50
— Geschichte der Arbeiter-Agitation von Ferdinand Lassalle. 8°, 312 Seiten	1.50
Brunnemann, Karl, Skizzen und Studien der franz. Revolutionsgeschichte, gr. 8°, 112 Seiten	—.75
König, Emil, Schwarze Kabinette, gr. 8°, 104 Seiten	—.60
Lassalle, Ferdinand, Philosophie Fichtes	—.15
— Lessing	—.15
— Fichtes politisches Vermächtn.	—.15
— Julian Schmidt	—.75
Prowe, Dr. A., John Osawatomie Brown, der Negerheiland. gr. 8°, 148 Seiten	—.75
Rasch, Gustav, Die Preussen in Elsass-Lothringen. 8°, 331 Seiten	2.—
Reinhardt, Gustav, Gedichte. 8°, 154 Seiten	— 80
Zimmermann, Pfaffenpeitsche I. 8° 258 Seiten	1.25
Stern, J., Die Religion der Zukunft	1.50
Köhler, Oswald, Der Egoismus und die Civilisation	1.20
Der erste Hochverrathsprozess vor dem Deutschen Reichsgericht	1.20
Büchner, Kraft und Stoff	7.—
— Der Gottesbegriff	1.—
Specht, Populäre Entwicklungsgeschichte des Weltalls	3.50
Lommel, Johann Huss	—.25
— Jesus v. Nazareth (wieder vorrätig)	—.30
Dulk, Die Entstehung des Geistes	—.20
Henrich, Tod und Feuerbestattung	—.20
Bebel, Die mohammedanisch-arab. Kulturperiode	2.—
Verhandlungen d. sächs. Landtags vom 11. Januar 1884	—.20
Zimmermann, D. deutsche Bauernkrieg. (Antiquar. Expl.)	7.50
Liebknecht, Fremdwörterbuch, geb.	1.80
— — brochirt	1.50
Ratgeber für Gewerbtreibende	3.50
Bock, Buch v. gesunden u. kranken Menschen. 2 Bde. geb.	12.—
Meinert, Wie nährt man sich gut und billig?	—.50
Hensel, Diphteritis, Cholera u. Blattern	2.—
Gewerbeordnung	—.30
Gesez betr. die Krankenversicherung der Arbeiter u. Hilfskassengesez	—.25
Haftpflichtgesez	—.05
Strafgesezbuch nebst Pressgesez und Sozialistengesez	1.—
Reichs-Justiz-Geseze mit Formularbuch	2.—
Verfassung des deutschen Reichs	—.15
— mit Anmerkungen	1.—
Porträt-Galerie in Enveloppe (Marx, Lassalle, Geib, Bracke, Freiligrath, Herwegh, Jacoby, Darwin.)	2.50
Jedes Porträt einzeln	—.30
Photographien, Marx (Cabinet)	1.—
— — (Visit)	—.50
Einbanddecken zur „Neuen Welt"	1.20
— zur „Neuen Zeit"	1.50

Wer lachen will

der kaufe sich den

„Wahren Jacob"

Preis 10 Pf.

Nr. 3 soeben erschienen.

Zu beziehen durch jeden Kolporteur, sowie durch die Exped. der „Neuen Welt" in Stuttgart.

Selbstunterricht im Schnell-Schönschreiben, nach der bei I. I. K. K. Hoheiten den Prinzen Wilhelm und Heinrich von Preußen angewandten Metode von Professor Maas, Ritter etc. 6. Auflage. Prospekt und Unterrichtsplan gratis und franko durch die Expedition der Prof. Maas'schen Unterrichtsmittel, Berlin S., Luisen-Ufer 2a, und durch jede Buchhandlung.

Panzer-Börsen

unverwüstlich, rosten nicht, weil solid **vernickelt**; **bequemes Tragen**; versende dieselben **unter Garantie der Haltbarkeit** von

Mk. 1.50 bis Mk. 5

pr. Stück gegen Nachnahme.

Illustr. Preisliste gratis und franko.

Die erste und älteste Fabrik dieses Genres.

Gegründet 1847.

Wilh. Hanß, Mainz.

Soeben erschien:

Die Neue Zeit

Revue

des geistigen und öffentlichen Lebens.

II. Jahrgang. Heft IV.

(Preis pro Heft 50 Pf.)

Inhalt: Abhandlungen: Die Hochzeit des Figaro. Von J. S. — Die Entstehung der Arbeiterpartei Frankreichs. Von einem Franzosen. — Tongking. — Englands industrielle Reservearmee. — Der Ursprung des Todes. — Fortschritt und Armut. — **Politische Rundschau. Literarische Rundschau:** Osw. Köhler, Der Egoismus und die Civilisation. Von Prof. L. Büchner. — Dr. E. Hirschberg, Die Selbsthilfe des Arbeiterstandes als Grundlage seiner Versicherung. — Ernst Wechsler, Der unsterbliche Mensch. — Rassegna di diritto commerciale, Italiano e straniero. — **Notizen.**

Stuttgart. **J. H. W. Dietz.**

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Nr. 17. 1884. Preis pro Heft 25 Pfennig. IX. Jahrgang.

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz.

Aerztlicher Ratgeber.

Hamburg. M. Der Finnenausschlag, an welchem Sie leiden, besteht in einer Talgdrüsenaffektion, welche zur Heilung zunächst eine Entleerung der Talgdrüsen durch Ausdrücken mit Hilfe eines Uhrschlüssels und dann abendliche Waschungen mit Schmierseife, auch Glyzerin- oder Schwefelsandseife, erheischt; dabei reibe und knete man die Haut an den kranken Stellen, dusche sie, trockne sie dann ab und reibe eine aus 10 Teilen Schwefelmilch, 50 Franzbranntwein, 10 Lavendelspiritus und $1^1/_2$ Glyzerin bestehende Paste ein, um sie erst am nächsten Morgen abzuwaschen und eine milde Salbe (Goldcreme 50,0, Glyzerin 1,5, oder Zinkoxyd 5,0) dünn aufzutragen und eine Kleinigkeit Puder daraufzustreuen. Falls die Haut sehr reizbar ist, kann man anstatt des Ebenangegebenen abendlich auf die erkrankten Stellen eine wässrige Lösung von Kampher mit darin verteiltem pulverisirten Schwefel, wie sie das in jeder Apoteke erhältliche Kummerfeldsche Waschwasser darbietet, auftragen und am nächsten Morgen die Haut trocken abreiben.

Berlin. Karl K. Auf die Anwendung der Mittel, welche Ihrer Frau der ehemalige Lazaretgehilfe und jezige Heilkünstler verordnet hat, müssen Sie natürlich verzichten; daß dieselben dem biederen Lazaretgehilfen äußerst dienlich sind, davon weiß Ihr Geldbeutel ja ein Lied zu singen. Ihre Frau bedarf gegen ihr rheumatisches Leiden zunächst Ruhe im warmen Bett, leicht verdauliche Nahrung und viel wässriges Getränk, vorzugsweise Sodawasser, während die schmerzhaften Teile mit Flanell, Wolle, Werg oder Watte warm eingehüllt werden müssen. Gegen heftige Schmerzen sind recht warme Hafergrütz- oder Leinsamenumschläge am nüzlichsten anzuwenden. Zu den leichtverdaulichen Speisen ist in erster Linie zu rechnen das gut gekochte und gebratene Fleisch junger Tiere, welches in geringen Mengen, aber öfter des Tags klein geschnitten genossen und recht gut gekaut wird; pflanzliche Nahrungsmittel müssen mechanisch fein zerteilt sein, wenn sie gut und leicht verdaut werden sollen, wie in Mehl, Gries u. dgl. Ist man gewöhnt, beziehentlich genötigt, die Kartoffeln einen Hauptbestandteil seiner täglichen Nahrung bilden zu lassen, so ziehe man Kartoffelbrei und Kartoffelsuppe andern Bereitungsarten vor, ebenso unter allen Umständen durchgeschlagene Hülsenfrüchte, Linsen, Erbsen, Bohnen, nicht durchgeschlagene. Vor dem Schwarzbrot haben Kranke allezeit dem Weißbrod und der Semmel den Vorzug zu geben, da leztere erheblich leichter zu verdauen. Besonders verdaulich und nahrhaft ist die als Suppenmehl zu verwendende Hartensteinsche Leguminose.

P. (Vereinigte Staaten von Nordamerika). R. E. Um in der Entwicklung begriffene Trunksucht möglichst hintanzuhalten, empfiehlt sich neben der moralischen Einwirkung durch Beispiel und Zureden die Person, die dazu Neigung hat, möglichst dazu zu veranlassen, daß sie wider den Durst starken kalten gezuckerten Tee oder Kaffee trinkt und täglich Zitronen oder frische oder getrocknete Weintrauben genießt.

Montreux. P. G. 1. Gegen die Hämorrhoiden empfiehlt sich fleißige Bewegung im Freien und viel kaltes Wasser, frühmorgens nach dem Aufstehen und während des ganzen Tags zu trinken, sowie damit den leidenden Teil zu waschen. Zur Regelung der Ausleerungen wenden Sie kalte oder laue Wasserklystiere an. Ihrem sizenden Beruf haben Sie das Leiden in der Tat zu danken. 2. Wider den Haarschwund lassen Sie Sich in der Apoteke eine Chininpommade mit Vaselin bereiten.

Schölmar (Lippe). W. B. Um Ihre Magenbeschwerden zu heben, müssen Sie eine passende Magendiät einhalten, eine Leibbinde tragen, öfter am Tage in mäßiger Quantität warmes Wasser trinken, jedoch nicht laues, bezüglich der Nahrung das beachten, was wir oben über verdauliche Speisen und deren Aufnahme in den Körper gesagt haben; dagegen meiden Sie harte Eier, Salat und Gemüse, Käse, Schinken, Wurst, harte und fette Fische, Obst, Eingemachtes und fettes Backwerk, ebenso scharfe Gewürze, starke alkoholische und kohlensäurereiche Getränke und Säuren. Am besten wird auch das Tabakrauchen eingestellt. Nach den Mahlzeiten nehmen Sie dann und wann eine kleine Messerspize doppeltkohlensaures Natron. — 2. Ihre Augenlidrandentzündung besteht in einer eiternden Haarzwiebeldrüsenentzündung, welche oft durch große Hize und kalte Zugluft, durch Staub, Rauch und schlechte Dünste hervorgerufen wird und gegen die regelmäßige und sorgsame Waschungen des Morgens und Abends mit lauem und weichem Wasser vorzunehmen sind. Außerdem wendet man dagegen die gewöhnlich unter dem Namen roter Augenbalsam bekannte rote Präzipitatsalbe an, doch tut man gut, leztere nur auf Anraten und genau nach der Angabe eines Arztes, der die Augen untersucht hat, anzuwenden.

Berlin. M. G. B. Um den üblen Geruch aus dem Munde zu vertreiben, gurgeln Sie mit übermangansaurem Kali, zu 0,5 auf 100,0 Prozent Wasser, täglich mehrmals, am besten früh und abends und nach jeder Mahlzeit und bürsten Sie die Zähne mit ebendemselben. Ueber die Wirkung berichten Sie uns in einigen Wochen und, falls der üble Geruch nicht völlig verschwunden ist, fügen Sie einen eingehenden Bericht über ihre früheren Krankheiten, Ihre Lebensweise, Wohnung, Beruf u. s. w. hinzu.

Redaktions-Korrespondenz.

Frankfurt a. M. L. Op. Wie Sie gesehen haben werden, ist Ihre frdl. Einsendung sogleich zur Verwendung gelangt. Mit der Uebermittlung interessanter Notizen aus allen Bereichen von Kunst, Wissenschaft, Technik, Handels- und Verkehrswesen u. s. w. werden Sie unsere Leser und uns stets zu lebhaftem Danke verpflichten.

— — Schneider J. N.; **Frankfurt a. O.** E. K; **Wilhelmshafen.** F. M.; **Kamenz.** R. R. und Freunde. Um Zuverlässiges darüber angeben zu können, was diejenigen zu tun haben, welche nach Australien auswandern wollen, haben wir uns mit der Bitte um Auskunft gewandt an den Verfasser der vier Bücher über Australien, welche in der Bibliotek des „Wissens der Gegenwart“ bei Freytag in Leipzig und Tempsky in Prag erschienen sind. Sobald uns die erbetenen Mitteilungen zugegangen sind, werden wir sie natürlich unverzüglich veröffentlichen.

Halberstadt. W. T. Der 6. Magdeburger Reichstagswahlkreis Wanzleben wurde 1867 im konstituirenden norddeutschen Reichstage von dem freikonservativen Amtsrat Franz vertreten, dagegen in der vom 10. September 1867 bis zum 10. Dezember 1870 dauernden ersten und einzigen Legislaturperiode des norddeutschen Reichstags anfänglich von dem freikonservativen Dr. Aegidi und zwar bis zum 4. Juni 1868, worauf bei der Wahl am 30. Sept. 1868 der nationalliberale Rittergutsbesizer von Benda gewählt wurde, der den Kreis noch heute im Reichstage vertritt. Die Bevölkerung des Kreises beträgt 75 000 Köpfe, darunter 15 428 Wahlberechtigte, die Wahlbeteiligung ist bisher stets eine schwache gewesen, indem sie mit Ausnahme von 1878, wo nicht ganz 69 Prozent der Wahlberechtigten zur Wahl gingen, nie 40% überstiegen, bei der Nachwahl 1868 noch nicht 20 erreicht hat.

Dresden. Schriftsezer Adolf G. Nicht übel! Erblickt gelegentlich das Licht der großen Welt. Weiter im Texte!

Eine große Anzahl von Anfragen müssen zur Beantwortung in den folgenden Nummern aufgespart werden. **Jede** gewünschte Auskunft zu erteilen, sind wir zwar eifrigst bemüht, aber, schon weil wir nicht allwissend sind, leider außer Stande.

Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

Dresden. K. L. Das kanonische Recht oder, nach der lateinischen Bezeichnung, das Jus canonicum ist aus den Beschlüssen der Kirchenkonzilien und der päpstlichen Dekrete hervorgegangen, beruht also auf kirchlicher Autorität und war im Mittelalter das geltende Recht in der Form, wie es das Corpus juris canonici enthält. Es umfaßt nicht nicht blos Sazungen des Kirchenrechts (jus ecclesiasticum), d. i. alle diejenigen Rechtsnormen, welche die Rechtsverhältnisse der Kirche und aller Religionsangehörigen als solcher geregelt haben; vielmehr enthält das kanonische Recht auch zivil- und strafrechtliche, sowie prozessualische Bestimmungen. Eingehendere Auskunft finden Sie in dem dreibändigen Werk von Schulte „Geschichte der Quellen und der Literatur des kanonischen Rechts“.

Mannichfaltiges.

Der Fischreichtum des Paranà. Dieser gewaltige Strom besizt eine solche Menge der mannigfaltigsten Fische, daß dieselbe geradezu ans Unglaubliche grenzt. Als eifriger Fischer habe ich von der vortrefflichen Eigenschaft dieses Flusses, so oft ich Gelegenheit dazu fand, Nuzen zu ziehen gesucht und zwar stets mit außerordentlichem Erfolg. Es muß auf dem Grunde des schmuzig-gelben Wassers förmlich wimmeln von den kolossalen Fischen, welche man mit der Angel herauszieht, sonst könnte ein solches ununterbrochenes und im höchsten Grade belustigendes Anbeißen an den Köder kaum stattfinden. Lezterer besteht hierzulande immer aus einem Stückchen rohem Rindfleisch, und sobald man die Angel mit diesem ins Wasser gesenkt hat, spürt man auch sofort einen kräftigen Ruck an derselben. Bei einer Dampfschiffahrt den Paranà hinauf legten wir in Rosario an und ich benuzte die kurze Zeit unseres Aufenthalts, um mich dem Vergnügen des Angelns hinzugeben. In Zeit von 15 Minuten hatte ich 4 große Fische, von denen jeder seine 6—8 Kilogramm wog, an Bord gezogen, und als ich nun nochmals mein Glück versuchte, da gab es auf einmal einen gewaltigen Ruck und ein Fisch zog mit solcher Kraft an der Schnur, daß diese mitten entzwei riß und ich gleichzeitig eine tiefe Wunde am Zeigefinger erhielt.

Von den Fischen, welche im Paranà gefangen werden, will ich nur die zwei bekanntesten und am häufigsten vorkommenden Arten erwähnen. Die eine hat die Gestalt unsrer Makrele, ist aber ganz dunkelgoldgelb und wird bis 25 Pfd. schwer. Das Fleisch ist sehr weiß, zart und schmackhaft, sowie fast ohne Gräten. Die andre Art hat beinahe das Aussehen unsrer Barbe, nur ist der Kopf platter und spizer und die Bartflossen am Maul sind oft über einen Fuß lang. Dieser Fisch ist der häufigste im ganzen Paranà, und von ihm kann man in kurzer Zeit und im eigentlichsten Sinne des Wortes so viele fangen, wie man eben Lust hat. Sein Fleisch ist ohne alle kleinen Gräten, hat große Aehnlichkeit mit dem unsres Aals und denselben fetten und ausgezeichneten Geschmack, ist aber auch ebenso schwer verdaulich. Leztern Fisch habe ich zu verschiedenen Malen gegessen, abgekocht und mit Essig und Oel angerichtet, und so zubereitet ist er eine wahre Delikatesse. In größeren Mengen gefangen und wie unser Aal in Gelée in Büchsen eingemacht, müßte dieser köstliche Fisch bald ein wichtiger Handelsartikel werden.

Das Fischen ist hierzulande überall erlaubt und ein Mann, der z. B. im Tagelohn — für 5 bis 6 Mark täglich — fischte, müßte doch wenigstens einige Zentner an den oberen Gegenden des Paranà im Tage aus dem Wasser ziehen, also ein außerordentlich billiges Ausfuhrgut liefern. Vielleicht kommt irgend eine englische Gesellschaft einmal auf den Gedanken, auch den Fischreichtum des Paranà auszubeuten, ebenso wie jezt in Bahia Blanca ein englisches Fischräucherei- und Fischausfuhr-Geschäft in großartigem Maßstabe errichtet worden ist. Vor der Hand scheint hierzu freilich noch wenig Aussicht vorhanden, da hier noch in zu vielen andern Artikeln dem Spekulationsgeist Gelegenheit zur Kapitalanlage sich bietet. (Isis.)

Auflösungen von Nr. 12.

Rätsel.

Reinhold.

Richtig gelöst: Barmen: P. Schneider; Berlin: A. Richter, Frau O. K—n.; Bonn: L—m.; Breslau: Frl. Anna B..., Robert Dietrich; Greifswald: Heinrich und Pauline Ka.; Hamburg: Otto S., Schiffszimmerer L., Lehrer H—g; Weimar: Karl H.; Wien: Frau L. Bg.

Rebus.

Ein sanftes Weib und süßer Wein
Mag wohl das beste Leben sein.

Richtig gelöst: Bremen: G. Beutel; Hall: Robert Kröner; Hamburg: Malergehilfe H. Rössing; Harburg: C. S.; Mühlheim: K. Ehmann; Wien: Frau L. Bg.

Gemeinnütziges.

Nach Ueberladung des Magens mit Speisen und geistigen Getränken empfiehlt der berühmte Arzt Börhaave kaltes Wasser, in Menge getrunken, als bestes Mittel, die Verdauung zu befördern und die Folgen der Ueberladung zu beseitigen. — Hufeland empfahl in solchen Fällen in seiner „Kunst, das menschliche Leben zu verlängern" Zuckerwasser. — Manchen Personen bekommen indes warme Getränke, wie Kaffee oder Tee, besser als kalte. Die Römer tranken bei Magenüberfüllung blos heißes Wasser. — Verwerflich ist der heutige Gebrauch von bitteren Schnäpsen, dem sich manche Personen ergeben. Sie ruiniren nach und nach die Verdauung und nüzen auch nichts mehr. Sie bewirken vielmehr Zittern des Kopfes und schädliche Ueberreizung. — In neuerer Zeit empfehlen die Aerzte gegen Verdauungsschwäche den Genuß von mit Seewasser gebackenem Brode. Schon die alten Griechen tranken bei verdorbenem Magen Seewasser; dasselbe tun manche wilde Völker der Südseeinseln. Nichts Neues unter der Sonne!

— **Gegen Hämorrhoiden**, fließende wie blinde, rühmt ein Abonnent der „Fundgrube" ganz besonders den Schafgarbentee. Dieses Mittel, sagt er, ist schon deshalb von besonderem Wert, weil die Schafgarbe überall auf Feldern, Wiesen und Rainen wächst und man sie stets nicht nur im Sommer, sondern auch im Winter haben kann. Sie ist auch ein gutes Mittel gegen Blutwallungen (Kongestionen), Blutspeien, Bluthusten, Nasenbluten, blutige Stühle, überhaupt bei allen Arten von Blutungen. Den Tee bereitet man dadurch, daß man von den geschnittenen Blättern (und Blüten), grün oder getrocknet, so viel nimmt, als man mit den Spizen der Finger fassen kann und 1/2 Liter kochendes Wasser darauf gießt. Zur Bequemlichkeit habe ich mir auch eine Tinctur aus der Pflanze bereitet, indem ich 1 Lot derselben mit 1/4 Liter gutem Weingeist übergoß, das Ganze einige Tage in der Wärme ziehen ließ und filtrirte. Hievon nehme ich zuweilen einige Tropfen, was mir sehr gut bekommt. So weit der Einsender. Die Redaktion der „Fundgrube" glaubt nur noch darauf aufmerksam machen zu sollen, daß man weder den Tee noch die Tinktur mißbrauchen sollte.

— **Wasserlack.** Wie R. Kayser in den „Mitteilungen des baierischen Gewerbemuseums zu Nürnberg" berichtet, haben die schon längerer Zeit bekannten Lösungen von Schellack mit Borax noch nicht die verdiente Beachtung als Lack gefunden, was zum Teil daran liege, daß die vorhandenen Vorschriften zu wenig präzis gefaßt seien, wodurch häufig mißlungene Präparate erzielt werden. Die nachstehende Vorschrift sei nun vielfach erprobt worden und besitze alle Eigenschaften, welche man von einem derartigen Lack verlangen könne: 10 T. Borax, 30 T. grob gepulverter weißer Schellack und 200 T. destillirtes Wasser werden bis zur Lösung erwärmt. Dies erreicht man am besten, wenn man die Mischung in einem Glaskolben im Dampfbade unter öfterem Umschütteln erwärmt. Nach einigen Stunden ist die Lösung eingetreten; man läßt sie alsdann erkalten, mehrere Stunden stehen und filtrirt schließlich. Der erhaltene Wasserlack läßt sich mit den meisten Anilin- oder Teerfarben färben; so besizt insbesondere der mit Hilfe von in Wasser löslichem Nigrosin hergestellte Lack eine tief schwarze Farbe. Alle diese Lacke besizen vor den Spirituslacken den Vorzug größerer Billigkeit und springen nicht so leicht ab wie diese. Noch biegsamer kann man den Wasserlack machen, wenn man einige Tropfen reines Glyzerin hinzufügt. Zum Färben des Wasserlacks eignen sich außer dem erwähnten Nigrosin besonders: für Rot: die verschiedenen Eosine, die säurebeständigen Fuchsine; für Blau: Methylenblau, Alkaliblau, Marineblau; für Grün: Malachitgrün, Brillantgrün; für Violett: die verschiedenen Methylviolette; für Orange: in Wasser lösliches Anilinorange.

(Gewerbebl. aus Württemb.)

Mannichfaltiges.

— **Brieftaubenpost vor 600 Jahren.** Im Jahre 1280 fielen die Tartaren in Syrien ein und drangen mit Ungestüm vor. Der Sultan von Egypten lagerte mit seinem Heere bei Damaskus, als die Feinde von Hems aufbrachen. In diesem Augenblick kam in Hems ein feindlicher Ueberläufer zu dem Gouverneur und sagte ihm: „Laß augenblicklich einen Brief mittels einer Taube an den Sultan abgehen und schreibe ihm, daß die Feinde 80000 Mann stark sind. Ihr Zentrum, 40000 Mann, soll das Zentrum der Muselmänner angreifen, und ihr rechter Flügel ist sehr stark, man wird daher den linken Flügel der egyptischen Armee verstärken müssen." Die Taube erreichte mit dieser Nachricht glücklich das Lager des Sultans. Die Mongolen wurden unweit Hems geschlagen, und der Sultan schickte daraufhin durch Brieftauben und Boten Befehle an die Besazungen am Euphrat, daß sie den geschlagenen Feinden den Weg verlegen sollten. Andere Brieftauben wurden nach Damaskus und Kahirah abgefertigt, um die Siegesnachricht dorthin zu tragen.

Eine andere Erzählung (Weil, Geschichte der Kalifen, Bd. 5, S. 41) ist deshalb bemerkenswert, weil daraus hervorgeht, daß noch zu den Zeiten Timurs auch in Irak die Brieftaube als Bote benuzt wurde. 1393 war Timur in Kurdistan eingedrungen, von wo aus er den Marsch auf Bagdad nahm. In Ibrahimlik, drei Tagereisen nordöstlich von Bagdad, sandte ein Anhänger Ahmeds, des Fürsten von Bagdad, eine Taube ab, um Ahmed zu warnen. Timur erfuhr dies und zwang denselben Schreiber eine zweite Taube abzusenden, mit einem Zettelchen des Inhalts, man habe sich getäuscht und einen Schwarm Turkomanen für die Truppen Timurs angesehen. Ahmed hatte indessen bereits nach der ersten Nachricht sich und seine Schäze in Sicherheit gebracht.

Wie Timur den Fürsten von Bagdad durch ein falsche Taubendepesche zu täuschen suchte, so hat die stumme Botin wohl in sehr vielen Fällen zur Ueberbringung falscher Nachrichten dienen müssen. Auch an die Person des großen Saladin knüpft sich eine denkwürdige Erinnerung dieser Art.

Saladin war mit einem Teil seines Heeres von den Kreuzfahrern aus Askalon überfallen und geschlagen worden. Ueber diese Niederlage sehr bestürzt, bot Saladin alles auf, um den Egyptern, welchen er nicht recht traute, die Größe der Niederlage zu verbergen. Wie in neuerer Zeit unter ähnlichen Umständen, wurden in der Hauptstadt die schönsten Siegesbotschaften verkündet, welche man dann durch Brieftauben nach allen Provinzen tragen ließ. (Weil a. a. O. Bd. III, S. 360.)

Daß diese Brieftauben für den herrschaftlichen Dienst noch zur Beförderung anderer Gegenstände als von Briefen benuzt worden seien, darüber ist uns nur ein einziger Fall überliefert, welchen Makrizi berichtet.

Es begab sich eines Tages, daß der Sultan Aziz Appetit nach Kirschen empfand, welche wohl bei Damaskus, aber nicht in Egypten wachsen. Der Sultan befahl seinem Vezier, dessen Name Jakubben Keles genannt wird, die notwendigen Vorbereitungen zu einer Reise nach Damaskus zu treffen, verschwieg aber den eigentlichen Grund dieses Unternehmens. Der kluge Vezier, welcher wußte, daß keine politische Notwendigkeit für eine so weite und kostspielige Reise vorlag — nach üblichem Brauch war der Sultan auf seinen Reisen stets von einem beträchtlichen Teil seines Heeres begleitet — bemühte sich umsomehr, der Laune seines Gebieters auf den Grund zu kommen, als gerade der Staatsschaz eine bedenkliche Ebbe zeigte. Es gelang ihm auch, das Kirschengelüst des reiselustigen Sultans auszukundschaften. Hocherfreut über diese Entdeckung und ohne davon sich etwas merken zu lassen, bat er den Herrscher um eine kurze Frist, binnen welcher alles zum Aufbruch vorbereitet sein würde. Mittlerweile ließ der Vezier in Kahirah den Befehl ergehen, daß jeder Brieftaubenbesizer von jedem Paar seiner Tauben das Männchen oder Weibchen an ihn abliefern sollte. Falls ein Vogel binnen kurzer Zeit nicht zurück sein würde, sollte dafür Ersaz geleistet werden.

Am nämlichen Tage noch hatte der Vezier 600 Brieftauben beisammen, welche in Käfigen nebst den erforderlichen Wärtern und Futtervorräten auf 200 Eilkamelen sofort nach Damaskus abgesendet wurden. Der Gouverneur von Damaskus, durch ein Schreiben des Veziers von der Sache unterrichtet, ließ die auserlesensten Kirschen herbeibringen, welche Stück für Stück in weißseidene Beutelchen gehüllt wurden. Mit zwei dieser niedlichen Päckchen, je eins an jedem Fuße beladen, nahmen die geflügelten Boten ihren Rückweg nach Egypten und erreichten zum größten Teil glücklich den heimischen Schlag in Kahirah. Der politische Vezier vergütete für jede an ihn abgelieferte Kirsche einen Botenlohn von 5 Kupfermünzen und hatte die Genugtuung, dem erfreuten Gebieter vier große Schalen voll frischer Kirschen aus Damaskus überreichen zu können. Der Sultan aß sich an diesen Früchten zur Genüge satt, vergaß seinen Reiseplan nach der syrischen Hauptstadt und belohnte den klugen Vezier reichlich. (Gefied. Welt.)

— **Ein kaltblütiger Bienenfeind.** Wie jedes lebende Wesen in der Natur, so hat auch die Honigbiene ihre Feinde. Bekanntlich erhaschen ja viele Vögel, besonders die Schwalben, die Bienen im Fluge; hier sei aber eines andern Feindes der Bienen Erwähnung getan, der als solcher von vielen nicht gekannt ist; es ist der Frosch, der braune wie der grüne. Daß derselbe seinen Aufenthalt mit Vorliebe in weißen und roten Kleefeldern wählt, ist allgemein bekannt, und dies geschieht seinerseits nicht ohne Grund. Hierher, besonders auf den sehr honigreichen weißen Klee, kommen die Bienen, um denselben, mit süßer Bürde belastet, wieder zu verlassen. Viele aber von diesen fleißigen Arbeiterinnen sehen ihren Honigplaz nie wieder, sondern werden eine leckere Beute des Frosches. Mit gierigen, weit geöffneten Augen, wie ein Tiger im Kleinen, stiert und lauert er unverwandt auf sein auserlesenes Opfer, bis er dasselbe im günstigen Moment, wenn die Biene ihren vorderen Körperteil tief in die Blumenkrone versenkt, durch einen sicheren Sprung erhascht, nicht achtend der etwaigen Stiche, die ihm die Gefangene versezt, denn er ist ja ein „Kaltblütler". In dem häutigen Magensack eines getöteten Frosches wurden nicht weniger als elf Bienenleichen gefunden; für einen Frosch eine ganz hübsche Portion! Manchem Bienenvater dürfte das allmäliche Abnehmen seiner Bienen im Stocke durch das Angeführte erklärlich erscheinen; der Frosch ist ein gefährlicher Feind seiner Pfleglinge. — Es soll aber hiermit nicht gesagt werden, den Frosch zu vertilgen, denn er vernichtet viele andere schädliche Insekten. Nur in der Nähe der Bienenstöcke ist er nicht zu dulden, denn da könnte er sich's bequem machen und sein Jagdtalent am Ende ausschließlich an Bienen erproben. (Elf. Bienenfr.)

— **Elternglück.** „Nun, wie befindet sich Ihre Tochter, die junge Frau Gräfin?" — „O ich und mein Gemahl sind sehr glücklich über diese Partie. Sie können sich keinen Begriff machen, wie der Graf unsere Tochter liebt, was er ihr kann absehen an den Augen, das müssen wir ihr kaufen."

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser,
Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Selbstunterricht im Schnell-Schönschreiben, nach der bei I. I. K. K. Hoheiten den Prinzen Wilhelm und Heinrich von Preußen angewandten Metode von Professor Maas, Ritter etc. 6. Auflage. Prospekt und Unterrichtsplan gratis und franko durch die Expedition der Prof. Maas'schen Unterrichtsmittel, Berlin S., Luisen-Ufer 2a.

Stempel

aus vulkanisirtem **Kautschuk** liefere zu Fabrikpreisen für Vereine, Kranken- und Sterbekassen auf Wunsch nach allen Richtungen hin.

Automaten, welche sehr zweckmäßig zum quittiren auf Marken, resp. Quittungsbücher sind, liefere zu Mk. 2.80, Medaillon mit Stempelplatte 2c. Mk. 3.—, Handstempel von 4 Mk. an.

Iserlohn, Ohl 19. **H. Winner.**

Kein Mann ohne Waffe!

Exakt eingeschossene **Teschins**, ganz ohne Knall, von 12 Mark an. **Bulldogg-revolver** von 12 Mark an. **Hinterlader-Jagdgewehre** von **35** Mark an. Preislisten gratis. Ich leiste für jede Waffe volle Garantie.

Hippolit Mehles, Waffen-Fabrik, **Berlin W.** Friedrichstr. **159.**

Rohtabak.

Versende unter Nachnahme pfundweise

Brasil-Einlage, pr. Pfund von 30 Pf. an,
Seedleaf- u. Domingo-Umblatt 40 Pf.,
Java GBM (deckt mit 2 Pfd.) **150 Pf.,**
Sumatra Deli (deckt mit $3^1/_2$ Pfd.) **150 Pf.,**
Domingo (mit ca. 5 Pfd. deckend) **60 Pf.,**

sowie alle anderen Cigarrentabake billig.
En-gros ca. 10 Proz. Rabatt. Preislisten gratis.

Georg Keßler,
Hamburg, Grimm 14.

Panzer-Börsen

unverwüstlich, rosten nicht, weil solid **vernickelt**; bequemes Tragen; versende dieselben **unter Garantie der Haltbarkeit** von

Mk. 1.50 bis Mk. 5

pr. Stück gegen Nachnahme.

Illustr. Preisliste gratis und franko.

Die erste und älteste Fabrik dieses Genres.
Gegründet 1847.

Wilh. Hanß, Mainz.

Freunden und Bekannten empfehle ich mich in

Wäsche.

Herrenhemden aus Ia. Cretonne mit leinenem Einsaz von Mk. 2.80 an.

Hans Arnold.
Konstanz.

Wer lachen will

der kaufe sich den

„Wahren Jacob"

Preis 10 Pf.

Nr. 4 erscheint am 1. Mai.

Zu beziehen durch jeden Kolporteur, sowie durch die Exped. der „Neuen Welt" in Stuttgart.

Lutz & Geisselmann

Stuttgart
Tübingerstrasse 2b.

Sanitäts-Bazar
„Zum roten Kreuz."

Medicinal-Droguen
Medicinalweine etc. etc.
Mineralwässer
Quellsalze Pastillen
Diätetische Nahrungsmittel für Kinder, Kranke u. Reconvalescenten
Taschen-, Hand- u. Reiseapoteken
Verbandstoffe
eigenen Fabrikats, sowie Niederlage aller namhaften Firmen
Verbandtaschen u. Verbandkästen
Chirurgische Gummiwaaren
Chirurgische Instrumente
Künstliche Glieder
Ortopädische Maschinen
Universalleibbinden
mit Traggürtel
Geradehalter
Bandagen etc.
in eigener Werkstatt angefertigt
Alle sonstigen
zur Krankenpflege gehörigen Artikel
Bandagen-Cabinet
für Herren; desgl. für Damen mit weiblicher Bedienung
Schleiferei
für chirurgische Instrumente.

Specialitäten:

Seufert'sche bewegliche Wärme- u. Kälteflaschen
gesezlich geschüzt u. zum Patent angemeldet in verschied. Ausführungen für Kinder und Erwachsene, Pferde und Rindvieh.
Diejenigen für Menschen sind auch mit **reinem Wollfilz** nach Prof. Dr. Jägers Wollregime überzogen vorhanden.
Priessnitz'sche Brust-, Hals- u. Leib-Umschläge
Normal-Unterkleider
nach Prof. Dr. Jägers Wollregime.
Verstellbare Bett-Tische
Geruchlose Leibstühle
neueste Konstruktion, eigenes Fabrikat
Krankenwagen
Sessel etc.

Gesichtshaare

entfernt nach einmaligem Gebrauch und **für immer** das neue unschädliche, ärztlich empfohlene Mittel. **Preis 3 Mk.** f. amtlicher Begutachtung.

F. Marcalouse, Prag-Smichow.

Stottern

wird briefl. geheilt. Anfr. m. Ret.-Marke an **Arthur Heimerdinger**, Straßburg i. E.

Durch die Expedition der „Neuen Welt" sind folgende **Porträts** zu beziehen:

Karl Marx (Photographie)
Kabinet-Format . . M. 1. —.
Visitenkart.-Format . „ —. 50.
Holzschnitt . . . . „ —. 30.

Lassalle (4⁰. Holzschnitt)
Geib do.
Bracke do.
Joh. Jacoby do.
Herwegh do.
Freiligrath do.
Darwin do.
} à M. —. 30.

Die Porträts sind vollendet geschnitten und äußerst sauber auf Carton in 4⁰ gedruckt.

Sämmtliche Porträts in eleganter Enveloppe M. 2. 50.

Im Verlage von **J. H. W. Dietz** in Stuttgart ist erschienen:

Die Sozialdemokratie

vor dem

Deutschen Reichstage.

Erste Lesung des Sozialistengesetzes

nach dem amtlichen Stenogramm.

Heft I. Sitzung am 20. März
„ II. „ „ 21. „
} à Heft 25 Pf.

Bestellungen werden **umgehend** erbeten. Da nur eine kleine Auflage hergestellt werden wird so können **Nachbestellungen** nicht mit Sicherheit effektuirt werden.

Beachtenswert!

Durch die Expedition der „Neuen Welt" ist zu beziehen:

	M.
Die Neue Welt, Jahrg. 1879, 1881 u. 1882 broch. à M. 3.—, geb.	5.—
— Jahrg. 1883, broch. M. 4.50, geb.	5.50
Der Neue-Welt-Kalender f. 1884	—.50
Otto-Walster, A., Braunschweiger Tage. Histor. Roman 8⁰, 620 S.	2.—
— Eine mittelalterliche Internationale. Hist. Novelle. 8⁰ 128 S.	—.60
— Kranke Herzen. Zwei Novellen 8⁰, 232 Seiten	—.75
Shelley, Dichtungen, geb.	1.80
Deutscher Jugendschatz, geb.	—.75
Edelsteine deutscher Dichtung. Gewöhnl. Ausg., geb.	—.75
Schiller, Gedichte, geb.	—.75
Heine, Buch der Lieder, geb.	4.—
Hauff, Lichtenstein, geb.	2.—
— Gedichte und Märchen, geb.	2.40
Herwegh, Gedichte eines Lebendigen, geb.	4.60
Freiligrath, Gesammelte Dichtungen 3 Bde. geb.	13 —
Reinhardt, Gustav, Gedichte. 8⁰, 154 Seiten	—.80
Wedde, Johannes, Grüsse des Werdenden, geb. 6.—, broch.	5.—
Goethes sämmtl. Werke, 10 Bde. geb.	18.—
Schillers Werke, 3 Bde., geb.	4.50
— — 4 Bde., roth, geb.	6.—
Lessings Werke, 6 Bde. in 3 B. geb.	5.60
Wieland, ausgew. Werke, 3 Bde. gb.	7.—
Börne, Gesammelte Schriften, 3 Bde.	6.—
Hauff, sämmtl. Werke, 2 Bde., geb.	3.50
Shakespeares Werke, 3 Bde. geb.	6.—
Die Neue Zeit. Revue d. geist. u. öffentl. Lebens, in monatl. Heften à	—.50
— — 1. Jahrg. compl., geb.	9.—
Marx, K., Das Kapital	9.—
— Lohnarbeit und Kapital	—.15
Bucher, Lothar, Der Parlamentarismus, geh.	5.—
Mignet, Geschichte der franz. Revolution von 1789—1814. geb.	2.—
Corvin, Geschichte der Neuzeit 1848—1871, compl. in 3 Bd., geb	15.—
Schäffle, A., Quintessenz des Sozialismus	1.20
Spier, Recht und Unrecht	1.50
Ihering, Der Kampf ums Recht	1.—
Flesch, Dr. Karl, Haftpflicht, Unfallversicherung, Normalarbeitstag	1.50
Staatswirthschaftl. Abhandlgn. II. Serie, compl., früher 10.—, jezt	3.—
Separat-Abzüge aus denselben:	
Kautsky, Irland. Kulturhist. Skizze	—.50
— Internat. Arbeits-Gesetzgebung	—.50
— Ueberseeische Lebensmittel-Konkurrenz	—.50
Vollmar, Der gegenwärtige Stand der Waldschutzfrage	—.25
Robert Blums Reden, geb.	1.25
Becker, B., Briefe deutscher Bettelpatrioten, gr. 8⁰, 500 Seiten	2.50
— Die Reaction in Deutschland, 8⁰, 508 Seiten	1.50
— Geschichte der Arbeiter-Agitation von Ferdinand Lassalle. 8⁰, 312 Seiten	1.50
Brunnemann, Karl, Skizzen und Studien der franz. Revolutionsgeschichte, gr. 8⁰, 112 Seiten	—.75
König, Emil, Schwarze Kabinette, gr. 8⁰, 104 Seiten	—.60
Lassalle, Ferdinand, Philosophie Fichtes	—.15
— Lessing	—.15
— Fichtes politisches Vermächtn.	—.15
— Julian Schmidt	—.75
Prowe, Dr. A., John Osawatomie Brown, der Negerheiland. gr. 8⁰, 148 Seiten	—.75
Rasch, Gustav, Die Preussen in Elsass-Lothringen. 8⁰, 331 Seiten	2.—
Reinhardt, Gustav, Gedichte. 8⁰, 154 Seiten	—.80
Zimmermann, Pfaffenpeitsche I. 8⁰ 258 Seiten	1.25
Stern, J., Die Religion der Zukunft	1.50
Köhler, Oswald, Der Egoismus und die Civilisation	1.20
Der erste Hochverrathsprozess vor dem Deutschen Reichsgericht	1.20
Büchner, Kraft und Stoff	7.—
— Der Gottesbegriff	1.—
Specht, Populäre Entwicklungsgeschichte des Weltalls	3.50
Lommel, Johann Huss	—.25
— Jesus v. Nazareth (wieder vorrätig)	—.30
Dulk, Die Entstehung des Geistes	—.20
Henrich, Tod und Feuerbestattung	—.20
Bebel, Die mohammedanisch-arab. Kulturperiode	2.—
Verhandlungen d. sächs. Landtags vom 11. Januar 1884	—.20
Zimmermann, D. deutsche Bauernkrieg. (Antiquar. Expl.)	7.50
Liebknecht, Fremdwörterbuch, geb.	1.80
— — brochirt	1.50
Ratgeber für Gewerbtreibende	3.50
Bock, Buch v. gesunden u. kranken Menschen. 2 Bde. geb.	12.—
Meinert, Wie nährt man sich gut und billig?	—.50
Hensel, Diphteritis, Cholera u. Blattern	2.—
Gewerbeordnung	—.30
Gesez betr. die Krankenversicherung der Arbeiter u. Hilfskassengesez	—.25
Haftpflichtgesez	—.05
Strafgesezbuch nebst Pressgesez und Sozialistengesez	1.—
Reichs-Justiz-Geseze mit Formularbuch	2.—
Verfassung des deutschen Reichs	—.15
— mit Anmerkungen	1.—

Die Buchdruckerei

von

J. H. W. Dietz in Stuttgart

empfiehlt sich

zur Anfertigung aller Druckarbeiten.

Auswärtige Aufträge werden schleunigst franko per Post effektuirt. Preise billig.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Nr. 18. 1884. Preis pro Heft 25 Pfennig. IX. Jahrgang.

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz.

Aerztlicher Ratgeber.

Berlin. C. H. K. 1. Sie brauchen wegen Ihres Zustandes nicht in Sorge zu sein. Waschen Sie wöchentlich wenigstens zweimal den ganzen Körper mit nicht ganz kaltem Wasser und reiben Sie Sich danach überall tüchtig ab. Außerdem gehen Sie möglichst fleißig spazieren, am besten in den Tiergarten, und wenden Sie die in der N. W. eingehend beschriebene Atmungskur an. 2. Bezüglich des üblen Geruchs aus dem Munde lesen Sie im Aerztl. Ratgeber des vorigen Heftes nach.

Netzschkau. L. St. Die schlechte Haltung des einen Fußes bei Ihrem Kinde wird nur durch ortopädische Behandlung, beziehungsweise langandauernde Bandagirung, beseitigt werden können. Damit das in zweckmäßiger Weise geschehe, müssen Sie Sich einem Arzt anvertrauen.

Aschersleben. H. J. 1. Gegen die Fettleibigkeit hat Ihre Frau vor allen Dingen eine geeignete Diät einzuhalten, indem sie sich etwa folgendermaßen nährt: des Morgens schwarzen Kaffee, oder wenigstens Kaffee oder Tee mit abgerahmter Milch ohne Zucker, dazu Weißbrot ohne Butter oder Zwieback, zu Mittag Fleischbrühe mit wenig Fett und ohne mehlige Beilage (Nudeln, Sago, Reis, Gräupchen u. s. w.) mageres Fleisch und Blättergemüse, Nachmittags wieder Kaffee oder Tee ohne Zucker, am besten auch ohne Milch mit Weißbrot oder Zwieback, des Abends Tee, wenig Brot ohne Butter, Obst, mageres Fleisch oder mageren Käse, als Getränk Wasser oder leichtes Bier in geringer Menge. — 2. Gegen den Schreibkrampf ist noch kein in allen Fällen hülfreiches Mittel gefunden. Am meisten Erfolg verspricht die Massage, d. h. geeignete Knetung der vom Krampfe befallenenen Muskeln. Dicke Korkfederhalter und ganz weiche, langschnabelige Federn sind allen zum Schreibkrampf Disponirten dringend anzuraten. Desgleichen Apparate, welche den Fingern ihre Tätigkeit beim Schreiben erleichtern oder ganz abnehmen, wie z. B. eine leichte Kugel, in welche die Feder eingelassen ist und welche man beim Schreiben mit der ganzen Hand umfaßt.

Harburg a. E. H. K. 1. Gegen spröde, trockene Haut helfen Waschungen mit Glyzerin. 2. Ihre Schwachsichtigkeit macht das Tragen einer Brille notwendig, die Sie Sich am besten von einem Augenarzt verschreiben lassen.

Heilbronn. M. R. Auch Ihnen ist die Atmungskur anzuraten.

Stuttgart. C. F. Ihr Leiden, welches sich u. a. durch Schwindel und Ohrenklingen äußert, macht ärztliche Untersuchung und Behandlung nötig. Wenn Sie nach der Expedition der N. W., Ludwigstraße, gehen und dort Ihren Namen angeben, wird Ihnen die Adresse eines Arztes angegeben werden, der Sie zu behandeln und Ihre Mittellosigkeit entsprechend zu berücksichtigen bereit ist.

Solingen. C. Schr. Ihre Unterleibsbeschwerden lassen das Anlegen jener Neptunsgürtel genannten Prießnitz'schen Umschläge geraten erscheinen. Statt sich solch einen Neptunsgürtel um schweres Geld in der Apoteke zu kaufen, können Sie Sich ihn selbst herstellen, indem Sie ein feuchtes, ordentlich ausgerungenes Tuch um den Leib legen, darüber eine wollene Binde und über diese ein Stück Kautschuk befestigen, so daß das feuchte Tuch völlig von der Luft abgeschlossen ist. Diesen Umschlag wechseln Sie Morgens und Abends, tragen ihn im übrigen Tag und Nacht zwei Wochen lang; alsdann berichten Sie uns weiter. Auf die nebenbei auch viel zu teuren Mohrmann'schen Bandwurmmittel hineinzufallen, war allerdings ganz überflüssig.

Altona. Frl. Fanny H. 1. Gegen unreinen Teint wenden Sie eine Lösung von 1 Teil Borax in 20 Teilen Wasser an, womit Sie das Gesicht des Abends zu bestreichen haben. — 2. Wider Kopfschuppen gebrauchen Sie eine starke Abkochung von Eichenrinde, welche durchzuseien und mit ein wenig Kampherspiritus zu versetzen ist.

Redaktions-Korrespondenz.

Bochum. H. M. Lassen Sie Sich zum Trost gereichen, daß Sie gehandelt haben, wie ein Mann von Ehre handeln muß. Gutzkow hat in vollstem Maße wahr gesprochen, als er sagte:

Die Ueberzeugung ist des Mannes Ehre —
Ein golden Vlies, das keines Fürsten Hand
Und kein Kapitel um die Brust ihm hängt.
Die Ueberzeugung ist des Kriegers Fahne,
Mit der er fallend nie unrühmlich fällt.
Der Aermste selbst, verloren in der Masse,
Erwirbt durch Ueberzeugung sich den Adel,
Ein Wappen, das er selbst zerbricht und schändet,
Wenn er zum Lügner seiner Meinung wird.

Breitenbach. J. M. Wenn der Verfasser des Gedichtes „Die Pascher" in Nr. 14 „die Grenzwächter der czechischen Nation als Schergen hingestellt hat", so brauchen Sie Sich in Ihrem internationalen Gerechtigkeitsgefühl durchaus nicht verletzt zu fühlen und haben am allerwenigsten Ursache, die N. W. darob der nationalen Parteilichkeit anzuklagen, — die ihnen anstößigen Worte sprechen nicht unsere Meinung aus, sondern der Dichter sprach sie und auch dieser nur aus der Seele solcher — offenbar deutscher — Pascher, die in czechischen Grenzern ihre Todfeinde sehen. Wenn z. B. in einem Roman, den die N. W. bringt, irgend ein Bösewicht aufträte, der allem Edlen und Schönen den Krieg erklärte, so wird hoffentlich niemand zu dem naiven Einfall kommen, diese Kriegserklärung sei dem Herzen der Neuen-Welt-Redaktion entquollen. In jenem Falle mit den Paschern und den „tückisch-czechischen Gesellen" liegt die Sache nun um kein Haar anders.

Berlin. N. M. Zu der versprochenen Arbeit über Bürger und sein Verhältnis zu Schiller sind wir leider bislang noch nicht gekommen. Nunmehr werden wir zu Bürgers Todestag, den 8. Juni, seine Biographie bringen und dabei auch seine für ihn verhängnisvoll gewordenen Beziehungen zu Schiller darlegen. Für die Anregung dazu sind wir Ihen dankbar.

Irwin (Pennsylvanien). Henry W. Ihre Gedichte zeigen von gutem Willen und guter Gesinnung, sind jedoch keineswegs so gelungen, daß wir sie veröffentlichen könnten.

Lübeck. Photograph J. R. Ihre Postkarten sind uns zugegangen; die Probeabzüge der betreffenden Clichés dagegen nicht.

Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

Berlin. Stud. Ag. Um sich über den Wert der Angriffe Dubois-Reymonds auf Goethe zu unterrichten, werden Sie gut thun, die Schrift Dr. G. Kalischers: „Goethe als Naturforscher und Herr Dubois-Reymond als sein Kritiker. Eine Antikritik. Berlin. Gustav Hempels Verlag 1883" zu studiren. Daß der gelehrte berliner Akademiker mitunter gut täte, in seinen Worten vorsichtiger und bescheidener zu sein, darin haben Sie vollkommen recht.

Linz. A. Kl. Beethoven ward am 16. Dezember 1770 zu Bonn geboren, in der Tat, wie Sie Ihren Wettenden gegenüber ganz richtig behauptet haben, als Sohn einer Musikerfamilie, denn sein Vater war Tenorist in der kurfürstlichen Kapelle und sein Großvater Kapellmeister. Uebrigens gibt über dergleichen doch jedes Konversationslexikon, auch jedes von den kleinen, hinreichenden Aufschluß.

Gemeinnütziges.

— **Die Sonnenblume,** auch Sonnenrose, Sonnenwende genannt, weil sie sich nach der Richtung der Sonne dreht, ist in England ein lohnender Gegenstand des Anbaues. Die großköpfige, gelbe, körnerreiche, vor einigen Jahrhunderten aus Mexiko und Columbia in Deutschland eingeführte Gattung dieser Pflanze ist bekanntlich bei uns mehr Zier- als Nutzpflanze; hat sie ihre schöne Blüte abgestreift, so wird die samenreiche Scheibe meistens den Vögeln überlassen, und nur selten finden die Körner eine nützliche Verwertung. Der englische Landwirt weiß sich aus dieser Pflanze sehr erhebliche Vorteile zu verschaffen, sie wird ihm eine ergiebige Nutzungsquelle. Aus den unzähligen kleinen Blüten, die jedes Samenkorn trägt, bereiten die Bienen eine Menge Honig und Wachs, die Samenkörner, wie Leinsamen behandelt, liefern ein vorzügliches Oel für den Tischgebrauch; die Maler können für Blau und Grün kein besseres Oel finden; als Vogelfutter, namentlich aber als Mastfutter für Geflügel, sind die Körner sehr beliebt, Fasanen sollen davon ein farbenvolleres Gefieder bekommen; aus dem Sonnenblumenöl wird eine feine Toiletten- und Bartseife bereitet; das Mehl aus den Samenkörnern liefert das feinste Kuchenwerk, dem Brot beigemengt, wird dies nahrhafter und verdaulicher, die Indianer wissen dies schon längst, und bereiten sich Brot und einen schmackhaften Brei daraus. Die grünen Blätter sind ein gutes Viehfutter, und die sehr feinen Fasern des Pflanzenstengels sollen von den Chinesen häufig unter die Seide gemischt werden; ihre Verspinnbarkeit ist nicht zu bezweifeln, und auch ihre Verwendbarkeit in der Papierfabrikation ist schon behauptet worden. Jedenfalls aber liefert der dicke, zähe Stengel, wenn man auch von den erwähnten Verwendungsarten absehen will, ein gutes Brennmaterial. In China wird der Pflanze große Aufmerksamkeit geschenkt, hunderttausende von Zentnern Samen werden dort von ihr geerntet und auf die verschiedenartigste Weise verwertet. Auch bei uns gedeiht die Sonnenblume ohne alle Pflege vortrefflich; am geeignetsten pflanzt man sie zwischen Kartoffeln, nachdem diese die letzte Behackung erfahren haben. Unsere Voreltern schon kannten die Sonnenwende nach verschiedenen nützlichen Seiten, die hier in der Voraussicht, daß sie unsern Lesern ein ungläubiges Lächeln abnötigen, aufgezählt werden sollen. Im Hexenzeitalter rühmte man der Sonnenwende nach, sie vertreibe den Krebs, Warzen, Skorpionen; mit Hülfe dieser Pflanze soll man sich unsichtbar machen können; die Hexen kochten sie in ihre Salbe, und Albertus Magnus, der große, im Verdacht der Zauberei gestandene Chemiker (gestorben 1280) rät, sie — wenn die Sonne im Löwen steht — zu sammeln und in die Kirche zu legen, es müssen dann alle untreuen Frauen so lange darin verweilen, bis das Kraut wieder entfernt sei. Fürwahr, bei all diesen edlen Eigenschaften eine unbezahlbare Pflanze.

— **Holzteppich, eine neue Verwendung der Holzfaser.** Unter dem Namen Holzteppich erzeugt die Firma Kuny und Marx in München einen Belag für Zimmerböden, als Ersaz für schadhafte Anstriche, oder rissige und ausgetretene Dielungen, worauf Patentschutz angemeldet ist. Es besteht aus inniger Verfilzung zubereiteter Holzfasern mit oxydirtem Leinöl und Farbstoffen auf Jutegewebe gewalzt, dessen Rückseite eine geglättete Firnißschichte bildet. Dieser wasserdichte Stoff zeigt ein gefälliges Aussehen, ist leicht zu reinigen und repariren, schnell verlegbar, geräuschlos beim Betreten, warmhaltend und beim Wohnungswechsel wieder zu verwenden. Die Läufer sind 80 cm breit; ganze Zimmerböden oder Vorlagen können nach Maß in abgepaßten Stücken geliefert werden, die an Ort und Stelle leicht miteinander zu vereinigen sind. Die Stoffe sind entweder glatte oder mit Dessins gepreßte von schwachem Relief. Die Stoffdicke ist durchaus homogen gefärbt, weder bemalt, noch schablonirt und in verschiedenen Nüancen beziehbar. Das Fabrikat hat in seiner Zusammensetzung Aehnlichkeit mit dem englischen Korkteppich (Linoleum), statt des pulverisirten Korkes werden präparirte Holzfasern verwendet. Die Art der Reinigung und des Verlegens ist die gleiche, der Preis stellt sich bei gewöhnlichen Gattungen Holzteppich dagegen auf die Hälfte. Selbstverständlich verträgt der dicke Stoff keine starken Biegungen, ist also für Treppenläufer, die an den Trittkanten umgebogen werden müssen, nicht geeignet, ebenso wenig für Belege im Freien oder für Pläze, die fortwährend der Nässe ausgesezt sind. Kurz nach dem Belegen soll die Oberfläche durch fortgesezte Oxydation des Firnisses an der Luft eine große Härte, welche durch das Betreten noch erhöht wird, erlangen.

(Ackermann's Ill. Gew.-Ztg.)

Auflösungen von Nr. 13.

Buchstabenrätsel.

Lieb, Leib, Beil, Blei.

Richtig gelöst: Berlin: Frau Mathilde Geißler, Karl Hammer, W. Möschke, G. Torso: Dortmund: A. R.; Dorp bei Solingen: T. P. Becker; Hamburg: W. Rössing, Frau Anna T., Frl. Klara T; Harburg C. S.; Leipzig: Schriftsetzer E. Kr.: Reichenbach i. V.: S. König; Rheda: W. v. Recklinghausen; Untertürkheim: D. Biedermann.

Rösselsprung.

Entflieh' mit mir und sei mein Weib,
Und ruh an meinem Herzen aus.
Fern in der Fremde sei mein Herz
Dein Vaterland und Vaterhaus.
Gehst du nicht mit, so sterb' ich hier
Und du bist einsam und allein,
Und bleibst du auch im Vaterhaus,
Wirst doch wie in der Fremde sein.

Richtig gelöst: Berlin: W. Möschke, G. Torso; Hamburg: E. D. und A. D., Malergehilfe W. Rössing; Rochlitz i. S.: Tischler F. H. Toppitz; Reichenbach i. V.: F. W. Knabe.

Nachzutragen als Löser des Rebus in Nr. 12: Dortmund: A. R.; Irwin (Pennsylvanien): Henry Wilhelm: Reichenbach i. V.: Schuhmacher Siegmund König.

Mannichfaltiges.

— **Ein Wort über die Literatur der Türken.** Es gibt in der Geschichte des Menschengeistes kein traurigeres Blatt als die türkische Literatur. Sie besteht nämlich fast ausschließlich entweder aus Spruchpoesie oder aus unflätigen Schwänken. Selbst Hammer, der ausgezeichnete Kenner des osmanischen Geisteslebens, nachdem er für die osmanische Literatur voll Eifer eine Lanze gebrochen (Gesch. der osman. Dichtkunst), nimmt schließlich all sein Lob doch wieder mit den Worten zurück: „Der wesentliche Grundzug der osmanischen Poesie ist nur eine knechtische Nachahmung der persischen und arabischen, durch keinen eigentümlichen Karakter ausgezeichnet." Breitgeschlagener Abklatsch schon oft dagewesener Gedanken, Gefühle, Wendungen, Bilder und Geschichten — das ist, seit die seldschuckischen Türken in ihren Eroberungen sich festgesetzt haben, die Literatur derselben. Jenes versteinerte Volk, Chinesen genannt, thut seit Jahrhunderten zwar auch nicht mehr, als daß es sein Uraltes kommentirt und breit schlägt, aber die Chinesen besitzen immerhin einen Grad von Phantasie, wenn auch der Geschmack am Uebertrieben-Zierlichen und Gedrechselten dieser Phantasie die Flügel bis ins Philisterhafte verstutzt. Daneben haben die Chinesen ein strengsittliches Familienleben, einen Sinn für das Schickliche, der sie vor aller Gemeinheit bewahrt. Aber der Türke hat von jeher nicht mehr gekannt als altklug doziren, orientalische Blumenphrasen drechseln oder seinen Pillau mit Gelächter über die rohesten Zoten verdauen. Der Mangel an Geschichtschreibung und an dramatischer Kunst sind die untrüglichen Todesstempel für eine Menschenrace. Die einzige Spur von Dramatik existirt bei den Türken in einer Art Schattenspiel mit stehenden Karakteren, welches lebhaft an die Dramatik der Chinesen erinnert, deren Nachbarn die Seldschucken ja einst gewesen. Da ist der Hopa, ein Beamter und eingebildeter Stuzer, der Hadschi Aiwat, ein Ueberstudirter, der immer mit persischen Versen um sich wirft, der Karagös, ein possenreißerischer Schuft, der Karadschüdsche, ein buckliger Hanswurst, und die Tudu, eine öffentliche Dirne. Die unflätigen Possen werden vor den Harems gespielt, wobei auch die Kinder zugegen sind. Ebenso wenig schließt man die Kinder aus, wenn ein Märchenerzähler seine frivolen Geschichten vor den Haremsdamen vortragen darf! Nationale Erziehung! So schult man die zarte Jugend zur Unfähigkeit für geistiges Leben und zu sinnlichem Taumel. Das Beste, was die Türken auf poetischem Gebiete produzirt haben, und das — verhältnißmäßig — Orginellste zugleich sind uralte Schwänke voll derben Volkswizes. Heutzutage aber erzeugen sie auch diese nicht mehr, sondern nähren sich von dem alten Material.

— **Die Erdbeere im Volksglauben.** Fast jeder Mensch liebt diese herrliche Frucht und da dürfte es wohl auch die Leser interessiren, zu erfahren, welche Bedeutung der Volksglaube der Erdbeere beigelegt hat. Je nach der Gegend ist diese Bedeutung verschieden. Wenn in Böhmen Kinder in den Wald gehen, um Erdbeeren zu suchen, und dabei eine verlieren, so dürfen sie dieselbe nicht wieder aufheben. Es herrscht nämlich die Vorstellung, daß die verlorenen Beeren der Mutter Gottes gehören. Selbst wenn ein Kind das Beerenkörbchen umstößt, so darf es die herausgerollten Beeren nicht wieder auflesen. Sammelt es dieselben dennoch wieder, so würde es nach dem Volksglauben den ganzen Tag lesen können, ohne das Körbchen voll zu bekommen. Eine andere Sitte ist die, daß die erste Hand voll Erdbeeren, welche gepflückt wird, für die armen Seelen, denen auch alle Beeren, welche bei dem Sammeln durch die Finger fallen, gehören, auf einen Baumstrunk gelegt werden. Wer zum ersten Male in die Beeren geht, muß die ersten drei Beeren, welche er findet, auf einem abgehauenen Baumstamme der Mutter Gottes opfern; fällt ihm aber eine Beere aus der Hand, so darf er sie nicht wieder aufheben. Hieraus ist deutlich ersichtlich, daß sich in diesem Punkte das alte heidnische Opfer in seiner vollen Reinheit bewahrt hat. Es ist eine anerkannte Thatsache, daß man von den Erdbeeren eine große Menge essen kann, ohne satt zu werden. Nach der Legende sollen hieran die heidnischen Kinder schuld sein. Als einst ein solches in den Wald ging, um Erdbeeren zu suchen, begegnete ihm die Mutter Gottes und frug, was es in dem Korbe trug. Das Kind antwortete: „Nichts." Darauf entgegnete die heilige Maria: „Ist es nichts, so sollst du auch davon nicht satt werden." Dieselbe Sage hat auch Hebel in seinem Gedichte: „Die Knaben im Erdbeerschlag" behandelt. Eine andere Sage, welche mit der Erdbeere in Verbindung steht, ist folgende. Eine Frau, welcher schon Kinder gestorben sind, darf vor dem Johannistage keine Erdbeere essen, weil — so erzählt die Sage — die Jungfrau Maria an diesem Tage die gestorbenen Kinder zum Erdbeerpflücken in das Paradies führt. Jene Kinder, deren Mutter schon vor Johannis Erdbeeren gegessen haben, dürfen nicht mitgehen, weil ihren Anteil schon die genäschigen Mütter verzehrt hätten. In Böhmen ist dieselbe Sage verbreitet, aber mit der Abänderung, daß das betreffende Kind wohl Erdbeeren bekomme, aber nicht soviel als die andern, denn die heilige Jungfrau sage zu ihnen: „Sieh, Herzenskindchen, für dich bleibt wenig, denn die Mutter hat dirs weggegessen." In Deutsch-Böhmen geht noch ferner die Sage, daß am Tage von Mariä Heimsuchung die heilige Jungfrau über das Gebirge geht und auf ihrem Wege Beeren sammelt, mit denen sie bei ihrer Rückkehr in den Himmel die seligen Kinder beglücken will. Auch in dieser Sage werden diejenigen Kinder, deren Mütter bereits Erdbeeren gegessen haben, beim Verteilen ausgeschlossen. An Stelle der Maria nennt die Sage bisweilen auch den Namen der heiligen Anna. An das Heidentum erinnert noch ein alter Brauch, welcher sich in einigen hessischen Dörfern bis zum Anfang unseres Jahrhunderts erhalten hatte. Wer im Walde Beeren gesammelt hatte, steckte beim Verlassen des Waldes an einen vor demselben stehenden Hagedorn einige der besten Beeren und sagte, indem er einen Stein in den Busch warf, ein Sprüchlein vor sich her, gleichsam um sich für die Beeren zu bedanken. Wer diesem Brauche sich nicht fügte, lief Gefahr, bei dem nächsten Gange keine Beeren zu finden oder die gefundenen auf dem Heimgange zu verschütten. Eine eigentümliche Bedeutung hat auch der Brauch, daß ein Weib eine Erdbeere, welche es am Wege sieht, entweder pflücken oder zertreten soll. Ebenso soll ein Reiter vom Pferde absteigen und die am Wege stehende Erdbeere essen. Diese Sitte hängt zweifellos mit dem Sprüchwort zusammen: „Wegen einer Erdbeere soll ein Mann neun Mal vom Pferde steigen und sie essen." Ein anderes Sprüchwort sagt von einem Menschen, welcher fein lebt: „Er schluckt die Erdbeeren mit der Milch hinab." Auch in den in Deutschland geltenden Bauernregeln und Weltensprüchwörtern wird der Erdbeere Erwähnung gethan. Es heißt nämlich: „Reife Erdbeeren um Pfingsten bringen ein gutes Weinjahr." Denselben Sinn hat das in der Gegend von Görlitz gebräuchliche Sprüchwort: „Wenns reife Erdbeeren gibt um Pfingsten, so gibts nicht Wein zum Wingsten." Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß die Erdbeere als Sinnbild der Verlockung und der Wollust gilt.

Humoristisches.

— **Vorschlag zur Errichtung einer Maulheldenlegion.** Es ist bekannt, daß die Helden sich in Faust- und Maulhelden einteilen. Die ersten machen wenig Worte, desto besser aber schlagen sie zu, wenn's zum Klappen kommt. Solche Fausthelden waren unsere verewigten Vorfahren, und das biderbe Deutschland ist auch jezt noch nicht arm daran. Leider aber werden sie oft von den Maul- oder Zungenhelden überschrien. Bei diesen nämlich sizt der nervus und die Heldenkraft in der Gurgel, weshalb man den veralteten Ausdruck: „Kriegsgurgeln" ausschließlich auf sie anwenden sollte. Diese Maulhelden taugen daher wenig zum Zuschlagen, desto besser aber könnte ihr Talent auf eine andere Art benuzt werden. Denn es kommt in der Welt, besonders im Kriege, gar viel darauf an, daß jeder an seiner rechten Stelle stehe. Man sollte nämlich aus diesen Maulhelden eine eigene Legion errichten. Ihr Exerzitium müßte darin bestehen, daß sie zu gleicher Zeit ein furchtbares Gebrüll oder Hurrahgeschrei erhöben. — Die Kriegsgeschichte beweist, wie oftmals ein wohlangebrachtes Gelächter den angreifenden Feind außer Fassung gebracht oder verblüfft hat. Wie viel größer muß die Wirkung solcher Maulschlünde sein, wenn sie, gleich einer maskirten Batterie von Feuerschlünden, im entscheidenden Momente gegen den unvorbereiteten Gegner gerichtet werden! Einzelne Rotten solcher Maulhelden könnten auch hin und wieder unter die Fausthelden verteilt werden. Denn Klappern gehört zum Handwerk, und auch beim Kriegshandwerk kommt es darauf an, daß man mehr Geschrei von sich mache, als dahinter ist, und die Lücken und schwachen Punkte damit auszufüllen suche. Der Haupteffekt aber hinge von der Generalmaulsalve ab, und wie in der Ouvertüre zu einer heroischen Oper die Pauken, Hörner und Posaunen den eigentlichen Knalleffekt hervorbringen, und oft bis zu Ende gespart werden, so müßte auch diese Generalmaulsalve für den Moment vorbehalten bleiben, wenn die Katastrophe der Schlacht sich nahet, das heißt, wenn alle Streitkräfte in voller Gegenwirkung sind, und es darauf ankommt, durch irgend ein Blendwerk von Verstärkung einen plötzlichen panischen Schrecken unter den Feinden zu verbreiten.

— **Adam ein Deutscher.** Ich bin überzeugt, daß der erste Mensch ein Deutscher war. Welcher Andere als ein Deutscher schläft im Paradiese gleich ein? Von welchem als von einem Deutschen sagt man mit Recht: „Es ist nicht gut, daß er allein sei?" Denn wenn ein Deutscher allein ist, sieht er gleich Gespenster. Welcher Andere als ein Deutscher läßt sich so in die Rippen hineinschneiden? Welcher Andere als ein Deutscher versteckt sich selbst, wenn der Himmel fragt: „Wo steckst Du?" Welcher Andere als ein Deutscher schiebt, wenn er angeklagt wird, die Schuld sogleich auf sein Weib? Welcher Andere als ein Deutscher beißt so geschwind in den sauren Apfel?

— **Gut abgelaufen.** Oberst: Wie steht's? — Adjutant: Der Mann hat den Hals gebrochen. — Oberst: Hat's dem Pferde nichts gethan? — Adjutant: Nein, Herr Oberst. — Oberst: Gott sei Dank, daß die Sache noch so abgelaufen ist.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser.
Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Nr. 19. 1884. Preis pro Heft 25 Pfennig. IX. Jahrgang.

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz.

Aerztlicher Ratgeber.

Berlin. Fr. Br. Der Rheumatismus-Apparat der Fr. Emilie Winter ist der barste Unsinn. Sparen Sie Ihr Geld.

Leipzig. C. P. Gegen Warzen haben wir bereits ein Mittel angegeben in Nr. 26 v. J. Sollte dieses nichts geholfen haben — was bei richtiger Anwendung kaum möglich — dann probiren Sie einmal die in Nr. 18 dess. Jahrg. sub Ohlau G. L. empfohlene Tinktur.

Solingen. C. A. Wenn Ihnen der Pepsinwein zu teuer ist, so nehmen sie statt dessen pures Pepsin eine kleine Messerspize voll (0,5 Gr.) mit etwas Zucker gemischt nach der Mahlzeit und trinken entweder den Wein oder in Ermangelung dessen ein Glas Wasser darauf.

Königsberg. F. P. **Gr. Storz Post Auspitz. F. W. Mylau.** F. H. Sch. Gegen veraltete Rheumatismen helfen am ehesten noch Dampf-, Fichten- oder Kiefernadelbäder nebst Massage.

Dr. N.

Polytechnischer Briefkasten.

Minden. H. M. Oelbilder können Sie entweder mit französischem Lack oder, wie behauptet wird, mindestens ebensogut mit dem weniger kostspieligen vernis à caisses anglais (englischen Kutschenlack), welchen lezteren Sie zur Hälfte mit rektifizirtem Terpentinöl verdünnen müssen, überziehen. Wenn Sie diesen Lack nicht in den größeren Drogenhandlungen Ihrer Stadt erhalten, so können Sie ihn von der Malutensilienfabrik des Dr. Fl. Schönfeld & Komp. in Düsseldorf beziehen.

Heidelberg. R. S. Eine Tinte, mit der Sie auf Glas schreiben können, geben gleiche Teile Ruß und Hammerschlag verbunden mit starkem Gummiwasser.

Ratgeber für Haus- und Landwirtschaft.

Berlin. Strebsame Hausfrau. Ob wir auch einer mit (materiellen) Mitteln nicht ärmlich ausgestatteten Hausfrau ratend an die Hand gehen möchten? fragen Sie. Wir fragen entgegen: Weshalb nicht? Wir raten, unterstüzen, fördern jedermann, so gut als es nur in unsern Kräften steht. So wollen wir denn auch Ihrem Wunsche, das Rezept zu einer guten Suppe von Spargeln mitgeteilt zu erhalten, nachkommen. Eine solche ist die Suppe von Spargelpuree, wozu man je nach Bedürfnis, beziehentlich nach Zahl der Tischgäste ein Kilo Spargeln oder weniger sauber puzt und die Spizen zum Garniren zurücklegt, sodann brüht man die Spargeln mit Salzwasser ab und kocht sie in einem Kasserol mit 200 Gramm Weißbrotkrume, 1 Liter Geflügelbrühe, 4 Gr. Zucker und 1/2 Liter Fleischbrühe, in welcher einige Eßlöffel Sahne gekocht sind. Der ziemlich weichgekochte Spargel wird durch ein Pureesieb gerieben und mit dem Puree in ein Kasserol geschüttet, mit Geflügelbrühe gekocht, abgeschäumt, in die Suppenschüssel gefüllt und in diese dann noch 1/3 Liter gute Sahne gegossen. Mit Spinatsaft, der durch ein seidenes Sieb gegossen ist, können Sie die Suppe mattgrün färben und schließlich fügen Sie die in Salzwasser gekochten Spargelspizen hinzu. Runde Brotschnittchen von 1 bis 2 cm Durchmesser, welche scharf getrocknet wurden, tragen Sie dann in einer besonderen Schüssel auf.

Gemeinnüziges.

— Die gestrengen Herren des Maimonats. Die „gestrengen Herren“ sind hinlänglich bekannt, die „Kältebringer“, wie der Volkswiz die Kalender-Heiligen bezeichnet, deren Gedächtnis an die Tage des 11., 12. und 13. Mai geknüpft ist, St. Mammertus, St. Pancratius und St. Servatius. Die Tradition ist nicht nur in Deutschland vorhanden, wir finden sie u. a. auch in Frankreich, wo die genannten Heiligen den Namen „saints de glace“ (Heilige des Eises) führen. Daß der Ueberlieferung tatsächliche Verhältnisse zu Grunde liegen und der in der Regel kurz vor der Hälfte des Maimonats eintretende Kälterückschlag auf bestimmte physikalische Vorgänge zurückzuführen ist, unterliegt keinem Zweifel, irrig ist nur die Ansicht, welche das Phänomen an bestimmte Kalendertage binden will, und der Entstehungsgrund, den man ihm bis jezt beigelegt hat. In der Regel läßt man als solchen einen astronomischen Vorgang gelten. Gegen den 10., 11. und 12. Mai, so sagt man, ist eine der sogenannten Sternschnuppen-Perioden und mit dieser steht das Sinken der Temperatur im Zusammenhang. Die Erde geht durch einen Asteroiden-Ring. Die kleinen Meteormassen werden von der Erdmasse angezogen und durchschneiden die Atmosphäre derselben mit einer Geschwindigkeit von 29 bis 30 Kilometern in der Sekunde; sie drücken die Luft vor sich zusammen und erwärmen und entzünden sich infolgedessen. Die Wirkung ist um so größer, je größer die Anzahl der Asteroiden ist. Im Mai steht der Ring zwischen der Sonne und uns; im November dagegen gehen wir vor dem Ringe vorbei. Im ersteren Falle bildet der Ring eine Art Schirm, darum sinkt die Temperatur; in lezterem wirkt er reflektirend, daher die Zunahme der Wärme und daher die Erscheinung, die wir mit dem Namen „Allerheiligen-Sommer“ zu bezeichnen gewohnt sind. — Diese Teorie ist sehr hübsch und geistreich ersonnen, aber nicht stichhaltig. Denn wenn sie begründet wäre, dann müßte das Sinken oder Steigen der Temperatur regelmäßig an demselben Tage des Jahres und überall auf der Erde eintreten. Nun ist aber der beregte Temperaturwechsel ein Phänomen, das nur an bestimmten Orten und keineswegs allgemein wahrgenommen wird; auch ist es durchaus nicht an feste Kalendertage gebunden. — Viel wahrscheinlicher ist eine Hypotese des französischen Gelehrten Henri de Parville. Dieser hat früher schon darauf aufmerksam gemacht, daß allem Anscheine nach der Temperaturwechsel einer Veränderung in der astronomischen Deklination des Mondes folgt, d. h. daß dieser Wechsel von der Stellung des Mondes zur Erde abhängt, die nach der Abweichung dieses Gestirns von dem Aequator gemessen wird. Von der Mond-Deklination, so behauptet nun neuerdings Parville, ist auch der Temperaturrückschlag abhängig. Der südlichen Deklination, so führt er aus, entspricht Kälte oder Nordwind, der nördlichen Wärme und Südwind. Je nach der Deklination fällt oder steigt die Temperatur. Wenn der Wechsel vor dem 10. Mai eintritt, wird der Kälterückschlag mit den „gestrengen Herren“ zusammenfallen; kommt er früher oder später, so wird sich der Rückschlag beschleunigen oder verzögern. Ob die Beobachtung diese Teorie bestätigt, muß die Zeit und die sorgfältige Vergleichung der Tatsachen lehren

— Hafermehl. Der Wert des Hafermehls als Nahrungsmittel ist in Deutschland noch immer zu wenig gekannt und gewürdigt, während es doch durch zahlreiche Untersuchungen außer allen Zweifel gestellt ist, daß keine andere Frucht dem Hafer an Nährwert gleichkommt. Haferbrod war in alter Zeit in einem großen Teil von Europa ein Hauptnahrungsartikel, der erst dann allmälig aufgegeben wurde, als Korn und Weizen immer mehr in Kultur kamen. Jezt ist die Verwendung des Hafers als allgemeines Nahrungsmittel für Menschen fast nur noch in Schottland gebräuchlich und ihm verdanken die Schotten großenteils die kräftige Konstitution, wodurch sie unter den europäischen Völkern berühmt geworden sind. Die Frucht wird hauptsächlich in zweierlei Weise zur Nahrung gebraucht, nämlich gebrochen als Gries und mehr oder weniger fein gemahlen als Mehl. Der Gries wird vorzugsweise zu Suppen, das Mehl zu Brei und Kuchen verwendet. Zu Brei kocht man es entweder mit Wasser mit oder ohne Zusaz von etwas Butter oder mit Milch, auch wohl mit Zucker und selbst mit Bier. Für die meisten Personen in gutem Gesundheitszustand gibt es kein zuträglicheres Nahrungsmittel als Haferbrei mit Milch, keines, das mehr fleischmachende und wärmeerzeugende Stoffe besizt, während es Alle, die an den Genuß gewöhnt sind, äußerst schmackhaft finden. Für Kinder gibt es im Allgemeinen kein besseres Nahrungsmittel, keines, das mehr geeignet ist, den Magen in gesundem Zustand zu erhalten oder dem Körper Kräfte zu verleihen, wenn es auch sowohl unter Kindern als Erwachsenen Ausnahmsfälle geben kann, in denen der Genuß des Breies nicht zusagt, indem er dann Auftreibung des Magens und Unverdaulichkeit hervorbringt. Während man in solcher Beziehung dem bloßen Eigensinn der Kinder nicht nachgeben sollte, wäre es dagegen ein großer Mißgriff, wenn man die Körperkonstitution und den Gesundheitszustand derselben nicht gehörig berücksichtigen wollte. Die Qualität und somit auch die Zuträglichkeit des Breies hängt hauptsächlich von seiner gehörigen Zubereitung ab. Derselbe kann nicht stark genug gekocht werden. Ungenügend gekocht, mit Knollen, ist er ein sehr mittelmäßiges Nahrungsmittel, nicht so verdaulich und deshalb auch nicht so nahrhaft, als wenn er richtig zubereitet ist. Dies sollte man berücksichtigen, wenn er für kleine Kinder bestimmt ist und die Zubereitung nicht nachlässigen Dienstboten überlassen. Ein gewöhnlicher Fehler beim Kochen besteht darin, daß man das Mehl nach und nach dem siedenden Wasser zusezt, bis der Brei die gehörige Dicke erlangt hat. Die Folge davon ist, daß er unvollständig gekocht wird. Die Köchin sollte das Verhältnis von Wasser oder Milch und Mehl genau kennen und das leztere so rasch als möglich handvollweise zusezen, indem sie es dabei durch die Finger laufen läßt. Das Wasser und die Milch müssen kochen, ehe man das Mehl zugibt. Bei der Bereitung von Haferbrod oder Haferkuchen wird in Schottland das Mehl gewöhnlich nur mit Wasser angerührt, geknetet, mit einem Nudelholz ausgerollt und auf einer heißen Platte gebacken. Der Haferkuchen kann fast nicht dünn genug gemacht werden und der dünnste gilt für den besten. Einen solchen Kuchen gut zu backen, hält man in Schottland für eine Kunst. In neuerer Zeit verordnen die Aerzte in Berlin Schwindsüchtigen und Brustleidenden häufig mit gutem Erfolg den Genuß von Hafersuppen und Haferbrei.

— Messing zu färben. In feuchtem Sande nimmt Messing mit der Zeit eine schöne braune Farbe an, welche mit einer Trockenbürste polirt werden kann. Einen grünen Ueberzug von Grünspan erhält man mittels verdünnter Säure, welche man dann von selber trocken werden läßt. — Braun von allen Schattirungen erlangt man, wenn das Metall in Lösungen von Nitraten oder von Eisenchlorid eingetaucht wird, nachdem es in verdünnter Salpetersäure abgebeizt und mit Sand und Wasser gereinigt und getrocknet ist. Die Stärke der Lösungen bestimmt die Tiefe der zu erhaltenden Farbe. — Violett erhält man, wenn man das Metall in eine Lösung von Chlorantimon taucht. — Chocolade-Farbe, wenn man auf seiner Fläche feuchtes, rotes Eisenoxyd brennt und dann mit einer kleinen Quantität Bleiglanz polirt. — Olivengrün, wenn man die Oberfläche vermittels einer Lösung von Eisen und Arsenik in Salzsäure schwärzt und mit Bleiglanz polirt und heiß mit einem Lacke überzieht, welcher zusammengesezt ist aus: 1 Teil Firnis, 4 Teilen Gelbwurzel und 1 Teil Gummigutti. — Eine stahlgraue Farbe erhält man mit einer verdünnten, kochenden Auflösung von Chlorarsenik, — und eine blaue durch eine sorgsame Behandlung mit starkem unterschwefligsauren Natron. Schwarz wird viel zu optischen Messingartikeln angewendet und erhalten, wenn man das Messing mit einer Lösung von Platinum oder Chlorgold, mit salpetersaurem Zinnoxyd vermischt, überzieht. — Die Japaner bronziren ihr Messing, indem sie es in einer Lösung von schwefelsaurem Kupfer, Alaun und Grünspan kochen. In der Kunst des Bronzirens hängt der Erfolg von verschiedenen Umständen ab, wie von der Temperatur der Legirung oder der Lösung, von den Proportionen des zur Bildung der Legirung verwendeten Metalls und von der Qualität der Materialien. Dann kommt es auf den Moment, wann die Artikel zurückgezogen werden sollen, das Trocknen derselben und hundert andere Kleinigkeiten bei der Behandlung an, welche nur durch praktische Erfahrung gefunden werden können. (D. Schlosser-Ztg.)

Auflösungen von Nr. 14.

Rätsel.

Senne.

Richtig gelöst: Aarau: Frau K—i; Baden-Baden: Frl. H. G.; Berlin: Hausdiener L. Maurer, Lieutenant P., Primaner S.; Breslau: Frau O. Klein, H. Häckel; Burg bei Magdeburg: Kl.; Cassel: Reinhold F.; Dortmund: G. Reich; Hamburg: Lehrer H. D., Kaufmann O. Lange, Schiffszimmerer R—l; Hannover: Gustav und Anna St.; New-York: Karl Reichert; Philadelphia: Abraham Klaar; Zug: L. G.

Rebus.

Was man gelassen verlieren will,
Darf man nicht lieben.

Richtig gelöst: Berlin: W. Möschke, Lieutenant P.; Hamburg: Malergehilfe W. Rössing; Harburg: C. S.; Leipzig: Schriftsetzer E. Br.; Niedergrund (Böhmen): W. Deiters; Reichenbach (Sachsen): Sigmund König; F. H. Toppitz.

Mannichfaltiges.

— **Der Epheu.** Der Epheu ist eine allgemein beliebte Pflanze von so vielseitiger Verwendbarkeit, daß kaum ein anderes ähnliches Gewächs ihm hierin den Rang streitig machen könnte. Bekanntlich war schon im Altertum der Epheu eine berühmte und gefeierte Pflanze; derselbe war in Egypten dem Osiris, in Griechenland dem Bacchus geweiht, dessen Thyrses stets mit Epheu umrankt dargestellt wurde. In Itatien flocht man bereits zur Römerzeit, aber auch noch während der großen Kunstperiode der Renaissance, Epheublätter in den Lorbeerkranz der Dichter. In den Gärten wird der Epheu meistens als Kletterpflanze zur Bekleidung von Mauern, Säulen, Lauben, Gitterwerk, Felspartien 2c. verwendet. Besonders malerisch und effektvoll wirkt der Epheu, wenn er Burgen und Schloßruinen aus grauer Vorzeit, wie z. B. die prächtigen Schloßruinen zu Heidelberg, Wertheim u. a. m. mit seinen grünen Gewinden umschlingt. Außerdem wird dieses Gewächs auch als auf dem Boden hinstreichende Pflanze zur Einfassung von Rabatten, Gruppen und Wasserbecken, zur Bedeckung von kahlen, schattigen Stellen, zur Bildung von Arabesken in der Teppichgärtnerei 2c. verwendet. Einige Varietäten des Epheus, z. B. Hedera Helix arborescens mit seinen weiß und gelb panachirten Abarten, manche hiervon zur Winterzeit mit roten Beeren prangend, lassen sich in Pyramiden- und Buschform ziehen, verzweigen sich, gehörig in Schnitt gehalten, wie die Lorbeerbäume, und bilden, auf größeren Rasenflächen malerisch gruppirt, oder auch in Verbindung mit Nadelhölzern zur Verwendung gebracht, ein unschäzbares Material für den Landschaftsgärtner. Besonders häufig sieht man diese zierlichen Epheubäumchen in den Landschaftsgärten Großbritanniens verwendet. In diesem durch sein feuchtes, mildes Klima ausgezeichnetem Inselreiche entfaltet sich überhaupt der Epheu, indem er die Schlösser, Burg- und Abtei-Ruinen Alt-Englands, die uralten Eichen und Buchen der weitausgedehnten, unvergleichlich schönen Parks mit seinen immergrünen Gewinden bekleidet, in wunderbarer Ueppigkeit und Schönheit. Der Epheu gedeiht allenthalben wo er Felsen, grobes Gemäuer oder starke Baumstämme zum Anwurzeln, sowie Schatten oder Halbschatten findet; in Wäldern oder Park-Anlagen bedeckt er übrigens auch, auf dem Boden fortwuchernd, nicht selten ganze Bestände. Dr. Seemann bringt alle bekannten Formen von Epheu unter 3 Hauptarten: Die erste dieser Arten ist der europäische Epheu, Hedera Helix, mit kleinen dunkelgrünen Blättern, welche, wenn die Zweige blühbar werden, eine veränderte, den Pappelblättern ähnliche Form annehmen. Die Blätter der Abarten Hedera Helix palmata und digitala sind tief gespalten und eingeschnitten; auch gibt es eine Menge schöner und zierlicher Varietäten mit weißbunten und gelbbunten Blättern. Ein Teil dieser zahlreichen Varietäten des europäischen Epheus kann bei uns ganz im Freien kultivirt werden; andere bedürfen wenigstens einigen Winterschuzes. Besonders beliebt und weit verbreitet ist eine durch breite Blätter und besonders üppiges Wachstum als „Schottischer Epheu“ bekannte aus England und Schottland stammende Varietät. Die zweite Hauptart ist der afrikanische Epheu, Hedera canariensis, von den kanarischen Inseln stammend, mit großen, dunkelgrünen Blättern und sehr schnellem Wuchse. Die Hedera algeriensis mit blaßgrünen ungeteilten Blättern ist eine Abart des afrikanischen Epheu, von dem es auch reizende Varietäten mit weißbunten und gelbbunten Blättern gibt. Die dritte Hauptart ist der asiatische, aus dem Kaukasus und dem Kolchischen Gebirge stammende Epheu, Hedera colchica oder Roegneriana, eine prächtige Form mit großen dicken und lederartigen, ungeteilten, dunkelgrünen Blättern. Dieser Kolchische und der Kanarische Epheu sind die besten der grünblättrigen Varietäten zur Zimmerkultur, insbesondere zur raschen und dichten Bedeckung größerer Räume. Auch von dem Kolchischen Epheu kennt man einige silberberandete Varietäten, unter denen H. Japonica, der Japanesische Epheu, rein und regelmäßig mit Weiß berandet, als besonders reizend hervorzuheben ist. Von diesen drei Hauptarten des Epheus, der Hedera Helix, canariensis und colchica gibt es Baum- und Strauch-Varietäten mit dem Prädikate arborescens, welche dichte, runde, immergrüne Büsche bilden, im Winter reichlich Beeren tragen, und sich meistens zur Erziehung als Pyramiden vortrefflich eignen. — Die größte bekannte Sammlung von Epheu-Varietäten ist die des Herrn William Paul zu Waltham Croß bei London, woselbst gegen 40 Arten und Sorten in den verschiedensten Formen gezogen werden. Besonders prächtig, namentlich zur Winterzeit wegen des Kontrastes mit anderen Gewächsen, nimmt sich der in Säulenform gezogene Epheu aus. — Als niedrige Pyramide in Töpfen oder Kübeln sind die buntblättrigen Epheu-Varietäten eine große Gartenzierde, übrigens auch zur Zimmerkultur besonders geeignet, woselbst ihre bunte Belaubung und ihr zierlicher Habitus gegenüber üppiger wachsenden grünblätterigen Sorten in lieblicher Weise kontrastirt. Der Epheu bedarf im allgemeinen vieler Feuchtigkeit, und wächst, manchmal mit flüssigem Dünger begossen, auffallend rasch und üppig. Bei Kultur des Epheus in Gewächshäusern, wo er leicht und rasch ganze Wände mit dichten grünen Gewinden umzieht, sowie in Zimmern und anderen geschlossenen Räumen muß recht oft frische Luft zugelassen, alljährlich frische, nahrhafte Erde gegeben, und müssen die Blätter von Zeit zu Zeit durch Abwaschen von Staub und Ungeziefer gereinigt werden.

— **Die Verfälschung der Nahrungsmittel** ist bekanntlich keine Erfindung der Neuzeit, sondern ein schon seit Jahrhunderten betriebenes, unsauberes Gewerbe. Namentlich gilt dies von der Weinverfälschung, welche im Mittelalter so sehr verbreitet war, daß man auf dem Wege der Gesezgebung dem Unwesen entgegentreten mußte. Vor allen ging der Magistrat Nürnbergs gegen die Weinfälscher mit unnachsichtlicher Strenge vor. So wurde 1409 ein gewisser Hermann Echter aus der Stadt verwiesen, weil er einige Leute in der Kunst des sogenannten „Weinschmierens“ unterrichtet hatte. Ein anderer Bürger, Namens Friedrich Spelter, hatte 1440 zu Kissingen vier Fässer Wein gekauft, deren Inhalt sich bei näherer Besichtigung durch den Weinprüfer als verdorben herausstellte. Der Magistrat ließ deshalb die Waare konfisziren, den Fässern die Böden einschlagen und den Wein in die Pegnitz laufen. Das gleiche Schicksal traf 1447 drei Fässer Wein, welche mit — Senf verfälscht waren. Im Jahre 1461 erfolgte wiederum die Bestrafung eines Weinschmierers, indem man den Wein in die Pegnitz schüttete, das Faß verbrannte und dem gewissenlosen Händler eine Geldbuße von einem Gulden für jeden Eimer des verfälschten Getränks auferlegte. Alle diese Verurteilungen scheinen indes nicht von dem erwünschten Erfolge begleitet gewesen zu sein, denn 1466 sah sich der nürnberger Magistrat genötigt, nach vorher eingeholtem Erachten der Aerzte ein neues Verbot gegen das Weinverderben und Weinvermischen zu erlassen. Zwanzig Jahre später hielten die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, der Markgraf Albrecht von Brandenburg und die Stadt Nürnberg verschiedene Zusammenkünfte ab, auf denen ein gemeinsames Vorgehen gegen die Weinfälscher vereinbart wurde. Von diesen Beschlüssen sezte dann Nürnberg die Städte Straßburg, Eßlingen, Rothenburg, Schwäbisch-Hall, Heilbronn, Windsheim und Schweinfurt in Kenntnis, damit sie ihre Bürger anhalten möchten, den großen Weinmarkt, der alljährlich in Nürnberg stattfand, nur mit reiner, unverfälschter Waare zu beschicken.

— **Buchstäbliche Auslegung der Geseze.** Bei keinem Volke Europas ist der Rechtssinn seit Jahrhunderten so ausgebildet, als bei den Engländern, aber in keinem Staate ist die Gesezsammlung so ungeordnet als im Brittenreiche. Dieselbe besteht aus einem unendlichen Wust, der sich im Laufe der Jahrhunderte aufgehäuft hat, und es befinden sich in demselben nicht wenige übel abgefaßte und allzu unbestimmte Vorschriften, die, da alle Geseze von den Richtern buchstäblich abgefaßt und erklärt werden, klugen Advokaten nicht selten die Mittel bieten, schuldige Angeklagte von der ihnen zukommenden Strafe zu befreien. So ward im vorigen Jahrhundert ein Mann angeklagt, weil er fünf Weiber habe. Niemand zweifelte an seiner Verurteilung auf Grund des Gesezes gegen die Bigamie. Da machte sein Advokat geltend, es stehe im Geseze, wer zwei Frauen habe, solle mit Strafe belegt werden; dies Gesez passe aber nicht auf den Fall seines Klienten, der deren fünf geehelicht habe, und der Richter sprach den Angeklagten frei, anstatt, wie der gesunde Menschenverstand forderte, ihn mit dem höchsten Strafmaß zu belegen. Nicht minder seltsam erscheint folgender Fall: Es schnitt jemand im Streite einem Andern die Nase ab und ward deshalb wegen „Verstümmelung eines Körpergliedes eines Bürgers“, wie das betreffende Gesez lautete, in Anklage versezt. In seiner Verteidigung betonte er, daß die Nase „kein Glied des Körpers“ sei, und das Gericht verurteilte ihn nicht. Das Parlament sah sich infolgedessen genötigt, festzustellen, daß man die Nase in Zukunft als ein Glied des menschlichen Körpers zu betrachten habe.

Humoristisches.

— **Rangunterschied.** Soldat: Herr Gefreite, hier is vor 18 Pennige Snaps und 6 Pennige wieder. — Gefreiter: Ich schenke Dich den Sechser, mein Sohn; ick bin ooch jemeener Soldat jewesen und weeß, wie et eenen da zu Muthe is.

— **Ein Matrosenvergnügen.** In den dreißiger Jahren besuchte ein Matrose zum erstenmale am Abend vor seiner Abreise das Theater zu Rostock. Es wurde die Stumme von Portici gegeben. Der Matrose befand sich auf der lezten Gallerie und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. Wie Masaniello aber mitten in der Schlummerarie ist, bricht die überfüllte Gallerie zusammen und ein guter Teil Menschen kommen dabei zu Schaden. Unser Matrose, als gewandter Kletterer klammert sich jedoch an einen Träger, kommt glücklich davon und amüsirt sich über die Maßen. Am andern Morgen sticht sein Schiff in See und segelt nach Indien. Erst nach vier Jahren kommt unser Seemann zurück nach Rostock, wo das Theater längst wieder im Gange und hört eines Tages, daß die Stumme gegeben wird. „Jungens, dat is 'n fein Stück, dat möt wi sehn!“ sagt er zu seinen Kameraden und geht mit mehren derselben wieder auf die Gallerie. Als die verhängnißvolle Schlummerarie kommt, reibt er sich die Hände und lächelt bedeutsam und noch ist Masaniello nicht zur Hälfte fertig, da ruft der Mate: „Jungens, nu holt Ji fest, nu geiht's los!“ und klammert sich selbst an einen Pfeiler.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser,
Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Durch die Expedition der „Neuen Welt“ ist zu beziehen:

Gesetz über die eingeschriebenen Hilfskassen.

Nach den vorgenommenen Aenderungen.

Preis 15 Pf.

Amtliche, bezw. amtlich empfohlene Ausgabe
der

Entwürfe zu Statuten für Orts- u. Betriebs- (Fabrik-) Krankenkassen und für Innungen.

Nebst Vorbemerkungen und Erläuterungen
nach den
Beschlüssen des Bundesrats.

Preis 75 Pf.

Die Sozialdemokratie

vor dem

Deutschen Reichstage.

Erste Lesung des Sozialistengesetzes
nach dem amtlichen Stenogramm.

Heft I. Sitzung am 20. März }
„ II. „ „ 21. „ } à Heft 25 Pf.

Die rote Internationale.

Von
Dr. Zacher.
Regierungs-Assessor.

Preis 2 Mark.

Berliner Volksblatt.

Erscheint wöchentlich 6 Mal.

Billiges, populäres Organ, das mit allem Nachdruck die Interessen der arbeitenden Klassen vertritt und eine freisinnige, wahrhaft volkstümliche Sozialreform verlangt. Das „Berliner Volksblatt“ kostet durch die Post bezogen pro Quartal 3 Mark und ist im Postzeitungskatalog eingetragen im VIII. Nachtrag unter Nr. 719a.

Zum Abonnement ladet ein

Die Expedition,
Berlin SW., Zimmerstraße 44.

Selbstunterricht im Schnell-Schönschreiben, nach der bei I. I. K. K. Hoheiten den Prinzen Wilhelm und Heinrich von Preußen angewandten Metode von Professor Maas, Ritter etc. 6. Auflage. Prospekt und Unterrichtsplan gratis und franko durch die Expedition der Prof. Maas'schen Unterrichtsmittel, Berlin S., Luisen-Ufer 2a.

Auf friedlichem Wege.
Ein Vorschlag zur Lösung der socialen Frage von **Michael Flürscheim**
Verl. v. Oscar Sommermeyer Baden. 25 Bog. Preis: 2 M., Volksausgabe M. 1.

Diese Schrift, aus der Feder eines bekannten deutschen Industriellen, wird überall das grösste Aufsehen erregen und so recht dazu bestimmt sein, Klarheit in die grösste weltbewegende Frage zu bringen, die nicht eher von der Tagesordnung verschwinden wird, bis sie ihre definitive Lösung gefunden.

Stottern wird briefl. geheilt. Ausk. m. Ret.-Marke an **Arthur Heimerdinger,** Straßburg i. E.

Stempel

aus vulkanisirtem Kautschuk liefere zu Fabrikpreisen für Vereine, Kranken- und Sterbekassen auf Wunsch nach allen Richtungen hin.

Automaten, welche sehr zweckmäßig zum quittiren auf Marken, resp. Quittungsbücher sind, liefere zu Mk. 2.80, Medaillon mit Stempelplatte ꝛc. Mk. 3.—, Handstempel von 4 Mk. an.

Iserlohn, Ohl 19. H. Winner.

Rohtabak.

Versende unter Nachnahme pfundweise
Brasil-Einlage, pr. Pfund von 30 Pf. an,
Seedleaf- u. Domingo-Umblatt 40 Pf.,
Java GBM (deckt mit 2 Pfd.) **150 Pf.,**
Sumatra Deli (deckt mit 3½ Pfd.) **150 Pf.,**
Domingo (mit ca. 5 Pfd. deckend) **60 Pf.,**
sowie alle anderen Cigarrentabake billig.
En-gros ca. 10 Proz. Rabatt. Preislisten gratis.

Georg Keßler,
Hamburg, Neueburg 8.

Im Verlage von **J. H. W. Dietz** in Stuttgart erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Irrgang des Lebens Jesu.

In geschichtlicher Auffassung dargestellt
von
Albert Dulk.

Zwei Bände:
I. Die historischen Wurzeln und die galiläische Blüte.
II. Der Messiasgang und die Erhebung ans Kreuz.

Subskriptions-Anmeldungen auf das Werk werden entgegengenommen. Der Subskriptionspreis beträgt Mk. 3.50 pr. Band. — Ladenpreis Mk. 4.— pr. Band.

Beachtenswert!

Durch die Expedition der „Neuen Welt“ ist zu beziehen:

Die Neue Welt, Jahrg. 1879, 1881 u. 1882 — *M.*
broch. à M. 3.—, geb. . . . . 5.—
— Jahrg. 1883, broch. M. 4.50, geb. 5.50
Der Neue-Welt-Kalender f. 1884 —.50
Otto-Walster, A., Braunschweiger Tage. Histor. Roman 8°, 620 S. 2.—
— Eine mittelalterliche Internationale. Hist. Novelle. 8° 128 S. —.60
— Kranke Herzen. Zwei Novellen 8°, 232 Seiten . . . . . . —.75
Shelley, Dichtungen, geb. 1.80
Deutscher Jugendschatz, geb. . —.75
Edelsteine deutscher Dichtung. Gewöhnl. Ausg., geb. . . . . —.75
Schiller, Gedichte, geb. . . . . —.75
Heine, Buch der Lieder, geb. . . 4.—
Hauff, Lichtenstein, geb. . . . . 2.—
— Gedichte und Märchen, geb. . 2.40
Herwegh, Gedichte eines Lebendigen, geb. 4.60
Freiligrath, Gesammelte Dichtungen 3 Bde. geb. . . . . 13 —
Reinhardt, Gustav, Gedichte. 8°, 154 Seiten . . . . —.80
Wedde, Johannes, Grüsse des Werdenden, geb. 6.—, broch. . . . 5.—

Goethes sämmtl. Werke, 10 Bde. geb. 18.—
Schillers Werke, 3 Bde., geb. . . 4.50
— — 4 Bde., roth, geb. 6.—
Lessings Werke, 6 Bde. in 3 B. geb. 5.60
Wieland, ausgew. Werke, 3 Bde. gb. 7.—
Börne, Gesammelte Schriften, 3 Bde. 6.—
Hauff, sämmtl. Werke, 2 Bde., geb. 3.50
Shakespeares Werke, 3 Bde. geb. 6.—

Die Neue Zeit. Revue d. geist. u. öffentl. Lebens, in monatl. Heften à . . . . . . —.50
— — 1. Jahrg. compl., geb. . . 9.—
Marx, K., Das Kapital . . . . . 9.—
— Lohnarbeit und Kapital . . . —.15
Bucher, Lothar, Der Parlamentarismus, geb. . . . . 5.—
Mignet, Geschichte der franz. Revolution von 1789—1814, geb. . . 2.—
Corvin, Geschichte der Neuzeit 1848—1871, compl. in 3 Bd., geb . 15.—
Schäffle, A., Quintessenz des Sozialismus 1.20
Spier, Recht und Unrecht 1.50
Ihering, Der Kampf ums Recht . 1.—
Flesch, Dr. Karl, Haftpflicht, Unfallversicherung, Normalarbeitstag 1 50
Staatswirthschaftl. Abhandlgn. II. Serie, compl., früher 10.—, jetzt 3.—
Separat-Abzüge aus denselben:
Kautsky, Irland. Kulturhist. Skizze —.50
— Internat. Arbeits-Gesetzgebung —.50
— Ueberseeische Lebensmittel-Konkurrenz . . . . —.50

Vollmar, Der gegenwärtige Stand der Waldschutzfrage . . . . . —.25
Robert Blums Reden, geb. . . 1.25
Brunnemann, Karl, Skizzen und Studien der franz. Revolutionsgeschichte, gr. 8°, 112 Seiten . . —.75
König, Emil, Schwarze Kabinette, gr. 8°, 104 Seiten . . . . . . —.60
Becker, B., Briefe deutscher Bettelpatrioten, gr. 8°, 500 Seiten . . 2.50
— Die Reaction in Deutschland, 8°, 508 Seiten 1.50
— Geschichte der Arbeiter-Agitation von Ferdinand Lassalle. 8°, 312 Seiten 1.50
Lassalle, Ferdinand, Philosophie Fichtes . . . . —.15
— Lessing . . . . —.15
— Fichtes politisches Vermächtn. —.15
— Julian Schmidt . . . . —.75
Prowe, Dr. A., John Osawatomie Brown, der Negerheiland. gr. 8°, 148 Seiten . . . . —.75
Rasch, Gustav, Die Preussen in Elsass-Lothringen. 8°, 331 Seiten 2.—
Reinhardt, Gustav, Gedichte. 8°, 154 Seiten . . . . — 80
Zimmermann, Pfaffenpeitsche I. 8° 258 Seiten 1.25
Stern, J., Die Religion der Zukunft 1.50
Köhler, Oswald, Der Egoismus und die Civilisation 1.20
Der erste Hochverrathsprozess vor dem Deutschen Reichsgericht 1.20
Büchner, Kraft und Stoff . . . . 7.—
— Der Gottesbegriff . . . . . 1.—
Specht, Populäre Entwicklungsgeschichte des Weltalls 3.50
Lommel, Johann Huss . . . . . —.25
— Jesus v. Nazareth (wieder vorrätig) . . . . —.30
Dulk, Die Entstehung des Geistes . —.20
Henrich, Tod und Feuerbestattung —.20
Bebel, Die mohammedanisch-arab. Kulturperiode . . . . 2.—
Verhandlungen d. sächs. Landtags vom 11. Januar 1884 . —.20
Zimmermann, D. deutsche Bauernkrieg. (Antiquar. Expl.) . . . 7.50
Liebknecht, Fremdwörterbuch, geb. 1.80
— — brochirt 1.50
Ratgeber für Gewerbtreibende 3.50
Bock, Buch v. gesunden u. kranken Menschen. 2 Bde. geb. . . . . 12.—
Meinert, Wie nährt man sich gut und billig? . . . . —.50
Hensel, Diphteritis, Cholera u. Blattern 2.—

Gewerbeordnung . . . . —.30
Gesez betr. die Krankenversicherung der Arbeiter u. Hilfskassengesez —.25
Haftpflichtgesez . . . . —.05
Strafgesezbuch nebst Pressgesez und Sozialistengesez . . . . . 1.—
Reichs-Justiz-Geseze mit Formularbuch . . . . 2.—
Verfassung des deutschen Reichs —.15
— mit Anmerkungen . . . . . . 1.—

Die Buchdruckerei
von

J. H. W. Dietz in Stuttgart

empfiehlt sich

zur Anfertigung aller Druckarbeiten.

Auswärtige Aufträge werden schleunigst franko per Post effektuirt. Preise billig.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Nr. 20. 1884. Preis pro Heft 25 Pfennig. IX. Jahrgang.

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz.

Aerztlicher Ratgeber.

Niedercottendorf. G. D. Für Ihren Bruder wäre es wahrscheinlich am besten zu heiraten. Außerdem gesunde, leichtverdauliche Kost, fleißiges Spazierengehen in guter Luft und kalte Bäder oder Waschungen, vorzugsweise des Abends vor dem Schlafengehen.

Berlin. A. St. 14. Chronische Stuhlverstopfung ist eines von jenen Leiden, welche in vielen Fällen nicht wirksam zu bekämpfen sind, wenn man ihre Ursache nicht genau kennt. Ungenügende Körperbewegung und falsche Ernährung, öfterer Gebrauch verstopfender Mittel, Darmverengerung, Darmknickung, Brucheinklemmung 2c. können die veranlassenden Uebel sein und sehr verschiedenartige Behandlung nötig machen. In jedem Falle vorteilhaft ist es, zunächst mit Klystieren von warmem Wasser oder von Wasser mit Salz, Oel oder Seife und unschuldigen Abführmitteln, wie Pflaumenbrühe, Aepfelwein, Buttermilch, Honig, Ricinusöl, dagegen zu Felde zu ziehen, dabei reichlich Wasser oder auch leichtes Bier zu trinken und anfänglich sich auf leichtverdauliche, flüssige und breiige, vorzugsweise tierische Nahrung zu beschränken. Die Tätigkeit der Bauchmuskeln kann man mit Reiben, Kneten, Massiren unterstützen.

Wurzen. J. Kl. Das Ueberbein (Ganglion), welches zumeist auf der Rückseite des Handgelenks, mitunter aber auch — wie in Ihrem Falle — am Fuße vorkommt, muß mechanisch entfernt werden, entweder indem man eine kleine, umwickelte Bleiplatte aufbindet oder indem man es mit dem Daumen zerdrückt oder mit einem hölzernen Hammer aufschlägt. Sollte die Geschwulstkapsel schon zu fest geworden sein, so muß sie ein Arzt mit dem Messer öffnen, was weder eine schwierige noch sonderlich schmerzhafte Operation ist.

Weimar. Handschuhmacher U. E. 1. Ihre Frau möge täglich dreimal — zu jeder Mahlzeit — eine Messerspitze Karlsbadersalz in einer Tasse warmen Wassers nehmen. Sie können Sich das Karlsbadersalz selbst bereiten, indem Sie 50 Teile Glaubersalz mit 3 Teilen doppeltkohlensaurem Natron und 2 Teilen Chlornatrium (Kochsalz) vermischen. — Ihrem Kinde wird Lebertran gut tun, etwa täglich fünf Eßlöffel voll. Sollte sich Widerwille gegen dieses vortreffliche Heil- und Nahrungsmittel einstellen, so setzen Sie den Gebrauch ein bis zwei Wochen lang aus, reiben aber während dieser Zeit den ganzen Körper mit dem Tran ein.

Redaktions-Korrespondenz.

Hamburg. L. H. Ueber die Teeproben werden wir gelegentlich unser Urteil mitteilen. Was unsre brasilianischen Freunde zu Ihrer Meinung über den Paraguaytee sagen, sind wir begierig zu hören.

Philadelphia. R. G. und O. S. Besten Dank. Je öfter Sie mit derartigen Proben kritischen Interesses für unser Blatt kommen, desto lieber wird es uns sein.

Neustadt a. O. H. W. Geben Sie Ihre volle Adresse an.

Dresden. Schriftsetzer E. Kl. Ihre drei Gedichte sind hübsch und kommen gelegentlich zum Abdruck.

Mainz. Buchdrucker E. B. Wir wiederholen Ihnen, zugleich zur Beherzigung für jedermann, daß wir uns auf briefliche Beantwortung von Anfragen durchaus nicht einlassen können, schon deshalb nicht, weil wir unsere ohnehin äußerst knapp bemessene Zeit nur dem allgemeinen Interesse opfern dürfen, dem durch solche Privatkorrespondenz nicht gedient ist. Einsendung von Briefmarken, Korrespondenzkarten mit angebogener Antwortskarte u. dgl. haben selbstredend auf unsern notgezwungenen Entschluß, nur öffentlich nach Kräften Red' und Antwort zu stehen, keinen Einfluß. Am allerkühnsten aber erscheint uns, daß ein Mann von uns postwendende Auskunft begehrt, der der „Neuen Welt" so wenig Interesse gewidmet hat, daß ihm bis zum 11. Mai 1884 noch keine Ahnung von der vor drei Jahren vollzogenen Uebersiedlung der „N. W." nach Stuttgart und von der noch viel früher erfolgten Auflösung der leipziger Genossenschaftsbuchdruckerei zugeflogen ist. Werden Sie zunächst gefälligst ein treuer Abonnent unsres Blattes, bevor Sie unsre Dienste in Anspruch nehmen!

Dresden. K. M. Geben Sie dem „Gartenlaubenfreunde", der Ihnen so übel mitgespielt, gelegentlich nachfolgendes Gedicht zur Lektüre, welches aus seinem früher sehr freisinnigen Leiborgan selbst stammt:

Visir auf!

Die Stirne frei, das Auge frei!
Aus reinem Herz die Rede!
Der Arglist und der Heuchelei,
Der Horcherei und Kriecherei —
Den Schurken gilt die Fehde!
Zum Teufel mit den tück'schen Katzen,
Die jedem nach dem Maule schwatzen
Und boshaft jeden darnach kratzen!

Fest im Entschluß, kühn in der Tat,
Für's Wohl des großen Ganzen!
Pfui ihm, der süßelt feigen Rat,
Und der, so lang er Mark noch hat,
Nicht schaffen mag und schanzen!
Zum Teufel mit den feigen Hasen,
Die prahlten und sich dicke fraßen,
So lange sie im Kohle saßen!

Nun merket auf und habet Acht!
Erkennet sie im Lichten!
Damit sie nicht des Baues Pracht,
Der goldig uns entgegen lacht,
Zerwühlen und vernichten!
Zum Teufel mit den Maulwurfsseelen,
Die sich in schwarzes Dunkel stehlen,
Statt edles, freies Licht zu wählen!

Dresden. F. Th. Ueber Jean Jacques Rousseau hat die „N. W." in früheren Jahrgängen bereits Abhandlungen gebracht. Einsendungen andren Inhalts sollen uns willkommen sein.

Wien. E. Sch. Für die Einsendung des „Religionsstatuts der freien Kirche der Vernunft" unsern besten Dank. Mehreres erwünscht. Wie wir solchen Bestrebungen gegenüberstehen, darüber demnächst ausführlicher. Die Mitteilung, daß Herr Schw. unsre Abhandlung über „Das Innere der Erde" zur Grundlage eines wissenschaftlichen Vortrags gemacht und sein Einverständnis kundgegeben hat, war uns interessant und erfreulich.

X. Mu. Sie haben zwar recht, wenn Sie behaupten, es sei irrtümlich von Kain und Abel als den beiden einzigen Brüdern des nach der biblischen Legende ersten Menschenpaares zu sprechen, denn Seth ist ebensogut ein Sohn des Adam und der Eva und Adam zeugte nach der Geburt des Seth noch 800 Jahre lang Söhne und Töchter. Wenn Sie daraus aber schließen, daß der Brudermörder Kain nach Abels Tode sehr gut in das Land Nod ziehen und ein Weib nehmen konnte, etwa eine Tochter Seths oder auch eine seiner eignen Schwestern, eine Tochter Adams, so übersehen Sie, daß Seth nach Genesis 4,25 erst nach Abels Tode als Ersatz für diesen geboren ward und daß die biblische Erzählung die Annahme geradezu ausschließt, es hätten Adam und Eva vor Kains Entweichen und seiner mysteriösen Heirat irgend ein anderes Kind noch außer Kain und Abel gehabt. Der Seminardirektor, welcher ihnen die Sache auf so einfache Weise zu erklären suchte, hat Ihnen offenbar ein frommes X für das zweifelstachelnde U der biblischen Mythe gemacht.

Syracuse (New-York). W. P. Die Behauptung, daß sich „die Muse an uns herannaht", wenn Sie uns Gedichte einsenden, ist doch ein klein wenig zu kühn. Es geht Ihnen, wie so sehr vielen andern: poetisches Wollen haben Sie schon, aber am Vollbringen fehlet doch noch gar manches Unerläßliche. Studiren Sie tüchtig, wie es Ihre Zeit Ihnen nur erlaubt, und suchen Sie Sich, wenn Sie auf den Ruhm, ein Poet zu werden, nicht verzichten mögen, an den vielen großen Beispielen, welche Ihnen die deutsche Literatur bietet, emporzubilden.

Neustadt a. d. Orla. N. N. Medaillen oder Medaillons mit dem Porträt-Lassalles, welche man an der Uhrkette tragen könnte, gibt es unsres Wissens nicht.

Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

Schwäbisch-Hall. R. K. Die großen Konversationslexikon von Brockhaus und Meyer sind beide treffliche, großartig angelegte und durchgeführte Werke. Liegt Ihnen daran, über naturwissenschaftliche und technische Angelegenheiten stets möglichst eingehende Auskunft bei der Hand zu haben, so dürfte das Meyersche Werk dem auch in diesen Beziehungen sehr Anerkennenswertes leistenden Brockhaus vielleicht noch vorzuziehen sein.

Gemeinnütziges.

— Zum Schutze der Vögel. Fast gegen hundert Arten von den in Deutschland auftretenden Vögeln sind fast ausschließlich auf animalische Kost aus dem Bereiche der niederen Tierwelt angewiesen. Ungeziefervertilgung ist die Lebensaufgabe der meisten Vögel, welche dadurch die Beschützer der Pflanzenwelt werden. Die Größe des Nutzens, den die Vögel im Haushalte der Natur stiften, ist unberechenbar. Die von den Vögeln verzehrte Ungeziefermenge ist so groß, daß millionen Menschenhände nicht imstande wären, die Vertilgung der schädlichen Insekten ebenso zu bewirken. Auch die Samen- und Körnerfresser füttern ihre Jungen vorzugsweise mit Kerbtieren und verzehren nebenbei selbst eine unberechenbare Menge von schädlichem Unkrautsamen, wodurch dem Landmann und Gärtner gleichfalls der größte Nutzen bereitet wird. Für die Bodenkultur sind ferner auch die Raben und selbst eine größere Anzahl von Raubvögel von hoher Bedeutung, indem dieselben besonders Maikäfer, Engerlinge, Mäuse u. s. w. vertilgen. Das Streben nach einer größtmöglichen Ausnutzung des Grund und Bodens führt zur Entfernung einer bedeutenden Anzahl größerer und kleinerer Gehölze und zur Beseitigung von Gebüschen und Hecken. Zahlreiche Brutstätten nützlicher Vogelarten werden dadurch zerstört und die Vögel zum Auswandern gezwungen. Durch Schonung älterer, vorzüglich h[illegible]ler Bäume kann man wesentlich zur Vermehrung beitragen, da gerade die nützlichsten Vögel Höhlenbrüter sind. Mit Freude muß man deshalb begrüßen, wenn Behörden dieser wichtigen Frage ihre vollste Aufmerksamkeit zuwenden. Von dem Magistrat in Quedlinburg wird beispielsweise seit Jahren hinsichtlich des Vogelschutzes eine gemeinnützige Maßregel erstrebt, welche auch in anderen Orten Beachtung und Nachahmung verdient. Derselbe hat die in vielen Gegenden Deutschlands und auch hier zum größten Nutzen eingeführten Nistkästen u. a. und zwar sechs verschiedene Arten derselben anfertigen lassen, welche gegen eine geringe Entschädigung an Haus- und Gartenbesitzer, sowie an sonstige Freunde der gefiederten Welt abgegeben werden. Namentlich ist auch die Verhütung des frevelhaften Wegfangens und Tötens derselben, sowie des Ausnehmens der Eier anzustreben. Teils ist es die unerfahrene Jugend, bald sind es die gewerbsmäßigen Nestplünderer und Eiersucher, oder auch die professionirten Vogelsteller und die passionirten Sonntagsjäger, welche den unschuldigen Vögeln das Leben erschweren. Diesem abscheulichen Frevel muß von allen Seiten ein Ende gemacht werden. Durch strenge Durchführung der auf den Schutz der Vögel gerichteten Regierungsverordnungen, sowie durch den Einfluß der Schule kann wesentlich zum Schutze der nützlichen Vögel beigetragen werden.

— Baumpfähle dauerhaft zu machen. Man stelle die Baumpfähle, nachdem sie ausgetrocknet sind, einige Tage lang fußtief in Kalkwasser und bestreiche sie, wenn sie wieder abgetrocknet sind, mit verdünnter Vitriolsäure, worauf man sie an der Sonne trocknen läßt. Dies Mittel hilft weit mehr als das Verbrennen, Verkohlen oder Teeranstreichen, denn die so behandelten Pfähle werden halb versteinert. Probatum est!

Auflösungen von Nr. 15.

Doppelcharade.

Ei=Dotter
Eid Otter.

Richtig gelöst: Augsburg: Frau Josephine H.; Baden=Baden: Frl. R. T.; Berlin: Lieutenant P, Gustav Torso, Karl Zippel; Dortmund A. R.; Görlitz Schriftsezer G. Jahns; Hamburg A. D.; Posen: Karl K—n; Reichenbach (Schlesien): Kaufmann R.; Zwingenberg: Frl. Bertha D.

Rösselsprung.

O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!
Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegenschlägt!

Richtig gelöst: Belfort bei Wilhelmshafen: Anni Beushausen; Berlin: A. Mittermüller, W. Möschke, Gustav Torso; Cüstrin: Albert Schön; Dortmund: A. R.; Görlitz: Schriftsezer G. Jahns; Hamburg: A. D., E. D.; Niedergrund (Böhmen): W. Deiters jun.; Netzschkau: Louis Stöckel; Reichenau (Baden): Theodor Hermanauz; Reichenbach i. S.: F. W. Knabe, Schuhmachergehilfe Sigmund König; Rochlitz: Tischler F. H. Poppitz; Süderbrarup: Frl. Elisabet Finzen.

Mannichfaltiges.

— **Ein merkwürdiges Beispiel von dem unglaublichen Spürsinn seiner arabischen Reisebegleiter** erzählt der Afrikareisende Nachtigal in seinem Werke „Sahara und Sudan". Als er im Jahre 1871 die Rückreise von Borku an den Tschadsee, die bis Kanem durch die Wüste führt, machte, blieb sein Diener Hammu aus Marokko bei einem heftig wehenden Sandsturm aus Ermattung liegen, ohne daß es bemerkt wurde, während die übrige Karawane weiter marschirte. Man vermißte ihn erst, als man nach 4 Stunden am Halteplaz angekommen war. Nachtigal ritt selbst zurück, um den Vermißten zu suchen, aber alle Nachforschungen waren vergebens. Endlich erbot sich einer der Araber, Namens Neyomati, sich seinerseits auf die Suche zu machen. Hören wir Nachtigal, wie derselbe seine Aufgabe löste: „Mit einer leichten Beimischung von Neid — schreibt der berühmte Reisende — bewunderte ich wieder den Scharfsinn der Wüstenbewohner, wie er in unserm Neyomaii zu vollendetem Ausdruck kam. Derselbe hatte seine Untersuchungen von Angamma aus begonnen und Anfangs von der Höhe seines Kameels die auf der Westseite der verkümmerten Sträucher und spärlichen Kräuter gelegenen und einigermaßen vor dem Winde geschützten Stellen des Weges besonders eifrig betrachtet und an denselben auch bald einige noch nicht ganz verwischte Spuren unserer Karawane entdeckt. Aus diesen für einen Europäer kaum bemerkbaren Eindrücken des Bodens, deren wirres Durcheinander von Kameelen, Pferden und Menschen herrührte, war es seinem Scharfblick gelungen, die Spuren der unförmig großen Füße meines Marokkaners mit ihrer einwärts gekehrten Stellung herauszufinden. Nachdem er dieselben einmal mit Sicherheit erkannt hatte, stieg er von seinem Reittier ab und durchforschte mit minutiöser Genauigkeit den folgenden Teil des Wegs. Noch einigemale fand er die für ihn so karakteristische Spur und entdeckte endlich die Gegend, wo der Vermißte von unserm Wege abgewichen sein mußte, denn weiterhin waren an einem günstig gelegenen Punkte zwar die Spuren der übrigen erkennbar, doch die von Hammu's großen Füßen fehlten. Jezt suchte der Pfadfinder abseits vom Wege, fand glücklich die Spur wieder und konnte derselben um so leichter folgen, als sie nun die einzige war und der schwächere Nachmittagswind sie weniger zu verwischen vermocht hatte. Weiterhin war der Verirrte auf zwei Leute gestoßen, die ein Kameel an der Halfter geführt hatten und, der schwankenden Richtung ihrer Spuren zufolge, nicht kundiger gewesen waren als jener. Das alles las Hussein Neyomati mit einer Sicherheit aus den oberflächlichen Bodeneindrücken heraus, als wenn er selbst dabei gewesen wäre. Er folgte nun den häufig auf lange Strecken ununterbrochenen Spuren der drei Verirrten, bis dieselben sich plözlich in den zahlreichen Spuren eines größeren Trupps verloren, der offenbar zielbewußt auf den von uns gesuchten Brunnen zumarschirt war. Auch dieses erkannte der scharfsinnige Mann aus der Art der Fußeindrücke von Menschen und Pferden und konnte so mit der bestimmtesten Angabe zu uns zurückkehren, daß Hammu wohlbehalten in einer bestimmten Gesellschaft an dem von uns verfehlten Brunnen lagere." Die Angaben des Arabers erwiesen sich in der Folge als bis in das kleinste Detail hinein richtig.

— **Hühnerbrut auf einer Lokomotive.** Einer amerikanischen Zeitung verdanken wir folgende ergözliche, echt amerikanische Schilderung: Vor einiger Zeit bemerkte ein Maschinenführer der Süd=Carolina=Eisenbahn, daß eine Henne ihre Eier auf dem Tender einer Rangirmaschine legte. Nachdem die Henne hierbei nicht gestört wurde, sezte sie ihr Geschäft munter fort. Nach Legung einer größeren Anzahl Eier begann die Henne zu brüten und sizt nun täglich in ihrem Neste, welches der vorsorgliche Maschinenführer mit Baumwolle auspolsterte. Die Henne verläßt die Maschine nur, wenn dieselbe hält, pickt ein wenig herum und streckt sich aus. Die Maschine befindet sich täglich im Verkehr und schiebt fortwährend lange Züge weit bis über die Station hinaus hin und her, es herrscht demnach keineswegs jene idyllische Ruhe, auf welche Hühner bekanntlich einen so großen Wert legen.

— **Die Krähen als Banditen der Vogelwelt.** Ein Jäger erzählt folgende interessante kleine Geschichten: In die Nähe einer von Dornenhecken umschlossenen Weide kommend, sah ich einige Krähen (Saat= und Nebelkrähen) auf einen bestimmten Fleck unweit der Hecke niederstoßen und einen Gegenstand mit Schnabel und Flügel bearbeiten. Ich schlich mich außerhalb der Hecke gedeckt heran und gab auf Schußweite Feuer, 3 Stück schoß ich auf der Stelle, eine vierte mit dem zweiten Schuß im Auffliegen. Auf dem betreffenden Plaz aber befand sich ein Saz Junghasen, von denen nur einer gnädig fortgekommen war. Ich blieb nun an der Hecke gedeckt stehen und schon nach kaum 10 Minuten kreisten die unverwundeten Krähen heran; dabei machten sie ein solches Geschrei, daß noch mehr dieser Vögel sich zusammenschaarten; immer niedriger zogen sie ihre Kreise, bis sie endlich allesammt auf ihr Opfer niederstießen. Wiederum schoß ich hin, drückte aber diesesmal beide Läufe fast zugleich ab und 5 Stück bezahlten ihre Raubgier mit dem Leben. Nachdem ich noch geraume Zeit gestanden — es fing schon etwas an dunkel zu werden — hoppelte ein Hase direkt auf den bezeichneten Ort zu und begann herumzusuchen. Dieses dauerte wohl einige Minuten; dann kehrte die Häsin, denn es war die Mutter der Junghasen, zu dem Plaz zurück und machte sich mit dem überlebenden Kinde zu tun: die Häsin bewegte sich dabei auf eine eigentümliche Art von dem Plaze und blieb auf 10 Schritt ruhig sizen, zulezt lagerte sie sich. Ich ging neugierig hinzu, bis auf drei Schritt hielt sie es aus, dann sprang sie auf und blieb in einiger Entfernung wieder sizen. Nun stellte sich bei der Untersuchung des verlassenen Plazes heraus, daß die Mutter ihr lebendes Kind von der Mordstätte weggeschoben hatte; ich begab mich aber schleunigst hinter die Hecke, worauf die Häsin wieder zu ihrem Jungen trat. Am nächsten Morgen hängte ich zur Warnung die Krähen an Stangen in der Weide verteilt auf: ein vorzügliches Mittel, um Krähen von einem Orte abzuhalten. Dies die eine Geschichte von dem Banditentum der Krähen und hier gleich noch eine zweite: Im vorigen Jahre während der Brutzeit der Rebhühner hatte ich einige Nester ausfindig gemacht; als die betreffenden Arbeiter an das Schneiden des Klees gingen, mußten sie um den Brutplaz herum den Klee stehen lassen; die Henne blieb auch ruhig sizen. Am anderen Morgen schon früh zur Stelle, sah ich bereits von ferne Krähen auf dem geschnittenen Kleestück um den übrig gebliebenen Klee sizen; ich schlich näher und beobachtete nun einen wunderbaren Kampf zwischen den Räubern und dem alten Hahn, welcher seine Feinde in gemessener Entfernung vom Brutplaze hielt. Wagte sich nur eine Krähe näher, so sprang der Hahn mit solcher Gewalt gegen sie, daß die Federn oft davon flogen. Da ich nicht schießen wollte, ging ich näher, um die Krähen zu verscheuchen und pfiff mir dann einen währenddem ins Feld gekommenen Arbeiter heran, der von einem Saatstück eine gestellte Scheuche (Krähe an einer Stange) holen mußte; diese Scheuche wurde in der Nähe des Brutplazes aufgestellt. Nach einigen Tagen hatte ich die Freude, das Nest leer zu finden; die Schüzlinge waren fort und hatten mir die halben Schalen hinterlassen. Als die Jagd aufging, habe ich meinem Jagdherrn die Kette Hühner vorgeführt.

(Waidmann.)

— **Napoleonische Gebete.** Daß Napoleon I. keine Gelegenheit versäumte, sich in den Augen seines katolischen Volkes den Nimbus eines frommen und bei Gott besonders gut angeschriebenen Menschen zu geben, obwohl ihm die Religion und der Himmel in Wahrheit mehr als gleichgültig war, ist bekannt genug. So oft er einen größeren Erfolg errungen hatte, ließ er im ganzen Reiche Dankgebete veranstalten, worin, wenn es irgend anging, seine Siege zugleich als im Interesse der Religion, also gewissermaßen Gottes selbst erfochten dargestellt werden mußten. Wir geben nachstehend die Probe eines derartigen, an die Erzbischöfe und Bischöfe gerichteten Ausschreibens, welches zugleich karakteristisch ist durch die Art, wie der Kaiser auch hier wieder nicht lassen kann, das ihm so tief verhaßte England bei den Haaren herbeizuziehen. Das Schreiben lautet: „Nach dem berühmten Siege bey Eylau, welcher den lezten Feldzug endigte, hat der Feind, mehr als 40 Stunden hinter die Weichsel zurückgetrieben, der Stadt Danzig nicht zu Hilfe kommen können. Wir unternahmen daher, der rauhen Jahreszeit ungeachtet, sogleich die Belagerung dieser wichtigen Festung, die denn auch, nachdem die Trancheen 40 Tage eröffnet gewesen waren, in unsere Gewalt kam. Alles, was der Feind zu ihrer Befreyung unternahm, ist vergebens gewesen, und der Sieg immer Unsern Fahnen getreu geblieben. Unermeßliche Magazine voll Lebensmittel und Artillerie sind zugleich mit einer der reichsten und blühendsten Handelsstädte in der Welt schon im Anfange des gegenwärtigen Feldzugs in Unsere Hände gefallen. Wir können diesen glänzenden und schnellen Erfolg nur der besondern Obhut zuschreiben, wovon die göttliche Vorsehung Uns bisher so viele Beyspiele gab. Es ist daher Unser Wille, daß Ihr beym Empfang des gegenwärtigen Schreibens, in Vereinigung mit den dazu befugten Personen, Unsere Völker zur Feyer eines solennen Dankfestes versammelt und Gott anflehet, daß er ferner Unsre Waffen segnen und über die Wohlfahrt Unsers Vaterlandes wachen wolle. Auch mögen unsere Völker ihn anflehen, daß das Unsre geheiligte Religion verfolgende Kabinet, welches zugleich der geschworene Feind Unserer Nation ist, ferner keinen Einfluß auf die Kabinette des festen Landes mehr haben möge, damit ein dauerhafter, Unsrer und Unsres Volkes würdiger Friede die Menschheit trifft und Uns in den Stand seze, alle Pläne auszuführen, welche Wir zum besten der Religion und Unsrer Völker entworfen haben. Da dieser Brief keinen anderen Zweck hat, so bitten Wir Gott, daß er Euch in seinen geheiligten Schuz nehme. Gegeben in Unserm kaiserlichen Lager zu Finkenstein, am 28. Mai 1807. Napoleon."

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser, Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Im Verlage von **J. H. W. Dietz** in Stuttgart ist soeben erschienen:

Der illustrirte

Neue Welt-Kalender

für das Jahr 1885.

Inhalts-Verzeichniß.

Preis 50 Pfennige.

Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt. Bestellungen werden baldigst erbeten.

Soeben erschien:

Die Neue Zeit

Revue des geistigen und öffentlichen Lebens.

II. Jahrgang. Heft VI.

(Preis pro Heft 50 Pf.)

Inhalt: **Abhandlungen:** Die neueste deutsche Belletristik. Von J. Zadeck. — Zur Frage der Prostitution. Von F. Domela-Nieuwenhuis — Die kommunistischen Kolonien **Nordamerikas.** Von Hermann Schlüter. — Ueber Spiritismus. Von Wilhelm Wiener. — **Politische Rundschau. — Literarische Rundschau:** Bamberger, Ludwig; Barth, Theodor; Brömel, Max, **Gegen** den Staatssozialismus. Von K. — Hoffmann, Immanuel, Das Plebiszit als Korrektiv der Wahlen. — Charles Darwin und seine Lehre. — Melena, Elpis, Garibaldi. — **Notizen:** Die Zuckerindustrie Deutschlands. — Das österreichische Tabaksmonopol. — Die Bildung der Neger. — **Redaktionskorrespondenz.**

Stuttgart. **J. H. W. Dietz.**

Rohtabak.

Versende unter Nachnahme pfundweise
Brasil-Einlage, pr. Pfund von 30 Pf. an,
Seedleaf- u. Domingo-Umblatt 40 Pf.,
Java GBM (deckt mit 2 Pfd.) 150 Pf.,
Sumatra Deli (deckt mit 3½ Pfd.) 150 Pf.,
Domingo (mit ca. 5 Pfd. deckend) 60 Pf.,
sowie alle anderen Cigarrentabake billig.
En-gros ca. 10 Proz. Rabatt. Preislisten gratis.

Georg Keßler,
Hamburg, Neueburg 8.

Wer lachen will

der kaufe sich den

„Wahren Jacob"

Preis 10 Pf.

Nr. 5 erschien am 1. Juni.

Zu beziehen durch jeden Kolporteur, sowie durch die Exped. der „Neuen Welt" in Stuttgart.

Durch die Expedition der „Neuen Welt" ist zu beziehen:

Gesetz über die eingeschriebenen Hilfskassen.

Nach den vorgenommenen Aenderungen.

Preis 15 Pf.

Amtliche, bezw. amtlich empfohlene Ausgabe der

Entwürfe zu Statuten für Orts- u. Betriebs- (Fabrik-) Krankenkassen und für Innungen.

Nebst Vorbemerkungen und Erläuterungen nach den Beschlüssen des Bundesrats.

Preis 75 Pf.

Die rote Internationale.

Von

Dr. Zacher.

Regierungs-Assessor.

Preis 2 Mark.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Nr. 21. 1884. Preis pro Heft 25 Pfennig. IX. Jahrgang.

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz.

Aerztlicher Ratgeber.

X. Frau Th. W. Den Schmerzen vor Eintritt der Menstruation wirken Sie am besten entgegen, indem Sie dem Körper in horizontaler Lage möglichste Ruhe gönnen und durch warme Breiumschläge, Wärmsteine, gewärmte Tücher u. drgl. die schmerzende Stelle in hohem Grade erwärmen. Die Stuhlverstopfung sollten Sie in dieser Zeit nicht durch Abführmittel, sondern durch warme Klystiere beseitigen.

Hamburg. Frl. Anna T. Gegen Ohnmachten und Krampfanfälle bei Blutarmen — erzeugt durch Blutmangel im Gehirn — bewähren sich allerdings Einatmungen von Amylnitrit, wovon man zu diesem Zwecke 7—8 Tropfen auf Leinwand gießt. Amylnitrit darf jedoch ohne spezielle ärztliche Verordnung nicht angewendet werden, daher empfehlen wir zunächst horizontale Lage bei Beseitigung jeder beengenden Kleidung und tiefer Kopflage (bei Vollblütigen mit gerötetem Angesicht in Ohnmachtsfällen dagegen hohe Kopflage), Zufächlung von frischer Luft bei geöffneten Fenstern, Besprengung mit kaltem Wasser, Reibung von Stirn und Schläfen mit Essig oder kölnischem Wasser, Halten von Salmiakgeist oder angebrannten Haaren und Federn unter die Nase und leichtes Kizeln in der Nase, um den Kranken zum Niesen zu reizen. Bei eintretendem Erbrechen muß der Kopf schleunigst auf die Seite gewendet werden, damit der Erstickungsgefahr ausgewichen wird.

Berlin. Maschinenbauer H. M. Ein treffliches Mittel bei Quetschungen bietet folgendes Rezept, das in jeder Apoteke bereitet wird:

R. Arnikablumen 30,0
begieße mit heißem Wasser 100,0
lasse $\frac{1}{4}$ Stunde stehen und filtrire;
seze hinzu: aromatischen Essig 100,0.
Z. Zu Umschlägen.

Auch bei Verstauchungen ist dieses Mittel von Wirkung.

Redaktions-Korrespondenz.

Friedberg (Hessen). K. V. Dank für die Mitteilung. Wie wir aus derselben unmittelbaren Vorteil ziehen könnten, ist uns freilich noch nicht recht klar.

München. Frau J. S. Das Oberammergauer Passionsspiel verdankt, der Ueberlieferung nach, seine Entstehung, oder richtiger, seine alljährliche Aufführung und seine Erhaltung bis heut einem Gelöbnis der Bewohner von Oberammergau, das einst infolge seiner Lage an der Handelsstraße zwischen Augsburg und Venedig eine wohlhabende Stadt war, aber durch den 30jährigen Krieg und eine furchtbar hausende Pest fast völlig zugrunde gerichtet wurde. In der Zeit dieser schweren Not sollen nun die Oberammergauer gelobt haben, jährlich in aller Zukunft die „Passionstragedi“ aufzuführen und dadurch die Pest sofort losgeworden sein.

Varel. Wunderlicher Postkartenschreiber. Hin und wieder kommt man auf die Vermutung, wenn man sich in die verzwickte Krizelei Ihrer Zuschriften einbohrt, es steckte vielleicht doch der eine oder andere vernünftige Gedanke drin. Warum in aller Welt drücken Sie nun aber auch nicht einen einzigen Ihrer Gedanken wenigstens einigermaßen klar und deutlich aus?

Neurode. Abonnent. Das Schöffengericht ist nach den §§ 25 ff. des deutschen Gerichtsverfassungsgesezes zusammengesezt aus einem rechtsgelehrten Amtsrichter als Vorsizenden und zwei aus der Bürgerschaft, mit Ausnahme von Staats- und Gerichtsbeamten, Geistlichen, Lehrern und Militärs, gewählten Schöffen; zuständig ist dasselbe für die Uebertretungen, sowie für alle die Vergehen, welche nur mit Gefängnis bis zu drei Monaten oder Geldstrafe bis zu 600 Mark bedroht sind, außerdem für Beleidigungen und Körperverlezungen, die im Wege der Privatklage verfolgt werden, für einfachen Betrug und Diebstahl, einfache Unterschlagung und Sachbeschädigung, falls der Wertbetrag des Verbrechensgegenstandes die Summe von Mk. 25 nicht übersteigt, endlich für Begünstigung und Hehlerei, wenn die Handlungen, auf welche sie sich beziehen, zur Zuständigkeit der Schöffengerichte gehören. Endlich können noch andere leichte Vergehen, für welche die Strafe voraussichtlich 3 Monat Gefängnis nicht übersteigt, von den Strafkammern der Landgerichte an die Schöffengerichte verwiesen werden.

Altona. C. F. R. Ihr Gedicht „Arbeit“ beweist Talent und entschiedenen Fortschritt gegenüber früherer Einsendung. Es ist beinahe zur Veröffentlichung reif. Nur zu gerechtfertigt ist Ihre Meinung, daß „der Kampf ums Dasein, soweit er den Menschen betrifft, vorzugsweise geführt werden sollte auf dem Felde der geistigen Arbeit, damit er sich ausgestalte zum Kampf um das edlere und allgemeinnüzigere Dasein, anstatt aufzugehen im Kampf um des Leibes Notdurft und Nahrung“.

Graupen. (Böhmen.) Frl. A. H. Ihr „Maientraum“ zeugt von einem hübschen Talent und edler Gesinnung, zur Veröffentlichung ist er dennoch nicht ganz geeignet. Versuchen Sie es einmal mit minder schwierigen Gegenständen. Wünschen Sie den „Maientraum“ zurück zu erhalten?

Hildesheim. Lehrer N. N. Sie werden das Gewünschte finden in den beiden Werken von A. F. Butsch, von denen das eine betitelt ist „Die Bücherornamentik der Renaissance“, und das andere „Die Bücherornamentik der Hoch- und Spätrenaissance“, welche beide im Verlage von G. Hirth in München erschienen sind. Für Ihr liebenswürdiges Urteil freundlichsten Dank!

Neustadt. (Odenwald.) H. B. Eine eingehende, der hohen Bedeutung des Mannes entsprechende Biographie Lassalles wird noch in diesem Jahre im Verlage der „Neuen Welt“ erscheinen. Bis dahin mögen sich alle genügen lassen, die eine Lebensbeschreibung Lassalles zu besizen wünschen.

Leipzig. H. K., Zürich B. M., Berlin Buchbinder F. Kl., Hamburg Schriftsezer Wilhelm C. Ihre Gedichte sind zumteil nicht übel, jedoch zum Abdruck in der „N. W.“ doch noch nicht geeignet.

Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

Neu-Weissensee. M. H. Auch nach wiederholter sorgfältiger Prüfung Ihrer Arbeit „Ueber die Dichte des Erdinnern“ können wir Ihnen nur versichern, daß Sie total auf dem Holzwege sind. Die Annahme, daß die Erde eine Hohlkugel sei, ist durch die Tatsache des großen spezifischen Gewichts der Erdkugel vollständig ausgeschlossen. Der ganze Erdball ist ja spezifisch schwerer als die Erdrinde, item muß im Innern der Erde ein schwerer Kern sein und nicht Luft oder ein gasförmiger Körper u. dgl. Wir achten Ihre, wie alle andern redlichen wissenschaftlichen Bemühungen, und bedauern, daß Sie dieselben auf eine so verfehlte Idee verwendet haben.

Wurzen. E. B. Die Hauptwerke Darwins sind: „Ueber die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“. Deutsch in 6. Aufl. 1876. Stuttgart (M. 11) und „Ueber die Abstammung des Menschen“. 4. Aufl. Stuttgart. 1882. (M. 20) Eine deutsche Gesammtausgabe erschien 1874—81 in 14 Bänden; eine Auswahl in 6 Bdn. 1881. Der Uebersezer ist W. Carus. Sie werden in der Tat sehr gut tun, Darwin zu studiren; daß man seine Werke kennen muß, wenn man naturwissenschaftlich gebildet sein will, ist allerdings zweifellos — sie werden hohe Bedeutung behalten, gleichviel wie lange oder kurze Zeit Darwins Zuchtwahlteorie als plausibelste Erklärung der Artenentstehung angesehen wird.

Neu-Ulm. N. J. H. Der am 16. März 1858 im Alter von 82 Jahren zu Breslau in drückender Not gestorbene Professor und Präsident der kaiserlich leopoldinischen Akademie der Wissenschaften, Christian Gottfried Nees von Esenbeck, war in politischer und religiöser Beziehung außerordentlich freisinnig und vertrat zugleich mit allen Waffen der Wissenschaft einen von ihm selbst geschaffenen geistreichen Sozialismus, weshalb er schwer verfolgt und 1852 seines Amtes als Professor entsezt wurde. Wir sind schon lange bemüht, über das Leben und Streben des hochinteressanten Mannes soviel Material zu sammeln, daß wir unseren Lesern eine ausführliche Biographie darbieten können. Leider sind die Quellen schwer zugänglich, und die Spuren seines Wirkens, zumteil jedenfalls absichtlich, vielfach verwischt und verdunkelt. Wer uns bei den diesbezüglichen Bemühungen zu unterstüzen gewillt und imstande sein möchte, würde uns zu lebhaftestem Danke verpflichten.

Polytechnischer Briefkasten.

Magdeburg. Geometer K. Die sogenannten Stockflecke in den Gläsern von Operngucken, Ferngläsern u. dergl. entfernt man dadurch, daß man sie zuerst mit Bolus, und dann mit Tripel, beides auf reinen Leinwandläppchen aufgetragen, längere Zeit reibt. Der Bolus schleift das Glas matt, der Tripel polirt es alsdann. Traut man sich selbst nicht die nötige Geschicklichkeit zu, so wendet man sich natürlich am besten an einen Optiker.

Hamburg. G. Wk. Einen steinharten Holzüberzug erhält man nach der „Drechslerzeitung“ dadurch, daß man 40 Teile Kalk, 50 Harz und 4 Leinsamenöl gut durcheinander mischt, 1 T. Kupferoxyd und 1 T. Schwefelsäure hinzufügt und diese Mischung heiß mit einer Bürste auf das Holz aufträgt.

Wien. G. Ds. Eine vorzügliche schwarze Beize für Holz ist die Dr. Godefroy'sche. Die fertigen Holzstücke werden mit einer Lösung von salzsaurem Anilin in Wasser, dem ein wenig Kupferchlorid zugesezt wird, und dann nach dem Trocknen mit einer Lösung von doppeltchromsaurem Kali (saures chromsaures Kali) in Wasser mittels eines Schwammes oder Pinsels überstrichen, gebeizt. Durch 2-, höchstens 3maliges Wiederholen dieser Operation, erhält das Holz eine sehr schöne, durchaus reine und dauerhaft schwarze Farbe.

Ratgeber für Haus- und Landwirtschaft.

Berlin. Frau Hauptlehrer S. Die Hamburger Aalsuppe bereitet man am besten, indem man zwei bis drei kleinere Aale in 6 Cm. lange Stücke schneidet und zum Festwerden in siedendes Wasser taucht. Alsdann siedet man $\frac{1}{3}$ Liter Kerbel mit etwas Sauerampfer, einer zerschnittenen Zwiebel und etwas Poreé bis zum Braunwerden in zerlassener Butter. Die zerschnittenen Aale — wenn man will, kann man auch andere Fische dazu nehmen — werden darauf in die Butter gelegt und Fischbrühe oder Wasser mit $\frac{3}{8}$ Liter Weißwein, einige Pfefferkörner, Salz, etwas Petersilie und Gewürznelken hinzugefügt. Außerdem werden Petersilienwurzeln, Sellerie, Carotten in kleinere Scheiben geschnitten und in Fischbrühe gargekocht, welche mit sechs Eidottern abgerührt wird. Beide Mischungen werden mit den von den Gräten befreiten Aalstücken in die Suppenschüssel gegeben und eine sehr kleine Dosis Cayennepfeffer hinzugefügt. Zuweilen wird auch in Scheiben geschnittenes frisches oder getrocknetes Obst hinzugefügt, — jedoch gehört es nicht unbedingt dazu.

Stargard. Frau S. Sowohl der frischen als der gesalzenen Butter kann man üblen Geruch und Geschmack dadurch nehmen, daß man zu 3 Pfd. Butter $2\frac{1}{2}$ Drachmen kohlensaures Natron (Soda) zusezt. Mit Küchenfetten (Bratenfett, Speck u. s. w.) kann man es ebenso machen.

Die Beantwortung einer größeren Anzahl der eingelaufenen Anfragen müssen wir für die folgenden Nummern aufsparen.

Auflösungen von Nr. 16.

Rätsel.

Mutter, Kutter, Lutter, Butter, Futter.

Richtig gelöst: Baden (Schweiz): Frau Hauptmann K.; Belfort bei Wilhelmshaven: Frl. Anni Beushausen; Berlin: W. Möschke, Lieutenant P.; Breslau: Partikulier K. R.; Brooklyn (Vereinigte Staaten): Täschner O. H.; Dorp bei Solingen: J. Ph. Becker; Görlitz: Schriftsezer G. Jahns; Hamburg: W. Dieckmann; Hanau: Goldarbeiter A. Winkler; Höhscheid b. Solingen: F. v. d. St.; Katharinaberg (Böhmen): E. Weinast; Landau: Frau S. Schmitt; Leipzig: J. K. Friedrich, Untertertianer Walter Heinze; Lübeck: J. Hillmann; Neustadt (Odenwald): Schreiner Heinrich Link; Offenburg: L. Geck; Paterson (New-Jersey, Nordamerika): Franz Danthoff; Petrokow (Polen): J. Rosenthal; Reichenbach: S. König; Rochlitz i. S.: Tischler F. W. Poppitz; Untertürkheim D. Biedermann, Gustav Stierlen; Widders bei Solingen: Karl Hoppe; Zürich: Student Karl K.

Rebus.

Wo man Holz haut
Da fallen Späne.

Richtig gelöst: Belfort bei Wilhelmshaven: Frl. Anni Beushausen; Berlin: G. Köhler, W. Möschke; Görlitz: Schriftsezer G. Jahns; Lübeck: J. Hillmann; Mühlhausen i. Elsaß: Schlosser W. Kürzi; Offenburg Oskar Geck; Reichenbach i. V.: S. König; Rochlitz i. S.: Tischler F. W. Poppitz; Untertürkheim: D. Biedermann.

Gemeinnütziges.

— **Anwendung des flüssigen Düngers in der Pflanzenkultur.** Das Begießen der Gewächse mit flüssigem Dünger erfordert stets eine gewisse Vorsicht, die aber nicht bis zur Aengstlichkeit gesteigert zu werden braucht. Bei den ersten Begießungen müssen die Gaben sehr mit Wasser verdünnt werden, und man muß die Pflanze förmlich an diese Behandlung gewöhnen, dabei auch die Stärke und den Zustand der Pflanzen, sowie den Kubikinhalt der Erde, worin sie wächst, in Betracht ziehen, wenn man gute Erfolge erzielen will. Ferner muß jedem Düngerguß, wenn er von der Pflanze aufgenommen ist, d. h. die Erde wieder trocken ist, eine Begießung mit reinem Wasser folgen. In kalter, feuchter Jahreszeit muß man die Düngerstoffe selbstverständlich ganz schwach geben oder ganz einstellen, hingegen die Dosen bei warmer, trockener Witterung verstärken. Der flüssige Dünger kann je aus folgenden Stoffen hergestellt werden: Guano, Jauche, menschliche Exkremente (Abtrittdünger), Blut von Schlachthäusern, Leim, Blutpulver, Poudrette, Hornspäne, Tauben- und Hühnermist, Kuhfladen, Pferdeäpfel, Haarkalk (von Gerbereien 2c.). Es reicht in der Regel hin, diesen Stoffen eine gewisse Menge Wasser beizumischen, das Ganze 8 bis 14 Tage stehen zu lassen und es bei der Anwendung je nach Bedarf zu verdünnen oder zu verstärken. Auch wie stark man die Dosen gewissen Pflanzen reichen darf, ist nicht allgemein genug bekannt. Urin von Pferden oder Hornvieh, 1 Teil davon mit 8 gleichen Teilen Wasser verdünnt, wirkt vorzüglich auf Azaleen, Kamelien, Dracänen. Mistjauche, in den gleichen Mischungsverhältnissen hergestellt, kann für Gesnerien, Gloxinien, Tydaeen und viele andere Warmhauspflanzen empfohlen werden. Bei Kanna, Zonal-Pelargonien, Fuchsien und anderen krautartigen Pflanzen erzielt man ausgezeichnete Erfolge, wenn man sie mit einer Mischung von $^4/_{10}$ Teilen Jauche und 6 Teilen Wasser begießt. Ein Teil Blut mit zwei Teilen Wasser vermischt, ruft bei Cinearien einen beinahe sofortigen üppigen Wuchs hervor. Der Guano ist fast der beste Dünger, wenn man ihn in flüssiger Form anwendet. Man hat bei Fuchsien und Heliotrop 2c. ganz auffallende Ergebnisse damit erzielt. Zu Begießungen in flüssiger Form löst man 500 Gr. in 2 hl. Wasser auf. Mit einer solchen Lösung begossene Pelargonien gedeihen außerordentlich üppig. Auch der Tischlerleim sagt den Pelargonien zu. Man löst zu diesem Zwecke 250 Gr. in einem hl. Wasser auf. Nicht nur die Pelargonien, sondern auch die Primeln, Begonien, Kaladien, Gloxinien und andere Warmhauspflanzen nehmen diese aufgelöste Masse gern auf. Eine Hand voll Blutpulver auf die Oberfläche des Topfballens gebracht, oder, wenn die Pflanze im freien Grund steht, in eine schüsselförmige Vertiefung um dieselbe gestreut, bringt ausgezeichnete Wirkungen hervor, wenn dieser Stoff durch die Begießungen oder durch Regen den Wurzeln zugeführt wird. Die Fäkalstoffe (menschliche Exkremente) läßt man noch häufig unbenutzt verloren gehen, trozdem daß sie bei verständiger Verwendung ganz staunenswerte Ergebnisse liefern. Die Fäkalstoffe werden im Verhältnis von $^1/_5$ zu $^4/_5$ Wasser den Pflanzen oder Bäumen zugeführt. Im Gemüsefelde bringt man diesen Dünger auch in konsistenter Form, d. h. ohne Wasserbeimischung an und gräbt ihn unter. Wurzelgewächse ertragen übrigens diese Düngung nicht gut; sie werden gern von Maden aller Art befallen. Hauptsache ist und bleibt, daß man bei Anwendung dieser flüssigen Düngestoffe vorsichtig ist, d. h. das erstemal nicht zu viel gibt, sondern die Dosen allmälig verstärkt und je nach den Erfolgen abändert. (Der Obstgarten.)

— **Nuzbarkeit der Kürbisschale.** Die Rinde der Kürbisse ist oft so hart, daß sie sich mit dem Messer kaum schneiden läßt. Infolge dieser Eigenschaft kann man aus den kleineren Arten, wie Apfel-, Birnen-, Apfelsinen-, Pomeranzen-, Zwiebel-Kürbis, sehr dauerhafte Schälchen, Dosen, Körbchen u. dergl. herstellen. Man zerschneidet nach der gewünschten Form die Früchte, entfernt alle Weichteile durch Ausschneiden und scharfes Schaben, läßt die Schale in der Nähe des Ofens gut trocknen (was nicht schnell vor sich gehen darf) und kann nun mit Farben aus dem Tuschkasten das Innere mit Figuren, Sternen, Kreisen u. a. m. bemalen. Bei richtiger Farbenwahl scheint dann das Schälchen wie mit feinstem Leder überzogen. Das Aeußere nimmt aber die Farben nicht gut an; man schabt dann die feinste Rinde bis auf das harte Holz weg. Schließlich überzieht man das Ganze mit Dammarlack. Der Uneingeweihte wird vergebens auf den Stoff, aus dem so allerliebste, dauerhafte Sachen hergestellt sind, raten.

Mannichfaltiges.

— **Volksroheit vor anderthalb Jahrhunderten.** In der „guten" alten Zeit kam es zuweilen zu Exzessen, die jenes schmeichelhafte Beiwort in merkwürdiger Weise illustriren. Es scheint z. B. in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in den untern Ständen der Hamburger Bevölkerung Mode gewesen zu sein, Leichenbegängnisse zu Anläßen für die lärmendsten und rohesten Straßenvergnügungen zu nehmen, sodaß schließlich „Ein Hochedler und Hochweiser Rat" im Jahre 1749 ein Dekret erließ, welches dem turbulenten Treiben des Pöbels ein Ziel sezen sollte. Es scheint aber den Zweck nur unvollkommen erfüllt zu haben, denn das Dekret wurde in den folgenden Jahrzehnten noch mehrmals renovirt, zum Beispiel am 11. März 1774. Wir entnehmen diesem Dekrete folgende karakteristische Schilderung solcher Leichenbegängnisse. „Es bestätigt, leider! die augenscheinliche Erfahrung mehr als zuviel: was maßen bei den Leichenbegängnissen überhaupt, vornehmlich aber bei den Abend-Beerdigungen, von verschiedenen mutwilligen Mannes- und Weibs-Personen, wie nicht weniger von leichtfertigen jungen Buben und Mädchens, ein solcher Unfug getrieben wird, daß sie sich nicht entblöden, vor dem Trauerhause und während des Austretens und Gefolges, durch Plaudern, Scherzen, Lachen und Toben, ein unbändiges Geräusch zu machen; auch durch Heranlaufen und Drängen auf beiden Seiten die Prozession zu hindern und zu beschweren; demnächst haufenweise in die Kirche stürzen, daselbst zu murmeln und zu poltern, mit Hüten und Müzen auf den Köpfen, und Tabakspfeifen in den Mäulern, herumzustreifen, andern den Rauch ins Gesicht zu blasen, die Funken zu verschütten, zur Verlezung der Kleider, und zu sonst baldmöglichem Brandschaden, Anlaß zu geben, allerhand Gaukeleien und Possenspiele zu treiben, die Pläze und Gestühlte mit Unflat zu besudeln, heimlich Fallstricke zu legen, die garstigsten und gröblichsten Worte zu schwazen, auf Diebesgriffe beflissen zu sein, sich zu zerren und zu rauffen, mit Stöcken und Fäusten förmlich zu stoßen und zu schlagen, liederliche Gesellschaften zu stiften und zur Vollbringung mancherley Bosheiten und Laster Gelegenheiten zu gewinnen . . ." Die Strafe, welche das Dekret dem „müßigen, unartigen, wilden und frechen Gesindel" androht, falls sich solche Exzesse wiederholen sollten, besteht in schwerer Zuchthausarbeit, dem Befinden nach auch in einer „andern exemplarischen Strafe", die wohl in scharfer Leibes- respektive Todesstrafe bestand.

Humoristisches.

— **Heiratsbeweggrund.** Ein sehr kleiner Zeichenlehrer heiratete ein sehr großes Mädchen; darüber äußerte einer seiner Schüler seine Verwunderung; aber der Kleine entschuldigte sich mit diesen Worten: „Sehen Sie, meine Schwester und ich, wir sind beide sehr klein; nun haben wir doch wenigstens Jemand in der Familie, der die Fensterladen schließen kann".

— **Stroh hier wie da.** Ein Stuzer hatte sich einen Strohhut gekauft und fragte seinen Diener, wie ihm der Hut stehe? „Prächtig", war die Antwort, „Hut und Kopf sind wie für einander geschaffen".

— **In der Instruktionsstunde.** Lieutenant: „Füsilier Schleicher! Was verstehen Sie unter Tiraillement?" Schleicher: „Die zerstreute Fechtart der Infanterie". Lieutenant: „Gut! — Füsilier Dämmerling! Was ist ein Tirailleur?" Dämmerling: „Ein zerstreuter Infanterist, Herr Lieutenant".

— **Triftiger Grund gegen das Heiraten.** „Warum heiratest Du nicht?" fragte Jemand einen hübschen Mann, welcher an die Dreißig streifte. „Weil unsere Frauen den Blumen auf dem Felde gleichen", antwortete er. „Wieso?" fragte man ihn weiter. „Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie spinnen nicht und sind doch herrlicher gekleidet, wie Salomo in all' seiner Pracht".

— **Drollige Reklame.** Die „Egerer Zeitung" brachte folgende Notiz, mit welcher sie die Bewohner von Eger auf den Besuch des berühmten Naturforschers Brehm aufmerksam machen wollte: „Brehm, im Reiche der Affen und Vögel groß, ja unübertroffen dastehend, wird am 28. Oktober einen Vortrag über die Affen im Teatergebäude halten".

Sprechsaal für jedermann.

Herr Olson, Kupferschmied, gebürtig aus Schweden, zuletzt in Bremerhaven wohnhaft, ist am 1. Mai 1883 von dort weggezogen und soll angeblich nach Geestendorf sich begeben haben, (dort aber laut Bescheid des Gemeinderats unbekannt), wird gebeten, seine Adresse behufs Erledigung einer dringenden Angelegenheit an Unterzeichneten gelangen zu lassen.

Heinrich Meinig, Dresden, (Neustadt).
Schönbrunnstraße 10, part.

Briefkasten der Expedition.

Gottfr. Jann. Freiligraths Dichtungen sind in jeder deutschen Buchhandlung dort zu haben. — Schlossers Weltgeschichte ist noch heute empfehlenswert. Preis M. 70. — Ferner Kolb's Kulturgeschichte. Preis M. 19. 50.

L. König, Schönau. Die Sendung ist von der Post als unbestellbar zurückgekommen, da es ca. 5 Orte gleichen Namens gibt.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser,
Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Im Verlage von **J. H. W. Dietz** in Stuttgart ist soeben erschienen:

Der illustrirte Neue Welt-Kalender für das Jahr 1885.

Inhalts-Verzeichniß.

Preis 50 Pfennige.

Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt. Bestellungen werden baldigst erbeten.

Rohtabak.

Versende unter Nachnahme pfundweise
Brasil-Einlage, pr. Pfund von 30 Pf. an,
Seedleaf- u. Domingo-Umblatt 40 Pf.,
Java GBM (deckt mit 2 Pfd.) 150 Pf.,
Sumatra Deli (deckt mit $3^1/_2$ Pfd.) 150 Pf.,
Domingo (mit ca. 5 Pfd. deckend) 60 Pf.,
sowie alle anderen Cigarrentabake billig.
En-gros ca. 10 Proz. Rabatt. Preislisten gratis.

Georg Keßler,
Hamburg, Neueburg 8.

Wer lachen will

der kaufe sich den

„Wahren Jacob"

Preis 10 Pf.

Nr. 6 erscheint am 1. Juli.

Zu beziehen durch jeden Kolporteur, sowie durch die Exped. der „Neuen Welt" in Stuttgart.

Die Buchdruckerei
von

J. H. W. Dietz in Stuttgart

empfiehlt sich
zur Anfertigung aller Druckarbeiten.

Auswärtige Aufträge werden schleunigst franko per Post effektuirt. Preise billig.

Durch die Expedition der „Neuen Welt" ist zu beziehen:

Gesetz über die eingeschriebenen Hilfskassen.

Nach den vorgenommenen Aenderungen.

Preis 15 Pf.

Amtliche, bezw. amtlich empfohlene Ausgabe
der

Entwürfe zu Statuten für Orts- u. Betriebs- (Fabrik-) Krankenkassen und für Innungen.

Nebst Vorbemerkungen und Erläuterungen
nach den
Beschlüssen des Bundesrats.

Preis 75 Pf.

Die rote Internationale.

Von
Dr. Zacher.
Regierungs-Assessor.

Preis 2 Mark.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz.

H. Nisle

Redaktions-Korrespondenz.

Berlin. Schriftsteller (!?) G. W. So ein interessanter Poët, wie Sie sind, ist uns nun schon seit Jahren nicht mehr vorgekommen; ein gewöhnlicher Dichter sind Sie freilich nicht, sondern ein Nach- und Umdichter par excellence. Sie z. B. dichten:

Ich sah so frei und wonnereich
Mein Lieb im Garten hüpfen,
Wie Vögelchen von Zweig zu Zweig
Im Morgenscheine schlüpfen.

Ich neid' dem Sommerwind, daß ihr
Die Wangen er darf kosen, —
O mischt ein Seufzer sich von mir
Mit eurem Hauch, ihr Rosen.

Ich hauche meine Seele schier
Erseufzend in die Winde,
Und girre fruchtlos hin nach ihr,
Dem süßen Rosenkinde.

Gottfried August Bürger dagegen hat im Aprilmonat vor 114 Jahren in seinem Gedicht: „Das harte Mädchen" folgendermaßen gesungen:

(Strophe 1 und 2:)

Ich sah so frei und wonnereich
Einst meine Tag' entschlüpfen,
Wie Vögelchen von Zweig zu Zweig
Beim Morgenliede hüpfen.

Fragt jeden Sommerwind, der hier
Die Blumenau erfrischet,
Ob je ein Seufzer sich von mir
In seinen Hauch gemischet.

(Und Strophe 7:)

Nun hauch ich meine Seele schier
Erseufzend in die Winde,
Und girre kläglich hin nach ihr,
Gleich einem kranken Kinde.

Man muß Ihnen lassen, daß Sie Gedichte so leicht umzustülpen verstehen, wie andere Leute etwa alte Handschuhe, — aber daß wir nach dieser Entdeckung von Ihren nahezu 30 eingesandten Gedichten kein einziges zu etwas anderm wert erachten, als zur Versenkung in unsern Papierkorb, werden Sie wohl begreifen?

Cöln. Heinrich F. Der Zwangskurs der Assignaten, sowie gleichzeitig das Dekret bezüglich des Maximums der Waarenpreise, wurde vom Konvent der französischen Republik im Frühjahr 1795 — und nicht erst von Napoleon I. — aufgehoben.

Zürich. Stud. G. H. Die Beschuldigung, daß die hervorragenden materialistischen Philosophen in unwürdiger Weise sinnlichen Genüssen und groben Ausschweifungen ergeben gewesen wären, ist völlig aus der Luft gegriffen. Was speziell Lamettrie anlangt, so werden Sie das betont finden in der Einleitung, welche Sanitätsrat Dr. Adolf Ritter der Uebersetzung des „L'homme machine" vorausgeschickt hat. Ueber Lamettrie's wissenschaftliche Bedeutung urteilt vorurteilsfrei und treffend Albert Lange in seiner „Geschichte des Materialismus".

Danzig. Frl. C. L. Sie sind wirklich zu freundlich, liebes Fräulein! „Alle acht Tage einen langen Brief", um uns Ihr Herz auszuschütten! Ihre Zuneigung freut, Ihr Vertrauen rührt uns, — aber sollte sich denn niemand in Ihrer Nähe finden, dem soviel Neigung und Vertrauen noch unendlich mehr und unendlich reellere Freude bereiten könnte? Warum so in die nebelgraue Ferne schweifen?

Czernowitz. Stud. Klw. Ihren und Ihrer Freunde Wunsch über die wider Bazaine vor dem Kriegsgericht erhobenen Anklagen Auskunft zu erhalten, wollen wir erfüllen, obgleich wir es nicht können, ohne einen in Anbetracht der Beschränktheit des uns zur Verfügung stehenden Raumes sehr erheblichen Platz in Anspruch zu nehmen. Wir geben hier die wichtigsten Punkte der Anklage nach einem der besten der damaligen Berichte wieder. Der öffentliche Ankläger führte aus: Der Marschall hat bei Uebernahme seines Kommandos die dringendsten Anordnungen zu treffen versäumt, die geeignet gewesen wären, den Marsch des Feindes aufzuhalten. Er hat die Schlacht von Borny geschlagen, während er sich gar nicht hätte auf ein Gefecht einlassen, vielmehr so schnell als möglich die Mosel passiren sollen. Er hat den Moselübergang verzögert durch die schlechten Marschdispositionen, die er getroffen. Das lässige und unrichtige Verhalten des General Jarras wird bedauert, die Schuld davon aber Bazaine zugeschrieben. Den Sieg von Rezonville hat der Marschall nicht benützt, weil er die Absicht hatte, in Metz zu bleiben, um das Schicksal seiner Armee von dem des Landes zu trennen. Die Fortsetzung des Marsches am 17. wäre leicht ausführbar gewesen, da der Feind an diesem Tage sich nicht rührte und Mühe hatte, sich zu reorganisiren und zu konzentriren. Es wäre möglich gewesen, die Armee des Prinzen Friedrich Karl, wenn nicht in den Engnissen der Mosel gänzlich zu zertrümmern, so doch über die Grenze zurückzujagen, wodurch die schon vorgerückte Armee des Kronprinzen, ihrer Rückzugslinie beraubt, in die kritischste Lage gebracht worden wäre. Dem Kaiser, dem Gouvernement und Mac-Mahon hat Bazaine nach der Schlacht von Rezonville absichtlich falsche Nachrichten über seinen projecktirten Marsch gegen Verdun oder Montmédy telegraphirt oder durch Kapitän Magnan zugehen lassen, um seine wahren Beweggründe für das Verbleiben in Metz besser verbergen zu können. Daß Magnan nicht wieder nach Metz zurückgegangen, wird zwar getadelt, es sei aber nur nicht geschehen, weil derselbe nicht gewollt habe. Magnan, läßt der Ankläger durchblicken, habe im Einverständnis mit Bazaine gehandelt, dem es unangenehm gewesen wäre, vom Marsche Mac-Mahons Kenntnis zu erhalten. Die Schlacht von St. Privat hat der Marschall mit Fleiß verloren, denn er hat gar nichts getan, sie zu gewinnen, was nach der Ansicht des Generals Pourcet so leicht gewesen wäre. Bazaine habe das Schlachtfeld nicht einmal zuvor rekognoscirt, sei am Tage der Schlacht erst sehr spät eingetroffen, habe sich ferne gehalten, unzulängliche Befehle erteilt, den Marschall Canrobert, der sich heldenmütig gewehrt, im Stiche gelassen, zuletzt sich über die Niederlage gleichgiltig gezeigt und durch seine Aeußerung: „Was man mit solchen Truppen machen könne", die Schuld auf die Armee zu wälzen gesucht, während doch er allein sie trage. Die Möglichkeit des Durchbruchs wäre nach der Ansicht des Anklägers immer vorhanden gewesen. Die Truppen konnten in einer Nacht auf einen bestimmten Punkt konzentrirt werden, um die Blokade zu durchbrechen. Der Marschall hat es nicht getan, weil sein Trachten von Anfang an auf politische Lösungen statt der militärischen gerichtet war. — Daß der Marschall eine Menge geheimer Korrespondenzen mit dem Feind geführt und daß aus diesem Grunde die Art, die Parlamentäre zu empfangen und zu behandeln, abweichend von den Reglements behandelt worden sei, wurde gleichfalls von der Anklage festgehalten. Ebenso die Beschuldigung, daß Bazaine auf die Presse von Metz in der Absicht eingewirkt habe, durch Verbreitung falscher und niederschlagender Nachrichten die Moralität der Truppen zu erschüttern und herunterzubringen, damit sie der Kapitulation um so geneigter gemacht würden. Den Durchbruchsversuch am 31. Aug. und 1. Sept. (Schlacht von Noisseville) habe Bazaine nicht unternommen, um von Metz fortzukommen, sondern blos, um sich berechtigten Vorwürfen entziehen zu können. Den ersten Brief des Marschalls an den Prinzen Friedrich Karl (um Nachrichten über die äußere Lage) nannte der Ankläger den ersten Schritt zur Kapitulation und bemerkte den Richtern, daß, wenn sie über die Kapitulation ihr Urteil fällen, sie nicht vergessen möchten, daß der Marschall dieselbe schon seit dem 24. Septbr. dem Feinde proponirt habe. Mit dem Gouvernement der nationalen Verteidigung habe sich Bazaine nicht in Verbindung gesezt und absichtlich isolirt, um später Ausflüchte zu haben. Der Kriegsrat vom 10. Oktober sei ganz überflüssig gewesen, der Marschall habe ihn nur berufen, um seine Generale zu täuschen. Schon Prinz Eugen habe gesagt, daß ein General, welcher nichts unternehmen wolle, nur einen Kriegsrat zu berufen brauche. Friedrich der Große habe aus denselben Gründen seinen Generalen verboten, Kriegsrat zu halten. Der Raum gestattet nicht, die Einzelnheiten weiter zu verfolgen, es sei nur noch bemerkt, daß die Auslieferung des Materials und der Fahnen dem Ankläger zulezt die erwünschte Gelegenheit bot, dem Karakter des Marschalls den empfindlichsten Stoß zu geben. Er behauptete, daß das zweizüngige Verhalten des Marschalls in dieser Angelegenheit sich nicht anders als durch die Annahme erklären lasse, daß zwischen ihm und dem Prinzen Friedrich Karl ein geheimer Pakt bestanden habe, den zu verheimlichen gelungen sei.

In den lezten 14 Tagen (bis 10. Juni) eingetroffen sind und demnächst zur Prüfung gelangen: von **Dresden**, L. H.: Die wissenschaftliche Abhandlung über „Die Entstehung unseres Sonnensystems"; **Flensburg**, F. L.: 70 Humoristika und 6 Gedichte; **Frankfurt a. M.**, H. B.: Naturwissenschaftlicher Aufsaz: „Drei Eisnächte in der Pfingstwoche"; **Köln**, D. Gr.: Skizze „Ein schwarzer Ventriloquist"; **Homburg** v. d. Höhe, H. H.: Die Erzählungen „Vater Romedius" und „Der Schaz am Waldkreuz"; **Wien**, Sp. G.: Der Roman „Roman meines Freundes"; **Berlin**, Literar. Centr.-Geschäftsbureau: 1 Roman, 5 Novellen, 4 Humoresken; **New-York**, K. Kr.: 2 Romane, 27 Gedichte, 41 Miscellen; **Hamburg**, Frl. A. E.: Novelle „Jünglingssehnen", 2 Gedichte.

Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

Berlin. Hermann Jk. Der Ihnen rätselhafte „Wetteranzeiger" ist nichts weiter als ein sog. Aneroidbarometer, wie er 1844 von dem Franzosen Vidi erfunden worden ist. Zur Herstellung eines Aneroidbarometers bedarf man keines Quecksilbers; dasselbe besteht vielmehr nur aus einer nach Möglichkeit luftleeren runden Metalldose mit biegsamen Bodenflächen oder aus einer ebenso luftleeren kreisförmig gebogenen, dünnwandigen, also biegsamen Metallröhre, auf die der Luftdruck so wirkt, daß er die biegsamen Wände mehr oder weniger zusammendrückt. Das Maß dieses Druckes wird durch ein feines Hebelwerk sammt einem Zeiger auf einer Millimeterskala angegeben. Die Aneroidbarometer nehmen einen geringeren Raum ein, haben eine bequemere Form und sind leichter transportabel und schwerer zerbrechlich als die Quecksilberbarometer.

Frankfurt a. M. Schriftsteller P. P—n. Was Sie suchen, ist zusammengestellt in Otto Stobbe's in den 60r Jahren zu Braunschweig erschienenen „Geschichte der deutschen Rechtsquellen" und in Friedrich Bluhme's „Uebersicht der in Deutschland geltenden Rechtsquellen", 3. Aufl. 1863 in Bonn erschienen. Für Ihre Mitteilungen und Grüße frdl. Dank und Gegengruß.

Polytechnischer Briefkasten.

Leipzig. A. D. Eine gute Kautschukschmiere zur Konservirung von Leder erhalten Sie, wenn Sie 4 Lot Kautschuk, 6 Lot Schweinefett und 24 Lot Lebertran nehmen, das Kautschuk in heißes Wasser legen, bis es heiß geworden ist, dann es mit einer Scheere in recht kleine Stückchen schneiden, es trocknen, es mit den fettigen Substanzen in einen Topf bringen und das Ganze auf einem heißen Ofen oder im Wasserbade unter öfteren Umrühren der freilich langsam vor sich gehenden völligen Auflösung überlassen.

Auflösungen von Nr. 17.

Rätsel.

Bergfried — Friedberg.

Rösselsprung.

Ein schöner Stern geht auf in meiner Nacht,
Ein Stern, der süßen Trost herniederlacht
Und neues Leben mir verspricht —
O, lüge nicht!

Gleichwie das Meer dem Mond entgegenschwillt,
So flutet meine Seele froh und mild
Empor zu deinem holden Licht —
O, lüge nicht!

Die Namen der glücklichen Löser werden in nächster Nummer veröffentlicht.

Gemeinnütziges.

— **Das Seifekochen.** Trockenes Aeznatron (weißer Seifenstein), wo dies nicht zu haben, kaustische Soda, $^{1}/_{2}$ Kilo auf $1^{1}/_{2}$ Kilo Sammelfett oder $^{3}/_{4}$ Kilo Talg werden mit 4 Liter weichem Wasser in einen damit nie über die Hälfte gefüllten Kessel getan und unter beständigem Umrühren so lange scharf gekocht, bis alles Fett und Abfälle völlig aufgelöst resp. verseift, was man leicht erkennt, wenn man ein wenig von der Masse auf ein Stückchen weißes Papier tropft, und nachdem es darauf erstarrt ist beim Ablösen keine Fettflecke hinterläßt. Ist in dieser Weise alles verseift, schüttet man eine kleine Quantität davon auf einen Teller, vermischt es mit etwas Salz, wodurch sich die Seife von der Lauge scheidet, läßt erstere erkalten und sieht nun, ob solche nicht krümlich, sondern glatt ist. Im ersteren Falle gießt man noch Wasser hinzu, bis die Seife sich gebunden und fest zeigt, salzt sie dann aus, auf 3 Kilo Natron $^{1}/_{2}$ Kilo Salz, kocht sie damit durch und füllt sie dann zum Erkalten in ein flaches Faß oder läßt sie im Kessel steif werden. Ist die Seife erstarrt, so wird sie in lange Tafeln geschnitten, in kaltem Wasser abgespült und bald darauf in zum Gebrauch passende Stücke abgeteilt, weil besonders die mit Natron bereiteten Seifen sehr schnell zu hart zum Schneiden werden. Sollten die Abfälle längere Zeit zum Sammeln bedurft haben und dann übelriechend geworden sein, so ist es vorteilhaft, die daraus gewonnene Seife noch einmal aufzukochen, was man mit reinem Wasser und einem geringen Zusaz von Natron leicht tun kann.

— **Verwendung der schwefligen Säure zur Vertilgung von Ungeziefer.** Wie Prof. H. Hirzel im „Jahrbuch der Erf." mitgeteilt hat, ist die wässerige schweflige Säure ein ganz vorzügliches Mittel, um Wanzen und deren Brut, sowie viele andere schädliche und lästige Insekten zu vertilgen. Es genügt, die Säure auf die Stellen oder in die Rizen und Spalten, an oder in welchen sich diese Tiere aufhalten, zu tröpfeln und dies einige Zeit lang öfter zu wiederholen.

Mannichfaltiges.

— **Ein Walroß in Gefangenschaft.** In der letzten Sitzung der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin sprach Herr Dr. Hermes über das Walroß, welches nach einer dreimonatlichen Ausstellung im Berliner Aquarium am 22. April nach Dresden übergesiedelt ist. Nach diesen Mitteilungen ist das hier gezeigte Walroß das erste, welches man längere Zeit in der Gefangenschaft erhalten hat. Das Alter des Tiers mag sich auf etwa ein Jahr belaufen. In den drei Monaten seines Berliner Aufenthaltes ist dasselbe um das Doppelte schwerer geworden. Es erhielt täglich anfangs 20 Pfd. Schellfische oder Dorsche, dann 30 Pfd. und zuletzt war es mit 50 Pfd. nicht zufrieden. Sein Gewicht betrug beim Fortgang von hier 85 Kilogramm. Die beiden Eckzähne des Oberkiefers, welche sich zu den wertvollen Walroßzähnen entwickeln, hatten bereits nach dem ersten Monat der Gefangenschaft des Tieres das Zahnfleisch durchbrochen, waren indessen äußerlich noch nicht sichtbar. Im Unterkiefer befinden sich an jeder Seite drei Backzähne. Während des Zahnens hat das Tier drei Wochen lang nicht die geringste Nahrung zu sich genommen, sodaß der Besizer ernstlich für sein Leben fürchtete, das mühsam durch Einflößen von Lebertran erhalten wurde. Der unangenehme Geruch, den das Tier verbreitet, macht es unmöglich, es dauernd in geschlossenen Räumen zu halten. Es bringt länger außerhalb des Wassers als in demselben zu; nachts schläft es auf dem Trockenen. Dabei zeichnet es sich durch Klugheit aus. Es dürfte kein Tier geben, das so leicht abzurichten ist. Meist genügten wenige Minuten, um ihm kleine Kunststücke beizubringen. Sein Wärter, ein Mulatte, vermag dies ganz meisterhaft. Seitdem das Walroß sich in Gefangenschaft befindet, wird es von diesem Wärter gepflegt; es versteht dessen Stimme, erkennt denselben schon aus weiter Ferne an seinem Gange und gehorcht ihm aufs Wort. Auf einen Wink des Wärters stellt es sich ans Gitter des Behälters und wirft mit der rechten Vorderflossenhand dem Publikum Kußhände zu, wobei es einen eigentümlichen Ton hören läßt. Sodann folgt das Walroß dem Wärter zu einem beweglichen, etwas hoch angebrachten Brett, mit dem eine Klingel in Verbindung gebracht ist. Dieses Brett bewegt es mit der rechten Vorderflosse so oft und so lange, als der Wärter es verlangt. Sowie der nur englisch redende Mulatte ihm zuruft: „ring the bell", sezt es die Glocke in Bewegung. Folgt das Kommando „lay down", so stellt es sich tot. Sagt er ihm: „go away and comme back", so geht es die schiefe Ebene der hölzernen Brücke, welche zum Wasser führt, hinunter, und kehrt zu dem oben stehenden Wärter zurück. Auf Kommando besteigt es den Stuhl, klettert auf weiteres Zureden auf die Lehne desselben, wirft dem Publikum wieder Kußhände zu und schlägt mit der rechten Vorderflosse ein an der Stuhllehne befestigtes Tambourin. Es steigt herunter und feuert einen Revolver in der Weise ab, daß es an einer am Abzug befestigten Schnur mit dem Maul zieht und selbst bei oft absichtlich bewirktem Versagen dies so oft wiederholt, bis der Schuß gefallen ist. („Voss. Ztg.")

— **Zensorenehrlichkeit.** Dr. C. Oerdel hat in einem 1882 geschriebenen Briefe aus Petersburg ein Erlebnis mitgeteilt, welches als Beitrag zur Sittengeschichte unserer Zeit aufbewahrt zu werden verdient. Hier kann ich nicht unterlassen, eine kleine Episode mitzuteilen, die ich zu meinen drolligsten Erlebnissen zähle. Alljährlich am Abend des 12. Dezember, nach deutschem Styl am Weihnachtsabend, versammeln sich in einem der hiesigen Hotels die ehemaligen Dorpater Kommilitonen, um den Stiftungstag ihrer alma mater mit einem solennen Diner zu begehen. Ich komme ein anderes Mal noch auf diese zahlreich besuchten und geistig sehr belebten Zusammenkünfte zu sprechen, an denen die Träger weltberühmter Namen, wie Struve, Helmersen, Schrenck, Maximowitsch, mit großer Anhänglichkeit teilnehmen. Der Zufall fügte es, daß ich bei dem lezten Stiftungsdiner einen Fürsten zum Nachbarn hatte, der auch einst ein flotter Studio auf der Dorpater Universität gewesen und jezt — deutsche Zeitungen zensirt. Diese Beschäftigung hat nämlich das Verlockende, daß sie sehr gut bezahlt wird und schnell zu Rang und Orden verhilft. Nach dem offiziellen Toast auf den Landesherrn erschallte — wie dies hier üblich ist — noch während des Essens: „Gaudeamus igitur" aus den zwar schon alten, aber doch noch herzlich und frisch tönenden Burschenkehlen, und darauf wurde das Lied angestimmt: „Stoßt an, Dorpat soll leben, hurrah hoch!" Mein Nachbar, der Zensor, sang nicht allein „den Rundreim kräftig mit", sondern auch — und zwar mit einer bewunderungswürdigen Sicherheit seines Gedächtnisses — die übrigen Verse des schönen Textes; auch von seinen Lippen ertönten die herrlichen Worte:

Stoßt an, freies Wort lebe, hurrah hoch!
Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht,
Der bleibt fürwahr ein erbärmlicher Wicht!
Frei ist das Wort! Frei ist das Wort!"

Ich muß ihn wohl überrascht angesehen haben, denn er sagte mir nach Beendigung des Liedes: „Nicht wahr, das ist auch originell, daß ein Zensor das freie Wort leben läßt?" Ich konnte nicht umhin, das wirklich als ganz einzig in seiner Art zu bewundern, worauf er mir, wie zur Entschuldigung entgegnete: „Ja, was tut man nicht, um seine Familie anständig zu ernähren?" Mich aber umsummten beim Nachhausegehen die Schlußverse eines bekannten, wenn ich nicht irre, vom alten Schartenmeier verfaßten Liedes:

„D'rum erschlug er diesen Mann,
Jeder nährt sich, wie er kann!" —

— **Die reichsten Privatpersonen** vor 100 Jahren waren nach einer Notiz des „Hamburgischen Correspondenten" von 1783 folgende:

	jährliche Rente Taler:
Prinz von Condé	1 250 000
Graf Tscheremetew	1 050 000
Fürst Lubomirski	670 000
Marquis von Spinola	600 000
Fürst Radzivil	540 000
Herzog von Medina-Sidonia	480 000
Graf Czernischew	450 000
Herzog von Orleans	420 000
„ „ Bedford	380 000
„ „ Northumberland	300 000
„ „ Devonshire	290 000
„ „ Marlborough	290 000
Lord Spencer	220 000
Graf Shelburne	180 000
Lord Fitzwilliam	180 000
Herzog von Manchester	160 000
Graf Temple	170 000
Herzog von Rutland	180 000
„ „ Beaufort	150 000
Herr Rigby, ehem. Kriegszahlmeister	160 000

Man sieht, in der ganzen Liste ist nur ein einziger Name, (Fürst Radzivil), der möglicherweise Deutschland angehört. Bezeichnend ist auch, daß die damaligen Krösusse, mit nur einer einzigen Ausnahme, sämmtlich Angehörige der Aristokratie gewesen sind; heute würden sich in einem solchen Register ungleich mehr bürgerliche Namen finden. Das Wunderbarste aber ist, daß sich kein einziger von orientalischem Klange darunter befindet.

Humoristisches.

— **Trinksprüche.**

Wo man Bier trinkt, kannst du ruhig lachen,
Böse Menschen trinken schärf're Sachen.

Iß, trink, sei fröhlich hier auf Erd',
Denk' nicht, daß es viel besser werd'.

Im Wasser kannst du dein Antliz seh'n,
Im Wein des andern Herz erspäh'n.

— **Eine kannibalische Konzession.** Folgende lebensgefährliche Anzeige befand sich wörtlich in einem schwäbischen Amtsblatte: „Das Gasthaus zu Hickelsberg ist auf sechs Jahre zu verpachten. Dem Pächter steht das Recht zu, Gäste zu beherbergen, zu schlachten und zu speisen. Der Magistrat."

— **Logik eines Berauschten.** Einem arbeitsscheuen Menschen, welcher schwankenden Ganges bei strömendem Regen durch die Straßen von Berlin wandelte, fiel sein Hut in die Gosse. „Hut des Unjlicks!" redete der Berauschte seinen Hut mit großem Patos nun an: „Wenn ick dir uffhebe, falle ick selber rin — un wenn ick drin liege, hebst du mir nich uff! Un dadrum is es juter, ick überlasse dir deinem jrauenvollen Jeschick," sprach's — und zog seine Bahn weiter durch die Straßen.

— **Am Hungertuche nagen.** Diese Redensart hat ihren Ursprung von dem Tuche, welches zur Fastenzeit um den Altar gehängt wurde, damit anzuzeigen, daß man jezt hungern müsse.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser, Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Im Verlage von **J. H. W. Dietz** in Stuttgart ist soeben erschienen:

Der illustrirte
Neue Welt-Kalender
für das Jahr 1885.

Inhalts-Verzeichniß.

Preis 50 Pfennige.

Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt. Bestellungen werden baldigst erbeten.

Rohtabak.

Versende unter Nachnahme pfundweise
Brasil-Einlage, pr. Pfund von 30 Pf. an,
Seedleaf- u. Domingo-Umblatt 40 Pf.,
Java GBM (deckt mit 2 Pfd.) 150 Pf.,
Sumatra Deli (deckt mit 3½ Pfd.) 150 Pf.,
Domingo (mit ca. 5 Pfd. deckend) 60 Pf.,
sowie alle anderen Cigarrentabake billig.
En-gros ca. 10 Proz. Rabatt. Preislisten gratis.

Georg Keßler,
Hamburg, Neueburg 8.

Wer lachen will
der kaufe sich den
„Wahren Jacob"
Preis 10 Pf.

Nr. 6 erscheint am 1. Juli.

Zu beziehen durch jeden Kolporteur, sowie durch die Exped. der „Neuen Welt" in Stuttgart.

Die Buchdruckerei
von
J. H. W. Dietz in Stuttgart
empfiehlt sich
zur Anfertigung aller Druckarbeiten.

Auswärtige Aufträge werden schleunigst franko per Post effektuirt. Preise billig.

Durch die Expedition der „Neuen Welt" ist zu beziehen:

Gesetz über die eingeschriebenen Hilfskassen.
Nach den vorgenommenen Aenderungen.
Preis 15 Pf.

Amtliche, bezw. amtlich empfohlene Ausgabe
der
Entwürfe zu Statuten für Orts- u. Betriebs- (Fabrik-) Krankenkassen und für Innungen.
Nebst Vorbemerkungen und Erläuterungen
nach den
Beschlüssen des Bundesrats.
Preis 75 Pf.

Die rote Internationale.
Von
Dr. Zacher.
Regierungs-Assessor.
Preis 2 Mark.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Nr. 23. 1884. Preis pro Heft 25 Pfennig. IX. Jahrgang

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz.

Zur gefl. Notiz! Heft 24 und 25 werden in Zwischenräumen von je drei Wochen erscheinen, und zwar erscheint Heft 23 am 19. Juli, Heft 24 am 9. August, Heft 25 am 30. August und Heft 26 am 13. September.

Aerztlicher Ratgeber.

Ellerbeck. H. L. Lassen Sie Ihr Töchterchen bei der Behandlung in der Kinder-Augenklinik, aber ohne nebenher oder zwischen hinein auf eigene Faust weiter zu experimentiren. Zu beurteilen, welchen Ausgang das Uebel nehmen könnte, sind wir ohne eigne sorgfältige Untersuchung und Beobachtung natürlich nicht imstande.

Haida. N. Kümmern Sie Sich nicht weiter um die milchsaure Eisentinktur; nehmen Sie statt dessen täglich dreimal zur Mahlzeit eine reichliche Messerspize voll feinstes Eisenpulver halb und halb mit Chokoladepulver gemischt. Das ist das billigste Eisenpräparat, welches wir Ihnen empfehlen können.

Haindorf. Treuer Abonnent. Gegen Ihre schon ziemlich weit vorgeschrittene Lungenaffektion wenden Sie die in der „Neuen Welt“ wiederholt beschriebene Atmungskur und Kumys an, dessen Bereitungsweise wir gleichfalls erst vor kurzem ausführlich angegeben haben.

Berlin. Klempner J. H. N. Ihre Krankheit, akutes Asthma, verlangt Behandlung durch tüchtige Aerzte, mit denen Sie in persönliche Berührung treten können; solche finden Sie in der berliner Universitätsklinik sicher. Wenden Sie Sich also noch einmal vertrauensvoll dahin.

N. N. Fr. Zur Herbeiführung der Menstruation werden in vorliegendem Falle wahrscheinlich einige warme Fußbäder mit Holzasche oder Senfmehl und der innere Gebrauch von Baldriantee vortreffliche Dienste tun.

Chemnitz. Frl. Berta Sch. Da Ihr Uebel durch die von den chemnitzer Aerzten verordneten Einreibungen nicht gehoben worden ist, so bleiben wir bei unserm Rat, Sie möchten Sich die verhärtete Drüse durch eine kleine Operation beseitigen lassen. Ihrem Wunsche, die eingesandten Rezepte zurückzuerhalten, können wir troz besten Willens vorläufig nicht nachkommen, weil Sie vergessen haben, Ihre Adresse anzugeben.

Dresden. Friseur Heinrich G. Ueber die Homöopatie ist an dieser Stelle früher schon öfter geschrieben worden. Ihr Leiden besteht, soweit das aus der Entfernung zu beurteilen ist, in einem Herzfehler, der Sorge für regelmäßige Leibesöffnung, Vermeidung spirituöser Getränke, statt deren Sie Aepfelwein oder Milch trinken können, sowie zur Regulirung der Herztätigkeit den inneren Gebrauch von Digitatis, lezteren aber nur genau nach Vorschrift eines dortigen Arztes, nötig macht.

Ludwigshafen. Leb .... Da Professor M. in Heidelberg Ihnen angeraten hat, die Kur mit Ihrem Kinde, dem dauernder Verlust des Gehörs droht, zu beginnen, wenn dasselbe laufen kann, so können Sie jezt, da dies der Fall ist, nichts besseres tun, als das Kind der Kur des Prof. M. anzuvertrauen.

S. W. W. Die Homeriana hat sich als Mittel gegen Lungentuberkulose keineswegs bewährt.

Gelenau. Strumpfwirker R. H. In Ihrem Falle empfehlen wir Ihnen gegen den Salzfluß häufige Waschungen der leidenden Stellen mit Boraxlösung, die Sie herstellen, indem Sie Sich etwa 50 Gramm davon in einer Drogenhandlung kaufen und je 1/2 Kaffeelöffel voll auf einen Liter Wasser nehmen.

Ahlfeld. F. Po. Bei Augen- und Ohrenkrankheiten können Fontanellen von guter Wirkung sein, ob dies aber in Ihrem speziellen Falle zutrifft, darüber hätten wir erst dann ein Urteil gewinnen können, wenn Sie näheres berichtet hätten.

Pöseldorf b. Hamburg. R. B. Gegen Ihre Kongestionen nach dem Kopf nehmen Sie jeden Morgen nüchtern einen Eßlöffel voll karlsbader Salz in einem Glase Wasser und baden Sie fleißig oder sollte das schwer tunlich sein, so waschen Sie täglich Kopf und Oberkörper kalt ab.

Montreux. G. Roter saziger Urin ist häufig die Folge einer vorübergehenden Indisposition des Magens oder der Nieren und verschwindet bald bei knapper Diät und Verdünnung des Blutes durch reichliches Wassertrinken.

Redaktions-Korrespondenz.

Elberfeld. Jean Wynhausen. Gern teilen wir mit Bezugnahme auf die in einer der vorigen Nummern beantworteten Anfrage aus Neustadt a/O. mit, daß Sie Münzen mit dem Bildnisse Lassalles, welche an der Uhrkette getragen werden können, zu verkaufen haben. Ueber das nähere mögen sich die Interessenten bei Ihnen selbst erkundigen.

Berlin. W. M. Die Rätsellösungen können selbstverständlich auch durch Postkarte eingesendet werden. Wenn Sie meinen, daß frühere Einsendungen an uns verloren gegangen sein könnten, so suchen Sie Sich und uns dagegen zu sichern, indem Sie zur Adresse stets die genaue Angabe: Fangelsbachstraße 32 hinzufügen.

Leipzig. G. B. Nach einem Erkenntnis des Reichsgerichts vom 29. September 1883 wird der Verkauf von Bier, welches in einem nicht bairischen Staate gebraut ist, aber als „echt“ bairisch ausgegeben wird, als Betrug bestraft, und zwar selbst dann, wenn der Preis des Bieres dem Werte desselben angemessen war. Für andere derartige Waaren von Ruf, z. B. angebliches Pilsener oder Schwechater Bier, gilt natürlich dasselbe.

Ravensburg. Schlosser F. R. Warum lassen Sie nichts mehr von sich hören? Wie steht's mit den orientalischen Skizzen aus Ihrem Reisetagebuche, insbesondere mit der Beschreibung der deutschen Kolonien in Spanien? Ihre Erfahrungen bezüglich des Gesandtschafts- und Konsulatswesens können vielleicht manchem andern Reisenden als nützliche Fingerzeige dienen, wir lassen daher Ihre Mitteilung hierüber an dieser Stelle abdrucken: „In der ganzen Levante und Italien kennt man blos drei Männer dieses Standes (Gesandte oder Konsule), welche in humaner Beziehung nichts zu wünschen übrig lassen: der Generalkonsul zu Kairo und die Konsule zu Beirut und Piräus.“ Jedenfalls schreiben Sie nur von deutschen Beamten!?

Breslau. F. H. Bei dem Gedicht „Ohne Handschuh“ haben Sie, was den Stoff anlangt, keinen guten Griff getan und sind bei der Versifizirung unterschiedlichemale arg aus dem Rhytmus gefallen. Das andere ist dagegen gelungen und gelangt demnächst zum Abdruck.

X. Odin im Zululand. Ihr „Aufruf“: „An mein edles Volk“ ist keineswegs zur Veröffentlichung reif. Nach dieser Probe können wir Ihnen nur den Rat geben: versuchen Sie nicht zu dichten!

Barmen. Paul H. Daß Sie mit Ihrem verhältnismäßig kleinen Kapital „sehr gut eine ganz anständige Papierfabrik schuldenfrei einrichten könnten“, können Sie als einen geradezu ungeheuerlichen Bären betrachten, den Ihnen absichtlich oder aus Leichtfertigkeit und Unverstand Ihr „guter Freund“ aufgebunden hat. Zur schuldenfreien Einrichtung einer auch nur mit einer Papiermaschine arbeitenden Fabrik gehören mindestens 200 000 Mark Kapital. Also geben Sie Sich darum ja keine Mühe.

Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

Rapperswil. Adjunkt A. Bemal. Das umfassendste und brauchbarste Staatswörterbuch ist das in 11 Bänden von 1857—1870 in Stuttgart erschienene von Bluntschli und Brater, wovon eine abgekürzte Ausgabe in drei Bänden 1870—75 erschienen ist.

New-York. K. W. Sie können die griechischen und römischen Klassiker in guten Uebersezungen allesammt billig haben, wenn Sie durch irgend einen Buchhändler die Kollektion Spemann beziehen, wovon jeder Band nur eine Mark kostet.

Paris. H. IV. Wir können Ihnen Prof. Dr. A. Dodel-Ports bei Cäsar Schmidt in Zürich erschienenes Werk „Illustrirtes Pflanzenleben“ auf das wärmste empfehlen; den Inhalt bezeichnet der Verfasser mit Recht als „gemeinverständliche Originalabhandlungen über die interessantesten und wichtigsten Fragen der Pflanzenkunde“.

Polytechnischer Briefkasten.

Berlin. Frau Hermine K. Um lackirte Gegenstände zu reinigen, ohne daß der Lack oder die Farben leiden, reibt man sie mit etwas Provenceröl ein, streut Stärkemehl (Puder) darauf und reibt es mit weichem Tuch oder Leder sorgfältig ab.

Hanau. R. S. Knochen sowohl als Elfenbein bleicht man, indem sie 3 bis 4 Tage in Terpentin gelegt an der Sonne stehen läßt. Man legt die zu bleichenden Gegenstände auf kleine Träger, damit sie den Boden des Gefäßes nicht berühren.

Insterburg. Frau L. W. Man kann Möbel vortrefflich reinigen, wenn man sie mit einer Flüssigkeit bestreicht, die man dadurch erhält, daß man 1 Lot Alkannawurzel mit 5 bis 6 Eßlöffel Leinöl in einem neuen Topf über gelindem Kohlenfeuer langsam sieden läßt. 24 Stunden nach dem Bestreichen reibt man die Möbel wieder ab und die Reinigung ist vollzogen.

Ratgeber für Haus- und Landwirtschaft.

Langberkersdorf. E. S. Zur Belehrung über die Frage der Obstweinbereitung sind zu empfehlen: Schlipf, „Ratschläge zur zweckmäßigen Bereitung des Obstweins“, 1860 in 2. Auflage zu Stuttgart erschienen, und Lucas, „Der Cider oder Obstwein“, Ravensburg 1869. Es ist übrigens möglich, daß wir bald selbst in der „Neuen Welt“ ausführliche Anweisung zur Bereitung von Obstwein geben.

Reichenbach (Schlesien). S. Es gilt in der Tat als ausgemacht, daß sorgfältig geschnittenes Viehfutter bedeutend besser nährt, als ungeschnittenes. So sollen nach englischen Versuchen 100 Kilo grüner Klee und Gras, fein geschnitten, an Nahrungswert 125 Kilo ungeschnittenes ersezen; ebenso 100 Kilo geschnittenes Heu 130—140 Kilo ungeschnittenes, 100 Kilo gequetschter Hafer 170—180 Kilo ganzen, 100 Kilo gemahlene Erbsen, Linsen, Bohnen, Mais 300 Kilo derselben Früchte, wenn sie ungemahlen bleiben.

Gemeinnüziges.

— **Ersazmittel für Gummi.** In St. Petersburg haben die Herren Dankworth & Sanders eine Zusammensezung erfunden, welche so elastisch, weich, wasserdicht und isolirend, auch zu fast allen Zwecken so dienlich sein soll wie Gummi. Sie besteht aus einer Mischung von Holz- und Kohlenteer, Leinöl, Ozokrit, Spermacetti und Schwefel, was alles dicht untereinander gemischt und in großen Gefäßen lange Zeit mittels überhizten Dampfes erhizt werden muß. (Techniker.)

— **Sacktuch oder Canvas wasserdicht wie Leder zu machen,** taucht man es in einen Absud, welcher aus einem Pfund Eichenrinde in 14 Pfund kochendem Wasser zubereitet wird. Diese Quantität ist für acht Yards Stoff hinreichend. Das Tuch muß 24 Stunden darin liegen bleiben, um die Feuchtigkeit gründlich ansaugen zu können. Dann wird es herausgenommen, durch ein laufendes Wasser gezogen und zum Trocknen aufgehängt. Die Flachs und Hanffasern werden durch die Absorbirung des Tannin auch zu gleicher Zeit fester und dauerhafter gemacht. (Techniker.)

Richtig gelöst haben das Rätsel in Nr. 17: Baden-Baden: Frl. A. K.; Berlin: Lieutenant P.; Breslau: Hermann Körner, Frl. Berta H.; Freienwalde: K. St.; Görlitz: Schriftsetzer G. Jahns; Hamburg: O. Pantke, Frau Dorothea S., N. R—m.; New-York: Frau N. Merk; Offenburg: Oskar Geck; Paris: K. Sch.; Reichenbach i. V.: S. König; Warschau: Kaufmann S. H.

den Rösselsprung: Berlin: W. Möschke, G. Torso; Hamburg: E. D.; Rochlitz: F. H. Poppitz.

Auflösungen von Nr. 18.

Rätsel: Hut.

Richtig gelöst haben: Baden-Baden: Frl. A. K.; Berlin: W. Möschke, Lieutenant P., Gustav Torso; Freienwalde: K. St.; Hamburg: O. Pantke, Frau Dorothea S., J. Spacek; New-York: Frau A. Merk; Reichenbach i. V.: S. König; Rochlitz: F. H. Poppitz; Warschau: Kaufmann S. H.; Würzburg: Frl. Josefine M.; X.: Wilh. Tilgner.

Rebus.

Ohn' Glück und Gunst ist Kunst umsunst.

Richtig gelöst: Berlin: W. Möschke, G. Torso; Hamburg: J. Spacek; Mainz: M. Weldert; Mülhausen: Schlosser Wilh. Küri; Offenburg: Oskar Geck; Reichenbach i. V.: S. König; Rochlitz: F. H. Poppitz; X.: Wilhelm Tilgner.

Der überseeische Handel Deutschlands.

In den lezten Jahren ist viel über den deutschen Export nach überseeischen Ländern geschrieben worden, und besonders hat die deutsche Reichsregierung durch die deutschen Konsulate im Auslande ausführliche Berichte einfordern lassen und in anerkennenswerter Weise zur Veröffentlichung gebracht. Diese Berichte haben den Zweck, die deutschen Industriellen darauf aufmerksam zu machen, welche Anforderungen man im Auslande an die hauptsächlichsten Export-Artikel stellt, um denselben Konkurrenzfähigkeit mit den Industrie-Erzeugnissen anderer Staaten zu verleihen. Der Eindruck, den man aus den verschiedenen Berichten über diesen Gegenstand gewinnt, ist allerdings teilweise kein sehr günstiger, doch ist nur auf die Mängel unseres Ausfuhrhandels gegenüber den Konkurrenzstaaten hingewiesen, während die guten Seiten unserer Industrie unberührt blieben. Die am Export beteiligten Firmen werden aus den der Regierung ausgiebig zu Gebote stehenden Informationen Nuzen zu ziehen wissen und die Beseitigung der Mängel veranlassen, um unsern Export zu fördern und auf dem Weltmarkte nicht von den Firmen anderer Nationen überflügelt zu werden. Es ist wohl zu beachten, daß jede der Nationen, welche heutzutage auf industriellem Gebiete um den Vorrang streiten, ihre Spezialitäten hat, in welchen sie groß dasteht, in welchen sie sich seit Jahren dem Bedarf der verschiedenen Märkte angepaßt hat. Es gibt Massen von Artikeln, welche nur lohnend sind, wenn sie von Deutschland bezogen werden, weil konkurrirende Länder sie nicht zu den gleich günstigen Bedingungen zu offeriren imstande sind. Jedoch sind in dieser Beziehung keine Regeln aufzustellen, da alles von den Ansprüchen der Kundschaft abhängt. So beispielsweise fabrizirt Lyon die schönsten farbigen Sammete, dem lyoner Fabrikat wird aber, weil zu teuer, das deutsche aus den rheinländischen Fabriken auf vielen Konsumpläzen vorgezogen. Wo man nun Ersaz für das teuere französische Fabrikat verlangt, ist man auf die rheinländischen Fabriken angewiesen, welche in der Herstellung billigerer Qualitäten, besonders in Schwarz, unerreicht dastehen. Wollene Lizen, Tressen 2c. werden auch in anderen Ländern angefertigt, Barmen hat aber darin das Monopol, welches ihm sobald nicht entrissen werden wird. So genießen noch viele andere Artikel aus Deutschland einen Weltruf und werden vielfach ausschließlich aus Deutschland bezogen, als Bijouterien aus Hanau und Pforzheim; Eisen- und Stahlwaaren Solingen, Iserlohn, Remscheid; Wäsche und Damen-Konfektionsartikel, Luxuspapiere 2c. Berlin; Rauchwaaren, Bücher Leipzig; Musikinstrumente sächsisches Voigtland 2c. Es gibt indessen noch eine große Anzahl unserer Industrieerzeugnisse, welche nicht im Verhältnisse zu ihrer Güte und Exportfähigkeit in Deutschland so gesucht werden, daß solche hervorragende Exportartikel bilden. Es mag dies wohl teilweise auf die Unkenntnis der Bezugsquellen von heimischen Fabrikaten zurückzuführen sein, der überseeische Konsument ist auf einen Kommissionär bei Bezug der Waaren angewiesen, und der Kommissionär hat auf diese Weise das ganze Geschäft in der Hand; er liefert dasjenige Fabrikat, welches er am billigsten kauft, und legt zuweilen weniger Gewicht auf die Güte der Waaren, sondern ihm ist die Hauptsache, viel Provision zu verdienen. Wir sagen nicht, daß der Kommissionär überflüssig ist, aber wir wünschen, daß der Kommissionär solche Kommissionen ausführt, bei welchen vom Konsumenten der Fabrikant der Waaren namhaft gemacht wird. Es ist daher für den deutschen Ausfuhrhandel von der größten Wichtigkeit und von entschiedenem Erfolge, daß die betreffenden Interessenten durch Preislisten ihre Firmen und Erzeugnisse in überseeischen kommerziellen Kreisen bekannt machen. Daß dies in hohem Grade nötig ist, finden wir in einem Schreiben eines bedeutenden südamerikanischen Hauses bestätigt. Es heißt in demselben wörtlich: „Prinzipmäßig bemüht, nach hier so viel als tunlich deutsche Waaren zu importiren, interessire ich mich dafür, von den verschiedenen Fabrikanten möglichst viele Kataloge und Preislisten, namentlich illustrirte Preislisten, zu bekommen, und wo Illustrationen nicht ausreichen, kleine Muster, welche die Waaren veranschaulichen. In einem Lande wie hier, wo wenig oder nichts fabrizirt wird, also alle Artikel eingeführt werden müssen, wird man durch illustrirte Preislisten auf diesen oder jenen Artikel aufmerksam gemacht und zu einem Versuche damit veranlaßt, andererseits lernt man die verschiedenen Fabriken ein und desselben Gegenstandes kennen, kann Firmen und Preise vergleichen und sich mehr von den Kommissionären emanzipiren, d. h. man kann bestimmte Ordres geben, welche Waare und von welcher Fabrik man dieselbe haben will. Nur sollten die Herren Fabrikanten auch im Preisverzeichnis die wirklich festen Preise und Konditionen aufgeben und nicht noch Extra-Kommissionen und Rabatte für die Kommissionäre in Petto behalten und bewilligen, was schließlich doch der Importeur bezahlen muß, also die Waaren verteuert und oft den Kommissionär veranlaßt da zu kaufen, wo er am meisten Nuzen hat, anstatt einzig und allein auf die beste Qualität und verhältnismäßig billigsten Preis zu sehen. Bei der großen Entfernung vom Mutterlande, der unendlichen Vielseitigkeit der zu kaufenden Artikel, zur Empfangnahme, zur Abwickelung der Rechnungen (wir kaufen nur gegen baar) und Verladung der Waaren 2c. ist immer ein Kommissionär oder Vertreter drüben notwendig, und gern wird demselben die übliche Kommission bewilligt, wenn es damit abgemacht ist — im gegenteiligen Falle tragen die Herren Fabrikanten einen großen Teil der Schuld." Zur Kenntnis der passendsten Bezugsquellen zu kommen, ist speziell für den überseeisch etablirten Kaufmann von sehr großem Belang. Nicht nur mit einer oder ein paar Waarengattungen hat er sich zu befassen, sondern, wenn er großen Umsaz erzielen will, muß er alle möglichen Artikel zu gleicher Zeit führen, von welchen auch die in die Kategorie der Lebensmittel fallenden nicht ausgeschlossen sind, obschon es recht große Firmen gibt, die sich allein auf diesen Zweig beschränken.

(Welthandels-Korrespondenz)

Humoristisches.

— Aus dem Denkbuche eines Höflings.

Ich will sagen:	Ich sage:
Der Kerl ist verrückt.	Jener Herr leidet an ununterbrochener Zerstreuung.
Sie haben nicht das geringste Talent.	Sie berechtigen zu den schönsten Hoffnungen in dieser Welt der Täuschung.
Sie werden die Anstellung nicht erhalten.	Wenn Ihre Ansprüche gerecht erscheinen, unterliegt die Besezung dieser Stelle keinem Zweifel.
Sie inkommodiren mich zu oft.	Ich bin nun von Ihren Wünschen durchaus genügend unterrichtet.
Bleiben Sie mir vom Halse!	Ich bitte Sie, den Erfolg meiner Bemühungen für Sie schriftlich entgegennehmen zu wollen.
Die Stelle ist längst vergeben.	Es ist alles getan; man scheint indes Ihr Talent und Ihre Ansprüche für den Moment nicht berücksichtigen zu wollen.
Ich werde Sie zur Tür hinauswerfen lassen!	Mein Diener kennt meinen Willen, zuweilen allein zu sein.
Sie sind ein grober Esel!	Ich umgehe es, durch Beurteilung Ihres Benehmens Ihre hohe Ohren zu kränken.
Sie reden dummes Zeug.	Ihre Wendungen sind etwas originell.
Das Weib ist eine Dirne!	Mit der Abneigung gegen Plato treibt jene Dame ein wenig Ostentation.
Sie sind ein aufdringlicher Mensch.	Mein Kammerdiener wird Ihnen das Nähere mitteilen.
Herr v. X. hat Prügel gekriegt.	Dem Herrn von X. soll sehr deutlich gedroht sein.
Die Baronin Y. ist eine offenbare Kokette.	Die Baronin Y. gefällt sich im Gefallen.
Mich hungert fürchterlich; haben Sie nichts zu essen?	Sie entschuldigen, wenn ich mich beurlaube: ich weiß, daß Sie um diese Zeit dejeuniren.
Ihr Dilettiren ist nicht mehr zu ertragen.	Vortrefflich! Schade nur, daß ich garnichts von Musik verstehe.
(Nach einer langweiligen politischen Vorlesung.)	Sie haben uns durch Ihre gütige Mitteilung die große Bedeutung der Zeit fühlen lassen.
(Nach einer langweiligen ästhetischen Vorlesung.)	Wir sind Ihnen für Ihr Lesen verpflichtet. Kennen Sie über denselben Gegenstand das Werk X. X.? — Ausgezeichnet!
Sie sind mir vom lezten Faro noch zehn Louisd'or schuldig.	Sie hatten neulich viel Malheur. Wie viel verloren Sie doch?
Sie sind betrunken.	In Ihrem spirituellen Kopfe verdoppelt sich alles, weshalb es dem nüchternen Verstande schwer wird, Ihnen in Ihren eigentümlichen Bewegungen zu folgen.
Sie verstehen garnichts davon.	Sie haben Ansichten.
Sie sind ein naseweiser dummer Junge!	Rasiren Sie Sich selbst?

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser, Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Im Verlage von **J. H. W. Dietz** in Stuttgart ist soeben erschienen:

Der illustrirte
Neue Welt-Kalender
für das Jahr 1885.

Inhalts-Verzeichniß.

Preis 50 Pfennige.

Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt. Bestellungen werden baldigst erbeten.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Nr. 24. 1884. Preis pro Heft 25 Pfennig. IX. Jahrgang.

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz.

H. Nisle

Diesem Heft liegt eine Probenummer des illustrirten Witzblattes: „Der wahre Jacob“ bei.

Aerztlicher Ratgeber.

Hamburg. J. N. Wir haben Ihnen in Nr. 17 nicht 5 Gramm übermangansaures Kali in 100 Gramm Wasser als Mundwasser gegen üblen Geruch angeraten, sondern 0,5 Gramm, d. h. $^1/_2$ Gramm auf 100 Gramm Wasser. Sie haben also 10mal soviel genommen, als Sie sollten, dabei ging Ihnen natürlich „der Mund entzwei", wie Sie schreiben, und nüzen konnte Ihnen diese Pferdekur auch nichts. Weshalb Sie nun aber gar auf eigne Faust die Dosis noch erhöht haben, schließlich 5 Gr. übermangansaures Kali auf 45 (!!) Gr. Wasser, also mehr als 20mal soviel als wir geraten haben, wäre total unverständlich, wenn man nicht nur zu gut wüßte, daß es viele — in dieser Beziehung nicht eben verständige — Menschen gibt, die immer denken: Viel hilft viel, und am liebsten die größten Medizinflaschen auf einen Siz auskneipen. Das ist nun aber purer Wahnsinn, resp. reiner Selbstmord, also halten Sie Sich künftig genau an die Vorschrift. In nächster Zeit versuchen Sie es einmal mit einem der einfachsten Mundwasser, welches Sie Sich dadurch herstellen können, daß Sie etwas Essig in gewöhnliches Trinkwasser gießen.

Gera. F. S. Gutes, nur aus Malz und Hopfen bereitetes, dabei nicht zu junges Bier schadet einem Kinde von $1^1/_2$ Jahren — natürlich in kleinen Quantitäten gegeben — nicht.

Bad Wildungen. W. St. Ihre Fußschmerzen scheinen durch Mißhandlung der Füße mittels schlechten Schuhwerks entstanden zu sein. Ueberzeugen Sie Sich, ob das der Fall und berichten Sie, wenn nicht, Weiteres.

Berlin. Frau Emma V. Fragen Sie Ihren Arzt, ob er Ihnen gegen Ihre nervöse Kolik nicht folgendes, sich sehr oft gut bewährende Rezept verschreiben möchte:

R. Pfeffermünzkraut 6,0
Begieße mit heißem Wasser 100,0
Lasse $^1/_4$ Stunde stehen und filtrire.
Seze hinzu:
Aetergeist 1,0
Laudanum 0,5.
Z. $^1/_2$stündlich einen Eßlöffel.

Halle a. S. Karl R. Sie sind einer von jenen Lungenkranken, denen wir nichts besseres als die vielerwähnte Atmungskur und den Genuß von Kumys anraten können.

Altona. M. K. V. Ihnen fehlt offenbar rein garnichts, als Beschäftigung. Warum glauben Sie aber auch schon mit 45 Jahren die Hände in den Schoß legen und gemütlich auf den Zinsen Ihres, wie Sie schreiben, bescheidenen Vermögens ausruhend, dem Lauf der Welt zusehen zu können!? Hacken Sie Holz, laufen Sie tüchtig spazieren, leben Sie mäßig, stehen Sie früh auf, — vor allen Dingen aber machen Sie Sich täglich der Welt irgendwie nüzlich, — da wird Schlaf, gute Laune und was Ihnen sonst alles noch fehlt, schon wieder kommen. Im übrigen, da Sie durchaus wissen wollen, daß Sie ohne Klystiere nicht auskommen können, so lassen Sie Sich täglich, so lange es Ihnen eben noch Spaß macht, ruhig weiterklystieren, Sie sonderbarer Schwärmer.

Redaktions-Korrespondenz.

Hamburg. Frau K. Sie erinnern sich recht: wir haben vor längerer Zeit ein Löschmittel für brennendes Petroleum empfohlen. Dasselbe besteht in Milch, die einfach auf das in Flammen stehende Petroleum gegossen zu werden braucht.

Kassel. M. Bd. Antworten Sie Ihrem pessimistisch gesinnten Freunde auf sein beständiges Räsonniren auf Welt und Leben in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit den Worten Wilhelm Jordans, der auf die Fragestrophe:

Ist gar kein Trost für diese Not ersinnbar?
Umkerkert uns die Hölle unentrinnbar?
Ist nirgendwo das helle Dämmerlicht,
Das einen Ausweg ahnen läßt, in Sicht?

erwidert:

Du blödes Kind! das Morgenrot vom Tage
Ist deine Fähigkeit zu dieser Frage.
Wer sie zu tun den Sinn hat und die Muße,
Der steht ja draußen schon mit einem Fuße.

Dir, dessen Ahn sich einst als Kannibale
Schuldlos gefühlt beim grausen Siegesmahle
Von wannen ging nach solchen Finsternissen
Ihm auf das Licht im Herzen und Gewissen?

New-York. K. Kr. Ihre beiden Romane sind gar zu amerikanisch. Das Heldentum ihrer Helden besteht ausschließlich darin, daß sie geschickt und energisch sich eine gute Existenz zu machen wissen. Weshalb Sie den Einen durch Kesselexplosion auf einem Dampfschiffe schließlich noch umbringen, ist absolut nicht erfindlich, verwirkt hat er sein Leben weniger als der andere, dem sie ein „langes behagliches, ehrenvolles" Leben ohne alles Verdienst und Würdigkeit bescheert haben. Ihre Romane beweisen, daß Sie von dem, was man „poetische Wahrheit" nennt, nichts wissen oder nichts wissen wollen. Das ist in unseren Tagen, wo so sehr Viele sich mit diesem Nichtwissen oder Nichtwissenwollen brüsten und diese ihre Unwissenheit und Beschränktheit durch Preßprodukte aller Art, vom bescheidenen Winkelblättchen bis zur unbescheidenen, sog. wissenschaftlichen Zeitschrift, in der Welt propagiren, sehr erklärlich und fast verzeihlich. Indessen sollten Menschen, die heutzutage, auf dem Postamente einer vieltausendjährigen Kultur stehend, literarisch und künstlerisch wirken wollen, doch die Errungenschaften dieser Kultur, zu denen auch die Erkenntnis der von dem fälschlich sogenannten Naturalismus stupid und frivol ignorirten Geseze künstlerischen Schaffens gehören, kennen zu lernen und zu nüzen suchen. Wer allerdings Kind oder Narr genug ist, sich einzubilden, daß die gesammte Kultur, welche sich das Menschengeschlecht in jahrzehntausend langem, furchtbar harten Ringen erobert, nicht einen Pfifferling wert und er mit Kumpanen berufen sei, einer neuen, einzig wahren Kulturepoche die Bahn zu weisen, — der mag getrost auf alles bereits Errungene und auf die ganze Welt, wie sie ist, verzichten, die Welt wirds ihm schon getreulich und mit bestem Rechte heimzahlen.

Rietberg. E. Die Diäten (Tagegelder), welche dienstreisende Beamten erhalten, sind von sehr verschiedenem Betrage, je nach der Stellung der Beamten und nach dem Range der Behörden, welchen sie angehören. Nach der Reichsverordnung vom 21. Juni 1875 sind die etatmäßig angestellten Reichsbeamten in 7 Diätenklassen geteilt, deren unterste die Unterbeamten umfaßt und 3 Mark Diäten gewährt; in der 6. sind die Subalternen der Reichsbehörden mit 6 Mark, in der 5. die Sekretäre der höheren Reichsbehörden mit 9 Mark, in der 4. die Mitglieder der Reichsbehörden mit 12 Mark, in der 3. die vortragenden Räte der höchsten Reichsbehörden mit 18 Mark, in der 2. die Direktoren der obersten Reichsbehörden mit 24 Mark und in der 1. die Chefs der obersten Reichsbehörden mit 30 Mark.

Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

Dresden. Frl. Ulrike V. Ihr Vorname stammt ab von dem altdeutschen Uodal, ôdil Erbgut, wovon Uodalrih, und in neuerer Zeit Ulrich wurde; er bedeutet die Reiche, Begüterte. Maria jedoch heißt nicht, wie Sie meinen, die Herrliche, sondern ist aus dem Hebräischen Mirjam gebildet und heißt miährâh bitter, widerspenstig sein, herkommend, die Widerspenstige, Herbe.

Frankfurt a/O. H. Kl. Genügendes Material für ihren Vortrag bieten Ihnen jedenfalls die beiden Schriften des ehemaligen Direktors des preußischen statistischen Bureau Dr. Engel: 1. Die industrielle Enquete und die Gewerbezählung im deutschen Reiche und im preußischen Staate, Berlin, Verlag von Leonhard Simon, 1878. 2. Die deutsche Industrie 1875 und 1861, Verlag des königl. statistischen Bureau, Berlin 1880.

Ratgeber für Haus- und Landwirtschaft.

Dyherrnfurth. Frau W. S. Die beste Zeit zur Anlage einer Erdbeerpflanzung ist just der Monat, in dem Sie diese Zeilen zu Gesicht bekommen — der Monat August. Zur Anlage von Erdbeerbeeten wählt man von den an den Ausläufern entstandenen jungen Pflanzen nur die, welche den Mutterstöcken am nächsten stehen. Auch sollte man sie nur von einjährigen Stöcken wählen. Die Erdbeerpflanzen gedeihen am besten auf tiefgrundigem, frischen (jedoch nicht feuchten) und nahrhaften Boden, der frei gelegen, aber weder rauher Witterung noch der Mittagssonne ausgesezt ist. Man kann das Gedeihen der Pflanzung dadurch wesentlich fördern, daß man die Beete öfter behackt und bei trockenem Wetter etwas sprizt, ferner das Unkraut entfernt und die Entwicklung von Ausläufern in Schranken hält. Von August bis November schneidet man die Ausläufer mit der Scheere ab und entfernt gleichzeitig die alten Fruchtstengel und die zu unterst am Stock sizenden alten abgestorbenen oder absterbenden Blätter. Im Frühjahr lasse man die Ausläufer an den Pflanzen. Nach dem Schneiden behacke man die Beete und bedecke sie mit gut verrottetem Rindermist oder mit der aus Mistbeeten ausgeworfenen Erde. Diese Decke räume man in der zweiten Hälfte des März wieder ab und erseze sie, wenn möglich, mit etwas gutem Kompost. Während der Blütezeit gieße man nur mit dem Rohr der Gießkanne und nur an den Fuß der Pflanze, da man sonst leicht die Befruchtung hindert. Nach vier Jahren verlieren die Erdbeerpflanzen mehr und mehr ihre Ertragsfähigkeit, daher gilt es stets neue Beete anzulegen, so lange die alten noch reichlich und gute Früchte tragen.

Mannichfaltiges.

— **Aergert dich deine rechte Hand, so haue sie ab und wirf sie von dir.** Seit Jahrhunderten werden riesige Ritter- und Richtschwerter in der Gegend von Solingen angefertigt, heutzutage nur noch für den speziellen Bedarf der Araber und Beduinen Afrikas. Mit ihnen werden bei Exekutionen zuerst die Arme mit wuchtigem Hiebe abgehauen und die Kniekehlen der Delinquenten durchschnitten, dann erst kommt der Kopf an die Reihe. Nirgends fehlt es an Männern, welche in der Führung dieser gegen 4 Fuß langen Schwerter eine große Geschicklichkeit an den Tag legen. Eine ebenso radikale als barbarisch-rohe Anwendung findet nach der Erzählung des berühmten Afrikareisenden Dr. Schweinfurt die Waffe, um das zu vollziehen, was wir eine Amputation nennen. Ist ein Glied, eine Hand oder ein Fuß, voraussichtlich nicht mehr zu retten, beispielsweise bei immer weiter umsichgreifender Zerstörung durch unheilbare Geschwüre, so wird dasselbe an einen Holzkloz geschnürt, so daß es über denselben hervorragt, und dann mit einem Schlage haarscharf vom gesunden Teile getrennt. Die Fälle sind nicht selten, wo sich Leute von hinreichender Willenskraft finden, um sich dieser gewagten Radikalkur zu unterziehen. Der Brauch ist in der arabischen Welt gewiß uralt, und darauf zielt auch wohl der Spruch im Neuen Testament, den wir oben anführten.

(„Europa," Nr. 23.)

Auflösungen von Nr. 19.

Rösselsprung.

Ich hört' ein Wasser rauschen
Und ging den Fischen lauschen,
Ich sah die Dinge dieser Welt,
Wald, Laub und Rohr und Gras und Feld;

Was kriechet oder flieget,
Was Bein zur Erde bieget,
Das sah ich und ich sag' euch das:
Da lebt nicht eines ohne Haß.

Richtig gelöst: Hamburg: E. D.; Rochlitz: Fr. H. Poppitz.

Pariser Medizinalpolizei des Mittelalters.

In Beziehung auf die Reinheit der Luft sind drei Verfügungen des Prevot de Paris (vom 11. Juli 1371, 10. Juli 1392 und 27. Juni 1397) bekannt, in denen den Bürgern das Sprengen der Straßen während der Sommerhize anbefohlen wird. Bei Nichterfüllung des Gebots wird eine Strafe von 60 Sous angedroht. Auch war es im Sommer verboten, Stroh zu verbrennen, so wie es während des ganzen Jahres untersagt war, Mist, Abfälle, Kräuter oder andere unangenehme Gerüche verbreitende Gegenstände zu verbrennen. Die Pflasterung der Straßen war, wie Rigord berichtet (Vita Philippi Augusti) wegen des Gestankes, der sich aus dem Kot und Unrat von Paris entwickelte, und der unerträglich wurde, notwendig. Der Gestank drang in die Paläste und machte dem Könige den Aufenthalt daselbst fast unmöglich. Infolge dessen gab er 1148 dem Prevot von Paris den Befehl: alle Straßen und öffentlichen Pläze pflastern zu lassen, um deren Reinigung zu erleichtern. Nachdem er hierdurch die Stadt gesünder und bewohnbarer gemacht hatte, ließ er den alten Namen Lutetia (von lutum, Kot herrührend) in den von Paris umändern, den die Stadt noch heute trägt. Ludwig der Heilige erließ 1291 ein Verbot, in den Mauern der Stadt Schweine zu halten. Der Prevot von Paris veröffentlichte 1348 eine Verordnung und 1350 ein Verbot, Schweine und Spanferkel in der Stadt zu mästen mit einer Strafandrohung von 60 Sous gegen die Uebertreter. Die Beamten erhielten den Auftrag, diese Tiere zu töten, wo sie sie fänden; zur Belohnung durften sie den Kopf behalten, während der Rest des Körpers nach dem Hotel Dieu gegen den Bringerlohn gebracht werden sollte. Karl V. verbot 1368 in Stadt, Vorstädten und Weichbild Tauben zu halten, nur Gänse wurden auf Eingabe der Federviehhändler vom Prevot freigegeben. Außer den Tieren suchte man auch Gewerbe, deren Ausübung die Luft verdirbt, von der Stadt fern zu halten. Der Prevot erließ 1486 eine Verordnung, nach welcher kein Gewerbe mit übelen Ausdünstungen betrieben werden sollte. Zur Reinhaltung des Brunnens ergingen wiederholt Verordnungen, die Brunnen zu erhalten, die Abzugskanäle, die Wasserträger, die Verteilung des Wassers in Paris u. s. w. betreffend. König Dagobert verfügte 560, daß derjenige, welcher das Wasser eines Brunnens auf irgend einer Weise verunreinige, gehalten sei, den Brunnen wieder zu reinigen oder 6 Sous Strafe zu zahlen. König Johann verbot 1356 allen Einwohnern, während des Regens die Straßen zu kehren, und befahl den Kot aus der Stadt zu schaffen und die Gruben zu reinigen bei 60 Sous Strafe. König Karl VI. verbot 1415 Unreinigkeiten in die Seine zu werfen und befahl diejenigen, welche zuwider handelten, zu verhaften und ins Gefängnis zu bringen. Die Verhaftenden erhielten ein Drittel der auferlegten Strafe zur Belohnung. Es sollten auch weder Kot noch Abfälle auf der Seine aus der Stadt geschafft werden. Bezüglich der Nahrungsmittel wurden Bäcker und Schlächter ziemlich streng überwacht; ebenso der Handel mit Mehl, Brod, Fleisch. Der Prevot verordnete 1396, daß diejenigen Personen, welche mit frischer oder gesalzener Butter handeln, die Butter nicht mit fremden Gegenständen vermischen dürfen, um ihr ein gelbes Aussehen zu geben, sei es durch Zusaz der Ringelblume (calendula officinalis) oder anderer Blumen, Kräuter und Droguen. Ebenso war es bei Strafe der Konfiskation und Geldbuße verboten, alte Butter mit frischer zu vermischen. Im Jahre 1412 wurde verboten, Butter und Fische in demselben Laden zu verkaufen oder beide Geschäfte von einer Person betreiben zu lassen. Von den übrigen Nahrungsmitteln wurde besonders Mehl, Brod und Fleisch berücksichtigt und dessen Verkauf überwacht, was freilich bei den damaligen geringen naturwissenschaftlichen und chemischen Kenntnissen nur unvollständig geschehen konnte; dafür waren die Fälschungen auch minder künstlich als gegenwärtig. Bezüglich der Bereitung des Bieres stellten die Statuten der Bierbrauer im Jahre 1292 fest, daß niemand Bier (cervoise) anders bereiten dürfe, als aus einem Gemenge von Gerste und Hafer, welches mit Wasser behandelt worden war; wer andere Stoffe (Wachholder, Gewürz, Paradiesäpfel u. s. w.) zusezte, hatte 20 Sous Strafe zu zahlen, weil diese Zusäze schädlich auf Kopf und Körper bei Gesunden und Kranken wirkt, — wie „die Sachverständigen des Gewerbes" ausgesagt hatten. Aerzte und naturwissenschaftlich gebildete Gelehrte scheinen nicht zugezogen worden zu sein. — Ebenso wurde bei 20 Sous Strafe verboten, saures Bier zu verkaufen. — Spätere Erlasse verbieten namentlich den Zusaz von Lolch (Lolium palustre), Buchwaizen und anderen Stoffen bei 40 Livres Strafe. Unreines, erhiztes, verschimmeltes oder verdorbenes Malz, sowie verdorbener Hopfen, welche Zutaten von vereidigten Sachverständigen vor ihrer Verarbeitung untersucht werden sollten, wurden nach Anzeige beim Gericht in den Fluß geschüttet. Ueber den Weinverkauf handelt eine Verordnung des Prevot von 1371, und bestimmt, um Verfälschungen zu verhüten, daß jeder Schankwirt einem Gaste, der bei ihm Wein trinken oder denselben mit nach Hause nehmen wolle, gestatte, mit in den Keller zu gehen und aus dem betreffenden Fasse den Wein in seiner Gegenwart entnehmen zu lassen — bei Strafe von 4 Livres, von welchen der Angeber den vierten Teil erhielt. — Zusaz von Bleiglätte, um den Wein süßer und glänzender zu machen, scheint oft ausgeführt worden zu sein. Als in Argenteuil infolge dieser Fälschung mehrere Personen erkrankten, führte der „Dekan der pariser Universität" die Untersuchung aus, und auf sein Gutachten wurden die betreffenden Weinbauern zu je 30 Livres Strafe verurteilt. (In Deutschland belegte man Weinfälscher sogar mit entehrenden Strafen, indem man sie z. B. auf einen Karren sezte und bis zum Tor auspeitschte.) Auch die Apoteken standen schon im 14. und 15. Jahrhundert unter ziemlich strenger Beaufsichtigung, wenn auch ihre Vorräte damals meistens aus Syrupen, Latwergen, eingemachten Früchten, Liqueuren und anderen Konditoreiwaaren bestanden. — (In Deutschland blühten die Apoteken erst auf, als man nicht mehr die Mehrzahl der offizinellen Arzneien aus Italien verschrieb. Der Verkauf der Arzneien war in Augsburg, Frankfurt, Konstanz u. s. w. einer Taxe unterworfen, während jedem Nichtapoteker der Handel mit Arzneimitteln untersagt war. — Die obrigkeitliche Ueberwachung der Apoteken wurde zuerst bei den Mauren geübt.)

(Aus: Sonnenschein's Handb. d. gerichtl. Chemie, S. 381 bis 387.)

Mannichfaltiges.

— **Kriegslasten vergangener Zeiten.** Nach einer Mitteilung des „Hamb. Corr." aus Ulm vom 8. Dezember 1806 hatte diese Stadt vom 10. Septbr. 1805 bis zum 15. Novbr. 1806 an österreichischen, französischen und andern Truppen im Quartier: Generale 1938, Stabsoffiziere 18117, Oberoffiziere 110272, von den Administrationen 11227, Gemeine 1115825; an Köpfen also: 1257375; Pferde 298494.

— **Geldaufwendungen für meteorologische Zwecke.** „Ciel et Terre" berechnen die Summen, welche die Regierungen der verschiedenen Staaten für die Zwecke der Meteorologie verausgaben. Die Gesammtausgabe für Meteorologie beträgt 2500000 Francs. Die vier Staaten, welche die höchsten Summen beitragen, sind:

England	470000	Francs
Rußland	400000	„
Deutsches Reich	350000	„
Frankreich	250000	„

Unter den vom deutschen Reiche verausgabten 350000 Francs ist das 220000 betragende Budget der deutschen Seewarte inbegriffen. Bei dem „Meteorological office" in London werden jährlich allein 75000 Francs für Telegramme verausgabt.

(„Die Natur," 1884, Nr. 22.)

Humoristisches.

— Aus dem Denkbuche eines Höflings.

(Schluß.)

Ich will sagen:	Ich sage:
Ich bin vollkommener Reaktionär.	Ich bin von jeher für den ruhigen Fortschritt gewesen.
Wann wird Ihre langweilige Erzählung endigen?	Ich bin sehr auf den Schluß gespannt.
Durchlaucht sollten auf die Canaille schießen lassen!	Es kommt mir vor, als ob eine energische Parade notwendig wäre.
Lassen Sie meine Frau zufrieden!	Die Baronin wird auf Ihre geistvollen Complimente nichts zu antworten wissen.
Der Gewählte ist ein Branntweinhändler.	Der Gewählte ist Oberstmundschenk des souveränen Volkes.
Er ist ein Schmuzpeter.	Er hält die Seife für ein Vorurteil.
Sie sind ein falscher Spieler.	Ich bemerke, daß Sie nicht gern verlieren wollen.
Das Volk hat mir gestern seinen Haß durch eine Kazenmusik dargetan.	Einige Herren von der Straße haben sich gestern die unnüze Mühe gegeben, mir zu bezeugen, daß ich mit ihnen nicht harmonire.
Ehrlicher Narr, Sie verstehen mich nicht. Ihr Wunsch soll erfüllt werden, wenn ich dabei etwas verdienen kann.	Ich werde manche Unkosten und Mühe dabei haben, hoffe jedoch: nicht ohne Erfolg.
Er ist zur Tür hinausgeworfen worden.	Man ist seinem Wunsche, sich zu entfernen, zuvorgekommen.
Er ist ein offenbarer Betrüger.	Er spekulirt mehr zu seiner eigenen, als zu anderer Zufriedenheit.
Der Kerl hat zwei Jahre Zuchthaus bekommen.	Der Mann hat sich aus dieser zuchtlosen Welt auf zwei Jahre zurückziehen lassen.
Ich habe kein Geld, um Ihnen Ihre Rechnung zu bezahlen.	Aber mein Sekretär ist wirklich ein nachlässiger Mensch. Zwei Jahre, es ist kaum zu glauben! Geben Sie die Rechnung her! Adieu!

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser, Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Von Ocean zu Ocean.

Eine Schilderung des Weltmeeres und seines Lebens.

Von

A. v. Schweiger-Lerchenfeld.

Mit 200 Illustrationen, 12 Farbendruckbildern, 15 kolorirten Karten und 30 Plänen im Text.

Erscheint in genau 30 Lieferungen à 30 Kr. = 60 Pf. = 80 Cts. = 36 Kop.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

— Prospekte gratis. —

Seinem Programm gemäß wird das Werk in nachfolgende Hauptabtheilungen zerfallen: 1. Das Meer (Physik des Meeres); 2. Die Oceane (Küsten u. Inseln, Topographie der Oceane); 3. Die Organismen im Meere (Pflanzen- u. Thierleben); 4. Das Leben auf dem Meere (Ethnographie, Fischer- u. Schifferleben); 5. Das Meer im Kulturleben (Kosmogenie, Geschichte und Sage, Handel und Seereisen, die Poesie des Meeres).

A. Hartlebens Verlag in Wien I, Wallfischgasse 1.

In Nürnberg erscheint und ist durch alle Postanstalten, sowie direkt durch die Expedition zu beziehen:

Deutsche

Metallarbeiter-Zeitung.

Illustrirtes Fachblatt für die Metallarbeiter aller Branchen.

Organ

für die Interessen der Allg. Kranken- u. Sterbekasse der Metallarbeiter.

Erscheint monatlich 3 Mal zum Preise von **vierteljährlich 70 Pf.** (direkt unter Kreuzband einzeln 80 Pf.). Zu beziehen durch unsere sämmtlichen Filialen, sowie alle Postanstalten und **durch die Expedition in Nürnberg, Weizenstraße Nr. 12.**

Die Mappe

Illustrirte Fachzeitschrift für dekorative Gewerbe.

Herausgegeben und redigirt von

E. A. Grünenwald und **Fr. Nanert.**

Expedition und Redaktion in Dresden

kl. Plauensche Gasse 15.

An die Wirker, Weber, Spinner, Färber, Handschuhmacher, Sticker, Appreteure, Posamentiere

und verwandten Berufsgenossen (beiderlei Geschlechts).

Da mit dem 1. Dezember 1884 das Reichs-Krankenkassengesez in Kraft tritt, wo jede Person, welche nicht selbständig ist, einer Kasse angehören muß, so haben sich in Chemnitz eine große Anzahl Personen zusammengetan, um eine freie Hilfskasse ins Leben zu rufen. Die Constituirung dieser Kasse unter dem Namen:

Allgemeine deutsche

Kranken- und Begräbnißkasse

für

Wirker, Weber, Spinner und verw. Berufsgenossen

(beiderlei Geschlechts)

hat am 30. Juni a. c. stattgefunden.

Gleichzeitig haben wir das Statut als eingeschriebene Hilfskasse nach der neuen Novelle des Hilfskassengesezes vom 1. Juni a. c. zur Genehmigung eingereicht, um jedes Mitglied von dem Beitritt zu einer Orts- oder Fabrikkasse zu befreien.

Die Aufnahmebedingungen sind:

Jede Person vom 14. bis 45. Lebensjahre kann sich das Mitgliedsrecht erwerben. Das Eintrittsgeld beträgt 1 Mark.

Die Steuerbeiträge sind in der 1. Klasse wöchentlich 30 Pf., in der 2. Klasse wöchentlich 20 Pf., in der 3. Klasse wöchentlich 15 Pf. und in der 4. Klasse wöchentlich 10 Pf.

Die Unterstüzung beträgt in der 1. Klasse wöchentlich 12 Mk., in der 2. Klasse wöchentlich 8 Mk., in der 3. Klasse wöchentlich 6 Mk. und in der 4. Klasse wöchentlich 4 Mk.

Die Unterstüzung dauert ein Jahr.

An Begräbnisgeld wird ausgezahlt in der 1. Klasse 60 Mk., in der 2. Klasse 50 Mk., in der 3. Klasse 45 Mk. und in der 4. Klasse 40 Mk.

Wir glauben nun allen Anforderungen, welche an eine Kasse gestellt werden, zu genügen, und deshalb bitten wir alle Arbeiter und Arbeiterinnen obiger Branchen, sich dieser Kasse anzuschließen.

Chemnitz. Der Vorstand.

Adolph Uhlig, 1. Vors. (Schützenstr. 15, 4 Tr.)

Central-Kranken- und Sterbekasse

der

Tabak-Arbeiter Deutschlands (E. H.)

Sitz Hamburg.

Zum Beitritt berechtigt ist jeder Arbeiter **ohne Unterschied des Geschlechts,** welcher in der Tabaksbranche oder in direkter Beziehung zu derselben stehenden Geschäftszweigen arbeitet, wenn er das 15. Lebensjahr zurückgelegt und das 45. Jahr noch nicht überschritten hat. Im ersten Jahre des Bestehens dieser Kasse geschieht die Aufnahme (unter Beibringung eines ärztlichen Gesundheits-Attestes) **ohne Unterschied des Alters.** Eintrittsgeld nebst Quittungsbuch Mk. 1.20.

Auf diejenigen Kassen, welche schon beigetreten, und solche, welche beizutreten wünschen, findet vorstehende Bestimmung keine Anwendung, jedoch haben leztere sich hinsichtlich ihres Anschlusses an den unterzeichneten Vorstand zu wenden.

Der wöchentliche Beitrag beträgt in der 1. Klasse 55 Pf., 2. Klasse 35 Pf., 3. Klasse 30 Pf. und 4. Klasse 20 Pf. Die Unterstüzung täglich resp. Mk. 3.50, Mk. 2.40, Mk. 2.00 u. Mk. 1.33. **Die Unterstüzungen werden bei einer und derselben Krankheit 2 Jahre lang gewährt, und zwar im ersten Jahre voll und im zweiten Jahre zur Hälfte.** Das Sterbegeld beträgt Mk. 120, Mk. 100, Mk. 90, Mk. 65. ☛ **Keine Probezeit.** ☚

Aufnahme täglich in Hamburg bei **P. Haunert,** Dammthorwall 67 part.; **P. Otto,** Specksgang 59/60, 3. Et.; **W. Georges,** Kraienkamp 17, 2. Et.; **Libeau,** Eichholz Hof 99, über 8, 2. Et.

Hamburg, im Juli 1884.

Der Central-Vorstand Hamburg.

J. A.: **Alois Doutiné,** Geschäftsführer,

Ottensen, Kurzestraße 29, 1. Et.

Berliner Volksblatt.

Erscheint wöchentlich 6 Mal.

Billiges, populäres Organ, das mit allem Nachdruck die Interessen der arbeitenden Klassen vertritt und eine freisinnige, wahrhaft volkstümliche Sozialreform verlangt.

Das „Berliner Volksblatt" kostet durch die Post bezogen pro Quartal 3 **Mark** und ist im Postzeitungskatalog eingetragen im **VIII.** Nachtrag unter Nr. 719 a.

Zum Abonnement ladet ein

Die Expedition.

Berlin SW., Zimmerstraße 44.

☛ **Unentbehrlich für Behörden,**
☛ **Krankenkassenvorstände, Verwalter, Fabrikbesizer u. A.**

Das Krankenversicherungsgesez

nebst Anhang:

Das Hilfskassengesez

unter Berücksichtigung der Abänderungen des Gesezes vom 4. Juni 1884.

Preis für beide Geseze zusammen **25 Pf.,** lezteres apart **15 Pf.**

☛ Nach den Beschlüssen des Bundesraths:

Statuten-Entwurf

I. einer Ortskasse,
II. einer Fabrik-Kasse.

(Reichsgesez vom 15. Juni 1883).

Preis 75 Pf.

Das Unfallversicherungsgesez

nebst Ausführungs-Verordnung und Anmeldungs-Formular.

Preis 25 Pf.

Die Gewerbe-Ordnung

für das deutsche Reich.

Preis 30 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie auch direkt von der Verlagshandlung von

Stuttgart. J. H. W. Dietz.

Ludwigstraße 26.

Wer lachen will

der kaufe sich den

„Wahren Jacob"

Preis 10 Pf.

Nr. 7 erschien am 1. August.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, jeden Kolporteur, sowie durch die Exped. der „Neuen Welt" in Stuttgart.

Sämmtliche bereits erschienene Nummern können jetzt nachgeliefert werden.

Soeben ist erschienen:

Die Neue Zeit

Revue des geistigen und öffentlichen Lebens.

II. Jahrgang. Heft VIII.

(Preis pro Heft 50 Pf.)

Inhalt: **Abhandlungen:** Das „Kapital" von Rodbertus. Von K. Kautsky. — Das neue französische Volksschulprogramm. Von J. Haschert. — Die Landfrage in England. Von Sketchley. — Die Musikinstrumenten-Industrie des sächs. Voigtlandes. Von Dr. Max Quarck. — Die vierte Dimension der Gespenstergläubigen. Von Osw. Köhler. — **Politische Rundschau.** — **Literarische Rundschau.** — **Notizen:** Sternphotographie. — Die Zahl der Klöster in Oesterreich. — Die Verbreitung der Tuberkulose. — Der Stand der deutschen Kohlen- und Metallindustrie. — Einfluß der Kultur auf das Geschlechtsverhältnis der Geburten. — Die Freiheit des Arbeitsvertrags. — **Redaktionskorrespondenz.**

Stuttgart. **J. H. W. Dietz.**

Der Auswanderer

Illustrirte deutsch-amerikan. Wochenschrift

jederzeit zu beziehen durch alle deutschen Postanstalten zum Preise von **1 Mark** per Quartal und durch die Expedition

Dresden, Serrestr. 4.

Rohtabak.

Versende unter Nachnahme pfundweise **Brasil-Einlage, pr. Pfund von 30 Pf. an, Seedleaf- u. Domingo-Umblatt 40 Pf., Java GBM** (deckt mit 2 Pfd.) **150 Pf., Sumatra** (deckt mit $3^1/_2$ Pfd.) **150 Pf., Domingo** (mit ca. 5 Pfd. deckend) **60 Pf.,** sowie alle anderen Cigarrentabake billig.

En-gros ca. 10 Proz. Rabatt. **Preislisten gratis.**

Georg Keßler,

Hamburg, Neueburg 8.

Colporteure

werden für einige gangbare, in allen Kreisen abzusezende Artikel gesucht. Lieferung nur gegen baar. Hoher Rabatt. — Offerten sind zu richten an **A. Uhle,** Riesbach-Zürich, Wildbachstr. 90.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Nr. 25. 1884. Preis pro Heft 25 Pfennig. IX. Jahrgang.

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz.

Aerztlicher Ratgeber.

Altona. Frau A. P. Sie haben vollkommen recht, wenn Sie annehmen, daß Cold-cream (kohld-krihm gesprochen), zu deutsch kalter Rahm bedeutend, eine gegen Wundsein, spröde Haut u. dgl. trefflich zu verwendende Salbe ist. Leicht in der Haushaltung herzustellen ist Cold-cream jedoch nicht, obschon seine Zusammensetzung durchaus kein Geheimnis ist. Man bereitet diese Salbe nach verschiedenen Rezepten; z. B. man schmilzt 25 Teile weiches Wachs mit 10 T. Wallrat in einem Porzellanmörser über einem Gefäße mit kochendem Wasser, fügt 100 Teile heißes Mandelöl hinzu und rührt die Mischung fortwährend bis zum Erstarren. Danach mischt man hinzu 20 T. Glyzerin, 20 T. Rosenwasser, 5 T. Benzoetinktur, 2 T. Ambraessenz und 1 T. Rosenöl. Nach fleißigem Rühren muß man eine zarte, weiße, weiche Salbe erhalten, die man Abends einreibt. Nach einem andern Rezepte nimmt man 1 T. Wachs, 2 Teile Wallrat, 8 Mandelöl und 6 Rosenwasser. Uebrigens bekommen Sie wohl in jeder Apotheke Cold-cream in Dosen von 25 Pf. an.

Berlin. A. Sch. 1. Der Magenkrampf verlangt genaue ärztliche Untersuchung behufs Ermittlung seiner Ursache, die in den meisten Fällen eine Magenaffektion, ein Magengeschwür 2c., und nur selten — bei blutarmen, bleichsüchtigen Mädchen — als reiner Nervenschmerz zu betrachten und zu behandeln ist. Zur Schmerzstillung wird Morphium in den meisten Fällen anwendbar sein, doch muß die Verordnung von einem Arzte ausgehen. 2. Gegen die Schmerzen im Hüftgelenk versuchen Sie Einreibungen mit flüchtigem Liniment (1 Teil Salmiakgeist auf 4 Olivenöl).

Anger-Crottendorf b. Leipzig. Ml. Zur Eröffnung des Drüsenabscesses bei ihrem dreijährigen Mädchen wenden Sie feuchtwarme Umschläge an. Außerdem werden Sie gut tun, das Kind stets möglichst gut — mit Eiern, Milch, leichtverdaulichem Fleisch — zu nähren und es Tag und Nacht — soweit irgend tunlich — frische Luft genießen zu lassen.

Geringswalde. K. Gegen krumme Beine ist leider kein Mittel bekannt.

Crimmitschau. N. H. Gegen Ihre Unterleibsbeschwerden tragen Sie etwa einen Monat lang einen jener Neptunsgürtel, wie wir sie im „Aerztlichen Ratgeber" der Nr. 18 ausführlich beschrieben haben. Gleichzeitig wenden Sie öfter Wasserklystiere an.

Dresden. L. M. H. Waschen Sie die mit Flechten bedeckten Hautpartien täglich mehrmals mit grüner Seife und reiben Sie sie dann mit Vaseline ein.

Neumark. Fabrikarbeiter J. L. Wir bedauern in Ihrem Falle ohne eigene Untersuchung keinen Rat geben zu können.

Lindenau. L. W. 1. Als wirksam gegen Sommersprossen bewähren sich meist Einpinselungen mit Jodtinktur, innerhalb 4 Tagen etwa ein Dutzendmal wiederholt. Die von Hebra empfohlenen Umschläge von 1 Teil Sublimat auf 100 Teile Wasser machen das Gesicht anschwellen und wirken daher recht unbequem. Ihren Zweck erfüllen sie aber auch. Wer das Hebrasche Mittel anwenden will, tränke ein Stück Zeug mit der angegebenen Sublimatlösung und lasse dasselbe während dreier Stunden auf dem Gesicht liegen. 2. Gegen das Leiden Ihrer Atmungsorgane Atmungskur und Kumys.

Zürich. Schlosser K. G. und Genossen. Gegen das übermäßige Schwitzen der Hände sind recht oft wiederholte Waschungen der Hände mit kaltem Wasser und guter Tanninseife das Beste und Einfachste.

Neurode. Schriftsetzer E. W. Das häufige Gähnen, wenn Sie des Abends vorlesen, ist eben ein Zeichen von Müdigkeit, welche durch Ihre 10stündige Tagesarbeit ausreichend erklärt ist. Anstatt der täglichen kalten Waschungen des ganzen Körpers begnügen Sie Sich künftighin mit wöchentlich zweimaligem Waschen des Körpers, — und zwar im Winter mit nicht ganz kaltem Wasser.

Redaktions-Korrespondenz.

Kopenhagen. E. Ger. Die Frage, welche wir angesichts Ihrer Verse „salomonisch" beantworten sollen, nämlich ob Sie „ein Genie seien oder ein Esel" beantworten wir mit: Keins von beiden! Was Ihre Dichtungen anbetrifft, da haben Sie zwar auch nicht ganz recht, indem Sie schreiben: „Ich schrieb da oben „Reimschmied". Dies Wort finde ich nicht recht passend. Ich wünschte, ich wäre ein Reimschmied. Ich würde schmieden, daß die Funken hinausfliegen in alle Welt. Das in den Herzen der Menschen aufgestapelte Stroh sollte aufflackern zu wilden verzehrenden Flammen. Ich würde Schwerter schmieden, scharf und schneidig, daß sie die Eisenringe der Torheit, des Elends und der Sklaverei zerschnitten, daß die befreiten Herzen aufatmen in dem frischen erquickenden Luftstrom der Wonne. Ich halte den Ausdruck „Versklempner" für passender. Denn wie dieser Blech zusammenlötet, so machens auch wir Dichterlinge." Sie urteilen zu hart. Es ist nicht alles Blech, was Sie zusammenlöten. Die ungebundene Redeweise gelingt Ihnen sogar, wie diese Probe aus Ihrem Brief zeigt, garnicht übel, — mit der Poesie Ihrer Verse haperts freilich bedenklich. Also üben Sie Sich vorläufig tüchtig im Prosaschreiben, — vielleicht eignen Sie Sich dadurch allmälich auch die Herrschaft über Sprache und Gedanken an, welche jedem Dichter unentbehrlich sind.

San Diego (Kalifornien). O. v. B. Sendung vom 12. Juli erhalten. Den größeren Teil der Skizzen acceptiren wir. Brief unterwegs.

Höhscheid b. Solingen. R. v. d. St. Sie werden das Gewünschte erhalten haben!?

Altona. B. G. Eine Abhandlung über Shakespeare, wie wir sie vor einiger Zeit unsern Lesern versprochen haben, wird spätestens in Nr. 3 des am 1. Oktober d. J. beginnenden neuen Jahrganges veröffentlicht werden. Die Studien zu einer solchen Arbeit, wenn sie selbstständig sein und den Lesern geistigen Gewinn bringen soll, sind ungemein schwierig, zeitraubend und materiell leider sehr wenig lohnend; daher kann die Redaktion oft zu ihrem lebhaftesten Bedauern den Wünschen der Leser nicht so rasch nachkommen, als sie sehr gern möchte.

Hamburg. Fidele Brüder. In England versteht man unter Claret die Bordeauxweine überhaupt. In Frankreich nennt man dagegen Clairet den hellroten Wein, der in Süddeutschland Schiller heißt, während man mit Clairette einen einen leichten Weißwein bezeichnet.

Berlin. Johannes H. Wir bedauern, Ihre Verse als noch gar zu jugendlich bezeichnen zu müssen. Das Epigramm:

„O Ihr guten Engländeer
Eure Jacke stinkt nach Theer!"

zeigt diese Jugendlichkeit in fast verblüffender Weise.

K. Br. Für Ihre Einladung, Sie bei unsrer nächsten Anwesenheit in Berlin zu besuchen, und Ihr Versprechen, uns gastlichen Empfang zuteil werden zu lassen, besten Dank. Wäre es aber nicht einfacher, wenn Sie die Freundlichkeit hätten, uns aufzusuchen, zumal wir noch gar nicht wissen, was Sie von uns wünschen??

Graupen. (Böhmen.) Frl. A. H. Manuskripte so geringen Umfangs, wie ihn Gedichte u. dergl. aufweisen, können wir unmöglich aufbewahren oder gar zurückschicken. Wir würden zu diesem Zwecke besondere Räumlichkeiten einzurichten und besondere Expedienten anzustellen haben. Daß Sie unsre Korrespondenznotiz erfreut hat, ist uns sehr angenehm. Vielleicht senden Sie uns bald einmal ein Pröbchen Ihrer Fortschritte ein.

X. Deutscher Chansonnier. Das achtstrophige Gedicht, welches Sie dem Redakteur der „N. W." gewidmet haben, beweist, daß Sie poetisches Talent besitzen, in einer Reihe von Schwächen aber auch, daß Sie Ursache haben, an der Ausbildung dieses Talents ernst und vor allem ohne jene verderbliche Selbstüberschätzung zu arbeiten, an der schon so viele von der Natur trefflich begabte Menschen Geistesschiffbruch gelitten haben. In dieser Gefahr schweben Sie zweifellos, das beweist schon Ihre Aufforderung, wir sollten Ihnen das Manuskript eines früher eingesandten Gedichts unter der Adresse: „An den deutschen Chansonnier" zurücksenden. Solch' einen Ehrentitel verleiht man sich nämlich nicht selbst, sondern wartet hübsch, bis sich die entzückte Mitwelt dazu begeistert hat. Von den oben erwähnten Schwächen Ihrer Muse weist nachfolgende Strophe mehrere auf:

Statt sich die Hände brüderlich zu reichen,
Der Eine auf des Andern Leistung grollt,
Und Jeder prägt sein lächerliches Zeichen
In sein dem Hauch verfehmtes Phrasengold.
Ihr glaubt, der Freiheit wird zu viel gemessen,
Sobald ein Ringer mehr am Plaz erscheint?
Ihr wollt die Wogen auch in Dämmen pressen,
Indem Ihr Eures Bruders Kraft verneint?

1. Was heißt das: das „dem Hauch verfehmte Phrasengold?" 2. „Jeder prägt sein lächerliches Zeichen in sein . . . Phrasengold" — warum nicht? Soll man etwa das „lächerliche Zeichen" eines Andern in das eigne „Phrasengold'" prägen? 3. Wogen in Dämmen pressen, — müßte lauten: in Dämme. — Im übrigen lehrt diese Strophe, welcher Gedanke Sie zu Ihrem Gedichte „An Bruno Geiser" entrüstet hat, der Gedanke nämlich, die Redaktion der „N. W." hätte aus schnödem Neid gehandelt, als Sie einst „ein Heftlein" Ihrer Lieder zurückgesendet und diese Lieder als zur Veröffentlichung nicht reif bezeichnet hat. Sie würden diesen Vorwurf garnicht haben erheben können, wenn Sie Sich beim Dichten der hier abgedruckten sechsten Strophe Ihres Gedichts noch des Urteils erinnnert hätten, das Sie selbst in der zweiten Strophe desselben Gedichts über jene Lieder fällen. In dieser Strophe singen Sie nämlich:

Wenn ich in diesem Erstlingshefte blätt're,
So werd' ich selbst ob meiner Kindheit rot;

sind also ganz unserer Meinung, drücken Sich nur viel stärker aus. Freilich fahren Sie sogleich fort:

Ganz anders heuer ich mein Schlachtlied schmett're,
Gereift an uns'rer Tage Sturmgebot.

Dieses leztere freut uns natürlich sehr. Aber, Bester, an die damals noch völlig ungeschmetterten, ungebornen, ungezeugten Schlachtenlieder haben wir uns auch mit unserm Urteil nicht gewagt. Was haben wir Ihnen nun eigentlich getan?

Lindenau. L. W. Einen N. W.-Kalender erhalten Sie von unserer Expedition direkt zugesendet, gegen Einsendung von 60 Pf. in Briefmarken.

Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

Frankfurt a. M. B. V. Lesen Sie „Goethes Wilhelm Meister in seinen sozialistischen Elementen", welches den mit Recht berühmten deutschen Geschichtsforscher Ferdinand Gregorovius zum Verfasser hat und 1849 in Königsberg erschienen ist.

München. B. R. Th. Als Bajuvaren bezeichnet man ein Volk des frühen Mittelalters, über das man in etnologischer Beziehung nicht völlig aufgeklärt ist. Sie werden meist mit den Markomannen in Beziehung gebracht. Wahrscheinlich sind sie aus verschiedenen, einstmals das heutige Südbayern bewohnenden Volksstämmen zusammengeschmolzen; sie bildeten seit Mitte des 6. Jahrhunderts n. Chr. einen Vasallenstaat des fränkischen Reichs unter einem Herzoge aus dem Geschlechte der Agilolfinger.

Druckfehlerberichtigstng.

In der Ratgebernotiz an Friseur Heinrich G. in Dresden, „N. W." Nr. 23, soll es nicht heißen Sigitalis, sondern Digitalis, was jeder Sachverständige sofort erkannt haben wird.

Auflösungen von Nr. 20.

Rätsel.

Er hört — erhört.

Richtig gelöst: Augsburg: B. Krämer; Berlin: Oberkellner K—n, Frau L. Sch.; Bochum: O. Dr.; Breslau: Fräulein Emma D.; Chemnitz: Frau Klara D., S. Schmitt; Freudenthal: Simon K.; Hamburg: Schneidermeister Rg., Lehrer P.; Harburg: G. F. H.; Kaiserslautern: Leopold B.; Mannheim: Frau K.; Potsdam: Reinhard Pa . . .; Rochlitz: F. H. Poppitz; Wien: Frl. Josefine Pötzel.

Rebus.

Je länger um so lieber bin ich allein,
Denn Treu und Glauben sind worden klein.

Richtig gelöst: Augsburg: B. Krämer; Hamburg: Schneidermeister Rg.; Mainz: M. Weldert; Offenburg: Oskar Geck; Rochlitz: F. H. Poppitz.

Nachzutragen als Löser des Rätsels in Nr. 18: Jersey City (New-York): Frau D. T.; Offenburg: Oskar Geck.

Ueber die Ernte und Aufbewahrung des Obstes

Die Abnahme oder Ernte des Obstes muß bei trockenem Wetter und wo möglich erst nach vollständig eingetretener Reife der Früchte ausgeführt werden. Die Bäume sind dabei zu schonen und ist namentlich darauf zu achten, daß beim Brechen des Obstes nicht zu viel Fruchtholz mit abgebrochen wird; das wird am leichtesten verhütet, wenn man beim Brechen der Früchte den Daumen hinter den Fruchtstiel hält und so die Frucht durch einen Druck nach außen abnimmt. Zur Beurteilung der richtigen Reifezeit der verschiedenen Fruchtsorten gehört einige Erfahrung; im allgemeinen läßt sich nur darüber sagen, daß die Herbstfrüchte, d. h. diejenigen, die nicht bis in den tiefen Winter dauern, zuerst gepflückt werden müssen. Die tief bis in den Winter dauernden Obstsorten läßt man möglichst lange an den Bäumen sitzen, besonders diejenigen, die zum Welken geneigt sind, weil eine möglichst vollständige Reife derselben ein geringeres Welken zur Folge hat. In sehr ungünstigen Jahren, sind die meisten Fruchtsorten in unseren Gegenden Anfangs Oktober zur Abnahme geeignet. Eine frühere Abnahme führt leicht Welken der Früchte herbei. Nur späte Wintertafelfrüchte und namentlich einige Birnensorten läßt man gern bis zur Mitte Oktober und wenn möglich noch länger auf den Bäumen. Das geschieht selbst in Belgien, wo das Klima weit günstiger ist und die vollständige Fruchtreife viel früher als bei uns eintritt. Die zweckmäßige Aufbewahrung des Obstes ist beim Obstbaue im Großen, wo die Früchte nicht sehr bald verwendet werden können und es darauf ankommt, sie zum Verkaufe oder zum eigenen Gebrauche in ihrer Schönheit und Güte lange Zeit zu bewahren, ein Gegenstand, der große Aufmerksamkeit verdient, — denn eine passende, sorgfältige Aufbewahrung erhält nicht allein das Obst in ansehnlichem Zustande und schützt gegen große Verluste durch Fäulniß, sondern übt auch auf den Wohlgeschmack der Früchte einen großen Einfluß aus. Um mit Erfolg gutes Winterobst aufbewahren zu können, muß dasselbe mit großer Aufmerksamkeit und nur bei trockenem Wetter gepflückt werden. Es ist vor seiner Lagerung im Keller, wenn man die geeigneten Lokalitäten dazu besitzt, erst einige Tage in luftigen Zimmern oder Kammern dünn auseinander zu breiten. Die zur Aufnahme des Obstes für den Winter bestimmten Räume, Keller oder sonstige frostfreie Lokalitäten, sollen keine höhere Temperatur als 10° R. und keine niedrigere als 5° R. besitzen und vor allen Dingen nicht einem zu großen Einflusse des Lichtes ausgesetzt sein, weil dieses eine zu frühe Zeitigung der Früchte zur Folge hat. Sie müssen trocken und luftig sein und gleichzeitig nicht zur Aufbewahrung von Gegenständen benutzt werden, die Dunst und üble Gerüche erzeugen, weil diese sich sonst den Früchten leicht mitteilen. Zur Lagerung des Obstes sind Räume an den Wänden entlang (Obststellagen) von Latten und Brettern herzurichten. Empfehlenswert ist es, den Lagerboden des Obstes durch Latten mit Luftzwischenräumen herzustellen, solche aber so dicht zusammenzubringen, daß das Obst nicht durchfallen kann. Eine sehr zweckmäßige Einrichtung besteht darin, daß man die Obststellagen mit Schiebladen versieht, welche unten Korbgeflecht oder dünne Latten mit Luftzwischenräumen besitzen, wie solches in Belgien zur Aufbewahrung der Birnen fast allgemein gebräuchlich ist. Nicht allein kann man bei dieser Einrichtung eine große Masse Obst zweckmäßig lagern, sondern man sieht sich in beschränkten Räumen auch nicht so sehr in die Notwendigkeit versetzt, das Obst hoch aufeinander zu schütten, was seiner starken Ausdünstung wegen sehr schädlich ist. Die gleiche Aufmerksamkeit, die man beim Pflücken beobachtete, ist auch bei allen Umpackungen desselben notwendig und jederzeit darauf zu sehen, daß es nicht beschädigt wird. Das größte und schönste Obst wird sorgfältig ausgesucht und einzeln mit den Händen auf den Aufbewahrungsort gelegt; alles unvollkommen ausgebildete Obst wird dagegen zu frühzeitigem Verbrauche allein geschüttet. Jede einzelne Obstsorte wird für sich gelagert und der Verbrauch des Obstes richtet sich während des Winters nach seiner mehr oder minder früh eintretenden Zeitigung. Der Zutritt von frischer Luft zu den Obstaufbewahrungsräumen ist im allgemeinen nicht zu empfehlen und soll nur in solchen Fällen beschafft werden, wo eine feuchte, dunstige Atmosphäre, wobei sich Schimmel auf den Früchten erzeugt, es notwendig macht. Ein sorgfältiges Durchsehen der so gelagerten Früchte, wobei alles fehlerhafte Obst ganz zu beseitigen und jede Beschädigung des guten Obstes zu vermeiden ist, muß alle 14 Tage bis 3 Wochen stattfinden. Die Winter-Kochbirnen sind bei der Lagerung gleicher Beachtung zu empfehlen. Größere Obstmassen, die sich in obstreichen Jahren nicht sogleich verwerten lassen, und für die es zur Aufbewahrung an geeigneten Orten mangelt, können, wie Kartoffeln, in trocken gelegenen Erdgruben, mit Unterlage von Stroh und Strohwänden umgeben, lange Zeit gut aufbewahrt werden, doch sind dazu lang dauernde Wirtschaftsfrüchte zu nehmen. Vor dem Gebrauche müssen die auf solche Weise aufbewahrten Früchte erst einige Tage in dünnen Schichten trockener, kühler Luft ausgesetzt werden, damit sich der von ihnen angenommene Erdgeschmack wieder verliert. Da solche Früchte während ihrer Aufbewahrung in der Erde nicht nachgesehen werden können, so ist es notwendig, nur vollständig gesunde Früchte dazu auszusuchen und diese in trockenem Zustande und mit großer Behutsamkeit in die Erdgruben zu bringen. Während starker Kälte muß die Grube bedeckt werden und richtet sich die Bedeckung jederzeit nach der vorherrschenden Kälte, wie es auch von Wichtigkeit ist, die Decke bei Eintritt milden Wetters wieder zu vermindern, um einer zu großen Ansammlung von Wärme vorzubeugen. Die Aufbewahrung des Sommer- und Herbstobstes ist von minderer Wichtigkeit, teils ist seine Dauer erheblich kürzer, anderenteils pflegt es nur in solchem Umfange angebaut zu werden, daß sein rechtzeitiger Absatz gesichert ist. Die Winter-Tafelbirnen bedürfen besonders großer Aufmerksamkeit während der Aufbewahrung, bis zu eintretender Reife. Sie müssen nicht allein zu richtiger Zeit und bei trockenem Wetter sehr sorgfältig gepflückt, sondern danach auch gut ausgesucht werden. — Nur die größten und schönsten Früchte bestimmt man zur Aufbewahrung, die kleineren werden allein zusammengelegt. Die im tiefen Winter reifenden Fruchtsorten bedürfen der Beachtung am meisten, z. B. die Winter-Dechantsbirnen, Hardenpont's Winter-Butterbirnen ꝛc. Da die Reifzeit der Früchte dieser Sorten nicht zugleich eintritt, so sind von Zeit zu Zeit Untersuchungen über die eingetretene Brauchbarkeit derselben anzustellen. Die lange erforderliche Aufbewahrung der Winter-Tafel-Früchte, bis zum Eintritt ihrer Reife, erfordert nun die Anwendung von Maßregeln, um sie bis dahin gegen Beschädigung jeder Art zu schützen. — Der größte Feind der genannten und mehrerer anderen Birnensorten ist der sich selbst in sehr günstigen Lokalitäten an den Rostflecken der Früchte zuerst bildende und sehr bald um sich greifende Schimmel. Dieser muß mit großer Achtsamkeit entfernt gehalten werden, weil seiner Zerstörung sonst eine große Anzahl und oft die schönsten Früchte unterliegen, deshalb ist es notwendig, die Früchte von 8 zu 8 oder zu 14 Tagen nachzusehen, die beschädigten zu entfernen und die sich an den Früchten vorfindenden Schimmelstellen mit einem Tuche sanft abzureiben. So erhält man die Früchte sicher bis zur eintretenden Reife. Man hört oft klagen, daß auf den Fruchtmärkten selten schöne, wohlschmeckende Birnen und namentlich die neueren, wertvolleren Sorten zum Verkaufe ausgeboten würden und leitet von diesem Umstande die Vermutung ab, daß die neueren, wertvollen Sorten wohl noch in geringem Grade verbritet sein müßten. Die Sache verhält sich indes anders. Wohl sind viele der neueren vorzüglicheren Birnen seit Jahren verbreitet und da sie längst bedeutende Erträge liefern müssen, so gelangen auch die Früchte zum Verkauf auf den Markt; daß die meisten dieser Früchte aber die Ansprüche an Schönheit und besonders an Wolgeschmack nicht befriedigen, kommt daher, daß sie zum Teil nicht in geeigneter Zeit vom Baume genommen, schlecht gelagert sind und überhaupt der richtige Zeitpunkt ihrer Reife zum Genusse nicht getroffen ist. Entweder wurden die Früchte zu früh oder zu spät vom Baume genommen und dann nach dem Verkaufe auf dem Markt zu früh oder zu spät genossen, weshalb sie im einen wie im andern Falle ihre wahre Güte nicht bezeugen konnten. Jeder Obst-Cultivateur, der namentlich der Reife der Birnen einige Aufmerksamkeit geschenkt hat, wird wissen, wie sehr es auf eine richtige Zeit der Abnahme der Früchte vom Baume ankommt, welchen Einfluß der Ort, wo die Früchte gelagert werden, besitzt und wie bedeutend der Unterschied im Geschmack ist, wenn die Früchte 8 oder 14 Tage früher oder später verspeist werden. Um die wertvollsten Früchte in aller Vorzüglichkeit genießen zu können, müssen die verschiedenen Sorten sorgsam beachtet und je nach ihrer Eigentümlichkeit zu einem bestimmten Zeitraume gebrochen und gut gelagert werden. Von da an ist große Achtsamkeit auf den Eintritt der Reife zu verwenden. Aus den obigen Gründen wird meistenteils nur derjenige im Stande sein, seinen Tisch mit ausgezeichneten Birnen zu versehen, der auf die Aufbewahrung der Früchte die erforderliche Achtsamkeit wendet. In Belgien, wo die Birnen allgemein sehr hochgeschätzt werden, räumt man die geeignetsten Zimmer des Hauses zur ersten Lagerung der Birnen ein; die Fußböden werden mit Stroh ꝛc. belegt, und auf dem so hergestellten Lager wird die erste Ausdünstung und Abtrocknung der Früchte bewerkstelligt; später werden sie an ihren Bestimmungsort gebracht. Beabsichtigt man Versendung größerer Obstmassen, so sind solche in Körben oder Kisten, schichtweise mit Grummet (Nachheu), Stroh oder dergleichen weichem Materiale zu verpacken, möglichst so, daß die Früchte sich nicht berühren und durch Erschütterung während der Reise nicht beschädigt werden. Sehr wertvolle Früchte werden einzeln in weiches Druckpapier gewickelt und nach einer Unterlage von Grummet in Körbe oder Kisten schichtweise verpackt. Auf jede Fruchtschicht folgt eine leichte Decke von Grummet. Die so verpackten Früchte ertragen weite Reisen ohne den geringsten Nachteil. Zwetschgen und Kirschen werden am besten in Körben versandt, in die man gegen zu starken Druck der Früchte, namentlich bei Kirschen, schichtweise frische Blätter legt. — Die Versendung von Trauben, Pfirsichen und Aprikosen wird am besten durch starke Mischung von frischen Blättern bewerkstelligt.

(Land- u. Hauswirtschaftl. Beilage z. Hamb. Korr.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser,
Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Auflösungen von Nr. 21.

Zweisilbige Charade.

Wildfang.

Richtig gelöst: Aachen: Hermann B.; Baden-Baden: Fräulein E. G.; Berlin: Gustav Torso, K. Zippel; Chemnitz: Frau A. R.; Freienwalde: O. Ha—.; Hamburg: Frau E. D., M. Va⁴k⁴; Hannover: G. Sch.; Magdeburg: E. Miller; Rochlitz: F. H. Poppitz; Ronneburg: K. Kr.; Schweidnitz: Fräulein Elise L.; Tarnowitz: S. Breslauer; Torgau: E. Fm.; Weimar: Frau Johanna Müller.

Rösselsprung.

An dem stillen Meeresstrande
Ist die Nacht heraufgezogen,
Und der Mond bricht aus den Wolken
Und es flüstert aus den Wogen.

Doch der Mond, der lacht herunter,
Und mit heller Stimme spricht er:
Jener ist verliebt und närrisch
Und noch obendrein ein Dichter.

Richtig gelöst: Berlin: Gustav Torgau, W. Möschke; Hamburg: Frau E. D., M. Va⁴k⁴; Rochlitz i. S.: F. H. Poppitz; Weimar: Frau Johanna Müller.

Aerztlicher Ratgeber.

Ottensen. O. F. H. U. Das grundlegende Uebel für die Leiden Ihrer Frau ist offenbar der Gebärmuttervorfall, auf dessen Beseitigung demnach hauptsächlich die Behandlung gerichtet sein muß. Diese Behandlung besteht darin, daß man den kranken Teil in seine normale Lage zurückbringt und ihn darin durch mechanische Hilfsmittel festhält, wie es durch die Anordnung Ihres Arztes in Ihrem Falle bereits geschehen ist. Fragen Sie Ihren Arzt, ob er gegen das lästige Folgeleiden, von dem Sie schreiben, nicht neben Beobachtung peinlichster Reinlichkeit tägliche Einspritzung von 4 Teilen Alaun auf 150 Teile Wasser für angezeigt halte.

Freudenthal. J. R. Z. Wenn auch Dr. med. Reyher in Leipzig in der von Ihnen angegebenen Weise gegen die Atmungskur geschrieben hat, so brauchen Sie Sich doch dadurch nicht im mindesten stören zu lassen. Diese Kur besteht in nichts weiter als in einer zweckmäßigen Gymnastik der Atmungsorgane, einer Gymnastik, welche, wenn sie nicht übertrieben wird, die Atmungsorgane also nicht allzusehr anspannt, unmöglich schaden kann. Nahrhafte leichtverdauliche Kost, Bewegung in gesunder Luft, überhaupt eine Diät, wie wir sie für Lungenkranke oft genug detaillirt angegeben haben, darf daneben natürlich nicht fehlen. Der Einatmung von Staub und Rauch müssen Sie, wenn es irgend geht, selbstverständlich ganz aus dem Wege gehen. Wenden Sie also die genannte Kur an und berichten Sie bald Weiteres.

Hamburg. A. Kg. Sie dürfen die für Sie bestimmt gewesene Medizin durchaus nicht Ihrer 25jährigen Tochter eingeben, wenn auch dieselbe „sonst gesund und kräftig“ ist. Erstens ist es doch sehr fraglich, ob das Leiden Ihrer Tochter genau dasselbe ist, wie das Ihre, zweitens gibt man erwachsenen Frauenzimmern im Alter von 25 bis 55 Jahren nicht mehr als ¾ der vollen Dosis, welche bei kräftigen Männern gereicht werden darf. Im übrigen haben Sie das Uebel so überaus unzureichend beschrieben, daß es uns ganz unmöglich ist, zu erkennen, um was es sich handelt; hätten Sie nur wenigstens das Rezept eingesendet!

Redaktions-Korrespondenz.

Breslau. F. K-n. 1. Die Adresse des Elberfelder Juweliers, der die gewünschten Denkmünzen verkauft, ist Jean Wynhausen, Franzenstraße 21a. — 2. Wir empfehlen Ihnen die Kolbsche Kulturgeschichte, welche durch jede Buchhandlung, auch durch die Expedition der „Neuen Welt“ zu beziehen ist.

Cöln. H. Br. Es wäre schwer zu erklären, daß die edle Zunft der Nachdichter immer zahlreicher wird troz häufiger Entlarvung des einen oder des andern der Zunftgenossen, wenn man nicht annehmen wollte, daß öfter noch die Produkte der Abschreibekunst ungestört als Originalleistungen den Weg in die Oeffentlichkeit fänden. Und es ist in der Tat der notgedrungenerweise mit Windesflüchtigkeit arbeitenden Redaktion einer Tageszeitung fast unmöglich, sich soviel Zeit zu nehmen, um im eigenen Gedächtnisse nach Literaturprodukten zu suchen, mit denen irgend etwas Eingesandtes über das erlaubte Maß hinaus formell und inhaltlich übereinstimmt. Umsomehr halten wir es für die Pflicht der Redaktionen von Wochen-, Monatsschriften 2c., welche mehr Sorgfalt auf die Prüfung der ihnen zugehenden Manuskripte verwenden können, nach Kräften dem groben und verächtlichen Unfug des Literaturdiebstahls nachzugehen und zu steuern. Das Gedicht, welches Ihrer Mitteilung nach von einem Ihrer Bekannten stammt und vor einiger Zeit in einem Provinzialblättchen auf Treu und Glauben als Original veröffentlicht wurde, ist auch nichts weiter als eine sehr ungeschickte Umdichtung einer Reihe von Strophen, welche dem Liedercyklus „Die Blinde“ von Chamisso angehören. Bei dem Umdichter heißt es:

Stolz, mein Stolz, wohin gekommen!
Bin ein armer, armer Mann,
Dessen Auge, leidverschwommen (?),
Nur noch weinen, weinen kann.

Lesen kann ich in den deinen
Nicht das heimlich süße Wort,
Ich muß schweigen, aber weinen,
Weinen, weinen immerfort.

Hin auf ewig! Doch in Scherzen
Und in Freuden lebest du,
Ueber mich und meine Schmerzen
Deckt der Tod das Grab bald zu.

Und Chamisso sang:

Stolz, mein Stolz, wohin gekommen!
Bin ein armes, armes Kind,
Deren Augen, ausgeglommen,
Nur zu weinen tauglich sind.

Lesen kann ich in den seinen
Nicht das heimlich tiefe Wort,
Meine schweigen, aber weinen,
Weinen, weinen fort und fort.

Ja, wir sind getrennt! In Scherzen
Und in Freuden wandelst du,
Ueber mich und meine Schmerzen
Schlägt die Nacht die Flügel zu.

Künftighin werden wir an den Nachdichtern dadurch zum Nachrichter werden, daß wir schonungslos ihren vollen Namen veröffentlichen. Wie wär's, wenn wir mit Ihrem Bekannten den Anfang machten?

Neurode. E. W. Unser Metteur ist mit Ihnen bezüglich des „Forts. folgt“ ganz einverstanden, meint jedoch, daß sich dasselbe nicht in allen Fällen vermeiden lasse.

Limbach. A. L. Von den weitverbreiteten stenographischen Systemen hat das am weitesten verbreitete, das Gabelsbergersche, den Anspruch, als das beste zu gelten, obzwar gewisse Vorzüge auch dem andern, dem Stolzeschen, nicht abzusprechen sind. Der Hauptmangel beider besteht darin, erstens, daß man es in ihnen zu lohnender Fertigkeit doch nur sehr schwer bringt, und zweitens, daß ein stenographisches Manuskript, bei dem alle die Kürzungen in Anwendung gekommen sind, welche die Aufgabe des Nachschreibens einer Rede erheischt, sehr selten von einem andern, als dem Schreiber selbst, gelesen werden kann. Beiden Mängeln abzuhelfen, hat man sich schon vielfach bemüht, bis jezt ohne durchschlagenden Erfolg. Seit einigen Jahren ist u. a. auch der Redakteur der „N. W.“ damit beschäftigt, ein Stenographiesystem auszubauen, welches sehr leicht erlernbar sein und dabei Manuskripte liefern soll, von denen jeder dieser Stenographie kundige Schriftsezer flottweg ohne Uebertragung in Kurrentschrift abzusezen vermag. Ob es ihm gelungen ist, diese Aufgabe zu lösen, wird in einigen Monaten die Oeffentlichkeit entscheiden können.

Sprechsaal für jedermann.

Ob so etwas schon jemals vorgekommen ist?

Vor einigen Wochen stand der Hutmacher und Redakteur der indessen auf Grund des Sozialistengesezes verbotenen Halberstädter Sonntags-Zeitung, August Heine, vor dem Schöffengericht in Halberstadt, um sich über eine ziemlich unbedeutende Beleidigung eines Polizeikommissärs, begangen durch einen Bericht in seiner Zeitung, zu verantworten. Das Königliche Landgericht hatte keine Beleidigung, sondern eine Belobung des Polizeikommissärs im betreffenden Artikel gefunden, doch hatte das Oberlandesgericht dem Antrag des Staatsanwalts gemäß den Klagantrag angenommen. Der beleidigt sein sollende Polizeikommissär erklärte im Termin, daß er sich durch den Artikel nicht beleidigt fühle, nicht er, sondern seine vorgesezte Behörde hätte Strafantrag gestellt. Der sonst fungirende Amtsanwalt mußte dem ersten Staatsanwalt Schöne Plaz machen. Nach dem allgemeinen Vorgefecht des Staatsanwalts und des Angeklagten, welcher sich selbst verteidigte, beantragte der erste Staatsanwalt, ihm zu gestatten, einige nicht streng zur Sache gehörigen Fragen an den Angeklagten richten zu dürfen. Der Angeklagte erklärte sich zur Antwort bereit. Der erste Staatsanwalt richtete nun folgende — gewiß noch vor keinem Schöffengericht erörterte Fragen an den Angeklagten:

1) Welche Vorstellung hatte Platon über die Unsterblichkeit der Seele?
2) Welche philosophischen Systeme sind Ihnen bekannt?
3) Was lehrt Kant in seiner Kritik der reinen Vernunft?
4) Welchen Einfluß hat die Einführung des römischen Rechtes auf die Entwicklung der deutschen Verhältnisse gehabt?
5) Geben Sie eine kurze Geschichte Preußens und der preußischen Verfassung.

Zum Schluß wünschte der erste Staatsanwalt noch die Lebensgeschichte des Angeklagten und eine Antwort auf die Frage, warum derselbe Dissident sei.

Der Angeklagte war so naiv, alle diese Fragen genau und in kurzen scharfen Ausführungen zu beantworten. Der Lohn für dieses vorzüglich bestandene Examen sollte auch nicht ausbleiben, denn der erste Herr Staatsanwalt schloß seine Strafantragsrede mit folgenden Worten:

„Bei dem hohen Bildungsgrad des Angeklagten — einem Bildungsgrad, wie man ihn in seinem Stande anderweitig durchaus vergebens suchen würde, beantrage ich eine empfindliche Strafe und zwar sechs Monat Gefängniß.“

Das Schöffengericht erkannte jedoch nur auf 150 Mark Geldbuße (in Anbetracht des notorischen Wohlstandes des Angeklagten). Gegen das Erkenntnis ist vom Verurteilten und Staatsanwalt Berufung eingelegt.

Nun zuerst die Nuzanwendung: Lasse Niemand sein Licht an der unrechten Stelle leuchten!

Und dann die Frage: Kennt jemand einen ähnlichen Fall? C. B.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser, Stuttgart, Fangelsbachstraße 32.

Im Verlage von **J. H. W. Dietz** in Stuttgart ist soeben erschienen:

Der illustrirte

Neue Welt-Kalender

für das Jahr 1885.

Inhalts-Verzeichniß.

Preis 50 Pfennige.

Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt. Bestellungen werden baldigst erbeten.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.